STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Digitized by Google

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Jahrgang 1882.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
OCT 18 1978

AP 30
L 53
1882

MT 15

Digitized by Google

Haupt-Inhalt

der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom Jahre 1882.

(Die Zahlen bezeichnen die Nummern der „Wissenschaftlichen Beilage".)

1. Größere Aufsätze.

Alexander II., Aus den letzten Tagen des Kaisers, 88.
Alterthumsverein zu Dresden. Sitzungen des Königl. Sächs., 5, 15, 25, 30, 91, 100.
Athen. Skizzen aus. Von P. v. Mellngo 97.
Auction erstanden. In der, Ein Beitrag zu den Kritiken über Heinrich Heine 86.
Barbarossa. Wuotan-, 101.
Bayreuth. Nachträgliches aus, Mitgetheilt von Hans Marbach 71.
Berlin. Das kaiserliche, Von Fritz Wernick 87, 89.
Bilderbuch, Ein, aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, Von Carl Albert Regnet 78, 79.
Britisch-Indien. Ueber die Lage der Landbevölkerung in, 29, 30.
China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien, von Frhrn. Ferdinand von Richthofen. Von Dr. Georg Müller-Frauenstein 59, 70.
Darwin. Charles, In Memoriam! Von J. Victor Carus 45.
Dessauer Musikleben siehe „Rust".
Dippoldiswalde. Die Nikolaikirche zu, 85.
Dorfkirchen. Unsere alten, Von Architekt H. Altendorff in Leipzig 8.
Elektricitäts-Ausstellung, Die, in München 81, 83.
Erzgebirge. Eine neue Aera im, 42.
Faust. Zum zweiten Theile des, 17, 18.
Flotte. Die Entwickelung der deutschen, 7.
Fortbildungsschulen, Religiöse Anregungen in, mit Minimalstundenzahl 2.
Frau, Das Leben und die Stellung der, im römischen und im christlichen Hause. Vom Pfarrer Fr. Jul. Winter 103.
Freiberger Hüttenwerke. Ueber die Entwickelung der, Vom Oberhüttenverwalter, Oberbergrath Merbach 71.
Fremdwörter. Der Kampf wider die, Von Reinhold Bechstein 79.
Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Sitzungen der Königl. Sächs., 35, 94.
Goethe's Cour d'amour und Stiftungslied 102.
Grimm, Briefe der Brüder Jacob und Wilhelm, an Georg Heinrich Pertz 91, 92, 93.
Hansischen Geschichtsverein. Die 12. Jahresversammlung des, 48.
Hauptpersonen des Alterthums, Die, nach Ranke's Weltgeschichte. Von Dr. Georg Müller-Frauenstein 39, 40.
Heine siehe „Auction".
Heraldischen Ausstellung, Von der, in Berlin 45.
Herme, Mumie und Statue in der antiken Welt. Von Dr. J. E Kuntze 59—61.
Hindus. Zum Verständniß der, 93.
Hüffer, Hermann, und die europäische Politik am Ende des vorigen Jahrhunderts. Von Dr. Georg Müller-Frauenstein 9.
Jablonowskischen Gesellschaft. Jahresbericht der Fürstlich, 33.
Jagdliebhaber, Das Heer der, und Etwas über die volkswirthschaftliche Bedeutung der Jagd 48.
Ideal, Ueber das sittliche, und seine Geschichte. Festrede zum Geburtstag Sr. Majestät des Königs, von Dr. Luthardt 37.
Ideale, Die wahren und die falschen, in der Politik. Von Conrad Hermann 47.
„Indien", Das Kunst- und Prachtwerk, von Schlagintweit 57.
Indische Elephanten in Afrika 76.
Johann von Sachsen. Aus dem Privatleben des Königs, 69. — Aus dem Freundes- und Bekanntenkreise des Königs 85.
Italien. Die Organisation der Staatsbehörden im Königreich, 25.
Kant, Immanuel, und die Gegenwart. Eine Studie von Moritz Brasch 99, 100.
Kirchengeschichte. Was wir wollen? oder Aufgaben der Forschung auf dem Gebiete der sächsischen, 49.
v. Kleist, Heinrich, 41.
Koffuth's Memoiren 42.
Kunstausstellung in Wien. Von der internationalen, 33, 35, 37, 39, 41
Lebensversicherungssumme, Soll das Recht auf die, zum Nachlaß des Versicherten gehören? 65.
Leipzig. Stimmen über, aus drei Jahrhunderten. Von Paul Lemcke 13. — Fremde Touristen über das Leipzig nach den Zeiten des 30jährigen Krieges. Mitgetheilt von Paul Lemcke 80.
Lessing's. Eine neue Biographie, 47.
Lieder. Zur Geschichte deutscher, von Albert Richter 59, 61, 63.
Lutherische Conferenz. Die vierte allgemeine, 68.
Malta 77.
Manila und die Philippinen 89.
Meininger Hoftheaters. Zum Jubiläum des, Blätter der Erinnerung von Reinhold Bechstein 9, 10.
Metternich. Die Memoiren des Fürsten, 13—15, 55, 56.
Minghetti, M., Die politischen Parteien und deren Einmischung in die Rechtspflege und Verwaltung 35.
Molly-Maguires, Die, in den Vereinigten Staaten 20.
Mondscheinbetrachtung. Eine, von Dr. Georg Müller-Frauenstein 53.
Oktober. Zum 18., Ein Erinnerungsblatt, mitgetheilt von Dr. Georg Schmid in St. Petersburg 83.
Paris: Briefe aus, Renan's neues Buch „Marc-Aurel". — Eine Autographensammlung im Hôtel des ventes. — Aufnahme eines Dichters in die französ. Akademie 3. — Die Sühnkapelle zum Gedächtniß an Ludwig XVI. — Die sittlichen Zustände in Paris. — „1001 Nacht" im Theater des Châtelet 11. — Der 100jähr. Geburtstag Auber's. — „Petites pages d'histoire" vom Prinzen Heinrich von Valory. — Scholl's „Les mémoires du trottoir" 17. — Der Frühling. — Die Eidverweigerungen. — Der Ball Mabille. — Das Pariser Leben unter Ludwig XVI. 25. — Die Pferdeausstellung. — „Die Rantzau" von Erckmann und Chatrian im Theater François. — Die Gefangenschaft der Herzogin von Berry in Blaye, nach Dr. Ménière's Tagebuch — Thomas' neue Oper „Franziska von Rimini" 36. — Die Ausstellung der Werke lebender Künstler im Industrie-Palast der Champs-Elysées. Die Sculpturen 44; die Gemälde 49. — Hôtel des Ventes. — Interessante Handschriften. — Eine Statue für Alexander Dumas. — Der Briefwechsel von George Sand. — Das neue Pariser Rothhaus 54. — Das Nationalfest am 14. Juli — Das Denkmal Michelet's auf dem Kirchhofe Père La Chaise. — Die Memoiren des Gen. Ségur 62. — Die Leiden der Minister der Republik. — Tod des Gen. Ducrot — Von den Assisen. — Ein Ausflug nach Montmorency 72. — Selbstmord einer Schauspielerin. — Ist denn das Leben des Lebens werth? — Eine Statue für Rousseau. — Die Memoiren des Barons v. Bi-

trolles 86. — „Ein Pariser Roman", Schauspiel von Octave Feuillet. — Gounod's Jugendansichten über Mozart's „Don Juan". — Die Memoiren des Prinzen Lucian Bonaparte 94. — „Le Roi s'amuse" im Theater Français. — Das jetzige und das ehemalige Paris. — Voltoire in einer Abendgesellschaft bei der Gräfin Ségur. — Die Reise in das Land des Unmöglichen 101.
Pariser Julirevolution siehe „v. Reichsstadt".
„Parsifal" siehe „Wagner's".
Paul, Jean, in Dresden. Von Dr. Karl Lange 49, 50. — Eine Gymnasialrede Jean Paul's. Von Paul Nerrlich 16.
Pertz, Georg Heinrich, Leben und litterarische Wirksamkeit. Geschildert von Carl Aug. Frdr. Pertz 65—67.
Peters des Großen, Neue Aufklärungen über das Verhältniß, zu seinem Sohn Alexei 5, 6.
Phänomene. Verwandte, Skizze von Elisabeth Klee 3.
Philippiaen siehe „Manilli".
Pneste, Zur Behandlung der, an unseren höheren Lehranstalten 8.
Rauchverzehrung. Ueber, 38
v. Reichstadt, Der Herzog, und die Pariser Julirevolution 21, 22.
Requiem, Das, in seinen bedeutendsten Vertretern. Von Gustav Portig 95, 96.
Reise nach Paris und Holland. Erinnerungen an eine, im Jahre 1817 105.
Reisebriefe von Dr. B Peter 86.
Reisen sonst und jetzt Von Rudolph v. Kyaw 33—65.
Rom, Noch und in, Italienische Skizzen von Dr. J. E. Kuntze 1, 2, 23, 24.
Rosegger's Schriften des Waldschulmeisters 29.
Russische Pädagogie und der Graf Tolstoi 52.
Rust, Friedrich Wilhelm, und das Dessauer Musikleben 1766—1796 57, 58.
Schiller in Carlsbad 1791 11, 12. — Fr. Schiller und der Maler Joh. Christian Reinhart 90.
Silbermann's, Gottfried, erste Orgel in Sachsen 64. — Aus Gottfried S.'s Jugendleben 98
Speisen-Reglement siehe „Vogtland".
Sternwarte zu Pulkowa Der neue Refractar der, 46.
Taufstein, Kanzel und Altar, die drei wichtigsten Cultusstätten der christlichen Gemeinde. Von P. Dr. Kleinpaul aus Brockwitz 82.
Todtschweigen eine sittliche Pflicht der Presse 102
Tolstoi: siehe „Russische Pädagogie".
„Trennung von Staat und Kirche", Die, im Canton Genf. Von P. Dr. Kühn in Reichstadt 61, 32.
Venus, Die Darstellung der, bei den Alten und bei Thorwaldsen. Von Gustav Portig 77.
Vogtland. Aus dem, Althergebrachtes Speisen-Reglement auf dem Lande 105.
Wagner's, Richard, Bühnenweihfestspiel „Parsifal". Von Gustav Portig 27, 28.
Wuotan-Barbarossa 101.

2. Literatur und Kunst.

Abel's, Ambrosius, in Leipzig Jugendschriften 101.
Ahlfeld, Morgenandachten 101.
Alexandrowitsch, Bewegte Zeiten. Roman 26.
Allan, Aus der Romanischen Gesellschaft. Zwei Romane 26.
Amicis, Edmondo de, Konstantinopel 52.
Annalen des Reichsgerichts. Von Dr. Blum u. Dr. Braun 12.
„ des Deutschen Reichs. Von Dr. Hirth u. Dr. Seydel 78.
Anzengruber, Launiger Zuspruch und ernste Red' 101.
Arbeiterfrage. Broschüren zur, 38.
Arbeitsgesetz, Ein, als Lösung unserer Tagesfrage 38.
Ariost's Rasender Roland 19.
Arnold, Deutsche Geschichte 34
s. Ascheraden, Phaläna und Mali 15.
Aus allen Welttheilen. Illustrirte Monatshefte 98.
Aus allen Zeiten und Landen. Illustrirte Monatsschrift 93.
Baedeker's Handbücher für Reisende 73.
Binder-Almanach 50.
Baisch siehe „Reinhardt".
Balbi's Allgemeine Erddeschreibung. 7. Aufl. von Dr. Chavanne 50.
Baumgarten-Crusius, Abriß der Sächs. Geschichte 2c. 85.
Berg, Das Buch der Bücher 100.
Bermann, Alt und neu. Vergangenheit und Gegenwart 45.
Bernau, Album der Burgen und Schlösser im Königr. Böhmen 50.
Bibliothek zu Dresden siehe „Richter".
Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte 27.
Biller, Ulli. Geschichte eines unerzogenen Mädchens 94.
Bird, Leben einer Dame in den Felsengebirgen 26.
„ Unbetretene Reisepfade in Japan 91.
Bismarck, Fürst, siehe „Front".
Blätter für populäre Rechtswissenschaft 38, 72.
Blau, Die deutschen Landsknechte 28.
Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo 79.
Bodenstedt und Leland Mason, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache 17.
Bormann's, Edwin, Schelmenlieder 96.
Boshuftes von der Gattin und Schwiegermutter 101.
Böttcher, Aus meiner Wundermappe 36.
Brachelli, Statistische Skizze der europäischen Staaten 16.
Brachvogel's gesammelte Romane, Novellen und Dramen 33, 84.
Brandeis, Handbuch des Schieß-Sports 23.
Braun siehe „Schiller und Goethe".
Braun und Schneider's in München Jugend- und humoristische Schriften 98.
Brockhaus' Kleines Conversations-Lexicon 97.
Brooke's Geschichte der englischen Literatur, deutsch von Matthias 38.
Broschüren politischen, volkswirthschaftl. 2c. Inhalts 38.
Buchdruckerkunst siehe „Lorck" und „Faulmann".
Bülow, Das Ende des Actenversendungsrechts 34.
Brunnen-Concurrenz, Die, in Leipzig 56
Burckhardt, Das Buch der jungen Frau 90.
Busch, Eine Wallfahrt nach Jerusalem 66.
Cable's Roman: „Die Grandissimes" 26.
Certosa, Die, bei Pavia 44.
Charlotte v. Kalb siehe „Neerlich".
Claudius, Matthias, der Wandsbecker Bote. Von Gerok 43.
Claus, Leben und Wirken des Georg Müller in Bristol 65.
Comenius, Johann Amos, als Theolog, von v. Criegern 4.
Communismus oder Wohlefeorm. Unkenruf eines alten Abgeordneten 38.
Conservative Monatsschrift, Allgemeine, 32.
Cooper, Reise zur Auffindung eines Ueberlandweges von China nach Indien 88.
Corvus, Schwester Carmen. — Schein und Sein 20, Berichtigung 22.
Cossa's Schauspiel: Plautus und sein Jahrhundert 38.
v. Criegern siehe „Comenius".
Culturkampfs. Ein Vorschlag zur Beilegung des, 33.
Curci, Das neue Italien und die alten Zeloten. Deutsch von Boock-Arkossy 49.
Daha's historischer Roman: Felicitas 102.
Dalton's „Johannes a Lasco" 21.
Dannenberg und Frantz, Bergmännisches Wörterbuch 11.
Deutsche Bücherei. Bering von S. Schottländer 75.
Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernh. Seuffert 13, 13.
Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart, von Rich. Fleischer 3.
Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik 20, 47, 59.
Deutsche Warte. Blätter für deutsche Cultur-Bestrebungen, Politik und Unterhaltung 67, 91.
van Dewall's Roman: „Der alte Hans" 26. — v. D.'s Romane: „Graf Rübezahl" und „In die Fremde" und dessen Novellen: „Monbscheingeschichten" und „Ein Mann" 69.
Dickmann, Postoralbibliothek 35.
Dieffenbach, Völkerkunde Osteuropas 82.
Dresdner Galerie. Aus der, 14. — Neue Erwerbungen der K. Gemäldegalerie zu Dresden 57.
Dubac, Der Optimismus als Weltanschauung und seine religiös ethische Bedeutung für die Gegenwart 73.
Du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne 9, 100.
Duncker, Geschichte des Alterthums 7.
Dunger, Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter 79
Ebeling, Zur Geschichte der Hofnarren. Friedrich Taubmann 100.
Ebers' Roman: Die Frau Bürgermeisterin 35.
„ „Aegypten", illustrirtes Prachtwerk 75, 100.
Ebers und Guthe, Palästina in Wort und Bild 13, 50.
Eckardt, Erklärung der wichtigsten Kirchenlieder 97.
Einsame Wege 83.
Eisenhart, Geschichte der Nationalökonomik 13.
Encyklopädie der Naturwissenschaften 35, 60.
Entscheidungen des Reichsgerichts 13
Erler, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters 27, 95.
Esmarch, Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen 33.
Europäische Wanderbilder: Villach und Freiburg i. B. 73.
Fahn, Sterne und Menschen 71.
Falkenau's Dichtungen: Aus dem Tagebuche eines Einsamen 101.
Faulmann, Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst 15, 63.
Faust. Johann, Ein allegorisches Drama, gedruckt 1775 2c. 31, 85.
Faust's Leben vom Maler Müller 14.
Feder's Gedichte: Im 1. Jahrzehnt des neuen Reiches 48.
Fels' Gedichte „Elfenperlen" 48.
Feuerbach, Anselm, Ein Vermächtniß von, 5.
Fog, Das theologische Studium 100.
Fontane's Novelle: L'Adultera 68.

GENERAL BOOKBINDING CO.
79 2485T 53 005 MF S 2006
QUALITY CONTROL MARK

v. Fragstein, Was sollen wir brennen? 48.
Frank, Fürst Bismarck und nicht seine Leute während des parlamentarischen Kriegs 79.
Franzos, Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich 101.
Französische Neudrucke herausgegeben von Karl Vollmöller 5.
Französische Armee, Zur Orientirung über die Ausbildung und Taktik der, 6.
Freiberger Alterthumsverein. Mittheilungen vom, 67.
Freisinn, B., Renata. Ein Cyklus von Liedern 48.
Freybe, Das Berliner Weihnachtsspiel 96.
Fricke, Metaphysik und Dogmatik in ihrem gegenseitigen Verhältnisse 81.
Friedberg, Das Collegium Juridicum 96.
Friedeberg, Praktisches Judenthum 38.
Friese's romant. Volksschauspiel: Die Andreasnacht 70.
Fritsch, Denkmäler der deutschen Renaissance 99.
Für's Haus. Wochenschrift von Klara v. Studnitz 84.
Gaedertz, Gabriel Rollenhagen 52.
Gebhardt, Thüringische Kirchengeschichte 46.
Geographisches Handbuch zu Andree's Handatlas 84.
Gerichtsverfassungsgesetze, Verhandlungen über den Entwurf zum, sowie einer Strafproceßordnung ꝛc. 89.
Gerlach, Allgemeine kirchliche Chronik 51.
Gerstfeldt, Vergleichende Zahlen und Bilder zur Reichssteuerfrage in ihrer Zweckbeziehung zu der Finanzlage der Gemeinden in Preußen 11.
Gleim, Preußische Kriegslieder von einem Grenadier 22.
Göbel, Ueber Alters- und Wittwenversorgung der Arbeiter 38.
Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" 3, 40.
Goethe's Werke, illustr. herausgeg. von Heinr. Düntzer 50, 76.
Goldschmidt, Ideen über weibliche Erziehung im Zusammenhange mit dem System Friedr. Fröbel's 31.
Gotthelf's „Anne Bäbi" in neuer Auflage 50.
v. Gottschall's Roman: Die Erdschaft des Blutes 26.
„ Deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrh. 31.
Gradmessung. Die Großenhainer Basis der mitteleuropäischen, 98
Gran, Der Glaube die wahre Lebensphilosophie 58.
Greif's, Martin, Gedichte 37.
Grote's und Friese's „Unter den Linden". Romantisches Volksschauspiel aus der Vorzeit Berlins 70.
Grützmacher, Geschichte des 1. schlesischen Krieges 50.
Günther's Entwürfe zu Vorträgen und Aufsätzen. 2. Auflage von Peschel 13.
Gustav-Adolf-Stiftung. Bericht über die 36. Hauptversammlung des evangel. Vereins der, nebst drei Predigten dabei 97.
Gutachten siehe „Sanktionsrecht".
Gymnasien, Realschulen und Seminare. Das Königl Sächs. Gesetz über die, sowie die Lehr- und Prüfungsordnung für die Gymnasien 106.
Haan, Geschichte der Vertheidigung des Christenthums 71.
Hackländer's ausgewählte Werke 84.
Harleß, Jakob Böhme und die Alchymie 45.
Harmening, Mirjam. Hohes Lied der Liebe 43.
Hartleben's Handbuch für Touristen und Geschäftsreisende 73.
Hartmann, Arabischer Sprachführer für Reisende 79.
Hartner's Erzählung: Versuche und Erfolge 94.
Hasse, Grundlinien christlicher Irenik 69, 71.
Heinze's Anklageschrift „Hungarica" im Lichte der Wahrheit 104.
v. Hellwald, Naturgeschichte der Menschen 63, Erklärung zur Besprechung dieses Buches 90.
Hemann siehe „Platter".
„ Die religiöse Weltstellung des jüdischen Volkes 89.
Hempel, Schulreden 35.
Herbert's Roman: Deutsch und Slavisch 26.
Herbst, Encyklopädie der neueren Geschichte 52.
Herten's Roman: Das stille Haus 68.
Hillardt, Die weibliche Handarbeit in der Poesie 52.
Hochverrathsproceß vor dem deutschen Reichsgericht zu Leipzig. Schriften von E. Künzel und Max Traunsil über den ersten, 5.
Hoeppner, Von heimatlicher Flur 102
Hofnarren siehe „Ebeling".
Hähne, Goldene Worte 27.
v. Holtzendorff, Rechtslexikon 12. — v. H.'s Encyklopädie der Rechtswissenschaft 74
Honegger, Allgemeine Culturgeschichte 78.
Horn, Handbuch des Hunde-Sports 64.
v. Horn's (W. Oertel's) Jugendbibliothek 96.
Hottinger's Orbis pictus 5.
Häbler's Vorlagen für Ornamentmalerei 99.
v. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt 11.
Hübner's statistische Tafel aller Länder 35.
„Humboldt." Monatsschrift für die gesammten Naturwissenschaften 10, 77.
Humoristische Schriften 101.
Jacobi siehe „Schneeberg".
„ Die Innungen nach dem Reichsgesetz vom 18. Juli 1881. — Derselbe, Die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 ꝛc. 47.
Jacobi, Erinnerungen an den Baron v. Kottwitz 66.
Jäger, Katechismus der Rosenzucht 32.
Jahn, Slavina. Eine wendische Sage 79.
Jahrbuch des Gebirgs-Vereins für die sächs.-böhm. Schweiz 79.
Illustrirte Lieferungswerke 50, 75, 96.
„ Frauen-Zeitung (Berlin, Franz Lipperheide) 98.
„ Schreinerzeitung 99.
Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten. Von v. Wißleben-Wendelstein 68.
Jókai's Romane „Zweimal sterben", „Tollhäuslerwirthschaft", „Die Narren der Liebe", „Die schöne Michal" und „Schwarze Diamanten" 25.
Iselin, Wahre Geschichten zum Evangelium Lucas ꝛc. 67.
Israel, Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts 35.
„ Erfahrungen auf Alpenreisen 37.
Jugendschriften 96, 98, 100, 101, 102 (Berichtigung 103).
Jüngling's Englische Roman-Bibliothek 28.
Juristische Literatur 12, 47.
Kaden, Skizzen und Culturbilder aus Italien 49.
Kaden und Wernick, Nach dem Süden! Wanderungen durch die Schweiz und die Riviera 70.
v. Kalb, Charlotte, siehe „Nerrlich".
Kalender: Moser's Notiz-K.; Lucas' in Elberfeld verschiedene K.; Weiske's „Almanach in losen Blättern"; Der „Mentor"; Flemming's „Der Bote" 9. — K. für Geflügelfreunde von Gust. Meyer 10. — Sächs. Volks-K. 81. — Frommann's verbesserter Historien-K. 9, 93. — Löde's Taschen-K. für die sächs. Haus- und Landwirthe 93 — Ameisen-K.; Freiberger Stadt-, Land- und Berg-K.; Allmer's Römischer Wand-K. deutscher Nation 97. — Richter's Universitäts-K. 98. — Eckstein's Schall-K. 9, 101.
Kamig, Bekenntnisse zu Christo. Predigten und Amtsreden 104.
Karteamerke: Riecke's Kleiner methodischer Schulatlas für die Unterklassen höherer Schulen 36. — Schneider's Typen-Atlas 38. — Voigt, Korte der geschichtlich denkwürdigen Ortschaften ꝛc. des Deutschen Reichs 47. — Lange's Special- und Verkehrskarte vom Königreich Sachsen 58. — Wenker's Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland 69. — Berthes' Karte: Aegypten und der Sues-Canal 66. — Operationskarte von Unter-Aegypten und dem Suesksanal; Calvi, Plan Croquis des Bombardements von Alexandrien 75. — Stieler's Handatlas über alle Theile der Erde 79.
Kaufmann, Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen 8.
Keck, Die Pfingstweihe oder die Einsegnung 33.
Kielland's ausgewählte Novelletten 26.
Kingsley. Briefe und Gedenkblätter, herausgeg. von seiner Gattin 35
Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben 9.
Kleinpaal, Rom in Wort und Bild 19, 42, 76, 96.
v. Kobell, Erinnerungen in Gedichten und Liedern 98.
Koenig, Deutsches Frauenleben im deutschen Liede 1.
„ Procentische Zusammensetzung und Nährgeldwerth der menschlichen Nahrungsmittel ꝛc. 72.
Köhler, Italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Taschenwörterbuch 16.
Kohlrausch, Der Diskus 103.
Kaller, Neueste Erfindungen und Erfahrungen 10, 84.
König, Der Offenbarungsbegriff des alten Testaments 58.
König Albert auf der Auerhahnbalz, von Dr. Moschkau 91.
Körner's, Christn. Gottfr., gesammelte Schriften von Ad. Stern 38.
Körting, Ueber das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Hochschulen 29.
Kossuth, Meine Schriften aus der Emigration 43.
v. Kottwitz siehe „Jacobi".
Krafft's Roman: Johannes 66.
Kretschmar und Rohrbach, Die Trachten der Völker 79.
Kruse's Trauerspiel: Brutus 69.
Kühn, Findlinge betreffend die Weimarische Literatur Epoche 26.
„ Die Revision der Lutherischen Bibelübersetzung 97.
Kulz, Die epistolischen Pericopen 87.
Kunstgewerbliche Briefe von Heinrich Frauberger 7, 17, 48.
Kunstverein. Vom Leipziger, 4, 8, 12, 15, 26, 31, 42, 100.
Künzel siehe „Hochverrathsproceß".
Kürschner, Deutsche National-Litteratur 77, 83, 85, 93.
Laboulaye, Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika 57.
v. Lankenau's Roman: Turkmenenrache 68.
Lehmann, Ueber systematische Förderung wissenschaftlicher Landeskunde von Deutschland 89.
„ Pastoralbibliothek 92.
Leisnig. Mittheilungen des Geschichts- und Alterthumsvereins zu, 9.
Leist, Urkundenlehre 81.
v. Leixner, Illustrirte Geschichte der fremden Litteraturen 84.
„ Unser Jahrhundert 100.
Lenz, Katechismus der Deutschen Reichspost 32.
„ Der Walddeuter. Neudruck von v. Waldberg 105.

Leonhardi, Die apologetischen Grundgedanken Tertullians 105.
Lessing's Leben von Heinr. Düntzer 47.
Lessing's Werke. Illustrirte Prachtausgabe von Heinr. Laube 75.
Leutemann, Bilder und Studien aus dem Thierleben 81.
Lilson's Roman: Der Tusler 40.
Lindner, Encyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde 51.
Linke, Milesische Mörchen 22.
Löbner, Lexikon des Handels- und Gewerberechts für den Kaufmann und Gewerbtreibenden 71.
Lohmeyer's Deutscher Jugendschatz 98.
Lorck, Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst 63.
Lorm, Wanderers Ruhebank 105.
Lorm's Roman: Ein Schotten aus vergangenen Tagen 26.
Lossen, Der Kölnische Krieg 55.
Luthardt's Vortrag: Die Kirche in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben 43. — L.'s Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben 57.
Luther's Leben von Julius Köstlin 13.
Magazin für die Literatur des In- und Auslandes 5.
v. **Malartie**, Mexikonische Skizzen. Erinnerungen an Kaiser Max 78.
Marbach, Aeschylos Trogödien 97.
Märchen- und Jugendliteratur 101.
Masius, Kurzer Bericht von dem Unterschied der wahren evangel.-lutherischen und der reformirten Lehre 51.
Meding, 85 Jahre in Glaube, Kampf und Sieg 25.
Meinert, Errichtung fliegender Volks- und Arbeiterküchen 88.
Meißner, Deutsche Konkursordnung 2c. 12.
Meißner's Novelle: Die Prinzessin von Portugal 25.
Menge, Geschichte der deutschen Litteratur 83.
Metzner, Vogtländische Wanderungen 54.
Neumann, Der Kampf um Christum ein Zeuge für Christum 51.
Neurer, Handbuch des alpinen Sports 64.
Meyer's Fach-Lexika 75. — M.'s. Reisebücher: Der Orient 73.
Michelsen, Aus der Welt des Gebetes 27.
Minghetti, Die politischen Parteien 2c. 55.
Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig 77.
Möbius, Die Neroasität 32.
„ Deutsche Litteraturgeschichte 77.
Moldenhauer, Das Weltall und seine Entwickelung 10.
Molière's Leben und Werke von R. Mahrenholtz 22.
Mottke, Schutz- und Trutzlieder für die Siebenbürger Sachsen und das Deutschthum in Oesterreich 31.
Moore, Georg, ein Kaufmann und Menschenfreund. Von Dr. Samuel Smiles 102.
Moschkou siehe „König Albert".
Mühlhäußer, Karl August. Von Joh. Reinmuth 100.
Müller in Bristal siehe „Clous".
Münster, Graf zu, Das Vollblutpferd als Regenerator 33.
Musikalien. Neue, 5.
Musikberichte aus Dresden 7, (9), 11, 15, 19, 27, 31, 35, 87, 69, 87, 99.
„ aus Leipzig 9, 21, 23, 41, 55.
von Muyden und Frauberger, Die Erfindungen der neuesten Zeit 46, 84.
Näher, Land und Leute in der brasilianischen Provinz Bahia 7.
v. **Nathusius**, Timotheus. Ein Rathgeber für junge Theologen 19.
Nerrlich, Briefe von Charlotte v. Kalb an Jean Paul und dessen Gattin 59.
Neuber, Caroline, und ihre Zeitgenossen. Von v. Reden-Esbeck 6.
Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde 3, 41, 77, 95.
Neumann's geographisches Lexikon des Deutschen Reiches 75, 92.
v. **Niethammer**, Die Schlacht bei Villiers am 30. Nov. 1870 7.
Nitzsche's Jugendschriften 101.
Nonne's Roman: Georg v. Frundsberg 68.
Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift 9.
Nordlandfahrten, moleriſche Wanderungen durch Norwegen und Schweden 2c. 42, 75, 95.
Obpacher's, Gebrüder in München, neue Kunstverlags-Erscheinungen 85.
v. **Oertzen-Leppin**, Zeugnisse wider die obligatorische Civilehe und für die Freiheit christlicher Eheschließung 58.
Oesterreich-Ungarns. Die Völker, Ethnographische und culturhistorische Schilderungen 76.
Orient. Der, Hauptrouten durch Aegypten, Palästina 2c. 73.
Orpheus' hat, Das, 29.
Palastarchitektur von Ober-Italien und Toskana vom 15. bis 17. Jahrh., herausgeg. von R. Reinhardt 99.
Paludan-Müller, Der evangel. Geistliche und sein Amt 25.
Patnicka, Unterredungen aus der Volkswirthschaftslehre 53.
Paul, Mittelhochdeutsche Grammatik 29.
Perthes, Caroline, geb. Claudius, von K. G. W. Brandt 35.
Peters, Die klimatischen Winterkurorte Aegyptens 57.
Pitaval. Der neue, 15.
Platter, Thomas und Felix. Zwei Lebensbilder von R. Hemon 101.
Poestion, Griechische Dichterinnen 55.
Poetter, Die Geschichte der Philosophie im Grundriß 49.
Predigten: Kahlschütter's Predigt beim Schluß des Landtags: „Das Leben des Christen ein steter Siegeskampf" 33. — P. Ponk's Antrittspredigt zu St. Nikolai in Leipzig 43. — Luthardt's Predigten: „Der Weg des Heils" 97, „Irdisch oder himmlisch gesinnt sein" 101. — Hofmann's Predigten über das Vaterunser 99. — Gleiß, Aus dem evangel. Norden. Zeugnisse von Christo in Predigten aus der scandinavischen Kirche 99. — Kanig's Predigten und Amtsreden: Bekenntnisse zu Christo 104.
v. **Prakesch-Osten**, Mein Verhältniß zum Herzog von Reichstadt 21, 22.
v. **Praetz**, Dolce far niente. Hochzeits-Reisebriefe 101.
Radestad, Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung 43.
Rangabe's dramatisches Gedicht: Der Barodend. Aus dem Griechischen von Ellissen 30.
Räte. Die Dineuissin Louise, Von Annette Preußer 67.
v. **Reden-Esbeck** siehe „Neuber".
v. **Redwitz**, Ein deutsches Hausbuch 101.
Reimann, Neuere Geschichte des preußischen Staates, vom Hubertusburger Frieden bis zum Wiener Congreß 58.
Reinhardt siehe „Palastarchitektur".
Reinhart, Joh. Christ., und seine Kreise. Von O. Baisch 90.
Reisebücher von Meyer, Hartleben, Baedeker 2c. 73.
Richter, Verzeichniß der neuen Werke der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden 53.
v. **Richthofen**, China. Ergebnisse eigener Reisen 2c. 69, 70.
Riehl, Die Familie 82.
Riffert, Deutsche Humanisten aus alter und neuer Zeit 34.
Ring, Berliner Leben 69.
„ Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung 100.
Rintelen, Systematische Darstellung des gesammten neuen Prozeßrechts 2c. 34.
Rollenhagen. Gabriel, Sein Leben und seine Werke. Von K. Th. Goedeke 52.
v. **Rönne**, Verfassung des Deutschen Reichs 47.
Röntsch, Jesus-Messias der Herr und sein Volk 45.
Rosegger's ausgewählte Schriften 16, 42, Nachtrag zu denselben 84. — R., Die Schriften des Waldschulmeisters 29. — R.'s Roman: Der Gottsucher 102.
Rosenthal-Bonin's Roman: Das Gold des Orion 68
Roßmäßler, Der Wald. 5. Aufl. von Willkomm 17.
v. **Rotenhan.** Hermann Freiherr, von F. J. Frammann 86.
Ratter, Die Behandlung Verunglückter 56.
Rückert's, Friedrich, gesammelte poetische Werke 5.
Ruff, Illustrirtes Gesundheits-Lexikon 84.
Salfeld, Luther's Lehre von der Ehe 51.
Samarow's Roman: Die Großfürstin 68.
Sanders' Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der Deutschen Sprache 46.
Sanktionsrecht des Königs bei Grundgesetzveränderungen. Gutachten der juristischen Facultät zu Christiania über das, 33.
Sophir, Christus und die Schrift 41.
Sartarius, Das Gespenst des Zaren 56.
Schäfer's Deutsches Reisebuch 73.
Schalkbibliothek 101.
v. **Scheele**, Theologische Symbolik 60.
Scheibert und Hönig, Handbuch für den Turn- und Waffenunterricht der Jugend 54.
Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur 9.
Schiller-Ausgabe, Eine neue, von Grimm und Trömel in Leipzig 81.
Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Von Jul. W. Braun 61.
Schipper, Englische Metrik 15.
v. **Schlagintweit**, Die amerikanischen Eisenbahneinrichtungen 5.
Schlagintweit, Indien in Wort und Bild 57.
Schlägl, Das kuriose Buch 25.
Schmidt, Der Einjährig-Freiwillige, der Reserve- und Landwehr-Officier 85.
„ siehe „Sporbuch".
Schnadahüpfeln, Sächsische, 101.
Schneeberg, Zur 400jähr. Jubelfeier der Stadt, von Heinr. Jacobi 28, 41.
Schober, Die Deutschen in Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Krain 3.
Schrammen, Alldeutschland. Bilder aus der Götter- und Heldensage 2c 95.
Schröer, Faust von Goethe 17.
Schuberth, Hand- und Hülfsbuch für Metallarbeiter 49.
Schutz der Arbeiter gegen die Gefahren des Fabrikbetriebes 38.
Schwarzburg-Rudolstadt, Adreßbuch von, 28
v. **Schweiger-Lerchenfeld**, Griechenland in Wort und Bild 19, 42, 75, 95.
„ Die Adria 45.
Sehrwald, Deutsche Dichter und Denker 26, 98.
Seuffert siehe „Deutsche Literaturdenkmale".
v. **Seydlitz**, Friedrich Wilhelm, Königl. Preußischer General der Cavallerie. Der deutschen Reiterei gewidmet 47.

Smiles siehe „Moore“.
Sohree, Madagascar 98.
Spamer's Illustrirtes Konversations-Lexikon der Gegenwart 33.
Sparbuch Jedermanns, von Karl Schmidt 7.
Sportbibliothek A. Hartleben's in Wien ꝛc. 64.
Staatswappen aller Länder der Erde nebst den Landes-Flaggen und Cocarden 99.
v. **Stackelberg**, Otto Magnus von Stackelberg 47.
Stangen, Aegypten 75.
Stehe, Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königr. Sachsen 56.
Stein's, Armin, Erzählungen: „Cardinal Albrecht“ und „Witukind“ 68.
Steinhausen, Zufällige Herzenserleichterungen eines einsamen Kunst- und Literaturfreundes 85.
Steinitz, Leitfaden der Wechsellehre 72.
Steinmeyer, Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen 13.
Stern's Roman: Ohne Ideale 51.
„ histor. Roman: Die letzten Humanisten 100.
Stichart siehe „Wettin“.
Ströfer's Jugendliteratur 102.
Sturm, Aufwärts! Neue religiöse Gedichte 1.
Sydow, Konkursordnung ꝛc. 12.
Tacitus, Dialog über die Redner, übersetzt von C. H. Krauß 31.
Taubmann siehe „Edeling“.
Tegnér's Lyrische Gedichte 92.
Theater. Leipziger, 1, 5, 7, 11, 15, 19, 23, 27, 29, 31, 39, 41, 43, 51, 53, 55, 63, 65, 67, 69, 73, 75, 78, 81, 83, 85, 87, 89, 91, 93, 95, 99, 103.
Lemenau's Erzählung: Marienthal 28.
Tölle, Die Ideale des Lebens 92.
Touristen-Literatur, Neuere, 73.
Transfil siehe „Hochverrathsproceß“.
Treitschke, Literarische Stoßvögel 29.
Trentler, Fünfzehn Jahre in Südamerika an den Ufern des stillen Ozeans 47.
Trewendt's in Breslau Jugendschriften 100.
Umlauft, Die österreichisch-ungarische Monarchie 23.
Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwort 2.
Unterhaltungsliteratur 25, 26, 68.
v. **Urbanitzky**, Die elektrische Beleuchtung 50.
Verzeichnisse der bei der Redaction der Leipziger Zeitung eingegangenen buchhändlerischen Novitäten 1, 10, 18, 27, 35, 44, 53, 62, 71, 79, 88, 97, 105.
Vierteljahrsberichte über Bestrebungen, Fragen und Fortschritte in den gesammten Wissenschaften ꝛc. von Rich. Fleischer 40, 60.
Vogt, Die kriegerischen Ereignisse in Aegypten 89.
Vogt und Specht, Die Säugetiere in Wort und Bild 94.
Vogtländische Wanderungen. Ein Führer durch das gesammte Vogtland von F. O. Metzner 54.
Vollmöller siehe „Französische Neudrucke“.
Vom Fels zum Meer. Illustrirte Zeitschrift 20.
v. **Vaß**, Die Ahnen des Reußischen Hofes 42.
v. **Wächter**, Deutsches Strafrecht. Vorlesungen von Carl Georg v. Wächter 12.
v. **Waldberg**, Studien zu Lessing's Stil in der Hamburgischen Dramaturgie 1.
„ siehe „Lenz“.
Waldmüller, Aus den Memoiren einer Fürstentochter 102.
Weber, Gastronomische Bilder 44.
Wechselklagen und Wechseleinreden nach der Wechselordnung und dem bürgerlichen Rechte 72.
Weiß, Glück und Frieden 1.
„ Nippsachen. Allerlei Moquantes 101.
Weissel, Der Mönch von Montaudon 3.
Weltpost. Die, Blätter für deutsche Auswanderung ꝛc. 60.
Wereschagin, Reiseskizzen aus Indien 87.
Wernecke, Reichsjustizgesetze: Civilproceßordnung, Strafproceßordnung und Konkursordnung 12.
Werner, Aus den Bauernstuben des Zschopauthales 60.
„ Jugenderinnerungen einer jungen Frau 99.
Wernick siehe „Kaden“.
Wettin, Die Geschichte des Hauses, in einem Briefcouvert, von F. O. Stichart 6.
Wichert, Littauische Geschichten 14.
„ Hohe Gönner 102.
Wilbrandt, Novellen aus der Heimath 25.
Wilhelmi, Die musterhafte Oekonomie-Wirthschafterin, 3. Aufl., von Dr. W. Löbe 47.
Wilkins, Repetitorium der englischen Sprach- und Litteraturgeschichte 29.
Willfried's Roman: Die Livergnas 25.
Willamm, Aus den Hochgebirgen von Granada 65.
Willmann, Didaktik als Bildungslehre 75.
v. **Witzleben**, Geschichte des Geschlechts von Witzleben 42.
Walf, Ein exegetischer und praktischer Commentar zu den drei Briefen St. Johannis 51.
„ Gemüth und Charakter. Sechs Vorträge 105.
Zapf, Ansprachen in Ephoral-Conferenzen 99.
Zeitfragen des christlichen Volkslebens 40, 51, 77.
Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde 54.
v. **Zezschwitz**, Die Christenlehre im Zusammenhang 43.
Zöckler, Gottes Zeugen im Reiche der Natur 25.

3. Nekrologe.

v. **Fallenstein.** Freiherr, Dr. J. P., Minister 51.
v. **Friesen**, Hermann Freiherr, Königl. Sächs. Oberhofmarschall und Kammerherr 19.
Hettner. Hermann, Von Adolf Stern 73—75.
Hübner. Julius, Von Franz Bidal 104.
v. **Tornauw.** Baron Nikolaus, 105.
Ziller. Prof. Dr. Tuiscon, zu Leipzig 34.

4. Vermischtes.

Bopp- und Benary-Stiftungen, Die, in Berlin 41.
Goethe's. Zum fünfzigjährigen Todestage, 24.
Härtel'sches Legat-Ausschreiben von der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 65.
Rostocker Universität. Personalnachrichten von der, 21.
Silbermann-Stiftung zu Frauenstein 70.
Universität Leipzig. Verzeichnisse der Vorlesungen auf der, 21, 53.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipz

№ 1. Sonntag, den 1. Januar. 1882.

Inhalt: Nach und in Rom, von Dr. J. E. Kuntze. V. — Leipziger besprechungen (Studien zu Lessing's Stil, von Dr Max R. v. Waldberg. Deutsches t. Koenig. „Glück und Frieden", von Karl Weiß. „Aufwärts!" von Julius Sturm). — Verz von R. v. Gottschall. — Bücher- en im deutschen Liede, von Robert buchhändlerischer Novitäten.

Nach und in Rom.

Italienische Skizzen von Dr. **J. E. Kuntze.**

V.[*])

Zur Geschichte Roms.

Paestum und Pompeji und Salerno und Amalfi, Neapels Schlösser und Bajaes Ruinen haben wir hinter uns; indem aber unser Blick nun zurück nach Rom lenkt, tritt ein wunderbarer Gegensatz vor die Seele. Das verlassene Land ist kein geschichtstüchtiges Land, große und dauerhafte Bilder der Geschichte sind dort nicht zu finden; Paestum, die Stadt, ist auf ihre Tempelruinen eingeschrumpft, Herculanum und Pompeji von Lava und Asche zugedeckt, der Isistempel zu Pozzuoli von den Wellen und Schnecken des Meeres zerfressen, Cumae bis auf wenige Steine wie vom Erdboden getilgt, ganze Strecken dort sind in Kraterbildungen verzehrt, Amalfi hatte, der Aloe vergleichbar, nur eine kurze einmalige Blüte: dieses Süditalien ist ein Land kurzlebiger Blütenpracht; auch Neapel erscheint als ein Bild der augenblicklichen Gegenwart ohne monumentales Gepräge. Und nun im Gegensatz das übrige Italien! Der Norden angefüllt mit einer Menge 2000jähriger ehrwürdiger, thatenvoller und lehrreicher Städte, und Mittelitalien der Vorhof der ewigen Roma, der Königin der Städte. Die monumentalste aller Städte gegenüber dem modernen Neapel, und wieder gegenüber der nördlichen Städtefülle das fast städtelose Mittelitalien, wo Rom aus der Campagna so hervorragt, daß selbst die Apenninen klein erscheinen. Von Gaeta und Terracina bis Perugia und Assisi kaum Eine nennenswerthe Stadt heutzutage, die man als Reiseziel auszuzeichnen liebte. Die meisten Städtchen hier werden im Ausland kaum dem Namen nach bekannt sein: Rom hat Alles aufgesogen, Alles ist vor seinem Glanz erblichen. Veji, Gabii, Laurentum, Lavinium, Tusculum, Praeneste, Corioli, Alba Longa, Ardea, Ostia, Suessa Pometia liegen seit einem oder zwei Jahrtausenden in Trümmern. Aber das eine Rom wiegt viele Städte auf; es büßt seine Zauber nicht ein, wenn man es zum zweiten Male sieht; immer neue Seiten lassen sich ihm abgewinnen, und die anderen Städte, welche man inzwischen besuchte, steuern nun als wirksame Folien der Tiberstadt ihren Tribut.

Wie ein Kranz ziehen sich in weitem Kreis von Cumae bis Paestum die Naturwunder um die Stadt Neapel; so ist auch Rom von einem Wunderkranz umgeben, das sind die überlieferten Namen der Städte und Schlachten, auf denen, wie auf lauter Stufen, das Römerthum zur Weltherrschaft anstieg. Weltherrschaft erringt sich nicht leicht, Rom errang und behauptete sie ein halbes Jahrtausend lang. Messen wir eine solche That mit irdischem Maß, so übersteigt sie fast unsere Fassung; wie ein Geheimniß weltgeschichtlichen Plans liegt Roms Wachsthum vor unserem staunenden Blicke. Ich nannte seine Herrschaftsdauer eine That; das will sagen, daß eine Continuität der Nationalkraft von Rom aus zu Tage trat, die ihres Gleichen nicht hat. Schon Cicero[*]) preist es als eine Eigenthümlichkeit, daß die großen Männer und die aufeinanderfolgenden Jahrhunderte Roms zusammenwirkten im Einklang zur gemeinsamen Größe; es ist, als hätte Rom eine einzige große Seele gehabt, so ungemein ist die Stetigkeit und Folgerichtigkeit in der Evolution seiner Entschlüsse und Gedanken. Gelehrte Deutsche finden in der Urgeschichte dieser einzigen Stadt zu viel Plan, Stufenfolge und Consequenz: darum meint man, sie sei Erfindung; nicht Thatsache, sondern Phantasiegebilde. Aber das antike Römerthum war nicht Phantasie, sondern Energie, die sich ungern in phantastischen Träumereien ergeht und ihre Tradition nicht aus Luft spinnt; sein Grundwesen war Wille, Handlung und Charakter, und ein solcher Charakter, wie der römische, entwickelt sich mit natürlicher Folgerichtigkeit, mit immanenter Planmäßigkeit, denn er schließt kraft seines Wesens in der Sphäre seines Wollens und Handelns allen Zufall von sich aus und erhebt sich jederzeit über das Nebensächliche. Und den Römern eignete eine ganz ungewöhnliche Kraft der Erinnerung; mit einer Zähigkeit ohne Gleichen hingen sie an ihrer Vergangenheit und wußten sie durch einen großen nationalen Chronikapparat, sowie durch räumliche Anknüpfungen sich lebendig und gegenwärtig zu halten.

Warum nun sollen die sieben Regenten nicht wirklich gewesen, nicht so lange, wie die Tradition besagt, im Regiment geblieben sein, nicht jeder seine Zeit begriffen und die ihm zur Lösung gestellten Aufgaben kraftvoll erfaßt haben? Wem das zu wunderbar erscheint, der thürmt vor unserem Verstand ein anderes größeres Wunder und die Frage auf, wie es denn eigentlich kam, daß eine Ansiedelung von Hirten und Jägern so mächtig aufblühte und eine einzige Landstadt die ganze Welt bezwang. Das geschah Dank einer Kette großer Staatsmänner, höchst energischer Köpfe, immer opferbereiter Bürger; jede Zeit, jede Gefahr, jedes Unglück gebar den tapfern Retter, den einsichtsvollen Reformator — und dieses Rom sollte gerade in seinen Anfängen seinen Genius und sein Glück nicht gehabt haben! und die Pontifices hätten nachträglich fälschend die Wirklichkeit römischer Größe mit wahrhaft übermenschlicher Weisheit und feinster Ueberlegung ein Gedankennetz entsprechender imposanter Anfänge an- und hinzugedichtet, als ob sie geschulte Philosophen und

[*]) Vergl. Nr. 101, Jahrg. 1881 der Wissensch. Beil.

[*]) In seiner Schrift über die Republik (II, 1).

wohl gar Hegelianer von heute wären? Ich meine dagegen, daß wir groß genug denken sollen von den Römern, um ihnen den Anfang zuzutrauen, an den sie selbst geglaubt haben, und den man sich nur auf sehr complicirtem Wege anders construiren könnte. Ich meine, daß von Anfang an sich die Art der Römer in der vollen Consequenz der in sie gelegten Anlagen ausgewirkt haben muß, und daß die Grundlinien ihrer Tradition das [illegible] ge nüchterner und thatsächlicher Wirklichkeit tragen.

Das Leben des römischen [illegible]d Staates vollzog sich in drei Dimensionen: es war [illegible]t den Genossen*), mit den Göttern**) und mit der [illegible]**). In den Genossen stellte sich die Grundfläch[illegible], darüber schwebte, gehörte der Götterwelt — was [illegible] war, der rechtlosen Außen- oder Unterwelt an; [illegible]feindeshand gerathene oder dem Rache-Gott verfallen [illegible]c war wie todt und im Orcus, der in die Nähe der [illegible]r erhobene Priester stand frei neben dem Staat und er[illegible]en über dem Haus. Dies sind die Grundlinien, in welchen sich die römische Weltanschauung, die römische Handlung bewegte, und soll es uns nun wundern, wenn nach römischer Ueberlieferung Romulus der Ordner und Friedenswirker unter seinem jungen Volke, Numa der Aufrichter des Cultus und Tullus der Stifter des internationalen Apparates wurde? Soll es uns wundern, wenn dann der herein-, vielleicht aus der hellenischen Welt Unteritaliens herübertretende Gedanke der Tyrannis, die Vorstufe der vollen Republik, durch vier Regenten hindurch sich mit der gleichen Consequenz wieder durchführt und auswirkt, in einer Stufenfolge, welche sich erkennbar in den vier großen Charakteren der werdenden Kaiserzeit wiederholt? Sulla ist ein zweiter Ancus Martius, denn Beide legen, jener in der Armee, dieser in der Plebs die Basis zu der Doppelsphäre römischen Lebens, welche ein Späterer organisiren sollte; Caesar ist ein zweiter Tarquinius Priscus, denn Beide wollen genial, revolutionär und frevelnd gegen den Plan der Götter den Rahmen der alten Ordnung sprengen, fallen unter der Hand der Vorkämpfer römischer Tradition, geben aber, jeder ein Heras epanymos, einer Dynastie, jener dem Julischen, dieser dem Tarquinischen Geschlecht den Namen. Augustus ist ein zweiter Servius Tullius, denn Beide führen mit weiser Achtung vor dem Alten daneben und darüber einen Neubau auf und gründen eine Art Doppelstaat so fest, daß er Jahrhunderte lang sich bewährt und ein Schutzdach aller römischen Lebensinteressen bildet; endlich Tiberius ist ein zweiter Tarquinius Superbus, denn Beide ziehen die volle Consequenz des Systems ihrer Vorgänger mit kalter und egoistischer Logik und gehen dann zu Grunde an ihrem Egoismus: der Eine nach Cumae in die Verbannung wandernd, der Andere selbst sich nach Capri verbannend; Beide enden ihr Leben unweit des Avernersees, des „Grabes der Vögel", des Thores der Unterwelt, und gelten als Vorbilder tyrannischer Herrscher, Tarquin schon den Römern selbst, Tiber der gesammten Nachwelt. Die Charakterenkette von Sulla bis Tiberius, hervorgegangen aus der gracchischen Revolution, wer erkennt nicht den eisernen Faden, den Zusammenhang und Stufengang darin? Und warum soll nicht in den Zeiten erster Vollkraft des Römerthums von Ancus bis zu dem letzten Tarquinier ein ebensolcher Faden und Zusammenhang und Stufengang geschichtliche Wirklichkeit gewesen sein?

Aber die Namen dieser Regenten? sind die nicht ausgesonnen und erfunden? Romulus der Romgründer, Numa Pompilius der Ordner der Ritualien (nomai) und Prozessionen (pompae), Tullus Hostilius†) der Schirmherr gegen die Fremden und Feinde, Ancus Martius der Hort der Niedrigen und der Kriegsherr, Tarquinius der Ausländer von Tarquinii, Servius Tullius der Sklavensohn und Patron der Sklavenwelt: ich frage, ob solche Namen nicht durchaus der gebräuchlichen Namenentstehung zu allen Zeiten ganz entsprechend und glaubhaft sind? Aus einer Situation, der Herkunft, dem Beruf*) sind die meisten Namen hervorgegangen. — Aber die 7 Berge (Septimontium) und die 7 Regenten Roms, wie unwahrscheinlich dieser Einklang! Romulus besiedelte den Palatinus, Numa von Cures weist auf den Quirinalis hin, Tullus zog den Caelius zur Stadt, Ancus siedelte die Plebs auf dem Aventinus an, Tarquinius Priscus bestimmte den Capitolinus zu Tempelbauten, Servius zog den Esquilinus, bisher Vorstadt, zur Stadt**), den Viminalis hat der Tradition zufolge auch schon Servius, vielleicht aber erst der letzte Tarquinier zur Stadt gezogen. Das scheint so ausgeklügelt und ist doch so natürlich zu erklären, wenn man den specifisch monumentalen Sinn der Römer in Rechnung zieht; denn was liegt einem energischen Willen näher, als seinem Wirken ein dauerndes Gedenken zu sichern und die fortschreitende Gebietserweiterung durch Hereinziehung einer Höhe in den städtischen Auspicienraum (pomerium)***) plastisch dem täglichen Blick der Bürger zu vergegenwärtigen? Dies thaten die Regenten Roms, sie knüpften die Zeit an den Raum (erfahrungsmäßig die beste Erinnerungsstütze), ihre That an ihren Berg; was den ägyptischen Pharaonen ihre Pyramiden, den griechischen Tyrannen ihre Hofburgen, waren den römischen Kriegsherren die Berge an der Stadt, die sie zu Stadttheilen erhoben, und Keiner wollte dem Andern nachstehen. Das Alles ist so einfach, daß wir nicht in der Siebenzahl die 7 Planeten der Alten oder die 7 Farben des Regenbogens zu wittern veranlaßt sind. Was den Regenten ihre 7 Berge, das waren den Kaisern die Fora, in denen sie ihrem Namen ein Denkmal setzten: das Forum Caesar's, August's, Vespasian's, Nerva's, Trajan's, welche vom alten Hauptforum an zwischen dem Capitolin und Quirinal hingeführt wurden und der Stadt den Stempel der Kaiserzeit aufdrückten. „Das Bauen ist nun einmal ein wichtiges Moment in der Politik der Herrscher."

Die gracchische Revolution mit den ihr folgenden Stürmen und Wogen war eine Kette von Eruptionen; der in Parteiung zerrissene Volkskörper schien dem Ende nahe, aber auch der Retter nahte. Das war Octavian, der außerordentliche Jüngling, welcher mit seinem 18. Jahre mitten in die furchtbarste Gefahr und sofort auf die Warte der Zeit gestellt durch ein halbes Jahrhundert nie einen Augenblick sich kleiner als seine Aufgaben gezeigt, Rom sich selbst zurückgegeben und die römische Welt wieder in ihren Fugenbau eingerenkt hat. Beim Abschied, den wir von Neapel genommen haben, mögen wir uns erinnern, daß die Zeit des Sulla, Caesar, August und Tiber, aus welcher gewissermaßen ein neues Rom entsprang, in Neapels Umgebung eine Luxus-, Erholungs- und Zufluchtsstätte entstehen ließ, welche noch nicht wieder ihres Gleichen gehabt hat. Sulla starb auf seiner Villa zu Puteoli, von wo sein Körper in dem feierlichsten Leichenzug, den die Welt gesehen — denn in allen Städten, durch welche er kam, schlossen sich freiwillig Schaaren von Bürgern an — nach der römischen Hauptstadt übergeführt ward; Redner und Dichter wie Cicero, Hortensius, Lucanus, besaßen hier hochgeschätzte Landgüter, und Ersterer schrieb auf seinem Puteolanum eine seiner bedeutendsten Schriften (die Quaestiones academicae); Caesar hatte bei Bacoli (Bauli) in der Nähe von Bajae gleichfalls ein Landgut, welches später das Gefängniß Nero's zum Nachbar erhielt; berühmt war des Lucullus Villa, welche Tiberius in seinen letzten Zügen sah, in derselben Gegend.

*) cives oder pares — domestici.
**) superi, Dii.
***) hostes oder exteri — extranei.
†) Es gab auch Lares Hostilii, von denen man Schutz gegen die Feinde der Stadt erwartete.

*) Man denke an Namen wie Schwabe, Sachse, Hesse, Schuster, Schneider, Nürnberger, Leipziger, und die nach ihren Ritterstzen und Burgen benannten Adelsgeschlechter.
**) S. Schwegler, Röm. Geschichte I. S. 727.
***) Eine Ausnahme machte nur der Aventinus; vergl. Gellius XIII, 14.

Gern und oft weilte Augustus in der ihm von dem Römer Vedius Pallio vermachten Villa, der Villa Pausilypi*), seinem Sanssouci, gegenüber der kleinen Insel Nisida; Virgil, sein großer Epiker, wünschte hier zur ewigen Ruhe gebettet zu sein; und Agrippa, sein großer Minister, legte nicht weit davon mehrere grottenähnliche Tunnel und für die kaiserliche Flotte einen künstlichen Hafen an, der zwei Landseen mit dem Meer verband; Caligula schlug gar eine Riesenschiffbrücke von Puteoli bis nach Bajae hinüber, und Nero etablirte hier die schon genannte Badegrotte. Alles Abglanz und Ruhekissen des neuen Rom in jener üppigen Natur. Das währte bis Titus, unter welchem ein Erdbeben Neapel zerstörte. Mit Hadrian hub eine neue Zeit des Kaiserthums an, er inaugurirte eine Periode mit zunehmendem Hellenismus, und ein Wahrzeichen dieser Wendung war das in die Nähe Roms gerückte Hellas: die (früher schon geschilderte) Kolossalparkanlage der Villa Hadriani bei Tibur. Das war Gräcisirung und doch zugleich ein neuer Anlauf, indem Roms Genius aus der üppigen Umarmung Neapels, von den phlegräischen Feldern hinweg und aus der Nachbarschaft Capuas in die frischere Region des Sabinergebirges versetzt ward. Tibur trat an Bajaes Stelle, es kam das „goldne Zeitalter", der gefeierte Nachsommer der classischen Antike; Hadrian war sein Schöpfer. Aber die großen Alterthümer Roms fast sämmtlich, mit Ausnahme des Mausoleum Hadriani, und einiger Triumphbogen und Thermen, versetzen uns in die Zeit vor Hadrian zurück: Caesar's Basilika auf dem Hauptforum, das Marcellustheater, das Kolosseum, das Pantheon, die Kaiserpaläste auf dem Palatin, der Triumphbogen des Titus, das Forum Trajan's. Die Denkmälerwelt Roms selbst also fordert uns auf, bei Hadrian inne zu halten und die Bedeutung dieses Wendepunkts uns klar zu machen. Ich erinnere noch einmal an die Villa Hadriani. Am Fuß des Sabinergebirges gelegen schien sie die orientalisirende Neigung dieser Zeit anzudeuten, denn das Sabinerthum war immer im Römerthum das relativ patriarchale und orientale Element; jene Villa bedeutete das Ausruhen der römischen Energie in den Armen der griechischen Phantasie, umgeben von der herübergezauberten Welt hellenischer Statuen, Gemälde und Vasen. Dazu kommt noch Eines. Mit Hadrian nimmt der monarchische Trieb des römischen Weltreichs einen neuen Anlauf, der Gedanke des Monarchismus beginnt sich zu consolidiren: ein Reflex auch dieses Neuen ist die Villa Hadriani, denn jene Villencolonie der römischen Großen um Neapel trug noch den Stempel einer republicanischen Aristokratie, August wohnte dort in einer ihm von einem Mitbürger vermachten Villa und rings um ihn in gleichem Glanz und Luxus viele Genossen mit republicanischen Traditionen und Ansprüchen; aber in Tiburs Anlagen verglich sich nichts mit dem Weltpark des Kaisers, der dominirend und monarchisch war. Rom sah nun in seiner Nachbarschaft, nur durch die Fläche der Campagna getrennt, einen Prunkhof eminenter Machtfülle und ein Symbal überragenden Einflusses eines Einzigen im Staats- und Gesellschaftsleben. In dem kolossalen Wunderpark spiegelte sich das kolossale Weltreich, in seiner Fülle und Mannichfaltigkeit der Reichthum und Luxus der Zeit, in seiner concentrischen Anlage die kaiserlich zusammengefaßte Peripherie.

Wenn man auf italischem Boden wandelt zwischen den antiken Säulen, Reliefs, Gewand- und Körperstatuen und Statuetten, Hermen und Büsten, Torsos und Säulenstumpfen, immer wendet sich doch der Gedanke hin zum Forum Romanum, dem Quellpunkt aller großen Ereignisse in der Geschichte Roms, der Stätte, wo der mächtigste Wille, der je unter Menschen gebat, zu Stande kam. Und Rom mit seinen Ruinen und Palazzi, Obelisken und Kirchen, Triumphsäulen und Triumphbögen, Brunnen und Springbrunnen, es faßt sich mir immer und immer wieder zusammen in jenem römischen Urbild der das Zwillingspaar säugenden Wölfin, welches in Erz gegossen i. J. 296 v. Chr. am ruminalischen Feigenbaume gesetzt uns erhalten blieb, nach in der Capitalinischen Bronzesammlung gezeigt wird, und welche an das in einem Käfig auf der Capitolsterrasse gehaltene Wolfspaar erinnern soll. Denn wie mit der Milch des starken, dem Mars*) heiligen Thiers genährt erstarkte der Römersinn, und seine höchste Kraft erwies er in der inneren Ueberwindung jenes Doppelwesens, das in immer neuen Gestalten wie das Fatum Roms in dessen Lebenskreis auftrat, immer neue Aufgaben setzend. Romulus und Remus**), der Fingerzeig auf die Anlage Rams zur Consularverfassung, die nach der Ueberwindung der Tyrannis wirklich wurde — auf dem Quirinalis der heilige Lenz der Sabiner und auf dem Palatinus die Colonie der Albanischen Latiner — die Romulisch-Pampilische Curienverfassung und der Servianische Classenstaat — Patricier und Plebejer — Bürger und Peregriner — die consulare Republik und der Augustische Militärstaat — Bürgerthum und Soldatenstand — Heiden- und Christenthum — Occident und Orient! Lauter Gegensätze im Leben Roms, die sein Aufblühen bedingten, und an denen es zuletzt zu Fall kam, doch nur, um dann im Mittelalter wieder Schauplatz der Kämpfe zwischen Kirche und Welt, religiöser Tradition und classischer Renaissance, Mittelalter und Neuzeit, Vatican und Quirinal zu werden. Wird es untergehen in solchem Kampfe? Es wird untergehen nur, wenn es aus der Zweiheit, seinem Fatum, nicht mehr vermögen sollte, sich zur versöhnlichen Einheit zu erheben.

Eines anderen Gegensatzes Ausdruck ist Rom heutzutage: es ist zugleich eine ganz antike Stätte und eine ganz moderne Stadt. Vom Colosseum und dem Constantinsbogen mit seinen älteren eingesetzten Reliefs bis zum Severusbogen und Carcer Mamertinus thut sich uns die Welt des Alterthums auf; jenseits des Capitols aber mit dem Venetianischen Palast und dem Corso beginnt das moderne Häusermeer, in welchem antike Reste nur wie Inseln schwimmen; beide Theile getrennt, daß sie wie zwei Welten, jede für sich, sind, nicht durch Mauern und Riegel getrennt, sondern durch ein fast unentwirrbares Netz enger Gassen und Gäßchen, welche den Weg von den Stufen des Capitols nach dem Anfangspunkt des Corso verstecken und dem Fremden wundersam erschweren. Aber auf der Höhe des Capitolhofs sitzt der Kaiser Marc Aurel — der Philosoph auf dem Throne — hoch zu Roß und zeigt mit dem Finger nach dem neuen Rom, welches sich über das Marsfeld der alten Römer hin erstreckt und in der Peterskirche baulich und landschaftlich seinen Abschluß findet.

Roms Geschichte ist merkwürdig lokalisirt; darum waren die Römer gewöhnt, ihre geschichtliche Erinnerung und Tradition anzuknüpfen an Oertlichkeiten, die immer unter ihren Augen die Kraft der Erinnerung und die Zuverlässigkeit der Tradition verbürgten und bezeugten. Die sieben Hügel waren eng verknüpft mit den Namen und Thaten der sieben Regenten Altroms; sie haben ihre Umrisse und Profile beinahe eingebüßt, Thäler und Sümpfe dazwischen sind ausgefüllt, Spitzen abgetragen, in den ragenden Bauten verlieren sich die alten Hügel immer mehr, nur der Palatin, Capitolin und Aventin scheiden sich noch hinreichend, um Roms Profil mit bestimmen zu helfen. Für dieses ist jetzt der Monte Pincio, die Höhe des Janiculum und der Monte Maria wichtiger als der Viminalis, Esquilinus und Caelius. Auf dem Quirinalis, wo ehedem der heilige Lenz der Sabiner sich niederließ, weht jetzt die Fahne des neuen Königreichs Italien. Neben den sieben aber zieht noch eine achte entferntere Höhe unsere Auf-

*) Pausilypus heißt: schmerzstillender (Ort).

*) Mars war ursprünglich der Gott der zeugungskräftigen sprossenden Natur.

**) Schwegler I, 435, meint irrig, man hätte zwei Gründer angenommen, weil zwei Vorsteherlaren (Stadtgenien) da waren, irrig, weil nicht der Dual, sondern der Singular (lar familiaris) das Normale ist; der Dual beweist die Thatsache des Zwillingspaares.

merksamkeit auf sich: der heilige Berg (mons sacer), auf welchem sich die auswanderungslustige Plebs vorschnell niedergelassen hatte, und von wo sie durch die Fabel des Menenius Agrippa (494 v. Chr.) vom faulen Magen und den arbeitenden Gliedmaßen in die Hauptstadt am Tiberflusse zurückgelockt ward. Festus, der römische Antiquar der Kaiserzeit, erzählt, diese Höhe sei jenseits des Flusses Anio*), kaum mehr als drei Meilensteine von Rom entfernt, und eine solche Höhe findet sich richtig hundert Schritt über den Anio hinaus, ein leise ansteigender Rücken in der Campagna und vorzüglich geeignet zur Lagerung einer Volksmenge mit Weibern, Kindern und Zelten; man gelangt dahin über Ponte Nomentano, ein altes charakteristisches Bauwerk, unter welchem der Anio, der in Tibur so leidenschaftlich die Felsen bekämpft, nun beruhigt und ernst dahinfließt. Hier gelang es dem gewandten Unterhändler der Patricier, den Riß im Volksthum wieder zu schließen und Roms Geschichte in die unterbrochene Bahn zurückzulenken: freilich wor der neue Staat behaftet mit einer palitischen Abnormität, dem Volkstribunat, welches wie ein Keil in den Organismus der römischen Magistratur hineingetrieben schließlich die Auflösung der Republik herbeiführen half und ein geschichtlicher Hauptfactor des späteren Principats wurde. Wer aber nicht an die Aechtheit jenes „heiligen Berges" glauben will, der kann sich wenigstens erfreuen an dem reinen und vollen Campagnabild, welches sich dort jenseits des Anio vor dem Auge entrollt. Das Gebell der gefürchteten Hirtenhunde scholl aus den nahen Grasgehegen an unser Ohr, vor der dortigen Straßenschenke sammelte sich eine malerische Gruppe von Campagnareitern, welche die ihnen dargebotenen Cigorretten sich schmecken ließen; der Anio konnte diese ländliche Scene eine Stunde weiter unten der Tiber erzählen, wo er in sie mündet. Aehnliche Sprache der Vergangenheit redet „die heilige Straße" (sacra via) in Rom selbst zu uns: dieselbe führte unter dem Titusbagen hin am Forum vorbei nach dem Severusbogen am Fuß des Capitals; der Vestatempel, sowie die Wahnungen des Opferkonigs (Rex sacrorum) und Oberpontifex lagen an dieser Straße, welche nach dem hier zwischen Römern und Sabinern geschlossenen Bündniß ihren Namen trug; in der Wohnung des Oberpontifex (Königsburg, Regia) wurden die Lanzen des Kriegsgottes, ein altes Symbol, bewahrt, welche sich vor großen Ereignissen von selbst bewegten und ertönten. Wir sehen, heilig waren den ältesten Römern Stätten, wo mit Eid bekräftigte Bündnisse aufgerichtet wurden; auf der heiligen Straße versöhnten sich die Römer und Sabiner, auf dem heiligen Berge die Patricier und Plebejer zu ewiger Einheit, und der Eid ward nie gebrochen. So wuchs Rom zu seiner Größe heran.

(Schluß folgt.)

*) Die Secessionen der Plebs führten diese immer über Gewässer (über den Anio, über das Velabrum nach dem Aventin, über die Tiber nach dem Janiculum), wahrscheinlich, weil Gewässer die Auspicien unterbrachen. Immer scheint die Plebs unmittelbar jenseits des Gewässers sich gelagert zu haben, man zog gerade so weit, als eben nöthig war: auch das spricht für Richtigkeit der als heiliger Berg angenommenen Höhe.

Leipziger Theater.

Wenn die Verfasser van „Krieg im Frieden", G. v. Moser und F. v. Schönthan, zum Appell blasen, da stellen sich rasch die Theaterdirectoren und das Theaterpublicum ein; und so geschah es auch bei dem neuen Stück der beiden Autoren: „Unsere Frauen", welches die Runde über die deutschen Bühnen mit großer Schnelligkeit macht.

Freilich, es ist kein so glücklicher Wurf wie „Krieg im Frieden" und schon der Titel erweckt größere Ansprüche. „Krieg im Frieden" läßt nur eine Reihe heiterer Genrebilder erwarten, und diese Erwortung wird nicht getäuscht. Soldatische Stücke sind überhaupt die Specialität G. v. Moser's, mag er sie nun ollein oder in Gemeinschaft mit onderen abfassen; er ist unser deutscher Farquhar und wie dessen „Recruiting officer" seine onderen Werke überlebt hat, so werden ouch der „Veilchenfresser" und „Krieg im Frieden" auf der deutschen Bühne sich länger behaupten, olś die onderen dramatischen Singletons und Doubletons, die Moser ausgespielt hat. Der Titel: „Unsere Frauen" entspricht etwa dem Titel des Rosen'schen Lustspiels: „O diese Männer"; wir erworten hier nicht blos an einen dünnen Faden gereihte genrebildliche Skizzen, sondern ein satyrisches Gemälde der modernen Frauenwelt; doch haben hierin die beiden Autoren nicht Rosen erreicht, der in jenem seinem besten Stücke in der That nach den verschiedensten Seiten hin die heutige Männerwelt illustrirt und charakteristische Exemplare derselben in scharfer satyrischer Beleuchtung und in einer glücklich zusammengehaltenen Handlung hinter die Prosceniumslampen bringt.

Sehen wir uns „Unsere Frauen" einmal näher an: do ist vor ollem die Schwiegermutter Frau Dorn, die ein strenges Regiment im Hause führt und welcher der Gatte durch jede Art von Listen und Kniffen soviel als möglich zu entfliehen sucht. Er hat sich zu diesem Zweck sogar einen Geheimrath Schulze erfunden, eine vornehme Bekanntschaft; mit diesem Geheimrath ißt und trinkt er immer zusammen in den Restaurants. Doch der Frau Dorn kommt diese Bekanntschaft längst verdächtig vor und sie giebt sich olle Mühe, den geheimnißvollen Freund ihres Gatten einmal von Angesicht zu sehen, ja sie studirt das Adreßbuch und will von einem Geheimrath Schulze zum ondern eilen, bis sie den Rechten gefunden hat. Der Gatte sucht ihr diese Mühe zu ersparen; der Lohnbediente Pfeffermann soll einen Geheimrath Schulze auftreiben und zu einem Besuch im Dorn'schen Hause bestimmen. Pfeffermann hält es für besser, selbst den Geheimrath Schulze zu spielen und bei Frau Dorn zu erscheinen. Diese geht in die Falle, obschon das Publicum an diesem ins Geheimräthliche übersetzten Lohnbedienten doch schon beim ersten Anblick die Unechtheit herauswittert. Hieran knüpfen sich einige komische Verwickelungen. Dos ist Frau Dorn als Ehefrau. Als Schwiegermutter steht sie mit dem Schwiegersohn selbstverständlich nicht auf dem besten Fuße; sie hält eine Vorlesung über Schwiegermütter, aus welcher gelegentlich etwas wie versteckte Herzenswärme hervorleuchtet, ist anfangs unerbittlich gegenüber den Ansprüchen des dem Bankerott nahen Schwiegersohns und ihrer Tochter, rückt aber doch zuletzt mit der geforderten Summe heraus. Auch der Vater läßt sich erbitten, jeder aber will vor dem andern seine Gutherzigkeit verbergen. Der letzte Act erhält durch diese sich in symmetrischen Linien bewegende Liebenswürdigkeit des alten Paares einen gewissen Aufschwung, der die im Absterben begriffene Handlung neu belebt.

Wir sehen, Frau Dorn hat doch ein gutes Herz, das sie aber nur bei Feiertagen herauskehrt; ihr Alltagsgesicht ist wenig erfreulich und man darf es Herrn Dorn nicht verdenken, wenn er von dieser Fahne fortwährend desertirt.

Frau Hedwig Stein und Frau Fanny Hilberg gehören zur jungen weiblichen Garde. Gegen Frau Hedwig läßt sich wenig einwenden, sie ist nicht sehr amüsant und lamentirt gern; dafür opfert sie mit Freuden ihren ganzen Schmuck ihrem Manne, ols der Bankerott hereinzubrechen droht. Frau Fanny Hilberg nimmt sich ein Exempel daran; sie will anfangs während dieser unangenehmen kaufmännischen Krisis das Haus verlassen. Da wird sie Zeugin von Hedwig's Edelmuth, bereut ihren Leichtsinn und schließlich giebt sie ihr ganzes Vermögen hin, um das Leck im kaufmönnischen Geschäft zu kalfatern. Diese Frau Fanny ist leichtfertigen Sinns, eine Welt- und Salondame. Die Autoren sind aber so freundlich gegen sie, ihren Charakter nicht auf eine härtere

Probe zu stellen; sonst hätte ihr Gatte wol, als sie im Begriff war, ihn auf einige Zeit im Stich zu lassen, sie um ihre Hilfe ersuchen müssen, die sie in ihrer damaligen Laune gewiß abgelehnt hätte, während sie später sie aus freien Stücken gewährte.

Und nach diesen Perspectiven in das eheliche Glück führen uns die Dichter zu den jüngsten ingénues, Grete und Ella, und zeigen uns hier die Wandelbarkeit der Mädchenfreundschaft. Beide sind ein Herz und eine Seele und schnäbeln sich wie die Täubchen, so lange sie sich nicht in den Weg kommen; sobald sie aber glauben, daß einer und derselbe Mann ihnen beiden den Hof macht, da löst sich die Freundschaft in bitterste Feindschaft auf, bis sich zeigt, daß das Mißverständniß auf einer Verwechslung beruht und für jede ein ganzer Mann und noch dazu der rechte übrig bleibt. Dann sind sie wieder ein Herz und eine Seele — so sind unsere Mädchen.

Eine dengalisch beleuchtete, in die Augen fallende Schlußmoral ist dem Stücke nicht beigegeben. Es sind weder schlechte Frauen dargestellt, noch im Contrast besonders gute: es ist Mittelgut und dazu findet sich Alles auf dem kleinbürgerlichen Töpfermarkt; irgend eine über das Mittelmaß hinausreichende Frau fehlt in dem Stücke. Die Moser-Schönthan'schen Frauen „flechten nicht gerade himmlische Rosen ins irdische Leben"; doch wenn's einmal im Leben zerbrochene Töpfe giebt, da bringen sie neue herbei und es geht Alles wieder im alten Gleis.

Die Hauptrolle ist die der Frau Dorn; es ist dies eine etwas problematische Natur oder vielmehr das Talent der Dichter, Charaktere zu schaffen, hat hier Schiffbruch gelitten; es fehlt für die Widersprüche dieses Charakters die innere Einheit. Darum läßt sich die Rolle auch schwer spielen. Frau Schubert gab sich alle Mühe, eine möglichst glaubwürdige Figur hinzustellen; doch in den ersten Acten kann Frau Dorn nur einen unangenehmen Eindruck machen als Haustyrannin; man sieht einen sehr bösen Zug um ihre Mundwinkel. Ob da doch nicht gelegentlich etwas mehr Jovialität aufblitzen könnte? Die Gutmüthigkeit gegen den Schluß hin müßte schon früher motivirt werden. Wir meinen, daß an dieser Frau Dorn bald Hr. v. Moser, bald Hr. v. Schönthan herummodellirt haben und daß sie so etwas janusköpfig gerathen ist. Die larmoyante Frau Hedwig Stein und die muntere Gesellschaftsdame Fanny Hilberg, die allerdings etwas mehr lacht, als sie dem bekannten Sprichwort gegenüber verantworten kann, wurden von Frl. Jürgens und Frl. Friedhoff, die beiden capriciösen Mädchen mit ihrer Albumfreundschaft und in ihrer gegenseitigen Erbitterung aufeinander von den Frls. Tullinger und Butze ganz entsprechend gegeben.

Und nun die Männer! Da haben die beiden Autoren doch wol ein Hauptmotiv sich entgehen lassen. Der Dichter des Stückes, Paul Grosser, der ein so satyrisches Bild in „Unseren Frauen" auf die Bühne gebracht hat, mußte doch auch in unserem Stück eine satyrische Ader zeigen; er mußte doch ein witziger Kopf sein; davon finden sich nur wenig Spuren. Und dann müßte doch wol die Pointe des Stücks darin bestehen, daß dieser Ketzer bekehrt wird, bekehrt in einer für das Publicum überzeugenden Weise, durch ein Mädchen von Geist und Edelmuth, nicht durch ein so albernes Gänschen, wie diese Grete Dorn ist; er verliebt sich Hals über Kopf und ist für das Lustspiel der Zukunft verloren. Hr. Ottbert ließ in den ersten Acten durch muntern Ton und eine gewisse geistige Ueberlegenheit etwas von diesem Paul Grosser erwarten; doch da die Dichter nachher nichts aus ihm machten, als den Seladon einer sehr nichtssagenden Schäferin, so konnte auch Hr. Ottbert sich nur mit Anstand aus der Affaire ziehen, indem er die Rolle mit äußerer Eleganz durchführte. Die komische Seele des Stückes ist Pfeffermann, eine Charge, mit welcher die Figur des Lohnbedienten Unruh in „Bürgerlich und Romantisch" gleichsam überzeichnet worden ist. Die meisten neuen Lustspiele treiben noch den verschwiegenen Cultus des alten Hanswurst, der in allerlei Verkleidungen auftritt; als dienstbarer Geist bei Stiftungsfesten, Vereinen wohlthätiger Frauen u. a.; hier ist dieser verkleidete Hanswurst Lohnbedienter, der seinerseits wieder einen Geheimrath spielt. Diese Figur verlangt einen trockenen Humor und das Talent für burleske Pointen. Nachdem Pfeffermann einmal auf der Bühne losgelassen worden ist, ruht sein Schicksal in seinen eigenen Händen, das heißt, der Komiker muß durch sein Mienen- und Geberdenspiel zu wirken suchen und einige Leitmotive wie die stehende Redensart „das genügt" zur Geltung bringen. Die Rolle war bei Hrn. Schubert in den besten Händen, ebenso der alte Dorn bei Hrn. Eichenwald; für solche sich emancipirende Philister trifft dieser Darsteller den rechten Ton. Uebrigens schwebte den Autoren ein Charakter aus dem Rosen'schen Stück als Vorbild vor, als sie diesen Dorn concipirten. Die übrigen Männer sind nach der Schablone gezeichnet; ganz blaß, nichts als zweiter Liebhaber der Max Cornelius, munter und leichtsinnig der Felix Stein, ernst und sauertöpfisch der Karl Hilberg, die beiden letzteren im auffallendsten Contrast mit ihren Gattinnen: die Herren Ellmenreich, Stöckel und Mylius gaben sich alle Mühe, diese Rollen angemessen durchzuführen. Die Aufnahme des Stückes war eine freundliche, denn wenn das Zwerchfell gehörig erschüttert wird, da bleibt die kritische Galle aus. Dennoch zeigte sich einigen Scenen gegenüber, in denen die Wahrscheinlichkeit doch von den nach komischen Effecten jagenden Autoren allzugröblich verletzt worden war, eine gewisse Mißstimmung seiten des Publicums.

Im Carolatheater folgte auf den „Mann im Monde" als Zugstück die komische Oper: Das Spitzentuch der Königin, Text von Bohrmann-Riegen und Richard Genée, Musik von Johann Strauß. Die Operettenschablone ist in Deutschland nach französischem Muster jetzt fix und fertig: wir verweisen in Bezug hierauf die Leser auf unsern Essay: Die französisch-deutsche Operette im ersten Heft von „Unsere Zeit" (Jahrgang 1882). Es sind dieselben Varianten und Motive, die sich in allen diesen Operetten wiederholen: verbotene Liebeshändel, lächerliche Hoschargen, irgend ein mit Acht und Bann bedrohter Poet, mag er nun Boccaccio oder Cervantes heißen, eine sentimentale Prinzessin und ein schelmisches Hoffräulein. So ist es auch in der neuen Operette. Der König hat die gute Königin im Verdacht einer Untreue, weil auf ihr Spitzentuch ein in solchem Sinn auszulegender Orakelspruch geschrieben ist. Die Sache klärt sich indeß zu Gunsten der Königin auf. Der gestrenge Herr König selbst schreibt zwar nichts auf Spitzentücher; aber er findet die Frau seines Premierministers sehr liebenswürdig, die ihm seine Soupers giebt und ist auch sonst ein Don Juan, der seinem albernen Mentor Ehre macht. Die Musik hat oft den Strauß'schen Schwung und manche glückliche parodistische Pointe; auch findet sich hier und dort ein ansprechendes Liedermotiv. Reminiscenzen an Offenbach, besonders an die „Schöne Helena" sind nicht selten, wie ja auch die musikalische Schablone für derartige Operetten immer zur Hand ist. Ein Sextett mit Interjectionen, musikalischen Ausruf- und Fragezeichen, einige an Possencouplets erinnernde Lieder, in denen der Diplomat sein Princip und seine Weisheit auseinandersetzt, ein paar Liebesduette: das ist die Quintessenz dieses neuesten musikalisch-dramatischen Aufgusses. Gespielt wurde ganz lebendig, die Ausstattung, welche aus dem Straßburger Fundus des Hrn. Heßler entnommen war, zeichnete sich durch Treue und Glanz der Kostüme aus. Die in verschiedenen Verkleidungsrollen auftretende Donna Irene wurde von Frl. Lauder mit gewohnter Gewandtheit, der König von Frl. Sandoris als unternehmungslustiger Lebemann, die Königin von Frl. Bielska mit warmem Gefühlsausdruck in Spiel und Gesang gegeben. Von den burlesken Partien erwähnen wir den überweisen Premier Graf Villalobos des Hrn. Hanno und

den behäbigen Sancho des Hrn. Präger. Bisher scheint das Weihnachtsgeschenk der Carolabühne: „Das Spitzentuch der Königin" von dem Publicum mit Dank acceptirt zu werden, obschon dasselbe in seinen Spitzen keine goldenen und silbernen Fäden zeigt und das Ganze auch in poetischer und musikalischer Hinsicht Maschinenarbeit ist. Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

— Studien zu Lessing's Stil in der Hamburgischen Dramaturgie von Dr. Max R. v. Waldberg. Berlin, 1882, B. H. Kühl. 3 *M.* — Vorliegende Schrift, eine Doctordissertation, beschäftigt sich in philologischer Weise mit dem Stil Lessing's in seiner „Hamburgischen Dramaturgie". Der Verfasser scheint, nach einigen Aeußerungen in seinem Buch zu urtheilen, ein Schüler, oder besser gesagt, ein Anhänger Wilhelm Scherer's zu sein, ein Schüler und Anhänger auch jener philologischen Methode, unsere Classiker weniger nach ihrem ästhetischen Werth, als vielmehr nach ihrer grammatischen, stilistischen und lexikalischen Seite hin zur Fundgrube ihrer Studien zu machen. Goethe war eine Zeit lang bei diesen Zersaserern Mode, jetzt scheint auch Lessing, auf den sein 100jähriger Todestag wieder aufmerksam gemacht hat, Object der Vivisection werden zu sollen. Daß diese philologische Secirung von Berechtigung ist, wird Niemand in Abrede stellen: nur gegen ihre Auswüchse, und deren sind nicht wenige, möchte ich mich wenden. Eine philologische Untersuchung darf allemal nur eine dienende Stellung einnehmen, keine herrschende: die obengenannte philologische Methode aber betrachtet — zum großen Theil wenigstens — die ästhetische Betrachtung als etwas Nebensächliches, Dilettantisches, das Jedermann könne, die text-philologische Untersuchung aber als die Hauptsache! Als ob Lessing seinen „Nathan", Goethe seinen „Götz von Berlichingen" nur gedichtet hätte, um zur Beurtheitung von Sprache, Satzbau und Wortreichthum der Verfasser zu dienen! Und wenn diese Herren doch nur Hauptsachen vordrächten, die wirklich Werth besitzen, und wie hier bei der Untersuchung von Lessing's dramaturgischem Stil, zeigen wollten, wie man, dem Stil nach, Theaterkritiken schreiben muß, so möchte das hochwillkommen sein: unsere heutige Theaterkritik liegt ja sehr im Argen! Aber nein! Volle 39 Seiten werden dazu verwandt, zu zeigen, wie Lessing in der Einleitung seiner Dramaturgie-Stücke das betreffende Schauspiel, das gerade gegeben wurde, anzeigt, ob er sagte: Das Gespenst mit der Trommel ward „gespielt" oder Lessing's Freigeist ward „vorgestellt", worauf sämmtliche einleitende Anzeigen der Dramaturgie danach rubricirt werden! Das geht zu weit! Nebensachen müssen als Nebensachen abgefertigt, und die Hauptsachen als Hauptsachen energisch und anschaulich in der Darstellung hervorgehoben werden! Daß sich in den weiteren Capiteln: „Das Symmetrische im Stil", „Die latente Dreizahl" und „Kleinere stilistische Besonderheiten" oft Sachen von Werth vorfinden, fällt dem Leser sofort auf, aber das Detail ist so massenhaft, pedantisch und uninteressant aufgestapelt, daß ein Fachmann sich nur mit Mühe, ein Laie wol überhaupt schwerlich durcharbeiten wird. Man kann sehr wohl gründlich und interessant zugleich in wissenschaftlicher Darstellung sein! Wenn der Autor außerdem zu Beginn anhebt: „Von allen Festgaben, die uns der 15. Februar d. J. gebracht hat, haben nur wenige Ausnahmen, an deren Spitze Scherer's Aufsatz in der „Deutschen Rundschau" zu stellen ist, die Erkenntniß von Lessing's geistigem Schaffen wesentlich gefördert" — so hätte das geistvolle Werk Kuno Fischer's „G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur", das auch in diesem Blatt rühmend hervorgehoben werden konnte, doch wol auch verdient, wenigstens erwähnt zu werden — von einigen anderen Schriften zu schweigen. Aber dies Werk war dem Verfasser wahrscheinlich zu wenig philologisch, zu ästhetisch! Auf die Aesthetik haben es diese einseitigen Philologen ja aber mit ihrer Kennerschaft abgesehen! Wie aber sagt Faust? „Sitzt Ihr nur immer! Leimt zusammen, Braut ein Ragout von Andrer Schmaus Und blast die kümmerlichen Flammen Aus Eurem Aschenhäuschen 'raus!"

Julius Riffert.

— Deutsches Frauenleben im deutschen Liede. Herausgegeben von Robert Koenig. Oldenburg, Gerhard Stalling's Verlag. (Preis ungebunden 6 *M.*) Das geschmackvoll ausgestattete Buch, das sich äußerlich durch Druck wie Papier in gleicher Weise auszeichnet, empfiehlt sich besonders zu Festgeschenken für unsere Damenwelt, welche das ganze Leben und Weben ihres Geschlechts von der dämmerhaften Vorzeit an bis auf unsere Tage hier im Spiegel der Dichtung schauen und wenig leuchtende Vorbilder in diesem Spiegel vermissen wird. Eine „Blüthenlese des Charakteristischesten" (bitte vor diesem unschönen Superlativ nicht zurückzuschrecken), was deutsche Dichter von deutschen Frauen gesagt und gesungen haben, nennt Koenig seine Sammlung, dazu bestimmt, vorerst den Jungfrauen und Frauen, dann aber auch natürlich dem ganzen Hause zu dienen; eine literarhistorisch erschöpfende Darstellung war nicht beabsichtigt. Wir können somit dem Herausgeber das Zeugniß ausstellen, daß er seinen Zweck im Großen und Ganzen recht glücklich erreicht hat, wiewol dieses Lob einige Einschränkungen erheischt. Koenig theilt seinen Inhalt so ein: Deutsches Frauenleben 1) in Mythologie und Sage, ihren Wiederspiegelungen und Nachklängen, 2) in Geschichte und Ueberlieferung unseres Volkes, 3) in der mittelalterlichen Dichtung und ihren modernen Nachklängen und 4) im Liede der Neuzeit. Da der geschätzte Literarhistoriker außer den Gedichten selbst nichts weiter giebt, als ein Verzeichniß der Dichternamen und das kurze, 12 Zeilen umfassende Vorwort, so sind wir darauf angewiesen, dem eigentlichen Plan selbst nachzuforschen, und es ist nicht zu leugnen, daß Koenig uns die Sache etwas erschwert hat, indem ihm ein doppelter Plan vorschwebte. Erstens wollte der Herausgeber gleichsam eine poetische Geschichte der deutschen Frauenwelt von der Vorzeit bis zur Neuzeit liefern, und der Stoff hierzu hätte ja allein ein Buch für sich recht wohl ausgemacht, es wäre dann eine Art aus zahllosen unzusammenhängenden kleinen Gesängen bestehendes Epos geworden, dessen Heldin die deutsche Frauenwelt als Collectiv, in jedem Einzelgesang je ein deutsches Weib von Bedeutung gewesen wäre, oder wir hätten, kurz gesagt, ein Geschichtswerk in Versen. Daß ein solches unserer Frauenwelt gute Dienste gethan hätte, ist nicht in Abrede zu stellen, und im Grunde ist ja dieser Plan consequent durchgeführt, indem Koenig mit den deutschen Göttinnen beginnt, denen dann deutsche Heldinnen (im Sinne von Heroinen), hierauf Frauengestalten des Märchens und der Sage folgen, an welche letzteren wieder sich die rein historischen Frauen der ältesten Zeit, des Mittelalters und zuletzt die der Neuzeit anschließen. Soweit wäre also die Sache gut und denen Genüge gethan, welche wissen wollten, welche Frauen von sagenhafter oder historischer Bedeutung von deutschen Dichtern besungen worden sind, und wir konnten, um eine weitere Aussetzung hier gleich noch anzuschließen, höchstens etwa doch noch die eine oder andere Gestalt vermissen, welche wol in den Rahmen hineingepaßt hätte, so die in nachgedachten Gedichten: „Jetta" von Heribert Rau, „Die Jungfrau von Drachenfels" von Kopisch, „Die Nonne" und „Die Frauen von Kulm" von Gruppe. Auch einige der erwähnten Frauengestalten hätten nach anderen Dichtungen noch in einem anderen, theils sogar glänzenderen Lichte, als geschehen, gezeigt werden können. So wären die Gedichte „Elisabeth's Handschuhe" von Nodnagel, Gruppe's „Luise Henriette" und „Königin Luise" und etwa auch Ruge's „Mutter und Sohn" (Anna Amalia und Karl August) wol als besonders charakteristisch noch hier am Platze gewesen. Außerdem könnten wir noch etwa das Eine tadeln, daß Monologe und Reden aus Dramen

sich vorfinden, ohne daß wenigstens in einer kurzen Anmerkung angegeben ist, welchem Dramo sie angehören; der Literaturkundige weiß das sofort, von unserer Frauenwelt indeß dürfte doch der einen oder anderen nicht bekannt sein, daß z. B. die beiden Reden der Gisela p. 139—41 dem Drama „Herzog Ernst" ongehören und ähnliches sonst. Zweitens aber schwebte dem Herausgeber so manches rein lyrische Gedicht vor, dos bei dem historisch-chronologischen Plan nicht unterzubringen war, und nun greift er flugs in der zweiten Hälfte des Buches zur generellen Eintheilung, ohne dies indeß streng durchzuführen, denn gleich spielt ihm wieder die Chronologie einen Streich, und er bringt uns erst das Frauenleben in der mittelalterlichen Dichtung, die er in höfische Kunstdichtung, Minnesang und Minnedienst und Lehrdichtung dreitheilt, und dann wieder für sich das deutsche Frauenleben im Liede der Neuzeit, und hier hoben wir 8 Unterarten (das Mädchen, die Jungfrau, Liebes-Lust und -Leid, die Braut, die Gottin, die Mutter, die Wittwe, der Lebensabend der Frau). Ich hätte ja nichts dagegen, doß Koenig, wie er dies gethan, zuerst die chronologische Eintheilung beibehalten hat; diese letzte Hälfte des Buches aber hätte dann ebenso streng und ausschließlich die generelle Eintheilung beibehalten sollen und die einzelnen Phosen des weiblichen Lebens hätten dann gleichzeitig in den Gedichten des Mittelolters wie der Neuzeit dargestellt sein müssen, statt daß für Mittelalter und Neuzeit eine ganz verschiedenartige Eintheilung getroffen ist. An diesem Plane ist nun für diesmal freilich nichts zu ändern, wol aber wäre es gerathen, wenn der Herausgeber bei einer zu erwartende Neuauflage am besten zwei besondere Werke bildete, von denen das erstere ausschließlich die historische, chronologische, das zweite ebenso ausschließlich die generelle Stoffeintheilung durchführt oder, wenn er das Buch als Gonzes festhält, so mag er wenigstens auch äußerlich beide von einander grundverschiedenen Eintheilungen etwos schärfer von einander scheiden. Die Auswahl der Gedichte an sich zeigt von eminenter Belesenheit nnd gutem Geschmack, so daß nach dieser Seite hin der Autor unbedingtes Lob verdient.

„Glück und Frieden". Goethe's „Hermann und Dorothea" ethisch ausgelegt von Karl Weiß, Director der Frauen-Handels- und Industrieschulen zu Erfurt, Chemnitz u. s. w. (Berlin, L. Oehmigke's Verlag.) Diese verdienstliche Schrift, welche ungebunden 1 ℳ, elegant gebunden und auf Velinpapier 3 ℳ kostet, liegt bereits in zweiter Auflage vor, was ihr an und für sich schon zur Empfehlung dienen könnte. Dozu kommt aber weiterhin, daß das Werkchen dem Verfasser die Staatspreis-Medaille für wissenschaftliche gemeinnützige Leistungen eingetrogen hat und auf der Provinzial-Industrieausstellung in Halle prämiirt worden ist. An ein solches Werk tritt der Kritiker schon von vornherein mit Vergnügen heran und dies Vergnügen steigert sich hier, je weiter er liest. Der Verfasser, einer unserer namhaftesten Pädagogen und der angesehensten Bildner insbesondere der Frauenwelt, hat sich in dieser Schrift eine recht dankenswerthe Aufgabe gestellt, indem er an der Hand der herrlichen Goethe'schen Dichtung zeigt, daß dos wahre Glück im Herzen wohnt und lediglich ouf Fleiß, Liebe, Treue und Frömmigkeit sich aufbaut, kurz, wie wir unser Sein einrichten müssen, um das Glück zu erlangen, durch das nns Frieden und Zufriedenheit bescheert wird. Die Helden dieses bürgerlichen Heldengedichtes, als welches Weiß mit Recht dies Epos bezeichnet, Hermann und seine Dorothea, sind ihm die typischen Gestalten des Glückes und die Muster aller gegenwärtigen und kommenden Geschlechter und, ebenso wie er nns Hermonn's Eltern und den Pfarrer als Vorbilder in Ausübung aller bürgerlichen Tugenden zeigt, so zeigt er uns an den mehr im Hintergrunde stehenden Personen, z. B. der Kaufmannsfamilie, wie wir nicht leben sollen, und er führt seinen Plan in so überzeugender Weise, mit einer solchen Fülle der schlagendsten Argumente und in einer so zum Herzen dringenden und gewählten Darstellung aus, daß die Schrift als Lectüre für unverdorbene Gemüther, vor allem für das heranwachsende weibliche Geschlecht nachdrücklich empfohlen werden kann.

Aufwärts! Neue religiöse Gedichte von Julius Sturm. Leipzig, F. A. Brockhaus. (Preis 3 ℳ.) Der greise Dichter, der seit geraumer Zeit als Pfarrer sein trauliches Heim in Köstritz hat, ist einer unserer unermüdlichsten Verfechter des lauteren Gotteswortes im Reiche der Poesie. Wie manche schöne Perle religiöser Dichtung verdanken wir ihm nicht schon seit nunmehr vierzig Jahren! Und immer noch ist er der Alte geblieben, und der reine Bronnen seiner Poesie fließt noch ebenso jugendfrisch und voll dahin wie damals. Man muß sich in der That wundern über die Ausdauer seiner Phantasie, die in immer neuen Bildern das alte so viel besungene, freilich noch nie ausgesungene Thema von der Liebe Gottes zu den Menschen und der Liebe der Menschen zu dem himmlischen Vater und zu dem Nächsten behandelt und variirt. Ein kindliches Gemüth ist dem Verfasser geblieben, obwol er jetzt bereits betagt ist; und in den verschiedensten Formen und Weisen, meist nur in zwei vierzeiligen Strophen ergießt sich sein Gefühl, das frei von Selbstüberhebung und Aufdringlichkeit sich selber giebt, so wie es ist, glaubensfreudig und ohne Falsch; alles Glück kommt dem frommen Dichter nur vom Herrn, er ist sein Stab und sein Hort in guten wie in bösen Tagen, und was wir auch für ein Capitel dieses jüngsten Werkes des religiösen Dichters aufschlagen, aus seinem „Still zu Gott", „Gegen den Strom", „Psalmen", „Heilige Zeiten", „Beichte und Abendmahl" und „Der Heimoth zu", überall her weht uns der Athem Gottes entgegen, überall prägt sich dieselbe Liebe zu Gott und Nebenmenschen in schönster und formvollendeter Weise aus. Das Werk darf in echtchristlichen Kreisen auf dankbare Leser zählen nnd ist ganz dazu angethan, den Gottessunken in manches Herz hineinzutragen, in manchem den schlummernden aufs Neue anzufachen.

Karl Siegen.

Leipzig, 31. Dec. Im Laufe dieses Monots sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Almunoch in losen Blättern für 1882. Dresden, Conr. Weiske. 80 ₰.
Amerfin, Gemeinverständliche Weisheitslehre. 2. Aufl. Triest, Jul. Dase. 4,50 ℳ.
Arioſt's rasender Roland. 31. bis 45. Lfg. Breslau, S. Schottländer. à 1,50 ℳ.
Arnold, Deutsche Geschichte I. Deutsche Urzeit. 3. Aufl. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 8,40 ℳ.
Auf der Höhe. Internationale Revue von v. Sacher-Masoch. 3. (Dec.-) Heft. Leipzig, Greßner & Schramm. Pro Quart. 6 ℳ.
Augusti, Mädchenlose. Bilder aus des Lebens Mai. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. 4 ℳ.
Aus dem Zauberland. Märchen von Tantchen „Ungenannt". Leipzig, Edwin Schloemp. 2 ℳ.
Bäder und Sommerfrischen. 4. bis 7. Lfg. Leipzig, Edwin Schloemp. à 2 ℳ.
Beeg, Die Kinderstube zur Dämmerstunde. Stuttgart, Wilh. Nitzschke. 6 ℳ.
Biller's Erzählung: Das Haustöchterchen. Stuttgart, Jul. Hoffmann.
Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt. IX. Bd. 1. Heft. Jena, Frdr. Frommann. 4 Hefte. 10 ℳ.
Blau, Die deutschen Landsknechte. Görlitz, C. A. Starke.
Bormann, Mei Leibzig tow' ich mir. Neue Folge. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1,50 ℳ.
Böttcher, Aus meiner Wandermappe. Novellistische Herzens- und Länderstudien. Dresden, R. v. Grumbkow. 5 ℳ.
Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 6. u. 7. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 50 ₰.
Brückner's Predigt zur Jahresfeier des evangel. Missionsvereins zu Leipzig. Leipzig, J. C. Hinrichs. 40 ₰.
Bülow, Das Ende des Aktenversendungsrechts eine Gerichtsverfassungsfrage. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1,50 ℳ.
Carlsbad. Oeldruckbild. Dresden, Alex. Köhler. 3 ℳ.
Civilproceßordnung für das Deutsche Reich nebst Einführungs-Gesetz. Von H. Wernecke. Leipzig, C. F. Winter. 3 ℳ.
Collection of British Authors Tauchnitz Edition. Vol. 2000. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. à 1,60 ℳ.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine, von M. v. Nathusius und v. Oertzen. Dec. 1881 u. Jan. 1882. Leipzig, J. C. Hinrichs. Viertelj. 2 ℳ.

Dannenberg und Frantz, Bergmännisches Wörterbuch. Leipzig, F. A. Brockhaus. 5 ℳ.

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Von Rich. Fleischer. Berlin, Otto Janke. 12. (Dec.-) Heft.

van Dewall's Roman: Graf Rüdezahl. 1. und 2. Bd. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8 ℳ.

Du Chaillu, Im Lande der Mitternachts-Sonne. 3. und 4. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 1 ℳ.

Dürr's Jugendschriften: Kletke, Die Kinderwelt, in Märchen und Liedern, 3 ℳ; Sturm und Flinzer, Neues Fabelbuch, 2 ℳ; Dorenwell, Die Welt der Kleinen, 4,60 ℳ. Leipzig, Alphons Dürr.

Ebers' Roman: Die Frau Bürgemeisterin. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Eckardt, Chronik von Glauchau. 21. u. 22. (Schluß-) Lfg. Glauchau, Arno Peschke.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. 1. Abthlg. 26. bis 27. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt.

Erfindungen und Erfahrungen, Neueste, Zeitschrift von Dr. Th. Koller. IX. Jahrg. 1. Heft. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰, jährl. 13 Hefte 7,50 ℳ.

Faulmann, Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst. 2. bis 5. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Feller, Im ersten Jahrzehnt des neuen Reiches. Patriotische Zeit- und Gelegenheits-Gedichte. Chemnitz, Jos. Feller's Buchhdlg.

Flemming's Jugendschriften: Godin, Neue Märchen von einer Mutter erdacht. 3. Aufl. 2,50 ℳ; v. Gumpert, Töchter-Album. 6,75 ℳ; v. Gumpert, Herzblättchens Zeitvertreib. 6,25 ℳ; Kühn's Erzählungen: „Deutsche Treue" und „Barbarossa", à 1 ℳ; Lohmeyer ꝛc., Reinecke Fuchs, 6 ℳ. Glogau, Carl Flemming.

Flugblatt dem Deutschthum zum Schutz und Trotz. Berlin, Jul. Sittenfeld.

Fockt, Der Brand des Ringtheaters in Wien. Wien, A. Hartleben. 60 ₰.

Französischen Armee, Zur Orientirung über die Organisation, Ausbildung und Taktik der, Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1,80 ℳ.

Freytag-Galerie. Album-Ausg. 1. Lfg. Leipzig, Edwin Schloemp. à 2,50 ℳ, 4 Schlußbilder à 1,50 ℳ.

Gefficken, Zur Geschichte des orientalischen Krieges 1853—1856. Berlin, Gebr. Paetel.

Gabel, Ueber Alters- und Wittwenversorgung der Arbeiter. Berlin, Karl Duncker (C. Heymons).

Huckländer's ausgewählte Werke. 2. bis 4. Bd. Stuttgart, Karl Krabbe. à 1,50 ℳ.

Handels- und Gewerbekammer zu Plauen, Jahresbericht der, auf das Jahr 1880. 1. Tht.; dgl. der zu Leipzig, 1880.

Heitere Musik aus den Werken berühmter Meister, für Pianoforte. 4. Bd. Leipzig, Bartholf Senff. 3 ℳ.

Helm, Der Weg zum Glück. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn 7 ℳ.

Henzen's Weihnachtsvorspiel: Die Anbetung der Hirten. Berlin, Frdr. Burkhardt.

Herbert's Roman: Deutsch und Slavisch. Breslau, S. Schottländer. 3,50 ℳ.

Hirt's geographische Bildertafeln. 1. Th. 5 ℳ, erläuternder Text dazu 1 ℳ. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Höcker's historische Erzählung: Heidelberg. Stuttgart, Wilh. Nitzschke. 4,50 ℳ.

Hottinger's „Die Welt in Bildern" (Orbis pictus). Berlin, Dr. Hottinger, Friedrichsfelderstr. 2. 4,50 ℳ.

v. Hübner, Ein Spaziergang um die Welt. 28. bis 30. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. à 1,50 ℳ.

„Humboldt". Monatsschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Von Dr. G. Krebs. 1. Heft. Stuttgart, Ferd. Enke. à 1 ℳ.

Jäger, Von Auferstehung bis Himmelfahrt. Leipzig, Dörffling & Franke.

Kaden, Italien. Eine Sommerfahrt nach dem Süden. Glogau, Carl Flemming. 12 ℳ.

Kalender: Sam. Lucas' in Elberfeld: Schreibmappen- und Notiz-K. à 1,50 ℳ, Küchen- und Damen-K. à 2 ℳ, Tägliches Notizbuch für Comptore ꝛc. 2 ℳ; Carl Flemming's in Glogau Volks-K. „Der Bote für 1882" 1 ℳ; Justus Perthes' in Gotha „Gothaischer Genealogischer Hof-K.; Der Mentor, Notiz-K. für Schüler. Altenburg, H. A. Pierer, 1 ℳ; Schall-K. v. E. Eckstein. Leipzig, Fr. Thiel, 1 ℳ; Paul Moser's Notiz-K. als Schreibunterlage. Berlin, Jul. Moser, 2 ℳ.

Klein und Thamé, Die Erde und ihr organisches Leben. 54. bis 57. (Schluß-) Lfg. Stuttgart, W. Spemann. à 60 ₰.

Kuchkunst, Universal-Lexikon der, 2. Aufl. 7. bis 12 Lfg. Leipzig, J. J. Weber. à 1,20 ℳ.

Kummunismus oder Wahlreform. Unkenruf eines alten Abgeordneten. Leipzig, Rossberg. 1 ℳ.

Kunkursordnung für das Deutsche Reich nebst Einführungs-Gesetz. Von H. Wernecke. Leipzig, C. F. Winter. 1,20 ℳ.

König, Zur Katastrophe im Ringtheater. Wien, L. C. Zamarski.

Köstlin, Luthers Leben. Leipzig, Fues' Verlag. 8 ℳ.

Kühn, Findlinge betreffend die Weimarische Literatur-Epoche Weimar, T. F. A. Kühn.

Landeshypothekenbank, Die Errichtung einer, für das Königreich Sachsen. Leipzig, Roßberg. 60 ₰.

Laube's, Heinrich, gesammelte Schriften. 16. Bd. Erinnerungen 1841—1881. Wien, Wilh. Braumüller.

Meißner's Novelle: Die Prinzessin von Portugal. Breslau, S. Schottländer. 3 ℳ.

Metternich's nachgelassenen Papieren, Aus. 5. Bd. Wien, Wilh. Braumüller.

Mahn, Kinder-Lieder und Reime. Berlin, M. Lubarsch & Co. 10 ℳ.

Maldenhauer, Das Weltall und seine Entwickelung. 2. Lfg. Köln, Ed. Heinr. Mayer. à 80 ₰.

Munch, Der Königstochter Brautfahrt. Breslau, S. Schottländer. 10 ℳ.

Naeher, Land und Leute in der brasilianischen Provinz Bahia. Leipzig, Gustav Weigel. 6 ℳ.

Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde. 2. Bd. 4. Heft. Dresden, Wilh. Baensch. Jährl. 6 ℳ.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden ꝛc. 14. u. 16. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 2 ℳ.

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. Dec. 1881 u. Jan. 1882. Pro Quartal 6 ℳ.

v. Olfers, Vielliebchen. 16 aquarellirte Zeichnungen. Berlin, M. Lubarsch & Co. 6 ℳ.

Paur's Weihnachtsspiel: Ein Wintermärchen. Berlin, Frdr. Burkhardt.

Pädagogische Erfahrungen beim Klavierunterricht. Von A. Hennes, Berlin, W. Lützowstr. 27. Jährl. 3 ℳ.

Pauer, Die lustigen alten Herren. Sammlung der beliebtesten Tänze der berühmtesten Tonmeister des 17. u. 18. Jahrh. für Pianof. 2 Bde. Leipzig, Bartholf Senff. à 3 ℳ.

Pichler, Märchenpracht und Fabelscherz. Stuttgart, Wilh. Nitzschke. 6 ℳ.

Preller's Odyssee-Landschaften in Holzschnitt. Leipzig, Alphons Dürr. 4,50 ℳ.

Prohl's Erzählungen: Rostige Jugendzeit. Breslau, Ed. Trewendt. 6 ℳ.

Ptaszynski's Roman für Männer: Die Topi-wallas. Berlin, Otto Dreyer's Verlag. 1,50 ℳ.

Rungabe's drumatisches Gedicht: Der Vorabend. Aus dem Griechischen von O. A. Ellissen. Breslau, S. Schottländer. 3 ℳ.

v. Ranke, Weltgeschichte. II. Thl. 1. u. 2. Abthlg. Leipzig, Duncker & Humblot. 20 ℳ.

Rückert's gesammelte poetische Werke. 2. bis 8. Lfg. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. à 60 ₰.

Sartorius, Die Psalmen. Mit Holzschnitten von v. Führich. Leipzig, Alphons Dürr. 6 ℳ.

Schluzintweil, Judien in Wort und Bild. 36. bis 40. (Schluß-) Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. à 1,50 ℳ.

Schnerberg 1481/1881. Ein Gedenkblatt zur 400jähr. Jubelfeier. Von H. Jacobi. Schneeberg, C. M. Gärtner.

Schneider's Typen-Atlas. 2. Aufl. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. 2,40 ℳ.

v. Schröter, Das bei Reichstags- ꝛc. Wahlen auf dem platten Lande zu beobachtende Verfahren. 2. Aufl. Bautzen, Registr. Osterland. 50 ₰.

Strafproceßordnung für das deutsche Reich nebst Einführungs-Gesetz. Von H. Wernecke. Leipzig, C. F. Winter. 2 ℳ.

Tanz-Erinnerungen. Elberfeld, Sam. Lucas. 2 ℳ.

Temenau's Erzählung: Marienthal. Teschen, Ed. Schroeder. 3 ℳ.

Treitschke, Literarische Stoßvögel. Neue Randglossen zu Zeit- und Streitfragen. Leipzig, Edw. Schloemp. 2,50 ℳ.

Trewendt's Jugendbibliothek. N. F. 1. bis 4. Bdchen. à 90 ₰.

Umlauft, Die österr.-ungarische Monarchie. Geographisch-statist. Handbuch. 2. Aufl. 3. bis 7. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. 1. Heft 1882. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Vom Fels zum Meer. Illustrirte Zeitschrift. 4. (Weihnachts-) Heft. Stuttgart, W. Spemann. Viertelj. 3 ℳ.

v. Buß, Die Ahnen des reußischen Hauses. Lobenstein, Chr. Teich.

v. Wächter, Deutsches Strafrecht. Vorlesungen von Carl Georg v. Wächter. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Weihnachts-Katalog 1881, Literarischer, Berlin, Expedition der illustr. Frauen-Zeitung. — Dgl. der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung ꝛc. 9. (Dec.-) Heft. Leipzig, Richard Lesser. Viertelj. 1 ℳ.

Wilbrandt, Novellen aus der Heimath. 1. u. 2. Bd. Breslau, S. Schottländer. 8 ℳ.

Willfried's Roman: Die Livergnas. Breslau, S. Schottländer. 3,50 ℳ.

Wirthschaftsjahr 1880. Das deutsche, Vom Gen.-Secretariat des deutschen Handelstags. Berlin, Leonhard Simion.

Wolff, Deutscher Städte Ehrenpreis. Oden und Elegien. Apolda, Fr. Lauth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 2. Donnerstag, den 5. Januar. 1882.

Inhalt: Nach und in Rom, von Dr. J. E. Kuntze. V. (Schluß.) — Religiöse Anregungen in Fortbildungsschulen mit Minimalstundenzahl, von P. Krnschwitz. — „Unsere Zeit".

Nach und in Rom.

Italienische Skizzen von Dr. **J. E. Kuntze.**

V.

Zur Geschichte Roms.

(Schluß.)

Ich muß auch von Cori und Veji sprechen. Cori ist ein wahres Felsennest, ein noch nicht genug gewürdigter Zielpunkt für Ausflüge, einer der lehrreichsten und belohnendsten für Romdesucher, Veji aber eines der wenigen Dörfer Italiens; einstmals etruskische Großstadt, dann römische Colonie ist es jetzt bloß Fundort von Alterthümern und (das Dorf Isola Farnese) zählt 100 Einwohner. Ich besuchte beide Orte. Nach Cori gelangt man von Velletri aus, wohin eine etwa einstündige Eisenbahnfahrt führt; in Velletri nimmt man Wagen, die Fahrt ist herrlich, man fährt in weiten Krümmungen Angesichts des immer kühner aufsteigenden Volskergebirges mit seinen hochgelegenen Felsenorten. Der Wald, welcher sonst Schlupfwinkel der Räuber war, ist jetzt verschwunden*); viele zuckerhutähnliche Stroh- und Schilfhütten, welche an die alte casa Romuli oder auch an Indianerhütten uns erinnern, abseits rechts und links, einmal auch ein ganzes Dörflein solcher Hütten der Berghirten dieser einsamen Gegend; nackte Kinder und zottige Ziegen tummelten sich um die Wette; Rocca Massima, auf hohem Felskegel wie vom Himmel dorthin niedergefallen, winkte uns zur linken Hand; die herrlichsten Olivenhaine, die ich in Italien gesehen, voll ausgewachsener stattlicher Bäume, nahmen uns auf, und bergan ging's nun nach der alten Stadt, in welcher hier und da cyclopisches (opus Italicum), polygones (Rustica), regelmäßiges Mauerwerk, endlich netzartiges Getäfel (opus reticulatum) übereinander gelagert alle Zeitalter bis zur Kaiserzeit spiegelt. Die Unter- und Oberstadt bis zur Akropolis hinauf ist aus den Felsen heraus- und in die Felsen hineingebaut; hier hat sich erhalten aus langen Zeiten, was und wie es war. In den Wohnhäusern winden sich düstere Treppen durch Felsen und Mauern empor; an den Mauerkanten lehnten blonde Mädchen in rothem Mieder und mit hellem, freundlichem Teint; die vielen blonden Bärte hier zeigen einen von den Latinern Roms verschiedenen Menschenschlag.**) Von der Höhe des s. g. Herculestempels schweift der Blick über die Olivenhaine meerwärts bis zum Cap der Circe, rückwärts nach den Höhen des Albanergebirges, dann über die Via Appia hinaus nach den Ruinen von Laurentum und Lavinium, wo Aeneas gelandet sein sollte, das uralte Nationalheiligthum sämmtlicher Latiner stand, und der auf griechische Wurzel (Rome) zurückführbare Name Roms vielleicht seinen Ursprung hat, — auch nach Ardea hin, die ehemalige Rutuler-Stadt, vor deren Thoren im römischen Lager das zur Vertreibung der Tarquinier führende Drama sich entspann, und weiter nach dem ehemals berühmten Hafen Ostias, welcher jetzt meilenweit versandet und verschwunden ist. Auch der Ausflug nach Veji ist eine Tagespartie (zu Wagen); es geht über Ponte molle um den transtiberinischen Höhenzug herum, weit in die hier ziemlich felsige Campagna hinaus, an einem Sarkophag aus dem 2. Jahrh. n. Chr. vorüber, welcher fälschlich Nero's Grab genannt wird. Die Gegend um Veji ist mehr malerisch, als großartig, nur das Sabinergebirge im Hintergrunde baut sich großartig vor dem Blicke auf. Veji machte lange dem aufblühenden Rom den Rang streitig und erlag endlich einer methodischen Belagerung nach 10jährigem Kampf, diesem Trojanerkrieg der Römer, von welchem an eine neue Aera des römischen Militärwesens datirt. Camillus ist die unvergängliche Heldengestalt dieser Zeit, wo Rom auf schmalster Kante zwischen Vernichtung und Weltlaufbahn schritt.

Bis auf Marius waren römisches Volk (populus) und Heer (exercitus) identisch; Sulla, Cäsar, Augustus scheiden dann Beides immer weiter, der Letztgenannte macht aus dem Heerwesen einen zweiten Staat im Staate, eine einzige große Provinz, die er sich monarchisch vorbehält. Das senatorisch-republicanische und das imperatorische System neben- und ineinander: dieser Dualismus war der neue Gedanke, den Augustus und Agrippa verwirklichten. Ein neuer Staatstypus trat durch sie in die Welt, halb noch antik, halb aber modern: es war ein rettender und versöhnender Gedanke. Mit ihm steht Augustus an der Wende zweier Zeiten; das antik Klassische hört auf, das modern Klassische beginnt. Das dualistische System ist der Ausdruck des römischen Weltstaats, welcher die antiken Maße übersteigt. Roms Eroberungspolitik geht in Organisationspolitik über; nicht nur politisch und militärisch, sondern auch finanziell und social reformirte Augustus die Welt, so weit das mit heidnischen Mitteln und alternden Völkern möglich war. Aber das Größte, was der Kaiser that, war, daß er in den Wirren der Welt, welche durch hellenistische Frivolität, römischen Bürgerkrieg und ägyptische Liederlichkeit zerrissen und bis in ihre untersten Tiefen aufgewühlt war, wieder eine Autorität aufrichtete, und hier ist's, wo er sich im Kern unterscheidet von Cäsar, welcher allen Autoritäten die Lebenssafern durchschnitten, Senat und Auspicien untergraben und sich als einen echten Sohn der Revolution erwiesen hatte, als den jüngsten, aber auch größten. Augustus dagegen nimmt den Lebensfaden der Republik wieder auf, schließt den Abgrund der Gracchischen Revolution und den Tempel des Janus, senkt in den Sumpfboden einen starken Rost ein, erbaut darauf sein großartiges Reformsystem und theilt die Parole aus, welche bis auf

*) Was in Bädeker's Reisebuch noch nicht bemerkt ist.

**) Aus dem Volskergebirge kommen die Mädchen in Nationaltracht (Ciociaren), welche an der Spanischen Treppe zu Rom sich versammeln und den Malern zu Modellen dienen. — Ob in der Bevölkerung von Cori Nachkommen der Rutuler (die Röthlichen) zu suchen sind?

Diocletian der Welt die Richtung giebt. War Cäsar Parteimann geblieben bis zu Ende, so erhob sich Augustus frühzeitig zu einer Höhe über den Parteien; wie Neptun tauchte er aus den Wogen der Parteiung und beschwor die Elemente, aber auch wie Jupiter thronte er hellen Geistes in olympischer Region und klärte die schwüle Luft mit seinen Blitzen, die er verbannend auf Glieder seines Hauses schleuderte; so ward er der Welt in Wirklichkeit, was Alexander's des Großen Ideal gewesen. Seit dieses Jünglings Zeit, seit dem Sturz des Perserreichs hatte es keine große und legitime Autorität in der Welt gegeben, Augustus ermöglichte, indem er diese der Welt gab, den klassischen Kräften des Heidenthums einen Nachsommer und ihr volles Auswirken und Ausleben. Mochte auch Augustus, der feine Politiker, es für politisch halten, als Erbe Cäsar's dessen Namen zu übernehmen: man kann es jener Zeit nicht verargen, daß sie gerade diesen Kaiser den „Erhabenen" (Augustus) nannte, daß die Römer den Genius Augusti neben ihren zwei Vorsteherlaren (Romulus und Remus) (Lares) verehrten, und die Städte aller Provinzen Tempel und Altäre der Roma und des Augustus errichteten. Mein Urtheil über Cäsar und Augustus in Vergleichung wird durch die römische Nachwelt selbst bestätigt, welche staatsrechtlich mit dem Titel Cäsar nur den präsumtiven Thronfolger, mit Augustus aber den regierenden Kaiser als Träger realer Machtfülle bezeichnete.

Seit Augustus, welcher auch als permanenter Oberpontifex das Religionssystem purificirte, galt der römische Kaiser als der Hort der irdischen Ordnung und als der Schirmherr der dem Staatswesen zur Seite stehenden Religionsgemeinschaft, und nachdem Constantin diese Idee neu belebt hatte, hießen auch im Mittelalter wieder die staatlichen Oberhäupter der Christen römische Kaiser und sie galten als die berufenen Schirmherren der christlichen Kirche. Cäsar's Politik brach im Augenblick seines Todes morsch zusammen, während Augustus die seinige durch seinen Tod und sein Testament auf Jahrhunderte maßgebend machte, und es ist symbolisch, daß im heutigen Rom Cäsar's Bauten nur Trümmer sind, von den Bauten des Augustus aber, welcher sagte, eine Stadt aus Backstein habe er vorgefunden und eine Stadt aus Marmor verlasse er, das Pantheon erhalten ist. In seinem Innern standen Kolossalstatuen Augusts und Agrippa's, dieses Doppelgestirns der neuen Zeit; die Ziegelmauern waren mit Marmor und Stuck bekleidet, das Gewölbe mit Goldblech bezogen und das Dach mit vergoldeten Bronzeziegeln gedeckt; Oberlicht, gleichsam direct vom Himmel, strömt durch eine Oeffnung im Hochpunkt des Dachgewölbes in den grandiosen Innenraum. Alle Zierrath ist verschwunden, die Construction unversehrt. Das Pantheon hat alle Jahrhunderte überstanden und ist durch Rafael's Grab von Neuem geadelt worden; es ist das einzige*) uns in Mauern und Gewölben ganz erhaltene größere antike Bauwerk Roms.

Unter den größeren Ruinen Roms ragen (außer dem Colosseum und der Engelsburg) die Thermen des Caracalla, Diocletian und Constantin, sowie die dreischiffige Gerichtshalle (Basilica) des Letztgenannten hervor; die Gewölbe der Halle sind von gewaltiger Spannung und Vorbild für das Mittelschiff der Peterskirche. Es beginnt mit diesen späteren Bauten, in denen die römische Größe ausklingt, die byzantinische Zeit, das Christenthum übt seinen umbildenden Einfluß; das kaiserliche Rom ist im Sterben und das päpstliche Rom lebt auf; von diesem ist oben bereits geredet.

Wir stehen im heutigen Rom. Da ist noch eine Erscheinung hervorzuheben, ohne welche Roms Schilderung Bruchstück bliebe. Freie Wiesen, Wälder und Parks in unserem nordischen Sinne fehlen der Umgebung der Tiberstadt, die Campagna ist ohne Bäume und Pfade. Aber einen Ersatz dafür haben die Römer in den stolzen und künstlerisch gepflegten Gärten ihrer Principe, welche die Villa Pamfili jenseits der Tiber, die Villa Borghese neben dem Monte Pincio, die Villa Torlonia, Ludovisi, Albani u. s. w. umgeben. Dieselben öffnen dem Publicum an gewissen Tagen und Stunden ihre Schattengänge, Haine, Wiesen und Museen, frisches Volksleben ergießt sich dann durch die gastlichen Räume draußen und drinnen. Diese Sitte hat etwas Großartiges, ich meine, sie ist ein Erbstück aus der Zeit der antiken Horti (z. B. des Cäsar, Sallust, Agrippa), sonach eine sociale Institution; sie gestattet dem Städter, auszuruhen von den geräuschvollen Straßen, strahlenden Läden und eintönigen Pflastersteinen. Die Wagen zu Hunderten, Fußgänger groß und klein zu Tausenden beleben harmlos das schattige Grün und bereiten dem Fremden, welcher sich darunter mischt, einen der schönsten Genüsse Roms.

Auch das Plateau des Palatin und der Monte Pincio gehören in dieses System. Auf dem Palatin entstand Rom, und ward die casa Romuli, eine uralte Strohhütte, gezeigt und immer neu aufgefrischt; er ward durch Augustus von Neuem der Mittelpunkt der Stadt, denn hier, wo August's und Tiber's Geburtshäuser standen, erhoben sich die stolzen Kaiserpaläste, deren Ruinen neuerdings besonders wieder die Aufmerksamkeit der Alterthumsliebhaber auf sich ziehen. Die Stadtverwaltung hat dieses Plateau an sich gekauft und öffnet es Sonntags dem freien Eintritt. Zwischen Resten der Baukunst und Malerei und blühenden Aloen wandelnd erlebt man da die lehrreichste Rundschau zunächst über das antike Rom und erblickt, von Punkt zu Punkt gelangend, in wechselvoller Perspective alle landschaftlichen und geschichtlichen Stätten des alten und auch des neuen Rom. Der Monte Pincio — im Alterthum Hügel der Gärten genannt — bildete den anderen Pol, er ist immer geöffnet und beherrscht das neue Rom. Wenn man am Morgen von dem Bassin aus zwischen den blickumrahmenden Wipfeln der Pinien über die Piazza del Popolo hin auf die sonnenbeglänzte Peterskirche schaut, so hat man den Silberblick Roms. Es war im Frühling, als ich dort wandelte, und rings in den großen Gärten wob sich der zarte Schleier des jungen Grün über die sprossende Natur mit ihren Trieben und Blüten, aus welchen der Gesang der Vögel zum Ohr drang; es war der Tag meiner Abreise, der 21. April. An diesem Tage soll Rom gegründet sein, man feierte über ein Jahrtausend diesen Tag mit dem entsühnenden Hirtenfest der Palilien; mir ward er ein Tag des Abschieds, schweren Abschieds von einer Welt voll Erinnerungen, von einer Stadt mit dem Zauber ewigen Frühlings und mit der geheimnißvollen Kraft des Magneten.

Nur die Kraft des deutschen Heims ist noch stärker. Fort ging's schon am Nachmittag durch die westliche Campagna mit Dampfeseile stromabwärts über die Tiber (infra Romam sagten die XII Tafeln), in der Nähe des fast verlassenen Ostia vorüber. Nichts stört beim Abschied den Eindruck Roms. Stille lagert über der gestreckten Landschaft, nicht einmal des Landmanns Pflug ritzt die Erde, nur Satyrn und Nymphen huschen hier und da durch's Weingelände und Schilfgras über's Gestein, welches ironisch die Fläche unterbricht. Erst die Peterskuppel, dann das Sabinergebirge, endlich das Albanergebirge verschwindet hinter dem Vorhang des Fernendufts; die Fläche des Meeres thut sich auf; in langer Fahrt kommen wir an Elbas Bergen vorüber, und immer weiter von Rom entfernen wir uns, bis die weißen Marmorberge Carraras sich vor uns erheben und wir in Pisa die erste Ruhe finden.

Rom ist eine gastfreie und gästereiche Stadt, ihre Gastlichkeit ist ein Stück ihrer innersten Seele. Romulus, welcher das Asyl eröffnete, hauchte ihr diese Seele ein. Nach einstimmiger Tradition trug nichts so sehr zum raschen Wachsthum der Stadt bei, als dies, daß es wie ein Weltthor, eine Welthalle, sich frühzeitig den umwohnenden

*) Ich sehe von der Pyramide des Cestius und dem kleinen s. g. Fortunatempel aus der letzten Zeit der Republik und den Triumphbögen aus der Kaiserzeit ab.

Völkerschaften erschloß, Sabiner und Albaner in sich aufnahm, Bedrängten Schutz und Zuflucht gewährte, fremde Culte tolerirte, den entferntesten Ideen Rechnung trug. So erwuchs ein unternehmungskräftiges Bürgerthum, ähnlich dem nordamerikanischen, die kleine Grenzstadt ward früh zur Weltstadt, und heute giebt es keine den Fremden freundlichere Stadt, als Rom. Auch die hellenische Kunst fand hier eine zweite Heimat, wo sie eine Nachblüte feiern konnte; seit Winkelmann und Carstens und noch heute reisen, wie ich schon sagte, Viele nach Rom, um Hellas zu genießen. Und in Einem Stück sind sich beide gleich, so himmelweit verschieden sie auch sonst sind: das ist der Zusammenhang ihres Lebensfadens durch die Jahrhunderte und die völlige Ausreifung ihrer Gaben in der idealen Region ihres eigenthümlichen Genius. Zwar in der Politik kann sich Hellas nicht messen mit Rom; Hellas hatte auch da einen Tag der Blüte, aber nur Einen Tag, den Tag des Leonidas, Themistokles und Aristides, den Tag von Salamis, wo Aeschylos als Jüngling in der Schlacht focht, Sophokles als tanzender Knabe feiern half und Euripides das Licht der Welt erblickte. Sammelst Du die Blütenpracht eines Tags aus einem Garten, so kann doch ein Mehlthau über Nacht alle Kraft zerstören. So erging's dem hellenischen Staatswesen; Leonidas fiel durch Ephialtes, Themistokles starb in asiatischer Verbannung, Aristides in drückender Armuth. Sehen wir aber Rom an. Da kam Tag auf Tag, und in großartigster Continuität der staatsmännischen Charaktere und Thaten baute sich ein System des Heldensinns, der Vaterlandsliebe, der Energie, Zucht und Ordnung auf, welches wie ein Schutzdach erst über das Heidenthum und dann über das Christenthum sich wölbte. Nein, in diesem Punkte kann sich Hellas nicht neben Rom stellen. Aber ein anderer Vergleichungspunkt ist gegeben in der gleichfalls stetig und großartig durch die Jahrhunderte aufgebauten Kunst- und Künstlerwelt Griechenlands. Hier und dort — in der Welt griechischer Phantasie, in der Welt römischer Energie — dieselbe Entfaltung vom Kleinen zum Großen, vom Mikrokosmos zum Makrokosmos, vom Einzelwesen zum Gemeinwesen, vom Localen zum Internationalen, von der Gebundenheit zur Freiheit, vom Miniaturbild zum grandiosen Kolossalwerk in klarster Stufenfolge bis zur Spitze menschlichen Vermögens, ja über Wolken und Meere hinaus. Und fassen wir Alles in Aphrodite (Venus), der Lieblingsgöttin der Hellenen, und Ares (Mars), dem Lieblingsgott der Römer, zusammen*), jener beliebten Gruppe, da Ares, der Starke, seine Kriegstrophäen der Huldgöttin zu Füßen legt: so sehen wir das Rom der Kaiserzeit, wie seine Staatskunst der künstlerischen Anmuth Griechenlands huldigt, und beide sich verbinden, um unter den Antoninen der umfriedeten Menschheit ein goldenes Zeitalter auf die Erde zu zaubern.

*) Unter den Pompejanischen Fresken im Neapler Museum kommt die Gruppe Mars und Venus vier Mal vor.

Religiöse Anregungen in Fortbildungsschulen mit Minimalstundenzahl.

Die Ueberzeugung, daß dem Fortbildungsschulunterrichte so lange etwas fehlt, als das religiöse Element demselben ganz fern gehalten wird, hat sich der Lehrerwelt wie den Leitern unsers öffentlichen Unterrichts aus der bisherigen Praxis mit vollster Entschiedenheit ergeben. Der kürzlich erschienene Lehrplan für die Fortbildungsschulen im Königreiche Sachsen vom 18. October 1881 mit erläuternden Anmerkungen und Sachregister herausgegeben vom Geh. Schulrathe F. W. Kockel bestimmt zwar in §. 1, Punkt 4: „Hinsichtlich des Religionsunterrichts bewendet es bei der Bestimmung des §. 32, al. 3 der Ausführungs-Verordnung vom 25. August 1874 zum Schulgesetze vom 26. April 1873", nach welcher die für den obligatorischen Fortbildungsunterricht vorgeschriebene Minimalstundenzahl durch Einführung des Religionsunterrichts keine Schmälerung erfahren darf, doch geht aus den Anmerkungen und dem §. 7, welcher vom Religionsunterricht in erweiterten Fortbildungsschulen handelt, deutlich hervor, daß man den Wunsch hegt, es möge sich die religiöse Unterweisung in immer mehr Fortbildungsschulen einbürgern.

Mit voller, psychologisch begründeter Klarheit specialisirt Absatz 1 des §. 7 die Aufgabe des Religionsunterrichts in der Fortbildungsschule dahin: „den religiös-sittlichen Sinn der Fortbildungsschüler den Schwankungen und Verirrungen des jugendlichen Alters gegenüber zu befestigen und weiter zu entwickeln" und zeichnet in den weiteren Bestimmungen den Weg zur Erreichung dieses hohen Zieles sicher vor. Wie ernst und nahe die religiöse Seelenpflege der fortbildungsschulpflichtigen Jugend den Leitern unseres Schulwesens angelegen ist, dafür spricht die Anmerkung 10. Doch ist dem eigentlichen Religionsunterricht zunächst immer nur erst der Weg in erweiterte Fortbildungsschulen geöffnet. Für Fortbildungsschulen mit Minimalstundenzahl bleibt scheinbar vor wie nach keine andere Möglichkeit, religiös anregend zu wirken, als die durch das Gebet am Anfang und Schluß des Unterrichts, dessen regelmäßige Uebung §. 10 zur Pflicht macht und auf dessen weihende und disciplinirende Macht die Anmerkung 129 ausdrücklich hinweist. Sehr viel ist damit erreicht, daß die Gebetsübung allen Lehrern der Fortbildungsschule durch gesetzliche Autorität eingeschärft wird. Gar mancher wird dadurch gestärkt werden, eine gewisse Scheu zu überwinden, die ihn bisher abhielt, mit seinen Fortbildungsschülern zu beten, von deren niederen Elementen er vielleicht sogar Widerstreben und Störung fürchtete, so lange er nur aus eigener Initiative die Hände zum Gebet in der Fortbildungsschule falten würde.

Das Bewußtsein, auf gesetzlichem Boden zu stehen, wird ihn zu einem Anfange stärken, bei dessen Fortgange ihm bald klar werden wird, wie er in eine weit innigere Geistesgemeinschaft mit seinen Schülern eintritt; wie das Abendlied, das am Schlusse der gemeinsamen Geistesarbeit die Herzen vereint und als Zeugniß solcher Einheit hinaus klingt in die dunkle schweigende Nacht, wie das fürbittende Wort, welches Leib und Seele der Heimkehrenden dem Schutze des treuen himmlischen Vaters empfiehlt, eine stärker einende und ordnende Kraft beweist als allerlei Gesetze und Maßregeln.

Aber es ist immerhin insofern nur ein Weniges, was an religiöser Anregung durch die Gebetsübung den Fortbildungsschülern dargeboten werden kann, als wol dem Gefühl, dem Gemüthe, nicht aber der religiösen Erkenntniß dadurch Befestigung und Entwickelung angedeiht. Den Schwankungen und Verirrungen des jugendlichen Alters gegenüber ist aber nicht nur religiöses Fühlen, sondern vor Allem ein klares Erkennen der vorhandenen sittlich-religiösen Normen als ein sichernder Damm, als ein fester Halt zu betrachten. Je präciser und fester die Form ist, in welcher diese sittlich-religiösen Normen ausgedrückt sind, desto klarer werden sie sich dem Bewußtsein einprägen, desto sicherer wird deren Uebung und Anwendung erfolgen. Wo aber finden wir eine festere und präcisere, allgemein anerkannte und giltige Darstellung dieser religiös-sittlichen Normen, als in den Kernsprüchen der Schrift, in unseren evangelischen Kirchenliedern und in den classischen Formen des lutherischen Katechismus?! Diese Zusammenfassungen und Darstellungen Alles dessen, was zu einem frommen Leben und seligen Sterben nothwendig ist, sind unsern Fortbildungsschülern nichts Fremdes. Dieselben sind ihnen vielmehr im Volksschulunterrichte zu geistigem Eigenthum gemacht worden.

Man kann unserer obersten Schulbehörde dafür nicht dankbar genug sein, daß dieselbe den zu bewältigenden religiösen Memorirstoff in einer nach Umfang und Auswahl

gleich trefflichen Zusammenstellung der Volksschule dargeboten hat. Allenthalben im ganzen Lande weiß der Lehrer der Fortbildungsschule, was er bei seinen Schülern an religiösem Gedächtnißstoff zu suchen berechtigt ist. Schon im Interesse des religiösen Unterrichts der Volksschule, dessen Erfolge zu sichern sind, dessen Ansehen zu stützen ist, legt sich der Fortbildungsschule die Pflicht nahe, den in 8jähriger mühvoller Arbeit gewonnenen religiösen Merkstoff durch stete Auffrischung zu bewahren und zu künftiger Verwendung flüssig zu erhalten. Die Fortbildungsschule dient damit zugleich dem höchsten geistigen Interesse ihrer Schüler und erleichtert der Kirche ihr Amt an den Seelen, indem vollständige Versteinerung und Verrasung des Seelenackers verhütet, vielmehr die geeignetsten Anknüpfungspunkte für seelsorgerische Einwirkungen bewahrt werden.

Auch bei Fortbildungsschulen mit Minimalstundenzahl läßt es sich ermöglichen, den in der Volksschule eingeprägten religiösen Memorirstoff zu wiederholen, zu befestigen und dessen Verständniß zu vertiefen. Zunächst kann der Lehrer bei seinen Gebeten geeignete Sprüche, Liedstrophen und Katechismusstücke zum Ausgangspunkte nehmen, sie durch's Gebet hindurchklingen oder dasselbe in ihnen gipfeln lassen. Dann aber bietet sich auch manche Gelegenheit, die Schüler direct zur Repetition des religiösen Memorirstoffs anzuhalten, ohne die für andere Stoffe bestimmte Unterrichtszeit zu schmälern. Nur im Vorbeigehen sei erwähnt, daß auf dem Lande, wo der Lehrer im Schulhause wohnt und die Fortbildungsschüler nicht sehr zahlreich sind, es sich als wol möglich und dem disciplinellen Interesse förderlich erweisen wird, wenn sich der Lehrer etwa eine Viertelstunde vor Beginn des Unterrichts ins Classenzimmer begiebt und sofort die ankommenden Schüler dadurch in Anspruch nimmt, daß er sie zum Recitiren heranzieht. In jeder Fortbildungsschule wird ferner wöchentlich mindestens eine halbe Stunde zum Eintragen der in gemeinsamer Arbeit gewonnenen Arbeiten, Geschäftsaufsätze ꝛc. (§. 14 Anm. 44 ff.), also zu schriftlicher Beschäftigung zu verwenden sein. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese schriftliche Beschäftigung das sicherste Mittel ist, die Fortbildungsschüler vom Einschlafen abzuhalten, wozu besonders diejenigen überaus geneigt sind, welche Tags über im Freien arbeiteten. Die letzte halbe Stunde abendlicher Unterrichtszeit wird also in der Regel schriftlichen Arbeiten zu widmen sein. Dabei läßt sich recht wohl, ohne daß die Güte der schriftlichen Leistungen beeinträchtigt oder deren Fortgang wesentlich gehemmt wird, ein jeder Schüler zum Recitiren eines kurzen Spruches, Verses, Katechismusabschnittes aufrufen. Auch wird sich immer dann und wann ein Zeitrest ergeben, der in angedeuteter Weise zweckmäßige Verwendung finden kann. Wo eine Zeichenstunde angesetzt ist (Anm. 9) und wo dieselbe sich im Sinne des §. 6, 3 auf Copiren instructiver Vorlagen erstreckt, ist die Füglichkeit, die einzelnen Schüler je wenige Augenblicke zu lauter Repetition des gelernten Memorirstoffes anzuhalten, erst recht geboten.

Meist wird die Zeichenstunde des Lichtes halber auf eine Tagesstunde am Sonntage gelegt werden. Dann drückt diese neben der Bethätigung der Hand herlaufende Anregung des Geistes zur Beschäftigung mit einem religiösen Stoffe der Stunde gewiß eine höhere Sonntagsweihe auf. Ein Versuch wird jeden Lehrer sehr bald von der Ausführbarkeit dieser Vorschläge und auch davon überzeugen, daß die Schüler sich sehr bald darüber freuen, wenn ihnen durch so geringe Anstrengung ein Schatz unverlierbar gemacht wird, dessen hoher Werth ihnen durch des Lehrers Hinweis auf Beispiele und aus ihrer eigenen Erfahrung leicht zum Bewußtsein kommen wird. Gerade die Möglichkeit einer, alle Jünglinge unseres Volks umfassenden, regelmäßigen Uebung des Gedächtnisses für religiöse und sittliche Normen durch drei Jahre hindurch dürfte von tiefgreifendem Einflusse sein. Welche Stützung würden die mehr sporadischen Einwirkungen der Kirche auf unsere heranwachsenden Geschlechter durch ein solches Verfahren finden!

Aber nicht nur auf gedächtnißmäßige Bewahrung des erlernten religiösen Memorirstoffes soll und braucht die Fortbildungsschule mit Minimalstundenzahl ihre religiösen Anregungen zu beschränken. Sie soll auch auf dessen tieferes Erfassen hinarbeiten. Auch ohne Herabsetzung der den nicht religiösen Fächern gewidmeten Zeit ist es möglich, im deutschen Unterrichte insbesondere auf die in der Volksschule erlernten Kirchenlieder zurückzukommen, dieselben nach ihrer logischen Gliederung zu besprechen, auf deren sprachliche Eigenart und poetische Schönheit hinzuweisen, deren Entstehungsgeschichte zu erzählen, dieselben hineinzustellen in den kirchengeschichtlichen Rahmen ihrer Ursprungszeit und den gewonnenen Stoff in präciser Fassung zu schriftlichen Uebungen zu verwerthen. Gerade das Kirchenlied ist es ja, dessen lehrhafte, sittlich stützende und tröstende Kraft am tiefsten hineingreift in unser Volksbewußtsein und sich am meisten in hellen und dunklen Lebensstunden und vor allem auch am Sterbelager bewährt hat. Die Fortbildungsschule arbeitet also auf künftigen seligen Gewinn, wenn sie insbesondere dem Kirchenliede hervorragende Pflege angedeihen läßt. — Auch jene von den Fortbildungsschülern im Volksschulunterrichte erlernten Dichtungen weltlicher Art, die in silbernen Schalen goldene Aepfel darreichen (z. B. Reinicke's „Deutscher Rath"), sind dem Bewußtsein und Verständniß zu erhalten und immer näher zu bringen.

Wenn die Fortbildungsschulen einfachster Verhältnisse auch nicht im Sinne des §. 7, 2 Perikopen erklären und kirchengeschichtliche Lebensbilder entrollen können, so ist ihnen doch die Möglichkeit geboten, solche als Lesestoff zu benutzen. Es wird da nebenbei auch noch einem erläuternden Worte, einer erbaulichen Bemerkung sich Raum bieten.

Unter unseren Fortbildungsschülern finden sich neben sehr vielen stumpfsinnigen Seelen doch auch immer noch eine ziemliche Anzahl strebsamer, wenn auch zunächst unter äußerem Arbeitsdruck gefangener und gebeugter Geister, denen es wohl thut, wenn ihnen je zuweilen ein Strahl höheren, milden Geisteslichtes das Dasein erhellt. Für solche sind die vorgeschlagenen religiösen Anregungen von höchster Bedeutung. Wenn aber unter 50 Schülern auch nur Einer durch solche Uebung befähigt wird, später seinen Kindern zu helfen bei ihrer heiligsten Lernarbeit; wenn auch nur Einer in künftigen Stunden der Versuchung, der Noth, der Krankheit an einem Spruche oder Liede sich aufrecht erhalten und erquicken kann, das ihm ohne solche Uebung und Pflege des kindlichen Gedächtnißschatzes durch die Fortbildungsschule verloren gegangen wäre, wenn auch nur in die Dunkelheit der Sterbestunde eines Einzigen ein erhaltenes gutes Wort himmlisches Trostlicht hineinstrahlt, dann ist solche Mühe nicht verloren, dann hat die Fortbildungsschule wirklich etwas Großes gethan!

Bernstadt in Sachsen. P. Kruschwitz, Schuldirector.

— „Unsere Zeit", Deutsche Revue der Gegenwart, herausgegeben von Rudolph v. Gottschall (Leipzig, F. A. Brockhaus) eröffnet das neue Jahr mit einem Hefte, dessen Inhalt an Reichhaltigkeit und Gediegenheit sich würdig seinen Vorgängern anreiht und für die Zukunft das Beste verspricht. Es enthält: Bärbele, Novelle von E. Vely. Meine erste Eisenbahnfahrt in Amerika, von Friedrich Bodenstedt. Die französisch-deutsche Operette, von Rudolph v. Gottschall. Nordafrika und seine Bedeutung in der Gegenwart, von Friedrich v. Hellwald. Pater Curci und sein neuestes Buch, von Raffaelo Mariano. Neues Leben in Corsica, von Ferdinand Gregorovius. Die Elektricität in der Technik, von Franz Joseph Pisco. Balladen von Albert Moeser, endlich eine Chronik der Gegenwart und eine politische Revue.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 3. Sonntag, den 8. Januar. 1882.

Inhalt: Verwandte Phänomene, von Elisabeth Klee. — Pariser Briefe. — Bücherbesprechungen (Karl Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung". Dr. Karl Schober, „Die Deutschen in Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Krain". „Der Mönch von Montaudon", von Ludwig Weissel. „Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde", herausgegeben von Dr. Hubert Ermisch. „Deutsche Revue").

Verwandte Phänomene.

Skizze von Elisabeth Klee.

Am Firmament der literarischen Welt begegnen wir zwei Erscheinungen, die einen durchaus isolirten und doch einander verwandten Charakter haben. Wol sind sie erfüllt von Licht, doch dieses Licht ist kein lebenschaffendes, lebendurchleuchtendes, lebenerwärmendes, wie das der Sonne. Es gleicht vielmehr dem des Morgensterns und der Morgenröthe. Mit dem Morgenstern möchten wir Milton bezeichnen, Klopstock als die Morgenröthe. — Die Morgenröthe leuchtet, nachdem der Morgenstern verschwunden ist, sie verkündet den neuen Tag, bringt Licht und befreit von den Mächten der Finsterniß. In Klopstock vereint sich deutscher Sinn, christliches Gefühl und classischer Geist, doch weil sich der deutsche Sinn verengte in Eigensinn, das christliche Gefühl ausströmte in Gefühlsüberschwänglichkeit und der classische Geist durch unzureichende Form sich theils trübte, theils verflüchtigte, darum konnte Klopstock nicht den Tagesgestirnen, den Sonnen unter den Geistern sich gesellen. Am meisten hinderte ihn die Weichheit seines Charakters. Er erscheint als das weibliche Element unter den Classikern. Wie aber jenes Heldenmädchen von Orleans trotz reinsten Strebens, trotz glühender Liebe zu Gottheit und Vaterland wol zu Sieg und Freiheit begeistern, auch kurze Zeit Krone und Ruhm erwerben konnte, dann aber in die Hände ihrer Feinde gerieth und mannhafteren Händen es überlassen mußte, ihr Streben zur Vollendung zu bringen, so hat auch Klopstock nur bahnbrechend, aber nicht dauernd befreiend zu wirken vermocht. Daher konnten wir ihn nur die Morgenröthe des neuen Tages nennen!

Gerade 50 Jahre waren vergangen, seit der Dichter des paradise lost das im Kampf mit den Mächten der Finsterniß erloschene Auge schloß, da erstand aus dem Schooß der deutschen Harzberge der Jünger dieses Meisters, der in dessen „verlornem Paradiese" die Lichtgestalt seines Messias fand und kühner Begeisterung voll sie zu enthüllen unternahm. Klopstock ist der verjüngte Milton, sagt Bodmer, John Milton erscheint auch uns als Morgenstern, der ja zugleich ein Abendstern ist. Trat er nicht auf an der Wende des Tags, den ein Shakespeare heraufgeführt; zu einer Zeit, über die bereits die Revolution von ferne ihren blutigen Fackelschein warf und damit ihren hesperus umflammte, bis er nach langem Kampf mit der Nacht wieder hineinleuchtete in die erwachende Restauration? Und hat auch die lodernde Flamme richterlichen Zornes nach der Herstellung der Monarchie Milton's Schriften vernichtet, sie erstanden wie ein Phönix aus der Asche. Dem elektrischen Lichte gleich hat der in ihnen leuchtende Geist gewirkt, ob auch der Dichter selbst im reinen Himmelsglanze des Morgenlichtes dasteht. Zeigt sich doch auch nach den Gesetzen der physikalischen Welt der elektrische Funke stets, wo Elektricität von einem Leiter über einen Zwischenraum hinweg zu einem anderen Leiter überspringt. Durch die Friction himmlischer und irdischer Mächte hatte sich die Elektricität in Milton's Geiste entwickelt. Der Leiter ward seine Zeit: die im Volke lange schon gährenden Ideen, das Protectorat eines Cromwell. Der Zwischenraum war die Zeit der Restauration, und der andere Leiter war das Autokratenthum des französischen 14. Ludwig. Im dunklen Raum zeigt sich der elektrische Lichtstrahl in Purpurschimmer. So wirkte der Geist John Milton's zur Entzündung der blutrothen Flammen, die Purpur und Krone im Scheiterhaufen der Jakobiner verschlang. Aber das elektrische Licht wirkt noch heute fort und wirft seinen Zauberschein auf alle Verhältnisse der Gegenwart, alle gewohnten Leuchten des Erdenlebens weit überstrahlend. Bekanntlich wird elektrisches Licht nur durch große Kosten, nur in beschränktem Maße, nicht allenthalben eingeführt; auch greift die blendende Helle die Sehkraft auf die Länge an und kann ihr schaden. Dasselbe gilt von den Ideen und Anschauungen Milton's. Ob auch reinsten Elementen entsprungen, werden sie doch auf die Dauer nur selten durchzuführen sein, nur um hohen Preis, und dem vom Erdendunst geschwächten, an Erdenlicht gewöhnten Geistesauge der Menschheit gar leicht gefährlich werden.

Da wir nun Milton und Klopstock als Meister und Jünger, als verwandte Phänomene hingestellt, möchten wir zunächst diese Verwandtschaft, diesen Zusammenhang ein wenig ins Auge fassen und dann sehen, wodurch ihre Stellung einen isolirten, phänomenalen Charakter erlangte.

Drei vorherrschende Züge sind es, die uns in dem Geistesantlitz Beider begegnen. Beide sind durchaus edle, lautere und warmherzige Naturen, Beide haben einen mächtigen Hang zur übersinnlichen Welt, zur Mystik, und Beide sind durchglüht vom reinsten Patriotismus.

Bei Milton wie bei Klopstock offenbart sich diese edle, wahre und warmherzige Natur im Familiensinn, in dem tiefen Verständniß der Natur und in der idealen Auffassung von Kunst, Poesie und Freundschaft. Bei Milton spricht sich dieser Familiensinn zumeist in der Liebe zur Jugend aus. Er will das Haus durch seine heranwachsenden Glieder regeneriren, indem er sie zur Gottheit führt einerseits, und ihre Kenntnisse praktisch nutzbar zu machen bestrebt ist andererseits. „Das Kind", sagt er, „soll lesen und denken lernen, es soll das Wort auffassen als Hülle des Gedankens." „Meine Schüler sollen Alles werden können: Jäger, Fischer, Apotheker, Schäfer, Gärtner, Architekten, Mechaniker, Ingenieure und selbst Aerzte, die schönsten, besten Stellen der Dichter sollen sie auswendig lernen und mit Anmuth vortragen können, damit sie Redner werden. Doch darf keine Ueberstürzung sein, sie müssen Zeit haben zu sammeln und zu bewahren. Die Religion kann ihnen nicht zeitig genug eingeprägt werden. Alle Abende sollten sie in der Bibel lesen. Ihre Willenskraft muß gestärkt, ihr Körper zugleich gebildet werden. Die Mußestunden seien der Ruhe und der Musik

geweiht. Diese beruhigt die Leidenschaft und macht die Sitten milder." Gleich Klopstock liebt Milton auch die gymnastischen Künste, Turnen und alle Bewegung im Freien, Reiten, Schwimmen, Waffenspiel, Schlittschuhlauf ꝛc. Sodann empfiehlt er größere Ausflüge, die Beschaffenheit des Bodens kennen zu lernen, Festungen und Häfen, den Bau und Fleiß der Städter, die Arbeit des Landmanns. Lange Jahre hindurch hat er mitten in seiner vielbewegten staatsmännischen Thätigkeit eifrig sich dem Unterricht der Jugend gewidmet, bei den Kindern seiner Schwester und seiner Freunde seine Erziehungs-Maximen realisirt, die er in folgenden Worten so treffend ausspricht:

„Zwar ist der Geist geneigt, geneigter noch
Die Phantasie zum zügellosen Flug,
Sie läßt nicht ab, zu schweifen ohne Ziel,
Bis durch Erfahrung sie begreifen lernt,
Daß nicht Vielwisserei, gelehrter Kram
Von Dingen, die zu nützlichem Gebrauch
Untauglich, übermenschlich und geheim,
Vielmehr die Kenntniß nur von dem, was uns
Im Leben täglich kommt und nahe liegt,
Der Anfang aller echten Weisheit sei.
Was drüber kommt, ist Rauch und leerer Schall,
Oft baare Thorheit, die den reinen Sinn
Verwirrt und uns in dem, was als Beruf
Und Lebenszweck vor Allem wichtig ist,
Unkundig, rathlos macht, uns selber fremd."

* * *

Tragisch erscheint es, daß Milton, der also dachte und strebte, in seinem eigenen Hause die Erfahrung eines King Lear machen mußte, — undankbare Töchter zu haben, die sein Alter verbitterten, und auch in seiner Ehe nicht das Glück und Befriedigtsein fand, was seine edle, liebeerfüllte Seele ersehnte.

Bei Klopstock finden wir den Familiensinn besonders nach der Seite des ehelich-häuslichen Lebens entwickelt, in der reinsten, treuesten Frauenliebe, im Hangen und Behagen am eigenen Herd. Und seine Meta erfüllte ihm, was er in „Fanny" und „Kidli" erträumt.

Bei Milton wie bei Klopstock finden wir ferner ein reiches und tiefes Verständniß der Natur. Sie trugen jene Vocale in sich, durch die man, nach dem Ausspruch eines großen Gottesgelehrten unserer Tage, allein fähig wird, die große Consonantenschrift der Natur zu verstehen. Aus dem paradise lost des Einen, wie aus den Oden des Andern fühlen wir den tiefsympathetischen Zusammenhang heraus, darin der Dichter die sichtbare und unsichtbare Welt erfaßt, die Harmonie der Discantstimme des geschaffenen Seins mit den Grundtönen geistigen Lebens, doch hat Milton in dieser Beziehung viel vor seinem Jünger voraus: ihm erschloß sich eine viel größere Mannigfaltigkeit von Bildern, ein bedeutend weiteres Gebiet der Natur. Während Klopstock nur einen Theil der deutschen Alpenwelt kennen lernt, an der Seite Bodmer's, hat Milton seinen Wanderflug ausgedehnt bis in das Herz von Frankreich und hinüber ins Land des Sanges und der Künste: Italien. Doch für Beide wurde ihr Reisen entscheidend für ihre Zukunft, für ihren dichterischen Beruf, wie für ihre politische und sociale Wirksamkeit. Und Beide schlossen dort innige Bande der Freundschaft und Liebe, schwelgten im Vollgenuß geistigen Austausches und regen, sympathischen Verkehrs. Folgen wir nur ein wenig dem Fluge des jungen Briten!

Was seinem Geistesverwandten die Begegnung mit Bodmer bot, fand er im Zusammentreffen zunächst mit dem großen Staatsmann und Gelehrten Hugo Grotius in Paris, mit Galilei in Arcetri bei Florenz, mit Barberini in Rom, mit dem Marchese de Villa und Cornelia in Neapel. Grotius legt den Grund zu Milton's späteren Ansichten und Grundsätzen in der Politik. Dennoch giebt er ihm den Rath, der Muse und Wissenschaft sich allein zu widmen und die Politik zu lassen. Aber des jungen Briten Feuergeist hatte durch ihn schon zu tief hineingeblickt in das politische Leben, sich vertraut gemacht mit der Lage Europas, mit dem Getriebe der Parteien und den verschiedenen in und gegen einander wogenden Interessen, als daß er die ihm dadurch gewordene Befriedigung hätte aufzugeben vermocht. Begrüßt ihn Grotius doch als „Priester der Wissenschaft und Bildung, als Mitglied der großen Gelehrten-Republik, welche die erleuchteten Geister der Welt zu einem heiligen und mächtigen Bunde vereint! So hofft er nun auch das Vorrecht der „Gedankenfreiheit" auf die politischen Verhältnisse seiner Heimath übertragen und lebenskräftig gestalten zu können. Weiter zieht er dann, hinein in die stille, geheimnißumzauberte Werkstatt des gefeierten Astronomen. Galilei gewährt ihm Einblick in die Herrlichkeit der Sternenwelt und des ganzen Universums, er deutet ihm ihre Sprache und offenbart ihm ihre Gesetze, und sie werden in der Seele Milton's zu Typus und Vorbild für die Formen und Ordnungen, Bahnen und Constellationen in Staat und Kirche. Und die Jünger der Kunst und Wissenschaft in Florenz nehmen ihn auf in ihre Kreise und lassen ihn theilnehmen an ihren Bestrebungen und Errungenschaften. Längst war dort das Band gelockert zwischen Staat und Kirche, Fürst und Volk. Mächtig rüttelte der Geist der Revolution, der das Papstthum gestürzt, am Throne des Absolutismus. Es drängt den künftigen Kämpen der Freiheit, aus eigner Anschauung den Herd des kirchlichen Lebens so langer Jahrhunderte kennen zu lernen. Er kommt nach Rom. Es erschließt sich ihm die Pracht des Katholicismus, seine klericale Macht, aber auch seine Schattenseite und seine Schwäche." So gelingt es seinen Freunden dort nicht — er wird mit dem Bibliothekar des Vaticans und anderen hochstehenden Persönlichkeiten bekannt —, ihn zum Katholiken zu machen, was sie wegen seines tiefinnigen religiösen Gefühls und seiner Anlage zur Mystik gehofft. Doch voll Andacht und Erhebung sehen wir ihn in der sixtinischen Kapelle stehen, zumal vor dem jüngsten Gericht Michel Angelo's. Was im verborgensten Grunde seiner Seele geruht, empfängt nun Belebung: der Gedanke, das paradise lost zu schaffen, ein Epos, das an Größe und Kühnheit mit jenem Bilde wetteifern soll. Nachdem er sich sattgetrunken am Born des Lebens der Siebenhügelstadt, wandert er nach Albana und Albalonga, nach Ariccia, wo ein Horaz seine unsterblichen Oden gedichtet. In Terracina lernt er einen Freund und Verehrer Tasso's kennen, einen Eremiten, der voll Eifers ihm die Nothwendigkeit einer Reformation der Kirche darthut, sie aber zunächst auf die Jesuitrn angewendet sehen will. Es begegnet ihm dann in Neapel noch ein anderer Freund und Anhänger Tasso's; im Hause des Marchese de Villa und seiner Schwester Cornelia verlebt er selbst so schöne Tage, wie Alfonso und Leonore dem Dichter Jerusalems geboten. Nicht nur führt ihn jener zusammen mit den hervorragendsten Erscheinungen der Literatur und Poesie Italiens, sie machen auch miteinander so manche schöne, reichbelebte Meerfahrt. Auf einer derselben hört der junge Brite voll Staunen dem Sange der Schiffer zu, es ist Tasso's befreites Jerusalem, was ihm hier auf den blauen Fluthen der Adria in die Seele tönt. Immer lebensvoller wird sein Plan, seine Dichterhorfe so erhabenen Klängen dereinst zu weihen. Er kehrt nun heim, noch einmal in kurzem Fluge berührt er Rom, doch bei einem Haar fällt sein Leben hier in die Hand seiner Feinde, Marwell befreit ihn und er entflieht nach Florenz. Hier wird jener Plan zu festem Entschluß, denn er wohnt der Aufführung des damals vielberühmten Mysteriums bei „adama caduto" von Andrini, dem Sündenfall des ersten Menschenpaares. Voll Begeisterung schaut er der Darstellung zu, und was er schaut, wird in ihm Leben und Gestalt.

Wie Klopstock trug er sich seit frühester Jugend schon mit der Idee eines solchen Epos. Der Boden war bereit dazu, in ihrer aufrichtigen Frömmigkeit, in ihrem Hang zur übersinnlichen Welt und zur Mystik. Es genügte Beiden nicht

in ihren Oden und Sonetten Liebe und Freundschaft zu feiern, die „fröhliche und schwermuthsvolle" Menschheit abzuspiegeln, oder das „Maskenspiel" dieser Welt, sie wollten ihrem innern Drang genug thun und am Höchsten ihre Schaffenskraft erproben. Doch dieser Griff in die übersinnliche Welt ist kein glücklicher Griff für den Dichter. Das Publicum wird nur zu geringem Theil ihm folgen auf seinem Flug und er selbst wird das Schicksal des Icarus erleiden. Daß Klopstock wie Milton nicht gedacht, wie unser Altmeister Goethe: „Greif' nur hinein ins volle Menschenleben", sondern daß sie ins Reich des Messias und des Paradieses hineingriffen, ist der Grund, warum sie als Dichter nicht zur vollen Höhe ihres Berufs, zur Vollendung gelangten, warum sie nur als „Morgenstern und Morgenröthe" am literarischen Firmament erscheinen.

Macaulay vergleicht den Dichter des paradise lost mit dem der divina commedia, obschon sie politisch sehr auseinandergehen, da Dante den jungen Brutus als Kaisermörder neben Judas Ischarioth in den untersten Raum der Hölle verweist, während Jener zum Apologeten des Mordes an Karl I. wird. Doch in der Welt der Dichtung nähern sie sich einander und so bezeichnet der große Historiograph die Poesie Milton's als „Hieroglyphenschrift Aegyptens", während er die des italienischen Heros der Bilderschrift der Mexikaner gleichstellt. Die divina commedia sei eine persönliche Erzählung, darin Dante gleichsam Augen- und Ohrenzeuge dessen sei, was er erzählt. Milton überläßt das Verständniß, die Auffassung dem Leser, während man bei Dante Alles versteht, da Alles klar und anschaulich gemacht ist. Bei Jenem bleibt Alles räthselhaft, der Hypothese Raum gebend, weil Milton in einem Zeitalter der Theologen und Philosophen gelebt und er sich deshalb gehütet habe, den auf die Einbildungskraft des Lesers ausgeübten Zauber durch Angriffe auf Vernunft und Logik zu verwischen. Macaulay meint, die Poesie, welche sich der übersinnlichen Welt ergiebt, muß malerisch und mystisch zugleich sein und so sei Milton's Poesie gewesen. Darum sei sie der des Aeschylos gleich gewesen, während die Götter und Dämonen Tasso's und Klopstock's wol mehr dem menschlichen Wesen angenähert, doch zu gigantischen Formen ausgestaltet und allzusehr in mystisches Dunkel verhüllt seien. Und er fügt hinzu, daß Milton's paradise lost mit keiner andern ähnlichen Poesie zu vergleichen sei. Doch so sehr wir den großen Historiographen, der eine gewisse Congenialität mit Milton hat, als Autorität bewundern, so meinen wir doch ein Recht zu haben, mit Bodmer in Klopstock einen verjüngten Milton zu sehen und manche Aehnlichkeit zwischen ihren poetischen Schöpfungen zu finden. Bodmer sagt in seinem Essay über das „Wunderbare in der Poesie", es gehe dem Deutschen wegen seiner vorwiegenden Neigung zu philosophischer Wissenschaft und abstracten Wahrheiten, und wegen des Mangels an Ruhe und Stille der Einbildungskraft das Verständniß für die Schönheit des paradise lost ab. Klopstock aber ist ihm als lebendige Widerlegung dieser Behauptung erschienen. Er beweist in der That, wie stark die deutsche Einbildungskraft fluthet, und wie im deutschen Geiste Hand in Hand mit dem Hang zur Philosophie der Hang zu Phantasmen und Hypothesen geht. Daß aber nur wenige Menschen den Messias zu Ende gelesen haben, ist ebenso begründet in der mangelhaften Form der den ersten zehn folgenden Gesänge, als in der Armuth an Handlung und Leben überhaupt. Klopstock hat wol die Höhe des paradise lost erreichen wollen, doch nicht können. Hier bleibt der Jünger auch zurück hinter seinem Meister. Im Messias hat keine einzige Figur die Kraft und Lebensgröße des Satan im Milton'schen Werke. Doch unsere Zeit begehrt, noch weit mehr als die Bodmer's, Realität und Handlung. Phantasmen und Hypothesen, wie Räthsel und mystische Gestalten fesseln die Leser von heutzutage noch weniger als damals. Hier und da nur fühlt die Menschheit ihr „paradise lost", hier und da nur begehrt sie, dessen Verlust in Ursache und Wirkung geschildert zu sehen. Ebenso verlangt unsere Zeit jetzt mehr nach dem menschlichen Messias, der ihre Wunden heilt, ihre Conflicte schlichtet und Frieden bringt, als nach den sich dem Bereich der Sinne entziehenden vormenschlichen, mythenhaften Betrachtungen.

Ein anderer Grund aber, warum Milton und Klopstock sich nur als Morgenstern und Morgenröthe zeigen, liegt in ihrer politischen Richtung. Beide sind durchdrungen von der feurigsten Liebe zu Volk und Vaterland. Klopstock, als echter Deutscher, sang in schwärmerischer Begeisterung seine Bardenlieder und seine Hermannsschlacht, seine Oden auf Deutschland und dessen Heldengestalten. Milton, als echter Brite, sang und schwärmte nicht, sondern redete. Nicht in Liedern ließ er seinen Patriotismus ausströmen, sondern zu Waffen und Werkzeugen werden, zum Bollwerk für die Freiheit, zu einem Schiff, das die Errungenschaften und Erfahrungen der Vergangenheit über das Meer der Zeit hinwegtrug in ferne Welten, überflaggt von dem Banner göttlicher Mission, zu gangbarer Münze, ausgeprägt in neuen Gesetzen und Ordnungen, wodurch sein Volk sich in den Besitz der wahren Güter des Lebens bringen sollte. Klopstock also sang und schwärmte nur, und als ihm die französische Revolution die Nachtseite der Freiheitsliebe zeigte, zog er sich enttäuscht in die immerhin beschränkten Verhältnisse eines kleinen Hoflebens zurück, das noch dazu ihn, den fanatischen Deutschen, zum dänischen Staatsdiener machte. Dazu hielt er sich fern von Austausch und Verkehr mit seinen Zeitgenossen, isolirte sich selbst von der Welt der großen Dichter jener Tage. Darum vermochte er wol diese in ihrer Jugend, sowie überhaupt das heranwachsende Geschlecht zu begeistern, zu entflammen, doch nicht für spätere Zeit thatkräftig einzugreifen, bestimmend und entscheidend einzuwirken, wie es Lessing, Schiller und Goethe gethan. Es genügt ihm das behaglich angeregte Leben im „nordischen Paris", Kopenhagen, wie der wohlsituirte Gesandtschaftsposten in der Hansestadt Hamburg.

Ganz anders thätig und doch auch isolirt ist Milton's politische Wirksamkeit. Er steht nicht nur auf republicanischem, sondern auf revolutionärem Boden. Dabei sehen wir in ihm die kühnste, furcht- und schrankenloseste Freiheitsliebe vereint mit der tiefsten, lautersten Frömmigkeit — eine Verbindung, die zumal heute zu den seltensten Erscheinungen gehört!

Heimgekehrt von jener Reise nach Italien sehen wir ihn sofort mitten in das Getriebe der großen Staatsmaschine energievoll eingreifen. Mitglieder des Parlaments werden seine Freunde; Lady Margaretha Ley, Tochter des Grafen Marlborough, öffnet ihm ihr Haus, das gleich dem der Lady Ranelagh der Sammelplatz aller Parteien, geistvoller Menschen aller Richtungen ist. So lernt er in dem letzteren den Bruder der Hausfrau, Robert Boyle, den berühmten Naturforscher, kennen. Doch mehr und mehr neigt er sich von den Presbyterianern fort, den Puritanern zu. Die Presse ward erst von Jenen freigegeben, dann, weil die Puritaner wie Royalisten die Welt mit Flugschriften überschwemmten, wieder in neue Fesseln gelegt. Da trat Milton auf: er wollte dies Bollwerk der bürgerlichen Freiheit Englands um keinen Preis stürzen lassen. Seine „Areopagitika", Rede über die Freiheit der Presse, worin er z. B. sagt: „Wer einen Menschen tödtet, mordet ein vernünftig Wesen, wer ein gutes Buch zerstört, vernichtet die Vernunft," „die Wahrheit bricht sich selbst Bahn, wir müssen sie aber nicht hindern, daß sie gefunden wird; der Erwachsene muß Alles prüfen, nur der Ueberwinder der Versuchung ist zu ehren," fand ein tausendfaches Echo in der Welt. Und Milton rechtfertigt seine Ansichten hier wie überall durch die Bibel. Er sagt zu Baxter, dem berühmten Theologen der Presbyterianer: „Die schlechten Bücher müssen durch recht viel gute Bücher verschlungen werden, wie der Stab Moses die

Schlangen der Jannes und Jambres verschlang." Doch erst unter Cromwell's Herrschaft wird die Censur abgeschafft und Milton ficht nun mit zweischneidigem Schwert gegen König und Obrigkeit. In der Schrift „Ueber die Stellung der Könige und Obrigkeiten ꝛc.", bekanntlich erst nach Karl's Tode publicirt, stellt er jenen Kampf als gottgewollte Pflicht und Aufgabe hin. „Sie athmet einen gewaltigen Geist," sagt einer unserer ersten Historiographen, „der Hauch stürmischer Freiheit braust mächtig durch alle Blätter, bei jedem Schritt fühlt man die fieberhaft erregte Zeit einer Thronumwälzung und eines Königsmordes." Und als dieser nun vollzogen war, strebte Milton an der Seite Cromwell's ein Neues aufzubauen. Er ward, wie 100 Jahre früher eine ganze Partei, zum Bilderstürmer und schrieb sein „Ikonoklastes" (gegen Ikonbasilike, königliches Bildniß, was als Vermächtniß und Werk des unglücklichen Königs galt, aber, wie Milton wußte, von Bischof Gaubin verfaßt war). Hier giebt er ein Muster von polemischer Kunst, enthält sich aller Abschweifung und beweist Capitel für Capitel die Nothwendigkeit einer Reform in Staat und Kirche. Zug um Zug verfolgt er die Ansichten seines Gegners, aber ohne Ungerechtigkeit und blinden Fanatismus. Mit demselben Eifer wendet er sich gegen Karl's politisches Verfahren, gegen seine Ueber- und Eingriffe, seine Flucht zu den Schotten ꝛc., wie gegen die Royalisten und ihre Heuchelei, gegen die vermessene Teleologie Karl's auf kirchlichem Gebiet, wie gegen Mißbräuche und Mißstände, die durch die Bischöfe sich eingeschlichen. Er greift den Judasverrath der Schotten an Karl ebenso an, wie dessen Lehren an seinen Sohn über sein künftiges Verhalten, da sich darin keine Spur von Reue und Einsicht zeige, das Erreichte umgestürzt und das Letzte ärger als das Erste werde. Stärkere Waffen, mindere Schonung entfaltet er in der ersten Gegenschrift gegen Salmasius oder Schutzrede für das englische Volk. Hier zeigt er sich als strenger, starrer Republicaner, als Puritaner voller Feuereifer, als ein Sohn seiner Zeit, die in der Polemik derb und rücksichtslos zu Felde zog. Hier sprüht aus all den Spitzen die elektrische Kraft seines Geistes, und die große Menge, als deren Organ er sich fühlt, steht hinter ihm und wird zu Leitern solcher Kraft. Hier verschmäht er sogar keine Waffe, die sein Gegner ihm durch Invectiven reicht; doch selbst bei der größten Härte und Strenge sind seine Worte doch stets durchdrungen von Reinheit und Hoheit der Gesinnung, tiefsittlichem Ernst und Rechtsgefühl. Man muß ihn bewundern, ob man ihm auch nicht beistimmt. Sagt er doch auch, daß er nicht aus Haß gegen das Königthum, sondern aus Haß gegen die Tyrannei diese Schutzreden schrieb, und edel ist die Schlußermahnung: sein Volk solle durch gute Thaten die böse Nachrede seiner Widersacher Lügen strafen. „Als Ihr zu leiden hattet, da nahmt Ihr Eure Zuflucht zu Gott und er hat Euer Gebet erhört, nun müßt Ihr zeigen, daß, wie Ihr Eure Feinde im Felde besiegt habt, Ihr Ehrgeiz, Habsucht, böse Begierden zu überwinden fähig seid. Zeigt ebenso große Enthaltsamkeit, Gerechtigkeit und Mäßigung in der Behauptung Eurer Freiheit, als Ihr Muth gezeigt habt bei Abschüttlung der Sclaverei. Verlaßt Ihr aber den Pfad der Gerechtigkeit, so wird sich Gottes Gnade von Euch wenden und sein Zorn Euch Euren Feinden überantworten." Hat ihn nun diese Rede zum Helden des Tages gemacht, ihm den huldvollsten Beifall der schwedischen Königin Christine zugewandt, bis zur moralischen Vernichtung seines an ihrem Hofe lebenden Gegners Salmasius, die zweite an Dumoulin gerichtete Rede offenbart in ihm den wahren Helden des Geistes, der über der Leidenschaft und persönlichem Angreifen steht. „Hätte Milton nie einen Vers gemacht", sagt jener Historiograph, „diese Schutzrede würde ihn für alle Zeit zum Dichter stempeln." Aber nicht nur der poetische Hauch, der auf ihr ruht, nicht nur der Feuersaft reinster Begeisterung, der in ihr wogt, giebt ihr so hohen Werth, — hier zeigt er sich als wahrhaft große Seele, hinter ihm bleibt hier das, was „uns Alle bändigt, das Gemeine", hier ist sein Flug nur auf das Ziel, die Ewigkeit gerichtet!

Dieser Flug aber ist zu hoch, seine Zeit hat den Hochflieger wol lange getragen, doch nicht weiter vermag sie ihm zu folgen. Auch Cromwell enttäuscht ihn, ob er auch bis zuletzt Jenem treulich Dienste thut. Und das Werk der Schutzreden hat sein Augenlicht geschwächt, geraubt. Einsam steht er nun da und schaut auf die rings um ihn sich wandelnde Zeit, die wieder der monarchischen Idee sich zuneigt. Nun schafft er in der Verborgenheit am „verlornen Paradiese" weiter und ahnt, mitten in Traum und Entwurf von einem „paradise regained", daß sein Paradies nicht wiederzugewinnen, verloren ist. Wie die letzten Gesänge des Messias die absterbende Dichterkraft verrathen, so vermag auch Milton in jenem zweiten Werk: paradise regained, eben so wenig wie im Samson, sich auf der früheren Höhe zu zeigen. Nach Cromwell's Tode erhebt er sich noch einmal und singt seinen Schwanengesang: „Republic or Monarchy?" Noch einmal warnt er sein Volk, nicht wieder aufzubauen, was es niedergestürzt hat, noch einmal spricht er es aus, daß er kein Bewunderer demokratischer Einrichtungen sei, oder plebejischer Uebermacht. Nein, er huldige der Tugend, der Würdigkeit des Talents und der Verdienste. Noch einmal wendet er sich zur Jugend und bittet ihre Erzieher, sie zur Gerechtigkeit, Sparsamkeit, Bescheidenheit und allen bürgerlichen Tugenden anzuhalten, Umtriebe zu hassen und ihre Wohlfahrt und Glückseligkeit nur in Verbindung mit dem Frieden, der Freiheit und der Sicherheit des Staates zu suchen.

Mit diesem Schwanengesang schließt er am 10. November des Jahres 1674 die müden Augen, die so viel Trübes und Verletzendes gesehen, in völliger freud- und lichtloser Einsamkeit. Und doch sehen wir ihn nicht wie Dante der Schwermuth verfallen, der Bitterkeit. Bis zuletzt bleibt er, obschon, wie Macaulay sagt, kein Dichter mit mehr erschwerenden Umständen zu kämpfen hatte, sich selbst treu und seinem freimüthig bekannten Glauben. Wie ein Fels steht er fest und unwandelbar mitten in den ihn umbrandenden Wogen seiner Zeit. Sein reichfluthendes Innenleben, wie die Hoheit seines Geistes bewahrt ihn davor, wunderlich und engherzig auszuarten wie die meisten Puritaner. Er liebte bis zuletzt Ritterlichkeit, Edelsinn und Tapferkeit, Frauenanmuth und Schönheit, wie kein Royalist es mehr thun konnte, doch seine Charakterstärke unterlag nicht der Leidenschaft. Er war in sich gefeit! —

Finden wir nun in seiner Prosa noch mehr Schätze als in seiner Poesie, so erscheint er uns als welthistorischer Charakter, als Staatsmann noch höher stehend, wie als Dichter, als Pionier, der seine Fackel in die vom Licht fernsten Schlupfwinkel trug, geschickter, denn als Stratege, als Held und Heerführer nationalen Lebens. Isolirt steht er da im Reich der Dichtung, wie der Realität.

So sind denn Milton und Klopstock verwandte Phänomene, die der Welt Licht verkündet, Freiheit gebracht. Das Licht lauterer Religiosität und Vaterlandsliebe strahlte von Beiden aus, die Freiheit brachte der Eine auf politischem Wege in der Lösung von weltlicher und geistlicher Knechtschaft, der Andere löste das Reich der Literatur von den Fesseln des Romanismus und leitete den Vollgehalt des deutschen Geistes in neue, classische Formen und Maße. Darum, ob sie auch dem Sonnenlicht weichen müssen und zu den großen Tagesgestirnen sich nicht gesellen, sie sind als Morgenstern und Morgenröthe verwandte Phänomene.

Digitized by Google

Briefe aus Paris.

(„Marc-Aurel", ein neues Buch van Renan. — Eine intereſſante Autographenſammlung im hieſigen Hôtel des ventes. — Die Aufnahme eines Dichters in die franzöſiſche Akademie.)

** **Paris**, im Jan. In der aſt recht dürren und troſtloſen Zeit ſeichter Roman-Literatur, in der wir gegenwärtig leben, verdient ein neues Buch van Renan im doppelten Sinne Aufmerkſamkeit und eingehende Beachtung. Das Buch hat den Titel: „Marc-Aurel". Es bildet einen Theil des großen Werkes, das Hr. Renan unter dem Geſammt-Titel: „Les origines du Christianisme" — Die Urſprünge des Chriſtenthums — veröffentlicht. Hr. Renan hat das in Frankreich namentlich beſonders geſchätzte Talent, die ernſteſten Dinge zu behandeln, ohne dabei auch nur einen Augenblick langweilig zu werden. Er verfährt nach einer ihm ganz eigenthümlichen Manier, die ich zum beſſeren Verſtändniß dieſes Autors einer kurzen Analyſe unterwerfen will.

Ohne ein großer Gelehrter zu ſein, iſt Hr. Renan vor allen Dingen ein ernſter Arbeiter; er iſt gründlich; in dieſer Beziehung hat er viel van uns Deutſchen gelernt; die Franzoſen geben dies ſelbſt zu, zwar widerwillig, aber ſie geben es doch zu; er hat außerdem die deutſchen Exegeſen ſtark in Contribution geſetzt und hat daraus juſt ſo viel genommen, als das intellectuelle Temperament der Franzoſen vertragen konnte; er kennt überhaupt die guten Quellen und weiß daraus zu ſchöpfen; den alſo gewonnenen Stoff behandelt er dann auf ſeine Weiſe; er giebt ihm einen modernen Anſtrich, kleidet ihn in einen angenehmen, bilderreichen Stil und verleiht dadurch allen ſeinen geiſtigen Productionen einen ganz unbeſtreitbaren, aſt geradezu beſtrickenden Reiz. Die literariſchen Anfänge des Hrn. Renan waren nichtsdeſtoweniger ſchwierig. Sein „Leben Jeſu", der erſte Band der „Origines du Christianisme", zog ihm zahlreiche und ſcharfe Gegner zu. Seine Methode, auf einen untergelegten Text ein ganzes Gebäude van Wahrſcheinlichkeiten aufzurichten, war keineswegs nach dem Geſchmack der in dieſen Dingen competenten Richter; man ſchlug die Evangelien nach und man conſtatirte, daß die von Hrn. Renan angezogenen Texte aſt gerade das Gegentheil van dem bewieſen, was ſie beweiſen ſollten; dieſe Entdeckung vermehrte natürlich die bereits nicht geringe Anzahl der Widerſacher des Hrn. Renan noch beträchtlich; er ließ ſich indeſſen dadurch van der einmal betretenen Bahn nicht zurückhalten; er beachtete die gegen ſein Buch gerichteten Kritiken nicht und ſuchte ſich ſo ſchnell als möglich in eine Regian zu flüchten, die dem von ihm angenommenen Syſtem günſtiger war; in dieſer Regian fand er weniger Leſer, aber auch weniger Gegner, weniger competente Widerſacher. Obgleich unſere Zeit aſt als gottlos geſchalten wird, ſo hat doch Chriſtus immer noch mehr Anhänger als Nero, den Hr. Renan übrigens merkwürdig glimpflich behandelt; die Apokalypſe eignet ſich beſſer für die von Hrn. Renan beliebten Wahrſcheinlichkeitsaufſtellungen als die Evangelien. Die Gegner des Hrn. Renan laſſen übrigens in ihren Kritiken ſeiner Gewandtheit, mit welcher er den von Anderen bereits analyſirten Stoff zu beherrſchen verſteht und der eleganten Form ſeiner Werke alle Gerechtigkeit widerfahren.

Die elegante Form, darauf kammt hier in Frankreich Alles an, namentlich in einer Zeit, die ſich zwar für ſehr wiſſenſchaftlich hält, die aber für ernſte Studien den Geſchmack ganz und gar verloren zu haben ſcheint und keine Muße mehr dafür findet. In Bezug auf die elegante Form aber iſt Hr. Renan im recht eigentlichen Sinne des Wortes ein Künſtler. Er iſt Bretane, wie Chateaubriand und Lamennais, und er ſcheint von dieſen beiden großen Vordildern die ſchöne Sprache und den poetiſchen ſchwungvollen Stil geerbt zu haben, die gerade für religöſe Discuſſianen unerläßlich ſind. Hr. Renan hat das Talent, längſt verklungene und verſchwundene Zeiten wieder anfleben zu laſſen und ſie uns mit ihren Denkmalen und Sitten und Gebräuchen und Anſchauungen ſo zu zeigen, wie ſie wirklich geweſen ſind; dabei iſt er kein Schwärmer wie Michelet, er iſt nur ein inſpirirter Beobachter. Bei Michelet, deſſen Genie etwas Hyſteriſches hat, praducirte ſich ein wahres Phänamen der Reincarnatian, wenn ich mich ſo ausdrücken darf; man meint, daß er Alles, was er uns ſchildert und erzählt, ſelbſt mit durchgemacht und erlebt hat; er ſcheint die myſtiſchen Ekſtaſen des Mittelalters mitzuempfinden, er ſcheint ſelbſt ergriffen van dem revalutionären Fieber, das die blutigen Scenen und die Greuelthaten der Schreckensherrſchaft hervorgerufen hat. Renan dagegen iſt die Ruhe ſelbſt, ſein Phlegma verläßt ihn nie, er bleibt kalt bei den Schilderungen der großen welterſchütternden Ereigniſſe, die ſeine Feder uns wieder hervorzaubert; er iſt immer abjectiv und tritt aus ſeiner wenigſtens ſcheinbaren Gleichgiltigkeit nie heraus.

Hr. Renan ſchlägt in dieſem neuen Bande einen Ton an, der gegen den in den übrigen Theilen des Werkes vorherrſchenden ſeltſam abſticht. Man ſtößt auf weit weniger verletzende Paradaxismen, die Sprache iſt gemeſſener. Hat der Autor ſich bemüht, die Fehler abzulegen, die ihm ſa vielfach und ſa hart vorgeworfen worden ſind? aber iſt ſein Geiſt ermüdet van den Anſtrengungen der großen bereits vaſldrachten Arbeit und fehlt es ihm an der nöthigen Spannkraft? Sa viel ſteht feſt, Hr. Renan zeigt ſich in ſeinem neuen Buche nicht mehr als der brillante Federvirtuos, als welchen er ſich in ſeinen übrigen Werken immer und vor Allem bewährt hat. Vielleicht iſt es der Gegenſtand des Buches, der ihn trübe geſtimmt hat. Hr. Renan ſchildert uns die Vernichtung ſeines eigenen Traumes in der Geſchichte Marc-Aurel's, dieſes gekrönten Stoikers nnd kaiſerlichen Philaſaphen, der, nachdem er den Cyclus der Antonine würdig geſchloſſen, einen Cammadus zum Nachfolger erhielt! Allen denjenigen, welche an die Chimäre von weiſen und erleuchteten Fürſten über ein vallſtändig unterworfenes und beglücktes Reich geglaubt hatten, mußte dieſer jähe Rückfall, dieſer Verluſt aller ihrer Illuſianen einen ſchmerzlichen Eindruck machen. Auch Hr. Renan ſcheint ſich dieſem Eindruck nicht entziehen zu können.

Marc-Aurel iſt in der That die Verwirklichung des rein menſchlichen oder richtiger des excluſiv menſchlichen Ideals; ſelten ſtieg ein Erdgeborener ſa hach in das Bereich des Guten; mit ihm war die Philoſaphie die Beherrſcherin der römiſchen Welt, die damals das Univerſum repräſentirte; nach ihm ſtürzte Alles ins Chaas zurück. Dieſes Steigen und Fallen, dieſer geglückte und ſa ſchnell wieder vernichtete Verſuch müſſen allerdings auf einen Philoſophen entmuthigend wirken. Hr. Renan ſchildert uns übrigens die erhabene Geſtalt Marc-Aurel's mit Meiſterhand. Vielleicht läßt er ſich von ſeiner Vorliebe für den philaſaphiſchen Kaiſer zuweilen ein wenig zu weit fartreißen, er ſtellt ihn uns dar, umgeben von ſeinen Liedlingsphiloſophen Junius Ruſticus, Claudius Severus, Apollanius, Atticus, die auch vor der Nachwelt ſein Gefalge bilden, die Schleppe ſeines Kaiſermantels tragen und für ſeine großen Eigenſchaften ein glänzendes Zeugniß ablegen müſſen. Dieſes Zeugniß hat ſeinen Werth, es beweiſt, daß es wie im gewöhnlichen Leben, ſa auch in der Geſchichte von Nutzen iſt, wenn man gute Freunde hat. Ja, die Zeugniſſe jener Philoſophen ehren das Andenken Marc-Aurel's. Die blutigen, grauſamen nnd unbarmherzigen Chriſtenverfalgungen, die indeſſen auch unter ſeiner Regierung ſtattfanden, legen ein bedenkliches Zeugniß ab für den wilden Zuſtand, in welchem ſich die Geſellſchaft dach auch unter dieſem philaſaphiſchen Kaiſer befand . . . es war vielleicht eine civiliſirte Wildheit! Hr. Renan ſchildert jene an den Chriſten verübten Greuelthaten mit ſehr bewegten

Worten, legt aber gleichzeitig dem Kaiser, unter dessen Regierung sie begangen wurden, immerzu die Epitheta edel, brav, vortrefflich, erhaben u. s. w. bei, das klingt beinahe wie Ironie, wie die Ironie eines Skeptikers über die damals üblichen, ja wol obligatorischen officiellen Lobhudeleien. Jene Greuelthaten verhinderten übrigens die Verbreitung des Christenthums nicht, sie beförderten sie im Gegentheil. Decius und Diocletian waren in dieser Beziehung ebenso ohnmächtig wie Marc-Aurel. Mit Marc-Aurel schließt die antike Welt; in moralischer Beziehung war dieser Kaiser einer ihrer glorreichsten Vertreter. Eine neue Welt beginnt und regenerirt jene verderbte römische Gesellschaft, die unter einem erkünstelten Glanz und Schimmer so viel Schmach, Elend und Verderbtheit verbirgt. Die Erde verjüngt sich, sie erlebt eine zweite Jugend. Die Macht der römischen Kirche wird fast allenthalben anerkannt; die getrennten Anstrebungen der vereinzelten Theile dieser Kirche sind centralisirt worden; eine mächtige Organisation hat die getrennten Theile und Kräfte zu einem einzigen gewaltigen Waffenbündel vereinigt. Hr. Renan schildert uns in seiner schönen Sprache diese neue Lage der christlichen Kirche. Sein ganzer Wortreichthum läßt sich indessen in zwei Daten zusammenfassen, gegen deren Beredtsamkeit selbst die schönsten Phrasen nicht aufkommen können: unter Tiberius Augustus wird ein armes Kind in einer Krippe geboren, unter Marc Aurel wird der Name dieses armen Kindes von einer Grenze des gewaltigen Reiches zur anderen als göttlich verehrt; die alte Welt bricht zusammen mit ihren Göttern und Götzenbildern und dem gekreuzigten Galiläer, der freiwillig für die Welt in den Tod gegangen, werden Altäre errichtet.

Das ist der summarische Inhalt des neuen Buches, welches Hr. Renan mit seiner über alle Begriffe unleserlichen Handschrift in die Welt gesandt hat; ich darf behaupten, daß die Handschrift des berühmten Autors über alles Maß unleserlich ist, da ich eine seiner Handschriften in einer sehr interessanten Autographensammlung gefunden habe, die vor einigen Tagen im hiesigen Hôtel des ventes — dem berühmten großen Pariser Auctionslocale — versteigert wurde. Der Grund dieser Versteigerung, sowie der Name des Besitzers der Sammlung sind unbekannt geblieben; es läßt sich schwer erklären, warum diese seltenen, mit Sorgfalt, Fleiß und Geduld unzweifelhaft während langer Jahre gesammelten Autographenschätze wieder in die Welt verstreut worden sind; es befanden sich darunter Autographen von Künstlern, Staatsmännern, Gelehrten, Feldherren und Fürsten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Den interessantesten Theil der Sammlung aber bildeten die Handschriften berühmter Frauen aus diesen beiden Jahrhunderten: der Prinzessin Elisa Bonaparte, der Königin Hortense und ihrer Erzieherin, der bekannten Madame Campan, ehemaligen Kammerfrau der Königin Marie Antoinette, der Gräfin von Chambord, der Königin Victoria von England, der Königin von Westfalen und der Madame Patterson, also der beiden Frauen von Jerôme Bonaparte, der Schauspielerinnen Rachel und Ristori und — horresco referens! . . . der Mamsell Louise Michel, des berüchtigten communistischen Blaustrumpfs. Der Brief der Prinzessin Elisa Bonaparte, der ältesten Schwester Napoleon I., ist besonders interessant, er ist an ihren Bruder Lucian gerichtet und vom Jahre 1807 datirt. Die Prinzessin meldet darin ihrem Bruder Lucian, daß ihr Bruder Jerôme verheirathet und „zum König eines schönen Landes" gemacht worden sei; sie fügt hinzu: „Wann werde ich nun auch Dir Glück wünschen können? Wir möchten hier Alle, daß dies recht bald geschehen könne, und wir hoffen, daß die Reise Seiner Majestät (Napoleon's) nach Italien Dich aus der Dunkelheit hervorholen möge, in welcher Du Dir ganz unbegreiflicher Weise zu gefallen scheinst." Lucian ließ sich indessen bekanntlich aus seiner Dunkelheit nicht hervorholen, er verschmähte alle Anerbietungen seines kaiserlichen Bruders, an welche die Bedingung geknüpft war, daß er sich scheiden lassen solle. Er blieb seiner Frau treu. Seine Mutter, die strenge Madame Lätitia, eine Frau von starren Grundsätzen und eisernem Charakter, sagte von ihm: „c'est le seul honnête homme de la famille!"

Wir finden noch eine andere interessante Handschrift in dieser in jedem Sinne kostbaren Sammlung, die uns der Gegenwart etwas näher bringt; es ist ein Brief der famosen Madame Cornu, der Milchschwester Napoleon III. Madame Cornu war sehr republicanisch gesinnt, sie wollte von ihrem gekrönten Milchbruder nichts mehr wissen und söhnte sich erst wieder mit ihm aus, als er liberale Bahnen einschlug und Hrn. Emil Ollivier zu seinem Minister wählte; einen großen politischen Scharfblick hat die gute Madame Cornu dadurch freilich nicht an den Tag gelegt; sie war indessen eine ganz brave Frau. Ihr Brief in der Autographensammlung datirt aus dem Jahre 1842, damals wußte man noch nichts von einem zweiten Kaiserreiche; sie hatte gerade ganz im Geschmack jener Zeit ein Buch über „Goethe und Bettina" geschrieben und meldet ihrem Freunde Sainte-Beuve dieses große Ereigniß; gleichzeitig fügt sie noch einige Pariser Tagesneuigkeiten hinzu: „Mademoiselle Rachel ist am Théâtre Français definitiv engagirt, sie hat aber als Phädra gar nicht gefallen, sie spricht entsetzlich durch die Nase. Michelet ist bei seinem letzten Cursus von den Studenten ausgepfiffen worden. Ingres (der berühmte Maler) vollendet das Porträt des Herzogs von Orléans. Theophile Gautier ist wüthend, weil man ihm dies Jahr die Berichterstattung über den Salon (die alljährliche öffentliche Gemäldeausstellung) im „Moniteur" nicht hat übertragen wollen." Das sind kleine Geschichten neben der großen . . . diese retrospectiven Klatschereien haben indessen auch ihr Interesse in Rücksicht auf die Persönlichkeiten, die sie betreffen. Auch von der Schauspielerin Rachel finden wir ein Autograph; es ist eine Quittung über die Summe von 3000 Frcs., die sie für eine Gastvorstellung in Straßburg eingeheimst hat. Man sieht daraus, daß auch die große Rachel sich darauf verstand, wie ihre minder große Nachfolgerin Mamsell Sarah Bernhardt, der es gegenwärtig in Rußland so trübselig ergeht, möglichst viel Geld aus ihrem Talente zu schlagen.

Wir verlassen aber nun diese interessanten Autographen und die berühmten Todten, von denen sie herrühren, um uns den berühmten Lebenden zuzuwenden, von denen gegenwärtig hier viel die Rede ist, weil sie ihrem Ruhme durch ihren Eintritt in die französische Akademie die Krone aufgesetzt haben. Drei Staubgeborenen ist die hier immer sehr hoch geschätzte und sehr ersehnte Ehre der Aufnahme in die Reihe der Unsterblichen, der berühmten von Ludwig XIV. gestifteten Académie des quarante, wie man sie damals nannte, vergönnt worden: einem großen Gelehrten, Hrn. Pasteur, einem bekannten Romancier, Hrn. Cherbuliez, und einem Dichter, Hrn. Sully-Prudhomme; mit diesem zugleich hatten sich noch zwei andere Dichter, die Herren Coppée und Bornier, um die akademischen Palmen beworben; der wenigst bekannte von den Dreien, Sully-Prudhomme, ist gewählt worden. Die Akademie hat ihre Launen, die wie die Capricen einer verwöhnten Schönen schwer zu erklären sind. Man glaubte allgemein, Coppée würde den Sieg davontragen, er ist entschieden populärer als Sully-Prudhomme. Der arme Bornier, der verdienstvolle Autor der classischen Trauerspiele: „Les Noces d'Attila" und „La fille de Roland" hat unbegreiflicher Weise nur eine einzige Stimme von den vierzig Wählern erhalten. Hieraus müßte man schließen, daß die Akademie, die eigentliche und natürliche Beschützerin des classischen Dramas in Versen, nichts mehr davon wissen will; diese Dichtart, die in der Regel hier in Paris nicht viel Ruhm und auch nicht viel Geld eintrug, fand bis jetzt immer in den akademischen Palmen noch ihre einzige Entschädigung; wenn ihr dieser ehrenvolle Lohn nun auch verloren gehen soll, wird sie nicht mehr lange leben; ja, sie ist schon als

Digitized by Google

todt zu betrachten und die Akademie selbst hat sie getödtet, sie hat sich wie eine Rabenmutter betragen.

Hr. Bornier hat übrigens für die in der Akademie erlittene Niederlage bereits eine Revanche genommen; er hat ein neues Drama in Versen geschrieben, das soeben hier bei Dentu veröffentlicht worden ist. Dieses schöne Drama, das von Neuem beweist, wie ungerecht die Akademie gegen den guten, bescheidenen und fleißigen Hrn. Bornier gewesen ist, wird wol nur im Buchhandel, aber niemals auf der Bühne erscheinen; es hat den Titel „Der Apostel"; der Held des Stückes ist der Apostel Paulus in Person; trotz der gegenwärtig hier vorherrschenden sehr laxen religiösen Tendenzen hat man doch Anstand genommen, diesen Helden auf der Bühne erscheinen zu lassen.

Bücherbesprechungen.

R—n. Mit dem jüngst ausgegebenen zwölften Hefte, dem siebenten Hefte des dritten Bandes ist Karl Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" abgeschlossen. Fünfundzwanzig lange Jahre liegen zwischen dem Beginn und der Vollendung. In diesem Grundrisse von Goedeke besitzen wir eines der hervorragendsten und brauchbarsten Werke auf dem Gebiet der deutschen Literaturwissenschaft. Es stellt sich ebenbürtig zu den Büchern von Koberstein und Wilhelm Wackernagel und besitzt diesen gegenüber seine eigenthümlichen Vorzüge. Einzelne Partien der deutschen Literaturgeschichte sind erst von Goedeke recht eigentlich erschlossen worden. Indem wir uns eine genauere Charakteristik dieses hochbedeutenden Werkes in seiner Gesammtheit vorbehalten, mag für jetzt nur Einiges zu dem letzten Hefte bemerkt sein. Der erste Band, datirt vom Jahre 1859, war dem jetzt regierenden Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach, „dem Förderer der Kunst und Wissenschaft", gewidmet, und dieselbe Widmung, aber jetzt mit einer Zuschrift finden wir zum letzten Bande, in welcher es u. A. heißt: „Als ich die Arbeit begann, kannten wir keinen Mittelpunkt unseres geistigen Lebens als die Stätten, an denen Euer Königlichen Hoheit ruhmreicher Großvater Deutschlands edelste Geister versammelt hatte, die seinen und seines Hauses Namen mit unvergänglichem Glanze umgeben haben. Wem anders hätte ich ein Buch, das seine inhaltreichsten Blätter den Namen Goethe und Schiller verdankt, zueignen dürfen, als Euer Königlichen Hoheit, Höchstderen Lande den Schwerpunkt unserer nationalen Literatur bilden. Eingedenk dessen, was Deutschland Weimar zu verdanken hat, bat ich um die Erneuerung der mir vor Jahren erwiesenen Gunst, den Abschluß dieses Buches wie einst den Anfang Euer Königlichen Hoheit zuschreiben zu dürfen." Wie einst Goedeke den ersten Band mit einem Vorworte begleitete, in welchem er seine Absichten und die Art seiner Arbeit auseinandersetzte zugleich mit einem Danke an diejenigen, die ihn gefördert hatten, so ist auch sein dritter Band mit einem ähnlichen Vorworte versehen. Hier verweist er auch mit Befriedigung auf die wichtigen Studien, welche der deutschen Literatur der Neuzeit gewidmet worden sind. Individueller Art sind die Bemerkungen, welche Goedeke über seine Behandlung des letzten, des 8. Buches, die Zeit von 1815—1830 umfassend und so umfangreich wie fast das ganze übrige Werk, laut werden läßt. Insbesondere äußert er sich über seine strenge Beurtheilung Heinrich Heine's — des verderblichsten aller neueren Poeten —, die ihm sogar briefliche Schmähungen eingetragen habe. Dankte Goedeke früher einer beträchtlichen Reihe Gelehrter, so bekennt er jetzt, daß für die Fortsetzung der Arbeit die Theilnahme gering gewesen sei: sicher ein Beweis, daß die Neuzeit doch noch nicht in gleichem Maße wie das Mittelalter als ein Object der gelehrten Forschung angesehen wird. Eine Fortführung der Arbeit bis auf die Gegenwart, wie sie anfänglich beabsichtigt war, ist dem Verfasser nicht mehr möglich. Er dachte sie einst in die Hände seines einzigen Sohnes zu legen, der eben in das Jünglingsalter tretend schon mitsuchend und mitsammelnd an des Vaters Arbeiten theilnahm, aber am 2. April 1879 durch einen jähen Tod hinweggerafft wurde. Auch eines anderen Verlustes gedenkt Goedeke. Der Verleger, Louis Ehlermann in Dresden, dem der jetzige Abschluß des Werkes am meisten Freude gemacht haben würde, erlebte diesen Zeitpunkt nicht mehr, denn er starb bereits am 22. April 1880. So klingt mit dem Ausrufe „Friede der Asche dieser beiden lieben Todten!" Goedeke's Vor- und Nachwort mit einem Tone der Wehmuth aus. Wenn wir dem hochverdienten Verfasser auch unser volles Mitgefühl schenken, so werden wir doch Angesichts des vollendeten Werkes mit dankbarer Freude erfüllt, daß es ihm vergönnt war, das begonnene Vorhaben bis zu einem bestimmten Zeitabschnitte, dem letzten eigentlich der Historie anheimfallenden, hinauszuführen. Seinem Genossen W. Wackernagel war gleiche Gunst versagt: er hinterließ nur einen Torso. Goedeke hat eine reiche Anzahl trefflicher Werke zur deutschen Literaturgeschichte geliefert, er ist Herausgeber zweier wichtiger Textsammlungen, aber sein Haupt- und Lebenswerk ist doch sein Grundriß, dessen Bedeutung erst durch den Abschluß eine volle und ganze geworden ist.

— Schober, Dr. Karl, „Die Deutschen in Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Krain." 8. Wien und Teschen, 1881, bei Karl Prochaska. (6,50 *M.*, schön gebunden 8,10 *M.*) Mehr als je in dem Verlauf der Weltgeschichte ist seit dreißig Jahren die Nationalitätenfrage in den Vordergrund des politischen Lebens getreten. Die Polen in Westpreußen, Posen und Schlesien, die Wenden in Brandenburg und im Königreich Sachsen, die Iren in Irland, die Serben, Bulgaren, Albonesen, Griechen auf der Balkan-Halbinsel — alle streben nach Selbständigkeit in bürgerlichen und politischen Einrichtungen, alle suchen in gesonderter Entwickelung ihrer Sprache und Literatur das geistige Band, welches sie zu einem geschlossenen Ganzen eint. Unter den Staaten Europas ist keiner — höchstens die in Trümmer zerfallende Türkei ausgenommen — in Bezug auf seine Völkerstämme so reich gegliedert, ja wir müssen jetzt leider sagen, so traurig zerspalten, als die österreichisch-ungarische Monarchie. Seit vier Jahrhunderten sind die deutschen, süd- und nordslavischen, romanischen, magyarischen Völker, sammt ihrer zahlreichen und nicht unwesentlichen Beimischung von Juden, Armeniern, Zigeunern unter Einem Scepter vereinigt; die Regierung hat es nicht verstanden — oder nicht verstehen wollen —, im Lauf dieser vier Jahrhunderte durch das Band geistiger, von deutscher Quelle ausfließender Bildung diese Völker zu einigen, zu assimiliren, mit einander zu einem Ganzen zu verschmelzen, wie eine solche Verschmelzung im Anfange des Mittelalters in den Alpenländern von der Donau bis zur Drau und San auf friedlichem Wege sich anstandslos und vollständig vollzogen hat. Nun stehen diese Völker sich feindselig gegenüber: unser Jahrhundert, dessen zweite Hälfte sich durch das Hervortreten der Selbständigkeit der Person, und zwar des Einzelnen in Familie, Gemeinde und Staat, wie der ganzen Völkerstämme kennzeichnet, sieht ein stetiges, mehr oder minder erfolgreiches Ringen der Nationalitäten. Die Aufmerksamkeit der Welt muß sich auf solche Verhältnisse lenken, durch welche sich politische Stürme mit Nothwendigkeit vorbereiten: ein Werk wie das vorliegende ist daher eine sehr zeitgemäße Unternehmung. Das gesammte Werk unter dem Titel: „Die Völker Oesterreich-Ungarns. Ethnographische und culturhistorische Schilderungen", soll aus zwölf Theilen bestehen, die in rascher Aufeinanderfolge erschienen sind oder erscheinen werden: 1) Gymnasialdirector Dr. Karl Schober, Die Deutschen in

Nieder- und Ober-Oesterreich ꝛc.; 2) Otto Lohr, Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien; 3) Gymnasial-Professor Dr. J. H. Schwicker in Budapest, Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen; 4) Gymnasial-Professor Dr. Josef Egger in Innsbruck, Die Tiroler; 5) Ober-Bibliothekar Paul Hunfolvy in Budapest, Die Magyaren (1881, 4,50 M); 6) Joan Slaviei in Bukarest, Die Rumänien in Ungorn, Siebenbürgen und der Bukowina (1881, 4,50 M); 7) Prof. emer. Dr. Gerson Wolf in Wien, Die Semiten; 8) Professor Dr. Jaroslav Vloch in Kolin, Die Czecho-Slaven; 9) Professor Dr. Josef Szujski in Krakau, Die Polen und Ruthenen; 10) Professor Josef Šumonn in Wien, Die Slovenen, und Professor Josef Stare in Agram, Die Kroaten; 11) Theodor Stefanović, Ritter von Vilovo in Wien, Die Süd-Slaven in Dalmatien und im südlichen Ungarn, in Bosnien und in der Herzegovina; 12) Dr. J. H. Schwicker, Die Zigeuner in Ungarn. Wie die Verlagshandlung es verstonden hat, eine Reihe tüchtiger Männer zur roschen, jo fast gleichzeitigen Bearbeitung des vieltheiligen Werkes zu gewinnen, so hat Verfasser des vorliegenden ersten Theiles seine Aufgobe trefflich nnd mit Umsicht gelöst. In gedrungener und doch fließender Darstellung behondelt er die Verhältnisse der Deutschen im Centrum des Reichs. Auf eine kurze, doch reichholtige und vorzüglich schön geschriebene geographische Einleitung folgen mehrere geschichtliche Capitel: eingehende Berichte über die Einwanderung des deutschen Volksstammes und über dessen Culturzustand in damaliger Zeit, über die religiösen Bewegnngen (mit ungeschminkter Darlegung des Verfalls der Kirche im 15. Jahrhundert), die Reformation, die Sectenbildungen, die Gegenreformation und die neueren Verhältnisse; ebenso über die Entwickelung des Ständewesens. Sodann werden die culturgeschichtlichen Verhältnisse behandelt: die volkswirthschoftliche Entwickelung des Landbaues, der Forstwirthschaft, des Bergbaues, der Gewerbe, des Handels; die bildende Kunst im Mittelalter und in der Neuzeit; die Musik und die nationale Poesie; die Pflege der Wissenschaft; das Volksleben in der Gegenwart. Gediegener Inhalt und Anmuth der sprachlichen Darstellung empfehlen das auch typographisch schön ausgestottete Buch. O. D.

— Der Mönch von Montaudon. Eine provençolische Erzählung von Ludwig Weiffel. Basel 1882, Benno Schwobe. 3,20 M. — Diese provençalische Erzählung rechtfertigt ihre Bezeichnung insofern, als sie sich eine der eigenthümlichsten Gestalten der provençalischen Literatur des 12. Jahrhunderts zum Helden erkoren hat. Der „Mönch von Montaudon": unter diesem Namen ist ein südfranzösischer Dichter des 12. Jahrhunderts bekannt, der, einer vornehmen Familie der Auvergne entstammend, den geistlichen Stand erwählte und sich vom Kloster ous, zuerst ols Mönch der Abtei Orlac, später ols Prior von Montaudon, durch seine „Rügelieder" bekannt und gefürchtet mochte. Die Rügelieder (Sirventes) sind eine besondere Gottung der provençalischen Poesie. Aber lange buldete den Mönch seine kecke Loune nicht in den stillen Klostermouern: er verließ das Kloster, ohne sich deshalb des Ordens und der Tracht eines Mönches zu begeben, und ols fahrender Sänger, „Krieger, Spielmonn, Mönch zugleich" (Weissel S. 44) zog er einher und erntete reichen Lohn. Auf seinen Fahrten gelangte der Prior von Montaudon auch an den Hof des Königs Alfons von Aragonien — Nord-Spanien und Süd-Frankreich waren damals durch Sprache, Sitte und Politik sehr eng verbunden —, wo man dem Mönch noch weitere weltliche Freiheiten gestottete: er durfte „Fleisch essen, den Liebhoder spielen, dichten und singen". Als Prior von Villefronche in Roussillon, wohin er sich in seinem Alter, die schweifende Lebensort wieder aufgebend, zurückzog, starb er. So erzählt Friedrich Dietz in seinem Buche: „Leben und Werke der Troubadours" von dieser interessanten literarischen Erscheinung, denn zu den Troubadours rechnet man den Mönch von Montaudon. Der Verfasser vorliegenden Gedichts hot nun die Irrfahrten des Mönchs, Fulko nennt er ihn, in die Fahrt on den oragonischen Hof zusommengedrängt: und zwar legt er dieser Fahrt ols Motiv ein Liebesverhältniß zwischen dem Helden und der Königin Doña Blanka, Gemohlin des obengenannten Alfons, unter: ein Liebesverhältniß, welches sich in Aragon auch noch weiter ousspinnt, so daß es von dem später in sein Kloster Zurückgekehrten heißen konn (S. 109):

„Bei den Römern und den Griechen
Sucht' er wol mitunter Tröstung,
Wenn ihn das Gewissen quälte,
Daß vielleicht die legitime
Königsreih' in Aragonien
Einen Riß durch ihn erfahren."

Der Erzählung fehlen die sittlichen Motive zur Handlung vollständig: sie ist thatsächlich nur eine lockere, leichte Waare, oder deshalb vielleicht kein ganz unrichtiges Bild jener Zeit der Liebe, des Leichtsinns und des Gesongs in der Provence. Leicht wie der Inhalt ist auch die Form: spanische Trochäen: ältere provençalische Lieder sind in Nachbildung, wie der Verlauf der Hondlung Gelegenheit dazu bot, eingeflochten. Die Ausstattung des Büchleins ist sehr geschmackvoll: ouf holländischem Büttenpapier: die einzelnen Gesänge sind bildnerisch durch Kopfleisten, Initialen und Schlußstücke nach Holzschnitten alter Meister (Mantagna, Holbein, Nielaus Manuel, Aldegrever, Urs Grof) derartig verbunden, daß diese Holzschnitte mit dem Inhalt des Erzählten in einem gewissen, wenn auch rein äußerlichen Connex stehen: so schließt der erste Gesang, der die Osterondacht in der Kirche zu Montaudon behandelt, mit der Ansicht der Benedictinerobtei Brauweiler bei Köln, und den zweiten Gesang, die Schilderung des Osterfestes im Freien, durch Tanz und Trunk, leitet eine heitere Lagerscene von Nielaus Manuel ein. Wer für derartige künstlerische Ausstattung Sinn besitzt, wird sich hieran erfreuen. Julius Riffert.

r. Das 4. Heft des II. Bondes des Neuen Archivs für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben von Dr. Hubert Ermisch (Dresden, Wilhelm Baensch), enthölt zunächst eine sehr bemerkenswerthe Abhandlung „Zur Bevölkerungs- nnd Vermögensstatistik Dresdens im 15. Johrhunderte" vom Rothsorchivar Dr. Richter, worin u. A. nachgewiesen wird, daß das auf den Kopf der Dresdner Bevölkerung im Jahre 1488 fallende Durchschnittsvermögen ohngefähr 735 M nach unserem Gelde betrogen hat, während sich dasselbe im Jahre 1879 ouf 4800 M. belief. Dann folgen Nochträge zum Urkundenbuche der Stadt Chemnitz vom Herausgeber und ein Aufsatz des Wirkl. Geh. Raths Oberhofmeister Frhrn. v. Minckwitz über die wirthschoftlichen Einrichtungen, namentlich die Verpflegungs-Verhältnisse bei der kursächsischen Covallerie vom Jahre 1680 bis zum Anfange des lanfenden Johrhunderts. Besprechungen neuer literarischer Erscheinungen nnd ein Sachregister zu dem mit dem vorliegenden Hefte abschließenden II. Bande bilden den Schluß des Heftes.

— Das soeben erschienene 1. (Januar-)Heft des siebenten Jahrganges der „Deutschen Revue", herausgegeben von Richord Fleischer, Verlag von Otto Janke in Berlin, hat folgenden Inhalt: Heinrich Freiherr v. Haymerle von Alfred Ritter v. Arneth. — Austousch socialer Culturfortschritte von A. Lammers. — Die Trunksuchtsfrage vor dem deutschen Reichstage von Prof. Finkelnburg. — Einige Worte zu dem Artikel „Der Werth und die Wichtigkeit eines Nord-Ostsee-Canals" von Admiral L. v. Henk. — Die Weisheit der alten Aegypter von Prof. Heinrich Brugisch. — Das Zwanziger-Mädchen von Maurus Jókai. — Der Lebensretter von Carmen Sylva. — Zur älteren deutschen Geschichte von Prof. Felix Dahn. — Das Bewegungsvermögen der Pflonzen von Prof. Dr. Wiesner. — Sechs bisher unbekannte Sinfonien von Joseph Haydn von Prof. Dr. Emil Naumann. — Literarisches.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 4. Donnerstag, den 12. Januar. 1882.

Inhalt: Zur Behandlung der Poesie an unseren höheren Lehranstalten, von Walter Bormann. — Vom Leipziger Kunstverein, von Franz Vidal. — Bücherbesprechung (Johann Amos Comenius als Theolog, von H. F. v. Criegern).

Zur Behandlung der Poesie an unseren höheren Lehranstalten.

Zur Umgestaltung des Lehrplanes an unseren Schulen hat es an Vorschlägen in den letzten Jahrzehnten niemals gefehlt und obschon viele der Forderungen gewiß als ungehörig zurückgewiesen werden müssen, so sind diese unaufhörlichen Mahnungen von der Vielgeschäftigkeit unserer Tage wol das beredteste Zeugniß.

Am verwerflichsten sind jedenfalls die Vorschläge, welche die Schule in eine rein praktische Bahn leiten wollen und ihr allein die Vorbereitung für die späteren Berufsarten oder gar für den späteren Geldgewinn zumuthen.

Dem gegenüber haben seit einigen Jahren andere ein Verlangen gestellt, welches in unserer Zeit leider gern überhört wird und nur spärliche Unterstützung findet: sie haben der Schule eine höhere ästhetische Bildung zur Aufgabe gemacht. Ganz im Gegensatze zu jenen rohen Anschauungen haben sie eine Bereicherung, eine Veredelung des Geistes und Gemüthes als höchste Bestimmung des Unterrichtes angesehen und geglaubt, daß, wenn im Allgemeinen der rechte Grund gelegt worden, alles Einzelne auf ihm am festesten ruhe. Daher wollen sie neben allen den übrigen Richtungen, welche den Verstand und Charakter zu stärken vermögen, insbesondere auch den Schönheitssinn anregen, welcher bisher an den Schulen die kärglichste Nahrung erhielt. Wenn man nur auf einigen Erfolg solcher Bestrebungen rechnen könnte, nachdem wir erlebt, daß sogar in der gemeinsamen Volksvertretung des Deutschen Reiches, in welcher für alle Fragen von Geld und Gut es wahrlich an leidenschaftlichem Eifer nicht fehlt, für das Wohl und Wehe des deutschen Theaters so geringe Theilnahme zu finden war, als ob niemals Lessing und Schiller und nach ihnen Eduard Devrient sowie manche andere auf das Ernsteste den fördernden oder schädigenden sittlichen Einfluß der Bühne hervorgekehrt hätten!

Freilich muß alle ästhetische Behandlung auf der Schule eine wirkliche Belehrung sein, sie darf sich allein an ausgezeichnete Werke anlehnen und hat die Art und Weise von der Wirkung derselben, indem sie alle einzelnen Theile in ihrer Vereinigung zu einem gemeinsamen geistigen Kerne erfaßt, durch Thatsächliches zu verdeutlichen. Anders ist die Gefahr unvermeidlich, daß dünkelhaftes, aburtheilendes Geschwätz der Jugend geläufig werde.

Man fürchte auch nicht, daß durch solche Zergliederung von Kunstwerken das ursprüngliche, warme Gefühl Abbruch erleide! Die Anrechte desselben haben auch ohne alle Rechenschaft des Verstandes sicherlich ihre Geltung. Andererseits ist nicht zu bestreiten, daß die Unterstützung des Urtheils zu einer liebevollen Beschäftigung mit Kunsterzeugnissen nicht wenig ermuntern könne. Heute zumal, wo der Verstand auf allen Gebieten in Arbeit zu treten gewillt ist, verfällt allzu leicht dasjenige in Verachtung, dem gegenüber der denkende Verstand jeglicher Einmischung beraubt wird. So kommt es, daß insbesondere die Poesie gleichwie eine leere und haltlose Gefühlsschwelgerei von der Menge selbst der sogenannten Gebildeten bei Seite geschoben wird. Unsere Männer vornehmlich haben fast alle Zuneigung für sie verloren. Wie viel aber könnte nicht da die Schule bessern, welcher es vergönnt ist, für das ganze Leben die nachhaltigsten Triebe zu pflanzen! Auch auf dem Wege des eindringlichen Verständnisses, welchem ja die Begeisterung auch voranzueilen vermag, kann sie geweckt werden, und nur eben darauf kommt es an, daß in allen ästhetischen Erörterungen der maßvolle Sinn walte.

Dieser bekundet sich durchaus in den Schriften, welche seit einer Reihe von Jahren der Eisenacher Gymnasialprofessor Rudolf Menge veröffentlichte, um einen beschränkten Unterricht für das Verständniß der bildenden Künste an höheren Schulen zu verbreiten. Seine letzte Arbeit war eine für den Schüler berechnete „Einführung in die antike Kunst“ nebst dem mit trefflichen Holzschnitten versehenen „Bilderatlas“ (Leipzig, bei Seemann 1880). Es haben seine Bemühungen bereits bei Schulleitern eine kaum erwartete Beachtung gefunden.

Ohne Zweifel aber hat vor den bildenden Künsten die Poesie die früheren und besseren Rechte, den Gemüthern der Jugend zum wahren Besitze zu werden; denn sie ist die Mutter aller übrigen Künste. Ehe nicht im Worte das menschliche Gefühl seine Begeisterung verkörpert hatte, ehe nicht die Freude am Schönen im Gedanken ihr erstes Leben gewonnen, ist die Hand ohne Seele und erst ein erhöhtes geistiges Leben kann sie zu hohen Kunstgebilden beschwingen. Die Fälle, in welchen Gemälde und Kunstbilder den Dichter zum Schaffen erregten, sind auch verzeichnet, aber diese Umkehrungen des natürlichen Vorganges sind selten. Wie Homer dem Phidias in der Darstellung des Zeus voranging, so überhaupt die Poesie aller lebendigen bildenden Kunst.

Schon die Gestaltung der Sprache ist früheste Poesie und jegliches Wort eine Schöpfung derselben. Hier wird zuerst der Gegensatz zwischen Form und Inhalt wahrnehmbar, welcher, wie er in jedem Dinge selbst dem Gedanken entgegentritt, in jedem sprachlichen Abbilde desselben sich wiederholt. Die völlige Verschlingung dieses Gegensatzes ist es, was ein wahres Kunstwerk hervorbringt, was schon in den ältesten onomatopoetischen Bildungen der Sprache sich bezeugt.

Es ist und bleibt die gegenseitige Durchdringung von Inhalt und Form das Höchste und Wichtigste, was in jeder ästhetischen Erörterung, in jeder Belehrung über die Dichtkunst vorgetragen werden kann. Es ist ebendasselbe, was ihrem Volke in das Herz zu prägen Schiller und Goethe ihre edelste Mühe daransetzten. Sie verlangten Schätzung der Form und meinten darunter nichts Aeußerliches, sondern eine Schönheit, welche in der Wiedergabe der Sprache allenthalben die Schönheit der Idee, des Inhaltes abspiegeln sollte. Daß nicht der rohe Stoff, der Verlauf einer Handlung an sich von Werth sei, daß erst durch das Wie das Was ein poetisches Etwas werde, das wollten sie deutlich machen.

Will uns nun dies unerläßliche Verhältniß der Form zum Inhalte ein Lehrbuch der Poetik in allem Einzelnen in

Bezug auf Versbau, Reim, Rhythmik, in den Erläuterungen der verschiedenen poetischen Gattungen lebhaft verständlich machen und besonders der Schule in solcher Art dienen, so ist das aller Aufmerksamkeit werth.

Als ein Buch, welches in vieler Hinsicht ausgezeichnet zu wirken geeignet ist, nenne ich die „Deutsche Poetik" von Werner Hahn (Berlin, Wilhelm Hertz 1879). Die „Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen" von demselben Verfasser, welche gleichfalls zunächst für die Schule berechnet ist und sich bei aller Kürze durch seine selbständige Bemerkungen hervorthut, ist schon zum neunten Male aufgelegt worden (Berlin, W. Hertz 1879).

Hahn's „Poetik" enthält nach einer Einleitung, welche sich mit den Zielen des Buches, der Geschichte der Poetik u. dgl. befaßt, sechs Hauptabschnitte: 1) Kunst und Künste. Hier werden die Künste eingetheilt, das Wesen der Schönheit in den verschiedenen Aeußerungen festgestellt und die Poesie insbesondere in ihrem Werden und der Entstehung ihrer Gattungen durchgesprochen. 2) Rhythmus und Reim. 3) Figuren und Tropen. 4) Poetische Disposition. 5) Poetische Idee. 6) Die Gattungen der Poesie. Diese werden zuletzt mit genauer Berücksichtigung aller einzelnen Arten und Unterarten erörtert.

Eine scharfe Sonderung aller Begriffe ist der nöthigen Klarheit halber in einer Poetik unumgänglich und gerade das ist dem Buche nachzurühmen, daß, obschon in den Unterscheidungen die größte Genauigkeit geübt ist, das nicht in trockener Gewöhnlichkeit geschieht, sondern eine möglichst lebendige und tiefe Erfassung aller Gegenstände erstrebt wird. Einige Proben werden erwünscht sein. S. 45 heißt es:

„Die innere Geschichte der Menschheit ist es, die sich in der Poesie widerspiegelt. In jedem Zeitalter blickt der Lebende auf die poetischen Werke der Vergangenheit, als auf Seele und Geist bewahrende Denkmale der Menschheit. In jedem Zeitalter besitzt die Menschheit in ihren Dichtern Erwecker und Aufreger, Enthüller und Leiter der Lebenskraft, die, aus dem Fluß der Gegenwart heraus, das neue Zukünftige in der Menschheit zu gestalten in Begriff ist."

Von dem Unterschiede zwischen Wissenschaft und Poesie heißt es treffend (S. 47): „Was in der Poesie sprachliche Form gewinnt, sind Seele und Geist, die mit den Gegenständen der Welt verkehren. Was dagegen in der Wissenschaft sprachliche Form empfängt, sind die Gegenstände der Welt, mit denen Seele und Geist verkehren", oder: „der Dichter schafft Werke, deren jedes, auch das kleinste, ein ganzes ist. Der wissenschaftliche Arbeiter schafft Werke, deren jedes, auch das größte, Stückwerk bleibt."

S. 237 findet sich der Satz: „Das Aeußere am Ganzen des Dichtwerkes (der Bau seiner Dispositionsglieder) und das Innere des Ganzen (die Idee) sind nicht zu trennen; sie geben sich unmittelbar zusammen", und S. 238: „Dem nicht dichterischen Gemüthe ist je ein Gegenstand des Denkens das Einzelne, Beschränkte, als was er in der Wirklichkeit neben anderen besteht. Ganz anders dem dichterischen Gemüthe. Ihm spiegelt sich darin das Unendliche, das All der Welt, Gott, die Ewigkeit. Dem Schiffer ist der Strom das Mittel seines Gewerbes; er führt ihn und seine Ladung das Land hindurch. Dem Naturforscher ist er ein Gegenstand, dessen Art (chemische Bildung, Wärme, Gefälle ꝛc.), dessen Woher und Wohin (Quellen, Zuflüsse, Theilungen, Mündungen) erforscht werden. Dem Dichter ist er, was dieser hinzuträgt: ein Sinnbild des ewigen Lebens, ein Spiegel des Himmels und der Sterne, der Bäume und Berge, ein Gefährte der Stimmungen und Gedanken, ein Begleiter ins Unendliche u. s. f."

S. 273 werden die kleine erzählende „Geschichte" und die „Novelle" wunderhübsch unterschieden: „Im Gleichniß kann man sagen: die „Geschichte" zeigt den Verlauf eines Ereignisses, wie der Jahreslauf das Wachsthum der Pflanzen zeigt; die Novelle dagegen, wie das Aufbrechen einer Knospe den Kern und das Geheimniß des Blumenlebens entfaltet u. s. w."

Die Trennung von Fabel und Parabel wird S. 305 so gegeben: „Der Fall, den die Fabel erzählt, ist ein Beispiel für etwas Bekanntes; der Vorgang, den die Parabel erzählt, ist ein Beleg für etwas zu Erkennendes."

Für eine ausführliche Durchsprechung des Buches fehlt mir in diesen Blättern der Raum und ich wollte nur im Allgemeinen auf das Verdienst desselben hinweisen. Das allerdings verhehle ich nicht, daß ich die Aufgaben eines gediegenen Schulbuches der Poetik für viel zu umfassend erachte, als daß ich meinte, Hahn's Arbeit sei in dieser ersten Auflage jenen bereits in allen Stücken gerecht geworden, und es ist schon Lobes genug, daß die Menge des Guten hier manche Lücken und Mängel in helleres Licht stellt. So ist besonders anzuerkennen, daß Hahn in eigenem Abschnitte „die poetische Idee" behandelt, welche von den früheren Büchern der Poetik leider kaum berührt wurde; dagegen bin ich mit der Anordnung nicht einverstanden und am wenigsten damit, daß die Behandlung der „poetischen Disposition" jener Abtheilung vorangeht, anstatt ihr zu folgen. Die poetische Idee ist das Früheste an einem Werke und ihre Erläuterung mußte daher in den Beginn des ganzen Buches gerückt werden, nachdem auch der Sprachentstehung kurz gedacht war, deren Hereinziehung ich ungern vermisse. Zu knapp erscheint mir der Abschnitt über das Drama, über die Tragödie und die Katharsis.

Daß noch über manche Einzelnheiten sich mit dem Verfasser streiten lasse, versteht sich fast von selbst. Am wenigsten gefällt mir der allzu oft angewandte Gebrauch der Wörter „subjectiv" nnd „objectiv", mit welchen nach meinem Dafürhalten stets mehr scheinbare, als wirkliche Klarheit erzielt wird. Subjectiv ist ja alle Kunst, sei es ein erzählendes, lyrisches oder dramatisches Gedicht, sei es ein Bildwerk oder eine Tonfügung, insofern die eigenthümliche Auffassung des Schöpfers ihm allein Leben einhauchen kann, und es ist auch wieder objectiv, insofern es so sich darstellen muß, als ob es einem wie dem andern unter dem Volke aus der Seele erschaffen sei. Hahn scheint mir für richtige Unterschiede mit jenen Worten nicht die scharfen Grenzlinien hergestellt zu haben.

Zu tadeln aber ist leichter, als selbständig zu arbeiten nnd das ausnehmende Verdienst des Buches sei zum Schlusse nochmals hervorgehoben. Ich wünsche ihm, daß die reiche Förderung, welche es zu gewähren vermag, ihm belohnt werde und man ihm Gelegenheit biete, sich selbst in neuen Auflagen zu vervollkommnen. Jedenfalls wird ihm in der Schule vor allem ein Lehrer nicht fehlen dürfen, welcher durch eigenes Denken, durch die lebendigen Beispiele unserer Poesie und den Vortrag derselben die gewonnene Anregung fruchtbar zu machen im Stande ist.

Den deutschen Geist seines Werkes hat Hahn, wie er ihm den Namen einer „deutschen Poetik" voransetzte, mit Fleiß gewahrt und die eingereihten Dichterstellen sind fast alle aus unserer eigenen Literatur entnommen, aber sie gehören Dichtungen an, welche durch musterhafte Uebersetzungen deutsches Eigenthum gewarden sind, wie den homerischen Gesängen.

Walter Barmann.

Vom Leipziger Kunstverein.

Die beiden Bilder von Fritz Uhde*) in München: „Familien-Concert" und „Holländische Gaststube" — vor allem das erste — gehören unstreitig zu den genialsten Leistungen, die der Kunstverein seinen Mitgliedern in letzter Zeit gebaten

*) Wir haben zwar, da unser ständiger Hr. Referent abwesend war, schon im localen Theile der Leipziger Zeitung auf die gegenwärtig im Kunstverein ausgestellten Bilder Uhde's, eines speciellen Landsmannes von uns, hingewiesen, glauben aber, bei dem gerechtfertigten Interesse, welches diese Kunstwerke erregen, auch dieses geistvolle Urtheil hier mittheilen zu dürfen. D. R.

hat. Uhde ist Impressionist, d. h. er folgt hinsichtlich der Form und Farbe der Natur nicht mit der Lupe, um sie Strich für Strich kümmerlich nachzunahmen, sondern versucht den vollen ersten Eindruck, den sie auf sein Künstlerauge übt, so lebhaft wie möglich in der Gesammtwirkung wiederzugeben. So weit scheint mir der Impressionismus, der seit zehn Jahren das Schlagwort nicht nur für treffliche Leistungen, sondern auch für den widerlichsten Mißbrauch geworden, der je mit dem Pinsel getrieben, eine natürliche Berechtigung zu haben. Velasquez war in diesem Sinne Impressionist, Sir Josua Reynolds, Henri Regnault. Es wäre interessant, eins der Bilder von Velasquez, die „Spinnerinnen" z. B., neben dem Uhde'schen „Familien-Concert" zu sehen. Der Spanier hat — besonders in den hilaaderos — eine viel glühendere Farbe, aber in der Behandlung ist eine große Verwandtschaft zwischen beiden. Jeder Strich sitzt, da ist kein Retouchiren oder Glasiren zu bemerken, bei dem Velasquez stets verächtlich den Kopf schüttelte, selbst vor den Meisterwerken der venetianischen Schule. Wie wirksam sind in dieser grauen Harmonie des „Familien-Concerts" die sparsam aufgesetzten rothen Töne, wie stimmungsvoll das warme Colorit z. B. des Jungen mit dem kurzgeschornen Haar, der neben der lachenden Schwester am Fenster steht. Dieser Knabe und das davorsitzende Kind sind wahre Prachtstücke, die dreist einer der ersten Namen zeichnen könnte. Munkacsy zum Beispiel. In der Wechselbeziehung der Figuren, sowie in der Charakteristik der Köpfe und Bewegungen erinnert Uhde zuweilen an diesen Maler, obwol ich seiner Selbständigkeit durchaus nicht zu nahe treten möchte. Das kleinere Bild, die „Holländische Gaststube", so unsinnig es ist, mag jetzt für ein Gemälde gelten, ist aber eigentlich nichts als eine etwas ausgeführte Skizze. Die kleinen Dimensionen eines Genrebildes, welche die Entfernung nicht zulassen, von der aus diese „hasards du pinceau" — diese zufälligen Pinselstriche — in plastische Form sich umsetzen würden, bedingen entschieden eine sorgfältigere Ausführung. Jetzt mag es für ein Gemälde gelten, denn der — ich möchte fast sagen: der Sansculottismus in der Kunst hat in der Gegenwart so viele Vertreter gefunden, daß diese nachlässige Behandlung nicht sehr auffällt. Hoffentlich wird sie es in zehn Jahren wieder mehr. Man ist der Gesellschaft eine gewisse Rücksicht schuldig. Die Skizze mag sich im Negligé zeigen — ich bitte das Wort nur bildlich zu nehmen — so viel sie will. Der Goldrahmen bedeutet beim Bilde den Eintritt in die Gesellschaft und erfordert selbst in der Kunst eine gewisse Convenienz, die nicht überschritten werden darf. A. Menzel geht in skizzenhafter Behandlung ziemlich weit — wir haben das bei der „Schmiede" kürzlich gesehen —, aber er überschreitet doch nie ein gewisses Maß, wie das z. B. mit den Pinselstrichen geschehen, welche in der „Gaststube" die Wäsche des mit den Händen gesticulirenden Mannes andeuten sollen. Eine besondere Eigenthümlichkeit, ja ein Vorzug der Uhde'schen Bilder scheint uns die vorherrschend glückliche Gemüthsverfassung, die alle seine Figuren auszeichnet. Da ist keine Stufenleiter vom Ernst bis zur stillen Heiterkeit, sondern ein Fortschreiten vom Lächeln bis zum homerischen Gelächter. In der „Holländischen Gaststube" giebt es auch nicht einen Mißvergnügten. Die Politik wirkt dort verklärend; alle Geschichten, welche die Gäste sich mittheilen, stimmen zur Heiterkeit, jeder Rausch ist ein glücklicher; selbst die eintretende Kellnerin lacht so vergnügt etwaigen Trinkgeldern entgegen, daß die Gläser, welche sie trägt, in heiterer Bewegung zu tanzen anfangen. Draußen lacht die Sonne und über dem Ganzen schwebt etwas wie die Weisheit des Pangloß von der Vortrefflichkeit dieser Welt. Dasselbe gilt vom „Familien-Concert". Kein falscher Ton trübt diese Harmonie. Das junge Mädchen am Fenster kann vor lauter Vergnügen nicht weiter singen; die beiden ältlichen Damen haben Mühe, ihr Kichern aus Rücksicht für die Musicirenden zu verhalten. Was aber das Merkwürdigste von Allem — selbst der Hund scheint sich in der allerbesten der Welten zu befinden, obgleich Flöte und Guitarre in unmittelbarer Nähe von ihm gehandhabt werden. — Um so mehr Trauer giebt's dafür freilich in dem schön und stimmungsvoll ausgeführten Bilde von Hugo Oehmichen in Düsseldorf: „Begräbnißtag in Westfalen". Oehmichen scheint durch eins der ergreifendsten Gemälde von Ludwig Knaus inspirirt worden zu sein, das sich in der Meyer'schen Sammlung in Dresden befindet. Vielleicht auch besond, denn den Meisterwerken dieser Gallerie geht es wie gewissen Actien — sie werden bei einer namhaften Hausse wieder verkauft.

Auf dem Chaos, das uns als: „Das Lager der Cleopatra" von Hermine v. Preuschen in Berlin vorgeführt wird, dürfte es sich schwerlich gut ruhen. Was für ein großes Talent geht hier zu Grunde, möchte man mit aufrichtigem Bedauern ausrufen. Die moderne Richtung hat der Farbe eine fast übertriebene Bedeutung eingeräumt — nun pocht sie im Uebermuth auf das Primat, das sie errungen, und meint, sie sei allgenügend. Was kommt es auf die Zeichnung noch an! Richtig zeichnen kann so ziemlich Jeder lernen, der gesunde Augen und kein Brett vor dem Kopfe hat —, das Genie der Farbe dagegen ist angeboren, es ist die Gabe von Gottes Gnade, die kein Studium ersetzt, wenn sie versagt blieb. So heißt es jetzt, und daß ein Zusammenwirken von Farbe und Form allein das Kunstwerk bedingen, möchte man am liebsten leugnen. Was bewirkt der blendende Schimmer bei diesem pretentiös auftretenden Gemälde? Talmigold glänzt auch und wird doch den Kenner nicht täuschen. Mögen Andere stümperhaft zeichnen — was thut's? Unter Tausenden giebt's einen Auserwählten, mag das Gros mit seinen mittelmäßigen Leistungen zu Grunde gehen. Hier sind alle Eigenschaften vereint, Vollkommenes noch menschlichem Begriff zu schaffen: ein echtes Künstlertemperament, ein kühnes Auge, eine überaus geschickte Hand, Talent zum Componiren und doch — das eben ist's, was mit Bedauern erfüllt!

„Italiänische Fischerknaben" von E. te Peerdt; man könnte sie um die Muße beneiden, die sie haben, um den Wellen und Vögeln zu lauschen und so ins Blaue zu träumen.

Ferner noch ein sehr sauber ausgeführtes Bild von L. Preußer: Der spanische Saal aus der Dresdner Gallerie mit amüsanten, von guter Beobachtung zeugenden Gruppen. Etwas mißvergnügt kehrt eine junge Dame aus der Rotonde der Raphael'schen Tapeten zurück, wahrscheinlich übersättigt. Die bäuerliche Schöne stört den copirenden Maler sehr gewaltsam aus seiner Murillostimmung; eine andere Bäuerin hat Mühe ihre beiden Buben zusammenzuholten, die noch rechts und links desertiren wollen. Guten Rath ertheilt ein Erfahrener einer Kunstnovize vor dem bekannten Christusbilde u. s. w. Das Angenehme bei diesem Genre ist, daß ein solches Bild zugleich die Erinnerung an viele andere einschließt.

Eine große Landschaft mit frappanter Farbenwirkung ist: „Fischer an der norwegischen Küste" von Carl Oesterley jr., Hamburg. Ein echter Küstenhimmel mit leichten, nebelhaften Wolkenbildungen. Rechts, in lichter Ferne sich verlierend, das die Küste bespülende Meer; links hohe Felsenmassen, zum Theil mit schneebedeckten Gipfeln. Sie geben mit ihren blaugrünen Schatten einen vorzüglichen Fond zu der kleinen Genrescene im Vordergrund. Diese Fischergruppe in Sonnenbeleuchtung mit dem ganzen Apparat von Segeln, Booten, Netzen u. s. w. ist köstlich gemalt. Ein Professor, der seinen Schülern die Luftperspective durch bestimmte Farbentöne erläutern wollte, könnte kaum ein besseres Beispiel finden, als in diesem Bilde. Vordergrund, der warme Ocker des rauchenden Fischers und der braunen Segel; erste Distance das gesättigte Grün-Violett der Triften, zweite, die graublaue Felswand und in der Perspective der unbestimmbar lichte Ton des Himmels. Nur erschienen mir die mittleren Felsen, dem Farbentone nach, zu weit vorgeschoben; man hat

unwillkürlich das Verlangen, diese Partie etwas zurückzudrängen. — Das „Mühlenthal bei Amalfi" von Carl Hummel, Weimar. Eine anmuthige Wiedergabe dieses wunderbaren Thales mit wild brausendem Wasser, welches durch das zierliche Format etwas zahmer erscheint, als die Natur beabsichtigte.

„Balltoilette" von Therese Ostermaier, München. Ein Genrebild von größerer Dimension, das wol von einer Schülerin Alfred Steven's gemalt sein könnte. Ich constatire hier mit Vergnügen eine recht sichere Zeichnung der Figuren, was bei Frauenbildern selten. Weit entfernt, es dem mangelnden Formensinne weiblicher Kunstjünger zum Vorwurfe zu machen, glaube ich, es liegt vornehmlich daran, daß ihnen der Actsaal und das anatomische Cabinet verschlossen bleiben, wo die männliche Jugend sich ihre Formenweisheit holt. Die beringte Hand der jungen Dame ist übrigens nicht nur gut, sie ist sogar elegant gezeichnet; was überhaupt eine Seltenheit. Das junge Mädchen, dessen Staat die Mama eben vollendet, wirft dem Spiegel einen prüfenden Blick zu. Sie lächelt, aber es ist kein siegbewußtes rückhaltloses Lächeln. Das arme Ding ist nämlich von des Zweifels Bläße angekränkelt, der wahrscheinlich allen jüngeren und älteren Damen, welche Bälle nicht gerade als Primadonnen besuchen, bekannt ist. In Worte gesetzt würde er hier etwa lauten: Werde ich in dieser reizenden rosa Gaze, verziert mit frischen Blumen, die ein kleines Capital bedeuten, auch Tänzer finden? Hoffen wir es für sie. — „Arabische Rhababa-Spieler", Aquarelle von G. Fodrés, Rom. Ein wohlausgeführtes Aquarell von der Dimension der Rhababa-Spieler setzt eine bedeutende Beherrschung des Materials voraus. Ich will auch nicht leugnen, daß einzelne Partien vorzüglich touchirt sind, aber — und gerade die geschickte Technik macht es doppelt fühlbar — das Bild läßt einen gewissen künstlerischen Takt, das ethische Element, durchweg vermissen. So gut die Stoffe gemalt sind, dieses provocirende Kleiderbündel, in dem eine Araberin steckt, wird je länger man es ansieht, je widerlicher. Franz Vidal.

Bücherbesprechung.

v. G. — Im Verlage von C. F. Winter in Leipzig und Heidelberg ist neuerdings als ein Beitrag zur Comeniusliteratur ein Werk unter dem Titel „Johann Amos Comenius als Theolog" erschienen. Der Verfasser, Dr. Hermann Ferdinand v. Criegern, Subdiakonus zu St. Thomä in Leipzig, legt den hauptsächlichsten Werth auf die Darlegung des theologischen Charakters in der Unterrichtslehre des Comenius, weil darin der Schlüssel für das Verständniß des ganzen Mannes liege. Der Schwerpunkt des Buches ist daher selbstverständlich in den Theilen zu suchen, welche sich speciell mit der Theologie des Comenius, mit dem theologischen Charakter seiner Unterrichts- und Wissenschaftslehre, mit den Quellen seiner Lehrmeinung, sowie mit den Nachwirkungen seiner religiösen Anschauungen beschäftigen. Ein allgemeineres Interesse bietet die Theologie des Comenius namentlich um deswillen, weil sie ein zutreffendes Bild davon giebt, welches der Lehrtypus der böhmischen Brüdergemeinde gewesen ist. Denn Comenius ist für seine Kirche das geworden, was die Dogmatiker des 17. Jahrhunderts für die lutherische, die Theologen der Dordrechter Synode für die reformirte Kirche gewesen sind. In seiner Lehre und seinen Schriften, welche alle von tiefer Religiosität erfüllt sind, treten in merkwürdiger Vereinigung drei Standpunkte hervor: einmal des Pietisten, sodann des Mystikers und endlich des strengen Orthodoxen. Bei der Beurtheilung des Theologen Comenius wird aber immer festzuhalten sein, daß er nicht sowol um der Wissenschaft selbst willen, sondern um des praktischen Bedürfnisses willen geschrieben hat, und zwar namentlich zum Zwecke der Unterrichtslehre (didaktischer) und der Wissenschaftslehre (pansophischer). Der Verfasser behandelt nun die Lehre des Comenius in Capitel 4 auf dem verhältnißmäßig engen Raume von 118 Seiten in eingehendster Weise, und wird diese Abtheilung in Verbindung mit dem vorhergehenden Capitel, in welchem zur Charakterisirung des Comenius als Prediger aus einer Sammlung von Kanzelvorträgen in tschechischer Sprache eine tiefergreifende Predigt über das heilige Abendmahl in vortrefflicher Uebersetzung mitgetheilt wird, namentlich den Theologen eine reiche Fundgrube sein. Denn der Verfasser hat sich mit großer Sachlenntniß und, was beinahe noch mehr bedeutet will, mit liebevollster Hingebung in seinen Gegenstand vertieft. Allein man würde sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß nur Theologen und Pädagogen Nutzen und Genuß aus dem Studium dieses bedeutenden Buches schöpfen könnten. Denn wenn es auch gewiß nicht dazu bestimmt sein kann, der großen Menge als Unterhaltungslectüre zu dienen, und wenn auch zum Durchlesen desselben eine concentrirte Aufmerksamkeit unentbehrlich erscheint, so bietet es doch gleichzeitig auch dem Historiker und jedem gebildeten Manne eine solche Fülle anregender Belehrung, daß man zu der Annahme wohl berechtigt ist, der Leserkreis werde sich bald über die eigentlichen Fachkreise hinaus verbreiten. Referent, selbst nicht Theolog oder Pädagog, glaubt dies beurtheilen zu können. Die Zeit, in welcher Comenius lebte (1592 bis 1670), war eine ebenso bewegte als seine eigenen Lebensschicksale: die Thätigkeit in Böhmen als Mitglied und Lehrer der Brüdergemeinde, seine Vertreibung aus Fulnek, seine Wirksamkeit als Bischof der aus Polen ausgewanderten Brüder, sein Wanderleben in der Fremde, seine Flucht aus Lissa, alles dies giebt ein Gesammtbild über das Leben eines rastlos strebenden, von deutscher Bildung durchdrungenen Gelehrten und Seelsorgers, dem Raumer mit vollem Rechte eine Prophetengestalt nennt. Gleichzeitig werden aber werthvolle Beiträge zur Zeitgeschichte geboten, so z. B. zu der so hoch interessanten und doch im Allgemeinen so wenig bekannten polnischen Reformationsgeschichte; zu dem Ende der alten Brüdergemeinde, welche am Anfange dieses Jahrhunderts in der erneuerten, sächsischen ihre Wiedergeburt finden sollte, und zu den damaligen Zuständen in England, Holland und Schweden. Die einzelnen Werke des berühmten Gelehrten, von denen wir hier nur das Labyrinth der Welt, eine Geschichte der Verfolgungen der böhmischen Brüdergemeinde, den Irenicus Irenicorum, die Vertheidigungsschriften für seine Gemeinde, die Leges scholae bene ordinatae, eine metrische tschechische Uebersetzung der Disticha des Cato, das Testament der hinterbenden Brüderunität, das sogenannte „Unum necessarium", eine Homiletik und von seinen pädagogischen Schriften die „Didaktik" hervorheben, werden einzeln einer eingehenden Besprechung unterworfen, welche, abgesehen von anderen werthvollen Bemerkungen des Verfassers, um deswillen besonders an Interesse gewinnt, weil letzterer der tschechischen Sprache vollkommen mächtig ist und daher auf die Urquellen selbst zurückgreifen konnte. Diesen großen Lichtseiten gegenüber kommen einzelne geringfügige Ausstellungen, welche man in Bezug auf einige Wiederholungen machen könnte, nicht in Betracht. Jeder Unbefangene muß das Werk als eine dankenswerthe Bereicherung unserer Literatur begrüßen. Die Ausstattung ist, wie sich das bei der Verlagsfirma beinahe von selbst versteht, eine ganz ausgezeichnete.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 5. Sonntag, den 15. Januar. 1882.

Inhalt: Neue Aufklärungen über das Verhältniß Peter's des Großen zu seinem Sohn Alexei. — Königl. Sächs. Alterthumsverein. — Leipziger Stadttheater, von Moritz Brasch. — Ein Vermächtniß von Anselm Feuerbach. — Bücherbesprechungen („Der erste Hochverrathsproceß vor dem Deutschen Reichsgericht", herausgegeben von E. Künzel. Chr. G. Hottinger's Orbis pictus. Die amerikanischen Eisenbahneinrichtungen, von Robert v. Schlagintweit. Friedrich Rückert's gesammelte poetische Werke. Französische Neudrucke, herausgegeben von Karl Vollmöller. Neue Musikalien, von E. Pauer. Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes).

Neue Aufklärungen über das Verhältniß Peter's des Großen zu seinem Sohn Alexei.

Das Verhältniß Peter's des Großen zu seinem Sohne, dem Zarewitsch Alexei, und die Katastrophe, welche dem letzteren ein so tragisches Ende bereitete, bietet noch bis in die Gegenwart hinein mannigfache dunkle Punkte, welche der Aufhellung harren. Die neueste Geschichtschreibung hat dieser Aufgabe mit besonderem Eifer sich zugewandt und ihre Bemühungen in dieser Richtung sind mit manchen sehr schätzenswerthen Erfolgen gekrönt worden. Einen der werthvollsten Beiträge dieser Art bietet die unlängst erschienene Schrift: „Peter der Große und der Zarewitsch Alexei. Vornehmlich nach und aus der gesandtschaftlichen Correspondenz Friedrich Christian Weber's herausgegeben von Dr. Ernst Herrmann, Professor in Marburg" (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot). Sie dürfte das Verdienst beanspruchen können, die in Rede stehende Aufgabe bisher vergleichsweise am vollständigsten gelöst zu haben; jedenfalls bringt sie zeither unbekannt gebliebene Thatsachen von durchschlagender Bedeutung zu allgemeiner Kenntniß. Die von dem Herausgeber mitgetheilten Berichte und Briefe sind überdies werthvoll als ergänzender Beitrag zur Charakteristik einer ganzen Reihe der unter den Regierungen Peter's des Großen und seiner nächsten Nachfolger bekanntesten und hervorragendsten Persönlichkeiten des russischen Reiches, unter denen namentlich die leibliche Schwester des Zaren, Großfürstin Natalie Alexéjewna und seine zweite Gemahlin Katharina, ferner Fürst Mentschikow, Geh. Canzleirath Ostermann, Großadmiral Apraxin, Graf Matwejew und Oberst Jagushinski hervorgehoben seien. Auch zur Beleuchtung der inneren Zustände des russischen Reiches in den Jahren 1714—1721 und der in dieser Zeitperiode durch innere Gährungen der bedenklichsten Art den Reformbestrebungen des Schöpfers und Organisators der russischen Großmacht erwachsenden Hemmnisse sind diese Aufzeichnungen von Belang; sie lassen namentlich tiefe Eindlicke thun in die in jene Zeit fallenden furchtbaren Verschwörungen, welche unter Mitwissen und kaum zweifelhafter Theilhaberschaft dem Zaren durch Blutsverwandtschaft nahestehender Personen Peter's des Großen Leben bedrohten und die Zukunft seines ganzen Reformwerkes in Frage stellten.

Friedrich Christian Weber, der Verfasser dieser Aufzeichnungen, war in den Jahren 1714—1721 diplomatischer Vertreter des Kurstaates Hannover in St. Petersburg, anfänglich mit dem bescheidenen Titel eines „Secretarius", der nach kurzer Zeit durch den besser klingenden und einflußreicheren eines „Residenten" ersetzt wurde. Unter den ausländischen Quellenschriftstellern für die Geschichte Rußlands nimmt dieser Staatsmann seit lange schon einen der ersten Plätze ein, denn bereits vor mehr als 160 Jahren erschien anonym das wiederholt aufgelegte, ins Französische und Englische übersetzte Werk: „Das veränderte Rußland", ein von den Zeitgenossen hochgeschätztes und als eine der gründlichsten und verlässigsten Quellenschriften über Rußland anerlanntes Buch, das, wie längst klargestellt ist, Niemand Anderen als den dereinstigen Geschäftsträger des Kurfürsten-Königs Georg in St. Petersburg, Friedrich Christian Weber, zum Verfasser hat. Das Verdienst des Herausgebers ist, die Weber'schen Aufzeichnungen angemessen gesichtet und dem Interesse des heutigen Publicums entsprechend hergerichtet zu haben, was schon durch die große Umfänglichkeit dieser Quellensammlung quantitativ geboten war.

Die einzelnen Abschnitte, in welche das gegenwärtig vorliegende Buch zerfällt, behandeln die Sonderfriedensverhandlungen Peter's des Großen mit Schweden in den Jahren 1716—1718; den Zarewitsch Alexei und die inneren Wirren (1715—1718) und Personalien über mehrere, im damaligen öffentlichen Leben Rußlands eine namhafte Rolle spielende Persönlichkeiten, namentlich Jagushinski, Matwejew und Bestushew. Dieser dritte Abschnitt hat nur einen untergeordneten historischen Werth, während aus dem ersten Abschnitt hauptsächlich die Constatirung der Thatsache von Wichtigkeit ist, daß durch die mitgetheilten russischen Actenstücke officiell bestätigt wird, daß Peter der Große der Aufstachelung der jacobitischen Umtriebe in England zu dem Zwecke, mit Schweden sich auf eigene Hand auseinandersetzen zu können, keineswegs fremd war. Der Zar entblödete sich nicht, Schweden zur Entschädigung für die an Rußland abgetretenen Gebietstheile kurzweg auf die deutschen Territorien des Kurfürsten und Königs Georg zu verweisen, ein sehr ähnliches Spiel, wie es sein Urenkel Alexander I. hundert Jahre später bei dem für Deutschland so verhängnißvoll gewordenen Kalischer Vertrage getrieben hat. Das Hauptinteresse wendet sich dem zweiten Abschnitt zu, der vom Zarewitsch Alexei und den inneren Wirren handelt und auf diesen sei ein näheres Eingehen an gegenwärtiger Stelle gestattet.

Weber traf Anfang März 1714 in St. Petersburg ein. Die Stadt, obwol erst wenige Jahre zuvor aus dem Urdrei einer unwirthbaren, sumpfigen Einöde ins Leben gerufen, zählte bereits über 34000 Häuser; gleichwol war erst der dritte Theil des für die Stadt nach dem von Peter und seinem Baumeister, dem Italiener Tressin, entworfenen Plane bestimmten Terrains bebaut. Die eigentliche Stadt bildete die Festung, worin nur der Commandant mit der Garnison und einem deutschen Apotheker untergebracht war, deren meist aus Stein aufgeführte Werke aber zum Theil noch der Vollendung harrten. Den Hauptkern enthielten die Sladoden oder Vorstädte, welche an beiden Seiten des Flusses längs den Ufern der Newa über eine halbe Meile hinunter gebaut waren. Hier hatte der Zar seinen Palast, hier waren die Dienstgebäude der Behörden, die Wohnungen der Großwürdenträger und der fremden Diplomaten, die Börse, das Zeughaus

und die Paläste der Bojaren, Kneesen und Vornehmen, sämmtlich von Stein und zum Theil prächtig aufgebaut. Der Zuzug war fortwährend in enormem Steigen, freilich wol kaum immer freiwillig; „täglich kommen neue Familien aus Moskau an, wozu sie angehalten (!sic) werden, denn sie fonsten wegen der sehr kostbaren Lebensart hier ungern herziehen". Die Privatgebäude mit Ausnahme der Paläste der Großen ließen noch viel zu wünschen, die meisten davon waren von Holz und ganz leichthin gebaut ohne alle Dauerhaftigkeit; man legte einfach Balken ins Geviert übereinander und ein Dach von dünnen Bretern oben darauf, und damit war das Haus fertiggestellt. Gleichwol trugen solche Häuser, die nicht hundert Thaler zu bauen gekostet hatten, Jahresmiethen von zweihundert Thalern und mehr, so daß das Anlagecapital bereits nach Jahresfrist sich verdoppelt hatte. Alles machte noch den Eindruck des Unfertigen; um den Mangel öffentlicher Uhren zu ersetzen, waren in den Kirchen Leute bestellt, welche ein Stundenmaß bei sich hatten und nach demselben die Glocke schlugen. Den Soldaten und Schildwachen ward eine angezündete Lunte gegeben, auf welcher die Stunden nach der Distanz mit einem Bindfaden abgemessen waren; wenn eine Stunde abgebrannt, schlug die Schildwache mit einem hölzernen Hammer die Zahl der Stunden an ein großes Bret, das, an einem Stricke aufgehangen, einen lauten Ton von sich gab. Die Lutheraner und Reformirten hatten kein Geläute in ihren Kirchen; es wurde oben eine weiße Fahne zum Zeichen, daß der Gottesdienst beginne, aufgesteckt. Die öffentliche Sicherheit war aufs Uebelste bestellt. Trotz der schärfsten Strafvollstreckungen kamen bei Nachtzeit auf öffentlicher Straße fortwährend Mordthaten vor und sobald es dunkel geworden, durfte Niemand ohne gute Gesellschaft sich weit weg wagen. Die Wölfe machten in der Winterkälte die Straßen ebenfalls unsicher, sie liefen den Leuten dreist in die Häuser und thaten viel Schaden.

Wie es bei Hof zuging, sollte der hannoversche Diplomat schon nach wenigen Wochen seiner Anwesenheit in der neugebackenen Zarenresidenz erfahren. Im Mai gab die Prinzessin Natalie dem Zaren, dem Senat, den Generalen und den auswärtigen Vertretern zu Einweihung ihres neuerbauten Palastes ein solennes Festin. Nach russischer Sitte brachten alle eingeladenen Gäste, mit Ausnahme der Fremden, Geschenke, bestehend in allerhand Silbergeschirr, Möbeln und baarem Geld (!); bei jedem Geschenk lag ein Brod. Zar Peter divertirte sich nach eingenommenem Mahl mit Tanzen und „ließ drei verdienstliche alte Männer aus der Gesellschaft ziehen und nöthigte sie ebenfalls zu tanzen". Es waren ein russischer Fürst, der alte Patriarch von Moskau und Vicezar Romodanowski, „der wegen seines wunderlichen Aussehens, Lebensart und strenger executionen in ganz Rußland ein Schrecken der Nation ist, jedennoch wegen seiner Unparteilichkeit und hoher Abkunft von Sr. Majestät lieb gehalten wird". Als der Tanz der alten Männer zu Ende war, ergötzten 20 russische Sänger mit ihren Compositionen die hohe Gesellschaft; sie trugen allerhand russische Lieder vor, „die aber wegen der vielen schönen Stimmen nicht unangenehm zu hören waren". Um 10 Uhr Abends war das Fest zu Ende. Auch das Menu eines solchen Gastmahls wird uns nicht vorenthalten. Ehe man zur Tafel ging, ward von Wirth oder Wirthin (auch der Zar und die Zarin thaten es selbst) einem jeden Eingeladenen ein Schälchen Branntwein auf einem Präsentirteller gereicht. Sodann erst ward Platz genommen und es erschien der erste Gang, lauter kalte Speisen enthaltend, Schinken, Würste, Sülzen, Fische, auch allerlei Fleisch mit Baumöl, Zwiebeln auf verschiedene Art zugerichtet. Als zweiter Gang kam Suppe, Fricassée und Braten, den dritten bildete Confect. Als Getränk erschienen nur ungarische Weine und gleich zu Anfang der Tafel wurden die Gesundheiten in Pokalen und Glockengläsern getrunken. Die Damen erschienen in kostbarer Tracht, aber französische Mode herrschte weitaus vor; „nur wissen sich einige mit den Juppes de baleine noch nicht wohl zu behelfen". Auf den herrschenden Umgangston läßt schließen, daß ein Geheimer Rath und ein Kriegsrath in einen harten Wortstreit geriethen, weil dieser gegen jenen von einem Kammerdiener an der Zarin Hofe gesagt, daß er „ein guter Arlequin wäre, hiernächst aber den Geheimen Rath Lügen strafen wollte, daß ers nicht geredet. Weil nicht viel fehlte, daß sie zur Extremität kamen, so retirirte sich der Kriegsrath".

Eine Reihe äußerst interessanter Mittheilungen enthalten die Weber'schen Gesandtschaftsberichte über die inneren Zustände Rußlands in dieser Zeit, über Verwaltung, Rechtspflege, Militärverhältnisse, Verkehrswesen ꝛc. Ueberall kennzeichnet sich die mit rücksichtsloser Energie und Gewaltsamkeit durchgreifende eiserne Hand des großen Reform-Zaren. Seiner genialen Thatkraft war es gelungen, die Armee auf einen Effectivbestand von 100 000 wohlmontirter, mit gutem Gewehr versehener Mannschaft zu bringen, worunter weder die sogenannten schwarzen Regimenter, eine Art Landmiliz in Moskau, Kasan, Astrachan, Sibirien ꝛc., noch die irregulären Truppen der Tartaren, Kalmüken und Kosaken indegriffen waren. Diese Kriegsmacht ward in schärfster Disciplin gehalten und ordentlich recrutirt, kostete aber bei Weitem weniger als die Armeen anderer Militärstaaten dieser Zeit. Der gemeine Soldat bekam nur 30 Kopeken monatlich nebst Mehl-, Erbsen- und Speck-Portion, die Officiersolde standen weit unter den Sätzen der betreffenden Grade anderwärts; ein russischer Capitän erhielt nur 10, der Major 15, der Oberst 25 Rubel Monatssold. Diese Sätze galten aber nur für die Officiere russischer Nationalität. Die deutschen Officiere standen sich um das Doppelte besser und bezogen außerdem Fourage und Unterhalt für ihre russischen Diener. Die russische Infanterie war nach Weber's wol etwas überschwänglicher Meinung so beschaffen, daß sie keiner in der Welt nachgeben würde; dagegen war an der Cavallerie, ungeachtet sie durchgehends aus ansehnlichen Leuten bestand, hie und da auszusetzen und dieselbe stand namentlich hinter der deutschen zurück, weil das Pferdematerial in Rußland ungleich schlechter war und der Russe überdies kein guter Pferdewärter ist. Weit zurück hinter den Flotten anderer seefahrender Nationen stand die maritime Kriegsmacht trotz allen Bemühens des Zaren, dieselbe auf ebenbürtigen Fuß emporzubringen. Die meisten Seeofficiere waren Holländer, Norweger und Dänen, und außerdem wurden junge, für den Marinedienst taugliche Russen nach auswärts verschickt, um zu lernen und sich auszubilden. Peter der Große hielt drei englische Schiffsbaumeister; die meisten Schiffe waren aber von Tannenholz gebaut und konnten nicht über sieben Jahre dauern.

Die Justiz wurde streng gehandhabt und man machte ohne viel Zeitaufwand und Schreibens kurzen Proceß. Einzelne Richterbeamte waren ob ihrer Strenge und „scharfen executiones" schwer gefürchtet, so der Knees Fedor Jurgiewicz, welcher als supremus iusticiarius in Moskau amtirte. „Ob er gleich von einem wunderlichen humeur, hat er doch große Gunst bei des Zaren Majestät, weil er ohne Ansehen der Person richtet und keine Geschenke nimmt. Er hat ohngeachtet seiner Strenge dennoch den Dieben und Mördern das Handwerk nicht legen können, weil ein Russe zwischen Leben und Sterben wenig Unterschied macht und mit großer Kaltsinnigkeit eine geschwinde Todesstrafe angehet. Nachdem er aber etliche hundert seit einem Jahre lebendig an den Rippen hat aufhenken lassen, hat solche Art des Todes die Straßenräuber etwas geschreckt und vermindert." Was Weber über die damals in Rußland gebräuchlichen qualificirten Todesstrafen und gegen Jedermann ohne Ansehen der Person und des Geschlechts zur Anwendung gelangenden Körperstrafen berichtet, würde, wenn er nicht als Augenzeuge spräche, geradezu unglaublich erscheinen. Eine

der gewöhnlichsten Todesstrafen war das Rädern, das aber mit so raffinirter Grausamkeit gehandhabt wurde, daß der Delinquent nach Vollstreckung der Strafe noch lebend bei Seite gelegt wurde und so langsam unter unsäglichen Schmerzen verendete. Unter den Körperstrafen galt als die schwerste die Knute, welche bei den höchsten Staatsbeamten nicht nur, sondern auch bei Frauen der ersten Gesellschaft zur Anwendung gelangte; mit dieser Strafe war Abschneiden der Ohren, Aufschlitzen der Nase, Ausreißen der Zunge nicht selten verbunden. Gelinder waren die Batoggen, bei deren Anwendung der oder die zu Bestrafende niedergestreckt und von zwei zur Seite stehenden Zuchtmeistern mit biegsamen dünnen Stöcken gezüchtigt wurde.

Die Hauptschwierigkeiten, mit denen Peter zu kämpfen hatte, lagen in der Unbrauchbarkeit, Unzuverlässigkeit und Unredlichkeit der eingebornen Beamten und wenig half es in dieser Beziehung, wenn auch noch so strenge Exempel statuirt wurden. Weber kam gerade zurecht zu einer großen Action, als wieder einmal in den höchsten Kreisen schwere Unterschleife und Betrügereien entdeckt worden waren. Der Vicegouverneur von St. Petersburg, der Obercommandant von Narwa, ein Oberadmiralitätsrath wurden „ihrer Verbrechen überzeuget", nachdem sie, die einen „mit der Wippe und die anderen mit der Knutpeitsche zu Bekenntniß gebracht worden". Zehn Officiere von der Preobrazenski-Garde wurden in die Provinzen verschickt, um noch verschiedene andere Gouverneure und Befehlshober nach St. Petersburg gefangen einzubringen. Fürst Mentschikow, der allmächtige Günstling des Zaren, war selbst nicht rein, kam aber für diesmal mit einem blauen Auge davon, was er theils seinen von Peter anerkannten früheren ausgezeichneten Diensten und seiner Unentbehrlichkeit, theils der Fürsprache der Kaiserin Katharina und auch der Interceſſion der Könige von Preußen und Polen zu verdanken hatte. Auch die anderen Staatsverbrecher, 14 an der Zahl, kamen mit dem Leben davon. Zum Tode verurtheilt, wurden sie zwar auf den Richtplatz geführt, daselbst schenkte ihnen aber der in eigner Person anwesende Zar das Leben, ließ jedoch sechs, darunter dem Vicegouverneur und zwei Senatoren, die Knute geben und letzteren Beiden die Zunge im Munde wegen Meineids verbrennen, und verbannte alle drei nach erstandener Körperstrafe nach Sibirien. Drei anderen Befehlshabern wurden nach der Knute die Nasen abgeschnitten und sie auf die Galeeren geschickt; die übrigen acht mußten sich zur Erde legen und bekamen die Batoggen durch dazu commandirte Soldaten. Als diesen befohlen wurde, aufzuhören, riefen sie dem Zaren zu: „Vater, gieb uns doch Erlaubniß, noch zu schlagen, die Diebe haben uns das Brod gestohlen." Es verblieb aber bei dem Befehl. Die übrigen Delinquenten verloren Güter und Chargen; nur wenige kamen mit bloßen Geldstrafen davon.

Gleich Mentschikow war es dem Oberadmiralitätsrath Kikin gelungen, bei dieser Affaire mit heiler Haut davon zu kommen. Dieser Mann spielt in der Katastrophe des Großfürsten Alexei eine ebenso hervorragende als zweideutige Rolle. Statt sich für die ihm gewordene Gnade dankbar zu bezeigen, schlich er sich in das Vertrauen des Großfürsten ein, bestärkte denselben, als er von seinem Vater im Sommer 1716 nach Kopenhagen geschickt worden war, in dem Gedanken, diesen Anlaß zu benutzen, um sich der väterlichen Gewalt gänzlich zu entziehen und brochte ihn zu dem Entschluß, als Flüchtling zunächst bei seinem Schwager, dem deutschen Kaiser Karl VI., Schutz zu suchen. In der zweiten Hälfte des November langte Alexei in Wien an, wo man von seinem Besuche nichts weniger als erbaut war. Der Kaiser erklärte sich zwar geneigt, dem Großfürsten behufs bei dem Zar einzuleitender Versöhnungsversuche seinen Schutz angedeihen zu lassen, knüpfte daran jedoch die Bedingung der Geheimhaltung seines Aufenthalts in Wien. In aller Stille wurde der Großfürst nach einigen Tagen nach der einige Meilen von der Hauptstadt entfernten Weinburg, im December nach der in Tirol gelegenen Festung Ehrenberg geschickt.

Inzwischen hatte der Zar bereits unterm 20./31. December aus Amsterdam an den Kaiser ein Schreiben gerichtet des Inhalt: es sei Se. Maj. nicht unbekannt, wie aufsässig sein Sohn sich stets gegen die väterlichen Weisungen gezeigt und wie unordentlich er in der Ehe mit seiner Frau, der Schwägerin des Kaisers, gelebt habe. Um ihn einem lüderlichen Leben und dem Umgang mit lüderlichen Leuten zu entziehen, hode er (der Zar) ihm vor Kurzem befohlen, sich zu ihm zu begeben, statt dessen aber habe derselbe, man wisse nicht wohin, in unziemlicher Begleitung sich aus dem Staube gemacht. Es handle sich darum, zu verhüten, daß er nicht durch einen ausschweifenden Lebenswandel unwiederherstellbar sich zu Grunde richte und zu verhindern, daß er nicht etwa durch einen unglücklichen Zufall in Feindes Hände gerathe. Deshalb habe er (der Zar) seinen in Wien befindlichen Residenten Wesselowski beauftragt, seinen Sohn aufzusuchen und den letzteren ihm zuzuführen. Er bitte Se. kais. Maj. zu diesem Zweck ihm behilflich zu sein, falls sein Sohn, sei es heimlich oder unverhohlen, sich in Ihren Ländern befinden sollte.

Inzwischen war es Wesselowski gelungen, den Aufenthalt Alexei's in Ehrenberg zu ermitteln. Nun erst hielt er es für angezeigt, den Brief seines Gebieters an seine Adresse gelangen zu lassen. In einer Audienz beim Kaiser am 1. Mai 1717 verlangte er unumwunden die Auslieferung des Zarewitsch. Dazu aber wollte der Wiener Hof sich gegen des letzteren Willen nicht verstehen; er war der Meinung, für die Zukunft sein Interesse am besten zu wahren, wenn es ihm gelönge, in der Rolle des Vermittlers Vater und Sohn miteinander zu versöhnen und beide sich zu verbinden. Dem entsprechend lautete die Antwort des Kaisers an den Zaren dahin, daß der Kaiser, „so viel an ihm sei, mit aller Sorgfalt bedacht sein werde, damit der Sohn Alexiy Liebden nicht in feindliche Hand verfalle, sondern bewegt und mit kindlicher Gelassenheit angewiesen werde, Ew. Liebden väterliche Gnade beyzubehalten, mit sie auf rechten, seiner Geburt und Wohlfahrt anständigen Weg zu dero beharrlichen Weg und Wohlfahrt immer zu wandeln." Dem Zarewitsch aber ließ der Kaiser wenige Tage nach der dem Residenten gewährten Audienz durch einen Abgesandten von dem ganzen Verlauf der Soche Nachricht geben, mit der Freistellung, ob er sofort zu seinem Vater zurücklehren oder zunächst noch in verborgener Zurückgezogenheit in (dem damals der Herrschaft des Kaisers Karl VI. unterstehenden) Neapel Aufenthalt nehmen wolle. Dabei wurde, auf Grund des in dem Briefe des Zaren gerügten unsittlichen Lebens seines Sohnes, dem Abgesandten in seiner Instruction besonders eingeschärft: „den Zarewitsch zu aller Vorsichtigkeit und zu Entlassung des bei sich in Mannskleidern als Page habenden Menschels" zu ermahnen. Diese Mission hatte denn auch die Wirkung, daß Alexei sich die Reise nach Neapel anzutreten herbeiließ, woselbst er am 17. Mai eintraf.

Inzwischen waren die mit Aufsuchung und Heimführung des Zarewitsch beauftragten Beamten, Geheimer Rath Tolstoi und Gardecapitän Rumiänzow, nicht müßig gewesen und, nachdem sie die unzweifelhafte Kunde seiner Weiterreise von Ehrenberg nach Neapel erlangt, wirkten sie sich an den dortigen Commandanten und Vicekönig Feldmarschall Daun den Befehl aus, zur Ausrichtung der vom Zar bezüglich seines Sohnes ihnen ertheilten Aufträge bei demselben ihnen den Zutritt zu gestatten. Gleichzeitig ließ der Zar durch sie seinem Sohn eine letzte schriftliche Mahnung zugehen, worin er, den Hochverrath ihm vorhaltend, unter den Schutz eines fremden Herrschers sich gestellt zu haben, ihm, wenn er reuig seinem Willen sich unterwerfe und zurückkehrte, vollkommene Straflosigkeit und seine väterliche Liebe zu Theil werden zu lassen gelobte, anderenfalls aber kraft der ihm von Gott verliehenen Ermächtigung ihn mit seinem väterlichen Fluch bedrohte.

Dem Zarewitsch war nach seiner Ankunft in Neapel Woh-

Digitized by Google

lung im Caſtell St. Elmo angewieſen worden. Am 5. October übergab der Geh. Rath Tolſtoi dem Feldmarſchall Daun das Creditiv des Kaiſers, auf Grund deſſen er zu dem Zarewitſch zugelaſſen zu werden verlangte. Zu gleicher Zeit erhielten Daun, der Feldzeugmeiſter Wentzl und der Feldkriegsconcipiſt Weingarten, die einzigen kaiſerlichen Beamten, welchen den Zarewitſch zu ſehen geſtattet war, die Weiſung, den Prinzen davon in Kenntniß zu ſetzen, daß er gegen ſeinen Willen nicht zur Rückkehr zu ſeinem Vater werde genöthigt werden. Erſt nach langem, hartnäckigen Widerſpruch ließ der Zarewitſch ſich dazu bewegen, Tolſtoi zu empfangen. In der erſten Zuſammenkunft ließ Tolſtoi in ruſſiſcher Sprache ſich dahin aus, daß der Kaiſer nicht gegen alles Recht den Zarewitſch zurückhalten und dadurch mit dem Zar ſich überwerfen wolle. Und indem er vor Allem durch Furchterweckung ſich den beabſichtigten Erfolg verſprach, fuhr er in demſelben Tone fort: der Zar werde ihn, Alexei, wenn er nicht zurückkehre, für einen Verräther halten, und es möge koſten was es wolle, nicht eher ruhen, als bis er ihn lebend oder todt in ſeine Gewalt gebracht habe. Er, Tolſtoi, habe Befehl, nicht anders Neapel zu verlaſſen, als mit dem Zarewitſch, und wenn man dieſen an einen anderen Ort bringe, ſo werde er ihm auch dorthin folgen.

Aufgeregt und conſternirt führte der Zarewitſch den bei dieſer Unterredung gegenwärtigen Feldmarſchall, ihn an der Hand nehmend, in ein anderes Zimmer, wo er, was Tolſtoi ihm geſagt, wiederholte. Darauf fragte Alexei „ganz ängſtlich", ob der Vater mit bewaffneter Hand ihn zurückzuverlangen beabſichtige und ob er auf den Schutz des Kaiſers ſich verlaſſen könne. Dann erwiederte, daß er ſolche Drohungen nur für nichts halten ſolle, daß zwar dem Kaiſer ſeine Verſöhnung angenehm ſein werde, daß er aber, wenn er ſeine Rückkehr für nicht ungefährlich halte, ſich auf den Schutz deſſelben verlaſſen könne, da Se. Majeſtät mächtig genug ſei, auf alle Fälle die unter Ihre Protection Genommenen zu behüten. Jetzt faßte der Zarewitſch Muth. Er erklärte poſitiv, ohne offenbare Gefahr nicht zurückkehren zu können und daß er ſchlechterdings nicht in die Hände ſeines Vaters fallen wolle. Tolſtoi aber antwortete er nur, daß er noch zur Rückkehr ſich nicht entſchließen könne und ſich die Sache reiflicher überlegen müſſe.

Auch in der zweiten Unterredung, die ebenfalls in Daun's Gegenwart ſtattfand, kam man nicht weiter. Die dritte ließ der Feldmarſchall aus Beſorgniß, die Moskowiter möchten dem Zarewitſch auf dem Wege vom Caſtell nach dem Schloſſe etwas anthun, und weil er es nicht für ſchicklich hielt, ihn unter Escorte nach dem Schloß zu führen, auf St. Elmo abhalten. Er ſelbſt war durch Krankſein, dabei zu ſein, behindert, wurde aber durch den Feldzeugmeiſter Frhrn. v. Wentzl vertreten. Auch diesmal kam es noch zu keiner poſitiven Erklärung. Am folgenden Morgen richtete der Zarewitſch, einen ruſſiſch geſchriebenen, daſſelbe Anliegen betreffenden Zettel an Tolſtoi beilegend, an den Concipiſten Weingarten das Geſuch um Vermittelung einer vertraulichen Beſprechung mit Tolſtoi. Als ſodann Weingarten Tolſtoi's Zuſage überbrachte, kam er, ruhiger und heiterer geworden, damit heraus, daß er einen Entſchluß gefaßt habe, der ſeinem Vater und dem Kaiſer angenehm, ihm ſelbſt aber von Nutzen ſein werde. Eben dieſe Erklärung wiederholte Alexei am Abend deſſelben Tages Tolſtoi, in Gegenwart des Feldzeugmeiſters, des Concipiſten und des Dolmetſchers. Bei Seite tretend unterhielt er ſich dann lange und insgeheim mit Tolſtoi, und nachdem er deſſen Originalvollmachten recognoscirt, führte er ihn zu der in Mannskleidern ſich bei ihm befindenden Weibsperſon. Dort erklärte er zuerſt Tolſtoi und wiederholte es ſodann dem Feldzeugmeiſter und dem Concipiſten mit der heiterſten Miene, daß er entſchloſſen ſei, ſich vollkommen dem Willen ſeines Vaters zu ergeben, ſich deſſen Händen zu überliefern und ins Vaterhaus zurückzukehren, nur wollte er das noch bis zum folgenden Morgen geheim gehalten wiſſen, bis er beiden moskowitiſchen Geſandten gegenüber ſich werde erklärt haben. Alles das beſtätigte denn auch Tolſtoi dem Feldzeugmeiſter und dem Concipiſten mit dem Zuſatz, daß er ſeinerſeits dem Zarewitſch zweierlei verſprochen habe, nämlich ihm die Erlaubniß auszuwirken, ſich einen Wohnort wählen und die obgenannte Weibsperſon heirathen zu dürfen. Dann aber ließ, ſobald er hiervon Kunde erhielt, über den ſo ſchleunigen und unerwarteten Entſchluß des Zarewitſch ſich wundernd, dieſem durch den Feldzeugmeiſter nochmals in Erinnerung bringen, daß, wenn er nicht zurückzukehren wünſche, er ſich vollkommen auf den Schutz des Kaiſers verlaſſen ſolle. Alexei blieb feſt bei ſeinem Entſchluſſe.

Am folgenden Morgen (14. October) wurde in Gegenwart beider ruſſiſchen Geſandten, des Feldzeugmeiſters und des Concipiſten im Zimmer des Zarewitſch deſſen förmliche Declaration aufgenommen. Hier fügte derſelbe noch die Bitte hinzu, ſeine Rückreiſe zur Anbetung des heiligen Nicolaus über Bari nehmen zu dürfen, von wo er über Rom und Venedig nach Wien zu gehen wünſche, um dort dem Kaiſer zu danken und deſſen weitere Vermittelung für ſich in Anſpruch zu nehmen.

Auch noch während der letzten zehn Tage ſeines Aufenthalts in Neapel zeigte der Zarewitſch ſich unausgeſetzt heiter und wohlaufgelegt, innerlich vergnügt über den ihm in Ausſicht geſtellten Preis der Rückkehr. Er wohnte jetzt nicht mehr als Flüchtling im Caſtell, ſondern als Gaſt des Kaiſers im königlichen Schloſſe, wo Daun ihn täglich ſah; auch erhielt er einen Dragonercapitän zugeordnet, der ihn auf ſeinen Wunſch die Merkwürdigkeiten Neapels ſehen ließ. (Schluß folgt.)

Königl. Sächſ. Alterthumsverein.

Sitzung am 2. Januar unter Vorſitz S. K. H. des Prinzen Georg.

Infolge einer Einladung zu der bevorſtehenden Einweihung des kaiſerl. hiſtoriſchen Muſeums zu Warſchau beſchloß der Verein, durch ſein auswärtiges Mitglied den kaiſerl. ruſſiſchen Hofrath Hrn. v. Siennicki ein Glückwunſchſchreiben überreichen zu laſſen.

Betreffs der in den letzten Sitzungen beſprochenen Alterthümer der Kirche zu Oberfrankenhain, von welchen dem Verein ein Gemälde als beſonders wichtig geſchildert, wurde Hr. Kunſthändler Geller erſucht, dieſelben an Ort und Stelle zu beſichtigen und über dieſelben zu berichten.

Hr. Medicinalrath Dr. Küchenmeiſter beſprach den auf dem Kirchhof zu Döhlen befindlichen Grabſtein der Barbara Küchenmeiſter. Der in einer größeren Zeichnung ausliegende Stein iſt nur mit einem einfachen Kreuz geziert und zeigt in ſeiner Umſchrift die Jahreszahl MCCCXXXXVI. Der Verein beſchloß, ſich zu verwenden, daß der Grabſtein im Innern der Kirche verwahrt werde, in welcher er auch urſprünglich ſeinen Platz hatte.

Es erfolgte durch Hrn. Prof. Dr. Steche die erfreuliche Mittheilung, daß auf Koſten des königl. Finanzminiſteriums durch Hrn. Landbaumeiſter Dreßler-Pirno das herrliche Portal neben dem ſogenannten Schöffereithurm auf der Veſte Stolpen gegen weitere Schädigungen der Witterung und der Vegetation geſchützt und zugleich der in ſpäterer Zeit vermauerte Nebeneingang des theilweiſe 1521 errichteten und durch ſeine Früh-Renoiſſancetheile werthvollen Portales wieder freigelegt worden iſt. Der Verein ſprach den Wunſch und die Hoffnung aus, daß ſich weitere Reſtaurationsarbeiten der Baulichkeiten auf der Veſte anſchließen möchten.

Den Beſchluß der Sitzung bildete der Hauptvortrag über Friedrich Auguſt Krubſacius, mit welchem ſich Hr. Candidat Paul Schumann, als tüchtiger Forſcher für die Kunſtgeſchichte

unſeres Landes, im Vereine einführte. Die Baukunſt des 18. Jahrhunderts iſt lange unterſchätzt und mißachtend behandelt worden, erſt durch die Forſchungen von Semper, Springer, v. Zahn und Dohme begonn deren Würdigung. Die deutſche Baukunſt und Decoration jenes Jahrhunderts entwickelte ſich unter dem mächtigen Einfluſſe Frankreichs, deſſen Architektur weſentlich nach der Gründung der Pariſer Bauakademie durch Colbert im Jahre 1671 ihre kräftige und glänzende Ausbildung unter Cordemoy und Blondel dem Aelteren erhielt, beide bekämpften die ausſchweifende Architektur Borromini's, indem ſie wieder auf das Studium der Antike zurückgehend die Vorſchriften des Vitruv zu verbeſſern ſuchten als die Haupterforderniſſe für Grundrißentwickelung, Anordnung der inneren und äußeren Decoration Natürlichkeit, Bequemlichkeit und Wohlanſtand (bienséance) aufſtellten und dieſe Richtung während der Jahre 1690—1710 zur Durchführung brachten. Eine Spaltung dieſer Richtung bildete ſich noch 1710 aus und umfaßt die Jahre bis 1760. Während die Rocococlaſſiker Souflot, Boffrand und Genoſſen die Geſetzlichkeit Blondel's vertraten, führte Perrault und eine große Schaar minder gebildeter, unbedeutender Architekten Symmetrieloſigkeit in der Decoration wie Vernachläſſigung der Façadenbildung ein und erblickten das Ziel aller Wirkung nur in dem überwiegenden und feſſelloſen Reichthum des Schmuckes. Dieſer Richtung, von Deutſchland leidenſchaftlich angenommen, trat als einer der Erſten Voltaire in ſeinem Temple du goût entgegen und eingehender im architektoniſchen Sinne der gelehrte Jeſuit Laugier, welcher ſich hierbei auf die Schriften von Cordemoy ſtützte und deshalb als deſſen Nachahmer zu bezeichnen iſt. In Deutſchland war es in erſter Linie der gelehrte Dresdner Architekt Fr. A. Krubſacius (1718—1790), welcher theoretiſch und praktiſch als Claſſiker und Bekämpfer der zweitgenannten Richtung auftrat. Krubſacius bildete ſich unter dem feinen Architekten Longuelune, dem Sachſen herrliche Bauten verdankt, in Dresden und war daſelbſt wie in Polen ſeit 1745 als Hofbaumeiſter thätig, ſo auch in Hannover und Mecklenburg errichtete Krubſacius eine Reihe von Architekturen. Unter ſeine bedeutendſten Arbeiten zählen das Harmoniegebäude auf der Landhausſtraße und das jetzt veränderte Prinzliche Palais auf der Langegaſſe zu Dresden, Schloß Otterwiſch bei Leipzig (1752—54) und das ſchöne Orangeriehaus mit Schlößchen zu Reſchwitz bei Bautzen, ſein Hauptwerk iſt bekanntlich das Landhaus zu Dresden (vollendet 1776) mit ſeiner monumentalen, trotz der leider im oberen Theile eingefügten Zwiſchenbauten immer noch großartig wirkenden Treppenanlage. Das letztere Werk zeigt am mächtigſten das Programm des Künſtlers, welches er durchzuführen ſuchte: Dauerhaftigkeit des Werkes und Schönheit ohne Zierrathen.

Theoretiſch trat Krubſacius zuerſt 1746 auf durch eine Schrift, in welcher er die Regeln des Vitruv und des Palladio im Sinne der Tektonik vertrat und die entgegengeſetzte Richtung der Cuvilliers u. A. zu bekämpfen begann. In ſeiner Schrift über den Urſprung der Verzierung wendete er ſich dann 1759 gegen das den Rococo charakteriſirende Muſchel- und Rankenwerk und gegen jene Künſtler, welche, Meiſſonier an der Spitze, die Rococoformen im Kunſthandwerk auf das Ausſchweifendſte durchbildeten. Sehr bemerkenswerth ſagt Krubſacius in jener Schrift ſchon vor 120 Jahren: „Jede Kunſt und faſt jedes Handwerk hat ſeine eigene Verzierungsart nach Beſchaffenheit des Thunlichen und Ausnehmenden des Materials, welches ſich ſogar bis auf die geringſten Dinge erſtreckt. Die Vernachläſſigung dieſes ſo wichtigen Geſetzes iſt nur die nothwendige Folge der Unwiſſenheit, des ſchlechten Geſchmackes und der Knauſerei der ſogenannten Kenner und Kunſtmäcenoten. Der Handwerker, welcher eine ſchlechte und darum billige Waare ſchnell und leicht umſetzt, hat nicht das Bedürfniß nach Beſſerem. Dieſe Uebelſtände müſſen beſeitigt werden, das Ehrgefühl des Handwerkers wieder erwachen. Vor Allem thut noth die Begründung von Kunſtſchulen und die Beſchaffung guter Vorbilder für das Kunſthandwerk, denn jetzt ſind unſere Kunſthandwerker genöthigt, die elendeſten Kupferſtiche nachzuahmen ꝛc."

Praktiſch und theoretiſch zugleich brachte Krubſacius ſeine Richtung ſeit dem Jahre 1763 zur Geltung als Profeſſor der Kunſtakademie zu Dresden, weſentlich unterſtützt von dem gleichdenkenden Generaldirector v. Hagedorn; mit jenem Jahre beginnt die von Krubſacius geſchaffene neue Aera. Der Redner ſchloß ſeinen intereſſanten Vortrag mit dem Urtheil, daß Krubſacius trotz ſeiner geläuterten Anſchauungen weder eine reine Antike zurückgeſchaffen noch durch ſein Streben nach edler Einfachheit der Kunſtausbildung eine Gegengabe gebracht. Krubſacius war ein Nachzügler des guten Rococo und wie Mengs ein geiſtvoller Eklektiker.

Aufgenommen wurden 5 Mitglieder.

Leipziger Stadttheater.

In den Memoiren der geiſtvollen Markgräfin von Bayreuth, der älteren Schweſter Friedrich's des Großen, gehören diejenigen Partien zu den anziehendſten, welche das Leben Friedrich's auf Schloß Rheinsberg ſchildern. Dieſer Fürſtenſitz, den Knobelsdorf im damaligen Geſchmacke ausgebaut und mit allen Reizen, deren eine märkiſche Landſchaft fähig iſt, umgeben hatte, war durch den Kronprinzen zur heiteren Stätte der Muſen und Grazien erhoben worden. In dieſer ländlichen Stille wollte der junge Fürſt, „deſſen Haupt ſchon Trugbilder umwoben hatten", ſeine düſtere Jugend vergeſſen und, von gleichgeſtimmten Freunden und anmuthigen Frauen umgeben, die Freuden einer künſtleriſchen und geiſtreichen Geſelligkeit genießen. Von hier aus ſtand er in eifrigem Briefwechſel mit den hervorragendſten Geiſtern ſeiner Zeit, insbeſondere mit Voltaire. Gelehrte wie Jordan, Künſtler wie Graun fanden gaſtliche Aufnahme. Der Prinz lag auch ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ob. So entſtand hier ſein „Anti-Machiavel", jener hiſtoriſch-philoſophiſche Eſſay, in welchem er die politiſchen Maximen des berühmten italieniſchen Staatsmannes im Sinne einer edleren Auffaſſung des Fürſtenberufes widerlegte, ferner verfaßte er hier die „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe", ein politiſches Zeitgemälde, worin manche zeitgenöſſiſchen Staatsmänner und Fürſten einer ſcharfen und freimüthigen Kritik unterzogen werden. In dieſer Weiſe glaubte der Prinz ſich am würdigſten für ſeinen einſtigen königlichen Beruf vorbereiten zu müſſen.

Anders jedoch dachte man darüber in Berlin. Die Feinde des Kronprinzen, welche man in den Perſonen des Generals v. Grumbkow und des kaiſerlichen Geſandten v. Seckendorf als die öſterreichiſche Partei am preußiſchen Hofe bezeichnete, wußten den ſonſt ſchon nicht ſehr vorurtheilsfreien König gegen den Sohn nur noch mißtrauiſcher zu ſtimmen. Alles, was in Rheinsberg vorging, wurde ihm in verdächtigen Farben dargeſtellt. Friedrich's Beſchäftigung mit der franzöſiſchen Literatur, ſowie ſeine religiöſe Freigeiſterei konnte ihm füglich nicht mehr verwehrt werden. Und ſo mußten denn politiſche Motive herhalten. Der Prinz, hieß es, ſchmiede auf ſeinem Schloſſe geheime und gefährliche Pläne; er habe daſelbſt einen Geheimbund geſtiftet, welcher nichts Geringeres betreibe, als die Abſetzung des Königs und die Thronbeſteigung Friedrich's mit all' den politiſchen und religiöſen Conſequenzen, die ſich aus dem Vorleben und dem Charakter deſſelben ergeben. Es war nicht ſchwer, dieſes dem Könige glaubhaft zu machen. Um nun hinter die „Verſchwörung" von Rheinsberg zu kommen, wurde eine förmliche Spionage unterhalten, deren Fäden in der Hand der Frau v. Katſch, welche die Stellung einer Oberhofmeiſterin zu Rheinsberg inne hatte, zuſammenliefen.

Diesen Vorgängen und Intriguen hat Gottschall in seinem historischen Romane „Im Banne des Schwarzen Adlers“ einige Capitel gewidmet, welche zu den glänzendsten und dramatisch bewegtesten des dreibändigen Werkes gehören und so ziemlich die ganze zweite Hälfte des ersten Bandes ausfüllen. Der Held des Romans, Arthur v. Seidlitz, ein junger schlesischer Edelmann und Neffe der genannten Frau v. Katsch, ist eben auf Veranlassung der letzteren nach Rheinsberg gekommen, um, wie er meint, hier am „Sitze des Lichtes“ für seinen noch etwas rusticalen Geist zu profitiren, thatsächlich aber, um als unbewußtes Werkzeug der intriganten Tante zu functioniren. Zunächst jedoch ist es das Herz des jungen Schlesiers, das in Mitleidenschaft gezogen wird; er verliebt sich in die erste ihm begegnende Hofdame, Frl. v. Wallmoden, und wird wiedergeliebt. Neben dieser Hauptstaatsaction zweier Herzen laufen noch andere und kleinere Liebesaffairen neben her. Die geistreiche und pikante Frau v. Morien zieht am Faden koketter Tändelei den etwas einfältigen reichen Hamburger Kaufmannssohn Bielefeld hinter sich her. Der Major v. Kayserling, Freund des Prinzen, hat ein Auge auf die ätherische Frau v. Brand geworfen, welche ihrerseits wiederum den Kronprinzen schwärmerisch verehrt. Ueber allem diesem Liebesgetändel steht der Prinz, ernsten Sinnes, unermüdlich thätig, nur zuweilen dem leichten Treiben seines Hofes Aufmerksamkeit schenkend. Mitten durch läuft die Intrigue der Oberhofmeisterin, deren Helfershelfer, der Dr. Salomon Morgenstern, ein seltsamer Kauz, halb Narr halb Gelehrter, in dessen Worten classische Reminiscenzen aus Ovid und Horaz mit einem cynischen Pessimismus sich kreuzen, soeben von Berlin angekommen ist, um mit Hilfe seiner hohen Gönnerin die große Verschwörung zu entdecken. Wie nun diese Entdeckung unter allerlei heiteren und lustigen Episoden ausgeführt wird, bildet den Inhalt der betreffenden Capitel des Romans und — des neuen Lustspiels von Gottschall.

Dieser hat nämlich jenen Theil seines Romans, allerdings mit Benutzung und Beibehaltung der meisten Personen und Situationen desselben, in ein fünfactiges Lustspiel umgewandelt, welches unter dem Titel „Der Spion von Rheinsberg“ Sonnabend hier zur Aufführung gelangte und vom vollbesetzten Hause eine durchaus freundliche und sympathische Aufnahme fand. Dieses Urtheil des Publicums kann die Kritik mit vollem Rechte bestätigen. Schien es in der letzten Zeit, als wenn der Dichter, dessen eigentliche Domäne das ernste, historische Drama ist, sich mehr dem schwankartigen Genre, vielleicht durch die Erfolge Anderer ermuthigt, zugewandt hat, so ist er mit seinem neuesten Product zu der Gattung zurückgekehrt, in welcher er vor mehr als 25 Jahren durch seinen „Pitt und Fox“ einen so außerordentlichen Erfolg errungen hat: wir meinen zu dem seineren historischen Lustspiel mit politischem Hintergrunde. In diesem können die Vorzüge Gottschall's, sein weiter geistiger Horizont, seine feine und tiefe historische Bildung, welche in den „Geist der Zeiten“ eingedrungen, viel mehr zur Geltung kommen, als in theatralischen Gemälden, welche die Gegenwart genrebildlich und satirisch darstellen. Gottschall's Muse hat einen groß angelegten, wesentlich historischen Zug, was auch daraus hervorgeht, daß ihm Romane mit weiter geschichtlicher Perspective besser gelingen als solche, welche gesellschaftliche Conflicte der Jetztzeit zum Gegenstande haben.

Dieses gilt auch von dem genannten Gottschall'schen Lustspiel: es weht historischer Geist in demselben, weder in den Charakteren, noch in den Situationen wird uns etwas zugemuthet, was dem Charakter jener Zeit nicht entsprechend wäre. Der feine und scharfe Duft Voltaire'schen Esprits, hier und da durch die Arabesken einer mythologisirenden Blumensprache im Rococogeschmack verziert, herrscht auch zu Rheinsberg und die symbolische Sprache der Liebe ist noch von antiken Göttern und Göttinnen erfüllt. Ein phantastischer Geist, an die Lustgarten und Irrenschlosser von Versailles erinnernd, der z. B. am Schlusse des 3. Actes in einen sehr stimmungsvollen lyrischen Accord austönt, bilden den Grundton des Ganzen.

Man wird dem neuen Lustspiele Gottschall's hier und dort einen straffern Gang und im Vergleich zu Gutzkow's „Zopf und Schwert“, mit welchem es im Stoffe eine gewisse Aehnlichkeit besitzt, auch einen frischern Ton zuweilen wünschen. Dafür bietet es aber auch eine Reihe von Vorzügen dar, welche gegenüber dem Lustspiele Karl Gutzkow's nicht minder in die Wagschale fallen. Hier sind der Prinz von Bayreuth und seine spätere Gemahlin inmitten einer engherzig-philiströsen Umgebung die eigentlich menschlichen Gestalten; bei Gottschall hingegen ist es der junge Friedrich selbst, von dem jene nur den Schatten bilden, welcher den idealen Mittelpunkt der heitern Dichtung ausmacht: der genialste deutsche Fürst, in einem Alter dargestellt, das in dem Dichterjüngling und früh gereiften Philosophen schon den künftigen Helden zeigt. Bei alledem ist das Porträt historisch wahr. So oder doch ähnlich war die Sprache des jungen Fürsten; geistvoll, kurz, gemessen, im Kreise seiner Vertrauten warm und offen, den Damen gegenüber höflich-kühl, oft ironisch. So etwa tritt uns auch das Bild aus den Erinnerungen Wilhelminens entgegen. Doch würden dem Gottschall'schen Porträt, in welchem die schweren Farben meist überwiegen, einige mehr heitere nicht schaden. Zweifelhaft erscheint es uns, ob die oratorische Leistung des Prinzen in der Sitzung seines Ordens (im 4. Act) sowol im Roman als im Lustspiel echt friedericianisch sei. Der Inhalt und die Tendenz der Rede ist aber jedenfalls seinem damaligen Ideenkreise, wie er ja auch im „Anti-Macchiavel“ zum Ausdrucke gelangte, entsprechend.

Im Uebrigen hat sich der Dichter in Bezug auf manche prägnante Redewendungen an seinen Roman gehalten, was wir ihm durchaus nicht zum Vorwurf machen. So z. B. bemerkt hier wie dort die witzige Frau v. Morien bei der Vorstellung des Hrn. v. Seidlitz: „Echter Ritterspern, naturwüchsige Feldblume.“ Dieselbe Dame sagt im Roman wie im Lustspiel von ihrem Hamburger Verehrer: „Das ist nordisches Blut — echte Hamburger Finance!“ Und der Prinz erwidert: „Lassen Sie mir nur Bielefeld in Ruhe! Das ist ein echter Edelstein, schleift sich ab in unsern Kreisen.“

Auch die Sprache der schwärmerischen Frau v. Brand (eine hier etwas unwahrscheinliche weibliche Werthergestalt, welche sich aber doch zuletzt dem minder idealen, frischen Hrn. v. Kayserling zuwendet): „Den Kronprinzen zu lieben? Und wer liebte ihn nicht? Ist er nicht schön, geistreich, von welterobernder Jugendlichkeit, Preußens aufgehender Stern? Wer könnte kalt bleiben ihm gegenüber?“ Salomon Morgenstern, der zu Friedrich's Genius bekehrte Spion, explicirt im Roman und im Lustspiel wörtlich: „Ich kam, um eine Verschwörung zu entlarven. Können Sie den Ehrgeiz tadeln? Nicht blos die Prinzen und die Könige, auch unsereins will seine Rolle spielen in der Geschichte. Ich las bereits in den bengalischen Feuerwerken der Nachwelt die verschlungenen Schriftzüge: S. M. der kleine Salomon Morgenstern hat das Vaterland gerettet!“ Wir machen dem Dichter, wie gesagt, aus dieser Selbstanleihe keinen Vorwurf. Aber eine solche wörtliche Uebereinstimmung mit der Quelle erscheint als Beeinträchtigung nicht des poetischen Werthes, aber doch der Selbständigkeit einer Bühnendichtung.

Was die Darstellung betrifft, so wollte es uns scheinen, als wenn Hr. Mylius (Prinz Friedrich) einen etwas zu schweren Ton angeschlagen hat. Eine Nüance leichter, schwungvoller, würde der Gestalt, deren edlen Grundton der Darsteller richtig traf, vielleicht der Absicht des Dichters mehr entsprochen haben. Wir schätzen Hrn. Mylius sehr, er ist, was man einen „denkenden Künstler“ nennt, und nirgends kann diese Eigenschaft besser zur Geltung kommen, als hier bei dem fürstlichen Dichter-Philosophen. Aber wo bleibt die „welterobernde Jugendlichkeit“, wie Frau v. Brand schwärmt?

Digitized by Google

Die Vertreterinnen der weiblichen Rollen: Frau v. Morien (Frl. Butze), Frau v. Brand (Frl. Kirchhoff), Frl. v. Walkmoden (Frl. Jürgens) ließen leider durchweg die hier nothwendige Feinheit und Eleganz vermissen, keine der Hofdamen, weder die sentimentalen, noch die koketten, entsprachen den Anforderungen einer freieren und vornehmeren Grazie. Es scheint ein Fehler in der Rollenbesetzung stattgefunden zu haben. Bei Weitem mehr genügten die Herren vom prinzlichen Hofe. Den Seidlitz (Hr. Ellmenreich) denken wir uns frischer, unmittelbarer. Hr. Stöckel hat mit seinem Bielefeld einen hübschen Erfolg erzielt. Schwieriger ist ein solcher mit der Rolle des Spion Morgenstern (Hr. Eichenwald) zu erreichen. Doch rathen wir dem Darsteller, diesen Narren ruhiger zu halten, er würde hierdurch dem Zug des Bedeutsamen, der bei alledem in der Figur liegt, gerechter werden. Hrn. Conrad, der sonst ein guter Charakteristiker ist, „liegt" die Rolle des Fredersdorf nicht recht. Ob die Kammerzofen an den Höfen von 1738 so waren wie die des Frl. Tullinger? Wer weiß! Moritz Brasch.

Ein Vermächtniß von Anselm Feuerbach.

Vor einigen Wochen ist unter obigem Titel ein mäßig großer Band erschienen, welcher Auszüge aus Aufzeichnungen und Briefen von Anselm Feuerbach enthält. An andern Orten ist bereits auf diese Veröffentlichung warm und eingehend hingewiesen worden. Auch für den engeren Kreis der Leser dieses Blattes mag es von Werth sein, wenn seine Aufmerksamkeit auf diese schriftliche Hinterlassenschaft des bedeutenden Künstlers gelenkt wird. Zu wiederholten Malen sind hervorragende Werke Feuerbach's zur Anschauung des Publicums hiesiger Stadt gekommen; Fremdlinge in der Welt modernen künstlerischen Strebens konnten sie hier keine Heimath finden. Man zollte ihnen Achtung, Bewunderung, man vermochte nicht sie sich anzueignen. Wer jene merkwürdigen Bekenntnisse liest, der wird der Sprache der Worte vielleicht zugänglicher sein, als der Sprache der Formen; die Eindringlichkeit, mit der ihm das tragische Lebensbild des Menschen aus jenen Seiten nahetritt, mag ihm die große Welt der Gestaltungen nahebringen und lebendig machen, in der die eigenthümlich gewaltige Begabung des Künstlers ihren Ausdruck gesucht und gefunden hat. Eine Vereinigung von Welt- und Naturfreudigkeit mit einer leisen Schwermuth tritt schon zu Anfang hervor; eine Sehnsucht, ein hoffnungsvolles Streben, der Zeit, der Welt etwas zu leisten und zu sein und das dunkle Bewußtsein des Verhängnisses, welches ihn zur Einsamkeit, zur Entfremdung von Zeit und Welt bestimmt hatte. Diese Elemente entwickeln sich in ergreifender Weise zu dem tragischen Conflict, in dem diese Existenz kämpfend und leidend sich verzehrte. Immer leidenschaftlicher wächst mit dem Bewußtsein sich entfaltender Kräfte, sich steigernden Könnens, sich zu immer höherem Fluge erhebenden Geistes das Bedürfniß nach Verständniß, das Verlangen der Theilnahme, die Forderung der Anerkennung. Das Gleichgewicht zwischen den heiteren, zuversichtlichen Seiten dieser Natur und ihren reizbaren, schroffen, anspruchsvollen Elementen wird durch eine beispiellose Ungunst der Verhältnisse unwiederbringlich zerstört; immer bitterer wird die Enttäuschung, immer unausgleichbarer der Gegensatz zu der Welt, und wenn das Bewußtsein des eigenen Werthes einen immer unverhohleneren und energischeren Ausdruck findet, so muß man es als ein Glück preisen, daß dieser Natur in dem allgemeinen Schiffbruch aller Hoffnungen wenigstens ein fester Punkt blieb, den ihm die Welt nicht rauben konnte.

Wer im Frühjahre 1880 in der National-Galerie zu Berlin die Vereinigung einer großen Anzahl von Werken Feuerbach's aus seiner frühen bis in seine letzte Zeit sah, den überkam wol eine Ahnung, daß er in eine Welt eintrat, die einem hohen und einsamen Geiste ihr Dasein verdankte. Eine Art abgeklärten, elegischen Vorwurfs sprach aus diesen Gestalten, ein Zug der Trauer, daß sie so fremd in einer Welt standen, die sie doch hatten erwärmen, begeistern, mit sich fortreißen wollen. Wer das Vermächtniß des Künstlers liest, der wird jenen erhaben melancholischen Zug, der in seinen Werken immer mehr und mehr hervortritt, je mehr er sich dem Ende seiner Laufbahn nähert, nur allzu gut begreifen.

Aber noch eine andere Uebereinstimmung herrscht zwischen den Werken Feuerbach's und seinem schriftlichen Nachlaß und diese verdankt er nicht sich allein. Verklärt steigen die Werke eines Menschen als dauernde Zeichen aus der Unruhe, aus dem Kampfe seines Daseins empor; wol tragen sie die Elemente des Lebens in sich, dem sie ihr Leben verdanken, aber in verwandelter, vergeistigter Form. In den Aeußerungen des täglichen Daseins aber, die den Einzelnen, nicht der Allgemeinheit gewidmet sind, spiegelt sich alles Persönliche, Zufällige, Vorübergehende des Augenblicks wieder. Hier nun erkennen wir die weise Hand der edlen Herausgeberin, die es durch Auswahl und Beschränkung vermacht hat, diesen Aufzeichnungen und Briefen die ganze Wahrheit, Frische und Unmittelbarkeit zu bewahren und sie doch gleichsam auf die Höhe der künstlerischen Werke des Verfassers zu erheben und diesen anzureihen. Und so schließen wir diese wenigen Worte mit einem Danke gegen die Frau, die es auf sich genommen hat, dem Künstler einen großen Theil der Schuld abzutragen, mit der seine Zeit im Rückstand geblieben ist. C. F.

Bücherbesprechungen.

△ Ueber den ersten Hochverrathsproceß, welcher vor Kurzem vor dem Reichsgericht verhandelt worden ist und aus bekannten Ursachen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, liegen bereits zwei Referate vor. Das eine ist unter dem Titel: „Der erste Hochverrathsproceß vor dem Deutschen Reichsgericht" auf Grund stenographischer Niederschrift der Verhandlungen herausgegeben von E. Künzel erschienen (Leipzig, Max Hesse, 1881), die Veröffentlichung des anderen „Der Socialistenproceß vor dem Reichsgericht zu Leipzig" nach authentischen Quellen bearbeitet und kritisch beleuchtet von Max Trausil (Leipzig 1881, Julius Minde) hat seinem Verfasser, der früher Mitarbeiter an der unter socialdemokratischer Redaction erscheinenden periodischen Druckschrift „Die neue Welt", später Redacteur eines nur kurze Zeit sein Dasein fristenden freiconservativen Tageblattes war, eine Strafe wegen unbefugten Nachdruckes zugezogen.

— Chr. G. Hottinger's Orbis pictus (Leipzig, L. Fernau's Commissionsverlag, Preis 4 ℳ 50 ₰) füllt in erfreulichster Weise eine empfindliche Lücke im Unterricht unserer Jugend aus, und darf sowol Schulen als auch Privaten aufs Angelegentlichste die Anschaffung dieses Bilderbuches für Kleine und Große empfohlen werden. Ist auch die Idee eines Orbis pictus, einer solchen Welt in Bildern, nicht neu, sondern bereits über 200 Jahre alt und das Verdienst des trefflichen Pädagogen Amos Comenius, dessen vielfach nachgeahmter „Orbis sensualium pictus" 1657 zuerst erschien und lange in allen Schulen gefunden wurde, so hat uns doch bisher ein billiges Buch für den Anschauungsunterricht gefehlt, welches, auf der Höhe unserer Zeit stehend, die neuesten Fortschritte der Kunst sich zu nutze gemacht hätte. Ein solches Buch nun ist das des kaiserlichen Bibliothekars Dr. Hottinger zu Straßburg, das zu einem verhältnißmäßig erstaunlich billigen Preise uns neben 5 Bogen enggedruckten Textes Erläuterungen nicht weniger als 20 Bogen Abbildungen, durchweg, wo solche vorhanden, nach künstlerischen Vorbildern, bringt. Den Druck dieser Abbildungen haben 4 der bedeutendsten süddeutschen Druckereien, die Metzler'sche, die von A. Bonz Erben, die

Vereinsbuchdruckerei, sämmtlich in Stuttgart, und die Schaumburg'sche in Lahr besorgt und sich ihrer Aufgabe in lobenswerthester Weise entledigt. Die Abbildungen selbst sind meist wohlgelungene Holzschnitte, in einigen besonders schwierigen Fällen Aetzungen und rückhaltlosen Lobes werth. Das Beste, was in Natur und Leben, in Geschichte und Dichtung je den Meisel oder Griffel einer künstlerischen Meisterhand zur Gestaltung gereizt hat, findet sich hier in oft geradezu vollendeter Wiedergabe vor, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir dieses Buch als eine der glücklichsten und rühmlichsten Erscheinungen des vorigen Jahres wie überhaupt der neuesten Zeit betrachten und demselben einen Ehrenplatz in jedem echten deutschen Bürgerhause wünschen. Besonders als Prämie für gute Schüler und Schülerinnen, auch für unsere erwachsene Jugend männlichen wie weiblichen Geschlechtes ist dieses Buch wie wenige geeignet, und es wäre nur zu wünschen, daß es dem verdienstvollen Herausgeber vergönnt sein möge, von dieser wohlgewählten Bildersammlung eine weitere beschränktere Auswahl zu einem noch billigeren Preise herzustellen, um so das Buch auch dem Aermsten zugänglich zu machen und auch dessen Kenntnisse zu bereichern, auch dessen Schönheitssinn zu erregen und zu pflegen. An Käufern wird es übrigens ja wol auch der gegenwärtigen Ausgabe des Buches verdientermaßen nicht fehlen; möge es rasch seinen Siegeslauf durch die weitesten Kreise unseres Volkes antreten! Karl Siegen.

* Die amerikanischen Eisenbahneinrichtungen. Auf Grund eigener Anschauungen und persönlicher Wahrnehmungen und Erfahrungen dargestellt von Robert v. Schlagintweit. Köln und Leipzig, Eduard Heinrich Mayer, 1882. — Eine Schilderung des eigentlichen Bahndienstes und der inneren Einrichtungen auf den amerikanischen Bahnen enthält das Werkchen nicht, wol aber eine Darstellung derjenigen Bahneinrichtungen, die vorzugsweise den Reisenden interessiren und von diesem auch ohne weiteres wahrgenommen werden können; wie der Bahnhöfe, der Gepäckexpedirung, der Eisenbahnwagen, Locomotiven, der Speisestationen, der Fahrpläne u. s. w. Der Verfasser hat auf seinen in den Jahren 1868—1869 und 1880 in den weiten Gebieten der Vereinigten Staaten unternommenen Reisen Gelegenheit gehabt, diese Einrichtungen und Verhältnisse genauer kennen zu lernen: nach seiner Darstellung bieten allerdings die amerikanischen Eisenbahnen ihren Reisenden Annehmlichkeiten mancherlei Art, die bei unseren deutschen Verkehrsanstalten bis jetzt völlig unbekannt sind. Besonders zeichnet sich der Westen Amerikas durch vielfache praktische Neuerungen und Verbesserungen auf diesem Gebiete aus, während in den östlichen Staaten der Union der Verfasser die Eisenbahneinrichtungen im Wesentlichen so wie 11—12 Jahre vorher wieder vorgefunden hat. Das Buch ist frisch und anschaulich geschrieben und wird sowol das Interesse derjenigen, welche die amerikanischen Eisenbahneinrichtungen bereits aus der Erfahrung kennen, als derjenigen, welche dieselben vielleicht demnächst kennen zu lernen gezwungen sind, erregen.

* Die Verlagsbuchhandlung von J. D. Sauerländer in Frankfurt a/M. läßt eine neue billige Ausgabe von Friedrich Rückert's, des letzten dahingegangenen Dichters aus der classischen Literaturperiode, gesammelten poetischen Werken erscheinen. Die Ausgabe geschieht in 40 Lieferungen von durchschnittlich 10 Bogen zu dem allerdings außerordentlich billigen Preise von à 60 ₰. Die uns bis jetzt vorliegenden 8 Lieferungen enthalten die lyrischen Gedichte Rückert's, die 2. Abtheilung wird dessen Erzählungen, die 3. „Die Wanderung", die 4. das Pantheon, die 5. das Lehrgedicht „Weisheit des Brahmanen", die 6. die dramatischen und die 7. die epischen Gedichte umfassen. Nachrichten von Rückert's Leben werden das Werk abschließen.

* Im Verlage der Gebr. Henninger in Heilbronn erscheint eine Sammlung französischer Neudrucke, herausgegeben von Karl Vollmöller, welche metrische und prosaische Dichtungen, ältere französische Grammatiken, literatur- und culturgeschichtliche Abhandlungen, auch genaue Abdrücke erster Ausgaben der Hauptwerke der französischen Classiker enthalten wird. Dieses neue Unternehmen basirt auf der Beobachtung, daß viele für Sprach- und Literaturgeschichte wichtige Denkmäler in Frankreich entweder überhaupt nicht oder nur in kostspieliger Ausstattung ausgegeben und schwer erreichbar sind, und hofft auf die Betheiligung nicht nur der Lehrer und Studirenden der neueren Sprachen, sondern überhaupt der Freunde der französischen Literatur und der Liebhaber literarischer Seltenheiten. Das neueste Bändchen dieser Sammlung enthält einen Abdruck von Armand de Bourbon, Prince de Conti „Traité de la comedie et des spectacles, selon la tradition de l'eglise, tirée des conciles et des saints pères", nach einem im Besitze des Herausgebers befindlichen Exemplare der ersten Ausgabe dieser sehr selten gewordenen Schmähschrift Conti's, des Schulkameraden und späteren gelegentlichen Protectors Molière's.

△ Neue Musikalien. „Die lustigen alten Herren". Sammlung der beliebtesten Tänze der berühmten Tonmeister des 17. und 18. Jahrhunderts. Ausgewählt, mit Vortragszeichen versehen, kritisch revidirt und theilweise arrangirt von E. Pauer. 2 Bände à 3 ℳ. (Leipzig, Bartholf Senff.) — Ein Kritiker dieser Sammlung bemerkt sehr richtig, daß man bezweifeln müsse, ob, wenn in hundert Jahren Jemand dieselbe Idee aufnähme, ihm eine Auswahl unter den Tanz-Compositionen der jetzigen Zeit einen gleich ergiebigen Erfolg, wie es hier der Fall sei, gewähren werde. 33 Componisten sind in der Sammlung in chronologischer Reihenfolge mit 102 Tanzstücken vertreten, darunter Beethoven mit 8 Menuetten und 4 ländlerischen Tänzen, Mozart mit 12 deutschen Tänzen, Haydn mit 6 Menuetten, Sebastian Bach und dessen Sohn Ph. Emanuel, Clementi, Hummel, M. v. Weber, Scarlatti, Méhul u. A., die alle bestrebt gewesen sind, im Sinne des Mozart'schen Wortes „Der ist kein ordentlicher Musikus, welcher keinen ordentlichen Tanz zu Wege bringt" als tüchtiger Musiker sich zu zeigen. — Von der auf einem ähnlichen Gedanken beruhenden, gleichfalls im Bartholf Senff'schen Verlage erscheinenden Sammlung „Heitere Musik aus den Werken berühmter Meister" für Pianoforte ist der 4. Band erschienen (Preis 3 ℳ), in welchem gleichfalls manche werthvolle Rarität aufs Neue an das Licht befördert wird. Die meist symphonischen, Kammermusik- und vierhändigen Werken oder auch Opern entlehnten, wirkungsvoll übertragenen und doch leicht spielbaren charmanten Pièces werden dem clavierspielenden Publicum viel Freude bereiten.

— Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes (Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes), begründet im Jahre 1832 von Joseph Lehmann, Herausgeber: Eduard Engel in Berlin, Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig, veröffentlicht in Nr. 1 seines 51. Jahrgangs folgende gediegene Arbeiten: Zum 1. Januar 1882. (1832—1882.) (Friedrich Bodenstedt.) — Hieronymus Lorm. „Der Abend zu Hause" und seine „Gedichte". (Georg Ebers.) — Wer? (Wilhelm Jensen.) — Kielland's „Else". (Heinrich Laube.) — „Die Plejaden". Roman in zehn Gesängen von Adolf Friedrich Grafen von Schack. (Felix Dahn.) — Ein Gedicht von Alfred de Musset. („Stances".) Umgedichtet von Otto Roloff. — Troubadour-Novellen von Paul Heyse. (Otto Roquette.) — Zur neuesten italienischen Literatur. (Robert Hamerling.) — Zwei Memoirenbücher. I. (Johannes Scherr.) — Kleinere Erzählungen von Turgenjew. (Robert Byr.) — Kleine Rundschau: Französische Charakterköpfe. Studien nach der Natur. Von M. G. Conrad. (Daniel Sanders.) — „Jean Renaud". Ein französisches Volkslied. (Karl Bartsch.) — Gedichte von Ernst Zitelmann. (Ernst v. Wolzogen.) — Literarische Neuigkeiten. — Aus Zeitschriften. — Bibliographie der neuesten Erscheinungen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 6. Donnerstag, den 19. Januar. 1882.

Inhalt: Neue Aufklärungen über das Verhältniß Peter's des Großen zu seinem Sohn Alexei. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen, von Fr. Joh. v. Reden Esbeck. Zur Orientirung über die Organisation, Ausbildung und Taktik der französischen Armee. Die Geschichte des Hauses Wettin in einem Briefcouvert).

Neue Aufklärungen über das Verhältniß Peter's des Großen zu seinem Sohn Alexei.

(Schluß.)

Inzwischen hatten die russischen Abgesandten nicht gesäumt, den Zar vom Sachstande zu benachrichtigen. Nur fanden sie es bedenklich, den Zarewitsch — worauf derselbe hartnäckig bestand — in Wien den Kaiser besuchen zu lassen, aus Besorgniß, er möchte schließlich doch noch, vom Kaiser seines Schutzes persönlich versichert, dem Entschluß zur Rücklehr wieder untreu werden. Und in der That wußten sie es durchzusetzen, daß Alexei nach einem viertägigen Aufenthalt in Wien nach Brünn abreiste, ohne den Kaiser gesehen zu haben. Seine Geliebte, die sich im vierten Monat der Schwangerschaft befand, hatte er, unter Obhut ihres Bruders, schon in Venedig zurücklassen müssen, wohin er voll zärtlicher Sorge seinen ersten Brief an sie ans Bologna richtete. Der Kaiser aber hatte, sobald er erfahren, daß der Zarewitsch seinen aus Neapel schriftlich angekündigten Besuch ihm abzustatten unterlassen habe, den Commandanten von Brünn, Grafen Colloredo, beauftragt, er solle denselben, bevor er von dort wieder aufbreche, allein zu sprechen sich bemühen, um herauszubringen, warum der Zarewitsch es unterlassen habe, mit ihm (dem Kaiser) über seine Rückkehr zum Vater Rücksprache zu nehmen und ob er wirklich nicht nur durch Gewaltdrohungen dazu sei vermocht worden, von der Bitte um die Fortdauer des kaiserlichen Schutzes abzustehen.

Colloredo bemühte sich jedoch vergebens, diesem Befehle nachzukommen. Bei seinem ersten Erscheinen vor der Wohnung Tolstoi's und des Zarewitsch leugnete der erstere kurzweg, daß der Zarewitsch sich bei ihm befinde. Hierauf erhielt Colloredo aus Wien die Ordre, er solle dem „unmanierlichen" Verhalten Tolstoi's auf alle Art und Weise entgegentreten, und wenn es nicht anders sich mache, in starker Begleitung, mit Gewalt sich die Zusammenkunft mit dem Zarewitsch erzwingen. Bis zu diesem Aeußersten kam es indessen nicht. Am 23. December früh 8 Uhr schickte Colloredo seine Secretäre zu Tolstoi, um ihn von dem erneuten kaiserlichen Befehl in Kenntniß zu setzen und ihn zu ersuchen, daß er ihm, Colloredo, Gelegenheit gäbe, dem Zarewitsch sein Compliment abzustatten. Noch immer verharrte Tolstoi bei seinem Widerspruch; zweimaliger Drohungen noch bedurfte es, bevor Colloredo es gelang, den Zarewitsch zu sprechen. Derselbe empfing den kaiserlichen General, aber nicht allein, sondern in Gegenwart der russischen Abgesandten. Colloredo bestellte die im Namen des Kaisers aufgetragenen Complimente und hielt zugleich nicht damit zurück, daß es Se. Majestät befremde, neuerdings in Ihrer Residenz den Zarewitsch nicht gesprochen zu haben. Darauf antwortete der Prinz: freilich habe er sich dazu verpflichtet gefühlt, dem Kaiser für seine ihm erwiesenen Wohlthaten Dank zu sagen, aber er habe keine Equipage gehabt und in einem so schmutzigen Reiseanzug sich nicht dazu entschließen können, am kaiserlichen Hof zu erscheinen. Mehr war nicht aus ihm herauszubringen. Tolstoi und Rumianzow standen in nächster Nähe, auf jedes Wort aufpassend. Ihn allein zu sprechen, war Colloredo nicht möglich gewesen. Letzterer verabschiedete sich mit einer stummen Reverenz und Tolstoi folgte, ohne ein Wort gesagt zu haben, dem Zarewitsch in seine Stube, hinter sich die Thüre schließend. Am folgenden Morgen um 7 Uhr reiste der Zarewitsch mit seinen Begleitern von Brünn ab.

Die Gebahrung der österreichischen Regierung in dieser heiklen Angelegenheit macht durchgehends den Eindruck größter Loyalität und Gewissenhaftigkeit; man hatte auf dieser Seite die bestimmte feste Absicht, dem Zarewitsch zu helfen und ihn gegen etwaige Gewaltthätigkeit seines erzürnten leidenschaftlichen Vaters, soweit dies völkerrechtlich zulässig war, in Schutz zu nehmen und war in dieser Richtung zu handeln entschlossen, selbst auf die Gefahr hin, durch den dem Zarewitsch gewährten Schutz den Zorn des Zaren auf sich zu laden. Daß der gute Wille des Kaisers und seiner Organe nicht zur Durchführung gelangte, scheiterte hauptsächlich an Alexei's eigenem Entschlusse, sich den Abgesandten seines Vaters mit gebundenen Händen Preis zu geben. Es muß dies ausdrücklich constatirt werden, da Zar Peter in dem Manifeste, womit er später seine Handlungsweise gegen seinen Sohn zu rechtfertigen versucht hat, die Behauptung aufstellte, daß Alexei erst durch Drohungen des Kaisers zur Rücklehr vermocht worden. Nach den gegenwärtig vorliegenden Ermittelungen ist diese Behauptung eine geflissentliche Entstellung des wahren Sachverhalts.

So ehrenhaft das Verhalten der österreichischen Regierung in dieser Affaire erscheint, einen um so übleren Eindruck macht das Vorgehen Peter's und seiner Werkzeuge und Helfershelfer. Dasselbe wirft einen tiefen Schatten auf den Charakter Peter's, dem augenfällig jedes, auch das verwerflichste Mittel recht war, um seinen Zweck, den Zarewitsch in seine Gewalt zu bekommen, zu erreichen und der hierfür ohne die geringste Scheu Treu und Glauben in schnödester Weise aufs Spiel setzte. Welchen Antheil die Abgesandten des Zaren an der von diesem gegen seinen Sohn verübten sittlichen Nichtswürdigkeit hatten, ob sie darum wußten, daß Peter nicht im Entferntesten daran denke, die von ihnen dem Zarewitsch im Auftrage und Namen seines Vaters gemachten Versprechungen zu halten, oder hierbei im guten Glauben handelten und selbst die Getäuschten waren, läßt sich auch nach den jetzt vorliegenden Aufklärungen mit Bestimmtheit nicht ausfindig machen. Indessen wird in der dermalen vorliegenden Correspondenz ein Actenstück mitgetheilt, das einigermaßen für die letztere Annahme spricht, die arglistig gewissenlose Handlungsweise Peter's aber in ein um so helleres Licht setzt. Es ist dies ein Schreiben, das Peter an seine beiden Abgesandten, nachdem dieselben ihm das Gelingen ihrer Mission gemeldet, am 3. December 1717 gerichtet hat und das wörtlich folgendermaßen lautet:

„Meine Herren! Euren Brief habe ich erhalten, und

(daraus ersehn) daß mein Sohn, auf mein Versprechen sich verlassend, wirklich schon mit Euch hierher sich aufgemacht hat, was mir große Freude macht. Was er schreibt, daß er die zu heirathen wünscht, welche er bei sich hat, — so ist auch das ihm durchaus gestattet, wenn er in unser Land kommt, sei es in Riga oder in seinen Ortschaften oder in Kurland im Hause der Nichte; aber die Heirath im Auslande vor sich gehen zu lassen, das würde zu großer Schande gereichen. Sollte ihm das Bedenken kommen, daß die Erlaubniß nicht möchte ertheilt werden, so bedarf es nur seiner Ueberlegung: wenn ich ihm so große Schuld verziehen habe, warum sollte ich ihm diese Kleinigkeit (sic! So leichtherzig dachte Peter über die Heiligkeit des Ehebundes, denn Alexei war bekanntlich schon verheirathet mit einer Prinzessin von Braunschweig, einer Schwester der Gemahlin des deutschen Kaisers) nicht erlauben? Was ich schon in dem früheren Schreiben (an Tanejew) zugesichert habe, dabei beharre ich noch jetzt, daß er leben kann, wo er will in seinen Dörfern: dessen versichert ihn in meinem Namen kräftigst. Daß aber ich ihm hierüber nicht geschrieben (einiges Mißtrauen an der Aufrichtigkeit der väterlichen Zusagen scheint somit beim Zarewitsch trotz alledem verblieben zu sein) — hat seinen Grund darin, daß auch er in seinem Brief nichts davon erwähnt hat. Doch ist auch dieser Brief von meiner Hand. Peter."

Wieberholten so bündigen, anscheinend ehrlich gemeinten Versprechungen glaubte der Zarewitsch, der damit die heißesten Wünsche seines Herzens der Verwirklichung nahe geführt sah, vertrauen zu können. Er sollte bitter enttäuscht werden. Kaum war er in Riga angelangt, so mußte er sich auf Geheiß seines Vaters nach Moskau auf den Weg machen und statt seiner erhofften zweiten Vermählung mit seiner dem Bauernstande entsprossenen Maitresse entgegenzugehen, sollte er dem furchtbarsten Loos unterliegen, das nur je den erbberechtigten Sohn des Beherrschers eines so gewaltigen Reiches getroffen hat. Der Zar begnügte sich bei der mit seinem Sohn vorgenommenen Inquisition nicht damit, auf Grund der von dessen Anklägern und ihm selbst abgelegten Bekenntnisse, nunmehr die förmliche Thronentsagung seines Erstgeborenen zu einer definitiven zu machen; der in St. Petersburg wieder aufgenommene Proceß führte auch auf Grund weiterer Aussagen das am 24. Juni/5. Juli über den Zarewitsch verhängte Todesurtheil herbei, welches vollziehen zu lassen der Zar durch einen angeblichen, dem Leben seines Sohnes ein plötzliches Ende machenden Schlaganfall überhoben wurde.

Ueber die Motive, welche Peter bei seinem, geradezu wider die Natur verstoßenden grausamen Vorgehen gegen seinen Sohn geleitet haben, spricht sich Weber unverhohlen dahin aus, daß Peter fürchtete, sein gewaltiges Reformwerk werde von Grund aus gefährdet sein, wenn Alexei sein Regierungsnachfolger werde. Die Ausschließung desselben von der russischen Thronfolge und, für seinen eigenen Todesfall, die Constituirung einiger Tutoren seines zweiten Sohnes Peter Petrowitsch und des Sohnes Alexei's Peter Alexejewitsch erschien ihm als das einzige Expediens, das Reich in Flor zu bringen und der Ausführung seiner Absichten und Pläne in seinem Geiste bei seinem dermaleinstigen Ableben sich versichert halten zu können. Als Alexei in Moskau angelangt und sich „in tiefer Demuth bezeigender Rede und herzlicher Abbitte zu den Füßen seines Herrn Vatern geworfen", wurde ihm von diesem mit folgender Anrede begegnet: „Du kennst, undankbarer Sohn, die Liebe und Vorsorge, welche ich von Deiner Jugend an vor Dich getragen, um dermaleins einen würdigen Nachfolger und Regenten meiner Reiche aus Dich zu machen. Aber wie fest Du leider die Ohren verstopfet, dasjenige geliebet, was ich gehasset, und das gehasset, was ich geliebet, Dich dem Saufen und vielen anderen Untugenden ergeben, Dich blindlings in die Arme Deiner gottlosen Pfaffen geworfen, ihren Rathschlägen und Maximen Gehör gegeben, endlich das Maß durch Deine unbesonnene Flucht gehäufet und nicht allein dadurch einen fast unversöhnlichen Haß zwischen mir und dem kaiserlichen Hofe gestiftet, sondern auch Deinem Blut und Personalien einen unauslöschlichen Schandflecken angehänget, gedenke also, ob Du Dich nicht aller meiner Ungnade würdig gemacht; ich will jedennoch, aus überflüssiger väterlicher Liebe (!!Nachdem der Vater dem Sohne sein wiederholt gegebenes, feierlich verbriestes Wort gebrochen!), Dir die wohlverdiente Strafe nicht ertheilen, sondern Dir Leben, Freiheit und Unterhalt lassen, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß Du der Successiön Dich auf ewig und mit einem kräftigen Eide in Gegenwart dieser Großen meines Reiches renoneirst und absagest."

Der Zarewitsch hatte diese Ansprache väterlichen Zornes mit großer Gelassenheit angehört und sofort die begehrte Abschwörung geleistet. Daß sich Peter weiterhin damit nicht begnügte, hatte seinen Grund darin, daß in dieser Zeit eine mächtige Verschwörung gegen ihn und sein ganzes Regierungssystem zur Entdeckung kam, welche den Namen des Zarewitsch auf ihren Schild hob und von einer Verbindung von Großen des Reiches mit hohen Würdenträgern der Kirche inscenirt war. Peter glaubte sich zu der Annahme berechtigt, daß Alexei nicht blos passiv, sondern auch activ an diesen Anschlägen betheiligt sei und dessen ganze Flucht damit in Verbindung stehe. Nachdem die Abdankung geschehen, brachte man den Zarewitsch „durch allerhand Bedrohungen zu Entdeckung aller derjenigen Personen, welche mit ihm in heimlichem Verständnisse gelebt und nicht allein ihm seine Flucht angerathen, sondern auch den Anschlag formiret haben, in Abwesenheit des Zarewitschen seinen jungen Prinzen aus dem Lande zu schaffen und ihm zuzuführen, welchen Falles der Zarewitsch wohl nimmermehr bei Lebzeiten seines Vaters diese Länder wieder würde betreten haben. Es hat sich diese Partei flattirt, daß der Zarewitsch draußen den kaiserlichen Hof wider den hiesigen verhetzen, da indessen sie hier ihren Anhang vermehren und die ohnedem in Rußland zum Aufstand schon disponirten Gemüther zu Ergreifung der Waffen wider ihren Landesherrn bringen wollten. Alles dieses soll der nunmehr abgedankte Kronprinz entweder aus Schwachheit oder Klugheit seinem Herrn Vater bekennet und die Vornehmsten seiner ihm anhängenden Partei mit Namen genannt haben. Unter diesen ist der Alexander Kikin der Vornehmste und haben Sr. Zar. M. beshalben die denöthigten Ordres, denselben und viele andere in Verhaft zu nehmen, nach St. Petersburg geschickt."

Diese Erzählung steht allerdings in auffälligem Widerspruche mit dem, was über das ganze sonstige Verhalten Alexei's in dieser Affaire berichtet wird. Mit Hilfe der „allerhand Bedrohungen" ließ sich indessen leichtlich in den Prinzen hineinquiriren, was Peter wünschte, und augenscheinlich war es diesem, nachdem Alexei mit so großer und unerwarteter Fügsamkeit sich in den Verzichtleistungswunsch seines Vaters gefügt hatte, die entdeckte Verschwörung aber Peter die Besorgniß brachte, daß Alexei der Mann seiner Widersacher sei und eintretenden Falls der Verzicht wenig helfen werde, um Erlangung festerer Garantien gegen eine solche Eventualität zu thun. Diese konnte nur der Tod Alexei's bringen und der sicherste Weg in dieser Richtung war, den Prinzen zum Haupt der Verschwörung in den Augen der Welt zu stempeln, welchenfalls man sich seiner in der Form des Gesetzes entledigen konnte. So war es denn unwiderruflich beschlossene Sache: der Zarewitsch mußte sterben.

Mit diesem einen Opfer begnügte sich Peter indessen nicht. Eine große Anzahl der Verschworenen traf das gleiche Loos. Ende März 1718 fand in Moskau in Gegenwart des Zaren ein furchtbares, an Greuel die entsetzlichsten Vorstellungen überbietendes Blutgericht statt, welchem mehr als 30 Delinquenten erlagen. Kikin, der Schatzmeister des Klosters Susdal und ein Schreiber von der Artillerie wurden gerädert „und hernach noch lebend auf die Seite gelegt".

Der Bischof von Rostow und ein Unterpriester wurden gleichfalls gerädert, bekamen aber sodann die Köpfe abgeschlagen; ihre Leiber wurden in die Flammen geworfen. Einem Sechsten wurden Zunge, Ohren und Nase abgeschnitten. Die Fürstin Trojekurowa wurde nebst einer anderen vornehmen Dame und zwei Nonnen ausgezogen und bekamen die ersten beiden acht und die letzteren noch einmal so viel Knutenhiebe, mit welcher Strafe auch verschiedene vornehme Herren belegt wurden. Die Knesin Anastosio Petrowna Golizyn, eine Tochter des Kronschatzmeisters, erhielt aus Gnaden die Batoggen (Stockhiebe) im Gefängniß und ward dann ins Spinnhaus gebracht. An der thatsächlichen Richtigkeit dieser Strafvollstreckungen laßt sich nicht zweifeln, denn Weber berichtet als Augenzeuge; mit lakonischer Kürze fügt er bei: „Es haben alle diese Delinquenten wenig oder nichts geredet und die am Leben gestrafen aus Verstockung keinen Laut von sich gegeben. Die Damen und Nonnen hingegen trieben erbärmliches Geschrei."

Dem Moskauer Blutgericht folgten noch zahlreiche weitere und schließlich das Ableben des Zarewitsch, dessen Maitresse aus Leipzig gefänglich eingebracht worden war. Was ihre Strafe gewesen, berichtet Weber nicht, doch ist er der Ansicht, daß dieselbe, weil die Genannte zu ihren Gunsten anzuführen vermocht, daß sie den Zarewitsch zur Rückkehr nach Rußland überredet habe, glimpflich ausgefallen sein mag.

Das Urtheil Weber's über den Zarewitsch weicht mannigfach von dem historisch bisher landläufig gewesenen ab. Während er ihn der Neigung zur Härte, zum Trunk und anderen Unanständigkeiten zeiht, läßt er ihm andererseits die Anerkennung widerfahren, „daß er viel gesunde Vernunft, aber eine gar zu große Ergebenheit zu den Geistlichen hatte, welche ihn von allen anderen affairen distrahiret".

Bücherbesprechungen.

E. „Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen, ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Theater-Geschichte", ist der Titel einer, der Stadt Leipzig, „der Wiege unserer neuen Schauspielkunst" gewidmeten, in reicher Ausstattung (bei Joh. Ambrosius Barth, Preis 12 ℳ) erschienenen umfangreichen Schrift des Freiherrn Fr. Joh. v. Reden-Esbeck, die nicht nur Alles sammelt, was uns über das Wirken der berühmten Künstlerin erhalten ist, sondern auch, weil der fleißige und sorgfältige Verfasser mit lobenswerther Gründlichkeit überall, wo dies möglich gewesen, auf die Quellen selbst zurückgegangen ist, eine große Anzahl von Daten richtig stellt, die zeither irrig oder lückenhaft berichtet wurden.

Freilich ist damit das Lob, das wir dem Buche zu spenden haben, in der Hauptsache bereits erschöpft. Das Leben und Wirken Gottsched's und der Neuber ist schon vielfach durchforscht und behandelt. Ganz neue Thatsachen und Gesichtspunkte konnten daher nicht gerade viel zu Tage gefördert werden. Auch stellt sich das Neue nicht überall als besonders wichtig und interessant dar, wenn wir auch anzuerkennen haben, daß der Verfasser weniger als die meisten neueren Literarhistoriker unter dem Einflusse Danzel's gestanden hat, der in seiner wunderlichen Vorliebe für den geistlosen, unwissenden und anmaßenden Verfasser des sterbenden Cato die richtigen Gesichtspunkte, unserer Ueberzeugung nach, mannigfach verschoben und falsch gestellt hat. Als Urkundensammlung, als zuverlässiges *) Nachschlagebuch für Alle, die sich für die Geschichte jener Zeit interessiren, ist die Schrift unter allen Umständen schätzbar und wir bedauern blos, daß derselben der für den Gebrauch solcher Werke unerläßliche Index fehlt.

Leider können wir das Lob, das wir der Gründlichkeit und dem Sammelfleiße des Verfassers zu Theil werden lassen müssen, auf die Art und Weise, wie er sein Material behandelt hat, nicht erstrecken. Zuzugeben ist freilich, daß bei der Lückenhaftigkeit des auf uns gekommenen Materials und bei dem häufigen Wechsel des Schauplatzes der Begebenheiten eine einheitlich-zusammenhängende Schilderung der letzteren mit großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen sein würde. So meisterhafte Biographien, wie die im deutschen Plutarch Bd. IV mitgetheilte Lebensbeschreibung Conrad Eckhof's von Herrmann Uhde gehören überhaupt zu den größten Seltenheiten. Zu billigen mag es daher sein, wenn unser Verfasser seinen Stoff in einzelne getrennte Gruppen vertheilt hat. Leider hat er aber dabei für den Leser immer lästige Wiederholungen und Rück- und Vorwärts-Verweisungen nicht in ausreichender Weise vermieden. Auch geht es dabei nicht ohne auffallende Widersprüche ab. So wird S. 211 in dem Abschnitte, der von der im October 1737 unternommenen Verbannung des Hanswurst handelt, behauptet: die Neuber habe die damit übernommene moralische Verpflichtung, den Harlekin nicht wieder erscheinen zu lassen, geholten; und es sei unwahr, daß sie bald darauf, in Hamburg, wieder ihre Zuflucht zu ihm genommen habe; gleichwol wird nicht nur S. 239 als Thatsache berichtet, daß sie im Jahre 1739 in Hamburg, um die Menge anzulocken, recht absichtlich alle ihre alten Schnacken und Schnurren hervorgesucht habe, und daß der Harlekin, wenn auch in anderem Gewande, nach wie vor im Gange gewesen sei, sondern es ist auch (S. 233 und im Anhange) ein vom 7. Juli 1738 datirter Comödienzettel abgedruckt, in dem „Hanswurst" namentlich und ausdrücklich als eine in dem Schauspiele von „dem weltbekannten Erzzauberer Dr. Johann Faust" mithandelnde Person aufgeführt und seiner Schelmereien halber nachdrücklich angepriesen wird.

Eine ebenso auffallende Erscheinung ist es, daß der Verfasser, während er sich auf einer Seite in seinen Urtheilen bisweilen zu entschiedenen Ueberschwänglichkeiten hinreißen läßt, auf der andern Seite, und zwar gerade da, wo man eine recht entschiedene Ansicht von ihm vertreten zu sehen erwartet, sein Urtheil überhaupt zurückhält. So bricht er bei der Erzählung des Umstandes, daß die Neuber'sche Bande 1734 — und somit, wohl bemerkt, volle drei Jahre vor der bekannten Verbannung Hanswursts — genöthigt wurde, das von ihr bis dahin innegehabte, in Leipzig über den Fleischbänken zwischen der Reichsstraße und dem Naschmarkte gelegene Schauspiel-Local, — übrigens noch S. 152 einer von ihrem Ehemann und Mitconcessionar in seinem und ihrem Namen ertheilten ausdrücklichen Zusage gemäß — an die Erben der früheren Concessionarin, Frau Sophie Elenson-Haak-Hofmann, Joseph Ferdinand und Catharine Susanne Müller, zu überlassen, in den emphatischen Ausruf aus: „So war denn, trotz aller tapferen Vertheidigung, das Loos gefallen! die Neuber mußte ihre langjährige Thätigkeit einem Fremden (?) überlassen; Melpomene zog mit thränenerfülltem Antlitz aus und der Hanswurst schwang fortan seine Pritsche dort, wo Scepter und Dolch in ernster, erhabener Weise regierten, thronte mit seiner Narrenkappe dort, wo früher der Cypressenkranz blühte, verkündete durch schmutzige Zoten, pöbelhafte Witze die Lebensregel seiner Herrlichkeit dort, wo durch gediegene, Herz und Geist veredelnde Wahrheiten das höchste Ziel der Schauspielkunst erstrebt wurde, die Bühne zur weltlich geheiligten Kanzel für die Menschheit zu erheben!" — während für die hier fragliche Zeit von einem principiellen

*) Als entschieden irrthümlich ist uns nur die S. 294 erfolgte Mittheilung einer landesherrlichen Verordnung vom 10. Nov. 1744 aufgefallen. Dieselbe handelt ausschließlich von dem wahrgenommenen Ueberhandnehmen des Hazardspielens in öffentlichen Schankstätten und geht das Komödienspielen außerhalb der Messen gar nichts an. Wenn daher die Neuber'schen Eheleute auf S. 295 bereits am 11. Nov. dess. Jhs. gegen ein bezügliches Verbot vorstellig wurden, so muß sich das schlechterdings auf einen anderen landesherrlichen Befehl bezogen haben.

Unterschied der beiden rivalisirenden Comödianten-Truppen nur in Betreff des größeren oder geringeren Umfangs des burlesken und des regelmäßigen Repertoires die Rede sein kann. Und wenn er (S. 308) das Jahr 1748, weil in ihm die Neuber die Erstlingswerke Lessing's: „Den jungen Gelehrten" und „Damon oder die wahre Freundschaft" zur Aufführung gebracht, als dasjenige bezeichnet, in welchem „die Kunst ein geistiges Band um die herrlichsten Kinder Melpomenes und Apollos geschlungen", so ist das eine Ueberschwänglichkeit, die auf die Neuber überhaupt nicht, auf Lessing aber wenigstens nicht für den hier in Frage befangenen Zeitpunkt paßt.

Wir müssen aber auch von der entgegengesetzten Methode des Verfassers eine Probe geben.

Wenn man den Lebenslauf der Neuber überblickt, sind es namentlich drei Fragen, deren Beantwortung für die Beurtheilung ihrer Verdienste von besonderer Wichtigkeit erscheint:

1) ob, wie die Zeitgenossen allgemein annahmen und danach Ed. Devrient (in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst II. S. 5) lehrt, sie selbst, oder wie Danzel (in „Gottsched und seine Zeit" 2. Ausg. S. 134) entdeckt zu haben wähnt, ihr Ehemann, Joh. Neuber, bei den unter ihren Namen gehenden reformatorischen Bestrebungen als das tonangebende Element anzusehen sei?

2) ob die Verdammung des Hanswurst, wie Gottsched sich berühmte, eine ästhetische Großthat, oder, wie Möser (in seiner Vertheidigung des Grotesk-Komischen), Lessing (im 18. Stück der Hamburger Dramaturgie) und der Schauspieler Brandes (in seiner Selbstbiographie II. S. 49) meinten, selbst wieder eine Art von Hanswurstiade gewesen sei? und

3) auf welcher Seite bei den später zwischen der Neuber und ihrem alten Gönner ausgebrochenen und mit einer unleugbaren Gehässigkeit geführten Zerwürfnissen Recht und Gerechtigkeit zu suchen sei?

Nun berichtet unser Verfasser in allen diesen Beziehungen S. 69 ff., S. 212 ff. und S. 256 ff. allerdings getreulich, was einzelne Autoritäten zur Beantwortung dieser Fragen beigebracht haben, er tritt auch (S. 70 f.) in den ersteren der offenbar richtigen vermittelnden Ansicht M. Fürstenau's (Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden II. S. 315 f.) unumwunden bei und wagt auch in Betreff der dritten eine, wenngleich unseres Bedünkens viel zu schüchterne Vertheidigung dessen, was Goedeke (Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung Bd. II. S. 566) bei Gelegenheit der damit in Zusammenhang stehenden Rost'schen Invectiven wider Gottsched, als „undankbare (?) Frechheit der Neuber" bezeichnen zu können glaubt, uns aber als ein schon durch die Existenzfrage aufgedrungener Act der Nothwehr gegen die undankbarste Ungerechtigkeit des treulosen Gönners erscheint; gerade hinsichtlich der vor Allem wichtigen zweiten Frage erklärt er dagegen S. 217 f. wörtlich: „es dürfte nicht in seiner Aufgabe liegen, zu untersuchen, inwieweit Lessing oder Gottsched Recht gehabt; denn der Geschichtsforschung erste Pflicht heiße Parteilosigkeit, welche durch eine einseitige kritische Betrachtung geschädigt werden könne."

Wir glauben, daß das nicht der richtige Standpunkt des Historikers oder Biographen ist. Freilich verkennt ein solcher seine Aufgabe, wenn er, wie gleichwol häufig geschieht, von vorgefaßten Meinungen ausgehend, die Charaktere und Handlungen seiner Helden ändern und was schwarz ist, weiß, oder umgekehrt das Weiße schwarz färben wollte. So lange es aber für die Beurtheilung einer Persönlichkeit und ihrer Thaten wichtig ist, ob sie recht oder unrecht gehandelt, ob sie weise oder thöricht zu Werke gegangen, ob sie für einen vernünftigen oder unvernünftigen Zweck gekämpft und gerungen habe, so lange wird der Historiker sich auch der eigenen Kritik der vorzutragenden Thatsachen nicht überhoben erachten dürfen. Wir meinen daher, daß hier der Verfasser den Standpunkt des Chronisten mit dem des Historikers und Biographen verwechselt. Das Wahre an der Sache ist aber nach unserer Ueberzeugung, daß zwar die wahre Comödie komischer Typen nie und nirgends wird entbehren können und daß der komische Typus, den der Hanswurst repräsentirt, sich niemals ganz aus dem Bereiche der Komik wird entfernen lassen, daß aber die Ausschreitungen, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf dem Theater mit dieser Maske getrieben worden waren, wol von der Art gewesen sein dürften, daß nichts, als ein wenigstens zeitweiliges gänzliches Ausschließen dieser Species des Grotesk-Komischen dem Uebel Abhilfe zu leisten vermochte. Und ein solches zeitweiliges Enthalten kann unter Umständen wol anzuempfehlen sein. Wie wäre es z. B. wenn wir und namentlich die Franzosen einmal einen ähnlichen Versuch mit der Ausschließung der sentimental-tragischen Gestalt der gefallenen Frau machten, und dieselbe für einige Zeit aus dem Kunsttempel dahin verbannten, wohin sie in Wahrheit gehört?

* „Zur Orientirung über die Organisation, Ausbildung und Taktik der französischen Armee" ist eine im Verlage von Ernst Siegfried Mittler & Sohn in Berlin erschienene Broschüre betitelt, welche eine Zusammenstellung der wichtigsten Angaben aus den amtlichen Reglements über die Friedens- und Kriegsstärke des gedachten Heeres, die Organisation der Infanterie, Cavallerie, Artillerie, der Genietruppen, des Trains, der Territorialarmee — jeder Franzose, welcher nicht zu jedem Militärdienst untauglich ist, dient nämlich, nachdem er 9 Jahre der activen Armee und ihrer Reserve angehört hat, noch 5 Jahre in der Territorialarmee, welche in erster Linie bestimmt ist, im Kriegsfall zu Besatzungszwecken zu dienen, während auch aus Theilen derselben mobile Brigaden, Divisionen und Corps formirt werden können, welche mit ins Feld rücken und wie die active Armee verwendet werden, und 6 Jahre in der Reserve derselben, welche nur zur Aufstellung gelangt, wenn die anderen vorhandenen Streitmittel nicht ausreichen —, zum Schlusse aber taktische Notizen über Marschtiefe, Marschordnung, Truppeneintheilung auf dem Marsche u. s. w. enthält. Interessant und bezeichnend für die Anstrengungen, welche Frankreich in den letzten Jahren zur Hebung seiner Militärmacht gemacht hat, sind die mitgetheilten Ziffern über das französische Kriegsbudget. Während dasselbe — abgesehen von den extraordinären Crediten für Festungs- und Casernenbauten, Retablissementsaufwand u. s. w. — im Jahre 1876 rund 500 Mill. Frcs. und 1879 553 Mill. Frcs. betrug, werden pro 1882 der Regierung 571,5 Mill. zur Verfügung gestellt. Dem Budget von 1879 war eine Friedenspräsenzstärke von 469 300 Mann und 110 799 Pferden, dem von 1882 ist eine solche von 471 971 Mann und 113 062 Pferden, ausschließlich 26 512 Mann Gendarmerie mit 13 013 Pferden, zu Grunde gelegt. Die Gesammtkriegsstärke der französischen Armee wird in verschiedenen darüber aufgestellten Berechnungen beinahe übereinstimmend zu 1 730 000 — 1 825 000 Mann mit 2874 — 2952 Feldgeschützen angegeben. Hierbei sind aber die sechs Jahrescontingente der Reserve der Territorialarmee mit zusammen 600 000 Mann ausgebildeter Soldaten nicht mit in Anrechnung gebracht. Daß unter solchen Umständen eine theilweise Abrüstung der übrigen Staaten, speciell aber Deutschlands, ein frommer Wunsch bleiben muß, bedarf keiner näheren Darlegung.

* Die Geschichte des Hauses Wettin in einem Briefcouvert. Preis 50 ₰. Pirna, Verlag von F. J. Eberlein, 1881. — Eine übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Daten aus der Geschichte des erlauchten Wettiner Stammes von Konrad dem Großen bis auf den gegenwärtigen Inhaber der sächsischen Königskrone, ein brauchbares Hilfsmittel zur Orientirung in dieser Geschichte für Schule und Haus aus der Feder F. O. Stichart's

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 7. Sonntag, den 22. Januar. 1882.

Inhalt: Die Entwickelung der deutschen Flotte, von Herrmann Vogt. — Leipziger Theater, von R. a. Gottschall. — Musikstatischer Bericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Kunstgewerbliche Briefe, von Heinrich Frauberger. — Bücherbesprechungen (Geschichte des Alterthums von Max Duncker. Die Schlacht bei Villiers, von Georg v. Riethammer. Land und Leute in der brasilianischen Provinz Bahia, von Jul. Näher. — Jedermanns Sparbuch, von Karl Schmidt).

Die Entwickelung der deutschen Flotte.

Schon vor 200 Jahren hatte ein deutscher Fürst die hohe Bedeutung überseeischen Handels für das materielle und geistige Wohl seines Volkes und die Nothwendigkeit des maritimen Schutzes erkannt. Die Energie des großen Kurfürsten schuf Flotte wie Colonialbesitz, aber sein im Jahre 1680 erfolgter Tod setzte auch diesen Bestrebungen ein Ziel, so daß schon 1720, nachdem König Friedrich Wilhelm I. auf den afrikanischen Besitz ausdrücklich Verzicht geleistet hatte, die aufstrebende Flotte, die sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens gebührend in Respect zu setzen verstanden hatte, von den Meeren wieder verschwand. Deutschland war außerhalb Europas kaum dem Namen nach gekannt und der deutsche Kaufherr war genöthigt, seinen Handel unter den Schutz fremder Flaggen zu stellen.

Als aber nach langen Jahren in den Stürmen des Jahres 1848 der Ruf nach einer deutschen Flotte erschallte, fand derselbe ein Echo am preußischen Königsthrone, und wenn auch der Eifer, mit dem anfangs reichliche Geldspenden für deren Gründung flossen, bald erlahmte und die überstürzende Hast der Beschaffung schon den ersten Grund des Verfalls in sich trug, so daß selbst der hohenzollern'sche Fürstensohn, welcher seine Kräfte dem nationalen Unternehmen geweiht hatte, die Flotte nicht vor dem Hammer des Auctionators bewahren konnte, so erkannte Preußen doch klar die Nothwendigkeit einer genügenden Macht zur See und schritt zur Verwirklichung dieses Gedankens.

Aus kleinen Anfängen nur entwickelte sich die preußische Marine, welche 1864 unter Admiral Jachmann bei Rügen die Feuertaufe erhielt und 1870 bereits wirksam für den Schutz der heimischen Küsten eintreten, in zwei kleineren Gefechten dem mächtigen Feinde nicht ohne Erfolg die Zähne zeigen konnte.

Bei Ausbruch des französischen Krieges hatte die preußische Flotte einen Bestand von 3 Panzerschiffen mit zusammen 55 Geschützen, 2 Panzerfahrzeugen mit 7 Geschützen, 5 gedeckten hölzernen Corvetten mit 140 Geschützen, 4 Glattdeckscorvetten mit 54 Geschützen, 22 Dampfcorvetten mit 52 Geschützen, 3 Avisos mit 11 Geschützen erreicht, zu welchem noch 3 Segelfregatten, 4 Briggs und eine Ruderflottille von 36 Kanonenschaluppen und 6 Yallen traten.

Der bedeutungsvollste Schritt für die Entwickelung deutscher Seemacht war im Jahre 1853 mit der Lostrennung der Admiralität vom Kriegs-Ministerium und dem Ankaufe des oldenburgischen Terrains an der Jahdemündung gethan, zur Anlage eines großen Kriegshafens auch an der deutschen Nordseeküste, wo die Natur einen sicheren Ankerplatz versagt hat.

Mit der Aufrichtung des neuen Deutschen Reichs ging die preußische Marine in der deutschen Flotte auf, welche nach §. 53 der Reichsverfassung vollständig einheitlich organisirt und unter directen Befehl des deutschen Kaisers gestellt wurde, so daß auch Bayern, welches auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens, namentlich auch in Beziehung auf das Heer, durch Zusatzbestimmungen und Separatverträge sich gewisse Reservatrechte vorbehalten hat, zu den Kosten für den Unterhalt der Marine seinen antheiligen Beitrag zahlt.

Das deutsche Wehrgesetz dehnt das Wehrsystem des Heeres in gleicher Weise auf die Flotte aus, indem die gesammte seemännische Bevölkerung des Reichs mit Einschluß des Maschinenpersonals und der Schiffsbauhandwerker vom Dienste in der Armee befreit bleibt und dafür ihrer Wehrpflicht in dreijährigem activen Dienst auf der Marine Genüge leistet, wobei neben manchen andeeen, in der reisenden Lebensweise der jungen Männer begründeten Erleichterungen für den wirklichen Eintritt auch der einjährig-freiwillige Dienst eingeführt ist. Nach Ableistung ihrer activen Dienstzeit treten die Matrosen auf vier Jahre zur Marine-Reserve und dann für weitere fünf Jahre zur Seewehr 1. Classe über. Der Seewehr 2. Classe, welche nur bei ausbrechendem Kriege zur Completirung einberufen wird, gehören die nicht activ dienenden Männer bis zu ihrem 31. Lebensjahre an.

Neben dem jährlichen Rekrutencontingent von 2500 Mann wird ein geeignetes Unterofficierpersonal aus den sich zu 12jährigem Dienste verpflichtenden freiwillig eintretenden Schiffsjungen herangebildet.

Das Seeofficiercorps, ursprünglich aus Officieren der Handelsmarine und der Armee, welche behufs ihrer seemännischen Fortbildung auf der englischen, amerikanischen aber holländischen Flotte Dienst gethan hatten, und durch den Uebertritt fremder Officiere in den preußischen Dienst gebildet, ergänzt sich jetzt aus den Seecadetten. Diese jungen Leute erhalten in Anbetracht der großen Selbständigkeit und Verantwortlichkeit, die schon in den niedrigen Officiersgraden unter Umständen von ihnen verlangt werden muß, eine besonders sorgfältige wissenschaftliche und sachmännische Vorbildung und rücken erst nach dreijährigem praktischen Seedienste und nach Ablegung von vier wissenschaftlichen Prüfungen zu Seeofficieren auf.

Um die Gefahr der Ueberstürzung zu vermeiden, setzte der Flottengründungsplan eine stetig fortschreitende Vermehrung an Personal und Schiffen fest, die mit dem Jahre 1883 ihren Abschluß erreicht haben soll. An Geldmitteln wurde neben einmaliger Verwendung von 218 437 500 ℳ ein von 16 290 000 ℳ im Jahre 1874 bis zu 31 368 000 ℳ im Jahre 1882 sich steigerndes jährliches Budget gewährt. Dieser Plan hat, wie dies in der Natur der Sache begründet war, nicht innegehalten werden können. Die verschiedenen Bauten waren nicht in dem vorgesehenen Maße zu fördern, so daß

die fortlaufenden Ausgaben der ursprünglichen Anlage gemäß gewachsen sind, während die außerordentlichen nicht unwesentlich hinter derselben zurückbleiben mußten und nun nachträglich sich erhöhen. So betrug der Etat der kaiserlichen Marine im Jahre 1881/82 im Ganzen 39 591 884 ℳ; davon 28 218 326 ℳ an fortdauernden und 11 373 588 ℳ an einmaligen Ausgaben; und der Entwurf für das Etatsjahr 1882/83 beziffert die Gesammtausgaben auf 37 194 656 ℳ, davon 28 465 856 ℳ fortdauernde und 8 728 800 ℳ einmalige. Aber auch die stets neue Erfindungen und Verbesserungen zu Tage fördernde Technik mußte fortwährend Berücksichtigung finden. Namentlich scheint der noch immer nicht abgeschlossene Kampf zwischen Panzer und schwerem Geschütze auf die Maßnahmen der Admiralität nicht ohne Einfluß geblieben zu sein, denn der jetzige Bestand an Schiffen weist im Gegensatz zu den im Flottengründungsplane für 1882 vorgesehenen sieben der Monitorclasse angehörigen Fahrzeugen nur ein solches (Arminius) auf.

Der thatsächliche Bestand der deutschen Flotte an sogenanntem schwimmenden Material gliedert sich in folgender Weise:

Die eigentliche Panzerflotte, welche bestimmt ist, auf hoher See feindlichen Geschwadern gegenüberzutreten, besteht aus 7 Panzerfregatten mit im Ganzen 85 Geschützen und 5 Panzercorvetten mit 32 Geschützen. Diese Schiffe müssen genügende Seetüchtigkeit besitzen und Raum zu Vorräthen aller Art bieten, um längere Zeit die Häfen verlassen zu können. Der Kohlenersparniß wegen sind sie durch eine volle Takelage in Stand gesetzt, nöthigenfalls auch unter Segel ihren Cours fortsetzen zu können. Der Kohlenverbrauch unter vollem Dampfe nimmt solche Dimensionen an, um, ähnlich dem Train der Armee, dieser Panzerflotte stets eine Transportflottille von annähernd gleicher Stärke beigeben zu müssen.

Die Kreuzer sind während des Friedens für den gewöhnlichen äußeren Dienst bestimmt; im Kriege pflegen einzelne besonders schnell laufende der Panzerflotte als Kundschafter und für den Vorpostendienst beigegeben zu werden. Zwölf gedeckte Corvetten mit zusammen 195 Geschützen, 10 Glattdeckscorvetten (von denen 2 noch im Bau begriffen sind) mit 96 Geschützen, 9 Kanonenboote mit 37 Geschützen vertreten diese Classe von Schiffen in der deutschen Marine.

Im Gegensatze zu den Schlachtschiffen ist für die zur Küstenvertheidigung bestimmten Fahrzeuge, die den Hafen nur für kurze Zeit verlassen, keine vollkommene Takelung nothwendig. Das hierdurch und durch den Fortfall größerer Vorräthe ersparte Gewicht wird zur schwersten Panzerung verwendet. Hierher gehören der „Arminius" mit 4 Kanonen und 1200 Pferdekräften, 13 Panzerkanonenboote (davon 1 in der Ausrüstung und 2 im Bau) mit je 1 Geschütz, 4 Torpedoboote und 4 Minenleger, endlich 3 Kanonenboote 2. Classe (davon 1 im Bau) mit zusammen 6 Geschützen.

Hierzu kommen noch 8 Avisos (von denen 2 im Bau), unter ihnen die kaiserliche Yacht „Hohenzollern", mit zusammen 20 Geschützen, 2 Transportfahrzeuge, 11 Schulschiffe der verschiedensten Bestimmung mit 90 Geschützen, 11 Fahrzeuge für den Hafendienst und 8 Lootsenfahrzeuge und Feuerschiffe.

Das sind 108 Schiffe und Fahrzeuge mit einer Gesammtzahl von 578 Feuerschlünden.

Ein flüchtiger Vergleich mit anderen europäischen Kriegsflotten ergiebt nachstehende Daten. Die royal navy der Seekönigin Großbritannien zählt 71 Panzer der verschiedensten Construction und Größe, etwa 360 andere Dampfer und 120 Segelschiffe und wird mit Hilfe des 200 Mill. Mark übersteigenden Marinebudgets von Jahr zu Jahr vermehrt; die französische Marine umfaßt 35 Panzerschiffe, 19 Kreuzer, 11 Avisos und 18 Transportfahrzeuge bei einem Jahresbudget von 131 Mill. Mark und Rußland besitzt in seinen fünf getrennten Flottillen des Baltischen und Schwarzen Meeres, des Kaspi- und Aralsees und der Sibirischen Gewässer im Ganzen 389 Fahrzeuge mit 836 Geschützen, wofür es jährlich etwa 84 Mill. Mark verwendet. Solchen Zahlen gegenüber kann es mit Recht nur als ein Act weiser politischer Selbstbeschränkung bezeichnet werden, wenn das Deutsche Reich bei dem Entwurfe für die Ausdehnung seiner Flotte, trotz der aus der französischen Kriegsentschädigung in reichem Maße zur Verfügung stehenden Mittel, von vorn herein davon Abstand nahm, sich mit diesen großen Seemächten auf offener See zu messen, sondern als Ziel im Auge behielt, die heimischen Küsten und überseeischen Interessen mit Nachdruck schützen, Seemächten ersten Ranges gegenüber durch stete Ausfälle aus den Häfen eine dauernde Blockade unmöglich machen und den minder entwickelten Flotten des europäischen Continents auch angriffsweise begegnen zu können. In dieser Richtung mögen die Stärkeverhältnisse der italienischen und österreichischen Flotte nicht ohne maßgebenden Einfluß geblieben sein. Oesterreich besitzt 11 Panzer- und 63 andere Schiffe verschiedener Gattung mit im Ganzen 320 Geschützen; sein Marinebudget beträgt etwa 16 Mill. Mark; Italien verfügt über eine Flotte von 73 Schiffen, unter denen 20 Panzer, mit 478 Kanonen und ein Budget von 36 Mill. Mark. Die dänischen Streitkräfte zur See bestehen in 8 Panzerschiffen, 25 Dampfern, 5 Segelschiffen und einer kleinen Ruderflottille, während die vereinigten Königreiche Schweden und Norwegen sich mit der zahlreichen Scheerenflotte und 32 Dampfern, unter denen sich 4 Monitore befinden, wesentlich auf die Küstenvertheidigung beschränken.

Das Personal der deutschen Flotte, dessen activer Stand mit der Zunahme der Schiffszahl gleichmäßig wächst, aber doch naturgemäß geringen Schwankungen unterworfen ist, beträgt zur Zeit 394 Seeofficiere aller Grade, 63 Aerzte, 36 Maschinen-Ingenieure, 41 Zahlmeister und 9548 Mann an Deckofficieren, Unterofficieren und Mannschaften vom seemännischen, Maschinen- und Handwerkerpersonal, einschließlich von 116 Seecadetten und Cadetten und 400 Schiffsjungen. Dazu tritt das Seebataillon mit 30 Officieren und 1038 Mann.

Dem Bundesrathsausschusse für das Seewesen steht in gewisser Hinsicht eine berathende Stimme zu, im Uebrigen laufen alle Zweige der Verwaltung wie der Befehlsertheilung in dem „Chef der kaiserlichen Admiralität" zusammen, welcher als Staatsminister unmittelbar dem Kaiser verantwortlich ist. Neben der Gliederung der höchsten Behörde, der Admiralität, in die verschiedenen Abtheilungen und Decernate ist in den Verband derselben auch die deutsche Seewarte in Hamburg als Centralstelle für maritime Meteorologie eingereiht, welche durch tägliche telegraphische Verbindung mit anderen ähnlichen Zwecken dienenden Stationen die dem großen Publicum bekannten Wetterberichte und Wetterprognosen zu veröffentlichen vermag.

Nach den beiden die deutschen Küsten bespülenden Meeren ist zunächst das ganze Gebiet maritimer Angelegenheiten in die beiden Stationen der Nordsee und Ostsee mit den Sitzen in Wilhelmshaven und Kiel getheilt. Auf diese Stationen sind die sämmtlichen Schiffe und Fahrzeuge, wie das Marinepersonal dauernd vertheilt. Ein Admiral führt als Stations-Chef mit den Befugnissen eines Divisions-Commandeurs der Armee den Befehl über das gesammte Militärpersonal und die Schiffe, so lange sie in den heimischen Gewässern bleiben. Mit dem Verlassen von Ost- und Nordsee treten die Schiffe jedoch unter den directen Befehl der Admiralität.

Die Mannschaften der Stationen werden je zu einer Matrosen- und einer Werftdivision vereinigt. Diesen Divisionen liegt die Ausbildung des seemännischen, beziehungsweise des Handwerker- und Maschinenpersonals ob. Sie bilden gewissermaßen die Depots, welche nach Bedarf die Besatzung der in Dienst gestellten Schiffe zu liefern haben.

Das Seebataillon hat gleiche Bestimmung mit den Matrosendivisionen. Die Leute erhalten indeß die vollstän-

Digitized by Google

dige Ausbildung des Infanteristen und werden, da nur die größten Schiffe etatsmäßig Seesoldaten führen, seltener eingeschifft.

Die Werften von Danzig, Kiel und Wilhelmshaven stehen je unter specieller Leitung eines höheren Seeofficiers, welcher in militärischer Beziehung allerdings auch den betreffenden Stations-Chefs unterstellt ist, in allen technischen Angelegenheiten seine Befehle aber direct von der Admiralität erhält. Für die Ausdehnung und die Mannigfaltigkeit ihres Betriebes spricht am lautesten die Thatsache, daß die Werften, die sich zur Ausführung der Arbeiten durchgängig frei engagirter Civilarbeiter bedienen, das gesammte schwimmende Material anfertigen, in seetüchtigem Stande erhalten und zum Dienste bereit stellen, zu welchem Zwecke die erhebliche Summe von 2 139 297 ℳ, darunter 183 265 ℳ für Danzig, 672 848 ℳ für Kiel und 1 283 184 ℳ für Wilhelmshaven, in den Etat gestellt war, eine Summe, welche sich für das Etatsjahr 1882/83 auf 12 106 558 ℳ erhöht.

Zur gedeihlichen Fortentwickelung bedarf eine Marine geräumiger und gesicherter Seehäfen. In diesen wird Alles zur That vorbereitet, die im Bane begriffenen und reparaturbedürftigen Schiffe liegen geschützt vor feindlichem Ueberfall in den Docks, das kriegsbereite Geschwader zieht sich hierher zurück, um aus den Munitions- und Torpedodepots sich wieder frisch mit den verderbenbringenden Geschossen zu versehen und findet guten Ankergrund, bis der günstige Augenblick zu neuem Ausfalle sich bietet.

Jede Station der deutschen Marine ist im Besitz eines solchen „warmen Nestes", wie der Feldmarschall Moltke sie treffend bezeichnet hat, von denen die Kieler Föhrde, seit 1864 als Kriegshafen in Gebrauch, von der Natur selbst als ausgezeichneter natürlicher Hafen geschaffen ist. Die schmale Einfahrt bei Friedrichort ist in Verbindung mit einer Fahrwassersperre durch die zu beiden Seiten angelegten Vertheidigungsanstalten geradezu uneinnehmbar zu machen, während zugleich einem in der Eckernförder Bucht gelandeten Feinde der Zugang zu der Stadt und deren maritimen und militärischen Etablissements verlegt ist. Diese günstigen Verhältnisse sind wol die Veranlassung geworden, daß man neuerdings an competenter Stelle der Erwägung näher getreten zu sein scheint, Kiel durch einen Gürtel von detachirten Forts zu einer Festung ersten Ranges im Sinne moderner Kriegskunst, zu einem befestigten Waffenplatze für eine große Armee zu gestalten. Im engsten Zusammenhange mit diesem Projecte dürfte die endliche Inangriffnahme eines Nord-Ostsee-Canals stehen, welcher beide deutsche Meere in directe Verbindung bringt und damit Kauffahrer wie Kriegsschiffe von den Unbilden der Witterung in den engen Gewässern des Sundes und der Belte und von dem guten Willen der skandinavischen Königreiche unabhängig macht. Die Ostseemündung desselben würde dann unter den Schutz der Kieler Kanonen gestellt werden.

Mit weit ungünstigeren Vorbedingungen und großen Schwierigkeiten hatte man in Wilhelmshaven zu kämpfen. Das ganze Gebiet liegt unter der Hochwasserlinie und deshalb sind die sämmtlichen umfassenden Anlagen stückweise dem Meere abgerungen. Deutscher Zähigkeit und Energie ist es indeß gelungen, auch hier einen Kriegshafen erster Classe zu schaffen, der bereits im Herbste 1870 dem Gebrauche übergeben werden konnte. Die Befestigungen sind beendet und ein zweites Dock, wie eine zweite Hafeneinfahrt sehen der Vollendung entgegen.

Die Kriegsflotte eines Staates hat neben der Erfüllung der eigentlichen militärischen Obliegenheiten während des Krieges im Allgemeinen den Schutz von Handel und Schifffahrt in Kriegs- und Friedenszeiten zu übernehmen. Sie soll die politischen Interessen des Reichs und die Privatinteressen von Landesangehörigen im Auslande vertreten und befördern, neue Beziehungen zu den noch wenig erschlossenen Ländern anknüpfen, wissenschaftliche Beobachtungen anstellen, wissenschaftliche Expeditionen, See- und Küstenvermessungen vornehmen, Seekarten anfertigen und vervollständigen und die Macht und das Ansehen des Landes in allen Erdtheilen zum Ausdruck bringen.

Zur Erfüllung dieser Aufgaben, in deren Ausübung die junge deutsche Flotte schon verschiedene Male Gelegenheit gefunden hat, einzugreifen und der Flagge Achtung und Anerkennung in fernen Meeren zu verschaffen, wie zur seemännischen und militärischen Ausbildung des Personals ist eine verhältnißmäßig bedeutende Zahl von Schiffen fortwährend in Dienst gestellt.

Während auf der ostasiatischen Station der Geschwaderchef 2 Corvetten und 2 Kanonenboote unter seiner Commandoflagge vereinigt, kreuzen auf der australischen und der ostamerikanischen Station 1—2 Corvetten, auf der westamerikanischen und Mittelmeerstation beziehungsweise 1 Corvette und 1 Aviso.

Alljährlich im Herbste treten eine Corvette mit Cadetten an Bord und eine gleiche mit den älteren Schiffsjungen eine ein- bis zweijährige Reise an, während welcher die erstere regelmäßig die ostasiatischen und die australischen, letztere die westindischen Gewässer besucht, nachdem während des Sommers drei Segelschulschiffe der Ausbildung von Cadetten und jüngeren Schiffsjungen in den deutschen Meeren sich gewidmet haben.

Das Artillerieschiff „Mars" bleibt auf der Jahde mit kurzen Unterbrechungen fortwährend in Dienst und zwei bis drei Kanonenboote beschäftigen sich in der günstigen Jahreszeit mit Küstenvermessungen, dienen zum Schutz der Nordseefischerei und zu Transportzwecken.

Ein Uebungsgeschwader von 4 Panzerschiffen und 1 Aviso endlich bezweckt in seiner jährlichen Wiederholung die Erprobung der Schiffe neben der Ausbildung des Materials. Nachdem diese Uebungen seit dem Jahre 1876 im Mittelmeere stattgefunden hatten, hat das Geschwader in vorigem Jahre wieder, wie dies früher auch geschehen, die heimischen Gewässer, Nord- und Ostsee, aufgesucht. Dieser Entschluß der Admiralität ist nur mit Freude zu begrüßen, denn einmal kommen auf diese Weise die ganzen nicht unbedeutenden Bedürfnisse des Geschwaders — man denke nur an den Kohlen- und Lebensmittelverbrauch — der heimischen Gewerbthätigkeit zu Gute, hauptsächlich aber werden Officiere und Mannschaft — wie in der Armee Jedermann die Umgegend seiner Garnison genau kennen soll — mit allen Eigenthümlichkeiten der Witterungsverhältnisse und des schwierigen Fahrwassers der deutschen Meere vertraut.

Hierzu treten noch eine Anzahl Schiffe, welche mit reducirter Besatzung in Bereitschaft gehalten werden, um nöthigenfalls in wenigen Tagen seeklar zu sein.

Selbstverständlich wird durch solche Thätigkeit das Budget einigermaßen belastet, wie denn der Etat von 1881/82 für Indienststellung von Schiffen 3 079 000 ℳ, derjenige für das neue Etatsjahr 1882/83 gar 3 278 000 ℳ auswirft, während von der Gesammtsumme des Werftbetriebes mehr als 10 Mill. Mark zu Reparaturen von Schiffen und Maschinen verwendet worden sind. — Sie trägt aber auch ihre Früchte in der gründlichen Ausbildung von Officieren und Mannschaften, und wie die deutsche Flotte rastlos dem Ziele kriegerischer Vollkommenheit zustrebt, so wird sie der weißen Flagge mit dem Reichsaar in der Mitte bis in die fernsten Gegenden des Erdballs eine achtunggebietende Stellung sichern.

Herrmann Vogt.

Leipziger Theater.

Auf wie viele neuere deutsche Dichter hat der Nibelungenstoff seine Anziehungskraft ausgeübt, und in wie vielen Varianten ist er in unserer epischen und dramatischen Dichtung behandelt worden! Wir wollen hier nicht von Jordan's Nibelungenepos sprechen, auch nicht von dem „Nibelungenring". Richard Wagner's, dessen Beurtheilung der musikalischen Kritik überlassen werden muß; wir sprechen nur von den neueren dramatischen Werken namhafter Dichter, die an die Sage der Nibelungen anknüpfen. Da finden wir die Brunhild Emanuel Geibel's, welche in Frau Charlotte Ziegler nicht blos eine gewaltige Trägerin gefunden hat, sondern sich auch auf der Bühne behauptet, weil diese Künstlerin sie in ihr Gastspiel-Repertoire aufgenommen hat; da sind die preisgekrönten „Nibelungen" Friedrich Hebbel's; da ist eine Brunhild von Robert Waldmüller; eine Chrimhild von Wilhelm Hosäus, abgesehen von den früheren Dramen von Fouqué und Raupach und von denjenigen neuen Stücken, in denen Chrimhild, ohne Titelheldin zu sein, eine Hauptrolle spielt, wie in Felix Dahn's „Rüdiger von Bechelaren".

Die Zahl der neuen Nibelungendramen hat Adolf Wilbrandt mit seiner Tragödie „Kriemhild" vermehrt, ein Trauerspiel, welches sich des Beifalls der Berliner Preisrichter in hohem Maße zu erfreuen hatte, so daß sie vorzugsweise mit Rücksicht auf dies letzte poetische Erzeugniß des Dichters ihm den Schillerpreis zuerkannten. Adolf Wilbrandt ist jedenfalls ein hochbegabter Poet, wie besonders seine am meisten angegriffene, aber jedenfalls genialste Dichtung: „Arria und Messalina" beweist, und so ist auch die Auszeichnung, die ihm zu Theil wurde, allgemein mit Freuden begrüßt worden.

Originell ist auch seine neue Nibelungentragödie, die hier in guter Inscenirung und mit gutem Erfolg in Scene ging, originell darin, daß die eigentliche Heroine der bisherigen Nibelungendichtungen, Brunhild, gänzlich darin fehlt. Die Eifersucht und Nebenbuhlerschaft von Brunhild und Kriemhild war bisher das entscheidende Motiv für Siegfried's tragischen Ausgang und die große Kirchgangscene zwischen den Beiden bezeichnete bei Hebbel und Geibel den Höhepunkt der Krisis. Der Gegensatz zwischen der wilden Nordlandswalkyre und der lieblichen echt weiblichen Burgunderin Kriemhild trat bei der ersten Begegnung der beiden Frauen in anmuthender Weise hervor, so besonders in den Hebbel'schen „Nibelungen". Von dem allen ist nun bei Wildrandt keine Rede: Brunhild spielt nur hinter den Coulissen mit, im ersten Act als ein von Siegfried gelästertes Weib, für welches König Gunther und Genossen Rache nehmen; im letzten Act giebt Gunther noch einmal Auskunft über ihr Befinden, obschon sich Niemand nach demselben erkundigt hat.

Eine Nibelungentragödie ohne Brunhild ist etwas Neues. Im letzten Theil der Hebbel'schen „Nibelungen" kommt sie freilich auch nicht vor; eine desto größere Rolle spielt sie in den vorausgehenden Theilen der Dichtung. Die künstlerische Berechtigung, Brunhild aus einer Tragödie, deren Heldin Kriemhild ist, auszuscheiden, läßt sich nicht leugnen. Einmal lastet ihr heroisches Uebergewicht, das sagenhaft Gewaltige ihres Wesens, so auf Kriemhild, daß diese die erste Rolle schwer behaupten kann. Dann aber ist auch der poetische Contrast zwischen Beiden, so bedeutsam er sich andeutet, nur ein scheinbarer; Kriemhild verwandelt sich bald in eine ebensolche Rachefurie, wie Brunhild es gewesen; ja die große Schlächterei, zu der sie am Schluß das Zeichen giebt, diese hunnische Bartholomäusnacht im Louvre des Königs Etzel, ist ein so blutig-grausames Opferfest, daß die aus dem Feuerring erbeutete Walkyre sich einer gleich schauerlichen That nicht zu rühmen vermag.

Ueberdies, wenn Brunhild in dem Drama fehlt, so fehlt mit ihr auch Alles, was den Nibelungenstoff für die Sitten der Gegenwart so abstoßend macht: die Gewaltscene in der Brautnacht, die Bändigung der Athletin durch einen Dritten, der sich einer unsichtbar machenden Tarnkappe bedient und die gezähmte Widerspänstige dann dem rechtmäßigen Gatten überliefert; kurz, der ganze Sagenknäuel, der auf der Bühne vor uns entrollt wird. Jener Mythos auf den Brettern ist opernhaft; wenn ihn einzelne Dichter rationalistisch zu erklären suchen, so werden jene Vorgänge um so bedenklicher, denn sie vertragen keine taghelle Beleuchtung. Der kühne Strich des Dichters, der eine Brunhild aus dem Personalverzeichniß seines Dramas ausstreicht, beseitigt damit auch alle diese sonst unüberwindlichen Schwierigkeiten, die der sagenhafte Stoff für die dramatische Behandlung mit sich bringt. Und so würde man mit der Kühnheit des Dichters vollkommen einverstanden sein können, wenn nicht mit dem Fortfallen der Brunhild für die Motivirung der Haupthandlung ein Deficit entstände, das sich schwer decken läßt. Es bleibt immer eine Anomalie, daß die Rache der Brunhild „hinter der Scene" mitwirkt, und da dies Motiv für Siegfried's Tod dadurch abgeschwächt ist, so bedarf der Dichter einer Häufung der Motive, um Ersatz dafür zu bieten: Gunther muß Siegfried zur Rede stellen, weil dieser Brunhild gelästert; dieser verweigert Genugthuung in Hagen's Gegenwart; der Neid, die Eifersucht, der Grimm Hagen's werden dadurch aufs Aeußerste gereizt; er greift zum mörderischen Speer. Dieser erste Act der Tragödie ist keine Exposition; er ist selbst ein ganzes condensirtes Trauerspiel; er endet mit Siegfried's Ermordung, mit der Katastrophe des ersten Theils des Nibelungenepos, des ersten Theils von Hebbel's „Nibelungen". Das hat unleugbar etwas Ueberstürztes: so schön die Zeichnung Siegfried's ist, so ist man für den Helden doch noch nicht recht warm geworden, als die Parze Wilbrandt's ihm den Lebensfaden abschneidet.

Von jetzt ab tritt Kriemhild in klarer psychologischer Entwicklung mit bewältigender Tragik in den Vordergrund der Handlung. Sie will erfahren, wer der Mörder sei; Rüdiger von Bechelaren giebt ihr nicht Auskunft; ihr Schwager Giselher aber verstummt, als sie selbst Hagen als den Schuldigen bezeichnet. An der Leiche Siegfried's klagt sie ihn an; Hagen bekennt trotzig seine Schuld. Sie verlangt das Gericht über den Mörder; es wird ihr verweigert. Da nach längerer Erwägung und Einkehr in ihr Inneres, wobei ihr noch der Geist des Ermordeten erscheint und ihrem Racheplane zuwinkt, faßt sie den Entschluß, Etzel's Hand anzunehmen und dann als Königin der Hunnen die Rächerin des ermordeten Gatten zu werden. Damit schließt der zweite Act. Im dritten sind wir auf Etzel's Schloß; die Brüder der Königin, Hagen und die Burgunden erscheinen als geladene Gäste. Noch einmal, ehe sie das blutige Werk vollbringt, stimmen sie die heimathlichen Klänge von Volker's Geige zur Wehmuth und Milde; doch Hagen's Trotz und Hohn empört sie und sie ruft die Hunnen auf zum Vernichtungskampfe. Es ist dasselbe Schlußtableau, wie in Hebbel's „Nibelungen", wie in Felix Dahn's „Rüdiger von Bechelaren", Mord und Brand, Kampf und Würgen. Kriemhild will Hagen mit Siegfried's Schwert das Haupt abschlagen ... da bricht der Verwundete vor ihr sterbend zusammen Und sie folgt im Tod, nicht von fremder Hand wie bei Hebbel, den gemordeten Schwägern und Landesgenossen.

Wilbrandt hat ein bedeutendes dichterisches Talent und ebenso vielen Sinn für theatralischen Effect; das Trauerspiel enthält große Schönheiten und der Dichter hat die bisherigen Klippen der Nibelungendramen glücklich vermieden; gleichwol hat sich die Sprödigkeit dieses Stoffes doch auch in dieser „Kriemhild" aufs Neue gezeigt. Befremden muß es, daß der Dichter, der das ganze sagenhafte Wurzelwerk der Sage so kühn beseitigte, im zweiten Act doch wieder ein Gespenst im Style der Shakespeare'schen Dichtung heraufbeschwört, ein durchaus überflüssiges Gespenst; denn der Dichter wird seiner Motivirung doch nicht den Tort anthun, zu behaupten,

Digitized by Google

daß das Kopfnicken des spiritistisch erscheinenden Siegfried das entscheidende Agens für Kriemhildens Rache ist. Da ist uns selbst eine Tarnkappe noch lieber als eine solche Geistererscheinung. Wir meinen, ein resoluter Strich könnte diesen Geist beseitigen, da Kriemhild wahrlich seiner nicht bedarf, um einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Auch gegen die Schlußscene haben wir Bedenken: Wildrandt hat vieles ermäßigt, was bei Hebbel grell und verletzend erscheint. Und doch macht der Massenmord am Schluß einen unerquicklich wüsten Eindruck. Die Situation ist durch den Stoff gegeben; aber die epische Schlächterei wird für das Drama immer eine Klippe bleiben.

Daß Wilbrandt sich auf den dichterischen Contrast versteht, das beweisen die beiden reizenden Liebesseenen, die, in so stimmungsvoller Beleuchtung gehalten, den wilden Katastrophen vorausgehen: die Scene zwischen Siegfried und Kriemhild im ersten Act vor Siegfried's Ermordung und die ganz reizende Scene zwischen Giselher und Dietlind vor dem großen Massenmord im dritten Act. Jene hat lyrischen Zauber, diese eine köstliche quellfrische Naivetät. Die Diction des Stückes ist reich an genialen Wendungen und hat an den entscheidenden Stellen eine durchgreifende dramatische Energie.

Der Charakter der „Kriemhild" selbst hat viele interessante psychologische Momente. Auch nachdem sie den Entschluß zum blutigen Racheact gefaßt, ist sie keineswegs eine gefestigte, in den Styx getauchte Heroine: es kommen auch noch sanftere Stimmungen über sie und es gelang der Darstellerin der Rolle, der Frau von der Osten-Hildebrand, diese Contraste wirksam zur Geltung zu bringen. Jedenfalls ist die Rolle eine der anstrengendsten Aufgaben der neuen Dramatik. Die Liebesscene im ersten Act spielte die Darstellerin mit zartem Gefühl; im zweiten Act gelang ihr vorzüglich die Scene mit Giselher, dem sie anfangs das Geheimniß durch schmeichlerische Liebesbetheuerungen abzulocken sucht; den Monolog sprach sie mit richtigem Hervorheben der wechselnden Stimmungen. Im dritten Act entwickelte sie die Energie der Heroine und brachte auch die Ausweichungen ins Moll zarter Empfindung zur Geltung. Die Auffassung war überall verständnißvoll: tadeln möchten wir nur, daß der Grundton bisweilen ins Sentimentale fiel und daß hier und dort die Declamation einen etwas singenden Charakter annahm. Dadurch erschien uns die Heroine einer blutigen Zeit öfters zu modern.

Die Nibelungenhelden hatten geeignete Repräsentanten gefunden: sie schlugen alle den markigen Ton an, der für diese Kraftnaturen paßt. Der grimme Hagen des Hrn. Pettera war eine Kraftfigur, wie in Erz gehauen; heldenhaft auch der Rüdiger von Bechelaren des Hrn. Johannes; der König Gunther des Hrn. Senger war mit Recht etwas milder beleuchtet; der Siegfried des Hrn. Mylius war die edle deutsche Jünglingsgestalt, Hr. Ellmenreich als Giselher trefflich in der Scene mit Kriemhild im zweiten Act und in derjenigen mit der Geliebten im dritten. Auch der Volker des Hrn. Sommerstorff und der Gerenot des Hrn. Paulik verdienten Lob.

Eine vorzügliche Zeichnung des Dichters ist der Hunnenkönig Etzel. In den Hebbel'schen „Nibelungen" erscheint er als ein genialer Renommist mit der gigantisch aufgedonnerten Kraftphrase, aus demselben Holz geschnitzt, wie der Holofernes in der „Judith": bei Wilbrandt ist er ein jovialer Naturmensch, ein liebenswürdiger Halbwilder und Hr. Pohl fand für diesen Humor, der besonders im ersten Acte zur Geltung kommt, einen durchaus ansprechenden und charakteristischen Ton. Der historische Attila ist das freilich nicht, doch der König Etzel der Sage braucht diesen nicht vollständig zu decken. Echtes Hunnenblut hatte auch der Blödel des Hrn. Conrad, der leider mehrmals mit seiner Kopfbedeckung in unliebsamen Conflict gerieth. Reizend war die Dietlind des Frl. Jürgens, in Spiel und Erscheinung gleich ansprechend.

Die Inscenirung des Stückes bietet große Schwierigkeiten, namentlich der letzte Act. Sie war eine durchaus stimmungsvolle; die Volks- und Kampfbilder sehr lebendig. Die Flamme, welche die Hunnenburg verzehrte, würde vielleicht ein wirksameres grelleres Licht verbreitet haben, wenn man sich nicht, der Wiener Katastrophe und der Befürchtungen des Publicums eingedenk, auf beleuchtete Wasserdämpfe beschränkt hätte. Doch der Lärm dieser Scene bedarf der Ermäßigung: er war so groß, daß keine Kriemhild der Welt ihn vollständig hätte beherrschen können. Die Aufnahme war für das Stück und die Darsteller gleich ehrenvoll. Rudolf von Gottschall.

Musikalischer Bericht aus Dresden.

Am 4. Januar fand die zweite Soirée des Lauterbach'schen Streichquartetts statt, welcher Se. Majestät der König anzuwohnen geruhte. Dieselbe wurde eröffnet mit Beethoven's Es-dur-Streichquartett Op. 127, welches sich vor den Werken gleicher Gattung, die der Meister in seiner letzten Schaffensperiode componirte, durch einen ganz ungewöhnlichen, oft bis zu bezaubernder Schönheit gesteigerten Wohlklang auszeichnet. Auch motivisch ist das Es-dur-Quartett außerordentlich reich, sowie vielfach noch höchst formvoll und theilt sich darum auch dem Verständniß eines größeren Publicums leichter mit, als die übrigen letzten Quartette des großen Tondichters. — Das folgende Trio (D-dur Op. 158) von Raff hatte nach Beethoven einen schweren Stand und erschien, obwol es viel Anmuthiges enthielt und die große Gewandtheit und Routine seines fruchtbaren Schöpfers abermals barthat, doch etwas oberflächlich und conventionell nach den aus dem tiefsten Grund der Seele hervordringenden Tönen Beethoven's. In der Vertreterin der Clavierstimme, Frau Pauline Fichtner-Erdmannsdörfer, lernten wir eine sehr gediegene und edel vortragende Pianistin kennen. Das ist wieder einmal ein wirkliches Clavierspiel, kein Tastenstechen, wie wir das unleidliche Pointiren auf einzelnen Tönen und jenes Stürzen auf die Claviatur mit dem ganzen Körper gewisser moderner Pianisten bezeichnen möchten, welche die dadurch erzeugten Gehörqualen uns noch für Musik und Genialität ausgeben wollen! Auch von jenem Wischen und Ruscheln über die Tasten, das durch aufgehobene Dämpfer noch verstärkt wird und welches jene Schule als einen, wie sie meint, wirkungsvollen Gegensatz zu ihrem Pointiren in Scene setzt, ist selbstverständlich bei Frau Fichtner nicht die Rede. Die Künstlerin zeigt, daß man mit Tonfülle und Energie und doch zugleich wohlklingend, weich und im schönsten Piano und Legato zu spielen oder auf den Tasten zu singen vermag, ohne daß das Eine das Andere ausschlösse. — Zuletzt zog Mozart's G-moll-Quintett, dessen zweite Bratsche trefflich durch Hrn. Kammermusikus Wilhelm vertreten ward, in seiner Raphael'schen Schönheit, sowie in holdester Verschmelzung tief seelischen Ausdrucks mit bezauberndem Wohllaut und classischer Rundung seiner Tonformen an uns vorüber und entließ die Hörer in geläuterter und gehobener Stimmung.

Unsere königl. Oper brachte mehrere Wiederholungen der im vergangenen Jahre hier zum erstenmal als Novität in Scene gegangenen „Thusnelda" oder „der Triumphzug des Germanicus" von Grammann. Das Werk, welches bei abermaligem Hören unsere Theilnahme daran steigerte, hat dramatisch und musikalisch dadurch bedeutend gewonnen, daß, an Stelle der indifferenten und unverständlichen Gewitterscene am Schluß des zweiten Actes, ein großes, durch lebhafte Handlung interessirendes und sehr wirkungsvoll für Chöre und Ensemble geschriebenes Finale getreten ist. Der zweite Act verläuft nun nicht mehr im Sande, sondern erfreut uns an seinem Schlusse durch eine der musikalisch und dramatisch spannendsten Nummern der Oper. Eine solche

nachträgliche Umformung eines ganzen musikalischen Abschnittes in einem bereits fertig gestellten Werke legt Zeugniß für das ernste künstlerische Wollen und die strenge Selbstkritik ab, welche der Componist an sich übt, und veranlaßt uns, aus aufrichtigem Interesse an seiner Oper, zu dem Wunsche einer nachträglich von ihm noch vorzunehmenden Kürzung der etwas zu breit ausgesponnenen Introductionsscene des ersten Actes, namentlich da wir hören, daß Grammann bereits den Stich des Clavierauszugs und der Partitur vorbereitet.

Am 9. Januar erfreute uns das Künstlerpaar Anna und Eugen Hildach durch ein Concert im Saale des Hôtel de Saxe. Die Franz Schubert'sche Composition von Goethe's Harfner ist durchcomponirt und, dem ruhig epischen Inhalte dieser Ballade entsprechend, im Ton einer musikalischen Erzählung gehalten. Hier wird eine schöne und ausdrucksvolle Declamation zur Hauptsache für den Sänger und gerade eine solche kam durch Hildach zu einer musterhaften Geltung. Die beiden Lieder von Jensen und das Lied von Hartmann wurden, jedes in seiner Art, von dem Concertgeber trefflich und mit voller Hingabe an deren Inhalt vorgetragen; auch kamen darin sein in allen Lagen schön vermittelndes und den Hörer sympathisch anmuthendes Organ, sowie sein temperamentvoller Vortrag, der dabei doch nirgends die Grenzen des musikalisch Schönen überschreitet, zu ihrer vollen Wirkung. Lebhafter Hervorruf veranlaßte den Sänger an dieser Stelle zu einer Zugabe, die in Emil Naumann's Lied „der Rattenfänger" bestand. In den Vorträgen der Gattin des Künstlers, Frau Anna Hildach, trat überall treffliche Schule und gewissenhafteste gesangliche Technik hervor. Daß es der geschätzten Künstlerin nicht gelungen ist, ihre Tiefe und Höhe in ebenso harmonischer Weise zu verschmelzen wie ihr Gatte, liegt an ihrem etwas spröden Organ und nicht an mangelnder musikalischer Selbsterkenntniß. Dies zeigte sich namentlich in gewissen Lagen, wo die Stimme der Sängerin auch hinsichtlich ihres Wohllautes nichts zu wünschen übrig ließ und wir beziehen diese Worte hier ganz besonders auf das Duett „Tragödie" von Schumann, in welchem die Stimmen beider Gatten sich zu edelster und reinster Wirkung verbanden und der tiefempfundenen Composition auf diese Weise ihr volles Recht widerfahren ließen. — Die Wiedergabe des Sebastian Bach'schen Concerts durch Hrn. Felix Dreyschock hatte, trotz der sauberen Technik des jugendlichen Clavierspielers, noch etwas durchaus Schülerhaftes. Möchten doch junge Leute die Hände von Dingen lassen, denen sie noch nicht gewachsen sind und bedenken, daß mit bloßer Geläufigkeit und durch ein nur mit mechanischem Drucke bewirktes Hervorheben der Eintritte der Stimmen Bach gegenüber noch gar nichts geleistet ist.

Im königl. Hoftheater fand am 5. Januar eine Matinée zum Besten der durch den Brand des Wiener Ringtheaters Verunglückten statt, welche uns, unter der Direction von Hrn. Hofkapellmeister Büllner, durch Beethoven's Egmont-Ouverture, durch das einactige Stück „Adelaide" von H. Müller und unter Hofkapellmeister Schuch's Direction durch das bekannte Finale aus Mendelssohn's unvollendeter Oper „Loreley" erfreute. Die Letztere trat uns zum erstenmale auf der Bühne in scenischem Arrangement und Kostüm entgegen; doch wurde gerade hierdurch klar, daß das melodisch reiche, schwungvoll und geistreich componirte Werk mehr in den Concertsaal, als auf die Bühne gehört. Zur Wirkung auf der letzteren fehlt der Composition das sogenannte „Theaterblut" und haben die an und für sich so schönen Chöre eine zu breite cantatenhafte Entwicklung. Selbst dem Feuer einer so trefflichen Darstellerin wie Frl. Malten wollte es darum nicht gelingen, der Gestalt der Loreley wahrhaft dramatische Umrisse zu verleihen.

Das vierte am 13. Januar stattgefundene Sinfonieconcert unserer königl. Kapelle brachte unter Büllner's trefflicher Direction Haydn's große C-dur-Sinfonie (Nr. 7 der Ausgabe von Breitkopf und Härtel) und Beethoven's B-dur-Sinfonie zu Gehör, zwischen welchen beiden Werken J. O. Grimm's Suite (Nr. 2) in Canonform zum erstenmal gegeben ward. Wie in der ersten, uns bereits bekannten Suite von Grimm, begrüßen wir auch in dem neuen Werke gleicher Gattung einen stilvollen und feinfühligen Meister, dessen Gabe, sich innerhalb der von ihm selbst gewählten Schranken strengster Kunstform mit so viel Mühelosigkeit und innerer Freiheit zu bewegen, schon für sich allein eine bedeutende künstlerische Begabung bekundet. Gott Lob, daß es auch heute noch in Deutschland Männer giebt, die, wie Friedrich Kiel und O. Grimm, durch ihr Schaffen daran mahnen, daß der Name „Kunst" von dem Worte „Können" herkommt und daß es in der Musik, wie in allen übrigen Künsten, mit der bloßen Ueberschwenglichkeit und Sentimentalität allein nicht gethan ist. Grimm's Werk fand, wie alle anderen Nummern des Programms, die wärmste Aufnahme. Se. Majestät der König wohnten dem Concert von dessen Beginn bis zu seinem Schlusse bei.

Emil Naumann.

Kunstgewerbliche Briefe.

Von Heinrich Frauberger.

I.

Programm der Redaction. — Einleitende Bemerkungen. — Erwerbungen des Kunstgewerbe-Museums im Jahre 1881.

Wenn man bei hiesigen Geschäften Umfrage hält über die Ergebnisse des diesjährigen Weihnachtsmarktes und die Mittheilungen mit denen des Vorjahres vergleicht, ergiebt sich als eine neue Erscheinung die, daß das Interesse des wohlhabenden Publicums für die oft überaus reich und geschmackvoll ausgestatteten Prachtwerke der Verlagsfirmen wesentlich schwächer, dagegen die Lust, kunstgewerbliche, zur Ausstattung der Wohnung taugliche Gegenstände zu kaufen, eine viel größere geworden ist. Die Verleger von illustrirten Prachtwerken beklagen, die kunstgewerblichen Etablissements rühmen das Erträgniß des Weihnachtsmarktes. Es scheint, als wollten die vielfachen ästhetischen Bemerkungen, die verschiedenen Bücher über „Die Kunst im Hause", „Unser Heim" und Aehnliches, sowie die vielen Vorträge über verwandte Stoffe erst jetzt, aber um so nachhaltiger ihre Wirkung ausüben.

Der Presse bleiben solche neue Erscheinungen nicht lange verborgen, und für sie ist es Pflicht, ein solches erwachtes Interesse zu beleben, zu fördern und dadurch mit zu einem bedeutsamen — in diesem Falle ebenso Geist und Geschmack bildenden, wie wirthschaftlich wichtigen — Factor zu entwickeln. Es wurde mir darum, seiten der Redaction, die Aufgabe zugewiesen, in einer regelmäßigen Folge von Artikeln alle jene Fragen zu erörtern, jene Momente zusammenzufassen, alle jene Gegenstände in gerechter Weise einer Kritik zu unterziehen, welche geeignet sind, die in Leipzig nunmehr in Fluß gerathene kunstgewerbliche Bewegung durch stete neue Anregung wach zu erhalten. Vornehmlich wird sich die Aufmerksamkeit den Vorgängen in Leipzig selbst zuzuwenden haben, dennoch werden auch verwandte wie entgegengesetzte Erscheinungen in der Residenz und in den Landstädten des Industriestaates Sachsen zu berücksichtigen sein; selbst die Erscheinungen außerhalb des engeren Vaterlandes werden zum Vergleich mit hiesigen Zuständen öfter und zwar als Mittel zur Belebung der Freude an geschmackvollem Hausrath, an gelungenen kunstgewerblichen Leistungen besprochen werden.

Ward auch seit Beginn des Umschwunges im Kunsthandwerk der Antheil der Künste an der Ausstattung der Gebrauchsgegenstände, der Hausgeräthe, des Kostüms, der Innendecorationen als geistbildend und den Geschmack veredelnd anerkannt, so währte es doch geraume Zeit, ehe die Volkswirthschaft den Werth dieses Umschwunges zu berechnen anfing. Gleichwol bleibt diese Seite die wichtigste, die am raschesten und durch das einzelne Stück schon wirkt. Wenn ein Meißner Porzellanspiegel, an welchem etwa für 2 *M.* Material (Porzellan, Glas und Belag) verwendet wurde, infolge seiner künstlerischen Ausstattung einen Verkaufspreis von 2000 *M.*, ein Pariser Fächer, dessen Stoffe kaum 30 *M.* kosten, durch die Mitwirkung der Künste 3000 *M.* erzielt, wenn durch die bescheidenste künstlerische Unterstützung Bauerntöpfer den Werth ihrer Erzeugnisse verzwölffachen, wenn nach kaum zweijähriger sachgemäßer Schulung gewisse Hausindustriegebiete ihre bisherige „gemeinste Waare" in „feine Waare" umbilden, so ist damit ebenso für die neuesten Leistungen der wirthschaftliche Werth der kunstgewerblichen Bewegung belegt, wie für die alten Arbeiten, „der Urväter Hausrath", durch die Entwickelung des Kunsthandels im Zusammenhalt mit den sachwissenschaftlichen Monographien; so hat Demmin durch seine mühsam geschaffene Arbeit über die Delfter Fayencen diese keramische Richtung bei Amateuren in Mode gebracht und seitdem ergaben blos an den Pariser Auctionen die Versteigerungen solcher Delfter Fayencen, die früher gar nicht beachtet wurden, 50 Millionen Francs; so hat die kleine Monographie von Dornbusch über das Siegburger und verwandtes Steinzeug die Neigung dafür derart gesteigert, daß keine gute, tadellose Pinthe unter 200 *M.* zu kaufen ist, drei Steinzeugkrüge auf der vorjährigen Auction des Hotelbesitzers Disch in Köln mehr als 20 000 *M.* erzielten. In diesem Sinne, sowol was die moderne, wie was die alte kunstgewerbliche Arbeit betrifft, sind in Sachsen, sind in Leipzig noch viele Schätze unbehoben. Die wichtigsten schlummern noch im Gehirn, im Auge, in der Hand des Gewerbsmannes.

Leipzig hat in der Welt einen wohlverdienten Ruf als Musikstadt; man rühmt aller Orten sein Theater: nun soll es aber auch darnach streben, *tonangebend auf dem bislang vernachlässigten Gebiete der bildenden Künste und des Kunstgewerbes zu werden.* Zwar hat hier gleichfalls die Bauthätigkeit in den letzten zehn Jahren zugenommen, sie beschränkte sich aber, wenige Monumentalbauten abgerechnet, auf den Villenbau und den einfachen Zinshausbau; erst seit wenigen Jahren zeigen sich neuere Straßen und Plätze mit lebendigeren Bauten, mit anmuthigem Linienspiel der Gesimsprofile, Balcone, Erkerthürmchen, Risaliten, zeigt sich da und dort die Anwendung des wärmer wirkenden Backsteins, der Fresco-Malerei, des Sgraffitto (Kratzmalerei), da und dort eine reichere Decorirung der Vorhalle, eine prunkvolle Saalausstattung u. dergl. Allein viele dieser Bauten, z. B. in der Weststraße, Plagwitzer Straße, Kaiser Wilhelmstraße, Humboldtstraße, Brüderstraße, sind an wenig belebten Orten und dienten nur vorbereitend für ein einheimisches Leipziger Kunstgewerbe. Denn nur da, wo es den Architekten gelingt, die Bauherren zur Heranziehung der Schwesterkünste, der Bildnerei und Malerei, sowie der künstlerisch gestalteten Gewerbserzeugnisse bei ihren Bauten zu bereden, können sich diese entfalten.

Erst mit der Abrüstung des Flinsch'schen Hauses auf dem Augustusplatze, in welchen die zwei belebtesten Straßen einmünden, beginnt hier die neue Aera. Dieser Bau mit seiner lebendigen Façade und der zierlichen Steinmetzarbeit darauf zeigt gar deutlich, daß ein Haus auch ohne Schädigung der zweckmäßigen Raumvertheilung schmuckja prunkvoll sein kann; die anderen Bauten der Umgebung erscheinen nun als finstere, langweilige, verputzte Mauerkästen. Die Wirkung dieses Baues erinnert mich an folgende Geschichte: Ein wohlhabender Mann, der mehr Gewicht auf inneren Kern, als die äußere Schale legte, gelangte bei seinem steten Streben nach dem ersteren zu einer solchen Vernachlässigung des letzteren, daß sein Pantoffel vertreten, sein Schlafrock zerfetzt, seine Hauskappe schmierig war und es ihn durchaus nicht verletzte, wenn seine Straßentoilette zum Hausanzug völlig stimmte. Eines Tages schenkte ihm nun eine Dame, für welche er Neigung hatte, ein Paar prächtige Pantoffel; die schönsten Arabesken im modernsten „Altdeutsch" waren darauf in bunten Farben gestickt, an Gold ward nicht gespart, das glänzte und schillerte, daß es eine Freude war. Bald empfand der entzückte Empfänger, daß der Schlafrock, die Mütze nicht zu diesen Pantoffeln paßten — er kaufte sich neue; dann bemerkte er, daß sein Auge, bisher stumpf, nun zur Freude am Lebendigen, Schönen, Reinen entwickelt, nicht mehr die alte Straßentoilette vertrug, und so wurde in kurzer Zeit das Aeußere dieses wohlhabenden Mannes — seinem inneren Kerne angepaßt! Kaum ist das Flinsch'sche Haus abgerüstet, da wird bereits an der Verschönerung der Post gearbeitet, der Ausbau des Stadtmuseums projectirt, vom Stadtrathe die Anlage eines monumentalen Brunnen beantragt, will Flinsch auch das Nachbarhaus in gleicher Weise neugestalten und so mag sich vom Museumsplatze aus das Zusammenwirken der Künste und Gewerbe Leipzigs zu einem machtvollen, das Ansehen der altehrwürdigen Pleißestadt förderuden Werke entfalten.

Gerade diesen Neubau des Papierhändlers Flinsch wählte das Leipziger Kunstgewerbe-Museum, — welches seinen Statuten nach berufen ist, an der künstlerischen Entwickelung unserer Stadt den lebhaftesten Antheil zu nehmen, — um in einem ebenerdigen Saale die neuen Erwerbungen dieses Institutes zur Ausstellung zu bringen. Der hochherzige Bürgeract Grassi's und die einsichtsvolle Bestimmung des Stadtraths, die Stiftung der Hauptsache nach zum Baue eines das Kunstgewerbe-Museum und das Museum für Völkerkunde umfassenden Gebäudes zu verwenden, hat den Vorstand des Kunstgewerbe-Museums sofort veranlaßt, durch die Vorführung der im abgelaufenen Jahre gemachten Erwerbungen, welche wegen Raummangels zumeist in Kisten verpackt gewesen sind, dem Publicum Beweise seiner Thätigkeit zu geben. Die vorgeführten Gegenstände, welche wir (mit Ausnahme des der Stadt Leipzig gehörigen schönen Gobelins und der von der Firma Schütz als Decoration und Raumabschlüsse geliehenen Teppiche) als Ankäufe zu betrachten haben, zeigen das immer seltener anwendbare Geschick der Käufer, für geringe Beträge kostbare und mustergiltige Objecte zu erwerben.

Dieselben vertheilen sich über alle Zweige der Kunstgewerbe; vorwiegend vertreten sind die Textilindustrie und die Keramik. Die meisten Gegenstände sind Arbeiten der nationalen Hausindustrie; dahin gehören fast sämmtliche Stickereien und Spitzen, die meisten Fayencen und Majoliken, manche Eisenarbeit und der Silberschmuck; selbst die Schränke aus den Rheinlanden und aus Holland.

Von schöner Wirkung ist ein orientalisches Sammtgewebe, dessen Musterung aus dem rothen Sammte ausgeschnitten ist. Ueberaus originell ist ein braunes bulgarisches Tuch, dessen Bordure mit weißen Linnenfäden bestickt ist. So anspruchslos das Muster einer Decke von Rhodos ist, dieselbe ist doch das Werk einer mühsamen und trefflichen Technik, wogegen ein italienisches Stickmuster mit Plattstickerei auf Canevas, das seinen Effect den lebendigen Farben der Seide dankt, die gut zusammengestimmt wurden, leicht nachzumachen ist. Dasselbe ist der Fall bei verschiedenen altdeutschen und slavischen Leinenstickereien, meist mit rothen Fäden auf weißem Grunde. Jedenfalls enthält die textile Collection manches gute Vorbild für die Leipziger Stickerin. Besonders schön ist eine chinesische Plattstickerei bunt auf weißer Seide.

Eine spanisch-maurische Fayenceschüssel mit den Ornamenten in Kupferlüster stammt aus der besten Periode, ein persischer Fayenceguß aus guter Zeit und einige italienische Majoliken,

zumeist aus dem 17. Jahrhundert, nebst einem originellen dalmatinischen Teller, sie sind Belege für die saftig-warme Keramik des Mittelmeeres und der angrenzenden Länder. Besonders lehrreich sind einige chinesische und japanische Thonwaaren. Da gehört eine auf einem altdeutschen Schrank befindliche unförmliche Vase den alten chinesischen Craquelees an, welche der technischen Feinheiten wegen die Freude der Kenner sind. Die Fehler des Ofens, oder die verschiedenen Thonsorten an einem Stücke, welche den Gegenständen Haarrisse gaben, verstanden die Chinesen in Vorzüge ihrer Objecte umzuwandeln, indem sie absichtlich durch regulirten Zutritt kalter Luft ein netzartiges Zerklüften der glasirten Oberfläche erzielten, diese Haarrisse durch Anwendung dunkler (brauner) Farbtöne mehr hervorhoben, nochmals eine dünne Lage durchsichtiger Glasur dem Gegenstande gaben und dieselbe im Ofen zu einer zauberhaften Weiche verschmelzen ließen. Sehr selten ist auch die durch eine grüne chinesische Flasche belegte Technik. In das weiche Gefäß werden bestimmte Zeichnungen eingeritzt; dieses wird dann in die Glasur getaucht und sobald sie trocken ist, noch einmal. Dadurch füllen sich die eingeritzten Verzierungen nahezu aus, bleiben aber dennoch, wenn auch außen kaum fühlbar, durch die einfarbige Glasur durch in maßvoller Weise sichtbar. Technisch interessant ist auch eine chinesische Schale, ein Deckel mit durchscheinenden Blumen; dagegen ist ein Musterstück in der Verzierung eine Schüssel, welche innen die Mitte, außen den Rand in blauer, in den Raum trefflich componirter chinesischer Zeichnung hat. Einen schönen Beleg für die keramischen Leistungen Japans geben die Satsuma-Kanne mit ihrer beachtenswerthen zierlichen Malerei und eine Kaga-Schüssel, letztere mit köstlichem Roth an den Seerosenknospen. Unter den übrigen keramischen Gegenständen ist namentlich aus einer Collection von schleswig-holsteinischen Fayencen eine Schüssel mit guter Zeichnung auf goldgelbem Rande beachtenswerth.

Wesentlich sind auch die Bereicherungen auf dem Gebiete der Holzarbeit; rheinländische Schränke aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind durch mehrere Proben vertreten; besonders schön in der Ausführung ist das kleine Schränkchen mit den Köpfen als Griffen. Die Behandlung des weiblichen Mittelköpfchens wie des Ornamentes zeigt eine sichere Künstlerhand. Sehr schöne kleinere Arbeiten, wie die Mangelbretter von Schleswig-Holstein, einige Schrankdetails mit reizenden Motiven und ein durch feine Zeichnung hervorragender italienischer Truhendeckel sind aufmerksamer Beachtung werth.

Eine sehr wichtige Erwerbung sind die schöne Sammlung von Buchbeschlägen und von Silberknöpfen. Die Vorbilder für Schlosserei wurden durch einige italienische gravirte Langbänder, einige gothische Schloßschilder, ein Paar meisterhafte Thierklopfer mit reicher Arbeit und ein reiches Thorschloß des 17. Jahrhunderts vermehrt.

Faßt man die leider nur zu kurze Zeit*) dem Publicum zugängliche Sammlung von neuen Erwerbungen hinsichtlich des Zweckes, dem sie dienen sollen, ins Auge, so ergiebt sich, daß die Auswahl unter Berücksichtigung der dem Institute zustehenden Mittel ganz den Aufgaben desselben entsprechend getroffen worden ist.

*) Obwol es nicht möglich war, die obige Besprechung noch vor Schluß der betr. Ausstellung zu bringen, glauben wir doch damit nicht ganz post festum zu kommen, da ja die in Rede stehenden Kunstgegenstände der Stadt erhalten bleiben. D. R.

Bücherbesprechungen.

—m— Geschichte des Alterthums von Max Duncker. Fünfter Band. Dritte, vierte und fünfte Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. 8°. Preis: 11 ℳ 20 ₰. — Ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit Max Duncker's „Geschichte der Griechen" als 3. und 4. Band seiner Geschichte des Alterthums erschien. Aus den zwei ersten Bänden dieses hochbedeutenden Werks, welche die orientalischen Völker behandelten, sind inzwischen vier geworden, die bereits in 5. Auflage vorliegen. Mit großer Freude wird es allgemein begrüßt werden, daß der hochverehrte Verfasser nunmehr auch diejenigen Bände neu bearbeitet herausgiebt, die doch wol den weitesten Leserkreis gefunden haben. Und seine Neubearbeitung ist eine sehr tiefgehende; auf den ersten Blick will der Band fast wie ein neues Werk erscheinen, wenn man auch bei näherem Eindringen den alten Bekannten wiederfindet. Sehr dankenswerth wäre es, wenn der Verfasser die neue Bearbeitung über die Grenzen hinausführte, die er sich bei der früheren gesteckt hatte, wenn es ihm möglich wäre, die Geschichte des Alterthums bis auf Alexander den Großen, den naturgemäßen Abschluß der alten Geschichte der östlichen Reiche, fortzusetzen; Niemand wäre dazu so geeignet wie gerade Duncker.

—m— Die Schlacht bei Villiers am 30. November 1870 mit besonderer Rücksicht auf die 1. königlich württembergische Feldbrigade Generalmajor Freiherr v. Reitzenstein von Georg v. Nietthammer, Hauptmann und Compagniechef im Grenadierregiment Königin Olga (1. württemberg.) Nr. 117. Mit 1 Croquis. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1881. 8°. Preis: 1 ℳ 50 ₰. — Der Verfasser entwirft auf Grund der besten Quellen eine detaillirte und durch einen vortrefflich gezeichneten Plan erläuterte Beschreibung des denkwürdigen (ersten) Gefechts bei Villiers, in dem es bekanntlich den heldenmüthigen Anstrengungen der sächsischen und württembergischen Truppen gelang, den von Ducrot geleiteten Ausfall der in Paris eingeschlossenen französischen Armee glänzend zurückzuweisen.

* Land und Leute in der brasilianischen Provinz Bahia. Streifzüge von Julius Näher, großh. bad. Wasser- und Straßenbau-Ingenieur. Nebst genauer Angabe der Reisegelegenheiten nach Brasilien und Beschreibung der Seefahrt von Hamburg nach Brasilien. Leipzig, Verlag von Gustav Weigel. — Lose an einander gereihte Schilderungen einer Vergnügungsreise, welche der Verfasser im Juni vorigen Jahres von Hamburg über Lissabon, die Canarischen Inseln und die Cap-Verde-Inseln nach Brasilien behufs des Besuches naher Verwandten unternommen hat, und der dabei gemachten Beobachtungen über das Plantagenleben, die landwirthschaftlichen und culturellen Verhältnisse Brasiliens und speciell der Provinz Bahia, in welcher der Verfasser längere Zeit sich aufgehalten und deren Inneres er bereist hat. Das Buch hat einen höheren wissenschaftlichen Werth nicht, enthält aber eine Reihe treffender Bemerkungen und Winke für nach Brasilien Reisende. Die nach den Originalen des Verfassers demselben beigegebenen Illustrationen sind zum Theil recht mangelhaft ausgefallen. Der Preis des Buches (6 ℳ uneingebunden) erscheint uns etwas hoch.

⊙ Jedermanns Sparbuch. Ein lehrreich Büchlein über Sparsamkeit und was damit zusammenhängt von Karl Schmidt. Stuttgart, Verlag von Julius Maier. Preis 1 ℳ. — Zur Abfassung dieses Schriftchens über ein Thema, welches durchaus zeitgemäß ist, dies immer gewesen ist und auch in aller Zukunft bleiben wird, ist der Verfasser durch die Worte in Weber's Demokrit „Wer schreibt uns ein gutes Buch über die Kunst des Sparens? Er könnte Viele reich machen" angeregt worden. Es ist ihm gelungen, den rechten Ton zu treffen, um das Vielen leidige Thema erfolgreich und nutzbringend zu bearbeiten: seine Ausführungen über die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Sparens sind treffend und daher einleuchtend, seine Rathschläge, wie man an Speise und Trank, an Kleidung, Wohnung und sonstigen Haushaltsbedürfnissen, nicht minder in der Vorsorge für die Zukunft sparen kann und soll, offenbar von der Lebenserfahrung dictirt und daher eminent praktisch. Wir empfehlen das Sparbüchlein auf das Wärmste und wünschen ihm weite Verbreitung.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Hierzu Titel u. Haupt-Inhalt des Jahrg. 1881.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 8. Donnerstag, den 26. Januar. 1882.

Inhalt: Unsere alten Dorfkirchen, von H. Altendorff. — Vom Leipziger Kunstverein, von Franz Bidal. — Bücherbesprechung (Deutsche Geschichte, von Georg Kaufmann).

Unsere alten Dorfkirchen.

Von Architekt H. Altendorff in Leipzig.

Die inmitten unserer Dörfer erbauten und ihre Häuser überragenden Gotteshäuser, die oft vermöge ihres hohen Alters und ihrer malerischen Umgebung einen eigenthümlichen poetischen Zauber auf den Beschauer ausüben, sind auch für den Alterthumsfreund und Architekten von Interesse, ja sie besitzen nach dieser Richtung hin oft höheren Reiz, als die in den Städten vorhandenen Kirchen, welche weit eher der Umgestaltung unterworfen waren, als die auf dem Lande, die durch ihre abgesonderte Lage und gleichmäßigere Erhaltung der Umgebung den ursprünglichen Charakter ihrer Bauart unversehrt behalten konnten, so daß wir sogar in manchen Beispielen nach den ersten christlichen Steinbau erblicken können. Sie haben jedoch bis jetzt nur wenig Beachtung gefunden, auch in den Büchern der Baukunst werden sie gar nicht oder nur nebenbei erwähnt, und da besonders über die Zeit ihrer Entstehung vielfach falsche Meinungen verbreitet sind, so soll in dem Nachstehenden einmal ihrer in Kürze gedacht und einige Aufklärung über ihre Erbauungszeit gegeben werden.

Die ersten durch die christlichen Missionäre des 8. und 9. Jahrhunderts in Mitteldeutschland erbauten Kirchen waren ganz einfache, aus Holzstämmen zusammengefügte Bauwerke, die eine rechteckige Grundform besaßen und Blockhäusern sehr ähnlich waren, wie sie in holzreichen Gegenden auch jetzt noch von den Menschen errichtet zu werden pflegen. Sie wurden stets gern auf der Stätte des ehemaligen heidnischen Opferplatzes erbaut, und da dieser immer auf einer Bodenerhebung sich befand, so erhielten auch die christlichen, der Gottesverehrung gewidmeten Häuser diese erhöhte Lage, welche sie in den meisten Fällen bis auf den heutigen Tag behalten haben.

Erst in späterer Zeit, nach und nach, traten an die Stelle dieser Holzkirchen steinerne, erst als die Klöster in den verschiedenen Gegenden Deutschlands erstanden, wurden von den Mönchen derselben die Kirchen nach gewissen Systemen von Stein erbaut. Hierfür aber eine bestimmte Zeit anzugeben, ist nicht möglich, da dieser Uebergang eben nur allmälig erfolgte. Es scheint jedoch, daß der Holzbau bis in das 12. Jahrhundert hinein für Landkirchen als Regel galt, wenn auch in den Städten schon längst der Steinbau üblich war. Dies gilt besonders von hiesiger Gegend, die ja so manche Landkirche besitzt, welcher ein sehr hohes Alter zugeschrieben wird, wie z. B. die Thekla-Kirche bei Leipzig, die Treben-Kirche bei Lützen und mehrere andere, die sicher erst im 12. Jahrh. entstanden sind, wenn sie auch stiftungsmäßig schon in die erste christliche Zeit hinaufreichen. Diese, sowie alle Kirchen dieser Gegend, waren ursprünglich nur Holzbauten; so ließ z. B. Graf Wiprecht von Groitzsch, im Anfange des 12. Jahrh., in dem Orte Hila (jetzt Eula bei Borna) die alte Holzkirche niederreißen und an ihrer Stelle ein steinernes Gotteshaus erbauen. Im Norden scheint sich vor Allem der Holzbau noch lange erhalten zu haben, denn im Jahre 1163 wurde die aus Holz gebaute Marienkirche in Lübeck geweiht und selbst in den holzreichen Gegenden des Sächsischen Erzgebirges, Böhmens und Schlesiens können wir jetzt noch Kirchen finden, von denen einzelne Theile, wie z. B. die Thürme, ganz aus Holz construirt sind.

Welche Gestalt nun die ersten in Stein aufgeführten Landkirchen aber, richtiger gesagt, Kapellen besaßen, läßt sich unschwer nachweisen, da manche Dorfkirche noch heute diese Form, wenigstens theilweise, besitzt. Nach Morgen gerichtet ist ein halbkreisförmiger Ausbau, die Altarnische oder Apsis, und gegen Abend das in der Grundform quadratisch gestaltete Altarhaus, beide Theile von nur geringer Dimension. Ein Kirchenschiff und einen Thurm hat es bei diesen ersten Kirchen nicht gegeben, sondern sie sind erst später angefügt worden. Das dazu verwandte Baumaterial ist gewöhnlich der Feldstein oder Findling, der mittels Lehm oder Kalkmörtel unter einander verbunden wurde; die daraus gefertigten Mauern haben ein ziemlich rohes unebenes Aussehen, sie werden oft nach unten stärker und verdanken ihre Haltbarkeit nur ihrer bedeutenden Dicke.

Diese ursprüngliche, höchst einfache Gestalt der Landkirche hat mit der Vergrößerung der Gemeinden insofern sehr bald eine Veränderung erfahren, als man ihr ein Kirchenschiff und einen Thurm beifügte, ersteres für die Versammlung der andächtigen Gemeinde und letzteren zur Aufnahme der Glocken. Diese weiteren Bestandtheile des nunmehr als wirkliche Kirche erscheinenden Bauwerkes wurden ebenfalls in der schon beschriebenen, einfachen Bauweise ausgeführt, d. h. starkes aus Feldsteinen zusammengefügtes Mauerwerk mit schmalen in der Höhe befindlichen Fenstern und nur kleinen Thüren, die mit dem Halbkreisbogen überwölbt waren. Der Thurm hatte eine rechteckige Grundform und war ebenso breit wie das Kirchhaus, er ragte nur wenig über den Dachfirst desselben hinaus, war mit doppelseitigem Stroh- oder Schindeldach bedeckt, unter welchem die aus Metallblech gefertigten Glocken hingen, deren Schall durch die nur kleinen Maueröffnungen nach Außen dringen mußte, um die Gemeinde zum Gottesdienst herbeizurufen. Kirchen in solcher Form, wenn auch nicht mehr ganz unversehrt, giebt es mehrfach in der Umgebung, ich nenne nur als Beispiele die Dorfkirchen in Grethen und Klinga bei Grimma, sodann die in Luppa-Dahlen und die schon oben angeführten Thekla- und Treben-Kirche. Die innere Ausstattung dieser Gotteshäuser war eine höchst einfache, die Wände waren ohne Unterbrechung oder malerischen Schmuck, nur die gewölbte Altarnische scheint zuweilen eine derartige Verzierung gehabt zu haben. Die Decken des Altarhauses und des Kirchenschiffes bestanden aus Balkengebälk mit eingeschobenen Bretterhüllungen, wie wir sie noch jetzt in manchem Bauernhaus sehen können. Gestühl für die Gemeinde gab es nicht, sondern diese mußte stehen und zwar die Männer auf der Südseite, die Frauen auf der Nordseite, oder die

Männer standen zunächst dem Altarhaus, die Frauen hinter ihnen. Emporen für die Gemeinde, wie jetzt allgemein üblich, gab es ebenso wenig, als Orgel-Emporen, da die Orgel erst im 15. Jahrh. eine allgemeinere Verbreitung fand und in den Landkirchen aufgenommen wurde. Kanzeln gab es gleichfalls in der ersten Zeit nicht, da nur der Altardienst üblich war, ingleichen waren Kapellen, Sacristeien ꝛc. nicht dem Gebäude äußerlich angefügt. Der Taufstein hatte eine große, kesselartige Form und war aus einem einzigen Steinblock gearbeitet, er stand am westlichen Ende des Kirchenschiffes, gewöhnlich auf der Frauenseite, seine Größe war dadurch bedingt, daß die Täuflinge ganz in's Wasser eingetaucht und nicht, wie jetzt, blos mit dem Wasser benetzt wurden. Der Eingang in die Kirche war nicht an der Abendseite durch den Thurm, sondern zumeist an der Mittagsseite des Kirchenschiffes, da das unterste Thurmgeschoß gern als Gelaß und sicherer Aufbewahrungsort für die Kirchenschätze, den Kirchenschmuck und die heiligen Gefäße benutzt wurde.

Der seit dem Ende des 13. Jahrh. in Deutschland immer mehr um sich greifende Spitzbogenstil — die gothische Bauweise — blieb auch für den Bau der Landkirchen nicht ohne Einwirkung, denn wenn man in den Städten darnach strebte, große und schöne Kirchen zu erbauen, so wollte das Land nicht nachstehen, sondern war bemüht, Gleiches zu thun. An Stelle der sa einfach gebauten Dorfkirche traten nun reicher ausgestattete, im neuen Stil durchgebildete Gotteshäuser. Statt der halbrunden Altarnische und des quadratischen Altarhauses ward ein geräumiger, vieleckiger und gewölbter hoher Chor angelegt, die Kirchenschiffe wurden womöglich auch überwölbt, die Fenster wurden größer und mit Steinwerk geschmückt, die Thürme bekamen eine quadratische Grundform und gingen oben in die achteckige über, welche mit einer schlanken Pyramide oder kegelförmigen Spitze ihren Abschluß fand. Bei kleinen Kirchen und in Fällen, wo die Geldmittel nicht ausreichten, half man sich mit der Erbauung eines sogen. Dachreiters, der als zierlicher, schlanker Spitzthurm auf der Mitte des Dachfirstes vom hohen Chor oder dem Kirchhaus sich erhob und das Glockengeläute in sich aufnehmen mußte.

Mit dem 17. Jahrh., der Periode des sogen. Renaissancestiles — der Wiederbelebung antiker Bauformen — entsteht auch für die Erbauung von Landkirchen ein neues System, welches sich in der Hauptsache bis zum Anfange unseres Jahrhunderts als maßgebend erhalten hat. Die Gotteshäuser wurden nunmehr als große Säle ausgebildet, die Trennung zwischen Altarplatz und Kirchenschiff hört auf, die ganze Kirche erscheint als ein einziger Raum, der mit einer waagerechten oder flach gewölbten, nicht massiven Decke überspannt ist, die Fenster wurden sehr lang angelegt und mit Flachbogen überwölbt, der überhaupt nun vorherrschte und später sogar in den waagerechten Fenstersturz übergeht. Die Thürme behielten zwar ihre quadratische und achteckige Grundform, aber statt mit der gothischen Spitze wurden sie mit jenen kuppelartigen, vielfach gewundenen und durchsichtigen Dächern bekrönt, wie sie ja in genügender Menge noch auf den Kirchen hiesiger Umgebung wahrzunehmen sind.

In welcher Weise nun gegenwärtig die Kirchen in unseren Dörfern gebaut werden, davon kann sich Jedermann selbst mit Leichtigkeit überzeugen. Die Gegenwart lebt eben in der Erinnerung der vergangenen Jahrhunderte, dies gilt insbesondere von der Baukunst, und da wir trotz vieler Versuche und Experimente noch keinen neuen protestantischen Baustil erfunden haben, sa müssen wir uns begnügen, den alten Vorbildern nachzustreben. So werden denn jetzt die neuen Landkirchen zumeist nach mittelalterlicher Stilweise, besonders in der sogen. gothischen Form, erbaut, während der romanische Stil nur selten Anwendung findet. Eine Stilart, die in der neuesten Zeit viel von sich reden macht und unter der Benennung „frühgothisch" bekannt ist, kann ich nicht unerwähnt lassen, zumal sie, unter Protection einer sächsischen Behörde, jetzt bei mancher neuen Kirche zur Anwendung kommt. Sie hat ihre Geburtsstätte in Hannover und cultivirt namentlich den Backsteinrohbau, ihre Formen sind der französischen Gothik und dem romanischen Stil entnommen, die beide vereinigt eine eigenthümliche Architektur ergeben, welche sich jedoch nicht gerade durch zierliche Formen und schlanke Verhältnisse auszeichnet. Wir wollen hier nicht darüber urtheilen oder entscheiden, ob diese Bauart für unsere Kirchen die richtige ist, soviel aber steht wol fest, daß sie nun und nimmermehr sich dazu eignet, alte Kirchen damit zu erneuern, denn die alten Meister haben nichts von diesem Stil gewußt und würden es nicht zugeben, daß man ihn an ihren Werken andringt.

Fassen wir noch einmal das bisher Gesagte kurz zusammen, so lassen sich folgende, auch dem Laien leicht erkenntliche Merkmale über das Alter unserer Dorfkirchen feststellen:

Diejenigen Bauwerke, welche sehr starke Mauern mit kleinen rundbogigen Fenster- und Thür-Oeffnungen besitzen, deren gegen Morgen liegende Altarnische halbrund und gewölbt ist, deren Thürme über dem Altarhaus oder an der Abendseite des Kirchenschiffes stehen und mit zweiseitigem Dach versehen sind, dies sind die ältesten Gotteshäuser in Mitteldeutschland, doch ist ihre Entstehung immer nur in den Anfang des 12. Jahrh. zu setzen, wobei zu beachten ist, daß man auch während des 13. Jahrh. immer noch an dieser Bauart — dem romanischen Baustil — auf dem Lande festgehalten hat.

Solche Kirchen aber, deren Altarplätze und Kirchenschiffe mit Kreuz- oder Rippen-Gewölben überspannt, deren Mauern weniger stark, dagegen mit Strebepfeilern nach Außen gestützt, deren Fenster mit Spitzbogen geschlassen und mit Steinverzierung geschmückt sind, deren Thürme in eine schlanke, spitze Pyramide auslaufen, gehören unzweifelhaft dem späteren Mittelalter an, dem 14., 15. und dem Anfange des 16. Jahrh., sie sind eben in dem gothischen Stil erbaut worden.

Erblickt man ein Kirchengebäude, dessen Fenster mit Flachbogen überwölbt sind, dessen Plafond wie eine Stubendecke geputzt oder auch als sogen. Cassettendecke aus Holzgetäfel gefertigt ist, dessen Thurm eine kuppelartig gestaltete Bekrönung mit Laterne oder Durchsicht besitzt, dessen Architektur Anklänge an die antike Bauart hat, so ist es eine Schöpfung der Renaissance und ist während des 17. und 18. Jahrh. entstanden.

Freilich kommt es hier und da vor, daß die eben beschriebenen drei Stilarten an einer einzigen Kirche sämmtlich vertreten sind. Gewöhnlich ist der Altarplatz dann der älteste, das Kirchhaus und der Thurm der jüngere Bautheil. Letzterer war überhaupt den meisten Veränderungen unterworfen, da er den Unbilden der Witterung zuerst ausgesetzt war, durch Sturm, Blitzschlag ꝛc. leicht zerstört wurde und neu erbaut werden mußte, während der mehr geschützt liegende Altarplatz sich länger erhalten konnte und überhaupt seiner ganzen Bauart nach mehr Bestand hatte.

Wie bekannt, ist gegenwärtig ein neues Leben für die kirchliche Baukunst im Allgemeinen erwacht und überall sehen wir die lebhafteste Theilnahme diesem Thema entgegenbringen, ich glaube deshalb mit Obigem ein zeitgemäßes Wort gesprochen zu haben und schließe mit dem Wunsche, daß es dazu beitragen möchte, das Interesse für unsere alten, oft sehr beachtenswerthen Dorfkirchen in weiteren Kreisen anzuregen und das Verständniß über ihre kunstgeschichtliche Bedeutung zu vermehren!

Vom Leipziger Kunstverein.

Das Porträt einee ältlichen Dame van Bernhard Plockhoeft in Berlin ist das erste Bild dieses oft genannten Künstlers, das mie var Augen kommt. Nein — eben fällt mie ein, daß ich in Köln, auf dee Durchreise, schan einem begegnete. Der Himmelfahrt irgend eines Propheten, der nicht auf den bekannten feueigen Rossen, sandern von Engeln getragen aufwärts stieg. Im Gedächtniß blieb mie weniger der Stoff als die kräftige Farbe. Nicht nur der Name, sandern wahrscheinlich auch die Persan des Malers dürfte manchem Leipziger erinnerlich sein, der zwanzig Jahre zurückdenken kann. Denn wie ich höre, hat Plockharst seine ersten Lorbeeren hier gepflückt. Sah ich doch kürzlich erst eine bunte Zeichnung des damaligen jungen Mannes, die Herbert König entworfen hatte, der allerdings kein Schmeichler war. Plockhorst macht's mit seinen Modellen gnädiger. Das Porträt der alten Dame hat etwas Einfaches, Sympathisches, das gleich für sie einnimmt. Der Ausdruck ist natüelich, die Züge haben nichts Starres. Sie scheint dem Maler zuzuhören. Zuhören? — das setzt Unterhaltung voraus. Unglückseliger Porträtmaler, dem die schwerste der Pflichten, ein Madell zu unterhalten, obliegt! Er muß sein eigenes Ich in zwei Hälften theilen, von denen nur die eine der Kunst gehören darf. Die andere muß sprechen, singen, lachen, erzählen, disputiren, schmeicheln — ja sie muß zuweilen selbst den Kamiker machen, um einen Ausdruck höchster Fröhlichkeit hervorzurufen. Nicht weil der auf die Leinwand gewarfen werden sall, sondern nur weil er, wenn er eben varübergezogen, der Physiognomie jenes je ne sais quoi hinterläßt, jenen erhöhten Ausdruck, der das Porträt belebt, wie das Abendeath die Landschaft belebt, wenn die Sonne längst untergegangen. Während dieser Zeit darf die andere Hälfte — die Hälfte Malee — nicht einen Augenblick verlieren; sie muß ohne Unterlaß fortarbeiten, ohne je außer Acht zu lassen, daß ein Varzug beim Porträt — ja vielleicht eine Bedingung seines Erfolgs, die schnelle Ausführung ist. Es giebt darum auch Maler, welche angesichts dieser dappelten Wirksamkeit behaupten, das Familienporträt läge in der Natur, aber nicht in der Kunst begründet. Zudem der Künstler ast ein schlechtes Bild liefern müsse, um im Sinne des Madells ein gutes Porträt zu schaffen. Mit dieser Behauptung haben sie indeß nicht recht. So und so viele Meisterwerke, gerade auf diesem Felde, sprechen für seine — des Familienbildes — Berechtigung. Nicht die Luft, Porträts machen zu lassen, die sa vielen Malern Arbeit giebt, sallte man bekämpfen, wol aber die unvernünftigen Ansprüche der Sitzenden, die Abgeschmacktheit ihrer Stellungen, die Lächerlichkeit ihrer Toilette, die Bizarrerien ihrer Staffage, auf denen sie oft bestehen. Es ist genug, daß der Maler die Physiagnamie nehmen muß, wie sie einmal ist — man sollte ihm wenigstens die Freiheit gestatten, sie beim Anrichten zu würzen, wie er es für gut hält.

Eine graße Landschaft, Civita Castellana und der Mante Soracte bei Rom, van Karl Hummel in Weimar. Die Behandlung dieses Malers eignet sich mehr für kleinere Dimensianen, wie wir neulich in dem Mühlenthal van Amalfi wahrnehmen konnten, das diesem Bilde weit vorzuziehen ist. Qualität heißt's in der Kunst, nicht Quantität. Hier giebt es prachtvolle Schlösser und einfache Hütten, Berge, Thäler, Felsen, Seen, dunkle Cypressenwälder, hellbeleuchtete Landstraßen, römische Aquäducte, ruhende Italienerinnen, springende Ziegen und noch viel mehr. Wie sich das Alles so vor dem Maler ausbreitete, muß er einen herrlichen Anblick gehabt haben. Aber das, was uns in einem Kunstwerk ergreift, liegt nie var dem Künstler, es ist stets in seiner Seele enthalten. Nicht mit dem, was er sah, sondern mit dem, was er dabei empfand, wirkt er auf uns. Je tiefer die Empfindung, je größee der Künstler.

„Gewitterstimmung", Motiv aus Naewegen, von Karl Rettich in Weimar. Ein interessantes und geschickt gemaltes Bild. Aber so sehe auch einzelne Partien diesee Landschaft — zum Beispiel die graublaue Färbung der Gewitterwolken im Gegensatz zu den grüngelben Tönen des Vordergrundes — das Streben nach aufrichtiger Wiedergabe des in der Natur Wahrgenommenen verrathen, so läßt das Ganze doch noch zu wünschen übrig. Und hier ist es ebenfalls die ansehnliche Dimension der Leinwand, welche die Schuld trägt, weil die daraus hervorgehende Nathwendigkeit einer genauen Ausführung fast unüberwindliche Schwierigkeiten giebt. Es ist nicht möglich, bei salcher schnell varüberfliegenden Beleuchtung die Wirkung derselben auf Einzelheiten festzuhalten. Diese müssen aus der Phantasie ergänzt werden und erscheinen unwahr. Der realistische Zug, der die künstlerische Erziehung maderner Maler durchweht, wied das Gros derselben befähigen, salche Naturerscheinungen in keck gemalten Skizzen, was Farbe und Stimmung anlangt, recht treu wiederzugeben. Wollen sie aber über den Entwurf hinaus, werden selbst bedeutende Talente die renssirte Skizze nur in ein vergrößertes, aber auch verwässertes Gemälde verwandeln. Nur dem Genie ersten Ranges war es bis jetzt vordehalten, gewaltige, schnell vorübereilende Naturerscheinungen in ausgeführten Bildern von solcher Dimension zur vollsten künstlerischen Wirkung zu bringen. Man steige hinauf und sehe Calame. Da todt das Gewitter, da rauscht der Sturm, da brausen die wilden Bäche — und das Alles sa echt, so wahr, daß man meint, man ahne den Frieden der Sanne schan, die bald aus jenen dunklen Walken wieder hervaebrechen werde.

„Kroatenritt aus dem dreißigjährigen Kriege." Landschaft mit Staffage von Wernee Schuch, Hannavee. Ich glaube, der Himmel und die van Höhenzügen durchbrochene Erde werden im dreißigjährigen Kriege ziemlich eben so ausgesehen haben, wie heutzutage. Ich glaube auch, daß die Kroaten im dreißigjährigen Kriege ziemlich ebenso im Sattel gesessen haben, wie heut, das heißt aufrecht beim Trabe, und mit vorgestrecktem Kopfe beim Galopp. Sie werden sich buech etwas Frembartiges im Blick, damals wie jetzt, van den Germanen unterschieden haben. Uebee was ich aber durchaus keine Meinung habe, das ist, ab diese Kroaten des dreißigjährigen Krieges, die ihre Pferde hier zu solcher Eile antreiben, es thun, weil sie einen Feind verfolgen, odee ab sie mit so rasender Geschwindigkeit vorüberreiten, weil sie von einem Feinde verfalgt werden. Ich fürchte, mein mangelndes Verständniß entspringt daraus, daß ich von dem Zusammenhange dieser Kroaten mit dem dreißigjährigen Kriege auch nicht die geringste Kenntniß habe.

„Penmaen-Bay" an der Küste von Süd-Wales von Heermann Eschke, Berlin. Ich muß gleich gestehen, daß ich diesem Bilde gegenüder jedenfalls keine ganz unparteiische Stellung einnehme. Wenn man durch jahrelangen Verkehr mit einer Gegend vertraut geworden ist, so verlangt man zu viel zu sehen, möchte zu viel darin wiederfinden. So will ich denn var Allem erklären, daß das Bild eine sehr gute Wirkung hat, daß der Ton der stark zerklüfteten Schieferfelsen vortrefflich wiedergegeben ist und daß der Himmel durch eine eigenthümliche Brechung der Lichtstrahlen an jenee Küste sehe oft diese gelbe Färbung annimmt, die man leicht für übertrieben halten könnte. Das Meer aber schleudert zur Zeit der Springfluth seinen Gischt nicht nur sa hoch wie auf diesem Bilde, sondern noch höher, viel höher hinauf, so daß dee schmale Fahrweg, der in den Felsen gehauen, van seinem salzigen Naß überströmt wird und der Reiter — es liegt ein verführerischer Reiz darin, solchem Kampf zwischen Meer und Fels beizuwohnen — gae oft mitsammt seinem Rosse eine gründliche Taufe empfängt. Die Wellen sind auch — gerade an jener stark gerifften Seite der Küste — durchaus nicht höflich, besanders wenn der Sturm sie antreibt, und der Schwimmer mag van Glück sagen, wenn sie ihn nicht gegen die Steine stoßen und mit heiler Haut entlassen. Schade, daß uns der Maler nicht auch einen Blick auf die andere Seite jenes Felsens gewähren

Digitized by Google

konnte! Wir würden da ein normännisches Schloß gesehen haben und die von Ziegeln erbauten, schiefergedeckten Häuser der Einwohner, bis ans Dach überwuchert mit Schlingrosen und Laurustinus. Eines wollte ich dem Maler schon vorwerfen: das große Schiff, das er in solche Nähe der gefährlichen Küste gebracht hat. Ich besann mich aber und nahm an, daß er mit diesem dunklen Fahrzeuge, das während des Sturmes ohne Bemannung, geisterhaft und ruhig über die Brandung gleitet, wahrscheinlich den „Fliegenden Holländer" gemeint habe. Jeder Capitän von Fleisch und Blut würde sich wenigstens gegen den Verdacht verwahren, sein Fahrzeug je in so unbegreifliche Lage gebracht zu haben.

„Schwäbische Volksfestbilder", sieben Zeichnungen in Rothstift und schwarzer Kreide von Heinrich Schenmann, München. Zeichnungen, die mehr im Interesse eines landwirthschaftlichen, als eines künstlerischen Zweckes entworfen zu sein scheinen, tragen notürlich auch ein dem entsprechendes Gepräge. Es herrscht eine gewisse derbe Natürlichkeit darin vor. Die Besitzer stehen stolz und seelenvergnügt neben den kranzgeschmückten Vierfüßlern ihrer Zucht und werden sicherlich an bestbeleuchteter Wand ihres Hauses dereinst die Erinnerung ihres Triumphes bewahren. Ist aber in den Bildern selbst dem Gegenstande Rechnung getragen, so schwingt sich der Genius in den sie einrahmenden Randverzierungen zu kühnen Allegorien, deren Sinn mir nicht immer verständlich geworden ist. Welche Beziehung z. B. mag wol zwischen den fetten Hammeln und den drei Parzen bestehen, welche über ihnen den Lebensfaden zu spinnen anfangen, weiterspinnen und abschneiden? Kuh und Kalb werden von Genien und Liebesgöttern im Stile Boucher's eingerahmt. Der Mastochse sieht mit den Augen der Göttin Athene — nein ich verwechsle: die ochsenäugige Göttin Athene sieht auf den Mastochsen herab. Centauren und Jongleure umgeben das Rennpferd, über dem ein Liebespaar sich die Hände reicht. Das Lastpferd ist mit den geflügelten Rossen des Dichters in Verbindung gebracht. Die Wendung lag nah, doch ist mir die Zusammenkoppelung bei dem nicht ganz unbekannten Gedichte glücklicher erschienen. Nur das fette Schwein ist von Speise und Trank spendenden Göttinnen umgeben und kann sich an der Perspective, dereinst mit Citronen im Rüssel aufgesetzt zu werden, erfreuen.

Originalfederzeichnung und vierundzwanzig Radirungen von Max Klinger in Leipzig. Wir begegnen hier einem entschiedenen Talente fürs Phantastische, das, wie es scheint, von vorzüglichen Augen und einer geschickten, gut geschulten Hand unterstützt wird. Die kleine Liebesepisode, der ein verlorner Handschuh als Leitmotiv dient, hat einige recht geistreiche Momente. Der Tod, auf einem Sarge reitend, die Liebe als Führer, ist Variante eines ähnlich schon öfter benutzten Gedankens. Der Künstler hat in diesem Cyklus von Radirungen, die oft von ganz verschiedener Behandlung sind, eine Probe seiner Vielseitigkeit gegeben. Die „Maßregelung eines Bauern" aus dem „Simplicissimus" und „Simplicissimus in der Einöde" scheinen mir am besten gelungen. Sie erinnern im Lichteffect an Doré. Das sich hinter vergrößerten Kastanienblättern verkriechende „Drama" wirkt eher komisch als erschütternd. In manchen Blättern sind die einfachsten Naturgesetze leider vernachlässigt. Im „Daneben" muß, nach der Beleuchtung der weiblichen Figur zu schließen, das Licht von links fallen. Bei dem Bären, der unmittelbar unter ihr auf dem Baume hockt, fällt es aber von rechts; in dieser Art noch Einiges. Franz Vidal.

Bücherbesprechung.

—m— Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. Von Georg Kaufmann. Zweiter Band: Von dem Römischen Weltreiche zu der geistlich-weltlichen Universalmonarchie des Mittelalters. 419—814. Leipzig, Duncker & Humblot. 1881. (11 ℳ 20 ₰). — Dem ersten Bande des verdienstlichen Werkes, den wir bereits früher an dieser Stelle besprochen haben (1879, Nr. 104), ist der zweite und Schlußband etwas später, als der Verfasser beabsichtigt hatte, gefolgt. Den Schauplatz der deutschen Geschichte in den vier Jahrhunderten, die er umfaßt, bildet das gesammte westliche Europa. Der Zusammenbruch des weströmischen Reichs gab das Signal zur Begründung einer Reihe germanischer Staaten, welche in verschiedener Weise eine Verschmelzung der vorgefundenen Culturelemente mit den mitgebrachten nationalen Kräften versuchten. Dieser Proceß führte zunächst zu sehr unerfreulichen Erscheinungen; römisches Raffinement und germanische Rohheit verbanden sich zu einem nichts weniger als anziehenden Ganzen, und es giebt glücklicherweise nicht viel Zeiten in der Geschichte, die an widernatürlichen Gewaltthätigkeiten, Ruch- und Treulosigkeiten aller Art mit der hier behandelten wetteifern könnten. Aber trotzdem ist diese Periode eine welthistorisch sehr wichtige; sie legte die Fundamente der gesammten neueren Geschichte. Einerseits haben die germanischen Niederlassungen auf römischem Boden durch ihre Versuche, römisches und deutsches Wesen zu verschmelzen, die romanischen Nationalitäten erzeugt. Ferner aber hat sich aus dem einen der damals entstandenen Staatswesen, aus dem fränkischen, das römische Kaiserthum deutscher Nation entwickelt. So waren es die Germanen, welche die befruchtenden Keime in die spätere Geschichte Europas hineingelegt haben. — Kaufmann hat seinen Stoff in drei Bücher eingetheilt. Das erste behandelt den Untergang des morschen weströmischen Reichs (419—476). Die anziehendste Quelle dieser Zeit, die Vita sancti Severini, hat dem Verfasser dabei Gelegenheit gegeben, der Darstellung dieses Auflösungsprocesses ein Culturbild anzufügen, das um so dankenswerther ist, als die rein historischen Quellen so überaus dürftig sind. Das zweite Buch giebt die Geschichte der germanischen Staaten auf römischem Boden, der West- und Ostgothen, der Vandalen und vor allem der Franken (450—714). Noch mehr bilden diese letzteren den Vordergrund im 3. Buche, welches das hochwichtige Jahrhundert 714—814, „die Entstehung der geistlich-weltlichen Universalmonarchie des Mittelalters", umfaßt. Obwol der Verfasser gerade in diesem Abschnitte vielleicht am Wenigsten Eignes und Neues beizubringen vermocht hat, so war derselbe doch mit Rücksicht auf die Anlage des ganzen Werkes der dankbarste und kann, wie uns scheint, als wohlgelungen bezeichnet werden. Namentlich die engen Wechselbeziehungen der beiden in der Entwicklung begriffenen Weltmächte, des römischen Papstthums und des deutschen Kaiserthums, sind mit großem Geschick dargestellt. Den schon oft geäußerten und jetzt, nachdem die Quellen im Großen und Ganzen bequem zugänglich gemacht sind, zweifellos berechtigten Wunsch, endlich eine wissenschaftliche Geschichte Karl's des Großen und seiner Zeit zu erhalten, werden freilich die aufmerksamen Leser des Werkes ganz besonders lebhaft empfinden. — Daß der Verfasser seine Absicht, dem Werke einen Band Forschungen folgen zu lassen, nicht ausführen kann, sondern sich statt dessen auf einige wenige, verschiedene Punkte der westgothischen Geschichte und die Schenkungen der Karolinger an die Päpste betreffende Anmerkungen beschränkt hat, bedauern wir sehr. Indeß auch ohne dies ist das Werk eine sehr anerkennenswerthe Bereicherung unserer historischen Literatur, und man kann nur wünschen, daß es auch außerhalb der fachmännischen Kreise Verbreitung finde und die Kenntniß einer so wichtigen und doch bisher wenig gekannten Periode der deutschen Geschichte verallgemeinere. Auch die gewandte Form des Buches berechtigt es, einen weiteren Leserkreis zu beanspruchen; der Verfasser weiß überall das Interesse rege zu erhalten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 9. Sonntag, den 29. Januar. 1882.

Inhalt: Zum Jubiläum des Meininger Hoftheaters, von Reinhold Bechstein. I. — Hermann Hüffer und die europäische Politik am Ende des vorigen Jahrhunderts, von Dr. G. Müller-Frauenstein. — Musikbericht aus Leipzig, von Oscar Paul. — Aus Dresden, von Emil Naumann. — Bücherbesprechungen (Mittheilungen des Geschichts- und Alterthumsvereins zu Leisnig. Die Erde und ihr organisches Leben, von Dr. Klein und Dr. Thomé. Im Lande der Mitternachtssonne, von Du Chaillu. „Nord und Süd". Kalenderliteratur).

Zum Jubiläum des Meininger Hoftheaters.

Blätter der Erinnerung.

Von **Reinhold Bechstein.**

I.

Am 17. December des eben vergangenen Jahres 1881, am 82. Geburtstage Sr. Hoheit des Herzogs Bernhard Erich Freund, feierte die Meininger Hofbühne ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Denn an diesem Tage vor fünfzig Jahren wurde das von Herzog Bernhard neu erbaute, nach gegenwärtig benutzte Schauspielhaus eröffnet und feierlich eingeweiht. Der regierende Herzog Georg ließ diesen Jubiläumstag nicht ohne festliche Erinnerung vorübergehen. Der Aufführung des Goethe'schen Faust ging ein von einem ungenannten Verfasser gedichteter scenischer Prolog voraus mit einem Aufzug vieler Gestalten aus bekannten Dramen. Aber eine Festschrift ist leider nicht erschienen, wie ich und mit mir so manche gehofft. Vor einigen Jahren, am 1. Juni 1877, feierte auch das herzogl. sächsische Hoftheater zu Coburg-Gotha den Tag des 50jährigen Bestehens, und dieses Jubiläum rief eine historisch und statistisch gehaltene Denkschrift hervor, die nicht allein locale Bedeutung hatte, sondern einen dankenswerthen Beitrag zur deutschen Theatergeschichte darbot. Würde eine ähnliche Schrift aus Anlaß des Meininger Jubiläums erschienen oder in Aussicht gestellt worden sein, so hätte ich mich nicht bewogen gefühlt, ja so wäre ich wol schwerlich auf den Gedanken gekommen, an dieses Ereigniß literarisch zu erinnern. Als geborener Meininger möchte ich aber trotz jahrelanger Entfernung von der Heimath es doch nicht versäumen, da es von anderer und berufenerer Seite nicht zu geschehen scheint, wenigstens in einer Skizze die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Anfänge und die Entwickelung des Hoftheaters meiner Vaterstadt hinzulenken. Um so eher darf eine allgemeinere Antheilnahme vorausgesetzt werden, als die Meininger Bühne einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen, ja selbst durch ihre Gesammtgastspiele geradezu einen Weltruf gewonnen hat und in der Geschichte der Schauspielkunst nicht allein um ihrer Leistungen willen, sondern auch durch ihre künstlerischen Principien und ihre schöpferischen Einwirkungen auf die Bühne der Gegenwart fortan eine bedeutsame Stelle einnehmen wird. Die letzte Glanzperiode der „Meininger" vermag ich freilich aus der Ferne nicht zu verfolgen; meine Absicht geht vielmehr dahin, hauptsächlich in die frühere unscheinbarere Zeit den Blick zu richten. Für meinen Zweck mag mein geringes Material ausreichen. Außer eigenen Erinnerungen und persönlichen Mittheilungen stehen mir eine leider nicht vollständige Reihe Theater-Almanache und wenige handschriftliche Aufzeichnungen meines verstorbenen Vaters zu Gebote.

Nicht gerade ermuthigend für ein solches Vorhaben ist das strenge Urtheil, welches Eduard Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst (5. Band, S. 70) über eine Anzahl kleinerer Hoftheater fällt. Es heißt da: „Von gar keiner Bedeutung war es, daß die übrigen kleinen Höfe sich die Miene gaben, Hoftheater wenigstens in den Wintermonaten zu halten. In Detmold, Meiningen, Sondershausen, selbst in Altenburg wurden, nach der Weise der frühesten Hoftheater, Wandertruppen periodisch durch Geldzuschüsse, Gewährung von Theatergebäuden, der fürstlichen Kapelle ꝛc. festgehalten, deren Direction der Principal der Truppe behielt. Der Hof setzte eine Intendanz ein, um seine Ansprüche zu vermitteln und der Sache Ansehen zu geben." Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß Devrient seine Geschichte nur bis zur Mitte des Jahrhunderts fortführt. Für Meiningen wenigstens würde das Gesagte schon in den fünfziger Jahren materiell nicht mehr zutreffend sein. Daß die genannten kleinen Hoftheater hinter anderen wie Coburg-Gotha, Weimar, Braunschweig in der Bedeutung zurückstanden, muß natürlich zugestanden werden. Auch das steht außer Frage, daß diese Bühnen nicht vorbildlich eingewirkt haben. Insoweit ist Devrient's Urtheil richtig und unanfechtbar. Aber absolut bedeutungslos waren diese nominellen Hoftheater doch keineswegs. Für das Ganze waren sie von Vortheil, und hätten sie nicht existirt, so würde es für das geistige Leben wie für das Theaterwesen ein Schade gewesen sein. Sie brachten in die Residenzen künstlerische Anregungen; sie waren eine Schule für aufstrebende Talente; sie gaben den Wandertruppen, die nach Ablauf der Hoftheater-Saison sich meist mittleren Stadttheatern zuwandten, festeren Zusammenhang und eine strengere und edlere Haltung; sie schufen für Gastspiele ein empfängliches und dankbares Publicum. Wenn eine feststehende und eingespielte Wandertruppe für das Hoftheater engagirt wird, so ist das unter Umständen für den Kunstgenuß des Publicums förderlicher als das Experimentiren mit Kräften, die sich erst an einander gewöhnen müssen. Eine Wandertruppe wird zwar in der Regel hinter den feststehenden Hofbühnen mit längerer Tradition zurückbleiben, allein ihre Eigenschaft bedingt doch nicht eo ipso die Werthlosigkeit. Wie überall, so sind auch hier die Qualitäten verschieden. Auch nach Meiningen kamen gute und weniger gute Kräfte. Die Jahrgänge waren nicht gleich, auch die Principale und deren Regisseure waren verschieden. Niemals aber hat in Meiningen eine notorisch schlechte Truppe gespielt. Kräfte ersten Ranges nahm man von vornherein nicht in Anspruch, aber die Gastspiele führten doch so manche Größe nach der kleinen Stadt.

Devrient nennt unter den unbedeutenden Hoftheatern

auch Altenburg, eine zweite Herzogsresidenz der Ernestiner. Das Altenburger, ehedem Hildburghäuser Haus zeichnete sich in früherer Zeit durch eifrige Pflege der Schauspielkunst und der Musik aus. Als der Hof im Jahre 1826 nach Aussterben der Gothaer Linie von Hildburghausen nach der neuen Residenz übersiedelte, waren die äußeren Verhältnisse nicht so günstig, daß er sich allsogleich den Luxus eines wirklichen Hoftheaters hätte verstatten können. Deshalb war die Form des Theaterwesens, wie sie Devrient richtig schildert, durchaus angemessen. Altenburg besaß schon eher als Meiningen eine wirkliche Bühne, aber sie war klein und unzureichend. Sie befand sich neben dem hochgelegenen Residenzschlosse, lag deshalb für das Publicum sehr unbequem. Daher war auch der Besuch im Allgemeinen und im Verhältniß zu der ansehnlichen Zahl und der Wohlhabenheit der Bewohner nur ein schwacher. Erst in den sechziger Jahren erhielt Altenburg ein eigenes sehr würdiges Schauspielhaus in der Stadt. Hinsichtlich des Theatergebäudes hatte also Meiningen vor Altenburg anfänglich einen Vorrang, auch darin lagen für Meiningen die Verhältnisse günstiger, daß hier gleich von Anfang an eine fest angestellte Hofkapelle war, die meist nur für die Blechinstrumente von dem Militärmusikcorps Succurs in Anspruch nahm, während man in Altenburg längere Zeit hindurch ausschließlich, auch für die Geiger, auf die Hilfe der Militärmusik angewiesen war. Gegenwärtig besitzt nun auch Altenburg ein wirkliches Hoforchester von trefflichster Beschaffenheit. In einem Punkte war wieder Altenburg bevorzugt, nämlich durch seine günstige Lage in der Nähe Leipzigs, die es ermöglichte, rasch und ohne erhebliche Kosten geeignete Kräfte im Bedürfnißfalle heranzuziehen. Stellt man, was nahe liegt, die Theaterverhältnisse von Meiningen und Altenburg mit denen von Weimar und von Coburg-Gotha zusammen, wo wirkliche Hoftheater bestanden, so wird ohne Zweifel der Vergleich zu Ungunsten der beiden erstgenannten Städte ausfallen. In Weimar waltete eine langjährige und ehrwürdige Tradition, die Stadt besaß einen regeren Fremdenverkehr, der großherzogliche Hof verfügte über viel bedeutendere Mittel; so konnte auch Größeres unternommen und geleistet werden. Auch in Coburg und in Gotha bestanden schon längere Zeit Theaterunternehmungen, und als im Jahre 1827 nach Vereinigung der ehedem getrennten Fürstenthümer Coburg und Gotha zu einem Herzogthum Coburg-Gotha ein wirkliches Hoftheater ins Leben gerufen war, wechselte wie noch heutzutage zu bestimmten Zeiten im Jahre die Gesellschaft zwischen beiden Städten, spielte also vor einem zahlreicheren Publicum. Aber auch ohne dieses äußere für die Casse günstige Verhältniß würde der Hof im Stande gewesen sein, die beträchtlichen Kosten zu tragen.

Hebt auch die Theatergeschichte Meiningens erst mit der Gründung des neuen Hoftheaters eigentlich und wirklich an, so fehlt es für diese kleinste der ernestinischen Herzogsresidenzen doch nicht ganz an einer Vorgeschichte der dramatischen Kunst. Aber bei ihr will ich nicht verweilen. Nur erwähnt sei, daß verschiedene Nachrichten über Aufführungen von Schulkomödien aus dem 17. Jahrhundert vorhanden sind. Ueber die theatralischen Bestrebungen des Meininger Hofes im vorigen Jahrhundert hat mein Vater in seiner Schrift „Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge von Sachsen-Meiningen und deren Beziehung zu Männern der Wissenschaft" (Halle 1856) des Näheren gehandelt, worauf ich mir zu verweisen erlaube. Doppelt charakteristisch erscheint uns heute die Stelle, wo von der Vorliebe des Herzogs Georg, des Großvaters des jetzt regierenden Herzogs, für das unter seiner Aegide fortgepflegte und fortblühende Liebhabertheater die Rede ist. „Er regte auf alle Weise zum Weiterspielen an und hatte gleichsam die Rolle eines Directors dabei übernommen, bei der es nicht an Kämpfen mit Müttern und Töchtern, mit Prüderie und Rollenneid, und an allen den Anfechtungen fehlte, denen die Leiter von Liebhabertheatern sich aussetzen."

Vor dem Jahre 1831 besaß Meiningen nicht einmal eine eigene Stätte für die dramatische Kunst. Hierzu mußten Säle im Residenzschlosse, im Rathhause oder in Gasthäusern dienen. Der neue Bau eines Schauspielhauses wurde nach Plänen des braunschweigischen Baurath Ottmer unter Leitung des herzogl. sachsen-meiningischen Landbaumeisters Dödner, dem Meiningen auch das neuerbaute herzogliche Schloß Landsberg verdankt, im Jahre 1829 begonnen und im Jahre 1831 vollendet. Das Haus ist, wenn auch nicht imposant und künstlerisch hervorragend, doch stattlich und würdig. Die Bühne ist mehr breit als tief, breiter und darum günstiger als so manche großstädtische Bühne, auf der die Meininger in letzter Zeit gespielt haben. Das Auditorium hat außer Parterre, beziehungsweise Parquet, zwei Logenreihen und eine Gallerie. In der Mitte wie an den beiden Seiten des ersten Ranges befinden sich die Hoflogen. Das Auditorium war anfänglich decorativ einfacher als später und gegenwärtig. Dieser Zuschauerraum war für die erste Zeit, auch bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, vollkommen oder nahezu ausreichend. Meiningen zählte zur Zeit der Eröffnung noch nicht 6000 Einwohner; eine Eisenbahn kam erst zu Ende der fünfziger Jahre. Wenn auch benachbarte Ortschaften ab und zu Freunde des Schauspiels und der Oper zu den Vorstellungen nach der Residenz entsandten, so haben diese Fremden nur selten einmal dazu beigetragen, das Haus zu überfüllen. Nach und nach ist das freilich anders geworden. Jetzt ist die Einwohnerzahl fast um das Doppelte angewachsen, Meiningen beherbergt jetzt zwei Bataillone statt eines einzigen in früherer Zeit und ist überdies Knotenpunkt zweier Eisenbahnen geworden, welche Besucher von allen Seiten zuführen. Platzmangel macht sich heute oft fühlbar, und darum wird schon das Verlangen nach einem neuen Hause rege. — Machte sich öfter bei Volksscenen und Aufzügen die verhältnißmäßig geringe Tiefe des Bühnenraumes störend bemerkbar, so ist dem später durch einen Anbau an der Rückseite ziemlich abgeholfen worden.

Die Maschinerie wurde nach der Angabe des Theatermaschinisten Hock aus Wien eingerichtet. Die Decorationen rührten zumeist von dem festangestellten und jahrelang beschäftigten Hofmaler Paul Schellhorn her. Schellhorn war in seinem Fache sehr tüchtig. Seinen Schöpfungen sah man freilich die Entstehungszeit allzudeutlich an, die sich noch nicht völlig von den Traditionen des Napoleonischen Stils frei gemacht hatte. Schellhorn's Decorationsmalereien waren etwas steif, mehr akademisch correct als gefällig. Die Architektur gelang ihm weit besser als das Landschaftliche, ja in der Perspective erzielte er sogar große Wirkung. Späterhin arbeiteten auch andere Künstler, hauptsächlich aber die berühmten Gebrüder Brückner aus Coburg für die Decorationen des Meininger Theaters. Von Schellhorn's Prospecten und Coulissen wird heute kaum ein Stück mehr benutzt.

Anfänglich waren die Zimmerdecorationen offen wie alle anderen. Nach Erfindung der geschlossenen Decorationen wurden diese auch sehr bald in Meiningen eingeführt und fanden zunächst für die auf der Bühne stattfindenden Concerte und die feineren Conversationsstücke Anwendung.

Das Theatergebäude enthält über dem Vestibule und den daneben liegenden Räumen noch einen Saal nebst vier anstoßenden Nebenzimmern. Der Saal dient vornehmlich als Ballsaal, wird aber auch zu den Concerten, namentlich zu denen für Kammermusik benutzt.

Auch zur Sommerzeit wurde das Theater öfters in Anspruch genommen, wenn größere Männergesangsconcerte stattfanden, an denen auch benachbarte Vereine theilnahmen. Auch im Jahre 1867, als der Allgemeine Deutsche Musikverein in Meiningen sein Fest hatte, wurden die weltlichen Concerte im Theater abgehalten.

Das Theater wurde mit der Oper „Fra Diavolo" von Auber eröffnet, der ein Festprolog von Ludwig Bechstein

vorausging, gesprochen von Frau Hartmann.*) Die Bühne stellte einen Heroensaal dar, im Halbkreis neun Altäre, darauf die mit Lorbeer geschmückten Büsten von Sophokles, Aeschylos, Euripides, Corneille, Racine, Calderon, Shakespeare, Goethe und Schiller. In der Mitte ein Opferaltar. Die Muse, im Arm eine goldene Lyra, stützt sich auf den Altar, stellt dann die Lyra darauf und spricht mehr gegen die Büsten:

„Weihend begrüß' ich dich, glänzende Halle!
Euch, Ihr Herrscher im Reiche des Schönen,
Lorbeerbekränzte, Nachweltgepriesene,
Euch, die begeistert vom Kuß der Kamönea
Zu den Höhen der Menschheit berufen,
Himmlisches fühlten, Göttliches schufen,
Sorgsam pflegten die heilige Kunst!
Euch begrüß' ich und bitte das Eine:
Weiht mit der Muse freundlich verbündet
Geister der Dichter, das Tempelhaus,
Und die Flamme, dem Schönen entzündet,
Lösche der Sturm der Zeit nicht aus!
Und diese Mauern, dauernd gegründet,
Nehme in Odhin ein Genius!
O daß späte Jahrhunderte schauten,
Was wir vertrauend und freudig erbauten."

Dann wendet sich die Muse nach dem Proscenium. Der Dichter schildert die Macht der Kunst, wie sie die versunkenen Gestalten der Vorzeit lebendig werden läßt, wie sie auf Schwingen des Gesanges die Hörer himmelempor trägt. „Jubel und Klage, Frevel und Sühne, Klar im Spiegel zeigt sie die Bühne." Nach dieser allgemeinen Betrachtung führt der Dichter die Hörer in die Gegenwart. Der Tag der Weihe ist zugleich ein Fest der Freude. Dank und Lohn dem erhabenen Gründer!

„Heil Dir, o Herrscher! Am Tage der Gnade,
Der einst dem Lande zum Vater Dich gab,
Pflanzt an des Heimathflusses Gestade
Freudig die Kunst ihren Pilgerstab.
Heil Dir, o Herrscher! Der Stab wird gedeihen,
Wachsen zum Baum durch Deine Gunst,
Und mit Dir, des Alle sich freuen,
Feiert ihr Wiegenfest die Kunst."

Mit einem Segenswunsche für den Fürsten und seine Schöpfung schließt der Prolog.

Ludwig Bechstein, damals zweiter Bibliothekar an der herzogl. öffentlichen Bibliothek und Cabinetsbibliothekar des Herzogs, war noch zu öfteren Malen für die Meininger Bühne thätig; in den ersten Jahren dichtete er die Eröffnungs-Prologe, auch einen Festprolog zum Jubelfeste der verwittweten Herzogin Mutter Louise Eleonore am 11. December 1832. Zum 25jährigen Regierungsjubiläum des Herzogs Bernhard am 17. December 1846 verfaßte Bechstein ein einleitendes Festspiel „Des Ahnherrn Traum". Der Ahnherr ist Herzog Bernhard, der dritte Sohn Ernst's des Frommen, der Stifter der meiningischen Linie. Obwol ihn sein lyrisches Talent nicht auf das dramatische Gebiet hinwies, versuchte sich Bechstein doch auch einmal in einem Trauerspiel „Des Hasses (ursprünglich: des Fanatismus) und der Liebe Kämpfe" (im Druck erschienen Hildburghausen 1835), welches er nach einer eigenen Erzählung bearbeitete. Das Stück wurde auch in Meiningen im Jahre 1834 mit Beifall aufgeführt, fand aber, soviel mir bekannt, auf anderen Bühnen keinen Eingang.

*) Dieser Eröffnungsprolog ist, soviel mir bekannt, nicht im Druck erschienen.

Hermann Hüffer und die europäische Politik am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Von Dr. **G. Müller-Frauenstein.**

Von dem Bonner Professor Hüffer liegen nunmehr zwei Bände vor, welche die diplomatischen Verhandlungen aus der Zeit der französischen Revolution zum Gegenstande haben. Der erste, schon 1868 erschienen, betraf „Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution bis zum Abschluß des Friedens von Campo Formio", der zweite erblickte erst volle 10 Jahre später das Licht der Welt und behandelt in zwei Theilen den Rastatter Congreß und die zweite Coalition. Dieses letzte, höchst bedeutende Werk liegt dem folgenden Artikel zu Grunde.

Hüffer arbeitet in der Weise, daß er fremde Darstellungen desselben Gegenstandes erst nach dem Abschlusse der seinigen liest und durch Einschübe verwerthet; die archivalischen Schätze, die er erschließt, läßt er also zuerst möglichst uneingeschränkt auf sich einwirken. Diese Methode hat Vieles für sich, gegen ihre allgemeine Anwendung ließe sich freilich doch Manches einwenden. Einem so routinirten Arbeiter aber, einem solchen Kenner der gesammten bezüglichen historischen Literatur gegenüber, als welchen sich Professor Hüffer schon des Oefteren bewährt hat, werden gegentheitige Bemerkungen nur eine ganz beschränkte Anwendung finden können! Auch das heranrückende Alter hat seine Spannkraft nicht geschwächt; dies beweist wol am besten der Umstand, daß er jetzt noch wegen der zum zweiten Theile zu benutzenden Quellen sich die Kenntniß der russischen Sprache angeeignet hat. Zehn Jahre lang suchte er den archivalischen Stoff zu diesem Werke in den verschiedensten Städten zusammen. Das Geheime Staats-Archiv in Berlin wie das Haus-, Hof- und Staats-Archiv in Wien, das State paper office in London wie das des französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, das niederländische Staats-Archiv im Haag, das bernische und das Dalberg'sche Familien-Archiv in Aschaffenburg haben ihm zur Benutzung offen gestanden, und wenn ihm die weite Entfernung den Besuch der russischen Archive unmöglich machte, so hat diesem Mangel doch die Ausbeute der großen 1876 und 1877 veröffentlichten Sammlung aus dem Archive des Fürsten Woronzow erheblich abgeholfen.

Neben diesen wichtigsten Unterlagen der Hüffer'schen Darstellung dürfen aber die Memoiren und Zeitungen nicht unerwähnt bleiben, die er mit kritischer Vorsicht und umfassender Kenntniß benutzt und die ihm nicht wenig werthvolles, sorgfältig gesichtetes Material geliefert haben.

Der erste Theil schreitet in zwölf Capiteln von dem Abschluß des Friedens von Campo Formio, den 12. October 1797, und der Eröffnung des Rastatter Congresses fort bis zu Napoleon's Landung in Aegypten, 1. Juli 1798. Er umfaßt also die Zeit eines Dreivierteljahres und greift darüber hinaus nur in der Darlegung der revolutionären Bewegung dieses Jahres in der Schweiz und Italien. 392 Seiten sind diesen wenigen Monaten gewidmet; der Verfasser kann aber auch versichern, daß dieser Band „nicht viel enthält, was nicht durch gleichzeitige Urkunden festzustellen wäre". Und zu der Solidität des Gebotenen, zu dem Gefühl der vollsten Sicherheit, welches den Leser sehr bald überkommt, tritt nun eine wohlthuende Ruhe der Darstellung. Keine Polemik zieht den Blick ab von der Entwicklung der Ereignisse; überzeugend an sich, rein objectiv wirkt das Erzählte.

Man fürchte sich nicht vor allzugroßer Breite! Niemand wird Langeweile empfinden, wenn er das Intriguenspiel klar und deutlich sich abrollen sieht, welches den Franzosen das linke Rheinufer überliefert. Die handelnden Diplomaten treten uns plastisch entgegen und die Zustände in dem Versammlungsorte so vieler Politiker von Beruf, unter denen zahlreiche kenntniß- und erfahrungsreiche, aber wenige große selbständige Charaktere, werden amüsant ausgemalt, ohne daß der Klatsch sich hervordrängt, dem andere Darsteller dieser Tage nachjagen.

Die gewaltigsten Gegensätze stehen da unmittelbar neben einander; kein größerer Contrast ist denkbar, als die drängende Ungeduld Bonaparte's, der vom 25. November bis 2. De-

cember 1797 durch unverblümte Andeutungen auf die kommenden Gewaltthaten alle die Herren, denen jedes seiner Worte, jede seiner Geberden bedeutend erscheinen, in Schrecken setzt, und die Langsamkeit des kaiserlichen Plenipotentiars, des Grafen Metternich, der erst am Abend des Tages, an welchem sich der französische General auf Nimmerwiedersehen entfernt hatte, volle 14 Tage nach dem officiellen Termine anlangt, damit ihm als dem Letztangekommenen die erste Visite gegeben werden müsse.

Es ist die eigentliche Signatur dieser Versammlung, sagt Hüffer an einer Stelle, daß sie, der Zeit nach auf der Grenzscheide zweier Jahrhunderte gelegen, noch einmal die diplomatische Vertretung des alten Europa freilich mit unzureichenden Kräften denen, die es zerstörten, gegenüber stellt. In geradezu vortrefflicher Weise zeigt dies das zweite Capitel des ersten Bandes, über die Diplomatie und die Diplomaten des Rastatter Congresses, das des Culturhistorischen so viel Werthvolles enthält, daß es unmöglich erscheint, Einzelheiten herauszureißen und die wörtliche Lectüre dringend geboten ist. Hier gestatte ich mir nur ein Citat S. 44: „Der sächsische Gesandte Graf v. Löben wurde als das Muster eines braven, verständigen, patriotisch denkenden Mannes gerühmt, er ist vielleicht der Einzige, in dessen Lobe alle Parteien übereinstimmen. Die politische Stellung Sachsens, das ohne eigene Ansprüche zwischen den verschiedenen Interessen vermittelte, kam ihm zu statten." Er war auch der Einzige, welcher Abends ein offenes Haus zu machen pflegte, während es in der ersten Zeit wenigstens an Sammelplätzen für die Gesellschaft fehlte; er und die Politik, welche er vertritt, eenten bei Hüffer stets Anerkennung.

Das vierte Capitel bietet ein kleines Cabinetstück von Darstellung diplomatischer Kämpfe voll drastischer, spannender Momente; aus den folgenden erwähnen wir hier nur, daß des Papstes weltliche Herrschaft zusammenfiel, ohne daß Oesterreich, Neapel oder selbst Spanien, die katholischen Mächte par excellence, die Fortdauer derselben als Bedingung einer sicheren Rechtsordnung in Europa ansahen; alle drei hatten vielmehr schon Pläne oder Vorschläge zu seiner Theilung gemacht. Daß aber auch in Rastatt die Franzosen immer mehr und mehr die Schiedsrichter werden konnten, erklärt sich leicht aus Talleyrand's Instruction an den ersten französischen Vertreter in Rastatt, Treilhard, die mit ungeschminkter Offenheit sagt: „Mir scheint, ein Schiedsspruch setzt einen Streit voraus, und in Ihrer Stellung zwischen den beiden Mächten, Oesterreich und Preußen, müßte es Ihre erste Sorge sein, Eifersucht und Erbitterung hervorzurufen, ja sogar irgend ein Gezänk anzuregen und lebendig zu halten, kurz Ihre Vermittlung nothwendig zu machen; denn nur wenn sie angerufen wird, kann sie mit Leichtigkeit und Vortheil zur Anwendung kommen. Man muß die Leute erst veruneinigen, wenn man sie einigen will. Diese hier haben vortreffliche Anlagen sich zu hassen. Benutzen Sie das, um sie dahin zu bringen, wo wir sie haben möchten."

Auch die beiden letzten Abschnitte des ersten Bandes muß der Referent rühmend hervorheben, welche die unaufhaltsamen Fortschritte der revolutionären Bewegung im Sommer 1798 skizziren; das Hauptverdienst der Darstellung liegt hier wesentlich in der gleichmäßigen Sicherheit, der kurzen und doch durchsichtigen Sprache unseres Buches.

Der zweite in zehn Abschnitte getheilte Band hat sich gleich dem ersten ebenso mit den Rastatter Congreßereignissen an sich wie mit den Veränderungen in der ganzen europäischen Politik zu beschäftigen. Die letztere wird bis zum Abschluß der Verträge der zweiten Coalition und dem definitiven Abbruch der preußischen Verhandlungen mit den alliirten Mächten fortgeführt, die ersteren endet das Drama des Gesandtenmordes. Weckten im ersten Bande die in Rastatt versammelten Vertreter der Staaten ein persönliches Interesse, so treten im zweiten Gestalten des russischen Hofes, der russischen Gesellschaft in den Vordergrund. Denn in St. Petersburg lag die Entscheidung, ob Frankreichs Uebermuthe ein Halt entgegengerufen werden konnte. Dem Kaiser Paul I. ist deshalb das erste Capitel gewidmet, jenem Gewaltherrscher, unter dessen — zum Glück nur kurzer — Regierung große politische Gesichtspunkte für die Benutzung der Hilfsquellen des nordischen Kolosses ganz zurücktraten, augenblickliche Neigung oder Ungunst, Zorn, Furcht, ja eine zufällige Gemüthsstimmung entschieden, was sonst der reiflichsten Erwägung, der kaltesten Berechnung vorbehalten wird. Darum gewinnt die treffliche Beleuchtung seiner Jugend und Erziehung, seines Charakters und seines ganzen Lebens vor der Thronbesteigung am 17. November 1796 ein erhöhtes Interesse.

Das zweite Capitel des zweiten Bandes muß wieder als ein Meisterstück gelten in der spannenden und doch ausführlichen Darstellung diplomatischer Kämpfe. Wir sehen da, wie Rußland, auf Englands Vorschlag, die Vermittlung zwischen Preußen und Oesterreich in wirklich unparteiischer Absicht annimmt, wie der damit beauftragte Gesandte Repnin gegen die Franzosen eine immer entschiedenere Sprache führen muß, wie aber in Berlin die Abneigung, gegen Frankreich irgend etwas zu thun, vom König gleich darin offen an den Tag gelegt wird, daß er nach Repnin's erster Audienz sofort auf mehrere Wochen verreist. Alles Bemühen war daher umsonst, Preußen wollte durchaus nicht in Rastatt gegen die Franzosen Erklärungen abgeben, und Oesterreich gewann ihm völlig den Vorrang in Rußland ab durch die russische Kaiserin, die jetzt in höchst geschickter Weise den österreichischen Wünschen zugänglich gemacht wurde. Paul dachte in allem Ernste sogar on einen Krieg mit Preußen und entwarf einen Feldzugsplan und sogar schon eine Proclamation, die in dem Satze ausläuft: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich!" Die zwei ersten Capitel des zweiten Bandes zeigen dem Auge des theilnehmenden deutschen Zuschauers schon unverhüllt die Schwächen der damaligen preußischen Politik, die, wie kaum zweifelhaft, von dem jungen König wesentlich selbst bestimmt wurde und zu der Katastrophe von Jena führte, übrigens einer Politik, welcher alle einflußreichen deutschen Mittelstaaten, Kursachsen voran, ergeben waren.

Ein besonderes Interesse bietet in dem vierten Capitel die Schilderung und Beurtheilung der großen Seeschlacht von Abukir, die Rechtfertigung des Verhaltens von Napoleon und die Verurtheilung Bruey's, des französischen Flottencommandeurs; sie behält einen selbständigen Werth neben anderen neueren Darstellungen des großen Ereignisses, z. B. auch der Sybel's in dessen Geschichte der Revolutionszeit V, 1. Abth. S. 157—163.

Erst das sechste und siebente Capitel versetzen uns wieder in die ungesunde Congreßluft zu Rastatt, die immer schwüler und schwüler geworden und bald erfüllt war von den Vorzeichen des Gewitters. Hier wird unbestritten am meisten wirklich Neues geboten, der Gang dieser Verhandlungen wird in allen anderen geschichtlichen Werken schon gewissermaßen von dem Donner der Kanonen, der aus Aegypten und Italien herüberschallt, übertönt und das Interesse nur noch einmal auf die rheinische Congreßstadt gelenkt, als es hier auch Gewaltthat und Säbelhiebe giebt, in der Nacht des Gesandtenmordes. Die Art, in der verhandelt wurde, erinnert vielfach an ganz gewöhnliche Advocatenkniffe und anrüchige Handelsgeschäfte. Die Franzosen schlagen gewöhnlich — kaufmännisch gesprochen — ungemein vor, die Deutschen weisen Alles rundweg ab, dann wird einer und der andere von ihnen mürbe — diese Rolle spielen mit Vorliebe Baden und Kurmainz —, endlich wird die Summe genehmigt. Ueberall erscheint übrigens auch während dieser Periode der kursächsische Gesandte Löben als geschickter Vermittler und mit einem gewissen Erfolg in patriotischem Sinne thätig; zumeist stimmte er mit den preußischen Gesandten. Im August liefen geradezu die wichtigsten Fäden der Verhandlungen in seinen Händen zusammen.

Gerade ein Jahr nach der Eröffnung des Congresses entwickelte sich in Rastatt ein ganz besonders widerliches Schauspiel; die Säcularisationen traten in den Vordergrund, Oesterreich, Sachsen, Bremen und Würzburg allein hielten sich bei Seite, Bayern, Darmstadt, Mainz und Baden betheiligten sich am lebhaftesten an dem Handel, unermeßliche Beute schien der Vertheilung aus der Hand der Franzosen zu harren; der Congreß glich Mitte December 1798 einer „Handlungsbörse".

Der französische Gesandte Raberjot hatte, so berichtete der Vertreter von Oesteereich-Ungarn, Lehrbach, sein ganzes Arbeitszimmer mit Landkarten von Deutschland behängt, auf welchen Alles mit kleinen Zettelchen numerirt war, und Allen, die zu ihm kamen, sagte er: Dieses Land, dieses Bisthum, diese Abtei geben wir diesem, jene dem und dem. „So ist das Geschick der Völker, daß ein vorhinniger französischer Pfarrer (eben Roberjot) nunmehr ganz Deutschland nach seiner Willkür vertheilen will."

Inzwischen hatten während der Monate November 1798 bis April 1799 die vier Hauptmächte Europas gegenüber Frankreich ihre feste Stellung für die folgenden Jahre eingenommen. Der October und November hatte noch einmal eine Zeit der Unzufriedenheit der kriegslustigen Parteien gebracht, weil — der Kaiser Paul von einer glühenden Leidenschaft zu dem Fräulein Lapuchin erfaßt war. Dann aber riß der Angriff der Neapolitaner auf Rom den Kaiser empor, vielleicht der einzige glückliche Erfolg dieses Feldzuges; zum eigenen Erstaunen der Engländer wurden plötzlich in der letzten Woche des Jahres die beiden Bündnisse zwischen Rußland einer- und England-Neapel andererseits unterzeichnet am 29. December (nicht, wie in allen Büchern steht, 29. November).

Und auch Oesterreich entschloß sich nun zum Kriege, trotzdem England ihm die Subsidien weigerte. Das Wiener Cobinet war gerade in jenen Tagen der Gegenstand der widersinnigsten Anklagen, und van diesen haben sich in alle unsere geschichtlichen Werke Andeutungen noch fortgeerbt. Der Grund war, daß es Italien im Winter 1798 sich selbst überließ und Neapel wie auch das festländische Sardinien nicht rettete. Auch Hüffer giebt nun zu, daß Oesterreichs Pläne hier durchkreuzt wurden, es hatte beim Ausbruch des Krieges von Graubünden aus Piemont befreien unb so die Franzosen in der Cisalpina in den Rücken fassen wollen; jetzt hatte sich das Directorium in Sardinien außerdem eines noch unerschöpften Landes bemächtigt. Aber mit vollem Rechte betont er einerseits, daß die Ansicht Thugut's und zugleich der hervorragenden Generale, insbesondere des Erzherzogs Karl, dach völlig gerechtfertigt ist: Erst wenn Alles vorbereitet und der Erfolg gesichert war, in der günstigsten Johreszeit mit vereinten Kräften vorzugehen; der Erfolg hat ihnen hierin durchaus Recht gegeben. Auf der anderen Seite liefern die Seiten 247 bis 253 die bündigste Widerlegung der von Paris und Berlin ausgestreuten Erfindungen, daß nämlich Oesterreich mit dem Directorium immer noch im Geheimen unterhandle. Nach den hier mitgetheilten, völlig unzweideutigen Thatsochen wird es unmöglich sein, die Loyalität des österreichischen Cabinets in dieser Frage noch weiter anzusechten, die Klatschgerüchte sind mit großem Geschick vom Directarium selbst genährt und benutzt worden, um Preußen eifersüchtig zu machen, daß ihm Oesterreich in Paris den Rang ablaufe.

So war allein noch Deutschlond unschlüssig in Betreff seiner Stellung zu den kriegführenden Parteien und wie Hüffer sagt, gerade „die Verworrenheit deutscher Verhältnisse war es neben dem Wankelmuth des Zaren und dem Eigenwillen der Engländer, was die Zögerungen Thugut's verursachte".

Ganz besonders erbittert gegen Preußen war durch die Zögerungen in Berlin der Kaiser Poul geworden; seit dem Ansang Januar wartete er auf Antwort, ob er seine Soldaten nach Preußen oder Oesterreich schicken sollte, und erst als am 2. April der preußische Gesandtschaftssecretär in St. Petersburg, Scholz, in größter Eile selbst das dringende Verlangen der Russen noch dem preußischen Ultimatum brachte, wurbe vier Tage später ein Brief nicht etwa durch Courier, sondern mit der gewöhnlichen Post und gonz mit Buchstaben, nicht Chiffern geschrieben, abgesandt. So werden die im Uebrigen unbegründeten Beschwerden Thugut's begreiflich über die preußische Hinterlist, welche die Verbündeten nur hinhalten und den Franzosen dienen walle. In Rastatt gingen inzwischen die Verhandlungen über die Entschäbigungen ununterbrochen fort nnd der französische Entwurf ist dergestalt, daß Hüffer meint: „Mancher österreichische Minister möchte in späteren Jahren (als Napoleon mit eiserner Hand eingriff) gewünscht haben, diese Vorschläge wären zur Ausführung gelongt." Die drei geistlichen Kurfürsten wurden nämlich erhalten, Bayern und Zweibrücken mäßig abgefunden und innerhalb der preußischen Demarcationslinie Säcularisationen so viel als möglich vermieden. Aber die klägliche unpatriotische Denk- und Handlungsweise der den Franzosen ergebenen Rheinstoaten ist nie unverhüllter als in diesen Wochen zu Tage getreten. Mon muß die Censuren lesen, welche van dem französischen Gesandten den deutschen Vertretern am Schlusse bes Congresses gegeben wurden, um die Stellung der beiden Parteien zu einander zu begreifen. Für den hessen-darmstädtischen und den mainzischen Bevollmächtigten lauteten sie bahin: daß sie die fronzösische Gesandtschaft bei jeder Gelegenheit gefördert hätten; von Albini heißt es, er habe als Director der Deputation nach Anweisung seines Kurfürsten die besten Dienste geleistet und sei auch noch in der Lage, solche leisten zu können. Darmstadt wollte sogar „nöthigenfalls seine schwachen Mittel mit den gewaltigen Kräften der französischen Republik gegen alle die vereinigen, welche das Reich in die wieder ausbrechenden Feindseligkeiten verwickeln wollten". Und der neue Kurfürst von der Pfalz ließ gleich nach seiner Thronbesteigung in Paris versichern: seine Ergebenheit für die französische Republik sei unveränderlich, er rechne auf die Unterstützung des Directoriums für seine Entschädigung in Deutschland.

Am 22. April wurde die letzte, die 97. Sitzung der Versammlung gehalten, da der kursächsische, bremische und würzburgische Vertreter ihren Austritt erklärten, am 25. zeigten die französischen Gesandten Albini an, sie würden in drei Tagen abreisen, und — om 28. erfolgt jenes blutige Ereigniß, dessen Dunkel auch Hüffer nicht zu lichten vermag, die Ermordung von zweien und die Verwundung des dritten französischen Gesandten vor den Thoren der Stadt, von der sie im Abenddunkel noch Straßburg zu abgereist waren. Diese letzten 60 Seiten des besprochenen Buches erfordern eine eingehendere Behandlung, als sie hier am Schluß geboten werden könnte; nur bie Resultate seien kurz erwähnt.

In objectiver Haltung schreitet zunächst die Erzählung des Factums, dann die Besprechung und Deutung desselben vorwärts. Die Quellen, welche herangezogen worden, sind dieselben, welche meinen eigenen zwei Arbeiten über den Rastatter Gesandtenmord zu Grunde liegen, die neu seitdem dazu gekommenen, von Sybel insbesondere aufgefundenen, werden mit größter Sorgfalt abgewogen, aber ich kann nicht sagen, daß die ganze Frage mir in diesem Buche gefördert erschiene. Die Verdochtsmomente gegen das französische Directorium und die Königin von Neapel, gegen Thugut und Lehrboch werden abgewiesen, ber Mard nach meiner festen Ueberzeugung neben dem Fahnden auf die Papiere der Gesandtschaft zu sehr in den Hintergrund geschoben, der Möglichkeit, boß Emigranten sich eingemischt hätten, Raum gegeben, endlich der Leidenschaft der Soldaten und unteren Officiere wol zu viel Gewicht beigelegt. Hüffer fällt kein abschließendes Urtheil, ein solches ist überhaupt heute nicht gut möglich; er neigt sich aber dem Glauben zu, boß „während des Unwohlseins des Erzherzogs ein fremder böser oder übereifriger Wille entweder im Hauptquartier oder in Kospoth's (des Gene-

rals, der die Avantgarde befehligte) Nähe sich eingemischt und Anordnungen getroffen habe, die dann in der übereilten ungeschickten Ausführung den Tod der Gesandten zur Folge hatten". Das Erste ist unzweifelhaft richtig, dem Zweiten scheint uns in erster Linie das planmäßige überlegte Vorgehen der Szekler und in zweiter die spätere Straflosigkeit derselben und das Geheimniß, das die österreichische Regierung seit nunmehr 82 Jahren um die Untersuchung gelegt hat, zu sprechen.

Doch können diese Bemerkungen nur in sehr geringem Grade die Befriedigung schmälern, mit der die Lectüre der besprochenen zwei Bände erfüllt, und dem Referenten bleibt zum Schluß nur der lebhafte Wunsch auszusprechen, es möge neben der Sybel'schen Darstellung desselben Zeitraums in dessen Revolutionsgeschichte 5. Band, 1. Abth. die hier gegebene möglichst viel Terrain gewinnen, aber auch die Fortsetzung, die in Aussicht gestellt wird und den zweiten Coalitionskrieg behandeln würde, nicht zu lange auf sich warten lassen.

Musikbericht aus Leipzig.

Johannes Brahms, der Componist des „deutschen Requiem", hat in den letzten zehn Jahren großen Ruhm und hohes Ansehen erlangt. Von der Universität Breslau zum Ehrendoctor creirt, von Concertinstituten gefeiert und durch reiche Ovationen von Seiten des Publicums ausgezeichnet, ist es dem Meister gelungen, sich unter den Componisten der Gegenwart einen Ehrenplatz zu erringen, welcher manchem seiner Collegen beneidenswerth erscheinen mag. Johannes Brahms widmet aber auch sein Leben nur der productiven Thätigkeit, er verzichtet auf jedes Amt, um seinem Genius ungehindert folgen und, durch keinerlei Rücksicht beschränkt, das in glücklicher Stunde Concipirte ohne störende Unterbrechung sorgfältig ausarbeiten zu können. Die Producte des Autors zeichnen sich durch ungemein gewissenhafte, technisch äußerst sauber ausgeführte Arbeit aus, sie legen Zeugniß ab von dem tiefen Ernst, mit welchem der Meister seine Aufgaben erfaßt und sind in ihren Einzelnheiten als Muster künstlerischen Fleißes zu betrachten. Auch das im ersten Gewandhausconcert des neuen Jahres von dem mit rauschendem Beifall empfangenen Autor vorgetragene Clavierconcert Nr. 2 beweist die Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt in den einzelnen vier Sätzen, welche sich als symphonische Tonbilder mit obligatem Pianoforte präsentiren. Von der üblichen Dreizahl der Sätze abgehend, suchte der Meister in vier symphonisch gestalteten Tondichtungen die Grundgedanken zu erschöpfen und in der Durcharbeitung der einzelnen Motive allenthalben die ideelle Einheit zu wahren. Brahms hat sich durch unausgesetztes Studium und durch eisernen Fleiß eine eminente technische Herrschaft über den gesammten Compositionsapparat erworben, er weiß mit seltenem Geschick die schroffsten Gegensätze im Rhythmischen und Harmonischen durch vermittelnde, mit den Motiven im engsten Zusammenhange stehende Ueberleitungen zu verbinden. Seiner Beherrschung der Ausdrucksmittel ist es auch hauptsächlich zu danken, daß die Wirkung des Ganzen eine günstige war und vom Publicum durch reichen Beifall anerkannt wurde. Ob die symphonische Arbeit einen höheren Werth besitzt, als der thematische Kern, möge dahingestellt bleiben; jedenfalls ist es die Pflicht der Kritik, dem in weiten Dimensionen gehaltenen Werke, welches dreiviertel Stunden für sich in Anspruch nahm, eingehende Aufmerksamkeit und gründliches Studium zu widmen. Der Componist interpretirte selbst das in Rede stehende Clavierconcert. Er erwarb sich durch die Darlegung seiner Intentionen den Dank der Sachverständigen in nicht geringem Maße. Daß aber eine sorgfältigere technische Wiedergabe von Seiten anderer Interpreten nothwendig ist, um die Existenz des Kunstproductes im Concertsaale zu sichern, wird der Autor selbst gewiß nicht in Abrede stellen. Das erwähnte Concert am 1. Januar enthielt außer der genannten wichtigen Novität noch zwei von Johannes Brahms componirte und gespielte Rhapsodien für Pianoforte solo, ferner die Arie aus Mozart's „Figaro" „Nur zu flüchtig" und die Arie aus Gluck's „Iphigenie" „O du, die mir einst Hilfe gab", beide gesungen von der oft in diesen Blättern gewürdigten und lobend hervorgehobenen dramatischen Sängerin des Leipziger Stadttheaters Frau Sachse-Hofmeister, endlich als Orchesterleistungen die Ouverture zu Anakreon von Cherubini und die Symphonie Nr. 8 F-dur von Beethoven. Beide Orchesterwerke würden die Mitglieder des Gewandhausorchesters wol auch ohne Noten correct reproduciren; denn sie sind beliebte Repertoirestücke desselben. Ein Lob für solche oft geleistete künstlerische Thaten fällt daher weniger schwer ins Gewicht, als die Anerkennung für die Darbietung eines neuen, mit vielen Schwierigkeiten durchsetzten Werkes, welches die ganze Intelligenz der einzelnen Mitglieder herausfordert. Im zweiten Abonnementconcert des neuen Jahres (im 12. der ganzen Saison) war dem Orchester eine derartige schwere Aufgabe übertragen, deren ausgezeichnete Lösung von der schnellen künstlerischen Auffassungskraft der Mitwirkenden ein glänzendes Zeugniß lieferte. Die fünfte Symphonie in G-moll von Anton Rubinstein wurde in einer Weise executirt, daß auch der strengste Splitterrichter der bewundernswerthen Leistungsfähigkeit des Tonkörpers die größte Anerkennung nicht hätte versagen können. An der Spitze stand der Componist selbst, welcher mit seiner Genialität elektrisirend auf das Orchester wirkte und mit sicherer Hand das Ensemble leitend den höchsten Sieg zu erringen vermochte. Anton Rubinstein ist ein wahrhaft gottbegnadeter Tonschöpfer, dessen Ideenreichthum das Herz des Zuhörers unmittelbar trifft. Seine Productionen sind nicht angefüllt mit schwerfälliger Arbeit und mit ausgegrübelten Künsteleien, sondern in ihnen waltet das Genie, oft sogar mit einer Sorglosigkeit, daß dem hochbegabten Tondichter mehr Ruhe und Beständigkeit in der Verarbeitung des künstlerischen Gedankens zu wünschen wäre. In der erwähnten Symphonie hat jedoch der Meister seinen Genius festgebannt und ihm nicht die Erlaubniß zu Abschweifungen ertheilt. Fest gegliedert in der Form, einheitsvoll in der Haltung, reich ausgestattet mit contrapunktischen Gestaltungen und ungemein reizvoll im Colorit bekundet jeder Satz den inneren Beruf des Tonschöpfers, welcher mit dieser herrlichen That das Andenken seiner verstorbenen Schützerin, der Großfürstin Helene, als productiver Künstler geehrt hat. Aus diesem Grunde ist es auch erklärlich, daß die Symphonie eine russische Färbung besitzt und das Ganze mit einer gewissen Wehmuth durchzogen ist, die ein sinniges Gemüth ungemein anspricht. Mit der Schönheit der Grundgedanken verbindet sich, wie schon angedeutet, eine vortreffliche Factur, die nicht selten durch reiche und interessante Polyphonie zu hoher Bedeutung emporgehoben ist. Nicht allein die technische Gewandtheit in der Behandlung der Themata giebt der künstlerischen Arbeit neben der genialen Erfindung der Grundgedanken jene bedeutsame Wirkungsfähigkeit, sondern die innere Vertiefung des Meisters bei der polyphonen Gestaltung und das contrapunktische Ineinanderschlingen der Motive erhöhen den Werth in bedeutungsvoller Weise. Nach Kenntnißnahme dieses Werkes wird das Urtheil, daß Anton Rubinstein nicht sorgfältig genug in der Durcharbeitung verfahre, mit Vorsicht abzugeben sein; denn er hat hier allerdings gezeigt, daß er die Kraft besitzt, auch in dieser Richtung mit jedem Instrumentalcomponisten in die Schranken treten zu können. Hoffentlich ist es Leipzig später vergönnt, den Meister als Operncomponisten kennen zu lernen. Möglicherweise wird auch auf dem Gebiete der Oper von ihm noch Bedeutsames producirt. Schon Hans v. Bülow stellte in der

Besprechung der Oper „Nero" von Anton Rubinstein sein Urtheil dahin fest, daß Rubinstein nicht die Bahnen Wagner's wandele, weil er die Potenz dazu besitze! Es wäre wahrlich eine Freude, in der Oper einmal wieder der Selbständigkeit zu begegnen, nachdem fast nur Werke producirt worden sind, deren Inhalt aus dem Zauberbanne Wagner's nicht herauskommt. Daß Rubinstein als ein gewaltiger Zauberer die Herzen seiner Zuhörer gefangen nimmt, wurde in dem 2. Gewandhausconcert schon nach der Symphonie offenkundig. Die Beifallssalven und Hervorrufe mischten sich mit einem mächtigen Orchestertusch, wonach der Gefeierte in der liebenswürdigsten Weise Gelegenheit nahm, seinen Dank in Tönen auszudrücken. Der zufällig im Gewandhaussaale aufgestellte Aliquot-Flügel aus der Königl. Sächs. Hofpianofortefabrik des Hrn. Commerzienrath Julius Blüthner diente dem Meister zur Entfaltung seiner wunderbaren Virtuosität, mit welcher er das Publicum zur höchsten Begeisterung hinriß. Schöner hat wol nie ein Instrument im Gewandhaussaale geklungen, als der prachtvolle Aliquot-Flügel, dessen Qualität bezüglich des Tones bei der Entwickelung getragener Melodien ebenso intensiv erschien, wie die Quantität bei der Entfaltung des harmonischen Reichthums. Es war für die anderen Solisten ein Glück, daß dieser mächtige Clavierheros am Ende des Concertes seine Titanenkraft entfesselte; sonst würde denselben schwerlich ein so günstiges Geschick zu Theil geworden sein. Im ersten Concerttheile thätig, gelang es aber sowol der mit schöner Stimme und trefflicher Schule ausgerüsteten Sängerin Frl. Louise Knispel mit dem edlen Vortrage einer Arie aus Spohr's „Faust" und einiger Lieder von Schubert, Brahms, Schumann, als auch dem neu eingetretenen Orchestermitgliede Hrn. Max Schwedler durch die technisch fertige und musikalisch gediegene Reproduction eines aus Adagio, Siciliano und Allegro bestehenden Stückes für Flöte von J. S. Bach warme Anerkennung des Auditoriums zu erringen, während das Orchester durch die Wiedergabe der Ouverture zu „Faust" von Spohr und der Ouverture „Die Hebriden" von Felix Mendelssohn sich an der Ausführung des Programms betheiligte.

Das Gewandhausorchester besitzt in seinen Mitgliedern vortreffliche Virtuosen, welche ein unübertroffenes Ensemble bei der Vorführung symphonischer Kunstwerke bilden. Auch der äußerst scharfe Kritiker in der Beurtheilung von Orchesterleistungen, Hr. Dr. Hans v. Bülow, hat dem Leipziger Orchester nach der Aufführung der neunten Symphonie, welche vor zwei Jahren unter der Leitung des Herzogl. Meiningenschen Hofkapell-Intendanten im Leipziger Stadttheater stattfand, die größte Anerkennung gezollt. Jetzt hat derselbe Meister dem Leipziger Publicum im Saale des Gewandhauses bewiesen, daß selbst ein relativ schwächerer und mit weniger virtuosen Elementen ausgestatteter Tonkörper durch einsichtsvolle Leitung und energische Arbeit ebenfalls zu hochbedeutender Leistungsfähigkeit gebracht werden kann. Nach dem Concert, welches die Meininger Hofkapelle unter der Leitung ihres Intendanten am 20. Januar im Gewandhaussaale gegeben hat, muß zugestanden werden, daß ein anderer Dirigent bisher ein solches Meisterstück nicht vollbrachte und daß Hr. Dr. Hans v. Bülow bewundernde Anerkennung verdient.

Das nur mit Beethoven'schen Werken ausgestattete Programm, welches die beiden Symphonien in C-dur Nr. 1 und Eroica, die große Leonoren-Ouverture Nr. 3 und die Ouverture zu „König Stephan" enthielt, wurde in einer Weise ausgeführt, daß jeder Hörer durch die Vorführungen nicht allein wahrhaft erbaut, sondern auch in vieler Hinsicht gründlich belehrt werden mußte. Es ist bekannt, daß das Studium der Werke Beethoven's eine Specialität des Hrn. Dr. Hans v. Bülow ist. Seine Ausgabe der Beethoven'schen Sonaten zeigt unwiderleglich den emsigen Fleiß in der Forschung und die tiefe Durchdringung des Stoffes, mag auch hin und wieder eingewendet werden können, daß der große Claviervirtuos und Forscher in seiner Subjectivität zu weit gegangen sei. Diesen Vorwurf werden ihm seine Gegner nach dem Concert der Meiningenschen Hofkapelle auch nicht erspart haben; aber es ist dabei wohl zu bedenken, ob die subjective Anschauung der weniger in Beethoven's Geist Eingedrungenen mehr berechtigt sei, als die subjective Auffassung des gründlichen Forschers, welcher sich bemüht hat, die verständige Bestimmung und Bedeutung jedes einzelnen Nötchens in den Partituren Beethoven's sicher zu erkennen! Mit welcher Liebe zur Sache der bedeutungsvolle Leiter jeden Gedanken Beethoven's durchdacht, wie er mit unermüdlicher Energie sein Verständniß von der Sache den mitfühlenden Gliedern der Kapelle vermittelt, und mit unsagbarer Aufopferung jede technische Einzelnheit herausgearbeitet hat: das ist in jenem Concert klar zu Tage getreten. Die Wirkung war daher im Ganzen eine echt künstlerische, im Einzelnen oft überwältigende. Hr. Dr. Hans v. Bülow hat eine große That vollbracht; wir wünschten lebhaft, daß einmal in unserem Theater unter seiner Leitung „Don Juan" und „Fidelio" neu studirt und zur Aufführung gebracht würden. Unser Theater hat jetzt so ausgezeichnete Opernkräfte und der Leiter der Oper, Hr. Director Angelo Neumann, entwickelt eine so große Thatkraft, daß solcher Wunsch, unter Bülow's Leitung Musteraufführungen der beiden unvergänglichen Meisterwerke der musikalischen Kunst zu erleben, motivirt erscheint. Eine Opernleitung, welcher so Großes und Schweres gelungen ist, würde wol auch zu so kunstwürdigem Unternehmen, wenn sich dasselbe überhaupt ermöglichen läßt, gern die Hand bieten. Die Leistungen unserer Oper werden wir in unserem nächsten Bericht erörtern und zugleich neben dem Wichtigsten aus den Gewandhausconcerten auch die musikalischen Thaten anderer Institute würdigen.

Oscar Paul.

Aus Dresden.

Um Ihr Blatt von dem Verlaufe eines so interessanten Kunstereignisses, wie es die erste Aufführung von Schumann's Genoveva in unserer Stadt ist, sogleich in Kenntniß zu setzen, melde ich heute vorläufig schon, daß die am 24. d. in Scene gegangene Oper unser kgl. Hoftheater bis auf den letzten Platz gefüllt hatte und des wärmsten Antheils und Beifalls unseres kunstsinnigen Publicums, sowie der vielen, aus Leipzig und anderen Nachbarstädten Dresdens zugereisten Verehrer der Muse Schumann's theilhaft ward. Frl. Malten schuf mit ihrer Genoveva eine der reinsten, rührendsten dramatischen Frauengestalten, Hr. Bulß, als Siegfried, war in Gesang, Spiel und Aussehen eine durch und durch deutsche und ritterliche Heldengestalt und auch der Golo des Hrn. Gudehus hatte schöne Momente. Unsere kgl. Kapelle that, unter der Direction Hofkapellmeister Schuch's das Ihre zum schönen Gelingen des Abends. Der edle Charakter und die reine Stimmung, die Schumann's ganze Tonschöpfung durchweht, verfehlten ihre Wirkung selbst auf einen so gemischten und zahlreichen Kreis von Hörern nicht, wie ihn die erste Darstellung einer neuen Oper auf einer großen Hofbühne zu versammeln pflegt.

Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

—st. Der Geschichts- und Alterthumsverein zu Leisnig, z. Z. unter Leitung des Dr. med. Müller, hat soeben das sechste Heft seiner „Mittheilungen" ans Licht gefördert. Dieser Verein, der nicht eine ganze Provinz umfaßt, wie viele andere Vereine, sondern nur eine Stadt mit ihrer nächsten Umgebung, kann selbstverständlich nicht so productiv sein, wie jene; er ist aber redlich bemüht, seinen Theil beizutragen zu dem Zwecke aller derartigen Vereine, die Localgeschichte zu erforschen und zu klären,

sowie vorhandene Alterthümer vor Untergang zu bewahren. Davon legt auch dieses sechste Heft ein beredtes Zeugniß ab, indem es zunächst fünf Abhandlungen bringt aus der Geschichte der freundlichen Muldenstadt: 1) Die Cantorei zu Leisnig, von Dr. med. Müller. Eine Geschichte dieses Vereins, der im Jahre 1881 das Jubiläum seines dreihundertjährigen Bestehens gefeiert hat. Auf Grund der vorhandenen Urkunden verfaßt, mit Abdruck der alten Statuten versehen und mit vielen interessanten Einzelheiten ausgestattet. 2) Graf Wiprecht von Groitzsch, als Herr von Leisnig und Colditz (Butsin), von Cantor Hingst. Unter Benutzung der Pegauer Annalen und der in alter und neuer Zeit erschienenen Biographien des Helden von Schöttgen, Dr. Flathe und Dr. Blumschein. 3) Ueber die Kastenordnung der Gemeinde zu Leisnig vom Jahre 1523, vom Superintendent Anacker. Nach dem im Pfarrarchive aufbewahrten handschriftlichen Exemplar dieser auf Luther's Rath und unter seiner Beihilfe zu Stande gebrachten Ordnung, welche ein Zeugniß davon ablegt, wie man im Reformationszeitalter in evangelischen Kreisen die sociale Frage jener Tage zu lösen versuchte. 4) Die Burg Leisnig, von Dr. med. Müller. Eine auf eigene Anschauung und Untersuchung gegründete Schilderung der Baulichkeiten dieser uralten, umfangreichen Burg (erst in späterer Zeit Mildenstein genannt), ursprünglich kaiserl. Burgwarte, sodann Eigenthum der Wiprechte, später kaiserlicher Burggrafen, endlich seit 1365 Eigenthum der Meißner Markgrafen, ausgestattet mit 6 lithographirten Darstellungen. 5) Leisnig im Schmalkaldenschen Kriege 1547, von Cantor Hingst. Eine auf locale Nachrichten fußende Mittheilung aus der Geschichte jenes merkwürdigen Feldzugs Kaiser Karl's des Fünften und des Verbleibs seines Heeres in der Zeit vom 20—23. April, also bis zum Tage vor dem Kampfe bei Mühlberg. — Den Schluß des Hefts bilden Mittheilungen aus den Sitzungsprotokollen des Vereins in den Jahren 1878—1880, vom Vereinssecretär M. Pernitzsch, ingleichen über eingegangene Geschenke für die Bibliothek und das Museum des Vereins.

—r. Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Handbuch und Seitenstück zu Hellwald's Werk „Die Erde und ihre Völker" von Dr. Klein und Dr. Thomé (Stuttgart, W. Spemann) liegt nun mit der 57. Lieferung vollständig vor. Während der erste Band die physische Geographie enthält, behandelt der zweite die Thier- und Pflanzengeographie in fesselnder Darstellung. Stofflich interessante Illustrationen sind demselben in großer Anzahl beigegeben, überhaupt verdienen Inhalt und Ausstattung des Werkes volles Lob und machen insbesondere dessen Anschaffung für Schul- und Volks-Bibliotheken empfehlenswerth.

** Die Verlagshandlung von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig giebt bei Ausgabe der 5. den ersten Halbband des Gesammtwerkes beschließenden Lieferung von Du Chaillu „Im Lande der Mitternachtssonne" — Sommer- und Winterreisen durch Schweden und Norwegen, Lappland und Nordfinnland — bekannt, daß infolge entsprechender Kürzungen das Werk nur 20—21 Lieferungen umfassen werde, statt, wie nach dem Prospecte in Aussicht genommen war, 24 Lieferungen. Am Schlusse der 5. Lieferung findet sich übrigens eine bemerkenswerthe Schilderung der Gletscher und Schneefelder Skandinaviens, hinsichtlich deren Menge und Größe Norwegen wal unerreicht dasteht. — Hinsichtlich eines anderen Lieferungswerkes, der Geschichte der Deutschen Litteratur von Dr. Wilhelm Scherer (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung) giebt ein Vorwort zu dem soeben erschienenen 5. Hefte Aufschluß über die Ursachen der Langsamkeit, mit welcher die einzelnen Hefte bisher aufeinander gefolgt sind und stellt der Verfasser darin in Aussicht, daß die noch ausstehenden Capitel in verhältnißmäßig kürzerer Zeit zum Abschlusse gebracht werden.

* Mit dem Decemberhefte 1881 ist der 19. Band der von Paul Lindau redigirten deutschen Monatsschrift „Nord und Süd" (Breslau, S. Schottländer) abgeschlossen. Dasselbe ziert die Porträts von Adolf L'Arronge, der in einem der früheren Hefte einen Aufsatz über das Theater und die Gewerbefreiheit veröffentlicht hat, Hermann Helmholtz und Hermann Hettner, dessen Abhandlung „Die Franziskaner in der Kunstgeschichte" im vorliegenden Hefte Aufnahme gefunden hat. Daneben bringt das letztere noch eine stimmungsvolle Novelle des verstorbenen Schriftstellers Carl Thomas „Magdalena", einen Bericht über die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Gesellschaft von Adolf Böttticher, Aufsätze vom Theador Soyka („Die Luft als Trägerin von Krankheitskeimen"), Hugo Blümer („Ueber Travestie und Parodie in der classischen Literatur") und eine Besprechung des neuen v. Wildenbruch'schen Trauerspiels vom Herausgeber, sowie die übliche „Bibliographie".

* Kalenderliteratur. Auch für das Jahr 1882 ist Paul Moser's Notizkalender (Berliner Lithogr. Institut von Julius Moser) in der bekannten soliden Ausstattung, die denselben gleichzeitig als Schreibunterlage verwendbar macht, erschienen (Preis 2 M.). Der Verlag von Sam. Lucas in Elberfeld pflegt alljährlich eine ganze Auswahl von Kalendern darzubieten, unter denen wir nur das für die Geschäftswelt bestimmte Tägliche Notizbuch für Contore, Bureaux mit Kalendarium, genügendem Raume zu allerhand Notizen, Porto- und Depeschentarifen, Verzeichnissen der Bankhäuser und Spediteure des In- und Auslandes, der deutschen Amtsgerichte, einer Verkehrskarte von Mitteleuropa u. s. w. (Preis 2 M.), den Schreibmappenkalender mit Einnahme- und Ausgabetabellen und einer Fülle bemerkenswerther Notizen ausgestattet (Preis 1 M. 50 ₰ bez. 1 M. 80 ₰), den Notizkalender, in Calico gebunden und mit Tasche und Bleistift versehen (Preis 1 M. 50 ₰) und den durch elegante Ausstattung — zweifarbiger Druck und Prachteinband mit Goldschnitt — in die Augen fallenden, mit den Bildnissen des Kronprinzen Gustav von Schweden und seiner jungen Gemahlin, der Prinzessin Victoria, geschmückten Damenkalender (Preis 2 M.) hervorheben wollen. Recht praktisch sind die Almanache in losen Blättern, von denen alltäglich eines abzulösen ist, um den Datum des laufenden Tages immer vor Augen zu haben. Der im Verlag von Conrad Weiske in Dresden erschienene Almanach dieser Art enthält auf den einzelnen Blättern ca. 2500 historisch-biographische Notizen, liegt übrigens bereits im 20. Jahrgange vor. — Sogar für die Schülerwelt giebt es einen besonderen Kalender, der unter dem Titel „Mentor" für das Jahr 1882 nunmehr bereits zum 12. Male erscheint (Altenburg, Verlagshandlung von Pierer). Derselbe leitet zu Ordnung und Zeiteintheilung an und sucht das Gedächtniß durch stete Hinweise auf geschichtliche Erinnerungstage zu kräftigen sowie gewisse nothwendige Begriffe, Zahlen und Kenntnisse in Memorirstoffen fest einzuprägen. Außerdem enthält der 1882er Jahrgang eine Erklärung der Naturerscheinungen und ein gar nicht übles Miniaturbild der Kunstgeschichte. Das cartonnirte Exemplar kostet 60 ₰, das elegant gebundene 1 M. Kurz erwähnen wir noch die neuen Jahrgänge des Verbesserten Historien-Kalenders (Jena, Friedrich Frommann), dessen Inhalt und Ausstattung allerdings nur dem einfachen Sinne der Landleute u. s. w. genügen wird, sowie des Volkskalenders für alle Stände „Der Bote" (Glogau, Carl Flemming), der einige sehr hübsche belehrende und unterhaltende Aufsätze, Erzählungen, daneben auch 8 Bilder von Defregger u. s. w. bringt, um etwas länger bei dem 2. Jahrgange des Schalkkalenders, herausgegeben von Ernst Eckstein (Leipzig, Fr. Thiel), zu verweilen. Derselbe bietet auch diesmal für 1 M. einen originellen und reichhaltigen Inhalt, Anekdoten, Humoresken mit dazu gehörigen, wohlgetungenen Illustrationen aus der Hand tüchtiger Künstler. Das Kalendarium ist sauber in Roth- und Schwarzdruck ausgeführt, überhaupt verdient die ganze Ausstattung volle Anerkennung.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 10. Donnerstag, den 2. Februar. 1882.

Inhalt: Zum Jubiläum des Meininger Hoftheaters, von Reinhold Bechstein. II. — Bücherbesprechungen (Kalender für Geflügelfreunde, von Gustav Meyer. „Neueste Erfindungen und Erfahrungen auf den Gebieten der praktischen Technik ꝛc.", herausgeg. von Theodor Koller. „Humboldt". „Das Weltall und seine Entwickelung", von Theodor Moldenhauer). — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Zum Jubiläum des Meininger Hoftheaters.

Blätter der Erinnerung.

Von Reinhold Bechstein.

II.

Das neue Unternehmen wurde den besten Händen anvertraut. Der bekannte Theaterprincipal Heinrich Bethmann war der erste Director. Bei seiner Gesellschaft befand sich auch eine Zeit lang sein berühmter Stiefsohn Unzelmann. Auch in der zweiten Saison 1832/33 führte Bethmann die Direction; später dann noch einmal. Auch Frau Ernestine Bethmann stand einmal an der Spitze der Truppe; ihr Adlatus war der Schauspieler Findeisen. In der dritten Saison erschien als Principal der bekannte Ludwig von Alvensleben, der Gründer der Theater-Chronik und Erfinder der Theater-Agenturen; er trat aber schon nach einem Monat zurück. Unter den verschiedenen Principalen ist sicher die interessanteste Erscheinung der bekannte Theatergraf, der Graf von Hahn-Neuhaus, der speciell auch als Regisseur der Oper fungirte. Verschiedene Directoren folgten (Stoß, Röder, von Franken, Spielberger, Bredow u. a.), einer aber war fast der ständige Inhaber des Theaters: Anton Bömly. Oefter kam er nach Meiningen, sogar einmal vier Jahre hintereinander. Seine Truppe, meist aus Bayern bestehend, war sehr gut eingespielt, und an trefflichen Leistungen im Einzelnen fehlte es auch nicht. Bömly's Gesellschaft war so heimisch in Meiningen geworden, als sei sie hier für alle Zeiten fest gebunden.

In den ersten Jahren wurde noch keine Intendanz eingesetzt als Vermittelungsinstanz zwischen dem Herzog und dem Principal, wenigstens erscheint sie noch nicht in dem Theater-Almanach aufgeführt. Die Vermittelungsgeschäfte wurden vom Hofmarschallamt besorgt und von einzelnen hierzu betrauten Personen. Erst 1841/42 werden als Intendanten zwei Beamte genannt: der Assistenzrath Treiber und der Cabinetsrath und Hauptmann Mosengeil (der Sohn des bekannten Dichters und Romanschriftstellers Mosengeil). Der erstgenannte führte die Intendanz längere Jahre hindurch, später fungirte in gleicher Weise der Hof- und Regierungsrath Sillich. Diese Beamten faßten ihre Aufgabe lediglich geschäftsmäßig auf, sie vermittelten, enthielten sich aber der künstlerischen Einwirkung. Dagegen war mehrere Jahre ein Mann in der Stellung des Intendanten, welcher überaus anregend und gewinnbringend für die Bühne wirkte, der Hofmarschall Adolf Freiherr von Minutoli, der im Jahre 1848 ein so tragisches Ende finden sollte. Als Sohn des berühmten Reisenden und Alterthumsforschers besaß er gleich seinem jüngern Bruder, dem Regierungsrath in Liegnitz, eine große Sammelneigung und Kunstliebe. Seine geräumige Dienstwohnung stattete er zu einem kleinen Museum aus, und wenn dies auch nicht so bedeutend war wie die berühmte Sammlung seines Bruders, so enthielt es doch sehr werthvolle Stücke und imponirte durch einen ungewöhnlichen Geschmack der Anordnung. Auch für die Poesie und das Theater war von Minutoli begeistert, dabei besaß er ein feines ästhetisches Verständniß und Urtheil. Einen besseren Leiter konnte sich ein Kunstinstitut nicht wünschen. Er vereinigte zudem zwei ebenso wichtige wie erwünschte Eigenschaften für eine Intendantenstellung: er galt als ein tüchtiger geschulter Beamter, hatte die preußische Juristenlaufbahn eingeschlagen, war Cameralist und Diplomat und war zugleich ein vollendeter Cavalier von den gewinnendsten Formen. Gleich in der ersten Saison 1843/44 bewerkstelligte er unter vielen Mühen, aber auch mit namhaftem Erfolge eine Aufführung der Antigone von Sophokles nach der Donner'schen Uebersetzung und mit der Musik von Mendelssohn. Die Berliner Aufführung diente ihm als Muster. Nach von Minutoli's Tode wurde wieder Assistenzrath Treiber mit der Intendantur betraut.

Es ist öfter die Frage aufgeworfen worden, warum nicht Ludwig Bechstein als Meiningens literarische Capacität damals als Intendant erwählt worden sei, zumal er als Cabinetsbibliothekar schon ein persönliches Hofamt bekleidete. Die Antwort ist sehr einfach. Mein Vater hegte gewiß ein lebendiges Interesse für das Theater — hatte er doch früher auch eine kleine Schrift „über die Darstellung der Tragödie Faust von Goethe auf der Bühne" geschrieben (Stuttgart 1831), die vielfach von Seite der Theaterdirectionen beachtet worden ist —, allein er paßte nicht für einen solchen Posten. Er war viel zu wenig Beamter, und ihm hätten auch für seine literarische Thätigkeit, auf die er materiell mit angewiesen war, die Intendanturgeschäfte viel zu viel Zeit geraubt.

Zu Anfang der fünfziger Jahre wurden zwei Gesangskräfte, die zuerst der Wandertruppe angehörten, für die Hofbühne ständig gewonnen, der Baritonist Viala und seine Gattin, geborene Mittermayr. Viala besaß eine wohltönende weiche und dabei kraftvolle Stimme, sein Vortrag war namentlich in den lyrischen Stellen sehr ausdrucksvoll, dagegen fehlte ihm Beweglichkeit des Spiels. Frau Viala-Mittermayr, eine gebarene Münchenerin, war eine Primadonna von Bedeutung. In hohem Maße musikalisch beanlagt besaß sie eine treffliche Schule; ihre Stimme, die nur leider in der Höhe sich nicht immer recht ausgiebig erwies, war von großer Kraft und Fülle; ihr Darstellungstalent ging weit über das der meisten Sängerinnen hinaus, die zu singen, aber nicht zu spielen verstehen. Nicht allein für das Publicum, sondern auch für die Directoren war das feste Engagement des Künstlerpaares ein Gewinn. Fanden diese einen Kammersänger und eine Kammersängerin für Hauptfächer vor, so brauchten sie sie selbst nicht zu stellen und zu honoriren, ganz abgesehen davon, daß es ihnen schwerlich geglückt wäre, solcher Kräfte immer habhaft

zu werden. Einigermaßen war durch diese feste Anstellung der Genannten der erste Schritt zur Erreichung eines wirklichen Hoftheaters gethan.

Wie sehr sich auch die Principal-Wirthschaft bewährt hatte, wie günstig sie sich auch in finanzieller Hinsicht zeigte, so waren mit ihr doch mancherlei Unzuträglichkeiten verbunden, die je länger je mehr zu Tage traten. Im Laufe der Zeit waren die Ansprüche der Schauspieler, noch mehr die der Sänger gewachsen, die Gagen wurden höher, also mußte auch der vom Herzog allmonatlich zu zahlende baare Zuschuß höher bemessen werden. Ferner machte sich noch ein Uebelstand geltend: die Specialisirung der Rollenfächer. Die alte gute Tradition, daß das einzelne Mitglied sowol im Schauspiel wie in der Oper verwendet werden konnte, schwand immer mehr. Früher war es ganz gewöhnlich, daß der eine Darsteller heute den Don Juan sang und übermorgen den Wallenstein spielte, daß die Zertine auch zur Franzisla in der Minna von Barnhelm sich eignete. Geschieht das heute noch? Gewiß hat die Concentration auf ein bestimmtes Fach viel Gutes im Gefolge für die einzelne Leistung, aber das Ganze leidet unter ihr. Eine Spieloper ist unter den neuen Verhältnissen kaum mehr zu halten, noch eine kurze Zeit und sie ist ganz verschwunden, weil die Sänger nicht mehr sprechen und spielen lernen. Auch die Wandertruppen mußten die Rollentheilung empfinden, denn sie bedurften nun eines zahlreicheren Personals. Wenn in Meiningen auch einzelne Kräfte noch recht tüchtig waren und auch das Zusammenspiel im Ganzen genügte, so waren doch die Gesammtleistungen gegen früher in den letzten Jahren augenscheinlich zurückgegangen. Diese Wahrnehmung, verbunden mit den wachsenden finanziellen Anforderungen, ließen den Gedanken reifen, ob es nicht gerathener sei, mit dem Principal-Régime zu brechen, eine Truppe selbständig zu engagiren und sie der Leitung einer bewährten Persönlichkeit zu unterstellen, mit anderen Worten: aus dem nominellen Hoftheater ein wirkliches zu schaffen. Herzog Bernhard entschloß sich zu diesem Schritte im Jahre 1858.

An die Spitze der neu zu werbenden Truppe trat der treffliche, vielerfahrene August Haake. Die Erwartungen des Publicums wurden freilich nicht gleich erfüllt. An guten Kräften mangelte es zwar nicht, aber sie waren doch etwas eilig zusammengerafft, und so klappte nicht Alles zusammen. Das Meininger Publicum sehnte sich anfängtich nach der alten Bömly'schen Truppe zurück. Im folgenden Jahre ging es schon besser, der Oberregisseur Haake wurde auch heimischer. In den Intendantur-Verhältnissen fand keine Veränderung statt, Intendant blieb der Hof- und Regierungsrath Sillich.

Aber bald nachher trat eine Veränderung ein. An die Spitze der Bühne wurde als Hoftheaterdirector Dr. Karl Locher berufen und zugleich mit den Intendantur-Geschäften provisorisch betraut. Locher hatte früher die akademische Laufbahn eingeschlagen, auch bereits in Heidelberg docirt, ging aber, seiner Neigung folgend, dann zur Bühne. In Weimar trat er als Volontär ein. Von Weimar kam er nach Meiningen. Locher war von großer Liebe zu seinem Fach beseelt und verstand die Direction in edlem Sinne zu führen. Sein Repertoire brachte hervorragende Stücke, und dabei war er doch auch auf möglichste Abwechselung bedacht. Er selbst spielte auch öfters, vielleicht sogar zu viel für einen Director. Sein Auftreten war, weil er so spät erst die Bretter beschritt, nicht ganz leicht und sicher, es war zu viel mit Absichtlichkeit, mit gesuchtem Aplomb verbunden. Dagegen sprach er vortrefflich, ja in den pathetischen Stellen geradezu meisterhaft. Unvergeßtich ist er mir in der Rolle des ersten Chorführers in Schiller's Braut von Messina. Das war überhaupt eine Art Mustervorstellung. Locher hatte die Chöre so überaus sorgfältig und coreect einstudirt, daß die Stimmen wie im Gesang zusammenklangen. Leider mußte Locher Anfangs der sechsziger Jahre der mit so vielem Glück begonnenen theatralischen Laufbahn entsagen wegen eines schweren körperlichen Leidens, dem er auch bald erlag. Nach seinem Abgang wurde der Kammerhere Baron von Stein Intendant, die artistische Leitung übernahm der Oberregisseur Grabowsky.

Eine zweite Periode in der Geschichte der Meininger Bühne hatte mit der Umwandlung derselben in ein wirkliches Hoftheater begonnen. Sie war nur von kurzer Dauer. Eine dritte hebt bereits im Jahre 1866 mit dem Regierungsantritt des Herzogs Georg an. Herzog Bernhard hatte infolge der bekannten politischen Vorgänge zu Gunsten des Erbprinzen resignirt, Herzog Georg übernahm mit der Regierung auch die Sorge für das Hoftheater. Dieser Wechsel war nicht blos ein äußerlicher, sondern er war zugleich mit einer Umgestaltung verbunden. Ehe wir jedoch die neuen Verhältnisse ins Auge fassen, mag noch auf Einiges aus den beiden ersten Perioden des Meininger Theaters hingewiesen werden.

Sowol das Schauspiel wie die Oper wurden gepflegt. In der Wahl der Stücke war man in den ersten Zeiten natürlich auf das Repertoire der Wandertruppen angewiesen, doch wurde auch den Wünschen des Herzogs in entsprechender Weise Rechnung getragen. Eine dem Classischen ausschließlich zugeneigte Richtung machte sich Anfangs nicht geltend, das Repertoire war mannigfach, alle Gattungen waren vertreten, auch classischen Schauspielen widmete man vom Anfang an bereitwillige Sorgfalt. Herzog Bernhard war ein großer Freund der Oper wie auch des feinern Lustspiels. Nachdem das Hoftheater unter seine eigene Leitung gekommen war, erhöhte sich auch sein Interesse, und so war er auch persönlich für die Bereicherung des Repertoires thätig. So übersetzte er zwei kleinere französische Lustspiele, die er in Paris gesehen und die sein Wohlgefallen erregt hatten, und ließ sie mit sorgfältigster Inscenirung und reichster Ausstattung aufführen. Das war in Meiningen, trotzdem der Name des hohen Autors verschwiegen war, offenes Geheimniß. Hier mag noch hinzuzufügen gestattet sein, daß das eine der beiden Stücke, die Picket-Partie, in der Bearbeitung Herzog Bernhard's über mehrere deutsche Bühnen gegangen ist.

In dieser Zeit bewährte sich auch Erbprinz Georg schon als Freund des Theaters in thätiger Weise. Von jeher der Poesie zugethan, hegte er für das Drama und namentlich für das classische eine besondere Vorliebe. Seiner Neigung für das Theater kam auch seine erste Gemahlin, die verstorbene Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen, entgegen. Am erbprinzlichen Hofe wurden öfters Lustspiele aufgeführt; Prinzessin Charlotte that sich durch gewandte Darstellungsweise hervor. Des Erbprinzen Interesse für die Bühne wurde aber später auch noch durch sein Kunststudium und sein eigenes Künstlertalent genährt. Er war als Schüler des älteren Ludwig Lindenschmitt der Historienmalerei gewonnen worden. Für seine Schöpfungen machte er die eindringendsten Kostümstudien. Und eben diese verwerthete er auch für die Hofbühne seines fürstlichen Vaters, indem er nicht allein für die neu zu fertigenden Kostüme Zeichnungen lieferte, sondern auch selbst Kostüme nach seinen Angaben bestellte und der Theatergarderobe zum Geschenk machte. Namentlich war er darauf bedacht, die Personen in den Lustspielen Shakespeare's in getreuer und malerischer Erscheinung vorzuführen. Solche Kostüme hatte man in Meiningen früher nie gesehen. Jetzt traten die Personen auf, als seien sie aus alten Bildern herausgeschnitten. Mit der Treue und Schönheit der Kostüme aber mußte auch die übrige Ausstattung harmoniren, und auch hierin erwarb sich der Erbprinz durch seine künstlerischen Anregungen großes Verdienst.

Es wurde schon Eingangs bemerkt, daß man Kräfte ersten Ranges in Meiningen nicht in Anspruch nahm. Aber gar manche sind als Mitgtieder von Wandertruppen in Meiningen gewesen, oder haben in Meiningen ihre ersten Versuche gemacht, die dann später an größeren Bühnen Anstellung fanden und Bedeutung erlangten. Um nur einzelne Namen zu nennen,

so sei zunächst hingewiesen auf die Herren Schauspieler Rüthling, später in München (leider allzufrüh verstorben), Karl Schultes, später in Braunschweig, jetzt Oberregisseur in Wiesbaden, Förster, später an der Burg in Wien, jetzt Theaterdirector in Leipzig; auch der Tenorist Nachbaur, jetzt in München, war als Anfänger in Meiningen. Die Sängerin Karg, die sich in Leipzig einer so großen Beliebtheit erfreute, begann in Meiningen ihre Laufbahn als Solistin. Ein trefflicher Vertreter der alten Weise war Günther, der Bruder der Günther-Bachmann, der sowol in der Oper wie im Schauspiele in ersten Fächern wirkte und Ausgezeichnetes leistete.

Gastspiele bedeutender Kräfte fanden zwar nicht sehr häufig statt — in den ersten Jahren kommen gar keine vor —, aber doch führte späterhin fast jede Saison eine größere oder kleinere Berühmtheit zu. Einige der hervorragenden Gäste seien genannt: Wilhelm Kunst, Ira Aldrige, Schenk (von München), Lang (von München), Frau v. Bulyovszky, ferner in der Oper: Holzmiller (von Hannover), Tichatscheck, die beiden Formes.

* * *

Die Neigung des Erbprinzen für das Theater war schon in den letzten Regierungsjahren des Herzogs Bernhard eine ausgesprochene. Als dann die politische Umwandlung sich vollzogen hatte, da war es durchaus folgerichtig und wurde auch in Meiningen als ganz natürlich und selbstverständlich empfunden, daß der neue Regent für das Hoftheater, dessen Oberleitung ihm nun oblag, die wärmste Theilnahme hegte und ihm seine Sorgfalt widmete. Herzog Georg mußte aber bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß die überkommene Theater-Einrichtung nicht in gleicher Weise fortbestehen konnte, denn er war unter ungewöhnlichen Verhältnissen auf den Thron gelangt, die ihn nicht in den Vollbesitz der ihm sonst zustehenden Mittel setzen konnten. Sein ernster, auf das Hohe und Ideale gerichteter Sinn konnte sich nicht an voraussichtlich halben Leistungen und Erfolgen genügen lassen. Oper und Schauspiel zugleich zu pflegen, in beiden Gutes und Vollkommenes zu erreichen, war schlechterdings nicht möglich. Eines mußte geopfert werden. Wie begeistert auch Herzog Georg für die Musik war, so entschied er sich doch für die Bewahrung und die concentrirte Pflege des Schauspiels. Das Sängerpaar Viala war schon vorher mit Pension abgegangen, die Entlassung des Opernpersonals machte keine wesentlichen Schwierigkeiten. Ein Chorpersonal wurde beibehalten, weil es manchmal auch im Schauspiel nothwendig ist. Wurde der Oper entsagt, so fiel fortan der Hofkapelle der erhöhte Betrieb der Concertmusik zu. Empfand das Publicum anfänglich schmerzlich den Verlust der Oper, so gewöhnte es sich doch mit der Zeit daran und suchte willkommenen Ersatz in der wachsenden Vervollkommnung des Schauspiels und in seiner herrlichen Inscenirung wie auch in den häufigeren Concerten der Hofkapelle.

An die Spitze und zur Leitung des Hoftheaters berief der Herzog den berühmten und beliebten Dichter Friedrich Bodenstedt, Ehrenprofessor an der Münchener Universität. Bodenstedt schien für einen solchen Posten sich vorzüglich zu eignen. Er war ein trefflicher Kenner Shakespeare's und seiner Vorgänger und Zeitgenossen, hatte die eingehendsten Studien in der Geschichte der englischen Bühne gemacht, war selbst als Dramatiker nicht ohne Erfolg thätig gewesen, hatte auch einmal eine kurze Zeit das Münchener Hof- und Nationaltheater geleitet und besaß schließlich eine ebenso würdige wie gewinnende Persönlichkeit und einen sehr geachteten Namen in der literarischen Welt. Namentlich seine Kennerschaft Shakespeare's, in dessen Werke sich der Herzog in den letzten Jahren immer mehr eingelebt hatte, ließ Bodenstedt als die rechte Kraft erscheinen. Bodenstedt wurde zum Generalintendanten, zum Intendanten sowol des Theaters wie der Hofkapelle ernannt — Intendant der letzteren war vorher der Geh. Cabinetsrath Frhr. von Lilieneron — und erhielt einen ansehnlichen Gehalt, während früher die Intendantur nur als Ehrenamt und unbesoldetes Nebenamt betrachtet wurde. Das persönliche Verhältniß des Herzogs zu Bodenstedt gestaltete sich bald als ein sehr erfreuliches. Auch mit Herzog Bernhard trat Bodenstedt in näheren Verkehr, und so lebte er sich bald in der kleinen Stadt ein. Mit größtem Eifer waltete er seines Amtes und der regierende Herzog gab ihm seine Zufriedenheit auch dadurch zu erkennen, daß er ihn in den erblichen Adelstand erhob. Leider wurde das schöne Verhältniß getrübt und Bodenstedt wurde schon nach dreijähriger Wirksamkeit zur Disposition gestellt. Ohne die directen Gründe für dieses Zerwürfniß suchen und feststellen zu wollen, lag nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten in der Berufung Bodenstedt's und in der Annahme des Rufs von vornherein ein Irrthum. Bodenstedt war schon zu alt für ein solches Amt, und er hatte viel zu lange als freier und unabhängiger Mann und als gefeierte Dichtergröße gelebt, als daß er sich noch in den reiferen Jahren den Fesseln des Beamtenthums und dem Zwang des Gehorsams hätte anbequemen können.

Die artistische Leitung erhielt dann wie vorher der Oberregisseur, spätere Hoftheater-Director und Intendanturrath Carl Grabowsky, ein sehr praktischer und theatralisch geschulter Mann, der den künstlerischen Intentionen des Herzogs volles Verständniß entgegenbrachte und sie zur Ausführung zu bringen wußte. Als Grabowsky wegen vorgerückten Alters abgegangen war, fand der Herzog in dem Regisseur Chronegk, der als Schauspieler namentlich in fein komischen Rollen excellirte, einen ausgezeichneten Nachfolger, ja Chronegk entwickelte in der Schulung der Mitglieder und in der Accuratesse des scenischen Arrangements noch eine bedeutendere und energischere Wirksamkeit. Als jüngere Kraft, nicht beengt von älteren Traditionen der Bühnenwelt, kam er verständnißinnig den reformatorischen Plänen des Herzogs entgegen und führte als Intendanzrath die „Meininger" zu ihren zahlreichen mit Triumph gekrönten Gastspielen.

Indem ich hier meine Mittheilungen schließe, will ich nur noch kurz eines wichtigen Factors im Theaterleben Meiningens besonders gedenken: der herzoglichen Hofkapelle. Während die Wandertruppen wechselten, war sie ein feststehendes Institut, welches bei der durch die Oper bewirkten engen Verbindung mit der Bühne doch auch volle künstlerische Selbständigkeit besaß. Diese wurde, wie wir bereits andeuteten, nach Abschaffung der Oper noch eine größere. Mit der Zeit reifte die Hofkapelle zu einem der ersten Concertinstitute Deutschlands heran und neuerdings ist auch sie gleich dem Hoftheater auf die Wanderung gegangen, um durch ihre eigenartigen Leistungen auch die Musikfreunde anderer Städte zu entzücken. Auch die Meininger Hofkapelle hat ihre langjährige und rühmliche Geschichte. Vielleicht ist es mir vergönnt, auch hierüber gelegentlich einmal aus meinen Erinnerungen Einiges mitzutheilen.

Bücherbesprechungen.

* Auf keinem Gebiete ist die Specialität so weit gediehen, als auf dem der Kalenderliteratur. Dies beweist von Neuem eine uns vorliegende Novität dieses Literaturzweiges, ein Kalender für Geflügelfreunde, redigirt von Gustav Meyer (Druck und Verlag von Wilh. Köhler in Minden). Derselbe enthält außer den üblichen Kalendernotizen und Tabellen belehrende Aufsätze über die nutzbringendsten Hühnerarten, Nutz- und Sportgeflügelzucht im Allgemeinen, über Taubenfütterung, Canarienvögelzucht u. s. w., ferner ein Verzeichniß sämmtlicher Geflügelzüchter- und Thierschutz-Vereine Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, ein Lebensbild

Robert Oettel's, des Begründers der deutschen Geflügelzucht und Vaters der deutschen Geflügelzuchtvereine, und andere für Geflügelzüchter gewiß recht interessante Mittheilungen — und zwar Alles für den billigen Preis von 1 ℳ. Da die Geflügelzucht eine der wenigen Liebhabereien bildet, der wir uns niemals hingegeben haben, so müssen wir auf eine sachverständige Kritik der einzelnen Aufsätze und Abhandlungen des Kalenders verzichten.

⊙ Von der im Hartleben'schen Verlage in Wien erscheinenden Zeitschrift „Neueste Erfindungen und Erfahrungen auf den Gebieten der praktischen Technik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- und Hauswirthschaft", herausgegeben und redigirt von Dr. Theodor Koller, liegt uns das Anfangsheft des IX. Jahrganges vor. Dasselbe bringt auf 48 S. mit vielen Abbildungen Artikel über die neuesten Fortschritte der Fabrikation des Rübenzuckers im In- und Auslande, über praktische Erfahrungen im Gebiete der Galvanoplastik, des elektrischen Beleuchtungswesens, der Buchdruckerei, der Hefenverwerthung, neue chemische, landwirthschaftliche Erfahrungen u. s. w. Der Pränumerationspreis dieser in 13 Heften erscheinenden Zeitschrift beträgt jährlich 4 Gulden 50 Kr. — 7 ℳ. 50 ₰.

△ Eine neue naturwissenschaftliche Monatschrift erscheint seit Neujahr in dem Verlage von Ferdinand Enke in Stuttgart unter dem Titel „Humboldt" in Heften von 4—5 Quartbogen mit Abbildungen zum Preise von je 1 ℳ. Die Tendenz dieser von Dr. Georg Krebs redigirten Zeitschrift geht aus der Zusammensetzung des uns vorliegenden Januar-Heftes hervor, welches gemeinverständlich geschriebene Abhandlungen über das Erdbeben von Casamicciola von Prof. v. Lasaulx, die künstliche Eisbahn auf der Frankfurter Patent- und Musterschutzausstellung von Dr. Krebs, die Schutzfärbung der Thiere von Dr. Knauer, über künstlichen Indigo von Dr. Petersen und fremde Einschlüsse in Hühnereiern von Prof. Landois, daneben eine Uebersicht der Fortschritte auf allen naturwissenschaftlichen Gebieten, eine literarische Rundschau, ein Feuilleton u. s. w. enthält.

** Unter dem Titel „Das Weltall und seine Entwickelung" wird im Verlage von E. H. Mayer in Köln eine Darlegung der neuesten Ergebnisse der kosmologischen Forschung von E. F. Theodor Moldenhauer vorbereitet. Dasselbe wird in 18 Lieferungen zum Preise von je 80 ₰ erscheinen. In den beiden bisher erschienenen Lieferungen wird zunächst das All in seiner Unendlichkeit und der unseren Sinnen zugängliche Raumtheil desselben, die voraussichtliche Zukunft unserer Weltinsel, die Größe und Gliederung unserer kosmischen Heimath u. s. w. dargestellt. Von einer eingehenderen Besprechung des Werkes müssen wir grundsätzlich absehen, so lange dasselbe nicht fertig vorliegt.

Leipzig, 31. Jan. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Auf der Höhe. Internationale Revue von v. Sacher-Masoch. II. Bd. 1. (Jan.-) Heft. Leipzig, Greßner & Schramm. Viertelj. 6 ℳ.

Biedermann, Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Bog. 30/32. (Schluß des 1. Bd.) Breslau, S. Schottländer.

Boch-Arkasy und **Mason,** Lehrbuch der Englischen Sprache. 1. u. 2. u. Supplement-Bd. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 8 ℳ.

Baog und **Jüptner v. Jonstorff,** Zur Sicherheit des Lebens in den Theatern. Wien, Lehmann & Wentzel. 80 ₰.

Brachelli, Statistische Skizze der österr.-ungar. Monarchie ꝛc. 6. Aufl. Leipzig, J. C. Hinrichs.

„ Statistische Skizze der europäischen Staaten. 2. Abth. 5. Aufl. Leipzig, J. C. Hinrichs. 4 ℳ.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 8. bis 10. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 50 ₰.

Chrysen, Schweizer Album-Blätter 1881. Hamburg, J. F. Richter.

Culturkampfes. Ein Vorschlag zur Beilegung des, Von einem freisinnigen Katholiken. Leipzig, Otto Wigand.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgeg. von B. Seuffert. 4. Heft: Gleim, Preußische Kriegslieder von einem Grenadier. Heilbronn, Gebr. Henninger. 70 ₰.

„ **Revue** über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Von Rich. Fleischer. 7. Jahrg. 1. (Jan.-) Heft. Berlin, Otto Janke.

„ **Rundschau** für Geographie und Statistik. 4. Jahrg. 4. u. 5. Heft. Wien, A. Hartleben. à 70 ₰.

Du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne. 5. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 1 ℳ.

Feller und **Obermann,** Das Ganze der kaufmännischen Arithmetik. 14. Aufl. Leipzig, Otto Aug. Schulz. 5 ℳ.

Fessler, Geschichte von Ungarn. 2. Aufl. 23. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Fälsch, Theaterbrände und die zur Verhütung derselben erforderlichen Schutz-Maßregeln. Ergänzungsheft mit einem Verzeichniß der Theaterbrände. Hamburg, Otto Meißner. 1 ℳ.

Gaedertz, Gabriel Rollenhagen, sein Leben und seine Werke. Leipzig, S. Hirzel.

v. Gärtner's Original-Pläne und Studien. Von H. Moninger, München. Selbstverlag.

Gleim, siehe „Deutsche Litteraturdenkmale".

Grieben's dramatische Plauderei: „Auf Regen folgt Sonnenschein". Frankfurter Novitäten-Bühne Nr. 3. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 90 ₰.

Günther's Entwürfe zu Vorträgen und Aufsätzen. 2. Aufl. von Dir. Peschel. Leipzig, Georg Reinhardt. 4 ℳ.

Halleluja. Organ für ernste Hausmusik. 2. Jahrg. 1881. Quedlinburg, Chr. Frdr. Vieweg. 4 ℳ.

Heim, Ueber Bergstürze. Zürich, J. Wurster & Cie. 2 ℳ.

v. Hübner's Spaziergang um die Welt 31. bis 39. (Schluß-) Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. à 1½ ℳ.

Kalender für Geflügelfreunde. Minden, Wilh. Köhler. 1 ℳ.

Kleinpaul, Rom in Wort und Bild. 9. u. 10. Lfg. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther. à 1 ℳ.

Krafft's Roman: „Johannes". Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 2 ℳ.

Kretschmer & Rohrbach, Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 22. u. 23. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag. 8 ℳ.

Leisnig: Mittheilungen des Geschichts- und Alterthumsvereins 6. Heft. Selbstverlag des Vereins.

v. Leixner, Unser Jahrhundert. 35. u. 36. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 ₰.

Ludassi, Der Sprachen- und Völkerkampf in Ungarn. Leipzig, Oswald Mutze. 1,50 ℳ.

Mariana, Das jetzige Papstthum und der Socialismus. Berlin, Rich. Wilhelmi.

v. Meyden und **H. Frauberger,** Die Erfindungen der neuesten Zeit. 2. bis 4. Heft. Leipzig, Otto Spamer. à 50 ₰.

Neueste Erfindungen und Erfahrungen. Zeitschrift von Dr. Th. Koller. IX. Jahrg. 2. Heft. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰, jährl. 13 Hefte 7,50 ℳ.

Ouaet'hal, Das, die Lehre von dem Brahm. Dresden, C. Heinrich.

Paßkarte, Verzeichniß sämmtlicher gleichnamigen und ähnlich lautenden, des Deutschen Reiches und Oesterreich-Ungarns ꝛc. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt.

Rückert's gesammelte poetische Werke. Neue billige Ausgabe. 9. bis 13. Lfg. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. à 60 ₰.

Ruhmer, Der Brand des Ringtheaters in Wien, ein Gottesgericht. Alt-Tschau bei Neusalz a. O., Verlag der Anstalt „Kommet zu Jesu". 40 ₰.

Sanktionsrecht des Königs bei Grundgesetz-Veränderungen. Gutachten der juristischen Fakultät zu Christiania über das, Uebersetzt von E. Jonas. Leipzig u. Oberhausen, Ad. Spaarmann.

Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 5. Heft. Berlin, Weidmann.

Schmoller, Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft. 6. Jahrg. 1. Heft. Leipzig, Duncker & Humblot 7 ℳ.

Schappe's Lustspiel: List um List. Philadelphia und Leipzig, Schäfer & Konradi.

Schulz, Die Kunst des Bauchredens. Erfurt, Fr. Bartholomäus. 2 ℳ.

v. Schweiger-Lerchenfeld, Griechenland in Wort und Bild. 1. u. 2. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. à 1½ ℳ.

Sehrwald, Deutsche Dichter und Denker Geschichte der deutschen Literatur. 1. u. 2. Lfg. Altenburg, Oskar Bonde. à 2 ℳ.

Sepp, Die Felsenkuppel, eine Justinianische Sophienkirche und die übrigen Tempel Jerusalems. München, M. Kellerer. 3 ℳ.

Stieler's Handatlas, neue Ausgabe in 95 Karten 27. bis 29. Lfg. Gotha, Justus Perthes. à 1,80 ℳ.

Stursberg, Die Bagabundenfrage ꝛc. Düsseldorf, L. Voß & Cie. 1 ℳ.

Voigt's Allgemeine Zinsen- und Dividenden-Tabelle. 2. Jahrg. Nr. 1. Berlin, Franz Voigt's, Coupons-Cassirers der Berliner Handels-Gesellschaft, Selbstverlag. Jährl. 10 ℳ.

Vom Fels zum Meer. Illustrirte Zeitschrift. 1. Bd. 5. (Febr.-) Heft. Stuttgart, W. Spemann. Viertelj. 3 ℳ.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung ꝛc. 1. (Jan.-) Heft. Leipzig, Richard Lesser. Viertelj. 1 ℳ.

Wahin steuern wir im deutschen Reich? Ein Entweder — Oder für den deutschen Liberalismus. Basel, Benno Schwabe.

Zimmermann's Festvortrag: Toleranz und Intoleranz. Leipzig, H. Haessel.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 8.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 11. Sonntag, den 5. Februar. 1882.

Inhalt: Schiller in Carlsbad. — Pariser Briefe. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Musikbericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Bücherbesprechungen (Vergleichende Zahlen und Bilder zur Reichssteuerfrage, von Philipp Gerstfeldt. Bergmännisches Wörterbuch, von Julius Dannenberg und W. A. Franz. Ein Spaziergang um die Welt, von Alex. v. Hübner).

Schiller in Carlsbad.
1791.

An dem in Carlsbad am rechten Tepelufer, oberhalb der Sprudelcolonnade gelegenen, durch Wegreißung des Hauses „zur schönen Sklavin" entstandenen sogenannten „Dr. Becher-Platze" befindet sich ein altes, „zum weißen Schwan" benanntes Haus, und an demselben eine dunkle Marmortafel, auf welcher in goldenen Lettern die Inschrift zu lesen ist:

Zur Erinnerung
an Schillers Aufenthalt in Carlsbad.

Daneben ist eine zweite Tafel angebracht, die mit der Unterschrift: „Julius Kornik aus Berlin 1876" einige, übrigens auch auf der Schillersäule in Blasewitz zu lesende, mit den nicht völlig neu zu nennenden Worten: „Wandrer! Hemme den Schritt!" anhebende Verse enthält, in denen Goethe's bekannter Ausspruch:

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht,

umschrieben wird.

Daß Schiller vor nunmehr gerade 90 Jahren in Carlsbad war, ist längst bekannt. Daß er dabei im „weißen Schwan" gewohnt, besagt eigentlich die Inschrift selbst nicht. Auch lautet die Goethe's Aufenthalt in Carlsbad feiernde, an dem Hause „zu den 3 Mohren" befindliche Gedenktafel genau ebenso, obgleich dieser Dichter nach Hlawaczek's: „Goethe in Carlsbad" (1877) bei seiner 13maligen Anwesenheit nur 9mal in jenem Hause gewohnt hat. Ein unbedingter Verlaß wäre überdies auf eine solche Angabe schwerlich zu setzen. Wenigstens erzählte man sich im vergangenen Sommer in Carlsbad, daß, obgleich eine ähnliche, an dem im oberen Theile der sogenannten alten Wiese gelegenen Hause: „zum rothen Adler" befindliche Tafel besagt, daß Peter der Große 1711 und 1712 daselbst gewohnt, neuere, von Heinrich Laube in den Carlsbader Archiven und in dort vorhandenen Zeichnungen und Grundrissen angestellte Forschungen zur Evidenz ergeben hätten, es habe an derjenigen Stelle, wo der jetzige rothe Adler steht, zu jener Zeit und mindestens bis 1720 ein Haus überhaupt nicht gestanden, der fragliche Platz vielmehr den Namen: die Wiese damals noch mit Recht getragen. Mit Schiller's Wohnen im weißen Schwan mag es übrigens, wie wir weiter unten sehen werden, seine vollständige Richtigkeit haben; auch liegt bei ihm die Sache insofern anders, als Schiller Carlsbad nur eben jenes eine Mal besuchte und das jene Bezeichnung tragende Haus, wie schon dessen äußere Erscheinung verräth, jedenfalls noch aus dem vorigen Jahrhundert herrührt.

Die biographischen Forschungen in Betreff des Lebens und Schaffens der beiden Heroen unserer classischen Literatur haben nicht selten eine solche, so zu sagen, topographische Richtung eingeschlagen. Goethe's Beziehungen zu Leipzig, Straßburg und Sessenheim, Wetzlar, Eger, Dresden u. s. w. sind zum Gegenstand besonderer, oft sehr bedeutender Schriften gemacht worden. Das Schriftchen: „Goethe in Carlsbad" erwähnte ich bereits. In Betreff Schiller's besitzen wir ein sehr lesenswerthes Buch Josef Rank's: Schillerhäuser (Leipzig 1856), das des Dichters Wohnstätten zu Marbach, Oggersheim, Bauerbach, Gohlis, Loschwitz, Volkstädt, Rudolstadt, Jena und Weimar bespricht, und C. v. Wurzbachs überaus reich ausgestattetes „Schillerbuch" stellt die Abbildungen der meisten dieser Schillerhäuser, denen noch das Schillerhaus zu Lauchstädt beigefügt ist, zusammen. Des weißen Schwans in Carlsbad wird dabei nicht gedacht, auch ist mir keine Abbildung dieses Hauses vorgekommen. Allerdings dürfte auch kein ausreichender Grund vorliegen, diesen Aufenthalt, wie es in Hlawaczek's Broschüre hinsichtlich Goethe's geschehen, zum Gegenstand einer ausführlichen, besonderen Schrift zu machen. Goethe weilte in der Zeit von 1785 bis 1823, wie gedacht, im Ganzen 13mal und in der Regel viele Wochen, ja bisweilen mehrere Monate hindurch in Carlsbad; es geschah dies zum Theil wenigstens zu einer Zeit, zu welcher er bereits auf dem Gipfel seines Ruhmes und Ansehens stand; er bildete daselbst schon aus diesem Grunde, sowie wegen seiner persönlichen Stellung gewissermaßen einen Mittelpunkt der gebildeten Gesellschaft; er hat sich in seinen Schriften dichterisch sowol, wie geognostisch vielfach mit dem Bade, seinen Quellen und Umgebungen beschäftigt, ja eine bis in die neuere Zeit vielfach zum Kaufe ausgebotene kleine Sammlung von in der Carlsbader Gegend zu findenden Fossilien, dieselbe Joseph Müller'sche Sammlung, welche er dem großen Freunde unter dem 13. Juni 1797 mit den, man weiß nicht, ob den Absender, oder den Empfänger höher ehrenden Versen:

Dem Herren in der Wüste bracht'
Der Satan einen Stein
Und sagte: Herr! durch Deine Macht
Laß es ein Brödchen sein!

Von vielen Steinen sendet Dir
Der Freund ein Musterstück;
Ideen giebst Du bald dafür
Ihm tausendfach zurück.

übersendete, ist durch ihn befördert, geleitet, katalogisirt und beschrieben, auch vielfach unter der Aegide seines großen Namens verkauft worden. Schiller besuchte dagegen Böhmen nur eben im Sommer 1791; er war damals sehr krank und von der vorausgegangenen schweren Erkrankung so angegriffen, daß, wie Prof. K. L. Reinhold aus Jena an J. Baggesen schreibt, der Arzt nicht frei von Sorge darüber war, ob er die Beschwerlichkeiten der Reise überstehen werde; auch kann er sich, wie wir sehen werden, nur sehr kurze Zeit daselbst aufgehalten haben; er hatte zu jener Zeit weder seine hauptsächlichen

philosophischen Schriften, noch die großen, hinter dem Don Carlos liegenden Tragödien, noch auch seine Balladen und das Lied von der Glocke, kurz wenig von Demjenigen geschrieben, worauf sein späterer Ruhm sich hauptsächlich gründete; von keinem seiner Werke ist zu constatiren, daß er es in Carlsbad gedichtet, und abgesehen von dem nach der Bezeichnung der Frau v. Schiller allerdings von ihrem Gatten herrührenden, „an den Gesundbrunnen zu C . . . . ." gerichteten Xenion:

Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen;
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verspürt.

wüßte ich keine Stelle in seinen Schriften, in welcher er des Sprudels oder der dasigen Gegend gedächte; ja wir besitzen, außer einem weiter unten zu erwähnenden kurzen Empfehlungsbrief, nicht einmal einen von Carlsbad aus geschriebenen Brief des Meisters, und es scheint daher, daß er, leider durch körperliche Schwäche dazu genöthigt, das far niente, welches die Badeärzte ihren Opfern so angelegentlich zu empfehlen pflegen, aufs Pünktlichste beobachtet hat. Frau v. Wolzogen, die ihn nebst seiner Gattin auf dieser Reise begleitete, erzählt in ihrer Biographie davon nur, daß er dieselbe Ende (?) Juli angetreten und dort sehr eingezogen gelebt habe. Blos die Bekanntschaft mit einigen bedeutenden österreichischen Officieren habe ihn interessirt und ihm neue Ansichten dieses Standes, in den er, seines Wallensteins wegen, gern hineingeschaut, gegeben. In Eger habe er das Rathhaus besucht und ein Bild Wallenstein's gefunden. Weiteres in dieser Beziehung haben auch weder Hoffmeister (Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhange Bd. II, S. 269 f.), noch G. Schwab (Schiller's Leben S. 438), noch Palleske (Schiller's Leben und Werke 5. Ausg., Bd. II, S. 230 ff.) angemerkt, nur daß Ersterer die Reise auf Ende Juni, der Letztere dagegen auf den Anfang des Juli verlegt. Vollständiger und genauer berichtet der neueste und wol auch gründlichste Biograph des Meisters, Heinrich Düntzer, den Sachverhalt, wenn er erzählt: am 9. Julius 1791 habe Schiller in Begleitung seiner infolge aller Sorgen selbst äußerst leidenden Gattin und seiner Schwägerin — die übrigens damals noch den Namen ihres ersten Gatten, v. Beulwitz, trug — die Reise angetreten, in Eger das Rathhaus, wo er ein Bild Wallenstein's gefunden, ingleichen das Pachhäbel'sche Haus, in welchem derselbe gefallen, besucht. Von seinem Carlsbader Umgang erwähnt derselbe, außer den gedachten österreichischen Officieren, namentlich noch die Grafin Lanthieri v. Wagersperg aus Grätz, eine genaue Bekannte Carl August's und Goethe's, welche großen Antheil an ihm genommen. Nur sehr langsam habe er sich erholt. An arbeiten sei nicht zu denken gewesen, doch habe ihn das Nachdenken über die Fortsetzung seines Geistersehers unterhalten, die bedeutender habe werden sollen, als selbst die einsichtigste Beurtheilung desselben sich gedacht habe. Leider sei die Kur zu früh unterbrochen worden, weil seine Schwägerin bei dem am 5. August erfolgenden Einzuge des eben (am 21. Juli) vermählten Erbprinzen in Rudolstadt nicht habe fehlen dürfen. Zur Nachkur habe er sich nach Erfurt begeben, wo er, wie aus einem Briefe der Frau v. Stein an seine Ehefrau (Urlichs: Charlotte v. Schiller und ihre Freunde Bd. II, S. 282) erhellt, am 23. August bereits angekommen war, und wo er, wie weiter aus einem Briefe Schiller's an Wieland vom 3. October 1791 zu ersehen, den Egerbrunnen mit gutem Erfolge brauchte.

Das dürfte — außer einer kleinen Zeichnung von J. Ch. Reinhart, welche die Unterschrift: „Fr. Schiller in Carlsbad" trägt und den Dichter mit einem großen Strohhute bekleidet, auf einem Esel sitzend und eine Pfeife rauchend darstellt und von der die „Leipziger Illustrirte Zeitung" (Jahrg. 1848) einen, auch in v. Wurzbach's Schillerbuche (Tafel XXXIX), sowie in Düntzer's mehrerwähnter Lebensbeschreibung S. 360 wiederholten Abdruck brachte, Alles sein, was bis in die neuere Zeit über Schiller's Reise nach und dessen Aufenthalt in Carlsbad bekannt geworden war. Die von Düntzer gemachten specielleren Zeitangaben beruhen einerseits auf einem vom 3. Juli 1791 datirten, von Frau v. Schiller nach dem Dictate ihres Gatten von Rudolstadt, wo der Dichter den letzten und schwersten Krankheitsanfall vor dieser Reise zu überstehen hatte, an dessen damaligen Hauptverleger Göschen, den Herausgeber des historischen Kalenders für Damen, für dessen Jahrgänge 1791, 1792 und 1793 er gerade damals die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs schrieb, gerichteten, in den Grenzboten (1870, 2. Quartal, S. 379 unter Nr. 15) veröffentlichten Briefe*), in dem Schiller erklärt, in 6 Tagen nach Carlsbad reisen zu wollen, sowie andererseits auf dem allerdings undatirten, jedenfalls aber von Carlsbad aus an Körner geschriebenen und von diesem unter dem 8. August 1791 beantworteten Briefe (Briefwechsel mit Körner 1. Ausg. Bd. II, S. 252 ff. 2. Aufl. Bd. I, S. 417 ff.), in dem er den Hofgerichtsassessor v. Pape aus Hannover, „eine ihm sehr werth gewordene hiesige Bekanntschaft", dem Freunde empfiehlt, zugleich aber mittheilt, daß er, weil Verhältnisse seine Schwägerin nöthigten, bei der Ankunft des Erbprinzen mit seiner neuvermählten Gemahlin in Rudolstadt gegenwärtig zu sein, auf den Wunsch, seine Dresdner Freunde zu umarmen, verzichten müsse. Denn, wie wir von anderwärts wissen (zu vergl. Schiller und Lotte, 3. Ausg. Herausgegeben von W. Fielitz. Bd. 3, S. 41), erfolgte jener prinzliche Einzug bereits am 5. August 1791. Da die Reise von Rudolstadt nach Carlsbad, sowie eine solche von da nach Erfurt, berücksichtigt man die damaligen Verkehrsverhältnisse, von dem kranken Manne auch auf dem directesten Wege nicht in weniger Zeit, als in je drei Tagen zurückgelegt werden konnte, so bleiben schon hiernach, und selbst wenn man annimmt, daß der Besuch der Stadt Eger und die, übrigens allem Anschein nach (Grenzboten a. a. O. S. 383 u. 380) mit Göschen gemeinsam vorgenommene Besichtigung der dasigen historisch-merkwürdigen Localitäten auf der Durchreise erfolgte, für den eigentlichen Kurgebrauch kaum volle drei Wochen (10. Juli bis 2. August), d. h. ein Zeitraum, der für eine erfolgreiche Brunnenkur kaum für ausreichend zu erachten sein dürfte. Es gewinnt jedoch noch überdies, wie wir weiter sehen werden, sogar den Anschein, als wenn sein Verbleiben daselbst noch weiter eingeschränkt worden sei.

Das Leben unseres Schiller ist von den dankbaren Epigonen mit so minutiösem Fleiße erforscht, die Schriften und Briefwechsel der Zeitgenossen sind zu dem Ende so sorgsam untersucht worden, daß man das Auffinden neuer Thatumstände in dieser Hinsicht kaum für möglich halten sollte. Gleichwol ist in unserer, allen Arten von Ausgrabungen besonders günstigen Zeit über Schiller's Aufenthalt in Böhmen einiges neue, wenn auch, wie wir im Voraus bekennen, nicht gerade bedeutende Material zu Tage gefördert worden.

Da es bei derartigen verspätigten Auffindungen wesentlich mit auf die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses ankommt, müssen wir über die Natur dieser neuen Quelle ein paar Worte vorausschicken. (Schluß folgt.)

*) Leider sind die 27 hier mitgetheilten Urkunden, die sich ohne Ausnahme recht eigentlich als „Geschäftsbriefe" darstellen, dem Sammelfleiße Goedeke's bei Zusammenstellung und Herausgabe der „Geschäftsbriefe Schiller's" (Leipzig 1875) entgangen und wir haben dies ebenso zu beklagen, wie die — nach S. 23 allerdings absichtliche — Weglassung der in der neuen Hamburger Modenzeitung: Jahreszeiten 1853 Nr. 42 S. 2263—2276 veröffentlichten, an Fr. L. Schröder gerichteten Geschäftsbriefe des Meisters.

Briefe aus Paris.

(Die Sühnkapelle zum Gedächtniß an Ludwig XVI. — Die sittlichen Zustände in Paris. — „Tausend und Eine Nacht", das große Zauberstück im Theatre des Châtelet.)

Paris, im Jan. Ich beginne diese Zeilen an einem düsteren Erinnerungstage, an welchem ganz Frankreich sich mit einem Trauerflor bedecken sollte. Es ist der 21. Januar, der Todestag Ludwig XVI. Nach dem Sturze des ersten Kaiserreiches, unter der Regierung Ludwig XVIII. wurde hier in Paris zum ewigen Gedächtniß an den von einem verirrten Volke an dem wohlwollendsten und gütigsten der Könige verübten blutigen und entsetzlichen Frevel eine Sühnkapelle — la Chapelle expiatoire — errichtet. Noch vor zwanzig Jahren etwa, dem Zeitraume, auf welchen ich meine Pariser Erinnerungen nunmehr zurückführen kann, war das Stadtviertel, in welchem sich dieses Monument erhebt — unweit der Madeleine-Kirche in einem Gemüsegarten, der in alten Zeiten zu einem hier errichteten Benedictiner-Kloster gehörte — noch ganz öde und still. Die Kapelle, die von einem ziemlich großen, auf allen Seiten von hohen Mauern eingeschlossenen Garten umgeben war, bot ganz den düstern und trostlosen Anblick, der sich für ein derartiges Trauer- und Sühndenkmal eignet. Eine dunkle Taxushecke hegte den vor dem Gebäude befindlichen, von Trauerweiden überschatteten Platz ein; so oft man diesen Platz überschritt, konnte man sich einer tiefen Melancholie nicht erwehren; die Schulkinder selbst, die auf diesem Platz ihre Spiele zu treiben pflegten, schienen hier ihres Lebens nicht recht froh zu werden, ihr Lachen klang nicht natürlich, sie schaukelten sich nur schüchtern und ängstlich auf den eisernen Ketten, welche die Steinsäulen vor der Kapelle untereinander verbinden.

Seit dem zweiten Kaisereiche ist dies Alles ganz anders geworden; das Stadtviertel, das ehemals so verwahrlost war, hat eine andere Physiognomie erhalten, es ist [illegible]rtig in seiner ganzen Länge von einem der schönsten Boulevards, dem „Boulevard Houßmonn" durchzogen; in den angrenzenden Straßen sind prächtige Häuser mit elegenten Kousläden entstanden und die düstere Sühnkapelle ist mit einem schönen Square umgeben worden, so daß dieses einer der entsetzlichsten Katastrophen der menschlichen Geschichte gewidmete Denkmal, um welches noch vor verhältnißmößig wenigen Jahren blutige und tragische Schatten zu schweben schienen, gegenwärtig einen fast koketten Anblick gewährt. An Würde und Majestät hat die Chapelle expiatoire dadurch ganz entschieden verloren; aber es war ja das Princip des Kaiserreiches, durch seine Feste, durch seinen Glanz und Luxus die Aristokratie an sich zu ziehen und so durfte dieses den schmerzlichsten Erinnerungen der königstreuen französischen Aristokratie gewidmete Mausoleum von dem imperialistischen Luxus ebenfalls nicht verschont bleiben.

Auf dem Platz, wo sich gegenwärtig die Kapelle erhebt, der, wie ich schon gesagt, in alten Zeiten ein Klostergorten gewesen und nachmals in einen Kirchhof verwandelt worden war, wurden zunächst die Opfer beerdigt, die bekanntlich bei dem verunglückten Feuerwerke ums Leben gekommen waren, welches bei Anlaß der Vermählungsfeierlichkeiten Ludwig XVI. mit Marie Antoinette auf dem damaligen Platze Ludwig XV., dem heutigen Concordien-Platze abgebrannt wurde. Die abergläubischen Seelen, die in diesem Unfalle domals ein böses Omen erblickten, sollten in diesem Falle leider Recht behalten. Am 10. August 1792 wurden hier die treuen Schweizer beerdigt, die bei der Vertheidigung der königlichen Sache gefallen waren. Am 21. Januar 1793 wurde bei einbrechender Dunkelheit von mehreren Sansculotten unter Absingung von Schandliedern ein elender halb zerbrochener Karren auf diesen Kirchhof gefahren. Der Karren enthielt die blutigen Ueberreste Ludwig XVI., wie sie vom Schaffot herabgenommen worden waren!! Die französischen Sansculotten hatten vor ihrem todten König noch weniger Achtung als die englischen Revolutionäre vor der Leiche Karl I. Der unglückliche Ludwig XVI. erhielt nicht einmal einen Sarg, in welchem irgend ein beliebiger Cromwell ihn noch hätte betrachten können. Der königliche Leichnam wurde in ein offenes Grab geworfen und mit glühendem Kalk überdeckt . . . das war das Begräbniß des Nachfolgers Heinrich IV. und Ludwig XIV. Oht menschliche Größe! . . . . Am 16. October desselben Jahres endlich erschien ein zweiter ebenso elender Karren vor der kleinen Kirchhofsthüre, der die mit Lumpen überdeckten blutigen Reste und das weiße, ganz blutlose und immer noch schöne Haupt der Königin Marie Antoinette enthielt. Das war Alles, was von dieser einst so gefeierten Königin übrig blieb, der in Versailles und in Trianon alle Herzen entgegengeschlagen hatten und welcher die Stadt Nancy, als sie zum ersten Male den französischen Boden betrat, ein Bett von Rosen angeboten hatte! Bei einem meiner hiesigen Bekannten, einem treuen Legitimisten, der mit großer Pietät allerlei Erinnerungen an jene entsetzliche Zeit gesammelt hat, habe ich mit meinen eigenen Augen die nachstehende, auf ein schmutziges Blott Papier geschriebene Rechnung gesehen, deren haarsträubender Lakonismus mir das Blut in Wallung gebracht hat:

Rechnung für die Wittwe Capet.

Der Karren für ihren hingerichteten Mann 4 Livres.
Für das Grab und den Todtengräber . . 14 Livres.

Ich habe diese Rechnung, ein entsetzliches historisches Document, abgeschrieben und wörtlich übersetzt.

Nach dem Sturz des ersten Kaiserreiches und der Rückkehr der Bourbons nach Frankreich wurden die irdischen Ueberreste Ludwig XVI. und Marie Antoinettens aus diesem Kirchhofe entfernt und in die Königsgruft nach Saint-Denis übergeführt; auf dem Kirchhofe aber wurde die Chapelle expiatoire, ein an sich unschönes und plumpes Gebäude, errichtet. Ja dieser Kapelle pflegen nun am 21. Januar und am 16. October jedes Jahres die Legitimisten einem Trauergottesdienst zum Gedächtniß der königlichen Märtyrer beizuwohnen. Ich meine, daß diese Pflicht der Pietät selbst vom streng republicanischen Standpunkte aus nicht verworfen werden kann. Die Wilden gestatten ja sogor ihren Feinden, daß sie ihre Todten beweinen dürfen. Die hiesigen Radicalen, Communisten und Intransigentes scheinen indessen in dieser Beziehung sogar den Wilden nachstehen zu wollen. Ein radicaler Abgeordneter, vermuthlich von seinen Gesinnungsgenossen dazu angetrieben, hat die sich jeder parlamentarischen Bezeichnung entziehende Absicht zu erkennen gegeben, in der Kammer die Schließung der Chapelle expiatoire zu beantragen, unter dem betrüglichen Vorwande, daß der Grund und Boden, auf welchem die Kapelle sich erhebt, der Stadt gehöre. Unter diesem Vorwande könnten schließlich, wenn es der Kammer so beliebte, die sämmtlichen Kirchen von Paris abgetragen werden. Diese ganz unglaubliche Interdictionsdrohung hat vorläufig keine andere Wirkung gehabt, als bei der heutigen Erinnerungsfeier an den Tod Ludwig XVI. eine noch größere Anzahl von Trauernden und Andächtigen in die Chapelle expiatoire zu ziehen. Das ganze Faubourg Saint-Germain war vertreten. Jener radicale Abgeordnete, auf seinen Namen kommt ja wenig an, hat also mit seiner Drohung nichts ausgerichtet. Diese Drohung, die man fast lächerlich finden könnte, wenn sie nicht so überaus empörend wäre, entspricht übrigens nur dem Bedürfniß, von welchem die Herren Radicalen besessen scheinen, immer von sich reden zu machen und die öffentliche Aufmerksomkeit um jeden Preis auf sich zu ziehen. Die Revolutionäre von 1793 waren schon von diesem fieberhaften Bedürfnisse gepeitscht, welches sie nach und nach zu den Grausamkeiten geführt hat, die sie vor ganz Europa gebrandmarkt und ihre Namen für alle Zeiten verabscheuungs-

würdig gemacht haben. Wenn es indessen den modernen Radicalen, Socialisten, Communisten oder wie sie sich sonst nennen mögen, beikommen sollte, die Greuelthaten ihrer Vorfahren nachahmen zu wollen, so ist man in Frankreich nunmehr endlich gewitzigt genug, um ihnen mit der nöthigen Energie entgegenzutreten, man will keine Extreme mehr, selbst das Volk in seiner großen Masse nicht. Die Verherrlichung jener unerhörten und abscheulichen Schandthaten der großen französischen Revolution ist schon ein grober Fehler, ja eine Sünde, denn diese Verherrlichung ruft in dem so leicht erregbaren französischen Volke die bösen Instincte wach und wirkt demoralisirend auf die Massen. Was aber kümmern sich die Herren Radicalen um die Moralisirung oder Demoralisirung der Massen!

Und dennoch ist diese Demoralisirung nie bedenklicher, ich möchte sagen erschreckender zu Tage getreten, als seitdem die Herren Radicalen wieder in Frankreich das Oberwasser haben. Wie alle Regierungen, die in dem schönen Lande Frankreich in bunter Reihenfolge sich einander abgelöst haben, so beschäftigt sich zwar allerdings auch die gegenwärtige mit dem Verfall der Sitten und der in allen großen Städten, namentlich aber hier in Paris immer mehr um sich greifenden Corruption. Früher hatte man für diese in der That überaus mißlichen und bedenklichen sittlichen Zustände einen Sündenbock gefunden. Dieser Sündenbock war das Kaiserreich, das corrumpirte und corrumpirende Kaiserreich, das alle Sünden Israels auf sich nehmen mußte. Das Kaiserreich ist nunmehr verschwunden, die Sitten sind aber nicht besser geworden, im Gegentheil, sie haben sich noch verschlimmert. Die Zahl der Verbrecher, namentlich der rückfälligen Verbrecher, mehrt sich in ganz erschreckender Weise. Vor Kurzem erst meldete die Gerichtszeitung — Gazette des Tribunaux — den geradezu haarsträubenden Fall, daß ein junger Mann von kaum neunzehn Jahren bereits zum elften Male wegen Diebereien und liederlichen Umhertreibens hätte abgestraft werden müssen. Auf die Bemerkung des Gerichtspräsidenten, daß ihn vermuthlich sein schlechter Umgang so oft mit den Gerichten und der Polizei in Conflict bringe, hatte der hoffnungsvolle Jüngling die Stirn zu antworten: „Wie so, mein schlechter Umgang? Ich befinde mich ja in einem fast ununterbrochenen Umgange mit dem Gerichtspersonale und den Polizei-Sergeanten!“ Auf französisch klingt das Geschichtchen noch besser: Der Gerichtspräsident sagt: „Ce sont probablement vos mauvaises fréquentations qui vous conduisent si souvent sur ces bancs!“ Der Vagabund antwortet: „Comment, mes mauvaises fréquentations? Mais je passe ma vie avec les magistrats et les sergeants de ville!“

Die brutale Realität zwingt sogar die Republicaner zu dem Eingeständniß, daß der sittliche Verfall unter der Republik zugenommen und daß Paris für den hier nie unmöglichen Fall einer neuen Revolution wieder sehr gefährlichen und leicht explosiblen Zündstoff angesammelt hat. Wer es noch vor wenigen Jahren hätte wagen wollen, eine solche Behauptung aufzustellen, wäre entweder ausgelacht oder mit hohlen aber wohltönenden Phrasen überschrieen worden. Paris wurde noch vor kurzer Zeit als eine neu aufgehende Sonne hingestellt, deren blendende Strahlen die ganze Welt erleuchteten. Die Pariser waren ein Heldenvolk, das sich nur für das allgemeine Beste zu begeistern und aufzuopfern vermochte. Der „erhabene Pöbel“ — la populace sublime — um mich eines Ausdruckes von Victor Hugo zu bedienen, der gerade in dieser Richtung viel gesündigt hat, besaß alle Tugenden und alle hohen republicanischen Eigenschaften; sogar die Mordbrenner und Banditen der Commune waren nur arme, unglückliche Verirrte, die nichts sehnlicher verlangten als reumüthig ins geliebte Vaterland und in die ihnen so theure Stadt Paris, die sie beinahe in Staub und Asche verwandelt hätten, zurückkehren zu dürfen. Diese lyrische Phase hat indessen nun ihr Ende erreicht. Die armen, unschuldigen, verirrten Communisten sind zwar infolge der allzugroßen Milde der gegenwärtigen Machthaber glücklich zurückgekehrt in ihr liebes Paris, das noch die Spuren ihrer Schreckensherrschaft trägt; aber sie sind nicht reumüthig und von ihrer Schuld durchdrungen, sondern zügelloser und herausfordernder denn je, so daß man alle Hände voll zu thun hat, um sie nur einigermaßen im Zaum zu halten und sich vor ihren revolutionären Uebergriffen zu schützen.

Diesen sehr mißlichen Zuständen, sowie dem immer bedenklicher um sich greifenden sittlichen Verfall gegenüber ist man zu der Erkenntniß der Nothwendigkeit einer gesetzlichen Abhilfe gelangt. Man ist gegenwärtig mit der Ausarbeitung eines sogenannten Recidivisten-Gesetzes — une loi contre les récidivistes — das heißt eines Gesetzes gegen rückfällige Verbrecher beschäftigt. Nach diesem Gesetze sollen alle Verbrecher, die bereits drei Mal bestraft sind, wenn sie sich zum vierten Male eines Vergehens schuldig gemacht haben, in eine zu gründende überseeische Straf- und Besserungs-Colonie verbannt werden. Die Dauer dieser Verbannung soll nicht unter zehn Jahren sein und soll zwanzig Jahre nicht übersteigen. Man hat bei diesem Gesetze namentlich die jugendlichen Verbrecher im Auge, bei denen gerade die Recidivfälle am häufigsten zu beklagen sind. Für die Nothwendigkeit eines solchen Gesetzes spricht der nachstehende Fall, der mir von competenter und unbedingt glaubwürdiger Seite mitgetheilt worden ist. Ein Untersuchungsrichter hat einen Angeklagten zu vernehmen, der sich bereits verschiedene Diebstähle hat zu Schulden kommen lassen, die er mit großer Gewandtheit ausgeführt hat. Der Untersuchungsrichter befiehlt, daß der Angeklagte vorgeführt werde und durchblättert mittlerweile die Acten und bereitet das Protokoll vor; als er aufblickt, sieht er wol den Gendarmen vor sich stehen, vom Angeklagten aber keine Spur. „Wo ist der Angeklagte?“ fragt der Richter. „Hier steht [illegible] antwortet der Gendarm. Der Untersuchungsrichter [illegible]ch und sieht einen dürftigen, elenden, schwächlichen Knaben vor sich stehen, der noch so klein ist, daß sein Kopf das richterliche Bureau nicht überragt; der Richter muß den Knaben auf einen Stuhl steigen lassen, um ihn von seinem Schreibtische aus verhören zu können; das Kind, noch nicht ganz zehn Jahre alt, war schon vier Mal wegen allerhand Spitzbübereien und liederlichen Umhertreibens bestraft worden ... Ein solcher Fall allein genügt, um die Nothwendigkeit eines Gesetzes darzuthun, das solche junge Seelen, die ja doch entschieden nur durch das böse Beispiel, oft sogar gezwungen, zum Verbrechen geführt worden sind, retten könnte. Der Transport in eine überseeische Besserungs-Colonie, der die Verbrecher aus der verpesteten Mitte, in der sie sich bewegt haben, ganz und gar herausreißen würde, scheint in der That ein glücklich gefundenes Mittel zu einem solchen Zwecke.

Die Leser dieser Blätter würden aber zu einem begründeten Vorwurfe gegen mich berechtigt sein, wenn ich den ganzen Inhalt dieses Briefes der Besprechung so trüber, ja trostloser Gegenstände widmen wollte, die allerdings einen erschütternden Blick in die bas-fonds des Pariser Lebens thun lassen. Wenden wir uns wieder ab von diesen Schattenseiten der großen Stadt und richten wir unsere Aufmerksamkeit auf eine ihrer Glanzseiten, das heißt auf ihr Theaterleben. Es ist jetzt gerade der günstigste Moment des Jahres für den Theaterbesuch. Wir sind au coeur de l'hiver, das ist die goldene Zeit für die Herren Theaterdirectoren und relativ auch für das Publicum. Unter allen den theatralischen Sehenswürdigkeiten, an denen dieser Winter hier wieder eine reiche Auswahl bietet, zieht namentlich eine Novität das Publicum im allerhöchsten Maße an, es ist ein großes Zauberstück, das unter dem Titel: „Tausend und Eine Nacht“ — Les mille et une nuits — im Theater des Châtelet, einer der größten Theater von Paris, gegeben wird. Die Bedeutung eines Zauberstückes, einer féerie, wie man hier sagt,

bemißt sich nach der Zahl der Bilder, die es bringt; dieses Stück enthält deren dreiunddreißig! eine Ziffer, die noch unter keiner Regierung erreicht worden ist; das ist also bis auf Weiteres das nec plus ultra der féerie; unter dem Kaiserreiche würde man gesagt haben: c'est le couronnement de l'édifice. Diese Art von Schaustücken hat sich übrigens in letzterer Zeit ganz und gar umgewandelt, man räumt gegenwärtig der Musik darin einen viel hervorragenderen Platz ein als früher, die modeene Operette dominirt auch hier, ja die große Oper sogar ist nicht ausgeschlossen, und ich halte es keineswegs für unmöglich, daß schließlich auch noch die classische Musik in den féeries eingeführt wird. Man ist gegenwärtig hier in Bezug auf Musik ganz entsetzlich classisch, nur van Wagner will man immer noch nichts hören. Die gute alte Mode der ehrlichen Zauberpossen, die zur Fastnachtszeit das Entzücken unserer Kinderjahre bildeten, ist leider — ja, ich sage leider! — auch hier in Paris ganz und gar vorüber; die Menschen lachen nicht mehr so herzlich und anspruchslos wie früher, dadurch sind die Zauberstücke selbst auch anspruchsvoller geworden, sie haben ihren höchsten, vielleicht ihren einzigen Reiz, ihre Einfachheit verloren und sie spielen jetzt zuweilen sogar in das politische Gebiet hinüber. Das ist meiner Meinung nach nun vollends ein Greuel. Indessen gefällt doch das neue Stück, wie es nun einmal ist, dem Publicum ganz ungemein, ja es hat, wie man hier sagt, einen succès monstre oder wie man sich noch unparlamentarischer ausdrückt, einen succès boeuf.

Ueber den Inhalt des Stückes brauche ich wol nichts zu sagen; der Titel: „Tausend und Eine Nacht" verräth den Inhalt; die berühmten Märchen sind mit großer Gewandtheit benutzt und mit Geschmack zusammengestellt; aber es ist weniger der nur zu bekannte Inhalt, als vielmehr die Ausstattung des Stückes, welche den Beifall, ja die Begeisterung des Publicums in so hohem Maße erweckt. Diese Ausstattung übersteigt an Glanz und Luxus Alles, was in dieser Beziehung bis jetzt in Paris geleistet worden ist und das will viel sagen; sie soll allerdings über achtmal hunderttausend Franken gekostet haben, eine respectable Summe; der glückliche Director des Châtelet-Theaters riskirt jedoch dabei nichts; er hat mit „Michel Strogoff", dessen Ausstattung ungefähr eben so viel gekostet hat, über fünfmal hunderttausend Franken gewonnen und er kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß er mit den „Mille et une nuits" die gewonnene Million rund machen wird. Man ist versucht, die Ausstattung dieses Stückes selbst ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht zu nennen. Der zweite Act z. B. führt uns in einer herrlichen ägyptischen Decoration die Königin Cleopatra mit ihrem Hofstaate vor; man kann sich nur schwer einen Begriff von dem in diesem Bilde entwickelten Glanz machen. Es kommen bei dieser Gelegenheit unter Anderen drei prachtvoll aufgeschirrte Elephanten auf die Bühne, auf welchen Cleopatra mit den hervorragendsten Personen ihrer Umgebung Platz nimmt. Der dritte Act zeigt uns eine vollständige Jagd. Eine Meute von fünfzig Hunden jagt drei Tiger; dreißig berittene Jäger mit Jagdhörnern folgen der Jagd; die Scene, die in einer natürlichen Wald-Decoration spielt, giebt ein vollständig gelungenes, ganz realistisches Jagdbild. Ich glaube nicht, daß ich zu weit gehe, wenn ich behaupte, daß Paris die einzige Stadt der Welt ist, die dem Publicum derartige Schaustellungen zu bieten vermag, in denen der höchste Luxus mit dem besten Geschmack wetteifert; die Decorationen in den „Mille et une nuits" sind vollendete Kunstwerke, abgesehen von allen übrigen Accessarien, die sogar die Bewunderung der verwöhntesten Skeptiker erregen, die sich sonst das nil admirari zur Regel machen. Für Freunde solcher Schaustellungen ist das Stück allein schon die Reise nach Paris werth.

Leipziger Theater.

Wenn man früher im ersten Acte eines Schauspiels ein Laboratorium und einen glühenden Ofen erblickte, so konnte man sicher sein, daß uns der Dichter alsbald in eine Faustische Stimmung versetzen und uns einen jener mit dem Weltgeist ringenden Titanen vorführen würde, welche dem Goethe'schen Vorbild nacheifern. Diese Zeit eines Idealismus mit unbegrenztem Streben und der daraus folgenden Unbefriedigung ist jetzt vorübergegangen; wenn wir jetzt ein Laboratorium auf der Bühne sehen, so können wir sicher sein, daß es sich dabei um ein ganz bestimmtes chemisches oder technisches Experiment handelt, und das ist auch der Fall im ersten Act von Hugo Bürger's neuem Schauspiel: „Gald und Eisen", welches im Alten und Neuen Theater im Laufe der Woche mehrfach in Scene ging. Der Polytechniker, welcher den Ofen bewacht und auf den „blauen Schein" harrt, der ihm verheißungsvoll das Gelingen seines Experimentes verkündigen soll, ist nichts weniger als ein Faust und jener „blaue Schein", der einen so magischen Schimmer verbreitet und an die „blaue Blume" der Romantik und alle erdenkliche schwärmerische Bläue zu erinnern scheint, hat durchaus keine romantische Bedeutung; er zeigt nur an, daß es dem Techniker gelungen ist, eine neue, gute Methode entdeckt zu haben, wie man dem Eisen seinen überflüssigen und schädlichen Phosphorgehalt nehmen kann. Wenn der Entdecker auf diese Erfindung ein Patent nimmt, so darf man wol annehmen, daß er sich ein ansehnliches Capital damit verdienen wird. Von Faust'schem Wissensdrang ist dabei nicht die Rede und was einigermaßen noch einen „blauen Schein" ausströmt, das ist ein mitwirkendes Motiv der Liebe zu einem Mädchen, das unglücklicherweise in Besitz eines Bergwerkes mit phosphorhaltigem Eisen ist. Indem der moderne Zauberer dies Bergwerk entzaubert, das Eisen und damit auch das Gald flott macht, erwirbt er sich ein Verdienst um das Lebensglück des Mädchens und gewissermaßen ein Patent auf ihre Liebe.

Gold und Eisen: diese Metalle haben in unserem Stücke eine symbolische Bedeutung aber sollen dieselbe vielmehr haben. Hugo Bürger hat anerkennenswerthe Intentianen; er sucht seinen Stücken einen Grundgedanken zu geben, worin wir die Voraussetzung künstlerischer Production erblicken; aber dieser Grundgedanke ist oft an sich etwas schielend und wird es in der Ausführung noch mehr. Wollen wir diese Metalle aus der Zeichensprache in die der Gedanken versetzen, so bedeutet „Gold" die Speculation und „Eisen" die Arbeit, und indem die tüchtige Arbeit der luftigen Speculation entgegengesetzt wird, vertritt der Autor eine sittliche Tendenz. Doch in der That zeigt sich die Arbeit nicht im Gegensatze zur Speculation, sondern im Dienste derselben: das Eisen hat keinen anderen Zweck als Gald zu bringen; eine frühere verfehlte Speculation soll durch die Arbeit des intelligenten Chemikers verbessert werden; die in das Bergwerk hereingesteckten Geldsummen sollen sich jetzt glänzend verzinsen und das Gold in die Schatulle des Mädchens fließen.

Jordan — so heißt der Palytechniker, welcher die chemische Entdeckung macht — ist jedenfalls ein tüchtiger Fachmann und verdient schon insofern die Prämie, die ihm die Hand der schönen Olga v. Korsakoff gewährt. Was aber die Goldmänner betrifft, so hat sich Hugo Bürger aus seiner früheren Börsenpraxis keineswegs Originale herausgesucht, welche dem nachstrebenden Geschlecht der Speculanten als Vorbilder empfohlen werden können. Herr von Korsakoff war freilich! nur ein Dilettant, kein Börsianer von Fach . . und man kann es ihm daher nicht übel nehmen, wenn er seine Actien in einem nicht einträglichen Bergwerk anlegt. Doch zeugt es von panslavistischer Unternehmungslust, daß er eine so bedeutende Summe von 500 000 Thaler in ein so schlechtes Unternehmen steckt, trotz der Warnungen des gewiegten Herrn Goltermann. Dieser Geheime

Commerzienrath war allerdings ein Sachkenner; dennoch hatte er vorher ganz dieselbe Summe in demselben kläglichen Unternehmen angelegt. Richtet euch nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken: das war der Spruch, den er seinen Warnungen hinzufügen mußte. Kann man es Herrn von Korsakoff übelnehmen, wenn er denselben keinen Glauben schenkte? Er mußte sich doch sagen, ein Bergwerk, in das ein Geheimer Commerzienrath so enorme Summen steckt, kann doch keine aussichtslose Grube sein, und darum lehnte er die Rathschläge ab und blieb dabei, für 500 000 Thaler Bergwerksactien zu kaufen. Herr Goltermann hatte gewarnt, und damit seine Pflicht erfüllt: jetzt konnte er mit gutem Gewissen sein Conto entlasten, indem er die Summe auf dasjenige des russischen Edelmanns hinüberschrieb und dafür, jedenfalls mit behaglichem Schmunzeln, das Geld einstrich. Herrn von Korsakoff wurde es indeß erspart, die traurigen Folgen seiner speculativen Waghalsigkeit selbst zu erleben; er verlor alsbald, nachdem er seine Finanzen in so glücklicher Weise geordnet, das Leben und hinterließ seine Tochter Olga im Besitz von drei an der Börse gänzlich werthlosen Dingen, im Besitz von Geist, Schönheit und phosphorsaurem Eisen.

Diese ganze Vorgeschichte ist etwas complicirt und mühsam zusammengetistelt: wir wollen dem Autor gern aufs Wort glauben, daß sich Alles so verhalten hat, wie er uns erzählt; jedenfalls sind da aber allerlei merkwürdige Geschichten zusammengetroffen. Vor Allem sind seine Bemühungen, uns für den braven Goltermann zu interessiren, so daß uns ein Stein vom Herzen fallen sollte, als die drohenden Verleumdungen des Herrn von Markhof durch den aufgefundenen Brief, der jene Warnung enthält, zurückgewiesen werden, nicht von dem erwünschten Erfolg begleitet; denn der Herr Goltermann flößt uns schon als so kläglicher Speculant kein großes Interesse ein; die Manipulation aber, wie er seine Actienmaculatur dem Herrn von Korsakoff zuwälzt, mag kaufmännisch correct sein, aber fair ist sie nicht; wir behalten einen Beigeschmack, der unserem sittlichen Gefühl nicht recht munden will. Mindestens erwärmen wir uns nicht für Herrn Goltermann .. und eine Hauptwirkung der letzten Acte, die im Reinwaschen dieser verfolgten Unschuld bestehen soll, versagt deshalb.

Den eigentlichen Mittelpunkt der Handlung bildet nun die Liebe des Polytechnikers zu dem russischen Fräulein: auch diese ist nicht recht dazu angethan, unsere Sympathien und unsere Spannung zu erregen. Während Herr Jordan am feurigen Ofen sitzt, weniger um die Wissenschaft zu bereichern, als um das Eisen der schönen Olga zu entphosphorn, kommt diese in Balltoilette herangerauscht, infolge eines Unfalls, der ihre Equipage betroffen, und benimmt sich in der Wohnung des Polytechnikers so hochfahrend, daß man dieser stolzen Russin gar kein Interesse entgegen bringt. Das Bild des jungen Mannes, der um ihretwillen sich mit dem phosphorsauren Eisen abarbeitet, trägt sie aber so wenig tief in ihrem Herzen, daß sie ihn nicht einmal wieder erkennt. Und Herrn Jordan erkennt man doch wieder, wenn er auch nicht im Frack, sondern in der Jacke oder Blouse erscheint; er stellt ja auch sein Licht nicht unter den Schemel; er declamirt. Wie soll sich das Publicum für eine Liebe interessiren, die so hoffnungslos erscheint, daß die Geliebte sich auf ihren Verehrer nicht einmal besinnen kann? Wir meinen, es bedürfe gar nicht solchen warmen Herzensantheils: wer Herrn Jordan überhaupt einmal sprechen hörte, der muß ihn auch bei mäßigem Erinnerungsvermögen wieder erkennen. Dies geschieht aber erst, als er im Ueberrock im Hause des Commerzienrathes erscheint: doch da ist Olga leider! anderweitig beschäftigt; sie spielt mit Herrn von Markhof Croquet und erscheint sehr geneigt, diese Spielpartie zeitlebens fortzusetzen. Soweit ist von einer psychologischen Entwickelung keine Rede. Diese tritt erst im dritten Act ein, als Jordan die schöne Russin über ihre Verhältnisse aufklärt, ihr mittheilt, daß sie eigentlich nur von der Großmuth des Commerzienrathes lebe, daß sie kein Vermögen, besitze: Verhältnisse, über die man sie bisher absichtlich getäuscht hatte. Die wackere Gesinnung Jordan's gewinnt nun ihren Antheil, sie wendet sich von Herrn von Markhof und dem Croquet ab und dem wackern Gelehrten zu und als sie gar hört, daß durch seine Bemühungen ihr Eisen des störenden Phosphors ledig geworden ist, da reicht sie dem wahren Goldmanne die Hand, der ihr schlechtes Eisen durch seine Verbesserungen in Gold verwandelt hat.

Diese Personen, welche die eigentliche Haupthandlung tragen, sind nicht gerade besonders interessant. Den Goltermann spielte Hr. Conrad: natürlich nicht als genialen Kaufmann, sondern als einen etwas schwachherzigen und gutmüthigen alten Herrn. Wenn Herr Jordan auftritt, sa sind wir auf irgend einen Vortrag gefaßt, einen wissenschaftlichen oder ethischen — und Hr. Mylius ließ hierin den Verfasser nicht im Stich; er brachte alle diese Ergüsse, sowol dem feurigen Ofen wie der wenig feurigen Geliebten gegenüber, schwunghaft zur Geltung: vielleicht hätte ein graziöser Zug das salbungsvolle Wesen etwas mildern können. Frau von der Osten-Hildebrandt gab dem Charakter der Olga, der uns nicht einheitlich durchgeführt scheint, vornehme Haltung und slavisches Colorit durch eine entsprechende leise Tonfärdung. Hr. Stöckel hatte die Rolle des Markhof zu spielen, die nicht recht in seinen Rollenkreis paßt. Dieser Markhof ist ein unausgegohrener Intrigant: er liebt Olga und setzt dem alten Commerzienrath die Pistole auf die Brust, obschon dieser gar nicht über Olga's Hand zu disponiren hat. Er droht ihm mit Enthüllungen, wenn er seiner Bewerbung im Wege ist. Auch dies Motiv ist dramatisch unwirksam; der zu erreichende Zweck ist zu geringfügig für den Aufwand machiavellistischer Mittel, die Herr von Markhof zur Anwendung zu bringen sucht, um ihn zu erreichen. Hr. Stöckel, der sonst seine Helden sehr liebenswürdig auffaßt, machte aus Herrn von Markhof eine düstere und unfreundliche Gestalt.

Die Scenen der Haupthandlung sprechen nicht gerade für das Talent des Autors: man hat weder bei der Vorgeschichte noch bei den auf die Bühne gebrachten Situationen das Gefühl innerer Wahrheit und Nothwendigkeit: man sagt sich nur: „der Autor will es so" und läßt es sich dann gefallen; man sieht ja, welche Mühe er sich gegeben hat, sein Stück ein- und zusammenzusädeln; man erfreut sich hier und dort an dem Schwung seiner Ergüsse, die aus kernhafter Gesinnung hervorgehen, an dem guten Willen, das sittlich Tüchtige zur Geltung zu bringen auf einer Bühne, auf der so oft das unsittlich Glänzende eine Rolle spielt. Doch Bürger's Pegasus ist ein etwas harter Traber und es bedarf einiger Anstrengungen, um ihn vom Fleck zu bringen. Was für lange Auseinandersetzungen müssen wir gleich von Anfang an mit in den Kauf nehmen: wir haben selten eine so schwerfällige und langweilige Exposition in einem neuen Stück gefunden: Vorträge über das Eisen und seine Bearbeitung, über den chemischen Proceß zu seiner Reinigung, dann wieder lange Geschichten von Herrn von Korsakoff. Es ist wahr, der Autor macht die Bühne diesmal gleich klar zum Gefecht; er hebt sich nur wenig auf für nachträgliche Enthüllungen; doch er geht dabei mit einer ebenso ermüdenden wie erschöpfenden Gründlichkeit zu Werke.

Weit besser gefallen uns die mehr episodischen Scenen, die in die Haupthandlung verflochten sind, die Familienbilder des Goltermann'schen Hauses: hier erkennen wir das Talent des Autors wieder, das in der Regel zu vielen Ballast mit sich herumschleppt, dann aber erst liebenswürdig erscheint, wenn es denselben abgeschüttelt hat und sich frei bewegen kann. Die Frau Commerzienräthin, eine Salondame, welche das Scepter des Hauses mit Grazie schwingt, wurde von Frau Western recht glaubwürdig dargestellt, nicht ohne Humor, wie in der Soufflirscene, wo sie die Stieftochter Clara in den Geheimnissen der weiblichen Herrscherkunst unterrichtet. Diese wurde von Frl. Butze, besonders in der Scene, in der

sie sich von solchem Einflusse emancipirt, recht frisch dorgestellt. Die Aristokraten in unseren Lustspielen sind meistens Gestalten, die mehr oder weniger einen leichten komischen Anstrich haben, wenn sie nicht gar die ganze in einem Stück consumirte Nichtswürdigkeit auf eigene Kosten zu bestreiten haben. Der Freiherr von Bergk in „Gold und Eisen" bildet eine Ausnahme: er ist ebenso strebsam wie tüchtig von Charakter, Hr. Ottdert spielte ihn in durchaus ansprechender Weise.

Wir glauben nicht, daß das neue Bürger'sche Stück lebensfähig ist, so sehr wir dem redlichen Streben des Autors dauernde Erfolge wünschen.

Das Repertoire des Carola-Theaters hat das Lustspiel jetzt gänzlich ausgeschlossen und beschränkt sich auf die Operette und die Posse. Die bisherige Trägerin der meisten Rollen, die feine und pikante Frl. Lauber, die bisher allerdings zu sehr in Anspruch genommen war, ist in den beiden letzten Vorführungen, der Operette: „Der kleine Herzog" und in der Posse: „Schützenlis'l" von Leon Treptow von Frl. Sandorié abgelöst worden, die durch ihren Stimmfonds und ein gewisses degagirtes Spiel ihre Erfolge erringt. Der „kleine Herzog" ist eine Operette von Lecoeq, die manche ganz artige Melodien enthält, aber doch nicht an die Angot heranreicht. Die beiden Offenbach-Autoren, Meilhac und Halévy, haben den Text dazu geliefert, der eine Anekdote aus der Zeit des ancien régime behandelt und sich zuweilen auf dem Niveau eines historischen Lustspiels hält. Natürlich sieht man sich in einer Operette gleich nach den Bestandtheilen um, welche den eigenthümlichen pikanten hautgoût hervorzurufen vermögen, ohne den man sich dies Genre nicht denken kann. Hier besteht das Pikante in der großen Jugendlichkeit des jungen Herzogs, der aus politischen Rücksichten einer ebenso jungen Herzogin vermählt ist. Diese wird ihm wieder fortgenommen und in einem Jungfrauenstift untergebracht; doch der junge Herzog, der sich zuletzt in der unausbleiblichen militärischen Action, ohne die es keinen Schlußact einer Operette mehr giebt, die Sporen verdient, ist damit wenig zufrieden, daß er seiner ehelichen Rechte beraubt wird .. und das ist eigentlich der in allerlei frivolen Anspielungen ausgebeutete Humor davon. „Schützenlis'l" ist eine gröbere Arbeit: die Heldin ist ein bayerisches Schenkmädchen, das nach Berlin kommt, um dort einen Rentier aufzusuchen, der sie in seine Protection genommen hat; doch sie liebt nicht ihn, wie er glaubt, sondern einen echten oberbayerischen Schützen und Jodler; er muß gute Miene zum bösen Spiel machen, sie zuletzt adoptiren und die Ausstattungskosten tragen. Das Volksmädchen in der Salontoilette, die zärtlichen Verwandten, die den Rentier umgeben, besonders der Herr Püsemann mit seinen sechs Töchtern und eine alte oberbayerische Liese, die es selbst auf den Rentier abgesehen hat und sich ihm mit unglaublicher Naivetät aufdrängt: das sind die komischen Elemente des Stückes, das nur eine Mosaik der verbrauchtesten Motive bildet und auf ernste kritische Beachtung keinen Anspruch erheben kann. Gespielt wurde frisch und flott; Ausstattung und Inscenirung verdienen alles Lob: namentlich aber ist der jüngere Damenflor des Carolatheaters für pièces à femme ganz geeignet. Rudolf von Gottschall.

Musikbericht aus Dresden.

Schumann's Genoveva erhielt sich während der drei bis jetzt stattgefundenen Aufführungen im königl. Hoftheater die unveränderte Gunst des Publicums. Zwar war der Andrang zu der dritten Vorstellung nicht mehr ein so großer, wie der zu der ersten; was jedoch der Zuschauerraum an der Zahl jener blos Neugierigen, die jede Opernnovität herbeizieht, verlor, ward reichlich durch die Urtheilsfähigkeit, höhere musikalische Bildung und weitere werthvolle Qualitäten der sich einfindenden Anhänger der so viel Schönes bergenden dramatischen Tonschöpfung Schumann's ersetzt. Ein Cassenstück, eine Zugoper, ja selbst nur eine, vom Repertoire nicht wieder verschwindende Novität wird die Genoveva so wenig in Dresden als anderswo werden. Schumann war, seiner ganzen tondichterischen Anlage nach, eine zu lyrische und nach Innen gekehrte Natur, um eine Welt außer sich und Gestalten, die sich von ihrem Schöpfer loslösen, wie sie die Bühne vom Dichter und Componisten fordert, zu schaffen und mit einer hinreichend selbständigen dramatischen Lebenskraft auszurüsten; daher sind die Momente der Oper, in welchen deren Charaktere zur höchsten Steigerung ihrer Gegensätzlichkeit fortschreiten und in dramatischen Conflicten auseinanderplatzen, die musikalisch schwächsten und wirkungslosesten des Werkes. Schaut doch aus ihnen allen, gleichviel ob wir es mit einer in dämonische Leidenschaftlichkeit verstrickten, oder mit einer reinen und edeln Natur zu thun haben, Wesen und Weise ihres träumerisch gearteten und unserem Innern befreundeten Schöpfers, vernehmen wir doch überall die uns sympathische Stimme des liederreichen und liederseligen Sängers der Peri und von Frauenliebe und Leben. Schumann ist zu fein und zart organisirt, um seine Helden und Heldinnen auf der Bühne mit der ausreichenden Dosis von Theaterblut auszurüsten, die zu Bühnenerfolgen nun einmal unentbehrlich ist. Wo dogegen der Meister der Töne völlig er selbst zu sein vermag, d. h. in all den Scenen und Momenten, die ihm Gelegenheit geben, uns Einblicke in das Leben und Weben eines keuschen, reinen, liebeerfüllten Frauengemüthes zu gewähren, überschüttet er uns mit den farbenprächtigsten und duftigsten Blüthen seiner edeln Muse. Daher ist auch die Gestalt der Genoveva in ganz eminent bevorzugter Weise die Trägerin der musikolisch hervorragendsten und ergreifendsten Momente der Oper. Welche musterhafte Darstellerin derselben wir hier an Frl. Malten besitzen, erwähnte ich schon in meiner ersten Anzeige der Aufführung von Schumann's Oper auf unserer Hofbühne. — Siegfried singt ein außerordentlich schönes Lied Eingangs des dritten Actes in die Mondnacht hinaus, voll Sehnsucht nach der Gattin, der er sich nach dem Ende aller Kriegsnoth wieder naht, welches Bulß, sowie überhaupt seine ganze Rolle, äußerst schön vortrug und wiedergab. Am wenigsten glücklich musikalisch-dramatisch ausgestattet erscheint die Partie des Golo, dem Gudehus trotzdem das Möglichste abgewann. Ganz vorzüglich spielte und sang Frl. Nanitz die böse alte Margaretha. Daß Genoveva's Scene am Kreuz, im letzten Act, zum tief Empfundensten und Innigsten von Allem gehört, was wir Schumann im Gebiete der Romantik verdanken, überzeugte ich mich bei wiederholtem Hören in ganz unwidersprechlicher Weise. Die Scene würde auch im Concertsaal zu glänzender Wirkung gelangen und Frl. Malten erntete damit den verdientesten reichlichsten Beifall. — In vergangener Woche, Sonnobend den 28. Januar, erfreuten wir uns wieder der Anwesenheit unseres Berliner Gastes, Frl. Lilli Lehmann. Diesmal trat uns die Künstlerin in einer Knabenrolle, nämlich in der Gestalt des liebenswürdigen Pagen Carlo Broschi in Auber's reizender Oper „Des Teufels Antheil", entgegen. Wenn ihr biese Partie auch nicht in gleicher Weise, wie die meisten sonst hier von ihr gegebenen Rollen, Gelegenheit zur Entfaltung ihres dramatisch-musikalischen Feuers und leidenschaftlichen Spieles gab, so kam doch darin die Grazie, Anmuth und Liebenswürdigkeit unseres Gastes in einer Weise zur Geltung, die uns dessen Vielseitigkeit obermals in neuer und bezaubernder Weise documentirte. Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

△ Vergleichende Zahlen und Bilder zur Reichssteuerfrage in ihrer Zweckbeziehung zu der Finanzlage der Gemeinden in Preußen. Zum allgemeinen Gebrauch auf Grund amtlicher Quellen ausgearbeitet von Philipp Gerstfeldt. Leipzig, Otto Wigand 1881. — In der vorliegenden Arbeit veröffentlicht der durch seine „Beiträge zur Reichssteuerfrage" und seinen „Finanzreformplan für das Deutsche Reich" uns wohlbekannt gewordene Verfasser auf Grund der im preußischen Ministerium des Innern bearbeiteten und vom Geh. Ober-Regierungsrath Herrfurth herausgegebenen Uebersichten über die Finanzzustände der preußischen Gemeinden, insbesondere derer mit über 10 000 Bewohnern, eine Anzahl tabellarischer Uebersichten über die steuerrechtlich bedeutsamen Verhältnisse, über die Ausgaben und Einnahmen des Deutschen Reiches von 1872—1881/82, über die künftig ohne Reform zu erwartenden Reichsabgaben und die mit diesen combinirten Staatsabgaben in Preußen, über die directen Staatssteuern, Gemeindesteuern und ordentlichen Gemeindeausgaben für 1876 in den preußischen Städten mit über 10 000 Bewohnern, eine territoriale Gliederung der absoluten und relativen Beträge der directen Staatssteuern, der Gemeinde- bez. Kreissteuern und der Gemeinde-Ausgaben für Volksschulen in Preußen, Uebersichten über die Staatsstener in Preußen nebst den Modalitäten ihrer Reform nach dem bekanntlich durch eine Indiscretion bekannt gewordenen Entwurfe eines Gesetzes über die organische Reform der directen Steuern, wie er vom preußischen Finanzminister den Provinzialregierungen zur Begutachtung zugegangen ist und einen Plan des Verfassers, über die Abgaben aller Art in Preußen (combinirt mit dem Reich), Großbritannien und Frankreich, sowie steuerrechtliche Vergleiche in Beziehung auf Tabak, Branntwein und Bier, welche Verbrauchsgegenstände nach des Verfassers Ansicht einer sehr bedeutend höheren zoll- und steuerrechtlichen Belastung unbedenklich unterworfen werden dürfen, ein Weg, auf welchem alle finanziellen Verlegenheiten des Reiches, der Einzelstaaten und Gemeinden beseitigt werden könnten. Dem sind graphische Skizzen der Kopfbeträge der Staats-Personalsteuer in den preußischen Städten, der zwischenseitigen Procentverhältnisse der Gemeindesteuern, der ordentlichen Gemeinde-Ausgaben für Volksschulen und deren Verhältniß zu den Gemeindesteuern in den gedachten Städten, der Kopfbeträge der Abgaben in Preußen u. s. w. zur Seite gestellt, welche die wichtigsten Zahlenausdrücke der tabellarischen Uebersichten behufs leichterer und rascherer Information über die betreffenden Verhältnisse darstellen, und zum Theil überraschende Mißverhältnisse über das zulässige Maß der einen oder anderen Steuern über die Grenzen der gemeindeseitigen Pflicht zur Unterhaltung der Volksschulen zu Tage dringen. Der Verfasser ist ein warmer Vorkämpfer für höhere Besteuerung der vorgedachten Verbrauchsgegenstände unter gleichzeitiger Aufhebung der Salzabgaben, der Getreidezölle und einiger anderer, nach seiner Ansicht mit der Armuth steigende Belastung verursachenden indirecten Abgaben, ein entschiedener Gegner u. a. der Gemeindesteuern nach dem Einkommen. Mag man nun seinen Ansichten beipflichten oder nicht: jedenfalls ist die vorliegende Arbeit für Jeden von hervorragendem Interesse, welcher sich mit den steuerpolitischen Fragen, insbesondere der wichtigen Reichssteuerfrage beschäftigt. Die Klagen des Verfassers darüber, daß das Material zur objectiven Beurtheilung der Finanzverhältnisse in den außer-preußischen Gemeinden nicht oder nur sehr unvollständig gesammelt und gesichtet, oder, wo dies der Fall, nicht oder nur bruchstückweise und für verschiedene Zeitperioden veröffentlicht, schwer zu erlangen und das Erlangte nicht vergleichbar zu machen ist, halten wir für durchaus gerechtfertigt. Insbesondere wäre es zu wünschen, daß auch für Sachsen recht bald von berufener Hand eine ähnliche Gemeindefinanzstatistik, wie sie neuerdings für die Mehrzahl der preußischen Gemeinden vorliegt, ausgearbeitet würde, nachdem in der Zeitschrift für sächsische Verwaltung vor einiger Zeit wenigstens eine auf officiellen Quellen beruhende allgemeine Darstellung derjenigen Verhältnisse veröffentlicht worden ist, welche bezüglich des Gemeindeabgabenfußes innerhalb der sächsischen Stadt- und Landgemeinden herrschen.

S—n. In F. A. Brockhaus' Verlag ist soeben erschienen: „Bergmännisches Wörterbuch. Verzeichniß und Erklärung der bei Bergbau, Salinenbetrieb und Aufbereitung vorkommenden technischen Ausdrücke. Nach dem neuesten Stande der Wissenschaft, Technik und Gesetzgebung bearbeitet und herausgegeben von Julius Dannenberg, Bergwerksdirector zu Hänichen, und Dr. W. A. Frantz." (Preis 5 ℳ) Die Herausgeber, welche Gelegenheit gehabt haben, in den größten europäischen Berg- und Hüttenwerken die so eigenartige und dem Laien oft ganz unverständliche Berg- und Hüttenmannssprache gründlich zu studiren, und deren einer, Dr. Frantz, außerdem Jurisprudenz studirt hat, liefern in diesem Wörterbuch ein nicht nur für die zunächst betheiligten Kreise, sondern für alle mit denselben in Beziehung tretenden Advocaten, Actionäre ꝛc. unentbehrliches Nachschlagewerk, welches, wie die vorgedruckte Quellenliteratur beweist, auf Grund der besten und neuesten Quellen der Technik und Gesetzgebung fußt und auch hierdurch sich als einen zuverlässigen Rathgeber zu erkennen giebt. Die einzelnen Wortinterpretationen sind, wo dies angänglich, von präciser Kürze und dabei doch allgemein verständlich, so daß auch der Laie sich den betr. Begriff an der Hand dieses Führers leicht erklären kann, das Ganze ist übersichtlich abgefaßt und die einzelnen Ausdrücke meist leicht auffindbar. Nicht recht klar ist uns nur, weshalb die Herausgeber beharrlich „Aetzen, Oede, Oeffnen" ꝛc. statt „Ätzen, Öde, Öffnen" gebraucht haben; durch letztgenannte Schreibart, welche beispielsweise auch Sanders als die allein richtige empfiehlt und Sönnecken neuerdings in seiner „Reform des deutschen Schriftwesens" gleichfalls adoptirt hat, wird das Nachschlagen der betr. Wörter wesentlich erleichtert. Ferner wäre es vielleicht rathsam, wenn die Herausgeber in einer andern Beziehung bei einer zu erwartenden neuen Auflage noch Remedur schafften: Während sie bei den meisten zusammengesetzten Zeitwörtern einfach auf das Stammzeitwort hinweisen und unter diesem erst die Erklärung auch der einzelnen Composita bringen, haben sie doch hie und da auch den umgekehrten Weg eingeschlagen und so finden wir z. B. bei dem Worte „teufen" auf die Composita verwiesen, von denen noch dazu 3 (ab-, nieder- und verteufen) ganz denselben Sinn haben, während der umgekehrte Hinweis von den Compositis auf das (wenngleich weniger gebräuchliche) Simplex am Platze gewesen wäre. Doch können diese geringfügigen Aussetzungen den Werth des ganzen Buches nicht beeinträchtigen, das bei seinen 30 Bogen Text in Fach- wie Laienkreisen gleich willkommen sein muß und somit warm empfohlen sein möge.

** Von dem mehrfach von uns erwähnten illustrirten Prachtwerke „Ein Spaziergang um die Welt" von Frhr. Alex. v. Hübner (Leipzig, Schmidt & Günther) sind uns soeben die Schlußlieferungen von 35—39 zugegangen. Auf den Inhalt des trefflichen Hübner'schen Werkes näher einzugehen, halten wir nicht für erforderlich, da dasselbe der großen Mehrzahl der Gebildeten bekannt sein wird. Darum handelt es sich bei einem „illustrirten Prachtwerke" auch wenigstens nicht in erster Reihe, da bei diesem die Ausstattung die Hauptrolle spielt, und diese ist allerdings außerordentlich geschmackvoll; feines Papier, splendider Druck und eine große Anzahl — das Titelblatt zählt deren 317 — zumeist recht guter Illustrationen, Initialien u. s. w. lassen die Bezeichnung „Prachtwerk" gerechtfertigt erscheinen. Das übrigens mit einem Porträt des Verfassers geschmückte Werk stellt sich im Preise auf 58½ ℳ (39 Lieferungen à 1½ ℳ), passende Einbanddecken liefert die Verlagshandlung dazu für 8 ℳ

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 12. Donnerstag, den 9. Februar. 1882.

Inhalt: Schiller in Carlsbad. (Schluß.) — Vom Leipziger Kunstverein, von Franz Vidal. — Bücherbesprechungen (Juristische Literatur. Geschichte der Nationalökonomik, von H. Eisenhart).

Schiller in Carlsbad.
1791.

(Schluß.)

Auf S. 632 des II. Bandes seines Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung berichtet Carl Goedeke in §. 224 unter Nr. 357 über den Schriftsteller August Gottlieb Meißner, der zu Bautzen am 7. (nicht 3.) November 1753 geboren, die Schule zu Löbau besuchte und, nachdem er in Wittenberg und Leipzig die Rechte studirt, zunächst als Archivdirector in Dresden Anstellung fand, dann, obgleich Protestant, 1783 — in der Josephinischen Zeit — als Professor der Aesthetik nach Prag und 1804 als Consistorialrath nach Fulda berufen wurde, daselbst aber am 20. (nicht 18.) Februar 1807 gestorben ist. Aelteren Lesern dürften vielleicht noch dessen „Skizzen", von denen im Laufe der Zeit nicht weniger als 14 Sammlungen erschienen sind, sowie dessen „Alcibiades" (4 Bände) bekannt sein. Wenigstens erinnert sich der Verfasser, daß, als er selbst 1832—1839 die Fürstenschule zu Grimma besuchte, einzelne Theile jener Werke zu den wenigen deutschen Büchern gehörten, die neben den Dichtungen Schiller's und Theodor Körner's, Gott weiß, durch welchen Zufall, in die, gegen das Eindringen solcher Allotria ängstlichst behütete Schule Eingang gefunden hatten und natürlich mit Heißhunger gelesen wurden. Eine nicht gerade beneidenswerthe Unsterblichkeit hat dieser Autor dadurch erlangt, daß die beiden Xenien:

Nr. 265. M . . .
Weit Du doch Alles beschriebst, so beschreib' uns zum guten Beschlusse
Auch die Maschine noch, Freund, die Dich so herrlich bedient.

und:

Nr. 363. Alcibiades.
Kommst Du aus Deutschland? Sieh' mich doch an, ob ich wirklich ein solcher
Hasenfuß bin, als bei euch man in Gemälden mich zeigt?

sowol in Daniel Jenisch's „literarischen Spießruthen", als in Hoffmeister's „Nachträgen zu Schiller's Werken" (Bd. II, S. 171) auf ihn bezogen worden sind, während nach K. J. Schütz's „Goethe's Philosophie" (Bd. III), Boas (Schiller und Goethe im Xenienkampfe Bd. I, S. 144) und A. Stern (Goethe-Schiller's Xenien S. 122) das erstere auf den Vielschreiber Christoph Meiners in Göttingen, das letztere aber wenigstens zugleich und wol hauptsächlich auf das 1790 in 3 Bänden erschienene Werk Karl Gottlob Kramer's: „Der deutsche Alcibiades" zu beziehen ist. Eben dieser, seiner Zeit sehr beliebte und mit den meisten gleichzeitigen Literaten in regem Verkehre stehende Schriftsteller hatte nach dem Zeugnisse seines Enkelsohnes, des unbestritten zu den besseren unserer jetzt lebenden Schriftsteller zählenden Dichters, Alfred Meißner's, die Gewohnheit, Ereignisse und Vorgänge seiner Zeit mit der Feder in der Hand zu begleiten. Viele Hundert vergilbte Blätter, die ein Tagebuch bilden und zahlreicher, damals im Vordergrunde der Zeit sich bewegender Personen aller Stände und jedes Ranges gedenken, sollen noch vorhanden sein und der Enkel hat für solche, die es interessirt, Ereignisse der Vergangenheit unter dem Eindrucke eines Augenzeugen zu betrachten, einen Theil jener Blätter unter dem Titel: „Rococo-Bilder" (Lindau und Leipzig 1876) veröffentlicht. Freilich hat er diese alten Manuscripte nicht, oder wenigstens nicht allenthalben in ihrer Integrität wiederzugeben gewagt. Zwar versichert derselbe, daß in manchen Capiteln seine Arbeit nur die eines bescheidenen Bilder-Restaurators gewesen sei, der zuerst den Staub des Alters von der Leinwand entfernt und sodann dem Bilde „Nahrung gegeben", damit die ursprünglichen Farben wieder aufleben; er gesteht aber zugleich, in anderen die nur flüchtig hingeworfenen Linien und Punkte, wenn auch mit gewissenhafter Inhaltung des bereits Vorhandenen, wieder zu einem Bilde ergänzt zu haben. Das Buch, als bloße Unterhaltungslectüre betrachtet, mag dadurch gewonnen haben, als Quelle historischer Forschung hat es aber dadurch um so mehr verlieren müssen, als der Herausgeber fast überall selbstredend auftritt und nicht angiebt, wo der Großvater zu reden aufhört und der Enkel den Faden der Erzählung aufnimmt.

Das zwölfte Capitel dieses Büchleins handelt nun (S. 134 ff.) von dem Sommer 1791 und gedenkt namentlich des Eindrucks, welchen die damaligen französischen Ereignisse, insbesondere die Flucht und die Gefangennehmung Ludwig's XVI. in Varennes (Ende Juni 1791) namentlich auch in Prag gemacht habe. „Um diese Zeit", heißt es nun da weiter, „kam Schiller nach Prag und hielt sich dort mehrere Wochen auf. Er hatte während der Ferien, die ihm das Lehramt in Jena gönnte (?), die Brunnenkur in Carlsbad gebraucht, wo er im Hause „zum Schwan", oder, wie man damals sagte, „zur Schwane" wohnte; seine junge, ihm erst seit einem Jahre angetraute Frau begleitete ihn. Es war eine hagere, hoch aufgeschossene Gestalt, bleich, sommersprossig, von vorgebeugter Haltung, das röthliche Haar in einen Zopf gebunden, im Benehmen von einer gewissen Unbeholfenheit, in seinen Bewegungen eckig, sogar linkisch. Er besuchte meinen Großvater und sah sich unter dessen Führung die herrliche Stadt mit allen ihren historisch denkwürdigen Stätten an." Es wird sodann eines gemeinsamen Besuchs des jetzt unter dem Namen: „Die Schützeninsel", damals unter dem: „Klein-Venedig" bekannten Vergnügungsortes gedacht. Dabei ereignete es sich, daß ein damals 6jähriger Sohn Meißner's, der später als angesehener Carlsbader Arzt fungirende Vater des Herausgebers, sich beim Carroussel- (Ringspiel-) Reiten betheiligte und, während sich Schiller bemühte, die Scheibe in rascherer Bewegung zu bringen, vom Pferde fiel und sich ein Loch in die Stirn schlug, deren Narbe zeitlebens sichtbar blieb.

Abgesehen von der zuletzt gedachten, jedenfalls den Sohn und Vater des Verletzten mehr, als den unbetheiligten Dritten interessirenden Begebenheit beschränkt sich die Ausbeute jener

Digitized by Google

neuen Quelle für die Schiller-Biographie auf die Neuigkeit, daß jene böhmische Reise den Dichter auch nach Prag geführt habe. So viel ich weiß, ist dies noch von keinem Biographen desselben angemerkt worden. Obgleich die „Rococo-Bilder" Alfred Meißner's seit 1876 vorliegen, hat doch selbst Düntzer in seiner 1881 erschienenen Lebensbeschreibung diese Nachricht nicht benutzt. Allerdings enthält dieselbe manches Auffallende. Prag lag nicht, wie Eger, in der Richtung, die Schiller auf der Reise zwischen Thüringen und Carlsbad einzuschlagen hatte, sondern, zumal wir wissen, daß er 1791 seine Dresdner Freunde nicht besuchte, ganz außerhalb seiner Reiseziele. Wege und Reisegelegenheiten waren aber bekanntlich in jenen Tagen nicht von der Art, daß sie, besonders einen schwer Kranken, zu einer solchen Abweichung von der geraden Linie hätten leicht bestimmen können. Diejenigen, welche Carlsbad und seine Umgebungen näher kennen, will ich nur daran erinnern, daß damals die großartige Prager, sogenannte Kaiserstraße noch nicht vorhanden war, daß die Reisenden vielmehr, um die Höhe bei der Bergschenke zu erreichen, die steile, hinter der katholischen Kirche emporführende Straße zurückzulegen hatten. Allerdings mußte es für den Verfasser einer Geschichte des dreißigjährigen Krieges, wie für den Dichter der mindestens seit dem Januar 1791 (vergl. Briefwechsel mit Körner 1. Ausg. Bd. II, S. 225; 2. Aufl. Bd. I, S. 396) in der Entstehung begriffenen Wallenstein-Tragödie höchst interessant sein, die Hauptstadt des von seinem Helden erträumten Königreiches, den eigentlichen Herd des langen Krieges und den Schauplatz so vieler wichtiger Begebenheiten desselben mit eigenen Augen kennen zu lernen, wenn auch in der Tragödie selbst die Handlung mit bewunderungswürdigster Kunst auf das Feldlager in und bei Pilsen und auf die Grenzfestung Eger beschränkt ist.

Noch schwieriger wird die Sache, wenn man die Zeitdauer, die unserem Schiller für seine Carlsbader Reise zu Gebote stand, ins Auge faßt. Denn beharrte derselbe bei seinem Beschlusse, seine Schwägerin auf der bis zum 5. August zu bewerkstelligenden Heimreise zu begleiten, so würde der Ausflug nach Prag nur während der schon an sich so überaus kurzen Badekur stattgefunden haben können. Der Aufenthalt in Prag soll aber nach Meißner mehrere Wochen in Anspruch genommen haben. Möglich wäre allerdings, daß jene Pläne später geändert worden, daß sich die Reisenden getrennt und Schiller die dadurch gewonnene Zeit zu der Prager Tour benutzt habe. Dafür spricht, daß Meißner augenscheinlich die Kur als vorausgegangen ansah und zwar der Anwesenheit der Frau v. Schiller, nicht aber der der Frau v. Beulwitz gedenkt. Wäre dem so, so würde die Reise nach Prag in die Zeit etwa vom 2. bis zum 23. August gefallen sein können. Volle Gewißheit in dieser Beziehung wird sich wol, wenn sich nicht ein ganz besonderer Zufall ins Mittel schlagen sollte, niemals feststellen lassen; an der Richtigkeit einer so detaillirten Nachricht zu zweifeln, liegt jedoch jedenfalls ein ausreichender Grund nicht vor.

Der Eindruck, den Schiller auf den alten Meißner gemacht, scheint übrigens kein durchaus günstiger gewesen zu sein. Möglich, daß hierbei der Vorgang mit der Verletzung seines Söhnleins von einigem Einfluß gewesen. Vielleicht sind aber auch jene Bemerkungen nicht gleichzeitig niedergeschrieben und es hat auf deren Färbung etwas verletzte Eitelkeit mit eingewirkt. Beides dürfte sich aus Folgendem ergeben. Die mitgetheilten Memoiren kommen in einem anderen, nothwendig nach 1797 zu Papier gebrachten Bruchstücke (S. 214) auf jenen Vorgang zurück und der Verfasser beschwert sich da über das erst aus diesem Jahre herrührende, „Alcibiades" überschriebene, wie er meint, gewiß „von Schiller herrührende, metrisch ungeheuerliche, auch sonst nicht besonders geistreiche" Xenion, das sich als „ein nicht eben freundliches Gastgeschenk von einem Manne darstelle, dem sein Großvater während seiner Anwesenheit in Prag viel Freundlichkeit bewiesen, und der noch dazumal durch seine Ungeschicklichkeit das Leben seines Kindes gefährdet habe". Abgesehen davon, daß nach dem Mitgetheilten bei dem Unfalle wol mehr das Ungeschick des Knaben, als eine Unvorsichtigkeit des sich für dessen Belustigung abmühenden Dichters zu beklagen sein dürfte, ist auf jenen, hoffentlich den Originalmemoiren wörtlich entnommenen und nicht auf einem Zusatze des Enkels beruhenden Ausfall zu bemerken, daß erstens die Autorschaft Schiller's an jenem Xenion keineswegs feststeht, daß aber auch zweitens die gerügte Ungeheuerlichkeit in dessen Metrum lediglich darauf beruht, daß das Epigramm hier (S. 214) in ganz verstümmelter Weise mitgetheilt wird, während dasselbe im Musenalmanach für 1797 ganz so, wie oben angegeben, lautete und somit metrisch unanfechtbar sein dürfte; sowie daß drittens über das Geistvolle eines solchen satyrischen Stichs wol Niemand weniger zu urtheilen berufen ist, als der selbst durch den Stich Getroffene. Und wenn endlich Schiller und Goethe im vollen Bewußtsein ihres Berufs, eine neue Zeit, Art und Kunst in der Literatur ihrer Nation heraufzuführen, über die ihren Bestrebungen entgegenstehenden damaligen elenden Zustände Gericht zu halten sich gedrungen fühlten, so hatten sie gewiß nur den Werth der einzelnen, sich gerade in der Zeitrichtung breit machenden Werke, nicht aber die etwaige persönliche Liebenswürdigkeit ihrer Verfasser oder sonstige Rücksichten als maßgebend anzusehen.

* * *

Das ist meines Wissens Alles, was über Schiller's Aufenthalt in Carlsbad bez. in Böhmen actenkundig geworden ist. Es sei mir jedoch vergönnt, an die Erwähnung der gedachten „Rococo-Bilder" noch eine, mit Schiller's Aufenthalt in Carlsbad allerdings außer Zusammenhang stehende Bemerkung anzuknüpfen.

Daß Alfred Meißner über die literarische Thätigkeit seines Großvaters vortheilhafter denkt, als z. B. K. Goedeke, der sein Urtheil (a. a. O.) in die Bemerkung zusammenfaßt: A. G. Meißner sei in Frivolität und romanhafter Auffassung des Alterthums ein echter Schüler Wieland's, nur ohne dessen Geist, gewesen, erscheint nicht nur von seinem subjectiven Standpunkte aus gerechtfertigt, sondern ist, wie ich auf allerdings ziemlich trübe Erinnerungen hin hinzusetzen zu können glaube, auch objectiv nicht unbegründet. In der That beurtheilen andere Literarhistoriker, z. B. H. Kurz (Geschichte der deutschen Literatur Bd. III, S. 377 b. und namentlich S. 508 b.) und Kehrein (Die dramatische Poesie der Deutschen Bd. II, §. 44, S. 64) dessen Wirken bei Weitem günstiger und gestehen ihm, wenn sie auch Tiefe der Auffassung vermissen, Phantasie, Erfindung und eine große Gewandtheit der Darstellung zu. Und wenn der Enkel (S. 27) von dessen Trauerspiele: Johann von Schwaben meint, „es sei ein gewiß nicht unbedeutendes Drama, das ihm der Lectüre selbst heute noch würdig erscheine", so möchte ich denselben alles Ernstes auffordern, seinerseits eine neue Ausgabe dieses Stückes zu veranstalten. Unsere heutige poetisch-dramatische Literatur ist weder so reich, noch so bedeutend, daß wir gute Werke der Vergangenheit über die Achsel anzusehen uns für berechtigt ansehen könnten. Andererseits hat das Unternehmen und der Erfolg der Reclam'schen Universal-Bibliothek meines Bedünkens zur Genüge bewiesen, daß Vieles, was für vergessen und verschollen gegolten, noch keineswegs todt ist. Auch scheint dieser Vorgang Nachahmung zu finden. Soeben wird z. B. eine neue Ausgabe des Romans: Agnes von Lilien der im Obigen mehrfach erwähnten Schwägerin und Biographin Schiller's versendet. Von anderer Seite wird ganz neuerlich unter dem Titel: Deutsche Literatur-Denkmale des 18. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert (Heilbronn, Verlag von Gebrüder Henninger) ein Plan angekündigt, besonders selten gewordene, wenn auch nur literarhistorisch merkwürdige Schriften neu aufzulegen. Der Reigen

ist auch bereits mit Klinger's Erstlingswerke, dem als eines der ältesten Producte der Sturm- und Drang-Periode und als erster Versuch einer Nachahmung von Goethe's Götz besonders interessanten Trauerspiele: „Otto" eröffnet worden. Das zuerst gedachte Buch der Frau v. Wolzogen dürfte vielleicht auch noch heute dem Leser, das letztere dagegen gewiß nur noch dem Forscher wichtig erscheinen. Mit Meißner's Johann von Schwaben soll dagegen, wenigstens nach der Ansicht seines Enkels, sowol das Eine wie das Andere der Fall sein. Jedenfalls würde sich aber erst nach Anstellung eines solchen Wiedererweckungsversuchs entscheiden lassen, inwieweit der durch die Pietät seiner Nachkommen auf den Grabstein des alten Herrn gesetzte Spruch: immeritus mori! vom literarischen Gesichtspunkte aus eine Wahrheit sei? B. Et.

Vom Leipziger Kunstverein.

Die Taufe Kaiser Maximilian's von Joseph Flüggen. Eingedenk der geschichtlichen Thatsache, daß Maximilian's Vater nie bei Casse war und auch kein sonderliches Ansehen im Reiche und bei seinen Unterthanen genoß, kann man den Maler nicht anklagen, daß er das Gefolge des kaiserlichen Prinzen auf ein Minimum beschränkte. Die Kirche ist ziemlich leer. Der Büttel hätte durchaus keinen Grund, die ehrbaren Bürgerfrauen und Bürger von Neustadt — wo der Erzbischof von Salzburg die Taufe vollzog — zurückzudrängen, welche in begreiflicher Theilnahme sich dem Taufbecken nähern wollen. Ich glaube auch, er thut es nur im Interesse des Publicums, das vor dem Bilde steht, und damit demselben der Anblick der Vornehmen des Reichs und der kaiserlichen Sippe nicht entzogen werde, welche der Maler in Reihe und Glied auf die Kirchenstühle des Hintergrundes fädelte. Perlen sind es übrigens nicht. Man sieht ihnen an, daß sie sich nicht besonders glücklich fühlen; wie sollten sie auch? Eine ungeheizte Kirche an einem Ostersonntage, der in den März fällt. Harte Sitze, kein Friede im Reich und wahrscheinlich nicht einmal die Aussicht auf ein splendides Taufessen, anbetrachts der schon erwähnten Ebbe in der kaiserlichen Schatulle. Das Kind selbst ist prächtig — ein wahrer Cherub, um den jede Mutter die sonst nicht gerade neidenswerthe Kaiserin beneiden konnte. Für die Composition wäre es ein Vortheil, man theilte das Bild in zwei Hälften und begnügte sich mit der, auf welche sich die Handlung eigentlich beschränkt. So fehlt der Mittelpunkt und die Einheit der Wirkung wird gestört, weil das Licht auf die beiden Seiten des Bildes vertheilt ist. Die Farbe ist, wie sich das bei einem Maler von solchem Verdienst erwarten läßt, mit Takt aufgelegt, nicht zu fett und nicht zu mager; es ist etwas Harmonisches und Weiches in diesen Tönen; die Rücksicht auf Ergänzungsfarben ist nie außer Acht gelassen. Trotzdem entspricht das Ganze durchaus nicht der gestellten Aufgabe. Wir haben den Eindruck einer weihevollen, kirchlichen Handlung, aber nicht den eines historischen Actes, an den sich eine nationale Hoffnung knüpfte. Der Maler steht, wie so viele Andere, hier unter dem Einflusse seiner Zeit. Ueberall klagt man über den Mangel eines großen Stils in der Kunstrichtung der Gegenwart. Die Malergenies haben sich in geistreiche Menschen verwandelt — sie reißen nicht mehr fort, sie unterhalten. Niemand ist ein Vorwurf daraus zu machen, daß er keine erhabnen Gedanken hat; denn jeder würde gern welche haben, wenn er nur wüßte, wie er dazu käme. Es darf bei den Fortschritten, welche die Erzeugung künstlicher Producte macht, wo die natürlichen fehlen, nicht Wunder nehmen, daß man auch diesem Mangel abzuhelfen trachtete. Habe ich doch vor einigen Jahren von einem hochgebildeten und in der Kunst bedeutenden Manne den Vorschlag allen Ernstes machen hören, künstliche — ich wüßte mich fast nicht anders auszudrücken — künstliche Raphaele, Michelangelos u. s. w. herzustellen, indem man besonders talentirte Schüler unter dieselben Bedingungen brächte, unter welchen die großen Meister der Renaissance gestanden haben. Ein Lorenzo von Mediei — ins Moderne übersetzt etwa ein Sir Richard Wallace oder auch ein Mr. Stewart von Neuyork, sollte in herrlicher Villa, umgeben von Gärten mit üppiger Vegetation, diese Malerembryos um sich versammeln. „Den materiellen Sorgen entrückt würden sie dann, umgeben von cararischem Marmor, schönen Frauen und einer reichen Natur, sich unbedingt herrlich entfalten." So lauten seine Worte, die ich aus einem Brief anführe. „Dieselben Ursachen" — schloß mein Freund — „werden unabänderlich auch dieselben Wirkungen hervorbringen." Er ist mit dem Bewußtsein gestorben, der Welt das Recept zu einer neuen Renaissance gegeben zu haben, und schrieb es ihrer Verstocktheit zu, daß sie es nicht probirte.

Als ob man der Berechnung abringen könnte, was die Begeisterung versagt. Als ob man den heiligen Anton von Padua malen könne, wie Murillo, oder den Untergang der „Medusa" wie Géricault, so wie man Banquier wird oder eine Fabrik von Locomotiven anlegt. Eine künstliche Zucht von Malergenies! Ich fürchte fast, sie sind andern Bedingungen unterworfen als die Seidenraupen und die jungen Lachse.

„Penelope" von Rudolf v. Deutsch in Berlin. Da sie den bekannten Stickrahmen neben sich hat, heißt sie Penelope. Wenn man den Stickrahmen mit einer Lyra vertauschte, würde man ihren Namen Sappho schreiben. Gälte der thränende Blick einem Ungetreuen, den ein Schiff — dem Auge des Beschauers noch sichtbar — entführte, hätte der Maler sie uns auch als eine Art Ariadne vorstellen können. Nur scheint es mir viel unwahrscheinlicher, daß Ulysses zu dieser Penelope zurückkehrt, als daß der Ungetreue sich von solcher Ariadne entfernt.

Eine sehr anmuthige Landschaft, dieser „Morgen am Gardasee" von F. Leinecker, München. Keine Extravaganz des Malers erschreckt das Auge des gebildeten Kunstfreundes — der Furchtsamste würde es wagen, sich diesen Wellen anzuvertrauen. Gleichmäßig wechseln Schatten, Halbschatten und Licht; recht hübsch gemalt und liebenswürdig geordnet. Charakteristischer, besonders im Vorgrund, ist die Behandlungsweise in der „Abenddämmerung" von P. v. Ravenstein in Karlsruhe. Ein hübsches Fleckchen Erde, wie man es allenthalben einmal findet, und immer schon vorher gesehen zu haben meint. Nur die Farbe ist etwas eintönig. Ein Quadratmeter voll Spinatgrün erzeugt bei mir stets einen wahren Durst nach Roth. Schade, daß man nicht eine Bäuerin im rothen Flanellrock da vorüberschicken kann und zwar so nahe am Wasser, daß sie sich dort spiegelte. Die Wirkung würde eine vortheilhafte für das Bild sein.

„Der Meerkönig" vom Grafen Harrach in Berlin. Der Meerkönig Harald hat von der schönen Salome geträumt, die im Salon von 1869 Henri Regnault's Ruhm begründete. Es war ein Bild, fast nur in gelben Tönen gemalt. Vor einer Wand von maisfarbnem Marmor saß die schöne Salome auf Kissen von mattgelber Seide mit ihrer sonnendurchglühten, leuchtenden Haut und spielte mit goldenem Geschmeide. Drauf packte gelber Neid den Meerkönig Harald. Er baute sich ein Schiff und ließ es mit indisch Gelb anstreichen und fuhr hinaus auf ein Meer von Cadmium und Ocker, um sich von chromgelben Flammen verzehren zu lassen. Hoffen wir, daß er sein Ziel erreicht und —, untergeht. Franz Vidal.

Bücherbesprechungen.

⊙ Juristische Literatur. Von den Annalea des Reichsgerichts. Sammlung aller wichtigen Entscheiduagen des Reichsgerichts sowie aller auf die Reichsrechtsprechuag bezüglichen Erlasse und Verfügungen. Unter Mitwirkung von Justizrath Dr. Braun herausgegeben vom Rechtsanwalt Dr. Blum (Leipzig, Duncker & Humblot) liegt der 4. Band nunmehr abgeschlossea vor. Derselbe enthält im Vergleiche mit dem die gleiche Zahl tragenden Bande der von Mitgliedern des Reichsgerichts herausgegebenen ähalichen Sammlung „Eatscheidungen des Reichsgerichts" 23 Civilsachen mehr, und wenn auch diese Zahlen alleia noch keinen Maßstab für die Vorzüge des einen oder des anderen literarischen Unternehmens abzugeben vermögen, so muß man doch der Blum'schen Sammlung die Anerkenaung widerfahren lassen, daß sie aeben der der Mitglieder des Reichsgerichts sich mit Ehren behauptet. — In den letzten Wochen sind auch die letzten Lieferungen des Rechtslexikons. Encyklopädie der Rechtswissenschaft in alphabetischer Bearbeitung. Herausgegeben unter Mitwirkung vieler Rechtsgelehrter von Dr. Franz v. Holtzendorff in München. Dritte auf Grund der neuesten Reichsgesetzgebung vollständig umgearbeitete und unter Berücksichtigung des Verwaltungs- und des Handelsrechts bedeutend vermehrte Auflage (Leipzig, Duncker & Humblot) erschienen. Dieses Nachschlagewerk für die Rechtswissenschaft in dem weitesten Sinne dieses Wortes ist mit anerkennungswerther Sorgfalt und Zuverlässigkeit ausgearbeitet. Es war dies freilich nur dadurch zu erreichen, daß man die Bearbeitung der einzelnen Artikel fast immer Specialisten übertragea hat, so z. B. rühren die Artikel „Schwurgericht" von Glaser, „Börsengeschäfte und Marktzins" von Keyßner, „Actiengesellschaft" voa Gierke, „Miethssteuer, Verwaltuagsjustiz" u. s. w. von Gneist, „Beute, Seeraub" u. s. w. von v. Holtzendorff her. Daß, soweit möglich, immer die Gesetzgebung der neuesten Zeit berücksichtigt worden ist, beweisen z. B. die Artikel „Zeitkauf" and „Genußschein" (im Nachtrag). Auch der Nekrolog für den im vorigen Jahre verstorbenen Professor Bruns hat bereits Aufnahme gefundea. Die Anschaffung dieses Rechtslexikons ist insbesondere dea Justiz- und Verwaltungsbehördea warm zu empfehlen. — Der Verlag von C. F. Winter in Leipzig and Heidelberg hat eine neue Text-Ausgabe der Reichsjustizgesetze veranstaltet, welche sich nicht aur, wie alle Publicationea dieses Verlages, darch eine gute äußere Ausstattung, sondern auch durch Beifügung von nach Analogie der preußischen Gerichts- und Crimiaalordnung verfaßten Rubrikea und Parallelstellen, sowie von sehr eingehenden Sachregistern auszeichnet. Diese Ausgabe ist von dem Landgerichtsrath H. Wernecke besorgt. Der Preis der Civilproceßordaung ist auf 3 ℳ, der der Strafproceßordnung auf 2 ℳ und der der Konkursordnung auf 1,20 ℳ festgestellt. — Eine neue Ausgabe speciell der Deutschen Konkursordnung nebst Einführungsgesetz, dem preußischen Ausführungsgesetz, sowie dem Reichsgesetz, betreffend die Anfechtung voa Rechtshandlungen eines Schuldners außerhalb des Konkurs-Verfahrens. Mit Commentar von Dr. Meißner, Landgerichtsrath in Thorn, ist im Verlage von Fr. Kortkampf in Berlin (Preis 10 ℳ) erschienen. Die die einzelnen Paragraphen commentirenden Bemerkungen des Herausgebers stützen sich theils auf die amtlichen Motive und die Protokolle der Reichstags-Commission, theils auf die Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe und die seit den letzten drei Jahren auf dem Gebiete des Konkursrechtes erschienene reichhaltige Literatur und geben über häufig vorkommende Zweifel bei Anwendung des Gesetzes klaren Aufschluß. — Eine andere Textausgbe der Konkursordnung mit Einführungsgesetz, Nebengesetzen und Ergänzungen, mit Anmerkungen und Sachregister versehen vom Landrichter Sydow in Halle (Nr. 13 der Deutschen Rechtsgesetzgebung, Textausgabe mit Anmerkungen, Berlin und Leipzig, J. Guttentag — D. Collin —) liegt bereits in 2. Auflage vor und scheint demnach ihre praktische Brauchbarkeit, neben welcher der außerordentlich billige Preis von 80 ₰ pro cartonnirtes Exemplar noch besonders hervorgehoben werden mag, bewährt zu haben. — Den v. Wächterschen Pandekten hat dessen Soha aunmehr auch die Herausgabe der Vorlesungen folgen lassen, welche dessen unvergeßlicher Vater Jahrzehnte lang über Strafrecht und namentlich über das neue gemein-deutsche Strafrecht an der hiesigen Universität gehalten hat, und denen die jungen Studirenden — zuweilen sogar anderer Facultäten als der Rechtswissenschaft — mit wahrer Freude zuzuhören pflegten. Der Inhalt der bekaantea den Zuhörern ausgehändigten „Beilagen" ist den betreffenden Paragraphen beigefügt. Dieses „Deutsche Strafrecht". Vorlesungen von Carl Georg v. Wächter, herausgegeben von O. v. Wächter (Leipzig, Breitkopf & Härtel) wird, wie wir glauben, besonders unter den Studirenden bald Gegenstand lebhafter Nachfrage werden: wir kennen in der That kein zweites Lehrbuch, welches so geeignet wäre zur Einführung in die Strafrechtswissenschaft, wie diese Wächter'schen Vorlesangen.

△ Geschichte der Nationalökonomik von H. Eifenhart, Professor an der Universität in Halle. Jena, Gustav Fischer 1881. — Nach dem Goethe'schen Worte, wonach die Geschichte einer Wissenschaft die Wissenschaft selbst ist, in ihrem selbsteigenen Entwickelungsgange zur Wahrheit, hat der Verfasser es unternommen „in einer gährenden Zeit, die nicht das Glück hat, von einem allgemein anerkannten Systeme volkswirthschaftlicher Erkenntnisse geleitet zu werden, wol aber mit allen Kräften nach eiaem solchen ringt, durch eine geschichtliche Darstellung der schwankenden Wissenschaft eine Stütze zu geben". Ob das letztere gelungen ist, möchten wir bei aller Anerkennung des tüchtigen Werkes doch ebeasowol bezweifeln, als ob es in der That ein Glück za nennen sein würde, wenn in unserer Zeit irgend eines der volkswirthschaftlichen Systeme sich allgemeine Anerkennung verschaffen würde. Dankenswerth ist dagegen der in der vorliegenden Geschichte der Nationalökonomik gemachte Versuch, die epochemachenden Systeme dieser Wissenschaft zu einer möglichst objectiven dogmatischen Darstellung zu bringen, und zwar sowol nach ihren leitenden Grundgedanken, als deren Erfolgen im Leben. Der Verfasser theilt den hiernach weiter als ia eine bloße Geschichte der Nationalökonomik greifenden Stoff eia in eine neue Periode (den Mercantilismus), die kritisch-liberale Periode (das physiokratische System, das Industriesystem, Ricardo und die Manchesterschule), die organische Periode (Socialismus in Frankreich, das nationale System und die historische Schule ia Deutschland, der epigonische Liberalismus [d. i. Individualismus] and Communismus) und schließt daran einen Rückblick auf die historischen Ergebnisse nnd entwickelt die daraus zu ziehenden Folgerungen. Bei Gelegenheit der Darstellung der historischen Schule in Deutschland wird die Bedeutung Wilhelm Roscher's, der sich durch allseitige und methodische Ausführung des von Anderen angeregten Ideenkreises einer organischen Volkswirthschaft und zwar auf dem Wege der historischen Beobachtung ihres eigenen zielvollen Werdeganges den ersten Meistern der Wissenschaft als ein Reformator derselben angereiht habe, warm gewürdigt. Das Eisenhart'sche Werk, welches sich weniger an die Fachgenossen, als an die weiteren Kreise der Gebildeten wendet, erscheiat gerade in der den wirthschaftlichen und socialen Verhältnissen volles Interesse entgegenbringenden Gegenwart zur rechten Stunde: wenigstens ist uns bisher außer dem bekannten Dühring'schen Buche keiae neuere Geschichte der Nationalökonomik von wissenschaftlichem Werthe zu Gesicht gekommen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 13. Sonntag, den 12. Februar. 1882.

Inhalt: Die Memoiren des Fürsten Metternich I. — Stimmen über Leipzig aus drei Jahrhunderten, von Paul Lemcke. — Bücherbesprechungen (Luthers Leben, von Jul. Köstlin. Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen, von Steinmeyer. Dr. Friedr. Joachim Günther's Entwürfe zu Vorträgen und Aufsätzen).

Die Memoiren des Fürsten Metternich.*)

I.

Metternich's Antheil an der inneren Politik Oesterreichs nach wiederhergestellter Ruhe. — Seine Ideen eines Concordats mit dem päpstlichen Stuhl, sowie einer ständischen Centralrepräsentation. — Vorschläge für die Organisation Lombardo-Venetiens.

Von dem in der Ueberschrift genannten Werke, dessen im Jahre 1880 erschienenen beiden ersten Bänden in diesen Blättern eine eingehende Besprechung gewidmet worden ist (vergl. Nr. 88—90, 99, 100—102 der W. B. d. L. Z. Jahrg. 1880), sind im vorigen Jahre zwei weitere Bände zur Ausgabe gelangt. Es ist damit der zweite Theil des Werks begonnen worden, der, nachdem der erste Theil den Leser bis zum „Anbruch der Friedenszära" im Jahre 1815 geführt hat, sich zur Aufgabe stellt, die Wirksamkeit des Fürsten Metternich in der, den Zeitraum von mehr als einem Menschenalter umfassenden Friedenszära von 1816 bis 1848 zu veranschaulichen. Derselbe gliedert sich in die sechs Abschnitte: Regelung der inneren Verhältnisse (1816—1817); das Lustrum der Congresse (1818—1822); Orientalische Wirren (1823—1829); von der Juli-Revolution bis zum Tode des Kaisers Franz (1830—1835); Ferdinandeische Regierungszeit (1835—1848); Metternich's Rücktritt. Die gegenwärtig vorliegenden beiden Bände, den dritten und vierten Band des Gesammtwerks bildend, umfassen die drei ersten dieser sechs Abschnitte, schließen also mit dem Jahre 1829 ab.

Nicht blos gegenständlich, sondern auch in der formellen Behandlung ist der Inhalt dieser beiden Bände von dem der ersten wesentlich verschieden. Den letzteren diente, wie unseren Lesern aus unserer Besprechung in Erinnerung ruhen wird, die von Metternich hinterlassene autobiographische Denkschrift: „Materialien zur Geschichte meines öffentlichen Lebens" als hauptsächliche Grundlage, an welche sich die Schriften-Sammlung lediglich als erläuterndes und ergänzendes Beiwerk anschließen konnte. Ein solcher Kern zum Anschlusse fehlt der Schriften-Sammlung im gegenwärtig vorliegenden Theile, denn die autobiographische Denkschrift erstreckt sich im Wesentlichen nur bis zur Beendigung der Kriegszära im Jahre 1815. Nach einigen flüchtigen Bemerkungen, welche der Regelung und Gestaltung der inneren Verhältnisse des österreichischen Kaiserstaates in den Jahren 1816 und 1817 gewidmet sind, bricht das Manuscript plötzlich ab und erst in den spätesten Lebensjahren hat der Verfasser wieder die Feder zur Hand genommen, um mit Uebergehung der langen Zwischenzeit die letzte Periode seines amtlichen Wirkens kurz darzustellen. Für diese offengebliebene große Lücke muß die Schriften-Sammlung die autobiographische Denkschrift selbst ersetzen und die erstere erhält damit eine wesentlich erhöhte Bedeutung. Dem entsprechend ist, um die Continuität des biographischen Fadens zu vermitteln, der Privatcorrespondenz Metternich's ein viel größerer Raum gegeben worden. Dieselbe ist bei dem Inhalte der einzelnen Abschnitte, soweit sie von vorzugsweise biographischem Interesse ist, jedesmal vorausgeschickt worden und die auf specielle Angelegenheiten sich beziehenden — größtentheils officiellen — Schriftstücke folgen sodann. Diese Privatbriefe, großentheils an die nächststehenden Familienglieder des Fürsten, seine Gattin und Kinder gerichtet, bringen die innersten Herzensergießungen des großen Staatsmannes und sind zu richtiger Würdigung der rein menschlichen Individualität desselben mannigfach von größerer Bedeutung noch, als der Inhalt der autobiographischen Denkschrift. Auch seine verbittertsten Gegner werden angesichts der darin niedergelegten Zeugnisse dem Fürsten die Anerkennung nicht versagen können, daß die Grundanlage seines Charakters nicht allein eine, das Niveau des Gewöhnlichen weit überragende, sondern auch eine streng sittliche, dem Gemeinen instinctiv widerstrebende gewesen ist und daß dieser Grundanlage sich ein ungewöhnlich hohes Maß persönlicher Liebenswürdigkeit beigesellt hat, welche den bei Lebzeiten des Fürsten nicht selten vernommenen Ausspruch, daß derselbe im mündlichen Verkehr durch den Zauber seiner Rede und die bei Wahrung aller berechtigten Interessen von verletzender Herablassung jederzeit sich fern haltende Verbindlichkeit seiner Umgangsformen in der Regel auch seine ärgsten Feinde entwaffnet habe, verständlich machen. Fürst Metternich hat sich nie, und das erklärt viel von der Eigenart dieses hochbegabten Staatsmannes, durch die großen Erfolge seines Wirkens zum Menschenverächter werden lassen — eine Gefahr, der bekanntlich Persönlichkeiten, welche im Leben der Staaten und Völker entscheidende große Rollen zu spielen berufen sind, unter solcher Voraussetzung nicht selten unterliegen. Wie Metternich selbst über Werth und Bedeutung derartiger brieflicher Herzensergießungen für den Zweck der Beurtheilung des Briefschreibers auch in seinem öffentlichen Leben und Wirken gedacht hat, ergiebt sich aus einer Aeußerung in einem Privatbriefe desselben, welche (in deutscher Uebersetzung des französisch geschriebenen Originals, wie denn Metternich für seine Privatcorrespondenz sich größtentheils dieser Sprache bediente) folgendermaßen lautet: „Ich finde, daß die einzigen Briefe, welche für Freunde Werth haben, diejenigen sind, welche die sittliche Seite (la situation morale) des Briefschreibers kennzeichnen, denn solchenfalls gehören sie der Geschichte seines Lebens an." Diese Aeußerung dient zugleich dem Herausgeber zur Beruhigung und Rechtfertigung, wenn er, zum Zwecke der Ergänzung der Lebensgeschichte seines verewigten Vaters, Schriftstücke vertraulichster

*) Vergl. Nr. 88—90, 99, 100—102 der Wissensch. Beilage vom Jahre 1880.

Art ungekürzt der Oeffentlichkeit übergeben hat, denn sie enthält die schrankenlose Gutheißung solcher anscheinenden Indiscretion von der Stelle aus, welche eine solche Ermächtigung allein ertheilen konnte.

Stofflich hat der zweite Theil der Metternich'schen Memoiren noch das besondere Interesse, daß wir in dessen erstem Abschnitte den langjährigen Leiter der österreichischen Politik auch in seinen Beziehungen zur verwaltenden Staatsthätigkeit kennen lernen. Bereits in der Besprechung des ersten Theils haben wir mit unserer Ansicht nicht zurückgehalten, daß auf diesem Gebiete die schwache Seite der staatsmännischen Leistungsfähigkeit des Fürsten gelegen habe. In der Hauptsache hat diese Meinung durch das, was uns gegenwärtig über diese Partie berichtet wird, nur wenig alterirt werden können. Immerhin sind einzelne Ideen, mit denen sich Fürst Metternich hier trug, derart, daß sie ihn hinsichtlich seiner principiellen Stellung zu gewissen Zeitforderungen in ein wesentlich günstigeres Licht als das der bisher gangbaren Auffassung stellen. Fürst Metternich war weder an positiven Gedanken so arm, noch so blind gegen die Schwingungen und Strömungen des Zeitgeistes, daß der Begriff eines schlechthin absolutistischen Reactionärs auf ihn paßt. Keinenfalls gehörte er zu jenen Epimenidesnaturen, welche vom Pulsschlag der Zeit nichts merken, weil sie dieselbe in apathischer Ruhe verträumt haben.

In die Sachlage, wie sie sich nach hergestelltem Frieden in Oesterreich gestaltete, eröffnen uns die Bemerkungen einen Blick, womit Fürst Metternich, offenbar in der ursprünglichen Absicht, seine Lebensgeschichte fortzusetzen, das Manuscript der autobiographischen Denkschrift: „Materialien zur Geschichte meines öffentlichen Lebens" geschlossen hat. Sie lauten: „Ich verwendete die Jahre 1816 und 1817 zur Regelung meiner Ansichten und ordnete sie in zwei Richtungen: zuerst in der moralisch allgemeinen, dann in der speciellen, in ihrer Beziehung auf den Staatshaushalt materiellen. Die Bearbeitung des ersten Theiles behielt ich mir selbst vor; bezüglich des letzteren suchte ich Hilfe bei dem Grafen Stadion, dem der Kaiser über meinen Antrag die Leitung der Finanzen anvertraut hatte, bei dem Fürsten Carl Schwarzenberg, der an der Spitze des Kriegswesens stand, und bei dem Staats- und Conferenzminister Grafen Zichy, dessen Geist zur Aufnahme alles Rechten geeignet und dessen Kenntnisse in allen Fächern der deutschen und der ungarischen Länder des Reiches erschöpfend waren. Daß ich auf die Beihilfe dieser Collegen mit Gewißheit zählen konnte, daran war nicht zu zweifeln. Verschieden hingegen war meine Aussicht auf den Kaiser selbst und auf die Vorstände aller anderen Departements mit Ausnahme der oberwähnten der Finanzen und des Kriegswesens. In Beziehung auf den Monarchen, weil ich dessen Zurückhaltung gegenüber allen Neuerungsentwürfen auf dem Gebiete der Verwaltung kannte, in Betreff der Departements-Chefs, weil mir die Gewalt des Gremialeinflusses auf ihre Handlungs- und selbst auf ihre Denkweise nicht entging. Den Hofstellen standen Präsidenten statt Minister vor. In der Form liegt hier ein Unterschied, der sich im Erfolg unausweichlich kundgiebt. In der Gremialform verschwindet die persönliche Responsabilität, indem sie sich in die eines Gremiums auflöst. Berathung bietet Vortheile aber auch Nachtheile; die ersteren liegen in der Gediegenheit der Prüfung, die letzteren in dem zögernden Gang der Geschäfte. Das einzige Departement der auswärtigen Angelegenheiten machte nothgedrungen eine Ausnahme in der Gestaltung. Der Gründer desselben, Fürst Kaunitz, hatte dies wohl gefühlt und sonach die Gremialform bei der Errichtung der geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei beseitigt ....."

Die beiden Momente, wodurch sich Fürst Metternich in der inneren Politik des österreichischen Kaiserstaates an einer auf eigenen Füßen stehenden und mit Consequenz durchgeführten organisatorischen Wirksamkeit auf Schritt und Tritt behindert sah, sind in den oben gegebenen Sätzen deutlich bezeichnet: die abgünstige Meinung des Kaisers Franz gegenüber allen Neuerungsentwürfen auf dem Gebiete der Verwaltung und die Schwerfälligkeit des formellen Geschäftsganges in den obersten Landescollegien. Bereits in der Besprechung des ersten Theiles der Metternich'schen Memoiren ist darauf hingewiesen, daß Kaiser Franz als Regent eine viel selbständigere Natur gewesen ist, als von der Geschichtschreibung meist bisher angenommen worden ist, und daß er sich namentlich mit den leitenden Geschäften nicht nur in vollster Regelmäßigkeit, sondern auch sehr intensiv befaßt hat. Der gegenwärtig vorliegende zweite Theil bringt dafür zahlreiche, jeden Zweifel beseitigende Zeugnisse. Nicht allein, daß Metternich den Kaiser über alle Vorgänge von Erheblichkeit jederzeit auf dem Laufenden erhalten und dementsprechend Vortrag erstatten mußte: stets fügte auch der Kaiser seine Resolution bei und schrieb sie eigenhändig auf den Vortrag selbst, und in den weitaus meisten Fällen begnügte er sich nicht mit einem einfachen: „Dient zur Nachricht" (seine Redewendung für das anderwärts gebräuchliche: „Gesehen"), sondern sprach über den betreffenden Gegenstand seine eigene Ansicht, bez. seine Willensmeinung aus. In den auswärtigen Angelegenheiten ließ er Metternich allerdings sehr freies Spiel, wenn schon auch hier Meinungsverschiedenheiten gelegentlich zu Tage traten; anders aber war es augenscheinlich in den Angelegenheiten der inneren Staatsverwaltung, wo principielle Gegensätze unverkennbar bemerklich werden. Wie aber ein, sich in den Gleisen veralteter Formen bewegendes Beamtenthum einem „Reformminister" das Leben schwer machen kann, haben auch mit vielleicht noch größerer Willens- und Thatkraft ausgestattete Staatsmänner erfahren. Man erinnert sich wol jenes geflügelten Wortes Bismarck's, daß ihm in der strictenDurchführung seiner Pläne die „Geheimenräthe" immer die meiste Noth gemacht hätten. Metternich hatte, wie es den Anschein hat, ähnliche unliebsame Erfahrungen zu machen.

Den ersten Anlauf zu organisatorischer Wirksamkeit behufs Regelung der inneren Verhältnisse des Kaiserstaates unternahm Metternich, indem er den Abschluß eines Concordates mit dem päpstlichen Stuhl anregte. Nach seiner Idee sollte dasselbe nicht auf Oesterreich allein beschränkt bleiben, sondern auf die gesammten deutschen Bundesstaaten Ausdehnung finden. Daß es Metternich hierbei um nichts weniger als eine Förderung der herrschsüchtigen Pläne der römischen Curie zu thun war, erhellt deutlich aus dem Tenor des Vortrags, welchen er über diese Angelegenheit seinem Kaiser im April 1816 erstattete. Mit noch größerer Evidenz ergiebt sich dies, wenn man die Persönlichkeit ins Auge faßt, welche Metternich für die Initiative der zu treffenden Einrichtung in petto hatte; es war dies kein Geringerer, als der durch seine, auf echt evangelischer Grundanschauung fußende, kirchliche Freimüthigkeit bekannte Coadjutor des Bischofs von Constanz, Frhr. v. Wessenberg. Metternich wollte, wie er ziemlich offen ausspricht, für Deutschland eine kirchliche Verfassung, welche dasselbe Rom gegenüber thunlichst auf eigene Füße stellte, und diesen Zweck meinte er am ehesten und sichersten durch Zustandebringung eines Concordates mit dem päpstlichen Stuhl für die gesammten deutschen Bundesstaaten erreichen zu können, wogegen er gegen den Abschluß von Concordaten der Einzelstaaten sich grundsätzlich erklärte, da hier die Gefahr einer Uebervortheilung Roms gegeben sei. Fürst Metternich vermochte mit seinen Ideen nicht durchzubringen und die Folge war das, was damit gerade hatte verhindert werden sollen: der Abschluß besonderer Concordate mit den einzelnen deutschen Bundesstaaten.

In demselben Jahre 1816 war Metternich zum Präsidenten des Conferenzraths ernannt worden, der die Regelung der durch die langen Kriege tiefzerrütteten österreichischen Geldverhältnisse und die Wiederherstellung des öffentlichen Credits in die Hand nehmen sollte. Metternich überreichte in dieser Angelegenheit dem Kaiser ein Memorandum, das von grund-

licher, im Hinblick darauf, daß das Finanzwesen seiner ganzen bisherigen praktischen Wirksamkeit fernegelegen hatte, geradezu überraschender Detailkenntniß zeugt und dessen Inhalt den Leitfaden bildete für das Patent vom 29. October 1816, womit zur Einziehung des Papiergeldes ein freiwilliges Anlehen eröffnet wurde.

Der inneren Administration sind die Vorschläge gewidmet, welche Metternich in seinem, unterm 27. October 1817 an den Kaiser gerichteten Vortrage über die Organisation der Centralverwaltung in Oesterreich eröffnete. Sie gipfelten in dem Gedanken, daß an Stelle des bisherigen, den Reichsverband sehr ungenügend zusammenhaltenden Organismus Ministerien errichtet werden sollten und zwar zunächst für die auswärtigen Angelegenheiten, die Finanzen, das Innere und die Justiz; nur die Polizei und die Rechnungscontrole sollten außerhalb des Ministerialnexus verbleiben und den Titel von Präsidenturen, wie er zeither den höchsten Centralstellen beigelegt war, beibehalten. Eine Folge dieser Anträge war die Errichtung einer einzigen obersten Hofstelle unter dem Namen: „Vereinigte Hofkanzlei", welcher nebst den böhmischen, galizischen, österreichischen auch die bisher unter der Leitung der Central-Hofcommission gestandenen illyrisch-italienischen Provinzen zur gemeinsamen Leitung zugewiesen wurden. Diese oberste Centralbehörde des Innern sollte, wie es in dem wegen deren Errichtung erlassenen Allerhöchsten Patent heißt, „Unserem System der Einheit gemäß, alle Länder und Völker zu demselben Ziele von allgemeiner und individueller Wohlfahrt hinführen, zu öffentlichen Verpflichtungen in gleichem Verhältnisse beiziehen, Bildung und Unterricht nach gleichförmigen Principien verbreiten, aber zugleich in steter Richtung nach diesen hohen und gleichförmigen Zwecken der Regierung die Verschiedenheit und Eigenthümlichkeiten der Sprache, der Sitten und Gewohnheiten, des Klima und der angeerbten Nationalität da, wo besondere Rücksichten eintreten, auf das Zarteste schonen und beachten." In Unterordnung unter den Minister des Innern, der zugleich als oberster Kanzler fungirte, wurden diesen Grundsätzen entsprechend „für diejenigen Provinzen und Stämme, die entweder in Bezug auf ihren historischen Ursprung oder aber in Hinsicht auf die angeführten Verhältnisse einer Verwandtschaft der Sprache, der Sitten oder der bisherigen Verfassung sich zunächst berühren", ein Hofkanzler, ein böhmisch-mährisch-schlesischer, ein österreichisch-illyrischer, ein lombardo-venetianischer und ein galizischer ernannt und dazu Eingesessene der bezüglichen Ländergruppen gewählt.

In demselben Jahre wollte Fürst Metternich in der Reform der Centralverwaltung noch einen sehr wichtigen weiteren Schritt nach vorwärts thun. Es lag nämlich in seinen Plänen, die Provinzialstände, welche sämmtliche Länder der österreichischen Monarchie theils von Alters her, theils, wie die italienischen Provinzen ꝛc., auf Grund besonderer Verleihung bereits besaßen, zu reorganisiren und aus diesen Körperschaften eine Centralrepräsentation Oesterreichs, einen Reichsrath, zu schaffen. Daß Metternich sich in der That mit solchen Plänen trug, erhellt zur Evidenz aus einer Aufzeichnung, die sich, wahrscheinlich zum Zwecke der Benutzung für die unvollendet gebliebene Autobiographie, in seinem handschriftlichen Nachlasse vorfand und wortgetreu folgendermaßen lautet:

„Indem ich als eine jeder Grübelei hohnsprechende Thatsache den Ausspruch fällte (im Jahre 1817), daß das Kaiserreich unter ausschließend eigenthümlichen Lebens- und Gedeihensbedingungen stehe und daß es sich nicht um deren Bestehen, sondern um deren Benutzung handeln könne, war die Aufgabe für mich auf die Forschung des Was und des Wie beschränkt. Das erstere sprach sich in dem Begriffe der Verstärkung der Centralgewalt aus, das andere führte mich auf die Frage, ob diese Verkräftigung auf dem Gebiete der Centralisation, nach französischem Begriffe der Sache, oder unter Beachtung des dem Kaiserreich zu Grunde liegenden relativen Getrenntseins der denselben bildenden Theile zu suchen sei. Mein Ausspruch konnte mir selbst gegenüber nicht zweifelhaft sein. Es galt der Befestigung des Reiches und nicht seiner Umgestaltung und ich stellte mich sonach auf das Princip der legislativen Regelung der Theile und der gleichmäßigen Verstärkung der Centralgewalt auf dem legislativen und dem administrativen Gebiete.

„In den Theilen bestanden ständische Repräsentationen, ein Centrum mußte sonach auch hier geschaffen werden. Damals war, ungeachtet der von einer solchen Form unzertrennlichen Schwierigkeiten, die Aufgabe im Vergleich mit der heutigen Lage der Dinge eine leichter zu begrenzende. Ich trug sonach neben einer Revision der ständischen Verhältnisse auf die Bildung eines Reichsrathes an, welcher, im Centrum aus vom Kaiser zu ernennenden Beisitzern bestehend, durch Abgeordnete der ständischen Körper zu vervollständigen sei. Der Competenz dieses neu zu schaffenden Centralpunktes sollte die Prüfung des Budgets und jener Gesetze unterliegen, welche auf das Allgemeine passen.

„Der Kaiser Franz sah die Wichtigkeit der Sache ein, verschob aber deren Prüfung von Jahr zu Jahr, als er nach seiner Genesung von der schweren Krankheit, die er im Jahre 1827 bestanden hatte, mir seinen festen Entschluß eröffnete, meinen Antrag in Ueberlegung nehmen zu lassen. Am Ende des Jahres 1834 erklärte mir der Kaiser, daß er sich vorwerfe, der Sache keine Folge gegeben zu haben, daß aber vor Ende des Jahres 1835 der Ausspruch gefällt sein müsse. Zwei Monate später war er nicht mehr!"

Von besonderem Interesse ist es, daß sehr ähnlich lautende Ideen, wie sie hier in allgemeinen Umrissen für Oesterreich zum Ausdruck gebracht sind, sich in den Vorschlägen wiederspiegeln, welche Fürst Metternich in einem Aufsatze niederlegte, den er über die innere Organisation der preußischen Monarchie dem damaligen preußischen Staatsminister Fürsten Wittgenstein im November 1818 übermittelte. Diese Vorschläge fassen sich zusammen in die Hauptsätze:

1) Der preußische Staat besteht in der Form unter sich getrennter Provinzen. Die Regierungsgewalt liegt in dem Könige. Er hat Minister als Vorsteher der Departements und einen Staatsrath. Jede Provinz hat eine obere und untere verwaltende Behörde.

2) Jede Provinz erhält eine ihren Localverhältnissen angemessene ständische Vertretung. Die Präsidenten der Stände werden durch den König ernannt. (Folgen Bestimmungen über den „Wirkungskreis der Stände in den ersten Grundzügen".)

3) Der König führt diese ständische Vertretung ein und behält sich vor, einen künftigen Beschluß über die Mitwirkung der Provinzialstände, mittels einer aus ihnen zusammenzusetzenden Centralrepräsentation, für die Bewilligung des Budgets und die höhere Gesetzgebung zu fassen. Gleichwie die Regierung bedacht sein mußte, vor der Einführung der ständischen Körper, die Provinzen in ihren Bestandtheilen zu bilden und in ihrer administrativen Beziehung zu ordnen, kann eine Centralvertretung nur die Folge des eingeführten geregelten und erprobten Ständewesens sein.

Gegen eine Centralrepräsentation durch Volksdeputirte erklärte sich Metternich allerdings auf das Allerentschiedenste. Eine solche war, seiner Ansicht nach, die Auflösung des preußischen Staates, weil sich eine ähnliche Neuerung in keinem großen Staate ohne Revolution einführen lasse oder zur Revolution führe, weil der preußische Staat vermöge seiner geographischen Lage und seiner Zusammensetzung keiner Centralrepräsentation im reinen Begriff fähig sei und weil derselbe vor Allem einer freien und gediegenen militärischen Kraft bedürfe, und diese nie neben einem reinen Repräsentativ-System bestehen könne und werde.

Es ist bemerkenswerth, daß genau auf der von Metternich vorgeschlagenen Basis, freilich erst dreißig Jahre später, in Preußen vorgegangen wurde, denn die von Friedrich

Wilhelm IV. 1847 decretirte Einberufung des Vereinigten Landtags ist bis ins Detail hinein nichts Anderes, als was Metternich dem Fürsten Wittgenstein angerathen hatte: die Bildung der Centralrepräsentation aus den provinzialständischen Körperschaften. Die Revolutionsstürme des Jahres 1848 erstickten den Versuch bekanntermaßen im Keime und als die legitime Regierungsgewalt wieder so weit erstarkt war, daß sie auf eigenen Füßen zu stehen vermochte, verschmähte man das Zurückgreifen auf den Vereinigten Landtag und zog den Weg der Verfassungsoctroyirung vor. Durch Schaffung des sogenannten Dreiclassensystems für die active Wahlberechtigung ist man hierbei zu einem Vertretungsmodus gelangt, welchen Fürst Bismarck gelegentlich einmal als den schlechtesten, willkürlichsten und unzulänglichsten, der nur erdacht werden könne, bezeichnet hat. Jedenfalls hat man sich durch Beschreitung des Octroyirungsweges die treffliche Gelegenheit entgehen lassen, in der Verfassungsfrage die Rechtscontinuität zwischen Gegenwart und Vergangenheit wieder herzustellen. Conservative Politiker haben es darum stets als einen schweren Fehlgriff der damaligen preußischen Staatsleiter betrachtet, daß man nach der wiederhergestellten Ordnung die Wiederberufung des Vereinigten Landtags unterlassen hat. Der Gang der Dinge würde solchenfalls voraussichtlich einen weit correcteren, den Anforderungen einer conservativ-reformatorischen Staatsordnung entsprechenderen Verlauf genommen haben, und zwar nicht allein in Preußen, sondern auch in der Entwickelung der deutschen Angelegenheiten. In noch viel höherem Grade aber wäre es wol der Fall gewesen, wenn Metternich's Vorschläge anstatt erst im Jahre 1847, im Jahre 1819 oder 1820 zur Durchführung gebracht worden wären.

Ganz besondere Aufmerksamkeit wendete Metternich nach wiederhergestelltem Frieden den inneren Zuständen der italienischen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates zu. Er faßte dieselben in ihrem Zusammenhange mit den übrigen Landestheilen Italiens ins Auge, deren Zustände ihm im düstersten Lichte erschienen. Das Resumé, das Fürst Metternich hierüber giebt, gelangt zu dem Schlußausspruch: daß die Unzufriedenheit in allen italienischen Staaten mit Ausnahme des lombardisch-venetianischen Königreichs allgemein war, daß dieselbe zum Theil der schlechten Verwaltung der Regierungen zuzuschreiben war, daß in Italien, besonders in dem südlichen Theile und in Bologna und Genua, eine große Bewegung unter den Gemüthern herrschte, daß endlich diese Gährung durch die verschiedenen Secten und Geheimbünde unterhalten ward. Günstigere Verhältnisse bot allein das lombardisch-venetianische Königreich, dessen Verwaltung selbst nach dem Urtheil der Gegner vor jener aller übrigen Classen der Bevölkerung wesentliche Vorzüge hatte. Dessenungeachtet erstreckte sich das allgemeine Mißvergnügen auch auf diese Provinzen. Dasselbe zu beschwichtigen, schlug Metternich vor, dem Nationalgeiste und der Eigenliebe der Nation dadurch entgegenzukommen, daß man diesen Provinzen eine Verwaltungsform gebe, welche den Italienern beweise, man wolle sie nicht mit den deutschen Provinzen der Monarchie ganz gleich behandeln und so zu sagen verschmelzen, daß man daselbst und besonders bei den Gerichtsbehörden vorzugsweise taugliche Subjecte aus dem Lande anstelle, und daß man vor Allem darauf bedacht sei, die Geistlichkeit und die Classe der Schriftsteller, die den meisten Einfluß auf die öffentliche Meinung hätten, sich näher zu verbinden. Besondere Mißstimmung hatte die Ausdehnung der allgemeinen Manthgesetze auf Lombardo-Venetien daselbst hervorgerufen. Zu Behebung der hieraus hergeleiteten Klagen empfiehlt Metternich Maßregeln, welche der Herbeiführung einer innigeren Verbindung Lombardo-Venetiens mit den übrigen Ländern der österreichischen Monarchie in commerzieller Beziehung thunlichst Vorschub leisten sollten. Endlich schlägt er mit Rücksicht auf die in den höheren gebildeten Classen herkömmliche Sitte, die Söhne, welche zu wissenschaftlichen oder Geschäftszwecken erzogen werden, zum Unterricht der Sprache nach Toscana zu schicken, vor, den Landes-Gremien die generelle Ermächtigung zu ertheilen, die Erlaubniß zuzugestehen, daß junge Leute vom sechsten bis zum zwölften Jahre „die Humaniora in Toscana studiren" könnten. Er erwartet von dieser Maßregel nicht nur den günstigsten Eindruck auf das gebildete Publicum, sondern sieht auch „einen großen Zweck der Regierung in der möglichsten Nachzüglung von Geschäftsmännern, die in Italien der Landessprache mächtig sind".

Stimmen über Leipzig aus drei Jahrhunderten.

Von **Paul Lemcke.**

Je bemerkenswerther eine Stadt im Laufe der Jahrhunderte in dieser oder jener Beziehung aus der Reihe der Schwestern hervortrat, desto zahlreicher und werthvoller sind noch bis auf die heutige Zeit die Andeutungen, welche über dieselbe in den Schriften vergangener Säcula sich finden.

Abgesehen von denjenigen alten Werken, welche überhaupt nur einer einzigen Stadt gelten, oder sich vorwiegend mit der Geschichte oder Ortsbeschreibung einer bestimmten Gegend beschäftigen, sind in letzterer Beziehung namentlich geschichtliche oder geographische Sammelwerke mit ihren oft umfangreicheren, oft kürzeren Aeußerungen anzuführen.

Wen hätte nicht, wenn er beispielsweise in den Schriften neuerer Geographen Excerpte aus den gleichinhaltlichen Werken vergangener Jahrhunderte vorfand, schon die Begier angewandelt, jene ehrwürdigen Erzeugnisse längst hinter uns liegender Zeiten einmal im Originale vor Augen zu sehen und nach Interessantem, nach Aeußerungen über eigene Heimath und Vaterstadt zu durchblättern?

Sind aber die einer bestimmten Stadt oder sonstigen Oertlichkeit geltenden Werke der Vergangenheit naturgemäß an Ort und Stelle mehr oder minder zahlreich in der Regel noch jetzt vorhanden oder doch wenigstens ihrem Inhalte nach bekannt, so liegt die Sache hinsichtlich jener Sammelwerke im Großen und Ganzen minder günstig.

Nur in größeren öffentlichen Bibliotheken oder nur hie und da vereinzelt im Privatbesitze vorhanden, sind die Werke der letztgedachten Kategorie selten oder nur unter Schwierigkeiten ausgebreiteteren Kreisen zugänglich.

Um so berechtigter erscheint es, was beispielsweise unser Leipzig anlangt, aus einigen der bedeutenderen, heutzutage aber auch selteneren jener Sammelwerke eine kleine Blumenlese von Lipsiensibus zusammenzustellen und dem Leserkreise dieser Blätter vor Augen zu führen. —

Würdig eröffnet die Reihe ein Nestor auf dem Gebiete der Städtekunde, Magister Abraham Saner zu Frankenberg in Hessen, in seinem 1587 zu Frankfurt am Main erschienenen und „mit Röm. Key. May. auf zehen Jar nicht nachzutrucken begnadeten Parvum theatrum urbium, Summarischer Außzug von Erbawung vnd Ankunfft namhaffter Stät, Schlösser vnd Clöster" mit den kurzen Worten:

„Leipzig,

eine Häuptstatt vorzeiten in Ostlandt am Wasser die Elster, Pleiß vnd Parda gelegen, da ein Dorff gestanden dieses Namens, welches Keyser Heinrich der ander Dietmaro dem vierdten, Bischoffe zu Märßburg Anno 1021 den 5. Octobris, seines Reichs im 20. Jar zu eigen geben, nachmals zur Statt gemacht, von Marggrassen Otten, Conradi deß andern Sohn zu Meissen, Landeßberg, Lusatz vnd Osterlandt gröſſer gemacht vnnd mit Mauwren beſeſtiget vnter Keyser Fridrichen

dem ersten. Nachmals hat diese Statt mit herrlichen Gebäuden von Jar zu Jar sehr zugenommen, vnd ist erweitert worden vnnd mit einem schönen Rathhauß gezieret." —

Auch in den 1593 zu Bremen unter der Bezeichnung „variorum in Europa itinerum deliciae, seu ex variis manuscriptis selectiora tantum inscriptionum maxime recentium monumenta" herausgegebenen Reiseaufzeichnungen des hochberühmten Professars der Dichtkunst und Rectors des Gymnasiums zu Bremen, Nathan Chyträus, wird Leipzig erwähnt: der Verfasser führt nämlich ein Gedicht des scharfsinnigen und besonders in der klassischen Literatur umfassend gelehrten Julius Cuesar Scaliger (della Scala) an, der nach den wechselvollsten Lebensschicksalen im Jahre 1558 zu Agen in Frankreich als Arzt verstarb. Es lautet:

„In Lipsiam.

Lipsia, se ostentans sublimibus aurea tectis,
Lumina dum saturat, mens perit icta fame.
Vecta quibus ratibus longinquae marmora terrae?
Unde frequens flavi pura nitela Tagi?
Huc Cyprum, huc Temesum, huc Arabas, bna Serica dices
Sedibus evulsa huc Indica regna suis.
Cum gemma bibitur, vincuntur nectare gemmae:
Sed linguae varius vincit utrunque nitor.
Nec Germana tamen vitiatur Lipsia luxu:
Ast huna Germanum Lipsia magna facit."

Es folgt der Altmeister auf dem Felde der thüringisch-sächsischen Städtekunde, der „Churfürstlich Sächsische Historiographus und der Historien Liebhaber" Lorenz Peckenstein, oder, wie er sich gemeiniglich nennt, „Laurentius Peccensteinius" zu Liebenwerda, in dem 1608 zu Jena im Drucke erschienenen dritten Theile seines „Theatri Saxonici", der „Poliographia, das ist historische Beschreibung aller varnemsten Städte in Sachsen, Meissen vnd Thüringen sampt den anstossenden Provincien". Das Werk, zu welchem eine Reihe von Städten dem Verfasser Natizen eingesandt hatte, ist „denen Ehrenvesten, Achtbaren, Hoch- vnd Wolweisen Bürgermeistern vnd Räthen der Städte Freyberg, Leipzig, Wittenberg, Langensalza vnd Zwickaw" gewidmet, und enthält über Leipzig auszüglich Folgendes:

„Leipzig

liegt in einer schönen lustigen Awen an dreyer fließ wassern, der Elster, Pleyß vnd Parden. Wann vnd zu welcher zeit, auch von wem diese vornehme Kauff- vnd Handelstadt, sa etliche Historici vnter die Osterländischen Städte vnd vor die Haubtstadt Derer, andere vnter den Tractum Plisnensem anziehen wollen, erbawet, ist keine gewißheit zu befinden. Sa kan ich mich auch, sa wenig ich gelesen, nicht bescheiden, daß mir davan bestendige Nachrichtung varkommen, Alß daß in einem gar alten Manual, sa zu Pegaw in Keyser Ottens Stifft, welches jetziger zeit gantz desolirt, vnter andern diese wort van böser vnd vhralter Closterschrifft befunden, gelesen: Lypz pagus in orientali terra Anno Dom. 1021 a Marchione Conrado cognominato praecellenti in formam vrbis redactus et aggere munitus: Georgius Spalatinus setzt in seinem Manuscripto de primordiis vrbium, daß abgenandtes Conradi Sahn Otto der Reiche solchen Marckflecken mit Mauren erstlichen vmbziehen lassen, wie salches auch in andern Meißnischen Chroniken von Michaele Bentbero, Wolffgango Crusio, Reinero und Albino bestetiget wird, daß ermelter Marggraff sich zum ersten Herrn deß Meissen, Lausitz vnd Osterlandes geschrieben, Leipzig vngefehr vmb das Jahr Christi 1156 mit Ringmauren vmbziehen lassen, kan alsa wal sein, daß Marggraff Conrad Lypz das Dorff in einen offenen Marckflecken wegen des ohrts fruchtbarkeit erstlichen gebracht, vnd mit einem Wall vnd Graben gleichsam befestiget, hernacher sein Sohn Otta salches förder erweitern vnd den Wall mit Mauren bestecken lassen.

Aus des Herrn Joachimi Camerarii seligen Mund habe ich zur zeit in der Visitation der Fürsten Schule zu Grimm vernammen, daß var 600 Jahren Leipzig noch ein Dorff gewesen, vnd daselbsten gestanden haben sol, da jetzo zum teil die Gerbergasse vorm Hällischen Thor angeleget, vnd salches einem aornehmen Schlauischen Adelichen Geschlecht, sa die Göchen genant, vnd nunmehr vorlengst ausgestarben, vnterworffen gewesen. Vnd kömpt manchen Geschichtschreiber sast wie eine Fabel vnd ertichtet vor, daß Jahann Garza in seinem Buche sagen will: Leipzig sey van Lybanotho, des Arminii Kriegsfürsten einem, welcher den Römer Quintilium Varum schlagen helffen, erbawet, vnd nach ihme anfenglichen Libonitz, vnd dahero durch zusammenziehung der buchstaben Lypz genennet.

Marggraff Dietrich, alß Friedrich der Ernste seliger haben dieser Stadt viel gutes bewiesen, vnd in deme statlichen erhaben, daß, da die Außländischen Kauffleute mit jhren Wahren zu Merseburg vnd Grimm sich nicht erhalten vnd Fewer- vnd Wasserschäden entpfangen, sie solchen Marckt nach Leipzig vorlegt, darvon denn die Stadt biß anhero in ein salches auffnehmen kommen, daß sie vor die varnembste vnd berühmbste Handelstadt in Deutzschland nechst Franckfurt am Meyn vnd Nürnberg gehalten wird.

In spätern zeiten hat die Stadt also an prechtigen Gebeuden vnd Landgütern zugenammen, daß sie wal nicht var die vornembste, jedoch auch nicht vor die geringste Handelstadt in Europa zu halten.

Diese Stadt hat auch allezeit den Ruhm gehabt, daß darinnen Kirchen vnd Schulen jederzeit wol bestalt, auch gutes Regiment vnd ardnung in allen gehalten, wird auch nochmals mit der That bewiesen, darumb auch diese Stadt das lob wol behalten wird, daß keine so viel Vornehmer, Gelehrter vnd Verstendiger Leute hervorgebracht hat.

Zu diesen sondern ornamentis dieser Stadt were auch billig zu referiren, daß dieselbe van schönen Gärten vmbgeben, Item die beyde Haubtkirchen zu S. Nicolaus vnd Thamas alsa ornirt, daß viel wunders darinnen an schönen Altaren, Tafeln, Predigtstuelen vnd Orgelwercken mit großen Vnkosten auffgeführet zu sehen. Sa wal daß jedere Kirche auch mit einer sondern Particular Schule starck vorsehen. Item das feste Armierte Schloß, schöne Rath-, Wag- vnd Kornhäuser. Item die Clastergebeude, daraus jetza Collegia gemacht, in solchen wol zu durchsehen. Nichts desta weniger ist auch die Handlunge in Auerbachs Hofe von frembden vnd außländischen Kauffleuten alleine zu respectiren, welcher Hoff durch Herrn Doctorem Heinricum Auerbachium seligen billich in Ehren hier zu nennen." —

Eine zweite Quelle des Jahrhunderts ist die „Topographia Saxoniae Superioris, Thuringiae, Misniae, Lusatiae etc., das ist Beschreibung der vornembsten vnd bekanntesten Stätt vnd Plätz in Churfürstenthum Sachsen, Thüringen, Meissen, Ober- vnd Nider-Laußnitz vnd einverleibten Landen", ein Band aus der Reihe jener berühmten Topographien, welche van der Mitte des Jahrhunderts ab durch Matthäus Merian in Frankfurt am Main und dessen Erben in Verbindung mit Martin Zeiler herausgegeben wurde.

In diesem Werke befindet sich unter anderm auch eine aus der Vogelschau aufgenommene interessante Ansicht der Stadt Leipzig: aus dem das Bild begleitenden Texte kurz Folgendes:

„Leipzig, Lipsia,

ist alter Ankunfft, gehört in Europam, vnnd liegt im Land zu Meissen, vnter dem himlischen Zeichen deß Stiers, in einem feinen, ebenen, blachen Felde, an einem schönen, lustigen, fruchtbaren Orte vnd ist viereckicht. Es ist vmb vnd vmb mit geschmeidigen Mawren, Basteyen vnnd Thürnen auß gebackenen Steinen vmbgeben. Hat ziemliche tiesse vnd weite Graben. In der Ringmauer seynd zu finden 945 Häuser vnnd 36 Gassen groß vnd klein.

So seynd auch vmb sie hier viel stattliche Forwerge vnd Dörffer zu befinden, sonderlich aber die fünff Kohlgärten, welche durchs gantze Jahr die Statt mit Milch, Käse, Butter, Kraut, weissen, rothen vnd gelben Rüben vnd dergleichen versehen. An schönen Gärten, guten Aeckern, herrlichen vnd schönen grünen Awen vnd Wiesen: Item an schönem Gehölz vnd Wäldern ist auch kein mangel.

Die Häuser vnd Gebäwde der Statt seyn groß, geraum, ordentlich, stattlich vnd wol gebawet; auch ein groß Theyl steinern vnnd gemeiniglich 3 Gemach hach, vnd mit Ziegeln gedeckt; inwendig aber, in den Stuben vnnd Zimmern sauber, zierlich vnd ansehnlich, vnd mit Zinn, Teppichten vnd schönem kostbaren Tafelwerck so wol auch andern Zierrath mehr geschmücket vnd geputzet. Die Strassen vnd Gassen sind lang, eben vnd breit, reinlich, mit Steinen außgepflastert vnd abhängig, darvon das Wasser allezeit seinen Abschuß haben mag.

Es hat auch die Statt Leipzig 2 schöne vnd wol angerichte Particular-Schulen, eine zu S. Thomas vnd die ander zu S. Niclas in steinern Gebäwen: Item etliche Teutsche vnd Rechenschulen für die Knaben: Desgleichen auch etliche Jungfrawschulen für die Mägdlein. Insonderheit aber ist allhie eine Hohe Schul vder Vniversität, so sechs herrlich vnd walerbawte Collegia hat.

Ferners ist da das Schloß vder die Vestung Pleissenburg, so im Mvraft vnd am Ende der Statt anstatt der Ringmawer liegt. Hat einen großen Platz in sich vnd ist mit einer festen Pastheyen vnnd einem starcken runden Thurn, darauff viel grosse Geschütze befestiget, auch mit einem von Kriegsmunition wol angerichtem vnd vollem Rüst- oder Zeughause versehen. Hat vber diß ein künstliche Mühle vnd einen schönen Rhörkasten. Dieses Haus ist auß dem Grunde durch vnd durch gewölbet, hat herrliche, artliche Stuben vnd Losamenter, auch stattliche Keller.

Der grosse Marckt, da allerley verkaufft wird, ist ein schöner grosser ebener Platz, sauber mit Pflastersteinen außgesetzet. An ihm aber liegt das Rathhauß, vmb vnnd vmb frey, hat vnn Grund auß 2 Gewölb vber einander vnd sind alle Fenster mit starcken eysern Gittern wol verwahret. Es stehet auch allda noch ein andern schön steinern Hauß, dreyer Gemach hoch: Im Vntersten helt ein Erbar Rath durch Ihren Schencken seinen Weinschanck an vielerley, sonderlich aber guten Rheinischen Wein. Im andern Gemach aber ist die Wage, darinn allerley Kauffmannswahren vnnd Fuhrmannsgut auffgezogen vnd gewogen werden, auch das Geleit vnd Zall eingenommen wird. Vber der Wagen ist der Herren Trinckstuben, da man zum Trunck zusammen kampt, auch nach Gelegenheit mit spielen sich ergetzet. Es werden auch daselbsten offtmals stattliche Gastereyen gehalten. Es muß sich aber ein jeder nach der Stuben-Ordnung Erbar vnnd friedlich verhalten.

Hinder dem Rathhause ist der Fisch-, Fleisch- vnd Naschmarckt, wo zwa stattliche Garkuchen, da Frembde vnnd Einheimische vmb Geld gespeisset werden.

Darnach findet man den Burgkeller, darinn viel gute fremdde Bier verzapffet werden. Darbey vnten eine grosse Trinckstuben für gemeine Leuthe, vnd vben darüber eine andere, die Zunfft- vnd Brüderstube genennet, darinnen die Burgerschafft, sonderlich aber die Zünffte, ihre Lust und Ergetzlichkeit haben mögen.

Es hat auch die Statt drey stattliche wolerbawte vnnd wolangerichte Apotecken, so Jährlichen mit fleiß visitiret werden.

Im Vnter theyl der Statt, am Ranstetter Thvre, ist ein schöne steinerne Badstuben gantz gewölbt, darinnen viel große küpferne Wannen, bey dero jeder ein hoher messingener Hahn, auß welchem das frische Wasser auff des Badegasts begehren nach aller Lust springen thut; bald an dieser Badstuben ist ein Schießgraben, darin ein schönes Schießhaus, so mit einem stattlichen Saal gezieret, für die Armbrustschützen.

An den Märckten vnnd in etlichen Gassen findet man schöne Wasserreiche Cistern oder Ziehbrunnen, desgleichen etliche grosse Rhörkästen. Insonderheit ist in der Nicolstrassen bey einem Rathsverwandten vnnd Handelsmann auff dem Hofe ein schöner gewölbter Brunn im Keller, so im Vmbfang 27 Ehlen weit ist.

Damit auch frembde Leuth in den drey Jahrmärckten oder Messen desto Baß möchten beherbriget werden, so ist da die Menge an schönen herrlichen Wirths- oder Gasthäusern.

Der Gvttesacker voe dem Grimmischen Thar, darauff der Verstorbenen Leichen mit Predigen, singen vnnd andern Ceremonien Christlich vnnd ehrlich zur Erden bestattet werden, ist sehr groß vnnd von aussen mit einer Mawer vnnd eysern Gitter Thüren wol verwaret: Innwendig aber vmb vnd vmb mit vielen artigen Schwibbogen vnd Künstlichen schönen Epitaphiis gezieret, daß seines gleichen in gantz Europa schwerlich zu finden. Daran ist das reiche vnd herrliche Haspital zu Sanct Johann, wo die armen Leuthe mit Essen, Trincken, Kleydern, Betten, Artzneyen vnd andern nothwendigen Dingen reichlich, reinlich vnd wal versorget werden." —

Aus dem folgenden Jahrhundert treten uns zunächst einige Aufzeichnungen entgegen, welche das im Jahre 1753 zu Ulm und Memmingen im Drucke erschienene Reisetagebuch des hochgelehrten Patrizierſohns Zacharias Conrad von Uffenbach aus Frankfurt am Mayn über Leipzig enthält. „In

Leipzig",

heißt es da unter anderm, „das ich in den Jahren von 1700 bis 1709 zum öftern von Halle aus besuchte, machte ich die Bekanntschaft vieler gelehrter Männer. Allda besuchte ich auch die Rathsbiblivthek: der Syndicus Herr Gottfried Gräve, dem die Oberaufsicht über dieselbe anvertraut war, ein Bruder des zu Utrecht verstorbenen Kunstrichters Jvhann Georg Grävens, führte mich mit ungemeiner Höflichkeit dahin. Ich fand daselbst einen überaus großen Vorrath von gedruckten Büchern und nicht wenige Mannscripte und sonderlich eine ansehnliche Zahl von Orientalischen, wovon die meisten aus der Bibliothek des seeligen Wageseils vvn Altdorf stammen. In dem obern Gemache der Rathsbibliothek sahe ich auch die vortreffliche und berühmte Mumie, vvn welcher Herr Kettner geschrieben hat. Herr Gräve machte sie mir ganz auf, und beklagte, daß die Luft hiesiger Lande nicht gar zu günstig seye, indem der Kopf abgebrochen war. Dach war sie im übrigen noch gar schön. Auch war bei der Bibliothek eine Suita von Medaillien, deren Anschauung sehr ergötzte.

Bornehmlich bewunderte ich in Leipzig den Zusammenfluß auswärtiger Buchhändler; ich fand ihre Anzahl so groß, daß ich glaubte, die Leipziger Messe behaupte noch in Ansehung des Buchhandels vor der zu Frankfurt heutiges Tages den Vorzug. Mit desto gräßerer Luft besichtigte ich die Leipziger Buchläden, weil damals in Halle, von wo ich gekommen war, nur drei waren, die mit jenen in keine Vergleichung kamen.

Zu bemerken sind noch das Collegium Paulinum und Petrinum, das Linkische Kunst- und Naturalienkabinet, Herrn Martins Präparate aus der Zergliederungskunst, sowie die sehr schönen und wohlangelegten Gärten, und unter solchen vornemlich der Bosische, Apelische, Guldensche und Schambergische Garten." —

Auch aus einem zweiten Reisetagebuche mag ein kurzer Auszug hier Platz finden, den aus dem Jahre 1730 stammenden Aufzeichnungen des Magisters und Gräflich Bernstorffschen Hofmeisters Johann Georg Keyßler, welche in den dreißiger Jahren des Säculums zu Hannover im Druck herausgegeben wurden:

„Leipzig

ist sowohl wegen seiner angesehenen Handlung als trefflichen Universität eine der berühmtesten Städte von Europa. Die

Höflichkeit der Einwohner, die kostbaren Häuser und die angenehm herumliegenden Gärten geben ihr den Vorzug vor manchen grossen Residenzen.

Ich habe weder von Wien noch von Prag die Namen der daselbst befindlichen Professoren und Gelehrten eingesandt, von hier aus wird solches, obgleich aus ganz unterschiedenen und contrairen Ursachen, noch weniger geschehen. Bey jenen furchte ich, das Papier mit unbekannten und vielleicht stets im Dunkeln bleibenden Namen anzufüllen; allhier aber trage ich Bedenken, die Namen und Schriften solcher Leute anzuführen, welche ohnedem allenthalben berühmt genug sind.

Leipzig soll so viel als ein Lindenwald heißen, weil die Wenden eine Linde Leipo nennen. Die ganze Gegend ist angenehm und mit fruchtbaren Feldern bebauet, daher sich eine so große Menge Lerchen dahin ziehet, daß die Leipziger Lerchen durch ganz Deutschland wegen ihres guten Geschmackes und ihrer Fettigkeit berühmt sind. Die Accise von diesen Vögeln bringt in Leipzig allein jährlich bey sechstausend Thaler, und werden sie doch nicht nur hier, sondern auch in der Gegend um Naumburg, Merseburg und Halle ebenso häufig gefangen.

Den Appelischen Garten machen die vielen Taxisbäume, Statuen, Wasserkünste und Canäle nebst den darauf befindlichen Bucentauris angenehm. Der große Bosische Garten aber ist etwas ungleich und nicht so regulär als der vorhergehende, hat aber eine schöne Orangerie, und in dem Gartenhause gute Gemälde nebst einer zahlreichen Sammlung von merkwürdigen Dingen, die in das regnum animale und die Botanik laufen. In einer eingeschlossenen Feldung des Gartens sieht man weiße kleine Hirsche, so von dem Tonnenwildpret unterschieden, und mit gewöhnlichen Geweihen versehen sind.

Die Stadt soll ihrem Landesherren jährlich bey viermalhunderttausend Reichsthaler einbringen." —

Zum Schlusse noch einiges aus den Andeutungen, welche das von 1726 bis 1730 zu Basel „mit Löbl. Eydgenoss. Orten Privilegiis" erschienene ebenso umfangreiche als berühmte Lexikon des Professors und Doctors der Theologie an der dortigen Universität, Jacob Christoph Iselin, „Mitglieds der königlich Frantzösischen zur Erläuterung der Historien, alten Müntzen und übrigen Antiquitäten eingesetzten Academie" über Leipzig enthält.

„Leipzig,

eine berühmte stadt in Meissen, und zwar demjenigen theil, welchen man das Ostland nennet, zwischen der Pleisse, Elster und Parde, in einer schönen und fruchtbaren ebene gelegen, ist mit guten mauren, breiten gräben und Wällen umschlossen, und hat ein bevestigtes schloß, die Pleißenburg benannt. Sie ist eine von den 4 Legstädten des Reichs, dahin die Römermonate von den Reichs-Ständen bezahlet werden, ingleichen führet sie auch bey versammlungen der Landes-Stände das directorium unter den städten, colligiret die vota und hält das protocoll. Es hat auch diese stadt vor andern des Churfürstenthums Sachsen den vorzug, daß das ober-hof-gericht, so dieser lande höchstes tribunal, und vor welchem auch der Landes-Herr in cammer-sachen belanget werden kan, seit an. 1488 nach combinirung des Meißnischen und Thüringischen hof-gerichts anhero versetzt worden, welches des jahrs viermal seine sessiones hält; daß seit an. 1543 ein geistlich consistorium oder kirchen- und ehe-gerichte allhier angeleget zu finden; daß auch das weit berühmte rechts-collegium, der schöppen-stuhl, nun über 300 jahre allhier flariret."

So weit mit unsern Lipsiensibus: Haben dieselben die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter einige Augenblicke zu fesseln bezw. unserm alten Leipzig einige neue Sympathien zu erwecken vermocht, so ist ihr Zweck erreicht!

Bücherbesprechungen.

□ Luthers Leben von Julius Köstlin. Leipzig, 1882. Fues's Verlag (R. Reisland). Preis 8 ℳ. — Der Verf. vorliegender Schrift ist dem theologischen Publicum und auch weiteren kirchlichen Kreisen bereits durch sein großes Lutherwerk, das er vor mehreren Jahren herausgegeben, als derjenige Biograph Luther's bekannt, der auf der Höhe der reichen, noch nicht erschöpften Forschungen über das Leben unsers deutschen Propheten, des größten und einflußreichsten Mannes unseres Volkes steht. In jenem Werk hat Köstlin (Professor in Halle) den ganzen bedeutenden Stoff, der für diesen hochinteressanten Gegenstand geschichtlicher Forschung vorliegt, in einem ebenso umfangreichen, als gediegenen Werke zusammengefaßt, dem er die historischen und kritischen Belege beigefügt und in welchem er zugleich den Inhalt der einzelnen Schriften Luther's eingehend dargelegt hat. Jenes Werk ist indeß, abgesehen von seinem Umfang, nach seinem ganzen Tone und bei der Specialität, mit der es auf Dinge eingeht, die über das Interesse des größeren Publicums hinausgehen, mehr für gelehrte Kreise geeignet. In gegenwärtiger Schrift nun verzichtet der Verf. nicht nur vollständig auf den gelehrten Apparat, sondern hat auch aus der Biographie Luther's Alles ausgeschieden, was nur von wissenschaftlichem Interesse ist, und hat dem weiten Kreise gebildeter deutscher Leser ein Lebensbild dargeboten, das mit frischer Unmittelbarkeit in einer für alle gebildeten Kreise ebenso anziehenden, als verständlichen Sprache geschrieben ist. Ohne viel Reflexion, aber mit warmer Liebe zum Gegenstand wird die große, edle Gestalt und ihre gewaltige Lebensarbeit in lebensvollen Zügen dem Leser vor Augen gestellt. Auf so gründlicher Forschung die Arbeit beruht, so wenig spürt man von dem Schweiß der Arbeit. Eine besonders werthvolle Zugabe zu dem Werk aber sind die zahlreichen authentischen Illustrationen, nicht weniger als 59 Abbildungen im Texte, darunter sehr werthvolle, charakteristische Bilder, und die Beilagen von Druckproben aus der Reformationszeit und von Facsimiles der Reformatoren. Der Druck und die Ausstattung sind ganz vorzüglich, werth des großen Gegenstandes, werth eines Werkes, das verdient, ein evangelischer Hausschatz zu werden, und als eine Zierde der Bibliothek jedes gebildeten evangelischen Deutschen empfohlen werden kann.

*** Dr. Steinmeyer, Gymnasialdirector in Kreuzburg, Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen. Eine Entgegnung. Kreuzburg O.-S., Druck und Verlag von E. Thielmann. 1882. VII und 58 S. 8°. — In einer bei Abel in Leipzig unter dem Titel „Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen" erschienenen Schrift hat ein Ungenannter, welcher das jetzige Gymnasium für ein vernunftwidriges Institut und die griechischen und lateinischen Stunden für einen unverantwortlichen Zeitaufwand hält, die Forderung erhoben, daß der Unterricht in der deutschen Sprache den lateinischen ersetzen, demjenigen in der Geschichte eine weit größere Ausdehnung gegeben und den Schülern vorzugsweise durch das Lesen und Erklären guter Uebersetzungen der Klassiker ein Einblick in das Leben des Alterthums eröffnet werden solle. Gegen diese Schrift, welche übrigens das den Gymnasien bisher gesteckte Ziel, nämlich eine tüchtige philosophisch-ethische Durchbildung zu gewähren, festgehalten wissen will, wendet sich der oben genannte praktische Schulmann, um nachzuweisen, daß dieses Ziel nicht durch die neu vorgeschlogenen Mittel, sondern nur durch eine Reform des Unterrichts in den alten Sprachen zu erreichen sei und daß unter den letzteren das Lateinische wegen seiner logischen Bestimmtheit dominiren müsse. Indem er sich gegen die gegenwärtig auf den meisten Gymnasien übliche Massenlectüre erklärt, verlangt er, daß vor Allem auf eine gute Uebersetzung hingearbeitet werde. Hierzu bedürfe es einer durchgreifenderen

Uebung in der Syntax, und um die erforderliche Zeit für eine solche zu gewinnen, sei die Formenlehre entsprechend zu beschränken. Er giebt dann eine anschauliche und, wie man wohl fühlt, einer langen Praxis entnommene Darstellung von der Art und Weise, wie im Lateinischen unterrichtet, d. h. jene gute Uebersetzung erarbeitet werden soll: der Präparation im Hause soll eine Vorbereitung zu derselben in der Schule vorausgehen, eine Vorübersetzung, Erklärung und Nachübersetzung wiederum in der Schule folgen. Wie bei diesen geistigen Turnübungen der Geist Geschmeidigkeit, Kraft und Elasticität gewinnt, wird eingehend beschrieben.

Wir stimmen nun dem Verfasser insoweit vollkommen bei, als auch nach unserer Ansicht der größeste Theil der für das Lateinische und, fügen wir hinzu, für das Griechische bestimmten Stunden in der von ihm dargelegten Art und Weise benutzt werden sollte; dagegen verlangen wir auch einige Stunden cursorischer Lectüre (die nicht extempore betrieben zu werden braucht), damit die Schüler statt der einzelnen Bäume auch einmal den Wald zu sehen bekommen. Aus solchen Lesestunden, in denen sich gewisse Satzverbindungen und Redewendungen rasch wiederholen, trägt der Schüler einen sehr werthvollen Zuwachs an Uebersicht und Gewandtheit in die syntaktischen Uebungen hinüber. Sodann wünschen wir mit dem Gegner Steinmeyer's, welcher Letztere die Behauptung zu sehr urgirt, daß die Beschäftigung mit der Sprache an sich in die Cultur einführe, sehr nachdrücklich, daß den Schülern ein Einblick in das Leben des Alterthums gewährt werde; nur hat dies nach unserer Meinung nicht durch Darbietung von Uebersetzungen, sondern durch die lebendige Rede des Lehrers, und weniger in den eigentlichen Sprachstunden, als in den Geschichtsstunden zu geschehen. Sätze wie avus habet magnum hortum oder modestia ornantur puellae, so elegant sie gebaut sind, interessiren einen Knaben nur mäßig; dagegen tritt von Anfang an in endlosen Fragen sein Verlangen zu Tage, von den Lebensgewohnheiten der Alten, von ihren Kämpfen und Spielen zu hören. Und wenn man wünscht, daß er sich für die Griechen und Römer wirklich erwärmen, ihre Verhältnisse verstehen und ihre geistig-sittlichen Errungenschaften würdigen lerne, so muß man dieses Verlangen rechtzeitig befriedigen.

Aber woher Lehrer nehmen, welche zugleich in den Realien und in den Sprachen der klassischen Völker so weit bewandert sind, daß sie in Beidem zu unterrichten und den einen Unterricht auf den andern lebendig zu beziehen vermögen? Wir treffen hier auf den wichtigsten Punkt der ganzen Gymnasialreformfrage. Steinmeyer berührt denselben, wenn er sagt: „Ich lasse hier diejenigen Philologen, welche die Constituirung des Textes im Grunde ihrer Seele für die einzige ihrer würdige Beschäftigung halten und von jedem Uebersetzen, mag es in gutem oder schlechtem Deutsch geschehen, mit souverainer Geringschätzung sprechen, außer Acht; denn daß diese Herren trotz aller ihrer Gelehrsamkeit doch schlechte Lehrer sind, liegt am Tage." Ein namhafter Entomologe sagte uns einmal, daß eine einzige Käferfamilie — aber war es gar nur eine Art? — ein genügendes Arbeitsfeld für einen Forscher bilde. In ähnlicher Selbstbeschränkung suchen sich gegenwärtig zukünftige Philologen, wenn sie eben die Universität bezogen haben, irgend einen bisher übersehenen Neulateiner aus, um ihn bis an ihr Ende kritisch zu behandeln. Das mag ganz gut sein und sicherlich muß sich der Forscher concentriren können; aber eben so gewiß ist auch, daß für die Jugend Ein Käfer nicht genug ist. Sie hat nun einmal universelle Neigungen, die befriedigt sein wollen, und statt der Kritik verlangt sie lebendige Anschauung. Unsere Väter, denen noch so gut wie keine erleichternden graphischen Anschauungsmittel zur Verfügung standen, lehrten mit Herzenslust Realien und Sprachen und daneben vielleicht noch Mathematik: ihre Jugend wurde geweckt und blieb herzenswarm und begeisterungsfähig. Die Neuesten erdreisten sich, die Schüler vor der Zeit in ihre kritischen Operationen hineinzuziehen: ihre Jugend wird, wie die allgemeine Klage geht, kalt, alt und hochmüthig. Man erkenne endlich wieder, daß der Schulmann als solcher eine andere Aufgabe hat, als der Forscher, und man treibe Philologen, welche nicht das Gemüth haben, unsern Kindern zu leben, in ihre Bibliotheken zurück!" — Auch um des lebhaften pädagogischen Pflichtgefühls willen, welches aus ihr spricht, sei die Steinmeyer'sche Schrift angelegentlich empfohlen; jüngere Schulmänner werden manchen praktischen Wink in derselben finden.

Dr. Friedrich Joachim Günther's Entwürfe zu Vorträgen und Aufsätzen über 100 Sprichwörter und 100 Schiller'sche Sprüche für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Zweite Auflage, herausgegeben und bearbeitet von Schuldirector Carl August Peschel. Leipzig, Georg Reichardt's Verlag (Preis 4 M.). — Die Zahl der Bücher, welche bestimmt sind, gereifteren Schülern höherer Lehranstalten Anleitungen zum Disponiren sei es deutscher Reden oder deutscher Aufsätze zu geben, ist gerade keine geringe und das Erscheinen neuer Bücher für diesen Zweig der Pädogogik mag nicht eines der dringendsten Bedürfnisse sein, schon weil ein solches Dispositionsbuch ebensoviel Unheil als Gutes anrichten kann. Ich bin in der Lage, auf Grund jahrelanger Erfahrungen nachzuweisen, daß leider nur zu oft ein solches Buch dazu dient, die Denkfaulheit der Schüler zu erleichtern und zu befördern. Es ist dies allerdings nur an solchen Schulen möglich, an denen kein solches Hilfsmittel officiell eingeführt ist und wo der Lehrer sich darauf verlößt, daß der Schüler den Stoff seines Aufsatzes von selbst disponirt, was der bemitteltere Schüler eben in so und so vielen Fällen hübsch bleiben läßt. Wozu gäbe es denn dergleichen Hilfsquellen, welche ihm die Mühe eigenen Denkens ersparen?! Ist ein solches Buch freilich den Schülern vorgeschrieben und haben sie somit zu dem betreffenden Thema die vollständige Dispositian zur Hand, so haben sie es nicht nöthig, noch nach weiteren, unerloubten Hilfsmitteln zu greifen und können auf Grund der ihnen gegebenen Disposition ihren Aufsatz um so besser aufbauen und um so größeren Fleiß auf die Ausarbeitung und auf den Stil verwenden, was meines Erachtens auch die Houptsache ist. Denn ich halte 16- bis 18jährige Schüler noch gar nicht für reif genug, einen wohldisponirten und gleichzeitig wohldurchgearbeiteten Aufsatz binnen kurzer Zeit zu liefern, Ausnahmen gelten natürlich auch hier. Zu diesem Zweck haben wir indeß schon eine ganz stattliche Zahl Hilfsbücher, welche, wie das von Cholevius, sich auch bereits in vielen höheren Lehranstalten eingebürgert haben. Das vorliegende Buch nun ist aber gleichfalls kein Neuling mehr und hat sich zur Genüge erprobt, so daß jetzt nach nur wenigen Jahren eine Neuauflage nöthig geworden ist, deren Erscheinen also sich von selbst rechtfertigt. Das Buch hat schon in seiner ersten Auflage die Anerkennung tüchtiger Pädagogen gefunden und sie auch verdient; auch ich glaube, daß es im Stande ist, im Verein mit einem umsichtigen Lehrer, welcher die Schüler nach und nach unbemerkt auch zu eigenem Denken, gewissermaßen spielend, anleitet, segensvoll zu wirken. In seiner neuen Gestalt hat es zumal wesentlich gewonnen, indem der Herausgeber unter thunlicher Bewahrung der Eigenthümlichkeiten des Verfassers eine Anzahl wirklicher Irrthümer der ersten Auflage ausgemerzt oder berichtigt und das Ganze überarbeitet, auch die Zahl der lateinischen „loci communes" nicht unbeträchtlich vermehrt und durch solche entsprechende Proverbien aus der griechischen, französischen und englischen Sprache bereichert hat. Ein Verzeichniß der citirten Parallelstellen aus den erwähnten vier fremden Sprachen wie ein ausreichendes Stoffregister erleichtern in nutzbringender Weise das Nachschlagen und erhöhen hierdurch den Werth des Buches, dessen Einführung in Schulen wol anzurathen sein dürfte.

K. Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 14. Donnerstag, den 16. Februar. 1882.

Inhalt: Die Memoiren des Fürsten Metternich II. — Aus der Dresdener Galerie. — Bücherbesprechungen (Littauische Geschichten, von Ernst Wichert. Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts: Faust's Leben vom Maler Müller).

Die Memoiren des Fürsten Metternich.

II.

Unruhen in Italien, Spanien und Portugal. — Congresse in Troppau, Laibach und Verona. — Zerwürfnisse mit dem Leiter der auswärtigen Politik Rußlands, Grafen Capodistria. — Sieg Metternich's in der russisch-türkischen Complication anläßlich der griechischen Insurrection. — Die Carlsbader und Wiener Ministerialconferenzen. — Metternich auf dem Höhepunkt seiner Machtstellung.

In der auswärtigen Politik war nach der nahezu zwanzigjährigen Kriegsperiode, welche Europa, kurzandauernde Intervallen abgerechnet, unablässig in Mitleidenheit hielt, durch den zweiten Pariser Frieden, welcher die definitive Internirung des allgemeinen Ruhestörers zur Folge hatte, als natürliche Folge der allgemeinen Erschöpfung eine mehrjährige Ruhepause eingetreten, welche indessen bald nach Ablauf des zweiten Decenniums des laufenden Jahrhunderts durch den Ausbruch revolutionärer Bewegungen in Italien und auf der iberischen Halbinsel durchbrochen ward. Auch in Deutschland gaben sich bedenkliche Zeichen politischer Gährung kund, welche in einzelnen, zur Wachsamkeit auffordernden Ereignissen, wie die auf rein politische Motive zurückzuführende Ermordung Kotzebue's, symptomatischen Ausdruck fanden. Diese Erscheinungen führten die Carlsbader und Wiener Conferenzen (1819), die Congresse in Troppau (1820), Laibach (1821) und Verona (1822) herbei, von denen die erstgenannten Conferenzen den deutschen Angelegenheiten gewidmet, die Congresse in Troppau, Laibach und Verona durch die aufrührerischen Bewegungen in Spanien und Portugal und verschiedenen italienischen Staaten (Neapel, Piemont), denen sich später noch die griechische Insurrection beigesellte, hervorgerufen waren. Vorhergegangen war im Jahre 1818 der Congreß in Aachen, der wesentlich der Befestigung des durch den Wiener Congreß geschaffenen Friedenswerks galt. Der Antheil Metternich's an diesen sämmtlichen Zusammenkünften, deren intellectueller Urheber er großentheils war, ist derart präponderant, daß Metternich in des Wortes vollster Bedeutung als die belebende Seele derselben betrachtet werden kann. Um so gewichtiger erscheinen die aus seiner eigenen Feder herrührenden Mittheilungen, welche als eine der bedeutsamsten historischen Quellen für den Hergang dieser Begebnisse um so mehr sich darstellen, je mangelhafter bedient bisher in Hinsicht auf authentisches Quellenmaterial die Geschichtschreibung über die hier einschlagenden Materien gewesen ist. Das bisher gangbare Urtheil darüber dürfte hiernach in erheblichen Punkten Berichtigung erfahren.

Daß das Wiener Congreßwerk keineswegs alle zur Erledigung stehenden Fragen zu einer sachlich erschöpfenden, noch weniger aber zu einer allseitig befriedigenden Lösung gebracht hatte, darüber machte sich vielleicht keiner der daran betheiligt gewesenen Staatsmänner weniger Illusionen als Metternich selbst. Die im ersten Theile der Denkwürdigkeiten enthaltene autobiographische Denkschrift läßt in dieser Beziehung interessante Dinge zwischen den Zeilen lesen. Fürst Metternich, der durch und durch praktische Staatsmann, war indessen alles Andere eher denn ein Optimist und er verschmähte das leidlich Gute nicht, wenn das Bessere nur um einen Preis zu haben war, der auch den Gewinn des Guten ernstlich in Frage gestellt hätte. Die Metternich'sche Staatskunst wollte Europa eine möglichst langandauernde Friedensaera schaffen und dieses Ziel war nach ihrem Calcül dasjenige, was durch die Abmachungen des Wiener Congresses in erster Stelle erreicht werden sollte. Dem entsprechend wurden die Festsetzungen getroffen, innerhalb deren sich die neue Ordnung der Dinge in Europa forthin bewegen sollte: für Deutschland die Errichtung des Deutschen Bundes als völkerrechtliche Institution, für die Staaten der iberischen und italienischen Halbinsel im Wesentlichen Wiederherstellung des durch die französische Invasion über den Haufen geworfenen Staatensystems, soweit thatsächlich eine solche noch möglich war, mit Rückkehr der vertriebenen legitimen Dynastien. Letztere verstand sich, nachdem man in Frankreich und Deutschland das gleiche Princip zur praktischen Anwendung gebracht hatte, nach Metternich's principiell gewiß richtiger Anschauung von selbst.

Am wenigsten befriedigte dieses Arrangement gleich von Hause aus in Italien, wozu wesentlich beitrug, daß die daselbst wieder eingesetzten Regentenhäuser, mit Ausnahme des Papstes, ausschließlich Dynastien angehörten, welche von auswärts eingeführt waren und daher von jeher der nationalen Zusammengehörigkeit mit der Bevölkerung entbehrt hatten *) Die Zahl dieser Regentenhäuser war inmittelst noch vermehrt worden durch die vom Wiener Congreß decretirte Schöpfung des Herzogthums Parma für die, dem österreichischen Kaiserhause entsprossene Gemahlin Napoleon I. Die tiefe Demüthigung, welche dem nationalen Selbstbewußtsein der Bevölkerung dadurch bereitet wurde, daß die europäische Politik seit Jahrhunderten italienische Gebietstheile als stehendes Ausgleichs- und Entschädigungsobject benutzte, war unter der Napoleonischen Herrschaft durch die von diesem Herrscher, der überdies als geborner Corse von den Italienern als national ihnen zugehörig betrachtet wurde, mit großer Klugheit und Berechnung inscenirte Schöpfung eines Königreichs Italien zu besonders empfindlichem Ausdruck gelangt; den wieder eingesetzten, bez. neu eingesetzten Herrscherfamilien gebrach dagegen vollständig der nationale Zusammenhang mit ihren Unterthanen. Nimmt man sodann noch hinzu, daß, wie Fürst Metternich selbst einräumt, die Verwaltung ihrer Regierungen, mit Ausnahme Lombardo-Venetiens, im höchsten Grade zu wünschen ließ, so kann es kaum überraschen, wenn von Seiten der Unzufriedenen bereits wenige Jahre nach dem Wiener Con-

*) Auch das aus Savoyen stammende piemontesische Regentenhaus ist keine national-italienische Dynastie.

Digitized by Google

greffe gewaltsame Versuche gemacht wurden, sich der daselbst getroffenen Dispositionen zu entledigen. Andererseits lassen die Aufzeichnungen Metternich's darüber nicht in Zweifel, daß die Zahl der Unzufriedenen, welche zu diesem äußersten Mittel entschlossen waren, dazumal verhältnißmäßig noch gering war und daß, wie auch der Verlauf der Dinge thatsächlich bestätigt hat, die aufständischen Bewegungen ohne erhebliche Schwierigkeiten sich beschwichtigen ließen. Ein internationales Einschreiten dagegen hielt aber Metternich vom ersten Beginn an unabweisbar geboten, weil es ihm in erster Linie darauf ankam, daß die völkerrechtlichen Abmachungen des Wiener Congresses in ihrer Bedeutung als Friedenspfand nicht irritirt würden. Metternich wußte nur zu gut, daß einzelne von den Mitpaciscenten des Wiener Congreßwerks ganz andere, für den Friedensstand Europas bedrohliche Pläne verfolgten und daß diese nur auf die Gelegenheit lauerten, durch Complicationen, welche dieses Friedenswerk in einzelnen Punkten durchlöcherten, sich der durch ihre Unterschrift unter die Wiener Congreßacte eingegangenen Verpflichtungen mit Scheingründen kurzweg zu entledigen. Argwohn flößte in dieser Beziehung namentlich Rußland ein, dessen auswärtige Politik damals von dem abenteuerlustigen Grafen Capodistria geleitet wurde, auf welchen Metternich, dem Capodistria schon um seiner durch und durch revolutionären Individualität willen im höchsten Grade persönlich antipathisch war, denn auch nichts weniger als gut zu sprechen ist. — Der Gesichtspunkt, daß das Wiener Congreßwerk in allen seinen Punkten als ein Ganzes aufrechterhalten bleiben müsse, weil darin die festeste und sicherste Schutzwehr gegen die Gefahr eines allgemeinen europäischen Krieges enthalten sei, ist ganz unverkennbar hauptsächlich maßgebend gewesen für die energisch zurückweisende Haltung, welche Metternich den aufrührerischen Bewegungen in Italien, Spanien und Portugal gegenüber beobachtete. Die Annahme hat Berechtigung für sich, daß dasselbe Motiv auch für die Vereinbarungen, welche auf Metternich's Betrieb bei den Carlsbader und Wiener Ministerialconferenzen in den deutschen Angelegenheiten getroffen waren, wenigstens mitbestimmend gewesen ist; denn Metternich war sich von jeher des hohen Werths, welchen der Deutsche Bund in seiner Eigenschaft als völkerrechtliche Institution für die Erhaltung des allgemeinen Friedens in Europa besaß, bewußt, und darum angelegentlichst darauf bedacht, daß nichts geschehe, was ihm diesen Charakter benehmen könne.

Es ward bereits angedeutet, daß Metternich die allein wirksame Sicherstellung des europäischen Friedensstandes in der strikten Aufrechterhaltung des Wiener Congreßwerkes in allen seinen einzelnen Punkten erblickte und daß er darum jedem Versuche, hierin Aenderungen herbeizuführen, mit nachdrücklichster Energie entgegentrat. Am meisten zu durchkreuzen gesucht ward dieses Beginnen durch Rußland und dessen damaligen Leiter der auswärtigen Politik, Grafen Capodistria. Ein Vortrag, welchen Metternich anläßlich der Vorbereitungen zum Aachener Congreß am 18. August über eine Unterredung mit Capodistria in Carlsbad richtete, wohin sich Metternich von seinem Badekurausenthalte Franzensbrunn zu diesem Zwecke begeben hatte, giebt über diese Sachlage bemerkenswerthe Aufschlüsse. Metternich sagt darin:

„Das Resultat dieser Unterredung war für meine Berechnungen deutlich und beruhigend. Ich kann dasselbe für Ew. Majestät in wenigen Hauptzügen bezeichnen. Sie sind die folgenden:

1) Der Kaiser von Rußland, im Schwanken zwischen mehreren sich widerstreitenden moralischen Motiven, verläßt nicht das Grundprincip der Erhaltung der Ruhe. Hierzu bewegen ihn sowol seine Entfernung von alle dem, was das Spiel mit Soldaten übersteigt und seine immer lebendiger werdenden religiösen Grundsätze.

2) Der Kaiser und sein Cabinet übertreffen sich täglich mehr dem Hange der moralischen und politischen Proselytenmacherei. Deshalb die vielen, uns und beinahe jede Regierung irrenden größeren und kleineren Intrigen, das Ueberschwemmen mit Kundschaftern und Apostetn. In diesem activen Thun und Treiben ist jedoch die Absicht — sie liege dunkel oder deutlich vor dem Sinne des Kaisers — nicht zu verkennen, der Zeit und dem Lauf der Dinge das zu überlassen, was dieselben zu Gunsten der Ausdehnung des russischen Einflusses zu wirken vermögen. Ein ähnlicher Einfluß hört auf, selbst zur Macht zu erwachsen.

3) Graf Capodistria ist im höchsten Grade gegen die Form der nächsten Zusammenkunft. Erstens wollte er nicht, daß die Monarchen persönlich bei derselben erscheinen sollten und er bedauert, daß sein Herr hierzu die bestimmte und vielleicht einzige Veranlassung sei. Mit diesem Satze bin ich übrigens selbst vollkommen einverstanden. Zweitens hätte er keine Zusammenkunft der Monarchen und Cabinete oder eine allgemeine gewünscht. Seine Motive sind die folgenden:

„Er glaubt, daß eine so große Maßregel nur die Eifersucht der nicht abmittirten Mächte erregen, die öffentliche Meinung aufs Höchste spannen und durch den Mangel an Resultaten die Monarchen und die Cabinete compromittiren könne.

„Hier weicht meine Meinung vollkommen von der seinigen ab; meine Gründe sind die folgenden, und ich habe sie dem Grafen entwickelt, insofern dies geschehen konnte, ohne den Unterschied zu grell hinzustellen, welcher zwischen den Plänen und dem Gange unserer beiden Regierungen liegt.

„Die fünf Höfe, welche sich zu Aachen versammeln, sind hierzu durch den Tractat vom 20. November 1815 nicht nur berufen, sondern verpflichtet. Alle europäischen Höfe haben diesen Tractat und dennoch alle seine Stipulationen durch ihren Beitritt bestätigt und anerkannt.

„Die Erfüllung eines Rechtes und noch vielmehr jene einer Pflicht erregt nicht die Eifersucht derjenigen, welche außer dem Rechte und der Pflicht stehen. Keine Regierung fürchtet, die Frage, welche nach Aachen verwiesen worden ist, von den fünf Höfen entschieden zu sehen — denn sie sind hierzu berufen; alle Regierungen fürchten aber, daß die vier oder respective fünf Höfe mehr als dieses einzige Geschäft zu vollbringen gesonnen sein dürften. Deshalb müssen die vier Höfe nur dieses einzige Geschäft in Aachen vollenden, und deshalb haben wir darauf angetragen, daß die vier Höfe, längst vor ihrer Vereinigung, diese Verpflichtung feierlich aussprechen. Unsere Sorge muß nun sein, daß sie gehandhabt und erfüllt werde. Nur die Meinung der Revolutionäre ist gespannt, und keineswegs jene der rechtlich Gesinnten. Da dies wirklich und unleugbar der Fall ist, so wird das gedeihlichste Resultat der Entrevue sein, daß in der bestehenden Ordnung nichts geändert werde; dieses Resultat wird für Ew. Majestät und für die Cabinete, welche seit dem Jahre 1815 einen positiven Gang erhielten, die Neuerungssucht nicht aufregten, dem schlichten und einfachen Rechte allein ihre Unterstützung angedeihen ließen, den höchsten Triumph gewähren. Für den Hof aber, welcher dem sogenannten Zeitgeiste bei jeder Gelegenheit huldigte und die Hoffnung der Neuerer und Sectirer jeder Art durch seine Worte zum Leben rief, für diesen Hof wird allerdings das Resultat einer so bedeutenden Epoche, als die Aachener sein wird, in den Augen eben dieser Neuerer höchst compromittirend sein, sobald Alles beim Alten bleibt.

„In diesen kurzen Sätzen liegt der deutliche Unterschied zwischen den österreichischen und den russischen Berechnungen. Die unserigen haben übrigens bisher die Oberhand behauptet, und ich zweifle nicht, daß dies auch neuerdings der Fall sein wird. Daß der russische Minister demnach die künftige Versammlung in ihrer bereits angenommenen Form und Art

nicht lieben könne, ist natürlich. Daß wir selbige im Gegentheil allein in der angegebenen Form billigen können, ist es nicht minder. Es kam hier viel auf das erste Wort an, und wir haben es noch am rechten Tage ausgesprochen und durch selbes eine bedeutende Summe von Compromissen, in einem von der Furcht des Grafen Capodistria sehr verschiedenen Sinne vermieden."

In noch prägnanterer Schärfe wird dieser Gegensatz in den leitenden Ideen der österreichischen und russischen Politik in einer auf der Abschrift dieses Actenstücks, welche dem Herausgeber vorgelegen hat, von der Hand Metternich's später geschriebenen Note des Inhalts: „Der Inhalt dieses Vortrags ist wichtig, indem er den Grund der Verschiedenheit in den Ansichten und dem Gange der beiden kaiserlichen Cabinete bezeichnet. Graf Capodistria war der Vertreter einer faselnden politischen Schule; persönlich hielt er nur die hellenische Sache im Auge, welche im Jahre 1818 in der Vorbereitung stand. Das Allianz-System zwischen den Hauptmächten war ihm in dieser (der hellenischen) Richtung und in der des Widerstandes gegen den doctrinellen Liberalismus, welcher in dem mehr griechischen als russischen Minister einen eifrigen Vertreter fand, verhaßt."*) (Schluß folgt.)

*) Graf Capodistria war von Geburt und Herkunft Grieche, womit die obigen Sätze Erklärung finden. Seine Berufung zum russischen Minister ist einer der schwersten Mißgriffe der an solchen nicht eben armen Regierung des Kaisers Alexander I. gewesen.

Aus der Dresdener Galerie.

Unter dieser Ueberschrift ist in der Beilage zu Nr. 40 der „Allg. Ztg." ein Aufsatz W. Lübke's zu lesen, in welchem es heißt:

„Unter allen deutschen Mittelstaaten hat keiner sich einer so durchgreifenden, umsichtigen und vielseitigen Kunstpflege zu rühmen wie das Königreich Sachsen. Dort begnügt man sich nicht mit dem reichen Bestande einer der schönsten Gemäldegalerien der Welt, sondern man ist unablässig bemüht, die Lücken derselben auszufüllen, zugleich aber auch der modernen Kunst eine Stätte zu bereiten. In früheren Decennien waltete freilich dort, ähnlich wie in Stuttgart und an anderen Orten, über diesen Ankäufen der kleinliche Geist eines engen Nativismus; einheimische Künstler, und mochten sie die schwächsten sein, erfreuten sich ausschließlicher Berücksichtigung, wodurch freilich den Besuchern dieser Sammlungen keine besondere Freude zu Theil wurde. In neuerer Zeit aber hat man in Dresden (wie in Stuttgart) mit Recht sich zu einem höheren Standpunkt aufgeschwungen und nach einer möglichst vielseitigen Vertretung aller lebensfähigen Richtungen der modernen Kunst gestrebt. Hat dadurch die moderne Gemäldesammlung in Dresden ein völlig neues und erfreuliches Gepräge erhalten, so zeugt es nunmehr von einer besonderen Sorgfalt für das gesammte künstlerische Leben, daß die Generaldirection der Sammlungen für Kunst und Wissenschaft mit Unterstützung des Ministeriums des Innern nun auch eine Anzahl moderner Bilder durch Kupferstich und Radirung in würdiger Weise nachzubilden und zum Gemeingut aller Kunstfreunde zu machen bestrebt ist. Die erste Lieferung mit drei Blättern in stattlichem Format, erläutert durch einen Text von der kundigen Hand Wilhelm Roßmann's, ist seit Kurzem erschienen. Den Reigen eröffnet eine Radirung von L. Friedrich nach dem großartigen Calame'schen Bilde „Der Waldstrom". Ungemein wirkungsvoll, namentlich in den vom Sturm durchwühlten Laubmassen der gewaltigen Baumgruppen wiedergegeben, läßt das Blatt in der Charakteristik der Felsen, der Wolkenzüge und mehr noch des wildbewegten Wassers die nöthige Schärfe in auffallender Weise vermissen, so daß besonders das unendlich mannigfaltige Leben der Fluthen, wie sie sich schäumend von Fels zu Fels herabstürzen, nicht zu seinem Rechte kommt. Bei aller Liebe und Sorgfalt, die der Künstler sichtlich auf seine Arbeit verwendet hat, wäre ihm doch eine freiere geistreichere Führung der Nadel zu wünschen gewesen.

Das zweite Blatt bringt einen Stich von Th. Langer nach dem Pauwels'schen Bilde „Im Hospital", fein empfunden, aber ohne alle Tiefe und Kraft malerischer Wirkung, was entschieden einer gewissen Flauheit der Behandlung zuzuschreiben ist, da Pauwels, wenn auch nicht durch Bedeutsamkeit der Charakteristik — denn diese fehlt allerdings dem Bilde — wol aber durch coloristische Reize hervorragt. Ungleich günstiger wirkt Büchel's Stich nach dem Bilde des früh verstorbenen G. A. Kuntz „Ein Gruß aus der Welt". Hier sehen wir eine frischere, ausdrucksvollere malerische Behandlung von ebenso viel stimmungsvoller Feinheit, wie colvristischer Kraft, der wir nur ein interessanteres und bedeutenderes Thema gewünscht hätten als diese etwas sentimentale, in der Fensternische ihrer Zelle träumerisch vor einem Blumenstrauß dasitzende Nonne.

Trotz dieser Mängel können wir nur mit warmer Sympathie ein Unternehmen begrüßen, welches einen neuen Beweis von der Sorgfalt ablegt, mit welcher die sächsische Regierung sich die Pflege der Kunst angelegen sein läßt. Daß sie nun nach Allem, was sonst schon dort für die Kunst geschehen ist und noch geschieht, auch die reproducirenden Künste zu fördern sucht, muß mit besonderer Anerkennung aufgenommen werden. Wenn der erste Versuch noch nicht zu einem vollen Gelingen geführt hat, so liegt dies einfach darin, daß in Dresden, ähnlich wie in Berlin, die Arbeit des Grabstichels und der Radienadel niemals diejenige durchgreifende Förderung gefunden hat, welche ihr in Paris von jeher zutheil geworden ist. Nur Wien hat neuerdings diesen edelsten Gattungen der vielfältigenden Künste eine glänzende und höchst erfolgreiche Pflege angedeihen lassen, und München hat eben angefangen der Donaustadt darin nachzueifern. Wir freuen uns, nun auch Dresden auf derselben Bahn zu begegnen und glauben dem schönen Unternehmen am besten zu dienen, wenn wir die demselben noch anhaftenden Mängel freimüthig besprechen.

Der begleitende biographische Text von Roßmann bringt willkommene Nachrichten über die bei dem Werke betheiligten Künstler, sowol Maler als Stecher, und hat als authentischer Beitrag zur neueren Kunstgeschichte ganz besonderen Werth. So wünschen wir denn dem löblich unternommenen und würdig ausgestatteten Unternehmen den besten Fortgang."

Bücherbesprechungen.

Littauische Geschichten von Ernst Wichert. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. Leipzig 1881, Carl Reißner. — Littauen ist eine Landschaft, deren Name in der Literaturgeschichte nur eine bescheidene Rolle spielt. Nicht nur productiv, sondern auch als Quelle dichterischer Stoffe und Motive. Als einer der ersten wies Ruhig in seinem „Littauischen Wörterbuche" auf die Volkslieder der Littauer hin, „Dainos", „Liederchen" genannt (Singularis: Daina), welche einen etwas schwermüthigen Charakter an sich tragen; dann beschäftigten sich auch Lessing im 32. Literaturbrief (v. 12. April 1759) und Herder in seinen „Stimmen der Völker in Liedern" mit dieser Volkslyrik; Herder theilte in Uebersetzung 8 Lieder in seiner Sammlung mit. Auch Hamann, der Magus des Nordens, wurde auf einer Reise durch die preußische Landschaft auf die Gesänge, die er vom Volk bei der Arbeit singen hörte, aufmerksam. Von neueren Wer-

ken, die sich mit Littauen abgeben, nenne ich Louis Passarge, „Baltische Studien". Dem letzteren Schriftsteller hat Ernst Wichert seine „Littauischen Geschichten" gewidmet, eine Sammlung von drei größeren Novellen. — Der Volksstamm der Littauer, indo-germanischen Ursprungs, — die Sprache ähnelt sehr dem Sanskrit — um den Niemen herum ansässig, in Preußisch-Littauen (protestantisch) und Russisch-Littauen (katholisch) zerfallend, ist auf den Aussterbeetat gesetzt: ein Schicksal, welches die Cultur schon manchem Naturvolke bereitet hat. Stark mit deutschen und lettischen Elementen versetzt, hat sich der littauische Stamm in einiger Reinheit nur noch an der russischen Grenze erhalten; doch auch in diesem letzten Schlupfwinkel wird die Vernichtung ihn bald zu ereilen wissen. Aber nicht nur der vordringenden Macht der Cultur, auch seinem Naturell und seinen Gewohnheiten hat der Littauer sein Schicksal zu verdanken. Es ist ein trauriges Capitel, welches hier aufgeschlagen werden muß, ein Capitel der Verwahrlosung des menschlichen Geschlechts. Die alte Wirthschaftsweise des Littauers, an der er zähe festhält, bringt es mit sich, daß der littauische Bauer — und dieser bildet den Kern der Nationalität — sich früh zur Ruhe setzt und seinem Sohne oder Schwiegersohne oder Nachfolger die Sorge für seine, des Vorgängers, Existenz in Form eines sog. „Ausgedinges" in Geld oder Naturalien überläßt*); da der Nachfolger ein gleiches Verfahren und zwar möglichst bald einschlägt, so kommt es vor, daß ein Grundstück oft mit mehreren solcher Ausgedinge überlastet wird; der Besitzer, unfähig sie zu tragen, fällt jüdischen Wucherern in die Hände; es ist nicht selten, daß beigebrachtes Gift oder sonstige Gewaltthat die unnützen Kostgänger beiseite schaffen muß. Hierzu kommen Processe, welche die Rechte der „Ausgedinger" schmälern sollen. Endlich durch diese verderblichen Manipulationen von Haus und Hof getrieben, begiebt sich der Littauer an die Grenze, um als Helfershelfer des Schmuggels seinen Unterhalt zu verdienen: sein Landbesitz ist in die Hände der wirthschaftlichen Fremden, die er tödtlich haßt, der Deutschen, übergegangen. Diese ökonomische Hilflosigkeit hat auch die Sitten des littauischen Stammes arg angefressen: das eheliche Leben ist stark demoralisirt; Trunksucht herrscht, auch unter den Weibern; Treu und Glauben im Verkehr ist abhanden gekommen. So geht die kleine Nation ihrem Untergang entgegen. — Es erhellt, daß Geschichten, die sich auf diesem etwas düsteren socialen Hintergrunde abspielen, nicht der Tragik entbehren; der Littauer, der mit dem Deutschen um sein Eigenthum, das ihm von Alters her gehört, eingt, handelt im guten Glauben an sein historisches Recht; aber eine vorgeschrittenere Zeit giebt ihm Unrecht. Er geräth in denselben Irrthum, in welchen der Otto Ludwig'sche Erbförster Christian Ulrich verfällt, der, gleichfalls ein Naturkind in cultureller Umgebung, sein natürliches Recht mit dem staatlichen identisch glaubt, und schließlich, aber zu spät, einsehend, daß er geirrt, ausrufen muß: „Ich hab' Unrecht!" Von diesem tragischen Irrthum sind die beiden ersten Novellen: „Ansas und Grita" und „Ewe" durchhaucht, welche Ernst Wichert in seinen „Littauischen Geschichten" erzählt, während der dritten „Der Schaktarp" (etwa mit „Der Eisgang im Frühjahr" wiederzugeben) mehr allgemein menschliche Verhältnisse zu Grunde liegen: sie spielt an dem stark germanisirten kurischen Haff. Ernst Wichert ist mit Land und Leuten, die er uns diesmal schildert, von Jugend auf vertraut: in Insterburg geboren, bekleidet er noch jetzt in jener preußischen Provinz ein höheres Amt. Wir können ihm daher, was das Culturgeschichtliche seiner Erzählungen anbelangt, mit Vertrauen entgegenkommen. Es ist von hohem Interesse. Aber auch dichterisch ist das Buch nicht ohne Bedeutung: die Novellen sind spannend und interessant erzählt: und wenn man auch die Phantasie des Poeten sich oft glänzender und leuchtender wünschen möchte, so erfreut den Leser doch die Wärme des Gemüths, welche sich zu jener, der leuchtenden Phantasie verhält, wie zur blendenden Sonne ein behaglich knisternder Kachelofen im Winter. Und ein solcher ist auch nicht zu verachten!

J. Riffert.

*) Eine Art „Altentheil".

— Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. — 3. Faust's Leben vom Maler Müller. Heilbronn, Gebr. Henninger 1881. — Es ist ein verdienstliches Unternehmen, die Hauptschriften der Zeit, in welcher das deutsche Scheiftthum eine völlige Umwälzung erfuhr, alter Fesseln sich entledigte und zu einer Höhe sich hinaufkämpfte, auf welcher es die Trägerin der ganzen Cultur unseres Volks auf etwa zwei Menschenalter wurde, größeren Kreisen der Gebildeten zugänglich zu machen. Die erste Veröffentlichung aus dieser Reihe war „Otto, Trauerspiel von F. M. Klinger" (von 1775), welches der Dichter in die Sammlung seiner Werke nicht aufgenommen hat; die zweite: „Voltaire am Abend seiner Apotheose von H. L. Wagner" (von 1778), eine satirisch-dramatische Scene. Aus dem Jahre 1778 ist auch „Faust's Leben", die in demselben Hefte enthaltene „Situation aus Faust's Leben" aber schon von 1776. Die Verfasser dieser drei Stücke sind nicht nur der Anregung, die Goethe im „Götz von Berlichingen" für die Gestaltung des deutschen Dramas gegeben hatte, gefolgt, sondern standen auch alle drei mit Goethe in persönlichen Beziehungen. Mit Klinger schon als Knabe in Frankfurt befreundet, kam Goethe Wagner'n in Straßburg nahe und erlebte es, daß dieser aus den vertraulichen Mittheilungen über den Faustentwurf den Stoff für ein eigenes Trauerspiel stahl. Mit Müller traf Goethe zwar nur flüchtig in Mannheim 1775 zusammen, trat aber später mit ihm in Briefwechsel und war ihm zu seinem Fortkommen behilflich. Aber alle drei Genannte erreichten in ihren Dramen — wobei jedoch von Wagner hauptsächlich dessen „Kindesmörderin" in Frage kommt — das Vorbild „Götz" nicht: die natürliche Sprache dieses Schauspiels erniedrigten sie, namentlich Wagner und Müller, zu einer gemeinen und der lockere Zusammenhang der Scenen im „Götz" verflachte sich bei Müller zu einer planlosen Verschwommenheit. Und doch kann man in „Faust's Leben" im Gegensatz zu den vorhergegangenen Dichtern den genialen Sturm und Drang nicht verkennen. Vollendet hat Müller zwar das Drama nicht und selbst das, was er davon niedergeschrieben hat, ist nicht vollständig von ihm veröffentlicht worden. Nur soweit dies geschehen, soweit das Stück also Literaturdenkmal seiner Zeit ist, hat es Seuffert wieder abdrucken lassen. Weinhold hat 1874 in Schnorr von Carolsfeld's „Archiv für Literaturgeschichte" noch Bruchstücke aus Müller's Handschriften veröffentlicht. Seuffert, der sich schon durch seine treffliche Schrift „Maler Müller" (1877 und 1881) zu der Herausgabe von dessen Dichtungen vorbereitet hat, eröffnet „Faust's Leben" mit einer Einleitung, in der er sich in übersichtlicher Kürze verbreitet: über die Zeichen der Genieperiode und deren Verhältniß zum Fauststoff; über Müller's Beschäftigung mit demselben und über die von ihm gedichteten Scenen; über die Unterhaltung mit Lessing und dessen Einfluß auf Müller's Faustdichtung; über die später begonnene Umdichtung im Wettkampf mit Goethe's „Faust" und endlich über Tieck's verballhornte Ausgabe von Müller's Werken. Für die 4. und 5. Veröffentlichung als Literaturdenkmale sind Gleim's „Preußische Kriegslieder von einem Grenadier" — die etwas fremdartig in dieser Umgebung dastehen — und „Frankfurter gelehrte Anzeigen 1772" bestimmt; wir rechnen besonders noch auf Wagner's „Kindesmörderin" und Klinger's „Plimplamplasko."

Bdrmn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 15. Sonntag, den 19. Februar. 1882.

Inhalt: Die Memoiren des Fürsten Metternich II. (Schluß) — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Musikbericht aus Dresden, von Emil Naumann. — K. Sächs. Alterthumsverein. — Bücherbesprechungen (Der Neue Pitaval. Phaläna und Meli, von M. v. Ascheraden. Englische Metrik, von J. Schipper. Italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch, von Friedr. Köhler. Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst, von Karl Faulmann).

Die Memoiren des Fürsten Metternich.

II.

(Schluß.)

Unwillkürlich muß man den ebenso gründlichen als weitsichtigen Scharfblick bewundern, womit Metternich die Schliche und Winkelzüge des russischen Cabinets beim ersten Anzeichen ihrer Inscenirung durchschaute, nicht minder die staatskluge Vorsicht, womit er denselben zu rechter Zeit begegnete und die beabsichtigten Anschläge im Keime erstickte. Ein wenig von dieser Vorsicht hätte dem Staatsmanne, welcher zur Zeit des Krimkrieges die österreichische Politik leitete, nicht schaden können, als der große Ränkeschmied Cavour den Pariser Friedenscongreß zu mißbrauchen sich unterfing, um den vielberufenen „italienischen Schmerzensschrei" zu intoniren.

Auf den Grafen Capodistria, in welchem Metternich wol nicht mit Unrecht den bösen Genius des Kaisers Alexander erblickte, war er begreiflicherweise äußerst schlecht zu sprechen. Die mitgetheilten Briefe und Correspondenzen enthalten eine Fülle von Bemerkungen, aus denen dies hervorgeht. Einzelnes sei an gegenwärtiger Stelle wiedergegeben:

Bei einer Unterredung, welche Metternich in Troppau mit dem Kaiser Alexander hatte, frug Metternich denselben: „Haben Sie mich verstanden?" — „Ja, vollkommen!" — „Woher kommt es nur, daß mich Capodistria nie versteht?" — „Ich habe ihm dies schon öfter vorgeworfen; es kommt daher, daß er immer meint, Sie wollten noch etwas Anderes." — „Darin irrt er nicht, vor Allem möchte ich, daß er neben seinem Esprit auch gesunden Menschenverstand hätte." Dank dem Thee — fügt Metternich dieser Erzählung bei, indem er bemerkt, daß ein Hauptbeweis der gegenseitigen freundschaftlichen Gesinnungen zwischen dem Kaiser Alexander und ihm damals im Thee gelegen habe; hätten sie unter vier Augen Thee getrunken, so hätten sie gut zusammen gestanden — wird so etwas gut aufgenommen. „Ach, wenn dieses aromatische Getränk den Kopf Capodistria's nur etwas mehr zurecht setzen könnte, Gott im Himmel, was ließe ich da für eine Masse Thee aus Ostindien kommen!"

Bei Gelegenheit seiner Begegnung mit Capodistria auf dem Laibacher Congreß schreibt Metternich: „Capodistria hat uns ein neues Wunder seines Genies zum Besten gegeben. Hier ein Satz aus einer officiellen Pièce, die Beschreibung des neapolitanischen Aufstandes betreffend. Seit Isaias und Cicero, dem Einen als Dichter, dem Andern als Redner, ist wol nie etwas Beredteres geschaffen worden, als der folgende Text: „La sédition, associée aux mystères impies d'une secte antinationale, monstruosité politique destructive du gouvernement auquel elle devait l'obéissance, incapable de lui en substituer un autre et incompatible avec la paix générale." Man sieht also hier einen in Mysterien gehüllten Aufstand; einen Aufstand, der eine Verwirrung benutzt, um eine Monstruosität zu schaffen, welche Monstruosität der Regierung Gehorsam schuldig war. Mehr noch, und zwar der kühnste Einfall: diese Monstruosität oder diese Secte oder wenn man will, der Aufstand mit seiner Adoptivtochter, der Monstruosität, sind unfähig, eine Regierung zu schaffen, welche Regierung, die nicht geschaffen werden kann, mit dem allgemeinen Frieden unverträglich ist! Diese Worte sollen wahrscheinlich das Rollen des Donners vorstellen; sie sollen gehörigen Orts wie der Blitz einschlagen. Kann man da noch an dem Erfolg zweifeln? Was sind Bataillone und Artillerie im Vergleich mit einer solchen Phrase! Sollte man nicht erwarten, daß die neapolitanischen Freischärler sich nun in den Staub niederwerfen, sich die Köpfe einäschern und mit der Stimme der Verzweiflung ein pater peccavi ausrufen?" Ist die vis inertiae des politischen Phrasenthums, wie es heute wieder in Parlamenten und auf Tribünen sein verderbliches Wesen treibt, je mit mehr Geist und Witz und zugleich mit vernichtenderer Ironie gegeißelt worden? Dieses politische Phrasenthum war Metternich in den Tod zuwider und ward von ihm, der immer nur mit positiven Größen zu rechnen pflegte, mit Todfeindschaft bekämpft. Als der neapolitanische Aufstand vor den einrückenden österreichischen Bataillonen fast ohne einen Tropfen Blutvergießens Fersengeld gab, schreibt er: „Die ganze Geschichte wird in Dunst aufgehen, weil es nur Dunst war. Die Völker sind wie Kinder oder wie nervöse Frauen, sie glauben an Gespenster; in meiner Natur liegt es, jeder geheimen Macht geraden Schrittes entgegen zu gehen. Ich will klar sehen und greifen können. In meiner Kindheit beschlossen einmal meine Gespielen, mich durch Gespensterfurcht zu schrecken. In einem finsteren Gange trat mir, dem siebenjährigen Knaben, ein Gespenst entgegen. Zum Unglück für das Gespenst hatte ich aber einen Stock in der Hand und hätte den Vermummten bald erschlagen. Diese Geschichte aus meinem siebenten Lebensjahre ist die Geschichte meines öffentlichen Lebens. Ich bin stets gerade losgegangen auf das, was Anderen unangreifbar erschien. Nun besteht heute eine ungeheure Macht, welche eigentlich nur ein Ausbund von Phrasen ist; aber letztere sind falsch, entstehen auf falscher Grundlage und führen zu falschen Folgerungen. Man will, daß ich sie als Principien sanctionire, wogegen meine Natur sich stemmt; wenn ich auch wollte, ich könnte es nicht; eher hundertmal dem Tode verfallen, als dasjenige als wahr annehmen, was in meinen Augen offenbar falsch ist."

Anlaß, auf Capodistria besonders ungehalten zu sein, bot Metternich das zögernde, unklare Verhalten des ersteren beim Ausbruch der griechischen Insurrection. Am 21. Januar 1822 schreibt er: „Der russische Premier läßt wieder auf seine Entschlüsse warten. Welche Verwirrung der Be-

griffe! Was für Unheil stiftet nicht sein Vorgehen; wie sehr versetzt es die Geister in Bewegung, gießt Oel auf das Feuer und verdirbt die Lage! Seitdem die Welt besteht, gab es keinen solchen Mann, und er wird dennoch enden, wie alle Jene, die ihm vorangegangen sind, aber ihn bei Weitem nicht erreicht haben. Aber dieses Ende, das zuverlässigste Heilmittel für recht tief liegende Uebel, wird es nicht zu spät kommen? Und wird vor dem Ausscheiden des Träumers nicht Vieles zu Grunde gegangen sein?"

Zu höchstem Zorn gelangt der Unmuth Metternich's nach endlich erfolgtem Anlangen der russischen Entschließungen. Am 22. Februar schreibt er:

„Der berühmte Courier aus Petersburg ist angekommen und er steht seinen Vorgängern in nichts nach, er bringt mir nur unsinnige und zweideutige Phrasen, compromittirend für den, der sie geschrieben hat, den Thatsachen nicht entsprechend, im vollsten Gegensatz zu dem, was klar vor Augen liegt, voll „Nonsense" und schlecht redigirt und das letzte Resultat des Geschwätzes ist nichts. So wie ich immer gesagt, ist dieses „nichts" nicht der Krieg, denn der Krieg ist etwas. . . . . Meine Antwort wird sein, daß ich nicht antworte und von allen Antworten ist das die kategorischste. Bei diesem Anlaß, wie bei so vielen anderen, müssen die Dinge für sich sprechen und die behalten meist ganz anderes Recht als bloße Worte. Der Mißbrauch mit Worten ist ein Unglück unseres Zeitalters. Die Vervollkommnung des menschlichen Geistes wird nie dahin gelangen, mit bloßen Worten eine Hütte aufzubauen und die beredtesten Phrasen werden nie ausreichen, Jemanden vor dem Regen zu schützen, wollte er sich unter eine Thesis flüchten. Capodistria wird bis auf die Haut naß werden, dafür stehe ich gut. Das Ringen zwischen Capodistria und mir sieht dem Kampfe zwischen einer positiven und einer negativen Macht ähnlich. . . . ."

Wenige Tage später, am 3. März, schreibt Metternich:

„Zu den komischen Vorfällen der Gegenwart gehört, was dem Kaiser Franz geschehen ist. Unter der allgemeinen Bezeichnung „von einem Freunde" kam ihm ein Schreiben zu, worin man ihn ersucht, Capodistria als König von Griechenland zu beantragen. Daß Capodistria nicht selbst bei diesem Schritte im Spiele ist, bin ich überzeugt, da er nur an die Republik denkt. Bezeichnend jedoch für seine Freunde ist dieser alberne Schritt. Ich gäbe übrigens jedenfalls für seine Thronbesteigung mein Votum ab, denn er wäre überall besser am Platze als da, wo er ist.*)

„Mir fällt da ein merkwürdiges Anliegen ein, womit ich vor einiger Zeit mich hätte beschäftigen sollen. Ali Pascha von Janina sendete mir, als er sich auf den Besitz dieser Stadt beschränkt sah und das Ende seines Aufstandes wider die Pforte täglich zu befürchten hatte, einen Vertrauensmann mit einem Schreiben, worin er nach einigen pomphaften Lobeserhebungen für den Adressaten mit der Bitte hervortrat, ich möchte ihm einen Constitutionsmacher schicken. Ausschließend mit dem Wohl seiner Unterthanen beschäftigt, hätte er in Erfahrung gebracht, daß die sicherste Bürgschaft des Volkswohles in der Verleihung einer Constitution liege, sei auch davon überzeugt, wisse aber nicht, was eine Constitution eigentlich sei, und bäte mich daher, ihm eine in dieser Sache erfahrene Person namhaft zu machen. Ich übergab dem Vertrauensmann — einem ganz ungebildeten albanesischen Kaufmanne — meine Rückantwort an den Pascha, welche in kurzen Worten die Versicherung enthielt, daß mir kein „Constitutionsmacher" zu Gebote stände, daß ich aber, da Ali Pascha selber zugäbe, nicht zu wissen, was eine Constitution sei, ihn ersuchen möchte, zum Beweis der Erkenntlichkeit für das in mich gesetzte Vertrauen, den Rath, daß die beste Constitution für das Paschalik die Unterwerfung unter die Pforte sein würde, als Ausspruch meiner inneren Ueberzeugung anzunehmen."*)

In St. Petersburg begriff man endlich, daß Capodistria und Metternich nie mit einander Seide spinnen würden und sandte in dem Bailli v. Tatistscheff einen Specialunterhändler nach Wien; — „man hat den Mann erwählt, welcher gerade zur Hand war, aus dem einfachen Grunde, weil nichts in Rußland so selten ist, wie ein Mann", bemerkt Metternich hierzu. Diese Mission war dem eigensten Entschlusse des Kaisers Alexander I. entsprossen und führte zu höchst vertraulichen Verhandlungen zwischen Tatistscheff und Metternich, welche ohne Beiziehung des russischen Botschafters in Wien, Grafen Golowkin, gepflogen wurden, der als Werkzeug Capodistria's galt. Ueber die Einzelheiten dieser Verhandlungen findet sich erschöpfende officielle Auskunft in Prokesch's „Geschichte des Abfalls der Griechen". Das Resultat war der vollständige Sieg des österreichischen Cabinets: Kaiser Alexander ließ in Konstantinopel erklären, daß er bereit sei, die diplomatischen Beziehungen zur Pforte sogleich wieder herzustellen. „Graf Capodistria ist geschlagen und — schweigt vor der Hand," fügt Metternich hinzu. Freilich dauerte dieses Schweigen nur kurze Zeit; der österreichische Sieg beendete, wie wir später sehen werden, nur den ersten Act des griechischen Unabhängigkeitskampfes.

Von sehr erheblicher Bedeutung sind die Auslassungen Metternich's über die Beschlüsse der Carlsbader und Wiener Ministerialconferenzen in den deutschen Bundesangelegenheiten. Er macht kein Hehl daraus, daß dieselben sein ureigenstes Werk sind, aber er übernimmt auch die volle Verantwortlichkeit dafür. Mag man über die Sache selbst denken wie man will — darüber kann wenigstens nach diesen Auslassungen kein Zweifel obwalten, daß Metternich ganz in gutem Glauben gehandelt hat. Er für seine Person war in der That von dem Vorhandensein weitverzweigter revolutionärer Verbindungen überzeugt, welche sich den Umsturz der bestehenden Ordnung in Deutschland zum Ziel gesetzt hätten und zu Erreichung dieses Zieles vor den äußersten Gewaltmitteln, auch vor dem Meuchelmorde nicht zurückscheuten. In Kotzebue's Ermordung durch den exaltirten Studenten Sand, deren intellectuelle Urheberschaft seiner Ansicht nach ausschließlich der deutschen Burschenschaft zur Last fiel, glaubte er den augenfälligen Beweis dieser Auffassung erbracht. Heutzutage denkt man anders und festgestellt ist inzwischen, daß die Freveltat Sand's wenig mehr als die Handlung eines vereinzelten Fanatikers war; aber Kritik über historische Thatsachen kann man nicht ex nunc, sondern darf man nur, wenn man gerecht und billig verfahren will, ex tunc üben. Wie Metternich selbst über die Bedeutung der Carlsbader Beschlüsse gedacht hat, erhellt aus einer, vom 25. September datirten Briefstelle: . . . „Jede Partei wird das Kind bei der Taufe anders nennen. Die Einen werden es als Monstrum, Andere als ein gutes Werk, die Dritten als eine Dummheit hinstellen. In der Mitte liegt die Wahrheit. Die ersten Gesetzesworte, welche seit dreißig Jahren ausgesprochen, werden nach dem Sinne der Vernunft, der Gerechtigkeit und der Erfahrung ausgesprochen werden, ohne Rückhalt, sowie ohne Schminke, unverblümt, aber nicht trocken, weder nach mystischen, noch nach geheimen Eingebungen, diese Worte sind eine große That, eine der wichtigsten meines Lebens. Findet die Welt, daß ich Recht habe, so bin ich zufrieden, findet sie, daß ich Unrecht habe, so verzeihe ich ihr im Voraus."

*) Regent des neugebildeten Griechenstaates wurde Capodistria in der That, nachdem Rußland den Krieg an die Türkei erklärt hatte, im Januar 1828 und blieb dies auch, nachdem der zum König erwählte Prinz Leopold von Sachsen-Coburg-Gotha (der spätere König der Belgier) die griechische Krone abgelehnt hatte. Vertrauen vermochte er sich in seinem ursprünglichen Vaterland nicht zu erwerben, da dieses in ihm, dem langjährigen russischen Premierminister, ein Werkzeug der russischen Politik beargwohnte. Am 9. October 1831 fiel er durch Meuchelmord.

*) Janina war gefallen, bevor der Abgesandte des Ali Pascha dahin zurückgekehrt war. Letzterer selbst wurde einige Tage, nachdem er sich dem Kurschid Pascha ergeben hatte, am 5. Februar 1822 ermordet und sein Kopf nach Konstantinopel gesendet.

In Wien hatte Metternich leichteres Spiel als in Carlsbad. Er selbst spricht sich darüber mit hübschem Humor in einem Briefe vom 2. December 1820 aus: „Die Conferenz-Angelegenheiten schreiten vor und gehen gut. Ich habe diese Angelegenheit bei der Wurzel gepackt, ein seltener Umstand bei moralischen und politischen Besprechungen. Meinen fünfundzwanzig Freunden sagte ich in sehr aufrichtiger und entschiedener Weise, was wir wollen und was wir nicht wollen. Auf diesen Ausspruch hin gab sich eine allgemeine Billigung kund, und Jeder erklärte, er habe niemals mehr, weniger oder gar etwas Anderes gewollt. Nun bin ich von Leuten umgeben, die über ihre eigene Willenskraft ganz entzückt sind, und doch gab es keinen unter ihnen, der noch vor wenigen Tagen das, was er gewollt oder wollen sollte, gewußt hätte. Das ist das allgemeine Schicksal einer solchen Zusammenkunft. Es ist mir seit langer Zeit erwiesen, daß unter einer gewissen Anzahl von Personen sich immer nur Eine befindet, die es sich eigentlich klar gemacht hat, um was es sich handelt. Ich werde wol ebenso hier wie in Carlsbad Sieger bleiben, d. h. Alle werden das, was ich will, auch wollen, und da ich nur das will, was gerecht ist, so glaube ich meinen Sieg zu verdienen. Nun wird aber das Merkwürdige geschehen, daß die Menschen in dem festen Wahne nach Hause kommen, sie hätten Wien mit denselben Ansichten verlassen, mit welchen sie gekommen waren."

Metternich stond in dieser Zeit entschieden auf dem Höhepunkt seiner Macht und seines Einflusses. Er selbst war von diesem Hochgefühl durchdrungen, wie sich in den stolzen Worten kundgiebt, welche er anläßlich der ihm im Herbst des Jahres 1821 zu Schlichtung der russisch-türkischen Händel übertragenen Mission an den König Georg IV. von England in einem Vortroge on den Kaiser Franz ausspricht: „Die Augen aller Gutgesinnten sind auf Oesterreich gerichtet; jedes Unserer Worte giebt aus, und wenn Wir an dem Toge, an welchem die gegenwärtige politische Krisis nur zu einem Ruhepunkte gediehen sein wird, in Deutschland kröftig in der Verfolgung Unseres Systems auftreten, so kann viel Gutes bewirkt werden. Ich bin in dem Falle, diesen Satz um so sicherer aufzustellen, als nun die Fürsten und die Minister von allen Seiten ons mich zuströmen und weit eher Befehle als lediglichen Rath in Anspruch nehmen."

Seit Fürst Kaunitz hat kein österreichischer Minister beherrschenderen Einfluß auf Leitung und Gang der großen Politik in Europa geübt. Kein Staatsmann hat aber auch von diesem Einflusse, namentlich auch in den Formen, maßvolleren und wenn mon berücksichtigt, daß die Erhaltung des europäischen Friedens jederzeit das unverrückbare Ziel der auswärtigen Politik Metternich's gewesen ist, zugleich im Interesse der Humanitöt und der Culturentwicklung wohlthätigeren Gebrauch gemacht.

Leipziger Theater.

Auch unsere Bühne hat den Versuch mit Shakespeare's „Antonius und Kleopatra" gewagt und dies Drama in der Dingelstedt'schen Einrichtung zur Aufführung gebrocht. Die gute Inscenirung verfehlte ihre Wirkung nicht, wird aber doch nicht vermögen, einem Stücke die Sympathien zuzuwenden, das in Bezug auf künstlerische Composition unter den ernsten Dramen des britischen Dichters mit auf der niedrigsten Rangstufe steht und sich hierin mit den anderen beiden Römerdramen in keiner Weise messen kann. Unsere neuen Shakespearomanen sind freilich! ollzu geneigt, das Licht der Apotheose über alle, auch die verfehltesten Werke des großen Dichters auszubreiten und in allen Fehlern Vorzüge zu sehen. Da waren die englischen Commentatoren Shakespeare's im vorigen Jahrhundert, denen zum Theil das Verdienst der Wiedererweckung des großen Dichters durch ihre neuen Ausgaben desselben zugeschrieben werden muß, die Malone, Steevens, Johnson u. a. weit undesangener. Johnson rühmt zwar den raschen Scenenwechsel in „Antonins und Kleopatra" als unterhaltend, hebt aber hervor, daß, abgesehen von der Kleopatra, kein Charakter des Stückes schorf gezeichnet sei und daß die Ereignisse, von denen die hauptsächlichsten nach der Geschichte geschildert sind, ohne irgend welche Kunst des Zusammenhanges und der Gruppirung auf die Bühne gebracht würden. Das haben nun freilich! auch einige deutsche Commentatoren zugegeben; schon Schlegel meint, daß das Vorbereitende und Mitwirkende nicht genugsam in Massen gesammelt sei, um den Blick nicht zu zerstreuen, und Gervinus hob hervor, der Charakter des Stückes sei durchgehend zwiespältig, von äußerer und innerer, geschichtlicher und privater, bewegter und ruhender Natur; die genußsüchtige Liebe zwischen Antonius und Kleopatra durchdreche überall den Frieden des politischen Lebens und dieses wiederum die Ruhe jenes Genusses, und selbst dieser Gegensatz werde durch die Kürze und Zerrissenheit der Scenen nicht recht anschaulich. Doch gegen diese begründeten Urtheile protestirt Ulrici, der sich auf den ästhetisch unhaltbaren Begriff der Historien capricirt hat, indem er behauptet, die Gesetze der Composition seien für das historische Drama nicht dieselben wie für die freie dromatische Dichtung. Dem historischen Drama müsse auch in diesem Punkte eine größere Freiheit gestattet sein, wenn es nicht an Wohrheit, Tiefe und Bedeutung des Inhalts verlieren solle, was es an Uebersichtlichkeit, Klarheit und Schönheit der dramatischen Form gewinnt; er erklärt gerade jene große Fülle und verwickelte Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, Begedenheiten und handelnden Charaktere, den schroffen Gegensatz zwischen dem politischen, öffentlichen und persönlichen privaten Leben für unerläßlich, um ein Bild jenes Zeitalters zu geben.

Diese ästhetische Marotte verkennt, doß es gewisse dramatische Grundgesetze giebt, die sich nicht ungestroft übertreten lassen; denn mit der einheitlichen Handlung fehlt auch die Einheit der Spannung und damit die Theilnahme des Publicums. Es kommt aber außerdem auch noch darauf an, wie die Fülle des historischen Inhalts verwerthet wird: gerade in „Antonius und Kleopatra" gleicht aber die dromatische Architektonik einem rohen Cyklopenbau und erinnert bisweilen an die allerprimitivste Form des Dramas, die inseenirte und dialogisirte Chronik. Einmal geht die Scenenzersplitterung bis zum Atomistischen fort; die Handlung springt von einem Erdtheil zum andern, oft mehrmols in einem und demselben Act und giebt die passendsten Illustrationen zu den Randglossen, mit welchen der Dichter Sidney schon damals die unglaublichen Phantasiesprünge der Vorgänger Shakespeare's und die Zumuthungen, die sie an die Einbildungskraft des Publicums stellten, verspottete. Doch auch diese lockere, durch die Zettelanweisungen der damaligen Bühne ermöglichte Form des Dramas trägt nicht die alleinige Schuld an der Zersplitterung der Handlung: diese liegt im Kern der Dichtung selbst, welche die wesentlichen Motive nur beiläufig und chronikenhaft skizzirt, während sie ganz gleichgiltige Kampfscenen häuft. Wie schottenhaft, wie wenig dramatisch eingreifend und bedeutend erscheint Octavia in dem Drama! Als die erste Gattin des Antonius, Fulvia, gestorben ist, und Antonius zu Octavius nach Rom kommt, da macht Agrippa den Vorschlag, die beiden Herrscher möchten sich versöhnen, indem Antonius sich mit Octavia, der Schwester des Octavius, vermählt. Nur leise erhebt letzterer ein Bedenken wegen der Kleopatra; doch dies beseitigt Marc Anton durch die Erklärung, er sei nicht vermählt. Das ist Alles: hier setzte doch ein wahrhaft dramatischer Conflict ein: um ihn zur Geltung zu bringen, mußte Antonius aber noch von heißer Leidenschaft für Kleopatra entflammt sein und dann der Staatsraison folgen, indem er die Hand der

Octavia annimmt. Das ist bei Shakespeare Alles skizzirt, verlöscht; ebenso die gute Absicht der letzteren, später die kämpfenden Feinde zu versöhnen. Wie ganz anders — wenn wir uns einer Ketzerei schuldig machen sollen, die von den Shakespearianern der strikten Observanz nur mit Achselzucken aufgenommen werden dürfte — wie anders die Octavia in dem Drama von Kotzebue, von dem wir durchaus nicht gering denken; denn es ist unleugbar mit dramatischem Verstand componirt; hier ist jener Conflict zu großen Scenen ausgebeutet.

Dingelstedt, der in seiner Bearbeitung vielfach die geschickte Hand und den praktischen Sinn des modernen Dramaturgen beweist, hat jenen Mangel des Shakespeare'schen Dramas empfunden und eine Scene zwischen Octavian und seiner Schwester noch im vorletzten Act eingelegt, die indeß ohne dramatische Bedeutung, weil ohne jede dramatische Folge ist. Im Uebrigen hat er das Scenenconglomerat einigermaßen gelichtet, obwol es immerhin schwer war, mit der Axt diesen Urwald wegsam zu machen und so im zweiten Act noch fünf Scenen mit obligaten Verwandlungen übrig geblieben sind: eine Zerfällung der Acte, die besonders, seitdem der Zwischenvorhang bei jeder Verwandlung niedergelassen wird, den Antheil des Publicums in bedenklichem Maße lähmen muß. Außerdem hat Dingelstedt das Personal vereinfacht und manches Geschmackvolle, auch manche wirksamen Scenenschlüsse hinzugedichtet: ein feines Stylgefühl wird diese Dingelstedt'schen Einlagen allerdings mitten in der Shakespeare'schen Diction herausfinden; denn gerade diese ist in „Antonius und Kleopatra" wenig mustergiltig, oft dunkel, verworren und schwülstig, wogegen die leichten Federzüge des Kosmopolitischen Nachtwächters sich recht graziös abheben.

Die Bedeutung der Shakespeare'schen Dichtweise, ja, was das Genie dieses Dichters eigentlich charakterisirt, das ist der hinreißende Ausdruck des Affectes und der Leidenschaft. Während uns daher die großen Perspectiven der römischen Weltherrschaft, der Partherkrieg, die Rebellion des Sextus Pompejus und alle die andern in rohen Croquis hingeworfenen Skizzen aus der damaligen Geschichte kalt lassen, erwärmt sich unser Antheil stets für die großen Scenen zwischen Antonius und Kleopatra; doch auch hier müssen wir bekennen, daß das historische Hauptmoment dieses Liebesbundes, der Verlust der Weltherrschaft in der Seeschlacht bei Actium durch die Verblendung, mit welcher Antonius der fliehenden Königin folgte, dramatisch nicht wirksam ausgearbeitet ist und für die Bühne verloren geht. Wie ganz anders ist dies in der „Kleopatra" von Costa der Fall, welcher den Muth hatte, die Handlung in dieser Scene auf das Schiff der ägyptischen Königin zu verlegen! In den anderen Scenen Shakespeare's aber herrscht leidenschaftliches Blut und die Scenen des vorletzten und letzten Actes haben einen Zug heldenhafter Größe.

Der Charakter der Kleopatra ist von Shakespeare jedenfalls mit Vorliebe gezeichnet. Ulrici nennt sie die Repräsentantin der gefallenen Größe, der entarteten, verdorbenen, in ihrer sinnlichen Genuß- und Lebensfülle erstickten Bildung des Orients, die in die römische Welt eingedrungen, mit Schönheit und Anmuth, Geist und Witz überreich ausgestattet, voll von Launen und Widersprüchen, und ebenso glühenden als rasch wechselnden Leidenschaften, so üppig und wollüstig wie das alte Asien, so phantastisch, seltsam unergründlich wie das geheimnißvolle Aegypten, durch und durch eine Natur von orientalischer Pracht und Ursprünglichkeit, aber zugleich eingeweiht in alle Künste einer überfeinerten Civilisation, ein Weib mit allen Lastern und Tugenden des Weibes, halb Grazie, halb Mänade, voller Koketterie, Wankelmuth und Selbstsucht und doch ebenso voller Liebe und Hingebung — gewiß, die Darstellerin findet in dieser Charakteristik eine reiche Auswahl von Zügen, von denen sie den einen oder den anderen nach ihrer Individualität bevorzugen mag. Wir meinen indeß, daß Ulrici in seiner Charakteristik einen Hauptpunkt vergessen hat. Shakespeare hat die interessantesten Frauencharaktere geschildert; am meisten gelangen ihm die zarten, weiblich sanften, wie Cordelia, Ophelia, Desdemona, demnächst die jugendlich leidenschaftlichen, aber edeln wie Julia, dann die humoristisch witzigen wie Beatrice, und die energisch handelnden wie Portia; auch seine Megären wie Margarethe sind von Fleisch und Blut; aber eine Art von Frauen, zu denen Kleopatra gehört, ist sonst in seinen Dramen nicht vertreten; wir meinen die weibliche demi-monde, deren gekrönte Repräsentantin die ägyptische Königin ist. Es ist dies allerdings ein modernes Genre der Weiblichkeit; bei ihm gesellt sich indeß zur Berechnung oder Leidenschaft ein gewisser bezaubernder Ton der Feinheit und des Esprit; wir sind an diese Kleopatras der haute-volée durch die modernen französischen Dramen gewöhnt. Und wenn wir auch der Shakespeare'schen Frauengestalt alle die Züge einräumen wollen, welche Ulrici hervorhebt, so vermissen wir doch gerade diesen geistigen Parfüm, diesen feinen Aether der Sinnlichkeit und Leidenschaft. Shakespeare's Kleopatra ist wild und bisweilen hinreißend in ihrer Wildheit, aber sie erscheint bisweilen doch im Ton und Wesen als zu ordinäre Buhlerin, als eine in's Sphinx- und Pyramidenhafte hinaufidealisirte Dorchen Lakenreißer. Etwas wie der Duft der Kneipe von Eastcheap weht durch den ägyptischen Königspalast.

Frau v. d. Osten-Hildebrandt spielte die Kleopatra mit Leidenschaft und brachte gerade die Ergüsse von Liebe und Zorn, sowie das Geschmeidige, Launen- und Schlangenhafte zur wirksamen Geltung: so die mehr Dingelstedt'sche als Shakespeare'sche Umstrickung des Helden nach der Schlacht bei Actium, die ersten Scenen mit Antonius, in denen sie sich dem „Mann der That" geistig überlegen zeigt, die Scene mit dem sterbenden Antonius. Auch ihr leidenschaftlicher Zorn dem Boten gegenüber, der ihr die Kunde von der Vermählung des Anton bringt, sowie der Heldenmuth in den Scenen, die ihrem Selbstmord vorausgehen, kam zur Geltung. Wir können uns freilich die Kleopatra noch hoheitsvoller denken; auch war der Ton der Darstellerin oft etwas zu declamatorisch, zu singend: doch im Ganzen verdiente die künstlerische Leistung die Anerkennung, die ihr zu Theil wurde. Das gilt auch von dem Marc Anton des Hrn. Mylius: ihm gelang besonders der Löwe, der aus dem Schlummer sich aufrafft und seine Mähne schüttelt; es war Kraft und Feuer in seiner Darstellung. Sehr gut spielte er die Todesscene. Freilich sind beide Todesscenen für unsern Geschmack fremdartig, ja zum Theil verletzend; daß sich die Römer in ihr Schwert stürzten, ist allerdings eine Thatsache, an der die Dichtung nichts ändern kann; doch wenn erst Eros und dann Anton uns diese etwas geschmacklose Todesart rasch nach einander vorführen und der letzte überdies noch sich schlecht getroffen hat und wir so die Qualen dieses Märtyrers, der nach Erlösung ächzt, längere Zeit hindurch mitertragen müssen, so ist dies kaum ein rein tragischer Eindruck zu nennen. Noch schlimmer sieht's mit dem Tode der Kleopatra aus: der Bauer mit den Schlangen bringt den trivialsten Possenton in die am meisten tragische Scene des Stückes: es ist uns unverständlich, warum Dingelstedt diese grelle Mischung des Tragischen und Komischen, die ganz den Begriff des Tragikomischen deckt, nicht beseitigt hat.

Was die übrigen Charaktere betrifft, so theilen wir die Ansicht Johnson's: sie sind nicht scharf genug gezeichnet. Der soldatisch biedere Enobarbus, den Hr. Johannes mit männlicher Haltung vorführte, wird auf einmal ein Ueberläufer. Das traut man ihm nicht zu; er bereut es auch rasch genug; doch dies kommt uns marionettenhaft vor. Octavius Cäsar, welchem Hr. Hans Förster die nöthige jugendliche Maske gab, ist von Dingelstedt seiner großen Scene mit Kleopatra beraubt worden. Octavia, von

Frl. Friedhoff mit warmer Empfindung dargestellt, nimmt blos kurze dramatische Anläufe. Mäcenas und Agrippa, von den Herren Pettero und Paulik angemessen dargestellt, flößen nur geringes Interesse ein, obschon Dingelstedt dem ersteren ein wenig Horazische Poesie angedichtet hat. Auch der muthige Sextus Pompejus, von Hrn. Senger mit Energie gespielt, interessirt wenig. Besser sieht's hierin mit Irias und Chormion (Frl. Jürgens und Frl. Tullinger) aus: es waren das recht hübsche Aegypterinnen und sie starben mit einem gewissen Elan und in malerischen Attituden. Eine kleine amüsante Charakterrolle ist der Lepidus, den Hr. Conrad mit vielem Humor darstellte.

Dieser Humor kommt zur Geltung in der Scene auf der Galeere des Pompejus, einer Ensemblescene, die vielleicht nicht ohne Einfluß war auf die Tafelscene in den „Piccolomini". Es ist dies eine der besten Ensemblescenen Shakespeare's und der kühne Anschlag, mit welchem der Vertraute des Sextus Pompejus diesem die Weltherrschaft zu erobern sucht, sticht wirksam ab gegen die Trunkenheit der Triumvirn, der etwas ins Wanken gerathenen Säulen dieser Weltherrschaft. Durch den bachantischen Chor erhält die Scene allerdings einen sonst operettenhaften Charakter, der durch die albernen Bemerkungen des geistesbeschränkten Pontifex Maximus noch mehr hervortritt.

Arrangirt war diese Scene trefflich, wie überhaupt der ganzen scenischen Einrichtung, sowol was das Ensemble als den decorativen Schmuck betrifft, große Anerkennung gebührt. Die ägyptischen Decorationen waren charakteristisch und stimmungsvoll, besonders im letzten Act; ebenso das Schiff des Pompejus. Die Lagerscenen waren lebendig und kriegerisch bewegt: das geheimnißvolle Grauen, das die römischen Legionen in der ägyptischen Mysterienwelt erfaßt, kam sehr wirksam zur Anschauung. So war der Beifall, den die Vorstellung fand und der namentlich den Hauptdarstellern galt, ein wohlverdienter.

Im Corola-Theater gastirt Frl. Meyerhoff, eine vielgenannte Soubrettr von den Wiener Theatern, die eine große Stimme mit dem degagirten Wesen vereinigt, welches die Operette verlangt; sie trat im „Seecadet", in der „Fledermaus", in „Donna Juanita" und „Fatinitza" auf, unter lebhaftem Beifall des Publicums: namentlich gilt derselbe ihrem Gesang, der stets eine durchgreifende Wirkung ausübt.

Rudolf von Gottschall.

Musikbericht aus Dresden.

Der 1. Februar brachte uns den zweiten Productions-Abend des Dresdner Tonkünstlervereins, dessen bedeutendes Progromm zu schwer in der Wagschale eines höheren musikalischen Interesses wog, als daß Ihr Referent nicht das, um dieselben Stunden stattfindende Concert des übrigens sehr tüchtig beanlogten und schon früher wiederholt von ihm gehörten jungen Geigers Mourice Dengremont dafür zu opfern bereit gewesen wäre. Der Productions-Abend unseres Tonkünstlervereins brachte zunächst eine sehr correct ausgeführte Sonate Op. 18 D-dur für Pianoforte (Hr. Heß) und Violoncell (Hr. Bürchl) von Anton Rubinstein, die, wie fast Alles, was dieses Tondichters früherer Schaffensperiode angehört, durch organisch und gefällig gegliederte Kunstform, Wohlklong und ungesuchte, oft liebenswürdige Motive, sowie saubere und gewissenhafte Durchführung derselben erfreut, Eigenschaften, die der Componist seitdem häufig gegen die zweifelhaften Vorzüge einer gesuchten Originalität und genial sich dünkenden Ungebundenheit eingetauscht hat. Flacher und von weit weniger Ideengehalt, als Rubinstein's Sonate, erwies sich rine Fantasie (Op. 207, G-moll) für zwei Pianoforte von Joachim Raff, trefflich vorgetragen von den Herren Organisten Jonsrn und Höpner. Roff gehört, namentlich in seinen schönen sinfonischen Werken, sowie nächstdem auch mit einem großen Theile seiner Kammermusiken zu den talentvollsten und gediegensten Meistern der Gegenwart, gerieth aber in den letzten Johren in eine Art von Ueberproduction, die, wie dies bei einem zu hastigen und zu flüchtigen Schaffen stets der Fall ist, der Selbstkritik des Künstlers entschieden Eintrag gethan hat. Wiederholt riethen wir ihm schon, sich wieder in früherer Weise auf bedeutendere Werke zu concentriren und die Quelle seiner Schöpferkraft nicht bis zum gelegentlichen Versiegen auszubeuten, sondern sich dieselbe wieder sammeln und zum vollen Strome anwachsen zu lassen. Die uns vorgeführte Fantasie enthielt, trotz alles gefälligen Klingklongs und ungeachtet aller ihrer Claviermäßigkeit, eigentlich doch nur Phrosen und Spielereien, die uns an Faustens Worte gemohnten:

> Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
> Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Die Krone des Abends war just ein Werk, in welchem jenes von Goethe vom Dichter und Tondichter geforderte warme Herzblut so lebensvoll und worm pulsirt, daß der Hörer darüber Concertsaal und Publicum vergißt und sich bold in die leidenschaftlichste Erregung versetzt und zum innigsten Antheil fortgerissen fühlt, bald vom Tondichter in die süßesten Tröume und Erinnerungen eingewiegt wird. Es handelte sich um Franz Schubert's herrliches Octett (Op. 166, F-dur) für zwei Geigen, Bratsche, Violoncell, Contrabaß, Clarinette, Horn und Fagott, das vollendet schön von den Herren Kammermusikern Feigerl, Eckold, Wilhelm, Böckmann, Trantsch, Demnitz, Hübler und Stein vorgetragen ward. — Einen anderen schönen Abend verdanken wir der gefeierten Künstlerin Frl. Aglaja Orgéni, die uns Montag den 6. Februar durch ein Concert im Börsensaale erfreute. Frl. Orgéni, auf die sich die classische Gesangsschule und technische Meisterschaft ihrer dereinstigen genialen Lehrerin, Frau Pauline Viardot-Garcia, in ihrem ganzen Umfange fortgeerbt hat, entzückte nicht allein durch ihren gesanglich vollendet abgerundeten Vortrag, sondern auch durch ein gewisses unaussprechliches Etwas in ihrer Auffassung, in ihrer Stimme und in deren Timbre, das, nenne man es angeborene Begabung, Genialität, warmes Künstlertemperament oder Rasse, ein Sänger oder eine Sängerin nun einmal besitzen müssen, wenn zwischen ihnen und dem Publicum jener magnetische Rapport entstehen soll, der allein den im Gemüthe des Künstlers glühenden göttlichen Funken auch in den Herzen der Hörer zu entzünden vermag. Wir wurden durch ältere Stücke von A. Scorlotti, Salvotor Rosa und Vitali erfreut und in Thomas' Arie aus Hamlet, sowie in einem Liedercyklus von Kienzl ward uns wiederum das Modernste, wenn auch in seiner verwegensten Bedeutung geboten; alles aber ward entweder vollendet schön und auf gleicher Höhe mit der Tondichtung stehend vorgetragen, oder doch wenigstens, wie die genannten neueren Compositionen, durch die bezaubernde Anmuth und den reichen Wechsel von Tonfarben in Stimme und Vortrag der Künstlerin erträglich gemacht, so selbst fast wieder bis zum Vergnüglichen gesteigert. Ueber das, aus oneinondergereihten Liedern ohne Worte, ous Etüden und Gemeinplätzen bestehende Solo für Pianoforte mit obligatem Cello und Violine, von seinem Schöpfer, Hrn. Kienzl, „Trio" genannt, wollen wir lieber schweigen. Es sind darin höchstens ein poor Klongeffecte, die einen modischen Salon und seine Ansprüche befriedigen können, vom classischen Kammerstil dagegen, von der im Trio geforderten, auf der Gleichberechtigung der mitwirkenden Instrumente basirten Dreistimmigkeit, von Durchführung der Motive und von der hier unentbehrlichen interessanten, reichen oder doch wenigstens geschickten Modulation hat Hr. Kienzl keine Ahnung. — Das fünfte Sinfonieconcert der kgl. Kapelle versammelte dos ganze musikolische Dresden Freitag, den 10. Februar,

in den Sälen des Gewerbehauses. Wir begrüßten es mit herzlicher Genugthuung, daß uns auch einmal wieder eine Sinfonie (Nr. 3, C-moll) von Meister Ludwig Spohr geboten ward, den man gegenwärtig viel zu selten hört und der neuerdings vielfach, wenn auch sicherlich nur vorübergehend, unterschätzt wird. Dafür, daß ein solches Verkennen ein mehr künstlich hervorgerufenes, als in der Sache begründetes ist, gab der warme Beifall, den das gediegene, an Ideengehalt und Wohlklang reiche und in schöngegliederter organischer Kunstform sich aufbauende Werk bei unserem Publicum fand, sofort einen lebendigen Beweis. Man führe den Menschen das Gute und Tüchtige nur vor und sie werden es immer willig und gern in sich aufnehmen und so endlich verstehen lernen. Von schönem Feuer durchglüht erscheint namentlich der letzte Satz, dessen fugirter Theil dadurch noch besonders interessant wird, daß er in gelungenster Weise zur Charakterisirung einer kühn auflodernden Leidenschaft dient. — Die zweite Nummer, die uns das Concert brachte, gehört zu den geistvollsten Compositionen von Hector Berlioz; es handelt sich um des genialen Franzosen „Römischen Carneval", der bei dieser Gelegenheit hier zum erstenmal zur Aufführung gelangte. Ich kenne kaum noch ein Stück von Berlioz, das bei so viel Fantastik zugleich so viel musikalischen Fluß und Wohlklang besäße. Hier ist Berlioz einmal ganz in seinem Element! Da ist nichts blos seltsam, aphoristisch und barock, sondern im Ganzen wie im Einzelnen durchaus zusammenhängend und dem vom Künstler gewählten Gegenstand entsprechend. An das reizende italienische Ständchen schließt sich die, wie Champagnerschaum moussirende Ausgelassenheit und gelegentlich selbst neckische Tollheit des römischen Carnevals, dessen buntes Maskengewühl plötzlich von den, durch den Corso dahinjagenden und mit ihren Hufen Feuer aus den Steinen schlagenden Rossen durchbrochen zu werden scheint. Und dies Alles wird mit angeborener Grazie, sowie mit einer jede Uebertreibung vermeidenden Delicatesse behandelt. Dabei glauben wir das Eine wie das Andere lebendig und leibhaftig vor uns zu sehen, obwol wir mit dem langweiligen, seinem Wesen nach immer nur auf ein Publicum von großen Kindern berechneten Speisezettel eines Programms glücklicher Weise ganz verschont bleiben. — Zum Lobe von Franz Schubert's C-dur-Sinfonie, die den Schluß des Concertes machte, noch etwas Neues sagen zu wollen, hieße wahrlich Eulen nach Athen tragen. Wie sie uns mit ihrem ersten, im Echo sehnsüchtig verhallenden Hornrufe in das Zauberland der Poesie und Romantik lockt, so hält sie uns durch alle folgenden Sätze darin fest, um uns erst in den letzten Takten des hochaufjubelnden Finales wieder daraus zu entlassen. Es ist bekannt, daß Schubert's C-dur-Sinfonie etwas zu lange spielt, wenn man alle darin vorgeschriebenen Wiederholungen ausführt, und danken wir daher Hrn. Hofkapellmeister Schuch im Interesse des Tondichters, daß er kein Dacapo des ersten Theiles des ersten Satzes eintreten ließ. Das, was wir sonst gegen ein Uebergehen des vorgeschriebenen Dacapos bei anderen Gelegenheiten ausgesprochen, kammt hier nicht zur Geltung, da Schubert als junger Sinfoniker die Proportionen der orchestralen Kunstform noch nicht zu jener classischen Strenge und Schönheit entwickelt hatte, welcher wir nicht nur bei seinen großen Vorgängern, sondern auch bei manchen seiner Nachfolger auf diesem Gebiete begegnen. Hierzu kommt noch, daß die beiden Hauptmotive jenes ersten Schubert'schen Satzes nicht nur durch diesen, sondern auch durch dessen gewaltig verbreiterten Schluß häufig genug einander gegenüber gestellt werden, um den Hörer ihren Gegensatz als nichts Zufälliges empfinden zu lassen. — Sämmtliche sinfonische Stücke des Abends wurden uns durch unsere, unter Schuch's ebenso schwungvoller, als gediegener Leitung spielende treffliche Kapelle in höchster Vollkommenheit vorgeführt.

Emil Naumann.

Königl. Sächsischer Alterthumsverein.

Sitzung vom 6. Februar.

Hr. Generallieutenant v. Carlowitz, Exc., welcher den Vorsitz führte, eröffnete die Versammlung durch warme Dankesworte, welche er dem Gedächtniß zweier dem Verein jüngst durch den Tod entrissener langjähriger Mitglieder widmete, der Herren Oberhofmarschall a. D. v. Friesen und Staatsminister a. D. Freiherr Dr. v. Falkenstein, dessen großes Verdienst um den Beginn der Inventarisation der im Lande befindlichen Bau- und Kunstdenkmäler mit lebhaftem Danke gewürdigt wurde.

Hr. Kunsthändler Geller berichtete sodann über die von ihm im Auftrag des Vereins besichtigten in und bei der Kirche zu Oberfrankenhain bei Geithain befindlichen Alterthümer. Als werthvoll wurden bezeichnet ein dem 15. Jahrhundert entstammender Schrank für Altarbekleidungen, welcher mit stilvollen schwarzen und rothen Flachornamenten geziert ist, ferner eine Truhe von hohem Alter, Figurenüberreste des alten Altarwerkes, zwei kleinere Crucifixe und ein größeres, jetzt auf dem Kirchboden befindliches, dessen Körper an der Brust, vermuthlich zur Aufnahme von Reliquien bestimmt, zu öffnen ist. Ferner befinden sich auf dem Kirchhof noch einige kunstvolle schmiedeeiserne Grabkreuze. Der Verein beschloß, sich mit dem dortigen Kirchenvorstand, welcher erbötig ist, dem Vereinsmuseum einige dieser Alterthümer zur Bewahrung zu übergeben, in Verbindung zu setzen.

Hr. Prof. Dr. Steche besprach das am Orgelchore der Thomaskirche zu Leipzig befindliche Epitaphium, von dem Freiberger berühmten Glocken- und Stückgießer Wolf Hilliger dem Gedächtnisse seines Bruders Sebastian errichtet, welcher 1570 zu Leipzig als kurfürstlich sächs. Rath, Doctor der Rechte und Universitätsprofessor starb. Das mit reicher plastischer Architektur, Figuren und Wappen sowie mit einer größeren Reliefdarstellung der Stadt Jerusalem gezierte Werk ist in Messing gegossen, sein mißlicher Zustand verlangt um so dringender eine sorgfältige Renovation, als es die wenigstens bis jetzt einzige bekannte und erhaltene derartige Arbeit Wolf Hilliger's ist neben dem in der Petrikirche zu Wolgast in Pommern befindlichen Epitaphium, welches der Meister für Philipp I. Herzog von Pommern († 1580) schuf.

Hr. Hofapotheker Dr. Caro legte hierauf zwei Schlüssel an bronzener Kette vor, welche auf dem Areal des ehemaligen, 1123 gestifteten Benedictinerklosters Posan bei Zeitz gefunden wurden, ferner ein im Besitz des Hrn. v. Kiel auf Schieritz befindliches Bildniß des „Claus Narren" nebst einer über letzteren 1616 erschienenen Schrift und zwei schön gearbeitete Krüge, welche zu Dresden in einem dem ehemaligen Minoritenkloster zugehörigen Kellerraume ausgegraben wurden.

Hr. Archivrath Dr. Ermisch theilt mit, daß sowol der alte, im Verein früher schon besprochene Taufstein der Kirche zu Hartenstein, wie die gleichfalls früher besprochenen Grabdenkmäler der Kirche zu Döhlen wieder eine würdige Aufstellung in den betreffenden Kirchen erhalten werden.

Den Beschluß der Sitzung bildete der Vortrag des Hrn. Pastor em. Fraustadt über die Bedeutung der mittelalterlichen Baudenkmäler für die Geschichte unseres Heimathlandes. Der Hr. Vortragende schilderte vorzugsweise die zum Theil völlig verschwundenen Begräbnißstätten des sächsischen Fürstenstammes und den glänzenden Antheil, welchen derselbe durch diese Anlagen an der Entwickelung der mittelalterlichen Architektur genommen hat. Mit der Krypta des Domes zu Merseburg und den Doppelkapellenanlagen im Allgemeinen beginnend, gab Redner eine sehr ausführliche historische wie künstlerische Beschreibung der Stiftungen von Gerbstädt, dem Petersbergkloster bei Halle, Brehna, Alten- und Neucelle, Wechselburg, dem Kloster zum heiligen Kreuz bei Meißen, Nimbschen und Seußlitz. Den Beschluß bildete die eingehende

Schilderung der großartigen Grab- und Erinnerungsstätten zu Naumburg, Meißen und Freiberg.

Bücherbesprechungen.

— Vom „Neuen Pitaval", der seinerzeit von dem Criminalisten Hitzig und dem Belletristen Willibald Alexis (W. Häring) begründet, seit langen Jahren von dem derzeitigen fürstl. Reuß. Justiz- und Cultusminister, Geh. Staatsrath Dr. A. Vollert in anerkannt vorzüglicher Weise fortgeführt wird, ist unlängst der sechzehnte Band der neuen Serie zur Ausgabe gelangt, der vier sämmtlich neuerer und neuester Zeit angehörende Criminalfälle enthält, von denen einer, „Die Molly-Maguires in Pennsylvanien" (1854—1878) in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, einer, „Der Landwirth Johann Friedrich Nikolaus Voigtritter" (1878) in Thüringen, einer, „Der Stabio-Proceß" (1876—1880) in der italienischen Schweiz, endlich der Proceß „Hansen-Fischer" (1880) in Wien sich abspielt. Zwei weitere kleinere Aufsätze „Amerikanisches Gerichtswesen früherer Zeit" und „Auch eine Künstlergesellschaft" illustriren amerikanische Sitten älterer und neuerer Zeit. Der erstere berichtet über eine Gerichtssitzung aus der Zeit, wo Neuyork unter holländischer Herrschaft noch Neu-Amsterdam hieß; die damals erkannten Strafen bestanden nur in seltenen Fällen in Haft, meist in Geldbuße oder körperlicher Züchtigung. Von den vier Criminalfällen haben zwei, die Molly-Maguires in Pennsylvanien und der Stabio-Proceß einen politischen Hintergrund und der erstere giebt uns zugleich über eine, in das politische Leben der Vereinigten Staaten während der letzten zwanzig Jahre tiefeingreifende Bande von Uebelthätern, deren Thun und Treiben, wie ihr Zusammenhang mit der seit zwanzig Jahren im Besitz der Regierungsgewalt befindlichen Partei in Europa bisher nur sehr oberflächlich und ungenau bekannt war, so hochinteressante wichtige Aufschlüsse, daß wir es uns nicht versagen können, aus diesem Referat in dieser Wissenschaftlichen Beilage später noch auszügliche Mittheilungen zu geben. Der Proceß gegen den Landwirth Voigtritter, der seine Mündel, ein siebenzehnjähriges Mädchen, ermordete, um sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen, ist für juristische Kreise darum von besonderem Interesse, weil die Schuldigsprechung auf Grund eines trotz seiner Complicirtheit schlagend überzeugenden Indicienbeweises erfolgt ist. Ueberdies fallen durch die verbrecherische Handlung, welche den Mörder auf das Blutgerüst lieferte, sehr bedenkliche Schlaglichter auf die Zweckmäßigkeit der durch die neue preußische Vormundschaftsordnung getroffenen Einrichtung, dem Vormund das Vermögen seiner Mündel in die Hand zu geben, statt, wie es ehedem in Preußen der Fall war und in Sachsen und anderen deutschen Staaten noch heute stattfindet, in gerichtliche Verwahrung zu nehmen; denn nach der geschehenen Feststellung des objectiven Thatbestandes wäre die furchtbare That wahrscheinlich nie zur Ausführung gelangt, wenn der Mörder nicht einen Theil des ihm anvertrauten Vermögens seiner Mündel veruntreut gehabt hätte. Die blutigen Vorgänge beim Schützenfeste von Stabio im Schweizer Canton Tessin am 22. Oct. 1876, welche den Thatbestand des Stabio-Processes bilden, haben seinerzeit nicht blos die Bevölkerung des Cantons Tessin, sondern die ganze Schweiz in eine noch immer nicht ganz sich beruhigende Erregung versetzt; nach der gegenwärtig gegebenen unparteiischen Sachdarstellung wird man mit dem Herausgeber zu der Ansicht gelangen, daß der ganzen Sache ein unglückliches Mißverständniß zu Grunde gelegen hat und daß von einer politischen Verschwörung dabei nicht die Rede sein kann. Der Proceß Hansen-Fischer endlich hat darin seine Bedeutung, daß dem Magnetiseur Karl Hansen, dessen Experimente in einem großen Theile von Europa Aufsehen und Staunen erregt hatten, vom Gericht in Wien absichtliche Täuschung des Publicums nachgewiesen worden ist.

Phaläna und Meli. Modernes im alten Sagenspiegel von M. v. Ascheraden (Leipzig, Bernhard Schlicke's Verlag) ist ein hübsch geschriebenes Buch, welches nur an dem einen Fehler leidet, daß Referent wenigstens, am Schlusse des circa 200 Seiten umfassenden Werkes angelangt, nicht recht sich darüber klar zu werden vermocht hat, was der Verfasser mit diesem Geisteserzeugniß bezweckt. Modernes im alten Sagenspiegel? Wo das Moderne stecken soll in dieser Erzählung, vermag ich nicht zu entdecken, wir müßten es denn in den philosophischen Reden suchen, in denen Schopenhauer'sche und andere Ideen verwerthet sind. Mit dem antiken Sagenspiegel hat es allerdings seine Richtigkeit und man hat fast den Eindruck, als blickte man in ein Kaleidoskop hinein, so schwirren die Namen griechisch-römischer und nordisch-germanischer Götter in buntester Abwechslung vor dem geistigen Auge des Lesers vorüber. Das Ganze, dessen eigentlicher Grundgedanke mir nicht recht klar ist, liest sich wie ein Märchen, doch weiß man am Ende nicht, was man daraus machen soll. Ist es für große oder kleine Kinder bestimmt? Für große, fürchte ich, ist es zu kindlich und für kleine wieder zu schwer verständlich. Auf welchen Leserkreis daher dieses Märchen rechnen soll, vermag ich beim besten Willen nicht anzugeben. Das Hauptverdienst des Buches dürfte darin bestehen, daß es, wenn es auch eine nicht leicht genießbare Lectüre bildet, wenigstens harmloser Natur ist und also ebensowenig directen Schaden als Nutzen bringt. Die Verlagshandlung hat auf die äußere Ausstattung des Buches allen Fleiß verwendet. K. Siegen.

R—n. Eine Zeit lang hatte es den Anschein, als seien metrische Studien nur wenig geachtet. Metrische Bemerkungen verbargen sich wol in den Einleitungen und den Noten zu Textausgaben, aber zusammenhängende und zusammenfassende Arbeiten wurden verschwindend wenige geliefert. Nach und nach ist das anders geworden. Ja gegenwärtig stehen bereits die metrischen Studien in Blüthe; Werke über deutsche Poetik und Metrik, namentlich der neueren Zeit, schießen gleichsam wie die Pilze empor. Hat nun freilich die Quantität auf diesem Gebiete über der Qualität das Uebergewicht, so ist doch wenigstens das erneute und allgemeinere Interesse an dem Gegenstande erfreulich. Auch der metrische Gebrauch fremder Literaturen hat unsere Gelehrten beschäftigt. Nachdem Adolf Tobler vom französischen Versbau alter und neuer Zeit gehandelt (Leipzig, Hirzel, 1880), wird uns nun ein noch tiefer eingehendes und umfangreicheres Werk über die englische Metrik geschenkt, von welchem bis jetzt der erste, die altenglische Metrik behandelnde Theil vorliegt.*) Es ist hocherfreulich, daß ein wirklicher Kenner und Fachmann wie Professor Schipper sich dieser dankenswerthen, aber auch schwierigen Aufgabe unterzog. Wie der Titel des Werkes angiebt, haben wir sowol eine systematische, als auch eine historische Darstellung der englischen Dichtungsformen erhalten. Der erste Abschnitt erledigt die systematischen Verhältnisse, entwickelt nach allgemeinen Betrachtungen die Grundbegriffe, handelt vom Rhythmus und Takt, von Quantität und Accent, von der Wortbetonung, von den verschiedenen Arten des Reims, des Stabreims und des Endreims. Dann folgt in drei Abschnitten der historische Theil. Zuerst wird die Zeit der angelsächsischen Dichtung behandelt, ihre Blüthe und ihr Verfall, dann die Zeit des Altenglischen in seiner ersten normännischen Periode und in seiner zweiten Epoche, die sich zwar schon als eine Uebergangszeit charakterisirt, aber auch die höchste Entwickelung der poetischen Kunst darstellt. In den historischen Theil sind freilich auch systematische Dinge

*) Englische Metrik in historischer und systematischer Entwickelung dargestellt von Dr. J. Schipper, ordentl. Professor der englischen Philologie an der k. k. Universität in Wien. Erster Theil: Altenglische Metrik. Bonn, Verlag von Emil Strauss. 1882. gr. 8°. XXVII u. 566 Seiten.

verflochten, und daher kommt es, daß an verschiedenen Stellen über dieselben Gegenstände gesprochen wird und daß auch die Perioden hinsichtlich der dichterischen Persönlichkeiten nicht streng auseinander gehalten werden. Das ist ein Uebelstand, aber er liegt im Wesen der Metrik, weil die poetischen Formen einestheils conservativer sind, als die sprachlichen, andererseits aber auch fremden Einflüssen sich leichter anbequemen und zugleich von der Initiative der einzelnen Dichter abhängen. — Von besonderem Interesse muß in diesem Werke bei Betrachtung der alten angelsächsischen Stabreimdichtung das eigene Urtheil des Verfassers über die sogenannte Vierhebungstheorie sein. Hier stehen sich bekanntlich zwei Ansichten schroff gegenüber. Schipper nennt (S. 49) als Anhänger dieser auf Lachmann zurückgehenden Theorie Amelung und Schubert, als Gegner Vetter, K. Hildebrand und Rieger. Hier wäre auch Gelegenheit gewesen, der Vertheidigung der Lachmann'schen Anschauung zu gedenken, welche Wilhelm Scherer am Schlusse der 2. Auflage seines Werkes „Zur Geschichte der deutschen Sprache" (Berlin 1878) versucht hat. Schipper stellt sich auf die Seite der Gegner Lachmann's, und im Verlaufe der Darstellung sucht er auch im Einzelnen die Vierhebungstheorie für das Angelsächsische zu widerlegen. Die Darstellung der angelsächsischen Alliterationsdichtung fußt im Wesentlichen auf dem bedeutenden Aufsatze von Max Rieger über die alt- und angelsächsische Verskunst im 7. Bande der Zeitschrift für deutsche Philologie. Schipper kommt unter anderm ebenso wie Rieger (S. 56) auch auf die sogenannte Reimbrechung zu sprechen, obwol er sich dieses Terminus nicht bedient. Es ist die Erscheinung, daß entgegen dem Principe des Reims, nach welchem er nicht allein als Schmuck des Verses, sondern zugleich „als Bindemittel der einzelnen Verse untereinander" zu dienen hat, zur Erzielung einer schönen Wirkung „die metrischen Glieder und die syntaktischen in freiem Wechsel bald zusammenfallen, bald sich kreuzen müssen"; daß nicht jeder Versschluß mit einer Satzpause zusammenfallen darf, sondern bald mit einer Satzpause, bald mit einer metrischen Pause. Dieser, die Eintönigkeit aufhebende Kunstgriff wiederholt sich dann später in der Endreimdichtung. Wenn Rieger in seiner lediglich systematischen Darstellung die historische Bedeutung der alten Reimbrechung nicht weiter im Einzelnen verfolgt, sondern einfach als Thatsache anführt und nur im Allgemeinen ästhetisch erläutert, so mag man sich das gefallen lassen. Aber in einem historischen Werke wie das vorliegende müßte doch diese merkwürdige Erscheinung näher entwickelt und gewürdigt sein. Natürlich und nothwendig ist sie doch nicht, auch volksthümlich ist sie nicht. In der althochdeutschen Alliterationspoesie kommt sie nicht vor, und wenn sie ja einmal erscheint, ist es reiner Zufall. Nur im „Muspilli" scheint sie einigermaßen absichtlich zu sein. Aber schon in den ältesten angelsächsischen Dichtungen ist sie wirkliches Kunstprincip. Ebenso auch in unserem altsächsischen Heliand. Was folgt daraus? Doch nichts anderes, als daß wir hier ein auf jahrhundertlanger Kunstübung beruhendes technisches Mittel vor uns haben, daß alle Dichtungen, in denen sie vorkommt, Kunstdichtungen sind, auch der als Volksgedicht noch immer geltende Beowulf. Das Maß der Anwendung in den verschiedenen Denkmälern ist verschieden. Das ist ein historisches und zugleich ein dichterisch individuelles Moment, und das müßte gerade in einer historischen Darstellung auch erörtert werden. Die bloße Constatirung der Thatsache genügt nicht. In einer zu hoffenden zweiten Auflage wäre ein besonderes Capitel über die Reimbrechung sehr erwünscht. — Bei Betrachtung von Layamon's Brut hätte Karl Regel's gediegene und ergebnißreiche Abhandlung in Karl Bartsch's germanistischen Studien „die Alliteration im Layaman" ebenso ausgebeutet werden können wie vorher Rieger's Arbeit für die Darstellung der angelsächsischen Alliterationspoesie. Schipper citirt zwar nachher (S. 225) Regel's Arbeit, aber doch mehr beiläufig. Auch bei Chaucer ist die alte Alliteration noch lebendig. Schipper verweist (S. 226) auf eine Abhandlung von Felix Lindner über die Alliteration bei Chaucer im Jahrbuch für romanische und englische Literatur. Hier sei uns nachzutragen gestattet, daß Lindner seine Arbeit auch auf Wunsch der Chaucer Society in deren Schriften in englischer Sprache veröffentlicht hat (1876) und zwar mit verschiedenen Nachträgen. — Schipper's Werk wird von Seite der Fachmänner voraussichtlich im Einzelnen manchen Widerspruch erfahren, aber das wird das allgemeine Urtheil sein, daß wir in ihm eine ganz hervorragende Leistung zu begrüßen haben, die nicht allein die mannigfachste Belehrung bietet, sondern auch zu weiteren Ausführungen anregen wird. Auch in England wird ohne Zweifel das Werk sich großer Sympathien erfreuen. Möchte der zweite Theil nicht zu lange auf sich warten lassen!

— In dem Verlage von Ph. Reclam jun. in Leipzig ist vor einigen Tagen ein „Italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Taschenwörterbuch" von Dr. Friedrich Köhler, Professor und Bibliothekar der herzoglichen Bibliothek zu Altenburg, erschienen. Von dem Verfasser sind schon früher in demselben Verlage außer den Handwörterbüchern für die englische und die französische Sprache — letzteres ursprünglich herausgegeben von Dr. Schmidt — auch Taschenwörterbücher für französische und englische Sprache erschienen. Gleich seinen Vorgängern zeichnet sich das gegenwärtig herausgekommene Taschenwörterbuch durch reichen Inhalt aus, indem es eigentlich mehr bietet, als der Titel verspricht. Druck, Papier und Einband sind sehr gut, namentlich ist der Druck kein Augenpulver; der Preis 1,50 ℳ ist niedrig gestellt. Mit Recht kann das Wörterbuch nicht nur Reisenden empfohlen werden, sondern auch denen, die sich mit italienischer Literatur beschäftigen. Dadurch, daß diejenigen Wörter, die denselben Stamm haben, im Stamm nicht wiederholt worden sind, ist viel Raum gespart worden, der zur Vervollständigung des sachlichen Inhaltes hat verwendet werden können.

— Das Lieferungswerk: „Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst" von Karl Faulmann (A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig) ist bis zur elften Lieferung vorgeschritten, mithin, da das Unternehmen auf 25 Lieferungen (à 60 ₰) veranschlagt ist, nahezu bis zur Hälfte vollendet. Die letzterschienenen Lieferungen behandelu die Geschichte der Buchdruckerkunst vom Tode Gutenberg's bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts, wobei nicht allein die Verbreitung und die technische Entwickelung des Buchdrucks geschildert, sondern auch die Preßpolizei und die socialen Verhältnisse in den Kreis der Erörterung gezogen worden sind, was dem Werke zugleich einen namhaften culturgeschichtlichen Werth verleiht. Die Nebeneinanderstellung eines Psalms aus der deutschen Bibel Koberger's vom Jahre 1483 und aus Luther's Bibel (S. 201) läßt den gewaltigen Eindruck begreifen, welchen Luther's Bibelübersetzung hervorbrachte. Eingehend und interessant ist auch die Preßpolizei in England und Frankreich behandelt. Die Abschnitte über den technischen Fortschritt des Buchdrucks enthalten sorgfältig ausgewählte Facsimiles und photo-zinkographische Reproductionen, welche die Entwickelung der Druck- und Schreibschrift, wie der Illustration zeigen; der Freund der Musik findet die Abbildungen der ersten beweglichen Musiknoten nebst einer auf Originalstudien beruhenden Geschichte des Musiknotendrucks, und der Sprachforscher hat Gelegenheit, orientalische Schriften des 16. Jahrhunderts zu bewundern, welche an Schönheit den jetzigen nicht nachstehen. Die beigegebenen Tafeln (Schöfferbibel, Bibel von Jensen und Berard's Lancelot) können als wahrhafte Meisterwerke der Illustration bezeichnet werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 16. Donnerstag, den 23. Februar. 1882.

Inhalt: Eine Gymnasialrede Jean Paul's, mitgetheilt von Paul Nerrlich. — Vom Leipziger Kunstverein, von Franz Vidal. — Bücherbesprechungen (Rosegger's ausgewählte Schriften. Statistische Skizze der Europäischen Staaten, von Dr. H. F. Brachelli).

Eine Gymnasialrede Jean Paul's.

Mitgetheilt von **Paul Nerrlich.**

Jean Paul bezog Ostern 1781, also im Beginn seines neunzehnten Jahres, die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, nachdem er sich auf dem Gymnasium zu Hof zwei Jahre lang vorbereitet hatte. Es bestand auf dem Gymnasium die Sitte, daß alljährlich ein feierlicher Redeactus vor versammelten Honoratioren der Stadt veranstaltet wurde; Jean Paul hat bei dieser Gelegenheit zwei Reden gehalten: die eine findet sich im 63. Bande der ersten Ausgabe seiner Werke, aus der andern ist ein Abschnitt im 34. Bande der dritten Auflage, in Ernst Förster's Biographie des Dichters, abgedruckt worden. Vor einiger Zeit habe ich in Jean Paul's Nachlaß die ganze Rede gefunden; sie ist so interessant und so sehr für die Entwickelung Jean Paul's bezeichnend, daß sich ein Abdruck derselben, mit Weglassung des bereits Mitgetheilten, wol lohnt. Vorerst jedoch ist zu bemerken, daß der Text jener bereits abgedruckten Stelle mit dem Original nicht genau übereinstimmt; die wichtigsten Differenzen sind folgende: S. 80 Z. 18 hinter „Menschen" ist einzuschalten: „nicht die Hilfsmittel gehabt haben, deren er sich, um weiter zu kommen, bedienen konnte oder daß sie"; Z. 27 hinter „denn" fehlt: „vielleicht zog", dagegen sind in derselben Zeile die hinter „ihm" stehenden Worte „zog schon" zu streichen; S. 81 Z. 28 statt „den" ist zu lesen „die"; S. 83 Z. 13 vor „zu ihrer" ist „völlig" einzuschieben; S. 84 Z. 14 statt „Widersacher" ist zu lesen „Widerleger".

Jean Paul's Rede lautet:

Nach Stand und Würden allerseits höchst-, hoch- und werthgeschätzte Anwesende.

Der Mensch bestrebt sich unaufhörlich, die Ideensphäre seines Geistes zu erweitern; alle seine Begierden und Leidenschaften sind Aeußerungen dieses Grundtriebs; jede Unternehmung ist eine Art von Aufgabe, deren Auflösung ihn interessirt, und alle verschiedenen Lebensarten sind ebenso viele Wissenschaften, die sich endlich alle auf die Erkenntnißfähigkeit unseres Geistes beziehen. Dies ist der Trieb nach Vollkommenheit, der unaufhörlich den Menschen zur Thätigkeit anspornt. Wenn nun dieser Geist blos nach Erweiterung und Entwickelung seiner Ideen strebt, könnte wol eine Modification dieses Triebes natürlicher sein, als die Begierde nach Neuem? — In jedem äußert sich in gewissem Grade diese Begierde; und man hat wahrgenommen, daß, je mehr ein Mensch nach höherer Vollkommenheit strebt, je mehr er umfaßt, je mehr er Genie ist, desto mehr liebt er das Neue! Jede Begierde und Neigung ist in ihren Schranken etwas Gutes und Geschenk der Gottheit. Ebenso auch diese Begierde. Aber wenn sie ihre Grenzen überschreiten und die Dämme, die Vernunft und Religion setzen, durchbrechen: so stürzt jede Neigung den Menschen ins Verderben. Und sind nicht auch die Verwüstungen der Neuheitsbegierde deutlich? Es ist also, vorzüglich in unseren Tagen, nöthig, da man so viel vom Alten und Neuen spricht, da die Grenzen, in welchen diese Begierde nach Neuem schädlich oder nützlich ist, so fein gezeichnet sind — es ist nöthig, sag ich, hier die Schranken zu bestimmen, zwischen welchen diese Begierde nützt oder schadet. Meine Absicht ist also jetzt darzuthun, daß nichts nützlicher und edler sei, als neue Wahrheiten zu erfinden; daß aber auch dieses eben so schädlich sei, wenn man die Grenzen überschreitet. Jedoch, was wag ich? Dies ist eine Materie, die weit mehr Stoff in sich enthält, als daß sie diese geringe Rede fassen könnte — eine Materie, die Kräfte erfordert, welche meine weit übersteigen. Ich kann also nicht fortfahren, bevor ich mir nicht bei denenselben, SS. und W. Anwesende! die Nachsicht erbeten habe, womit sie den Anfänger beurtheilen, und die gütige Aufmerksamkeit, der dieselben meine Vorgänger würdigten.

Die Fortsetzung findet sich a. a. O. S. 80—84. Jean Paul zeigt zunächst, „daß der Mensch seine Fähigkeiten stufenweise entwickelt und die Vollkommenheiten (bei Förster steht: Vollkommenheit) seines Daseins allmälig erreicht". Indem er sich hierauf zu den einzelnen Wissenschaften wendet, beginnt er mit der Theologie, scheidet sie scharf von der Religion, denn die christliche Religion habe Jahrhunderte ohne Theologie bestanden, und zeigt, daß die Theologie so gut wie jede andere Wissenschaft der Neuerungen fähig sei. Hierauf fährt er fort:

Eben dieses findet bei der Jurisprudenz und der Heilkunde statt. Vorzüglich bei der letzteren. Denn sie gründet sich meistens auf Erfahrungen — oder soll's wenigstens —; die Erfahrung ist nun nicht immer dieselbe, sie erscheint in jedem Klima, jeder Zeit, jedem Volk, ja jedem Individuum anders. Also müssen auch die Systeme, die auf Erfahrungen gebaut werden, veränderlich, folglich der Neuerung fähig sein. In dieser zeigt sich auch die Unergründlichkeit des Schöpfers — hier sind vorzüglich dunkle, schwere Materien, wie z. B. die Lehre von den Nerven ist. . . . Und die Philosophie? Bei dieser hat noch Niemand gezweifelt, ob sie auch der Neuerungen fähig wäre — denn diese ist's vorzüglich, die dem Menschen seine Eingeschränktheit zu fühlen giebt. Man darf auch nur ein wenig mit der philosophischen Geschichte bekannt sein, um sogleich zu sehen, wie gering ihr Anfang war, wie viel neue Meinungen zu ihrem Wachsthum beitrugen — aber wie viel, wie sehr viel immer daran zu verbessern ist. In Rücksicht auf gewisse Theile derselben könnte man sie ein Land der Hypothesen nennen. Hier wird eine neue Lehre vorgebracht, da wird sie widerlegt. Aber immer gewinnt sie dabei — immer wird untersucht und doch endlich die Wahrheit, die zwischen beiden Extremen liegt, in der Mitte gefunden. Unsere Tage beweisen's sattsam, wie sehr sie neue Meinungen vervollkommnet haben. Die Erfahrung bestätigt, daß jedes Genie, das aufsteht, an der Philosophie ändert und sich ein neues System baut. Und dieses ist so nützlich für die Philosophie, daß sie ohne dieses eine der geringsten Wissenschaften sein würde. Allein sind

nun Neuerungen genug? ist sie derselben jetzt nicht mehr fähig? Allein zu Cartesius' Zeiten, da dieser sein System verbreitete, glaubte man nicht, daß ein zweiter kommen und diesen verbessern könnte — aber sieh, es waren schon mehrere da! und noch mehrere werden kommen. Wie mancher Lehrsatz, der jetzt ungezweifelt angenommen wird, wird wankend gemacht werden, wie manches Land im Reiche der Wissenschaften, das der Philosoph jetzt für ein Feuerland, mit steilen Felsen bedeckt, hält, wird die Nachwelt urbar machen und tausend neue Meinungen hervor bringen! Nie wird dies aufhören, es müßte denn der Mensch Gott oder die Anzahl der Wahrheiten endlich werden. Aus diesem wenigen kann man sehen, wie nützlich und nöthig die Neuerungen in allen Wissenschaften sind! Wenn man nur so weit ginge, so würde die Grenze, zwischen welcher Neuerungen nützlich, nie überschritten werden — allein man geht weiter, anstatt 's Alte zu verbessern, hinzuzusetzen, verwirft man's ganz, und macht sich's blos zur Absicht, dieses Alles zu verdrängen und Neues an seine Stelle zu setzen. Dies ist der Punkt, wo die Begierde nach Neuem aufhört nützlich zu sein und anfängt zu schaden. Dieses wird leicht zu beweisen sein.

Der, der's im Neuen übertreibt, verfehlt gänzlich des Endzwecks, warum ihm Gott den Verstand gegeben hat, warum er untersucht. Mit der Gabe zu urtheilen hat Gott nur den Menschen beschenkt. Die Thiere haben's nicht. Dieses ist der Grund des ewigen Fortwachsens des Menschen. Soll er nun nicht diese Gabe des Schöpfers so anwenden, wie's der Endzweck ist? Und was will dieser? unsere Glückseligkeit — diese besteht aber in Tugend und Wahrheit; jene für's Herz, diese für den Verstand, von dem wir jetzt reden. Hat nun nicht der, der's in Neuem übertreibt, seinen Verstand zum Spott? Er behauptet Wahrheit nicht, weil sie Wahrheit ist, sondern weil sie neu ist; und verwirft 's Alte, weil's alt ist. Jedes Neue ist ihm wahr, jedes Alte falsch. Wird dieser wol je zu Wahrheit gelangen? Er braucht die rechten Mittel nicht. Wer Wahrheit suchen will, der komme mit kaltem Blute, ohne Parteisucht — nehme keine Rücksicht weder auf das, was Alte, noch was Neue gesagt haben: denn beide können irren. Wenn er vorgiebt, Wahrheiten zu untersuchen, so wägt er nicht Gründe ab, er glaubt sie schon. Er sucht sie nicht mehr, er hat sie schon gefunden. Wenn jemand mit ihm die Gründe der beiden Parteien abwägen will, so hat er schon eine Partei ergriffen, eh' er die Gründe der anderen kennt. Er sieht blos, was das Neueste, was für ihn das Angenehmste ist! Handelt dieser nicht höchst unbillig? Wird der wol je die Wahrheit erlangen? Seine Leidenschaft für's Neue stellt ihm das Alte unter einem ganz anderen Gesichtspunkt dar. Jede Leidenschaft stellt uns nicht das Ding vor, wie's ist, sondern wie's ihr jetzt scheint. Zum Beweise kann die Vorstellung einer und ebenderselben Sache bei zweien Menschen dienen, davon den Einen die Leidenschaft blendet und den Anderen die Vernunft führt. Man weiß, was Leidenschaft für Wirkung auf den Verstand hat und wie leicht sie denselben irre führt.

Sie verändert, verfälscht, verdirbt aber vergütet die Sachen, der Verstand folgt dieser Empfindung, denn wer wird wol seine Empfindung für falsch halten? Muß nicht hernach der Verstand unrichtig urtheilen — so urtheilen, daß sein Urtheil ihm so lange wahr ist, als eben diese Gemüthsaerfassung, diese Leidenschaft dauert? Der Verstand betrachtet die Sache, ohne Rücksicht zu nehmen, wie sie auf ihn wirken möchte; die Leidenschaft betrachtet nicht mehr, sie fühlt schon die Wirkung — den Verstand interessirt die Beschaffenheit, die Leidenschaft die Wirkung der Sache. Und diese sollte sich mit einschleichen in die Untersuchung der Wahrheiten? Und ist's nicht bei dem, der blos das Neue affectirt, ebenso? Er wird in einem immerwährenden Wirbel von Meinungen herumgetrieben. Heute kommt eine neue Meinung zum Vorschein. Er nimmt sie an: denn sie ist neu, unerhört. Morgen sagt ein anderer das Gegentheil — sagt aber auch was Neues. Nun, wem soll er glauben? Dem, der am letzten geredet hat, und der doch vielleicht der neueste ist? — So kammt er aber nie zur Wahrheit: denn nach seinem Tode werden noch tausend neue Sachen hervorgebracht werden. Oder dem ersten? Aus Gründen, oder nicht? Ist's erste, so muß er auch Alles glauben: denn dieses hat auch viel Gründe für sich. Ist's letzte, so betet er nach. Und von diesem letzten muß ich sagen, daß er vorzüglich des Tadels würdig ist — denn denjenigen, der ganz Neuling, aber 's blos aus Gründen ist, kann man mit Recht nicht tadeln — diesen aber, der 's Neue nachbetet, was hat der vor dem voraus, der 's Alte nachbetet? Nichts. Nur die Form ist verschieden. Dieses ist alt, jenes neu. Und hätte man 's Neue nicht erfunden, so würde er eben so zuversichtlich das Alte nachsagen, wie jetzt das Neue. Bei diesem letzten trifft 's vorzüglich ein, daß er andere verachtet, daß er sich selbst genug ist, daß er sich über den Altgläubigen, wer weiß wie erhaben fühlt und jeden seiner Aussprüche für unwiderlegbar hält. Er dünkt sich schon eben so viel, wie jene Männer, deren Meinung er bestreitet; allein er bestreitet sie nicht, sondern andere thun's, er sagt's nur nach. Alle diese Gründe zeigen deutlich genug, daß ein solcher sich selbst den größten Schaden thut — nie das Ziel seiner Wünsche erreicht. Aber eben diese Gründe sind zu allgemein, van zu vielen Wissenschaften abgezogen, als daß sie für jeden gleich passend sein sollen. Wir wollen sie also in Rücksicht auf etliche der vorzüglichsten Wissenschaften betrachten. Der Neuling z. B. in der Thealagie ist derjenige, der nichts Altes annehmen will — der nie Gründe sieht, wenn sie nicht für 's Neue sind — der eine neue Meinung in gewissen Lehren der Theologie ebensa unbeträchtlich ansieht wie eine neue Hypothese in der Naturlehre, Chemie u. s. w. Von diesem läßt sich behaupten, daß all der Schaden, den wir vorher angegeben haben, ihn in noch größerm Grade treffe. Ein salcher verfehlt gänzlich des Zweckes, warum er Theolog wird. Er untersucht nicht selbst, er glaubt auch 's Alte nicht, er sieht, was Neues gesagt wird, und dies nimmt er an. Dadurch verabsäumt er seine größte Pflicht, selbst zu untersuchen. Ferner bei gewissen thealogischen Materien ist's eben nicht gleichgiltig, in Rücksicht auf die Ausübung selbst, welche Meinung man annehme. Hier ist var Allem Behutsamkeit nöthig — denn hier sind Meinungen nicht blos für den Gelehrten — hier sind sie für den Christen, den Menschen. Eine Meinung in der Theologie geglaubt, oder verworfen — hat den größten Einfluß auf's Leben. Hier ist auch Behutsamkeit nöthig, in Absicht auf uns selbst. Es giebt gewisse Meinungen, bei den Orthodoxen und Heterodoxen, die schmeicheln und für gewisse Lieblingsneigungen Stützen sind. Für jeden Wahrheitsforscher ist hier Aufmerksamkeit nöthig! Wie leicht wird seine Begierde, der diese oder jene Meinung schmeichelt, den Verstand übereilen, dich fühlen machen, sie sei mehr, da sie's doch nicht ist — wie leicht kannst du einen Beweisgrund übersehen, den die Leidenschaft verdunkelt, einen Einwurf nicht achten, der deiner Neigung zuwider ist. Kann sich alsa der, der nicht behutsam verfährt, nicht den größten Schaden zuziehen? Ist also nicht der Neuling, der leichtsinnig ohne Gründe verwirft, Tadels würdig?

Alle Wahrheiten hier sind mehr wichtig, haben mehr Einfluß auf unser Glück und Unglück, als in andern Wissenschaften. Die meisten beziehen sich auf Gott, unsern Geist, sein Glück u. s. w. Sind diese nicht wichtig? Hier hast du mit deinem Schöpfer zu thun. Hier ist Ehrerbietung deine Pflicht — und diese vernachlässigt der, der blos Neues liebt, verfährt mit dem größten Leichtsinn mit Dingen, die ihm so wichtig sein sollen. Fürwahr, er könnte sich nicht mehr schaden als eben dadurch. Und in der Philasophie? Hier wird er immer in Irrthum herumirren und nie Wahrheiten erblicken, wenn er nicht untersucht, sondern das Neue allzeit

vorzieht. Wie leicht sind hier Parteien möglich und gewöhnlich, die selten, durch die Vertheidigungssucht verführt, tief genug eindringen — wie leicht wird er dem Troß der Nachahmer folgen, die Alles, was ein Genie sagt, für Wahrheit ausschreien. Ebenso verhält sich's mit andern Wissenschaften.

Dieses ist der Schaden, den die Neuerungssucht bringt, und der Nutzen, den die Begierde nach Neuem hat, wenn sie in ihren Schranken bleibt. Dieses sind die zwei Irrwege, die der Jüngling vorzüglich zu vermeiden hat, übertriebene Anhänglichkeit an's Alte und allzugroße Liebe des Neuen. Dieses letzte ist der Weg, der den Jüngling so leicht irreführt. Leichtsinn, Unbesorglichkeit, ob man dieses oder jenes annehme, Veränderungsliebe, Haß gegen die Pedanterei, die ihn oft auf Schulen drückt, eine gewisse Art Ehrgeiz, sich über die andern zu erheben — und in Rücksicht auf die Theologie oft die schwachen, falschen Grundsätze, die man ihm in seiner Jugend unter dem Namen der Religionslehren verkauft hat und dergl., mögen die Quellen dieses Uebels sein. Da hingegen bei dem, der blos am Alten hängt, die Ursachen sein mögen: er ist nunmehr alt — es wird ihm schwer, Sätze, die er von Jugend für heilig gehalten, im 40., 50. Jahre zu verwerfen — ein gewisser Eigennutz — eine Menschenfurcht, die sich die Wahrheit zu bekennen scheut — Trägheit u. s. w. Beide Wege führen zum Verderben. Laßt uns derawegen behutsam den steilen Weg zur Wahrheit hinanklimmen und keine Gefahr scheuen, sie zu bekennen, wenn wir sie gefunden haben — laßt uns nie die Leidenschaft das Ziel verrücken, wornach wir streben. . . .

Vom Leipziger Kunstverein.

Zuerst ein großes historisches Gemälde: „Die Rast des Oedipus" von Paula Kahlschütter in Dresden. Trauerspiele auf der Bühne und Trauerspiele auf der Leinwand haben in unserer Zeit ein schlimmes Loos; sie müssen gegen den Strom der öffentlichen Meinung oder, was ebensoviel ist, gegen den Strom des herrschenden Geschmacks schwimmen, der meist mit gewaltigen Wellen über sie hinwegschäumt und sie um die gehoffte Theilnahme betrügt. „Ein jedes Thierchen hat sein Plaisirchen, haben wir keine Kunst, so haben wir wenigstens ein Künstchen! Gott ist auch im Kleinsten groß . . . Wozu Historie? Ein Histörchen erfreut das Herz des Biedermanns — und dann die lieben kleinen Genreditdchen!" schreibt Anselm Feuerbach in seinem Vermächtniß. Wenn aber der Titane den Strom nicht in ein anderes Bett zwingen konnte — was sollen die thun, die nicht seine Kraft einzusetzen haben!

Das vorgenannte Bild zeigt Oedipus, den augenlosen Greis mit wirrem grauem Haare im Königsgewande, das aber zum Bettlerkleide verblichen ist. Er ist ermüdet auf einem Steine zusammengesunken. Neben ihm, hoch aufgerichtet seine Tochter Antigone im weiten weißen Gewande. Ihre Augen, ernst und dunkel, sind forschend in die Ferne gerichtet, um dem Vater Antwort geben zu können:

„So weißt Du nicht, wie hier
Der Ort sich nennt?"

frägt Oedipus, und sie:

„Die Stadt dort ist Athen:
Ein jeder Wandrer sagte das, doch hier
Die Gegend ist mir unbekannt, soll ich
Danach zu fragen gehn?"

Die Farbe des Bildes ist dem ernsten Stile entsprechend, einfach und bestimmt. Nirgend ein Haschen nach unbegründeten Effecten. Mit Vorliebe ist der Kopf der Antigone behandelt, den wie eine Glorie das blonde Wellenhaar umgiebt.

Van Franz Catel, geboren 1778 in Berlin, gestorben 1856 in Rom, ist eine größere Landschaft ausgestellt. Pilger, die nach Rom wallfahrten, sehen die heilige Stadt in der Ferne und geben sich freudiger Begeisterung beim Anblicke derselben hin. Die Tiber und ein Abendhimmel mit sinkender Sonne, gegen welchen die Kuppeln der Peterskirche, die Engelsburg und andere bekannte Bauwerke sich abheben, schließen den Hintergrund ab. Die etwas glatte Malerei, welche den Anfang dieses Jahrhunderts kennzeichnet, lassen das Bild wie eine Mode von gestern erscheinen. Die Farbe ist frisch und gut erhalten.

Ansicht von Ischia und Procida von Carl Hummel, Weimar. Eine große sonnige Landschaft mit hübschem Effect, welche einen der schönsten Punkte der Erde zum Vorwurf hat. Der Schatten, welcher auf den ganzen vorderen Theil des Bildes fällt, läßt das Licht besonders wirksam hervortreten.

Rudolf Jonas in Berlin hat eine sauber ausgeführte Wald- und Felspartie aufgestellt, die in der Ausführung uns auch durchaus um 30—40 Jahre, ja vielleicht noch etwas weiter zurückführt. Die Farbe ist so wenig realistisch als möglich; sie erinnert hie und da an den melancholischen Ton Jan van Goyen's, eines der sogenannten „kleinen Niederländer". Recht gut ist das hinter den Bäumen des ersten Plans fließende Wasser beleuchtet.

Ganz modern und sehr hübsch in der Wirkung ist eine kleine nordische Marine von Julius Runge, Karlsruhe. Da ist auch viel braun — wie fallte es auch anders sein bei den vier oder fünf Booten, welche die Staffage bilden — aber es ist ein frisches, gesundes Braun, das im wirksamen Gegensatz zum Himmel und den bläulichen Wellen steht.

Sehr lebendig aufgefaßt ist ein männliches Porträt von Ludwig Nieper in Leipzig. Die Farbe ist warm und kräftig; der Ausdruck voll Natürlichkeit. Die ganze Malerei hat etwas Gesundes, nicht das süßlich Gezierte, mit dem Andere bisweilen ihre Porträts zu schmücken glauben.

Frau Philippine Wolff-Arndt, Leipzig, die im Frühjahr ein paar recht hübsche Copien nach Rubens und Rembrandt im Kunstverein hatte, stellt diesmal das Porträt eines bekannten Schriftstellers aus. Unter den Oelbildern sind schließlich noch zwei Copien von Marie Orthaus zu erwähnen, von deren sorgfältiger Wiedergabe man sich am besten überzeugt, wenn man sie mit den im Museum befindlichen Originalen vergleicht.

Die aus dem Verlage von Storch und Kramer unter der Direction von Prof. L. Gruner in Dresden hervorgegangenen Chromalithographien der „Arondel Society" werden denen willkommen sein, die sich für Vervielfältigungen in dieser Art interessiren. Das von Signor Marianecci gezeichnete Blatt, der Prophet Ezechiel van Michel-Angelo nach der Freske in der Sixtinischen Kapelle, ist durch verschiedene frühere Uebertragungen auch Solchen bekannt worden, die es im Originale noch nicht gesehen haben. So vorzüglich es hier in seiner Art auch ausgeführt ist, ich muß doch gestehen, daß ich den meisterhaften Reproductionen der Michel-Angelo'schen Fresken in Kohlenphotographien durch Braun in Dornach den Vorzug gebe. Dort die freie Uebertragung des Geistes der Composition auf ein anderes Material; hier die etwas sclavische Nachahmung bis auf den Buchstaben. Weniger bekannt dürfte das zweite Blatt sein, das von Signor Fattorini nach einer dem Jacoba Paechiarotta zugeschriebenen Freske aus der Kapelle der heiligen Katharina gezeichnet wurde. Jacobo Pacchiaratto versuchte der im 15. Jahrhundert tief gesunkenen Schule van Siena durch Anschluß an die umbrische Schule ein neues Lebensprincip zu gewinnen. Er zeigte sich in seinen eigenen Arbeiten auch durchaus als einen freien und glücklichen Nachahmer Perugino's und verstand es namentlich seinen Frauengestalten die Anmuth des Letzteren zu geben. Eigenthümlich ist ihm dabei ein gewisses realistisch-modernes Element, das die Harmonie zuweilen zu stören droht. Die hier chromolithographirte Freske behandelt die Wallfahrt der heiligen Katharina, welche nach mannigfachen Irrfahrten den Leichnam

der heiligen Agnes van Montepulciana, den sie zu suchen auszog, findet. Einzelne der um die Bahre knieenden Frauen erinnern an Raphael's Spasalizia.

Holzschnitte van Albrecht Dürer in Lichtdrucken von Arnold und Zettler in München. Als natürliche Folge des Interesses, welches das Publicum den sich in auffallender Weise mehrenden Veröffentlichungen der Dürer-Literatur entgegenträgt, ist die damit Schritt haltende Vervielfältigung seiner Handzeichnungen, Radirungen und Holzschnitte anzusehen. Die hier ausgestellten neun Blätter stehen früheren nicht nach. Es ist erstaunlich, wie weit es der Lichtdruck in der Nachahmung der Originale gebracht hat. Man meint fast die alten Blätter mit gelblichem Ton selbst vor sich zu sehen. Sehr interessant und geistreich in den Details ist die Allegorie mit der Ueberschrift: Quod in Celis sol, hoc in Terra caesar est. Von vortrefflicher Zeichnung sind die verschiedene Tugenden repräsentirenden Frauengestalten. Nicht recht verständlich ist die von allerlei Kernsprüchen umgebene Figur eines anderen Blattes, welche einen Stab wie eine Angelruthe über vor ihr knieende Kinder ausstreckt. Darunter unter anderen die weise Lehre:

Des menschen gmüt ist wandelbar;
all pöß nachred vermeyd mit fleyß
Auff das du drumb erwerwest preyß.

Die Engelsmiene, welche die Herodias aufgesetzt hat zur Empfangnahme von Johannes des Täufers Haupt aus der Hand des Henkers, scheint mir der Handlung nicht sonderlich zu entsprechen. Man meint fast, sie habe sich aus dem Gefolge der heiligen Katharina hierher verirrt. Es wahnt diesen Arbeiten, wie all' den Zeichnungen Dürer's, ein Element behaglicher freundlicher Tüchtigkeit inne, das unwillkürlich das Wahlwallen Derer herausfordert, welche sie betrachten. Man sollte meinen, daß dies ein hauptsächlich von den Deutschen gewürdigtes Element sei, aber das ist keineswegs der Fall. Es sind durchaus nicht die Deutschen, sondern die Franzosen, welche — wie sie uns fast auf allen Gebieten der Kunst vorausschreiten — es auch in der Anerkennung dieses eminent deutschen Meisters thun. Ich will hier, um mein Urtheil zu begründen, im Auszuge die Meinung eines bedeutenden Berliner Kunstschriftstellers, im Februarheft der „Rundschau" enthalten, über das kürzlich von Charles Ephrussi erschienene Werk: Albert Durer et ses dessins (Paris, Quantin) anführen. Er sagt unter Anderem Folgendes: Paris bewährt seine Superiorität in Sachen der Kunst hier wieder auf das Siegreichste. Das seit zwei Jahrhunderten dort gepflegte, in ununterbrochener Thätigkeit und Aufmerksamkeit verharrende kunsthistorische Publicum bleibt einstweilen das erste der Welt und läßt noch kein anderes neben sich aufkommen. Kein Zweifel kann walten, daß wir in Berlin, im königlichen Kupferstichcabinete an Zeichnungen Dürer's einen Schatz besitzen, der den Vergleich mit keiner anderen Sammlung zu scheuen braucht: ein Buch wie das vorliegende in dieser Gestalt aber hier zu Stande zu bringen, würde noch eine Unmöglichkeit sein. Davon könnte erst gesprochen werden, wenn nicht mehr blos ein Dutzend Leute in Berlin leben, die dergleichen kaufen und verstehen, sondern wenn eine ganze, durch Bildung höhergestellte Bevölkerungsschichte das Interesse an diesen Dingen und das Verständniß dieser Werke als einen natürlichen Theil der Erziehung ansähe. Wir sind auf dem Wege, diese Vortheile uns langsam anzueignen, und es wird nichts versäumt, was den Erfolg allmälig vielleicht herbeiführen kann, gegen Paris aber vermögen wir den Vergleich nicht auszuhalten. Auch gegen Wien kommen wir nicht auf.

Auf der anderen Seite hatte Frankreich allerdings ein Recht darauf, dieses Buch als das seinige zu praduciren. Charles Ephrussi's Arbeit ist zu einem bedeutenden Theile den im französischen Besitz befindlichen Zeichnungen Dürer's gewidmet. Seinen Bemühungen ist es meist gelungen, diese Schätze in die Oeffentlichkeit zu bringen, manche sind durch ihn überhaupt erst gefunden und als Dürer's Werke anerkannt worden. Auch manches Blatt aus deutschen Sammlungen sehen wir an seiner Hand zum ersten Male an's Tageslicht kommen; so einige höchst wichtige Zeichnungen aus den Museen zu Bremen und Hamburg. Dazu sind viele aus englischen Sammlungen mitgetheilt, die kein Auge — wenig Bevorzugte ausgenommen — bis dahin erblickte.

Ephrussi steht in seinen Resultaten oft im Gegensatze zu Thausing's Buch über Dürer, welch letzterem jedenfalls das Verdienst gebührt — besonders nachdem das Werk in's Französische übersetzt worden war —, das europäische Interesse an Dürer zuerst wieder in weiteren Kreisen rege gemacht zu haben.

Es bleibt mir schließlich nur noch übrig, etwas über die ausgestellten plastischen Werke zu sagen. Da ist vor Allem die sehr genial und mit vielem Humor ausgeführte Bronzegruppe: „Faun mit einem Hunde" von einem in Rom lebenden jungen Bildhauer August Sammer. Prächtig modellirt, dieser jämmerlich brüllende junge Faun, den der Hund am Schwanz gepackt hält und auch augenscheinlich nicht sobald frei zu geben gedenkt. Ferner die ebenfalls in Bronze ausgeführte Gruppe der kleinen Violinspielerin und ihrer Schwester von Broßmann. Es ist eine Illustration des Sprüchworts von der Kunst, die um Brod bettelt. Die Aelteste vertritt die Kunst, während der Jüngeren, die halb vom Rock der Schwester verborgen nur zaghaft die Hand vorstreckt, offenbar das Betteln zugefallen ist.

Franz Vidal.

Bücherbesprechungen.

** Von P. K. Rosegger's ausgewählten Schriften, deren Ausgabe A. Hartleben's Verlag veranstaltet, sind neuerdings die Lieferungen 41—50 erschienen. Dieselben enthalten die prächtigen kleineren Erzählungen aus den Kindes- und Lehrjahren des Verfassers, Erinnerungen aus dessen Hirten-, Bauern- und Handwerkerleben, die derselbe unter dem Titel „Waldheimath" zusammengestellt hat, und den Anfang des Schlußbandes der Sammlung „Die Feierabende", welcher die Biographie des Autors enthalten wird. Auch die Erzählungen aus der Waldheimath zeichnen sich durch Gemüthsinnigkeit und gesunden, frischen Humor aus und werden von Jedermann mit Behagen gelesen werden.

⊙ Statistische Skizze der Europäischen Staaten von Dr. H. F. Brachelli, Vorstand des statistischen Departements im österreichischen Handelsministerium. 2. Abtheilung. 5. verbesserte Auflage; Ergänzung zu der 7. Auflage von Stein und Wappäus' Handbuch der Geographie und Statistik. Leipzig 1882. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. — Dieses vortreffliche, für Viele ganz unentbehrliche Buch wird von nun ab regelmäßig in 2 Abtheilungen erscheinen und zwar die vorliegende 2. Abtheilung, die neuesten Daten über Flächeninhalt und Bevölkerung, Land- und Farstwirthschaft, Bergbau, Hüttenwesen, Salinen, gewerbliche Industrie, Handel und Verkehr, Unterrichtswesen, Kirchenwesen, Staatsverfassung und Staatsverwaltung, Staatshaushalt und Kriegswesen des Deutschen Reichs und der übrigen europäischen Staaten — mit Ausnahme der in der 1. Abtheilung behandelten österreichisch-ungarischen Monarchie — enthaltend, alle 2 Jahre im Preise von 2 ℳ. 80 ₰. In der vorliegenden Auflage sind die bezüglichen Angaben für alle Staaten bis zum Schlusse des Jahres 1881 ergänzt worden, so daß dieselbe in jeder Beziehung die neuesten statistischen Daten in übersichtlicher Zusammenstellung enthält.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 17. Sonntag, den 26. Februar. 1882.

Inhalt: Zum zweiten Theil des Faust. — Briefe aus Paris. — Kunstgewerbliche Briefe, von Heinr. Frauberger. II. — Bücherbesprechungen („Der Wald", von E. A. Roßmäßler. Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache, von F. Bosch-Arkossy und Leland Masoa).

Zum zweiten Theil des Faust.

Das jüngste Werk über die wunderbare Dichtung ist:

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Zweiter Theil. Heilbronn, Gebr. Ehinger, 1881.

Nur den zweiten Theil können wir als jüngstes Werk der Faustliteratur nennen; denn obwol Schröer's erster Theil auch 1881 erschien, liegen zwischen ihm und dem zweiten dennoch noch andere dahin gehörige Schriften, worunter die von Marbach*) und Schreyer — beide den Titel „Goethe's Faust" tragend, auch beide 1881 erschienen — besonders hervorzuheben sind. Da wir den ersten Theil von Schröer's Werk zu seiner Zeit nicht sogleich besprochen haben, wollen wir nicht darauf zurückkommen. Alles Gute, was im Allgemeinen von Schröer's Werk gesagt werden muß, lernen wir bei Besprechung des neuesten Theils kennen, und was die Dichtung selbst anlangt, so haben wir an dieser Stelle über den ersten Theil des „Faust" weniger Ursache uns zu verbreiten, da er bereits Gemeingut aller Gebildeten ist, während dem zweiten Theile selbst noch ein großer Theil der Gebildeten tiefes Mißtrauen entgegenbringt. Leider tragen daran mehrere Schriftsteller Schuld, die über Faust geschrieben haben und denen daher Verständniß desselben zugetraut wird, die aber dennoch bodenlosen Mangel an Verständniß entweder durch Hineintragen eigener Ideen und Phantastereien oder durch absprechendes Schulmeistern und kritische Faseleien zu verbergen suchen.

Es ist wahr: des „Faust" zweiter Theil setzt vieles Wissen voraus und nimmt Denken in Anspruch. Die Vorkenntnisse sind überdies solche, die man nicht von jedem Gebildeten ohne Weiteres fordern kann, die vielmehr meistens nur bei Demjenigen gefunden werden, der sich wissenschaftlich mit den Welten beschäftigt hat, in denen des „Faust II. Theil" sich bewegt. Für andere sind daher Commentare unentbehrlich, aber unter Beistand unterrichteter und hingebender Führer ist das Eindringen ins Verständniß doch nicht so schwierig als man sich gewöhnlich vorstellt. Und wer sich die Kenntniß der Beziehungen der Tragödie angeeignet, wer den Plan derselben durchdacht, wer sich für tiefe Poesie empfänglich gemacht, die Schönheiten im Einzelnen durchempfunden hat, der wird im zweiten Theile des „Faust" einen Genuß finden, wie ihn einzig diese Dichtung gewähren kann. Wer freilich die Mühe scheut, sich zu unterrichten, wer im Denken keine Fertigkeit besitzt, wer nur Poesie begreift, die wie Wasser fließt, der bescheide sich, auf höchsten Genuß verzichten zu müssen, schmähe aber nicht auf die großartige Dichtung als unverständlich, weil er sie nicht versteht.

Ein solcher meint wol: die ersten Dichtungen Goethe's seien doch etwas ganz anderes gewesen! Allerdings waren sie das, und Goethe selbst wußte es und klagte:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen!

Die Menge jubelte seinem „Götz", seinen „Leiden des jungen Werther" zu, das verstand sie, das packte sie; aber je reifer der Dichter in seinen Anschauungen und Werken wurde, je weniger verstand ihn die unreif gebliebene Menge. Er wiederholte sich fast nie: jede neue Schöpfung war ein neues Gebiet, das er eroberte. In merkwürdiger Weise erkennt man das Zurückbleiben der Mitlebenden in deren Verhalten gegen seine in herrliche Jamben umgegossene „Iphigenie"; denn man mochte lieber die alte in einem Zwitterding zwischen gebundener und ungebundener Rede geschriebene, weil der Sinn für schöne Form noch nicht geweckt war und „Iphigenie" erst Bahn brechen mußte. So kam es denn auch, daß die zuerst bekannt gemachten Stücke von „Faust" (I. Theil) kalt ließen, daß der „Westöstliche Diwan" als Curiosum galt, daß endlich der Abschluß des „Faust" mit dem Urtheil abgethan wurde, er sei das Machwerk eines Verlebten. Nur nach und nach begann man zu begreifen, daß der Mann, der von frühester Jugend an nach den höchsten Zielen gerungen hatte und noch als Greis unermüdet strebte, der als Dichter unbestritten unter den ersten stand, denn doch, indem er die bewunderungswürdigste, großartigste Dichtung seines Lebens zum Abschluß brachte, nicht eine Albernheit hervorgebracht, und daß er als hoher Siebenziger sieben Jahre seines kostbaren Lebens nicht einer Grille geopfert haben könne, daß es also an uns liegen müsse, wenn uns das Werk als Grille oder Albernheit erschien. Man sah ein, daß man es sich etwas kosten lassen müsse, das Werk höchster Geistes- und Dichterkraft sich anzueignen.

Dazu bedarf es allerdings geeigneter Hilfsmittel. Die früher gebotenen waren nicht bequem. Sie gaben meist den Gang der Tragödie im Allgemeinen an, und wenn dann auch der Leser auf den Weg gewiesen ward, auf dem er sich fortfinden konnte, so scheiterte er doch fortwährend an nicht gemeinverständlichen Stellen. Zu einzelnen derselben gab es zwar auch Erklärungen, wie sich denn namentlich Marbach's Commentar fortlaufend an Goethe's Text hält, und in denselben sogar mehr eingeht, als Schröer; aber man stößt sich daran, daß man zwei Bücher, Text und Commentar, vor sich haben und beim Lesen das Zusammengehörige aufsuchen mußte. Da brach v. Loeper die Bahn, auf welcher das Ziel, den Leser in die Dichtung einzuführen, am zweckmäßigsten erreicht wird: er bearbeitete „Faust" für die Hempel'sche Ausgabe von Goethe's Werken, wobei er als Einleitung einen ausgezeichneten Ueberblick über den Inhalt der Tragödie eröffnete, sodann aber dieselbe mit fortlaufenden Anmerkungen unter

*) Goethe's Faust, erster und zweiter Theil, erklärt von Oswald Marbach, Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1881. Dieses Werk meines Vaters konnte zwar, aus naheliegenden Gründen, gerade in dieser von mir redigirten Zeitschrift nicht ausführlich besprochen, respective besonders empfohlen werden; jedoch bin ich dem Herrn Verfasser obigen Aufsatzes für den kurzen Hinweis zu Dank verpflichtet. H. Marbach.

dem Text zur Erklärung einzelner Stellen versah. Diese Faustausgabe ist 1879 in zweiter Bearbeitung erschienen.

Den von Loeper eingeschlagenen Weg betritt nun auch Schröer, der zwar einer Einführung in die Dichtung, wie jener sie so vorzüglich gegeben hat, ermangelt, dafür aber seine Faustausgabe noch viel reichlicher mit Einzelerklärungen ausgestattet hat. Von diesem vortrefflichen Buche nehmen wir Anlaß, Einiges über den zweiten Theil des „Faust" zu sagen, um dadurch Andere zu veranlassen, sich an der Hand Schröer's tiefer in diese Dichtung einführen zu lassen.

Zuvor noch etwas im Allgemeinen über letztere. Es ist sowol Form als Inhalt derselben, wodurch Viele von der eingehenden Beschäftigung mit ihr sich abschrecken lassen. Was die Form betrifft, so ist es wohlgeschulten Leuten unbequem, sie nicht in das angelernte Fachwerk unterbringen zu können und nun namentlich nicht unter die geläufige Form der Tragödie, für was sie sich giebt. Als wenn die bekannten Formen der Dichtungen Naturgesetze wären! Als ob sie nicht alle erst durch gottbegnadete Dichter geschaffen worden wären, die ihren Werken einen Stempel aufdrückten, der sie zu Gesetzen machte! Die Frage, ob die Tragödie aufführbar sei, ist eine ganz andere und hat mit der Bedeutung der Dichtung nichts zu schaffen. Jene Frage der Aufführbarkeit aber kann hier nicht behandelt werden, weil sie von der eigentlichen Absicht dieses Aufsatzes zu weit abführen würde, zudem auch schon in diesen Blättern behandelt worden ist.

Noch weniger vielleicht vermögen sich Manche mit dem Inhalt zu befreunden. Daß himmlische und höllische Wesen, Elfen und Hexen in die Handlung eingreifen, ließe man sich vielleicht noch als Wiederaufnahme mittelalterlicher Bühnenspiele und als Anknüpfung an vertrauten christlichen und volksmäßigen Glauben gefallen, daß aber die wunderlichsten, gar nicht bühnenfähigen Wesen verschollener hellenischer Sagenwelt auftreten, daß ein Mensch aus uns noch nahestehender Zeit mit ihnen wie mit Mitlebenden verkehrt, das findet man allzu fremdartig, um sich darauf einzulassen. Und doch geschieht auch dies auf Grund derselben mittelalterlichen Sage, auf welcher die ganze Tragödie beruht. Goethe ging an die Dichtung seines „Faust" aus demselben Anlaß, der ihn zu vielen seiner dichterischen Werke bewog: wenn er einen fruchtbaren Stoff unter mangelhafter Benutzung der darin liegenden Motive bearbeitet fand, so drängte es ihn, das oberflächlich Gebotene zu vertiefen und eine neue Dichtung daraus hervorgehen zu lassen. Auf diese Weise entstand auch sein „Faust". Nachdem schon Lessing darauf hingewiesen hatte, daß in der Sage vom Zauberer Faust ein tieferer Sinn, als in den bisherigen Bearbeitungen derselben, insbesondere in den beliebten Puppenspielen ausgedrückt sei, griff Goethe das Werk in einer Weise an, die schon nach Entwerfung einiger Scenen die größten Erwartungen erregte. Aber obwol er dabei die Sage von Grund aus umgestaltete und verklärte, so ging er doch auch in den Einzelheiten von den in den sogenannten Faustbüchern wie in den Puppenspielen niedergelegten Bearbeitungen aus. Alles, was namentlich im zweiten Theil von Goethe's Dichtung den meisten Anstoß erregte — die Versorgung des Kaisers mit Geld, das „Flammengaukelspiel" beim Maskenfest, die Beschwörung der homerischen Helena, Faust's Ehelichung derselben, die Gewinnung einer Schlacht für den Kaiser ꝛc. — fand Goethe in der Faustsage vor und verband es mit anderen ebenfalls in jener Zeit lebendigen Glaubensäußerungen und Sagen, wie dies Alles von den Commentatoren, auch von Schröer an seinem Orte nachgewiesen ist. Goethe verfuhr hierbei ganz im Geiste der hellenischen Tragiker, die ebenfalls oft bearbeitete Stoffe wieder aufzunehmen und dabei die zu Grunde liegenden Sagen in verschiedenen Gestalten zu benutzen und mit anderen zu verknüpfen pflegten.

Ueberfliegen wir nunmehr den im Allgemeinen als bekannt vorauszusetzenden zweiten Theil der Fausttragödie, wie ihn Schröer entwickelt, jedoch mit Vorbehalt, eigene Bemerkungen hinzuzufügen und bei ihnen ausführlicher zu verweilen.

Der zweite Theil setzt da ein, wo Faust im ersten die letzten Augenblicke ohne Mephistopheles verbringt. Nachdem Faust vom Spaziergange zurückkehrend den in Hundsgestalt verwandelten, also noch nicht erkennbaren Mephistopheles in seine Stube mitgebracht hat, bereitet er sich vor, das Evangelium Johannis zu übersetzen. Der satanische Pudel verräth bei Erwähnung Gottes Unruhe; er knurrt, als Faust seine Sehnsucht nach des Lebens Bächen und des Lebens Quelle ausspricht, d. h. — wie Schröer in der Erläuterung des ersten Theils nachweist — nach der aus dem göttlichen Geiste strömenden Begeisterung; er heult und bellt, als Faust das Evangelium des Johannes — von dem nach einem der Faustbücher Mephistopheles ausdrücklich abmahnt — übersetzt. Ganz unerträglich wird das Gebahren des Hundes, als Faust als den Grund alles Seins die That erkennt. Mephistopheles hat gegen Gott sich wettend vermessen, den grübelnden Schwärmer vom rechten Pfade abwendig zu machen; jetzt erkennt dieser die Bedeutung der That. Da wird Mephistopheles für seine Wette bange; es ist höchste Zeit, daß er die thierische Gestalt von sich werfe, er tritt in menschlicher vor Faust. In dieser Gestalt gelingt es ihm, den Doctor vom Drange nach Thaten durch sinnliche Genüsse abzuziehen; das Ende dieser Einwirkung ist die erschütternde Begegnung mit dem zum Tode verurtheilten Gretchen.

Den zweiten Theil der Tragödie eröffnet der prachtvolle Gesang der Elfen, worin sie über den ermüdeten Faust die Wohlthaten des Schlafs ergießen. Ariel, ihr Oberer, fordert die Luftgeister auf:

> Besänftiget des Herzens grimmen Strauß,
> Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
> Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.

Der Schluß des Gesanges entläßt Faust aus dem Schlafe mit den Worten:

> Säume nicht, dich zu erdreisten,
> Wenn die Menge zaudernd schweift!
> Alles kann der Edle leisten,
> Der versteht und rasch ergreift.

Also wiederum Aufforderung zur That. Die Mahnung von Außen an das schon bei der Uebersetzung des Evangeliums als richtig Erkannte hat nachhaltigere Wirkung; es gelingt Mephistopheles nicht wieder, Faust so nach seinem Gefallen zu lenken, ihn so zu schleppen

> Durch flache Unbedeutenheit

wie vorher. Faust ermannt sich, er nimmt Theil am öffentlichen Leben, er führt das Alterthum ins Leben ein und Mephistopheles gehorcht ihm widerwillig, indem er Faust die Wege verlassen sich anschicken sieht, welche ihm den höllischen Gefährten zu eigen machen sollten.

Die Erklärer wissen meistens nicht, was sie aus dem Elfengesang machen sollen. Indem sie ihn symbolisch das Wirken heilender Naturkräfte bedeuten lassen und doch anerkennen müssen, daß von diesem Gesang das gänzliche Verwischen aller Erinnerung an Gretchen in Faust's Gedächtniß ausgeht, müssen sie zu Folgerungen kommen, die Einer von ihnen — mit Bezug auf Faust's Verweilen in einer Gebirgsgegend während des Gesanges — gewissermaßen cynisch ausdrückt: Goethe lehre, daß man, um Gewissensvorwürfe loszuwerden, eine Gebirgsreise unternehmen müsse. Das ist nicht so unrecht, wenn man einmal jene Erklärung zugiebt; die Sache liegt aber anders.

Gehen wir in die Werkstatt des Dichters! Da der Dramatiker nicht einen wegen seiner Verschuldung an Gretchen zerknirschten, in seiner Zerknirschung Buße thuenden Faust darstellen wollte und konnte, sondern einen, der durch ersprießliche Thätigkeit die Verirrungen seines Lebens gut macht, so konnten ihm Erinnerungen an Gretchen nichts frommen; sie würden vielmehr als nicht zum weiteren Gang des Dramas

gehörend, es nicht fördernd, sondern nur störend, nur wie nachgeschleppte Fetzen des ersten Theils erschienen sein. Da griff denn Goethe zu einem entschiedenen Mittel: er ließ alle Erinnerung an Gretchen in Faust durch dämonische Gewalt auslöschen. Er that dies nicht ohne Vorgang in Dichterwerken. In diesen Blättern habe ich vor mehr als 20 Jahren (1860, Nr. 72) dargethan, wie Goethe das „Vorspiel auf dem Theater" zu „Faust" dem Vorspiele des Kalidasa zur „Sakuntala" nachgebildet habe; in dem Schauspiel „Sakuntala" selbst fand aber Goethe das Vorbild der Beraubung der Erinnerung eines Mannes an seine Angetraute*).

Diese dämonische Einwirkung auf Faust ist denn auch, wie es sein muß, so unbedingt, daß demselben bis zur Schlußscene Gretchen nicht wieder ins Gedächtniß kommt. Zwar hat man im Anfange des 4. Actes die Verse auf Gretchen deuten wollen:

Täuscht mich ein entzückend Bild
Als jugendderstes, längstentbehrtes, höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf;
Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir,
Den schnellempfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick,
Der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Aether hin,
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort.

Ein Zurechtmacher des „Faust" für die Aufführung hat sogar keck „Aurorens Liebe" durch „Margarethens Liebe" zu ersetzen sich unterfangen. Allein abgesehen von diesem andern Namen kann doch Faust's Liebe zu Gretchen nicht als „jugendderstes Gut" angenommen werden. Der Faust, der Gretchen liebte, war schon Arzt und dann „an die zehen Jahr" Universitätslehrer gewesen; er verlangte, um zu genesen, von der Hexe, daß sie ihm 30 Jahre vom Leibe schaffe. Er war also mindestens ein Vierziger und sollte da seine erste Jugendliebe erlebt haben? Und endlich: wäre es nicht gräßlich, wenn Faust sich der Liebe zu Gretchen mit der schmelzenden Wollust, welche jene Verse ausdrücken, anstatt mit tiefster Zerknirschung erinnerte? Auch im 1. Act des II. Theils gedenkt Faust bei Erscheinung der Helena nur Einer Wohlgestalt, die ihn voreinst entzückte und hat da ebenfalls keine Erinnerung an Gretchen, sondern nennt ausdrücklich nur die, welche ihn in der Zauberspiegelung hinriß. Es ist überdies kein vernünftiger Grund zu entdecken, weshalb Faust, wenn er in den Versen „Täuscht mich ein entzückend Bild ꝛc." an Gretchen gedacht hätte, sie nicht nennte. Um sie vor den Zuschauern nicht zu compromittiren? Die haben ja die Gretchenscene des I. Theils mit angesehen! Wir müssen es geradezu für undenkbar ansehen, daß Goethe Faust's Verhältniß zu Gretchen, das er in der Tragödie erstem Theile mit tiefster Innigkeit dargestellt hatte, im zweiten Theile so herabgewürdigt haben sollte, daß er Faust aus reiner Leichtfertigkeit mit keinem Schmerzensworte hätte darauf hindeuten lassen. Nur dann, wenn Faust ohne seine Schuld infolge übermächtiger Einwirkung nichts mehr von Gretchen weiß, ist auch der Schluß gerechtfertigt, wo Gretchen den früher Geliebten zum Himmel emporzieht.

Die Verse „Täuscht mich ꝛc." erklären sich aber einfach, wenn man sie ohne alle besondere Beziehung als allgemeinen Ausdruck einer weichen Stimmung nimmt, in der ältere Personen, das Sinken der Lebenslust empfindend, gern Bilder der Jugendzeit in der Erinnerung vorüberziehen lassen; der Name „Aurora" ist dann als absichtlich gewählt anzusehen, um mehr als sinnbildlicher Ausdruck der frühzeitigen Liebe, denn als wirklicher Name eines geliebten Mädchens zu gelten.

*) In dem Buch „Unter den Olivenbäumen. Süditalische Volksmärchen. Nacherzählt von W. Laden. Leipzig, Brockhaus, 1880" wird nicht nur S. 65 ff. ein Märchen mitgetheilt, in dem, wie in „Sakuntala", durch Verwünschung ein ähnlicher Erfolg eintritt, sondern auch in den Noten S. 252 eine Anzahl ähnlicher italiemischer und deutscher Märchen nachgewiesen.

Um zu dem Elfengesang zurückzukehren, so fragt man sich unwillkürlich, ob Mephistopheles bei Verzauberung von Faust's Gedächtniß seine Hand im Spiele gehabt habe? Ihm kann nichts daran gelegen sein, daß Faust etwa durch Gewissensvorwürfe zum reuigen Büßer geläutert und seinem Einfluß damit entzogen werde; die Gedächtnißbetäubung seiten der Elfen ist also der Veranlassung des Mephistopheles mit gutem Grunde zuzutrauen. Ferner wäre es befremdlich, wenn Mephistopheles in so wichtigen Augenblicken wie die, welche die Elfeneinwirkung nöthig machen, Faust sich selbst überlassen haben sollte. Aber auch allgemeine Gründe rechtfertigen die — von Schreyer getheilte — Annahme, daß wir es hier mit mephistophelischem Einflusse zu thun haben; denn die Elfen, die den II. Theil des „Faust" eröffnen, sind dieselben, die im I. Theil in der ersten Scene zwischen Faust und Mephistopheles sich hören lassen: die Elfen sind Luftgeister, „schwebend bewegt, anmuthige kleine Gestalten", die Geister des I. Theils gleichfalls „luftige, zarte Jungen"; Beide versenken Faust durch ihren Gesang in Schlaf, wenn auch im II. Theile, ganz in dessen allgemeiner Haltung im Verhältniß zum I. Theil, mit gesteigerter Wirkung; beide Geisterschaaren bedienen sich in ihrem Gesange reichlich der Naturbilder, mitunter fast der gleichen; beide — was die Hauptsache ist — fördern dadurch Zwecke des Mephistopheles.

In dieser Annahme hat man sich nicht dadurch irre machen zu lassen, daß die Elfen zuletzt die kaum mit Billigung des Mephistopheles erfolgende Aufforderung zu Thaten an Faust richten. Freuen sich doch auch die Geister des I. Theils, wenn dem „alten Höllenluchs" eine Widerwärtigkeit zustößt! unterlassen doch auch sie nicht in der zweiten Scene zwischen Faust und Mephistopheles, wo dieser sie „die Kleinen von den Meinen" nennt, ebenso „zu Lust und Thaten altklug zu rathen!" Es sind eben neckische Geister, welche es zwar mit Mephistopheles nicht verderben wollen, weil er ihnen „allen schon viel zu Gefallen" gethan hat, aber schalkhaft ihm doch gelegentlich einen Possen spielen.

Nicht minder ist der Einwand unbeachtlich, daß, wenn Ariel und die Seinigen mit Mephistopheles im Einverständniß handelten, dies doch von irgend einer Seite hätte angedeutet werden müssen. Goethe läßt überhaupt in der von landläufigen Regeln nüchterner Poetik entbundenen Faustdichtung allerwärts Mittelglieder aus, deren Ergänzung dem Hörer oder Leser zugemuthet werden darf — läßt sie aus als unnöthiges Füllwerk. Die meisten Scenen in beiden Theilen des „Faust" treten unvermittelt ein.

In einer Gegenüberstellung von Scenen des ersten und zweiten Theils des „Faust", die Dingelstedt im II. Bande der „Deutschen Rundschau" gegeben hat, betrachtet er den Elfengesang des II. Theils als Gegenstück des „Vorspiels im Himmel"; es dürfte indessen richtiger sein, für das Vorspiel — als zur Gesammttragödie, nicht blos zum I. Theile gehörig — eine Parallele nicht, die zum Elfengesange des II. Theils aber in dem Einschläferungsgesange der Geister des I. Theils zu suchen, womit er in den Singenden, in der Wirkung und, wie wir zeigten, auch im Urheber übereinstimmt.

Die letzten, zu Thätigkeit aufmunternden Worte der Elfen haben in der Seele des erwachten Faust Wiederklang gefunden und erregen in ihm

ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben.

Die Sage läßt Faust an Kaiserhöfen durch seine Zauberwerke zu Ehren kommen, und sie benutzt Goethe selbst dis auf Nebenzüge, um Faust seinem erstrebten Ziele nach ausgebreitetem Wirken zuzuführen. Schröer macht insbesondere darauf aufmerksam, daß z. B. die Vorgänge am Hofe, wie sie Goethe schildert, z. Th. auf der von Hans Sachs erzählten „Geschicht Kaiser Maximiliani . . . mit dem Alchymisten" beruhen. Bei dem vergnügungssüchtigen Kaiser gewinnen Faust nebst Mephistopheles dadurch Zutritt, daß

sie denselben mit Lustbarkeiten unterhallen und ihm seine leeren Cassen mit Geld füllen — freilich nur durch Schaffung von Papiergeld, das zwar wie alles Teufelswerk sich hinterdrein als Schein und Trug erweist, aber für den Augenblick die damit Beschenkten in den glücklichen Wahn des Besitzes von Reichthümern versetzt. Es ist bewundernswerth, wie Goethe die Geschichten von Goldmacherei in eine Darstellung des Entstehens leichtsinniger Papiergeldwirthschaft umgestaltet.

Zu den am Hofe, den Faustbüchern entsprechend, veranstalteten Lustbarkeiten gehört ein Maskenfest, worin Goethe seiner Dichterlaune völlig die Zügel schießen läßt. Er zeichnet hier — allerdings in freier Behandlung — den römischen Carneval, wie er ihn in seiner „Italienischen Reise" beschrieben hat, so daß wir wie dort sowol volksthümlichen als mythologischen Masken, und im Besonderen von den Figuren, welche Goethe als römische Carnevalserscheinnngen nennt, am Kaiserhofe Fischern, Pulcinellen und einem Trunknen begegnen; überhaupt fluthet darin durchaus die in die Rolle der Maske eingehende Lebendigkeit, wie das Goethe in Rom sah. In der vorhin erwähnten Parallele stellt Dingelstedt dieses Maskenfest mit dem Spaziergang am Ostertag im I. Theil zusammen — und mit Recht. Wie diese frühere Scene großentheils mit Faust nichts zu schaffen hat, sondern mit unübertrefflicher Prägnanz Typen des Volkslebens vorführt und Goethe darin gewissermaßen nur das Zutreffende seines Ausspruchs erhärtet, daß das Menschenleben allenthalben interessant ist, wenn man es nur zu packen versteht, so sprechen sich auch hier die Masken typisch aus. Aehnlich — d. h. nur als poetischer Excurs zu Vorführung treuer Lebensbilder — sind auch Scenen im „Götz von Berlichingen" — das Zigeunerlager, die Gasttafel beim Bischof von Bamberg — zu betrachten; wahrscheinlich bedeuten auch einige Personen des „Jahrmarktfestes zu Plundersweilern" nichts weiter, sind also ohne Bezug auf bestimmte Personen. In der Behandlung erinnert übrigens das Maskenfest am Kaiserhofe an die Maskenzüge, welche Goethe am Hofe zu Weimar veranstaltete, namentlich dem von 1810 insofern, als darin ebenfalls theils ein Herold die Bedeutung von Masken erklärt, theils andere selbst sich einführen.

Das Feuerwerk, bei welchem der Kaiser zu brennen scheint, ist auch auf ein Faustbuch zurückzuführen, nach welchem Faust vor dem türkischen Kaiser ein ähnliches Flammengaukelspiel aufgeführt hat. Daß die Beschwörung der Helena auf Verlangen des Kaisers ein der Faustsage angehöriges Zauberstück ist, ist bekannt. In Goethe's Dichtung entschließt Mephistopheles sich nur schwer, Fausten hierzu behilflich zu sein: er findet es bedenklich, ihn einer Welt zuzuführen, auf welche ihm kein Einfluß zusteht. Die „Mütter", auf deren Beistand zu Heraufholung der Helena Mephistopheles den Gebieter verweist und bei deren Nennung schon Fausten bänglich zu Muthe wird, sind geheimnißvolle Göttinnen der Sicuier; die Schauer, die sogar ihren Namen umwehen, entlehnte Goethe nach Schröer's überzeugendem Hinweis einer Erzählung Plutarch's, wonach ein Flüchtling als Besessener sich gebärdete, rufend, die Mütter — d. h. eben diese Göttinnen — verfolgten ihn, worauf die ihm Nachsetzenden auf's Innerste erschreckt ihn entkommen ließen.

Der verhängnißvolle Gang Faust's zu den Müttern gelingt; er bringt Helena und Paris auf die Oberwelt vor den Kaiser, aber die Heftigkeit seines Verlangens, die wunderbar Schöne sich anzueignen, verleitet ihn, trotz aller Warnung sie umfassen zu wollen. Die Berührung der wirklichen mit der Schattenwelt hat eine Explosion zur Folge und Faust muß seine erste lebendige oder doch lebensgleiche Anschauung des classischen Alterthums mit sinnberaubender Betäubung bezahlen.

Der zweite Act beginnt in dem Studirzimmer, aus dem Faust vor Jahren auf eine, seiner Umgebung räthselhaft gebliebene Weise verschwunden war. Mephistopheles führt sich in diese Räume ein, während sein Genosse, den er mit sich hierher gebracht hat, noch betäubt liegt. Der junge Schüler, den er im I. Theile beim Beziehen der Hochschule über das Studienziel berathen und dabei satanisch gehänselt hat, ist jetzt als Baccalaureus ein übermüthiger Verächter aller bisherigen Wissenschaft. Er ist das dritte Muster eines wissenschaftlichen Strebers in der Dichtung: Faust, der im Drange nach Wahrheit ins Unendliche, Uebermenschliche sich verliert, Wagner, dem es nur um Einheimsen trockenen gelehrten Wissens zu thun ist, der Baccalaureus, der sein Unbefriedigtsein durch freche Verneinung alles Wissens zu erkennen giebt. Daß er die Parodie des Faust ist, kennzeichnet am unzweideutigsten die letzte Rede desselben an Mephistopheles vor seinem Abtreten (V. 2183—2194 nach Schröer's, V. 230—241 nach v. Loeper's Zählung); denn sie wiederholt stellenweise fast wörtlich das, was von „Betrachte wie in Abendsonnengluth" bis „Vor mir der Tag und hinter mir die Nacht" Faust beim Spaziergang zu Wagner spricht (V. 717—734), aber im Tone des radicalen philosophischen Renommisten.

Faust's früherer Famulus, der vertrocknete Wagner, ist inzwischen Lehrer an der Hochschule geworden und berühmt durch seine Gelehrsamkeit. Er ist eben beschäftigt, auf künstlichem Wege Menschen zu erzeugen. Dessen konnte sich die vom Leben losgelöste, von Stubenhockern ausgebrütete Wissenschaft erdreisten. Schon Paracelsus und die ihm nachtretenden Alchymisten sowie zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts der Naturphilosoph Johann Jakob Wagner in Deutschland und Pierre Hyacinthe Azais in Frankreich behaupteten die Möglichkeit, Menschen auf chemischem Wege hervorzubringen. Obwol der grübelnde, nur aus Büchern sein Wissen schöpfende Wagner sich damit einer aussichtslosen Beschäftigung hingegeben hatte, gelingt ihm dennoch in Mephisto's Gegenwart die Erzeugung eines Homunculus, wie Paracelsus derartige Geschöpfe nennt. Bei der Erzeugung ist Mephistopheles nicht unthätig gewesen; er befaßt jenen unter die „Creaturen, die wir machten". Aber er hat nur bei der Erzeugung nachgeholfen und Homunculus ist nichtsdestoweniger ein unabhängiges Wesen. Was er hier soll, werden wir gleich erfahren. (Schluß folgt.)

Briefe aus Paris.

(Der hundertjährige Geburtstag Auber's. — „Petites pages d'histoire" vom Prinzen Heinrich von Baiern. — „Les mémoires du trottoir" von Aurélien Scholl.)

\# \# **Paris**, im Februar. Vor wenigen Tagen hat Paris den hundertjährigen Geburtstag eines seiner ehemaligen Lieblinge, des geistreichen und liebenswürdigen Componisten Auber, gefeiert. Auber war einer der letzten Vertreter einer leider entschwundenen Welt; er besaß glückliche und beneidenswerthe Eigenschaften, die immer seltener werden; vor Allem eine unerschütterliche körperliche und geistige Gesundheit und die Kunst, glücklich, liebenswürdig, ja groß zu sein, ohne sichtbare Anstrengung für sich selbst und ohne Ermüdung für die Anderen. Dieser Anakreon der Musik, der sein weißes Haar mit Rosen bekränzt hatte, besaß auch noch das Talent, gerade im richtigen Augenblick zu sterben und der modernen Pariser Welt, die er mit ihren declamatorischen Phrasen und ihren gemeinen Instincten nicht mehr begriffen haben würde, Lebe-

wohl zu sagen. Er würde namentlich das sociale Gleichgewicht vermissen, das aus gegenseitigen Concessionen, aus gern gebotener und freundlich erwiderter Nachsicht, aus geachteten Traditionen besteht und das den Rahmen gebildet, in welchem der gefeierte Componist sich beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch bewegt hat. Dieses schöne Gleichgewicht ist verloren gegangen und Auber würde sich in dem gegenwärtigen Paris nur schwer zurecht finden und gar nicht mehr gefallen. Ich will damit nicht sagen, daß die Elemente, aus denen Paris zu Auber's Zeiten zusammengesetzt war, wesentlich verschieden gewesen wären von den Elementen, aus denen das gegenwärtige Paris zusammengestellt ist. Gewiß nicht. Paris war damals schon ein Zusammenflußort für die kosmopolitische Corruption; es umschloß dieselben Leidenschaften, dieselben Laster, dasselbe Elend, wie heute. Die Vertheilung dieser betrüblichen Dinge, ihre „Dosirung", um mich medicinisch auszudrücken, war indessen damals eine andere als heute. Der Krieg und die Commune haben das Gefäß, welches dieses Gemisch enthielt, gewaltsam angestoßen; das Gefäß hat nur einen Sprung bekommen; das Gemisch aber ist tüchtig durcheinander geschüttelt worden; was sich ehemals auf dem Grunde befand, ist an die Oberfläche gestiegen, und was sich auf der Oberfläche befand, ist in den Grund gesunken; so kommt es, daß sich eigentlich Niemand mehr an seinem rechten Platze fühlt; es ist ein allgemeines Mißbehagen entstanden; selbst die Glücklichen, die Einflußreichen des Moments, das heißt also alle Diejenigen, die auf der Oberfläche sind, kennen die Süßigkeit des Lebens nicht, sie begreifen den treffenden, echt französischen Ausdruck nicht: se laisser vivre.

Auber kannte und begriff diesen Ausdruck; man sieht sich aber heute vergebens nach Männern um wie Auber oder auf einem anderen Gebiete wie Alexander Dumas, die fortwährend geistig producirten ohne Anstrengung, ohne die leiseste Spur von Ermüdung und die ihre Werke ganz natürlich trugen, wie ein Baum seine Blüthen und seine Früchte trägt. Solche Männer findet man heut zu Tage nicht mehr. Die Entstehung eines neuen Romans wird gegenwärtig wie ein Staatsereigniß angesehen. Der Autor zieht sich von allem Verkehr zurück und schließt sich hermetisch ab, um sein Werk auszubrüten; ist er endlich damit fertig und wird das Sanctuarium wieder geöffnet, so gewahrt man einen ermatteten, halbtodten Mann, dem sein erschüttertes Nervensystem jeden geregelten Umgang unmöglich macht. Das ist übrigens keineswegs eine Komödie, es ist keine erkünstelte Ermattung, nein, der unglückliche Mann hat seine geistigen Kräfte erschöpft und braucht Zeit, um deren neue zu sammeln. Dieser Uebelstand hängt vermuthlich mit der Art oder mit der Methode zusammen, nach welcher gegenwärtig gearbeitet wird. In früherer Zeit vermischten sich die Politiker, die Künstler, die Schriftsteller stets mit der Collectivität; Alles war collectiv; man lebte aus einer gemeinsamen geistigen Casse, der man das Capital, das man ihr entnommen, immer treulich wieder zurückgab. Man fand in den Salons, in befreundeten Kreisen die Eindrücke, die Beobachtungen, welche den geistigen Productionen als Basis dienten und die je nach den verschiedenen Talenten und Geistesrichtungen dann bearbeitet wurden. „Die Musik," sagte Auber, „liegt nicht in der Musik; sie findet sich in einer verschleierten Frau, die vorüberschreitet, im Tumult eines Volksfestes, im Geräusch einer militärischen Feierlichkeit." Was Auber da über die Musik sagte, läßt sich auf alle anderen Formen der künstlerischen Inspirationen anwenden. Die heutigen Kunstschöpfer sind dagegen mit Pelikanen zu vergleichen, die sich selbst die Brust zerfleischen; sie concentriren sich auf sich selbst, sie leben einsam und versammeln sich nur von Zeit zu Zeit, um sich ihre Leiden gegenseitig vorzuklagen; ihre Werke werden dadurch vielleicht persönlicher, sie verlieren aber an Einfachheit und gewiß auch an Liebenswürdigkeit und Grazie. Wenn man eine Oper von Auber gehört hat, ist Einem zu Muthe, als ob man Champagner getrunken hätte, die leichten gefälligen Melodien summen Einem noch lange in angenehmer Erinnerung nach; selten aber und höchst beneidenswerth sind die Menschen, die z. B. eine Wagner'sche Oper, namentlich die neueren Opern dieses Componisten ohne Migräne verlassen.

Von allen diesen Gesichtspunkten aus war Auber einer der letzten und auch der vollkommensten Vertreter einer liebenswürdigeren Zeit als die unsere. Er gehörte einer Generation an, die unter einem glücklichen Stern geboren war, denn sie hatte Alles für sich: Ruhm und Glück durch die Erkämpfung schöner und edler Siege auf dem Gebiete der Kunst und durch die Schöpfung unvergänglicher Meisterwerke. Die Revolutionen, von denen das ewig revolutionirte Frankreich auch damals nicht frei blieb, wirkten noch nicht vernichtend auf die Kunst, sie dramatisirten das sociale Leben, ohne es gänzlich umzustürzen. Frankreich hatte sich noch immer eine elegante und geistig hervorragende Gesellschaft, ein feinsinniges Publicum bewahrt, das die ihm dargebotenen Kunstwerke und Kunstblüthen begriff und zu würdigen verstand. Auber hatte von seiner frühesten Jugend an das Glück, in der Elite dieser Gesellschaft Aufnahme zu finden. Beim Beginn dieses Jahrhunderts zählte er schon zwanzig Jahre; Josephine, die Gemahlin des ersten Consuls Bonaparte, die gefeierte Madame Tallien, die schöne Madame Récamier waren seine speciellen Beschützerinnen. Später, als das Kaiserreich mit seinem Kanonendonner und Waffengeklirr vorübergebraust war und als die den Künsten so günstige Epoche der Restauration anbrach, sah sich Auber von Seiten des glücklich zurückgekehrten Hofes der Bourbonen von Gunst- und Gnadenbezeugungen überhäuft und die lange Reihe seiner ununterbrochenen künstlerischen Erfolge begann. Unter der für das Gedeihen und die Entwicklung der Künste nicht minder ersprießlichen Regierung Ludwig Philipp's hatte Auber das Glück, in Scribe einen ganz geeigneten Mitarbeiter zu finden, der die vortrefflichen Librettis schrieb, welche zu den Erfolgen seiner Opern so wesentlich beitrugen. Auch unter dem zweiten Kaiserreiche war Auber ein verwöhnter Liebling der Tuilerien. Napoleon III. hatte ihm die Leitung seiner Hofmusik übertragen — grand-maitre de la musique de la cour, lautete der officielle Titel —, er hatte ihn zum Director des Conservatoriums ernannt und wollte ihm die Senatorenwürde verleihen, als ihm die Krone bei Sedan vom Haupte fiel. Auber wurde also nicht Senator; es erging ihm genau so wie seinem Freunde, dem berühmten Maler Ingres, der ebenfalls kurz vor dem Sturze des Kaiserreiches zum Senator befördert werden sollte. Der Kaiser fand aber keine Zeit mehr zur Unterzeichnung der betreffenden Decrete. Das Alter vermochte Auber nichts anzuhaben; sein Talent erhielt sich bis in seine spätesten Tage jung und frisch; mit achtzig Jahren componirte er noch eine Oper: „Le premier jour de bonheur", die mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Roqueplan, der bekannte Kritiker, sagte mit Recht über den unerschöpflichen Componisten: „Auber n'a pas quatre-vingts ans, il a quatre fois vingt ans". Dieser sehr treffenden Bemerkung würde durch die Uebersetzung die Spitze abgebrochen werden.

Wir finden keinen Schatten in diesem schönen Lebensbilde, keine Enttäuschung, keine Niederlage in dieser langen Kunstlaufbahn; kein widerspenstiges Blatt störte das immer frische Rosenlager dieses verwöhnten Sybariten. Auber war nicht allein eine französische Celebrität, der Weltruhm hatte sich ihm eröffnet und seine Musik fand in allen Ländern ein beifälliges Echo; das Unerhörte ist ihm sogar gelungen, er ist fünfzig Jahre hindurch in dem launenhaften und so oft wechselnden Paris eine beliebte und gefeierte Kunsterscheinung geblieben. Er war immer Mode, das sagt in Paris Alles. Als ächter Franzose war er ein eifriger Verehrer des schönen Geschlechtes; obgleich ... vielleicht auch weil ... nicht verheirathet, war er auch in dieser Beziehung immer glücklich;

Digitized by Google

er ist bis in sein hohes Alter ein verwöhnter Liebling der Frauen geblieben. Nächstdem hatte er das unschätzbare Glück, immer gesund zu sein. Kein Mensch kann sich entsinnen, Auber je krank gesehen zu haben. Schon in den frühesten Morgenstunden begegnete man ihm regelmäßig im Bois de Boulogne, wo er täglich seinen Morgenritt zu machen pflegte; er legte große Sorgfalt auf seine Toilette und trug sich streng nach der neuesten Mode. Er bewegte sich immer in der großen Welt, versäumte keine Gesellschaft, keinen officiellen Empfang und namentlich keine erste Vorstellung in den Theatern. So hat er vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1870 hier in Paris alle politischen und Kunst-Größen an sich vorüberschreiten sehen. Schade, daß er keine Memoiren hinterlassen hat.

Wie sehr wir auch suchen mögen, wenn auch nicht um uns her — denn es giebt in unserer Zeit kaum wirklich glückliche Menschen mehr —, so doch in ferneren Zeiten, wir finden keinen berühmten Mann, nicht allein auf dem Gebiete der Kunst, sondern auf allen Gebieten, in den Wissenschaften, in der Diplomatie, nicht einen einzigen berühmten Menschen, der sein Leben so voll und ganz, so ungetrübt genossen hätte wie Auber. Der Fürst Talleyrand, dem in seinem Leben auch Vieles geglückt ist, war unglücklich verheirathet; er mag nebenbei wol auch seinem autokratischen Herrn und Meister gegenüber manche unbequeme Viertelstunde durchzumachen gehabt haben; mit Napoleon I. war bekanntlich nicht gut Kirschen essen. Thiers, der Skeptiker, in seiner Art auch ein glücklicher Mensch, der in Bezug auf den Charakter manche Aehnlichkeiten mit Auber hatte, mußte sich als Minister viele Niederlagen gefallen lassen und erlebte in dieser Beziehung sehr bittere Enttäuschungen. Auber allein ist vom Glück nie im Stich gelassen worden, es hat ihn als Jüngling bei der Hand genommen und hat ihn treulich bis an die Pforte des Grabes begleitet. Auf diesen König der Musik läßt sich das Wort anwenden, welches der Herzog von Saint-Simon über einen wirklichen König, über den Roi-Soleil, über Ludwig XIV. sagt: „Er war ein Mann, der wirklich gelebt und geherrscht hat."

Nur die letzten Lebensaugenblicke des berühmten Componisten der „Stummen von Portici" waren sehr betrübt; er erlebte noch die Commune! Er sah, wie sein geliebtes Paris, die Stadt, an der sein ganzes Herz hing und die er seit siebzig Jahren nicht verlassen hatte, von Räuberbanden durchzogen und von Mordbrennern in Asche gelegt wurde. Alles, was er verehrt, Alles, was er geliebt, Alles, woran er geglaubt hatte, brach zusammen; dieser furchtbare Zusammensturz, diese entsetzliche Katastrophe war zu schwer für den beinahe neunzigjährigen Greis . . . er legte sich hin und starb; das Leben schien ihm unter solchen Verhältnissen nicht mehr der Mühe werth. Man sagt, er sei am gebrochenen Herzen gestorben. Paris hat nun den hundertjährigen Geburtstag seines ehemaligen Lieblings gefeiert, dessen Andenken die launenhafte Stadt ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit immer noch treu geblieben ist. Es war natürlich eine musikalische Feier in der großen und in der komischen Oper, über die sich indessen nicht viel Rühmliches sagen läßt, denn die hiesigen musikalischen Zustände lassen gegenwärtig sehr viel zu wünschen übrig; der Verlust des berühmten Componisten erscheint dadurch um so empfindlicher und unersetzlicher. Auf dieser Welt ist aber nichts unersetzlich und nichts unentbehrlich. Auch Auber wird ersetzt werden wie alle großen und berühmten Menschen.

Da ich nun einmal von berühmten Menschen gesprochen habe, eine immer und unter allen Umständen angenehme Unterhaltung, so bitte ich um die Erlaubniß, eines soeben hier erschienenen Buches Erwähnung zu thun, das sich ebenfalls mit berühmten Menschen beschäftigt und schon aus diesem Grunde allgemeines Interesse erregt. Dieses kleine Werk hat den Prinzen Heinrich von Valory zum Verfasser. Der Titel des Buches ist: „Petites pages d'histoire". Ich theile im Nachstehenden eine dieser „kleinen Seiten der Geschichte" mit, die mir besonders anziehend erschien. Der Verfasser beschreibt darin die Aufnahme weiland des Hrn. Thiers in die französische Akademie am 16. December des Jahres 1835: „Das Wetter war eisig. Etwa fünfhundert Menschen warteten mit Ungeduld auf die Oeffnung der Akademie; sie klapperten vor Frost an den noch immer unerbittlich geschlossenen Thoren. Unter dieser wartenden Menschenmenge befanden sich sehr hervorragende Leute, wie die Fürsten von Talleyrand und Pozzo di Borgo, der Herzog von Choiseul-Praslin, der Graf von Montalembert, der Herzog von Reggio, der Herzog von Luynes . . . alle Adel waren vertreten, der imperialistische und der wirkliche. Punkt ein Uhr kam Hr. Thiers in seiner neuen „Berline" angefahren. Seine Lakaien trugen Livréen, welche denen des englischen Gesandten Lord Granville ganz genau nachgemacht waren. Der berühmte Geschichtsschreiber der französischen Revolution hatte sich auch an diesem für ihn so ehrenvollen Tage durch seinen Luxus hervorthun wollen, der freilich nur nachgeahmt, also erborgt war. Dieser Luxus hatte sogar in den Tuilerien Aufsehen erregt und man sprach im „Schlosse" von nichts Anderem als von den neuen Pferden, Wagen und Livréen des Herrn Thiers. Das Erscheinen des neu zu weihenden Akademikers wurde von der harrenden Menge um so freudiger begrüßt, als dasselbe gleichzeitig das Signal zur Oeffnung der Thüren des Sitzungssaales gab, in welchem die Unsterblichen bereits Platz genommen hatten. Aller Augen richteten sich zunächst auf Chateaubriand, auf Lamartine, auf Casimir Delavigne, Victor Cousin, Bonald, Frayssinous und den Erzbischof Quélen. Chateaubriand, in einen weiten Mantel gehüllt, schien in tiefe Träume versunken und würdigte seine Umgebung keiner Aufmerksamkeit; Lamartine grüßte Hrn. Thiers, mit dem er durch eine poetische Antithese sehr befreundet war, freundlich mit der Hand; er trug einen langen, eng anschließenden, mit Pelz verbrämten Rock. Hr. v. Bonald hatte sich mit dem Erzbischof Quélen in ein tiefes Gespräch eingelassen; die allgemeine Neugierde suchte in ihm weniger den berühmten Autor der „Législation primitive" als vielmehr den mystischen Denker, der bei Anlaß der Discussion des Gesetzes über die Sacrilegien geäußert hatte: „Gott ist der Beleidigte, der Schuldige muß demnach vor seinen Richter geschickt werden!" Die Liste der berühmten Männer, die damals die Versammlung der Unsterblichen bildeten, ist noch lang; Alexander Soumet mit seiner legendarisch gewordenen Perrücke, Peter Paul v. Ségur, der bekannte General und Geschichtsschreiber, der Bischof Frayssinous, Großmeister der Universität und ehemaliger Erzieher des Herzogs von Bordeaux, Karl Nodier, der ältere Dupin, Viennet . . . Dieser Letztere beantwortete mit ebenso viel Geist als Malice die Antrittsrede des Hrn. Thiers, die damals sämmtlichen Pariser Journalen vierzehn Tage lang Stoff zu endlosen Commentaren gab."

Diese Aufzeichnungen scheinen mir von besonderem Interesse; sie geben ein treffliches Charakterbild aus den für Frankreich in vielen Richtungen so glücklichen Tagen der Regierung Ludwig Philipp's. Ich suche übrigens diese Abschweifung in eine uns schon so fern liegende Zeit dadurch wieder gut zu machen, daß ich die Leser dieser Blätter sogleich wieder in die Actualität zurückführe und zwar an der Hand eines soeben hier erschienenen vielgelesenen Buches, welches den bekannten und geistreichen Journalisten Aurélien Scholl zum Verfasser hat. Der Titel dieses Buches heißt: „Les mémoires du trottoir." Ein pikanter Titel. Die Pariser Trottoirs können in der That mancherlei erzählen. Es findet sich ein wenig von Allem, namentlich aber viel Geist und Witz in diesem Buche, in welchem der Verfasser die unerquickliche Epoche, in der wir zu leben verurtheilt sind, mit großer Schärfe geißelt. Einige Citate aus diesem lesenswerthen Buche werden dasselbe am besten empfehlen.

„Nachdem Paris, wie Victor Hugo behauptet, eine Zeit lang das Gehirn der civilisirten Welt gewesen — le cerveau du monde civilisé — ist es gegenwärtig nur noch eine ungeheure Spielhölle, ein Spielhaus der schlimmsten Sorte. Man spielt überall und mit Allem; man spielt mit der Politik, wie an der Börse und bei den Wettrennen. Wer ernstlich arbeiten will, weiß nicht mehr, wie er es anfangen soll, um zu leben. Ein Pfund Rindfleisch, ein Huhn, eine Frucht haben unerschwingliche Preise; ein Salat kostet jetzt so viel wie unter Ludwig Philipp ein ganzes Diner. Dabei arbeitet kein Mensch recht ernsthaft, sondern alle Welt spielt an der Börse oder bei den Wettrennen, wo man die Abkömmlinge Gottfried's von Bouillon im vertrautesten Verkehr, ja auf einem ganz intimen Freundschaftsfuße mit berühmten englischen Reitknechten und Jokeys begegnet." Ich würde dieses von einem Franzosen entworfene, leider ziemlich treffende Bild des heutigen Paris nur verderben, wenn ich ein Wort aber einen Commentar hinzufügen wollte.

Kunstgewerbliche Briefe.

Von Heinrich Frauberger.

II.

Die Schwierigkeit des Studiums kunstgewerblicher Gegenstände. — Die materielle Wichtigkeit der Kleinkunst. — Das technische Verfahren und sein Einfluß auf den Preis.

So bedeutungsvoll die kunstgewerbliche Bewegung als sittenbildendes wie als wirthschaftliches Moment ist, so schwierig ist es aber auch, sie und ihre Erscheinungen zu studiren. Die ganze Bewegung läßt sich als eine leitende Frage nur von Demjenigen behandeln, der die internationalen Einzelheiten beherrscht; aber die Erziehung unserer Generation war gar nicht darauf gerichtet. Wenn man überhaupt in der Jugend zeichnen lernte, dann galt es, Köpfe nach Vorlagen nachzuzeichnen. Mit dem Schwierigsten, mit der menschlichen Figur wurde begonnen und der Unterricht war geschlossen, ehe man begriff, was man zu copiren hatte. Es sind somit fast sämmtliche Amateurs und Kunstkenner Autodidakten, die wenigen ausgenommen, welche Neigung oder Beruf zu einem regelmäßigen und eingehenden Studium der bildenden Kunst und zur steten Belehrung und praktischen Ausbildung im kunstgewerblichen Fache geführt hat. Führt man diejenigen Personen durch Museumsräume oder kunstgewerbliche Ausstellungen, denen die Obsorge für den Staatshaushalt, die wirthschaftliche Entwickelung eines Landes, die Leitung eines städtischen Gemeinwesens oder die Aufsicht über die Schulen anvertraut ist, so beobachten sie dem Fachmanne gegenüber entweder vorsichtiges Schweigen oder sie machen Bemerkungen, welche nur zu deutlich erhellen, daß in ihrer Jugendzeit keine Aufmerksamkeit auf die Ausbildung des Formensinnes, des Farbensinnes gelegt, das Denken nie auf das uns so nahe liegende Hausgeräth gebracht worden ist. Tag um Tag sehen sie ihr fein ciselirtes Schreibzeug, benutzen sie den alterthümlichen Bronzeleuchter, trinken den Morgenkaffee aus der schönen Altmeißnertasse, die ein Erbstück von der Großtante ist, oder tragen eine emaillirte Uhr, die die Freude aller Kenner ist; aber derselbe Herr, der sein wichtiges Amt zu allseitiger Zufriedenheit erfüllt, der geschmackvoll über das Theater spricht, geschickt die Fehler des Musikkritikers klarlegt, richtig über ein Gemälde urtheilt, er würde in gar große Verlegenheit kommen, wenn ihn sein Sohn bäte, den alterthümlichen Bronzeleuchter zu beschreiben und zu beurtheilen.

Und doch ist dies eine Quelle köstlicher Genüsse, anregenden Denkens, anregenden Phantasirens und späterhin praktisch bedeutsamer Consequenzen. Alle diese unentbehrlichen Geräthe und Gefäße, der Schmuck wie das Gewand, die sich der Mensch gefertigt und nach der seit Anbeginn in ihm liegenden Neigung geschmückt hat, athmen ebenso den Geist der Zeit, in der sie gemacht wurden, wie das große Bauwerk, das angestaunte Monument, das wirksame Gemälde; jeder dieser Gegenstände der Kleinkunst hat seine Geschichte, seine Leiden und seine Freuden, seine Glanzperioden und Zeiten, in denen er geringgeschätzt wurde. Der Fächer war bei den alten Aegyptern, in Assyrien wie in Indien Symbol der Macht, die Söhne der Pharaonen, die Großen des Reiches trugen das kostbar geschmückte Geräth, in Athen und Rom war er ein Geräth der Frauen, das Christenthum hob ihn zur kirchlichen Würde, als kostbares Geräth hatte er die Fliegen von den Hostien zu verscheuchen und wurde dem Papst vorgetragen und heute schmückt er die Hand der Königin, kühlt die Wange des Bürgermädchens, dient aber auch dem Neuyorker Stiefelputzer als Schutzmittel gegen die drückende Julihitze. So kann man jeden kunstgewerblichen Gegenstand, den Ring und die Dose, den Leuchter und die Uhr, den Krug und den Schrank, alle alle durchnehmen, sie haben alle eine interessante Geschichte hinter sich und jeder einzelne Gegenstand nach Form und Schmuck, Stoff und Arbeitsart ist ein getreues Spiegelbild der Zeit seiner Anfertigung.

So genußvoll und lehrreich darum die Beschäftigung mit den kunstgewerblichen Gegenständen ist, — der Mann des praktischen Lebens wird gar bald den Genuß in Arbeit umsetzen. Die Pisaner schleppten nach einem erfolgreichen Kriege mit der damals noch Majolika genannten Insel Majorka farbenprächtige Schüsseln nach Italien, die zu einer mächtigen Industrie, zur Anlage großer Fabriken und zur Schaffung von Werthen führten, die heute viele Millionen betragen; aus einer dieser Fabriken, Faenza, holte Katharina von Medici Arbeiter nach Rouen und Nevers und errichtete Fayencefabriken, die Anfänge der heute so großartigen keramischen Industrie, die alljährlich mehrere Millionen ausländisches Geld noch Frankreich führt. Die in den Musen Dresdens befindlichen Werke der Kleinkunst repräsentiren einen Werth, weit größer als die gesammte sächsische Staatsschuld. Ein einziger Glasgegenstand, die Portlandvase, gab dem großen Wedgewood das Vorbild zu einer Industrie, die Millionen in die Massen, in seine Taschen und Hunderttausende dem Staatsschatz brachten. Auf eine einfache Frau ist die Spitzenindustrie des Erzgebirges zurückzuführen, die seit Jahrhunderten einer großen Bevölkerung (mag das Erträgniß des Einzelnen noch so gering sein) Nahrung giebt, wo sich dem Boden in den ihnen liebgewordenen Bergen nur sehr wenig abzwingen läßt. Diese wenigen Beispiele erhellen die Bedeutsamkeit und Wichtigkeit der Kleinkunst, sie lassen aber auch ahnen, wie viel die leitenden Kreise thun könnten, welche im Besitze der Macht, im Besitze der Mittel sind, deren Anregung schon alle Hände rührt, wenn sie die Kenntnisse haben; denn mit der Erkenntniß und der Einsicht entwickelt sich die Liebe zum Gegenstande und im Gefolge ist die That. Im Industriestaat Sachsen ist mit der geschickten gewerblichen Bevölkerung noch viel zu machen!

Es besteht auch bei vielen dieser Herren die Absicht, sich die nothwendigen Kenntnisse zu erwerben; denn — wer wollte nicht Amateur und Kunstkenner sein? Allein der Weg ist ein langwieriger und noch fehlen im Allgemeinen und hier insbesondere die bequemen Mittel hierzu. Zum Studium der Kunstgeschichte und der praktischen Aesthetik gehört der durch vieles Schauen, Vergleichen und aufmerksames Betrachten ausgebildete Formen- und Farbensinn, dazu noch das Studium der mechanischen und chemischen Technologie, verbunden mit den durch das Experiment oder die Umschau in kunstgewerblichen Werkstätten gewonnenen Erfahrungen! Wahrlich ein

Weg, der viele Zeit fordert, weit mehr als der im öffentlichen Leben und in praktischer Thätigkeit befindliche Mann entbehren kann.

Die technische Fertigkeit des Künstlers, die Künstlerhand des Technikers drückt erst auf das Werk der Kleinkunst den Stempel der Vollendung. Wie viele schöne Entwürfe sind ungeschickt ausgeführt, wie viele durch die Maschine gut, durch die Hand meisterhaft hergestellt!

Das Verfahren der Herstellung bestimmt aber hauptsächlich den Preis. Wenig Männer können eine Handspitze von einer Klöppelspitze, diese von einer Maschinenspitze unterscheiden und doch verhält sich der Unterschied des Preises der ersteren von dem der letzteren wie 100 : 1. Von drei reichverzierten, im Muster gleichen Vasen kann die eine 500, die andere 20, die dritte 2 *M.* kosten, der Unterschied liegt eigentlich nur in der Technik. Derselbe Künstler kam für alle drei Vasen nur einmal in Betracht; derselbe Entwurf erhielt eben dreierlei Ausführung: das eine Mal malte ein Künstler mit sicherer Hand frei den Decor auf den Gegenstand, das andere Mal wurde mittels der Patrone die Contour des Musters auf die Vase gegeben und ein Junge malte die ergänzenden Details nach der Vorlage hinzu, oder gar mittels des billigen und rasch arbeitenden Aufdruckverfahrens ward das chemisch präparirte gefärbte Papier auf die Vase gelegt und diese eingebrannt, wobei die auf das Papier gestrichenen Farben einschmolzen, das Papier verbrannte. Während der Künstler vielleicht einen Monat zur Malerei der Vase braucht, braucht der Junge zum Patroniren und Aufmalen einen Tag, das billige Mädchen dagegen ist in der Lage, an einem Tage bis zu 50 Stück mit dem präparirten Papier zu überziehen. Wenn nun der tägliche Arbeitslohn des Künstlers 4 *M.*, des Jungen 2 *M.*, des Mädchens 1 *M.* beträgt, so ergiebt sich, daß die technische Ausführung der Zeichnung bei einer Art 120 *M.*, bei dee zweiten 2 *M.*, bei der dritten nur 2 ₰ kostet. Wenn nun noch dazu die letzteren nach dem Rauhbrand und Glattbrand fertig sind, wogegen die erstere dem Risico eines mehrmaligen Brennens und Verglühens ausgesetzt werden muß, so werden sich die Preismaßstäbe noch mehr von einander entfernen — die Ursache liegt in der Technik. Von zwei italienischen Intarsiakästen kostet der eine 500, der andere mit gleicher Zeichnung versehene nur 50 *M.* Warum? Beim ersten sind eben wirklich einzelne und verschieden von der Natur gefärbte Holzstückchen in ein ausgegrabenes Beet zu bestimmten Muster eingesetzt, eingelegt, beim zweiten dagegen sind mittels heißen Eisens durch Verkohlen der Oberfläche scheinbare Berührungsstellen hergestellt, die Farbe durch Aufmalen, Beizen, verschiedene Politur erzeugt. Der erste zeigt die echte Intarsie, der zweite ein billiges Surrogatverfahren. Von zwei „tauschirten" Metallschälchen kostet das eine 200, das andere 8 *M.* Ganz natürlich: bei dem einen wurden die Linienzüge der Verzierungen zuerst mühsam aus dem harten Stahl ausgegraben, dann wurden Gold- und Silberdrähte mit großer Sorgfalt und künstlerischer Verve in die Vertiefungen eingeschlagen, schließlich mit ängstlicher Aufmerksamkeit das Stück polirt; beim anderen wurde durch das Aufstreichen der Schmelzpatina der Grundton erzeugt und darnach die Zeichnung mit Schmelz, welcher Silber und Gold gleicht, aufgemalt und verglüht. So zeigt sich auf allen Gebieten des Kunsthandwerkes das technische Verfahren als wichtigster, preisbestimmender Factor. Die moderne fabriksmäßige Kunstindustrie, welche hauptsächlich und bei dem Streben nach Massenerzeugung naturgemäß die Surrogatverfahren pflegt, aber die Namen und Bezeichnungen der echten Techniken beibehält, erschwert dem Kunsthandwerker die Anwendung und Ausübung der letzteren, wie sie andererseits im Publicum verwirrend wirkt. Ergötzlich und betrübend war eine Scene auf der Frankfurter Ausstellung, wo eine Dame für ein mit 275 *M.* bezeichnetes Spitzentaschentuch 2 *M.* 75 ₰ zahlen wollte und entrüstet den Verkäufer einen Betrüger nannte, welcher zweihundertfünfundsiebenzig Mark begehrte, und dabei erklärte: „Das bekomme ich ja in jedem Berliner Geschäfte für 2—3 *M.*" Künstlerhand und Maschine — darin liegt der Unterschied.

Bücherbesprechungen.

** Der Wald von E. A. Roßmäßler. 3. Auflage von M. Willkomm. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung 1881. — Dieses treffliche Werk ist nun im vorigen Jahr mit der 16. Lieferung zum Abschluß gelangt. Bereits früher haben wir aufmerksam gemacht auf den letzten Abschnitt des 3. Buches des vorliegenden Werkes: „Die Arbeit des Forstmannes", von Geh. Oberforstrath Dr. Judeich, Director der Forstakademie Tharant, verfaßt. Auch für den Nicht-Forstmann gewiß verständlich, giebt der Verfasser eine kurze, aber klare und ansprechende Darstellung der Thätigkeit des wissenschaftlich gebildeten Forstmannes in den Gebieten des Walddaues, des Forstschutzes und der Forstpolizei, der Forstbenutzung, der Forsteinrichtung und der forstlichen Dienseinrichtung nach dem augenblicklichen Standpunkt. Wenn dies für das große Publicum, dem ja all' dieses meist ganz fern steht, gewiß eben so von Interesse sein dürfte, als die vorhergehenden Abschnitte des ganzen Werkes, die ja ohnehin der Allgemeinheit unzweifelhaft zusagen, so möchten namentlich alle Waldbesitzer noch auf diesen letzten Abschnitt und darin insbesondere auf das Capitel „Forsteinrichtung" hingewiesen werden. Daß auch der beste Waldanbau, die sorglichste Waldpflege und die günstigste Verwerthung der Waldproducte erst zur vollen Geltung gelangen können, wenn dem Walde eine Einrichtung d. h. ein consequent aufrecht zu erhaltender Wirthschaftsplan zur Richtschnur dient, wird Jedermann und namentlich dem Waldbesitzer schmucklos und überzeugend dargelegt. Zur Verdeutlichung ist ein einfach gehaltenes Schema in einer sogenannten Wald-Bestandeskarte beigegeben.

△ Von den modernen Grammatiken Methode Robertson liegt nunmehr auch das ausführliche Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache, bearbeitet von F. Booch-Arkossy und Mr. Leland Mason, und zwar bereits in vierter neubearbeiteter, mit vollständiger Umschreibung der englischen Aussprache durch deutsche Buchstaben versehener Auflage (Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig) vor. Dasselbe besteht, wie die Lehrbücher der anderen Sprachen, aus für zwei Curse bestimmten Bänden und einem Supplementhefte und hat sich in einer langjährigen Schulpraxis, sowie beim Privat- und Selbstunterrichte gebildeter Erwachsener bisher auf das Beste bewährt. Mit der in 8 Gruppen vorgeführten Darstellung der englischen Literatur in ausgewählten Muster- und Uebungsstücken ihrer vornehmsten Classiker verknüpft sich in der lehrreichsten und angenehmsten Weise die directe Einführung in das Verständniß der reichen Schätze der gedachten Literatur. Besonders hervorgehoben mag schließlich noch das praktische Aussprache-Alphabet werden — bei Erlernung der englischen Sprache bekanntlich ein wesentlicher Punkt —, welches das Werk enthält. Zum Zwecke der möglichst treuen Darstellung der richtigen Aussprache des Englischen hat der Verfasser für die vorliegende 4. Auflage das deutsche Alphabet mit Hinzunahme leicht faßlicher Zeichen mit Hinblick darauf gewählt, daß sich im Laufe der Zeit doch herausgestellt hatte, daß das in den früheren Auflagen angewendete Pitman-Ellis'sche Aussprache-Alphabet bei aller ihm zuzugestehenden Einfachheit doch zu einseitig auf englische Eingeborene als Lernende berechnet sei, als daß es auch den deutschen Schülern hinreichend faßlich sein könne.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 18. Donnerstag, den 2. März. 1882.

Inhalt: Zum zweiten Theil des Faust. (Schluß.) — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Zum zweiten Theil des Faust.

(Schluß.)

Um der Sage gemäß die Begegnisse Faust's seiner Dichtung zu Grunde zu legen, hatte Goethe zunächst noch zwei Ereignisse zu behandeln, die er mit wunderbarer Gestaltungskraft mit einander verbunden hat: das eheliche Zusammenleben Faust's mit Helena und die Höllenfahrt desselben.

Man weiß, daß Goethe lange geschwankt hat, wie er die Vereinigung Faust's und Helena's zu Stande bringen sollte. Er faßte endlich Helena als Vertreterin der altgriechischen Welt auf und es galt nunmehr den Weg zu finden, auf dem Faust dieser Welt zugeführt werden sollte. Die dem Leben entfremdete Gelehrsamkeit, die „im Nebelalter, in Ritterthum und Pfäfferei" aufgewachsen, und der deshalb nicht „das Auge frei" war für das mit der Natur in Zusammenhang gebliebene, durch Schönheit verklärte Leben der Hellenen, konnte ihm nicht als Wegweiser dienen. Da war es ein schöpferischer Gedanke Goethe's, den Homunculus der Alchymisten herbeizuziehen. Eben zum Leben erweckt, war dieses Wesen noch in keinem Vorurtheil befangen und an ablenkende Zustände nicht gewöhnt; er sah Alles rein wie es war. Mit Geist glänzend ausgestaltet schildert Paracelsus nebst seiner Schule einen Homunculus, demnach fähig das hochgebildete Alterthum zu begreifen; ferner zwar von sichtbarer leuchtender und lieblicher Gestalt, aber nicht mit niederziehender Körperlichkeit behaftet, demnach wie geschaffen, unter Idealgestalten zu wandeln.

Mit seinem sofort erwachten Thätigkeitsdrange von Mephistopheles auf Wiederbetebung des noch immer bewußtlosen Faust verwiesen, enthüllt Homunculus zunächst dessen Träume, die ganz von Helena's Geschichte erfüllt sind; er sieht hiernach ein, daß Faust nur bei Helena genesen könne. Seiner frühreifen Jugendlichkeit gelingt es auch, den Seelenkranken in die ewigjugendliche Welt des griechischen Alterthums einzuführen; denn er weiß, daß gerade jetzt die unterirdischen Wesen, die wir aus den hellenischen Dichtern kennen, eine classische Walpurgisnacht feiern, in welcher „hellenischen Sage Legion" sich nach Thessalien begiebt; dahin dringt er Faust.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß Goethe mit dieser Theilnahme an der classischen Walpurgisnacht die in Faustbüchern erzählte Höllenfahrt verklären wollte, d. h. nicht etwa Faust's schreckliches Ende, sondern den Besuch, den er aus Neugierde unter Mephistopheles' Führung der Hölle abstattete. Zuerst hatte Goethe die Absicht, Faust geradezu in den Orcus hinabsteigen zu lassen, um Persephone durch Bitten zu erweichen, daß sie der Helena gestatte, mit ihm zur Oberwelt zurückzukehren. Aenderte er nun auch diesen Plan, an die Stelle des Orcus die in der Oberwelt gelegenen pharsalischen Gefilde und die Gegenden am Peneios sowie am ägäischen Meere setzend, so sind es doch die nur zu flüchtigem Besuch auf der Oberwelt versammelten Bewohner der Unterwelt, zu denen er sich begiebt, und ein Aufenthalt unter ihnen kann immerhin einen Besuch des Orcus vertreten. Goethe konnte um so eher darauf verfallen, den Orcus an Stelle der Hölle zu setzen, als nach einem Faustbuch vier der zehn Reiche der Hölle ihre Namen der hellenischen Unterwelt entlehnten, nämlich: Tartarus, Erebus, Styx und Acheron. Darin wird auch Faust's Helena eine „Teufelin" genannt, also dadurch ebenfalls die hellenische Unterwelt der Hölle gleichgestellt.

Die Bedeutung der classischen Walpurgisnacht für das Drama aber ist: den mit krankhaftem, unbestimmten Drange ins Unendliche behafteten, dann in oberflächlichem Genußleben zerrütteten Faust durch Versetzung in das durchaus gesunde, das Dasein ausfüllende hellenische Alterthum zum Ziele höchsten Strebens hinzuleiten. Da indessen Homunculus als Führer und Mephistopheles als unzertrennlicher Gefährte mit Faust sich bei den Unterirdischen einfinden, so war darzustellen, wie sich der Einfluß jenes Alterthums verschieden äußert nicht nur auf den in fremdartiger Welt ausgebildeten, aber für Bedingungen eines höheren Daseins Empfänglichen, sondern auch auf den in fremdartiger Welt Erstarrten und endlich auf den durch keinerlei Voraussbestimmung befangenen Strebenden. Der erstere, Faust, erwacht in den pharsalischen Gefilden kaum zum Bewußtsein, als er sich von einem frischen, geistigen Hauch gestärkt fühlt, und im Anschauen, in der Berührung des geweihten Bodens schon Genüge findet; er trägt — wie später sich's zeigt — aus dem Verkehr mit den Idealgeschöpfen der Griechen die, dieselben auszeichnende Maßhaltung als Gewinn für sein bis dahin am Streben ins Unbegrenzte und an Zersplitterung krankendes Leben davon. Auf den andern, auf Mephistopheles, übt jene Welt gar keine Wirkung aus; er würde vor Mißbehagen nicht wissen, was anfangen, fände er nicht neben den schönheitprangenden Wesen dort auch Geschöpfe, die an Häßlichkeit und Widerlichkeit mit den Ausgeburten nordischer Einbildungskraft wetteifern können; von einem der scheußlichsten nimmt er zuletzt selbst die Maske an. Der dritte Besucher in der classischen Welt, Homunculus — der zu denken ist als Symbol des durch Büchergelehrsamkeit geweckten, durch Eindringen in die altgriechische Welt neu erstandenen Menschenthums —, bewegt sich darin mit dem Streben, in ihr sein noch unvollkommenes Dasein zu einem ausgebildeten Wesen entwickelt zu sehen. Mit dieser Sehnsucht umherirrend, vernimmt er den Streit zweier griechischen Weltweisen, Anaxagoras und Thales, von denen jener die schaffende Kraft des Feuers preist. Wie es damit beschaffen ist, hat Homunculus an sich selbst erfahren: vermittelst des Feuers auf Wagner's Herd erzeugt, hat er es nur zum Keime eines Lebens gebracht, und als er daher von Thales die Worte vernimmt:

Im Feuchten ist Lebendiges erstanden!

so erwacht in ihm die Hoffnung, es auf diesem entgegengesetzten Wege zum wirklichen Entstehen zu bringen. Daher hält er sich, nachdem er zuerst mit beiden Philosophen gemeinsam gewandelt, bald allein zu Thales, worauf sich Anaxagoras als überflüssiger Dritter entfernt.

Thales bringt dann Homunculus zu Proteus, der sich in einen Delphin verwandelt, um denselben zum Meergreis

zu tragen. Des letztern Tochter, die liebliche Galatee, angekündigt und umgeben von allerhand Meergottheiten, Sirenen, Tritonen, Nereiden und Doriden, kommt in einer Muschel auf den Wellen dahergezogen, wie sie im Triumphzug von Malern, vor allen herrlich von Raphael, dargestellt worden ist. Inmitten dieser Welt des Feuchten bewegt sich Homunculus von Eros getrieben heftig gegen Galatee, um ihr, wie alle Umgebenden, als der Schönsten zu huldigen; das ihn umgebende Glasgehäuse zerschellt an dem Muschelthron der Göttlichen, und die Feuererscheinung des Kleinen umlodert Galateens Füße. Thales begleitet dieses Schauspiel mit den Worten:

Es sind die Symptome des herrischen Sehnens,
Mir ahnet das Aechzen beängsteten Dröhnens.

Damit deutet Goethe den Uebergang zu einem höheren Zustande an, wie er dies ähnlich in einem Gespräche mit Rochlitz that. Goethe hatte damals zum Zwecke eines Vortrages verschiedene Thierpräparate zurecht gelegt gehabt, um an ihnen den allmäligen Uebergang von niederen Organisationen zu höheren darzuthun, und äußerte mit Bezug darauf zu Rochlitz: dieses Fortschreiten der Gestaltung möge vielleicht Paulus im Sinne gehabt haben, wenn er von der Creatur spreche, wie sie sich sehne immerdar. Die Stelle, auf welche Goethe anspielt, steht im Brief des Paulus an die Römer Cap. 8, V. 19 ff. und lautet:

„19. Denn das ängstliche Harren der Creatur wartet auf die Offendarung der Kinder Gottes. — 20. Sintemal die Creatur unterworfen ist der Eitelkeit ohne ihren Willen, sondern um deß Willen, der sie unterworfen hat auf Hoffnung. — 21. Denn auch die Creatur frei werden wird von dem Dienst der vergänglichen Wesen zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. — 22. Denn wir wissen, daß alle Creatur sehnet sich mit uns und ängstet sich noch immerdar."

In der classischen Walpurgisnacht überschreitet Goethe ebenfalls das Maß dessen, was für den dramatischen Zweck nothwendig ist; auch hier läßt er seiner poetischen Laune ungehindert Lauf, wenn schon in anderer Richtung: eine Fülle von wichtigen politischen, wissenschaftlichen und literarischen Angelegenheiten der Zeit berührt er und betrachtet sie bald in mephistopheliſcher, bald in antiker Spiegelung; man giebt sich dem Genusse der Dichtung hin, ohne sie sich durch die Mäkelei zu verkümmern, daß man Faust's wegen zu diesen auf anderen Gebieten umherschweifenden poetischen Gestalten gekommen ist, die mit ihm kaum zu thun haben.

Die gespenstige Nacht endet, devor wir erfahren, wie Faust's Suchen nach Helena endlich verläuft. Auch hier hat Goethe für überflüssig gehalten, unwesentliche Mittelglieder einzufügen: wir wissen, daß er die Heroine sucht und sehen im dritten Act, daß er mit ihr zusammenkommt — da haben wir das Hauptsächliche.

Dieser dritte Act, am frühesten von allen Stücken des II. Theils und wie eine selbständige Beigabe des „Faust" veröffentlicht, bespricht Goethe sonst noch öfters als ein selbständiges Schauspiel „Helena"; im ersten Drucke heißt es „classisch-romantische Phantasmagorie". Schröer wiederholt diesen Titel in seiner Faustausgabe und betrachtet dem entsprechend „Helena" als Traumbild Faust's, unerachtet Goethe durch nachmalige Weglassung dieses Titels gezeigt hat, daß er einen vielleicht früher gehegten anderen Plan bezüglich der Einführung der Helena nach Beendigung der ganzen Fausttragödie aufgegeben hat und daß nunmehr „Helena" ein Theil, ein Act der überhaupt nicht in Wirklichkeitszuständen sich bewegenden Fausttragödie geworden ist. Die Ansicht, daß Helena von Goethe als ein mit Faust vereinigtes lebendes Wesen gedacht worden sei, versicht insbesondere v. Loeper nachdrücklich im II. Theil seiner Faustausgabe (2. Bearbeitung, Seite XLII); Schreyer, Marbach u. A. stimmen damit überein. Im Stücke selbst wird mehrmals das Lebendigsein der Helena hervorgehoben; so mittelbar, indem der Chor („Nennst du ein Wunder dies ꝛc.") die Geburt und das schnelle Wachsthum Euphorion's mit Hinweis auf die ähnlichen Vorkommnisse bei der Geburt und den ersten Thaten des frühreifen Hermes als unbezweifelbar darthut; dann unmittelbar, wenn Mephisto-Phorkyas ihr selbst die mehrfachen Wiederholungen ihres Daseins vorwirft und der Chor sie tröstet, damit nicht die Seele der Königin unter dem Druck der Schmähungen entfliehe; endlich zuletzt durch Helena's eignen Ausruf:

Zerrissen ist des Lebens wie der Liebe Band!

Die getrennt von der Beschwörung des Schattens der Helena am Kaiserhofe erfolgende Vereinigung derselben mit Faust ist gleichfalls nach dem Vorgang der Faustsage dargestellt, nach welcher Faust mit der Griechin einen Sohn zeugte, der nachmals zugleich mit seiner Mutter verschwindet, wie Euphorion im „Faust".

Die Gespräche der auftretenden Helena, sowie der Ihrigen sind in antiken Trimetern geschrieben, ein genialer Kunstgriff, uns bei den ersten Worten mit Einem Schlage in das hellenische Alterthum zu versetzen und uns darin heimisch zu machen. Auch ihrem Inhalte nach athmen sie ganz hellenischen Geist und übertreffen hierin die Achilleis. Dem (nicht von Schröer ausgesprochenen) Tadel, der diese Verse schwerfällig nennt, werden schwerlich viele beipflichten.

Weiterhin begegnen wir im dritten Acte hellenisches Alterthum mit deutschem Mittelalter sich berührend in so reizender Dichtung, daß man sich wahrhaft wie mit kaltem Wasser begossen fühlt, wenn man pedantisch erörtern hört, ob Goethe das hätte thun dürfen. Er hat es gethan als Dichter von Gottes Gnaden, und was ein solcher vom Geiste getrieben thut, ist Gesetz. Thue es ihm jeder nach, der damit die gleiche Wirkung zu erreichen erwarten darf — eine Wirkung, der freilich derjenige unzugänglich ist, der keine Poesie rein zu genießen sich erlaubt, die er nicht in das angeschulte System der Poetik unterzubringen vermag.

Als die Frucht der Verbindung des Germanen und der Hellenin, Euphorion, hat Goethe Lord Byron im Auge gehabt, der in nicht mißzuverstehenden, an die Gegenwart gerichteten Strophen vom Chor gefeiert wird, ähnlich wie in der attischen Komödie in Parabasen die Schauspieler den Boden des Spiels verließen und an die Zuschauer sich wandten.

Der Schluß des dritten Actes, dessen Epilog Mephistopheles sprechen sollte, ist unausgeführt geblieben. Ein Bruchstück davon ist zwar erhalten, aber auch nicht als solches anfügbar, da es zum Theil andere Voraussetzungen bedingt, als die nunmehr abgeschlossene Dichtung darbietet.

Der vierte Act setzt Faust's Verhältniß zum Kaiser fort, das seit dem zweiten Acte geruht hat. Faust wünscht dem Meere Land abzugewinnen, um sich ein Feld segensreicher Thätigkeit zu schaffen, und deshalb schlägt ihm Mephistopheles vor, dem Kaiser, der durch einen Gegenkaiser bekriegt wird, mit Zauberkünsten beizustehen und ihn sich zu verpflichten. Wiederum stützt Goethe sich dabei auf die Sage, welche dem Kaiser Karl V. die Schlacht bei Pavia mit Hilfe Faust's gewinnen läßt. Goethe nimmt dazu die Mitwirkung dreier „Gewaltigen" in Anspruch — Raufedold, Habebald und Haltefest —, in deren Gefolge die Marketenderin Eilebeute thätig ist. Goethe lehnt sich mit diesen Namen an bibliſche Ausdrücke an: Gewaltige heißen im 2. Buch Samuelis (23, 8 ff.) die drei vornehmsten Helden des Königs David, und Raubebald, sowie Eilebeute finden sich beim Propheten Jesaias (8, 1 ff.). Desgleichen sind die in Augentäuschungen bestehenden Kriegslisten nicht ohne Vorgang im Faustbuch, wie namentlich die Schlacht bei Pavia durch Blendwerke entschieden worden sein soll; die scheinbare Vervielfältigung der Kämpfer durch künstliche Spiegel schrieb Roger Bacon vor, wie Goethe selbst in der „Geschichte der Farbenlehre" (Hempel's Goetheausgabe XXXVI, 109) anführt. Den Schluß des Actes macht eine launige Verspottung der Habsucht der katholischen Kirche.

Der fünfte Act zeigt uns Faust in voller Thätigkeit, um das Meer einzudeichen, dadurch Ländereien zu schaffen und deren Besitz zu ausgedehntem Handelsbetrieb auszunutzen. In seinem Streben, den erworbenen Grunddesitz abzurunden, stört ihn die Hütte eines greisen Ehepaares, das mit anderem, wenn auch reichlicherem Grundeigenthum sich nicht abfinden lassen will. Faust beauftragt Mephistopheles, ferner mit den Alten Verhandlungen zu pflegen; diese gehen aber in Gewaltthätigkeiten über und enden mit Ermordung der Greise. Das hat Faust zwar nicht gewollt, er erkennt sich aber dennoch schuldig, da er dafür einstehen muß, daß er sich eines Mephistopheles als des vorausgesetzlich rücksichtslosen Werkzeugs zu Erfüllung seiner Wünsche bedient hat.

Bald nach dieser Unthat erfolgt Faust's Tod und darauf seine Aufnahme unter die Seligen. Die fast unmittelbare Aufeinanderfolge dieser Ereignisse hat vielseitig verletzt; man fand den glücklichen Hinübergang Faust's nicht gerechtfertigt, insbesondere unchristlich. Mit Unrecht! Goethe tritt allerdings seine Motivirungen nicht breit, sofern sie keine poetische Ausbeute gewähren; er dichtet für aufmerksam Genießende, die seine feinen Striche nicht übersehen. Nun beachte man Folgendes! Die christliche Glaubenslehre öffnet allen Reuigen den Himmel, und Faust's Reue bethätigt sich sogar bis zur Buße. Ob er den Gewinn der Unthat, das ersehnte Grundstück der Alten, zurückweist und mit den Worten

; ; ; theilt es unter euch!

den Thätern überläßt, mag dahingestellt bleiben, aber er klagt ernstlich

Noch hab' ich mich ins Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen!
Stünd' ich mit Dir, Natur! allein,
Da wär's der Mühe werth ein Mensch zu sein.

Und als endlich die Sorge bei ihm eintritt, fühlt er sich sofort erschüttert und erkennt das Verhängnißvolle ihrer Nähe. Zwar ist er der Ueberzeugung, sie durch eine Beschwörung bannen zu können, und ist schon im Begriff, sich dadurch von ihr frei zu machen, trotzdem aber unterbricht und besänftigt er sich mit der Mahnung an sich selbst:

Nimm Dich in Acht und sprich kein Zauberwort!

Er legt sich also, um nur nicht die Macht der Hölle ferner anzurufen, die Buße auf, die niederdrückende Gegenwart der Sorge zu dulden. Und zuletzt noch entäußert er sich eigennütziger Beweggründe für sein Thun; er erklärt sich ganz hingegeben dem Vorhaben, zu eröffnen

Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen.
— — — — — — — — — —
Solch' ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn!

Das Glück der Mitmenschen also ist sein Streben und dadurch verdient er weiter sich die Seligkeit — wenngleich der Rechtgläubige noch immer daran Anstoß nimmt, daß von Anfang an Fausten „fehlt der Glaube", und er bis ans Ende nur Tüchtigkeit für's Leben erstrebt, im Uebrigen aber sich bescheidet:

Nach Drüben ist die Aussicht uns verrannt.

Hätte Goethe im Geiste der Rechtfertigung durch den Glauben gedichtet, so würde sein Werk bald angesehen werden wie La devocion de la cruz; Calderon's ernste Schauspiele sind Dramatisirung des Katholicismus, Goethe's Dichtung ist die ewige Tragödie der Menschheit.

Zum Schluß mag noch auf eine Parallele innerhalb des II. Theils des „Faust" aufmerksam gemacht werden. Neuerlich hat L. Friedlaender als höchst wahrscheinlich dargethan, daß Goethe die Anordnung der letzten Scene, in welcher Faust's Himmelfahrt sich vollzieht, einem Gemälde von Pietro Laurati im Campo santo zu Pisa nachgebildet habe. So fände denn hier, wo Faust durch die ewige Liebe dem höchsten Zustande entgegengeführt wird, dasselbe statt, was im 2. Acte, wo Homunculus durch Erwachen sinnlicher Liebe in einen für den Halbfertigen höheren Zustand eintritt — eine Scene, die, wie wir sahen, ebenfalls auf Gemälde gegründet ist. Es kann nur in Hindlick auf Bühnendarstellung geschehen sein, daß Goethe sich hier durch Darstellungen der bildenden Kunst bestimmen ließ.

Endlich bekenne ich, daß es als kein lohnendes Geschäft betrachtet werden kann, von dem üppig blühenden Baume der Goetheschen Dichtung nichts als getrocknete Blätter darzubringen, wie hier geschehen. „Faust" gleicht dem in der vermauerten Kammer einer Pyramide verschlossenen Schatz köstlicher und kostbarer Geräthe und Schmuckſachen: Niemand kann sich dessen erfreuen, bis eine Leuchte die Kleinodien sichtbar macht. Eine Leuchte ist für die Faustdichtung ein guter Commentar; glänzendes Licht verbreitet der von Schröer und wer ihn benutzt, wird sich von Dank gegen den Lichtspender durchdrungen fühlen. Einzelnheiten sind freilich noch immer nicht befriedigend geklärt, es sind noch nicht alle Winkel erhellt; noch auf lange Zeiten hinaus dürfen daher die Fausterklärer nicht die Hände in den Schooß legen, aber auch Jedermann mag wenigstens sein Scherflein beitragen, der es vermag, wenn auch die Goethekunde sein Beruf nicht ist.

Was ich meinerseits von neuen Anschauungen im vorstehenden Aufsatz niedergelegt habe, werden Kundige herausfinden. Einige Beachtung dürfen dieselben schon um deswillen in Anspruch nehmen, weil sie darauf gerichtet sind, Goethe's Motivirung von Einzelnheiten, sowie die Einheitlichkeit der ganzen Dichtung nachzuweisen. Und das muß das Hauptziel aller Untersuchungen über „Faust" sein.

Bdrmn.

Leipzig, 28. Febr. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Ariost's Rasender Roland. 46. bis 59. (Schluß-) Lfg. Breslau, S. Schottländer. à 1,50 M.

Blätter für populäre Rechtswissenschaft. Von H. Freudenstein. 1. Bd. 1. Lfg.: Das Amt des Geschworenen und des Schöffen. Minden (Westf.), J. C. C. Bruns. à 1,40 M., jährl. 8 Hefte 7,50 M.

Brachvogel's Gesammelte Romane, Novellen und Dramen. 30. bis 36. Lfg. Jena, Herm. Costenodte.

Brandl, Caroline Perthes. 3. Aufl. Gotha, F. A. Perthes. 3 M.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 11. bis 13. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 50 N.

Brooke, Kurzer Leitfaden der Geschichte der englischen Litteratur. Deutsch von Dr. Matthias. Berlin, Langenscheidt.

Brosch, Geschichte des Kirchenstaates. 2. Bd. Gotha, F. A. Perthes. 8,40 M.

Buchmacher-Frage, Zur Aufklärung der, Von J. M. Hamburg. Gustav Diedrich & Co.

Certosa, Die, bei Pavia. Album von 20 Originalphotographien von A. Noack Leipzig, Theodor Schüller. 25 M.

Claudius' Werken, Auswahl aus, von K. Gerok. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 2 M.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine, von v. Nathusius und D. v. Oertzen. Febr. c. Leipzig, J. C. Hinrichs. Vierteli. 2 M.

Cossa's Schauspiel: Plautus und sein Jahrhundert. Deutsch bearbeitet von Herm. Lungwitz. Plauen i. V., F. E. Neupert.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 6. (März-) Heft des IV. Jahrg. Wien, A. Hartleben. à 70 N.

van Dewall's Roman: In die Fremde. Stuttgart & Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 5 M.

Doppelwährung. Schriften des Deutschen Vereins für internationale. 1. Heft: de Laveleye, Der Grund der Werthschwankungen zwischen Gold und Silber. Uebersetzt von Otto v. Bar. Berlin, Walther & Apolant.

Du Chaillu, Im Lande der Mitternachts-Sonne. 6. u. 7. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 1 ℳ.

Ebers und Guthe, Palästina in Bild und Wort. 7. bis 12. Lfg. Stuttgart & Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. à 1,50 ℳ.

Faulmann, Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst. 6. bis 11. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Fischer, Das Verfassungs- und Verwaltungsrecht des Deutschen Reichs und des Königreichs Sachsen. Leipzig, Dürr'sche Buchhdlg. 80 ₰.

Geographisches Handbuch zu Andree's Handatlas. 1. bis 5. Lfg. Leipzig, Velhagen & Klasing. à 1 ℳ.

Götzinger's Reallexikon der deutschen Alterthümer. 7. u. 8. Heft. Leipzig, Woldemar Urban. 2 ℳ.

Greville's Roman: Susanne Normis. Berlin, Albert Galdschmidt. 1 ℳ.

Hackländer's ausgewählte Werke. 5. bis 7. Bd. Stuttgart, Carl Grabbe. à 1,50 ℳ.

Handelskammer für das Fürstenthum Reuß ält. Linie. 2. Bericht der, Greiz, Hofbuchdruckerei Otto Henning.

Harmening, Mirjam. Hohes Lied der Liede. Mülhausen i. E., Wilh. Busseb. Geb. 5 ℳ.

Hasse, Grundlinien christlicher Irenik. Leipzig, Joh. Lehmann. 1 ℳ.

Heusel, Der königl. Erlaß vom 4. Jan. 1882 und das preußische Staatsrecht. Eine staatsrechtliche Studie. Chemnitz, A. Kutschbach.

Hermann, Die Glas-, Porzellan- und Email-Malerei. Ausführliche Anleitung. Wien, A. Hartleben. 4 ℳ.

Historisches Taschenbuch. 6. Folge, 1. Jahrg. Von W. Maurenbrecher. Leipzig, F. A. Brockhaus. 6 ℳ.

Jäger, Katechismus der Rosenzucht. Leipzig, J. J. Weber. 2 ℳ.

Israel's Vortrag: Erfahrungen auf Alpenreisen. Annaberg, Hermann Graser.

Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. u. 17. Jahrh. 8. Heft: Herren Augusti, Herzogen zu Brunswyg ꝛc. Schulordnung. 75 ₰; 9. Heft: Ein schrifft Philippi Melanchthonis an ein erbare Stadt ꝛc. 75 ₰. Zschopau, F. A. Raschke.

Laizl, Die Lehre von der Ueberwälzung der Steuern. Leipzig, Duncker & Humblot. 3,20 ℳ.

Kingsley's, Charles, Briefe und Gedenkblätter. Ergänzungen zur 1. Aufl. Deutsch von M. Sell. Gotha, F. A. Perthes. 30 ₰.

Kleinpaul, Rom in Wort und Bild. 11. u. 12. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. à 1 ℳ.

Kützle, Gebetbuch für evangel. Schalen. Heilbronn, Albert Scheurlen.

Krause's, Karl Christian Friedrich, Lehre und Bedeutung. Von Br. Martin. Leipzig, J. G. Findel. 4 ℳ.

Kretschmer und Rohrbach, Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 24. Lfg. Leipzig, J. G. Bach. à 4 ℳ.

Lupeleye siehe „Doppelwährung".

Lechler, Beicht- und Abendmahls-Büchlein. — Derselbe, Worte herzlicher Ermahnung, zum Andenken an die Confirmation. 13. Aufl. Heilbronn, Albert Scheurlen. 20 ₰.

Lehner, Die Kitte und Klebemittel. Anleitung zur Darstellung ꝛc. 2. Aufl. Wien, A. Hartleben. 1,80 ℳ.

v. Leixner, Unser Jahrhundert. 37. u. 38. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 ₰.

Lenz, Katechismus der deutschen Reichspost. Leipzig, J. J. Weber. 2,50 ℳ.

Manitius' Inaugural-Dissertation: Die Annales Sithienses, Laurissenses minores und Einhardi Fuldenses. Dresden, C. Heinrich.

Neumann siehe „Zeitfragen".

Meizer, Hilfsbuch zum Verständniß der Bibel. 4. Bdchen. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 2,40 ℳ.

Mittheilungen des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen zu Düsseldorf. Nr. 1 u. 2.

Moldenhauer, Das Weltall und seine Entwickelung. 3. bis 5. Lfg. Köln, Ed. Heinr. Mayer. à 80 ₰.

Monrad, Die erste Kontroverse über den Ursprung des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Laurentius Valla und das Konzil zu Florenz. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Gotha, F. A. Perthes. 6 ℳ.

v. d. Musel, Repertorium des k. sächs. Verwaltungsrechts. 4. Aufl. 1. Lfg. Leipzig, Roßberg'sche Buchhdlg. à 1,20 ℳ.

Nücke, Der Friede zwischen Staat und Kirche. 1. Bd. 1. Hälfte. Brandenburg u. d. H., J. Wiesike.

Musikalien Rob. Forberg's in Leipzig: Belloli, 8 Etuden für Waldhorn; Döring, Op. 51 u. 53, Heft 1 & 2; Kirchner, Op. 82, Nr. 1—5; Krug, Op. 196, Nr. 222—228; Krug, Op. 349, Heft 7. u. 8.

Nonne's Roman: Georg von Frundsberg. 1. u. 2. Bd. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 6 ℳ.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden ꝛc. 16. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 2 ℳ.

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. Febr. c. Breslau, S. Schottländer. Viertelj. 6 ℳ.

Pflüger, Human- und Realgymnasium. Chemnitz, Ed. Focke. 1,20 ℳ.

Plauen: Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer auf d. J. 1880. II. Theil. Plauen, A. Hohmann.

Portig, siehe „Zeitfragen".

Ranke, Text zu O'Liviers Bilder-Bibel. Gotha, F. A. Perthes. 2 ℳ.

Rapp's Erzählung: Witulind. 2. Aufl. v. Armin Stein. Leipzig, Joh. Lehmann. 3,60 ℳ.

Reimann, Neuere Geschichte des preußischen Staates. 1. Bd. Gotha, F. A. Perthes. 10 ℳ.

Reuß, Die Baummeßkluppe mit Registrirapparat und Zählwerk. Prag, Fr. Rionač.

Richter's Tanz- und Anstandslehre. Nebst einem Anhang: Die Lehre der Kaligrafie betr. 5. Aufl. München, Cäsar Fritsch. 2 ℳ.

Riehm's Rektoratsrede: Religion und Wissenschaft. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 60 ₰.

Riffert, Deutsche Humoristen aus alter und neuer Zeit. 2. Bd. Altenburg, Oskar Bonde. à 50 ₰.

Rintelen, Systematische Darstellung des gesammten neuen Prozeßrechts. 3. Bd. enthaltend den besonderen Theil. Breslau, Maruschka & Berendt.

Rosegger's ausgewählte Schriften. 41. bis 50. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 50 ₰.

Rotter, Die Behandlung Verunglückter bis zur Ankunft des Arztes. Nürnberg, Herm. Ballharn.

Russische Wandlungen. Neue Beiträge zur russischen Geschichte von Nicolaus I. zu Alexander III. 1. u. 2. Aufl. Leipzig, Duncker & Humblot. 8 ℳ.

Salfeld, Luther's Lehre von der Ehe. Leipzig, Joh. Lehmann. 1,20 ℳ.

Sulinger, Allerlei Herzensgeschichten. Novellen und Studien. Frankfurt a. M., C. Kaenitzer. 4 ℳ.

Samarow's Roman: Die Großfürstin. 5 Bde. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 20 ℳ.

Sanders, Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. Große Ausgabe. 13. Aufl. Berlin, Langenscheidt. Geb. 3,50 ℳ.

Schéele, Theologische Symbolik. 3 Bde. Leipzig, Joh. Lehmann. 12 ℳ.

Scheibert und Hänig, Handbuch für den Turn- und Waffenunterricht der Jugend. Leipzig, Wold. Urban.

Schraut, Die Lehre von den auswärtigen Wechselkursen ꝛc. Leipzig, Duncker & Humblot. 1,20 ℳ.

Schultz' Predigten in der Universitätskirche zu Göttingen. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 6 ℳ.

Schweiger-Lerchenfeld, Griechenland in Wort und Bild. 3. u. 4. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. à 1,50 ℳ.

Seemann, Die Tapete, ihre Bedeutung und Darstellung. Wien, A. Hartleben. 4 ℳ.

Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen von G. Schmoller. 3. Bd. 4. Heft: Sering, Geschichte der preuß.-deutschen Eisenzölle. Leipzig Duncker & Humblot. 8 ℳ.

Stempelsteuer-Gesetze, Die, für das Deutsche Reich. Leipzig, Roßberg'sche Buchhdlg. 80 ₰.

Tacitus' Dialog über die Redner. Uebersetzt von C. H. Krauß. Nebst einem Anhang für philolog. Leser. Stuttgart, J. B. Metzler.

Umlauft, Die österreichisch-ungarische Monarchie. Geographisch-statist. Handbuch. 2. Aufl. 8. bis 12. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. 2. Heft c. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Vom Fels zum Meer. Illustrirte Zeitschrift. 6. (März-) Heft. Stuttgart, W. Spemann. Viertelj. 3 ℳ.

Wahrmund, Babylonierthum, Judenthum und Christenthum. Leipzig, F. A. Brockhaus. 6 ℳ.

Weismann's Vortrag: Ueber die Dauer des Lebens. Jena, Gustav Fischer.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung ꝛc. 2. (Febr.-) Heft. Leipzig, Richard Lesser. Viertelj. 1 ℳ.

Willkamm, Führer in's Reich der Pflanzen. 2. Aufl. 7. u. 8. Lfg. Leipzig, Hermann Mendelssohn.

Wittstock, L'Antiquité littéraire. Extraits des classiques grecs et latins. Jena, H. Costenoble.

Wohin steuern wir im deutschen Reich? Ein Entweder — Oder für den deutschen Liberalismus. 2. Aufl. Basel, Benno Schwabe.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. VII. Bd. 3. Heft: Neumann, Der Kampf um Christum ein Zeuge für Christum. 1,20 ℳ; 4. Heft: Portig, Richard Wagner's „Ring der Nibelungen" und „Parsival". 1 ℳ. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Zeitschrift des deutschen Vereins zur Förderung der Luftschifffahrt. 1. Jahrg. 1. Heft. Berlin, Polytechnische Buchhandlung A. Seydel. 12 Nrn. 12 ℳ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 19. Sonntag, den 5. März. 1882.

Inhalt: Hermann Freiherr von Friesen. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Musikbericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Griechenland — Rom — Palästina. — Bücherbesprechungen (Timotheus, von Martin von Nathusius. Ariost's Rasender Roland).

Hermann Freiherr von Friesen,

Kgl. Sächs. Oberhofmarschall und Kammerherr.

Hermann Frhr. v. Friesen wurde am 27. Februar 1802 zu Dresden geboren. — Sein Vater war der Kgl. Sächs. Oberkammerherr Johann Georg Friedrich Frhr. v. Friesen auf Rötha, Trachenau und Rammelburg; er war zweimal verheirathet, einmal mit einem Fräulein v. Krosigk, dann mit einer Gräfin von der Schulenburg aus dem Hause Walsburg und hatte 15 Kinder, deren jüngstes Hermann v. Friesen war.

Schon in frühester Jugend, kaum 2 Jahre alt, verlor v. Friesen seine Mutter; ältere Schwestern, im Verein mit einer schon längere Zeit im Hause waltenden Erzieherin, Fräulein Bamberger, welche bis an ihren, in hohem Alter erfolgten Tod dem Hause treu ergeben blieb, mußten Mutterstelle an ihm vertreten und seine Gesundheit behüten, die so schwach war, daß man ihm nur ein kurzes Leben prophezeite und ihn fast nur das Kirchhasblümchen nannte.

Sein ältester Bruder, Carl, war Hauptmann im Generalstabe des Armeecorps, welches der Großherzog von Weimar gegen Frankreich commandirte, sein zweiter Bruder, Heinrich, war als Lieutenant bei Prinz Clemens Chevaux legers 1809 in der Nähe von Berggießhübel für's Vaterland gefallen, sein dritter Bruder, Friedrich, war Lieutenant bei den Grenadieren und marschirte 1815 mit nach Frankreich, sein nur wenige Jahre älterer Bruder, Ernst, war im Pagenhause, dann im Cadettencorps, von wo er in österreichische Militärdienste trat — kein Wunder daher, daß der junge Hermann, der die Durchzüge napoleonischer und verbündeter Truppen, sowie die Anwesenheit der Kaiser Napaleon, Alexander, Franz und anderer Herrscher mit ihrem glänzenden militärischen Gefolge in Dresden selbst erlebt hatte, den brennendsten Wunsch hegte, ebenfalls die militärische Carrière zu ergreifen. — Sein Vater aber hatte anders beschlossen; v. Friesen kam, nachdem er durch Hauslehrer genügend vorbereitet war, auf die Fürstenschule nach Pforta und nachdem er hier eine schwere Krankheit durchgemacht, die den schwachen, den Studien fleißig obliegenden Knaben sehr zurückgebracht hatte, auf die Fürstenschule zu Meißen, von wo er die Universität Göttingen, dann Leipzig bezog.

1825 starb sein Vater und v. Friesen ging, nachdem er die Universität absolvirt hatte, nach Dresden, wo er erst in der Kreisdirection, dann im Hausministerium arbeitete. Während dieser Thätigkeit im Staatsdienste widmete er sich bereits dem Hofdienst und wurde 1825 Kammerjunker, 1828 Ceremonienmeister, 1833 Kammerherr. Aber weder der trockene Dienst in den Bureaux noch der anregende Hofdienst genügten dem regen Geist des jungen Mannes, der bereits frühzeitig lebhaftes Interesse an Allem genommen hatte, was Kunst und Wissenschaft betraf.

Am 27. Februar 1829 verheirathete er sich mit Camilla Freiin v. Brandenstein, aus dem Hause Wüstenstein. Sie war die Tochter des später als Oberstlieutenant a. D. in Reinhardtsgrimma bei Dippoldiswalde verstorbenen Frhrn. v. Brandenstein und einer Gräfin Solms; da ihre Mutter zeitig gestorben war, hatte Oberst v. Leyßer, ein Regiments-Kamerad ihres Vaters von der Garde du Corps, der mit einer Gräfin Pötting verheirathet war, aber keine Kinder hatte, die junge Waise an Kindesstatt angenommen und sie auf seinem Gute Gersdorf bei Pirna erzogen, wo auch die Hochzeit stattfand. Die 53jährige Ehe war eine überaus glückliche; von den hieraus erwachsenen 4 Söhnen und 2 Töchtern überlebten ihren Vater, außer der Mutter, noch 3 Söhne nnd 1 Tochter und außerdem 13 Enkel.

Das junge Paar hatte seinen Wohnsitz in Dresden aufgeschlagen und fand seinen Verkehr außer, wie selbstverständlich, in den höchsten Hofkreisen, vorzüglich in denjenigen Kreisen, in denen der lebendige Geist v. Friesen's Befriedigung seiner Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft fand. Dies war u. A. das Haus des Theaterintendanten Hrn. v. Lüttichau, dessen hochgebildete Frau, geb. v. Knobelsdorff, mit Vorliebe Künstler und Kunstliebhaber in ihren Salons vereinigte; vor Allem aber war es der große Romantiker L. Tieck, der v. Friesen auf das Unwiderstehlichste anzog und in dessen berühmten und genug bekannten Cirkeln das junge Ehepaar fast täglich verkehrte. Dagegen blieb er dem damals ebenfalls existirenden „Liederkreis" und seinen Mitgliedern: Arthur v. Nardstern, Graf Löben, Theodor Hell ꝛc. ferner, obgleich er auch mit ihnen verkehrte.

Seine großen Kenntnisse über Kunst und Kunsthistorie, sein anerkannt richtiges Urtheil in Kunstkritik verursachten, daß er als Mitglied in den akademischen Rath berufen wurde, in welchem er im Verein mit Matthäy, Vogel v. Vogelstein, v. Quandt u. s. w. segensreich für Dresdens Kunstschätze wirkte. Er war einer der Hauptbegründer des noch heute bestehenden Sächsischen Kunstvereins und hat bei den Verhandlungen über die Erbauung des jetzigen Museums und den Transport der Bilder aus dem alten nach dem neuen Gebäude bereits damals manch gewichtiges Wort mitgesprochen.

Nach den Unruhen, die in Dresden 1830 stattgefunden hatten, wurde in den größeren Städten des Landes eine Communalgarde errichtet; v. Friesen trat derselben bei und nahm sich der Sache auf das Wärmste an. Zum Commandanten des 1. Bataillons in Dresden und als solcher zum stellvertretenden Commandanten der ganzen Dresdner Communalgarde ernannt, benutzte er diese Stellung vornehmlich dazu, seine echt aristokratischen und dem Königshause treu ergebenen Gesinnungen unter den Mitgliedern dieser Truppe möglichst zu verbreiten. Ein Kupferstich zeigt uns den damaligen

Digitized by Google

Prinzen Johann in der Generalsuniform, mit der weißen Binde um den linken Arm, als Obercommandanten aller Communalgarden Sachsens, wie er zu Pferde, von dem Dresdner Commandanten, General v. Bevilaqua, mit gezogenem Degen begleitet, und van v. Friesen gefolgt, die Front der in Parade aufgestellten Dresdner Communalgarde abreitet.

Um Weihnachten 1842 starb der General v. Leyßer, gleichsam der zweite Vater von v. Friesen's Gattin, und vermachte dem zweiten Sohne v. Friesen's das Gut Friedrichsthal bei Berggießhübel als Fidei-Commiß, mit der Bedingung, daß derselbe und seine Nachkommen den Namen Leyßer annehmen und führen, das Gut aber, bis zur Volljährigkeit des Erben, im Besitz der Eltern verbleiben solle. Infolge dessen zog v. Friesen, nachdem er seinen Abschied als Ceremonienmeister Allerhöchsten Orts erbeten und erhalten hatte, Ostern 1843 mit seiner Familie nach dem Gute Friedrichsthal.

Hatte v. Friesen bisher, abgehalten durch seine Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft, durch seinen Dienst bei Hof und bei der Communalgarde, sowie durch seine geselligen Verpflichtungen, die Erziehung der noch in früher Jugend stehenden Kinder mehr der zarten Sorgfalt der Mutter überlassen, so entfaltete sich jetzt auf dem Lande das herrlichste Familienleben. Die durch den Hauslehrer und die Gouvernante gegebenen Unterrichtsstunden wurden genau inne gehalten und überwacht, nach den Arbeitsstunden aber wurden im Sommer in der überaus reizenden Gegend gemeinschaftliche Spaziergänge unternommen, auf denen Blumen, Kräuter und Steine gesammelt wurden. In der Regel hatten diese Spaziergänge einen schönen Aussichtspunkt oder ein liebliches Thal zum Ziele, wobei v. Friesen niemals verfehlte, seine Kinder auf die Schönheiten der Natur aufmerksam zu machen und dadurch ihren Sinn für alles Schöne überhaupt zu wecken, dann aber auch sich selbst mit seiner geliebten Gattin an den Schönheiten der Natur zu erfreuen. Kehrte die Familie Abends heim, so wurde ein einfaches Abendbrod eingenommen und dann noch vor dem Schlafengehen die mitgebrachten Blumen und Kräuter gepreßt, um später wohlgeordnet in ein Herbarium eingereiht zu werden, das mit den Jahren so reichhaltig war, daß kaum ein in der Umgegend wachsendes Kraut darin fehlte. Im Winter versammelte sich die ganze Familie, wozu Hauslehrer und Gouvernante mitzählten, in der großen Bibliothek und v. Friesen las dann öfters ein Drama von Shakespeare, eine Novelle von Tieck, ein Schröder'sches Lustspiel oder dergl. vor, während sich die Kinder angemessen mit einer Handarbeit beschäftigen mußten.

Die Bewirthschaftung des Gutes führte v. Friesen selber mit Hilfe eines Verwalters, und wie er Alles, was er unternahm, mit ganzer Seele that, so war er auch hier durchaus Landwirth. Mit eigener Hand führte er den Pflug und bei den von ihm angelegten Drainagen ist mancher Spatenstich von ihm selbst.

Aber seine geliebte Kunst und Wissenschaft, die für kurze Zeit stiefmütterlich behandelt schienen, vernachlässigte er trotzdem nicht. Seine schon früher sehr ansehnliche Bibliothek war durch die Leyßer'sche Erbschaft vermehrt worden, sie mußte daher frisch geordnet und aufgestellt werden; das Handtiren mit Büchern brachte aber wieder neue Lust zum Schreiben bei ihm hervor. Hatte sich v. Friesen schon früher auf dem Gebiete der Belletristik versucht und u. A. Novellen und Gedichte herausgegeben, so wandte er sich jetzt mehr der Historie zu und begann an einer größeren Ausarbeitung über die Theilung Sachsens 1815 zu schreiben. — Dieselbe ist nie vallendet worden. — Getrennt von seinem Freunde Tieck konnte er sich nur noch an dessen Schriften erfreuen und begann schon damals an seinen 1871 herausgegebenen Erinnerungen an L. Tieck zu schreiben. Durch die Vertiefung aber in Tieck's Schriften wurde er immer wieder au Shakespeare erinnert und begann auch über diesen bereits in Friedrichsthal zu arbeiten.

1859 übergab v. Friesen seinem zweiten Sohne, der bisher als Offizier in österreichischen Diensten gestanden hatte, das Gut und verzog nach Dresden, in eine verhältnißmäßig bescheidene Wohnung auf der Königsbrücker Straße, wo er procul negotiis sein Leben, nur mit Studium der Wissenschaften ausfüllend, beschaulich zu beschließen gedachte. — Allein es sollte bald anders kommen. Se. Majestät der König Johann, sein königlicher Freund, berief ihn wieder in seine Nähe und ernannte ihn 1860 zu seinem Hofmarschall. Es würde vermessen klingen, Se. Majestät den König Johann v. Friesen's Freund zu nennen, wenn nicht genügende Beweise vorhanden wären, daß zwischen diesen beiden durch die Verehrung für Wissenschaft und Kunst innig verwandten Seelen eine nicht zu leugnende geistige Freundschaft bestand. Gehörte doch v. Friesen zu den Ersten mit, denen Prinz Johann ein Exemplar seiner Uebersetzung der „göttlichen Comödie" von Dante schenkte. In den vielen Briefen aber, die später der König an v. Friesen richtete, sowie auch im persönlichen Verkehr gebrauchte er fast stets die Anrede „lieber Freund".

Um dem Hofe näher zu sein, bezog v. Friesen ein Quartier auf der Moritzstraße und hier war es, wo sich erst recht wieder ein reges wissenschaftliches Leben entfaltete. Obgleich sich v. Friesen auf das Wärmste seines neuen Berufes annahm und Küche, Keller und Kammer seines königlichen Herrn auf das Sargfältigste verwaltete, so blieb ihm doch immer noch Zeit übrig, an seinen Erinnerungen an L. Tieck zu schreiben und sich in die Schönheiten Shakespeare's zu vertiefen. Die gelehrten Kreise, in denen v. Friesen bis 1842 verkehrt hatte, waren theils ausgestorben, theils in alle Welt zerstreut; Dresden hatte sich vergrößert, die Gesellschaft war nicht mehr dieselbe, die sie vor 20 Jahren gewesen war; Salons wie die der Frau v. Lüttichau aber von L. Tieck gab es nicht mehr, allein trotzdem verstand es v. Friesen, sehr bald wieder mit namhaften Gelehrten Verbindungen anzuknüpfen. Mittags und Abends konnte man wiederhalt kleine auserwählte Herrengesellschaften dort finden, unter deren Theilnehmern ich nur einige nennen will, wie Hettner, Förstemann, Behn, Palleske, Schnorr v. Carolsfeld ꝛc. Ja es kam bald so weit, daß kaum ein bedeutenderer Gelehrter Dresden passirte, ohne den Verkehr mit v. Friesen gesucht zu haben. Wie viele es sich zur Ehre schätzten, ihm ihre Schriften zu überreichen, davon giebt noch heute seine nachgelassene Bibliothek Zeugniß, in der eine große Anzahl Bände zu finden ist, auf deren erster Seite die Dedication des Autors verzeichnet steht.

Aber auch Musik wurde auf der Moritzstraße getrieben; die Herren Concertmeister Schubert, Kammermusikus Fürstenau, Grützmacher, Göring, Riccius u. A. kamen öfters, um mit der gut und gern Clavier spielenden Tochter v. Friesen's kleine Concerte aufzuführen. Es waren dies keine größeren musikalischen Soiréen, sondern kleine Vereinigungen, in denen höchstens 20 Personen zugegen waren und zu denen die Künstler der königlichen Kapelle um so williger erschienen, als sie wußten, daß hier von dem erfahrenen Kunstkenner ihre Kunst gewürdigt wurde. Oft kam Mitternacht heran, ehe die heiteren „Musikanten", wie sie sich selbst nannten, aufhörten „Musik zu machen".

In Pillnitz, wohin während der Sommermonate das Hoflager verlegt wurde, waren es vornehmlich die königlichen Gärten, denen v. Friesen seine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Die Umänderungen des Schloßhofes, des englischen und des Blumengartens und der Palmenhäuser, welche auf des Königs Befehl vollzogen wurden, sind hauptsächlich auf Vorschlag v Friesen's erfolgt. Und mit welcher Sorgfalt er sich dieses Zweiges seiner Berufsthätigkeit annahm, beweist, daß er keinen Tag vorüber gehen ließ, ohne einen Rundgang durch die Gärten zu machen und ohne dabei die Gärtner, die um so lieber unter ihm arbeiteten, als sie sahen, daß er

ihr Geschäft verstand und Interesse dafür hatte, darauf aufmerksam zu machen, wie sie ihrem königlichen Herrn durch den guten Stand der Gärten Freude bereiten könnten. Die geringsten Aeußerungen der Befriedigung, seiten des Königs oder der Königin, nahm er mit dem größten Danke auf und ließ sich durch dieselben zu immer neuem Eifer anspornen.

Aber auch in anderer Weise benutzte er seine Stellung bei Hofe, in welcher er durch den Weggang des Oberhofmarschalls v. Gersdorf 1867, seines langjährigen Freundes, zum Oberhofmarschall aufgerückt war. Die großen Kunstschätze, welche das „grüne Gewölbe", die Silberkammer rc. bargen, waren zwar stets dem Publicum geöffnet gewesen, allein der unbemittelte Handwerker war noch immer zu wenig in der Lage, reellen Nutzen für sein Gewerbe aus diesen Sammlungen zu ziehen. v. Friesen's Vorschlägen hauptsächlich ist es zu danken, daß Photographien dieser Schätze angefertigt und der Zutritt zu den Sammlungen erleichtert, so sogar gestattet wurde, Zeichnungen von den einzelnen Gegenständen zu entnehmen. Dem jetzt in Dresden so hochentwickelten Kunstgewerbe hat v. Friesen dadurch nicht zum kleinsten Theil mit den Weg gebahnt.

Leider mochte sich schon Ende der sechziger Jahre bei v. Friesen ein Lungenleiden bemerkbar, welches ihn öfters verhinderte, seinen Dienst in so ausgiebiger Weise zu thun, als er es wünschte. Fast jedes Jahr war er genöthigt, im Sommer einen längeren Urlaub zu nehmen, um sein mit dem Lungenleiden zusammenhängendes Asthma in Rogatz zu kuriren. So gern er auch bis an sein Lebensende bei seinem ihm so wohlgewogenen königlichen Herrn ausgehalten hätte, sah er sich doch genöthigt, um seinen Abschied einzukommen. — Die goldene Hochzeit des von ihm so hochverehrten Königspaares, mit dem er viele heitere und trübe Zeiten getheilt hatte, war die letzte Gelegenheit, bei welcher er seines Amtes mit nie rastendem Eifer wartete; darauf trat er in den Ruhestand und bezog ein Quartier am Bautzener Platz, am artesischen Brunnen.

Hier gab er sich vollständig seinen wissenschaftlichen Bestrebungen hin, die sich im Studium von Shakespeare gipfelten. Hatte er schon in Friedrichsthal an Niederschriften über L. Tieck, dessen Vorlesungen über Shakespeare und an Studien über letzteren selbst gearbeitet, so hatte er dies auch während seiner Stellung bei Hofe nicht ganz vernachlässigt. Bereits 1864 erschienen seine „Briefe über Shakespeare's Hamlet" und trat er der großen deutschen Shakespeare-Gesellschaft in Weimar bei. Wie groß die Auszeichnung war, daß man ihn zum Vice-Präsidenten derselben ernannte, kann nur der ermessen, dem bekannt ist, daß diese Gesellschaft in der Hauptsache nur aus Gelehrten von Fach besteht und daß aus diesem Grunde für ihn, den Laien, diese Ernennung doppelten Werth haben mußte. — Nächst dem Studium Hamlet's interessirten ihn vornehmlich die Sonnette des großen britischen Dichters, welche 1869 von ihm übersetzt erschienen und deren Uebersetzung er im Sommer 1868 in Pillnitz vollendet hatte. Daß er während dieser Zeit stets seines treuen Freundes L. Tieck gedachte, dessen Bildniß auf seinem Schreibtische vor ihm stand, zeigt, daß 1871 seine „Erinnerungen an L. Tieck" erschienen. — Nun aber ermuthigt durch den glücklichen Erfolg, den seine bereits erschienenen Werke in der gelehrten Welt errungen hatten, begann er seine ganzen über Shakespeare gemachten Studien zu sammeln und sie in ein Gewand zu bringen, in dem er sie dem gelehrteren Theile des großen Publicums vorführen konnte. Diese „Studien über Shakespeare", deren 3 Bände 1874, 75 und 76 erschienen und ungemein günstig beurtheilt wurden, entstanden vornehmlich in der Wohnung am Bautzener Platz. Wenn er hier einen größeren Abschnitt fertig gearbeitet hatte, brachte er sein überaus sauber und mit der schönsten Handschrift geschriebenes Concept seiner Gattin, die, leider schon seit vielen Jahren vollkommen erblindet, sich an dem Anblick nicht laben konnte; allein er las es ihr vor, was er geschrieben hatte, und wenn die feingebildete Frau, welche infolge ihrer Erblindung mit doppelter Aufmerksamkeit seiner Vorlesung lauschte, dann mitunter in bescheidener, sich selbst verleugnender Weise eine Bemerkung darüber in die Form einer Frage kleidete, so sah er sich nicht selten veranlaßt, daraufhin Correcturen vorzunehmen. Daß er auch außerdem noch literarisch thätig war, beweisen verschiedene von ihm verfaßte Aufsätze in den Jahrbüchern der Shakespeare-Gesellschaft, in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung und im Neuen Archiv für sächsische Geschichte.

Die Sommermonate wurden von nun an in Rötha verbracht, dessen nunmehriger Besitzer, sein ältester Sohn, ihm eine angenehme Wohnung außerhalb des Schlosses in dem herrlichen Park hergerichtet hatte. Auch hier verkehrte v. Friesen oft mit Gelehrten der Leipziger Universität, die nach dem schönen Landsitze herauskamen, um sich mit ihm zu unterhalten. Sein Lungenleiden und das damit verbundene Asthma nahmen immer mehr zu, bald konnte er vor Athembeschwerden nicht mehr gehen und mußte auf der Roullette gefahren werden. 1878 bezog er ein anderes Quartier auf der Glacisstraße, in welchem er und die Seinigen die große Freude erleben sollten, daß am 27. Februar 1879 seine goldene Hochzeit gefeiert werden konnte. Ein Trinkspruch während des Mittagessens, über dem er ziemlich eine Viertelstunde sprach, gab Zeugniß von der geistigen Frische, die sich der von Krankheit arg heimgesuchte, bereits 77jährige Mann noch immer bewahrt hatte.

Aber immer heftiger traten die Krankheitserscheinungen auf; die einzige Bewegung, die er noch machte, war der Gang aus seinem Bette nach der daneben liegenden Bibliothek, wo er den ganzen Tag auf seinem Stuhle sitzend verbrachte, bis er Abends wieder nach dem Bette geführt wurde. Dabei war sein Geist noch von einer merkwürdigen Frische und Lebendigkeit, besonders wenn ihn Herren besuchten, mit denen er über ernste Gegenstände sprechen konnte, z. B. Superintendent Meier, Minister v. Strauß, Dr. Förstemann, Maler Andreae u. A. Im Frühjahre 1881 fühlte er sich so schwach, daß er sich nicht mehr getraute, die „weite Reise", wie er meinte, noch Rötha aushalten zu können. Der Sommer wurde in Laubegast verbracht, aber bereits im September das Stadtquartier wieder bezogen. Mit rührender, aufopfernder, die eigene Gesundheit gefährdender Sorgfalt pflegten ihn seine selbst stets kränkelnde und ganz erblindete Gattin und seine von Gichtschmerzen oft stark heimgesuchte Tochter, aber ihrer treuesten Pflege konnte es nur gelingen, seine Schmerzen zu lindern, nicht ganz zu stillen. Der rege und immer noch frische Geist, der sich in letzter Zeit von Shakespeare abgewandt hatte, konnte nicht ruhen, er dichtete bis an seines Lebens Ende; alte Sagen und historische Stoffe behandelte er in hochpoetischer Weise, noch drei Tage vor seinem Tode hat er an einem Gedichte geschrieben.

Auf seinem Stuhle sitzend, neben sich seine geliebte blinde Gattin, die jedem seiner Athemzüge mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte, schlummerte er sanft hinüber, ohne einen Laut von sich zu geben oder ein Glied zu rühren; nur als sie das Athmen des geliebten Mannes nicht mehr hörte, wußte seine Gattin, daß er verschieden. Dies war am 23. Januar 1882 Nachmittag ½2 Uhr.

Das Königshaus, dem er ergeben war wie wenig Andere, hat an ihm einen treuen Diener, die Wissenschaft einen eifrigen Pfleger und Förderer verloren.

Leipziger Theater.

Unter den Dichtern, die sich in jüngster Zeit einen Namen gemacht haben, steht Julius Wolff in erster Reihe. Sein „Rattenfänger von Hameln" hat durch den oft schalkhaften Humor und die reizenden eingelegten Lieder sich ein großes Publicum erworben und ist als Oper und Posse und in den verschiedensten Einrichtungen auf die Bühne gekommen. Gleiche Vorzüge haben seine anderen volksthümlichen epischen Dichtungen: nur der „Tannhäuser" hat in jeder Hinsicht zu große Dimensionen angenommen; der Dichter ist zu breit geworden, hat zu viele Sagenstoffe mit einander verschmolzen, zu viel in die Dichtung hineingeheimnißt, so daß sie bei dem Mangel an künstlerischer Beschränkung keine volle ästhetische Befriedigung gewährt, indem sie neben vielen Schönheiten viele geistig öde und todte Partien enthält.

Auch auf dem dramatischen Gebiete hat sich Julius Wolff mehrfach versucht: so ist eins seiner Schauspiele: „Drohende Wolken" an verschiedenen Bühnen mit gutem Erfolg zur Aufführung gekommen. Sein neues, schon an anderen Bühnen, auch am Dresdner Hoftheater gegebenes Lustspiel: „Die Junggesellensteuer" fand auch hier eine günstige Aufnahme.

Wie es Menschen giebt, die uns auf den ersten Blick sympathisch sind, so giebt es auch Stücke, die uns sogleich freundlich anmuthen. Das liebenswürdige Naturell des Autors tritt uns aus ihnen entgegen. So ist es auch mit der „Junggesellensteuer" der Fall. Es herrscht in dem Stück ein munterer Ton, jene Naivetät, die uns in den Dichtungen Julius Wolff's so wohlthuend berührt. Auch bewegen wir uns in einem Kreise feinerer Bildung: es sind nicht die gewöhnlichen hausbackenen Motive und Gedankengänge, welche das Spießbürgerthum hinter seinen vier Pfählen beschäftigen und die uns in den schwankartigen Possen oft so breit und mit solchem Behagen entgegentreten. Manches psychologische Problem wird angeregt; wissenschaftliche Untersuchungen spielen mit in die Handlung herein, ebenso politische Thatsachen, wie eine Abgeordnetenwahl; kurz, überall eröffnen sich Perspectiven auf geistige Interessen, welche die engen Schranken philiströser Häuslichkeit durchbrechen.

Der Dialog ist frisch und munter, oft poetisch angehaucht, oft von lyrischen Ergüssen unterbrochen, welche einen anmuthigen Guß und Schwung haben. Feuerwerke des Esprit würde man freilich in dem Lustspiel vergeblich suchen; es finden sich nicht einmal einzelne Charaktere darin, welche besonders von dem Espritteufel heimgesucht werden und in geistreichen Bemerkungen schwelgen; es liegt dies nicht in der Art und Weise des Dichters, der durch unbefangene Natürlichkeit sich seine Erfolge errungen hat.

Gewöhnt an den freien epischen Erguß, der sich in Julius Wolff's „Tannhäuser" sogar ins „Uferlose", wie Rückert sagt, ausbreitet, kann sich der Dichter allerdings in dem nach allen Seiten hin eingedämmten Raume des Dramas noch nicht vollkommen heimisch fühlen; es fehlt dem Stücke etwas an straffem Gang, vor allem an einem Mittelpunkt, um den dasselbe gravitirt. „Die Junggesellensteuer" wenigstens bildet diesen Mittelpunkt nicht. Der Titel erweckt Erwartungen, welche das Stück nicht zu erfüllen vermag. Diese Lockerheit der Composition hat es indeß mit vielen Lustspielen und Schwänken der neueren sehr bühnengewandten Autoren gemein; es sind offenbar seit Roderich Benedix in dieser Hinsicht Rückschritte gemacht worden. Die vornehme Kritik pflegt bisweilen die Achseln zu zucken über jenen verstorbenen Lustspielautor, dessen Stücke lange Zeit hindurch die Bühnen beherrschten und noch auf allen heimisch sind; man findet seine stets wiederkehrenden Verwicklungen und Verwechslungen trivial; man übersieht aber dabei ganz, daß er durchaus künstlerischen Sinn in Bezug auf die Architektur seiner Stücke besaß und einen Grundgedanken in dem ganzen Aufbau derselben durchführte. Wenn auch die gewöhnliche Tageskritik über solche Vorgänge leicht hinweggeht und ebenso wenig den Mangel an einheitlicher Gestaltung des ganzen Werkes rügt, so sollte doch gerade eine mit ästhetischen Maßstäben ausgerüstete Kritik einem Autor wie Benedix hierin gerecht werden. Man nehme Stücke von ihm wie „Das Lügen", „Die zärtlichen Verwandten" u. a.: wie sind sie alle aus einem Grundstamme herausgewachsen ohne irgend welche episodischen Schößlinge! Das Lob, das Shakespeare von den Fachästhetikern und nicht immer mit Recht erhält, sollte einem Benedix nicht vorenthalten werden, wenn er sich auch in einer mehr untergeordneten Sphäre des dichterischen Schaffens bewährt hat. Man vergleiche mit jenen Stücken Dramen von Moser, z. B. „Ultimo", in welchem Lustspiel ein einzelnes Motiv, mit dem die Haupthandlung gar nicht im Zusammenhang steht, den Titel hergiebt, oder „Unsere Frauen", ein Stück, in welchem jede klare Durchführung des satyrischen Grundgedankens fehlt . . . und man wird erkennen, daß unsere dramatische Production seit Benedix hierin keine Fortschritte gemacht hat.

In dem Wolff'schen Stück will ein Landrath a. D., der von parlamentarischem Ehrgeiz verzehrt wird, dem Ehrgeiz, zum Abgeordneten gewählt zu werden, eine Junggesellensteuer einbringen, sobald er ein Mandat erlangt haben wird. Es ist dies also „Musik der Zukunft", die sich dramatisch schwer instrumentiren läßt. Die Spannung, mit welcher der Landrath seiner Wahl entgegensieht, das Mißverständniß, das sich aus einem eingegangenen Telegramm ergiebt, das nur der Wahl seiner Frau zu einem Ehrenposten in einem Frauenvereine gilt, die Aufnahme, welche der kühne Plan einer solchen Steuer bei zwei alten Jungfern findet: das sind die einzigen komischen Motive, welche der Dichter dem Grundgedanken abgewonnen hat.

Dagegen dreht sich die Haupthandlung um die Bekehrung einer jungen emancipationslustigen Dame, Julie; und diese Handlung ist mit dem Grundgedanken in keiner Weise verwebt. Daß Julie sich gegen die Ehe sträubt: dafür müßte sie mit einer Jungfernsteuer bestraft werden. Nur daß mit der Junggesellensteuer ein Jungfernstift begründet werden soll, konnte sie für die erstere einnehmen; doch das sind lauter spinnenwebige Verknüpfungen, lauter über der Handlung schwebende Fäden, die sich im Flug kaum haschen lassen. Julie ist ein geniales, ehefeindliches Mädchen, sie schwärmt für die freie Liebe. Dadurch unterscheidet sie sich von andern ehefeindlichen Dramaheldinnen, wie Donna Diana, deren Stolz sich empört gegen die Hingebung an den Mann und die Abhängigkeit von demselben. Die „freie Liebe" ist für ein Mädchen, besonders auf der Bühne, wo sich Theorien nicht näher entwickeln lassen, ein bedenkliches Losungswort. Natürlich ist ja Julie keine Dame der Halbwelt oder Nullwelt, die ja die Praxis der freien Liebe pflegen, ohne damit besonderes Aufsehen erregen zu wollen; doch man weiß nicht recht, denkt sie blos das Recht des Herzens zu wahren und zu schwärmen, für wen sie immer will, oder will sie der freien Leidenschaft huldigen, ohne nach irgend einem Gebote der Sitte zu fragen? Daß sie dem Bildhauer sogar unaufgefordert als Leukothea Modell stehen will, zeugt wenigstens von einer sehr freigeistigen Auffassung und die dicken Schleier machen die Sache nicht viel besser; auch glaubt man nicht daran. Im Uebrigen überzeugen wir uns bald, daß wir es nur mit einer renommistischen Marotte oder höchstens mit der Begeisterung für poetische schrankenlose Leidenschaft zu thun haben. Mit einer solchen hat ein junger Poet seine Verse erfüllt: ihm, der pseudonym unter dem Namen Roland gedichtet, hat sie ihr Herz geschenkt; es ist die Sympathie des Denkens und Fühlens. Dieser Poet hat sich nach ihrer Ansicht „incarnirt" in dem Regierungsassessor Balmer und sie geräth außer sich, als sie erfährt, daß derselbe seinen Grundsätzen untreu geworden ist und eine Frau genommen hat. Doch Balmer ist nicht der rechte „Roland", wenn er auch früher als unbesteuerter Jung-

Digitized by Google

geſelle gelegentlich der ſehr angenehmen Theorie der freien Liebe zugeſtimmt hat. Der rechte Roland iſt der Bildhauer Moritz Rodeck; er iſt der Verfaſſer jener Gedichte, obſchon man im Laufe des Stückes nicht viel von ſeiner Freigeiſterei der Leidenſchaft merkt, ſondern er nur ein Verliebter iſt wie Hundert andere.

Man fragt ſich, ob ſich ein Frauenherz ſo in ein Pſeudonym verlieben kann, gleichgiltig in welcher Geſtalt es erſcheint unter den Sterblichen? Als Julie im Atelier des Bildhauers erſcheint, um als Leukothea ſich zu ent- oder verſchleiern: da erföhrt ſie denn, daß Rodeck der Verfaſſer jener Gedichte iſt und ſie acceptirt mit Freuden den Bildhauer ſtatt des Regierungsaſſeſſors. Aus Begeiſterung für die freie Liebe reicht ſie dem Dichter derſelben die Hand und auch dieſer deſertirt von der Fahne, die ihm den Sieg verſchafft hat. So war die freie Liebe Eheprocuratorin und nur thätig für ihr eigenes ſeliges Ende.

Einige Abwechslung in dieſe Haupthandlung bringt die Liebe der jungen Landrathstochter zum Privatdocenten Max Rittberg und die Eiferſucht der Frau Regierungsaſſeſſor Mathilde Bolmer auf ihren Gatten und Julie, die ſie bei einem, von der letzteren wenigſtens mit vielem Bedacht und durch allerlei Liſt arrangirten Stelldichein überraſcht. Man kann es der guten Mathilde nicht gerade übelnehmen, daß ſie darüber in Zorn geräth: beſonders als Julie noch dazu ihre Theorien von freier Liebe mit vollem Pathos entwickelt. Wir halten Mathilde deshalb noch nicht für einen weiblichen Othello. Eine andere Eiferſuchtsſcene ſpielt aber zwiſchen ihrem Gatten und dem Bildhauer Rodeck, der eine Liebeserklärung an Julie irrthümlich unter Mathildens Fächer gelegt hat, obſchon eine derartige Verwechslung bei Bildhauern, deren Blick doch für alle Aeußerlichkeiten ſehr ſcharf iſt, Befremden erregen muß. Alles klärt ſich natürlich auf's Beſte auf; auch die kleine Hedwig, die in dieſe Verwechslungen mit hereingezogen iſt, findet den rechten Bräutigam, wenn auch die gereimte Liebeserklärung, die ſie ſo glücklich machte, nicht von ihm herrührte.

So ſind zwar die Verwicklungen des Luſtſpiels keineswegs ſcharfe Ausprägungen des Grundgedankens, die pſychologiſchen Vorgänge im Herzen der Julie nicht mit voller Klarheit ausgeprägt: aber die auf der Bühne eingeführten Scenen erregen dennoch die Sympathie des Publicums durch den ungezwungenen heiteren Ton, der in ihnen vorherrſcht, und durch die feine Bildung, die ſich in Sprache und Gedanken verräth.

Die Aufführung des Stückes war wohlgelungen; beſonders wurde die Rolle der Julie von Frau Hildebrandt-v. d. Oſten mit vieler Friſche geſpielt. Dieſe Rolle hat ihre Klippe darin, daß eine ſo emancipirte junge Dame leicht einen unangenehmen Eindruck machen kann, wenn ſie ihre Theorien mit einer gewiſſen Aufdringlichkeit oder mit doctrinärer Selbſtgewißheit vorträgt. Bei Frau Hildebrandt hatten wir den Eindruck, daß nur überſtrömende Lebensluſt und poetiſcher Schwung Julie bewegen, ſich an keinen beſtimmten Mann zu binden, bis die rechte Liebe über ſie kommt. Dieſe letzten Scenen ſpielte Frau Hildebrandt mit warmem Gefühlsausdruck. Den Regierungsaſſeſſor Balmer, den vermeintlichen „Roland", der ſich in den Eiferſuchtsſcenen in einen wüthenden Roland verwandelt, ſpielte Hr. Ellmenreich durchaus angemeſſen, ganz als junger Beamter, der mit den Muſen nichts gemein hat, mit einem Anflug von Trockenheit, welcher ihn eigentlich gegen den Verdacht der Freundin, der Urheber jener poetiſchen Ergüſſe zu ſein, von Hauſe aus hätte ſchützen ſollen. Auch Moritz Rodeck beweiſt allerdings, daß man zwiſchen dem Dichter und dem Menſchen unterſcheiden muß. Denn etwas Dithyrambiſches hat er nicht in ſeinem Weſen. Hr. Ottbert ſpielte den Künſtler mit guter freier Haltung und ſicherer Ueberlegenheit, beſonders in der Scene mit dem eiferſüchtigen Freund. Hr. Eichenwald und Frau Spitzeder als Landrath von Drehwitz und Frau erſchienen uns etwas zu ſpießbürgerlich, ſpielten aber ſonſt mit beſter Laune, beſonders in der durch die zwei Telegramme illuſtrirten komiſchen Scene, wo das Reſultat der Wahl erwartet wird. Frl. Jürgens als Hedwig war eine Vertreterin der ſchönen Zeit der erſten Liebe, die ſie zu ganz anmuthigem Ausdruck brachte, während Frl. Friedhoff (Mathilde) als eiferſüchtige junge Ehefrau jedes Extrem vermied. Hr. Stöckel als Dr. Max Rittberg, als ein mit dem Studium der Pſohldauten beſchäftigter, etwas zerſtreuter Privatdocent, war wie immer von ungezwungener Komik. Die beiden alten Jungfern, Adeline Schneegans und Charlotte Lerche, wurden von Frau Schubert und Frau Weſtern ſowol in ihrem Uniſono, womit ſie zu Gunſten ihres Vereins bittſtellerten, wie in ihren abweichenden Meinungen und in den Nüancen der Charaktere recht komiſch dargeſtellt. Frl. Caspary als Hanno dagegen vermochte, ſo viel Mühe ſie ſich auch gab, doch nicht dieſe Hanno zu einer ergötzlichen Figur zu machen.

Erwähnen wollen wir noch, daß gegen das Griechiſche, das freilich nicht zu den gebotenen Fachſtudien der Regiſſeure und Künſtler gehört, auch an dieſem Abend wieder geſündigt wurde. Während bei der erſten Aufführung von „Antonius und Cleopatra" Charmion nach der Analogie des franzöſiſchen „charmant" ausgeſprochen wurde, hörte man in der Junggeſellenſteuer Leukothea fortwährend mit falſchem Accent ausſprechen, da nicht die zweite, ſondern die dritte Silbe betont werden muß, während die zweite kurz iſt.

Offenbar wußte das Publicum nicht, daß der Dichter ſelbſt der Vorſtellung beiwohnte: ſonſt würde der Hervorruf deſſelben den Erfolg der Vorſtellung noch lebhafter zum Ausdruck gebracht haben. Gehört doch Julius Wolff zu den Günſtlingen des Buchhandels und den Lieblingen der Leſewelt.

Rudolf von Gottſcholl.

Muſikbericht aus Dresden.

Eine in ihrer Art noch nicht dageweſene Erſcheinung in unſerem modernen Concertweſen iſt das umherreiſende Damen-Vocal-Quartett, beſtehend aus Anna Regan-Schimon, Anna Lankow, Minna Bingenheimer und Louiſe Pfeiffer van Beck, welches ſich auch bei uns, am 15. Februar, im Börſenſaale hören ließ. Unter dem Dargebotenen ſtanden die vierſtimmigen Vorträge, namentlich die a capella geſungenen, obenan und wir müſſen geſtehen, daß uns ein ähnlich trefflich geſchulter, ebenſowol durch die ſchönſte Klangfülle, wie durch größte Reinheit und correcteſte ſauberſte Ausführung erfreuender polyphoner Frauengeſang in unſeren langjährigen Concerterfahrungen noch nicht vorgekommen iſt. Selbſt die Leiſtungen des früher hier aufgetretenen ſehr tüchtigen ſchwediſchen Damen-Quartettes erſchienen gegen unſer deutſches und an weit ſchwierigere Aufgaben ſich wagendes Frauenchörlein noch etwas primitiv. Dagegen iſt den Solovorträgen der Damen, wenn wir diejenigen von Frau Regan-Schimon ausnehmen, die allerdings ebenfalls Vollendetes boten, nicht die gleiche Vollkommenheit nachzurühmen, wie den choriſchen Leiſtungen. Einzeln gehört, erſcheinen die Stimmen der Damen Lankow und Bingenheimer von etwas zu ſchwerem Gewicht oder zu rauh und ſcharf, namentlich da es der Schule nicht gelungen iſt, ſie hinreichend geſchmeidig und beweglich werden zu laſſen. Sympathiſcher wirkte die Stimme von Louiſe Pfeiffer, aber auch ihr fehlt jener Liebreiz im Klange und jene glänzende Beherrſchung ihrer Mittel, ſowie der äußerſt geſchmackvolle und anmuthige Vortrag, welche Frau Schimon auszeichnen. Jedenfalls aber iſt das Damen-Vocal-Quartett eine Erſchei-

nung von wahrhaft künstlerischem Werthe und daher des aufrichtigen Antheils aller Musikfreunde würdig.

Der Aschermittwoch brachte uns das, an diesem Tage alljährlich stattfindende große Concert der königl. Kapelle zum Besten des Unterstützungsfonds ihrer Wittwen und Waisen. Hr. Hofkapellmeister F. Wüllner, der die Leitung des Ganzen übernommen, ein seltener und gefeierter Gast, Hr. Dr. Johannes Brahms, die königl. Hofopernsänger Riese, Bulß, Gutzschbach und Frl. Rößler, sowie die Dreyßig'sche Singakademie und die oberen Chorclassen des königl. Conservatoriums waren an der Ausführung des Programms betheiligt. Nachdem Cherubini's mit Geist und Feuer ausgeführte Ouverture zu den Abencerragen vorübergerauscht war, erschien Meister Brahms am Flügel, um uns persönlich sein zweites Clavierconcert (B-dur) vorzutragen. Ein Mann wie Brahms ist zu bedeutend, um ihn mit dem gewöhnlichen Durchschnittsmaß zu messen, und das, was er bereits geleistet und noch leisten wird, ist so wenig mit dem, von einem großen Theile unserer heutigen Componisten Gebotenen in eine Linie zu stellen, daß er selber uns hierdurch dazu berechtigt hat, an ihn mit strengeren Anforderungen heranzutreten. So sagen wir denn ganz offen, daß die beiden ersten Sätze des Concertes, trotz manchem Interessanten, was sie für den specifischen Musiker hinsichtlich ihrer thematischen Durchführung und großangelegter sinfonischer Behandlung brachten, im Ganzen doch weniger anmuthend wirkten, als wir erwartet hatten. Es fehlte diesen Sätzen an Klarheit, Uebersichtlichkeit und mitunter selbst an Fluß; eine, Brahms überhaupt häufig eigenthümliche Neigung zur musikalischen Grübelei trat darin besonders stark hervor und der Klang des Flügels wollte sich mit dem des Orchesters nicht immer hinreichend verbinden. An den beiden letzten Sätzen jedoch konnten wir uns herzlich erfreuen; wie das Adagio durch schöne Tonfarben, Wohlklang, zwanglos einherströmenden melodischen Fluß und weihevolle Stimmung erquickte, so erfreute der letzte Satz durch frische Rhythmen und eine von aller Reflection unangekränkelte fröhliche Stimmung, dabei doch, durch manche geistvolle Wendung, den bedeutenden Musiker verrathend. Als Spieler steht mir Brahms weit höher wie die meisten Virtuosen, namentlich als solche, denen Production ihrer Technik noch einer ihrer Endzwecke ist. Bei unserem Gaste dagegen vergaßen wir, auch wenn er am Claviere saß, keinen Augenblick den Tondichter; denn das, was er vorträgt, quillt unmittelbar aus Herz und Gemüth hervor, scheint erst im Augenblicke des Vortrags unter seinen Händen zu entstehen und fesselt daher unser lebendigstes Interesse bis zum letzten Momente. Unsern aufrichtigsten künstlerischen Antheil gewann sich auch die nächste Nummer des Programms, die von Brahms für Chor und Orchester componirte „Nänie" von Schiller, welche nicht nur die erhabene Stimmung des Gedichtes durchaus wiedergab, sondern auch, in der Ungezwungenheit und reizvoll melodischen Führung der Vocalstimmen und deren dabei doch künstlichen Verwebung, die sichere Hand des Meisters im polyphonen Stil gewahren ließ. Im Orchester trägt eine wiederholte und charakteristische Anwendung der Holzbläsergruppe dazu bei, dem Werke ein Gepräge zu verleihen, das den Hörer unwillkürlich an die Antike mahnt nnd ihn glauben läßt, daß so oder doch ähnlich die Nänien geklungen haben könnten, welche die Römer zur Feier theurer Todten unter der Begleitung von Tibien und Hörnern gesungen. — Den glänzenden Abschluß des Abends bildete Mendelssohn's allbekannte und allbeliebte „Walpurgisnacht", deren, mit erhabenem Schwung so schön sich paarende heitere Frühlingslust und prächtiger Humor sowol durch die Solisten und den mächtigen Chor, als durch unsere königl. Kapelle unter Wüllner's vortrefflicher Führung zu vollendet schöner Darstellung gelangte. — Der elfte Uebungsabend des Tonkünstlervereins galt diesmal der Feier unseres Gastes Brahms und fand am 24. Februar im Börsensaale unter Mitwirkung der obersten Chorgesangclasse des königl. Conservatoriums für Musik vor einigen hundert Tonkünstlern und Musikfreunden, wenn auch unter Ausschluß der Oeffentlichkeit, statt. Selbstverständlich brachte das Programm nur Compositionen des gefeierten Meisters, unter denen besonders die prächtige Motette für Chor „Warum" (Op. 74 Nr. 1), die sich in Sebastian Bach's Stil groß und machtvoll aufbaut, sowie eine äußerst reizende und anmuthvolle Serenade für Holzbläser, Hörner, Bratschen, Cello und Contrabaß einen dauernden und lebhaften Eindruck hinterließen. Die Serenade ist ein Jugendwerk von Brahms und fesselt ebensowol durch Eigenthümlichkeit, als sie durch die Unbefangenheit und Naivetät, mit der sich der Tondichter darin ausspricht, alle Herzen gewinnt. Sollte der Componist das genannte Werk um dieser Eigenschaften willen und weil es in eine so frühe Periode seines Schaffens fällt, etwa unterschätzen (wie uns scheinen wollte), so rufe ich ihm mit einem Freunde, der mir damit aus dem Herzen sprach, zu: „Jugend hat auch ihre Tugend!" — Eine Sonate (Op. 78) für Piano und Violine wurde von Herren Scholtz und Ries, drei für vier Stimmen gesetzte altdeutsche Volkslieder von Wüllner's Chor unter dessen Leitung musterhaft vorgetragen. Die Direction der Motette und Serenade, letztere von 23 Mitgliedern unserer königl. Kapelle ausgeführt, hatte der Componist zu allgemeiner Freude selber übernommen. Ein dem Concerte folgender geselliger Abend erhielt eine besondere künstlerische Bedeutung dadurch, daß Brahms denselben durch Vortrag zweier von ihm componirter Rhapsodien verherrlichte. Nie ist mir Brahms als Spieler so machtvoll und fesselnd erschienen, wie an diesem unvergeßlichen Abend. Geleitet von den dankbarsten und herzlichsten Wünschen der ganzen Genossenschaft der Dresdner Tonkünstler und Musikfreunde entfernte sich Brahms nach Mitternacht aus der Mitte derselben, um mit dem Nachtzug nach Wien zurückzukehren.

Die Soiréen für Kammermusik der Herren Lauterbach, Hüllweck, Göring und Grützmacher schlossen ihren schönen Cyklus am 27. Februar mit Haydn's Kaiser Franz-Quartett und Beethoven's Quartett Es-dur Op. 74. Die beiden Werke trennten Noveletten für Clavier, Geige und Cello von Theodor Kirchner, meistens recht feinsinnige und liebenswürdige kleine Tonstücke, unter denen ich Nr. 2 und 4, die sich durch besonderen Reiz der Melodie und natürlichen Fluß auszeichnen, den Preis zuerkennen möchte. Der Componist machte selber den Interpreten dieser kleinen Tondichtungen und gewann sich durch deren geschmackvollen Vortrag auch als Clavierspieler diesmal unsern Beifall. Emil Naumann.

Griechenland — Rom — Palästina.

Drei geographisch-culturgeschichtliche Prachtwerke.

In der Geschichte des deutschen Buchhandels hat es wol kaum eine Periode gegeben, welche fruchtbarer in der Hervorbringung geographisch-culturgeschichtlicher Prachtwerke gewesen wäre, als die Gegenwart, in welcher ein Illustrationswerl der gedachten Art nach dem anderen die Presse verläßt. Kaum sind die prächtigen Darstellungen von „Aegypten" und „Indien" in Wort und Bild fertiggestellt, um die Büchertische der Kunstfreunde zu schmücken, und schon liegen uns die Anfänge dreier anderer ähnlicher Lieferungswerke vor, die an Pracht der Ausstattung und Gediegenheit des Inhalts den ersteren nicht nachstehen zu wollen scheinen und wie diese dazu bestimmt sind, klassische Gebiete unserem Verständnisse näher zu rücken, „ohne Aufbietung des gelehrten historischen und archäologischen Apparates, zunächst die Eigenart des betreffenden Schauplatzes dem großen Publicum vorzuführen, und in diese meist großartigen und er-

hebenden Wandeldecorationen die historischen und culturellen Entwickelungsmomente, Denkmäler und Städte, Ereignisse und individuelles Leben, gleich den Steinchen eines Mosaiks in den farbigen Untergrund einzufügen". Wir entnehmen die letzteren Worte dem uns vorliegenden Prospecte zu einem „Neuen Prachtwerke", welches dem Leser in großen Zügen ein Gemälde der hellenischen Welt vorführen soll. „Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des hellenischen Königreichs von Amand v. Schweiger-Lerchenfeld" ist der Titel dieses Werkes, welches in dem durch ähnliche Publicationen vortheilhaft bekannten Verlage von Heinrich Schmidt & Carl Günther in Leipzig in 20 Lieferungen zum Preise von je 1½ *M.* erscheint. Wie aus den bisher erschienenen Lieferungen hervorgeht, wird in demselben mit der beschreibenden Darstellung des heutigen Griechenlands die des antiken Lebens und seiner verschollenen Herrlichkeiten in zweckmäßiger Weise in Verbindung gebracht und kommen neben den landschaftlichen Schönheiten des heutigen Königreichs Griechenland die unzähligen von der Sage und Geschichte verklärten Ortschaften, Stätten und Bauwerke bildlich zur Anschauung. Mit einer Schilderung Athens, der themistokleischen Stadt, mit ihrer berühmten Akropolis, ihrem Areopage, den Säulenhallen der Propyläen, den Ruinen des kleinen Tempels der „ungeflügelten Nike", sowie des gewaltigen Tempels der Athene Parthenos, dessen acht kolossale dorische Säulen mit dem auflagernden Gebälk der rückwärtigen Giebelfront nebst dem Trümmerwerke der Cella und Seitenhalle die erhabene Größe und imposante Schönheit dieses erst seit zwei Jahrhunderten zerstörten Denkmales antiker Baukunst, wenn nicht erkennen, so doch ahnen lassen, dem gleichfalls arg zerstörten Theater des Dionysos, dem Schauplatz, wo Sophokles, Euripides und Aristophanes ihre Meisterstücke dem athenischen Volke vorführten, herrlichen Denkmälern der Vorzeit, neben denen das heutige königliche Schloß aus gelblichen Steinen recht nüchtern sich ausnimmt, wird das Werk vielversprechend eingeleitet. Der beschreibende Text ist ansprechend, die Illustrationen, denen gute Originalaufnahmen und Photographien zu Grunde liegen, geschmackvoll, zum Theil geradezu künstlerisch aufgefaßt. Für die nächsten Lieferungen ist die Beschreibung von Korinth und Argolis, Lakonien, Messenien und Arkadien in Aussicht genommen.

Auch das zweite in demselben Verlage erscheinende Prachtwerk „Rom. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rudolf Kleinpaul", welches bereits bis zur 12. Lieferung gediehen ist, knüpft zunächst an die Gegenwart an, geht überall von dem jetzigen Rom aus und stellt dessen landschaftliche Schönheiten, ebenso wie die Lebensverhältnisse seiner Bewohner dar, um im Anschlusse daran das alte Rom — die ewige, heilige Stadt — mit seiner überwältigenden Pracht vor dem Blicke des Lesers aufsteigen zu lassen, das alte Rom mit seinen Prachtbauten, Tempeln, Palästen, Bädern und Amphitheatern. Keine Stadt hat bekanntlich so zahlreiche und großartige Bauten und Kunstschätze aufzuweisen, wie Rom. Es liegen da — wie der mit den Verhältnissen Roms durch einen siebenjährigen Aufenthalt vollständig vertraut gewordene Verfasser mit Recht hervorhebt — gewissermaßen vier in ihrem Charakter ganz verschiedene Städte neben- und übereinander: das antike Rom, das altchristliche Rom, das Rom der Päpste und das moderne Rom, und jeder Theil fesselt das Interesse des Beschauers in demselben Grade. Uebrigens hat sich der Verfasser zur Begegnung vielfacher, uns recht überflüssig erscheinender Anfragen zu der Erklärung veranlaßt gesehen, daß er im Verlaufe seines Werkes keinerlei religiösen Standpunkt einnehmen, sondern dasselbe so zu schreiben gesonnen sei, wie es etwa ein fremder, mit dem Christenthume vertrauter, aber vorurtheilsfreier Philosoph schreiben würde. Den Leser für einen Augenblick mit Liebe in die „Santa Roma" zu versenken, sei Alles, was er anstrebe und verspreche: „wir werden in jedes Haus und in jeden Tempel, wo ein Gott angebetet wird, mit Pietät eintreten, aber wie Geister, die über den Formen schweben, allein mit sich und dem Unendlichen."

Der Verfasser führt uns in seinem schönen Werke zunächst auf den Marktplatz des alten Rom, das Forum, und schildert das Leben und Treiben der alten Römer, dann besteigen wir mit ihm das Palatium, wo Augustus seine berühmte Bibliotheca Palatina und den schönen Tempel des Apollo, Nero aber sein goldenes Haus aufbauten, — prächtige Vollbilder stellen u. A. den Blick durch den Titusbogen auf das Thal des Colosseums und die Mündung der Cloaca Maxima, darüber den Vestatempel, im Hintergrunde den Palatin dar. — Bei dem Abschnitte „Das Thal des Colosseums" verweilen wir etwas länger, um an der Hand desselben die fesselnde Darstellungsart des Verfassers zu belegen.

„Feurig ist der Vollmond aufgegangen: — so beginnt dieser Abschnitt — mit einer im Norden unbekannten Wärme ist er aus dem abendlichen Dunstmeer emporgequollen und das Auge der Nacht ruht wie ein Traum der Sonne, still und magisch über der ausgebreiteten Traumwelt. In seinem Lichte taucht die Stadt wieder auf, aber eine neue Stadt: sie ist es und ist es nicht, ein anderer seligerer Geist bescheint sie und spiegelt sich in ihr: mit unsichtbaren Strahlen verklärt er das alte Rom, und indem sie gleichsam alles Einzelne verschlingen und von den Ruinen nur die großen, allgemeinen Umrisse übrig lassen, entfaltet sich eine einfachere, aber eben darum noch erhabenere, feierlichere Landschaft. Eine überirdische, süße Helligkeit umfließt die sieben Hügel; die Himmelsflur, eingelegt mit Scheiben lichten Goldes, zieht uns magnetisch an wie eine ferne Heimath, lockt unsere ahnungsvolle Seele wie ein verwandtes Geisterreich, wo unzählige Unsterbliche ihre leuchtenden Kreise beschreiben und harmonisch durcheinander schwingen und klingen, ihre liebliche, vom Lärm des Tages nicht mehr übertönte Musik anhebend, — und indem wir sehnsuchtsvoll hinhören, schweben uns von den Blenden links die silbernen Gestalten der Venus und Roma auf, schreiten Arm in Arm und riesengroß über die heilige Stadt hin und bergen sich dann wieder in den Nischen ihres Tempels, welchen sie schwesterlich und göttlich, unüberwunden durch die Stürme der Jahrtausende bewohnen."

Daran knüpft der Verfasser eine eingehende kritische Betrachtung der künstlerischen Auffassung und der symbolischen Bedeutung des Doppeltempels mit der „zweieinigen Göttin", giebt sodann eine gelehrte Untersuchung nach dem Ursprunge des Wortes Colosseum und bei der Schilderung der inneren Ansicht des letzteren ein anschauliches Bild der altrömischen Gladiatorenspiele und Thierhetzen. Die Erwähnung des zum Baue des Colosseums, welches nach seinen inneren Einrichtungen und Raumverhältnissen genau beschrieben wird, verwendeten Materials giebt ihm Anlaß zu einer kunstgeschichtlichen Abhandlung über die drei Perioden der römischen Baukunst: die Peperin-, die Travertin- und die Marmorperiode, und zum Schluß läßt er die Geschichte des Bauwerkes folgen, die im Allgemeinen die aller großen römischen Ruinen ist: erst Zerstörung durch Feindeshand, dann Fortification durch die fehdelustigen Barone, dann rücksichtslose Ausbeutung zu finanziellen Zwecken, dann kirchliche Heiligung, endlich Ausgrabung und sorgfältige Erhaltung des Uebriggebliebenen durch die Archäologie.

Damit schließt das 6. Heft; die folgenden Hefte sind, sowie sie bisher erschienen, mit Beschreibungen der Caracallothermen und der Diocletiansthermen — in denen bekanntlich der Apollo bel Belvedere, der Hercules, die Laokoongruppe u. o. aufgestellt waren —, der Via Appia, der Grotte der Egeria und der originellen Reste der großartigen Wasserleitung der Aqua Claudia, der Mauer des Servius Tullius, der Foren des Nerva und Trajan, und schließlich des schönsten Denkmales, welches uns aus der alten Zeit geblieben ist, — des Pantheons, sowie des ehrwürdigen Capitoles angefüllt. Neben zahlreichen, fein ausgeführten und offenbar natur-

getreuen Illustrationen ist dem 10. Hefte ein Plan des alten Roms, dem 13. ein großer Plan des modernen Roms beigegeben.

Ihrem vielverbreiteten „Aegypten" läßt die Verlagshandlung von Eduard Hallberger in Stuttgart — oder vielmehr, wie die daraus neugebildete Actiengesellschaft firmirt „Deutsche Verlagshandlung, vormals Eduard Hallberger" — ein „Palästina" in Wort und Bild folgen. Es ist dies die Nachbildung eines englischen illustrirten Werkes mit gleichem Titel, zu dessen Herstellung berühmte Palästinaforscher und Künstler sich vereinigt haben, und zwar ist die Nacherzählung nach dem englischen Original keinem Geringeren anvertraut, als Georg Ebers. Die Verlagshandlung hatte sich nach Abschluß ihres „Aegypten" bereits mit dem Vorhaben beschäftigt, der bewährten Hand des letzteren die Herstellung eines anderen Original-Prachtwerks, das Palästina behandeln sollte, anzuvertrauen; daß sie nach dem Erscheinen des englischen Werkes über Palästina davon abgesehen und sich auf die Beschaffung einer deutschen Bearbeitung desselben beschränkt hat, kann nur gebilligt werden, besonders da die Persönlichkeit des Bearbeiters des Textes dafür bürgt, daß diese Bearbeitung gleichzeitig, soweit nöthig, eine Verbesserung und Berichtigung sein werde. Dazu kommt, daß die Verlagshandlung daneben noch einen deutschen Gelehrten, Eduard Guthe, nach Palästina entsandt hat, um von da aus und auf Grund der dort gemachten neuesten Erfahrungen an der Revision des Textes mitzuwirken. Der illustrative Theil des Werkes wird dagegen voraussichtlich ganz dem des englischen Originals entsprechen, die in den bisher erschienenen Lieferungen enthaltenen Illustrationen mit ihrer nahezu peinlichen Wiedergabe der Wirklichkeit lassen dies wenigstens vermuthen. Uebrigens sind die Holzschnitte sowie die Stahlstiche als solche, ebenso wie die ganze Ausstattung des Verlagswerkes vortrefflich. Uns liegen zunächst nur die ersten sechs Lieferungen desselben vor — ob inzwischen deren mehrere erschienen sind, wissen wir nicht, möchten es aber vermuthen, da nach dem im Mai 1881 erschienenen Prospecte alle drei Wochen 1—2 Lieferungen (zum Preise von je 1 *M.* 50 ₰) erscheinen sollen —*): dieselben enthalten eine lebendige Schilderung der heiligen Stadt Jerusalem mit dem Oelberge, dem Berge Moria und dem heiligen Grabe sowie der sonstigen zahlreichen Plätze und Gebäude, deren Namen Erinnerungen wecken, an denen wir schon in der Kindheit mit Liebe hingen, sowie eines Ausfluges nach Bethanien. „Da liegt es vor uns — schreibt der Verfasser —, herabgekommen zu einem kleinen Dorfe mit elenden Hütten, aber rings umgrünt von Feigen-, Oliven-, Mandel- und Johannisbrodbäumen, wie es ist, hebt es sich freundlich ab von den kahlen Felsen, die es umgeben. Seinen arabischen Namen el-'Asarije, führt man auf Lazarus zurück. Das Bemerkenswertheste, was es enthält, ist das „Schloß des Lazarus", dessen aus großen Steinen gefügte Grundlagen wol älter sind als der Thurm, den die Königin Melisendis von Jerusalem zur Zeit der Kreuzfahrer hier errichten ließ....."

Auch dieses Werk verdient es, daß man ihm warme Theilnahme entgegenbringt.

*) Neuerdings sind uns die Lieferungen 7—12 zugegangen. (Anm. d. Red.)

Bücherbesprechungen.

□ Timotheus. Ein Rathgeber für junge Theologen in Bildern aus dem Leben von Martin von Nathusius. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung 1881. — An diesem Schriftchen, das in seinem Titel an die älteste Pastoraltheologie in den Briefen des Apostels Paulus an seinen Geistessohn, den jungen Theologen Timotheus erinnert, thut vor Allem wohl der große sittliche Ernst und die tiefe christliche Auffassung von dem geistlichen Beruf mit seiner schweren, aber auch schönen Aufgabe, die er inmitten einer der Kirche entfremdeten Zeit hat. Den Grund dieser inneren Stellung der Zeit zur Kirche sucht der Verf. wesentlich mit darin, daß die Kirche ihre Aufgabe in der Vorbildung ihrer künftigen Diener nicht genügend erfüllt. Wie weit die Klagen und Anklagen, die der Verf. auf diesem Grunde erhebt, berechtigt sind, ist hier nicht der Ort, zu erörtern. Daß hier viel versäumt worden ist und versäumt wird von verschiedenen Seiten, das läßt sich nicht leugnen; namentlich muß man dem Verf. darin beistimmen, daß auf den Universitäten vielfach die ethische Bildung, die Bildung des geistlichen, theologischen Charakters hinter der intellectuellen Bildung zurücktritt. Ein Mangel freilich, der unserer ganzen modernen Bildung anhaftet! Und dann ist nicht zu übersehen, wie sehr es in unseren Tagen an der ersten und besten Vorschule für den zukünftigen Diener der Kirche im christlichen Elternhause fehlt. Ihre besten und gesegnetsten Werkzeuge verdankt die Kirche edlen, christlichen Müttern! Der stille, verborgene Dienst christlicher Mütter im Proseminar der Kinderstube fehlt der Kirche in unseren Tagen nur zu sehr. Einen Hauptschaden für den jungen Theologen findet der Verf. in der „falschberühmten Kunst" einer hochmüthigen Wissenschaft, die den Glauben zum Wissen erheben will, und namentlich richtet er sich dabei scharf gegen die sog. speculative Theologie. Wir können ihm darin nicht allewege folgen. Der Verf. unterschätzt die Bedeutung der modernen Speculation, die dem Christenthum und der Kirche mindestens indirect mehr Dienste geleistet, als er zugeben will. Sodann muß der junge Theolog diese Speculation kennen, um seine Zeit mit ihrer Wahrheit und mit ihren Irrthümern zu verstehen: unsere herrschenden Zeitanschauungen sind zu einem nicht geringen Theil Niederschläge der philosophischen Entwickelung, zum Gemeingut gewordene philosophische Lehren. Der Verf. selbst will ja nichts wissen von „einem Orthodoxismus, dem die wissenschaftlichen Vermittelungen mit der Zeit abgehen". Und die Krisis, durch die es bei dem jungen Theologen in der Auseinandersetzung der christlichen Ueberzeugung mit der Wissenschaft hindurchgeht, kann Keinem erspart werden. Das verlangt die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit der theologischen Ueberzeugung. Die Zweifel können nicht todtgeschwiegen, sie müssen überwunden werden. Und daß aus solchem Kampf der Glaube geläutert und bewährt hervorgehen kann, das beweist der Verf. selbst, der unter schweren Zweifeln gerungen, bis zum Zweifel am Dasein Gottes getrieben, und doch als ein bekenntnißtreuer Theolog in seinem Amte steht. Sicher beruht die Gewißheit des Glaubens nicht auf wissenschaftlichen Beweisen, der Glaube trägt seine Selbstgewißheit in sich im inneren Zeugniß des Geistes Gottes; aber ebenso wenig braucht der Glaube die Wissenschaft zu fürchten, und es würde ein sehr bedenkliches Mißtrauen in die Kraft der christlichen Wahrheit in sich schließen, wenn man an ihrer Macht auch über die „kröstigen" Irrthümer einer negativen Wissenschaft zweifeln wollte. Und neben der negativen giebt es eine positive Wissenschaft, die der evangelische Theolog nimmermehr ignoriren darf; dieser Wissenschaft ist der Protestantismus tief innerlich verwandt.

** Mit den uns neuerdings zugegangenen Lieferungen 46—59 ist das Prachtwerk „Ariost's Rasender Roland, illustrirt von Gustav Doré, metrisch übersetzt von Hermann Kurz, eingeleitet, mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von Paul Heyse" (Breslau und Leipzig, S. Schottländer), vollendet. Wir haben wiederholt die Vorzüge dieser Ausgabe gewürdigt und können nur nochmals constatiren, daß die bekannte vortreffliche Kurz'sche Uebersetzung des Heldengedichtes von Paul Heyse sorgfältig revidirt und durch Milderung der für die Jugend anstößigen Stellen für den Familientisch brauchbar gemacht worden ist, und daß die zahlreichen von Doré gelieferten Illustrationen fast ausnahmslos des Meisters würdig, zum Theil in der Auffassung und Ausführung geradezu vollendet sind.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 20. Donnerstag, den 9. März. 1882.

Inhalt: Die Molly-Maguires in den Vereinigten Staaten. — Bücherbesprechungen (Schwester Carmen. Schein und Sein, von M. Corvus. Vom Fels zum Meer. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik).

Die Molly-Maguires in den Vereinigten Staaten*).

Der Orden der Molly-Maguires, welcher in den Vereinigten Staaten seit dem Jahre 1854 als geheime Verbindung sein unheilvolles Wesen treibt und dort sich das pennsylvanische Kohlenbergwerksterrain hauptsächlich zum Schauplatz seiner verbrecherischen Wirksamkeit erkoren hat, ist aus Irland nach Amerika verpflanzt worden und hängt in seinem Ursprungsorte mit der gegen den Großgrundbesitz gerichteten agrarischen Bewegung auf das Engste zusammen. In Irland wurde er von der Landbevölkerung ins Leben gerufen, um einen Mittelpunkt für den gemeinsamen Widerstand gegen die Grundeigenthümer zu organisiren. In den Vereinigten Staaten ist er eine Verbindung der in den Kohlenbergwerken beschäftigten irischen Arbeiter geworden, welche das Ziel verfolgt, das Verhältniß zwischen den Grubenbesitzern und den Bergleuten zu controliren und zu regeln, die letzteren in Schutz zu nehmen und die ersteren zur Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Arbeiter zu nöthigen. Hervorgegangen sind die Molly-Maguires aus dem alten Orden der Hibernier, von welchem sie einen Zweig bilden. Dieser Orden ist eine große und einflußreiche Gesellschaft und in verschiedenen Staaten der nordamerikanischen Union sogar gesetzlich anerkannt. Sein Zweck ist ursprünglich Uebung der Wohlthätigkeit. Man hat außerhalb der Kohlenregion Pennsylvaniens niemals gehört, daß der Orden der Hibernier verbrecherische Zwecke verfolge, aber der schwere Vorwurf trifft ihn, daß er seine Verbindung mit den Molly-Maguires auch dann, als deren gesetzwidriges Treiben aufgedeckt war, fortsetzte und sogar durch Besteuerung aller seiner Mitglieder innerhalb der Union eine große Summe Geldes sammelte, um die Vertheidigungskosten für diejenigen Molly-Maguires aufzubringen, welche todeswürdiger Verbrechen angeklagt waren. Der Orden der Hibernier ist ein geheimer und übt einen großen Einfluß auf seine Mitglieder aus, die sämmtlich irische Katholiken sind. Die katholische Kirche hat den Orden, vermuthlich wegen seines Zusammenhangs mit den Molly-Maguires, in den Bann gethan.

In Pennsylvanien traten die Molly-Maguires zuerst im Jahre 1854 auf. Schon damals gewannen die Behörden die Ueberzeugung, daß in den Counties Schuylkill und Carbon eine geheime Verbindung existire, die vor keiner schweren That zurückscheute. Man nannte ihre Mitglieder „Buckshotts" (Rehposten), vermuthlich weil sie auf ihre Feinde mit Rehposten zu schießen pflegten. Es kamen indessen nur sehr vereinzelte Gewaltthaten zur Kenntniß der Obrigkeit, man hielt die Sache in den ersten fünf bis sechs Jahren für nicht gefährlich und ergriff keine nachdrücklichen Maßregeln, um den Geheimbund auszurotten. Anfang der 60er Jahre nahmen die Dinge eine ernstere Wendung.

Infolge des Bürgerkrieges stieg der Bedarf an Kohlen und das Geschäft in diesem Artikel nahm einen starken Aufschwung. Im Jahre 1862 zogen deshalb große Schaaren von Arbeitern nach den pennsylvanischen Kohlenfeldern, und da der bei weitem größte Theil der neuen Ankömmlinge Irländer waren, stieg natürlich die Macht der Molly-Maguires. Man wußte, daß der Orden bestand; da aber keiner, der ihm angehörte, die Mitgliedschaft einräumte und da seine Berathungen und Beschlüsse in ein undurchdringliches Geheimniß eingehüllt blieben, so fehlte den Behörden jede zuverlässige Nachricht. Als im Sommer 1862 die Ordre zur Aushebung für die Armee erschien, wurden von den Molly-Maguires sofort Schritte gethan, um die Ausführung derselben zu hindern und mit Gewalt gedroht, wenn man sie in Vollzug setzen wollte In Carbon-County blieb es nicht bei den Drohungen; Beamte, welche die Aushebung zu leiten hatten, wurden gemißhandelt, ja getödtet und einzelne Häuser von unbekannter Hand in Brand gesteckt. Grubenbesitzer empfingen anonyme Briefe mit der Aufforderung, die Arbeit einzustellen, widrigenfalls sie und ihre Beamten eines gewaltsamen Todes sterben würden. Im Sommer 1865 drang eine Bande bewaffneter Molly-Maguires in den Ort Mauch Chunk, überwältigte die Bürgerschaft, nahm Besitz von dem Gefangenenhause und befreite die Gefangenen. Um dieselbe Zeit wurde ein Aufseher bei einem Kohlenbrecher, Namens Langdon, in einer benachbarten Grube überfallen und zum Tode verwundet. Der Bergwerksingenieur K. Smith stand in dem Verdachte, den Behörden die behufs der Aushebung erforderlichen Mittheilungen gemacht zu haben; eines Abends brach ein Haufen verwegener Männer, die ihre Gesichter geschwärzt hatten, in sein Haus ein und erschoß den Unglücklichen inmitten seiner Familie.

Eine große Anzahl blutiger Thaten wurde selbst noch in den Jahren 1863—1866 in den Counties Schuylkill und Carbon vollbracht; die Opfer waren meist hervorragende Personen, welche in den benachbarten Bergwerken Aemter inne hatten, die Mörder waren unbekannte Leute, von denen niemals einer entdeckt wurde, sie handelten stets aus Haß oder Roche und Jedermann wußte, daß sie dem Orden der Molly-Maguires angehörten. Besonders eclatante Fälle brachte das Jahr 1867. Am 10. Januar desselben wurde der Superintendent (Betriebschef) der New York- und Schuylkill-Gruben-Compagnie auf offener Landstraße umgebracht. Die Compagnie, in deren Diensten er gestanden hatte, engagirte mehrere gewandte Detectives, um die Mörder zur Rechenschaft zu ziehen, allein ihre Bemühungen waren vergeblich. Bald darauf wurde ein anderer Gruben-Superintendent am hellen Tage etliche Yards vom Kohlenbergwerk entfernt ermordet. Obgleich mehrere Augenzeugen zugegen gewesen waren, fand sich doch Niemand, der vor Gericht wider die Mörder aussagen wollte. Am 15. März 1867 wurde ein Superintendent der Carbon-Grube nahe dabei erschossen. Die Frechheit der That erfüllte alle ehrlichen Leute mit Entsetzen. Es wurden öffentliche Versammlungen abgehalten, ein großer Preis auf die Entdeckung der Mörder ausgesetzt, aber Niemand wagte es, gegen

*) Vergl. den in Nr. 15 der Wissensch. Beilage besprochenen 11. Band der Neuen Serie vom „Neuen Pitaval".

die Molly-Maguires auszusagen, auch Diejenigen nicht, welche den Mord mit angesehen hatten. Am 30. März 1867 veröffentlichte das in Pottsville erscheinende „Miners Journal" die Namen von fünfzig Leuten, welche in der Zeit vom 1. Januar bis 30. März 1867 in Schuylkill-County ermordet worden waren. Nicht weniger als 27, mehr als die Hälfte waren von unbekannter Hand gefallen, sie alle durfte man auf Rechnung der Molly-Maguires setzen. Auch in den folgenden Jahren war kein Mensch seines Lebens sicher. Nur zwei charakteristische Fälle, insofern sie für den Terrorismus zeugen, welchen die Mordbande übte, seien noch herausgehoben.

Am Abend des 2. December 1867 ging der Steiger der Lehigh Coal- und Navigations-Compagnie in Summit Hill in die Office seiner Compagnie. Er hatte ein Geschäft in einem Laden zu besorgen; als er heraustrat, kamen mehrere Personen auf ihn zu, umringten ihn und eine derselben streckte ihn mit einem Revolverschuß zu Boden. Obgleich die Straße voll Menschen war, ließ man die Uebelthäter ruhig davonziehen. Am 17. October 1868 wurde Alexander Rae, ein Einwohner von Mount Carmel, auf der Landstraße angefallen, beraubt und ermordet. Ausnahmsweise konnten die Verbrecher vor Gericht gestellt werden, weil sich muthige Männer fanden, die wider sie Zeugniß ablegten; indeß ihnen traten Zeugen in großer Anzahl gegenüber, die ein Alibi der Mörder beschworen. Die Geschwornen sprachen daraufhin die Mörder frei.

Der Zustand in jenem District wurde immer unerträglicher; Niemand wußte, ob er den Abend erleben werde, und die Gerechtigkeit war lahm gelegt. Man nahm zwar Verhaftungen vor und es kam auch wol zu gerichtlichen Verhandlungen, aber jedesmal fanden sich Zeugen für die Angeklagten, die sie herausschworen, und gegen die Meineide ließ sich nicht aufkommen. Auch das half nichts, daß die Behörden und die Bergwerksgesellschaften bedeutende Belohnungen denen aussetzten, welche einen solchen Verbrecher überführen würden, denn die Molly-Maguires waren so fest und gut organisirt, daß niemals ein Schuldig erfolgen konnte. Sie schüchterten die Geschwornen ein und stellten falsche Zeugen auf, bis ihr Zweck erreicht war. Die Molly-Maguires wurden mit jedem Jahre verwegener, sie setzten es in den Counties von Schuylkill und Carbon durch, daß ihre Candidaten zu Communalbeamten gewählt wurden, und diese verwendeten die öffentlichen Gelder im Interesse des Ordens. Molly-Maguires wurden sogar Countycommissäre (ein Amt analog unseren Amtshauptleuten) und Schuldirectoren, ja einer von ihnen gelangte in den Gesetzgebenden Körper und einem anderen fehlten nur wenige Stimmen, um zum Richter erkoren zu werden.

Die Unsicherheit der Zustände war so groß geworden, daß der Wohlstand der reichen Gegend zurückging. Es war klar, daß das Capital und die industriellen Unternehmungen aus der Kohlenregion vertrieben würden, wenn es nicht gelang, dem Gesetze wieder Achtung zu verschaffen und das Joch einer organisirten Verbrecherschaar abzuschütteln. Zum Glück fand sich der rechte Mann, um diese Aufgabe zu lösen, in der Person des Präsidenten der Philadelphia- und Reading-Eisenbahn-, Kohlen- und Eisencompagnie, Franklin B. Gowen. Die obengenannte Gesellschaft besitzt 125 000 Acres der werthvollsten Kohlen- und Eisenländereien in jener Gegend, ihr Eigenthum ist das größte Anthracitkohlenfeld der Erde, ihre Bergwerke gehören zu den ergiebigsten in Pennsylvanien und ihre Eisenbahn repräsentirt einen Werth von vielen Millionen. Alle diese gewaltigen Interessen waren aufs Höchste gefährdet, wenn der Terrorismus der Molly-Maguires fortdauerte.

Charakteristisch für die Ohnmacht der Regierungsgewalt und für die Lazheit und Unzulänglichkeit der öffentlichen Sicherheitsvorkehrungen des Staates in den Vereinigten Staaten ist der Weg, welchen Gowen einschlug und welcher ihn schließlich zum Erfolge führte. Im Herbst 1873 setzte er sich mit der Pinkerton'schen Privatdetective-Agentur in Chicago in Verbindung, die in dem Rufe stand, zuverlässige, sehr gewandte Leute zu besitzen und in der Entdeckung von Verbrechern Vorzügliches zu leisten. Der Plan, der entworfen ward, gipfelte darin, daß die Agentur einen Mann zur Verfügung stellte, der es übernahm, sich in den Orden der Molly-Maguires einzuschleichen, selbst deren Mitglied werden, dadurch die Organisation, ihre Leitung und ihre Leiter kennen lernen und so das Material sammeln sollte, welches erforderlich war, um die Verbrecher vor Gericht zu stellen.

Dieser Mann fand sich in einem gewissen James M'Parlan aus Armagh in der irländischen Provinz Ulster. Wir übergehen die wechselvollen, sich mitunter in ihrer Gestaltung zu einer wahrhaft dramatischen Spannung steigernden Einzelheiten, welche die Darstellung des gegen die Molly-Maguires geführten Criminalprocesses im „Neuen Pitaval" berichtet und beschränken uns auf die Bemerkung, daß es M'Parlan nicht allein gelang, in den Orden der Molly-Maguires aufgenommen zu werden, sondern auch in demselben so festen Fuß zu fassen, daß er schon nach kurzer Zeit zum Secretär der Loge gewählt ward und infolge dessen berechtigt war, als Delegat an den Countyconventionen des Ordens Theil zu nehmen. Er lernte dadurch den ganzen Organismus des Ordens bis in seine innersten Getriebe kennen. Wir erfahren darüber im Wesentlichen Folgendes:

Der alte Orden der Hibernier besteht in England, Schottland, Irland und den Vereinigten Staaten; er wird geleitet von einem Directorium: „Board of Erin", dessen Mitglieder in England, Schottland und Irland gewählt werden. Das Directorium controlirt die einzelnen Zweige und Logen, es giebt alle drei Monate die Zeichen und Paßworte aus, die somit allvierteljährlich wechseln. In den Vereinigten Staaten ist Neuyork das Hauptquartier des Ordens. Die Nationalbeamten werden gewählt und bestehen aus einem Nationaldelegaten, Nationalsecretär, Nationalschatzmeister und dem Präsidenten des Directoriums von Stadt und County Neuyork. Jeder Staat der Union hat seine eigenen Beamten: einen Staatsdelegaten, Staatssecretär und Staatsschatzmeister, die aus der Wahl der Countybeamten hervorgehen. Die Countybeamten, ebenfalls ein Delegat, Secretär und Schatzmeister, werden durch Countyconventionen gewählt, welche von den Beamten aller Logen oder Divisionen gebildet werden. Die Logen- oder Divisionsbeamten sind: ein Meister der Loge, ein Secretär, ein Schatzmeister, welche von allen Mitgliedern der betreffenden Loge oder Division gewählt werden. Nur geborene Irländer, die römisch-katholisch sind, können in den Orden aufgenommen werden. Es wird behauptet, daß derselbe in den Vereinigten Staaten mehr als 6000 Logen hat und über 100 000 Mitglieder zählt. Nach der Verfassung ist den Mitgliedern christliche Liebe gegen alle Menschen und ein ehrbares, sittliches Leben zur Pflicht gemacht. Wie es damit in Wirklichkeit beschaffen ist, ergiebt sich daraus, daß von allen Logen nur eine einzige, die in Philadelphia, ein Wort der Entrüstung gegen die schweren Verbrechen der Molly-Maguires gehabt und daß der Orden der Hibernier, wie bereits erwähnt, große Summen Geldes aufgebracht hat, um die vor die Geschwornen gestellten Molly-Maguires der verdienten Strafe zu entziehen.

Die Verbrechen werden nach M'Parlan's Bericht von den Molly-Maguires in systematischer Weise verübt. Wenn ein Mitglied des Ordens Klage erhebt, daß es von irgend einer Person beleidigt worden sei, oder Anzeige macht, daß der oder jener dem Orden gefährlich sei, so wird die Klage oder die Anzeige entweder dem Logenmeister, oder einer Versammlung der Meister aller Logen der County und anderen leitenden Molly-Maguires vorgelegt, und zwar hat der Countydelegat diese Versammlungen einzuberufen. Der Logenmeister oder die Versammlung entscheidet, ob etwas in der Sache geschehen und welche Strafe verfügt werden soll. Ist eine

Strafe beschlossen, so wird entweder der Countydelegat oder der Meister einer anderen Loge ersucht, Leute zu stellen, welche die Strafe vollziehen. Zugleich wird feierlich versprochen, daß man der Loge, welche die Leute stellt, in ähnlichen Fällen wieder zu Diensten stehen wolle. Der requirirte Logenmeister wählt die Leute, welche die Strafe zu vollstrecken haben, aus, oder sie werden durch das Loos bestimmt. Ein Mitglied, welches die Wahl ablehnt, oder sich nach erfolgter Auslosung weigert, den Auftrag auszurichten, wird aus dem Orden ausgestoßen. Die Personen, welche die sogenannte Strafe zu vollziehen, richtiger gesagt, das beschlossene Verbrechen zu begehen haben, sind gewöhnlich dem Verurtheilten ganz fremd und handeln nicht aus Haß oder Rache gegen ihn, sondern weil der Orden es befiehlt. Sie werden in das Hauptquartier der requirirenden Loge gesendet und erhalten daselbst ihre Instructionen. Die Strafen bestehen fast ausschließlich darin, daß der den Molly-Maguires mißliebige Mensch in brutaler Weise durchgeprügelt oder ermordet, daß ein Haus, ein Kohlenbrecher oder ein anderes zu einer Grube gehöriges Gebäude in Brand gesteckt wird. Das Urtheil lautet fast immer auf Tod, denn „Todte können nichts erzählen", und das Urtheil pflegt mit einer wahrhaft entsetzlichen Ruhe, Kaltblütigkeit und Tollkühnheit vollstreckt zu werden. Der Mord wird, wie sich die Gelegenheit darbietet, heimlich an einem einsamen Ort, aus dem Hinterhalt heraus oder auch in den Straßen einer Stadt, im Angesicht einer Menge von Menschen verübt. Der Mörder wird von seinen Genossen als ein Held gefeiert, man giebt ihm zu Ehren ein Fest und oftmals sind sogar große Belohnungen gezahlt worden, wenn ein dem Orden sonderlich verhaßter Feind umgebracht worden war. Den Molly-Maguires ist es aber auch gestattet, auf eigene Rechnung und ohne daß ein Befehl der Oberen vorliegt, zu morden und zu rauben. Sie werden geschützt, mögen sie in ihrem eigenen Interesse oder auf Geheiß ihrer Oberen gehandelt haben. Wenn ein Molly-Maguire wegen eines Verbrechens verhaftet wird, so werden seine Genossen mit einer Steuer belegt, um Advocaten als Vertheidiger zu engagiren, die Angehörigen des Gefangenen zu unterstützen und ihm in jeder Art beizustehen. Es werden falsche Zeugen für den Beweis eines Alibi geworben, niemals fehlt es an Personen, die sich dazu hergeben, denn es ist die Pflicht jedes Molly-Maguire, sobald es der Rettung eines Ordensbruders gilt, einen Meineid zu schwören.

Nachdem es gelungen war, in die innere Werkstatt dieses furchtbaren Geheimbundes einzudringen, war es verhältnißmäßig leicht, diese Horte Uebelthäter zur Verantwortung zu ziehen. Entsetzliche Mordthaten, welche in das Jahr 1875 fallen, boten die criminalistische Handhabe. Anfang 1876 wurden zwei der verruchtesten Molly-Maguires unter die Anklage des Mordes gestellt, der eine davon des Mordes im ersten Grade schuldig gesprochen und zum Tode durch den Strang verurtheilt; weitere Anklagen folgten und am 21. Juni 1877 wurden zehn Molly-Maguires, sechs im Gefängnißhofe von Potsville, vier in Mauch Chunk mit dem Tode am Galgen bestraft. Für den Augenblick waren die Uebelthäter eingeschüchtert; aber es dauerte nicht lange, so hatten sie sich unter anderen Führern von Neuem organisirt und führten nun von Wuth entbrannt einen desto blutigeren Krieg gegen die menschliche Gesellschaft. Sehr bald hörte man von neuen Ueberfällen, Mordthaten und Brandstiftungen, mit denen das Jahr 1877 angefüllt ist. Die Schreckensherrschaft dauerte fort bis in das Jahr 1878 hinein. Die Kohlenbrecher mußten bewacht, die Superintendenten, die Ober- und Untersteiger von starken Wachen umgeben werden — und doch schützten die Vorsichtsmaßregeln nicht. Weitere Exempel mußten statuirt werden; 1878 wurden abermals eine Anzahl von Missethätern, theilweise für Verbrechen, welche bereits Jahre vorher von ihnen begangen worden, aber wegen des herrschenden Terrorismus bisher unbestraft geblieben waren, processirt.

Durch die Untersuchung ist die inhaltschwere Thatsache festgestellt worden, welche die nach europäischen Vorstellungen schier unglaubliche Ausbreitung und lange Dauer des von den Molly-Maguires getriebenen Unwesens einigermaßen erklärt: daß die gegenwärtig am Staatsruder befindliche republicanische Partei dem unsauberen Treiben der Molly-Maguires activ Vorschub geleistet hat. Im Verlaufe der Proceßverhandlungen ist zu Tage gekommen, daß Zusammenkünfte zwischen den höchsten Beamten des Staats und dem Haupte der Mörderbande stattgefunden haben, und daß dabei große Summen gezahlt worden sind, um sich die Stimmen dieses käuflichen Bundes zu sichern. General Siegfried verhandelte mit Führern der Molly-Maguires und erkaufte die Stimmen der Ordensglieder für die Wahl John F. Hartranft's, eines der Häupter der republicanischen Partei, zum Gouverneur. Zum Dank für diesen, der Partei geleisteten Dienst erhielt der saubere Herr das Amt eines Dampfkesselinspectors für Schuylkill-County, das jährlich 18 000 Dollars einbringt. Das Gesetz schreibt ausdrücklich ein Examen des Bewerbers um dieses verantwortungsvolle Amt vor, General Siegfried aber wurde, obgleich ihm die erforderlichen Kenntnisse gänzlich abgingen, ohne Examen angestellt. Der ehrenwerthe Gouverneur Hartranft revanchirte sich für die geleisteten Wahlhandlangerdienste, indem er die Hinrichtung eines verurtheilten Parteihauptes willkürlich vertagte und eine Anzahl Molly-Maguires begnadigte, welche im Zuchthause und in den verschiedenen Countygefängnissen die Strafe ihrer Verbrechen büßten.

Zur Zeit haben zweiundzwanzig Mitglieder des Ordens der Molly-Maguires ihre Verbrechen am Galgen gebüßt. Ob damit die Macht und der Einfluß des Geheimbundes dauernd gebrochen ist, dürfte zu bezweifeln sein, so lange die republicanische Partei in Besitz der Regierungsgewalt sich befindet. Seit 1860 leitet dieselbe die Geschicke der Vereinigten Staaten und ziemlich ebensolange haben die Molly-Maguires ihr unheilvolles Wesen getrieben. Freilich trägt auch die höchst mangelhafte amerikanische Strafproceßordnung, welche dem Verbrechen förmlich Thor und Thür öffnet, um der Gerechtigkeit Hohn zu sprechen, und überdies rabulistischen Verschleppungen nach Möglichkeit Vorschub leistet, ihr Theil dazu bei, daß ein Unwesen, wie es im Vorstehenden geschildert worden, so lange ungeahndet getrieben werden konnte. Der jüngst verhandelte Proceß gegen den Präsidentenmörder Guiteau wirft in der eben angedeuteten Richtung die tiefsten Schatten auf die Exactheit der amerikanischen Rechtspflege. Daß ein notorischer Meuchelmörder, dessen fluchwürdige That vor hunderten von Augen am hellen Tage an öffentlichem Orte verübt worden ist, noch fast dreiviertel Jahre darauf nicht processirt ist und daß die endlich gegen ihn angestrengte Proceßverhandlung fast ein Vierteljahr Dauer in Anspruch nimmt, dürfte in keinem civilisirten Lande der Welt weiter vorkommen und steht im grellsten Gegensatze zu der Raschheit und Präcision, womit in den europäischen Culturstaaten Gerechtigkeit geübt wird.

Freuen wir uns überhaupt, daß in den europäischen Culturstaaten Dinge, wie sie vorstehend berichtet wurden, platterdings eine Unmöglichkeit sind; aber lassen wir es uns auch zu ernstmahnender Lehre dienen, auf welch' furchtbare Abwege ein Staatswesen geräth, in welchem die absolute Parteiherrschaft zu einem alle Functionen der öffentlichen Gewalt durchdringenden und beherrschenden Ferment geworden ist.

Bücherbesprechungen.

— Schwester Carmen. Aus dem Leben einer Herrnhuter Colonie. Schein und Sein. Erzählung von M. Corvus. Leipzig, Bernhard Schlicke. — Beide, hier in Bücherousgobe vorliegenden Erzählungen sind, soviel uns bekannt, bereits in der gediegenen Unterhaltungszeitschrift „Solon" zum Abdruck gelongt und haben inholtlich einen so bedeutenden Werth, daß die Veronstaltung eines Separotabdruckes gegenständlich gerechtfertigt erscheint. Insbesondere gilt dies von der ersten Erzählung: „Schwester Carmen", welche zugleich uns in dos, dem größeren Publicum nur wenig und oberflächlich bekannte Innenleben der Herrnhuter Brüdergemeinden einführt. Der Verf. stellt die eigenthümlichen Einrichtungen dieser Glaubensgemeinschaft im Allgemeinen richtig dar und steht denselben nicht ohne eine gewisse Sympothie gegenüber, welche ihn indessen gegen gewisse Schwächen und Schattenseiten keineswegs blind mocht. Zu leugnen ist es ja nicht, daß, wenn es gelänge, die Einrichtungen des Herrnhuter Gemeindelebens ouf ein gonzes Staatswesen zu übertragen, damit eins der inhaltschwersten Probleme unserer Zeit in, nur wenig noch zu wünschen lassender Vollendung gelöst wäre; oder es ist und bleibt eben die Frage, ob dies thatsächlich ausführbor ist. Immerhin glauben wir, doß für die Lösung mancher, aus verschiedenen Gründen von Tage zu Tage immer schwieriger zu erledigenden humanitären Aufgaben, beispielsweise die Armenpflege, eine praktische Ausdehnung von gewissen Herrnhuter Einrichtungen gor nicht vom Uebel wäre. Der stoffliche Aufbau der Geschichte erweist, daß tiefgreifende Herzensconflicte auch unter den onscheinend so einfach und glott verlaufenden Verhältnissen des sociolen Lebens in einer Herrnhuter Gemeinde vorkommen können, wobei indessen nicht oußer Betrocht bleiben darf, daß die, das Substrat dieser Conflicte bildende Einrichtung, Ehebündnisse von der Entscheidung durch das Loos obhöngig zu mochen, gegenwärtig in der früher in einzelnen Fällen mitunter vielleicht vorgekommenen Rücksichtslosigkeit wol schon längst nicht mehr besteht und, wenn überhoupt noch, nur ausnohmsweise und unter vollständiger Wahrung der Selbstbestimmungsfreiheit der Betheiligten Platz greift. — Die zweite Erzählung: „Schein und Sein" führt uns in dos Leben der bevorzugten höheren Gesellschaftskreise ein und giebt uns in seinem trefflichen Inhalt ein gut entworfenes, das Interesse des Lesers bis zur letzten Seite in Spannung erhaltendes Bild aus deren Leben und Treiben, das durch treffende Charakterisirung der darin onftretenden Persönlichkeiten noch einen besonders werthvollen Reiz enthält. Die Schürzung des Knotens, welcher in dem Conflict zwischen Schein und Sein seinen Schwerpunkt erhält, ist mit großem Geschick durchgeführt.

— Vom Fels zum Meer. Spemonn's Illustrirte Zeitschrift für das deutsche Hous Heft 2 bis 6. Stuttgort, W. Spemann. — Das erste Semester der neuen Spemonn'schen Zeitschrift ist jetzt zu Ende gegongen und ein kleiner Rückblick auf das in den vorliegenden sechs Heften Gebotene wol om Orte. In ungeahnter Weise hat dos Unternehmen einen Aufschwung genommen, der ouch die kühnsten Erwartungen zn Schanden gemocht hat: eine Zeitschrift, welche, wenige Monate noch ihrem Entstehen, mit einer Auflage von 35 000 Exemplaren operiren kann, mnß nicht gonz Gewöhnliches leisten. Als das erste Heft erschien, konnte dosselbe mit dem Bemerken begleitet werden, doß es nach Inholt und Ausstottung gleich vorzüglich sei: zum Lobe der weiteren fünf Hefte mag wol die Thatsache am besten sprechen, wenn versichert wird, daß diese fünf Hefte ouf der Höhe des ersten stehen. Wurde bei Besprechung der Probennmmer in erster Linie auf den künstlerischen Schmuck, auf die dichterischen Gaben der Zeitschrift verwiesen, so sollen heute die belehrenden Aufsätze kurz berücksichtigt werden. Gleich das zweite Heft wird durch einen Artikel eröffnet, dessen Thema Beachtung verdient, Beachtung für Eltern und Pädagogen: „Noturonloge und Berufswohl". Jürgen Bono Meyer weist in diesen Zeilen nach, wie hemmend eine folsche Berufsonleitung auf große Tolente und energische Naturen gewirkt habe (z. B. bei dem Maler Asmus Carstens); wie nachtheilig müssen die Folgen verkehrter Berufsanleitung erst bei dem Mittelgut der Menschheit sein! Gleichfalls on die Eltern und Lehrer wendet sich der Aufsotz von J. Uffelmonn: „Ueber Schulkronkheiten" (Heft 6). Falsche Einsicht der für das Wohl der Untergebenen verontwortlichen Erzieher hat gerode ouf dem Gebiete der Pädagogik oft die verhöngnißvollsten Folgen. Der Verfasser behandelt nachstehende Abnormitäten bei Kindern: Kurzsichtigkeit, Verkrümmung der Wirbelsäule, Ernährungsstörungen, Nervösität, Kopfschmerz, Kronkheiten der Athmungsorgane, den Kropf, ansteckende Krankheiten, olles Unregelmäßigkeiten, zn denen die Schule, ober ouch die Erziehung im Hause, oder besser gesogt: deren solsche Praxis den Grund zn legen pflegen. Je höher nnd angestrengter die Schulbildung wird, desto mehr pflegen sich die Kronkhoftigkeiten zn steigern; mon hat constatirt, daß, wos die Kurzsichtigkeit onbelongt, sich auf Dorfschulen das Verhältniß der Kurzsichtigen zu den normal Sehenden ouf 1% stellt; ouf städtischen Elementarschulen sind es 5—11%, ouf höheren Töchterschulen 10—24%, ouf Realschulen 20 bis 40%, auf Gymnasien 30—55% n. s. w. Die Gründe hierzu, Vorschlöge zur Abhilfe werden vom Verfosser geboten. Gleichfolls on das proktische Interesse wendet sich die Betrochtung über das „Soll und Hoben im Haushalte" von Mathilde Lommers. Die weiteren belehrenden Themen, deren gründliche nnd leichtfoßliche Darstellung besonders hervorgehoben werden möge, verbreiten sich ziemlich gleichartig über olle Gebiete des Wissenswerthen: über Naturgeschichte und Erdkunde, Cultur-, Kunst-, Musik- und Kriegsgeschichte, Theaterhistorie, Astronomie, Mythologie, Auswonderungsongelegenheiten, Physik u. a. m. Heft 4 ward Weihnachten gewidmet: neben dem Gemüth wird in diesem Heft ouch der Verstand befriedigt, der z. B. sich über den „Weihnachtsbaum und seine Bedeutung" orientiren will, nach dem Weihnachtsmarkt fragt, wie er nicht nur heutzutage, sondern ouch, wie er beispielsweise im „alten Nürnberg" obgehalten wurde. — Die Zeitschrift konn nicht dringend genug zur Lectüre empfohlen werden. J. R.

— Von der „Deutschen Rundschou für Geogrophie und Statistik" (A. Hortleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig), welche nach dem unlängst erfolgten Ableben ihres hochverdienten Begründers, Prof. Dr. Arendts in München, von Prof. Dr. Friedrich Umlouft in Wien herousgegeben wird, ist jüngst das fünfte (Februar-) Heft des vierten Johrgongs zur Ausgobe gelongt, dessen Inhalt fernerhin bethätigt, daß ouch unter der gegenwärtigen redactionellen Leitung diese geographische Zeitschrift sich auf ihrem Höhepunkt und in ihrer eigenartigen Gediegenheit hält. Das gegenwärtig vorliegende Heft enthält an größeren Aufsätzen: „Neuguinea und Madagoscar" von Dr. E. O. Hopp, „Aus dem japonischen Reiche" von Dr. J. M. Jüttner, „Der Oberlouf der Elbe" von Dir. R. Manger und „Dos Klydoscop" von R. Hauser. Trefflich ousgeführte Illustrationen dienen dem Text zur Veronschoulichung. Eine weitere Fortsetzung finden die Mittheilungen über die Ergebnisse der letzten Volkszöhlung in der österreichisch-ungorischen Monarchie, welche, wie schon früher erwähnt, gelegentlich höchst überraschende Thotsochen festgestellt hoben. Dem magyarischen Chauvinismns dürfte es beispielsweise nichts weniger als gelegen sein, daß noch diesen Feststellungen die Bevölkerung der ungorischen Landeshauptstodt Budopest unter insgesammt 360 551 Einwohnern nur wenig über die Hälfte, nämlich 198 742 Magyaren, dogegen aber ein Drittheil, nämlich 119 902 Deutsche zählt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 21. Sonntag, den 12. März. 1882.

Inhalt: Der Herzog von Reichstadt und die Pariser Julirevolution. — Musikbericht aus Leipzig, von Oscar Paul. — Aus Rostock. — Bücherbesprechungen (Hermann Dalton's: Johannes a Lasco. Geographisches Handbuch zu Andree's Handatlas. Nordlandsfahrten). — Verzeichniß der im Sommerhalbjahr 1882 auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen.

Der Herzog von Reichstadt und die Pariser Julirevolution.

In dem ziemlich reichhaltigen literarischen Nachlasse, der sich nach dem vor einigen Jahren stattgefundenen Ableben des langjährigen diplomatischen Vertreters der österreichischen Monarchie bei der hohen Pforte, Grafen Prokesch-Osten, in dessen Papieren vorgefunden hat, bieten die Aufzeichnungen dieses Staatsmannes über seine Beziehungen zum Sohne des Kaisers Napoleon I., dem Herzog von Reichstadt, unstreitig eine der interessantesten Partien. Dieselben sind von dem Sohne des dereinstigen Botschafters, Grafen Anton v. Prokesch-Osten, unter dem Titel: „Mein Verhältniß zum Herzog von Reichstadt" (Stuttgart, Verlag von W. Spemann) der Oeffentlichkeit übergeben worden, und bringen über das kurze Leben des in seiner Jugendblüthe vom irdischen Schauplatz abgerufenen Erben des Napoleonischen Namens so bedeutsame, das bis in die neueste Zeit darüber gebreitete Dunkel erhellende Aufschlüsse, daß ein näheres Eingehen darauf auch unseren Lesern nicht unwillkommen sein dürfte. Der Aufsatz ist von dem Verfasser bereits zu Anfang der sechziger Jahre, als er noch dem öffentlichen Leben angehörte, entworfen, erst später aber, in der Muße der Zurückgezogenheit ausgearbeitet worden, und erst nur wenige Wochen vor seinem Tode hat Graf Prokesch die letzte Hand daran gelegt. Im Wesentlichen bilden die Aufzeichnungen im Tagebuche des Grafen von 1830—1831 die Grundlage desselben.

Die persönliche Bekanntschaft des Grafen Prokesch mit dem Herzog von Reichstadt datirt vom Juni 1830. Prokesch, damals noch diesen Namen ohne jedweden Adelstitel führend, und auf den ersten Staffeln seiner später so glänzend sich gestaltenden militärisch-diplomatischen Laufbahn befindlich, hatte den Prinzen zur Seite, als er am 22. Juni an der kaiserlichen Tafel speiste. „Der schöne, edle Jüngling mit seinem tiefen blauen Auge, der männlichen Stirn, den reichen blonden Haaren, mit dem Schweigen auf seinen Lippen und der ruhigen Selbstbeherrschung in seiner ganzen Haltung wirkte — sagt er — seltsam auf mich. Ich hatte das Vorgefühl, wie es einen Jüngling bei der ersten Begegnung mit dem Mädchen befällt, dem er sein Herz geben wird. Ich wechselte nur wenige und schene Worte mit ihm, so lange wir bei Tafel saßen, denn die Kaiserin und mein alter Gönner Erzherzog Johann ließen nicht ab, mich erzählen zu machen aus meinen Erlebnissen und Erfahrungen in der damals so entlegen scheinenden Fremde. Auch nach Tische hielten sie mich ein paar Stunden fest und als ich entlassen wurde, warf mir der Herzog die Worte hin: „Ich kenne Sie seit lange" und drückte mir die Hand, als wären wir Freunde seit Jahren. Dieser Händedruck war wirklich ein Pfand der Zukunft. Er wurde in keinem andern Sinne gegeben und von mir nicht anders verstanden."

In der That hatte der Herzog von Reichstadt Ursache, Prokesch mit besonders sympathischem Zuge entgegenzukommen, denn nicht lange vor der eben erzählten Begegnung war in der Oesterreichischen Militärischen Zeitschrift aus Prokesch' Feder der Aufsatz: „Die Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo" erschienen, in welchem jener dünkelhaft kleinlichen Gehässigkeit, die dem Gefangenen von St. Helena selbst die Eigenschaften eines großen Feldherrn abzusprechen sich vermaß, mit geistvoller Schärfe entgegengetreten ward. Bereits Tags nach der Begegnung an der kaiserlichen Tafel erschien Graf Dietrichstein, dem die Erziehung des Herzogs anvertraut war, bei Prokesch, um ihn zu letzterem einzuladen. Prokesch folgte mit Freude dem Rufe und wurde mit den Worten empfangen: „Ich kenne Sie und liebe Sie seit lange. Sie haben die Ehre meines Vaters vertreten zu einer Zeit, wo ihn zu verlästern Alles um die Wette lief. Ich habe Ihre Schlacht von Waterloo gelesen und, um jede Zeile darin in mich aufzunehmen, zweimal in andere Sprache übertragen, ins Französische und ins Italienische." Gleich bei dieser ersten Begegnung schüttete der Herzog mit dem übersprudelnden Ungestüm eines thatendurstigen Jünglings, dem die Flügel beschnitten sind, sein Herz aus: „Ist es meine Bestimmung, ein Prinz Eugen für Oesterreich zu werden, so frage ich mich, wie mich ausbilden für diese Rolle? Ich stehe vor der Wahl eines Mannes, der mich in die höheren Anforderungen und Aufgabea des Krieges einführen kann; ich habe und sehe keinen solchen Mann in meiner Umgebung." Prokesch sollte dieser Mann sein, der Herzog forderte ihn auf, bei ihm zu bleiben und ihm „das Opfer seiner Zukunft zu bringen".

Prokesch bekleidete damals den Posten eines diplomatischen Vertreters Oesterreichs bei dem kaum zu Stande gekommenen griechischen Staat, für welchen ein Herrscher gesucht wurde. Der Herzog von Reichstadt erschien ihm auch nicht ungeeignet und er schlug demselben vor, die griechische Krone für sich zu begehren. Der Gedanke gefiel dem Prinzen, aber seine Wünsche und Hoffnungen waren auf Höheres gerichtet. „Geben Sie mir Wahrheit!" sagte er, „bin ich wirklich etwas werth und einer großen Zukunft fähig, oder ist nichts an mir? Was denken, was erwarten Sie von meiner Zukunft? Was kann der Sohn des großen Kaisers werden? Wird Europa ihn in irgend einer selbständigen Stellung ertragen? Wie vereinigen sich meine Pflichten als Franzose mit meinen Pflichten als Oesterreicher? Ja, wenn mich Frankreich riefe, nicht das monarchische Frankreich, sondern das der kaiserlichen Gesinnung — ich würde kommen, und, wenn mich Europa verdrängen wollte vom Thron meines Vaters, gegen ganz Europa das Schwert ziehen. Aber giebt es noch ein kaiserliches Frankreich? Ich weiß es nicht. Vereinzelte Stimmen und Stimmen ohne Gewicht sind nichts — und Entschlüsse solchen Gewichtes verdienen und verlangen sicheren Boden. Ist es mein Verhängniß, nie wieder nach Frankreich zu kommen, so ist es mir Ernst mit dem Wunsche, Oesterreichs

anderer Prinz Eugen zu werden. Ich liebe meinen Großvater — ich bin ein Stück seines Hauses und werde für Oesterreich gern das Schwert ziehen gegen Jedermann, nur nicht gegen Frankreich.“ Weiterhin ließ er sich über seinen Vater aus. Er sagte: wie Niemand ihn verstanden habe; wie es eine Erbärmlichkeit und eine Lüge sei, dessen Handlungen keinen anderen Beweggrund als Ehrgeiz unterzuschieben; wie dessen ganzes Leben und Wirken nach einem großen, Europa heilsamen Plane geregelt gewesen sei; wie insbesondere Oesterreich ihn und die eigenen Interessen verkannt und den Russen in die Hände gearbeitet habe und wie er nichts sehnlicher wünsche, als gegen diese seine Sporen zu verdienen.

Diese Eröffnungen skizziren Charakter und Wesen des Herzogs von Reichstadt in treffenden Zügen. Die „Napoleonische Idee“ war vollständig in sein Fleisch und Blut übergegangen; hochstrebender Ehrgeiz, heißer Thatendrang, glühende Verehrung seines Vaters, leidenschaftlicher Russenhaß waren die maßgebenden Impulse seines Denkens und Strebens und würden dies auch für sein Handeln geblieben sein, wenn sein Lebensziel weniger karg bemessen gewesen wäre. Alle weiteren Unterhaltungen mit Prokesch sind im Wesentlichen nur Umschreibungen und weitere Ausführung der Gedanken, welche der Herzog in den vorstehend wiedergegebenen Sätzen ausgesprochen hatte.

Wenige Monate nach der persönlichen Bekanntwerdung Prokesch' mit dem Herzog von Reichstadt brach die Pariser Julirevolution aus, welche die Vertreibung der Bourbonen und die Erledigung des französischen Herrscherthrons zur Folge hatte. Prokesch befand sich damals, getrennt vom Herzog, in Zürich und vermag uns daher nicht von dem unmittelbaren Eindruck zu berichten, welchen die Kunde von diesem Ereignisse auf den Prinzen geübt hat. Nach dem vorstehend Gegebenen kann man sich nur unschwer eine Vorstellung von diesem Eindruck machen und zugleich davon, wie niederschlagend der Entschluß der österreichischen Regierung, Ludwig Philipp anzuerkennen, auf den Herzog einwirken mußte. Auch Prokesch war offenkundig mit dieser Lösung nicht einverstanden und würde den Sohn Napoleon's, „den Geburt und Erziehung an Oesterreich banden und der den Mächten mehr Bürgschaft als Gefahr sein konnte“, lieber auf Frankreichs Thron gesehen haben. Als er mit dem Herzog wieder zusammentraf, warf dieser sich ihm in die Arme und „beklagte den zu frühen Sturz Karl X.“ Er hatte gerade hierzu vollen Grund, denn eben um diese Zeit ging der Kaiser damit um, ihm sein Haus zu bilden, ihn also auch nach Außen hin selbständig zu machen. Möglicherweise hätten sich seine Chancen ganz anders gestellt, wäre Karl X. erst ein oder zwei Jahre später seinem Verhängniß erlegen.

Eine Chance blieb immerhin dem Herzog auch nach der Thronbesteigung Ludwig Philipp's noch. Der Zweifel an der Haltbarkeit von dessen Thron war damals ein allgemeiner. Fürst Metternich selbst gab diesem Throne nicht drei Monate Lebensdauer. In der ersten Zusammenkunft mit General Belliard, der mit einem Schreiben des Königs an den Kaiser, das Versprechen des Friedens und die Bitte um Frieden enthaltend, in Wien angelangt war, stellte ihm der Fürst die Frage: „Glauben Sie, daß Napoleon auf dem Platze des Herzogs von Orleans sich erhalten könnte und glauben Sie, daß Louis Philipp so stark ist als Napoleon es war?“ Auch General Belliard theilte diese Zweifel und hatte geradezu die Frage der Rücksendung des Sohnes Napoleon's nach Frankreich urgirt, ein Schritt, der damals in Wien von Niemand gekannt war, als von dem Fürsten Metternich und dem Kaiser. Dieser hatte geantwortet: Als Souverain werde er freiwillig nie gegen sein Princip handeln; als zweiter Vater des Herzogs liebe er ihn zu sehr, um ihn zu politischen Wagestücken herzugeben. Dem Herzoge aber hatte der Kaiser gerade in diesen Tagen gesprächsweise die Möglichkeit eines Wandels in den Verhältnissen erwähnt, die diesen auf den französischen Thron führen könnte. Des Herzogs ganze Seele brannte, seine Träume nahmen Körper an und wurden zu Hoffnungen. Er betrachtete sie als berechtigte, und so dachten auch Graf Dietrichstein und seine Mutter. Niemand bei Hofe ahnte, was eigentlich vorging, aber daß der Kaiser, wenn auch nur gesprächsweise, das Wort gewagt, genügte, um den ganzen Hof für den Wunsch des jungen Herzogs zu stimmen. Im Herzoge von Reichstadt eine Bürgschaft des europäischen Friedens zu sehen, diese Ansicht drängte sich mehreren der ausgezeichnetsten Köpfe des damaligen Oesterreich auf. Gentz beispielsweise gab Prokesch unumwunden zu, daß es für Oesterreich keine wünschenswerthere Persönlichkeit für den französischen Thron gäbe, als den Herzog von Reichstadt, weil durch Wiederherstellung des Kaiserreichs Frankreich der inneren Zerrissenheit entzogen und zu einer festeren Gestaltung gebracht werden würde.

Daß aus den Napoleonischen Kreisen in dieser Zeit agitatorisch auf den Herzog von Reichstadt stark gewirkt wurde, ergiebt sich aus einem von Prokesch erzählten Vorgange jener Tage. Als Prokesch am Abend des 24 November bei dem Prinzen erschien, fand er denselben in höchster Aufregung; der Herzog trat ihm mit einem offenen Briefe entgegen, den er ihn zu lesen bat. Der Brief war von der Gräfin Camerata, Tochter der Prinzessin Elise Bacciocchi, an den Prinzen gerichtet und legte dem letzteren wiederholt die Frage, ob er als österreichischer Erzherzog oder als französischer Prinz handeln wolle, zur unumwundenen Erklärung vor. In zwei früher an den Herzog abgegangenen Briefen, die dieser aber nicht erhalten hatte, war bereits dasselbe geschehen. Prokesch hegte den Verdacht, daß die Polizei Kenntniß von diesen Briefen erhalten und dieselben saisirt habe. Die geheimnißvolle Art, wie der dritte Brief in die Hände des Herzogs gelangt war, rief in ihm den Glauben hervor, daß der Herzog damit habe auf die Probe gestellt werden sollen. Dies war auch die Meinung des Prinzen, der aber noch andere Bedenken hatte. „Wo ist“, sagte er, „in diesem Briefe die Hinweisung auf eine gesammelte Kraft? wo der Nachweis einer Partei, stark genug, um den Sohn des Kaisers zu stützen? Seine Familie war es, die den Kaiser verlor — sie ist keine genügende Grundlage für mich.“ Folgende Antwort an die Gräfin wurde entworfen: „Ich habe diesen Morgen einen vom 17. d. M. datirten Brief empfangen, dessen Verspätung weder noch dessen Inhalt ich begreife und dessen Unterschrift ich kaum zu entziffern vermag. Ich nehme an, daß es die Hand einer Dame ist. Die Gesetze der Höflichkeit gebieten mir zu antworten. Sie begreifen wohl, daß ich weder als österreichischer Erzherzog noch als französischer Prinz — um mich der Ausdrücke Ihres Briefes zu bedienen — Sie zu empfangen vermag; die Ehre aber verpflichtet mich, Sie wissen zu lassen, Madame, daß ich die beiden ersten Briefe, von denen Sie sprechen, nicht empfangen habe, daß derjenige, auf welchen ich antworte, sofort den Flammen überliefert worden ist und daß sein Inhalt für immer in meiner Brust verschlossen bleiben wird. Wenn auch sehr gerührt und dankbar für die mir ausgesprochenen Gefühle, ersuche ich Sie doch, Madame, Ihre Zeilen nicht weiter an mich richten zu wollen. Wien, den 25. Novbr. Der Herzog von Reichstadt.“

Es war beabsichtigt, daß der Herzog am nächsten Morgen den Brief und die gegebene Antwort dem Kaiser vorlege, sich aber von ihm erbitte, die Gräfin ob dieser Sache nicht behelligen zu wollen. Am selben Abend aber traf von derselben Hand ein abermaliges Schreiben bei dem Herzog ein. Die Antwort ging nun ohne weiteren Verzug am nächsten Morgen ab. Graf Dietrichstein, welcher wie sein Bruder, der Fürst Dietrichstein, dem der Herzog ebenfalls viel Vertrauen schenkte, in die ganze Angelegenheit eingeweiht worden war, billigte des Herzogs Verfahren und Fürst Dietrichstein sprach sich unverhohlen dahin aus, daß der Herzog jede Lockung seiner Familie, die nicht von Lucian oder Joseph, seinen Oheimen,

ausginge, zurückweisen müsse. Die Gräfin Camerata verließ Wien bald darauf.

Bald nach Anbruch des Jahres 1831 erzählte der Herzog Prokesch ein Gespräch des Herzogs mit dem Kaiser, worin ihm dieser gesagt hatte: „Wenn das französische Volk Dich verlangte und die Alliirten es zugeben, so würde ich nichts dagegen haben, Dich auf dem Throne von Frankreich zu sehen." In diese Zeit fiel eine persönliche Begegnung des Prinzen mit dem Marschall Marmont auf einem Balle bei dem englischen Botschafter Lord Cawley. Der Herzog trat dort zum ersten Mal in die große Welt und jedes Auge war auf ihn gerichtet. Er glänzte in Schönheit und Jugend. Der Marschall näherte sich ihm und sprach einige Worte, die ein unsicheres Gewissen ihm eingegeben haben mußte. Der Herzog unterbrach ihn mit dem viel überlegten Worte: „Ich sehe in Ihnen nur den ältesten Waffengefährten meines Vaters" — und reichte ihm die Hand. Der Marschall war entzückt und bat ihn, sich vom Fürsten Metternich erbitten zu dürfen, ihn öfters zu sehen. Der Herzog gestand ihm dies in verbindlichen Ausdrücken zu. Die Stadt war am Morgen darauf voll von dem Auftreten und dem Erfolge des Herzogs. Den Fürsten Metternich regte die Haltung des Herzogs an diesem Abend zu der Aeußerung an: „Der Herzog ist ein vortrefflicher Schauspieler" — was im Munde dieses Mannes unter den gegebenen Verhältnissen kein geringes Lob war.

Eine andere Begegnung hatte der Herzog in diesen Tagen mit dem Marschall Maison, mit welchem er auf einem Balle beim Fürsten Metternich zusammentraf... Obwol Botschafter Louis Philipp's, war der Marschall in Wort und Gesinnung für den Herzog. Dieser beobachtete in seinem Gespräche den Grundsatz, über die derzeitige Stellung des Marschalls ganz wegzusehen und in ihm blos den gewesenen General des Kaisers Napoleon zu beachten. Der Marschall war des Lobes des Herzogs voll und trat damit so weit hervor, daß im Salon Metternich's darüber die seltsamsten Aeußerungen gethan wurden. Dem Fürsten Metternich sowol als Hrn. v. Gentz machte der Botschafter Louis Philipp's geradezu den Vorwurf, nach den hundert Tagen nicht Marie Louise mit ihrem Sohn nach Paris gesendet und sich dadurch die abermalige Zurückberufung Ludwig XVIII. erspart zu haben. Auch Marmont sprach überall das Lob des Herzogs. Er hatte sich vom Kaiser die Erlaubniß erwirkt, dem Herzog seine militärischen Erfahrungen mittheilen zu dürfen, was genehmigt wurde. Demzufolge fanden öftere Zusammenkünfte Beider statt.

Der Erfolg des Herzogs bei beiden Marschällen erfreute auch den Kaiser Franz sehr; einmal weil er den Prinzen liebte und dann, weil, wie Prokesch ausdrücklich hinzufügt, auch ihm der Wunsch nicht fern lag, den Herzog auf dem französischen Throne zu sehen. Er sprach zu demselben immer wieder in dem Sinne, als wenn er im Hintergrunde diesen Thron für wahrscheinlich hielte. Er redete von der Möglichkeit des Krieges und verhehlte ihm dann den Wunsch nicht, daß in Frankreich die Sachen eine Gestaltung nähmen, die es möglich machen würden, Louis Philipp durch den Herzog, seinen Enkel, zu ersetzen. Dies bestärkte und ermuthigte den Herzog und trug ihn durch längere Tage in gehobener Stimmung.

(Schluß folgt.)

Musikbericht aus Leipzig.

Unter den im Gewandhaussaale in dieser Saison zu Gehör gebrachten Novitäten ist dem im 15. Abonnement-Concert aufgeführten „Trostlied", nach Worten der heiligen Schrift für Chor und Orchester componirt von Salomon Jadassohn, besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Der Autor ist längst bekannt und gewürdigt als einer der hervorragendsten Tondichter der Gegenwart. Insbesondere hat sich dieser Meister in neuerer Zeit durch die Production religiöser Chorwerke bedeutende Verdienste erworben. Im vollen Besitze der Herrschaft über die vocalen und instrumentalen Ausdrucksmittel, außerordentlich erfahren in der Anwendung des polyphonen Satzes und mit besonderer Begabung für die Entwickelung cananischer Formen sowie des Fugenstils ausgerüstet, feinsinnig in der modulatorischen Fortbewegung der Harmonie und immer auf Schönheit der Klangfarben bedacht, ist es dem Meister gelungen, sich namentlich mit seinen Orchesterserenaden, Clavierstücken und größeren Vocalwerken nicht allein einen Ehrenplatz unter den Componisten unserer Zeit, sondern auch eine Popularität im besten Sinne des Wortes zu sichern. Auf die großen Vorzüge seiner prächtigen Schöpfungen im Gebiete des mit dem Instrumentalen verbundenen religiösen Chorliedes konnte ich bereits hinweisen nach den Darbietungen seiner Chorwerke „Vergebung" und „Verheißung". Desgleichen war der Composition des 100. Psalms rückhaltlose Anerkennung zu zollen und jetzt hat wiederum das angeführte „Trostlied" einen vollständigen Sieg errungen. In der heutigen Zeit wenden sich manche jüngere Musiker von den polyphonen Formen ab, weil sie glauben, daß in der Tonkunst nur allein die Phantasie zu herrschen berechtigt sei. Möchten diese rechtzeitig erkennen, daß nur das gründliche Wissen die Phantasie mit dem inneren Organismus verbindet. Ohne dieses Wissen sind — um ein antikes Bild zu gebrauchen — die Flügel der Phantasie kraftlos, sie erscheinen gleichsam nur lose mit Wachs befestigt, welches im Sonnenlichte echter Kunst schnell schmilzt und die Individualität vor dem Untergange nicht zu retten vermag. Jenes tiefe gründliche Wissen zeigt sich in der Instrumentaleinleitung ebenso wie in den vier mit kurzen Soli ausgestatteten Chorsätzen des Trostliedes, es offenbart sich in den polyphonen Formen dem Hörer in einer Weise, daß dieser mit der größten Hochachtung vor dem Gestaltungsvermögen des Meisters erfüllt werden muß. Mit der eminenten Herrschaft über die Contrapunktik und den gesammten Gestaltungsapparat ist aber auch eine bedeutsame Erfindung verbunden, welche in den thematischen Entwickelungen unmittelbar wirkt und durch den weihevollen edlen Ausdruck der Motive ungemein fesselt. Ein solches Product, welches unleugbar der Kunst zur Ehre gereicht und den Sinn für Gediegenes, Würdiges fördert, wird sich gewiß ebenso, wie die früheren Werke des rastlos thätigen Autors bald Bahn brechen und sich in den Concertinstituten schnell einbürgern.

Im Uebrigen ist von den Gewandhausconcerten (vom 19. Januar bis 23. Februar) zu berichten, daß die dominirenden Orchesterleistungen die Kraft und das seelische Leben des instrumentalen Tonkörpers wieder in hellem Glanze zeigten.

Die bereits früher an dieser Stelle besprochene edel gestaltete und reizvolle Concertouverture „Frau Aventiure" von Franz v. Holstein, die durch den Kölner Dom mit veranlaßte Symphonie Nr. 3 Es-dur von R. Schumann, und dessen Ouverture zu Manfred, das zum ersten Male aufgeführte, aus Adagio und Allegro bestehende, sorgsam gearbeitete, aber in der Erfindung nicht eben blühende Concertstück für Orchester von dem in Basel wirkenden, früher an der Leipziger Euterpe fungirenden Kapellmeister Alfred Volkland, die meisterlich gearbeitete Suite für Streichorchester von Grimm, Beethoven's herrliche Symphonie Nr. 2 D-dur, dessen grandiose Symphonie Nr. 7 A-dur und Ouverture Op. 115, Mendelssohn's reizvolle Symphonie A-moll, Weber's zündende Euryanthen-Ouverture, Gluck's Balletmusik aus Helena und Paris und die neue Suite Nr. 7 D-moll, componirt von dem 78jährigen Franz Lachner, ein prächtiges Werk voll geistiger Frische und interessanter Polyphonie, gaben dem Orchester in vielseitiger Weise Gelegenheit, die oft gerühmte Virtuosität nach verschiedenen Richtungen hin zu documentiren.

Digitized by Google

Von den Sololeistungen interessirten in nur mäßigem Grade die Darbietungen der Pianistin Frau Dr. Thus, geb. Rytterager aus Christiania, welche bei dem Vortrage des Chopin'schen F-moll-Concertes nicht immer die nöthige technische Herrschaft entwickelte, bei der Reproduction der Solostücke von Mendelssohn und Grieg aber sehr ansprechendes Talent zeigte. Dagegen hat sich Fräul. Antonie Kufferath aus Brüssel als Sängerin in der vortheilhaftesten Weise eingeführt. Schöne Sopranstimme voll Kraft und Wohlklang, sichere Technik und noble Vortragsweise erwarben ihr die lebhaftesten Sympathien. Außerordentliche Erfolge errang auch der Hamburger Baritonist Hr. Dr. Krückl, dessen hervorragende Gesangskunst und künstlerische Durchbildung bereits nach den von dem Kölner Theaterdirector Julius Hofmann im Carola-Theater veranstalteten Aufführungen der sogenannten Monatsoper an dieser Stelle gewürdigt worden sind. Hr. Dr. Krückl ist ein Künstler par excellence, welcher sein besonders im Saale sehr ansprechendes Organ mit der größten Virtuosität zu behandeln versteht und bezüglich der Gesangstechnik mit den ersten Sängern der Gegenwart in die Schranken zu treten vermag. In allen Richtungen bewandert und als Ariensänger ebenso wie als Liedersänger vorzüglich gebildet, ist man doch geneigt, seinem Liedervortrag den Vorzug zu geben. Sowol im 14. als auch im 17. Abonnement-Concert sind ihm die reichsten Ovationen gezollt worden.

Desgleichen hat sich Hr. Alwin Schröder, Mitglied des Orchesters, bei der Wiedergabe des schönen Cellocon-certes von C. Reinecke und verschiedener Solostücke als ein ausgezeichneter Virtuos auf seinem Instrument bewährt, welcher ebenso im Technischen wie im musikalischen Vortrag Bedeutendes leistet. Derselbe ist zugleich ein sehr tüchtiger Pianist, überhaupt ein Musiker, dessen Leistungen die größte Werthschätzung verdienen. Die pädagogische Thätigkeit des trefflichen Künstlers am Königl. Conservatorium der Musik in Leipzig ist ebenfalls als eine sehr zweckdienliche und ersprießliche hervorzuheben. Gerechte Anerkennung erwarb sich auch die recht talentvolle und vortrefflich gebildete Harfenvirtuosin Fräul. Frida Mannsfeldt aus Dresden, deren brillante Technik und künstlerisch sorgsame Behandlung des etwas spröden, auch nicht immer gehörig Stimmung haltenden Instrumentes das vollste Lob verdienen. Die Literatur für die Harfe ist eine sehr unbedeutende; Componisten von großem Talent werden sich des Instrumentes wol nur im Ensemble und zur Begleitung bedienen; als Solo-Instrument kann dasselbe nur eine unvollkommene Wirkung erzielen.

Ein bei weitem vollkommneres Tonwerkzeug ist das Pianoforte, für welches Werke von hoher Bedeutung geschrieben worden sind und dessen Wichtigkeit in der historischen Entwickelung der Tonkunst jedem Künstler und Kunstfreunde bekannt ist. Eine der wundervollsten Schöpfungen für dasselbe ist das Concert Es-dur von Beethoven, welches Hr. Alfred Reisenauer aus Königsberg im 17. Concert mit Talent und Geist vortrug. Der junge Künstler ist allerdings technisch noch nicht vollkommen reif, wie auch der Vortrag von Schumann's Carneval bekundete. Ebenso muß sich das Reproductionsvermögen noch in edlerer Form äußern, bevor der Genannte in die Reihe der hervorragenden Pianisten eintreten kann. Dagegen hat Hr. Arno Hilf aus Moskau, ein früherer Schüler des Leipziger Conservatoriums, als Violinvirtuos eine brillante Technik sich erworben, welche den Künstler befähigt, die schwierigsten Aufgaben, wie das Paganini'sche Concert, glanzvoll zu bewältigen. Dem vorzüglichen Virtuosen, welcher auch die Ungarischen Tänze von Brahms-Joachim vortrug, steht jedenfalls eine glänzende Zukunft bevor, wenn er die Technik als Mittel benutzt, die aus dem Geist geborenen Kunstproducte mit Hingebung zu vermitteln. Neben diesem eminenten Techniker gewann sich Fräul. Louise Pyk aus Stockholm hauptsächlich mit den schwedischen Liedern die Herzen der Hörer, während ihr die Arie aus Haydn's Schöpfung weniger gelang. Diese liebenswürdige Künstlerin hatte auch die Güte, in einer der vom Königl. Conservatorium der Musik allwöchentlich veranstalteten Soiréen durch Liedervorträge ihren Sympathien für das Conservatorium Ausdruck zu geben.

Dem Gewandhausconcertinstitut wurde die große Ehre zu Theil, Se. Majestät den König im 15. Concert begrüßen zu können, wo Hochderselbe die prachtvolle Symphonie D-moll von R. Volkmann, einem geborenen Sachsen, welcher mit diesem Werke jedenfalls die bedeutsamste symphonische That in der Epoche nach Schumann vollbracht hat, sodann die von Felix Mendelssohn-Bartholdy so wunderbar schön componirte Goethe'sche erste Walpurgisnacht (für Soli, Chor und Orchester) und ein begeistertes harmonisches Hoch von Seiten der Männerstimmen nebst einem kräftigen Orchestertusch als Zeichen der hohen Verehrung gegen den allgeliebten Monarchen huldvollst entgegennahm.

Auch das Concertinstitut „Euterpe", durch Hrn. Commerzienrath Julius Blüthner bekanntlich gestützt und wesentlich gefördert, hat fortgesetzt mit Eifer künstlerische Ziele verfolgt. Nach Schluß der Saison soll eine Uebersicht der Leistungen von dem kunstwürdigen Streben dieses hochgeschätzten Instituts und von den bedeutenden Erscheinungen in den Concerten desselben Kunde geben.

Gegenwärtig sei nur hervorgehoben, daß Hr. Commerzienrath J. Blüthner in Hrn. Dr. Paul Klengel einen vorzüglichen Musiker zum Dirigenten gewonnen hat, dessen künstlerische Einsicht, treffliche Kenntnisse und Fertigkeiten in seiner Eigenschaft als Pianist und Violinist dem Institut zum größten Vortheil gereichen.

Neben diesen Concerten der festbestehenden Institute haben auch Einzelconcerte stattgefunden, von welchen dasjenige des Pianofortevirtuosen Hrn. Carl Heymann großen Enthusiasmus erweckte. Daß der Künstler im Vortrag elegischer Tonstücke noch tiefere Empfindung entwickeln und in der Darlegung mächtiger thematischer Züge noch plastischer gestalten könnte, will ich nicht in Abrede stellen — die Zeit wird in dieser Richtung das Talent zur vollen Reife bringen —, daß aber Hr. Heymann jetzt schon ein ganz hervorragender Pianist ist und die schwierigsten Aufgaben mit hochentwickelter Technik, sowie mit bedeutender Intelligenz löst, muß von jedem Sachkenner unumwunden zugestanden werden. Zur vollen Würdigung des Künstlers ist es nöthig, daß man auch den Vortrag Beethoven'scher Werke von demselben hört. Er spielte in seinem Concerte im Saale des Gewandhauses Clavierstücke von Bach-Liszt, Scarlatti, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Liszt, Brahms, Heymann, Chopin.

Besonders hervorzuheben ist das von dem ausgezeichneten Leiter des Conservatoriumchores und des Dilettantenorchestervereins Hrn. Klesse dirigirte „Concert zum Besten einer Kinderbewahranstalt in der Nordvorstadt", welches Sonnabend am 4. März in der Matthäikirche stattfand. Der hochverdiente und allgemein sehr werthgeschätzte Seelsorger Hr. Pastor Dr. Evers hat für dieses Unternehmen in hervorragender Weise gewirkt und sich den Dank aller Wohlgesinnten in hohem Maße erworben. Das Jubilate von Händel, in der Bearbeitung von Robert Franz, der Lobgesang von Mendelssohn und das Triumphlied von Brahms wurden in würdiger und weihevoller Form zur Aufführung gebracht. Der Chor und die Solisten boten ihre besten Kräfte auf, das Werk christlicher Liebe durch die Macht der Töne in hoch anzuerkennender Weise zu fördern. Eine schwere künstlerische That vollbrachte Fräul. Kraus, welche an Stelle der plötzlich erkrankten Frau Sachse-Hofmeister die Sopransoli excellent durchführte. Ebenso bewährten sich — wie schon bemerkt — Frau Metzler-Löwy, Hr. Professor Johannes Müller, Hr. Woltersen als vorzügliche Kräfte.

Die beiden für das Kunstleben Leipzigs äußerst wichtigen Vereine, den Bachverein und den Riedel'schen Verein werden wir nach Schluß der mit musikalischen Aufführungen

überfüllten Saison eingehender würdigen. Fort und fort zeugte die Thätigkeit derselben von dem tiefen Ernste, mit welchem sie die unvergänglichen Schätze der Kunst dem Publicum erschließen und dieses mit Erfolg zur Erkenntniß des Wahren und Edlen heranzubilden suchen. Es sei vorläufig nur angeführt, daß der Bachverein unter der sehr verdienstvollen Leitung des Hrn. von Herzogenberg seine Aufmerksamkeit nicht allein den mächtigen Schöpfungen Seb. Bach's, sondern auch den Werken des großen Zeitgenossen Händel und anderen Meistern widmet und daß kürzlich in einer musikalischen Privataufführung des Riedel'schen Vereins das in diesen Blättern von unserem hochgeschätzten Collegen, Hrn. Professor Emil Naumann, bereits beurtheilte Damenquartett der Frau Professor Schimon-Regan und ihrer Partnerinnen den reichsten Beifall geerntet hat.

Endlich ist auch die emsige Thätigkeit der Oper hervorzuheben. Die neuen Pariser Decorationen zu „Lohengrin", die vorzüglich gelungene Aufführung von Wagner's „Tristan und Isolde", die ausgezeichnete Reproduction von Marschner's „Hans Heiling" sind vom Publicum enthusiastisch aufgenommen worden. Beethoven's „Fidelio" folgte am 3. März zum Besten des Theaterpensionsfonds und in Aussicht stehen Mozart'sche und Gluck'sche Opern. Bei Aufführung der letzteren wird voraussichtlich Frau Reicher-Kindermann wieder die ganze Größe ihrer künstlerischen Individualität offenbaren, die wie jetzt kaum eine andere zur Interpretation Gluck'scher Charaktere geeignet ist. Auch Wagner's Meistersinger werden vorbereitet, ein Werk, welches an den Chor, an das Orchester und an die Solisten die höchsten Anforderungen stellt. In der That muthet diese vielseitige Arbeit den Betheiligten große Anstrengungen zu. Daß sie dieselben überwinden, ist ein Zeichen für die Ausdauer und Güte der Kräfte, welche von der unermüdlichen Operndirection gewonnen worden sind. Das Orchester würde es infolge der Arbeitsüberbürdung im Winter gewiß mit Freude und Dank begrüßen, wenn die Direction eine Zeit hindurch das Hauptgewicht nicht auf die Reproduction Wagner'scher Tonschöpfungen legen wollte. Auf die Musiker Leipzigs finden während der Hochfluth der Saison in allem Ernst die Worte Anwendung: Keine Ruh bei Tag und Nacht. Der kommende Frühling wird den verstimmten Orchestermitgliedern hoffentlich den Mißmuth aus dem Gesicht fächeln und ihnen die sehnlich erwünschte Arbeitserleichterung bringen.

Oscar Paul.

Aus Rostock.

(m) Unserer Universität stehen zu Ostern drei sehr bedauerliche Verluste bevor. Es ist kaum jemals vorgekommen, daß so viele Glieder der Universität auf einmal einem Rufe nach auswärts folgten. Der Germanist Böhlau geht an Stelle des nach Straßburg berufenen Richard Schröder als Professor des deutschen Privatrechts und des Kirchenrechts nach Würzburg, der Chirurg Trendelenburg an Stelle des verstorbenen Busch nach Bonn und der Zoologe Grenacher an Stelle des verstorbenen Giebel nach Halle. Am längsten war Böhlau hier: 19 Jahre. Er war zugleich Assessor perpetuus des engeren Concils und als solcher der juristische Beirath des Rectors und bekleidete überdies das Amt eines Consistorialraths. Böhlau ist eine Autorität auf dem Gebiete des Mecklenburgischen Rechts und hierin wird er schwerlich zu ersetzen sein. Zu Ehren der scheidenden Professoren fand ein solenner Festcommers statt, der ungewöhnlich zahlreich besucht war und der in animirtester Stimmung verlief. — Der Geburtstag des Großherzogs, des durchlauchtigsten Kanzlers der Universität, wurde am 28. Februar in gewohnter Weise durch einen Festact in der Aula gefeiert. Der derzeitige Rector, der Professor der Anatomie Friedrich Merkel betrachtete in seiner Festrede die Urgeschichte Mecklenburgs. Er entwarf auf Grund der in Mecklenburg so ergiebigen Ausgrabungen und der meist in Schwerin aufbewahrten und von Lisch in den Mecklenburgischen Jahrbüchern publicirten Gräberfunde ein ebenso lehrreiches wie anziehendes Bild vom Culturleben der ältesten Bewohner des Landes in der Stein- und Bronzezeit. — Für das folgende Rectoratsjahr 1882/83 wurde der bisherige Rector Merkel wiederum gewählt. — Die Frequenz in diesem Wintersemester ist eine recht erfreuliche; das Personalverzeichniß weist die für hiesige Verhältnisse ungewöhnlich hohe Zahl von 235 Studirenden auf. Diese Frequenz hat auch auf das studentische Leben seinen Einfluß geäußert. Während in Rostock früher keine Verbindungen außer dem Wingolf bestanden, haben sich nun zwei Corps aufgethan, eine Saxonia und eine Borussia, die auch zum Commers je einen Präses bestellten. — Nach längerer Pause ist in diesem Semester wieder ein sogenanntes Rectorats-Programm erschienen: „Geschichte des evangelischen Kirchengesanges in Mecklenburg, insbesondere der Mecklenburgischen Gesangbücher. Ein hymnologischer Beitrag von D. Johannes Bachmann" (Rostock 1881). Diese Schrift, die eine eingehende Würdigung verdiente, ist aus einer am 28. Februar 1880 von Joh. Bachmann als Rector gehaltenen Festrede erwachsen, über die wir seinerzeit in d. Bl. berichtet haben (vgl. Wissensch. Beilage Nr. 23, 1880). Hier sei zugleich einer jüngst ausgegebenen Universitäts-Preisschrift gedacht, die später auch im Buchhandel (wie wir hören bei Max Niemeyer in Halle) erscheinen soll. Der Originaltitel lautet: „Die Metrik des Hans Sachs. Eine von den Decanen der Universität Rostock mit dem vollen Preise gekrönte Preisschrift von Wilhelm Sommer. Rostock. Universitäts-Buchdruckerei von Adler's Erben. 1882." — Die diesjährige, von dem Director des deutsch-philologischen Seminars vorgeschlagene und von den vier Decanen gestellte germanistische Preisaufgabe lautet: „Die Figur des Teufels in der deutschen Dichtung des Mittelalters".

Bücherbesprechungen.

□ Hermann Dalton's: Johannes a Lasco. Beitrag zur Reformationsgeschichte Polens, Deutschlands und Englands. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. Preis: ca. 10 ℳ. — Es ist nicht die erste biographische Arbeit, die in vorliegendem Werke die fleißige und geschickte Hand des begabten Verfassers, eines der beliebtesten evangelischen Prediger St. Petersburgs, aus der Kirchengeschichte darbietet. Wir erinnern an seine Biographie von Joh. Goßner, die in weiten Kreisen vielen Anklang gefunden. Wie mit jener, so hat auch mit dieser der Verf. eine Lücke ausgefüllt. Zwar ist wiederholt von deutschen Gelehrten der Versuch gemacht worden, das Dunkel, das die große Gestalt dieses prophetischen Mannes aus der Reformationszeit, des Sohnes eines alten, einst hochangesehenen, nach seinem Stammsitz, einem polnischen Landstädtchen, genannten Adelsgeschlechts umhüllt, so viel möglich zu lichten, aber es ist doch nur bis zu einem gewissen Grade gelungen. Namentlich über die Zeit seiner Jugend mit ihrer höchst interessanten inneren Geschichte des jungen Katholiken und des allmäligen Durchbruchs der evangelischen Ueberzeugungen in ihm, sowie über den Abend seines Lebens, das er im J. 1560, bereits in seinem 61. Lebensjahre beschloß, fehlte bisher jede sichere Kunde. Diese Lücke hat nun der Verf. ergänzt theils aus der in neuerer Zeit erschienenen Ausgabe der Laskischen Gesammtwerke, die ein holländischer Gelehrter besorgt, theils aus anderen, mit großer Mühe von ihm selbst an verschiedenen Orten erschlossenen Quellen. Mit diesem Quellenstudium hat der Verf. ein überaus gründliches Studium der ganzen einschlagenden, irgendwie mit seinem Gegenstand zusam-

menhängenden reichen Literatur verbunden, die bei dem merkwürdig bewegten Wanderleben seines Helden, der namentlich in Ostfriesland und England mit bedeutendem Einfluß gewirkt, in den verschiedensten Sprachen, in der deutschen, englischen, französischen, holländischen, polnischen Sprache abgefaßt ist. Es ist ein ebenso an hochinteressanten Situationen und Erlebnissen, als an schweren Kämpfen und Drangsalen, und nicht minder an großen Intentionen reiches Leben, das der Verf. in dieser Biographie mit großer Wärme und mit lebensvoller Anschaulichkeit, oft mit wahrhaft ergreifender Gewalt vorführt, wenn er auch stellenweise die Versuchung nicht vermeidet, sich mit behaglicher Schilderung in Details zu ergehen oder auch sich in den allgemeinen Hintergrund der Zeit zu weit zu verlieren und aus der Zeitgeschichte beizubringen, was allgemeiner bekannt ist. Bis zu einem gewissen Grade mag sich dies rechtfertigen durch den Leserkreis, an den sich der Verf. wendet. Nicht zunächst dem gelehrten Forscher bietet er sein Buch dar, so Vieles auch dieser daraus lernen kann, sondern den Genossen des Amtes einerseits, der Gemeinde andererseits. Jenen, den Geistlichen, stellt es als ein rechtes Pastorenbuch die edle Gestalt eines wahrhaft priesterlich gesinnten, in heiligem Feuer für die Sache Christi und für den Dienst an der Kirche entbrannten Gottesmannes zu tiefer Erbauung und zu reicher Anregung und Förderung vor Augen. Ist Joh. a Lasco auch kein Reformator ersten Ranges, so ist er doch ein großer theologischer Charakter, dessen in heißen Kämpfen gegen Rechts und Links bewährte Energie und hoher, ungebeugter Mannesmuth sich auf seinem edlen Angesicht mit den festen markigen Zügen abspiegelt, wie sie das beigegebene treffliche Porträt wiedergiebt. Für die Gemeinde ist dieses evangelische Lebensbild darum von besonderem Interesse, weil uns hier ein Mann begegnet, der das Ideal eines freien, selbständigen evangelischen Gemeindelebens auf echt christlicher Grundlage in Verbindung mit einer ernsten, in sittlichem Gemeindebewußtsein begründeten Kirchenzucht energisch ins Auge gefaßt und mit tiefer Einsicht durchgeführt hat. Der reformirte Typus tritt allerdings in dem Charakter des Mannes mit scharf ausgeprägten Zügen hervor, und so wenig die Schmach zu rechtfertigen ist, die ihm von überlutherischen, ketzerrichterlichen Eiferern, wie namentlich von einem Westphal, in den Sacramentsstreitigkeiten angethan worden ist, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß ihm auf seinem reformirten Standpunkt das Verständniß für die tiefere Bedeutung der lutherischen Sacramentslehre abgegangen ist, wie denn überhaupt seine Stärke nicht sowol auf der Seite der Lehre, als auf der Seite der kirchlichen That, der geistlichen und kirchlichen Praxis liegt. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man dieses schöne und edle Lebensbild nur mit wahrer Erbauung und zugleich mit wirklichem Gewinne lesen.

— Geographisches Handbuch zu Andree's Handatlas, mit besonderer Berücksichtigung der kommerziellen, statistischen und politischen Verhältnisse. Herausgegeben von der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing. gr. 8. Lief. I—IV. Bielefeld und Leipzig 1882. — Für die Besitzer des in nahe an 150 000 Exemplaren verbreiteten Allgemeinen Handatlas in 86 Karten von Richard Andree soll das vorliegende Handbuch „ein textlicher Schlüssel" sein und das eingehende Verständniß der Karten ermöglichen. Wenn nun auch jedes andere neuere gute Handbuch und Lehrbuch der Geographie — und wir besitzen deren nicht wenige — in ähnlicher, ja in gleicher Weise ein textlicher Schlüssel zum Verständniß des Andree'schen Atlas und anderer Atlanten sein kann und ist (wie denn auch umgekehrt das vorliegende Lehrbuch mit ebenso gutem Erfolge auch für das Verständniß anderer Atlanten benutzt werden wird): so hat doch das vorliegende Handbuch Vorzüge, die es empfehlenswerth machen. Mit Zurücksetzung der speciellen Topographie, welche man ja nur in umfangreicheren Handbüchern wird erwarten können, giebt dasselbe leicht faßliche, gut abgerundete und auf dem neuesten Stande unserer Kenntniß beruhende Darstellungen von den physischen Verhältnissen der Länder, ihrer Geschichte, ihren Cultur- und Handelsverhältnissen. Die einzelnen Abschnitte sind von verschiedenen, vorzugsweise sachkundigen Verfassern bearbeitet, so die allgemeine Geographie von dem als Meteorologen bekannten Frhrn. Dr. A. v. Danckelman, Australien und Ozeanien von Dr. Emil Jung, der jene Länder aus langjähriger eigner Anschauung kennt, Afrika von Dr. Philipp Paulitschke. Namentlich sind die meteorologischen Verhältnisse des allgemeinen Theils in einer den neuesten Forschungen auf diesem Gebiete entsprechenden Form abgefaßt und enthalten demnach neue, von den früheren Erklärungsweisen völlig abweichende Darstellungen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Buch, welches in zehn monatlichen Lieferungen vollendet sein soll, sich zahlreiche Freunde erwerben wird, umsomehr da auch Umfang und Preis desselben bequem sind. O. D.

△ Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von A. Brennecke, F. Broemel u. A. Leipzig, Hirt & Sohn. — Mit der uns vorliegenden 16. Lieferung beginnt der dritte und letzte Band der Nordlandfahrten. Nachdem in den vorhergehenden Heften eine Schilderung von Nord- und Süd-Wales in Wort und Bild gegeben worden war, werden wir hier — und zwar unter Johannes Proelß's bewährter Leitung — zunächst an die Südküste Englands mit ihren idyllischen Badeorten und kriegsgerüsteten Häfen geführt. Die dem Hefte beigegebenen wohlgelungenen Vollbilder stellen u. A. das Bodiam-Castle in Sussex und das Hurstmonceaux-Castle, das in derselben Gegend, aber auf der anderen Seite von Etchinham gelegen ist, ferner eine Scene „Auf der Höhe von Beachy Head" dar. Eine Fahrt vorbei an Beachy Head offenbart nach des Verfassers Schilderung die volle Großartigkeit der Seelandschaft zwischen Eastbourne und Brigthon; „an keiner Stelle ragt das Klippenland so schroff und steil, so kantigscharf hervortretend ins Meer wie hier und nirgends begleitet den Anprall der Wogen eine so gewaltig brausende Musik".

Verzeichniß der im Sommerhalbjahr 1882 auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen.

(Anfang: 17. April. Schluß: 19. August.)

I. Theologische Facultät. Proff. ordd. Hofmann (Decan bis 31. October): Auslegung des Evangeltum Matthäi; Encyklopädie der Theologie; pädagogisches Seminar: a) praktische Uebungen, b) Besuche von Lehr- und Erziehungsanstalten; katechetisches Seminar. — Kahnis: Kirchengeschichte I. Theil: Dogmatik; Leitung der Uebungen des theologischen Vereines. — Luthardt: Erklärung des Hebräerbriefes; theologische Ethik; Uebersicht über die neutestamentlichen Schriften; dogmatische Gesellschaft; dogmatische Uebungen der Lausitzer Predigergesellschaft. — Lechler: Vergleichende Symbolik, Auslegung des Jacobusbriefes; kirchengeschichtliche Uebungen der Lausitzer Predigergesellschaft. — Delitzsch: Psalmen; messianische Weissagungen; Hebraicum I der Lausitzer Predigergesellschaft (ausgewählte Stücke des Buches Jeremia); englische exegetische Gesellschaft (häusliche Alterthümer der Israeliten); studentischer Missionsverein (Liturgie des Versöhnungstages zur Zeit des zweiten Tempels). — Fricke: Auslegung des Briefes Pauli an die Römer; über Schleiermacher's Leben und Lehre (für Studirende aller Facultäten); exegetisches Seminor N. u. A. T.; Lausitzer Predigergesellschaft: a) biblisch-theologische Abtheilung des N. T., b) homiletische Abtheilung. — Baur: Einleitung in das Alte Testament; System der praktischen Theologie I. Theil (allgemeiner Theil und Katechetik); homiletisches Seminar; Hebraicum II der Lausitzer Predigergesellschaft. — Schmidt: Biblische Theologie des Neuen Testamentes; Einleitung in das Neue Testament; katechetische Gesellschaft; katechetische Uebungen der Lausitzer Predigergesellschaft. — Prof. ord. hon. Hölemann: Das Hohe Lied, grammatisch-theologisch ausgelegt; exegetischer Verein des A. und N. Testamentes (einschl. der

Societas Exeget. Lips. Wineri): messianische Weissagungen des A. T., mit ihrer authentischen Erfüllung im N. T. (Apostelgeschichte II), lateinisch erörtert, verbunden mit latein. Abhandlungen, Disputationen und selbständigen Interpretationen der ordentlichen Mitglieder. — Priv. Doc. Guthe: Jesaias; die Bundesvorstellung im Alten Testament; hebräische Gesellschaft (Syntax der hebräischen Sprache). — Ryssel: Borexilische kleine Propheten; hebräische Poesie. — König: Grammatik der hebräischen Sprache; die Cultusgeschichte Israels in ihrer Bedeutung für die Pentateuchkritik. — Schultze: Symbolik; Geschichte des christlichen Kirchenbaues (mit besonderer Rücksicht auf die praktischen Bedürfnisse der Gegenwart); kirchenhistorische Gesellschaft (Staat und Kirche in den ersten vier Jahrhunderten); archäologische Gesellschaft (die cömeterialen Alterthümer der Kirche). — Schnedermann: Auslegung des Evangelium Johannis; exegetische Gesellschaft N. T.

II. Juristische Facultät. Proff. ordd. Friedberg (Decan bis 31. October): Evangelisches und katholisches Kirchenrecht mit Einschluß des Eherechtes unter Zugrundelegung seines „Lehrbuches des katholischen und evangelischen Kirchenrechts, Leipzig 1879" und in Verbindung mit Uebungen in der Interpretation des Corpus juris canonici; deutsches Privatrecht mit Einschluß des Lehnrechts; europäisches Völkerrecht. — Windscheid ist mit Urlaub abwesend. — Osterloh: Außerordentliche Verfahrungsarten und Concursrecht; civilproceßrechtliches Seminar. — Müller: Königlich sächsisches Privatrecht auf der Grundlage des bürgerlichen Gesetzbuchs, I. Theil (Allgemeine Lehren, Sachenrecht u. s. w.); ausgewählte Lehren des sächsischen Privatrechts. — Schmidt: Institutionen und äußere Geschichte des römischen Rechts; innere Geschichte des römischen Rechts mit Einschluß der Geschichte des Civilproceßes; Pandekten II. Theil (Familien- und Erbrecht) nach dem Lehrbuche von Arndts. — Knutze: Pandekten I. Theil (mit Ausschluß des Familien- und Erbrechts). — Stobbe: Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte; deutsches Reichs- und Landesstaatsrecht; Handels-, Wechsel- und Seerecht. — Binding: Gemeines deutsches Strafrecht; Exegese der peinlichen Gerichtsordnung Karl's V. — Wach: Civilproceß; Strafproceß; Strafrechtspraktikum. — Prof. ord. hon. Baigt: Römische Rechtsgeschichte; Geschichte des römischen Civilproceßes. — Proff. extr.: Höck: Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte; Handels-, See- und Wechselrecht; Erklärung des Sachsenspiegels (Fortsetzung). — Götz: Wechselrecht; internationales Privatrecht; Privatissimum über einen der Haupttheile des Pandektenrechts. — Priv. Doc.: Lenel: Pandektenpraktikum; exegetische Uebungen in den Digesten. — Weismann: Encyklopädie des Rechts; Strafrechts-Repetitorium (mit praktischen Uebungen). — Stammler: Pandekten I. Theil (mit Ausschluß des Familien- und Erbrechts). — Wagner: Repetitorium des Handels- und Wechselrechts; Erklärung deutscher Rechtsquellen. — Schwalbach: Grundzüge des vormaligen gemeinen Civilproceßes; Civilproceß-Repetitorium mit praktischen Uebungen; Uebungen in der Interpretation von Gojus' Institutionen Buch IV.

III. Medicinische Facultät: Proff. ordd. Thiersch (Decan bis 31. October): Vorlesungen über Chirurgie I. Theil; chirurgische Klinik; chirurgischer Operationscursus. — Radius: Oeffentliche und private Hygiene; Pharmakodynamik und Toxikologie. — Credé: Geburtshilfliche und gynäkologische Klinik und Poliklinik; über geburtshilfliche Operationen, mit Einübung derselben am Phantome. — Wagner: Medicinische Klinik. — Ludwig: Physiologie der Ernährung; physiologische Besprechungen; physiologische Uebungen für Fortgeschrittenere. — Coccius: Klinik für Augenkrankheiten; Augenspiegelcursus; specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des Auges. — His: Allgemeine Histologie; Entwickelungsgeschichte höherer Thiere und des Menschen; mikroskopische Uebungen. — Braune: Knochen- und Gelenklehre; topographische Anatomie. — Cohnheim: Demonstrativer Cursus der pathologischen Anatomie, verbunden mit Sectionsübungen; praktisch-mikroskopischer Cursus der pathologischen Histologie (in Gemeinschaft mit Hrn. Prof. Weigert); experimentelle und mikroskopische Arbeiten im pathologischen Institut. — Hofmann: Vorlesungen über Hygiene mit Demonstrationen; Cursus über hygienische Untersuchungsmethoden; experimentelle Arbeiten und Uebungen im hygienischen Institute. — Erb: Medicinische Poliklinik; specielle Pathologie und Therapie I. Theil (Krankheiten der Respirations-, Circulations- und Bewegungsorgane); neuropathologische Diagnostik. — Proff. extr. Sonnenkold: Staatsärztliches Praktikum; gerichtliche Medicin für Juristen. — Carus: Charakteristik der Hauptgruppen des Thierreichs; geographische Verbreitung der Thiere; über die Lehre Darwin's. — Winter: Einleitung in das Studium der Medicin; Receptirkunst, nebst Uebersicht der wichtigsten Arzneimittel. — Hennig: Geburtshilfe; pädiatrische Klinik. — Reclam: Allgemeine Hygiene (mit Experimenten); gerichtliche Medicin (mit Demonstrationen). — Schmidt: Chirurgische Poliklinik; klinische Besprechungen. — Wenzel: Mikroskopischer Uebungscursus; über Bau, Lebensverrichtungen und Pflege der Sinnesorgane, des Verdauungs- und Respirationsapparates, sowie des Gefäßsystems (für Nichtmediciner, insbesondere für Pädagogen und Studirende der Naturwissenschaften). — Rauber: Repetitorium der Anatomie I. Theil; entwickelungsgeschichtliches Prosektikum; Urgeschichte des Menschen I. Theil. — Heubner: Distriktspoliklinik; specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des Kindesalters (Localkrankheiten). — Hagen: Oliotrische Poliklinik; laryngiatrische Poliklinik; Cursus der Ohrenheilkunde; Cursus der Laryngoskopie. — Brenner ist beurlaubt. — Flechsig: Psychiatrische Klinik. — Drechsel: Physiologisch-chemisches Praktikum; Chemie der Eiweißkörper; Harnanalyse. — Weigert: Specielle pathologische Anatomie; praktisch-mikroskopischer Cursus der pathologischen Histologie (in Gemeinschaft mit Hrn. Prof. Cohnheim). — Priv. Doc.: Meißner: Krankheiten der Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen; theoretische und praktische Operationslehre für Geburtshelfer, in einzelnen Cursen. — Hoake: Krankheiten des Uterus; Einübung geburtshilflicher Operationen am Phantom. — Naumann: Allgemeine Pharmakodynamik und Hydrotherapie. — Friedländer: Specielle Pathologie und Therapie der Constitutionskrankheiten. — Fürst: Pathologie und Therapie der Kinderkrankheiten; Cursus über Theorie der Geburtshilfe und Gynäkologie, nebst Phantomübungen; pädiatrische Poliklinik; über Vaccination, mit Uebungen in onim. und humanis. Impfung. — Schröter: Pathologie und Therapie der Augenkrankheiten; Augenspiegelcursus; Augenoperationscursus. — Leopold: Theoretische Geburtshilfe mit Demonstrationen; Phantomübungen; gynäkologische Poliklinik. — Schön: Augenspiegelcursus; augenärztliche Untersuchungsmethoden. — Tillmanns: Chirurgische Anatomie an der Leiche mit besonderer Berücksichtigung der Symptomatologie, Diagnose und Behandlung der wichtigsten chirurgischen Krankheiten und Verletzungen; chirurgischer Verbandcursus; über Wundbehandlung, Wundheilung und Wundkrankheiten. — Schildbach: Orthopädische Poliklinik. — Baelz ist beurlaubt. — Hesse ist beurlaubt. — Küster: Augenärztliche Poliklinik; augenärztliche Propädeutik. — van Lesser: Chirurgische Poliklinik; chirurgischer Verbandcursus; über die Grundsätze der modernen Kriegschirurgie. — Huber: Pathologische Anatomie des Bewegungsapparates. — Strümpell: Klinische Propädeutik; Cursus über Percussion und Auscultation. — Gouke: Praktisch-mikroskopischer Cursus der normalen Histologie; histologisches Laboratorium; histologische Besprechungen und Uebungen; die neueren Fortschritte auf dem Gebiete der Zellenlehre (für Studirende der Medicin und der Naturwissenschaften). — Moldenhauer: Ohrenspiegeleursus; Cursus der Laryngoskopie und Rhinoskopie. — Neißer: Vorlesungen und poliklinische Demonstrationen über Hautkrankheiten; Pathologie und Therapie der Syphilis (mit poliklinischen Demonstrationen). — Sänger: Pathologie und Therapie der Frauenkrankheiten; Technik der geburtshilflichen Operationen mit Uebungen am Phantom; über die Fortschritte der modernen Geburtshilfe. — Kölliker: Chirurgische Propädeutik; über Extensionsverbände, mit Uebungen im Anlegen derselben. — Emmerich: Ueber hygienische Untersuchungen in der ärztlichen Praxis; Hygiene der öffentlichen und privaten Krankenpflege; Cursus der klinisch-chemischen Untersuchungsmethoden. — v. Frey: Physiologische Optik.

IV. Philosophische Facultät. Proff. ordd. Wundt (Decan bis 31. October): Logik, Erkenntnißtheorie und wissenschaftliche Methodenlehre; psychophysische Uebungen für Vorgerücktere. — Drobisch: Einleitung in die Philosophie und Logik; über Kant's Theorie und Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens (Fortsetzung). — Fechner ist vom Abhalten der Vorlesungen dispensirt. — Fleischer: Erklärung des Koran nach Beidhâwi; Erklärung von Mutanabbi's Gedichten; Erklärung von Saadi's Bostân; Erklärung türkischer Gespräche; Uebungen der arabischen Gesellschaft. — Roscher: Gesammte theoretische Nationalökonomik; geschichtliche Naturlehre des Staates als Vorschule jeder praktischen Politik; Besprechung volkswirthschaftlicher Aufgaben. — Honkel: Physik I. Theil; physikalische Uebungen für künftige Lehrer und Mediciner; physikalische Uebungen für Fortgeschrittenere. — Zarncke (Rector Magnificus bis 31. October): Deutsche Grammatik; Uebungen des königlichen deutschen Seminars (in Gemeinschaft mit Dr. Edzardi): a) Uebungen der ordentlichen Mitglieder, b) Uebungen der außerordentlichen Mitglieder, althochdeutsche Abtheilung (nach Braune's Althochdeutschem Lesebuche). — Overbeck: Erklärung auserlesener antiker Kunstwerke unter Benutzung des akademischen Gypsmuseums; — Uebungen des königlichen archäologischen Seminars (kunstgeschichtliche Uebungen und Arbeiten im Anschluß an das akademische Gypsmuseum). — Curtius: Elemente der vergleichenden Sprachwissenschaft mit besonderer Rücksicht auf die Aufgaben der classischen Philologie; Uebungen des königlichen philologischen Seminars (Interpretation von Homer's Ilias Buch XXI und Disputiren über schriftliche Arbeiten). — Mosius: Allgemeine Erziehungslehre; Schulen und Schulordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts; Uebungen des pädagogischen Seminars und Vorträge über Methodik. — Ebert: Geschichte der französischen Literatur seit dem 14. Jahrhundert bis zum Zeitalter Ludwig's XIV.; spanische Grammatik mit Leseübungen (nach Huber's spanischem Lesebuch). — Kolbe: Anorganische Experimentalchemie; chemisches Praktikum für Anfänger; praktisch-chemische Uebungen und Untersuchungen für Fortgeschrittenere. — Voigt: Geschichte der römischen Republik; Interpretation mittelalterlicher Urkunden. — Scheibner: Einleitung in die Analysis des Unendlichen;

repetitorische Uebungen zu vorgenannter Vorlesung. — Schenk: Allgemeine Botanik; medicinisch-pharmaceutische Botanik; Uebungen und Arbeiten im botanischen Laboratorium; systematische Uebungen. — Neumann. Theorie der Functionen (Fortsetzung). — Leuckart: Allgemeine Naturgeschichte der Thiere; zoologisch-zootomische Uebungen für Anfänger und Geübtere; zoologische Gesellschaft. — Blameyer: Landwirthschaftliche Betriebslehre; specieller Pflanzenbau I. Theil; Demonstrationen auf dem Versuchsfelde. — Zirkel: Allgemeine Petrographie, nebst repetitorischen Uebungen; mineralogische und geologische Arbeiten und Untersuchungen im Institut. — G. Wiedemann: Physikalische Chemie; chemische und physikalische Arbeiten im Laboratorium. — Lange: Ausgewählte Capitel der vergleichenden Syntax der griechischen und lateinischen Sprache; Uebungen des königlichen philologischen Seminars (Interpretation von Pseudo-Xenophon de republica Athoniensium und Disputiren über schriftliche Arbeiten); Uebungen der römisch-antiquarischen Gesellschaft (Interpretation von Cicero de legibus Buch II und Besprechung schriftlicher Arbeiten). — Zöllner: Ueber Photometrie und Spectralanalyse der Gestirne (Astrophysik I. Theil); über die elektrodynamische Theorie der Materie. — Springer: Kunstgeschichte des Mittelalters; kunsthistorische Uebungen; Anleitung zu kunsthistorischen Arbeiten für Geübtere. — Keehl: Erklärung der Mu'allakât nach der Ausgabe von Arnold (Fortsetzung); Erklärung der syrischen Chrestomathie von Bernstein (Fortsetzung); äthiopische Grammatik. — Hildebrand: Minnesinger erklärt (nach Bartsch, Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts); über Goethe's und Schiller's Weltanschauung. — Frickee: Verwaltungsrecht mit Rücksicht auf Polizeiwissenschaft; Staatsrecht des Königreichs Sachsen. — Edees: Die Denkmäler des alten Aegypten; Fortsetzung der Interpretation schwierigerer hieroglyphischer und hieratischer Texte (für Vorgeschrittenere). — Heinze: Allgemeine Geschichte der Philosophie; philosophische Uebungen (Platon's Theaetet). — Leskien (Procancellarius bis 31. October): Grammatik der litauischen Sprache; Geschichte der dalmatinisch-slavischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts; Erklärung der altrussischen sogenannten Nestorschen Chronik. — Lipsius: Ausgewählte Partien von Thukydides (Prooemium und Reden der ersten Bücher); Uebungen des königlichen philologischen Proseminars im Erklären von Tacitus' Agricola und im Disputiren über Arbeiten; Uebungen der griechisch-antiquarischen Gesellschaft im Erklären ausgewählter attischer Inschriften und im Abfassen von Rebriken; Uebungen des kaiserlich russischen philologischen Seminars. — von Noorden: Geschichte des deutschen Reiches im Mittelalter; Uebungen des königlich historischen Seminars (ausgewählte Fragen aus der deutschen Verfassungsgeschichte im Mittelalter). — Ribbeck: Geschichte der griechischen Tragödie nebst Erklärung von Sophokles' Oedipus Tyrannos; philologische Gesellschaft (metrische Uebungen). — Windisch: Sanskrit-Grammatik für Anfänger; Kâlidâsa's Mâlavikâgnimitra, mit einer Einleitung in die dramatische Literatur der Inder; Yâska's Nirukta; irische Uebungen. — Wülcker: Geschichte der englischen Literatur von Shakespeare's Tode an; über Byron's Leben und Werke nebst Erklärung von dessen „Tho Island"; angelsächsische Uebungen (Fortsetzung der Erklärung seiner „Kleineren Angelsächsischen Denkmäler"). — Klein: Projective Geometrie II. Theil (höhere algebraische Gebilde); in Verbindung mit dieser Vorlesung und unter Mitwirkung des Hrn. Dr. ph. W. Dyck: Uebungen in darstellender Geometrie II. Theil; mathematisches Seminar. — Bruns: Praktische Astronomie; Seminar für wissenschaftliches Rechnen. — Proff. ord. hon. Strümpell: Psychologie; Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz; wissenschaftlich-pädagogisches Praktikum. — Naebach: Einleitung in die Mechanik. — Biedermann: Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert; Moral- und Rechtsphilosophie (Naturrecht); deutsche Geschichte vom Wiener Congreß an; cultur- und literarhistorische Gesellschaft. — Credner: Paläontologie; geologischer Bau des Königreichs Sachsen. — Wenck: Geschichte des Abendlandes vom Beginne der großen Völkerwanderung bis auf die Zeit Karl's d. Gr.; Behandlung einiger Quellenschriftsteller des frühesten Mittelalters. — Knop: Chemisches Praktikum; Agriculturchemie. — Stahmann: Chemische Technologie oder technische Chemie; Agriculturchemie II. Theil (Ernährung der Thiere); Demonstrationen im landwirthschaftlich-physiologischen Institut; Praktikum im Laboratorium des landwirthschaftlich-physiologischen Instituts. — Hermann: Geschichte der Philosophie in allgemeiner Uebersicht; Psychologie; allgemeine Grammatik und Sprachphilosophie. — Mayer: Allgemeine Theorie der gewöhnlichen Differentialgleichungen; Uebungen im mathematischen Seminar. — Proff. extr. Jacobi: Einleitung in das Studium der Cameralwissenschaften; allgemeine Landwirthschaftslehre; über Etymologie. — Minckwitz ist vom Abhalten der Vorlesungen dispensirt. — Ziller: Philosophische Ethik; allgemeine Unterrichtsmethodik; philosophische Gesellschaft (die philosophischen Partien aus Flügel, speculative Theologie, Schluß); pädagogisches Seminar mit Uebungsschulclassen. — Eckstein: Horatii carmina selecta latinisch erklärt; Methodik des lateinischen Unterrichts; pädagogisches Seminar. — Brandes: Chronologie der Hellenen; Geschichte Europas im 14. Jahrhundert; germanistische Gesellschaft. — Hirzel: Phaemoeie (organische Präparate). — Seydel: Logik und Erkenntnißlehre; philosophische Aesthetik. — Pückert: Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation; Geschichte Sachsens und Thüringens. — Birnbaum: Thierzucht I. Theil; Bodenkunde und Bonitiren; Geschichte und Literatur der Landwirthschaft. — Zürn: Innere und äußere Krankheiten der Haussäugethiere; veterinärklinische Demonstrationen; mikroskopischer Cursus. — Carstanjen: Organische Experimentalchemie. — Paul: Die Entwickelung der dramatischen Musik im 18. und 19. Jahrhundert; die griechische Harmonik mit besonderer Berücksichtigung des „Timaeus" von Plato und der Schrift „περὶ μουσικῆς" von Plutarch; die Lehre von der Harmonik und die musikalischen Formen. — von der Mühll: Elektrodynamik; über doppelte Strahlenbrechung des Lichtes; mathematisch-physikalische Uebungen im mathematischen Seminar. — Delitzsch: Physische Geographie von Mittel-Europa; Uebungen der geographischen Gesellschaft. — Aendt: Neueste deutsche Geschichte vom Westphälischen Frieden bis zum Tode Friedrich's des Großen; christlich mittelalterliche Chronologie; Geschichte der Jahre 1805 bis 1815; Uebungen des königlichen historischen Seminars (ausgewählte Fragen aus der deutschen Geschichte, vornehmlich des 10. u. 11. Jahrhunderts). — Garthausen: Griechische Geschichte; Uebungen des königlichen historischen Seminars (ausgewählte Fragen aus der griechischen Geschichte). — Hirzel: Erklärung von Plato's Symposium; Geschichte der Philosophie bei den Römern. — Delitzsch: Assyrisch, II. Cursus (Erklärung leichterer assyrischer Keilschrifttexte); Erklärung der Genesis; exegetische Koran-Lectüre; praktische Uebungen auf dem Gebiet der hebräischen Lexikographie; Erklärung akkadischer und sumerischer Keilschrifttexte. — Frdr. Wiedemann: Optik und Spektralanalyse. — v. Meyer: Theorie und Praxis wichtiger technisch-chemischer Processe: Chemische Großindustrie, Theerfarbstoffe (mit Demonstrationen und Excursionen); wissenschaftliche Methoden der organischen Chemie, Ergebnisse der neueren chemischen Forschung. — Webdige: Analytische Chemie. — von der Gabelentz: Japanische Grammatik nach Hoffmann's japanischer Sprachlehre; Einleitung in die chinesische Grammatik; linguistische und sinologische Uebungen. — Priv. Doc. Weiske: Uebersicht der Physik. — Sachße: Einleitung in die Agriculturchemie; Pflanzenchemie. — Luerssen: Naturgeschichte der Moose und Gefäßkryptogamen; über Pflanzenkrankheiten, mit besonderer Berücksichtigung der Culturgewächse. — Wolff: Geschichte der neueren Philosophie von Descartes bis zur Gegenwart. — Edzaedi: Grundzüge der altnordischen Geammatik nebst Uebersicht über die altnorbische Literatur; Uebungen des königlichen deutschen Seminars (mittelhochdeutsche Abtheilung). — Ralph ist beurlaubt. — Brugmann: Geammatik der griechischen Sprache; Uebungen des kaiserlich russischen philologischen Seminars. — Walcker: Ueber Schutzzölle und Freihandel; nationalökonomische und statistische Uebungen. — Friedberg: Finanzwissenschaft mit Berücksichtigung des Finanzrechts der wichtigsten Culturstaaten; nationalökonomisches Repetitorium. — Kalkowsky ist beurlaubt. — Birch-Hieschfelb: Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XIV.; historische Grammatik des Französischen. — Lindner: Zendgeammatik; Lectüre ausgewählter Stücke aus den Beâhmaya. — Chun: Specielle Zoologie der wirbellosen Thiere. — Meyer: Geschichte des Volkes Israel; Entstehung der homerischen Epen; Uebungen des königlichen historischen Seminars, Abtheilung für alte Geschichte (über Lykurg und die spartanische Verfassung). — Creizenach: Geschichte der neueren deutschen Literatur I. Theil (von Opitz bis zur Genieperiode); literarhistorische Gesellschaft (Uebungen auf dem Gebiete der deutschen Theatergeschichte). — Ost: Maßanalyse. — Hahn: Geographie des Weltverkehrs; Grundzüge der Geographie von Asien; geographische Gesellschaft: a) Colloquium und Besprechung schriftlicher Arbeiten, b) Erklärung von Carl Ritter's „Einleitung zur allgemeinen vergleichenden Geographie" (Berlin 1852). — Holzapfel: Quellenkunde zur griechischen und römischen Geschichte; innere Geschichte Roms während des ciceronianischen Zeitalters. — Rahn: Differential- und Integralrechnung nebst Uebungen; Plücker'sche Liniengeometrie. — Schreiber: Geschichte der griechischen und römischen Kunst; über die antike Kleinkunst; archäologische Uebungen (Erklärung ausgewählter Bildwerke). — Techmer: Einleitung in das Studium der „neueren" Sprachen; Uebungen der Gesellschaft für Sprachwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung der „neueren" Sprachen und der Sprachphysiologie. — Marshall: Naturgeschichte der Insecten (verbunden mit Excursionen); Paläontologie der Wirbelthiere. — v. Bahder: Heliand, mit grammatischer und metrischer Einleitung; Lectüre eines leichten mittelhochdeutschen Gedichts (für Anfänger); textkritische Uebungen an mittelhochdeutschen Handschriften. — Fraisse: Vergleichende Entwickelungsgeschichte, mit Demonstrationen. — Schur: Einleitung in die analytische Geometrie der Ebene und des Raumes; geometrische Uebungen. — Grube: Mandschu-Grammatik; Interpretation des Meng-tsi; neuchinesische Uebungen; mongolische Grammatik als Einführung in das Studium der ural-altaischen Sprachen. — Langer: Harmonielehre mit besonderer Berücksichtigung des Choralsatzes; liturgische Gesangsübungen; Orgelcursus; Uebungen des Universitäts-Sängervereins der Pauliner.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 22. Donnerstag, den 16. März. 1882.

Inhalt: Der Herzog von Reichstadt und die Pariser Julirevolution. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Molière's Leben und Werke, von R. Mahrenholtz. Preußische Kriegslieder von einem Grenadier, von J. W. L. Gleim. Milesische Märchen, von Oskar Linke). — Berichtigung.

Der Herzog von Reichstadt und die Pariser Julirevolution.

(Schluß.)

Indessen war die Welt nicht blos durch die Vorgänge in Frankreich, Polen, Belgien bewegt. Auch in Italien brachen Unruhen aus. Am 19. Februar kam die Nachricht nach Wien, die Herzogin von Parma sei von dem Volke gefangen gehalten. Kaum vernahm dies der Herzog, so eilte er zum Kaiser mit der Bitte, seiner Mutter zu Hilfe eilen zu dürfen. In milden und ehrenden Worten schlug der Kaiser die Bitte ab, um, wie er sagte, nicht neuen Umsturz in Frankreich oder Krieg hervorzurufen. Der Herzog mußte sich darauf beschränken, seiner Mutter in einem Briefe seine Besorgniß, seinen Kummer, seine Wünsche auszudrücken. Schon der nächste Morgen brachte die Nachricht, daß der Herzogin die Flucht nach Casale Maggiore gelungen war.

Der Kaiser kam am 21. Februar noch einmal auf den edlen Drang des Sohnes, der für seine Mutter gezittert hatte, zurück, belobte den Herzog darüber, und im weiteren Gespräche mit demselben wiederholte er seinen geringen Glauben an die Haltbarkeit Louis Philipp's und nahm nicht Anstand, ihm abermals die Aussicht, auf den französischen Thron zu gelangen, als eine mögliche Fügung zu bezeichnen. Auf Nachrichten, die dem Herzog völlig unbekannt waren, gefiel er sich, mit ihm auch von der Wirkung zu sprechen, die dessen Erscheinen an der französischen Grenze durch das weite Land hervorrufen würde. „Erschienest Du auf der Brücke zu Straßburg, so würde es mit den Orleans in Paris nicht mehr lange dauern." Der Herzog bemerkte: daß er wol auf den Ruf der französischen Armee, nie aber im Gefolge der Bajonette der Verbündeten Frankreich betreten möchte. Der Kaiser antwortete darauf nichts als die Worte: „Warum, Franz, bist Du nicht um einige Jahre älter!"

Das Alles lag wie eine Last, die täglich an Gewicht zunahm, auf des Herzogs Seele. Eine Ahnung, als nahe die Stunde, überflog ihn, und es riß ihn fort, die Mittel und Wege zur Flucht zu erwägen. Er hielt seine Berechtigung fest im Auge. „Nachdem der Versuch, die königliche Lilie der Bourbons auf dem französischen Throne zu erhalten, mißlungen", sagte er, „war der Sohn des von ganz Europa anerkannt gewesenen Kaisers, der Sohn der Erzherzogin Marie Louise, den Mächten nicht eine gerechtere Gewähr, als der Sohn des Egalité? Und wenn sie genöthigt waren, der Revolution dieses Zugeständniß zu machen, wissen sie nicht selbst, daß es ein vergebliches ist?" Diese letztere Aeußerung kennzeichnet den Herzog als einen klügeren und weitsichtigeren Politiker als die meisten Staatsmänner jener Zeit; auf seine Frage hat die Pariser Februarrevolution von 1848, deren die Ruhe und das politische Gleichgewicht Europas so gründlich erschütternde Nachwehen noch heute nicht verwunden sind, eine nur allzu bejahende Antwort gegeben.

Eine ganz eigenthümlich reservirte Stellung nahm Fürst Metternich zu diesen Demarchen ein. In den ersten Tagen des März 1831 war davon die Rede, Prokesch in geheimer Sendung an Louis Philipp nach Paris zu senden. Metternich verwarf sogleich diesen Namen: Prokesch wäre zu tief mit Reichstadt verwickelt, um, im Falle einer Sendung nach Paris, nicht für diesen zu arbeiten. Nichtsdestoweniger war er im Princip nichts weniger als der Reichstadt'schen Candidatur feindlich gesinnt. Durch Gentz erfuhr Prokesch, daß zur Zeit der Conferenzen von Chatillon im Februar 1814 das Zugeständniß der Grenze zwischen dem Rhein, den Alpen und den Pyrenäen dem Fürsten Metternich entschieden weniger nachtheilig erschien, als der gänzliche Umsturz der Napoleonischen Dynastie und die Rückführung der Bourbons, was nur zu einem Verbande zwischen Frankreich und Rußland führen, Oesterreich, Deutschland und die Pforte bedrohen mußte. Die politische Aufgabe sollte damals nicht weiter gehen, als Frankreich der gemachten Eroberungen zu entkleiden und dessen Macht auf den Stand herunter zu bringen, wo sie nicht länger Uebermacht sein konnte. Die Frage, welcher Dynastie die Herrschaft in Frankreich zustehe, lag, nach Metternich's persönlicher Ansicht, nicht in der Berechtigung der Mächte zu entscheiden. Ausgleich mit Napoleon betrachtete er als das Richtige und dann sei die Aufgabe Deutschlands und Oesterreichs, ihre Vorsichten gegen Rußland zu nehmen. Aber die Ansichten Oesterreichs stießen gegen diejenigen Englands, Rußlands und Preußens. Erst als Napoleon nach seinen Theilsiegen die Rathschläge Oesterreichs, das ihn und seine Dynastie erhalten wollte, zurückstieß, trat die bis dahin schwache Partei der Bourbons in den Vordergrund. Nun erst fügte sich Oesterreich, um den Bund festzuhalten, den drei Mächten, und Fürst Metternich entschied sich für die Bourbons, um den Thron an Ludwig XVIII. zu geben und dadurch den Herzog von Berry fern zu halten, den Kaiser Alexander zum König von Frankreich haben und mit dem er die Großfürstin Anna verheirathen wollte*). Der Vortheil, der Oesterreich durch die Thronbesteigung des Herzogs von Reichstadt in Frankreich erwachsen wäre, war hiernach dem Fürsten Metternich an und für sich vollkommen verständlich; aber die gegenüber den Verbündeten eingegangenen Verpflichtungen banden ihn und mußten ihn binden, derart, daß wenigstens von Oesterreich keine Initiative in dieser Richtung ausgehen konnte. Ein anderes Ding war es, durch irgend eine Fügung, an welcher Metternich keinen Theil hatte, den Herzog auf den Thron zu führen.

Inzwischen nahmen die Verhältnisse in Frankreich einen wesentlich anderen Verlauf, als die europäische und in specie die österreichische Diplomatie nach dem Gaukelspiel, das den Sohn Egalité's zum König von Frankreich gemacht hatte, erwartete. Die Julimonarchie befestigte sich wider Erwarten und damit verflüchtigten sich die Chancen einer Wiederaufrich-

*) Diese Mittheilungen stimmen im Wesentlichen mit den bezüglichen in Metternich's jüngsterschienenen Memoiren gegebenen Aufklärungen überein.

tung des französischen Kaiserthums mit dem Sohne Napoleon's I. auf dessen Thron. Das Fehlschlagen seiner Hoffnungen wirkte psychisch höchst ungünstig auf den Herzog. Bald sollte dem Seelenleiden sich physische Krankheit zugesellen. Im Januar 1832 fiel er dem Uebel, von welchem er nicht wieder erstand. Gegen die Verleumdung, welche diese Krankheit mit sittlichen Ausschreitungen in ursächlichen Zusammenhang gebracht hat, wendet sich Prokesch mit dem tiefsten Unwillen. „Die schmutzige Welt, die das Bild des Sohnes des gewaltigen Kaisers in allen Zügen verzerrt", sagt er, „hat auch in dieser Beziehung Unwahres zu Tage gefördert, ja sogar seinen frühen Tod aus seinem angeblichen Umgang mit Weibern abgeleitet. Als wenn sein Leben nicht Brand genug gehabt hätte, um sich früher zu verzehren. Man behauptete auch, er habe ein Verhältniß mit der schönen Tänzerin Fanny Elsler gehabt. Der Herzog hat sie nie gesprochen. Das Gerede entstand so, weil man seinen Jäger einigemal in das Haus, das Fanny bewohnte, treten sah. Der Jäger hatte aber, um mir, der ich mit Hrn. v. Gentz ein Lese- und Arbeitszimmer in Fanny's Wohnung hatte, und häufig dort zu finden war, ein Briefchen vom Herzog zu bringen oder mich aufzusuchen. Was sein Gemüth, sein Denken beschäftigte, ließ keinen Raum für andere als flüchtige Eindrücke des schönen Geschlechts."

Das Uebel, das dem Herzog den Tod brachte, machte reißende Fortschritte. An den winterlichen Vergnügungen seines letzten Lebensjahres nahm er bereits fast gar nicht mehr Antheil. Im Mai zog er nach dem Schlosse Schönbrunn, wo ihn am 22. Juli 1832 früh 5 Uhr der Tod ereilte. Der Leichenbefund hatte nur zu sehr die Ursache seines frühen Ablebens aufgedeckt: der Raum für die Lunge war zu eng; diese überall angewachsen und in Zersetzung übergegangen. Wie es bei Lungenleidenden öfter der Fall, glaubte der Herzog selbst nicht an sein nahes Ende. Noch am Vorabend seines Todes sprach er die Besorgniß aus, daß für die Reise nach Italien, die man ihm anrieth, sein Wagen nicht zu rechter Zeit fertig sein würde. In Augenblicken des Leidens rief er aber nach dem Tode und eine Stunde vor seinem Hinscheiden sagte er: „Ich gehe unter! Meine Mutter rufen! Meine Mutter!" Marie Louise, welche von Parma herbeigeeilt war, kam und fiel auf die Kniee an seinem Bett, das der Erzherzog Franz Karl, sein Leibarzt, Dr. Malfatti, seine Adjutanten und einige Diener umstanden. Kurz vor 5 Uhr wendete er zweimal das Haupt und — war todt. Die Mutter wurde ohnmächtig weggebracht. Ort und Jahrestag waren dieselben, wo dem damals zehnjährigen Prinzen im Jahre 1821 die Nachricht vom Tode seines Vaters überbracht worden war.

Eine merkwürdige Enthüllung, welche zu der oben bezeichneten Haltung des Fürsten Metternich den Aspirationen des Herzogs von Reichstadt auf den französischen Kaiserthron gegenüber augenfällig stimmt, wurde Prokesch bald nach dem Tode des Herzogs durch Metternich selbst zu Theil, der ihm eines Tages erzählte, wie zur Zeit der Thronbesteigung Louis Philipp's eine Verschwörung unter den Generalen der alten Napoleonischen Armee bestand, um den Herzog auf den Thron zu bringen. „Denken Sie," sagte er, „als General Belliard mir die Thronbesteigung Louis Philipp's anzuzeigen nach Wien kam und wir am kleinen Tischchen in meinem Schreibcabinet einander gegenüber saßen, hatte ich, ohne daß er es ahnte, in der Lade desselben Tischchens das Actenstück liegen, von ihm, von Marschall Maison, von dem Commandanten von Straßburg, von allen Generalen, welche die Truppen auf der Linie bis Paris befehligten, unterzeichnet, worin sie sich verpflichteten, den Herzog im Triumph nach Paris zu führen. Diese Mittheilung war mir durch den Herzog von Otranto, Fouché, gekommen, der es übernommen hatte, mich zu bestimmen, den Herzog entwischen zu lassen und sich verbürgte, ihn mit vollster Sicherheit unter seiner eigenen Leitung nach Straßburg gelangen zu machen. Joseph Bonaparte war in der Verschwörung. Man drang in mich zunächst nur um die zustimmende Unterschrift des Herzogs und drohte mit der Republik, wenn ich nicht nachgäbe. Hätte ich Sie damals ins Vertrauen gezogen, ich glaube, Sie wären mit dem Herzog durchgegangen und hätten sich und ihn ins Verderben gestürzt, denn die der Napoleonischen in Frankreich entgegenwirkende Partei war entschieden die stärkere. Oesterreich aber würden Sie in die größte Verlegenheit gegenüber England, Rußland und Preußen gebracht haben. Fouché wiederholte sein Verlangen. Er sandte mir seinen Sohn, den Marquis d'Otranto, den er als Secretär zur schwedischen Gesandtschaft zutheilen ließ, mit geheimen Aufträgen, von denen der Gesandte Graf Löwenhjelm nichts wußte. Er versprach, daß Frankreich für Napoleon II. jede Bürgschaft des Friedens und der Freundschaft leisten und die Regierungsgewalt auf solche Weise einrichten würde, daß sie nicht mehr ein eitles Wort und die Anarchie ihr scheußliches Haupt nicht mehr gegen die Gesellschaft zu erheben im Stande wäre. Er ließ mir den Entwurf der Verfassung des wiederherzustellenden Kaiserreichs vorlegen. Es war ein Blatt Papier. Ich mußte fragen: Welche Bürgschaft geben Sie dem Herzog von Reichstadt für seine Zukunft? Man antwortete: Die Liebe und der Muth der Franzosen würden einen Wall um ihn bilden. — Nach Verlauf von sechs Monaten würde er am Rande des Abgrundes stehen, erwiderte ich. Ohne Bonaparte Bonapartismus machen, geht nicht an. Was würde heutzutage Bonaparte selbst zu erwirken im Stande sein mitten in dem Getümmel von Leuten, deren fratzische Eitelkeit keine Reputation vierundzwanzig Stunden unangetastet lassen kann; in dem Getümmel, wo alle, die darin Rollen spielen, sich bereits überlebt haben, jeder Ruf unter dem Spotte der Presse erlegen und Jeder, der unter Beifallsklatschen auftrat, auch bereits verdientermaßen oder aus Neid ausgepfiffen worden ist? Napoleon baute die Gesellschaft aus den Trümmern der umgestürzten auf. Das heutige Frankreich aber macht sich zum Geschäfte, die Trümmer selbst in Trümmer zu schlagen. Ich mußte die Anträge, so beharrlich sie auch selbst während der Krankheit des Herzogs erneut wurden, schon um des Herzogs selbst willen, alle anderen entscheidenden Beweggründe abgerechnet, zurückweisen." Das Vorhandensein einer Verschwörung mit der von Fürst Metternich bezeichneten Tendenz wurde Prokesch wenige Monate später durch einen der Beauftragten Joseph Bonaparte's selbst, den Maler Goubeaud, bestätigt. Dieser versicherte ihm im Januar 1833, Armee und Ministerium seien gewonnen gewesen und hätte der Herzog nur mit einer Zeile seiner Hand seine Bereitwilligkeit an den Tag gelegt, so wäre es mit Louis Philipp zu Ende gewesen. Der Befehlshaber von Straßburg würde den Herzog mit offenen Armen empfangen und sogleich als Napoleon II. ausgerufen haben.

Die Enthüllungen des Fürsten Metternich lösen den nach vorstehender Darstellung thatsächlich vorhanden gewesenen Gegensatz zwischen Kaiser Franz und seinem leitenden Minister über die Erwünschtheit der Wiederherstellung der Napoleonischen Dynastie in Frankreich. Ueberraschend sind in dieser Hinsicht zweifellos auch die Mittheilungen von Prokesch über die Auffassung des Kaisers Franz, denn sie stehen in schneidendem Widerspruch mit der bisher landläufigen Meinung, daß Kaiser Franz das Haupthinderniß für die Aspirationen des Herzogs von Reichstadt um den französischen Thron gewesen sei. Von dieser Seite her fanden sie, wie nunmehr erwiesen ist, im Gegentheil Zustimmung, ja Aufmunterung. Metternich's Bedenken fußten, wie er Prokesch offen mitgetheilt hat, hauptsächlich auf seinen internationalen Loyalitätsscrupeln, sodann auf seinem Unglauben an die Stabilität des Napoleonismus in Frankreich. Eine spätere gelegentliche Aeußerung desselben läßt annehmen, daß Metternich auch Kriegsbefürchtungen hegte: „ich glaube nicht", sagte er, „daß der Herzog, wenn auch ganz Europa

zur Herstellung der Napoleonischen Dynastie geschwiegen hätte, sich ein Jahr würde erhalten haben, ohne die Bahn der Kriege nach außen zu betreten." Letztere Bemerkung hätten Metternich's diplomatische Epigonen von 1852, welche mit so grenzenloser Leichtfertigkeit das Kaiserthum des dritten Napoleon ohne irgend welche, den Frieden sichernden Garantien anerkannten, beherzigen mögen. Auch darin haben die Thatsachen dem Fürsten Metternich Recht gegeben, daß der Napoleonismus als Staatsprincip keine Stetigkeit in Frankreich besitzt und daß sich „ohne Bonaparte nicht Bonapartismus machen" läßt, wenn immerhin der an Charakterintegrität und guten Sitten dem gekrönten Carbonaro der 31er Jahre weit überlegene Herzog von Reichstadt persönlich Frankreich wie Europa viel gewichtigere Garantien geboten haben würde, als der kleine Neffe des großen „Onkels". Mit dem Tage von Sedan hat indessen unseres Bedünkens die Napoleonische Legende für Frankreich auf immer ihren berückenden Zauber verloren. Schwerlich wäre aber ein solches Verhängniß über Frankreich je hereingebrochen, wenn der Herzog von Reichstadt am Leben geblieben und — was nach den gegenwärtig von Prokesch gegebenen Aufklärungen unseres Erachtens solchenfalls nur eine Frage der Zeit sein konnte — über kurz oder lang den Thron Napoleon I. bestiegen hätte. Auch Europa würde sich dabei nicht schlecht befunden haben, wenn statt eines abenteuernden, ränkesüchtigen, revolutionären Verschwörers ein Prinz aus legitimem Blute, von nobler Denkungsweise und voll Feingefühl für Recht und Ehre das Erbe des Gefangenen von St. Helena angetreten hätte.

Bücherbesprechungen.

Molière's Leben und Werke vom Standpunkte der heutigen Forschung von R. Mahrenholtz (Französ. Studien, 2 Bd.), Heilbronn, Henninger's Verlag 1881 (Preis 12 ℳ), betitelt sich ein umfangreiches Buch, in welchem wir über des Dichters Leben fast nur Altbekanntes zum sounbsovielten Male mit peinlichster Ausführlichkeit erzählt finden; nur über die Werke bringt Mahrenholtz manches Neue, ohne daß deshalb gleich ein Buch von 400 Druckseiten sich gerechtfertigt hätte, es sei denn, der Verfasser hätte den — nicht gelungenen — Versuch machen wollen, eine wirkliche, in sich abgerundete Biographie zu schreiben. Mahrenholtz hat sich, um mit dem Anfang anzufangen, gleich betreffs der Vorrede eine nicht zu billigende Methode zurechtgelegt; denn diese Vorrede ist allem Anschein nach vor der Vollendung des Werkes entstanden, wenigstens datirt sie vom 24. Oct. 1880, während wir auf S. 361 die Notiz lesen „Manuscript abgeschlossen im Mai 1881". Gewöhnlich schreibt man aber die Vorrede erst nach Abschluß, bisweilen gar erst während des Druckes des ganzen Werkes, so ist es bei wissenschaftlichen Werken der Fall und bei „rein wissenschaftlichen", zu denen Mahrenholtz seine Arbeit zählt, doch wol auch oder vielmehr erst recht, falls wir überhaupt neben „unwissenschaftlich" und „wissenschaftlich" noch einen Unterschied zwischen „wissenschaftlich" und „rein wissenschaftlich" annehmen dürfen. Letzterem aber sei, wie ihm wolle, mißlich bleibt es auf jeden Fall, daß kurz nach dem vorzeitigen Abschluß dieser Vorrede eine mit geringen Einschränkungen vollendet zu nennende Molière-Biographie von Fr. Lotheißen erschien, die vor der von Mahrenholtz entschieden, sachlich wie formell, den Vorzug verdient, ja dieselbe bis auf etwa 100 Seiten eigentlich überflüssig erscheinen läßt. Diese Lotheißen'sche Molière-Biographie wird nun von Mahrenholtz, wiewol sie „zur Zeit, d. h. im October 1880, noch nicht erschienen war", doch später wiederholt citirt, und wir wollen ihm gern glauben, daß diese Citate erst nachträglich dem fertigen, wenn auch damals noch nicht abgeschlossenen Text angefügt worden sind. Das aber ändert nichts an dem großen Uebelstand, daß Mahrenholtz jetzt nach Jahresfrist im Grunde nichts Wesentliches bringt, was mehr oder weniger nicht auch schon Lotheißen ausgeführt hätte, während das wesentliche Neue bei Mahrenholtz größtentheils auf bloßen und noch dazu sehr gewagten Hypothesen beruht, also von nicht großem positivem Werthe ist. Es gilt eben auch hier der Goethe'sche Spruch „Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!" denn vor Erscheinen der siegreichen Concurrentin und ohne dasselbe wäre schon diese Mahrenholtz'sche Arbeit ein Gewinn für die Molière-Forschung gewesen, während sie jetzt sich mit ihrer glücklicheren Vorgängerin nicht zu messen vermag, welche als einfach wissenschaftliche Arbeit sich recht wohl sehen lassen kann, ohne von der „rein wissenschaftlichen" Nachfolgerin irgendwie verdunkelt zu werden. Man mag sich drehen und wenden nach Herzenslust, man wird aber zugeben müssen, daß wir in Lotheißen's Arbeit eine bis auf Weiteres abgeschlossene, auf der Höhe der Zeit stehende Molière-Biographie zu sehen haben, wobei natürlich nicht ausgeschlossen bleibt, daß wir nicht noch es hinsichtlich des einen oder andern Punktes der Molière-Forschung weiter bringen könnten. Da nun aber die Mahrenholtz'sche Arbeit nicht einmal formell bedeutsam ist, vielmehr auch in dieser Hinsicht noch weit hinter ihrer Vorgängerin hintansteht, so kommt sie eben leider zu spät, und es ist fast noch ein Glück, daß der Verfasser sich mit dem „beschränkten" Raume von 400 enggedruckten Seiten Großoctav begnügt und die bisherige Molière-Ueberlieferung und Molière-Kritik, wie er schreibt, nicht noch um mehr von dem bereichert hat, was er „selbst bisher erforscht oder doch erforscht zu haben glaubt". Seine „Biographie" hätte sonst die gerade dem Verfasser so verhaßte Langweiligkeit, an die das Werk ohnedies schon in diesem Umfang und dieser Gestalt gemahnt, doch in etwas bedenklicher Weise herausgefordert und an Weitschweifigkeit ihres Gleichen gesucht. Ja wenn noch ein rechter Plan herauszufinden wäre und wenn der Verfasser sich wenigstens bemüht hätte, objectiv zu sein und bei der Sache zu bleiben, so könnte man sich das Ganze noch eher gefallen lassen. Aber keines von beiden ist der Fall. Das erstere wenigstens vermochte ich bei dem ewigen Herumspringen vom Einen zum Andern nicht zu entdecken und unter der Redseligkeit des Verfassers wird auch mancher andere beim besten Willen nicht mehr gefunden haben. Der zweite Tadel aber läßt sich ganz positiv an zahlreichen Beispielen beweisen. Uns kann es doch wahrlich recht gleichgiltig sein, was Mahrenholtzens Lieblingsneigungen sind, was er vom jetzigen Schauspielerstande, von Heinrich Laube und von wer weiß wem noch, ja selbst von seiner eigenen Person Gutes oder Schlechtes denkt, sofern alles das eben nur so zu sagen an den Haaren herbeigezogen ist und weder mit einer Molière-Biographie noch auch selbst mit bloßen Molière-Studien, als welche wir die Arbeit an sich ja gelten lassen, etwas zu thun hat. Ist schon das schlimm, so ist fast noch tadelnswerther die Parteinahme des Verfassers für und gegen einzelne Personen, und wenn sich diese Parteinahme bis zur Gehässigkeit und zu hier nicht wiederzugebenden Schimpfworten (wie in Cap. XII) versteigt, so darf sich Mahrenholtz nicht wundern, wenn man ihn als Molière-Biographen nicht ernst nimmt. Ich fürchte den Raum dieser Spalten zu weit zu überschreiten, und eben die Arbeit ernster zu nehmen, als sie verdient, und so muß ich mich leider darauf beschränken, zu constatiren, daß trotz mancher unglücklichen Hypothese der Verfasser, was die Hauptsache gewesen wäre, den Charakter Molière's wie seiner Umgebung nicht genügend verstanden oder doch beurtheilt hat; gerade da, wo eine Hypothese wol am Platze gewesen wäre, und sich eine leidlich richtige hätte finden lassen, verläßt den Verf. seine Divinationsgabe und er schwankt hin und her, unklar darüber, wohin sich wenden. So hat er, was herauszufinden doch nicht allzu viel Scharfsinn bedingt hätte, den Charakter der älteren Bejart wie auch den der jüngeren, der späteren Frau

Molière's, entschieden nicht richtig beurtheilt, vielmehr Molière zu Ungunsten beider weißer zu waschen versucht, als sich's der Dichter selbst hätte träumen lassen. So schlecht und nichtswürdig, wie Mahrenholtz sie hinstellt, waren beide Frauen ganz bestimmt nicht, und es fragt sich gar sehr, ob dem Dichter damit ein Dienst erwiesen wird, wenn man, um ihn zum Heiligen zu stempeln, seine Umgebung in den Staub tritt, und das hat der Verfasser mit der Amélie Bejart besonders zweifelsahne in mehr als zu rechtfertigender Weise gethan. Bei solchen Mißgriffen brauchten wir geringerer Fehler, wie der Verwechselung von Molière's Taufiag mit dem Geburtstag u. dgl. gar nicht weiter zu gedenken. Labend sei jedoch erwähnt, daß in Auffindung van Reminiscenzen aus anderen Stücken und van Vorbildern der Werke Molière's Mahrenholtz oft recht glücklich gewesen ist, so daß seine Arbeit wenigstens nicht ganz nutzlos ist. Schade, daß Vortheilhafteres sich über dieselbe nicht sagen läßt. Karl Siegen.

— „Preußische Kriegslieder von einem Grenadier" von J. W. L. Gleim bilden das vierte Heft der von Bernhard Seuffert im Verlag von Gebr. Henninger, Heilbronn, herausgegebenen „Deutschen Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts". Der Neudruck dieser berühmten Kriegslieder darf den Freunden deutscher Literatur willkommen sein; denn, abgesehen van unberechtigten und unzuverlässigen Nachdrucken, existiren nur noch wenige Exemplare der Specialausgabe dieser „Kriegslieder", welche zuerst als zerstreute Blätter, Anfang 1759 aber gesammelt, ohne Nennung des Autors und mit einer gleichfalls anonymen Einleitung Lessing's erschienen sind und schnell überall solches Aufsehen erregten, daß sie wiederholt aufgelegt werden mußten. Sagt doch selbst Goethe, der sonst van Gleim's Dichterruhm nicht gerade viel hielt: „sie (diese Lieder) behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgerufen, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt." Die Herausgabe dieses Heftes hat August Sauer besorgt, welcher zu seinem Neudruck zwei der ersten Drucke benutzt hat. Leider sagt er nicht, aus welchem Jahre der zweite derselben ist und ebenso wenig, welchen von beiden Drucken, ob den ersten oder zweiten (bezw. dritten?) er seinem Neudruck zu Grunde gelegt hat, und da ich selbst die „Kriegslieder" nur in einem Straßburger Nachdruck der poetischen Werke (von 1765) besitze, kann ich leider diese Frage hier nicht entscheiden, welche übrigens an sich van großem Belang nicht ist, da, nach Sauer's Angabe, die beiden van ihm benutzten Texte nur in Orthographie und Interpunction abweichen sollen. Eine Anzahl z. Th. auch gröberer Druckfehler sind vom Herausgeber verbessert, Manuscripte aus der Gleimschen Familienstiftung, auch Gleim's Handexemplar van dem letzten größeren Gedicht, sowie der Briefwechsel zwischen Gleim und seinen Freunden zum Nachweis der Entstehung der einzelnen Lieder und der Textveränderungen gewissenhaft benutzt worden. Auch über den Werth dieser Kriegslieder, über das Versmaß derselben ꝛc. werden interessante und zutreffende Betrachtungen angestellt, so daß das Buch den Anforderungen der neueren Wissenschaft in jeder Weise gerecht wird. K. S.

— Milesische Märchen. Novellen und Geschichten aus Alt-Hellas, von Oskar Linke. Leipzig 1881, Karl Reißner. — Mit diesem Buche legt ein junger Autar dem Publicum sein Erstlingswerk vor. Unter der Bezeichnung: Märchen will er, entgegen dem herrschenden Sprachgebrauch, wal mit Berufung auf die mittelhochdeutsche Wortform maere (= Erzählung, Geschichte) Novellen verstanden haben, und zwar Novellen, wie sie die großen italienischen Meister der erzählenden Prosa, Boccaccio, Giraldi, Bandella verfaßten, kleinere Prosadichtungen, denen mehr daran gelegen ist, auf klare, faßliche Art und Weise ein einfaches Ereigniß, das meist eine allgemeine Wahrheit enthält, darzustellen, als wie die anderen Novellisten (Paul Heyse u. a.) durch einen complicirten, inhaltlichen Apparat und durch Spannung der Handlung zu fesseln und zu überraschen. Seine Stoffe entnimmt Linke dem griechischen Leben, als dieses politisch, künstlerisch und social nach auf seinem sonnigen Höhepunkte verweilte: wal nicht zufällig; denn wie mehrere vorliegender Ausgabe beigefügte Titel demnächst erscheinender Werke desselben Verfassers besagen, hat dieser sich die Antike zu weiteren Studien und weiterer Darstellung vorbehalten. Die „milesischen Märchen" zerfallen in zwei Gruppen, van denen eigentlich nur die zweite dem Titel der Sammlung entspricht: die darin geschilderten Vorgänge haben, allerdings rein äußerlich, sämmtlich Bezug zur ionischen Hellenenstadt Milet, während die erste Abtheilung, gemeinhin „Novellen" überschrieben, Athen und sein Treiben zum Mittelpunkt der Ereignisse genammen hat. Innerlich jedoch verbindet ein Grundzug sämmtliche Mären zu einem Ganzen: es weht der Hauch echt griechischen Geistes durch alle dieselben hindurch, der uns Hellas noch heutzulage als ein Symbal reinen, harmanischen Menschendaseins erscheinen läßt. In dieser Beziehung ist das Colorit meist glücklich getroffen. Mögen auch manche Verhältnisse, wie sie Linke in seinem Märchenbuche schildert, befremden, wie beispielsweise die völlig veränderte Position der Frau im socialen Leben van Alt-Hellas, der Frau, welcher erst das christliche Germanenthum die ihr gebührende erhöhte Stellung angewiesen hat, so trägt die Schilderung, dieser uns jetzt fremden Verhältnisse doch den Charakter des Belehrenden an sich. Dichterisch stehen nicht alle Novellen auf gleicher Höhe: ein tiefsittlicher Grundgedanke zieht sich durch die Erzählung van „Menan dem Schwärmer", der Erzählung eines Thoren van Volksverführer in Athen zur Zeit des Aristophanes, welcher sein Wolkenkukuksheim fern im Osten gründen will und mit seinen thörichten Genossen auf dem Meere elend zu Grunde geht: der aristophanische Vers aus den „Vögeln": „Auf, Sterbliche, blindhin tappend Geschlecht, Baumblättern im Herbste vergleichbar u. s. f." — die Geschichte nimmt ihren Beginn gelegentlich der Aufführung besagter Komödie — wird leitmativisch von Anfang bis zum traurigen Ende angeschlagen. Rein, keusch und voll hohen Seelenadels sind: „Die Pest zu Athen" — eine Hetäre pflegt ihren Geliebten während der Pest, als die Gattin desselben feige entweicht —, „Agamedes und Polydara" — ein Wüstling wird durch die Liebe einer reinen Jungfrau aus seinem sittlichen Schlamme gezogen — und Hermione — ein spartiatisches Mädchen rettet ihren gefangenen Vater: letzteres Märchen ist vielleicht die bedeutendste Nummer der ganzen Märchensammlung. In anderen Novellen dagegen macht sich öfters unklare Jugendlichkeit breit: ich führe nur die eine: „Die große Göttin" an — deren Kern der Fluch einseitiger Liebe bildet, die alle anderen an sie herantretenden Pflichten vergißt. Es ist nicht nöthig, diesen Gedanken in eine phantastisch-verschwammene Fabel einzuspinnen: eine concrete klare Geschichte thut dieselben, oder noch bessere Dienste. Dieser Mängel ungeachtet hinterläßt die vorliegende Novellensammlung den Eindruck, daß man es mit einer Künstlernatur im Autor zu thun hat: nur muß man abwarten, wie das Talent desselben sich weiter entwickeln wird. Julius Riffert.

Berichtigung. Vom Verfasser der beiden Erzählungen „Schwester Carmen" und „Schein und Sein", die in Nr. 20 der Wissenschaftl. Beilage besprochen warden sind, werden wir ersucht, eine in dem betr. Artikel enthaltene Bemerkung dahin zu berichtigen, daß nur die letztere der beiden Erzählungen im „Salon" erschienen ist, während erstere ihre Veröffentlichung in der „Gartenlaube" gefunden hat. D. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. A. Marbach in Leipzig

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 23. Sonntag, den 19. März. 1882.

Inhalt: Nach und in Rom, von Dr. J. E. Kuntze. VI. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Musikbericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Bücherbesprechungen (Ein Vorschlag zur Beilegung des Culturkampfes. Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie, von Friedr. Umlauft. Handbuch des Schieß-Sport, von Friedr. Brandeis).

Nach und in Rom.

Italienische Skizzen von Dr. J. E. Kuntze.

VI.*)

Italiens Bewohner in alter und neuer Zeit.

Welches Land, dieses Italien, wo man auf Marmor zwischen Lorbeer wandelt und im Flug Jahrtausende durcheilt! Ich fuhr über die Ebene von Paestum: da wehte mich der Geist hellenischer Kunst mit seinem ganzen Zauber an. Auf dem ausgegrabenen Boden Pompejis fand ich mich wie mit des Hermes goldner Wünschelruthe zurückversetzt in jene Aera, wo die Ströme hellenischer und römischer Cultur in einander fluteten. Ich betrat Roms altes Forum: da lebte die stolzeste Geschichte der Erde auf in meiner Erinnerung, und die Eisenbahn, welche mich hin nach Rom führte und wieder zurück nach Rom, begleitete vom Norden her der Tiberfluß, vom Süden her die latinische und die Appische Heerstraße. Ich übernachtete zu Florenz in der Porta Rossa und las in diesem Namen schon, der das vom rothen Blut der Patriciergeschlechter gefärbte Thor bedeutet, und in den Sälen und Wandgemälden des düstern Hotelpalastes ein Blatt aus der Geschichte des streitbaren Mittelalters. Ich wäre zu Ende mit meinen Schilderungen, wenn dieses Land nicht auch seine Leute hätte. Das heutige Volk von Italien hat gleichfalls Anspruch auf unser volles Interesse.

Aber der Italiener von Heute ist in der Schilderung fast schwerer zu treffen als sein Land. Das italienische Volk hat die großartigste und längste Culturvergangenheit hinter sich — ich möchte sagen: unter seinen Füßen, und Nord-, Mittel- und Süditalien, jedes hat seine besondere Geschichte und seine besondere Bevölkerung. Heute freilich reden Alle italienisch, allein erinnern wir uns: der Norden ward bevölkert von Etruskern, Gallieen, Römern, Gothen und Longobarden; die Mitte von Umbrern, Samnitern, Latinern und Volskern; der Süden von Oskern, Siculern, Griechen, Puniern, Arabern (Mauren, Saracenen), Normannen und Spaniern: und jedes dieser Völker hat sein Blut in die Adern des großen Körpers rieseln lassen. Einst freilich schlang der mächtige Wille Roms ein Band um Alle; gleichwie der Apenninenstock das Rückgrat des langgestreckten Leibes bildet, so faßte der Genius Latiums die Völkermassen kraftvoll in Eins und hielt die Glieder im Gleichgewicht und in Wechselwirkung. Das wiederholte sich nachher im Papstthum für das Reich des Glaubens und des Cultus; aber im Weltleben ging während des Mittelalters Italien auseinander, als sollte es trotz seiner Apenninen zerbröckeln, und auch heute noch scheiden und unterscheiden sich Nord-, Süd- und Mittelitalien beträchtlich, gerade so wie seine Weine.

Versuchen wir es, in diesem Vielerlei feste Gesichtspunkte zu gewinnen und centrale Stellung zu behaupten. Rom ist das Centrum Italiens, in Rom also müssen wir unsern Zirkel einsetzen, um die richtige Peripherie zu beschreiben. Italien ist das interessanteste aller Länder, weil es das menschlichste ist, denn in ihm hat der Mensch die höchste Höhe erstiegen, welche sich mit menschlichen Mitteln erreichen läßt. Die Geschichte Roms ist das allmälige Erklimmen dieser Höhe, auf welcher dann das Evangelium dem abgrundnahen und anders nicht mehr zu rettenden Menschenthum die Hand zur Rettung und zur Erhaltung reichte. Charakter im Handeln und Adel der Gesinnung, Achtung des Alters und des Weibes, Liebe zum Vaterland und Hingebung an die Genossenschaft, ja selbst bestimmtere Vorstellung von einem persönlichen Fortleben nach dem Tode, also eine Art Unsterblichkeitsidee: an all' diesen Vorzügen und Tugenden ragen die antiken Römer unter allen Heiden am höchsten, um eines Hauptes Länge, hervor, und sie zeichneten sich in unbedingter Festhaltung des monogamischen Princips selbst vor den Juden aus. Darum ward so lange das Geschick der Menschheit und Civilisation in ihre Hand gelegt. Und nirgends so, wie von Rom aus, ist im Alterthum die Natur mit ihren Flüssen und Meeren, ihren Gebirgen und Wüsten, den wilden Thieren und fremden Gewächsen dem Menschen unterthan und in seinen Dienst gestellt worden. Im Menschen ging Alles auf — freilich zuletzt auch alle Menschen im Kaiser.

Und gleichsam bestätigend diese Aufgabe der Italiker, hat Italien sich in seinen geographischen Linien darauf vorbereitet, das Piedestal für den menschlichen Fuß zu sein, der eben von da sich über die Natur emporzuschwingen berufen war. Blickt Euch Italien auf der Landkarte an! Wie in eigener freier Erhebung schwingt sich das Land in Gestalt eines menschlichen Fußes von dem dreizackigen Sicilien, einst Kornkammer Roms, wie von seinem Piedestal nach Oben, dem Norden zu, abwärts vom Orient und von den Aegyptern, den Römern des Orients, hinwärts zum Occident gerichtet, gleich Hermes dem Luftdurchschwinger mit dem Flügel am Fuß beschwingt. Zwischen Elba und Capri aber, in deren Uferumriß die Gestalt des menschlichen Fußes sich im Kleinen und Kleinsten wunderbar wiederholt — genau gleichweit von beiden — liegt Rom. Beide, Elba und Capri, erscheinen uns wie Füße, welche nordwärts schreiten; Elba ist ein kleines Italien, Capri ein kleines Elba in Form und Umriß. Hellas hing noch mit tausend Lebensfäden am Orient, erst Rom hat die Menschheit völlig von der Natur des Orients gelöst, und Italiens Genius weist nach den Alpen, nach dem Norden, wohin der Gang der Geschichte seit dem Mittelalter gewendet ist. Was die Apenninen und Rom für Italien und die Antike, das sind die Alpen und Germanen für Europa und für die über das Jugendalter hinauskommende Menschheit.

*) Siehe Nr. 1 ds. Jhrg.

Im alten Italien spiegelt sich der Lenz der Menschheit. Die Inder und Aegypter sind die Kinder, die Hellenen und Römer aber die Jünglinge unter den Völkern, und wie der Jüngling sich mit seinen Idealen in der Brust über die Natur erhebt, die gemeine Erde unter sich zurückläßt und nur herrschend sich gegenüber der Welt der Sinnlichkeit verhalten soll: so auch der Hellene und der Römer, jeder in seiner Art, jener mit aller Phantasie, dieser mit aller Energie, deren der Mensch fähig ist; aber der Römer ist noch mehr zur wahren Herrschaft gekommen, und der Hellene hat dann zur Kraft nur die Anmuth gefügt, um das Verhältniß des Menschen zur Natur in Liebreiz zu tauchen.

Unter den in Pompeji bloßgelegten Wandmalereien, welche jetzt größtentheils im Neapler Museum aufgespeichert sind und eine Fülle anmuthigster, geistreichster Motive über den Besucher ausschütten, fand ich zwei kleine aus dem Hause des Diomedes entnommene Bilder von typischer Bedeutung und erwarb mir Copien derselben. Beide stellen eine weibliche Figur dar. Die eine, einem Stier zur Seite schwebend, greift nach dessen Hörnern und hält leicht in der Linken ein Band als Zügel; der Stier greift kräftig aus und reißt das Weib kühn mit sich fort; sein Hintertheil geht in einen mächtigen und sich ringelnden Schlangenschweif aus, der vom Gewand des Weibes umflattert ist: offenbar eine freie Behandlung des Mythus vom Jupiter, welcher die Europa übers Meer entführt. Die menschliche Anmuth getragen von der Kraft des Thiers, welches das flüssige Element schwimmend durcheilt, aber der Mensch noch abhängig vom Thier, nur halbfrei gegenüber der Natur! Und das Seitenstück zeigt eine Nereide, sitzend auf einem wieder in einem Schlangenschweife endenden Seeungeheuer und hält den straffen Gebißzaum mit der Rechten. Da ist der Mensch zur vollen Herrschaft über „die Bestie im Menschen", über die Welt der Ungeheuer und Leidenschaften gekommen; stärker als diese ist der Sinn für Maß, die Anmuth verbindet sich mit der Kraft, sie beherrschend und zügelnd: ein classischer Ausdruck des Motto der classischen Antike. In beiden Bildern aber erblicken wir Mensch und Thier in engster plastischer Verbindung, fast so eng, wie die körperliche Verschmelzung beider in der Centaurengestalt, aber freier, edler und malerischer. Der roßleibige Centaur ist für die Sculptur, aber nimmermehr für die Malerei.

In Roms Himmel liegt noch heute der Zenith Italiens, und nicht blos, weil der Vatican der Sitz des Papstes, der Quirinal der Sitz des Königs ist. Noch trägt sich die alte Stadt mit alten Erinnerungen, und hier und da treten uns Reste ältester Sitte wie Geistesruinen überraschend entgegen; der Römersinn war ein conservativer und scheint es geblieben zu sein, conservativer wenigstens, als der Nord und Süd Italiens. Noch heute — oder heute wieder — wird der 21. April als der Gründungstag Roms mit Flaggen und Wimpeln vom Capitol gefeiert; noch heute prangt auf den Municipalgebäuden die stolze Aufschrift: Senatus populusque Romanus (S. P. Q. R.); noch heute erkennen wir die antiken horti in den großen Parks der Villen um Rom wieder; noch scheinen die Equirien, die Wettrennen der alten Märzfeier, auf dem Marsfelde fortzuleben im berühmten volksthümlichen Carneval des Corso; und die Najade der Fontana Trevi will uns erinnern an die aqua Petronia, welche nordwärts das antike Pomerium, den heiligen Wallraum Roms, abschloß; noch heute hat es mit dem „Trastevere" eine ähnliche Bewandtniß, wie mit dem „Trans Tiberim", welches in den XII Tafeln den Anfang des Auslands und eine Stätte der Niedrigkeit bedeutete; noch heute sitzen Schreiber (scrivani publici), wie einst die Genossen der römischen Schreiberzunft (scribae), an öffentlichen Stellen — z. B. am Fuße des Tarpejischen Felsens unweit des Marcelltheaters — und bieten ihre Sprach- und Schreibdienste dem ungelehrten Landmann; noch heute werden die Anschläge mit Miethofferten an den Häusern in der constanten Formel „Est locanda" (nicht Si loca: wie in den übrigen Städten) abgefaßt und merkwürdiger Weise diese Worte auch noch ganz so, wie im antiken Rom, vom heutigen Römer ausgesprochen: ein Zeichen davon, wie sich geistige Momente, angeknüpft an die räumliche Seite des Lebens, lange und sicher im Gedächtniß und auf den Lippen erhalten. Starkes Gedächtniß war überhaupt ein römischer Charakterzug, der noch in der Kaiserzeit hervortritt, und man braucht nur die mächtigen quadratischen Köpfe römischer Kaiserinnen — z. B. der Plotina (Trajan's Gemahlin), Faustina (des Antoninus Pius Gemahlin), Julia Domna (des Septimius Severus Gemahlin) in der Sala Rotonda des Vatican — anzusehen, um die Vorstellung von der marmornen und zähen Art römischer Gedanken, Sitten und Erinnerungen zu beleben. Das war römische, latinische Art, wofür ein weiterer Beleg das große Volksfest mit Jahrmarkt ist, welches alljährlich (jetzt zwei Mal, im Frühling und Herbst) in Grotta Ferrata auf dem Albanergebirge von der ganzen latinischen Umwohnerschaft gefeiert wird und Hunderte neugieriger Gäste aus Rom dahin lockt. Auch ich war so glücklich, durch deutsche Künstler aufmerksam gemacht, den Genuß der Theilnahme mir zu verschaffen.

Nördlich von Monte Cavo, dem Mons Albanus der Alten, liegen zwei interessante Orte: Rocca di Papa, „die Felsburg des Papstes", und Grotta Ferrata, „die eiserne Felsgrotte", jenes an einem der Tiber, dieses an einem dem Anio zufließenden Gewässer; das erstere Gewässer ist der Ferentinische Quell (aqua Ferentina), bei welchem in einem Haine das alte Bundesfest der Latiner, das sogenannte Latiar, ein Opfer-, Schlacht- und Marktfest, gefeiert ward. Ursprünglich hatten die Latiner ihr Bundesheiligthum in Lavinium, doch seit den Tarquiniern kamen die Latiner beim Tempel des Jupiter Latiaris, welcher auf dem Mons Albanus gebaut ward, zusammen, eben im Ferentinischen Hain. Da ward geopfert, das Fleisch eines weißen Stiers an die Genossen vertheilt, und großer Markt gehalten. Auf dem Markte aber müssen die Schweine eine hervorragende Rolle gespielt haben, denn die Gründung von Lavinium und Alba Longa sollte durch eine Sau mit 30 Ferkeln vermittelt worden sein, das Wort Alba leiteten die Alten von der weißen Farbe der heiligen Saue ab, Schweine opferte man dem Lar und den Penaten, Schweinezucht bildete die wirthschaftliche Basis der Bauern Latiums, Schweine waren Symbol der Zeugung und Fruchtbarkeit, die 30 Ferkel bedeuteten die 30 Städte des latinischen Bundes, die als Tochterstädte Albas gedacht wurden. Mit der Stiftung des Cult des Jupiter Latiaris aber scheint das griechische Sibyllenorakel geschichtlich zusammenzuhängen. Noch heute wird großer Schweinemarkt mit kirchlicher Weihe und Schlachtfest in Grotta Ferrata abgehalten, Sibyllen (Camenen) aus dem Volke halten dabei ihre Ansprachen mit dämonischer Zungenfertigkeit; und warum sollte sich nicht die Festsitte in den Bergen erhalten und das alte Bundesfest, das im 4. Jahrhundert v. Chr. nach Zerstörung des Bundes übrig blieb, sich in dem Marktfest von Grotta Ferrata forterhalten haben!

Wir hatten uns in Frascati, wo wir übernachteten, eines Wagens versichert, durch Regen war gesorgt, daß uns kein Staub belästigte. Von allen Seiten wallfahrtete das Landvolk nach der Feststätte, und man fand dort vor all' den Eseln, Maulthieren, kleinen Pferden, Schweinen und Ziegen, Erwachsenen und Kindern schwer einen Platz. Der große Anger war voll der lastbaren Thiere, in allen Winkeln grunzte es, eine Allee war rechts und links wie gespickt mit Ferkeln, die feil geboten und umdrängt wurden; in der Hauptgasse lagen halbe und ganze Schweine, am Bratspieß geröstet, aus, und die hungrigen Käufer ließen sich in kurzer und gewandt vollzogener Operation vom dustenden Körper Stücke Fleisch heruntersäbeln. Nur Opfer habe ich nicht gesehen, dagegen

war die Ortskirche gedrückt voll, und unvergeßlich bleibt mir das bunte, wirre Bild der dämmerigen Kirche, die nur am Hochaltar glänzend erleuchtet, aber in allen Winkeln und an allen Eingängen mit betenden, plaudernden oder ihren Putz ordnenden Frauen, schlafenden, essenden Kindern, ausruhenden Männern erfüllt war. Man sah, daß der Aufenthalt in der Kirche ein Stück des Festes bildete, und der Markt schien sich bis in die Kirche zu erstrecken. Hinter der Kirche aber ragt Gemäuer eines alten Castells in das Festgedränge, wie ernste Vergangenheit in die fröhliche Gegenwart herein. An den Hauptverkehrspunkten waren Binsenlauben errichtet, wo das Volk alle Sorgen des Hungers und Dursts mannhaft bekämpfte. Mit künstlichen, bäuerlich stylisirten Sträußchen zierte man den Hut; dann verlor man sich in eines der in Ställen und Schuppen improvisirten kellerartigen Schenklocale, zwischen Garnituren latinischer Schinken hindurch, die im Regen und Schmutz harmlos zum Verkaufe auslagen. Auf den rohgeschnitzten Bänken aber entfolteten sich tausend Scenen, Bilder und Gruppen ächt italienischer Volkslust; deutsche Künstler aus Rom erkoren sich ein grandioses Weinfaß zum Thron, von wo sie, im Geist skizzirend, ins fröhliche Gewühl herabschauten; bettelnde Männer, Frauen, Kinder in allen Arten und Gestalten traten an uns heran, und mit der einen Hand essend, theilten wir mit der anderen unablässig Soldis aus, bis wir keine mehr hatten. Ein pan-artiger Pfeifenbläser sorgte mit dem selbstgefertigten Rohrinstrument, einem Non-plus-ultra von Einfachheit, für das lauschende Ohr; der Wein floß reichlich, harte Eier kamen auf Bestellung, und gebackene Kringelchen wurden vielfach angeboten. Auf öffentlichen Verkaufstischen sah man in Menge kleine ablatenartige Kuchen mit aufgestempelten Thier- und Menschenbildern, vielleicht die festlichen Nachkommen der altlatinischen Opferkuchen (der sog. Januale), an welche sie erinnern. Ob's vor 2500 Jahren wol viel anders dort gewesen ist? Das Volk in den Bergen bleibt sich Jahrtausende gleich, und Volksfeste wandeln sich nur, wenn sie untergehen.

In der Mitte eines Platzes saß auf erhöhtem Stuhl ein latinisches aber vielleicht ein sabinisches Mädchen mit verbundenen Augen und weissagte mit gehobener Stimme Umstehenden, die aus dem Gedränge ein Geldstück baten; auch ich ließ mir weissagen, und verstand aus dem rollenden Wortschwall nur, daß viel von Rom und dem Fremden die Rede war. Vortrag und Haltung waren stylvoll; Leidenschaft bewegte die Sprecherin, und die Worte quollen wie Wellen eines starken lauten Quells aus einer Felsgrotte, stürmisch, geheimnißvoll und rhythmisch; Alles machte den Eindruck von etwas Besonderem und erinnerte an antike Art; die Herrschaft über die Sprache war bewundernswerth. Man nennt solche Mädchen Sibyllen, und das Geschaute und Gehörte konnte eine Vorstellung geben von den latinischen Camenen und griechischen Sibyllen; sie gehören sicher zu den ältesten Bestandtheilen des albanischen Latinerfestes, in welches sie seit der Tarquinierzeit eingedrungen sind. Wer das Grottenfest des Frühlings nicht gesehen hat, kennt Latium und das Albanervolk nur halb.

Der Besucher Italiens trifft da ein Doppelvolk. Götter- und Heroengestalten, Silene und Satyrn, Nymphen und Centauren der griechischen Mythenwelt, die Forks und Plätze, die Galerien und Museen erfüllend, sind es, mit denen man neben den wandelnden und redenden Menschen oft genug zu thun bekommt. Freilich gleichen sie den Göttern und Heroen des griechischen Olymp und den Schatten der griechischen Unterwelt: man muß sich zu jenen aufschwingen und Nektar und Ambrosia mit ihnen theilen, daß sie uns verständliche Sprache reden, zu diesen herabsteigen und ihnen mit Blut die Zunge lösen, daß sie Sprache gewinnen und zu uns in Verhältniß treten. Dann aber sprechen sie zu uns aus der vergangenen Welt und erschließen uns den Blick in den großen Tempel der antiken Mythen; das Fest auf der Höhe von Alba gestaltet sich zum Bachuszug, jede Gestalt und jede Gruppe übernimmt ihre Rolle und stellt sich an ihre Stelle, das Fest wird zum Zug, der sich in Bewegung setzt, und die Luft und der Jubel folgen wie im Strom dem Gotte des Weins; am Ufer des Stroms aber thront die Sibylle und verkündet, wo das hinaus will mit ihrer in ehernen Wellen sich ergießenden Rede. Die Griechen erfanden den Bachuszug, die Albaner führen ihn noch heute unbewußt auf, denn Griechenlands und Italiens Boden ist verwandt, des Menschen Verhältniß zur Natur und ihren Gaben und Genüssen ist hier und dort so ziemlich gleich.

Wie in Griechenland es gewesen sein mag — man denke nur an die Typen des Sophokles und des Sokrates — so stößt man heute in Rom, in Italien auf Individuen von zweierlei Art: die einen heroenartig in Schnitt und Haltung, mit edlen Linien und reinen Verhältnissen in Gesicht und Gestalt, die anderen aber im schreckhaften Gegensatz larvenähnlich mit charakteristisch verzwickten Linien und plumpen Contouren, wie der Unterwelt entronnene Schemen; auch die Römer unterschieden zwischen den Manen (den „Guten", den Seligen) und den Lemuren oder Larven (den Gespenstern aber Unholden). Beide Classen treten so scharf auseinander, daß der Gegensatz die gestaltende Phantasie der Griechen reizen mußte. Sie hat daher diese Welt zu einem ästhetischen Kosmos gestaltet und im Rahmen des Bachuszugs, des orgiastischen Thiasos, untergebracht und verewigt. Noch heute wandeln durch die Straßen der Stadt prachtvolle Gestalten mit idealistischem Schnitt der Augen, der Nase, des Mundes, der Stirn, der Wangen, des Kinns: es sind die Motive und Modelle der künstlerischen Götterwelt; und die Campagna liefert in ihren Rinder- und Ziegenhirten, ihren Flötendlösern und Winzern, deren Weibern und Kindern die Centauren und Pane, die Silene und Satyrn, die Nymphen von Quell und Boch und Berg und Wald; sie alle, sagt Preller, stehen sich hinsichtlich ihrer landschaftlichen Naturbedeutung ziemlich nahe, als Dämonen des von Nebeln, Quellen und Bächen belebten, beseelten Waldgebirges und Wiesenplanes. Und über sie kommt der begeisternde Weingott, der Gott der Jugend; er schwingt seinen Thyrsosstab, schlägt „Quellen von Wein und Wasser, Milch und Honig aus den Felsen", erschließt den Säften und Kräften des Lenzes ihre Bahnen, und zwingt die Lust des Gesolges, im brausenden Umzug durch die Länder culturdringend und heilungspendend, in ausdrucksvolle Formen und humoristische Gruppen.

„Alles Wilde und Ungeheure muß sich vor ihm demüthigen, Panther und Löwen ziehen willig seinen Wagen, und es folgen gehorsam alle Dämonen des Waldes und die wilden Recken und Könige der Sage und kriegerische Nationen, die er mit leichter Hand bändigt. Wo er eintritt, da ist Jubel und Freude, und die todten Herzen werden lebendig, die kranken Glieder gesund." So war er dem Apollo nahe verwandt, galt auch als Gott der Sühnung und Weissagung, und seinem Bild mag ursprünglich manches Bild des Heilands mit dem Stab nachgebildet worden sein. Auch die Latiner fesselte er an seinen Zug, die Festlust an dem Ferentinischen Quell, und in Gratta Ferrata gestaltete er sich zum Bachusdienst, und man braucht heute die Augen nur aufzuthun, um es dort immer noch leibhaftig zu schauen.

Da treten im Bachuszug des Festes Pane und Silene, d. h. die Gewässerdämonen: als tanzende ziegenfüßige Pfeifer und Witzbolde, als auf Eseln reitende, behaarte und flötenblasende Trunkenbolde auf; sodann die Centauren und Satyrn, d. h. die Wald- und Gebirgsdämonen, die einen Stier jagend — es sind die Rinderhirten der Campagna — die anderen Wein erntend, Trauben kostend aber den Bachus tragend — die Winzer der Weinberge — jene halb Mensch, halb Roß, diese mit Ziegenahren und Schwänzchen im Rücken; und dazwischen die Nymphen, die Wasser- und Bergjungfern (Najaden ꝛc.), die wasserschöpfend aus den Wiesen, spielend

von den Höhen kommen. Die kann man sämmtlich erblicken auf dem Fest zu Grotta Ferrata, wo Alles von den Bergen und aus der Campagna fröhlich zusammenströmt. Der Ziegenhirt da ist der leibhaftige Pan, denn er trägt die bekannten zottligen Ziegenfelle um die Kniee gewunden, tanzt possenhaft und bläst unbarmherzig seine Rohrpfeife, die Syrinx der Alten. Der Campagnole dort ist eben vom Pferd gestiegen, auf welchem noch der zusammengerollte grüngefütterte Mantel liegt, er war, als er im Sattel saß, der leibhaftige Centaur des alten Mythus; er ist Rinderhirt in der Campagna, der Nachkomme der Autochthonen Italiens, der Clienten des alten Rom, in Schnitt und Art vom eigentlichen Römer verschieden und noch heute Client irgend eines römischen Principe; auch er will theilnehmen am Jubel auf der festlichen Höhe. Die Ziegen- und Rinderhirten sind ja typische Gestalten in und um Rom. Man wird da gewahr, wie der Mensch im unablässigen Umgang mit dem Thier äußerlich und innerlich herabsinkt zu des Thiers Natur, woher die Ziegen- und Pferdebeine kommen! Die Ziegenhirten sind die Infanterie, die Rinderhirten sind die Cavallerie der Campagna, dorthin scheinen sie aus Thessalien und Arcadien übergesiedelt zu sein. Noch heute begegnet man im Albanergebirge bald eselreitenden Bauern, bald rossereitenden Hirten. Alle vier Gebiete des Berufs und der Natur senden ihr Contingent zum Fest, ihr Contingent an männlichen und weiblichen Wesen jeden Alters. Man muß sie unbemerkt sehen, diese Exemplare des Volkes, wie ich einst bei Veji zwei Campagnolen durch's Gestrüpp und über Gestein setzend, eine Furt durch den Bach suchen, sie finden und hindurchgaloppiren sah, Mann und Roß ein Ganzes, das Roß dem Ruck und Druck gehorsam, wie Hand und Fuß des Menschen seinem Willen, und der Mann saß so fest, daß er untrennbar Eins schien mit dem Pferd, das ihn trug und verstand.

So ist es auf dem Lande. Die Stadt hat ihre Corsofahrten; da geht's vornehmer und gemessener zu. Auch hier ein bunter Zug zu Wagen, zu Roß, zu Fuß, geschmückte Karossen, und dichtbesetzte Volkskarren, Reich und Arm in hellen Haufen, von der Königin bis zum Bettler Italiens, Alles nimmt gleichberechtigt Theil in buntestem Aufzug und naivstem Behagen. Denn die Apollofeier macht ebenso wie das Bacchusfest alle Menschen gleich. Aber Apollo und die Musen führen den Zug, nicht Bacchus, der epheuumrankte, sondern der lorbeerbekränzte Apollo mit der Leier, mit Pfeil und Bogen im Sonnenglanz auf breiter, glatter, staubiger Straße und zwischen Weinbergsmauern hin. Eine solche Corsofahrt erlebten wir in Rom gleich am Tage unserer Ankunft; die Fahrt bewegte sich hinaus durch die Porta Giovanni, auch hier, wie oben im Albanergebirge, heitere Menschen im heitern Klima, sie bildeten den Grundton des Gemäldes. Welch' ein Gegensatz zu den düster ernsten Todtentänzen des Mittelalters, von denen ein berühmtes, schauerlich ergreifendes Bild im Campo Santo zu Pisa ist! Im Alterthum und noch jetzt in Rom führen Bacchus und Apollo den Reigen; sie gehören zusammen, wie Land und Stadt, wie Sonnenstrahl und Weinstock, wie Corsofahrt und Winzerfest, als die zwei Pole der großen rotirenden Gesellschaftsaxe der Griechen und Römer.

Das nordische Nebelland gebiert schwermüthig düstere Bilder, aber der heitere und heiße Süden ladet die Phantasie zu Schwang und Rausch ein: da wird der Winzer zum Satyr mit Ziegenohren, und der Küfer zum Silen, der Silen zum Eselsritter und Trunkendold; der Ziegenhirt erscheint als Pan, und der Pan entpuppt sich als Witzbold; des Rinderhirten Unterleib aber nimmt des Rosses Gestalt an, und wir sehen vor uns den kühnen Centauren, welcher die Lanze zum Streite schwingt. Nicht besser erging's einst den Gefährten des Odysseus, als sie auf ihrer Irrfahrt — südlich von Rom — der Circe in die Hände fielen, der mächtigen Zauberin. Die südliche Sonne ist gar eine mächtige und gefährliche Zauberfee; von Florenz nach Rom steigt ihre Macht, und noch mehr von Rom nach Neapel hin. Mit dem Cap der Circe beginnt der volle Süden, wo seefahrende Männer, welche die Grenze überschritten, in grunzende Thiere verwandelt wurden, die Luft von Capua und Sybaris über die Gefilde streicht, Hannibal's Krieger zu Weibern, römische Staatsmänner zu Literaten und Phrasenmachern wurden. Nur Heldenart bricht den Zauber dieser Sonne und Luft, und was nicht von Heldenart ist, unterliegt oft schmählich.

Was wir uns unter dem heutigen Italiener vorstellen, das steigert sich, je weiter man nach dem Süden Italiens kommt; der Süditaliener zeigt uns die Spitze, das Extrem italienischer Lebendigkeit, Kindlichkeit, Geschwätzigkeit, Bequemlichkeit und Thatenlosigkeit. Starke Entschlüsse, Nachhaltigkeit des Denkens und Schaffens, Tiefe des Gemüths, sittliche Festigkeit des Charakters sucht man da vergebens. Den Italiener kennzeichnet in einer Weise, die allen Europäern wohlthut, jene Politur, welche, der Niederschlag 2000jähriger Geschichte und Bildung, alle Schichten unbewußt und darum so ungemein liebenswürdig durchdringt; man könnte insofern die Italiener von heute das Volk der Vergangenheit nennen, gleichwie die Nordamerikaner von heute sich das Volk der Zukunft nennen. Aber der Süditaliener hat nicht einmal mit der Vergangenheit viel zu thun, er geht gänzlich auf in der Gegenwart und wiegt sich auf der Welle des Augenblicks, wie ein Kind auf der Schaukel. Gemessen und würdevoll erscheint der Römer im Vergleich mit dem Neapolitaner; jener hat sich einen Rest antiker Maßhaltung als Erbtheil bewahrt, aber dieser genießt, conversirt, gebehrdet sich und brüllt auf der Straße ohne Maß, ohne Grenze, ohne Ziel und Zweck. Auf St. Elmo über Neapel stehend, Stadt und Meer zu seinen Füßen, hört man nicht das Brausen des Meeres, sondern der Stadt: es ist ein Gemenge aus dem Rasseln rasch rollender Wagen und dem Geschrei erregter Menschen und Esel, die um die Wette aus Lust und ohne Noth ihre Stimmen erschallen lassen. Wenn 500 000 solcher Menschen, die fast alle auf den Straßen fahren oder lungern, ihre Register ziehen, so wird die Luft im weiten Kreis dermaßen erfüllt, daß selbst das Meer zu schweigen scheint; der Wogenschwall des Weltmeers wird völlig übertönt vom Menschengewühl einer Stadt.

Rom ist anders. Steht man auf dem Monte Mario jenseits des Tiberflusses, so liegt die Stadt ruhig und majestätisch zu unseren Füßen, und die Stille der Campagna, ein verglastes Meer, umfängt die Majestät wie ein grüner Talar. Stille Größe eignet Rom, während Neapel von lärmender Phrase umrauscht wird. Wenn man, vom Monte Mario westwärts gewendet, in den Nachmittagstunden am fernen Horizont das Meer erblickt, so bildet dasselbe rechtshin einen silbernen Streifen, welcher sich aus Millionen glitzernder Lämpchen oder Sternchen wie am Faden aufreiht; linkshin setzt es sich dann in einer dunkel-ernsten Linie fort, welche unbewegt scheint und im merkwürdigsten Contrast zu den verhältnißmäßig bewegten Bildern der Campagna steht. Wie doch die Ferne — dachte ich da — verändern kann: das Meer ein unbewegter Strich, die Ebene eine wellige wogende Flächel Und ist's nicht im Leben der Menschheit ähnlich oft genug? Betrachten wir uns den Italiener in der Nähe, so muthet uns sein leichter und lebhafter Sinn gar erfrischend an. Wir ergötzen uns an seiner anmuthvollen Conversation, wie an den Wellen des blauschimmernden Meeres oder des silberschäumigen Gießbachs; seine oft classischen Gebehrden und Gestalten imponiren uns unwillkürlich, und wir glauben an seine Zukunft. Allein aus der objectiven Ferne betrachtend wandeln sich uns Eindruck und Urtheil, denn Phrase hat keine Zukunft, auch ein Volk, das für Garibaldi schwärmt und einen Abenteurer für einen Helden hält, hat keine Zukunft; blühende Conversation und strotzende Rhetorik pflegen die allerletzten Früchte am Baum der Civilisation zu sein; sie kennzeichnen die Nähe des Greisen-

Digitized by Google

alters, und an ihre Sohlen hängen sich die Schatten des Marasmus: Trägheit, thatlose Feigheit und herzlose Kälte. Der Italiener vertilgt als lüsterner Jäger Millionen gastlicher Singvögel, um sie zu verspeisen; Italien wird so zum Grab, über welchem Europas Norden trauert. Das ist wahrlich nicht edel vom Italiener gehandelt; aber noch grausamere Volkssitte Italiens ist es, daß man den Singvögeln, die man leben läßt, die Augen mit heißem Stahl blendet, damit sie inniger und bewegter singen. Was hilft's einem solchen Volke, daß es auf cararischem Marmor und unter gepflanzten Palmen wandelt!

Einst drang germanisches junges Blut nach Gallien, Spanien, Italien und zeugte die großen Schöpfungen des romanischen Mittelalters; aber Inquisitionen und Autodafés, Bluthochzeiten und Guillotinen haben das germanische Element im Romanenthum erstickt und verdrängt. Seitdem tritt die Phrase an die Stelle des Ideals, die Conversation an die Stelle der That, und die Kraft schöpferischer Triebe erlahmt. Entwaldete Flächen, kantige Berge, plötzliche Gewitter, heillose Ueberschwemmungen: dieses Bild der romanischen Natur, über welches die Sonne des Südens ihren goldenen Schleier breitet, ist ein Bild romanischer Zukunft; am nächtlichen Himmel aber gleicht der Genius des alternden Volksthums einem Kometen mit langem Schweif, der Schweif der Civilisation ist die Declamation, die Conversation, die Phrase. In Italien erinnert weit mehr noch die Frauen- als die Männerwelt an die Antike; auch das ist charakteristisch für eine niedergehende Nation, denn in der Frauenwelt conservirt sich länger die Kraft und Art des Volkes, und das Amazonenthum ist immer ein Zeichen, daß das Volksleben auf die Neige geht, und das Weib auf die vom Manne verlassene Zinne klimmt.

Der conversirende Italiener von Heute bildet den extremsten Gegensatz zu dem wortkargen Römer von Einst, welcher noch in den XII Tafeln — zu der Zeit, als Euripides und Perikles die gebundene und ungebundene Rede Griechenlands zur Blüthe brachten — nur ungehobelte Sätze stammeln konnte; lange währte es, ehe die Rednerbühne Roms mit Schiffsschnäbeln geschmückt ward; erst im 2. Jahrhundert v. Chr. fing Rom an, Prosa schreiben zu lernen und es bewunderte griechische Rede und Unterhaltungsgabe noch in der Kaiserzeit. Schweigend vollzog der antike Römer seine Auspicien, ohne Wortgepränge eroberte und ordnete er die Welt: so handelt der Jüngling, der Mann; Plaudersucht ist des Kindes, Geschwätzigkeit des Greisenthums Sache, auch hier berührt sich der Greis mit dem Kinde, das eine Extrem mit dem anderen, und der Gesprächseifer des heutigen Italieners ist bald kindisch und bald greisenhaft; es ist etwas Kindliches im Italiener, wie auch der Greis wieder in die Kindheit zurücklenkt. Wenn es wahr ist, daß Schweigen Gold ist, so ist auch gewiß, daß Redseligkeit nimmer frommt. Eine Nation, welche die Conversation wie eine Blume pflegt, fast in der Unterhaltung aufgeht, Alles auf der Zunge trägt, Nichts in der Brust hegt und Nichts in petto hat, gleicht dem geschmückten Laden, in welchem Alles zur Schau gestellt, nichts Ordentliches im Hintergrund und weder Vorrath noch Auswahl ist. Solche Läden trifft man mehr denn sonst in italienischen Städten. Die Italiener sind die genießbarste Nation, die es giebt; Alles was sie haben, stellen sie dar, sind zugänglich und faßlich; aber sie haben Nichts, gar Nichts in Reserve. Darum wird der Staatsmann zum Phrasenhelden und der Künstler zum Handwerker; nirgends blüht so, wie jetzt in Italien, das Kunsthandwerk, an künstlerischen Idealen und großen ästhetischen Impulsen ist traurige Oede. Man sagte mir, daß die deutschen Künstler nur wenig mit französischen und italienischen Künstlern in Rom verkehrten; die ersteren seien hochmüthig und ohne höhere Kunstbegabung, die anderen geschickt und fleißig, aber schablonenhaft und ohne Ideale. Man wiegt sich in Illusionen, hat keinen Sinn für Wahrheit, und die Pläne, zu denen man sich aufrafft, sind Ueberschwänglichkeiten und Albernheiten; nur die Zwecke will man, aber die Mittel nicht. So macht das Alter auch sein Recht im Völkerleben geltend. Das Volk der Italiener hat wahrlich im Mittelalter Großes geleistet, Jahrhunderte lang in Sprache und Kunst, Wissenschaft und Handel, Staatskunst und Rechtskunde an der Spitze der europäischen Civilisation gestanden, und was moderne Bildung heißt, führt seine Wurzeln auf die norditalienischen Städte zurück; aber die Wege des heutigen Italien sind mit nichten Zukunftswege, Italien muß umkehren in Religion und Sitte, muß umkehren zur Bescheidenheit und Selbstzucht und muß von der Phrase zur That kommen, wenn es mit den Nationen, die an der Spitze sind, Hand in Hand gehen und wirklich wieder vorwärts kommen will. Das Gespräch, und sei es auch noch so theatralisch, bringt Italien nicht weiter. Doch muß man einräumen, daß die Gabe der beredten Conversation, Diction und Gesticulation nicht zu verachten ist, wenn sie als Ornament des Lebens, der Arabeske gleich, sich durch Ernst und Mühsal hindurchzieht, und der Deutsche vor Allen kann darin vom Italiener lernen, denn er ist von Natur schwerfällig und verschwommen, düster und verschlossen. Ein Wort kann wie eine Erlösung wirken; kommt die Rede in Fluß, so geräth auch die Stimmung in Fluß, und für den Deutschen, der nie recht Herr seiner Stimmung ist, hat das sicherlich im Leben hohen Werth.

Ich bemerkte schon, daß im Neapolitaner sich die Eigenschaften des modernen Italieners steigern; was ich von dem Sitz des Seelenlebens auf der Außenseite und von der Reservearmuth des Italieners sagte, das gilt vornehmlich vom Neapolitaner; auch die Kunst des Gesprächs steht im Süden auf der Höhe. Da rieselt, plätschert und rauscht es den ganzen lieben langen Tag über die Lippen, und die Seele fühlt sich auf diesen geflügelten Wellen leicht über die Unbilden des Lebens und durch die Nachtseite des Daseins hindurchgetragen. Leichter wird darum dem Italiener das Leben, als anderen Sterblichen; wie die „Europa" vom schwimmenden Stier, läßt er sich über die Flut und Klippen führen, die Sprache wird ihm zum beschwingten Merkurhelm, welcher durch die Luft trägt; wie ein Feldherr seine Armee, commandirt er die Worte und Wendungen seiner fein gebildeten, wohlgerüsteten und schlagfertigen Sprache, als wären sie kleine lebendige, dienstbare Geschöpfe, die ihm entgegenkommen, auf die Lippen springen und zur vollsten Verfügung sich stellen, denn sie sind durch Jahrhunderte langen Gebrauch so fest und polirt, daß sie rollen und blitzen, wie Kugeln von blankem Stahl. Wie der antike Centaur mit kräftigem Arm die Lanze schwingt, während der Roßleib ihn trägt und hebt, so sitzt der Gedanke des Italieners nicht künstlich droben auf der Rede, sondern ist Eins mit ihr; der Deutsche hält sich mühsam im Sattel, während der Italiener, ein Centaur, munter und sicher weiter galoppirt. Man muß einmal einem beredten Italiener, einem Prediger auf der Kanzel im Strome der Rede zugehört haben, um das Bild des Centauren zu verstehen; oder sucht man nach einem Sinnbild in der Pflanzenwelt Italiens? Die blühende Aloe ist es. Ohne große Rührigkeit entfaltet diese charakteristische Pflanze ihre straffen saftigen Blätter, endlich treibt sie einen wahren Riesenstamm für ihre Blüten jäh empor, die weit über alles Pflanzen- und Strauchwerk hin winken und blinken; so gesprächig und ausdrucksvoll ist kaum eine andere Blüte in der plastischen Natur; aber mit dieser Riesenblüte ist auch der Pflanze ganzes Leben zu Ende, ihre Blüte ist ihr Schwanengesang, sie blüht nur ein Mal, sie erschöpft sich in diesem Blühen, und ihr Tod ist besiegelt; nur in Absenkern fristet sie dann ihr Dasein.

(Schluß folgt.)

Leipziger Theater.

Die letzten zwei Theaterwochen wurden vom Gastspiel der Frau Anna Schramm beherrscht, welche ihre Haupttrümpfe im Alten Theater ausspielte, aber auch an einem Theaterabend mit lauter dramatischen Bagatellen auf der Bühne des Neuen Theaters auftrat. Die Posse in ihren verschiedenen Schattirungen wird am Neuen Theater schon seit längerer Zeit nur bei Gastspielen cultivirt: man mag dies durchaus nicht bedauern; denn die große Mehrzahl der jetzigen Berliner Possen ist von einer kläglichen Nichtigkeit, ein Zusammenreimen abgebrauchter und abgebröckelter Motive in einer meist witzlosen Einkleidung: der Witz, wo er doch auftaucht, ist in der Regel höchst trivialer Art. Das Carolatheater hat uns ja im Laufe der Saison einen ziemlich bunten Strauß dieser Berliner Possen präsentirt: annehmbar darunter war nur die Posse von Jacobsen: „Der Mann im Monde", die nicht ohne ergötzliche Keckheit ein originelles Motiv behandelt. Die anderen Possen gehörten einem Genre an, das sich jedenfalls überlebt hat, trotz der gewaltigen Reclamen der Theateragenturblätter und trotz der beifälligen Aufnahme, welche sie hier und dort bei einem mildgesinnten Publicum gefunden haben.

Aus der guten Zeit der Berliner Posse haben alle diese jüngsten Erzeugnisse als Erbstück das Couplet mitüberkommen und weiter fortgebildet gerade in seinen Schattenseiten. Wir haben immer gehofft, die Schablone der Posse werde sich für eine würdigere Entwickelung des ganzen Genres verwendbar zeigen. Das Couplet, als ein selbständiger humoristischer Erguß innerhalb der geschlossenen dramatischen Form, würde etwa dieselbe Rolle übernehmen können, wie die Parabasen in der attischen Komödie; dann müßten freilich! die Couplets auf ein höheres geistiges Niveau vistrt worden sein; statt dessen bewegen sie sich in Bezug hierauf in absteigender Linie. Der Erbfehler, mit dem sie behaftet sind, trat in dieser Epigonenliteratur um so bedenklicher hervor. Jede Lebensäußerung eines Charakters im Drama muß aus diesem selbst organisch hervorgehen; das Couplet muß unter allen Umständen das Gepräge des bestimmten dramatischen Charakters tragen; ja es muß denselben illustriren, seine Eigenart schärfer hervortreten lassen. Statt dessen sind die Couplets in den Possen eine ganz äußerliche Zuthat geblieben: die Person, die sie vorträgt, ist in der Regel für den Inhalt derselben ganz gleichgiltig; das Couplet erscheint als freier Vortrag in einem humoristischen Club. Man hört politische Reimverse von Personen vortragen, die sich ihrer ganzen Lebensstellung und ihren sonstigen Neigungen nach mit Politik gar nicht beschäftigen oder, wenn sie es thun, mit einer ganz entgegengesetzten Tendenz, als die in den Couplets ausgesprochen wird. So wirft das Couplet meistens den Charakter um, statt ihn wirksam humoristisch zu retouchiren. Hierzu kommen die Improvisationen der Possendarsteller. Jeder Komiker giebt etwas von seinem Eigenen hinzu: ist doch der Beifall für Couplets ein obligatorischer und nach jedem Vers thut die Gallerie ihre Schuldigkeit; der Coupleth unger ist so groß, daß der Possenrhapsode immer von neuem vorgejubelt wird. Vor allen Dingen aber muß er das Localcolorit hervorkehren: damit wirken ja die Couplets am meisten. Die Berliner Possen werden z. B. nun mit Leipziger Anspielungen durchsetzt, wie wir es in den „Durchgegangenen Weibern" gesehen: die Folge davon ist, daß die Stücke eine schielende Färbung annehmen. Ein Berliner Rentier, der über Leipziger Localfragen Couplets vom Stapel läßt, ist doch eine überaus unwahrscheinliche Persönlichkeit. Der Rentier Fettweiß lüftet gleichsam seine Maske und zeigt uns das wohlbekannte Gesicht des beliebten Herrn Schubert, der Leipziger Localstudien macht, um sie in geeigneten Couplets verwerthen zu können.

Diese Posse: „Durchgegangene Weiber", aus dem Wienerischen von Aloys Berla ins Berlinerische übersetzt von Ed. Jacobsen und H. Wilken, trägt ebenso wie die Ludwig Held'sche Posse: „Die Näherin", sehr epigonenhafte Züge und wirthschaftet mit dem Abhub der Passendichtung der älteren Generation. Beide Passen haben übrigens das gemein, daß sie am Anfang sich lustspielartig anlassen. Ein wenn auch etwas verbrauchtes Lustspielmotiv ist in der ersteren die Verwechslung einer Näherin mit einer Gouvernante, welche beide auf ein Gut engagirt werden: eine Verwechslung, welche durch die Vertauschung zweier Briefe seitens des Schreibers auf dem Bureau verursacht wird. Und in der zweiten Posse ist es ebenfalls ein Lustspielmotiv, daß eine eifersüchtige junge Frau ihrem Gatten in die Residenz nachreist, um hinter seine Schliche zu kommen; auch einige der hieraus hervorgehenden Verwicklungen können noch für lustspielartig gelten. Bald aber werden in beiden Stücken diese Lustspielscenen unter dem üblichen Possenwust verschüttet und die ganz artig eingefädelten Intriguen werden später mit Packbindfäden aneinandergeknüpft; besonders die Lösung geht in brüsker Art vor sich: die Schlaraffia in „Durchgegangene Weiber" mit ihren Maskenscherzen drängt sich so breit in den Vordergrund, daß das Interesse an der Haupthandlung ganz verlischt und auch in der „Näherin" wird der Abschluß ohne jede Spannung herbeigeführt. Die Lotti Grießmayer in der „Näherin" und die Nanni in „Durchgegangene Weiber" sind nun Paradepferdchen, welche für die Possensoubretten gesattelt dastehen, und wenn Frau Geistinger sich in den Sattel der „Näherin" schwang, so darf man es Frau Anna Schramm nicht übel nehmen, wenn sie dem Beispiel einer Darstellerin folgt, welche recht gut weiß, wo sie Figur machen kann. Die Lotti Grießmayer hat indeß eine Wienerische Färbung, welche der Frau Anna Schramm als einer norddeutschen Soubrette nicht durchweg vertraut ist. Davon abgesehen, gehört sie aber in den Bereich der naturwüchsigen Weiblichkeiten, mit denen dieselbe ihr dramatisches Porträtaldum auszufüllen pflegt. Die Pointe des Stückes liegt in den Scenen, in denen die „Näherin" ihr Amt als Gesellschafterin versucht, als Vorleserin glänzt und in ihrer Unterhaltung das Bildungsniveau der Wiener Grisette zum Entsetzen der Frau von Somdär zur Schau stellt. Gerade diese Scenen spielte Anna Schramm in sehr ergötzlicher Weise; die etwas haneduchene Naivetät der Näherin trat hier und auch in der Trink- und Tanzscene mit dem als Herr von Somdär verkleideten Schreiber sehr wirksam hervor.

Die eigentliche Domäne der Frau Anna Schramm ist die derbbäuerliche Urwüchsigkeit, die nicht ganz ohne Pfiffigkeit ist, und da die Künstlerin überhaupt bei ihrem längeren Aufenthalt in Kötzschendroda Studien der sächsischen Eigenart und der specifischen Localfarbe gemacht hatte, so mußte ihr gerade die Nanni in den „Durchgegangenen Weibern" besonders gelingen; denn obschon dieselbe nicht im Besitze eines Gesindebuchs ist, so lassen uns die Dichter des Stückes doch nicht darüber in Zweifel, daß sie aus Kötzschendroda herkommt: wir wissen indeß nicht genau, ob nicht die Darstellerin selbst sich diesen Herkunftsschein ausgestellt hat. Nanni ist jedenfalls ein enfant terrible vom Lande; doch sie ist nicht ganz so verpimpelt wie sie aussieht und ist außerdem ein Mädchen von Grundsätzen, das eine sehr strenge Kritik über den anscheinend lockern Lebenswandel des Herrn Heidenreich ausübt und sich gegen allzu große Vertraulichkeiten in handfester Weise zu wehren weiß. Gerade diese kritischen Bemerkungen brachte Frau Anna Schramm mit einer Naturfrische vor, welche den Philosophen zum Beweis des moralischen Instinktes, der sich ja auch bei halbwilden Völkerschaften findet, hätte dienen können. Sonst befindet sich Nanni-Schramm den Dingen dieser Welt gegenüber, soweit sie von der Civilisation geschaffen sind, in paradiesischer Unschuld. Ihre Anreden an den Polizeiwachtmeister, den sie mit allen möglichen Titulaturen beehrt und ihre Verwunderung über die Tintenfässer und sanftigen Hilfsmittel

der Polizeiverwaltung kamen mit amüsanter Naivetät zur Geltung. Für solche Dorfschönheiten mit ihren primitiven Charakter- und Geisteseigenschaften ist Anna Schramm wie geschaffen: „das Gänschen von Buchenau", einige Stufen tiefer auf der socialen Leiter, ist ein ihrem Talent sehr willkommener Charaktertypus.

Auf der Bühne des Neuen Theaters führte uns Anna Schramm in lauter kurzathmigen Stücken eine Reihe von Charakterköpfen vor, deren Zahl noch durch Verkleidungsrollen vermehrt wurde. Auch hier sagten uns wieder die derben weiblichen Naturburschen am besten zu: so die Försterstochter, als welche Anna Neumann in dem Salingré'schen Schwank: „Für's Theater laß ich mein Leben" sich verkleidet; ebenso ergötzlich spielte sie die andere Maskenrolle, das überaus alberne Gänschen, mit seinen Hüpf- und Tanztouren. Das Dienstmädchen Charlotte in dem Lustspiel von Carl Goerlitz „Das erste Mittageffen" war ebenfalls eine echt rusticale Erscheinung von einer wahrhaft böotischen Einfältigkeit; die Guste in Friedrich's Vaudeville-Burleske: „Guten Morgen, Herr Fischer!" wirkt weit weniger durch ihren Charakter, als durch die Situation komisch, in die sie geräth als Theilnehmerin an einem vermeintlichen Mord. Die Angstschauer und Gewissensbisse wurden von Frau Schramm recht glaubwürdig dargestellt.

Die komischen Hauptrollen neben Frau Schramm spielten die Herren Schubert und Eichenwald. Der erstere, den wir leider an das Dresdner Hoftheater verlieren, führte uns den Schreiber Stephan Hoch in der „Näherin" und den Rentier Fettweiß in „Durchgegangene Weiber" mit der ganzen Verve des Coupletkomikers vor. Ueber die Couplets selbst, die das Sonntagspublicum sehr elektrisirten, haben wir uns schon früher ausgesprochen; einige waren nicht ohne Witz; die Tanzleistungen des als Ballettänzerin maskirten Fettweiß zeugten für die außerordentliche Beinvirtuosität, welche für unsere Komiker unerläßlich ist, da die Autoren ihnen sehr oft turnerische Leistungen zumuthen; die als Frauen verkleideten Männer haben indeß auf der Bühne stets etwas Unsympathisches. Hr. Eichenwald machte aus dem alten Heidenreich einen spießbürgerlichen Vater Klingsohr; Hr. Pohl als Sombär und Polizeiwachtmeister Schmidt zeigte seine Verwendbarkeit auch für derartige Rollen und daß Fräul. Jürgens („Rosa" und „Belly") sich tapfer in diesem leichteren Genre einübt, um die nöthige Bühnenroutine zu gewinnen, ist nur zu billigen. Anmuthige Gewandtheit ist ihre Mitgift vom Ballet.

Auch die anderen Mitwirkenden thaten ihre Schuldigkeit; die Stücke gingen gut zusammen. Frau Anna Schramm wurde neben den Hauptkomikern durch lebhaften Beifall ausgezeichnet. An den Abenden, in denen wir unserer kritischen Pflicht oblagen, waren die Theater fast ausverkauft. Die Lebensschicksale der Darstellerin, welche ihre Rückkehr zur Bühne nöthig machten, waren in den Blättern so eingehend besprochen worden, daß schon, besonders nach den Berliner Sammlungen, persönlicher Antheil diesen zahlreichen Besuch erklären mag. Doch Frau Anna Schramm hat von früher den Ruf eines eigenartigen Talentes und sie hält diesen Ruf auch jetzt tapfer aufrecht.

Das Carolatheater, das seinen tüchtigen artistischen Leiter Hrn. Heßler wieder verloren hat, brachte in den letzten zwei Wochen keine Novität, sondern nährte sich redlich von den früheren Possen und Operetten. Nur einmal wagte sich die Bühne an Raimund's „Verschwender", um einer jungen Debutantin, Fräul. Kuntschmann, Gelegenheit zu geben, als Fee Christiane am Opferaltar zu stehen und dann wehmüthigen Abschied vom Geliebten zu nehmen. Fräul. Kuntschmann zeigte schöne Mittel, auch im Ganzen eine gute Declamationsschule; doch verräth sie noch etwas Unsicherheit und war zu monoton elegisch. Im Uebrigen können wir dieser Aufführung kein gutes Leumundszeugniß ausstellen; sie war offenbar überhastet und es fehlte der warme Gemüthston, der den Raimund'schen Dichtungen eigen ist, der poetische Hauch. Die übliche Possenkomik genügt hier nicht; es bedarf dazu eines höheren, mehr humoristischen Stils der Darstellung, jenes Humors, der die „lachende Thräne im Wappen" hat, und davon merkte man sehr wenig. Auch wurde einigen Hauptscenen die dramatische Pointe abgebrochen. Es war eine eingeschobene Vorstellung . . daher das Unfertige; doch der freundlichen Rücksicht auf eine Debutantin muß die Rücksicht auf eine Dichtung vorgehen, welche bei ihrer Bedeutung den höchsten Aufwand darstellender Kraft und das fleißigste Einstudiren bedarf. Rudolf von Gottschall.

Musikbericht aus Dresden.

Die königl. Oper brachte uns, noch Ausgangs der Saison, eine Novität. Sonntag, den 12. März, ging Hagbarth und Signe, romantische Oper in drei Acten von Adolf Stern, Musik von Edmund von Mihalovich, zum ersten Mal in Scene. Das Textbuch ist einer Tragödie von Oehlenschläger nachgedichtet und seine dramatische Handlung steht dem Schönen und rein Menschlichen ebenso fern, als dem Poetischen und Ethischen, da das, was uns poetisch wahrhaft rühren und sittlich erheben soll, sich an Personen, Vorgänge und Zustände knüpfen muß, die ihre Berechtigung nicht ausschließlich in der verschrobenen Weltanschauung einer abirrenden und barbarischen Zeit besitzen, sondern in den Forderungen, Conflicten und Empfindungen, die in der Menschenbrust unter allen Verhältnissen dieselben bleiben und uns daher rühren und ergreifen, gleichviel ob sie der grauen Vorzeit, oder der Gegenwart angehören. Recken jedoch, die an einer fremden Küste nur darum landen, um sich mit deren ihnen friedlich gesinnten Bewohnern auf Leben und Tod zu messen, weil sie „nach Blut gefahren" sind und nach dessen Vergießen dürsten, haben keinen Anspruch auf unsere menschliche Theilnahme, und ebensowenig hat ein tragischer Conflict, der sich aus den Thaten solcher Heroen entwickelt, in denen Immermann's Witz eine neue Gattung seines „Schlagodobro" begrüßen würde, hierauf das entfernteste Anrecht. Unsere Leser erlassen uns unter solchen Umständen wol ein näheres Eingehen auf die, sich meist ebenfalls in weiteren Ungeheuerlichkeiten bewegende Handlung des in Frage stehenden Librettos. — Leider entschädigte uns die Musik nicht für das, was uns in dem Letzteren zugemuthet wurde; Composition und Dichtung hatten vielmehr den, unter den gegebenen Umständen fraglichen Vorzug, ganz desselben Gepräges zu sein, so daß die eine völlig der anderen werth erschien. Nur eine in sclavischer Abhängigkeit von dem Parteigetriebe stehende und darum tendenziös gefärbte Kritik wird die Oper des Hrn. v. Mihalovich als ein Kunstwerk begrüßen und feiern; jeder ernste und aufrichtige Tonkünstler dagegen, gleichviel ob Classiker oder Romantiker, wird, wenn man ihn die Hand auf das Herz legen läßt, der Wahrheit die Ehre geben und bekennen, daß jenes, aller musikalischen Schönheit und Wahrheit baare und trostlos wüste Tönechaos, dieses, aus bloßen musikalischen Interjectionen oder hohlen declamatorischen Phrasen bestehende Geschrei, welches Gesang sein will und ebensosehr irgendwelcher Anmuth, als jedes melodischen Reizes entbehrt, an allen den Elementen Mangel leidet, aus denen ein Kunstwerk hervorgeht. Mit Ausnahme des nicht stimmungslosen Trauermarsches, sowie des zu einigem musikalischen Schwunge sich erhebenden Endes des zweiten Actes sind wir kaum Momenten in der Oper begegnet, die musikalisch erträglich gewesen wären. Wenn dergleichen in Wahrheit „Zukunftsmusik" wäre, so könnte man diese ruhig ihrem Schicksale überlassen, denn sie selber würde am besten dafür sorgen, bald eine Vergangenheitsmusik zu

werden, und auch das durch die Parteireclame terrorisirte Publicum würde sich dann bald von ihr abwenden. Nichts aber ist verfehlter, als in Hrn. v. Mihalovich den eigentlichen Erfüller der Mission zu begrüßen, welche den Schülern Richard Wagner's, durch diesen ihren Meister, zu Theil geworden. Gerade solche mittelmäßig begabte Nachahmer Wagner's lehren uns die unausfüllbare Kluft erkennen, die zwischen ihren schwerfälligen Leistungen und den genialen Schöpfungen ihres Vorbildes gähnt. Solche Epigonen „übertyrannen noch den Tyrannen", um mit Shakespeare zu reden, d. h. sie gehen viel weiter nach der Seite des dramatisch Extremen, als der Meister selber jemals gegangen ist, und wo wir bei diesem durch packende Motive, wahrhafte und uns in ihre Kreise bannende musikalische Stimmung, sowie durch große Züge und musikalische Ureigenthümlichkeit ergriffen, interessirt und in dramatische Spannung versetzt werden, fehlt bei jenen Nachtretern jede Selbständigkeit, Eigenthümlichkeit und jeder eigene Gedanke. Sie leben nur von den Brocken, die nebenbei von Richard Wagner's Tische fallen und haben ihm höchstens abgeguckt, „wie er sich räuspert und wie er spuckt"; von den Vorzügen dagegen, die die eigentliche und eminente Bedeutung Wagner's ausmachen, haben sie meistens einen weit weniger deutlichen Begriff, als objectiv gebliebene und vorurtheilslose Tonkünstler, wenn diese auch nicht zu den eigentlichen Wagnerianern zählen. So ist, um nur eins zu erwähnen, die Behandlung, die Wagner seinem Orchester angedeihen läßt, eine der genialsten Seiten des Meisters. Kein Lebender weiß so geistvoll wie Wagner, großartige und in leuchtenden und glänzenden Farben strahlende Orchestereffecte mit Momenten abwechseln zu lassen, die durch ein weiches duftiges romantisches Toncolorit berücken und bezaubern; Niemand auch gelegentlich, z. B. wenn es ihm auf große Steigerungen ankommt, so weise mit seinen instrumentalen Mitteln hauszuhalten und die erschütterndsten Wirkungen dem ergreifendsten dramatischen Momente aufzusparen, als wiederum Wagner. Und wie eigenartig klingt bei ihm Alles, wie sehr ist jeder der archestralen und instrumentalen Gruppen ihre Natur und Wirkung gewahrt und doch zugleich, durch neue Combinationen, ein neues musikalisches Interesse verliehen. Statt alles dessen begegnen wir bei Mihalovich einer fast unterschiedslos lärmenden, undurchsichtigen, dicken Orchestration, ohne Contraste und Abtönung der Farben, fast ohne jede Wirkung im Streichorchester und die Stimmen der Sänger, wenn diese nicht geradezu schreien wollen, fast immer zudeckend. Sollte Hr. v. Mihalovich, wie man uns versichert, uns eine zweite Oper zu bringen gedenken, so möge er Wagner, den er bis jetzt nur mißverstehen, verstehen lernen; ein Werk aber, wie das am Sonntag gebotene, müssen wir ablehnen, wie dies auch von der hiesigen Kritik in ihrer großen Majorität mehr oder weniger geschehen ist. — Was durch eine vortreffliche Regie und glänzende Ausstattung für ein dramatisches Erstlingswerk gethan werden kann, das war von unserer königl. Bühne für die Oper von Mihalovich geschehen. Die Hauptpartien lagen in den Händen der Damen Malten und Prochaska und der Herren Gudehus, Bulß und Degele und wurden von ihnen mit Hingabe und Wärme gesungen und gespielt. Hofkapellmeister Franz Wüllner hatte das Werk glänzend einstudirt.

Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

⊙ Ein Vorschlag zur Beilegung des Culturkampfs. Von einem freisinnigen Katholiken. Leipzig, Verlag von Otto Wigand, 1882. — Gerade im jetzigen Augenblicke, in welchem das preußische Abgeordnetenhaus über die kirchenpolitische Vorlage debattirt, wird Vorschlägen zur Beilegung des sogenannten Culturkampfes erhöhtes Interesse entgegengebracht werden. Freilich und, wir fügen hinzu, glücklicherweise scheinen uns die bezüglichen Vorschläge des Verfassers — derselbe unterzeichnet sich F. K. (Kinkel?) in Rom und ist offenbar nicht nur ein freisinniger, sondern sogar ein sehr freisinniger Katholik — wenig Aussicht auf Annahme seiten der maßgebenden Factoren zu haben. Der Verfasser verlangt vom Staate allen Ernstes die völlige Aufgabe des Gedankens, durch Einwirkung auf die Fachausbildung der Theologen indirect auf den sittlichen Inhalt ihrer Dogmen einzuwirken und als Ersatz dafür ein positives Eintreten des Staates für seine sittlichen Ziele auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts durch Einfügung einer von Staatswegen aufzustellenden, für Schüler aller Confessionen ohne Anstaß giltigen und obligatorischen Sittenlehre und Ethik in den letzteren, während der eigentliche Religionsunterricht den Religionsgesellschaften selbst zu überlassen wäre! Dieser Gedanke ist bekanntlich nicht neu und bereits in ähnlicher Weise in der Forderung confessionsloser Schulen zum Ausdruck gebracht worden. Als Consequenz dieses Vorschlags würde sich die völlige Enthaltung des Staates von jeder Einwirkung auf die speeielle Fachvorbildung zum geistlichen Amte resp. als Religionsdiener ergeben, der Staat würde sich nur zu vergewissern haben, daß alle in dieser Vorbildung eintretenden Individuen den Unterricht in der staatlichen Sittenlehre mit Erfolg genossen haben. Die Frage der Vermögensverwaltung in den katholischen Kirchengemeinden anlangend, so plaidirt der Verfasser für Annahme der Auffassung des code Napoléon, welcher das Kirchenvermögen bekanntlich als ein zu kirchlichen Zwecken bestimmtes Communalvermögen betrachtet, und glaubt, daß hiermit alle Schwierigkeiten, die sich nach der gedachten Richtung bisher ergeben haben, erledigen würden. „Geht das betreffende kirchliche Institut ein, so disponirt die Gemeinde über das zu seinem Unterhalt bestimmt gewesene Vermögen, tritt die Gemeinde (!) zu einer anderen Kirche über, aber constituirt sie sich als neue Religionsgemeinschaft, so folgt ihr das Kirchenvermögen in die andere resp. in die neue Kirche." Als wenn gerade der Uebergang einer ganzen politischen Gemeinde zu einer anderen Kirche sich — so ohne alle Schwierigkeiten vollzöge! Die Wiederzulassung derjenigen weiblichen Orden, welche sich mit der Beaufsichtigung und dem Unterrichte in Kindergärten, Kleinkinderbewahranstalten u. s. w. beschäftigen, erachtet der Verfasser, vorausgesetzt, daß dieselben und deren Thätigkeit unter die gesetzliche Oberaufsicht des Staates gestellt werden, für unbedenklich; überhaupt verlangt er, daß der Freiheit des Bekenntnisses volle Rechnung getragen und auch den seiten der römisch-katholischen Kirche an den Staat gestellten Ansprüchen „soweit möglich" entgegengekommen werde.

D. Van Friedr. Umlauft, Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie, geographisch-statistisches Handbuch mit besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte für Leser aller Stände (2. Aufl., A. Hartleben's Verlag in Wien und Pest), sind anderweite zehn Lieferungen erschienen. Gute Durcharbeitung des Textes und zahlreiche wohlgelungene Abbildungen zeichnen auch diese Lieferungen des ansprechenden Werkes aus. Vergl. Wiss. Beil. Nr. 95 vor. Js.

** Handbuch des Schieß-Sport. Von Friedrich Brandeis. Mit 48 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag 1881. Preis 5 ℳ 40 ₰. — Dieses Buch enthält eine gedrängte Zusammenstellung der jetzt gebräuchlichen Schießwaffen und ihrer Benutzung. Beides ist allerdings nicht allein aus Büchern zu lernen, vielmehr ist dies in der Hauptsache nur durch praktischen Unterricht und durch Uebung zu erreichen. Das Buch wird deshalb dem Jäger weniger Dienste leisten als vielleicht dem Mitgliede eines Schützen-Vereines. Für solche Schützen enthält das Buch im Anhang auch specielle Angaben über Statuten und Satzungen von Schützenvereinen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrankatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 24. Donnerstag, den 23. März. 1882.

Inhalt: Nach und in Rom, von Dr. J. E. Kuntze. VI. (Schluß.) — Zum fünfzigjährigen Todestage Goethe's.

Nach und in Rom.

Italienische Skizzen von Dr. J. E. Kuntze.

VI.

Italiens Bewohner in alter und neuer Zeit.

(Schluß.)

Den Alten war es ein beliebtes Bild, den Meergott Poseidon oder Neptun mit seinem Dreizack und in all seiner Pracht über die wogende, wallende, funkelnde Fläche des blauen Meeres hinfahren zu sehen; neben ihm des Meerbeherrschers Gemahlin, Amphitrite, d. h. die ringsum Plätschernde oder Brausende; die Beiden auf einem Wagen, gezogen von einem Viergespann von Rossen und von Delphinen; um sie ein Schwall auf Muscheln blasender Tritonen, scherzender und tanzender Nereiden; aus ihren verborgenen Schlupförtern eilen die seltsamsten Thiere und Ungeheuer der Meerestiefe herbei, die Bahn des großen Bändigers des flüssigen Elements zu umgaukeln. Poseidon bändigt des Meers Gewalt, die tosende Kraft übersetzt sich in maßvolle Schönheit, und des Delphins Nähe bestätigt den Frieden der Meerflut; auch die Nereiden tauchen nur beim Lächeln des Meers empor. Darum wird die Göttin der Anmuth, Aphrodite oder Venus, in der Umgebung von Nereiden aus Meerschaum geboren und zwar (in dem berühmten Isthmischen Kunstwerk) unweit des Wagens des Meergotts. Solches Bild lebt in der Seele auf, wenn man im Golf Neapels bei heiterm Himmel die Fahrt nach der Insel Capri auf flottem Schiff und in munterer Gesellschaft macht. Das Blau des Meers mit seinen das Fahrzeug neckenden Silberwellen, das glänzende Blau der Luft, die uns umflutet, all die Lichter und Farben und Töne des Gewässers, in welche sich der Gesang begleitender Männer und die Klänge ihrer Guitarre mischen, wiegen uns in eine traumhafte Stimmung und enthüllen den vollen Zauber des Südens. Vor dem Genuß des Augenblicks tritt alle Arbeit des Lebens zurück und scheint für immer entfernt.

Und in solchen Zügen geht schier Neapels Leben und Weben auf; es ist nicht römisch, sondern griechisch; es athmet nicht Energie, sondern wendet sich allein an die Phantasie, immer unruhig, heißblütig bis zum Exceß, immer ungeschichtlich und nie monumental. Auch Neapels Tageslärm übertönt die Geschichte, hier tritt die Vergangenheit zurück und die Gegenwart in ihr volles Recht. Diese Stadt ist wirklich kolossal, aber nirgends wirklich monumental. Kolossal ist sie in der Art, wie sich die Massen thurmhoher Häuser — denn je höher, um so gesünder — zu engen Gassen geschichtet und aus endlosen Terrassen bestehend die Höhen hinanziehen; staunend fliegt durch diese Gassen der Blick hinan, dem wandernden Fuße weit voraus. Man sehe die große, aber in der That kleinliche Piazza Reale, die Fontana Medina, die verschiedenen Portale am Hafen, den Largo di Mercato: sie sind Spiel, nicht Ernst; und wie kann's in dieser Natur auch anders sein, je anders werden? Das schon tausend Mal geschilderte Leben des Südens, wo der Mensch in den Armen der üppigsten Natur ruht, — der Nordländer muß es eben erleben, um es zu fassen. Die Natur triumphirt hier über den Menschen; es bleibt ihm nichts übrig, als sich ihr zu überliefern, und der Neapolitaner thut das meisterlich. Formen und Farben der Neapler Landschaft wirken drastisch zusammen zu der großen Symphonie, auf deren Concertwellen sich das ächte Kind dieser Landschaft Tag für Tag schaukelt. Immer giebt's etwas Neues, im Farbenspiel der Natur, im Gewühl der Menschen. Die Schiffe, Villen, Castelle, Landzungen, Höhen, Palmen und Pinien schwimmen in allen Tinten, meist in sattesten Farben während des Wechsels der Tageszeiten, in welche der Vesuv seine Rauchwolken und Flammen freigebig hinein spendet.

In der Gewalt dieser Natur liegt der Commentar der Geschichte des süditalienischen Volkes, welches immer unter fremden Dynastien stand, selbst sich keine zu zeugen vermochte und der Spielball auswärtiger Mächte blieb. Byzantiner, Longobarden, Saracenen, Normannen, deutsche Hohenstaufen, französische Anjous, Arragonier, Habsburger und Bourbonen sind nach einander die Beherrscher dieses Volks gewesen, welches in jener leidenschaftlichen, sinnlichen Königin, Johanna I. aus dem Hause Anjou, in der Mitte des 14. Jahrhunderts so recht eine Verkörperung seiner äußerlich glänzenden, innerlich wilden Art hat. Diese Geschichte ist ein brandendes Meer, eine Flut ohne Strombett, ohne Fortschritt, ohne Ziel. Monumentalität findet hier weder Stätte, noch Stoff; Pompeji verdanken wir einer Eruption, nicht einer Conservation. Ist in Rom jeder Stein Geschichte, so ist in Neapel Alles die blanke Natur. Und hier zielt Alles auf Leichtigkeit des Daseins. Selbst die Esel sind hier leicht und elegant, die Meereswellen graziös und höflich, denn jene eilen zierlichen Schritts, und diese umkosen die Mauern der Gärten und Villen, ohne sie je zu gefährden. Leichtes Temperament und rascheste Tempo eignet hier Allem, was lebt und athmet. Die Schmetterlinge sind gewandter, die Esel flotter, die Droschkenkutscher hurtiger, als ich sie irgendwo sah. Leichtsinn ist die Seele, Leben und Lebenlassen die Parole, die Allen auf der Stirn steht. Die Natur bietet so freigebig und voll, was der Mensch braucht, daß kein Mensch sich anstrengt. Jeder genießt; er genießt, wenn ihm der Bissen Maccaroni gebricht, mindestens Luft und Wärme, und streckt sich mit süßem Behagen auf der warmen Steinbank oder Mauer am Hafen, am Weinberg, in den warmen langen Tag hinein, nichts als Seewind schlürfend und in Licht gebadet. Darum spielen auch die Altane eine Rolle. Was wir Fenster nennen, sind da Thüren mit Altanen, jedes Fenster fast hat seinen Altan; derselbe vertritt bei der Damenwelt die Promenade, denn man liebt sitzend durch's Leben zu wallen.

Man sitzt immer — entweder auf dem Altan zu Haus oder im Wagen auf der Straße. Es giebt für den Italiener nichts Herrlicheres, Befriedigenderes, Beseligenderes, als Ausfahrt, und in Neapel ist auch diese Neigung auf dem Gipfel. So ergießen sich denn durch die Straßen auf- und abwärts Wagen, Kutschen und Fahrapparate aller Art; sie brausen dahin zum Schrecken der armseligen Fußgänger, auf welche jedes fahrende Herz mitleidsvoll herabblickt, sofern der neapolitanische Leichtsinn mitleidiger Anwandlung fähig ist. Auch der Arbeiter geht nicht, sondern fährt und hängt sich an irgend welchen Karren. Ich sah da Transportkarren, vor welchen harmlos Stier, Esel und Pferd zusammengespannt waren, und ebenso harmlos hocken, hängen und baumeln Männer, Weiber und Kinder auf dem mit einem Pferd bespannten urwüchsig einfachen Volkskarren, einer typischen Erscheinung in Neapels Vorstädten; ich habe sie gesehen bis zu 18 Personen auf ein Mal, und das Pferd mußte im raschen Trott weiter. Wo was drauf geht, da verhält sich eben was Menschliches durch- und übereinander. Auf's Thier kommt's dem Italiener nicht an, wenn er nur für sich augenblickliche Bequemlichkeit hat, d. h. nicht seine Füße zu spannen braucht. La siesta und dolce far niente lauten die zwei Worte, in welchen sich das halbe Italien von heute zusammenfassen läßt. Das gilt vom Menschen, wie von der Natur hier, und die Bewunderung steigt vor dem antiken Römervolk, welches in solcher Natur so voller Thatkraft blieb.

Also das neapolitanische Volksleben ist durch und durch leichtlebig, oberflächlich, heiter und lärmend, sorg- und thatenlos, phantastisch, südlich, kindlich; es ist auch liederlich und schmutzig. Alles wächst, lebt, blüht und verdorrt, zerbricht, verrostet, wie es eben will; das Document im offenen Archivschrank vergilbt, die erzene Paradiesespforte am Battisterium in Florenz ist verstänbt so gut, wie das Fenster im Coupé des Waggons auf den Eisenbahnen. Wie es ist, so läßt man Alles. Die Natur eine große Aloe, das Volk darin die große Stengelblüte, die mitten aus dem fetten Blattwerk hervorschwelgt. Den saubern Comfort des Nordens trifft man hier nur in den großen Hôtels und Palästen; welch' ein Glück, daß der Marmor und Lorbeer zu edel für Schmutz sind; denn Alles, was der Mensch los sein will, wird rasch und einfach der Mutter Natur überlassen; der anhebende Proceß der Verwitterung und Verwesung ist langsam, aber ohne Mühsal. Auf dem breiten nach S. Elmo hinaufführenden Terrassenwege geriethen wir in einen häuslichen Wirthschaftsstrom, der sich aus einer Anzahl Gehöfte entladen hatte, lavaähnlich halberstarrt und noch immer furchtbar auf Regen harrte, um erlöst zu werden. Man mußte hindurch, um die freie Luft der Höhe athmen zu können.

Angesichts dieser blos genießenden, lungernden und um Vergangenheit und Zukunft unbekümmerten Bevölkerung kann man — wenn man denkt, daß sie hier im Alterthum nicht anders war — gar wohl begreifen, daß die drei verschütteten Städte Herculanum, Pompeji und Stabiae mit ihren Menschen und Schätzen unter der Asche ruhig gelassen wurden, als wenn man sich schente, Grabesruhe zu stören, und daß man bald seine Wege über die Gräber der Eltern und Kinder theilnahmlos fortsetzte. Ebenso begreift man es Angesichts der über den Menschen triumphirenden Natur gar wohl, warum das Landschaftsbild hier keine Rolle spielt; weder in den Villen, noch auf den Galerien trifft man in Italien bedeutende Bilder dieser Art. In dieser herrlichen Landschaft keine „Landschaft"! Das natursatte Volk begehrt nicht Wiederholung und Abklatsch in den Sälen; wir sind dem Landschaftsgemälde gegenüber voll Appetit, der Italiener müde und blasirt. Dagegen ragt die „Natur" in die Stadt an allen Ecken und Enden herein. Oft kann man in Neapel vor dem von den Ziegenheerden zurückgelassenen Koth kaum gehen; als wir uns bei dem Bureau der Vesuvspartie in einer belebten Straße Neapels melden wollten, stand vor dem Eingang eine Kuh sammt Kalb, ihr Führer melkte Milch ins Glas, reichte es den Käufern und zog dann an die nächste Ecke.

Unter all den Zügen dieses kunderbunten Volksthums darf aber einer der allgemeinsten und grellsten nicht unberührt bleiben: die Sitte des Bettelns, die zur wahren Volkssitte ausgeartet ist; die italienischen Bettler springen um die Wette mit den italienischen Flöhen die unglückseligen Fremden an, und man erwehrt sich der einen so schwer, wie der anderen. Wie sie dort Alles von der Natur umsonst bekommen, so erwarten sie auch von den Menschen Almosen um Almosen. Alles bettelt, Groß und Klein, in der Stadt und auf dem Lande; irgend welche, auch die unbedeutendste Deformität oder Degeneration des Körpers dient als werbendes Capital und Aushängeschild für den bequemen Erwerbszweig. Der zerlumpteste halbnackte Junge trachtet, sobald man nur den Blick einmal verstohlen nach seiner Seite lenkt, nach persönlicher Beziehung und Fühlung. Als ich in Salerno vom Bahnhof nach der eine Viertelstunde entfernten Stadt ging, bot sich mir ein langer schlottriger Kerl von ungefähr 20 Jahren, ohne Fuß- und Kopfbedeckung, zum Führer, so naturwüchsig und schmutzig, daß ich mich seiner zu schämen erst dann mir ersparte, als ich mir lebhaft vorhielt, daß ich in Süditalien sei. Er schritt, trotz meines unablässigen theils lauten theils stillen Protestirens, mit wunderbarer Ruhe und Entschlossenheit immer drei Schritte vor mir her, von Zeit zu Zeit einen Blick nach mir zurückwerfend. Auch ich war entschlossen, ihn zu desavouiren. Allein der Kerl siegte endlich, und ich ließ ihn gewähren, als er mich in den Dom einführte. Die Scene war gar zu italienisch, um nicht interessant zu sein. Auf dem steilen und sonnigen Pfad von Amalfi nach Ravello empor verfolgte mich eine Bauersfrau mit zwei erwachsenen Töchtern eine lange Strecke, und jede bat um Almosen, bis jede etwas erlangte. In Cori kam ich an drei gut gekleideten Mädchen vorüber, welche auf einem niedrigen Gemäuer saßen, und eines derselben streckte mir sofort die Hand nach einer Gabe entgegen: hier freilich erzielte ich bei den Gefährtinnen ein stürmisches Gelächter, als ich der Bettelnden, die Hände überm Kopfe zusammenschlagend, durch Pantomimen andeutete, wie sehr ich mich über das Betteln eines anständigen Mädchens wundern müßte. Humor ist den Italienern durchaus nicht fremd. Als wir im gefüllten Omnibus den Vesuv hinan fuhren, folgten uns zum Oefteren lange Strecken junge Leute und boten Lavastückchen ohne Werth zum Verkauf; der Eine derselben hielt den Dauerlauf bergan besonders lange aus, und nachdem er alle Reizmittel angewendet, alle Pfeile, darunter deutsche Brocken, verschossen hatte, rief er munter zurückbleibend: Evviva la Germania! Alle Saiten sucht der Bettler Italiens zu rühren, um etliche Soldi zu erzielen und nun vielleicht einen Tag oder eine Woche schlafend und träumend zu verbringen, denn mit Wenigem kann das Kind Italiens auskommen, wenn es will; man ist gar bescheiden in Bedürfnissen, Faullenzen und Betteln ist keine Schande. Die reiche Natur hat dem Volke hier so sehr alle Arbeit abgenommen, daß es nun auch gar nichts arbeiten mag. Die geistreichsten unter diesen Wegelagerern und Straßenlungerern sind die neapolitanischen Jungen, welche, als gewandte und freche Taschendiebe berüchtigt, allen Fremden gefährlich sind; Taschentücher und Operngläser sind darum jederzeit gefährdet, fast jeden Tag hört man in Neapel von halb oder ganz gelungenen Attaken dieser Art, und die anständigen Eingebornen selbst warnen auf's Nachdrücklichste die Fremden vor den Spelunken und Jungen Neapels; nichts Aehnlicheres giebt's, wie ich schon sagte, auf dem weiten Erdenrund, als ein solcher Junge und ein frecher Floh. Auf einer großen breiten Straße nach S. Elmo hinauf wäre ich beinahe die Beute eines Jungen geworden; ich fühlte ein Anstreifen an der Seite, und in rascher Wendung erblickte ich den Kerl, wie er mit raschen Sprüngen vor meinem erhobenen Stocke Reißaus nahm unter

dem Gelächter des Publicums. Ein Bettelwesen, das so ausgebildet ist, so wuchert, so wenig entehrt und so nahe dem Räuber- und Banditenwesen steht, entehrt eine Nation nicht blos, sondern verräth Verwilderung und Verfall und läßt wenig Raum für Zukunftshoffnungen. Mein Urtheil klingt hart über die Art der Neapolitaner, aber Römer sowol als Sicilianer bestätigten mir meine Ansicht im vollen Ernst, und die Bettelhaftigkeit wird doch wahrlich nicht legitimirt durch das Bischen Humor und Naivetät, welches mit unterläuft und den Fremden zum Lachen reizt.

Im Markten und Feilschen, im Ausdeuten der Alterthümer-Liebhaberei der Fremden ist der Italiener ein Muster der Betriebsamkeit; man wird betrogen rechts und links, wenn man auch nur einen Augenblick nicht auf der Hut ist; aber zu rühmen ist, daß, wenn einmal der Vertrag geschlossen ist, der Italiener Wort hält. Vor den Ruinen von Paestum umschwirrten mich Kinder mit Händen voll kleiner griechischer Münzen; in Vietri streckte ein Junge durch die halbgeöffnete Thür des Wartezimmers eine geschlossene Faust mit alten Münzen mir entgegen; in Salerno paddeln die Gossenbuben Münzen aus dem Meersand, die von Paestum dorthin getrieben sein sollen, und im Gasthof bot mir der Kellner ein Trinkglas voll solcher Münzen zum Kauf. Verloren ist man, wenn man einem Trupp concurrirender Droschkenkutscher oder Gondelfahrer oder Wegführer anheimfällt und nicht Energie mit Vorsicht verbindet. Die Scene, welche man auf dem Vesuv erlebt beim Austritt auf der oberen Seilbahnstation, ist werth des Schilderns, aber der Griffel muß scharf, die Farbe stark sein. Sobald die Insassen des Waggons durch die schmale Thür hinaus auf den durch Asche aufwärts führenden Pfad treten, finden sie sich von einem Rudel wilder Bestien angefallen, Bestien in Gestalt von Menschen, welche, Führerdienst anbietend, sich überschreien, den Herrn, die Dame packen; Einer beginnt zu ziehen, ein Zweiter zu schieben, wieder Andere wollen Träger sein, und so wird jeder Fremde von einer Gruppe in Beschlag genommen; man kann sich ihrer nicht erwehren bis das Verhandeln über den Lohn beginnt, was einen neuen Kampf bedeutet. Nur mit Mühe erkämpft man sich und seinem Geldbeutel eine leidliche Existenz, nachdem man im Tumult ermittelt hat, daß der von dem Vesuvbureau gratis zu stellende Führer verschieden ist von diesen Freibeutern, die alle einen Riesenlohn für geringe Mühe und kürzeste Zeit verlangen. Wer in Italien noch nicht über Uebertheuerung geklagt hat, hier bricht er in Zorn über Ungestüm, Zudringlichkeit und Forderungen aus, die auf dem Hochpunkt der Landschaft auch ihren Hochpunkt erreicht haben.

Dieses wilde, leidenschaftliche und niedrige Wesen wuchert auf dem Boden der maßvollen Antike, wie Cactus auf Ruinen, und neben den wilden Gesellen von heute trifft man die edlen Gestalten der alten Sculptur, die selbst als Torsi unsere Bewunderung entzünden. Wie wenig erarbeitet sich Italien, und wie viel besitzt es in den Hinterlassenschaften des Alterthums und des Mittelalters! Welches Glück des Findens, welche Mühe des Suchens und Sammelns, welche Arbeit des wissenschaftlichen Forschens und Verarbeitens, welche Liebe künstlerischen Anschauens und Lernens hängt sich an diese Welt der Antike, die als ein einziger großer Tempel der Kunst erscheint. Wenn wir von den Schätzen Italiens sprechen, so denken wir darum mit Recht in erster Linie an dieses Heim der Traditionen und Reliquien der Kunst und sehen diese auf ihren inneren Geisteswerth an. Aber man kann diese Herrlichkeiten auch unter dem Gesichtspunkte ihres pecuniären Werthes betrachten, wie sie denn dem Italiener in der That eine bedeutende Einkommenquelle sind. Versilbert würde diese Schatzkammer der Nation ein ungeheures Capital verwirklichen. Die stolzen Villen und reichen Museen mit ihren Oliven- und Lorbeerhainen, Alleen und Bebuten, Hermen, Statuen und Gemälden: wären sie verkäuflich, sie würden bald Käufer finden in England, Deutschland, Frankreich, Rußland und Amerika. Die Marmortafeln, Marmorsäulen, Marmortische, Mosaiken, Alabaster- und Molachitvasen, antike, Renaissance- und moderne Statuen, Statuetten und Monumente in Kirchen, Klöstern und Palästen: das Alles repräsentirt heute nicht blos einen großen, sondern auch einen currenten Werth, und mocht Italien bei all seiner finanziellen Dürftigkeit und Bedrängniß zum reichsten Land der Welt. Die Nation hockt über diesen aufgehäuften Schätzen der Jahrhunderte; möchte sie wieder mehr werden als ein unfruchtbarer Wachter derselben und ein beredter und liebenswürdiger Cicerone. Wie seine kohlen und schorflinigen Berge an die Glatze des Greises erinnern, so wandelt die Nation greisenhaft zwischen den Resten einer großen und stattlichen Vergangenheit.

Man muß es leider aussprechen, daß man auf den Straßen der italienischen Städte unter den Männern wenig interessante und bedeutende Physiognomien trifft; wie oft habe ich danach ausgeschaut! Man lasse sich nur nicht durch die oft auffallende Fordenkrost des Teints, des Haares und der Augen blenden. Jetzt leistet Italien nur noch in der römischen Kirche Imposantes. Wos von italienischer Kraft noch übrig ist, hat mon in dieser Tochter Roms zu suchen. Da ist Disciplin, Methode, lebendige Ueberlieferung und zielbewußtes Handeln, Selbstzucht und daher Weltherrschaft. Römerart ist's, mit der Vergangenheit nie zu brechen, und das Papstthum kennt den Zauber solcher Maxime. Außerhalb dieses Systems fehlt's dem Italiener an Ausdauer und straffem Sinn, an Besonnenheit und Arbeitsernst. Er gewinnt Haltung und Spannkraft nur im lebendigen Zusammenhong eines größeren Systems. Darf man sich da wundern, doß man geistige, edle Gesichter und Köpfe fast nur im Klerus sieht und höchstens noch im Kreise der Municipalbeomten, wobei ich nicht gerade an die Schutzleute in den Städten denke, die pfouenhaft durch die Straßen stolziren? Wenn man die Geistlichen oder die Scholaren in ihrer theils ernsten, theils farbigen, aber immer kleidsamen und Aufmerksamkeit erweckenden Tracht im Gewühl sieht, so reizt nicht blos das Ungewöhnliche unser Auge, sondern die Ahnung eines gewaltigen religiös-socialen Organismus beschäftigt unseren Geist. An einem der ersten Tage meines Aufenthalts in Rom sah ich, vom Janiculum kommend, im Park der Villa Corsini eine wandernde Gruppe von fünf Zöglingen des deutschen Priesterinstituts; die geschwungene Krämpe ihres schwarzen Rundhuts und die brennende Röthe ihres Talars gaben, wie die Gruppe longsam im dunklen Lorbeergang verschwand, eines der reizendsten Bilder in der gesammten Scenerie des farbigen und wechselvollen italienischen Lebens.

Mit diesem kleinen Bilde hat sich meine Erinnerung glücklich wieder von Neapel nach Rom gefunden. Ich hatte in der That ein Gefühl der Rettung, als ich von jener in diese Stadt zurückkam, die mich nun fast heimisch anmuthete und mir nach Neapels Lärm und Leichtsinn still, wohlanständig, ja majestätisch däuchte. Wo die Natur zu groß und mächtig ist, da wird der Mensch klein, und mir ist's nun verständlich, daß Neapel eine kleine, Rom eine große Geschichte hat, auch dies, daß nicht Samnium, sondern Rom im großen Samniterkriege während des 4. Jahrhunderts v. Chr. siegen mußte, das Volk der Campogna über die Volksstämme der Apenninen; von der Natur Ueberwundene fallen leicht zur Beute dem Sieger. In Neapel würde man, wenn man länger bliebe, an der Menschheit verzweifeln, in Rom erst trifft mon wieder eblere Gesichter, weniger Frechheit und mehr Zuverlässigkeit. Der Neapolitaner soll roscher nnd anstelliger sein, als der Römer, und dies nomentlich in der italienischen Beamtenwelt fast als Ueberlegenheit gelten; allein ich möchte behaupten, daß für ein solides Staotswesen diese Ueberlegenheit von recht problemotischem Werth ist. Viele nord- und südbitalienische Elemente sollen sich jetzt in Rom, der Capitale, zusammen ziehen; noch heißt es, behaupte die Stabt ihre Eigenort und

Sitte, doch sei der Carneval schon nicht mehr ganz im alten Rahmen seiner Lebendigkeit gehalten. Man hat bemerkt, daß der Toskaner, welcher sich nach Rom wendet, ziemlich rasch in die römische Art und Sprache eingeht; deutlicher ist des Römers Sprache, und er braucht weniger Worte, um Etwas auszudrücken, als der Toskaner; aber wenn neapolitanische Natur am Tiberfluß emporwuchern sollte, so würde Rom in Gefahr sein.

Der Neapolitaner selbst wird sagen, daß ich unhöflich über ihn geurtheilt habe und wird besonders auf mein obiges Citat der Circe hinweisen; daß ich unwahr geurtheilt, wird er nicht behaupten. In der Höflichkeit thun wir Deutschen es nun einmal den Italienern nicht gleich; Italien kann man die Hochschule der Höflichkeit und Politesse nennen. Mit vollendeter Liebenswürdigkeit der Form geht der Italiener auf unsere schwerfälligen Fragen ein; die Anrede „Signore" wirkt auf belebtester Straße wie ein „Sesam, thu Dich auf". Es ist eine blanke Unmöglichkeit, daß eine Höflichkeit je unerwidert bliebe, und man fühlt sich in dieser socialen Tugend, man mag es anfangen, wie man will, vom Italiener immer übertrumpft. Ich reichte einem Schaffner mit einer verbindlichen Handbewegung das Billet und mit einer noch verbindlicheren, fast herzlichen Bewegung ward es mir zurückgereicht. Höflichkeit ist dem wahren Italiener Herzenssache, und würde er aufhören, höflich zu sein, so würde er aufhören, Mensch zu sein. Bekanntlich befleißigen sich selbst die Räuber noch einer gewissen Höflichkeit, was außerhalb Italien selten ist. Sie fesselt den Fremden an dieses Land trotz seiner Räuber, und die Deutschen aller Stämme sind in unablässiger Wallfahrt dorthin begriffen.

Da, wo ehedem der Jupiterstempel der Tarquinier stand, das Wahrzeichen der Größe und Herrschaft Roms, und die römischen Kaiser den Cultus ihrer Person verlangten, ist jetzt deutscher Boden, wird deutscher Gottesdienst in der deutschen Botschaftskapelle gefeiert und des Höchsten Segen auf das machtvoll erstandene Deutsche Reich sonntäglich herabgefleht. Die Flagge dieses Reichs weht vom römischen Capitol, und am Geburtstag unseres Kaisers versammelt sich alljährlich um Osteen eine große Zahl geladener Deutschen aller Stände in den Räumen des ehemaligen Palazzo Caffarelli, bewirthet von dem umsichtigen und zuvorkommenden Vertreter des deutschen Kaisers. Aber Eines vermißt der Deutsche, dessen Brust sich an solcher Stätte hebt: daß in den öffentlichen Sitzungen des deutschen archäologischen Instituts auf dem Capitol die Vorträge der deutschen Forscher und deutschen Seminaristen nicht in deutscher, sondern in italienischer Sprache gehalten oder gelesen werden. Auf den Hügeln und Plätzen, in den Cafés und am Corso vernimmt man jetzt allerwärts die deutsche Zunge; immer zahlreicher strömt die gebildete Welt Deutschlands nach Rom und freut sich, dort ein archäologisches Institut, ein so herrliches Besitzthum, auf dem Capitol zu haben, welches aus deutschen Mitteln dotirt wird; aber die Sitzungen bewegen sich im fremden Rahmen. Soll das geschichtlich oder international sein? Es nimmt sich vielmehr wie ächter deutscher Zopf aus. Solcher Zopf müßte doch heruntergeschnitten werden können im Namen der 70 000 Deutschen, welche allein während vorigen Winters nach und durch Rom gezogen sein sollen. Das ist eine gewaltige Zahl; ich weiß nicht, ob sie übertrieben ist; aber zum Verwundern wäre sie nicht, denn Italien ist ein Land, in welchem, weil es da so gewaltig viel zu genießen giebt, selbst das Genießen zur Arbeit wird, und der Deutsche liebt noch, Gott sei Dank, die Arbeit, denn die rechte Arbeit ist auch wieder ein rechter Genuß. Man kann sich denken, welcher Zauber die empfänglichen, jugendlich gearteten Germanen umstrickte, als sie sich in diese Welt schmeichelnder Sonnenstrahlen, eleganter Städte, lockender Künste, prunkvoller Paläste, des Marmorbodens und goldnen Fruchtsegens versetzt sahen und immer neue Schaaren tapferer Degen von der Höhe der Apenninen in diese Gefilde blickten. Noch heute lockt uns derselbe Zauber, und wie ein Augenpaar mit gesenkten Wimpern schaut uns Italien aus der stillen Tiefe seiner Vergangenheit an, umstrahlt vom Glanz einer wonnigen Natur.

Ich stehe am Ende meines Römerzugs, aber vergessen kann ich nicht, daß ich aus der Fontana Trevi trank. Wer Rom ein Mal gesehen, dem haftet in der Brust der Wunsch des Wiedersehens, und der Trunk aus jener Quelle soll eine Gewähr der Erfüllung sein. Rom, sagt man, ist nicht an Einem Tage gebaut worden; so wird es denn auch nicht mit Einem Besuch erschöpft. Und der Besuch ist jetzt herrlich erleichtert. „Es führen alle Wege nach Rom"; dieses bekannte Sprüchwort läßt sich umsetzen in die Formel: von allen Eisenbahnen des europäischen Festlands aus kann man jetzt nach Rom mühelos gelangen. Interessanter ist keine Stadt auf Erden, als Rom, herrlicher kein irdischer Schatz, als das große Museum Italien bietet, und vollendeter keine Liebenswürdigkeit, als die des Italieners, welche jenen Schatz hält, gleich einer Silberschale mit den goldenen Hesperidenäpfeln.

Zum fünfzigjährigen Todestage Goethe's.

An diesem 22. März sind fünfzig Jahre seit dem Tode Goethe's verflossen. Werden wir durch diesen Tag schmerzlich an die Vergänglichkeit alles Irdischen, selbst in seiner reinsten, edelsten Erscheinungsform, gemahnt, so mag es uns andererseits zum Troste gereichen, daß die Zeit den Werken des Genius doch wenig anzuhaben vermag, sondern im Gegentheil ihren Glanz, ihre Bedeutung in den Augen der nachwachsenden Geschlechter erhöht. Wollte man freilich nach den öffentlichen Zeugnissen urtheilen, die sich der Geist unserer Zeit ausstellt, so müßte man sich zweifelnd fragen, wozu ein Mensch wie Goethe eigentlich gelebt, was sein Wirken gefruchtet habe. Die Verdienste der Gegenwart mögen wol mehr auf praktischem Gebiete liegen. Das speculative und ästhetische hingegen bieten einen wenig erfreulichen Anblick dar. Wol selten sind Bühne und Literatur so von den formlosen Erzeugnissen der Mittelmäßigkeit überfluthet gewesen, wol selten hat das Publicum so ausschließlich seine Theilnahme an Afterbilde der Kunst verschwendet, wie heute. Und die Zeit, die Goethe's fünfzigjährigen Todestag mit anerkennenswerther Pietät feiert, würde dem stolzen Frankfurter Bürgersohne vielleicht soviel Degoût eingeflößt haben, daß er vorgezogen hätte, Relationen zu schreiben, statt des Faust. Zieht man dies in Betracht, so dürfte man wirklich zu dem traurigen Schlusse gelangen, daß die großen Geister nur für sich und einige Auserwählte, ihnen gleich Geartete, gelebt und geschaffen haben; ja man wäre fast versucht anzunehmen, daß sie nur an die Scheidepunkte lebensfreudiger Culturepochen gestellt sind, um, der sinkenden Sonne gleich, in die hereinbrechende Nacht einer trostlosen Zukunft den Abglanz einer schöneren Vergangenheit zu werfen. Aber wäre dem so, immerhin bleibt es ein erhebender Gedanke, daß durch die Lebensarbeit dieses Geistesheroen ein unermeßlicher Schatz in den unveräußerlichen Besitz der Menschheit gelangt ist. Und an diesem hohen Gute mag sich Jeder freuen, dem das, was der Tag ihm bietet, nicht genügt oder nicht behagt. Wir brauchen auch nicht die Hoffnung aufzugeben, daß einst der geistige Läuterungsproceß, den jeder ernstlich mit Goethe's Werken sich Beschäftigende erfährt, auch auf weitere Kreise sich erstrecken werde. Glücklicher und tröstlicher Weise dürfen wir ja die Wirksamkeit so gewaltiger Menschen nicht nach der kurzen Spanne Zeit beurtheilen, die uns genügt, um ein Jubiläum zu begehen. Auch in fünfzig mal fünfzig Jahren werden eines Goethe Worte noch lebendig sein und vielleicht wird dann ein verjüngtes, glücklicheres Geschlecht sich dankbar des erhabenen Genius erinnern, von dessen Geiste beseelt es in frendiger Gemeinsamkeit schafft und genießt.

Hans Marbach.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 25. Sonntag, den 26. März. 1882.

Inhalt: Die Organisation der Staatsbehörden im Königreich Italien. — Vom Leipziger Kunstverein, von Franz Bidal. — K. S. Alterthumsverein zu Dresden. — Bücherbesprechungen („Fünf und achtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg", von Oskar Meding. Paludan-Müller. Pastoralbibliothek, von Dr. Dickmann. Gottes Zeugen im Reiche der Natur, von Otto Zöckler. Unterhaltungsliteratur. „Das kuriose Buch").

Die Organisation der Staatsbehörden im Königreich Italien.

Die Bedürfnisse der Staatsverwaltung haben sich theils infolge der zur Herrschaft gelangten politischen Anschauungen, theils infolge der allgemeinen Culturentwickelung unseres Jahrhunderts in den meisten europäischen Staaten mit Ausnahme des Ostens so gleichmäßig gestaltet, daß die zu deren Befriedigung geschaffenen Einrichtungen, die Gesetzgebung einerseits, die Organisation der Staatsbehörden andererseits, in den verschiedenen Staaten eng verwandte Züge an sich tragen. Durch die Erleichterung des Verkehrs, durch den Einfluß der Presse und des Buchhandels, welche gesetzgeberische Maßregeln größerer Staaten sofort zur Kenntniß von ganz Europa bringen und die wissenschaftliche Beschäftigung mit denselben in so hohem Maße fördern, wird auf die Ausgleichung der Gesetzgebung in vielfacher Beziehung mächtig hingewirkt. Größere Verschiedenheiten bleiben dagegen in der Einrichtung der Staatsbehörden bestehen, da auf deren Gestaltung geschichtliche Ueberlieferung, die Form der Staatsverfassung und der Geist und die Anlagen der Bevölkerung mehr Einfluß üben, als der logische Gedanke des Gesetzgebers. Es bleibt daher immer lehrreich und von Interesse, die Behörden-Organisation fremder Staaten mit den heimischen Einrichtungen zu vergleichen. Der jüngste Großstaat, in welchem die gesammte Staatsverwaltung, nach Zerstörung der in den früheren Einzelstaaten bestandenen Einrichtungen, gewissermaßen aus roher Wurzel neu und systematisch aufgebaut wurde, ist das Königreich Italien. An der Hand des italienischen Staatshandbuchs, des Calendario generale del regno d'Italia vom Jahre 1880 wollen wir versuchen, den Lesern der „Leipziger Zeitung" ein kurzes Bild von der Organisation der Staatsbehörden im Königreich Italien zu geben. Im Allgemeinen ist dieselbe den französischen Einrichtungen nachgebildet, doch zeigen sich auch manche, nicht unwichtige Abweichungen von diesem Vorbilde.

Die Spitze der ganzen Regierung bildet der Ministerrath (consiglio dei ministri), in welchem das jeweilige politische Haupt der Regierung als Ministerpräsident (presidente del consiglio) den Vorsitz führt. Der Fachministerien sind neun: die Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, der Justiz und des Cultus, der Finanzen und des Staatsschatzes, des Kriegs, der Marine, des öffentlichen Unterrichts, der öffentlichen Arbeiten und das Ministerium für Landwirthschaft, Gewerbe und Handel. Zu welchen mißlichen Consequenzen übrigens das in Italien, wie in allen romanischen Staaten herrschende System der parlamentarischen Parteiregierung führt, zeigt die Erfahrung, daß seit dem Jahre 1860, der Gründung des Königreichs Italien, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ebenso wie das der öffentlichen Arbeiten, des Kriegs und der Finanzen 18, das Ministerium des Innern 23, das Ministerium der Justiz und das der Marine 24 und die Ministerien des öffentlichen Unterrichts und der Landwirthschaft 22mal den Vorstand gewechselt haben. Daß unter solchen Umständen eine einheitliche, zielbewußte, folgerechte Verwaltung nicht möglich ist, daß namentlich dort, wo nur durch jahrelange, beharrliche Verfolgung derselben Ziele nach bestimmten Grundsätzen gedeihliche Erfolge zu erreichen sind, wie in der Heeres-, Marine- und Unterrichtsverwaltung, unendlicher Schaden gestiftet worden ist, kann sich ein Jeder selbst sagen.

Die innere Organisation der Ministerien anlangend, so steht an deren Spitze als Vertreter des Ministers und Geschäftsleiters ein Generalsecretär, welcher den Unterstaatssecretären in Preußen entspricht. Eigenthümlich ist die bei den Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, der Justiz, des Kriegs, der Marine, des öffentlichen Unterrichts, der öffentlichen Arbeiten und dem Ministerium für Landwirthschaft, Gewerbe und Handel bestehende Einrichtung einer besonderen Expedition (gabinetto) zur Bearbeitung der Angelegenheiten, welche sich der Minister zur eigenen Cognition und Entscheidung vorbehalten hat. Dahin gehören der innere Geschäftsbetrieb der Ministerien, Ordensverleihungen und besonders die Beziehungen zu den parlamentarischen Körperschaften, beim Ministerium des Innern außerdem die auf die Erneuerung oder Ergänzung der parlamentarischen Körperschaften bezüglichen Angelegenheiten und die amtliche Presse. Die Competenz des Cabinets ist bald weiter ausgedehnt, bald enger begrenzt, je nach den persönlichen Anschauungen und Neigungen des jeweiligen Ministers.

Die Organisation der einzelnen Ministerien anlangend, so bestehen:

1) bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, ganz ähnlich wie bei dem auswärtigen Amte des Deutschen Reichs, zwei Abtheilungen (Generaldirectionen) für die politischen und die handelspolitischen Angelegenheiten. Hiernächst besteht ein besonderer Rath für diplomatische Streitfragen, welcher aus angesehenen Staatsbeamten und hervorragenden Juristen zusammengesetzt ist und über Fragen des Völkerrechts, der Staatsangehörigkeit, der Militärpflicht, Auswanderung, Auslieferung, Auslegung von Verträgen ꝛc. Gutachten zu ertheilen hat.

2) Das Ministerium des Innern zerfällt in 5 Abtheilungen, wovon die erste mit den Personalsachen und allgemeinen Angelegenheiten, die zweite mit der Sicherheitspolizei, die dritte mit der Provinzial- und Gemeindeverwaltung, die vierte mit den Mildthätigkeitsanstalten und dem Medicinalwesen, die fünfte und sechste unter einer Generaldirection mit der Verwaltung der Strafanstalten und Gefängnisse befaßt ist. Außerdem besteht als Beirath eine Commission zur Prüfung von Gesuchen um Belohnung bürgerlicher Ver-

dirnste und ein oberstes Mrdieinal-Collegium, deren Mitglieder außerhalb des Ministrriums selbst stehrn.

3) Das Justizministerium zerfällt in 7 Abtheilungrn, rinr für bürgerlichr Rechtssachrn, rinr für Strafrechtssachrn, einr für dir Cultusangelrgrnheiten (geistliche Gerichtsbarkeit und Disciplin), einr für dir Vrrwaltung des Kirchengutes, zwei für dir Personalsachen und einr für das Kosten- und Rrchnungswesen, unsrrem Sportrlfiscalat entsprrchrnd. Hiernächst ist einr brsonderr Generaldirection für dir Vrrwoltung des durch dir Einzirhung der Klöster- und Kirchengütrr gewonnenen Cultusfonds eingesrtzt wordrn.

4) Das Ministrrium der Finanzrn und drs Staatsschotzrs, für welches in Rom ein neues Gebäude von kolossalen Verhältnissen erbaut worden ist, hat den größten Umfang. Drmselbrn grhörrn außer riner Abthrilung für dir allgrmrinrn Angrlegrnheiten und drr Haupt-Staatsbuchhalterei dir Generaldirectionrn des Staatsschatzes, der indirecten Abgaben (Zölle, Vrrzehrungssteuern, Salzregal, Staatsmonopol und Lotto), der Domänrn, Stempelgefälle und Grbührrn, der dirrctrn Steuern mit Einschluß der Mahlstruer und des Staatsschuldenwrsrns, sowie die Verwaltung der Drpositen- und Darlrhnscasse an. Jrde der vorgrnannten 5 Grneraldirectionrn zerfällt wirdrr in 4 bis 7 Abtheilungen und hat an sich allein den Umfang einer kleinrn Ministerialbehörde. Den Hauptthril des Domönrngutes bilden gegrnwärtig oder bildeten wrnigstens bisher die Güter der im Jahre 1865 aufgrhobenen Klöstrr. Nach drm Jahrbuchr für Finanzstotistik für das Jahr 1881 sind vom Jahrr 1861 bis Endr 1880 Domanialgrundstücke im Kaufwerthr von 318 886 000 Lirr und vormals geistlichr Grundstücke im Werthr von 555 243 000 Lire verkauft wordrn und zwar sind unter den letzteren 568 825 ha ländlichrr Grundstückr für 488 832 000 Lire, 22 843 städtischr Grundstücke für 61 388 000 Lire, sowir 642 sonstige Anlagen für 5 000 000 Lirr begriffen. Da diese Grundstücke größtentheils in kleinrn Parzrllen, virlfach zu srhr nirdrigrn Preisen veräußert worden sind, so ist das Volksvermögrn dadurch unzweifelhaft vermrhrt worden, wenn auch der Fiscus aus den Verkäufen nicht drn erwartrten Gewinn gezogen hat.

Auf die Organisation des Krirgs- und Marineministeriums glaubrn wir hier nicht näher eingrhrn zu sollrn.

5) Das Ministerium des öffentlichrn Unterrichts begreift außer den Abtheilungen für allgemeine und Personalsachrn und die finanzirlle Verwaltung der öffrntlichen Unterrichtsanstaltrn einr Generaldirection der Museen und Ausgrabungen von Alterthümern im Königreich und 6 technischr Abthrilungen, von drrn riner die Angrlegenheiten der Universitäten, von einer anderen die der höheren Unterrichtsanstaltrn, einschl. der Ingenieurschnle, der Vrterinärschulr und der astronomischen Obsrrvatorien, von der dritten die Angrlegenheiten drr grwrrblichen Fachschulrn, von der vierten die Bildungsanstalten für Künstler und die öffentlichen Bibliothrken ressortiren, während der fünften dir classischen Mittelschulrn (Lyceen und Gymnasirn) und der sechsten das Volksschulwesen untergrstellt sind. Hierüber brstrht bei drm Ministerium des öffentlichen Unterrichts ein obrrstes Schulcollrgium zur Begutachtung der dir verschirdrnen Zweige des öffentlichen Unterrichts betreffendrn Maßnahmen. Dos Königreich Italien bringt srhr erhebliche Opfer für den öffentlichen Unterricht. In dem vorläufigrn Budget für 1881 sind eingrstellt:

	Lire
1) für dir 17 Universitätrn zu Bologna, Cagliari, Catania, Grnua, Macerata, Mrssina, Modena, Neapel, Padua, Palermo, Parma, Pavia, Piso, Rom, Sassari, Siena und Tnrin, welche sämmtlich drei und bez. vier Facultäten (Jurisprudenz, Mrdicin und Chirurgir, phyfischr, mathematische und Naturwissrnschaften, Philosophie und Literaturwissenschaften) besitzen	7 542 361,
Uebertrag:	7 542 361,
2) für wissenschaftliche Institute und Körperschaften, namentlich für dir öffentlichen Bibliotheken	1 311 110,
3) für die schönen Künstr (Kunstakademien, Musikconservatorirn, Musrrn, Herstellung von Kunstdenkmälern)	3 220 752,
4) für den Secundär-Unterricht (Lyceen und Gymnasien)	4 238 231,
5) für technischr Fach-, Gewerbe- und Handwerkerschulen	3 783 922,
6) für den Elementarunterricht, houptsächlich in der Form von Unterstützungen der zur Errichtung und Unterhaltung drr Volksschulen verpflichteten Gemrinden	4 403 145,
zusammen	24 499 521,
außerdem außerordentlicher Aufwand . .	942 878.

Ueber den Aufwand der Gemeinden für das Schulwesen steht uns eine Uebersicht nicht zu Gebote, doch dürfte derselbe nomrntlich in den größeren Städtrn srhr bedeutend sein. So groß auch die Zahl der Analphabrten drsonders im ehemaligen Kirchenstaate und drm vormalign Königreiche beider Sicilien noch ist, so giebt sich doch, nachdrm der Volksschulunterricht obligatorisch gemacht worden ist, unverkrnnbar ein eifriges Streben kund, das Schulwesrn so rasch zu heben, als es der Mangel an vorgrbildeten Lehrern zuläßt.

6) Das Ministerium der öffentlichen Arbeiten hat eine Abtheilung für allgemeine und Personalsachen, zerfällt aber im Uebrigrn gleich dem Finanzministerium in Generaldirectionen und zwar in die Genrralbirectionen für Straßen- und Brückenbauwesen, für Wasserbauwesen, für Eisenbahnen, für Postwesen und für Telegraphenwesen.

7) Das Ministerium für Landwirthschaft, Grwerbr und Handel verzweigt sich in die Directionen für Land- und Forstwirthschoft, sowie Bergwerke, für Gewerbe und Handel und für Statistik. Außrrdem bestehen unter dessrn Patronat ein Landwirthschaftsrath, eine Commission für Pfrrdezucht und Gestütwesen, ein Forstwirthschaftsrath, ein Roth für Bergwesrn, eine geologische Landesonstalt, ein obrrster Rath für Gewerbe und Handel, in seinem Wirkungskreise ungefähr dem in Deutschland beabsichtigtrn Volkswirthschaftsrathe entsprrchend, rine Commission zur Berathung von Maßregrln in Brtreff der Spar- und Versorgungscassen und der Arbeiterverhältnissr, eine Commission für das Maß- und Gewichtswesrn und ein Crntralausschuß für die Statistik.

In Nachahmung drs französischen conseil d'état ist auch in Italien frit 1865 ein Staatsrath errichtet worden. Dersrlbe theilt sich in drei Sectionen für innere Verwaltung, für Justiz und Cultus und für Finanzen, an drren Spitze je ein Senator steht.

Die oberste Rechnungs- und Finanzcontrolbehörde bildet der Rrchnungshof (corte dei conti), drm das Gesetz vom 22. April 1869 betreffend das Staatsrechnungswesen zur Norm dirnt.

Einen nicht unwesentlichen Theil der Staatsverwaltung bildet dir Beaufsichtigung der dem Ministerium des Innern untrrstrllten Archive, deren 17 dem Staate unmittelbar, 20 den Provinzrn angehörrn. Für dieselben sind besondere Aufsichtsbrhörden bestrllt.

Unabhängig von den Provinzialbehörden und unmittelbar dem Justizministerium untrrstellt sind die Gerichtsbehörden. Es sind drrn 5 Cassationshöfe zu Florrnz, Neaprl, Rom, Palermo und Turin, 22 Appellhöfe (zugleich Assisengrrichte) zu Ancona, Aquila, Bologna, Brescia, Cagliari, Casale, Catania, Catanzaro, Florenz, Genua, Lucca, Macerata, Mailand, Modena, Neaprl, Palermo, Perugia, Potenza, Rom, Turin, Trani und Venrdig und 157 Brzirksgerichte für bürgerliche Rrchtsstreitigkeiten und leichtere Ver-

brechen und Vergehen (tribunali civili e correzionali) mit einer größeren und geringeren Anzahl von Einzelrichtern (pretori). Hiernächst bestehen noch 22 Handelsgerichte. Der Aufwand für das Justizwesen war für das Jahr 1881 auf 28 232 000 Lire veranschlagt.

Wir gelangen nun zur Provinzialverwaltung. Dieselbe trennt sich im Wesentlichen in vier Theile:

1) die vom Ministerium ressortirende Polizei- und Communalverwaltung,
2) die Finanzverwaltung,
3) die Post- und Telegraphenverwaltung und
4) die Aufsicht über die öffentlichen Unterrichtsanstalten.

An der Spitze der ersteren steht in jeder der 69 Provinzen ein Präfect mit 2 bis 5 Räthen und dem erforderlichen Unterpersonal. Jede Provinz zerfällt in Bezirke, circondari oder distretti (in der Provinz Venetien). In jedem dieser Bezirke, mit Ausnahme derjenigen, welchen der Sitz der Präfectur angehört, befinden sich wieder Subpräfecturen, deren Zahl 228 beträgt. An der Spitze der Sicherheitspolizei steht in jeder Provinz ein Quästor, Inspector oder Commissar (im Venetianischen), dem mehr oder weniger delegati, in jedem Bezirke wenigstens ein Delegat mit einem Gehilfen, untergeben sind.

Für die öffentliche Gesundheitspflege bestehen in jeder Provinz und in jedem Bezirke Medicinalcollegien (consigli sanitari). Jede Provinz hat eine Provinzialvertretung (consiglio provinciale) mit einem Provinzialausschuß, während an der Spitze der Gemeindeverwaltung sindaci stehen.

Die oberste Leitung der Finanzverwaltung in der Provinz und zwar für alle Zweige derselben concentrirt sich in der Hand des Finanzintendanten, eine Einrichtung, welche sich zur österreichischen Zeit bereits in der Lombardei vorfand. Jeder Finanzintendantur ist ein zahlreiches Personal von Expedienten, Buchhaltern, Calculatoren und Registratoren beigegeben. Unter ihnen stehen Directoren und bezw. Inspectoren für Zölle und indirecte Abgaben, für das Enregistrement und Domanialgefälle und für die directen Steuern. Ebenso unterstehen ihnen das technische Personal für Straßen-, Brücken- und Wasserbauwesen.

Jede Provinz hat ferner eine Postdirection und ein Telegraphenamt, welchem letzteren vielfach ein Director vorsteht. Ferner finden sich in den Provinzen, wo noch größere Waldungen sind, Forstinspectionen, in einzelnen Bezirken auch bergmännische Behörden.

Die Schulaufsichtsbehörden bestehen in dem Provinzialschulrath (provveditore agli studi) und Bezirksschulinspectoren, deren Aufsicht jedoch nur auf Volks- und Mittelschulen (einschl. der Gymnasien) sich erstreckt.

Die einzelnen Provinzen Italiens sind von sehr verschiedenem Umfange. Die volkreichste Provinz zählt gegen 900 000, die kleinste nur 110 000 Einwohner. Nach der letzten Volkszählung von 1871 zählte ganz Italien 26 800 000 Einwohner, so daß auf jede der 69 Provinzen durchschnittlich nur 388 000 Einwohner entfallen. Man kann sich daher der Betrachtung nicht erwehren, daß der Apparat für die Provinzialverwaltung sehr umfänglich und kostspielig ist und wol der Vereinfachung fähig wäre. Es betragen die Kosten

für die Provinzialverwaltung, soweit sie dem Ministerium des Innern unterstellt ist	8 112 000,
für die Sicherheitspolizei allein	11 800 000,
für die Finanzintendanturen	7 225 000,
für die Provinzialschulaufsichtsbehörden	753 000.

Dabei ist nicht zu übersehen, daß im Vergleiche mit den deutschen Besoldungen die Gehalte der Beamten in Italien sehr niedrig sind und z. B. die Finanzintendanten nur 7000 bezw. 6000 Lire aus der Staatscasse beziehen. Bei den eigenthümlichen Anschauungen des italienischen Volks und dem Mangel durchaus pflichttreuer Beamten mag die Häufung der Controlen in der Finanzverwaltung nützlich sein, ebenso ist die Concentrirung der Sicherheitspolizei in den Händen der Staatsbehörden ein großer Gewinn und für viele Theile des Königreichs eine Nothwendigkeit, im Uebrigen begegnet man aber auch in Italien der Klage, daß die Aufsichtsbehörden und namentlich die Centralinstanzen geneigt sind, Angelegenheiten an sich zu ziehen, welche zweckmäßiger Weise der Autonomie der Gemeinden und Provinzen oder der Entscheidung der Localbehörden überlassen werden könnten.

Vom Leipziger Kunstverein.

Ausgestellt ist im Kunstverein schon seit einiger Zeit eine Sammlung von Photographien nach Gemälden der Schack'schen Galerie in München. Sie wurde dem Verein in liebenswürdigster Weise vom Eigenthümer, Hrn. Geh. Hofrath von Gottschall, der sie als Zeichen der Anerkennung vom Grafen von Schack erhielt, zur Verfügung gestellt und wird denen besondere Freude gewährt haben, welchen sie, wie mir, die Originale wieder in Erinnerung bringt. Mir gilt das besonders von den Feuerbach'schen Gemälden. Es sind beinahe zwei Jahre her, daß ich, vom Oberammergauer Passionsspiel zurückkehrend, in München die ersten Bilder von Feuerbach sah. Freilich muß ich vorausschicken, daß ein fast fünfzehnjähriger Aufenthalt im Auslande das begreiflich macht. Seitdem ist mir etwas wie Sehnsucht nach jenen Gemälden in der Seele geblieben. Keiner der modernen Meister, Couture vielleicht ausgenommen, hat mir je einen ähnlichen Genuß gewährt. Zwischen Feuerbach und Couture besteht auch eine gewisse geistige Verwandtschaft. Beide standen mit ihrer großen Auffassung der „versilberten Technik ohne Geist", die unsere Zeit charakterisirt und welche den Schneidern zu so enormen Triumphen verhilft, schroff gegenüber. Wie gewaltige marmorne Säulen, unter vergoldeten Zierrathen, erhoben sich ihre Werke neben dem Alltagsgut in der Kunst. Der Markt und das Angebot waren ihnen nur sehr vorübergehend günstig. Dadurch wurden in ihr Dasein noch einige Gran mehr Bitterkeit gemischt, als ohnedies der Irdischen Theil. Man sagt, sie hätten das verdient durch ihre Anmaßung, ihren Starrsinn und ihren ungebrochenen Stolz — mit einem Worte, durch ihr Künstlertemperament. Wahrscheinlich. Denn mit dem Temperamente der Gevatter Schneider und Handschuhmacher wären sie der Welt und die Welt ihnen voraussichtlich bequemer gewesen. Dann hätte auch in ihren Bildern nicht der „bekannte Wind des Genius geweht", der dem Verständnißvollen so wohl thut und Andern so unbequem wird.

Das erste Debut Couture's in der Malerei war, daß er mit einem breiten Pinsel schwarze Farbe auf Leder auftrug, das sein Vater zu Schuhen für die ehrsamen Bürger von Senlis verarbeitete. Es war kein vielversprechender Anfang, aber wer seinen „Untergang Roms durch Ueppigkeit" gesehen, wird zugeben, daß er es trotzdem weit genug gebracht hat.

Das erste Debut Feuerbach's in der Malerei waren zwei Reihen von Orden, welche er auf ein Bildniß des Generals von der Gröben zu malen hatte im Atelier des Director Schadow in Düsseldorf. Das war ebenfalls kein überraschender Anfang und trotzdem ist er fortgeschritten bis zu der wunderbar schönen Grablegung und der Amazonenschlacht, über welche letztere die guten Wiener, bei denen sie zuerst ausgestellt wurde, sich allerdings weniger freuten, als der General von der Gröben sich damals über seine Orden gefreut haben mag.

Die Grablegung ist unter den ausgestellten Photographien. Als ich das in ernsten Farben gemalte Bild zuerst sah, wurde ich bei den drei neben der Jungfrau knieenden Frauengestalten an eine ähnliche Gruppe erinnert, die sich in der

von Couture gemalten Marienkapelle in St. Eustache, in Paris, befindet. Das darf nicht Wunder nehmen. Couture war Feuerbach's hochverehrter Lehrer und wol der einzige lebende Künstler, der Einfluß auf ihn gewann. „Nicht genug danken kann ich dem Meister," schreibt er in seinem Vermächtniß, „welcher mich von deutscher Spitzpinselei zu breiter pastoser Behandlung, von der akademischen Schablonencomposition zu großer Anschauung und Auffassung führte — — — ja, ich segne die Stunde, in der ich Couture's Atelier betrat." In der Grablegung bilden übrigens nicht jene drei Frauengestalten, sondern die Jungfrau und der todte Christus selbst den Schwerpunkt. Wenig moderne Bilder religiösen Inhalts werden diesem an tiefer Empfindung auch nur nahe kommen. Man vergleiche es nur einmal in Gedanken mit den neutestamentlichen Absonderlichkeiten von Gabriel Max. Verhält es sich nicht zu diesen wie etwa die Religion zur Geisterklopferei? Daß die Bilder von Gabriel Max die Gunst des Publicums erobert, das dem Feuerbach'schen Bilde gegenüber ziemlich kalt blieb, ist freilich eine nicht zu leugnende Thatsache. Noch vor wenig Tagen hörte ich in Prag, wo der „gekreuzigte Christus" ausgestellt war, mit den fünf bis sechs Paar Händen, die sich unmittelbar unter seinen Füßen erheben und die alle an den Handgelenken abgeschnitten erscheinen (durch den Rahmen), daß der Kunsthändler Lehman, dem das Bild eignet, in sehr kurzer Zeit 12 000 fl. an Eintrittsgeld damit eingenommen habe!

Der Gedanke, Francesca von Rimini zu malen, kam Feuerbach schon im Jahre 1857, als er in Rom den Dante las. Das Thema ist oft behandelt worden, aber meist, wie z. B. auf mehreren Bildern von Ary Schäffer, wird uns die schattenlose Büßerin vorgeführt, die im Arme von Paolo dahinschwebt und klagt, daß:

Kein größerer Schmerz,
Als sich erinnern glücklich heit'rer Zeit
Im Unglück.

Bei Feuerbach schwelgt sie noch in der „glücklichen Zeit"; eine herrliche Liebesgruppe, voll Ernst und Innigkeit. Weit weniger spricht: Romeo und Julie an. Dagegen der Hafis, der Garten des Arioft, die musicirenden und badenden Kinder — ja vor Allem diese badenden Kinder — das sind Bilder, die einem unvergeßlich bleiben. Das sind die ernsten Linien der römischen Schule, gepaart mit jener Naivetät — man sehe nur die Kinderleiber an —, der wir sonst vielleicht nur bei Rafael begegnen. Wer wollte vor diesen Sachen zweifeln, daß Feuerbach erreicht hat, wonach er strebte: ein großer Künstler zu werden, nicht nur ein Maler.

Gegenüber den Photographien nach Feuerbach sind die nach Bonaventura Genelli aufgestellt. Auch wer kein sonderlicher Verehrer dieser ineinander verflochtenen Gestalten, dieser Wirrsale von Menschenleibern, wird Genelli gewisse Verdienste zuerkennen müssen. Er litt am Uebermaß von Schöpfungskraft; die meisten laboriren am Gegentheil. Sein Herkules Musagetes bei Omphale ist mir immer als eine seiner besten Leistungen erschienen. Ihm wird auch die Photographie gerecht, ja ich meine, sie steht diesen coloritlosen Gemälden sogar recht gut. Ein paar stilvolle Sachen von Friedrich Preller hängen daneben. Etwa ein halb Dutzend von E. Steinle für den, der Geschmack daran hat. Dann Cornelius und Joseph Führich; es finden sich immer noch welche, die zu diesen Heiligen beten, mir hat freilich stets der Glaube an sie gefehlt. Eine gute Anzahl Photographien gehören Moritz von Schwind's Compositionen an. Einige davon recht bemerkenswerth, allerdings stets mehr barock als liebenswürdig. Die „wilde Jagd" von Henneberg kommt in der Uebertragung wenig zur Geltung und macht einen etwas verwirrenden Eindruck. Dagegen schmeichelt die Photographie entschieden zwei Landschaften. Die eine davon gehört Christian Morgenstern an, von dem wir vorigen Sommer eine ganze Galerie von Bildern zu sehen bekamen. Keines derselben — wenn die Photographie hier nicht täuscht — scheint mir mit dieser schönen Landschaft vergleichbar. Des Originals erinnere ich mich durchaus nicht. Arnold Böcklin, dessen Bilder zahlreich in der Schack'schen Galerie sind, ist nur durch eine Photographie vertreten. Piloty's „Columbus" ist seinem „Wallenstein" verwandt. Beide kommen mir vor wie Schauspieler in vollem Kostüm. Von Lenbach ist nicht nur der köstliche Bursche photographirt, den die Sonne in die Augen sticht, sondern es sind auch die wunderbar getreuen Copien nach alten Meistern vorhanden, welche er für die Schack'sche Galerie malte. Man möchte schwören, diese Photographien seien nach den Originalen gemacht.

Ungeachtet des Lobes, das ich aus vollem Herzen soeben der schönen Sammlung ausgestellter Photographien gespendet, möchte ich auf ein recht löbliches Bestreben hinweisen, das dem Kupferstich neben der ihn zu überwuchern drohenden Photographie wieder Ansehen verschaffen möchte. L. Friedrich („Der Waldstrom" von Calame), Th. Langer („Ein Gruß aus der Welt" nach Kunze) und E. Büchel („Im Hospital" nach Pavels) haben in drei Stichen Proben eines zu erwartenden größeren Werkes gegeben, das die vorzüglichsten Gemälde moderner Meister in der Dresdner königlichen Galerie umfassen wird. Die Bilder sind so bekannt, daß sich Jeder leicht selbst überzeugen kann, wie weit die Wiedergabe gelungen ist.

Zwei sehr bemerkenswerthe Porträts, Halbfigur und Büste, von Adolf Hildebrand, Florenz, werden leider nur noch wenige Tage ausgestellt bleiben. Es wäre ungemein interessant, könnte man die Originale mit ihnen vergleichen, um zu constatiren, ob da unten am Arno wirklich Gestalten wandeln, die in ihren Typen uns so ganz in jene Zeit der frühen Renaissance versetzen, wo die Rücksicht auf das Gefällige der Darstellung oder auf technische Bequemlichkeit den Künstler noch in keiner Weise beirrten. Man hat hier den Eindruck, als habe Hildebrand modernes Leben im Geiste jener alten Meister erschaut. Vor dem Bildniß dieser Frau mit den streng ausgeprägten Zügen würde jede spitzfindige Untersuchung über die vermuthliche Inferiorität des Weibes, die es als ein großes gefährliches Kind erscheinen läßt, dessen Behandlung und Bevormundung der Mann verstehen müsse, wahrscheinlich wenig Beachtung finden. Und doch scheint sie wie durch eine Kluft getrennt von der selbstbewußten modernen „Emancipirten", diesem Zerrbilde aller Weiblichkeit. Wüßte ich nicht, daß sie unserm Jahrhunderte angehörte, so würde ich bei ihrem Anblicke versucht werden, sie in jene Zeit zu versetzen, von der Jak. Burckhardt uns erzählt, wo der Titel einer „virago", jetzt ein sehr zweideutiges Compliment, noch großen Ruhm bedeutete. Ich würde sie anreihen jener Schaar berühmter Frauen, bei denen Anlage, Erziehung, gute Sitte und Frömmigkeit — die Frömmigkeit mit Hinneigung zur Askese — ein völlig harmonisches Ganze bildeten. Wäre sie Schriftstellerin — der Stirn und dem Ausdruck nach wäre das nicht zu verwundern —, so dürfte ihre Muse frei sein von dem zarten Halbdunkel der Schwärmerei und sich auszeichnen durch präcise Fassung und Gedankentiefe, wie jene etwa der Venezianerin Cassandra Fedele. Keinem Modeblatt irgend einer europäischen Residenz scheint die gürtellose, weite Tunika entnommen, welche sie trägt. Weit eher, sollte sie nach einem Vorbilde gesucht haben, wird sie es in den Gewändern der Frauengestalten des Andrea Pisano vom Baptisterium in Florenz gefunden haben. Der leichte Stoff, die hervorragenden Theile berührend und die Verhältnisse im Ganzen fein andeutend, widerspricht durchaus der gewohnten modernen Behandlung. Auch mit einzelnen weiblichen Statuen des Donatello, der zur Zeit in Florenz meißelte, als Dante und Boccaccio schrieben, ließe sich eine gewisse geistige Verwandtschaft auffinden. Dieses etwas Absichtliche der Auffassung dürfte, wenn es nicht überhaupt wie ein Unrecht erschiene, sich den Genuß eines so

interessanten Werkes durch eine Rüge zu verkümmern, das Einzige sein, was eine strenge Kritik vielleicht an dieser Halbfigur auszusetzen fände.

Die Büste eines etwa fünfzehnjährigen Knaben, des Neffen der Ersteren, schließt sich ihr in Auffassung und Behandlungsweise durchaus ebenbürtig an. Hier hat die Jugend jede etwaige Herbheit gemildert; die schönen Züge haben ein melancholisches Gepräge, wie etwa dem jüngsten der Söhne Edward's auf dem bekannten Bilde von Delaroche eigen ist. Auch diese Büste hat einen entschieden historischen Zug und man fühlt sich unwillkürlich versucht, sie mit irgend einem bekannten Ereigniß jener vergangenen Zeit in Verbindung zu bringen.

Recht modern erscheint eine Marmorbüste, ein hübscher Mädchenkopf von Herrmann Geißler, Dresden, daneben. Ein angenehmes sinniges Gesichtchen, das wellige Haar geschmückt mit einem Rosenkranze. Der Marmor ist den Blumen nicht besonders günstig, doch zeigt die Behandlung von tüchtiger Beherrschung des Materials.

Ganz vorzüglich ist die Büste Bismarck's von Heinrich Natter, München, der seinen Aufenthalt schon seit einiger Zeit in Wien genommen, um das Haydn-Denkmal dort zu vollenden, das er im Auftrage der Stadt anfertigt. Vor dem Jahre 1884 wird es schwerlich das Atelier verlassen, besonders da noch andre wichtige Arbeiten, wie z. B. jetzt auch eine Kolossalstatue des Siegfried, des Künstlers Zeit in Anspruch nehmen. Natter gehört, namentlich was das Portrait anlangt, zu den bedeutendsten Bildhauern der modernen Schule. Schon im Jahre 1868 lenkte er die Aufmerksamkeit durch ein schönes Grabdenkmal — wenn ich mich recht erinnere, das einer Bürgermeisterin von Augsburg — auf sich. Portraits, wie die des Malers Defregger, der beliebten Schauspielerin, Gräfin Prockesch-Goßmann, von Frankfurter Bürgern bei ihm bestellt, der Sängerin Materna und viele andere, trugen seinen Namen bald über die Grenze seiner Heimath und brachten ihm so den ersten größeren Auftrag von Wien, die Anfertigung einer Kolossalgruppe in Marmor, Glück und Friede, für das Palais Hüttmann. Die jetzt im Kunstverein aufgestellte Büste zeichnet sich nicht allein durch das sehr Charakteristische der Auffassung aus, sondern auch durch eine sehr feine Idealisirung der Form, welche über das gewöhnliche Porträt hinausreichend die Verkörperung eines bestimmten Typus scheint.

Sculptur und graphische Künste haben den Oelbildern den Raum diesmal etwas knapp bemessen. Neben einem Kinderporträt von Frau Philippine Wolff-Arndt und einer kleinen Landschaft von Dotzauer, Leipzig, sind ein paar recht frisch empfundene Genrebilder von Heinrich Schaumann, München, ausgestellt. Der „Schwäbische Hahnentanz" zur Zeit des Herzogs Karl von Württemberg giebt Gelegenheit, die bunten Kostüme der Städter und Landbewohner damaliger Zeit vorzuführen. Um eine Stange, auf der im halbverdeckten Korbe die krähende Hauptperson angebracht ist, gruppiren sich Musikanten, welche dem jungen Volke zum Tanz aufspielen. Tolle Lust, mögliche und unmögliche Stellungen nach allen Himmelsgegenden. In welchem Zusammenhange das junge Mädchen auf der Leiter neben dem Hahne zu dem auf der entgegengesetzten Seite, gleichsam als Pendant, befestigten Bierkruge steht, ist mir nicht recht klar geworden. Entweder, so sagte ich mir, wird der, welcher das Jüngferlein im Sprunge küßt, damit belohnt, daß er den Bierkrug leeren darf, oder, wer im Sprunge den Bierkrug leert, erhält zur Belohnung einen Kuß von dem Mädchen. Es kommt hier nur darauf an, was von Beidem als das Begehrlichste erscheint. Nach der Anstrengung der edlen Frau, welche ihre schwerere Hälfte zu dem Kruge hinanzuschwingen bemüht ist, wahrscheinlich das Bier. Das zweite Bild, „Badeleben auf der Insel Wight", ist leicht begreiflich. Eine Conjugation des Zeitwortes: baden und zu jeder Form eine entsprechende Figur, natürlich mehr oder weniger bekleidet, wie es Präsens, Imperfectum oder Futurum gebieten. Franz Vidal.

K. S. Alterthumsverein zu Dresden.

Sitzung vom 6. März unter Vorsitz S. K. H. des Prinzen Georg.

Nachdem die Jahresrechnung und das Budget auf das Vereinsjahr 1882—83 vorgelegt und letzteres in allen Theilen genehmigt worden, erfolgte statutengemäß die Neuwahl des Vorstandes, und zwar wurden durch Acclamation die bisherigen Vorstandsmitglieder — die Herren Generallieutenant v. Carlowitz, Excell., und Prof. Dr. Steche als 1. und 2. Director, Archivrath Dr. Ermisch als Secretär und Bibliothekar, Bibliothekar am königl. statistischen Bureau am Ende als Cassirer, Director am königl. historischen Museum Büttner als Museumsvorstand — wiedergewählt.

Mit der königlich schwedischen Akademie für Geschichts- und Alterthumskunde zu Stockholm, sowie mit dem Verein gleicher Zwecke der Stadt Erfurt wurde beschlossen, in Schriftenaustausch zu treten. Es erfolgte hierauf eine Besprechung des jetzt im königl. Kunstgewerbemuseum zu Dresden ausgestellten, der Stadtkirche zu Schwarzenberg i. E. gehörigen Teppichs durch Hrn. Architekt Gurlitt, Assistenten an genannter Anstalt. Dieses interessante Stück, welches im Jahre 1878 Hr. Historienmaler Prof. Andreä aufgefunden und in der Februarsitzung jenes Jahres dem Verein vorgelegt und besprochen hatte und über welches im Vereinsheft 1878 berichtet wurde, ist der Rest eines der früher gebräuchlichsten Rücklaken (Dorsalien), mit welchen das Rückgetäfel der Chorgestühle überhängt worden und zeigt in Zopfstich auf ziemlich groben Cannevas gestickt Darstellungen aus der Sage von Tristan und Isolde, doch schließen sich dieselben nicht unmittelbar dem um 1210 entstandenen Texte Gottfried's von Straßburg, sondern, wie Hr. Prof. Dr. Dunger nachgewiesen, der Eilhart'schen Bearbeitung der Sage an, welche Bearbeitung seit 1489 ins Volk drang. Den Darstellungen geht eine Tafel voran mit der Inschrift:

Die figur tvot bekant
Wie der edel her tristrant
Hat ervaren lieb und leid
Als uns die histori seid. 1539.

Hr. Professor Andreä schloß der Besprechung noch einige charakteristische Erläuterungen an. Von der durch Hrn. Stadtrath Gerlach zu Freiberg sehr anerkennungswürdig veranstalteten und dem Verein eingesendeten 2. Folge von Architekturen des alten Freiberg in Photographien beschloß der Verein, ein Exemplar anzukaufen. Hr. Prof. Dr. Steche theilte mit, daß mit Bewilligung des königl. Finanzministeriums weitere Restaurationsarbeiten auf der Veste Stolpen durch das königl. Landbauamt zu Pirna vorgenommen werden, indem die bisher verschüttete Wendeltreppe, welche die Schloßkapelle mit dem hinteren Schlosse verband, in einer Höhe von 17 Stufen wieder freigelegt worden ist, ferner, daß, sicherem Vernehmen nach, durch das genannte königl. Ministerium eine gründliche Restauration und Reinigung des Moritzmonumentes und der kurfürstlichen Begräbnißkapelle im Dome zu Freiberg nach den Plänen und dem Anschlag des Hrn. Bezirksbaumeister Müller daselbst vorbereitet ist und in Kurzem bevorsteht. Er theilte ferner mit, daß die äußeren Kämpfertheile an der goldenen Pforte des Freiberger Domes, welche wie das großartige Werk überhaupt aus den zu Grillenburg bei Tharand befindlichen Sandsteinbrüchen gefertigt sind, sich im Zustand bedenklichster Auflösung befinden, daß eine Restauration derselben dringend erwünscht und dieselbe jetzt noch mit Correctheit durchzuführen sei. Der Verein beschloß infolge dessen sich an das königl. Ministerium mit einem Gesuch für Restaurirung jener Theile zu wenden.

Nach Aufnahme von 5 Mitgliedern (der Verein hat sich im verflossenen Vereinsjahr um 26 Mitglieder verstärkt), sprach Hr. Dr. Georg Müller, Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Dresden-Neustadt, über „die religiöse Bewegung in Sachsen vom Baseler Concil bis zum Jahre 1517". Gegenüber früheren Darstellern, welche die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts als eine Periode tiefsten religiösen Verfalles schildern, einer Richtung, welche Prof. v. Höfler zu Prag mit dem herben Namen der Pastorengeschichtsschreibung belegt hat, feiert seit etwa einem Jahrzehnt eine andere Anschauung, welche als die allein historische bezeichnet wird, jene Zeit als eine der schönsten Blüthen deutscher Geschichte und Entwickelung. Diese Anschauung, welcher Janssen in seinem epochemachenden Werke den vollendetsten Ausdruck verliehen hat, bezweckt nachzuweisen, daß die Reformation nicht erst 1517 mit Luther, sondern bereits 1450 begann, daß dieselbe, sich an die Heldengestalt von Nicolaus v. Cusa anschließend, sich in einer frischen gesunden Bewegung auf religiösem, politischem, wirthschaftlichem und literarischem Gebiete kundgiebt, daß sie aber schließlich, nachdem sie die vielversprechendsten Blüthen getrieben, in der Zeitigung der Früchte durch das revolutionäre Auftreten Luther's gehindert wurde. Auf Grund archivalischer Forschungen und mit Hinzuziehung der zeitgenössischen Literatur wies der Vortragende nach, wie mächtig sich in Sachsen, im Verlaufe des 15. Jahrhunderts, das religiöse Leben entwickelte und in streng kirchliche Bahnen geleitet wurde. Maßgebend hierbei war Sachsens politische Stellung zu Böhmen und seine Stellung zu der hussitischen Lehre und Bewegung, wesentlich ferner die Stellung, mit welcher die junge Universität Leipzig der älteren zu Prag gegenübertrat. Weiteren mächtigen Einfluß übte die zunehmende Türkengefahr. Dazu kam der wirthschaftliche Aufschwung, welchen Sachsen trotz der furchtbaren Verluste in den Hussitenkriegen nahm, er hing zusammen mit dem Aufblühen des Handels, mit dem Erstarken einzelner Gewerbe, welche reichlichen Verdienst gewährten, und mit dem Aufschließen neuer Silbergruben, welches, neue Quellen des Reichthums bietend, auch Veranlassung gab zur Bethätigung des kirchlichen Sinnes durch Errichtung neuer großartiger Gotteshäuser und frommer Stiftungen. Die sächsischen Fürsten standen an der Spitze jener Bewegung, sie betrachteten es als ihre heiligste Regentenpflicht, in den eigenen Gebieten wenigstens, durch Landesverordnungen die kirchlichen Uebelstände abzustellen, welche sich eingeschlichen hatten, und die Kirche auf alle Weise zu unterstützen. Nachdem die Concile zu Pisa, Kostnitz und Basel erfolglos geblieben, in der Aufgabe die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren, hatte der Papst durch Verhandlung mit den einzelnen Fürsten diesen das Recht verliehen, im eigenen Territorium die Uebelstände abzustellen. Diese Mehrung landesherrlicher Gewalt war den sächsischen Fürsten um so willkommener, als sie mit anderem Machtzuwachs derselben zusammenfiel. Ebenso organisatorisch gingen gleichzeitig verschiedene Bischöfe, an der Spitze jene von Meißen, vor, mit Benutzung des Humanismus, welcher in der Kirche Sachsens merkwürdig schnell Fuß faßte. Das Benedictinerkloster zu Chemnitz und das Kloster Altenzelle wurden wesentliche Pflegstätten desselben und an der Universität Leipzig wirkte in dieser Beziehung alle Herzen gewinnend Petrus Mosellanus, welcher, kirchlich gesinnt, durch Wort und Schrift Classisches und Christliches zu verbinden verstand. Mächtig beeinflußte zugleich die als „göttliche Kunst" in kirchlichen Kreisen aufgenommene Buchdruckerkunst das religiöse Leben. Die erhaltenen Bibliotheken von Annaberg, Altenzelle, Dresden und Leipzig beweisen in ihrem Reichthum ältester Drucke, wie man die neue Erfindung zu schätzen wußte, welche sogar in den Klöstern z. B. im Thomaskloster zu Leipzig und zu Zinnar bei Magdeburg praktisch geübt wurde. Herausgaben von Psaltern, den Kirchenvätern und von Erbauungsbüchern trugen zur Hebung der kirchlichen Wissenschaft wie des kirchlichen Sinnes im Volke bei, das lebendige Wort der Predigt trat schon in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts beim regelmäßigen Gottesdienst in den Städten hinzu. Mit höchster Begeisterung aufgenommene Reiseprediger zogen bei besonderen Gelegenheiten von Stadt zu Stadt. Wallfahrten, fromme Stiftungen, Entstehungen von Brüderschaften für fromme Zwecke geben auch äußerlich Zeugniß vom neuerwachten frommen Sinne. Alle diese Factoren bildeten den Boden für die religiöse Bewegung des 16. Jahrhunderts, für die Reformation, welche sich in Sachsen so überraschend schnell verbreitete, wie andererseits wiederum das strenge und innige Festhalten Vieler, mit ihnen des Herzogs Georg des Bärtigen, an der alten Kirche, gerade in jener Belebung des kirchlichen Sinnes seine volle Begründung findet.

Bücherbesprechungen.

—r. Fünf und achtzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. Ein Menschen- und Heldenbild unseres deutschen Kaisers von Oskar Meding. Mit 37 Illustrationen nach den von des Kaisers und Königs Majestät allergnädigst zu Benutzung verstatteten Aquarellen als Festgabe für das deutsche Volk herausgegeben von Carl Hallberger. So lautet der vollständige Titel einer von der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Eduard Hallberger) anläßlich des kaiserlichen Geburtstages, welcher am 22. März, soweit die deutsche Zunge klingt, festlich begangen worden ist, herausgegebenen, elegant broschirten Festschrift, in welcher die Spuren der Geschichte verfolgt werden, um, wie der Verfasser in der Einleitung sagt, auf der Lebensbahn des Helden und Kaisers das Glück und das Leid, den Kampf und die Arbeit, das Ringen, Glauben und Ueberwinden des Menschen zu finden und in liebevoller Bewunderung die wunderbaren Wege nachzuweisen, auf denen die Vorsehung ihren Erwählten in stiller Arbeit gestärkt, gerüstet und siegreich geführt hat. Die Festschrift athmet warmen patriotischen Sinn und glühende Verehrung für unseren kaiserlichen Herrn: daß gerade ein Oskar Meding deren Verfasser ist, der ehemalige Vertraute und Rathgeber des letzten Königs von Hannover, kann als ein neuer Beweis von dem Zauber betrachtet werden, den die ehrwürdige Persönlichkeit des Kaisers auf Jedermann ausübt. Ein erhöhtes Interesse erhält übrigens die Festschrift durch die derselben beigegebenen Illustrationen, Nachbildungen der im Besitze Seiner Majestät des Kaisers befindlichen, Allerhöchstdessen Erinnerungen reproducirenden Aquarellen, deren Darstellungen unseres Wissens hierdurch zum ersten Male zur Kenntniß der weitesten Kreise des deutschen Volkes gelangen.

□ Paludan-Müller, Der evangelische Geistliche und sein Amt. Zweite Auflage. Leipzig, Georg Böhme. — Dieses Buch eines dänischen Theologen, das in trefflicher Uebersetzung vorliegt, gehört zu den besten Gaben, die wir der Heimath des Verfassers, zugleich der Heimath eines Martensen, verdanken. Es ist ein Buch von origineller und bedeutender Auffassung des geistlichen Amtes, von seltener Tiefe und von einer edlen Weihe, die auch die nicht unmittelbar geistlichen Handlungen des Pfarrers in ein höheres Licht stellt. Wenn die, welche Andern fort und fort vertrauen sollen, selbst eines reichen Maßes der Erbauung und der Geisteserfrischung bedürfen, um nicht in einen gewohnheitsmäßigen ungeistlichen Werkdienst, einen geistlosen Levitendienst zu verfallen, so ist ihnen hier eine wahrhaft edle und reine Quelle innerer Erhebung für Stunden geistlicher Sammlung geboten. Wir können nichts dringender wünschen, als daß recht Viele daraus schöpfen, und unserm Rathe folgen: „komm und lies."

□ Pastoralbibliothek. Sammlung von Casualreden, herausgegeben von Dr. Dickmann. Gotha, G. Schloeßmann. — In den letzten Jahren sind nach einander unter dem obigen Titel Sammlungen von Casualreden erschienen, die eine sehr

günstige Aufnahme in pastoralen Kreisen und eine weite Verbreitung gefunden haben. Alle Arten von Casualreden, auch solchen, die nicht durch die gewöhnlichen Amtshandlungen, Taufen, Confirmationen, Trauungen, Beichten und Beerdigungen bedingt sind, speciell solche Casualreden, die mit der neueren Gestaltung des kirchlichen Lebens, der kirchlichen Gemeindeordnung und dem kirchlichen Vereinswesen zusammenhängen, oder an patriotische Feste sich anschließen, nicht minder Casualpredigten, wie Bußtags-, Ernte-, Reformationspredigten, Antritts- und Abschiedspredigten sind in den Sammlungen mit aufgenommen und dabei die verschiedensten Situationen, in die das geistliche Amt bei solchen Gelegenheiten gestellt werden kann, berücksichtigt worden. Viele evangelische Geistliche aus verschiedenen Landeskirchen, darunter nicht wenige Namen von dem besten Klang, haben dazu mit beigetragen. Es sind tüchtige, aus der unmittelbaren Praxis des geistlichen Amtslebens hervorgegangene, auf positivem Glaubensgrund gegründete Arbeiten. Leider ist inzwischen vor einigen Monaten der sehr verdiente Herausgeber, der es trefflich verstanden hat, einen reichen Kranz geistlicher Redegaben in diesen Sammlungen zu vereinigen, in den er selbst einige frische Blüthen eingeflochten hat, durch einen plötzlichen Tod abgerufen worden. Möchte es der Verlagshandlung, die in gewohnter würdiger Weise das Werk ausgestattet hat, gelingen, einen tüchtigen Ersatz zu gewinnen, um das Werk in der bisherigen bewährten Weise fortsetzen zu können!

□ Gottes Zeugen im Reiche der Natur. Biographieen und Bekenntnisse großer Naturforscher aus alter und neuer Zeit. Von Otto Zöckler, ord. Prof. an der Universität Greifswald. Zwei Theile. Gütersloh, 1881, bei Bertelsmann. — In dieser Schrift begrüßen wir mit großer Freude ein höchst zeitgemäßes, verdienstliches Unternehmen. Der Verf., der sich durch verschiedene Schriften, insbesondere durch seine Geschichte der gegenseitigen Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft als ein auf beiden Gebieten gleichmäßig bewanderter, gründlicher und zuverlässiger Gelehrter erwiesen hat, ist ganz der Mann für eine solche Arbeit. Er wird dabei unterstützt durch eine Gabe ruhig-objectiver, durchsichtiger und gewandter Darstellung. Zu den Kirchen-, Welt- und Literaturgeschichten in Biographieen tritt hier eine Naturgeschichte in Lebensbildern der hervorragendsten Naturforscher von der alten vorchristlichen Zeit, von Anaxagoras an bis auf das gegenwärtige Jahrhundert, mit Ausschluß jedoch aller gegenwärtig noch lebender Gelehrter. Dabei zieht der Verf. als Theolog zugleich den religiösen Gesichtspunkt mit hinein in seine Darstellung und zeigt gerade an den ersten und bedeutendsten Meistern der Naturwissenschaft alter und neuer Zeit, obenan einem Kopernikus, Kepler, Newton, wie nichtig das banale Gerede eines Theiles der modernen Publicistik von einer Solidarität zwischen Naturwissen und Atheismus ist, wie vielmehr gründliche und tiefe Naturforschung statt von der Religion ab in die Religion hineinführt und wie sich der ausgeprägteste religiöse Standpunkt mit hohem, umfassendem Wissen von der Natur verträgt. Wahrhaft ehrwürdige religiöse Bekenntnisse werden hier von Astronomen, Physikern, Botanikern, Zoologen, Physiologen und Aerzten u. s. w. und von Autoritäten auf allen Gebieten der Naturwissenschaft mitgetheilt. Es bedarf bei dem Verf., dessen unbefangene Objectivität auf diesem Gebiete, wie dessen gründliche und seltene Sachkenntniß auch von naturwissenschaftlicher Seite anerkannt worden ist, keiner Versicherung, daß die Auswahl, die er getroffen hat, eine durchaus unparteiische ist; auch Solche, die indifferent oder selbst negativ zur Religion stehen, werden nach ihrer wissenschaftlichen Bedeutung sorgfältig und objectiv gewürdigt. Wir können das für jeden Gebildeten verständlich und fesselnd geschriebene Werk nur angelegentlichst empfehlen. Charakterisirt wird dasselbe durch zwei Mottos, das eine von Leopold v. Ranke: „Wie irrig ist es doch, Naturwissenschaft und Religion in Gegensatz zu einander zu stellen;" das andere von Liebig: „Die Kenntniß der Natur ist der Weg zur Bewunderung der Größe des Schöpfers."

+ Unterhaltungsliteratur. An die Spitze unserer diesmaligen Rundschau über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur stellen wir zwei Werke, deren wir bereits vorübergehend unter der Rubrik „Weihnachtsliteratur" gedachten, und die bei ihrem Erscheinen schon durch die Namen ihrer Verfasser, die Beide zu den geschätztesten Mitbürgern unserer Stadt zählen, das Interesse der Leserwelt auf sich gelenkt haben. Das eine ist der neueste Roman unseres gelehrten Dichters und dichtenden Gelehrten Georg Ebers: Die Frau Bürgemeisterin [Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt (vorm. Eduard Hallberger)]. Der Verfasser führt uns in diesem Werke in die Heimath seiner Mutter, nach Holland, und schildert uns den hartnäckigen, heldenmüthigen Kampf, den die Stadt Leyden in den Jahren 1573 und 1574 gegen das spanische Heer aufgenommen hat: fünf Monate lang wurde die Stadt belagert, und als der Hunger und Mangel die Gemüther der Mehrzahl der Bewohner dergestalt niederdrückte, daß sogar der um die Freiheit Hollands wohlverdiente Bürgermeister der Stadt, Peter von der Werff, zu verzweifeln begann und den Gedanken an die Uebergabe der Stadt in sich aufkommen ließ — da war es die Frau Bürgemeisterin, die holde, jugendliche Gattin des Stadtoberhauptes, die durch ihren heroischen Zuspruch den wankenden Gatten befestigte und ihn zum ersten Male in dem bisher als Kind betrachteten Weibe die heldenmüthige Kampfgenossin, die hochgesinnte Helferin in Noth und Gefahr erkennen ließ, die zu seiner eigenen Höhe und über ihn hinausgewachsen war. Und Gott half: Wilhelm von Oranien gelang es, als die Noth am höchsten war, die Deiche Nordhollands zu durchstechen und mit seiner Flotte der bedrängten Stadt zu Hilfe zu eilen. Die Schilderung dieser Scene ist außerordentlich wirkungsvoll: die Rettung war nahe, aber der Nordostwind wollte sich nicht drehen und das Wasser stieg nicht, so daß die zum Entsatz von Leyden aufgebotenen Schiffe der Stadt sich nicht zu nähern vermochten. Da ballen sich endlich am Morgen des 29. September die Nebel fester zusammen, die Dünste steigen empor, die frische Luft weicht lauer Schwüle und das graue Gewölk häuft sich und färbt sich mit finsterem Schwarz, ein leises Wehen erhebt sich, in einen heulenden Sturm übergehend, der die in der Springfluth sich hoch aufbäumende See in die Mündung der Maas treibt und mit wildem Anprall das Wasser des Stroms zurück und über seine Ufer hinaus drängt und es durch die zu seinem Empfange geöffneten Gassen in den Deichen und die weit aufgesperrten Thore der Schleusen jagt. „Brause, du Sturm, ströme, ströme, rauschender Regen, wüthet ihr Wogen und vernichtet die Wiesen, verschlingt die Häuser und Dörfer! Euch grüßen auf den Wellen und Thürmen Leydens Tausend und Tausend. Sie sehen in euch die furchtbaren Herrscher des rächenden, rettenden Gottes und jauchzen und jubeln euch zu." — Die Charakteristik der Heldin, die aus der sie umgebenden äußeren Noth und der sie packenden inneren Bedrängniß im verhängnißvollen Momente heldenmüthig sich emporringt, zur Rettung der der Leitung ihres Gatten anvertrauten Stadt, zur Rettung des letzteren und — ihrer eigenen Rettung, ist vortrefflich; überhaupt gehört, während in der ersten Hälfte des Romans die einzelnen Scenen etwas mosaikartig aneinander gereiht sind, die zweite Hälfte desselben unseres Erachtens zu dem Gelungensten, was Ebers bisher geschrieben: so sehr auch diejenigen davon enttäuscht sein mögen, die sich den Verfasser ohne ägyptischen Hintergrund nicht vorzustellen vermögen*).

*) Von verschiedenen Seiten ist an der Schreibweise „Bürgemeisterin" Anstaß genommen worden. In der „N.-Z." finden wir aus sachkundiger Feder über diese Frage nachstehende Auseinandersetzung: „Sehen wir uns bei unsern Nachbarn, den Holländern und Dänen, bei Engländern und Schweden, ja auch bei Franzosen und Italienern um, so finden wir bei ihnen einen burgmeester, borge-

So wenig Vergleichungspunkte Georg Ebers und Rudolf v. Gottschall im Allgemeinen bieten, so verschiedenartig sind auch deren fast gleichzeitig erschienenen neuesten Romane, was selbstverständlich nicht ausschließt, daß ein jedes dieser Geistesproducte seine eigenen Vorzüge hat. Der den Titel

Die Erbschaft des Blutes. Roman in drei Büchern (Breslau, Eduard Trewendt, 1882) führende neueste Roman des geschätzten Mitarbeiters dieses Blattes ist groß angelegt und zumeist wirkungsvoll durchgeführt. Der Schauplatz desselben ist theils Thüringen, theils die von den siegreichen Deutschen umlagerte „Hauptstadt der Welt" Paris: eine der gelungensten Episoden bildet die eingeflochtene Schilderung des Kampfes der Versailler Regierung mit der Pariser Commune und der kurzen, aber an Greuelthaten reichen Existenz der letzteren. Die Grundtendenz des Romanes ist es, den Nachweis zu führen, daß es der vielfach aufgestellten Lehre von der „Erbschaft des Blutes", der Forterbung des physischen und moralischen Menschen, seiner äußeren und inneren Eigenschaften auf die Nachkommen — sei es auch, daß es der heimtückischen Natur einmal gefalle, einige Geschlechter zu überspringen und einen Enkel ganz aus dem Holze zu schneiden, aus dem der Großvater oder der Urgroßvater gemacht war —, an der inneren Begründung fehlt, daß in uns zum Mindesten recht wohl die Kraft zur Abwehr und Umkehr, zur Vernichtung jenes Erbes liegt, sei es, daß wir aus ertödtenden Kreisen heraustreten in das Reich freier Bildung oder daß uns die Schule des Lebens verwandelt, daß das große gemeinsame Erbe der Menschheit, die Erbschaft des Geistes, die Erbschaft des Blutes unter günstigen Verhältnissen unschwer zu besiegen vermag. — Wir glauben nicht, daß die ursprüngliche Begabung des Verfassers denselben auf das Gebiet des Romanes verweist, erachten aber gerade deshalb dessen Leistungen auf dem letzteren um so anerkennenswerther und können im Uebrigen constatiren, daß jeder neue Roman desselben Zeugniß von einem weiteren Fortschreiten in der Beherrschung auch dieser auf der Grenze des epischen Gebietes liegenden Literaturgattung, die Einzelne mit dem stolzen Titel „Epos der Gegenwart" zu belegen lieben, abtegt.

Novellen aus der Heimath. Von Adolf Wilbrandt. 2 Bände.

Die Livergnas. Roman von H. Wilfried, Verfasser von „Doris".

Die Prinzessin von Portugal. Novelle von Alfred Meißner.

Deutsch und Slavisch. Roman von Lucian Herbert.

Von den vorstehenden sämmtlich im Verlage von S. Schottländer in Breslau und Leipzig erschienenen Novellen und Romanen stellen wir die Wilbrandt'schen am Höchsten und unter den vier Novellen, welche die beiden Bände enthalten, — Der Lootsencommandeur — Der Gast vom Abendstern — Am heiligen Strand — Der Mitschuldige — möchten wir wiederum der an erster Stelle genannten den Preis zuerkennen, welche geradezu ein kleines Cabinetstück genannt zu werden verdient und auf den Leser einen tiefen Eindruck hinterlassen muß. In den übrigen Novellen scheint uns der Verfasser hier und da es allzusehr forciren zu wollen, geistreich und originell zu sein: insbesondere hintertäßt der „Gast vom Abendstern" diesen Eindruck. — Die „Livergnas" sind eine stolze, italienische Adelsfamilie; ihr Haupt bildet eine starre, vorurtheilsvolle Dame, deren Verblendung nur durch die harten Schicksalsschläge, die sie treffen, allmälig gelöst wird. Den Mittelpunkt der Handlung bilden ein junger deutscher Arzt, der von Frau v. Livergna für ihr Haus engagirt wird, und eine schöne junge Dame, welche allgemein lange Zeit als Tochter des Hauses gilt, bis deren wahre Abstammung an den Tag kommt, um die grellen Dissonanzen, welche im Schooße der Familie entstanden sind, friedlich zu lösen. — In der Novelle „Die Prinzessin von Portugal" giebt uns der Verfasser eine anziehende Nacherzählung von den abenteuerlichen Schicksalen einer portugiesischen Königstochter, die am Ende des 11. Jahrhunderts das Schloß ihres Vaters verlassen hat, um einen von ihr geliebten Edelknaben aufzusuchen und schließlich des Grafen v. Werdenberg Weib geworden ist. Die ursprüngliche Erzählung war von einem treuen Dienstmann des letzteren, der seinen Herrn auf den Irrfahrten mit der Königstochter begleitet hatte, im Jahre 1133 niedergeschrieben und fünf Jahrhunderte später in das Deutsch dieser Zeit übertragen worden. — In Herbert's Roman „Deutsch und Slavisch" endlich wird der gerade neuerdings in seiner vollen Schärfe hervorgetretene Gegensatz zwischen zwei Nationalitäten dargestellt, welche nicht aufhören werden, sich gegenseitig zu bekämpfen, trotzdem sie Bewohner eines Landes, Unterthanen eines Herrschers sind. Selbstverständlich ist der Roman im Sinne der deutschen Nationalität geschrieben, die czechischen Wühlhuder, welche eine vorwiegend deutsche Stadt zu „nationalisiren" suchen, haben ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht und gehen zumeist zu Grunde, während das deutsche Element florirt. Als Hauptvorzug des Romanes betrachten wir die treffende Schilderung des Lebens und Treibens, des Kämpfens und Intriguirens in einer jener böhmischen Städte, deren Bevölkerung halb czechisch und halb deutsch ist. (Forts. folgt.)

—r. „Das kuriose Buch." Eine Spende für Gleichgesinnte und für Gegner von Friedrich Schtögl. Mit 24 Holzschnitten von Karl Klic. — An dem Buche finden wir eigentlich weiter nichts kurios als die Idee des Verfassers, dasselbe herauszugeben, und die der Verlagshandlung, dasselbe so gut auszustatten. Was darin von den verschiedenen Arten der Sammelwuth und den zu Originalen, Viertel-, Halb- und Ganz-Narren, merkwürdigen Käuzen, stillen Sonderlingen u. s. w. gewordenen Sammlern erzählt wird, die dem Verfasser auf seinem Lebenswege vorgekommen sind — meist sind es Wienerische Typen — ist zum Theil ganz amüsant, zum Theil aber doch für den Nicht-Wiener ohne weiteres Interesse. Wie wir aus einer Stelle des Buches entnehmen, ist der wesentliche Inhalt desselben bereits vorher im Feuilleton einer Wiener Zeitschrift abgedruckt gewesen und hat dort vielleicht sogar ein gewisses Aufsehen erregt: daß aber die zweite Ausgabe dieser Causerie in Buchform ein Bedürfniß gewesen sei, möchten wir doch bezweifeln.

---

meister, borgo- oder burghmaster, borgmästare, bourgmestre und burgamastra, also überall einen Meister der Burg. Und unter so vielen Völkern sollte das Deutsche allein keinen Meister der Burg, sondern nur einen Meister der Bürger haben? Siegfried wohnte, wie auf einer der ersten Seiten des Nibelungenliedes zu lesen ist, in einer eichea bürge (einer reichen Burg oder Stadt), und als er zum Ritter geschlagen ward, da ließ sein Vater ihm als Lehen austheilen laut uude bürge (Länder und Burgen); bei den höfischen Sängern des Mittelalters aber finden wir neben einem bnrcberge und bargwege wiederholt ein bürgetar erwähnt. Der Dativ von „Burg" hieß also „der Burge", der Plural „die Burge" und in Zusammensetzungen der erste Theil entweder „Burg" oder „Burge". Wie verhält es sich darnach mit „Burge", „Bürger" und dem ebenfalls gebräuchlichen „Burgemeister"? Wahrscheinlich so: Als im Laufe der Zeit der Umlaut a aus allen Formen des Wortes burg geschwunden, dagegen in das Wort Bürger, das früher Bürger lautete, eingedrungen war, verstand man das alte „Burgemeister" nicht mehr und zog ihm das verständlichere „Bürgermeister" vor oder aber man formte es mit halbrichtigem Sprachgefühl in „Burgemeister" um. Wir sagen, mit halbrichtigem Sprachgefühl, denn ebenso, wie sich das alte Burgethor zu einem Burgthore umgestaltet hat, müsse aus dem Burgemeister nicht ein Burge-, sondern ein Burgmeister werden. Jo, da es sich doch hier um das Oberhaupt einer Stadt handelt, das Wort „Burg" aber nicht mehr eine Stadt bedeutet, so hätte der Burgemeister sich schließlich, um ganz dem heutigen Stande der Sprache angemessen zu sein, in einen Stadtmeister umbilden müssen. (Wir fügen hinzu, daß diese Bezeichnung auch der derzeitigen Stellung des Rathsvorstandes besser entsprechen würde: die Mitglieder der städtischen Obrigkeit heißen „Stadträthe", die Bezeichnung des Vorstandes dieses Collegiums als eines „Stadtmeisters" würde also ganz angemessen sein.) Da wir es aber doch einmal nicht so weit gebracht haben, so werden wir neben anderen Ueberbleibseln aus der älteren Form unserer Sprache auch den Herrn Bürgemeister und die Frau Bürgemeisterin beibehalten können."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 26. Donnerstag, den 30. März. 1882.

Inhalt: Briefe aus Paris. — Bücherbesprechungen („Deutsche Dichter und Denker", von Dr. Friedr. Sehrwald. Findlinge betreffend die Weimarische Literatur-Epoche, herausgeg. von Adelbert Kühn. Unterhaltungsliteratur).

Briefe aus Paris.

(Der Frühling. — Die Eidverweigerungen. — Der Ball Mabille. — Das Pariser Leben unter Ludwig XVI.)

\#\# **Paris**, im März. Der beneidenswertheste und mindest kostspielige aller uns hier in Paris gebotenen Genüsse scheint mir ein schöner, sonniger Frühlingstag. Der wunderbar schöne, freilich etwas anormale Vorfrühling, dessen wir uns gegenwärtig erfreuen, hat uns bereits diesen dankenswerthen Genuß mehrfach geboten. An solchen Tagen ist Paris unvergleichlich, es nähert sich nach allen Richtungen hin dem Ideal und es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie die Pariser an solchen Tagen ihre schöne Stadt zu schätzen verstehen. Alle Welt feiert die Wiederkehr der ersten warmen Sonnenstrahlen unter dem blauen Himmel. Diese erste Frühlingsvorstellung übertrifft an Glanz und Pracht und an freudiger Theilnahme alle ersten Vorstellungen in den Theatern, wie brillant und gesucht dieselben auch sein mögen. In den Tuilerien, in den Champs-Elysées, im Bois de Boulogne, allenthalben findet man geputzte, vergnügte, geblendete, lachende, jubelnde, mit einem Worte glückliche Menschenmassen, es ist das eigentliche, wirkliche, echte tout Paris, welches die Wiederkehr der schönen Jahreszeit feiert.

Die erste Frühlingswallfahrt der Pariser gilt dem historischen Kastanienbaum des Tuileriengartens, dem Marronnier du 20 Mars, also genannt, weil er bei der Rückkehr Napoleon I. von der Insel Elba, am 20. März 1815, wie die Bonapartisten damals sagten: aus patriotischer Freude bereits sein grünes Blättergewand angelegt hatte. Dieser brave Kastanienbaum wiederholt seitdem dasselbe Manöver, das freilich keine historische Bedeutung mehr hat, ganz gewissenhaft alle Jahre; er thut auch in diesem Jahre seine Schuldigkeit. Neben dem historischen marronnier im Tuileriengarten giebt es aber in der unmittelbaren Nähe des Theater Français noch einen anderen Kastanienbaum, der ebenfalls seine Legende hat, wenn auch keine historische, doch eine keineswegs zu unterschätzende Legende. Wenn sich dieser Baum vor dem 20. März mit Blättern bedeckt, so ist dies ein Zeichen, daß die Spargelernte im ganzen Seine-Departement reichlich ausfallen und an Güte nichts zu wünschen übrig lassen wird. Der Zufall führte mich neulich an diesem prophetischen Kastanienbaum vorüber. Ein wohlbeleibter Restaurateur des Palais Royal in seinem Küchenanzuge, umgeben von einer ganzen Schaar von Küchenjungen, stand bereits darunter und zählte mit prüfenden Blicken die schon ziemlich angeschwollenen Knospen des Baumes; nachdem er genau gezählt, wendete er sich schmunzelnd zu der andächtig aufhorchenden Schaar seiner marmitons mit den im Tone der festesten Ueberzeugung gesprochenen Worten: „Mes enfants, je crois que nous pouvons être sûr d'avoir de bonnes asperges cette année!" — „Meine Kinder, ich glaube, daß wir dies Jahr gewiß guten Spargel haben werden!" — Ein begeistertes Hurrah! der Küchenjugend begrüßte diesen Orakelspruch, der gewiß im Herzen aller Spargelfreunde ein dankbares Echo finden wird.

Im grellen Widerspruch mit diesem wunderbar herrlichen Erwachen der Natur, das selbst Ungläubige gläubig machen und sie der Gottesidee näher bringen muß, stehen die wiederholten Eidverweigerungen, die in der letzteren Zeit hier stattgefunden haben. Die Eidesablegung ist unter dem Vorwande verweigert worden, daß die Betreffenden nicht an Gott glaubten. Diese traurige Verirrung, die sich in England schon mehrfach manifestirt hat, war in Frankreich noch ziemlich neu und hat um so größeres Aufsehen, um so tieferes Befremden erregt.

Zwei Franzosen, ein Pariser und ein Provençale aus Aix, sind öffentlich angetreten und haben erklärt, daß sie nicht an Gott glaubten und aus diesem Grunde vor Gericht keinen Eid ablegen könnten; das skeptische Pariser und das in ewiger Wallung begriffene südfranzösische Blut haben sich in derselben Verirrung begegnet. Die Umstände berechtigen indessen zu der Annahme, daß die beiden französischen leichten Fliegen im Grunde sich der abscheulichen That, die sie gethan, kaum bewußt sind, daß sie auch nicht aus Eitelkeit oder maßloser Hoffarth so gehandelt haben, sondern daß sie einfach nur an dem Uebel leiden, an welchem unsere Zeit krankt, das heißt an dem unbesieglichen Bedürfniß, die öffentliche Aufmerksamkeit anzuziehen, etwas Besonderes zu thun, mit einem Worte, von sich reden zu machen. Die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich sind ganz dazu angethan, dieses allgemein herrschende Uebel noch zu verschlimmern. Ehemals war das Individuum der Collectivität unterworfen, gegenwärtig wird die Collectivität oft von den Launen eines einzigen Individuums beherrscht. Ein Mann tritt aus der Masse heraus und erklärt auf seine eigene Autorität hin Alles für hinfällig und schlecht, was durch die Tradition anerkannt, von den aufeinander folgenden Generationen willig angenommen, von Millionen Wesen verehrt und heilig gehalten worden ist, und Alles soll umgeworfen werden, um den einen Unzufriedenen, der zumeist selbst nicht weiß, was er will, zufrieden zu stellen. Ja, die Unzufriedenheit dieses Einen wird für ihn zur Reclame, die ihn der Erfüllung von Verpflichtungen überhebt, welche auf seinen Mitbürgern oft recht unbequem lasten. Wie man sieht, ist bei diesem Spiele Alles Gewinn. Vielen Geschwornen, die alt, kränklich oder von Geschäften überlastet sind, fällt die Ausübung ihrer Functionen oft recht schwer. Darauf nimmt kein Mensch Rücksicht. Mit einem Male fällt es einem Geschwornen ein, zu erklären, daß er nicht an Gott glaubt und folglich keinen Eid leisten kann und diese Erklärung überhebt ihn nicht allein der lästigen Geschwornenpflichten, sie trägt ihm auch noch eine Reclame ein, die öffentliche Aufmerksamkeit richtet sich auf ihn und die intransigenten Journale bieten ihm die Mitarbeiterschaft in ihren Spalten an. Der widerspenstige gottesleugnerische Geschworne hat also alle möglichen Vortheile auf seiner Seite. Das Geschäft hat seinen goldenen Boden.

Digitized by Google

Dies scheint mir der einzige interessante Punkt in der Eidverweigerungsfrage. Diese einem einzigen Menschen gegebene Leichtigkeit, eine individuelle Revolution zu vollziehen, sich so zu sagen auf seine eigene Faust zu empören, ist sehr charakteristisch. Dieser Indisciplinirte, dieser vereinzelte Revolutionär hält alle Welt in Schach; man sagt ihm nicht, daß er Recht hat, man sagt ihm aber auch nicht, daß er Unrecht hat, der oberste Gerichtshof des Landes allein hat über seine Handlungsweise zu entscheiden und kann ihn höchstens zu einer Geldstrafe verurtheilen. Diese Milde ermuthigt die Nachahmer, ja sie fordert geradezu zur Nachahmung auf. So haben wir denn auch erlebt, daß ein vorgeladener Zeuge seine Aussage verweigerte, weil ihm das Crucifix im Gerichtssaale mißfiel. Wenn ein Monarchist seine Zeugenaussage vor Gericht verweigern wollte, unter dem Vorwande, daß die ebenfalls im Gerichtssaale aufgestellte Büste der Republik ihm antipathisch sei, würde man ihn vermuthlich mit strengen Strafen überhäufen; gegen den Gottesleugner aber, der kein Crucifix sehen kann, verfährt man mit unerschöpflicher Milde, man sucht ihn zu überzeugen, mit Vernunftgründen zu überreden und wenn das Alles nichts hilft, wird die Gerichtssitzung aufgehoben und das Gericht muß sich nach anderen Geschwornen und nach anderen Zeugen umsehen. Und dies Alles findet man hier ganz natürlich; nur die im Gerichtssaale dienstlich anwesenden Gendarmen und Municipalgardisten, denen der Sinn für Ordnung und Disciplin noch innewohnt, scheinen nicht recht zu begreifen, wie es möglich ist, daß ein einziger widerspenstiger Zeuge oder Geschworner den Gang der Justiz aufhalten kann.

In Gegenwart dieser Zustände, die übrigens als eine signatura temporis interessant genug zu beobachten sind, fragt man sich unwillkürlich, wie es möglich ist, daß Alles noch so fest in den Fugen hält. Die Gewohnheit der Disciplin und des Gehorsams muß den Mitlebenden noch recht fest eingeprägt sein, da die Leichtigkeit und die Vortheile, mit welchen man ungehorsam sein, sich gegen alles Bestehende auflehnen und wenn ich mich so ausdrücken darf, privatim den Revolutionär spielen kann, die Gesellschaft in Frankreich noch nicht vollständig desorganisirt haben. Die Maschine ist aber einmal im Gange und sie wird sich wol, von der Kraft der einmal errungenen Geschwindigkeit getrieben, noch eine Zeit lang fortbewegen, wie die Räder eines Wagens sich ja auch noch immer eine Zeit lang drehen, selbst wenn die Nabe gebrochen ist.

Den in letzterer Zeit so vielfach eingetretenen Eidverweigerungen gegenüber ist nun die Rede davon, die Eidesformel zu ändern; der Name Gottes soll aus dieser Formel weggelassen werden und der Eidableger soll nur auf sein Gewissen und auf seine Ehre verpflichtet werden; auf diese Weise wird den Gottesleugnern der Vorwand zur Verweigerung der Eidablegung entzogen werden. Der betreffende Gesetzentwurf ist bereits der Kammer vorgelegt und hat viel Aussicht auf Annahme. Der Eid ist übrigens bei uns viel weniger feierlich als bei den Völkern in früheren Zeiten, bei den alten Römern z. B., die sich bei allen Handlungen des politischen und priesterlichen Lebens durch schwere Eide, ja durch allerhand Invocationen verbindlich machten. Der Eid bei Jupiter z. B. wurde förmlich inscenirt. Der Eidableger mußte in seine rechte Hand einen Kieselstein nehmen, den er weit von sich warf, mit dem Ausrufe: Si sciens fallo, tum me Diespiter, salva urbe arceque, bonis ejiciat, ut ego hunc lapidem. Unser Eid ist weniger hieratisch, er hat keinen confessionellen Charakter, der Christ wie der Jude und der Muselmann können ihn leisten, nur der Gottesleugner nicht ... und für den Gottesleugner soll nun die Concession der Abänderung der Eidesformel gemacht werden, auch eine signatura temporis.

Jede Zeit hat ihre Launen; die unsrige hat die Laune, alles Bestehende umzustürzen und zwar nicht in religiöser und politischer Richtung allein, sondern nach allen Richtungen hin. So existirte hier in Paris der berühmte, ja ich darf wol im recht eigentlichen Sinne des Wortes sagen, der weltberühmte Ball Mabille; ich hätte gemeint, dieses von den Söhnen aller Erdtheile besuchte Balllocal würde so lange dauern, wie Paris selbst; nun denn, ich habe mich in dieser Beziehung schwer geirrt ... der Ball Mabille ist verschwunden, ja verschwunden und gerade beim Erscheinen der ersten Frühlingsblüthen, also just im Moment, wo früher seine beste und ergiebigste Zeit des Jahres begann; der Verlust ist übrigens zu verschmerzen und Paris wird trotzdem immer noch Paris bleiben. Es ist über den Ball Mabille viel gesprochen und viel geschrieben worden. Die eigentliche Glanzzeit dieses berühmten Vergnügungsortes gehört einer früheren Epoche an, von der die jetzige Generation nichts mehr weiß; in den letzten Jahren war Mabille hauptsächlich nur noch von Fremden besucht; die echten Pariser gingen nicht mehr hin, Mabille war nicht mehr Mode. Aber selbst in seiner Glanzzeit, wo wirkliche choregraphische Sterne hier aufgingen, wo Pomare und Mogador noch hier tanzten, hat Mabille einen sehr kritischen Moment durchzumachen gehabt. Die Geschichte ist folgende: einem amerikanischen Speculanten à la Barnum war es in den Sinn gekommen, den elegantesten, schönsten und verführerischsten Tänzerinnen von Mabille einen Massenausflug nach ... Californien vorzuschlagen; unter allerlei blendenden Vorstellungen und verführt von der schönen Aussicht auf goldene Berge waren die Damen auf den Vorschlag eingegangen und dieser moderne Raub der Sabinerinnen kam wirklich zur Ausführung, Mabille sah sich eines schönen oder vielmehr eines traurigen Abends seiner Terpsichoren beraubt! Die Sache hätte sich in ein wirkliches Unheil für das berühmte Balllocal verwandeln können, wenn Paris nicht dagewesen wäre, das große in dieser Beziehung allzeit hilfreiche Paris, um den Schaden wieder gut zu machen; der Ersatz war schnell bei der Hand und es wurde in Mabille weiter getanzt; es wird überhaupt in Paris immer und ewig weiter getanzt werden; anstatt des nunmehr verschwundenen Mabille wird sich ein anderes nicht minder glänzendes Local öffnen, in welchem die Muse des Tanzes von Neuem gefeiert werden wird.

Diese französische und namentlich Pariser Tanzpassion, diese Tanzomanie, wenn man mir den Ausdruck verstatten will, datirt übrigens nicht von heute und auch nicht von gestern, sie ist ein altes Erbstück, welches die Franzosen von ihren Vorfahren überkommen haben und das sie sehr in Ehren hatten. Diese Behauptung findet eine recht eclatante Bestätigung in einem soeben hier erschienenen, interessanten kleinen Buche mit dem Titel: „Das Pariser Leben unter Ludwig XVI." — La vie parisienne sous Louis XVI. — Es ist das Tagebuch eines naiven, wenig gereisten Einwohners von Nancy, eines gewissen Hrn. Cobel, der im Jahre 1787 nach Paris gekommen und sich daselbst vierzehn Tage lang zu seinem Vergnügen aufgehalten hat. Das erste Blatt dieses Tagebuches ist den Pariser öffentlichen Bällen gewidmet, über deren Anzahl und Glanz Hr. Cobel nicht Worte genug des Staunens und der Bewunderung findet. Sein zweiter Ausflug gilt Versailles, wo er den Hof noch im höchsten Glanze findet; er beschreibt eine Fronleichnamsprocession, welcher die ganze königliche Familie beiwohnt: „Unmittelbar hinter dem Allerheiligsten schreiten die Prinzessinnen, gefolgt von der Königin mit dem kleinen Dauphin an der Hand; der König schließt die Reihe. Sein Gesicht hat einen gütigen Ausdruck, sein Blick ist majestätisch. Die Königin ist die schönste Dame ihres Hofes durch den Adel ihres Gesichtes und durch ihren schwebenden Gang. (Damals gab man noch sehr viel auf den schönen Gang einer Frau!) Selbst wenn sie ganz bescheidene Kleider trüge, würde man in ihr die Königin erkennen; ihre hohe Würde thut ihrer Grazie keinen Abbruch, ihr Lächeln ist bezaubernd und die Art, wie sie den Kopf neigt, ist ganz reizend.

Digitized by Google

Der Dauphin ist ein sehr hübsches Kind, er sieht aber kränklich und traurig aus; trotz seines noch so ganz jugendlichen Alters wohnte er der Messe mit großer Andacht bei." Unser Reisender besucht natürlich auch Trianon, bekanntlich der Lieblingsaufenthalt der Königin Marie Antoinette; die Eindrücke, die er dort empfangen, schildert er sehr hübsch folgendermaßen: „Im Augenblick, wo wir aus dem Schloß in den Garten treten wollten, wurde die Ankunft der Königin gemeldet; man versteckte uns schnell in einen Seitengang. Die Königin, in Begleitung einer Hofdame, die sie indessen gleich entließ, schritt an uns vorüber. Sie trug ein einfaches Linonkleid, ein Spitzentuch und eine Spitzenhaube; in diesem einfachen Anzug erschien sie noch schöner als in dem großen Ceremonienkostüm bei der Frohnleichnamsprocession; ihr Gang ist wirklich ganz merkwürdig bezaubernd, sie schreitet nicht, sie gleitet mit unnachahmlicher Grazie über den Boden hinweg und erhebt dabei stolz das Haupt. Sie kam in unsere unmittelbare Nähe und wir hatten sämmtlich den Wunsch, das Knie vor ihr beugen zu dürfen, wir hofften bemerkt, fürchteten aber überrascht zu werden. (Diese reizende Nuance verdient besonders bemerkt zu werden!) Sowie Ihre Majestät vorüber war, entfernten wir uns eiligst, da wir um keinen Preis auch nur die leiseste Unzufriedenheit unserer Königin hätten auf uns ziehen mögen." Aus diesen Zeilen spricht noch die tiefe Ehrfurcht, der heilige Respect, der den Franzosen vor Allem, was das Königthum betraf, eingewurzelt schien. Diese Gefühle haben sich mit der Zeit bis auf die letzte Spur verloren!

Bücherbesprechungen.

„Deutsche Dichter und Denker. Geschichte der deutschen Literatur mit Probensammlung. Für Schule und Haus bearbeitet von Dr. Friedrich Sehrwald. 2. durchaus umgearbeitete Auflage. Altenburg, O. Bonde" betitelt sich ein neues literarhistorisches Werk, das in 4 Lieferungen à 2 *M.* erscheint und von dem uns heute Lieferung 1 und 2 vorliegen. Das mit einem schönen Stahlstich (Zeichnung von Professor Moßdorf, Stich von Weger in Leipzig) versehene Werk war in der ersten Auflage von angeblich 5000 Exemplaren vergriffen und hat, soweit sich bis jetzt beurtheilen läßt, in dieser neuen Gestalt mannigfache Veränderungen bezw. Bereicherungen erfahren, welche dem Buche zum Vortheil gereichen. So umfaßte es ursprünglich nur die letzten 150 Jahre, während es jetzt von den ersten Anfängen der deutschen Literatur bis auf die Jetztzeit reicht. So ist von der früheren alphabetischen Ordnung der einzelnen Biographien, denen sich die betr. Proben aus den Werken anschlossen, diesmal abgesehen und sind die Biographien der Literaturgeschichte selbst eingereiht, die Proben aber gesondert in den zweiten Theil des Buches verwiesen worden. Diese Neuerung besonders hat viel für sich, obgleich auch die ursprüngliche Anordnung sich vertheidigen läßt. Für den bestimmten Zweck, als ein Buch für Schule und Haus zu dienen, ist wol die neue Gestalt des Werkes vorzuziehen, wenn sich auch bezweifeln läßt, ob das Werk seines großen Umfangs wegen sich so recht zu einem Schulbuch eignet, wenigstens so lange selbst auf den höheren deutschen Schulen der deutschen Literatur kein ausgedehnterer Raum verstattet werden kann. Als ein Haus- und Familienbuch indeß kann sich das Sehrwald'sche Werk trotz der großen Concurrenz auf diesem Gebiete wohl sehen lassen, zumal es, wie schon der Titel besagt, nicht einseitig blos die schöne Literatur berücksichtigt, sondern auch neben den Dichtern die Denker, Philosophen ꝛc. zwar kürzer, aber doch gebührend würdigt. Mit der Eintheilung in acht Zeitalter kann man gleichfalls einverstanden sein, nur dürfte das deutsch-romantische Zeitalter doch etwas länger gedauert und nicht von 1152 bis 1268 gereicht haben; ich denke, man könnte, meinethalb als Vorläuferin, schon die Zeit Konrad's III. dazu rechnen und als äußerste Grenze die Mitte des 14. Jahrhunderts (etwa 1347) annehmen. Bei den einzelnen Autoren sind die neuesten und wichtigsten Quellen benutzt worden, wenigstens bis auf Schiller; denn mit diesem schließt Heft 2 ab. Der Verfasser dieser Literaturgeschichte zeugt von einer großen Belesenheit und auch von eigenem und zwar verständigem Urtheil. Das Buch verdient somit nach Allem Empfehlung.

Karl Siegen.

— Findlinge betreffend die Weimarische Literatur-Epoche, herausgegeben von Adelbert Kühn (Weimar, T. F. A. Kühn's Verlag). Viel Neues darf der Literaturfreund beim Durchblättern dieser „Findlinge" eigentlich nicht erwarten. Adelbert Kühn ist als einer der eifrigsten und fleißigsten Sammler bekannt, und aus dieser seiner Sammlung hat er hier eine Blumenlese zusammengestellt, welcher nur wenige Zeilen Erklärung von Kühn selbst beigegeben sind. Von Nr. 1, einige Papierschnitzel „Goethe's Aussprüche über seinen Faust", ist höchstens der zweite interessant, wonach Goethe's Erfindung des zweiten Theiles des Faust dem Jahr 1819 angehörte; da dem aber eine Reihe wichtiger Zeugnisse widersprechen, so dürfte doch auf dies Zeugniß nichts zu geben sein, vielmehr ein einfacher Schreib- oder Gedächtnißfehler von Kühn's Gewährsmann vorliegen. Nr. 2, der Abdruck des Theaterzettels der ersten Berliner Aufführung des „Goetz", dagegen wird Manchem willkommen sein. Nr. 3, die vollständige Wiedergabe eines an etlichen Stellen unbedeutend (manchmal nur orthographisch) vom gewöhnlichen Text abweichenden Separatdruckes von Goethe's „Prolog zu Hans Sachs", erweist sich als überflüssig, da die einzigen größeren Varianten auch Loeper's Goetheausgabe bereits enthält. Nr. 4, ein keckes Spottgedicht Goethe's, wäre vielleicht besser aus ästhetischen Gründen ungedruckt geblieben. Nr. 5 „An Lili" findet sich gleichfalls Wort für Wort in der Loeper-Strehlke'schen Goetheausgabe (III, 101). Nr. 6 und 7, Gedichte auf Goethen, an sich werthlos, mögen an Goethomanen Freunde finden. Nr. 8 enthält 2 Papierschnitzel Prosa von Herder's Hand. Dankenswerth ist der Abdruck des Gedichtes „Primeln" von Goethe's noch nicht genug gewürdigtem Freund, dem Kanzler Friedrich Müller. Nr. 9 enthält ein Gelegenheitsgedicht ohne besonderen Werth von Musäus, Nr. 10 einige ebenso werthlose Verse Goethe's, Nr. 11 — meines Wissens zum ersten Male — den Abdruck der drei Schiller'schen Wappen. In Nr. 12 druckt Kühn den längst bekannten Theaterzettel der ersten Räuberaufführung wieder ab; das beigegebene „Avertisement" weicht jedoch besonders an einer Stelle wesentlich von dem bekannten Schiller'schen Originalentwurf ab. Nr. 14 „Schiller's Schatten an Maria Paulowna" von einem Anonymus ist ganz hübsch, nur als „Findling" zu unbedeutend, wie auch im Ganzen Nr. 15 und 17 Gelegenheitsgedichte von Knebel (?) und Riemer. Ob endlich der abgedruckte interessante Brief Wieland's an Sophie Laroche noch unbekannt ist, mag ich nicht verbürgen. Beigegeben ist ein Schattenriß Goethe's und die gleichfalls schon bekannte „Scene aus Goethe's Fischerin".

K. S.

(Unterhaltungsliteratur. Fortsetzung.*) Der alte Hans. Roman von Johannes van Dewall. 4 Bände. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt — vormals Eduard Hallberger — 1881.) — Der vorliegende, unseres Wissens früher bereits in einer Wochenschrift veröffentlichte neueste Roman des fruchtbaren Verfassers nimmt einen vortrefflichen Anlauf. Der Leser fühlt ein lebhaftes Interesse für den Helden, einen biederen, liebenswürdigen, männlich-kernigen deutschen Officier, der schon als Cadett den Beinamen „Der alte Hans" erhalten hat, erwachen, allein dasselbe muß nach und nach einigermaßen erlahmen infolge der allzubreit ausgesponnenen Darstellung des Conflicts, in welchen

*) Siehe W. B. Nr. 25.

der brave Held durch seine Liebe zu einem seiner in keiner Weise würdigen Weibe geräth. Wir bedauern es ebensowol im Interesse des Verfassers, dessen Erzählertalent wir zu schätzen wissen, als der Leser des „alten Hans", daß der Erstere so viele Umwege für erforderlich gehalten hat, um zum Ziele, zum Ende des an sich geschickt angelegten Romanes zu gelangen. Trefflich sind übrigens die Schilderungen des Lebens und Treibens in den verschiedenen größeren und kleineren Garnisonstädten, in welche der Held nach und nach verschlagen wird. Man merkt diesen Schilderungen an, daß sie der Feder einer mit den einschlogenden Verhältnissen vollständig vertrauten Persönlichkeit entstammen.

Ein Schatten aus vergangenen Tagen. Roman von Hieronymus Lorm. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1882.) — Ein düsteres Lebensbild wird uns im vorliegenden theils in Ungarn, theils in Wien sich abspielenden Romane enthüllt: doch gelangt diese spannende Handlung dadurch zu einem erfreulichen Abschluß, daß das Jahrzehnte lang zwischen zwei Liebenden vermeintlich bestehende Hinderniß endlich beseitigt wird. Freilich ist inzwischen die Jugend der Liebenden verblüht, allein der Verfasser deutet an, daß dieselben den dauernden Lebensfrieden, dessen sie sich nunmehr erfreuen, vielleicht nicht erreicht hätten, wenn es ihnen schon in ihrer Jugend vergönnt gewesen wäre, einander anzugehören. „Eine so volle Seligkeit des Herzens, eine so abgeschlossene heitere Ruhe, die sich wie ein unwandelbares Firmament über das Dasein spannt, gewährt nur mit ihrem späten Glücke eine verspätete Liebe!"

Bewegte Zeiten. Roman in 3 Abtheilungen aus dem letzten russisch-türkischen Kriege von Leon Alexandrowitsch. (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden, 1882.) — Ein kaum unter das „anständige Mittelgut" zu rubricirender Roman, dessen Lectüre dennoch einen Theil des die Leihbibliotheken frequentirenden Publicums ansprechen wird. Nach den Andeutungen der Verlagshandlung soll sich hinter dem Pseudonym des Verfassers eine „in der deutschen wie in der russischen Aristokratie gleich bekannte Persönlichkeit" verbergen!

Aus der Rumänischen Gesellschaft. Zwei Romane von George Allan. (Leipzig, 1882, Verlag von Fr. Thiel.) — Die erste der beiden Geschichten bez. Romane, welche dieses geschmackvoll ausgestattete Buch enthält, „Radu", ist zuerst im Augustheft des Jahrganges 1880 der Zeitschrift „Nord und Süd", jedoch in theilweis verstümmelter Form — wie der Verfasser in einer Note klagend constatirt — erschienen. Auch sie spielt während des letzten russisch-türkischen Krieges, der bekanntlich für Rumänien fast von größerer Bedeutung war, als für Rußland und die Türkei. Der Held des zweiten Romanes ist der rumänische Fürst Demeter, jener ewige Ruhestörer seines Vaterlondes, dessen Charakteristik nicht gerade Sehnsucht nach der Bekanntschaft mit ähnlichen rumänischen Größen hervorrufen wird. Ueberhaupt vermag das, was uns der Verfasser aus der rumänischen Gesellschaft erzählt, keine Sympathien für die letztere zu erwecken. Wir verzichten aus diesem Grunde — und ohne den Verfasser dafür verantwortlich zu mochen — auf etwaige Fortsetzungen dieser Geschichten aus der rumänischen Gesellschaft.

„Marienthal" von Ludwig Temenau. (Teschen, Eduard Schröder 1882.) — Das Erscheinen dieser Erzählung ist Wochen lang vorher bereits angezeigt worden und als dieselbe endlich die Presse verlassen, hat ihr die Verlagshandlung eine Reclamenotiz beigegeben, worin behauptet wird, hinter dem Pseudonym „Temenau" verberge sich ein hervorragender Gelehrter — man vergleiche hiermit die obengedachte „in der deutschen wie in der russischen Aristokratie gleich bekannte Persönlichkeit" —, der mit Adelbert Stifter eine wohlthuende Aehnlichkeit bezüglich der Gemüthstiefe, des Adels der Gesinnung, der Farbenpracht im Allerkleinsten, Andacht im Großen und Erhabenen habe. Ein Buch, wie das vorliegende, sei wie ein Kirchengesang, so weihevoll und erquickend, nach dem Donner der Reclame-Pauken (!). Und nun lese man die kleine Erzählung selbst: dieselbe ist so armselig in der Erfindung, so schwerfällig und ungeschickt in der Ausdrucks- und Darstellungsweise, daß man den auf dem Titelblatt gemachten Vorbehalt des Uebersetzungsrechts als einen übelangebrachten Scherz betrachten möchte. — Wahrhaft erquickend wirkt dagegen die Lectüre der

Ausgewählten Novelletten Alexander L. Kielland's. Aus dem Norwegischen übersetzt von Jos. Cl. Poestion. (Wien, A. Hartleben 1881.) — Das sind originelle Genrebilder von frischer Erfindung, poetischer Auffassung und zarter Ausführung — die Bezeichnung „Novelletten" paßt nicht immer ganz —, wie sie in der Literatur bisher nicht oft vorgekommen sind. Der Verfasser ist ein junger Norweger, dessen Namen sowol in Frankreich — wo sich derselbe eine Zeit lang aufgehalten hat — als auch in Deutschland bereits einen guten Klang gewonnen hat. Das Verdienst des Uebersetzers der vorliegenden Novelletten ist es, das deutsche Publicum zuerst auf dieses originelle Talent Norwegens aufmerksam gemacht zu haben.

Leben einer Dame in den Felsengebirgen. Von Isabella L. Bird. Aus dem Englischen. (Berlin, Otto Janke 1882.) Briefe einer muthigen Engländerin über die Erlebnisse auf einer Reise, welche dieselbe im Herbste und Winter 1873 von San Francisco aus nach Colorado — durch sein Klima die merkwürdigste Heilanstalt der Welt — in die sogenannten Felsengebirge unternommen hat. Diese an eine Freundin gerichteten Briefe wurden vor drei Jahren zuerst in einem englischen Journale veröffentlicht und fanden eine überaus günstige Aufnahme, die dieselben auch wegen der lebendigen treuen Schilderungen eines bisher wenig bekannten Landes und der Lebensweise seiner Bewohner verdienten. Irren wir nicht, so hat eine bekannte deutsche Frauenzeitung vor einiger Zeit ein Capitel des Buches ihren Leserinnen dargeboten.

Die Verlagsbuchhandlung von Otto Janke in Berlin hat außerdem vor Kurzem einen neuen Roman des in Deutschland sehr beliebten ungarischen Schriftstellers Maurus Jókai, „Zweimal sterben", der in der Zeit der ungarischen Revolution spielt, sowie vier bereits in weiteren Kreisen bekannte und verbreitete ältere Romane desselben Verfassers, „Tollhäuslerwirthschaft, Die Narren der Liebe, Die schöne Michal und Schwarze Diamanten", in billigen Ausgaben versendet. Einer der wesentlichsten Vorzüge M. Jókai's ist, daß derselbe vermöge des Reichthums an Phantasie und Humor, den derselbe in seinen Romanen entwickelt, nie langweilig wird.

Ein anderes erwähnenswerthes literarisches Unternehmen bildet die Englische Roman-Bibliothek, eine Sammlung der besten Novitäten hervorragender englischer Autoren, herausgegeben von Paul Jüngling (Expedition durch Kogge & Fritze, Berlin). Aus der ersten Serie von 12 Bänden liegt uns der Roman „Die Grandissimes" von George W. Cable, 2 Bände, vor, ein interessantes Bild aus dem creolischen Leben im Anfange unseres Jahrhunderts. Es ist Anfangs etwas schwierig, sich in die verwickelten Familienverhältnisse, die uns der Verfasser schildert, hineinzufinden, umsomehr da einzelne der uns gänzlich fremden Namen eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einander haben, was leicht zu Irrthümern und Verwechselungen Anlaß giebt. Sind aber diese Schwierigkeiten überwunden, so würde man der Lectüre dieses vortrefflichen Romanes mit um so größerem Behagen sich hingeben, wenn dasselbe nicht wieder einigermaßen gestört würde durch die Unmasse von sinnentstellenden Druckfehlern, von denen diese deutsche Uebersetzung geradezu wimmelt. Wir kennen recht wohl die Tücken des Druckfehler-Teufelchens und die Schwierigkeiten, die deren Ueberwindung kosten, allein dem Publicum ein Buch darzubieten, das vor dem Drucke kaum revidirt worden sein kann, ist eine Rücksichtslosigkeit, die ebenso rücksichtslosen Tadel verdient.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 27. Sonntag, den 2. April. 1882.

Inhalt: Richard Wagner's Bühnenweihfestspiel „Parsifal", von Gustav Portig. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Musikbericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Bücherbesprechungen („Aus der Welt des Gebetes", von Bischof Dr. Monrad. „Goldene Worte", von Dr. Höhne. Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters in den Erzählungen deutscher Geschichtsschreiber, von Georg Erler. Dreißig Jahre deutscher Geschichte, von Karl Biedermann). — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Richard Wagner's Bühnenweihfestspiel „Parsifal".

Von **Gustav Portig.**

Vor zehn Jahren wurde in Bayreuth ein künstlerisches Nationalfest der „Aristokratie des Geistes" oder der „oberen Zehntausend" gefeiert: Richard Wagner's umfänglichstes und seine Principien am treuesten wiederspiegelndes Werk, der „Ring des Nibelungen" erlebte in dem eigens dazu erbauten Theater eine Reihe von Mustervorstellungen. Die auserlesensten Bühnen-, Orchester- und artistischen Kräfte halfen zum Gelingen des Ganzen; durch die Anwesenheit des „Meisters" und durch die Gegenwart gekrönter Häupter empfing jene Aufführung eine ganz besondere Weihe. Die Zeitungen waren voll von Berichten über die That von Bayreuth, die Principienfragen kamen nicht zum Austrag, sondern der Glanz der entfalteten Mittel nahm die Mehrheit für die Wagner'sche Schöpfung ein.

Ein ähnliches Jubeljahr innerhalb der Kunstgeschichte soll das Jahr 1882 werden, denn Wagner's neuestes Werk, das „Bühnenweihfestspiel Parsifal" soll zunächst für die Mitglieder des Bayreuther Patronatvereins, dann für einen größeren Kreis von Hörern das Licht der Lampen erblicken. Die großartigsten Leistungen der Decorationsmaler, der Garderobiers und Maschinisten stehen wiederum zu erwarten; was dem Auge und dem Ohr nur irgend an Reizendem, Berauschendem geboten werden kann, wird dem Füllhorn der Wagner'schen Muse entquellen. Haben nun schon die eigentlichen Wagnerianer für den „Ring des Nibelungen" in den stärksten Ausdrücken Reclame gemacht, so haben sie sich in der Anpreisung des „Parsifal" wo möglich noch überboten. Mit bewundernswerther dialektischer Fertigkeit schreiben sie Commentare voll von mystisch blendenden Deutungen; die handgreiflichsten Schwächen schrauben sie hinauf zu Aeußerungen der höchsten Kraft, ihrer enthusiastischen Vergötterung des Messias von Bayreuth entspricht die souveraine Verachtung, mit welcher sie auf alle Andersdenkenden herabsehen. Sie erklären diesen „Parsifal" für die letzte, reifste Frucht der Schopenhauer'schen Philosophie, d. h. für das eigentliche Evangelium der Menschheit, für das höchste Kunstwerk, welches die allein wahre Religionsphilosophie in Wort, Ton und Handlung zum vollendeten Ausdruck bringe. Es ist ja eine schöne Sache um die Dankbarkeit von Nationen gegen ihre großen Männer und selbst ein Uebermaß von Anerkennung wäre verzeihlich, wenn es einem Märtyrer der Wahrheit dargebracht würde. Wenn aber ein förmlicher Götzendienst getrieben wird mit einem Manne, dem es ohnehin nicht an Selbstgefühl fehlt; wenn mit ihm nicht etwa blos eine neue Epache in der Geschichte der Musik, sondern der Gipfel aller Kunst erschienen sein soll, dann wird der Widerspruch gegen solche Uebertreibung herausgefordert.

Wir bestreiten nicht, daß Richard Wagner unter den lebenden Componisten der begabteste ist; ob er damit zugleich als ein wirklicher Genius, als ein wahrhaft bedeutender Mensch gelten darf, das ist uns mindestens ebenso eine offene Frage wie jene, ob ein großer Schauspieler auch zugleich ein wirklich großer Künstler sei. Jedenfalls ist Wagner ein cultur- und kunstgeschichtlich hochinteressantes Phänomen, das schon als solches eingehende Beachtung verdient; wenn aber immer weiter reichende Wirkungen von diesem Manne ausgehen und in ihm eine neue Idee sich verkörpert, welche auf Alleinberechtigung Anspruch macht, so erscheint es förmlich als Pflicht, zu seinen Werken Stellung zu nehmen. Der Wagner-Cultus ist vom sittlich-religiösen wie vom ästhetisch-künstlerischen Standpunkte aus darum nicht ungefährlich, weil das Verwerfliche der Wagner'schen Weltanschauung und Kunstleistungen sich hüllt in bestechende Farbenfülle, zum Theil sogar verbunden ist mit wirklichem Gehalt. Eine besonnene Kritik des neuesten Productes der Wagner'schen Muse dürfte deshalb schon jetzt angezeigt sein, obwol wir es für jetzt nur mit dem Text des Parsifal zu thun haben.

Wir sind also zunächst gefaßt auf den Einwurf, daß erst die Aufführung des Tondramas abgewartet werden müsse, weil Text und Musik bei Wagner ein untrennbares Ganze bildeten. Solchem Vorhalt vermöchten wir nur eine sehr bedingte Geltung zuzugestehen. Wenn Wagner selbst zuerst den Text sich zurecht gemacht und erst nachher in Musik gesetzt hat; wenn er ferner diesen Text für sich allein veröffentlicht und die Wagnerianer in ihren Organen denselben gesondert besprochen haben, so muß auch uns das Recht zustehen, die dichterische Hälfte des „Parsifal" noch vor der Aufführung des ganzen Dramas einer besonderen Würdigung zu unterziehen. Obendrein erfreut sich bei Wagner der Text einer viel größeren Wichtigkeit als bei einem andern Tonsetzer. Wenn schon für einen solchen der Text je nach seiner Beschaffenheit ein Hemmniß oder eine Förderung seines musikalischen Schaffens ist, so wiegt er bei Wagner noch viel schwerer, weil er für diesen nicht blos Impuls zur Entfaltung seiner musikalischen Mittel, sondern geradezu die Hälfte seines Werkes bedeutet. Ist bei einem eigentlichen Operncomponisten der Text mangelhaft oder verfehlt, so können solche Mängel überall da verdeckt werden, wo eine in sich geschlossene selbständige Melodie für sich allein ein herrliches Kunstwerk bilden kann. Wo aber die geschlossene Melodie grundsätzlich verworfen wird und die Musik nur Erläuterung der betreffenden Worte und Handlungen sein soll, da kann sie viel weniger die Schwächen des Textes ausgleichen. Uebrigens läuft man bei der bloßen Betrachtung des Wagner'schen Textes nicht Gefahr, sich von den Schönheiten der Musik gefangen nehmen zu lassen.

Um das verborgene Triebwerk und den Geist von Wagner's Schöpfungen zu begreifen, muß man das Verhält-

niß kennen, in welchem dieselben zur Schopenhauer'schen Philosophie stehen. Wagner selbst sowie seine Anhänger gestehen ein, daß nur Schopenhauer für sie das Geheimniß aller Philosophie entschleiert habe und daß die Grundgedanken dieses Mannes die Seele der Wagner'schen Werke bilden. So preisen die Jünger der Schule von Bayreuth den „Ring des Nibelungen", weil er die vollendetste Metaphysik, den Parsifal aber, weil er die vollendetste Religion enthalte; nur Schopenhauer habe unter den Philosophen das eigentliche Wesen des Christenthums ergründet und Richard Wagner habe mit den Mitteln der Musik die treibenden christlichen Grundgedanken in das Allgemeinmenschliche übersetzt. Es handelt sich hier also nicht blos um ein rein äußerliches Verhältniß des Musikers zu demjenigen Philosophen, welcher der Musik geradezu die Stelle des Absoluten einräumt, vielmehr fällt die rein innere Beziehung in das Gewicht, kraft welcher das Musikdrama eine Einkleidung der philosophischen Ur- und Grundgedanken sein soll. Schon das angedeutete rein äußerliche Verhältniß ist insofern von großer Tragweite, als der Künstler durch Schopenhauer das Bewußtsein empfängt, das Absolute vermöge seiner Phantasie erzeugen und besitzen zu können; dazu kommt, daß ein solches Absolutes, welches im einschmeichelnden, ewig zerfließenden, süßen Wohllaut besteht, sich viel eher Beifall und Gehorsam von den Menschen ausbitten darf, als die strenge, kalte „moralische Weltordnung" oder gar das ewige Gesetz eines heiligen und gerechten Gottes. Ist die Musik das Höchste, was es überhaupt giebt, und hat Wagner der Musik zu ihrem eigentlichen Wesen, zur Erfüllung ihrer eigentlichen Bestimmung verholfen, dann ist Wagner nicht blos der größte Componist, sondern der bedeutendste Mensch überhaupt. Noch viel wichtiger aber ist das innere Verhältniß, in welchem die Wagner'sche Musik zur Schopenhauer'schen Philosophie steht, denn eben die maßgebenden Ideen dieses Systems sollen ihre künstlerische Einkleidung und Verherrlichung erfahren in den Wagner'schen Musikdramen. Da dies bei keiner Schöpfung Wagner's so sehr der Fall ist, wie im „Parsifal", so müssen wir nothwendig uns die Grundzüge der Schopenhauer'schen Weltanschauung vergegenwärtigen.

In der Hauptsache verbindet Schopenhauer Elemente der Platonischen und der Kant'schen Philosophie; seinen eigenen, anscheinend originalen Grundgedanken hat er dem jüngeren Schelling abgelauscht, denn dieser hatte gelehrt, daß das Bewußtsein hervorgehe aus der in der Natur bewußtlos wirkenden Intelligenz. Mit einem bis dahin noch ungebräuchlichen Namen erklärt Schopenhauer den Willen für das allein Reale und Metaphysische, welches in zahllosen Abstufungen verbreitet das Wesen aller Dinge bilde. Durch ihn ist auch die Erkenntniß bedingt, denn der Wille ist die Materie, der Intellekt nur die Form aller Dinge. Als Ding an sich ist der Wille Einer, in seiner Erscheinung aber geht er alle möglichen Verwandlungen ein. Die Welt, eine Erweiterung des Menschen, besteht nur aus Wille und Vorstellung; der Wille ist ein rastloser, in das Unendliche gehender Trieb, welcher sich auf der höchsten Stufe seiner Bethätigung das Licht der Intelligenz selbst anzündet; dadurch erkennt er sein nichtiges Treiben und verlangt aus dem Elend des Daseins zurück in die selige Ruhe des Nichts. Da es nur einen unendlichen Hunger des blinden Willens giebt, so sind Schmerz und Leid nie aus dem Leben zu bannen. Diese Welt ist unter allen möglichen Welten die schlechteste, die gesammte Geschichte ein ewiges Einerlei, der lange, schwere, verworrene Traum der Menschheit. Unter dieser Qual des Daseins empfindet der Wille Abscheu vor sich selbst, und darum bleibt ihm nur übrig, sich selbst zu verneinen, bis er sich endlich in das Nichts wieder auflöst hat. Je mehr nun der Intellekt die miserable Welt begreift, um so mehr wächst die Verzweiflung des armen Sterblichen. Ein unendliches Mitleid mit allem Dasein ist die nothwendige Folge.

Schopenhauer erhebt also das Mitleiden zum Princip der Ethik; dasselbe ist aber ungenügend, weil das blose Mitleid nur ein Erzeugniß des Augenblicks, aber keine beharrliche Gesinnung, keine selbstthätig erworbene Charaktereigenschaft ist; es ist nur ein Gefühl, nicht aber eine Willens- und Gemüthsrichtung wie die Liebe. Solch eine empirische Triebfeder kann doch nicht die ungeheure Wucht der Moral tragen. Außerdem hat dieses Mitleid bei Schopenhauer eine unsittliche Wurzel, denn es ist stark egoistisch gefärbt; es beruht auf der Verachtung Aller gegen Alle, es kann eigentlich das Weh nicht ertragend überwinden, sondern nur verneinen. Wie aber soll eine Gemeinschaft von lauter Egoisten — denn das sind von Haus aus die Menschen der Schopenhauer'schen Gesellschaft — sich entschließen zu den Tugenden des Mitleids und der Gerechtigkeit? Wenn die Schopenhauerianer meinen, in diesem „Mitleid" den innersten Gedanken der christlichen Ethik ergriffen zu haben, so sind sie weit entfernt davon, die unendliche Tiefe eines Erbarmens zu begreifen, welches ein sündloser Heiland mit seinen unglücklichen Brüdern hat. Die Liebe, welche für die Unglücklichen in den Tod geht, ist doch etwas unendlich Größeres, als die wohlfeilen Klagen eines Philosophen, welcher mit der Feder ein Pessimist, im Uebrigen aber ein Aristokrat und Genußmensch von reinstem Wasser war. Schopenhauer hat allerdings das Verdienst, die pessimistische Seite der Welt mit großer Gründlichkeit dargelegt zu haben, und das ist offenbar leichter, als das entgegengesetzte Bild des reinen Optimismus zu zeichnen. Er übersah aber, daß es Güter, Bestrebungen und Erfolge von wahrem, unvergänglichem Werthe giebt; außerdem verfing er sich in den Widerspruch, daß der Intellekt erst die eigentliche Schuld an aller Unsittlichkeit tragen und dann doch wieder das erlösende Princip für den in Irrthum und Sünde verwickelten Willen sein soll.

Wenn nun die beiden Grundgedanken der Schopenhauer'schen Philosophie lauten: alles Wissen führt zur Verzweiflung, alles Mitleid hat zu seiner Wurzel den Abscheu gegen das Dasein: so ist wol die Frage berechtigt, ob aus solchem Boden eine befreiende, erlösende Kraft emporwachsen könne. Vermag eine Philosophie, welche die Welt ankommen läßt bei der allgemeinen Unglückseligkeit, schöpferisch befruchtend zu wirken auf einen künstlerischen Genius? Gewiß nicht. Nur da, wo noch irgendwie Freudigkeit und Friede eines thatkräftigen Glaubens vorhanden ist; nur da, wo die Hoffnung auf den Sieg des Guten unerschütterlich festgehalten wird, weil der Mensch das Bewußtsein der vollzogenen Versöhnung der wenigstens im Princip überwundenen tiefsten Gegensätze in sich trägt: nur da vermag auch die Kunst Gebilde zu schaffen, welche in ihrer Art befreiend und erlösend wirken. Der Pessimismus ist der Tod nicht blos aller Religion, sondern auch aller Kunst. Der Philosoph Schelling in der mittleren Periode seines Speculirens hat Künstler inspirirt, Schopenhauer aber kann es nicht, und die von Wagner inaugurirte Verbindung von Philosophie und Kunst trägt den Charakter des Unnatürlichen an sich. Musik und Philosophie sind an sich Gegenpole; philosophische Gedanken können nicht durch musikalische Mittel umschrieben werden. Mag Wagner zehnmal entgegnen, daß er nicht durch blose Musik, sondern durch sein Musikdrama Schopenhauer'sche Ideen verherrliche, der Schwerpunkt fällt bei ihm dennoch in die Musik. Seine Anhänger sehen geradezu in den Gestalten des „Parsifal" Personificationen des Willens oder des erlösenden Mitleids im Schopenhauer'schen Sinne, Parsifal selbst soll eine Art Heiland sein. Schreibt doch Wagner's Schildknappe, Hans v. Wolzogen, in die Welt hinaus: „Der Parsifal ist eine erhabene Darstellung der reinen Idee der christlichen Religion, durchgeistigt von deutscher Weltanschauung, nach der genialen Entschleierung des Welträthsels durch unseren letzten großen Philosophen." „Die Idee des Parsifal ist diejenige des tiefsten Mitleidens als der Erlösungsmacht, ruhend auf der Erkenntniß

von der Identität des Seienden und von der Schuld des Daseins in der Zersplitterung dieser Identität. Das religiöse Mitleiden ist auch die Religion der guten Thaten, und in den Gralstempeln aller hochgeistigen Völker, von den Mysterien in Eleusis an bis zu den blutlosen Tischen des religiösen (!) Vegetarianismus unserer Tage, wird an dem Leben des Heiligen gewirkt, wie es uns Christen geopfert ward auf dem Hügel von Golgatha."

Wir glauben die Grundtendenz des Wagner'schen Parsifal nicht zu mißverstehen, wenn wir sagen: eine bewußtere, zweckvollere Verdrängung der (christlichen) Religion durch die Kunst und zwar mit den angeblich recht verstandenen Mitteln der Religion selbst giebt es nicht in der Kunstgeschichte als dieses Musikdrama. Ob es der Religion wirklich Abbruch thun wird? Wol nur bei denen, die ihr ohnehin entfremdet oder völlig verloren sind; selbst diejenigen, welche sich vorsichtig zurückhaltend gegenüber den christlichen Grundlehren verhalten, werden sich abgestoßen fühlen von dem komödienhaften Spiel, welches hier auf offener Bühne mit Taufe und Abendmahl, mit Versuchung und Erlösung getrieben wird.

* * *

Prüfen wir nunmehr den Wagner'schen „Parsifal" zunächst auf seinen poetischen Gehalt hin, so stoßen wir nicht auf eine einzige Oase in der weiten Wüste; nichts, auch gar nichts verräth die Spur eines wirklichen Dichters. Zum Glück ist die noch im „Ring des Nibelungen" durchgehends herrschende Alliteration und ertödtende Gleichmäßigkeit des Versmaßes hier überwunden. Einigermaßen wenigstens erfreut uns ein Wechsel der Rhythmen und Reime, wenn uns auch das Princip nicht hat ersichtlich werden wollen, von welchem Wagner sich bei der Auswahl derselben leiten läßt. Freilich müssen wir viele schwerfällige Verse mit in den Kauf nehmen und die Inversion spielt eine wahrhaft unerträgliche Rolle. Diese angeblich poetische Schreibweise ist ebenso geschraubt wie Wagner's Prosa. Oder erinnern Stellen wie folgende: „Gut thut es dann ganz sicherlich; dienet uns, und hilft auch sich" nicht an den Tan van Fibelversen? Wenn Wagner keine reine echte Poesie, sondern mehr das Product eines künstlich erhitzten Verstandes bietet, so entschuldigt er sich damit, daß in seinen Musikdramen nicht die Poesie als solche eine Stelle finden solle, sondern gewissermaßen durch erfahrene Verdünnung zur Aufnahme der Musik präparirt werden müsse. Wir vermögen aber schlechterdings nicht einzusehen, warum echte Poesie der Entfaltung echter Musik irgendwie hinderlich sein solle.

Im Anschluß hieran müssen wir — um zunächst bei den formell äußerlichen Mängeln des „Parsifal" stehen zu bleiben — die unerträglichen Härten und Verrenkungen rügen, welche Wagner hier wiederum dem Genius seiner Muttersprache zugemuthet hat. Er schaltet da mit einer souverainen Willkür, welche stets die größten Abgeschmacktheiten herausquält und dabei den Anspruch erhebt, geistreich zu sein. Wir gestatten nicht blos, wir fordern geradezu, daß alle schöpferischen Geister in Kunst und Wissenschaft zur Fort- und Durchbildung ihrer Muttersprache beitragen; gegen die Wagner'schen Mißhandlungen aber unseres Wortschatzes protestiren wir. Indem wir die gehäuften Verbildungen zweiten Ranges übergehen, greifen wir aus der Fülle der — kühnen Wendungen nur die sonderbarsten heraus. Erbaue sich wer da will an folgenden Phrasen: „Es staunt das Weh", „Er hat sich auf neue Sucht fortgeschwungen", „Den Zauber beheeren", „Der wunden — wundervolle heil'ge Speer ist der Zeugengüter höchstes Wundergut, in welchem das Heilthum beruht", „Ein sel'ger Schimmer entfloß dem Grale; ein heilig Traumgesicht spricht durch hell erschauter Wortezeichen Male", „Aus der Wunde weint der Göttliche mit blutigen Thränen, ob der Menschheit Schmach in Mitleids heiligem Sehnen", „Das Heilthum heil mir zu bergen", „Heilthatvoll — Wissender", „Welthellsichtig", „eingesiedelt", „zugesindet" ꝛc.

Untersuchen wir nunmehr die Wagner'sche „Neudichtung" nach ihrem inneren Gehalt, so müssen wir sagen: wir kennen nichts, worin sich hinter dem Gegensatz des Heiligen und des Bösen, hinter der Anwendung der erhabensten religiösen und moralischen Vorgänge so sehr eine durch berauschende Farbenpracht verdeckte Effecthascherei ausgeprägt fände, als in diesem „Parsifal". Wir wollen gern anerkennen, daß die Exposition des Dramas geschickt dem Gurnemanz im ersten Acte in den Mund gelegt ist, daß die drei Acte sich wie Satz, Gegensatz, Lösung beider verhalten, daß endlich mit eminenter Virtuosität jede Gelegenheit zu berückenden Klangwirkungen ergriffen ist. Die entwickelte Fülle hochinteressanter Bilder ist nirgends bei Wagner so reich wie hier, der Wechsel der Situationen ist frappant, die ganze Mache verräth den gewiegtesten Zusammensetzer. Auf dieses sehr bedingte Lob müssen wir freilich bitteren Tadel folgen lassen. Vom religionsphilasaphischen Standpunkte aus erscheint uns das ganze Werk geradezu als greisenhaft schwächlich, denn die darin vollzogene Verbindung von wässerigem Rationalismus mit der plumpsten Magie und dem plattesten Wunderspuk der kirchlichen Legende existirt nicht zum zweiten Male! Jeder gebildete Kathalik wird sich diese Art und Weise verbitten, den Glauben seiner Kirche zu verherrlichen; der Jude wird mit Recht darauf hinweisen, daß das von Wagner so maßlos verhöhnte „Judenthum in der Musik" noch maßvoll ist gegenüber dieser Beschneidung der christlichen Grundwahrheiten; der einigermaßen gläubige Protestant wird bekennen: so geht es allen Denen, welche sich einer vom Bankerott lebenden Philosophie in die Arme geworfen haben und schließlich bei dem krassesten Aberglauben ankommen!

Um den Beweis für diese herbe Kritik zu liefern, müssen wir zunächst eine Parallele ziehen zwischen dem Parcival des Walfram von Eschenbach und dem Parsifal von Richard Wagner. (Schluß folgt.)

Leipziger Theater.

Der Vorgang des Wiener Ringtheaters unglücklichen Angedenkens hat wahrscheinlich unsere Direction veranlaßt, „Die Hochzeit des Figaro" von Beaumarchais in der Bearbeitung von Carl Saar, welche den Haupttitel: „Ein toller Tag" erhalten hat, auch den Leipzigern vorzuführen. Da aber unsere Bühne zugleich eine Opernbühne ist, so tritt hier ein Mißstand ein, der bei dem Wiener Ringtheater fortfiel: das Abonnentenpublicum und ein großer Theil der theatralischen Freizügler hat hier so oft die Mozart'sche Oper: „Die Hochzeit des Figaro" gesehen, daß ihm unwillkürlich bei den einzelnen Scenen die Melodien des unsterblichen Componisten einfallen und dadurch ein gewisses Gefühl der Unbefriedigung hervorgerufen wird. Wenn bekannte Dramen großer Dichter, mit denen das Publicum aufgewachsen ist, später in Opern verwandelt werden, wie „Romeo und Julie", „Hamlet", „Don Carlos" u. a., so kann diese nachträgliche musikalische Behandlung der Stoffe nicht den mächtigen Eindruck der Dichtungen verwischen, um so weniger, als die Dichter bedeutender sind als die Componisten. Einer längst eingebürgerten Mozart'schen Oper gegenüber ist das Gegentheil der Fall.

Wenn wir den Beaumarchais'schen Lustspieltext mit dem Mozart'schen Operntext vergleichen, so enthält der letztere in Bezug auf viele Punkte nur die Quintessenz der Handlung; ehe die Menschheit mit dem Pfingstgeist gesegnet wurde, der aus dem Kunstwerk der Zukunft athmet, legte man überhaupt auf Operntexte als solche nur geringen Werth. Man ging zwar in Deutschland nie so weit als in Italien, wo

man in den Opernlogen ungestört conversirt, bis die melodiösen Hauptnummern einer Oper zu Gehör gebracht werden und sich um alles Uebrige so wenig wie möglich bekümmert: gleichwol erschien der Zusammenhang der dramatischen Handlung sehr gleichgiltig; man achtete wenig auf die grundlegenden und weiterführenden Motive, mochten diese so unwahrscheinlich wie möglich oder gar unsinnig sein: die Musik war eben die Hauptsache und der Text eine beliebige Unterlage. Ueberhaupt übt die Musik eine sänftigende Macht: gemachte Situationen, eingekleidet in den musikalischen Zauber, verlieren mehr oder weniger das Anstößige, das ihnen in dramatischer Prosa eigen gewesen wäre. So verhielt es sich auch mit „Figaro's Hochzeit"; man hörte da über Manches hinweg, was die Handlung betrifft, man hörte eben nur die Mozart'sche Musik.

Jetzt tritt diese Handlung selbst vor uns hin ohne alle musikalische Retouche: und da sagen wir uns freilich: wir begreifen vollkommen, wie das Stück von Beaumarchais bei seiner ersten Aufführung einige Jahre vor der französischen Revolution großes Aufsehen erregt hat, denn es waren Zündstoffe darin, welche damals explodiren mußten und dieser „Figaro" selbst ist in mancher Hinsicht ein Vorläufer jener Redner, welche auf die Gartenbänke des Palais Royal sprangen, sich mit der grünen Cocarde schmückten und gegen die privilegirten Stände den blutigen Feldzug eröffneten; aber jene tiefeinschneidende Actualität des Stückes geht für die Gegenwart verloren; wir fassen das Stück nur nach seiner Intrigue und Handlung auf, und da tritt der Unterschied der Zeiten allzu scharf hervor. Die Liebesintriguen der Rococozeit flößen uns nur ein mäßiges Interesse ein und der Hauch von Frivolität, der aus vielen dieser Scenen athmet, berührt uns nicht immer angenehm trotz aller Grazie des Beaumarchais'schen Esprit. Der Maestro von Bayreuth sagt einmal in seinem Werke über Oper und Musik: „Der Mensch, der im Drama der Zukunft sich darstellen wird, hat mit dem prosaisch intriganten, staatsmodegesetzlichen Wirrwarr, den unsere modernen Dichter in einem Schauspiel auf das Umständlichste zu wirren und zu entwirren haben, durchaus nichts mehr zu thun; sein naturgesetzliches Handeln und Reden ist: Ja, ja! und Nein, nein! wogegen alles Weitere vom Uebel, d. h. modern, überflüssig ist." Doch abgesehen davon, daß die Wagner'schen Götter und Menschen weit davon entfernt sind, sich auf Ja, ja und Nein, nein zu beschränken, ja daß selbst die Drachen mit ihrer „zierlichen Fresse" längere Reden halten, die zwar „überflüssig", aber durchaus nicht „modern" sind: so hat Wagner doch einen Unterschied, der zwischen Oper und Drama besteht und immer bestehen wird, mit jenen Worten scharf genug hervorgehoben: die Oper braucht einfache Motive, klare Empfindungen; sie muß den „prosaisch intriganten, staatsmodegesetzlichen Wirrwarr" eben dem Schauspiel, dem Drama eines Shakespeare und Schiller überlassen, welche das Kunstwerk der Zukunft zum alten Eisen wirft. Dieser „Wirrwarr" findet sich nun auch reichlich in dem Stück von Beaumarchais; schon Mozart, obwol ihm noch keine Ahnung von dem Kunstwerk der Zukunft aufgedämmert war, konnte das politische Pathos von Beaumarchais durchaus nicht brauchen; die Satyre desselben auf das damalige Rechtswesen ließ sich nicht in Noten setzen und die Paternitätsfrage konnte nur flüchtig gestreift werden. Das tritt nun Alles in dem Stücke mit einer Breite hervor, welche die Freunde der Mozart'schen Oper überrascht; der Gesammteindruck ist ein so gänzlich veränderter, daß sich die Meisten anfangs darüber nicht Rechenschaft zu geben vermögen. Es ist bekannt, wie Kaiser Josef sich anfangs dagegen sträubte, daß ein Lustspiel, dessen Aufführung in Wien verboten war, zu einem Operntext zurecht gemacht werden sollte und erst seine Bedenken aufgab, als da Ponte und Mozart erklärten, daß das Stück durch die nothwendigen Aenderungen und Abkürzungen, welche die Oper verlange, aufführbar geworden sei.

Für das Anstößigste in dem Lustspiel halten wir das Motiv der Paternität: Marcelline, die Figaro heirathen will, entpuppt sich als dessen Mutter. Das tragische Incestmotiv des Oedipus macht in einem Lustspiele einen verwunderlichen Eindruck; und daß die gute Mama noch processirt, um ihren Sohn als Ehemann zu gewinnen, steigert das Widerwärtige dieser ganzen Verwicklung. Im Uebrigen ist die Atmosphäre des Stückes diejenige des galanten Abenteuers; die vernichtende Kritik Figaro's, die in der Oper sogar fehlt, giebt eine Art von Gegengewicht, indem sie den tiers-etat als Richter über diese Ausschreitungen der vornehmen Welt hinstellt; doch sind gerade die frivolen Scenen mit besonderem Behagen ausgemalt; hierin triumphirt der schadenfrohe Esprit von Beaumarchais. Die Bühneneinrichtungen haben manche Zweideutigkeiten beseitigt; schon Dingelstedt, der von Paul Lindau seinerzeit wegen dieser Bearbeitung des Stückes von Beaumarchais sehr heftig angegriffen wurde, hat das Unkraut ausgerodet, Carl Saar ist nicht hinter ihm zurückgeblieben, obschon er manches andere restituirte, was Dingelstedt beseitigte. Mich wundert, daß alle Bearbeiter das etwas sagenhafte jus primae noctis stehen ließen, auf welches der Graf verzichtet hat. Ohne diesen Verzicht hätte derselbe ja ein volles Recht auf Susanne ... und die Gräfin mußte ein Auge zudrücken zu diesem feudalen und fatalen Privilegium des Ehebruchs; man begreift nicht recht, warum der Graf auf ein bequemes Recht verzichtet, dessen Vortheile er später durch ein unbequemes Unrecht wiederzugewinnen sucht.

Gewiß ist das Lustspiel von Beaumarchais in mancher Hinsicht ein sehr gelungenes Intriguenstück und der satyrische Geist des Dichters leuchtet oft in brillanten Wendungen hervor; ja man hat vollkommen das Gefühl, auf vulkanischem Boden zu stehen, auf einem Boden, der schon unterwühlt ist von neuen revolutionären Tendenzen; aber diese geschichtliche Betrachtungsweise soll durch das Theater der Gegenwart nicht gerade Nahrung finden; das Lustspiel soll unsere Sitten darstellen oder, wo es historische Stoffe wählt, ein Spiegelbild der Gegenwart geben oder geschichtliche Charaktere in heiteren Verwicklungen zeigen; aber Stücke, die einer vergangenen Zeit angehören, sind um so weniger für unsere Bühne geeignet, je mehr sie von dem Geist dieser Zeit durchdrungen sind.

Aus allen diesen Gründen wirkte das Stück von Beaumarchais befremdend auf unser Publicum und eine sehr gute Darstellung vermochte nicht dasselbe zu erwärmen, wenn auch Einzelnheiten, besonders der burlesken Art, einigermaßen amüsirten: so die Gerichtsscene, in welcher der Dichter sich für seine verlorenen Processe rächte, indem er die Männer der Themis der Lächerlichkeit preisgab. Hr. Schubert als stupider Richter Blindgans war in der That recht ergötzlich; auch der Gärtner Antonio des Hrn. Eichenwald mit seiner burlesken Naivetät: ganz ins Gebiet der Opera buffa gehören der Bartholo des Hrn. Tietz und der Basilio des Hrn. Conrad.

Die eigentliche Hauptperson des Stückes ist Figaro; Hr. Dr. Pohl hatte das richtige Gefühl, daß sich dieser Held Beaumarchais' von den Opernfigaros wesentlich unterscheiden müsse; er ist kein gewandter Agent des vornehmen Abenteuers, kein Hintertreppensactotum; er ist Redner, Dichter, Musiker, Spieler, er hat eine bewegte Vergangenheit hinter sich; aber mehr als alles das ... er ist besonders in seinem großen Monolog eine Art von Narciß, ein Philosoph, der sich mit dem Räthsel seines eigenen Ich beschäftigt, ein Mensch aus der dunkeln Menge, ein Rebell gegen die großen Herren, die sich deshalb für große Geister halten. Kurz, Figaro muß bei aller seiner Gewandtheit doch einen sehr ernsten Fonds besitzen und es ist durchaus nicht leicht, diese Gegensätze zu vereinigen in einer glaubwürdigen Darstellung. Wenn auch Figaro erst im letzten Act die Triumphe seiner tieferen geistigen Bedeutung ausspielt, so muß man doch schon früher merken, daß er sie in der Hand hält. Hrn. Pohl gelang es von Hause aus, diesen Eindruck hervorzurufen.

Graf Almaviva ist ein vornehmer Lebemann, der auf

Liebesabenteuer ausgeht: Hr. Ottbert gab ihm elegante Haltung und leichten Ton. Die Gräfin des Frl. Friedhoff hatte einen anmuthenden sanften Zug. Von so idealer Reinheit, wie die Gräfin der Mozart'schen Oper, die in zwei Arien uns ein so inniges Gefühl offenbart, ist indeß die Gräfin des Lustspiels von Beaumarchais durchaus nicht: sie bebt vor gewagten Abenteuern nicht zurück und das Spiel mit dem Pagen Cherubin ist doch mehr als ein harmloses Puppenspiel: es liegt darin eine Anwandlung von Untreue und die Hingebung an einen sinnlichen Reiz. Frl. Butze war eine gewandte und kokette Susanne: nur nimmt diese talentvolle Darstellerin in letzter Zeit allzu oft einen gleichmäßigen, wenn auch wirksamen komischen Ton an; man merkt zu sehr die etwas in die Länge gezogene Zündschnur, mit der sie ihre Pointen losbrennt. Frl. Tullinger war ein recht artiger Page Cherubin; Frau Schubert hütete sich mit Recht, aus der Marzelline eine Caricatur zu machen: das würde die immerhin ernste Verwickelung des Stückes, das Wiederfinden des verlorenen Sohnes, vollkommen ungenießbar machen. Die Darsteller fanden alle verdienten Beifall.

Am Carolatheater hat die längstersehnte Zugoperette: „Der lustige Krieg" ihren Einzug gehalten und bereits eine ziemlich lange Reihe von Aufführungen erlebt. Die Verfasser des Textes sind Zell und Richard Genée, der Componist ist der jüngere Johann Strauß. Die Firma ist hinlänglich bekannt aus „Donna Juanita" und man weiß ja auch, was man von einer derartigen Operette zu erwarten hat: Lagerscenen und Märsche, verkleidete und maskirte Frauen, ein paar burleske Scenen, irgend ein Liebesabenteuer mit glücklichem Ausgang. Diese Erwartung täuscht „Der lustige Krieg" durchaus nicht. Geführt wird er von Genna gegen Massa wegen einer Tänzerin; doch die Pirouetten derselben bleiben hinter den Coulissen. Dagegen dreht sich die Handlung um eine Ehe per Substitution, bei welcher der Stellvertreter aber selbst ernste Absichten hat und durch eine kleine Urkundenfälschung erreicht. Ein holländischer Tulpenzwiebelhändler muß den Herzog spielen, was seinem drolligen Weibchen befremdend genug vorkommt, und dies, sowie das Gebahren einer Amazone, die an einen verkleideten Corporal erinnert und eine Schaar von kriegerischen Mädchen commandirt, bringt die komischen Wirkungen hervor. Es ist das Alles nicht neu und nur die Variante der Substitutionsehe bringt einige Abwechslung in das oft Dagewesene. Dafür ist die Operette ein Schatzkästlein anmuthender Melodien und enthält eine Menge anziehender Nummern. Hin und wieder ist auch das Bestreben des Componisten nach opernhaften Wirkungen unverkennbar, die über den Effect der graziösen Tanzrhythmen hinausgehen, namentlich in den beiden Partien des Liebespaares. Frl. Sandorić (Violetta) wurde diesen Intentionen des Componisten gerecht, weniger Hr. Winter (Umberto), der seine schönen Stimmmittel noch nicht künstlerisch zu beherrschen vermag. Frl. Lauder als Else war wie immer von drolliger Naivetät. Hr. Hanno spielte den Tulpenzwiebelhändler (Balthasar) in der Maske des Herzogs mit grotesker Komik, ebenso Frl. Gauger die derbe Wachtstubenheldin Artemisia. Der lächerliche Marchese wurde von Hrn. Haßkerl gut gespielt und gesungen. Das Zusammenspiel an dieser Bühne verdient seit längerer Zeit alles Lob: auch wurden die Ensemblescenen durch neue Kostüme und decorativen Schmuck gehoben. Die auf der Bühne platzende Granate stellte der Maschinerie des Theaters ein günstiges Zeugniß aus.

Zu seinem Benefize gab Hr. Präger ein selbstverfaßtes Volksstück mit Gesang: „Des Hauses Frieden", mit einigen rührenden und komischen Scenen, welches dem Benefizianten manchen Beifall eintrug, obschon die Mache des Stückes einen etwas lockern äußern Zusammenhang zeigt. Hr. Wander brachte zu seiner Benefizvorstellung die alte Posse: „Die Mottenburger" von Kalisch und Weihrauch, die trotz etwas verbrauchter kleinstädtischer Motive durch viele wahrhaft witzige Wendungen des Dialogs und gelungene, rhythmisch und sprachlich wohlgegliederte Couplets vor vielen neueren Gesangsposssen den Vorrang behauptet. In der That machen diese seinen Witze jetzt weniger Eindruck auf das Publicum, als die absurdesten Kalauer; Hr. Wander freilich fand mit seinen Couplets lebhaften Beifall. Die Aufführung griff gut ineinander: die schwädelnde Katharine des Frl. Lauder, der beredte Cornelius des Hrn. Haßkerl, der lasterhafte, brutale Bürgermeister des Hrn. Hanno, die graziöse Wittwe Wackernagel des Frl. Köttschau, der drastische Tittjendei des Hrn. Richter bildeten ein ergötzliches Ensemble.

Rudolf von Gottschall.

Musikbericht aus Dresden.

Wie sehr die Generaldirection des königl. Hoftheaters bestrebt ist, uns in der Oper, neben dem Besten, was wir der Vergangenheit verdanken, mit den neuesten musikalisch-dramatischen Werken der Gegenwart bekannt zu machen, mag aus dem Umstande hervorgehen, daß Ihnen mein jüngster, vor 14 Tagen an Sie gerichteter Bericht die erste Aufführung des Musikdramas „Hagbarth und Signe" meldete und ich Ihnen heute schon wieder über eine erste Aufführung einer neuen romantischen Oper in Dresden zu referiren habe. Vergangenen Sonntag, den 26. März, ging „Käthchen von Heilbronn", Text frei nach Kleist's gleichnamigem Schauspiel von Heinrich Bulthaupt, Musik von Carl Reinthaler, auf unserem königl. Hoftheater in Scene. Der Oper war schon von Frankfurt am Main und Hamburg aus, woselbst frühere und mit großem Erfolg gekrönte Aufführungen derselben stattgefunden hatten, der beste Ruf vorausgegangen und wir dürfen sagen, daß unsere Bekanntschaft mit dem Werke selbst nur dazu beitrug, die darüber verbreitete gute Meinung zu rechtfertigen. Der Verfasser des Textes hat es verstanden, die etwas umständliche und verwickelte Handlung des Kleist'schen Schauspiels in gewandter Weise für die Oper zu vereinfachen und uns zugleich menschlich näher zu bringen. Käthchen ist z. B. nicht blos die Pflegebefohlene des alten Friedebornn, sondern dieser ist ihr Vater, wodurch sich manche Scene ergreifender und wärmer gestaltet und die eigentlich außerhalb des Stückes liegende Beziehung der Heldin zu einem deutschen Kaiser ganz wegfällt. Auch Graf Wetter vom Strahl ist weniger schwankend und extravagant, Kunigunde, wenn auch das böse Princip, so doch nicht so sehr Scheusal, daß keine Spur von dramatischem und menschlichem Interesse an ihr übrig bliebe. Fern sei es von uns, Heinrich v. Kleist's schönem Dichterwerke mit unseren Bemerkungen zu nahe treten zu wollen; manches aber, was in Kleist's Tagen in einer aufgeregten Zeit seine Erklärung findet, erscheint heute nicht mehr zeitgemäß und vieles, was im Schauspiel noch verständlich ist, wird für die Oper nur zum Ballast. — Sollen wir nun, indem wir uns Reinthaler's Musik zuwenden, über diese zunächst ein allgemeines Urtheil aussprechen, so dürfen wir sagen, daß wir es in seinem „Käthchen" mit einem Kunstwerk zu thun haben, das ebenso sehr den gründlich geschulten und feingewandten Fachmann, als den romantisch und poetisch empfindenden und dabei auf eignen Füßen stehenden Tondichter verräth. Das Orchester, obgleich abwechselnd in den prächtigsten und duftigsten instrumentalen Farben prangend und sowol in der Anwendung seiner verschiedenen Gruppen, als durch seine meist höchst anziehende polyphone Gestaltung eine darin waltende Meisterhand gewahren lassend, wiegt doch nirgends so sehr vor, daß es, wie dies heute von den meisten neueren Operncomponisten geschieht, die Stimmen der Sänger deckte und die letzteren nöthigte, ihren Gesang zu bloßen musikalischen Ausrufungen oder zu einem Geschrei zu

Digitized by Google

steigern, um sich überhaupt hörbar zu machen. Der Gesang selber, den uns die Solisten Reinthaler's vernehmen lassen, ist recht eigentlich das, was die Italiener un bel canto nennen, nämlich ebensa melodiös und getragen, als dankbar und wirkungsvoll. Unsere Sänger müssen sich, nach der meladischen Einäde und den gestaltlosen musikalischen Declamatianen und Recitationen, in denen sie sich jüngst drei Stunden lang in „Hagbarth und Signe" ergehen mußten, in Reinthaler's „Käthchen" wie in einer besseren Welt vorgekammen sein. Trotz ihrer gesanglich classischen Gestaltung ist aber Reinthaler's Melodie, ihrem inneren Gehalt nach, frei von wälscher Färbung; sie erweist sich durch und durch als deutsch und trägt ebensa sehr der dramatisch musikalischen Charakteristik und der ast leidenschaftlichen Bewegung, welche die Oper fardert, als dem besonderen Stimmungsgebiet, dem ein Staff wie Käthchen van Heilbrann angehört, in empfundenster und stilvallster Weise Rechnung. Eine besandere Meisterschaft zeigt der Componist in der Behandlung seiner Ensembleslücke, einer Kunstfarm, die wir schmerzlich in den meisten neueren Opern vermissen, weil deren Schöpfern die hierzu unentbehrliche Varschule und das, aus derselben hervorgehende musikalische Können mangelt. Reinthaler's Ensembles wirken dappelt, weil er sie nicht als Concertstücke behandelt, sandern dem Drama und dessen Handlung als deren gesteigerteste Momente einfügt: eine künstlerische Verwendung des Ensembles, welche die Oper zuerst Mozart verdankte. Eine eigenthümliche aber mit Feingefühl innegehaltene musikalische Mittelstellung zwischen älterer und neuester Zeit weiß Reinthaler dem Stile seiner Oper dadurch zu verleihen, daß er seinen in die classische Kunstform gekleideten Duetten, Terzetten, Arien und Liedern nicht den herkömmlichen eigentlichen Abschluß giebt, sondern sie, ahne einen solchen, der Tausprache des unmittelbar an dieselben wieder anknüpfenden musikalischen Dramas einreiht — ein Verfahren, das, wenn es sa maß- und tactvoll durchgeführt wird, wie von unserem Tondichter, ebensowol in der heroischen wie in der romantischen Oper in Erwägung gezagen zu werden verdient, während es in der kamischen Oper, wie uns die Erfahrungen der letzten Jahre lehrten, ein sa sicheres Scheitern derselben herbeiführt, daß auch wirkliche Talente demselben nicht vorzubeugen vermögen. — Zu den schönsten Tonsätzen der Reinthaler'schen Oper gehört im ersten Act Käthchen's Erzählung: „Als ich in der Sylvesternacht mein Aug' zum Schlaf geschlassen", sawie ihr Duett mit dem Grafen; im zweiten Act das denselben eröffnende tief stimmungsvalle Thürmerlied, wabei wir im Orchester die Wipfel des die alte Burg umgebenden Eichenwaldes feierlich und leise in der Morgendämmerung rauschen und die weichen süßen Vogelstimmen zu hören glauben, die in der Morgenfrühe eines schönen deutschen Frühlingstages in unsere Träume hineinklingen. Höchst humoristisch ist das Trinkterzett dieses Actes, schwungvall und warm das Duett zwischen Kunigunde und dem Grafen, und zum Schönsten gehört die Beschwörung am Ende des Actes, durch welche der Graf Käthchen veranlaßt, mit ihrem Vater in die Heimath zurückzukehren. Hier kommen getragene Posaunen, Hörner und höchst discret und piano behandelte Trampeten zu einer rührenden und Wehmuth im Herzen des Hörers hervarrufenden Wirkung und zwar darum in erhöhtem Grade, weil der Componist nicht (wie hentzutage sa vielfach geschieht) solche Wirkungen im Varaus schan abgenutzt, sandern sie dem rechten dramatischen Momente aufgespart hat; im Uebrigen gelangt bei ihm, wie bei unseren Classikern, das Streicharchester wieder zu der ihm gebührenden daminirenden Stellung in der Totalität des instrumentalen Tangewebes, mit welchem sich dann das weichere, dustigere Calarit der Holzbläsergruppen aber die erzgepanzerte Stärke und glänzende Fülle der Blechbläsergruppen um so wohlthuender vermählen und dem Orchester in seiner Gesammtheit jenes in sich schön vermittelte, wohlkautende und valltönende instrumentale Calarit verleihen, das wir seit längerer Zeit in neueren Werken zu Gunsten einseitiger greller Effecte verschwinden sahen und schmerzlich vermißt haben. Im dritten Act ist noch der von frommer Romantik durchwehte Gesang der Nonnen, die Verschwörungsscene des Rheingrafen mit dem Chor und das große Finale — im vierten Act endlich das ebenso rührende wie humaristische Lied Gottschalk's und das liebebeglückte Duett Wetter vam Strahl's und Käthchen's besanders hervorzuheben. — Die edle und ahne Aufbietung eines überflüssigen Pathas direct zum Herzen gehende Tonsprache der neuen Oper verfehlte nicht der glänzendsten Wirkung auf unser hauptstädtisches, das große Haus bis auf den letzten Platz dicht füllendes Publicum. Die Vertreter der Hauptpartien: Frau Schuch als vortreffliches und durch ihre liebliche Erscheinung rührendes Käthchen, Frl. Reuther als dramatisch und gesanglich sehr hervortretende Kunigunde, Frl. Nanitz als wackere Schaffnerin, Hr. Riese, der als Graf zur vollen Wirkung seiner schönen Stimme gelangte, Hr. Degele, der den Vater Käthchen's mit warmer Empfindung gab und sang, endlich die Herren Erl, Fischer und Decarli, sowie nicht weniger der Componist, der zweimal stürmisch gerufen ward, ernteten allerseits, bald einzeln, bald verbunden, den wärmsten und verdientesten Beifall. Die decorative und scenische Ausstattung gehört zu den geschmackvallsten, welche wir hier erlebten. Das höchste Lob aber gebührt Hrn. Hofkapellmeister Schuch, dessen liebevolles Eingehen auf die Partitur des umfangreichen Werkes (das, wie jede neue Oper, kleine Kürzungen und Veränderungen nothwendig machte) und dessen unermüdliche Sargfalt bei den Praben sicher zu dem glänzenden Gelingen der ersten Aufführung vieles mit beigetragen haben. Reinthaler's „Käthchen van Heilbrann" wird sicher eine große Anzahl vau Wiederhalungen auf unserer Bühne erleben und laden wir alle wahren Freunde guter Musik in Leipzig, die die kurze Spazierfahrt nach Dresden nicht scheuen, ein, sich an denselben mit uns zu erfreuen. Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

□ Das van dem dänischen Bischaf Dr. Manrad geschriebene, van A. Michelsen ins Deutsche übersetzte Andachts- und Erbauungsbuch: „Aus der Welt des Gebetes", das s. Z. auch in diesen Blättern angezeigt warden ist und seitdem in den weitesten Kreisen Eingang gefunden hat, ist soeben in siebenter Auflage erschienen. Dieser Erfolg ist bei einem Andachtsbuch, wie diese Schrift im besten und edelsten Sinne genannt werden kann, jedenfalls ungewöhnlich und ein sprechendes Zeugniß dafür, wie der geist- und gemüthvolle Verf. verstanden hat, den rechten Ton zu treffen und die religiöse Weihe, die überaus wohlthuend über sein Buch ausgegassen ist, mit einer ebenso tiefen, als gesunden Welt- und Lebensanschauung zu verbinden. Wir können die Lectüre dieses Buches nur auf's Angelegentlichste empfehlen und finden es namentlich auch geeignet zu einer Weihegabe für gereiftere Canfirmanden.

Als ein weiteres varzügliches Confirmationsgeschenk für ältere und begabtere Canfirmanden aus gebildeten Ständen, namentlich auch als schöne Gabe für studirende Jünglinge, kann eine soeben im Verlage van Dörffling & Franke erschienene, vom Professar Lic. Dr. Höhne herausgegebene Schrift, die den Titel trägt: „Galdene Worte", bestens empfahlen werden. Der auf literarischem Gebiete bereits wahlbekannte Verf. hat mit staunenswaerther Belesenheit und mit feinem Geschick eine überaus reiche Sammlung von christlichen Sentenzen und van Ausspräuchen, die sich über das ganze weite Gebiet der sittlich-religiösen Wahrheiten verbreiten, zur religiösen Erbauung und Anregung zusammengestellt. Eine lange Reihe von Denkern und Rednern aus fast allen Jahrhunderten der christlichen Kirche zieht hier am Leser vorüber, darunter die größten Leh-

ter und erleuchtetsten Zeugen der Kirche; die Geister aller christlichen Zeiten grüßen sich in der Schrift und der harmonische Zusammenklang ihrer Stimmen ist für jedes Christenherz eine Freude und eine Erhebung. Daneben findet sich eine gonze Reihe bedeutender Aussprüche von weltlichen Clossikern, auch von solchen sog. „storken" Geistern, die dem Christenthum indifferent gegenüber gestonden hoben, und die doch auch für dasselbe in verschiedenen hervorragenden Sentenzen ein gewichtiges Zeugniß obgelegt haben. So erfüllt die Schrift zugleich einen opologetischen Zweck. Mit großem Recht ist unter den Classikern der weltlichen Literatur besonders Goethe häufig citirt, der in vielen hier mitgetheilten Aussprüchen tiefer Lebensweisheit und wahrhaft erbaulichen Sentenzen den religiösen Hintergrund seiner Welt- und Lebensonschauung klar durchblicken lößt. Der goldene Faden, on den sich die, natürlich nicht alle gleichwerthigen Perlen edler und schöner Gedanken über sittliche und religiöse Frogen reihen, ist das heil. Voterunser, on dessen Worte sie onklingen, oder von dessen Gedanken sie ein Nachklang sind. Außer als Confirmotionsgobe eignet sich die treffliche Schrift in ihrer edlen Weitherzigkeit und ihrem umfassenden Inhalt ouch als Gobe für ernstere Gebildete, welche dem Christenthum noch seener stehen, ouf die gerode eine solche Schrift eine besonders onziehende Kraft ousüben wird.

—m— Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgong des Mittelolters in den Erzöhlungen deutscher Geschichtschreiber von Dr. Georg Erler. Erste Lieferung, Leipzig, Alphons Dürr. 1882. 8°. VIII, 80 S. 1 *M.* — Die Klage, doß unsere Jugend weit besser in der Geschichte von Griechenland und Rom zu Hause sei als in der unsern, ist alt, und wenn sich ouch in den letzten Johrzehnten, seit die neuere Geschichtswissenschaft eine kräftige Rückwirkung ouf die Schulen öußert, monches in dieser Hinsicht gebessert hat, so wird es in der Hauptsoche doch nicht eher anders werden, ols bis die deutsche Geschichte ebenso wie die Geschichte des Alterthums durch Einführung in ihre Quellen den Lernenden lebensvoller vor Augen gerückt wird. Wir begrüßen doher jeden derortigen Versuch und so ouch das Werk, dessen erste Lieferung vor uns liegt, mit Freude. In drei Bänden will der Verfasser die gesammte Geschichte des deutschen Mittelalters in der Gestolt von Auszügen ous den besten Quellen, denen er nichts als einen knoppen verbindenden Text hinzufügt, dorstellen. Selbstverständlich ist das Buch nicht für den Gelehrten bestimmt; auch derjenige Geschichtslehrer, der sich mit der Quellenkunde des Mittelalters durch eigenes Studium vertraut gemocht hat, wird es entbehren können, wenn ihm die nöthigen literarischen Hilfsmittel erreichbar sind. Aber wie oft ist dies nicht der Fall, wie oft steht dem Lehrer auch beim besten Willen nicht die Zeit zu Gebote, sich unmittelbar aus den Quellen ouf den Unterricht vorzubereiten. Hier ist ihm der Stoff schon geordnet geboten; er kann ihn nicht blos zu seinem Vortrage benutzen, sondern wird das Buch ouch ohne Zweifel mit großem Erfolge seinen reiferen Schülern zum Selbststudium onempfehlen können. Auch für den Geschichtsunterricht in Mittelschulen und Volksschulen kann Erler's Werk, verständig benutzt, sehr nützlich werden. — Die erste Lieferung enthält die Berichte von Julius Cäsar (Comm. de Bell. Gall. IV. VI.), Vellejus, Cassius Dio und Tocitus über die Germonen der ältesten Zeit und ihr Zusammentreffen mit den Römern; natürlich ist die Germonio des Tacitus zum größten Theil (Cop. 1—27) ousgenommen. — Die Ausstottung des Buches ist, wie mon dies bei der Verlogshandlung ollerdings vorauszusetzen gewohnt ist, vortrefflich, der Preis — es soll in 15 bis 18 monatlichen Lieferungen à 1 *M.* erscheinen — überaus mößig.

— Dreißig Johre deutscher Geschichte. Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Mit einem Rückblick auf die Zeit von 1815 bis 1840. Von Karl Biedermann, ord. Honorar-Professor on der Universität Leipzig. Breslou und Leipzig, Verlog von S. Schottländer. — Von diesem, in Lieferungen zur Ausgabe gelangenden Werke ist soeben der erste Band zur Vollendung gekommen, der mit dem Sommer des Jahres 1849 abschließt, so daß ein Urtheil, inwieweit es dem Verfasser gelungen ist, die sich selbst gestellte Aufgode zur Lösung zu bringen, schon gegenwörtig gestattet sein mog. Prof. Biedermonn hat sich über den Plan seines Unternehmens in dem, der ersten Lieferung vorgedruckten Vorwort des Näheren ousgesprochen. Seiner Auffossung nach liegt der Schwerpunkt der Action in den letztverwichenen dreißig Johren deutscher Geschichte in den Anstrengungen und Kömpfen, in denen das deutsche Volk nach den höchsten Gütern gerungen hot: noch jener festen Einheit, ohne welche ein Volk keine Nation, sondern nur eine todte Masse zerstückelter Glieder ist, und noch jener gesetzlichen Freiheit, welche der Einheit selbst erst wohren Werth und eine sichere Grundloge giebt. Unter diesem Gesichtspunkte die Ereignisse und Begebenheiten der letzten dreißig Jahre in Deutschland vorzuführen und zu veranschaulichen, das ist der leitende Grundgedanke des Verfassers gewesen. Das Moteriol für die Geschichte einer noch so nahen Vergongenheit hat selbstverständlich nicht den Archiven entnommen werden können und ist selbst ous Bibliotheken nur mongelhaft zu beschaffen gewesen. Dagegen haftet den Mittheilungen des Werks der hochschätzbare Vorzug on, doß der Vers. den wichtigsten Begebenheiten und einem sehr großen Theil der hervorogenden Persönlichkeiten ous der Epoche, welche er schildert, unmittelbar nohe gestanden hot, denn Prof. Biedermann gehörte bereits dem Vorparlament und der Nationalversommlung von 1848, sowie dem Erfurter Porlament und einer langen Reihe der sächsischen Landtage als sehr thätiges, vielfoch einflußreiches Mitglied an und hat ouch publicistisch eine bedeutsome Wirksamkeit als langjähriger Redacteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" hinter sich. Somit war er, indem er die Geschichte der letzten dreißig Johre niederschrieb, wie kaum ein zweiter in der Lage, Selbsterlebtes und Selbstbeobachtetes zu berichten. Wenn es, dieser persönlichen Betheiligung an dem Gonge der Ereignisse ungeachtet, ihm gelungen ist, thunlichst noch ollen Seiten hin gerecht zu werden und einen einseitigen Parteistandpunkt nicht auskommen zu lassen, so ist dos dem Werke ols ein gonz besonderer Vorzug nochzurühmen. Sein Buch soll kein „gelehrtes" Werk sein; es wendet sich nicht blos an die engen Kreise der Männer von Fach, sondern an Alle, denen es um geschichtliche Bildung, um eine deutliche und vorurtheilslose Erkenntniß ihrer vaterländischen Zustönde ernstlich zu thun ist. Eine weitere Besprechung bleibt bis zu gönzlicher Vollendung des Werkes, das auf zwei Bände (Preis 10 *M.*) veranschlogt ist, vorbehalten. Nur die eine Bemerkung sei noch gemacht, daß das Buch nicht blos die politische Geschichte der Johre 1840—1871 giebt, sondern sich über dos gonze Culturleben der deutschen Nation verbreitet, somit olso auch die religiöse, wissenschaftliche und literarische, wie die wirthschaftliche und soeiale Bewegung dieser Zeitperiode in das Bereich seiner Erörterung zieht.

Leipzig, 31. März. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redoction der Leipziger Zeitung die nochverzeichneten buchhändlerischen Novitöten eingegongen:

Adreßbuch von Schwarzburg-Rudolstadt. X. Bd. des statistischen Universal-Handbuch, Ortslexikon und Landeskunde für Deutschland. Leipzig, Alb. Ferd. Thieme.

Baur, Beicht- und Kommunionbuch. 3. Aufl. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 1,80 *M.*

Benseler, Der Optimismus des Sokrates ꝛc. Beigabe zum Osterprogramm des K. Gymnasiums zu Chemnitz.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 14. u. 15. Heft (Schluß des 1. Bd.). Leipzig, F. A. Brockhaus. à 50 ₰.

Collection of British Authors Tauchnitz Edition. Vol. 2031, 2033—2038 & 2045. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. à 1,60 M.

Collection of German Authors Tauchnitz Edition. Vol. 42 & 43. Leipzig, Bernh. Tauchnitz. à 1,60 M.

v. Cölln, Heimatskunde. Lieder im Volkston. 4. Aufl. Leipzig, Ev. Vereinshaus. 20 Pf.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine, von M. v. Nathusius und D. v. Oertzen. Märzheft. Leipzig, J. C. Hinrichs. Viertelj. 2 M.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrh. in Neudrucken herausgegeb. von Bernh. Seuffert. 5. Heft: Faust. Ein Fragment von Goethe.

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart, von Rich. Fleischer. 3. u. 4. (März- u. April-) Heft. Berlin, Otto Janke. Viertelj. 6 M.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. IV. Jahrg. 7. Heft. Wien, A. Hartleben. à 70 Pf.

van Dewall's Novellen: Mondschein-Geschichten. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 5 M.

Droegert, Posttabelle für das deutsche Reichspostgebiet. Frankfurt a. M., Matzlau & Waldschmidt. 50 Pf.

Du Chaillu, Im Lande der Mitternachts-Sonne. 8. bis 10. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 1 M.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. 2. Abthlg. 1. u. 2. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt.

Erfindungen und Erfahrungen. Neueste, von Dr. Koller. 4. Heft. Wien, A. Hartleben. à 60 Pf.

Erich's poetische Blätter: Erstlinge. Dresden, E. Pierson. 1,50 M.

Erler, Deutsche Geschichte. 1. Lfg. Leipzig, Alphons Dürr. à 1 M.

Esmarch, Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen. Ein Leitfaden für Samariter-Schulen in 5 Vorträgen. 1,50 M.

Faust siehe „Deutsche Litteraturdenkmale" 2c.

Fontane's Novelle: L'Adultera. Breslau, S. Schottländer.

Glossograph, Der, automatischer Schnell-Schreib-Apparat. Erfunden von Am. Gentilli. Leipzig, J. J. Weber.

v. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrh. 5. Aufl. 1. bis 4. Bd. Breslau, Ed. Trewendt. à 5 M.

Götzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer. 9. Heft. Leipzig, Woldemar Urban. à 1 M.

v. Hoeleß, Jacob Böhme und die Alchymisten. 2. Ausg. Leipzig, J. C. Hinrichs. 2 M.

Herbst, Encyklopädie der neueren Geschichte. 10. u. 11. Lfg. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. à 1 M.

Hertel, Verzeichniß sämmtlicher Ortschaften 2c. im Königr. Sachsen und im Herzogth. Sachsen-Altenburg. Chemnitz, Postsecr. H. Hertel, Selbstverlag. 75 Pf.

Herten's Roman: Das stille Haus. Breslau, S. Schottländer.

Höhne, Goldene Worte. Anklänge an die Worte und Gedanken des heiligen Vater-Unser's aus fast allen Jahrhunderten der Kirche. Leipzig, Dörffling & Franke. 5 M.

Hübbe-Schleiden's Vortrag: Weltwirthschaft und die sie treibende Kraft. Hamburg, L. Friederichsen & Co.

Kaltbrunner, Der Beobachter. Allgemeine Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute. 10. u. 11. (Schluß-) Lfg. Zürich, J. Wurster & Cie. à 1,20 M.

Keck, Die Pfingstweihe oder die Einsegnung. 3. Aufl. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. à 1,20 M.

Kleinpaul, Rom in Wort und Bild. 13. u. 14. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. à 1 M.

Klende, Vom phantastischen Pessimismus zum freudigen Realismus. Leipzig, Roßberg'sche Buchhdlg. 2 M.

Kohlschütter's Predigt vor dem Schlusse des Landtags: „Das Leben des Christen, ein steter Siegeskampf." Dresden, R. v. Zahn.

v. Lankenau's Roman: Turkmenenrache. Breslau, S. Schottländer.

v. Leixner, Unser Jahrhundert. 39. u. 40. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 Pf.

Löffler, Mutter und Kind. Rathgeber für die Wochen- und Kinderstube. Leipzig, Hoffmann & Ohnstein. 2,20 M.

Lossen, Der Kölnische Krieg. Vorgeschichte 1565—1581. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 15 M.

Luftschifferbibliothek. Zeitschrift des deutschen Vereins zur Förderung der, 2. Heft. Berlin, Polytechnische Buchhdlg. A. Seydel. Jährl. 12 M.

Meding, Fünfundachtzig Jahre unseres deutschen Kaisers. Festschrift zum 22. März c. Stuttgart & Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 2 M.

Möbius, Die Nervosität. Leipzig, J. J. Weber. 2 M.

Moldenhauer, Das Weltall und seine Entwickelung. 5. u. 7. Lfg. Köln, Ed. Heinr. Mayer. à 80 Pf.

Moltke, Max, Schutz- und Trutzlieder für die Siebenbürger Sachsen und das Deutschthum in Oesterreich. Leipzig, Siegismund & Volkening. 50 Pf.

Monopol. Gedanken eines sachverständigen Sachsen. Leipzig, J. C. Hinrichs.

Monrad, Aus der Welt des Gebetes. Deutsch von A. Michelsen. 7. Aufl. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 3 M.

v. Morawiew-Burjolom, Der Czarenmord am 13. März 1881. Eine polit. Studie. Dresden, R. v. Grumbkow.

Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde. 3. Bd. 1. Heft. Dresden, Wilhelm Baensch. Jährl. 6 M.

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. März-Heft. Breslau, S. Schottländer. Viertelj. 6 M.

Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden 2c. 18. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 2 M.

v. Nußbaum, Eine kleine Haus-Apotheke. 2. Aufl. Berlin, Otto Janke. 1 M.

Oelheimer Petroleum-Industrie, Die, von Wilhelm Graf Kleist. Dresden, Heinr. Morchel.

v. Ohneraft, Geschichtsphilosophische Abhandlungen. Berlin, Thormann & Goetsch.

Pallmann's Vortrag: Petroleum in der Mark Brandenburg. Berlin, J. Klönne & G. Müller.

Politische Gesellschafts-Blätter. Social-politische Wochenschrift. 1. Jahrg. 3., 11., 13., 14. u. 15. Hft. Berlin, R. Pohl. Viertelj. 4 M.

Programme und Jahresberichte von Schulen, Gymnasien 2c.: Jahresbericht über die öffentliche Handels-Lehranstalt zu **Chemnitz**; 28. Bericht über die öffentliche Handelslehranstalt der **Dresdner** Kaufmannschaft Ostern 1882; XXI. Programm des Bizthum'schen Gymnasiums zu **Dresden**; dgl. der Realschule I. O. zu **Leipzig**; dgl. der II. O. daselbst; dgl. des K. Gymnasiums daselbst; dgl. des Nicolai-Gymnasiums daselbst; Bericht über die öffentliche Handelslehranstalt daselbst für das 51. Schuljahr 1881/82; dgl. der Bürgerschulen zu **Morienberg**; 4. Bericht über die Bürger- und Fortbildungsschulen zu **Mittweida**; Jahresbericht über die Gymnasial- und Realschul-Anstalt zu **Plauen** i. V. Dazu eine Beilage Sensling's: Die nordisch-germanische Mythologie und der Mythus von Thor; dgl. der Volksschule und Fortbildungsschule zu **Rendnitz**; dgl. der Realschule II. O. daselbst; Nachrichten über das Johanneum, Gymnasium und Realschule I. O. in **Zittau**; Jahresbericht über das K. Schullehrerseminar zu **Zschopau**; dgl. des Gymnasiums zu **Zwickau**.

Richter-Hagen, Die Deutschland gegenwärtig bewegenden großen Fragen und das Verhältniß der Fortschrittspartei zu denselben. Hagen in W. u. Leipzig, Herm. Risel & Cie. 1,50 M.

Riedr, Kleiner methodischer Schulatlas für die Unterklassen höherer Schulen. Gera, Ißleib & Rietzschel. 1 M.

Rosenthal-Bonin's Roman: Das Gold des Orion. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 5 M.

Rückert's gesammelte poetische Werke. 14. bis 17. Lfg. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. à 50 Pf.

Sammlung von Vorträgen. Von W. Frommel u. Fr. Pfaff. VII. 5.: Uhlhorn, Das Christenthum und das Geld. Heidelberg, Carl Winter. 80 Pf.

Schanz, Heil dir, mein Oesterreich! Deutsche Lieder aus der Gegenwart. 3. Aufl. Leipzig, Carl Rühle.

Schulz' Adreßbuch für den deutschen Buchhandel 2c. Jahrg. 1882. Leipzig, Otto Aug. Schulz. 12 M.

v. Schweiger-Lerchenfeld, Griechenland in Wort und Bild. 5. Lfg. Leipzig, Heinr. Schmidt & Carl Günther. à 1,50 M.

Scubitz, Leitfaden der Wechsellehre. Leipzig, Roßberg'sche Buchhdlg. 2,40 M.

Sensling siehe „Programme 2c. Plauen".

Silberstein's „Worte am Grabe Berthold Auerbach's". Breslau, Preuß & Jünger. 30 Pf.

Spamer's Illustrirtes Konversations-Lexikon der Gegenwart. 12. u. 13. (Schluß-) Lfg. Leipzig, Otto Spamer. à 3 M.

Stein, Cardinal Albrecht. Historische Erzählung aus der Reformationszeit. Halle, Buchhdlg. des Waisenhauses. 3,60 M.

Stees's, Adolf, Roman: Ohne Ideale. 1. u. 2. Bd. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Sydow, Gerichtskostengesetz und Gebührenordnung für Gerichtsvollzieher 2c. Berlin, J. Guttentag. 80 Pf.

System Tooke, Das. Wien, Frdr. Otto Sintenis.

Tabakmonopol 2c. Zum Gesetzentwurfe betr. das Reichs-, Vom Tabaksmaller Arm. Meffert. Bremen, J. Kühtmann.

Uhlhorn siehe „Sammlung" 2c.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. 3. u. 4. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Vivonna. Gedenkblätter von Theod. Vulpinus. Leipzig, Rich. Eckstein.

Voigt, Karte der geschichtlich denkwürdigen Ortschaften 2c. des deutschen Reichs 2c. Leipzig, Siegismund & Volkening. 1,50 M.

Vom Fels zum Meer. Illustrirte Zeitschrift. April-Heft. Stuttgart, W. Spemann.

Währungsfrage 2c., Verhandlungen des deutschen Reichstags über die, 2. Heft der „Schriften des deutschen Vereins für internationale Doppelwährung". Berlin, Walther & Apolant.

Weber, Gastronomische Bilder. Leipzig, J. J. Weber. 5,50 M.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung 2c. 3. (März-) Heft. Leipzig, Rich. Lesser. Viertelj. 1 M.

Wörner, Die Sage von den Wanderungen des Aeneas. Abhandlung zum Programm des K. Gymnasiums zu Leipzig.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 28. Donnerstag, den 6. April. 1882.

Inhalt: Richard Wagner's Bühnenweihfestspiel „Parsifal", von Gustav Portig. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Die deutschen Landsknechte, von Dr. Friedr. Blau. Zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Stadt Schneeberg, von Heinr. Jacobi. Universal-Handbuch, Ortslexikon und Landeskunde für Deutschland).

Richard Wagner's Bühnenweihfestspiel „Parsifal".

Von **Gustav Portig.**

(Schluß.)

Wolfram hat seinen Stoff und theilweise auch die Behandlung desselben dem Conte du Graal des Chrestien von Troies entnommen, welcher zum ersten Male die drei Sagen vom Gral, von der Tafelrunde und vom Parcival verschmolzen hatte. Die neuere Forschung hat nachgewiesen, daß die Gralsage in der biblischen Erzählung von der Einsetzung des Abendmahls und in der kirchlichen Legende wurzelt, derzufolge der Gral die Abendmahlsschüssel Christi ist.

Bei Wolfram ist der Gral ein Edelstein von unvergleichlichem Werth, der ursprünglich im Himmel aufbewahrt, von Engeln bedient, später aber zur Erde herabgebracht und den reinsten Menschen zur Pflege übergeben worden ist. Er ist eine Offenbarung des göttlichen Wesens selbst, ein Spender des höchsten irdischen Glückes und des ewigen Heiles. Nur Christen und unter diesen nur die Reinen erschauen ihn; für sie bedeutet er nicht blos die Gewähr der Auferstehung, sondern auch ein sichtbares Zeichen des Dogmas von der Dreieinigkeit, denn jährlich am Charfreitage sendet Gott der Vater eine weiße Taube (das Symbol des heiligen Geistes) herab auf die Erde, welche eine Oblate (den Leib des Gottessohnes) auf den Stein niederlegt, damit dessen Wunderkraft immer von Neuem belebt werde. Der Gral wird aufbewahrt in einem kostbaren Tempel auf Monsalvat (mons salvationis, Berg der Rettung), wo er zu seinem Schutz und seinem Dienst sich selbst einen König und eine Gemeinde erkoren hat, deren Glieder frei sind von schweren Sünden. Alle Ritter haben der weltlichen Minne entsagt und werden überall zum Schutze der Unschuld ausgesandt. Als erster König hat Titurel mehrere hundert Jahre über die Gralsgemeinde geherrscht; nachdem dessen Sohn Frimutel an einer im Kampfe erhaltenen Wunde gestorben, verstrickt sich dessen Nachfolger Amfortas in die Bande einer sündigen Liebe. Zur Strafe dafür empfängt er durch einen Heiden eine furchtbare Wunde, welche nicht eher sich schließen soll, als bis ein vom Gral selbst Berufener ihm Heilung bringt; diesem aber soll alsdann die Krone des Grales zufallen. Die Geschichte dieses erkorenen Gralkönigs, des Parcival, entrollt nun Wolfram in einem wunderbar zarten und tiefreligiösen Seelengemälde.

Herzeloyde hat von Gahmuret den Parcival als einzige Erinnerung an ein kurzes eheliches Glück behalten; in der Einsamkeit des Waldes erzieht sie den Liebling, um ihn vor dem Schicksale des Vaters zu bewahren. Als er eines Tages von vorüberziehenden Rittern gehört, daß ein König lebe, durch dessen Gunst auch er ein Ritter werden könne, da reißt er sich los von der geliebten Mutter, welcher sein Verlust das Herz bricht. Einfältig und als ein Thor zieht der Knabe hinaus in die Welt, die er ebenso wenig kennt wie sich selbst. Da trifft er einen ehrwürdigen Alten, Gurnemanz von Graharz, welcher ihn in allem ritterlichen Wesen unterrichtet. Um sich sodann als Ritter zu bewähren, rettet er die Königin Condwiramur und gewinnt ihre Hand. Bald aber reißt er sich wieder von ihr los und trifft den Gralkönig Amfortas in seiner Burg. Diesem war geweissagt worden, daß er nur dann von seinen Leiden werde erlöst werden, wenn einst ein Ritter die Frage an ihn richte, was ihm fehle. Parcival wird nun mit großem Gepränge in die Gealsburg aufgenommen; er sieht, wie eine blutende Lanze von einem Knappen im Saale herumgetragen wird und hört, wie alle Anwesenden in jähe Klagerufe deshalb ausbrechen. 24 Jungfrauen schreiten hervor, in ihrer Mitte die schönste Königin, den h. Gral tragend; alle Ritter und Frauen empfangen durch des Grales Wundermacht Speise und Trank. Amfortas reicht dem Parcival ein Schwert zum Andenken und erwähnt seine Verwundung. Dies alles sieht und hört Parcival, fragt aber nicht, was es bedeute; fragt nicht, was dem König fehle. Nach einer Nacht voll wirrer Träume erwacht er in ganz anderer Umgebung; als er von dannen reitet, schilt ihn ein Knappe eine Gans, daß er den Wirth nicht gefragt habe. In Trauer um ein unbewußt verscherztes Glück zieht Parcival weiter und gelangt zu König Artus, in dessen Tafelrunde er feierlich aufgenommen wird. Da eilt Cundrie, die Gralsbotin, herbei und schleudert die furchtbarsten Anklagen gegen Parcival, weil er den Amfortas nicht aus seinen Leiden erlöst hat. Parcival aber in tiefstem Schmerz beschließt, jetzt einzig noch zu gewinnen, was er verscherzt hat. Zum Abschied wünscht ihm Gawan Gottes Segen, Parcival jedoch bricht aus in den erschütternden Ruf: „Wehe, was ist Gott? Wäre Gott gewaltig, so hätte er nimmermehr solche Schmach zugelassen! Seit ich Kunde von seiner Gnade gewann, habe ich ihm gedient; nun widersage ich ihm und bin bereit, seinen Haß zu tragen!" Er verrichtet gewaltige Thaten in allen Landen, aber in seine Seele will kein Friede kommen. So ist er Jahre lang umhergezogen, ohne ein Gotteshaus zu betreten, gequält von Sehnsucht nach dem geliebten Weibe und dem erträumten Hort des Heiles. Da begegnet er an einem Charfreitag einem grauen Ritter, der mit den Seinen eine Bußfahrt zu einem Einsiedler gemacht hat. Der Ritter räth ihm, Trost in seiner Zerrissenheit bei jenem Eremiten zu suchen. Parcival lehnt anfangs ab, endlich aber überläßt er sich der Leitung seines Rosses, ob es ihn zum Tröster trage. Es führt ihn zum Einsiedler hin, und vor ihm demüthigt sich nun Parcival mit den Worten: „Herr, nun gebt mir Rath; ich bin ein Mann, der Sünde hat." Trevrizent, der Bruder des Amfortas und Oheim des Parcival, erlöst ihn nun von seinen Zweifeln. Gott übe an allen denen, welche sich vor Hochfahrt hüten, gleiche Barmherzigkeit. Parcival erfährt den Tod seiner Mutter, die Verwundung des Amfortas und seine Schuld an dessen Leid durch Unterlassung der Frage.

Parcival gesteht, daß er der Unselige gewesen; Trevrizent aber hofft, daß Gott noch alles zum Besten fügen werde. Den scheidenden Parcival segnet Trevrizent und heißt ihn nachmals auf sein endliches Heil vertrauen. Von Neuem vollbringt Parcival wunderbare Thaten; der Kampf mit dem eigenen, von ihm nicht gekannten Bruder ist seine letzte Prüfung. Cundrie, die ihn einst verflucht hat, verkündet ihm, daß er durch einen neuen Gralsspruch zum Könige des Grales ausersehen sei. Von Cundrie geleitet betritt er aufs Neue die heilige Burg Munsalvat. Amfortas fleht den Parcival an, ihm den Tod zu geben. Dieser aber wirft sich in brünstigem Gebete vor dem Grale nieder, und, erleuchtet von demselben, fragt er den kranken König: „Oheim, was fehlt euch?" Da gesundet Amfortas, Parcival wird König des Grales und mit seiner Gattin wieder vereinigt.

So ist Wolfram's Parcival das großartigste Kunstepos, mit psychologisch meisterhafter Charakteristik in lebendiger Geschichte die tiefsten religiös-sittlichen Fragen behandelnd. Wolfram's Schöpfung ist innerhalb des Mittelalters dasselbe, was im Alterthum der Prometheus des Aeschylus, für die Neuzeit Goethe's Faust ist: eine Schilderung des von Gott sich entfremdenden, Gott aber nach schweren Kämpfen wiederfindenden Menschen. Das ursprünglich kindlich reine Gemüth des Parcival wird auf einer langen Reihe von Abenteuern und Irrfahrten hineingerissen in den bestechenden Zauber, aber auch in die Versuchungen der Welt. Diese Welt will er durch eigene Kraft erobern und überwinden, aber allmälig wird der Hochmuth des sich selbst genügenden Menschen in ihm gebrochen und der demüthig gewordene zur dauernden Herrschaft des Gral berufen. So ist Wolfram's Parcival die Frucht und zugleich die Verherrlichung des specifisch-deutschen Gemüthes; er ist einer der schwersten, aber auch dankbarsten Stoffe für einen Tonmeister ersten Ranges. Die Idee, mit allen Mitteln der modernen Musik, insbesondere mit der Sprache des Orchesters, die Geschichte des Parcival zu schildern, darf als eine überaus glückliche bezeichnet werden. Was hat nun Richard Wagner aus Wolfram's Parcival gemacht?

* * *

Die Vorgeschichte seines „Parsifal" wird uns beim Beginn des Dramas durch Gurnemanz, einen alten Gralsritter, erzählt. Sie ist folgende. Die Schale, aus welcher Christus beim Abendmahl getrunken und in welche sein Blut vom Kreuz herab geflossen war, desgleichen den Speer, welcher ihm die Seite verwundet, haben einst seine Leute dem Titurel übergeben. Dieser bewahrt sie in einem heiligen Tempel, wo sie von ihm und reinen Rittern geschützt werden. Da möchte auch Klingsor an der Herrlichkeit des Grales theilnehmen, weil er Ekel vor seinem sündigen Treiben empfindet. Als der Hüter des Grales ihn von sich weist, beschließt er Rache. Er umgiebt sich mit einem Zaubergarten, in welchen er „teuflisch holde" Frauen setzt, damit sie die Hüter des Heiligen zu sündiger Lust verlocken. Auf diese Weise hat er schon viele Gralsritter in das Verderben gelockt; da zieht endlich Amfortas, der Nachfolger des Titurel, zur Zerstörung der Zauberburg aus. Schon ist ihm der Sieg gewiß, da wird auch er durch eigene Schuld die Beute eines „furchtbar schönen" Weibes. Infolge dessen darf Klingsor sich des heiligen Speeres bemächtigen, und den König beginnt eine tiefe Wunde in der Seite zu brennen. Fliehend retten ihn die Seinigen, aber tiefe Trauer herrscht in Munsalvat und als einziger Hoffnungsstrahl leuchtet auf ein Spruch am Grale, welcher lautet: „Durch Mitleid wissend der reine Thor, Harre sein, den ich erkor."

In dem Augenblicke, da die Knappen diesen Urtheilsspruch des Gral wiederholen, flattert ein wilder Schwan, von einem Pfeile durchbohrt, sterbend auf die Bühne; Parsifal, der den Pfeil abgeschossen, wird vorgeführt. Gurnemanz macht ihm wegen dieses Mordes im heiligen Hain die bittersten Vorwürfe, wodurch Parsifal so erschüttert wird, daß er Pfeil und Bogen von sich wirft. Auf Gurnemanz' Fragen kann er über seinen Namen, Herkunft und Ziel keine Auskunft geben. Er berichtet nur, daß er mit seiner Mutter Herzeleide in wildem Walde einsam gewohnt habe und daß er einmal vorüberziehenden, glänzenden Rittern nachgeeilt sei, ohne sie zu erreichen. Da erfährt er durch Kundry, daß er durch seine willkürliche Entfernung der Mutter das Herz gebrochen habe. Erst erfaßt ihn wilde Wuth, dann aber steht er erstarrt; Kundry verfällt in dumpfen Schlaf und Gurnemanz nimmt den Parsifal mit hin zum Grale. Dort soll Amfortas in feierlichem Hochamte den Gral vor den Rittern enthüllen, aber er schreckt davor zurück, weil seine Wunde, die ewige Mahnerin an seine Sünde, immer wieder Blut ausfließen läßt. Als Amfortas bewußtlos zurücksinkt, ertönt von oben herab der Gralsspruch und die Ritter sprechen Amfortas leise Trost zu; dieser erhebt sich wieder, der Gral spendet den Rittern Brod und Wein, und unter weihevollen Wechselgesängen und Stimmen aus der Kuppel begehen sie das Abendmahl. Der regungslos zuschauende Parsifal hat der Aufforderung des Gurnemanz, am Mahle theilzunehmen, nicht Folge geleistet; nichts von allem, was er gesehen, hat er verstanden, und deshalb wird er von Gurnemanz als ein Thor hinausgestoßen.

Im zweiten Aufzuge erblicken wir Klingsor in einem Thurmverließ seines Zauberschlosses, wie er aus der Tiefe die Ursünderin Kundry beschwört, damit sie den Parsifal verführe. Parsifal ersteigt die Burg, schlägt die verzauberten Ritter zurück und wehrt die teuflisch holde Frau ab. Da ruft ihn Kundry bei seinem Namen und erzählt ihm vom Ende seiner Mutter. Um den sich selbst heftig anklagenden Parsifal zu trösten, küßt ihn Kundry; auf einmal aber brennt in diesem das Verlangen sündiger Liebe und zugleich die Wunde des Amfortas in seinem Herzen. Da stellt sich seinem Blicke wieder das heilige Gefäß dar, und er fleht zum Herrn, daß er ihm einen Weg der Rettung zeige. Eine Vision offenbart ihm, wie Amfortas in den Armen der Kundry das Heil seiner Seele verscherzt hat; darum stößt er die Kundry auf ewig von sich, als diese ihn zum zweiten Male küssen will. Verzweifelnd klagt ihm Kundry, daß ein Fluch auf ihr ruhe, weil sie einst den Heiland mit dem Kreuze verlacht habe. Sie kann nicht weinen und nicht rein werden, denn sie ist verurtheilt, lachend dahin zu leben in wildem Sündentreiben. Sie bittet Parsifal: er möge ihr nur eine Stunde Liebesglück in seinen Armen schenken, damit sie an seiner Brust weinen könne und so entsündigt werde. Parsifal aber verheißt ihr nur dann Erlösung, wenn sie ihm zu Amfortas den Weg zeige; da jedoch Kundry immer wieder um Mitleid für sich fleht, so stößt er sie abermals von sich. Nunmehr verflucht Kundry den Weg des Parsifal und der auf ihren Ruf erschienene Klingsor schleudert den heiligen Speer nach diesem. Die Waffe bleibt schweben über dem Haupte des Standhaften; als dieser mit ihr das Zeichen des Kreuzes macht, versinkt das Zauberschloß, der Garten verdorrt, Kundry bricht schreiend zusammen und Parsifal eilt triumphirend von dannen.

Im dritten Aufzuge werden wir wieder erinnert an das Leiden des Amfortas. Da dieser den begehrten Trost nicht erlangt hat, so weigert er sich, den Gral noch länger zu enthüllen. Weil infolge dessen die Ritterschaft das heilige Mahl nicht empfängt, hat sie ihre Kraft verloren. Titurel ist gestorben, Gurnemanz lebt einsam als hochbetagter Greis in einem Winkel des Waldes. Als er am Morgen eines Charfreitages aus seiner Hütte heraustritt, findet er Kundry in tiefem Schlafe erstarrt und erweckt sie. Da auf einmal schreitet Parsifal in völlig schwarzer Rüstung heran. Gurnemanz und Kundry erkennen ihn; der erstere verheißt ihm, noch heute zu Amfortas ihn zu führen. Nachdem Kundry Parsifal die Füße gewaschen und gesalbt, Gurnemanz ihm

aber das Haupt gesalbt, tauft Parsifal als König des Grals die Kundry, welche nun endlich Thränen findet und sich erlöst fühlt.

Inzwischen begehen die Ritter in der Gralsburg die Todtenfeier Titurel's. Die im Sarge liegende Leiche des Vaters fleht Amfortas um Fürsprache bei dem Erlöser an, damit ihm endlich der Tod zu Theil werde. Da erscheint Parsifal mit Gurnemanz und Kundry und berührt mit der Spitze des Speeres Amfortas' Seite. Dieser ist sofort heil und entsündigt; die eintretende Glorienbeleuchtung des erglühenden Grales erweckt den alten Titurel aus dem Todesschlaf, welcher sich segnend im Sarge erhebt. Eine weiße Taube schwebt aus der Kuppel herab und verweilt über Parsifal's, des neuen Königs, Haupte. Kundry sinkt entseelt zu Boden nnd Alle brechen aus in die Schlußworte „Höchsten Heiles Wunder: Erlösung dem Erlöser!"

An diesem Wagner'schen Parsifal haben wir zunächst zu beanstanden, daß er an fühlbarer Thatenlosigkeit krankt; die ganze lange Entwicklung des Wolfram'schen Parcival durch die weltliche Ritterschaft hindurch fehlt. Wir geben den Wagnerianern zu, daß im Drama nicht so breit wie im Epos alle Stadien der psychologischen Durchbildung des Parsifal entfaltet werden konnten; wenn aber nun einmal der Held auf blose Thaten zurückgedrängt sein soll, dann verlangen wir, daß es wenigstens seine eigenen, daß sie rein sittlicher Natur seien. Wenn aber im entscheidenden Moment Parsifal der Versuchung nur darum widersteht, weil ihm eine überirdische Vision die Gefahr und die Folgen des Nachgebens zeigt, so wird der Schwerpunkt des Handelns aus dem Parsifal heraus und in die helfende, göttliche Gnade hineinverlegt. Es ist nicht mehr Parsifal selbst, der sich sittlich bestimmt aus Pflichtgefühl und aus reiner Liebe zum Guten, sondern es agirt eigentlich eine verborgene Macht nur durch ihn, indem sie ihm Furcht vor den Folgen seines Abfalls einflößt. Wenn übrigens Wagner für die Tändeleien der „teuflisch holden Frauen", die Bitten und Verwünschungen der Kundry und endlich für die Schmerzausbrüche des Amfortas ziemlich viel Raum hat, warum läßt er uns eine nur einigermaßen reicher ausgeführte Gestalt des Parsifal so schmerzlich entbehren?

Weiterhin sind die Motive der Verstoßung vom Gral, des Zweifels und Irrens ganz andere bei Wagner als bei Wolfram. Während letzterer die Entwicklung und Bethätigung seines Helden auf den sittlichen Gegensatz von Hochmuth und von Demuth gründet, so verflüchtigt Wagner diesen Gegensatz zu dem rein intellectuellen von Wissen und Nichtwissen. Wagner's Parsifal ist wiederum ein Abklatsch der Schopenhauer'schen Philosophie, denn er soll zu „Wissen und Mitleid" gelangen einzig durch die Abkehr von der Ursünde, nämlich der Geschlechtsliebe. Weil Parsifal vorschriftsmäßig zweimal im Verlaufe der Handlung nach dem Herzen greift, so soll damit erwiesen sein, daß „der Menschheit ganzer Jammer auf ihn eindringt". Die Berührung des Weibes werde für Parsifal ein Quell der Erkenntniß, vor welcher Tod und Thorheit weichen müssen; damit zugleich gehe ihm auf das Wissen um den Grund der Leiden dieser Welt und das Mitleid mit den Leidenden.

„Der Fluch, welcher auf dem gesammten Dasein ruht und auf der Quelle alles Daseins, der sinnlichen Liebe, wird überwunden für die Gesammtheit durch das Opfer des Erlösers und durch die Auserlesenen, welche seiner Spur folgen." So die Wagnerianer. Wie entsetzlich wohlfeil gelangt man doch hier zur Ehre eines „Erlösers" oder „Heilandes", wenn man mit irgend einem Unglücklichen nur Mitleid empfindet und die sinnliche Liebe als die Ursünde erkennt. Ein Mensch wie Wagner's Parsifal darf im günstigsten Falle verglichen werden mit einem Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, nicht aber mit Christus, welcher vermöge seiner Abkunft das Elend der ganzen Menschheit auf seinem Herzen zu tragen vermochte. Ebenso muß man entschieden ablehnen, daß die sinnliche Liebe an sich schon etwas Unheiliges oder gar Quell alles Sündenelends sei; zur Sünde wird sie nur außerhalb der sittlichen Ordnung, und als „Ursünde" darf sie selbst dann nicht angesehen werden. Die letzte Wurzel der Sünde liegt vielmehr in dem selbstsüchtigen Willen, welcher sich wider das Sittengesetz auflehnt. Es ist denn doch ein himmelweiter Unterschied, wenn Christus erlösen will von der Sünde, Parsifal-Wagner aber von dem Dasein überhaupt. Ganz besonders aber müssen wir dagegen protestiren, daß Taufe und Abendmahl auf der Bühne gefeiert werden. Man mag die Bedeutung dieser beiden kirchlichen Handlungen setzen, worein man will: dorthin gehören sie nicht. Dazu kommt, daß die Wirkung beider Sacramente im „Parsifal" eine rein magische, äußerlich-leibliche ist. Es überschreitet denn doch jedes Maß der künstlerischen Freiheit, wenn das Abendmahl wirklich als solches auf offener Bühne gehalten wird, auf denselben Brettern, wo an demselben Abend der widerwärtigste Zauberspuk und an anderen Abenden seichte Machwerke sich breit machen. Die Gralsritter empfangen wirklich „den Leib, welchen Christus als Sühne darbot", der heilige Geist bringt ihn sichtbar herab vom Himmel in Gestalt einer Taube, Christi Stimme ertönt von oben „Nehmt hin mein Blut um unserer Liebe willen! Nehmt hin meinen Leib, auf daß (?!) ihr mein gedenket", worauf sich die Becher mit Wein füllen und neben jedem Becher ein Brod erscheint. Ja, noch mehr! Der Gral wird „Gott selbst" genannt; während einst der Heiland bei der Einsetzung des Abendmahls Wein und Brod in Blut und seinen Leib verwandelt habe, so verwandle er jetzt Blut und Leib in Wein und Brod, damit wiederum das Brod in Leibes Kraft und Stärke gewandelt werde und der Wein in feuriges Lebensblut. Dadurch sollen die Gralsritter fähig werden, „zu wirken des Heilands Werke und zu kämpfen mit seligem Muthe!" Läßt sich wol ein widerwärtigeres Durcheinanderwerfen rein materiellen Genusses geistlicher Speisung und magischer Verwandlung denken?

Der vorigen Ausstellung an Gewicht fast gleich kommt diejenige, daß auf des heiligen Speeres Spitze die Wendung des ganzen Dramas beruht. An den Besitz dieses Speeres knüpft sich das Königthum des Grales, der Spitze des Speeres entfließt (sichtbar!) heiliges Blut, die Berührung der heiligen Lanze heilt sofort die Wunde des Amfortas, so daß „durchzuckt von seligsten Genusses Schmerz Amfortas des heiligsten Blutes Quell fühlt sich gießen in sein Herz". Die Erlösung hängt also schließlich nicht an der freien göttlichen Gnade, noch auch am menschlichen Sehnen, sondern an der rein äußerlichen Berührung mit einem Stückchen Metall!

Hiermit in engem Zusammenhange steht die ungeheuere Wirkung, welche das blose Zeichen des Kreuzes hervorbringt! Als Parsifal dasselbe macht mit der heiligen Lanze, entflieht die ganze höllische Zauberwelt; er ist gefeit, weil der heil'ge Speer mechanisch über seinem Haupte schweben bleibt! Wie effectvoll ist ferner das Erglühen des Grales und die Anbetung desselben durch Parsifal! Das non plus ultra aller nachgeahmten kirchlichen Magie ist aber das Anflehen einer im offenen Sarge daliegenden Leiche um Fürsprache im Himmel und die Wiederbelebung dieser Leiche auf einige Augenblicke, damit diese sich segnend aus dem Sarge erheben kann. Wir gestehen, daß uns Derartiges geradezu anwidert.

Was die Repräsentanten des Bösen im Stücke anlangt, Klingsor und Kundry, so ist wenigstens der erstere zwar nicht eine Personification des Teufels selbst, aber doch eine scharf ausgeprägte Gestalt, während in der Kundry alle möglichen sagenhaften Elemente zusammengeschweißt sind. Das Schuldbekenntniß und die Sehnsucht nach Thränen im Munde der Kundry ist vielleicht das poetisch Brauchbarste im ganzen Drama; der grelle Uebergang von einschmeichelnder Liebe zum Fluche ist für den Componisten gewiß sehr dankbar.

Doch genug! Wir sind überzeugt, daß Wagner wieder

Stellen von hinreißender Klangschönheit, von großartiger Instrumentirung zu diesem Text componirt hat; über die Armuth der dichterischen Composition könnte uns aber die genialste Musik nicht hinwegtäuschen, den geistigen Gehalt des Textes müssen wir als dürftig und theilweise völlig verfehlt bezeichnen. Weder die echte Kunst noch die Religion kommen zu ihrem Recht; das Heiligr wird profanirt, das Schöne krankt am Marasmus der Schopenhauer'schen Philosophie, das Ganze reizt die Phantasie und verödet das Herz*).

*) Wir können uns nicht versagen, hier eine Stelle aus einem Privatbriefe wiederzugeben, der uns von einem kunstverständigen Freunde zugegangen ist. Die wenigen Worte scheinen uns die Quintessenz dessen zu enthalten, was sich über die Wagner'schen Schöpfungen vom objectiven Standpunkte aus sagen läßt. Der Autor wird uns die Indiscretion, mit Hinsicht auf den guten Zweck derselben, zu Gute halten. Die Stelle lautet: „Mir fällt immer wieder auf, daß jedes echte vornehme Kunstwerk seine Wirkung äußert, ohne sich gleichsam um die Wirkung zu bekümmern; es ist in sich und um seiner selbst willen entstanden, die Wirkung, die es äußert, ist mehr eine indirecte, als eine directe. Zieht man aber bei Wagner die Wirkung ab, so scheint mir gar nichts mehr übrig zu bleiben, es ist alles um der directen Wirkung willen gemacht und auf dieselbe berechnet; daher hat der Eindruck auf mich immer etwas Brutales und obwol ich die Macht des Eindrucks nicht hinwegleugnen kann, so entziehe ich mich derselben doch lieber, als daß ich mich ihr hingebe." D. R.

Bücherbesprechungen.

** Die deutschen Landsknechte. Ein Culturbild von Dr. Friedrich Blau, Oberlehrer an der Realschule I. Ordnung zu Görlitz. Mit 52 Holzschnitten, 5 photolithographischen Tafeln und einem Titelblatte nach Hans Holbein. Görlitz, C. A. Starke, 1882. — Auf der Grundlage des Fronsberger'schen, im Jahre 1564 zum ersten Male erschienenen „Kriegsbuches", der „Historia Herrn Georgen und Herrn Kasparn von Frundsberg von Ad. Reißner 1572" sowie einer in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts erschienenen Monographie „Georg von Frundsberg oder das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation" von F. W. Berthold giebt der Verfasser ein Bild des deutschen Landsknechtswesens, dieser von dem „letzten Ritter" Maximilian geschaffenen und besonders von Georg von Frundsberg vervollkommneten Institution, eine Darstellung der Werbung, Musterung und Vereidigung, der Bewaffnung und Kampfesweise, der Kriegsthaten der Landsknechte, deren Lagerlebens und Trachten u. s. w. Wenn auch die vorliegende Schrift keine neuen und überraschenden Aufschlüsse über das Landsknechtswesen giebt, so ist in derselben doch das Wissenswerthe darüber geschickt und ansprechend zusammengestellt. Sehr dankenswerth ist die Beigabe der Illustrationen — Holzschnitte und Photolithographien —, treuer Nachbildungen von Bildern und Zeichnungen zeitgenössischer Künstler, wie Dürer's, Jost Amman's, Holbein's u. A., aus dem Leben und Treiben der Landsknechte. Auch Proben aus der deutschen Dichtung und den prosaischen Erzählungen des 15. und 16. Jahrhunderts, in welcher die Landsknechte selbstverständlich eine große Rolle spielen, enthält eines der Schlußcapitel.

* Zur 400jährigen Jubelfeier der Stadt Schneeberg, welche im December vorigen Jahres unter allgemeiner Theilnahme begangen wurde, hat der Realschul-Oberlehrer Heinrich Jacobi in Verbon seiner Vaterstadt eine Gedenkschrift gewidmet (1481 Schneeberg 1881, Druck und Verlag von C. M. Gärtner in Schneeberg), in welcher derselbe, wenn auch nicht eine vollständige Chronik der ehrwürdigen Bergstadt, so doch eine Skizze von deren geschichtlicher Entwickelung giebt und interessante Bilder aus den verschiedenen Epochen der Stadt und ihres Lebens zusammenstellt. Im Anhange sind einige Gedichte des Verfassers, welche das Bergmannsleben behandeln, sowie der Wortlaut der Urkunde über die Verleihung des Schneeberger Stadtwappens im Jahre 1665 durch Kurfürst Johann Georg mitgetheilt, auch eine Abbildung dieses Stadtwappens nach dem Originale in Farbendruck, sowie der Hauptkirche zu Schneeberg vor dem im Jahre 1719 erfolgten Brande ist dem dankenswerthen Schriftchen beigefügt. Die Einleitung des Abschnittes „Von den öffentlichen Angelegenheiten" S. 75, welche lautet: „Schneeberg gehört nach der revidirten Städteordnung unter die Mittelstädte und wird verwaltet von einem Bürgermeister, dem ein Raths- und ein Stadtverordneten-Collegium zur Seite stehen", würde in dieser Fassung vor dem Richterstuhle einer auf das sächsische Verwaltungsrecht sich stützenden Kritik allerdings nicht bestehen können.

M. Von dem geographisch-statistischen Universal-Handbuch, Ortslexikon und Landeskunde für Deutschland, begonnen von Max Starke und fortgesetzt von Albert Ferdinand Thieme, ist der 10. Band erschienen, welcher das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt umfaßt. Das Werk ist ein Adreßbuch, ein Staats- und Communal-Handbuch, zum praktischen Gebrauche für Staats- und Gemeindebehörden, Industrielle, Kaufleute, Gewerbtreibende und Landwirthe, welches auf Grund amtlicher Quellen bearbeitet, einen so sicheren und zuverlässigen Wegweiser abgiebt, wie ihn nur die penibelste Gewissenhaftigkeit herzustellen vermochte. Der Band „Schwarzburg-Rudolstadt" ist 17 Bogen stark und enthält als Nachtrag Listen und Tabellen. Die erste Abtheilung bringt den staatlichen Theil, welcher eine geographische, statistische, politische und historische Darstellung des Fürstenthums, das fürstliche Haus, den Hofstaat, die Hofhaltung, Dienerschaft, Orden und Ehrenzeichen, fürstlichen Sammlungen, Gesandtschaften und Consulate, Reichsbehörden und Anstalten, das Staatsministerium und die geistlichen und weltlichen Landesbehörden vorführt. Dem folgen die dem Ministerium, Abtheilung für innere Landesverwaltung, untergeordneten Behörden und Anstalten, und als dritte Abtheilung die dem Ministerium, Abtheilung für Finanzangelegenheiten, untergeordneten Behörden und Anstalten. Dann folgen als vierte Abtheilung die dem Ministerium, Abtheilung für Kirchen- und Schulsachen, untergeordneten Behörden und Anstalten. Den Schluß bildet der communale Theil, mit gleicher Genauigkeit und Vollständigkeit gegeben wir der staatliche Theil. Er giebt die Größe und die Einwohnerzahl des Fürstenthums, die Eintheilung der Landrathsamtsbezirke Rudolstadt, Königsee und Frankenhausen in gerichtlicher und militärischer Hinsicht und in Kirchen- und Schulangelegenheiten an, nennt ihre Behörden und deren Mitglieder, führt sämmtliche Städte, Dörfer und selbständige Gutsbezirke auf, mit deren geographischer Lage, Post, Gerichtsbarkeit, Communalbehörden, Standesamt, Geistlichen, Lehrern, Aerzten, öffentlichen Anstalten und Stiftungen, Credit- und Versicherungsinstituten, Vereinen und Corporationen, sämmtlichen Besitzern von Domänen, Rittergütern, Bauergütern und sonstigem ländlichen Grundbesitz bis zu 5 Hektaren herab, sämmtlichen Industriellen, Kaufleuten, Gewerbetreibenden von Stadt und Land, die Zahl der Wohnhäuser, Haushaltungen und Einwohner jeden Ortes und bringt endlich auch geschichtliche Notizen zu jeder Ortschaft. Man ersieht aus dieser eingehenderen Vorlage, daß das „Universal-Handbuch" für die gesammte Industrie, für Handel und Wandel, ja man könnte sagen für alle Lebensstellungen und Beschäftigungen von wesentlicher Bedeutung ist, und daß die Anerkennung, welche ihm aus allen, selbst den höchsten Gesellschaftskreisen zu Theil geworden, eine gerechte und wohlverdiente ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. C. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 29. Sonntag, den 9. April. 1882.

Inhalt: Rosegger's Schriften des Waldschulmeisters, von Julius Rieffert. — Ueber die Lage der Landbevölkerung in Britisch-Indien. I. u. II. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Das Oupnek'hat. „Gedanken und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Hochschulen", von Gust. Körting. Mittelhochdeutsche Grammatik, von Wilh. Paul. K. A. Hahn's Althochdeutsche Grammatik, herausgeg. von Jos. Strobl. Literarische Stoßvögel, von R. Treitschke. Repetitorium der englischen Sprach- und Literaturgeschichte, von Dr. John Wilkins).

Rosegger's Schriften des Waldschulmeisters.

Es ist eine rechte Sonntagslectüre, dieses Buch!*) Abseits von der Heerstraße des Gewöhnlichen und Alltäglichen liegt es mit seinem absonderlichen Inhalt und tiefen Gehalt, und wie der siebente Tag vor den Tagen der Woche der Ruhe und Beschaulichkeit gewidmet ist, so steckt auch in diesen „Schriften des Waldschulmeisters" im Gegensatz zu manchem hastigen Werkeltagsproduct der Literatur eine ernste Mahnung zur Betrachtung von Lebenswerth und Menschenbestimmung verborgen. In dieser Hinsicht habe ich das Werk eine Sonntagslectüre genannt. Es würde auch schwer halten, mit seinen Ideen so nebenbei am Alltage fertig zu werden: was das Buch dem Leser bietet und aufnöthigt, erfordert zur Aufnahme Betrachtung, Ruhe und Beschaulichkeit.

P. K. Rosegger, der Dichter der Steiermark, repräsentirt, was heutzutage doppelt schwer wiegt, eine wirkliche dichterische Individualität und steht trotz mancher Schwächen, die mit seinen Stärken aber untrennbar verbunden sind, als ein echter Poet in der Literatur da. Durch die Herausgabe seiner „Ausgewählten Schriften", welche die Verlagshandlung von A. Hartleben in Wien soeben beendet hat**), tritt Rosegger zum ersten Mal als ein Ganzes vor das Publicum. Die Ausgabe wird dem Dichter zu weiterer Bekanntschaft verhelfen, welchen Dienst Gesammtausgaben schon oft Schriftstellern von geringerer Berühmtheit und größerer Berechtigung an dieselbe geleistet haben. Diese Gesammtausgabe enthält auch die „Schriften des Waldschulmeisters". Außerdem liegen dieselben noch in einer zierlichen Separatausgabe vor und zwar bereits in dritter Auflage derselben Ausgabe, die unten in der Anmerkung genannt ist.

Rosegger's Schriften charakterisirt eine gewisse Weltflucht, ein Zurückweichen aus dem großen Getriebe der Welt in die stille Einsamkeit der Natur und der einfacheren Verhältnisse menschlicher Gesellschaft, allwo es, dies ist Rosegger's Ueberzeugung, überall besser und schöner zugehe. Gewiß wird die Berechtigung dieser Ansicht ein Jeder bis zu einem gewissen Grade zugeben; aber bei dem steirischen Autor tritt diese Anschauung mit etwas zu einseitiger Bevorzugung auf, als daß sie nicht einen leisen Zug von Krankhaftigkeit an sich tragen müßte. Man möchte solchen Helden, wenn sie wund an Seele und Geist die Welt, an deren Härten und Ecken sie sich arg gestoßen, fliehen und in die Einsamkeit entweichen, oft zurufen: Vergeßt, was Euch geschehen und fangt etwas Neues an, aber bleibt in der Welt! Doch für solch eine männliche That sind diese Helden meist zu weich; sinnig und innig pulsirt ihr Gemüthsleben, die Reflexion, die „ewige Betrachtung des Geschehenen" überwiegt die Action, das Vergessen des Alten; das Erringen des Neuen. Für solche Naturen ist die Welt nicht geschaffen, nicht deren Genuß, für sie giebt es nur die Einsamkeit, die Entsagung. Dies ist es, was ich oben unter: Weltflucht verstanden habe, welcher Weltflucht ein leiser sieche Zug nicht abgesprochen werden kann. Aber es giebt Krankhaftigkeiten, die schön genannt werden müssen; sagt man doch, daß selbst die köstliche Perle nur einer Krankheit der Muschel ihr Dasein verdanke! In dieser Hinsicht möchte man sich Rosegger's Einseitigkeit nicht wegwünschen, abgesehen davon, daß dieselbe, wie schon gesagt, einen integrirenden Bestandtheil seiner künstlerischen Individualität bildet.

Einer dieser Weltflüchtigen ist auch unser Waldschulmeister Andreas Erdmann, der Held vorliegenden Buches; dieser aber weiß sich aus seiner Weltflucht durch Arbeit und That wieder zu erlösen. Die Idee der Erlösung von der Schuld, Mensch zu sein, und zwar durch die That, zieht sich durch dies ganze Buch: an mehreren Personen wird sie gezeigt. Jung, bescheidenen Verhältnissen im Salzburgischen entsprossen, ist er, nachdem seine Eltern ihm früh weggestorben, in die Welt gestoßen und derselben müde geworden. Die Leute, welche sich seiner annahmen, hat der Knabe früh verloren; als man ihn in die Gelehrtenschule zu Salzburg schickt, entzweit er sich mit den dortigen Lehrern, die mit hartem, despotischem Sinn den menschlichen Geist einer todten Gelehrsamkeit dienstbar machen wollen, und muß das Institut verlassen. Er paßt nicht in diese „verkehrte Welt" hinein. Bei einem Freiherrn von Schrankenheim wird er Hauslehrer, und zwar von dessen hochbegabtem Sohne; eine heftige Leidenschaft für seines Zöglings Schwester jedoch treibt den Jüngling wieder von seinem Asyl fort. Er wird Soldat, und zwar unter Napoleon, dessen wuchtige Größe seinen Sinn für das Erhabene gefangen nimmt; auf den Schneefeldern Rußlands kämpft er für seinen Kriegsherrn, auf den Gefilden Leipzigs erschießt er im Kampfe seinen einzigen Freund, der ihm noch geblieben und welcher, seiner Nation getreu, gegen den großen Eroberer ins Feld gezogen ist. Dieser Mord — denn als solchen betrachtet Erdmann den von ihm verschuldeten Tod des Busenfreundes — bringt den Rasenden zur Besinnung; das Bild des erschossenen treuen Andreas Hofer, dem er, ehe er sich den „Franzen" in die Arme warf, kurze Zeit gedient, steigt von Neuem vor seinem Geiste empor und stellt ihm das Verwerfliche seines vaterlandsbaren, ziellosen, wilden Treibens so recht deutlich vor Augen. Jetzt will er aus der Welt, da er in derselben doch wie mit einem Fluche belastet umherirre. Er hört, daß sein ehemaliger Gönner, der Freiherr von Schrankenheim, einen Menschen brauche, den er in einen fernen Winkel seiner Herrschaft senden müsse, einen Winkel, einen „mit Brettern verschlagenen Weltwinkel", der, einsam und völlig culturlos, des Berathers, Lehrers und Erziehers brach liege. „Weit von hier, tief drinnen in den

*) Die Schriften des Waldschulmeisters. Herausgegeben von P. K. Rosegger. Dritte Auflage. Wien, Pest, Leipzig 1882, A. Hartleben.

**) In zwölf Bänden Octav oder sechszig Lieferungen. In diesen ist das in steirischem Dialekt geschriebene „Tannenharz und Fichtennadeln" nicht enthalten, ebenso der Roman „Der Gottsucher".

Alpen, dehnen sich zwischen Felsgebirgen große Waldungen, in welchen Hirten, Schützen, Holzschläger, Kohlenbrenner beschäftigt sind, in welchen auch andere Menschen wohnen, wie sie sich etwa redlich zurückgezogen, oder unredlich geflüchtet haben, und die nun durch erlaubten oder unerlaubten Erwerb ihr Leben fristen. Wol wahr, es sind finstere Menschen, in deren Herzen das Unglück oder noch was Aergeres nagt. Sie haben weder einen Priester, noch einen Arzt, noch einen Schullehrer in ihrer Nähe; sie sind ganz verlassen und abgesondert und nur auf ihre Unbeholfenheit und auf ihr eigenes ungezügeltes Wesen angewiesen" (S. 59). In diesen Winkel, welcher später, nach seiner Cultivirung, den Namen Winkelsteg erhält, flüchtet sich, mit Genehmigung des Waldherrn, Andreas Erdmann, wo nun ein neues Leben für ihn beginnt, nach dem „großen Streben und Ringen", das er durchgemacht, ein anscheinend kleines, nach dem „vergeblichen Aufraffen nach den Zielen der Gesellschaft" eine scheinbare Resignation; von sich wirft er das „krampfhaft unterdrückte Auflodern jugendlicher Leidenschaft, das verzweifelte Hineinstürzen in die Wirren des Lebens, den begeisterten Flug durch die Welt, das furchtbare Erwachen aus Täuschung", es folgt nach diesem „Fliehen in die Oeden der Wildniß ein stilles, stetes Wirken in Ergebung und Aufopferung, ein großes Gelingen, eine tiefe Befriedigung" (S. 415).

Es ist mir aufgefallen, daß es schwer halten würde, zu dem ersten Titel des Rosegger'schen Buches einen zweiten, charakterisirenden zu erfinden. Kann man es einen Roman nennen? Ja und Nein! Eine Erzählung? In gewissem Sinne. Memoiren? Ja, aber Dichtung mit Wahrheit gemengt. Ein Stück Culturgeschichte? Das wol noch eher, gemischt mit Sagen, erzählt in heimischer Sprechweise, interessant durch die dialektische Färbung der Sprache — oder Entwicklungsgeschichte des Menschen, eines merkwürdigen bedeutenden Individuums? Das wird es sein, diese Bezeichnung trifft am meisten zu: Entwicklungsgeschichte des Menschenlebens von den ungeregelten, instinctiven Anfängen des selbstsüchtigen Daseins und ziellosen Treibens an, durch Noth, Trübsal und Selbsterkenntniß hindurch zu selbstloser, rastloser, praktischer Arbeit für Andere, für das große Ganze und durch dieses wieder zu wahrer Glückseligkeit in „Entsagung und Ergebung" (diese drei Worte schließen das Buch) — dies möchte der zweite Titel des Werkes sein.

In den „Winkelwäldern" findet Andreas Erdmann reichliche Arbeit. Was er an Menschen vorfindet, ist ohne jede Cultur; keine Gemeinde hält sie zusammen, keine Kirche, kein Pfarrer sorgt für ihr geistiges Wohl, keine Schule, kein Lehrer unterrichtet sie, kein gemeinsamer Friedhof bettet die Hingeschiedenen neben einander. Vaterland, höhere Pflichten sind den Eingeborenen unbekannte Dinge; statt Religion beherrscht sie erasser Aberglaube; die Unwissenheit und Ungläubigkeit über das, was draußen in der Welt vorgeht, übersteigt alle Begriffe: die gemeine Sorge um das tägliche, kärgliche Brod füllt ihr fast thierisches Dasein aus. Aber diese Menschen sind mehr zerstreut als ungesellig, mehr verkommen als schlecht, mehr ungezogen als wirklich roh. Es fehlt nur die Hand des Bildners, aus diesen formlosen Holzklötzen Ebenbilder Gottes zu schaffen. Diese Hand des Bildners wird diesen Wilden Andreas Erdmann. Anfangs zwar, wie es im Charakter ungebildeter Wesen liegt, betrachten sie den fremden Eindringling mit argwöhnischen Blicken; bald jedoch nimmt sie sein Wohlwollen gefangen, sie nähern sich ihm und lassen sich von ihm rathen und helfen. Andreas fängt bei den untersten, praktischsten Hilfeleistungen an, um seine Pflegebefohlenen allmälig zu den höchsten, geistigsten Bedürfnissen emporzuleiten. Er, der anfangs für diese entlegenen Winkler Körbe geflochten, Beile und Sägen geschärft hatte, schenkt den Leuten zuletzt Namen, Gemeinde, Kirche, Schulhaus, Friedhof, Pfarrer und Befreiung von der Hörigkeit des Lehnsdienstes. „Von oben durch einen Strick zur Höhe ziehen lassen sich die Waldleute nicht; wer sie für die Höhe gewinnen will, der muß ganz zu ihnen niedersteigen, muß sie Arm in Arm und wol auf weiten Umwegen emporführen" (S. 107).

Auch einen Leidens-, Freudens- und Arbeitsgenossen findet Erdmann: den Pfarrer. Eigentlich ist dieser „Einspanig" — so nennen ihn die Winkelwäldler ob seines einsiedlerischen Gebahrens — ein Pendant zum Andreas: auch er war in der Welt, nahm als Jesuitenzögling und Jesuit sogar hohe Ehrenstellen an Höfen und bei Fürsten ein: aber angeekelt von deren Treiben suchte auch er die Wildniß auf. Hier lebte er Jahre lang als Einspanig, scheu und für sich, bis Erdmann kam und sein Zweispanig wurde. Dieser, der Schulmeister der Winkler, macht ihn zu seinem Pfarrer. Beide erstreben dasselbe, „ersprießlich für das Allgemeine zu arbeiten", in Beiden ist das gleiche Gefühl mächtig rege, die „Sehnsucht, die wir Alle empfinden, ob seichter, ob tiefer, die Sehnsucht nach dem Ganzen, Allgemeinsamen, nach dem Wahren, aber Unfaßbaren, in dem unsere drängende, strebende, bangende Seele Ruhe und Erlösung zu finden hofft" (S. 415). Was der Schulmeister von seinem Genossen, dem Einspanig Pater Paulus (S. 302), sagt, daß er „einer der Wenigen sei, die, durch Drangsale geläutert, edel und rein aus den Wirren und Irren der Welt hervorgehen", das gilt von dem Edlen, der so denkt, selbst: auch er hat sich selbst erlöst, wie Wenige.

An dieser Seldsterlösung nimmt noch ein Dritter Theil, Erdmann's ehemaliger Zögling, der Bruder der Frau, die ihn so „närrisch gemacht", der junge Freiherr Hermann von Schrankenheim, im zweiten Theile der Erzählung bereits der Herr des Waldes. Hermann hat sich in der großen Welt ausgelebt; blasirt sucht er seine einsame Besitzung auf. Die Weiber haben ihm arg mitgespielt: aber diese häßlichen Erfahrungen haben ihn wol seelisch krank machen, aber nicht tödten können. Er ist nicht „lebenssatt", sondern „lebenshungrig". In der Gesundheit des Waldes gesundet auch er wieder. Ein Vorfall führt die Wendung herbei. Der Freiherr und Andreas ziehen eines Tages höher hinauf ins Gebirg, Beide schweigsam, in Betrachtung der Wunder der Natur versunken. Da: „Ein stiller See liegt da, weit hingedehnt, blau, grün, schwarz — wer kennt die Farbe? An den Ufern der Morgenseite erhebt sich über graues Gestein der dunkle Bergwald, mild umschleiert von den Lichtfäden der Sonne. An dem gegenüberliegenden Strande baut sich eine ungeheuere Felswand, hinter der sich Höhen und Höhen, Hänge und Hänge schichten, bis hinan zu den höchsten Riffen und Zinnen und Zacken am Saume des blauen Himmels. Mannigfaltig und herrlich über alle Beschreibung zieht sich das Hochgebirge hin in einem großen Halbrund, hier unten noch Lehnen, Rasen und sammtgrüne Filze der Wachholdersträuche. Dann die milchweißen Fäden der niederstürzenden Wasserfälle, deren Tosen von keinem Ohr vernommen in den Räumen der Lüfte verhallt. Dann die Geröllfelder, die Schuttriesen, jedes Steinchen klar gezeichnet in der reinen Luft; dann Klüfte mit Schatten, mit Schründen, mit Schnee; dann verwitterte Felsgestalten, wüst und hochragend, dämonenhaft in ihrer Ungeheuerlichkeit und ewigen Ruhe" (S. 389 f.). Aus dem See dieser Landschaft, welche die Schauenden ernst und feierlich stimmt — ich citire absichtlich den Schulmeister, so oft es angeht —, taucht vor den Blicken der beiden Wandrer eine badende Mädchengestalt von blendender Schönheit empor; der Freiherr meint eine Fee zu sehen; es ist die „Waldlilie", die Tochter eines Holzers der Gegend. Wie sie der Starrenden ansichtig wird, taucht sie blitzschnell in die Fluthen unter, um nicht wieder empor zu steigen. Den Anstrengungen der beiden Männer aber gelingt es, die Waldlilie zu retten: scheu entweicht sie, wieder zu Bewußtsein gekommen, den Blicken der Helfer ins schützende Dickicht des Waldes. Diese Erscheinung macht den jungen Lebemann, das Opfer feiler Frauen, gesund. „Sie hat ihr

Magdthum höher gehalten, als ihr Leben (solche Gesinnung war ihm unbekannt); hätte ich denn geglaubt, ruft der Baron aus (S. 393), daß es ein solches Weib giebt auf Erden?" Der Herr von Schrankenheim durchbricht die Schranken seines Standes: er führt die Waldlilie als seine Gemahlin heim. Erdmann hat „voreinst die Welt von unten herauf gesehen, kennen gelernt und ist davon satt geworden; er, der Freiherr, hat die Welt von oben hinab durchschaut". Er hat sie durchschaut und ist davon krank geworden; er hat sie durchschaut und ist davon wieder genesen.

Und der Schulmeister selbst, was wird schließlich aus ihm? Mit der Erlösung der Waldleute aus Noth und Unfreiheit, Unwissenheit und Verkommenheit war seine Arbeit, die Arbeit seines Lebens gethan. Auch die des Pfarrers Paulus. „Heute ist unser Pfarrer gestorben," lautet es unter dem 22. März 1832 der Schriften des Schulmeisters. Wie dieser, so sterben ihm alle weg, die ihm nach und nach ans Herz gewachsen waren: es kommt ein neues Geschlecht und mit diesem ein Beiseiteschieben dessen, der all den neuen Segen ins Land getragen. „Als ich in den Wold gekommen bin, habe ich die Menschen zerstreut, verkommen, ungezählt gefunden. Heut sehe ich ein neues Geschlecht (S. 400). Frei sind diese Wöldler geworden; aber ihre Augen sind schlechter geworden; Jeder sieht mich nicht, wenn ich des Weges an ihm vorüberkomme" (S. 408). Ein neuer Pfarrer, jung, glaubenseifrig, aber gemüthskalt, wird über die Gemeinde gesetzt; der Schulmeister wird schier überflüssig. Schließlich zieht man sich ganz von ihm zurück: sein seltsames Wesen bringt ihn bei den Waldleuten in den Ruf dösen Umganges mit Geistern. „Da sitzt er oft lange Weil' oben im Schachen unter den alten Bäumen. Dieser Schachen ist noch übrig geblieben von den großen Wäldern, über deren Gründen sich die Gemeinde breitet, als ein in die Kette der Menschheit eingereihtes Glied. Er mag unter dem Schachen sitzen, so lange er will, kein Mensch ruft ihn. Wenn nur die Todten nicht gar so fest schliefen!" (S. 411.) Schon früher hat er gemeldet, daß die, „welche ihn so närrisch gemacht", die Geliebte sich vermählt: als sie einmal die Gemeinde ihres Bruders besucht, hält er sich still zurück: ein alter Bedienter von ihr ist in jenen Tagen sein Umgang. In diese Tragik des Ueberlebten, welche alle diejenigen ereilt, die Bedeutendes wollten und nicht rechtzeitig starben, versinkt Andreas immer tiefer. Eines Tages verschwindet er ganz aus dem Dörflein: es ist harter Winter; da er nicht wiederkehrt, munkelt man sich unter den Leuten: der Umgang mit bösen Geistern pflog, habe ein böses Ende genommen. Nur Einer will an dieses Ende des kindlichen lieben alten Mannes nicht glauben; der macht sich auf, den Vermißten zu suchen. Und er findet ihn. Eine alte Sehnsucht hat den Greis mit neuer Macht gepackt: hoch oben auf dem „grauen Zahn", einem schwer zu erklimmenden Felsen, hieß es, könne man das Meer sehen. Das Meer! Einmal dieses Meer, das meilenferne und unendliche, zu sehen, war von je des Alten Wunsch: jetzt, wo er im Dorf doch keine Heimath mehr besitzt, zieht es ihn wie mit Allgewalt hinauf und dieser Allgewalt muß er folgen. Er sieht auch das Meer — aber es ist auch Erdmann's letztes Gesicht. Der Eine, der auf ihn fahndet, findet den Alten — aber erblindet, todt, im Schnee begraben. Auf seinen Knieen, in schiefen und regellosen Zeilen geschrieben, lag das letzte Blatt der Schriften des Waldschulmeisters: „Christtag 1864. Ich habe bei Sonnenuntergang das Meer gesehen und das Augenlicht verloren." Er hatte sein Ziel erreicht. „Als Erblindeter hatte er das Blatt beschrieben, das letzte Blatt zu seinen Schriften. Dann hatte er sich wol hingelegt auf den Steinboden, hatte die eisige Winternacht erwartet und war in derselben gestorben" (S. 423).

Und der Eine, der ihn so aufgefunden, sein Freund? Dies ist der Sammler seiner Schriften, Rosegger selbst. Ich muß hier Einiges über das Schicksal der Schriften des Andreas Erdmann nachholen. Der Sammler — also Rosegger; inwieweit diese Waldschulmeisterschriften auf historischer Wahrheit, inwieweit auf Dichtung beruhen, darüber bin ich nicht orientirt; diese Frage berührt den Werth derselben auch nur wenig — kommt auf einer Fußtour ins steirische Hochland nach dem Flecken Winkelsteg, woselbst er, eines heftigen Wintersturmes halber, Rast machen muß; in diesem Flecken Winkelsteg wird gerade der alte Schulmeister Andreas Erdmann vermißt, ein wunderlicher, seltsamer Herr, über den allerlei sonderbares Zeug in der Schänke geschwatzt wird so vom Umgang mit dem Teufel und Aehnlichem; sein Verschwinden wird einem Pact mit dem Satan zugeschrieben und über den Greis erbarmungslos der Stab gebrochen. Der Reisende hört all dies in der Gasthausstube, wo er eingekehrt, mit an, und wird zur Nacht, da sonst kein Raum vorhanden, in des Schulmeisters Häuschen, das seit dessen Verschwinden leer steht, einquartiert. Hier, in einer verborgenen Schublade, findet er ein Manuscript, ein Tagebuch, das überschrieben ist: „Die Schriften des Waldschulmeisters", und vom Apostel Simonitag des Jahres 1797, allwo der Held der Memoiren sieben Jahre zählte, bis zum Heiligabend 1864 reicht. Unmittelbar nach diesem Heiligabend nun ist der Fremde in Winkelsteg eingetroffen. Er liest das gefundene Manuscript; „zwei lange Regentage des Decembers liest er, aus dem vorigen Jahrhundert hat er sich durch ein seltsames Leben herangelesen bis zu dem letztvergangenen Weihnachtsfeste". Den Inhalt des Manuscripts kennen wir. Es schließt mit dem angefangenen Satze: „Und morgen —". Und morgen: das ist am Christtag. Der Fremde kommt zu der Ueberzeugung, daß der alte Schulmeister, der dies niedergeschrieben, noch leben könne: er weiß jetzt, daß der Andreas kein dem Teufel Verfallener, sondern was er ist. Er macht sich auf den Weg, von einem Ortskundigen geleitet, ersteigt den Grauen Zahn, allwo man das Meer schauen kann und findet dort den Waldschulmeister, todt und auf seinen Knieen das letzte Blatt seiner Schriften.

Traulich ploudernd, in behaglicher Breite, hat sich die Erzählung des Andreas Erdmann, die einundsiebzig Jahre umfaßt, durch die Tagebuchblätter hingezogen: Beschreibung wechselt mit Erzählung, Selbstbekenntniß mit pädagogischen Rathschlägen ab: es war die Geschichte der Entstehung der Gemeinde Winkelsteg, ihr „Einreihen als Glied in die Kette der menschlichen Gesellschaft". Der Schluß nun, des alten Mannes Auffindung als Leiche, sein Zug als Todter zu Thale, der immer umstellter von Menschen wird, die sich dem Verstorbenen anschließen, bis er zu einem mächtigen Haufen angeschwellt ist; wie die Neider und Verleumder allmälig verstummen, die wenigen Freunde mit ihrem Lob des Greises und seiner Thaten die Oberhand gewinnen, bis zuletzt der verachtete Lehrer als ein verklärter Wohlthäter der Menschheit der Winkelwälder dasteht, und als solcher feierlich auf dem Friedhofe beigesetzt wird, den er selbst gegründet — all dies wird, im Gegensatz zu der eingehenden Weite des früher Gebrachten, in wenigen Zügen mit erschütternder Kürze berichtet. Hier liegt ästhetisch eine große Feinheit verborgen. Es giebt Thatsachen, die da am meisten wirken, wo sie, entkleidet jeglicher Reflexion, als nacktes, dürres, trockenes Referat, wie sie geschehen sind, ich möchte sagen: fast roh, kunstlos, prosaisch hingestellt, nicht einmol erzählt, sondern nur berichtet werden. Solch einen Schluß besitzen „Werther's Leiden", bei welchem die kurz an einander gereihten Sätze mächtig wirken; solch einem Schluß begegnen wir auch in den Schriften des Waldschulmeisters. Die unbarmherzige Kürze des scheinbar ohne innere Antheilnahme Aufgezeichneten wirkt hier geradezu packend.

Hiermit wäre der Inhalt des Rosegger'schen Buches ungefähr angedeutet, nicht aber sein Gehalt auch nur einigermaßen erschöpft. Es sollte dies in vorliegenden Zeilen auch gar nicht geschehen. Sie sind nur geschrieben worden, um den Freund tiefsinniger Betrachtung von Lebenswerth und

Menschenbestimmung anzureizen, das Buch des steirischen Poeten in die Hand zu nehmen und selbst zu genießen. Die Diction ist hochdeutsch, aber sie ist durch den steirischen Dialekt mit seinen anheimelnden Ausdrücken, wie: letzlich, etwan, jählings u. a. m. leise gefärbt. Ob das abscheuliche Wort: „dasig" für „dort am Orte" dialektisch oder eine hochdeutsche Licenz ist, bleibe dahingestellt: im letzteren Falle wäre besser, es bei einer neuen Auflage auszumerzen. Die S. 306 bis 321 eingeschalteten Bemerkungen über Kindererziehung verdienen die Beachtung jedes liebevollen Pädagogen. Sagenhaftes findet sich viel in den Schriften verstreut vor: S. 214 die Entstehung des Edelweiß, S. 365 die ins Christliche übertragene urgermanische Frühlingsfeier mit ihren Freudenfeuern, wie sie in Steiermark auf dem Lande noch heutzutage üblich.*) Für den Culturhistoriker ist S. 159 ff. die Schilderung einer Hochzeit im steirischen Hochland von Reiz. Das „allwaltende, allumfassende und unfaßbare heilige Sängerthum des Volkes" findet in einer Persönlichkeit der Winkelwälder, dem sogenannten Reimrüpel, der stets in Versen, oder, besser gesagt, in spruchartigen Reimen spricht, seine Verkörperung. Und so wäre noch mancher in dem Buche verborgene Schatz hier anzudeuten, oder auch nur anzudeuten.

Für den Leser möge ein praktischer Rath hier angefügt werden: er lese zuerst die Schriften des Waldschulmeisters S. 32 bis 414, und dann erst den Eingang S. 1 bis 31 von des Sammlers Eintreffen in Winkelsteg, um alsdann zum Schluß S. 414 bis 424 überzugehen; zum mindesten, um die Einleitung recht zu verstehen, lese er dieselbe später noch einmal: die Bezüge auf weiter im Laufe der Erzählung erst Erklärtes lassen diese Reihenfolge in der Lectüre räthlich erscheinen.

Der sittliche Kern des Werkes aber ist in folgenden Worten niedergelegt (S. 321): „In der Menschheit steckt doch ein guter Kern, von Geschlecht zu Geschlecht reift er der Vollendung entgegen. Wol giebt es Zeitläufte, die ihm nicht günstig sind; oft auch treibt die Blüthe zu üppig, schießt die Frucht zu stark; mitten im hoffnungsvollsten Maien kommen Fröste, Insecten, Mißbildungen und allerlei Plagen — aber allmälig — allmälig wird er aufgehen, der Tag, den alle Völker erträumt, alle Propheten vorausgesagt haben."

Julius Rifsert.

*) Ich möchte zu diesem Punkte von den steirischen Sagen auf ein leider wenig bekanntgewordenes Werk hinweisen, was vor zwei Jahren erschienen ist: Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande. Gesammelt und herausgegeben von Johann Krainz. Bruck a. d. Mur, C. Jilg 1880.

Ueber die Lage der Landbevölkerung in Britisch-Indien.

I.

Kr. Die bitteren und berechtigten Klagen, welche aus allen Theilen Deutschlands, namentlich aber aus den östlichen, wirthschaftlich schwächeren Provinzen und nicht im minderen Grade aus Süddeutschland, vorzugsweise aus Bayern, über die trurige Lage des ländlichen Grundbesitzes in die Oeffentlichkeit dringen, sind mit vollem Recht dazu angethan, die Aufmerksamkeit der Regierungen sowol, wie des Volkes in der ernstesten Weise in Anspruch zu nehmen. Wohin zuletzt eine mangelhafte Agrargesetzgebung führen muß, das zeigen die Zustände in Irland auf das Deutlichste.

Ohne auf die Ursachen dieser traurigen Verhältnisse an dieser Stelle specieller einzugehen, so darf doch im Allgemeinen soviel behauptet werden, daß die römisch-morgenländische Gesetzgebung mit ihrer capitalistischen Tendenz, welche die germanisch-christliche überall verdrängt, wesentlich dazu beigetragen hat, diese das Bestehen der staatlichen Ordnung geradezu untergrabenden Mißstände herbeizuführen. Denn jedes Abgehen von den historisch begründeten Grundsätzen straft sich früher oder später empfindlich! So auch die Capitalisirung, resp. Mobilisirung des Grundbesitzes, und zwar nicht allein in den civilisirten christlichen Culturstaaten Europas, sondern überall!

Um diese Behauptung näher zu begründen, soll der Versuch gemacht werden, an der Hand einer sehr interessanten Arbeit K. Mayer's*) einen Blick auf die Lage der Landbevölkerung in Britisch-Indien zu werfen.

Seit Ende des vorigen Jahrhunderts, führt K. Mayer aus, hat man in Europa sowol, wie in den von Europäern beherrschten Ländern begonnen, jene alte gesellschaftliche Ordnung, welche auf dem gesicherten Grundbesitz und in der Vertheilung desselben in verschiedener Größe beruhte, zu zerstören. Die alte bewährte, seit 1000 Jahren und länger bestehende Agrarordnung wurde nach dem Muster, welches die französische Revolution vom Jahre 1791 erfand, zugeschnitten. Ihr Verlassen hat zu den größten Uebelständen geführt und deshalb fordern starke Parteien, daß die moderne Agrargesetzgebung wieder abgeändert werden soll. Die Conservativen hoffen, nach dem Vorbilde der alten eine neue zu schaffen und so, im Gegensatz zu den communistischen Bestrebungen, das Princip des Privateigenthums am Grund und Boden aufrecht zu erhalten. Die Realisirung dieser Hoffnung wird natürlich immer problematischer, je mehr der kleinere schuldenfreie Grundbesitz verschwindet und derselbe, oder Antheile an demselben, in Form von Hypothekenbriefen in die Hände großer Capitalisten und ihrer Werkzeuge, die Hypothekenbanken, übergeht. Die Engländer allein haben diese überkommene Agrarordnung im eigenen Lande nicht zerstört, dagegen lösen sie seit 30 Jahren die in Indien bestehende, theils agrar-communistische, theils feudal-hierarchische Ordnung des Grundbesitzes und der Grundbesitzer genau in derselben Weise auf, wie es seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in Europa geschehen ist.

Wie nun die Folgen dieser Zerstörung auf agrar-politischem Gebiete in Europa nicht ausgeblieben sind, in demselben Maße zeigten sie sich auch in Indien, so daß sich die Regierung genöthigt sah, eine Commission zur Untersuchung der Sachlage zu ernennen.

Zu dieser Commission gehört unter Andern auch Mr. Caird, der Präsident der k. statistischen Gesellschaft in London. Obgleich nun sein Votum von dem der Majorität ganz entschieden abwich, so sah sich dennoch der Staatssecretär von Indien veranlaßt, Mr. Caird aufzufordern, seine divergirenden Ansichten besonders zu motiviren und praktische Vorschläge zur Verbesserung zu machen.

Nachstehendes ist der Hauptinhalt jenes interessanten Memorandums, soweit solches Interesse für Europa hat. Nach Mr. Caird ist in Indien das zum Ackerbau überhaupt geeignete Land bereits vollständig occupirt, dagegen giebt es noch ausgedehnte Flächen von Urland, die culturfähig sind, wenn das nöthige Capital darauf verwendet wird. Gerade dies aber fehlt dem indischen Volke! Im Durchschnitt der Jahre genügen die Erträgnisse des Grund und Bodens gerade, um die Bevölkerung zu ernähren und einige Ersparnisse für schlechtere Jahre zu machen.

Wie unerheblich der Export Indiens an Cerealien ist, möge daraus erhellen, daß das größte Exportquantum eines Jahres nicht mehr beträgt als das zehntägige Consumquantum der Einwohner.

Kein Wunder, wenn Hungersnoth eine häufig auftretende Calamität ist!

*) Oesterreichische Monatschrift für Gesellschaftswissenschaft von Frhr. C. v. Vogelsang. Juni-Heft. 1881.

Vermehrt sich das Volk in der bisherigen Weise, so wird Indien in 20—30 Jahren etwa 40 Millionen Menschen mehr ernähren müssen, wie heute. Um den unheilvollen Folgen dieser mit Sicherheit anzunehmenden Uebervölkerung vorzubeugen, muß entweder die Production der Lebensmittel durch verbesserte und ausgedehntere Cultur vermehrt werden oder das Volk muß in unbevölkerte Districte anderer Länder auswandern! So befinden sich die Engländer täglich wachsenden Schwierigkeiten um so mehr gegenüber, als Indien schon jetzt sehr dicht bevölkert ist und zwar durch ein Volk, dessen Gewohnheiten und Religion die Vermehrung ohne Schranken begünstigen, dessen moderne Gesetze die Theilung des Landes unter allen männlichen Kindern anordnen. Dasselbe Land, welches in manchen Theilen eine successive Verschlechterung erleidet, muß immer mehr Volk ernähren!

Daß eine Verschlechterung des Ackerlandes eingetreten ist, geht aus der Thatsache hervor, daß sich in einigen Districten Indiens schon seit Jahren die Grundsteuer vermindert. Unklug aber müßte es genannt werden, noch mehr wüstes Land umzubrechen, da infolge der hiermit nothwendig verbundenen Veränderung der Weidegründe das zur Betreibung des Ackerbaues erforderliche Zugvieh nicht mehr zu beschaffen, resp. zu erhalten sein würde.

II.

Die materielle Noth wird gesteigert durch die moralische Zerstörung, welche eine fehlerhafte, der Lage des Volkes nicht entsprechende Agrargesetzgebung über Eigenthums- und Schuldverhältnisse hervorbringt. Das Volk ist unzufrieden mit dem Systeme einer Gesetzgebung, welches den Schuldner proletarisirt, ohne dem Gläubiger wesentliche Vortheile zu bieten.

Das Bestreben der englischen Regierung mußte nothwendiger Weise in erster Reihe auf die Unterwerfung des indischen Volkes gerichtet sein; diese Unterwerfung vollzog sich auch verhältnißmäßig ohne besondere Schwierigkeiten, indem die Verschiedenheit der Religion der Hindus und Mohamedaner ein gemeinsames Auflehnen gegen die Eroberer verhinderte.

Hätte nun die englische Regierung ihre Aufgabe richtig erfaßt, so hätte sie mit Hilfe der Gesetzgebung ihr Augenmerk darauf gerichtet, der Vermittler zwischen Beiden zu sein, resp. die Schwachen gegen die Stärkeren zu schützen; statt dessen beruht die englische Herrschaft lediglich auf der Stärke einer zahlreichen und leichtbeweglichen Armee! Mit ihrer Hilfe verwalten britische Beamte das Land, handhaben die Gesetze, verfügen über die Polizei und erheben die Steuern. Die eingeborenen Beamten, welche unter Aufsicht der britischen beschäftigt werden, tragen die eigentlichen Kosten der Verwaltung. Von diesen eingeborenen Beamten entfallen nach Abzug der Armee und Polizei je Einer auf 10 000, von den britischen je Einer auf 200 000 Seelen der Bevölkerung! Die britischen Beamten bleiben aber ewig Fremdlinge nach Sprache, Religion, Ideen und Gefühlen nnd erzwingen die Ausführung jener Gesetze, welche die Bevölkerung nur schwer begreift und welche bei außerordentlicher Kostspieligkeit doch nur äußerst langsam wirken. Es ist ein Centralisations-System im schlimmsten Sinne, welches über Britisch-Indien ausgebreitet ist.

Dieses Centralisations-System vernichtete zunächst die herkömmliche patriarchalische Regierungsform. Anstatt die historisch begründete Autorität der Häuptlinge zu stützen oder zweckmäßig auszubilden, wurde sie völlig discreditirt. Millionen kleiner Landbauer traten in directe Verbindung mit der Regierung, während die depossedirten Häuptlinge und ihre Anhänger fortwährend Mißtrauen gegen Letztere zu erregen suchen.

Einer der größten Fehler der jetzigen Verwaltung besteht darin, daß man das frühere, in allen Ländern gleicher Beschaffenheit übliche System, die Grundsteuer in natura zu erheben, aufgab und die bequemere Form der Geldsteuer einführte. Dieses erstere System, welches darauf basirt, die Grundsteuer in einem bestimmten Verhältnisse zum Ertrage zu erheben (das Metager-System), eignet sich vorzugsweise für kleine Ackerbauer, denen kein flüssiges Capital zur Verfügung steht, und trägt gleichzeitig die natürliche Begrenzung der Uebervölkerung in sich. Erfolgt nämlich die Entrichtung der Grundsteuer in einem Antheile der Ernte, so wirthschaftet der Bauer pfleglicher; er läßt einen Theil seines Areals in Brache liegen und indem er bei diesem Wirthschaftssystem eine größere Ackerfläche besitzen muß, als er alljährlich bestellt, wird der Atomisirung des Grundbesitzes, resp. der Uebervölkerung entgegen gearbeitet. Ferner wird der Bauer in Jahren des Mißwachses nicht gezwungen, Steuern für Erträge zu zahlen, die er nicht erzielt hat, während der Besitzer des Landes weit eher geneigt sein wird, mit dem Pächter bei Anbringung bleibender Meliorationen gemeinsam zu operiren.

Es besitzt dieses Metager-System somit zwei sehr werthvolle, dem Status der Cultur völlig angepaßte Eigenschaften, zunächst die selbstwirkende Handlung der Leistungsbemessung an Stelle der willkürlichen Steuereinschätzung und weiter die verhältnißmäßige Unabhängkeit vom Geldverleiher.

Wenn es eines Beweises für die Zweckmäßigkeit des genannten Systems bedarf, so wird die Thatsache genügen, daß diejenigen eingeborenen Regierungen, welche auf diese Weise ihre Steuern erheben, doppelt soviel an Grundsteuer einnehmen, wie die nach englisch-französischer Schablone wirthschaftenden.

Es war somit ein großer wirthschaftlicher Fehler, daß man von der Natural-Grundsteuer (Pachtrente) zur festen Geldleistung überging; man hätte vielmehr am nationalen Principe, welches den landbauenden Inhabern (tenants, Pächtern) das Recht entzog, das dem Staate zugehörige Land mit Hypotheken zu belasten, festhalten sollen. Das Land hätte volles Eigenthum der Regierung und solange im Besitz erblicher Pächter verbleiben sollen, als die Grundsteuer pünktlich abgeführt wird. Besitzt der Occupant kein Recht, das Land zu verpfänden, so ist sein Credit beim Bankier ein beschränkter, dagegen ist er im höheren Grade auf seine eigene Leistungsfähigkeit angewiesen. Das Land wird daher sorgfältiger bebaut und ein höherer Ertrag erzielt. Mit dem Rechte, öffentliches Land zu verpfänden, ist der tenant zum Sclaven des Geldverleihers herabgesunken!

Als das einzige Mittel, die Lage der Landbevölkerung in Britisch-Indien wieder zu heben, bezeichnet daher Mr. Caird die Rückkehr zur einheimischen patriarchalischen Dorforganisation und die sich selbst regelnde Landordnung mit Ertragsrente!

So verschieden nun auch dieses System des Agrarrechtes in den verschiedenen Provinzen Indiens zur Ausführung gelangen mag, so ist doch Wohlstand immer nur da zu finden, wo es den natürlichen Bedürfnissen und Gewohnheiten des Volkes angepaßt ist. Je größer aber der Wohlstand des Landbauers ist, desto größer wird auch seine Befähigung sein, den Lohnarbeitern einträgliche Beschäftigung zu geben. Es darf nämlich nicht vergessen werden, daß ein sehr beträchtlicher Theil der indischen Bevölkerung zur arbeitenden Classe gehört. Je mehr also der Grund und Boden theilbar und je mehr er vom Besitzer selbst cultivirt wird, desto abhängiger wird die Lage des besitzlosen Arbeiters, während erfahrungsgemäß wenigstens in Indien seine Vermehrungsfähigkeit nicht gleichzeitig vermindert wird, sondern trotzdem zunimmt!

Leipziger Theater.

Das einactige Schauspiel „Dolkuroff" von Gustav Wacht führt uns in die Stadt St. Petersburg, in neurussische Zustände. Der von der Polizei verfolgte Held des Stückes ist allerdings kein „Nihilist", sondern ein Pole, welcher den Bruder des Polizeiministers Graf Petroi im Duell getödtet hat. Da der Zweikampf ohne Zeugen vor sich ging, so steht der Pole unter dem Verdacht des Mordes. Jener Bruder war ein Wüstling; er hatte die Schwester Dolkuroff's verführt und statt ihm mit den Waffen Genugthuung zu geben, ihn nach Sibirien bringen lassen; doch der Pole entkam, suchte den Grafen Petroi auf und so kam es zu einem Zweikampf unter vier Augen mit tödtlichem Ausgang.

Das ist die Vorgeschichte: sie nimmt im Stücke selbst einen breiten Raum ein; doch da es sich nicht um eine müßige Erzählung handelt, da das Vergangene mit den Vorgängen, die wir mit Augen sehen oder mit Spannung erwarten, eng verknüpft ist, so fällt diese Erzählung, die überdies einen lebendigen Vortrag verstattet, nicht aus dem dramatischen Rahmen heraus. Wir befinden uns im Empfangszimmer der verwittweten Fürstin Bariatscheff, die für Dolkuroff, der sich als Maler bei ihr eingeführt, eine lebhafte Neigung empfindet. Wie oft schon ist bei solchen intimen Cabinetscenen der Porträtmalerei Amor als Farbenreiber erschienen oder hat mit seinem schelmischen Gesichtchen hinter der Staffelei hervorgeblickt. Der Maler erwidert die Neigung der Fürstin, welche, betroffen von einem schwermüthigen Zug seines Wesens, nach dem Grunde desselben fragt. Eben will er sein Geständniß machen, als der Polizeiminister angemeldet wird, der zu den Anbetern der Fürstin gehört. Dolkuroff wird verborgen: Graf Petroi weiß indeß mit Hilfe seines Polizeiagenten Iwan durch ein schlaues Mittelchen herauszubringen, daß Dolkuroff der ist, den er sucht. In der Zwischenzeit erzählt dieser der Fürstin seine Lebensgeschichte: mit dem Wiedererscheinen des Grafen Petroi tritt nun die Katastrophe oder vielmehr die dramatische Entwickelung ein, die sich rasch zur Katastrophe zuspitzt. Bis dahin reicht eigentlich die Exposition, zu der man wol auch die Polizeilist des Grafen rechnen könnte, durch die er sich von der Identität des Verfolgten zu überzeugen sucht; es ist dies ein Motiv der Lustspielintrigue; doch es handelt sich ja um tragische Begebenheiten und die russische Polizei läßt nicht mit sich spaßen. Doch die psychologische Handlung des Stückes beginnt eigentlich erst gegen den Schluß hin: die Fürstin verleugnet Dolkuroff; dieser giebt sich selbst zu erkennen und erzählt mit glaubwürdiger Offenheit den Vorgang, um dessentwillen er verfolgt wird. Der Polizeiminister glaubt ihm auch: dennoch muß er gegen ihn einschreiten, ihn nach Sibirien bringen lassen. Die Fürstin fleht um Gnade, vergeblich! Da greift sie zu den großen Mitteln, den Mitteln der Tragödie: sie will des Grafen Petroi Gattin werden, wenn er Dolkuroff freigiebt. Das ist ungefähr das Motiv der „Catharina Howard". Dolkuroff protestirt, er giebt dem Grafen zu verstehen, daß er sich in der Abschiedsstunde zwischen zwei Liebende dränge. Da zeigt sich dieser edel- und großmüthig; er verzichtet auf die Hand der Fürstin und verspricht, sich für die Begnadigung des Flüchtlings zu verwenden, ein Edelmuth, wie ihn in ähnlicher Weise Montrichard am Schlusse des „Frauenkampf" von Scribe bewährt.

Der Organismus eines einactigen Dramas muß alle die Entwicklungsmomente eines mehractigen enthalten; diese dramatische Condensirung gehört nicht zu den leichten Aufgaben. Und so scheint uns auch in diesem Stück die zu breit ausgeführte Exposition in einem gewissen Mißverhältniß zu stehen zu der rasch sich abspielenden Entwicklung, welche tiefgreifende tragische Momente nur im Fluge streift. Davon abgesehen, zeigt das Stück dramatische Lebendigkeit im Dialog, in den Erzählungen und theatralisches Geschick im äußern Arrangement der Handlung; für die raschen Schlußwendungen ist der treffende markige Ausdruck gefunden.

Frau von der Osten-Hildebrandt spielte die Fürstin Bariatscheff mit Lebhaftigkeit des Affectes, besonders in der letzten Scene, Hr. Senger den Dolkuroff mit Kraft und Feuer. Der Polizeiminister Graf Petroi soll nach der ausdrücklichen Bestimmung des Dichters nicht durch den Charakterdarsteller, sondern durch den Père noble gespielt werden: die Besetzung durch Hrn. Johannes, der ihm einen durchaus edeln Ton gab, war daher richtig. Von einer andern Bestimmung des Dichters, daß der Polizeiminister stets große Generalsuniform tragen solle, wurde indeß abgesehen. Minuschka und Iwan (Frl. Butze und Hr. Sommerstorff) führten ihre Episoden gewandt durch.

An demselben Abend sahen wir das dramatische Fragment Grillparzer's „Esther", eine schöne Dichtung, die zwar auf fünf Acte berechnet war, aber doch schon nach dem zweiten mit der Wahl der Esther zur Gattin des Königs einen gewissen Abschluß findet, ja in diesen letzten schönen Scenen einen Höhepunkt erreicht hat, über welchen die spätere dramatische Entwickelung wol nicht hinausgekommen sein würde. Frl. Jürgens spielte die „Esther": wir freuen uns über die Fortschritte der jungen Künstlerin; ihre anmuthige Erscheinung deckte die Rolle vollkommen; ihr Vortrag ist gutgeschult und wenn er noch eine gewisse Herbheit des Tones vermeidet und noch ein volleres Hervorströmen eigenartiger Innerlichkeit zeigt, so wird die Darstellerin für größere Aufgaben, besonders des lyrisch-heroischen Genres, bald ganz befähigt sein. Der König des Hrn. Senger war von düsterer Schwermuth, die indeß einen sanfteren Zug elegischer Lyrik vertrug: die Schlußscene spielte der Darsteller trefflich. Alle übrigen Mitwirkenden bildeten ein gutes Ensemble mit frappanten Charakterköpfen.

Wir sahen Frau von der Osten-Hildebrandt noch als Herzogin von Marlborough in Scribe's „Glas Wasser" und als „Donna Diana" in dem gleichnamigen Stück von Moreto. Alles, was diese Darstellerin schafft, zeugt von feinem Verständniß und hat geistiges Leben; doch es pulsirt zu feurig in ihr, um ganz der marmornen Grandezza gerecht zu werden, welche die beiden erwähnten Charaktere verlangen. Die unnahbare Vornehmheit der Herzogin, die unnahbare Hoheit der „Donna Diana" kamen in dieser Darstellung nicht ganz zu ihrem Rechte: die Gestalten der Frau von der Osten haben zu viel innere Wärme, einen zu sympathischen Zug. Doch die schneidende sarkastische Schärfe der Herzogin war in wirksamer Weise ausgeprägt und die zweite Hälfte der Donna Diana, alle Scenen, in denen es innere Bewegung gilt, Ausbruch der Leidenschaft, der Eifersucht, des innigen Gefühls, wurden in vorzüglicher Weise zur Anschauung gebracht. Frl. Friedhoff spielte die Königin mit sanfter Herzensgüte und betonte nicht allzusehr ihre Geistesschwäche.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

— Das Oupnek'hat. Die aus den Veden zusammengefaßte Lehre von dem Brahm. Aus der sanskrit-persischen Uebersetzung des Fürsten Mohammed Daraschekoh in das Lateinische von Anquetil Duperron, in das Deutsche übertragen von Franz Mischel, Dr. med. (Wer Brahm erkennt, wird Brahm. Oupnek'hat Mandek.) Dresden, Commissions-Verlag und Druck von C. Heinrich. 1882. — Das unter diesem Namen bekannte Werk ist eine Art von Bibel oder classischem Gesammtausdruck der philosophischen Weltanschauung des indischen Brahmanismus, welcher im Jahre 1640 n. Chr. von einem persischen Fürsten, dem Bruder des Aurengzeb, in

Kaschmir aufgefunden worden ist. Es hat unter uns immer begeisterte Anhänger und Verehrer der indischen Weisheit und Literatur gegeben. Das Oupnek'hat ist namentlich von Schopenhauer viel gelesen und hochgeschätzt worden. Die deutsche Uebersetzung ist, insoweit hierüber ohne Kenntniß des Originales ein Urtheil ausgesprochen werden darf, fließend und leicht verständlich. Das absolut Fremdartige des Originales in seinen eigenthümlichen culturhistorischen und klimatisch-geographischen Voraussetzungen wird allerdings auch durch die vollkommenste Uebersetzung nie wahrhaft überwunden und abgestreift werden können. Der Leser wird überall versuchen müssen, sich die phantasievolle und von den mannigfachsten concreten Anschauungen durchzogene Ausdrucksweise des indischen Originales in die nüchternen Begriffe und gegebenen Vorstellungskategorien seines eigenen gewohnten Denkens umzudeuten, eine Arbeit, die ihm wahrscheinlich auch durch keinen gelehrten Commentar erspart oder wesentlich erleichtert werden würde. Das ganze indische Lebens- und Literaturgebiet steht uns durch seine gemüthreiche und phantasievolle Innerlichkeit und Tiefe wol vielfach näher als dasjenige der Griechen, während es andererseits wiederum der reinen Harmonie und heiteren Klarheit und Durchsichtigkeit des letzteren entbehrt. Die Philosophie des Brahmanismus selbst erscheint uns im Lichte einer geistig-naturalistischen Alleinheitslehre, welche ihrem psychologischen Motive nach auf einer weltflüchtigen Sehnsucht der Seele nach der Vereinigung mit dem als Brahm bezeichneten mystischen Urgrunde alles Seienden beruht. Dieses war ja auch das Motiv der Lehre Schopenhauer's und einer ganzen Richtung der neueren Philosophie, die man wol auch als die neu-indische oder an den Charakter dieser alten orientalischen Metaphysik anklingende bezeichnen darf, welche sich namentlich gegenüber der vom Judenthum ausgehenden streng theistischen Weltansicht des neueren Occidentes in einer ganz bestimmten Weise begrenzt, so wie sie dann auch mit der antiken zuletzt auf Aegypten zurückweisenden pythagoreischen Einheitslehre eine gewisse Verwandtschaft zeigt. Wie in dieser, so wird auch in ihr die Zwei als Ausdruck des Schlechten oder Negativen angesehen. Für die Liebhaber des Indischen aber wird die hier gebotene Erleichterung des Zuganges zu den Quellen seiner Philosophie immer von Interesse sein. C. H.

R—n. Schon längst ist dem Studium der neueren Sprachen auf unsern Universitäten eine Stätte bereitet, allein, wie es bei neuentstandenen Disciplinen immer zu geschehen pflegt, alle Wünsche sind noch nicht erfüllt, ja selbst in Betreff der zu erreichenden Ziele ist noch nicht eine Uebereinstimmung der Ansichten gewonnen. Sehr willkommen ist daher eine kleine Schrift des Professors der romanischen und englischen Philologie an der königl. theolog.-philosophischen Akademie zu Münster i. W. Dr. Gustav Körting „Gedanken und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Hochschulen" (Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger, 1882). — Dem Verfasser ist es nicht um eine Methodologie aber auch nur um eine Hodegetik des akademischen Studiums der neueren Sprachen (Französisch und Englisch) zu thun, sondern er beabsichtigt, einen Beitrag zur Aufklärung einer noch vielfach dunkeln Frage zu geben. Bei der Jugend dieses Studiums und bei dem Mangel einer längeren Erfahrung kann es in der That nicht auf eine Formulirung pädagogischer Dogmen, sondern nur auf eine sachverständige, objective und ruhige Discussion controverser Punkte ankommen. Den Hauptinhalt seiner Schrift hat der Verfasser am Schlusse sehr praktisch in eine Reihe von 16 Thesen zusammengefaßt, unter denen uns folgende hervorragend wichtig erscheinen: These 1. Die Zulassung der Realschulabiturienten zum neusprachlichen Universitätsstudium ist unbedenklich unter der Voraussetzung, daß die Realschule einen gründlichen lateinischen Unterricht ertheilt und daß sie in Zukunft den Unterricht im Griechischen, wenigstens facultativ, in ihren Lehrplan aufnimmt. — These 4. Für französische (bezw. romanische) Philologie und englische Philologie sind an allen Hochschulen gesonderte Professuren zu errichten. An großen Universitäten ist die Errichtung einer zweiten romanischen, bezw. neben der romanischen die Errichtung einer speciell französischen Professur wünschenswerth. — Was hier in These 4 als Wunsch ausgesprochen wird, ist ohne Zweifel in der Sache begründet, doch wird schon aus finanziellen Gründen die Verwirklichung nicht alsbald erfolgen. Sind doch an mehreren Universitäten nicht einmal gesonderte Professuren für das Studium der neuen Sprachen vorhanden. — Auch die Examina, wie sie principiell eingerichtet sein sollten, berührt der Verfasser und faßt in These 6 und 7 seine Forderungen zusammen: „Das neusprachliche Universitätsstudium soll ein ausschließlich theoretisch-wissenschaftliches sein und mindestens sechs Semester umfassen. Nach Ablauf derselben können die auf ein Schulamt reflectirenden Candidaten sich einer ersten, rein wissenschaftlichen Staatsprüfung unterziehen, durch deren Absolvirung sie die wissenschaftliche Lehrbefähigung im Französischen (Englischen) für alle Classen sich erwerben." — „Ein Jahr nach der bestandenen ersten Prüfung kann der Candidat der Neuphilologie sich einer zweiten, rein praktischen Prüfung unterziehen, durch welche er seine Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der französischen (englischen) Sprache, einschließlich seiner Vertrautheit mit der Aussprache, nachzuweisen hat. Wer diese Prüfung besteht, erwirbt sich die praktische Lehrbefähigung im Französischen (Englischen) für alle Classen und wird dadurch zu definitiver Anstellung als neusprachlicher Lehrer befähigt." Diese Forderung zweier Examina, die dem gegenwärtigen Usus durchaus nicht entspricht, findet ihr Analogon in den doppelten Prüfungen der Theologen, der Juristen und der Mediciner. Sehr originell ist der Vorschlag eines vom Deutschen Reiche zu gründenden neusprachlichen Instituts in Paris und London — analog dem archäologischen Institute in Rom und Athen —, welches den Candidaten der Neuphilologie nach bestandener wissenschaftlicher Prüfung die Möglichkeit zu einer systematischen Ausbildung im praktischen Gebrauche der französischen (englischen) Sprache gewähren soll. Für die nächste Zeit wird dies sicher ein frommer Wunsch bleiben. — Die Schrift von Körting wird ohne Zweifel ebenso Zustimmung wie Widerspruch von Seiten der Fachmänner finden. Jedenfalls wohnt ihr eine bedeutende, anregende Kraft inne. Möchte sie auch von den Schulbehörden beachtet und erwogen werden!

R—n. Den zweiten Theil der Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialecte herausgegeben von Wilhelm Braune bildet die „Mittelhochdeutsche Grammatik von Hermann Paul" (Halle, Max Niemeyer 1881), deren Erscheinen wir bereits kurz gemeldet haben (vgl. Wissenschaftl. Beilage d. L. Z. Nr. 62, 1881). Der Verfasser geht in seiner Darstellung namentlich der Lautlehre insofern einen anderen Weg als seine Vorgänger, die ähnliche grammatische Lehrbücher des Mittelhochdeutschen geschaffen haben, als er nicht von dem älteren Sprachzustand ausgehend zu dem mittelhochdeutschen gelangt, sondern umgekehrt auf der Uebereinstimmung mit dem bekannten Neuhochdeutschen fußend die Abweichungen von demselben hervortreten läßt. Ob diese aus pädagogischen Erwägungen getroffene Maßnahme auch pädagogisch zu billigen ist, vermögen wir nicht zu entscheiden. Ob sie sich pädagogisch bewährt, muß die Zeit lehren. Jedenfalls ist diese Methode für sprachliche Anregungen in abhandelnder Form sehr angemessen, aber in einem grammatischen Lehrbuche ist sie doch der Gewöhnung der Gymnasiasten und Studenten entgegen, und darum wird sie sich nicht so bald einbürgern. Paul hat übrigens selbst nicht immer nach seinem Grundsatz gehandelt. Ein großer Vorzug des Paul'schen Buches, welchen es mit der vorausgehenden gotischen Grammatik von Braune gemein hat, ist die große Klarheit und Bestimmtheit der Darstellung. Der Beispiele sind es für den lebendigen Unterricht vielleicht

zu viele, dafür gewinnt durch diesen Reichthum das Selbststudium. Als eines der Häupter der sogenannten „Junggrammatiker" konnte Paul nicht umhin, neuen Ergebnissen der Forschung eine Stelle anzuweisen; er thut es meist mit Verweisung auf eine begründende Abhandlung. Dabei ist er noch mehr wie Braune darauf bedacht, die früheren, meist auf Grimm zurückgehenden und noch nicht allseitig aufgegebenen Ansichten zu erwähnen und als unhaltbar zu charakterisiren. Mehr als in den früheren Lehrbüchern ist von Paul auf die Orthographie der Handschriften, sowie auf die Besonderheiten der Dialecte Rücksicht genommen. Wenn wir das Buch von Paul als ein treffliches und gewinnbringendes aus voller Ueberzeugung bezeichnen können, so ist damit nicht gesagt, daß wir nun auch mit allen Einzelheiten in wissenschaftlicher wie in praktischer Hinsicht übereinstimmen. — Die erwartete althochdeutsche Grammatik von Braune ist bis jetzt noch nicht erschienen. Dafür hat sich eine andere schon längst bekannte und vielgebrauchte Grammatik in erneuter Fassung auf dem Büchermarkte eingestellt, nämlich „K. A. Hahn's Althochdeutsche Grammatik nebst einigen Lesestücken und einem Glossar. Herausgegeben von Dr. Jos. Strobl, o. ö. Professor an der Universität zu Czernowitz. Fünfte wesentlich veränderte Auflage." (Prag 1882, F. Tempsky.) Hahn hat sich das nicht geringe Verdienst erworben, Jacob Geimm's großes und schwieriges Werk für den Unterricht nach verschiedenen Richtungen hin zu populariſiren. Seine drei Bücher, die gotische, die althochdeutsche und die mittelhochdeutsche Grammatik wurden nach seinem Tode von anderer Hand neu herausgegeben. Die neuen Auflagen der beiden ersten besorgte Adalbert Jeitteles, die des letzten Friedeich Pfeiffer. Die Bearbeitung der nöthig gewordenen fünften Auflage konnte Jeitteles aus Gesundheitsrücksichten nicht übernehmen. An seiner Statt gewann der Verleger den Professor Joseph Strobl in Czernowitz, und dieser hat sich mit Fleiß und Sorgsamkeit seiner Aufgabe unterzogen. Auch er war bestrebt, neue Forschungen und Resultate zu verwerthen. Die Lesestücke sind dieselben geblieben — das früher von Jeitteles aufgenommene Schlummerlied hatte dieser später selbst wieder weggelassen —, doch sind sie alle revidirt worden, was in der Ordnung war. Daß aber die kleineren poetischen Stücke nach der Textherstellung in Müllenhoff's und Scherer's „Denkmälern" gegeben wurden, ist geradezu ein pädagogischer Mißgriff, weil hier die Texte oft in recht willkürlicher Weise gegen die handschriftliche Ueberlieferung zugestutzt sind. Das Glossar ließ bei Hahn wie auch bei Jeitteles viel zu wünschen übrig, darum ist die bessernde Umarbeitung zu billigen und willkommen zu heißen. — Manche deutsche Leser werden nicht wissen, was sie mit des Herausgebers Austriacismus gleich zu Anfang des Vorwortes: „über Wunsch des Herrn Verlegers" anstatt „auf Wunsch" anfangen sollen.

— Literarische Stoßvögel. Neue Randglossen zu Zeit- und Streitfragen von R. Treitschke. Leipzig, Edwin Schloemp. Preis 2,50. M. — Vorliegendes Buch bringt zwölf verschiedene, großentheils auf Dichtkunst, Sprache und Literaturgeschichte bezügliche Aufsätze, welche manch geistreiche Betrachtungen enthalten und nur bedauern lassen, daß auf den Druck so wenig Sorgsalt verwandt worden ist; denn es wimmelt förmlich von umgestellten Buchstaben, von Druckfehlern und dergleichen. Auf S. 19 befinden sich sogar vier Zeilen (Zeile 1—4 von oben gelesen), welche erst auf S. 20 zwischen Zeile 4 und 5 hätten kommen müssen, und es heißt doch gewiß etwas zuviel zugemuthet, wenn der Leser hier selbst die richtige Ordnung der Zeilenfolge herstellen soll, dazu ist der Drucker da, und wenn sich auch in einem Zeitungsblatt manchmal solche Verstöße vorfinden, so entschuldigt die Schnelligkeit der Herstellung das noch einigermaßen. Bei einem Buche sollten dergleichen Unfälle aber doch nicht möglich sein. Was nun die Essays selbst anlangt, so geht in dem ersten der Verfasser denen hart zu Leibe, welche die Gegenwart auf Unkosten der Vergangenheit herabsetzen, hierbei macht er manche treffende Wahrnehmungen. Der zweite Aufsatz „Zur Poesie des Märchens" bildet gewissermaßen eine kurze Geschichte und Charakteristik dieser Poesie des Traumes und der bedeutendsten Pfleger derselben. Der dritte Aufsatz „Boccaccio's Decamerone" enthält eine verständige und eingehende Würdigung dieser Novellensammlung nach der sprachlichen, poetischen und culturhistorisch-moralischen Seite hin, der folgende befaßt sich mit den Fremdwörtern in unserer Sprache und beweist die Unentbehrlichkeit von vielen derselben, sowie daß die entbehrlichen, sogenannten Mode-Fremdwörter eben auch der Mode unterworfen sind und nur das Gute längeren Bestand hat, wie es denn auch im Wechsel eine große Dauer gebe. Gleichsam eine Fortsetzung, bezw. Ergänzung des vorstehenden Aufsatzes bildet der nächste, betitelt „Romanische Sprachen und ihre Literaturmission", ein interessanter Beitrag zur Völkerpsychologie, in dem dargelegt wird, wie die romanischen Völker das naturgemäße Bindeglied zwischen den untergehenden antiken Völkern und den aufstrebenden germanischen Volksstämmen waren. Zwei der folgenden anthropologisch-psychologischen Essays nennen wir gleich hier zusammen, da sie gleichfalls einander ergänzen, der erste „Pedanten und Charlatane" geißelt die Krankhaftigkeiten nnd Unebenheiten, die Extreme des Geisteslebens, der zweite „Philister und Sonderlinge" diejenigen des Gemüthslebens. Von den übrigen Aufsätzen verdienen noch besondere Erwähnung „Shakespeare als Geschichtsdenker", in welchem Aufsatz Treitschke zeigt, wie des Dichters Antoniusrede sich jedenfalls so ziemlich mit der historischen gedeckt habe; ferner die pietätvollen und gerechten Würdigungen von Gellert und Hans Sachs, welchen letzteren der Verfasser wieder als Dramatiker, speciell als Tragiker auf der modernen Bühne zu Ehren gebracht sehen möchte, und zwar ganz in der Sprache jener Zeit, ein Experiment, das ich doch nicht gutheißen möchte; denn wenn dasselbe auch, wie Treitschke sagt, in dem Literarischen Verein zu Dresden geglückt ist, so ist dies doch immer nur eine exclusive Gesellschaft, für das große Publicum würde die sonst treffliche Sachs'sche Tragödie „Griselda" z. B. in ihrer unveränderten Gestalt einen befremdenden Eindruck machen. Auch in den beiden letzten Essays „Deutsche Romantik und Classicität" und „Goethe's religiöse Ueberzeugungen" findet sich manches Gute, wenn der Verfasser auch mitunter in seiner Beweisführung fast etwas zu weit geht. Im Ganzen sind diese „Literarischen Stoßvögel" ein treffliches Buch, das von Vielen, und nicht blos Laien, gelesen zu werden verdient.

K. Siegen.

** Repetitorium der englischen Sprach- und Litteraturgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der altenglischen und mittelenglischen Periode nebst bibliographischen Notizen, Inhaltsangaben nnd grammatikalischen Fragen zur Beantwortung für Candidaten und Studirende der modernen Philologie bearbeitet von Dr. John Wilkins. Berlin, W. H. Kühl, 1881. — Ueber dergleichen Repetitorien läßt sich nicht viel sagen, und wir würden vielleicht des vorliegenden Repetitoriums überhaupt nicht gedacht haben, wenn es uns nicht gedrängt hätte, auf den unverhältnißmäßig hohen Preis hinzuweisen, welcher für die vorliegenden 28 S., deren Zusammenstellung dem Verfasser doch keinen besonderen Aufwand von Zeit, Mühe und Geist verursacht haben kann, gefordert wird, nämlich — 1 M. für das ungebundene und 1 M. 20 ₰ für das cartonnirte Exemplar.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 30. Donnerstag, den 13. April. 1882.

Inhalt: Ueber die Lage der Landbevölkerung in Britisch-Indien. III. u. IV. — K. S. Alterthumsverein zu Dresden. — Bücherbesprechung (Der Vorabend, von Alexander Rizo Rangabé).

Ueber die Lage der Landbevölkerung in Britisch-Indien.

III.

Kr. So erscheint denn die drohende Uebervölkerung als eine der hervorragendsten Schwierigkeiten, die von Seiten der englischen Regierung zu besiegen ist. Man sollte das noch vorhandene culturfähige Ackerland durch Eisenbahnen und sonstige Verkehrswege zugänglich machen, der Grund und Boden müßte dem ersten Ansiedler zu einem äußerst niedrigen Preise und gegen Abzahlung in mäßigen Raten, eventuell gratis überlassen werden.

Das jetzt übliche Ackerbausystem, welches darin besteht, daß jedes irgend verkäufliche Product vom Producenten selbst consumirt oder verkauft, daß der Viehdünger als Brennmaterial benutzt und der Boden niemals gedüngt wird, erhöht die Gefahr der Uebervölkerung. Früher, als die Bevölkerung weniger dicht und genug Ackerland vorhanden war, wurde das Land eine Zeit lang in Brache gelegt und auf diese Weise wieder ertragsfähig gemacht. Heute geschieht dies nicht mehr; Ernte folgt auf Ernte und der gesammte indische Ackerbau erscheint einfach als ein großer Erschöpfungsproceß. Selbst in solchen Gegenden, die von Canälen bewässert werden, hören die Ernten auf, da zu reichlich Wasser, aber kein Dünger angewendet wird.

So haben wir auf der einen Seite eine sich selbst erschöpfende Landwirthschaft, auf der andern eine sich stark vermehrende Bevölkerung: zwei Factoren, die offenbar zu einer Krisis führen müssen, deren Ausbruch selbst durch Steuerermäßigung kaum länger als auf kurze Zeit hinausgeschoben werden kann. Nur wenn der verheerende Raubbau durch ein rationelles Wirthschoftssystem ersetzt und gleichzeitig die so sehr fortgeschrittene Theilbarkeit des Grundbesitzes beseitigt oder wenigstens wesentlich beschränkt wird, kann die Regierung hoffen, die Gefahr einer wirthschaftlichen Katastrophe zu beschwören.

Wenn nun Mr. Caird den Vorschlag macht, anstatt an dem heimischen Princip des Erbpachtes (tenancy) festzuhalten und daran wieder anzuknüpfen, noch mehr freie Eigenthümer (freeholders) zu schaffen, obschon er letzteren das Recht der Theilbarkeit und der Hypothekenaufnahme entziehen will, so geräth er offenbar in einen Widerspruch, dagegen zieht er einen höchst interessanten Vergleich zwischen der ägyptischen und indischen Landwirthschaft*), an welchen er folgende positive Verbesserungs-Vorschläge anknüpft.

1) Das ganze Detail der fiscalischen und juridischen Verwaltung ist unter englischer Controle allmälig der Verwaltung einheimischer Beamter zu unterstellen, die womöglich den oberen Classen jeder Provinz zu entnehmen sind.

2) Allen Grundbauern ist das Recht, Hypotheken aufzunehmen, zu entziehen.

3) Den Landinhabern aller Art ist bei Entlassung aus der innegehabten Hofstelle eine Entschädigung für ihre Mühewaltung und etwa gemachte Meliorationen zu gewähren.

4) Productiven Zwecken gewidmete Darlehne sind von der Regierung gegen Sicherheit zu gewähren.

5) Es ist ein Steuersystem einzuführen, welches gestattet, in schlechten Jahren von der Einziehung der Grundsteuer ganz oder theilweise abzusehen, resp. dieselbe auf bessere Jahre zu verschieben.

6) Die Advocatenpraxis ist in den unteren Gerichtshöfen abzuschaffen und die Verantwortlichkeit lediglich auf die Richter zu übertragen. Die nationalen Volksgerichte (Punchayet-Gerichte) sind kostenfrei wieder einzuführen.

Dieser Bericht des Mr. Caird, welchen der Staatssecretär für Indien on die indische Regierung übersandte, wurde natürlich von Seiten letzterer sehr scharf kritisirt.

Sie weist zunächst den Vorwurf zurück, daß das Dorfsystem, resp. der Agrar-Communismus von Seiten der Regierung zerstört worden sei; es sei dieses System vielmehr z. B. in Bengalen lange vor der britischen Eroberung verschwunden; dagegen blühe es noch in Nord-Indien; auch im südlichen und westlichen Indien seien noch einzelne charakteristische Züge desselben in Geltung. Die Dorfgemeinschaft wird als ein primitiver socialer Organismus bezeichnet, der allerdings in einem Lande, wo es weder Frieden noch Autorität giebt, genügt, der höheren Cultur aber weichen muß. Im Uebrigen sei die Regierung bemüht gewesen, die guten Seiten des Agrar-Communismus thunlichst aufrecht zu erhalten, indem sie Steuereinschätzungen für ganze Gemeinden gemocht, Dorfhäuptlinge anerkannt und ihnen gewisse Einkünfte und Rechte eingeräumt habe.

Die Erhebung der Staatssteuern in natura habe in vielen Theilen Indiens niemals existirt und sich nur in einzelnen abgelegenen Gegenden an der Landesgrenze erhalten. Jetzt auf dieses System zurückzugreifen, sei geradezu unmöglich.

Ferner wird die Genauigkeit der Behauptung bestritten, daß nach dem nationalen indischen Agrarrecht es dem Inhaber von Regierungsland verboten gewesen sei, Hypotheken aufzunehmen, im Gegentheil sei bereits unter der ein-

*) „Das ganze pflugbare Land von Aegypten hängt bezüglich der Feuchtigkeit allein vom Nil ab, da es dort nicht regnet. Die Arbeit, die Bewässerungscanäle und ihre Ufer in gutem Zustand zu erhalten, übertrifft Alles, was in Indien durch das Ministerium für öffentliche Arbeiten geleistet wird. Aber sie wird vom Volke selbst nach einem System gethan, das dem unsrigen in Fennland und Flachland nicht unähnlich ist, ratione tenurae. Jedes Jahr wird ein Voranschlag der erforderlichen Arbeit gemacht und ein Viertel oder ein Drittel der Arbeitskraft eines Dorfes wird, je nach Bedürfniß, zum Dienst ausgehoben. Das Individuum wechselt von Zeit zu Zeit mit einem anderen ab, aber mindestens ein Viertel der erwachsenen Männer jedes Dorfes wird so, durchschnittlich sechs Monate im Jahr, für öffentliche Arbeiten in Anspruch genommen, empfängt weder Lohn noch Lebensmittel.

Dies kommt einer Grundsteuer im Betrage von ein Achtel der Landarbeit gleich, die, wenn in Geld umgerechnet, einem Fünftel der Einnahme des Staats aus Land gleichkommen würde und als eine Versicherungsprämie für jenen Schutz angesehen werden muß, der somit dem Acker des Landes gewährt wird."

heimischen Regierung das Recht hypothekarischer Belastung und freien Verkaufes anerkannt gewesen. Die britische Regierung sei stets darauf bedacht gewesen, das Privateigenthum an Grund und Boden sicher zu stellen, zu stärken und zu entwickeln.

IV.

Die von Mr. Caird aufgestellte Behauptung, daß durch die Theilbarkeit des Grund und Bodens ad infinitum die Uebervölkerung vermehrt worden sei, muß die indische Regierung ohne Weiteres zugestehen; nicht minder, daß die Hungerperioden der Jahre 1860, 1865, 1874 und 1877 schneller auf einander folgten, wie irgend welche von ähnlicher Härte in diesem Jahrhundert; sie zieht aber gleichzeitig in Zweifel, daß es in früheren Jahrhunderten nach dieser Richtung hin besser gewesen sei — freilich ohne jede Beweiserbringung.

Die generelle Verschlechterung des Ackerlandes wird von Seiten der indischen Regierung bestritten; sie führt zu ihrer Entlastung an, daß die Grundsteuer seit der Finanzperiode 1860/61 von ca. 18 Millionen Lstr. auf ca. 21 Millionen im Jahre 1879/80 gestiegen sei, verschweigt aber, wie viel Steuerrückstände verblieben sind.

Auch in der Vermehrung des Exports erblickt die Regierung den Beweis, daß die landwirthschaftlichen Verhältnisse sich nicht nur nicht verschlechtert, sondern vielmehr verbessert hätten. Wir haben aber oben gesehen, daß der ganze Durchschnittsexport landwirthschaftlicher Producte ein äußerst schwacher ist, mithin bezieht sich die an sich sehr erfreuliche Zunahme des allgemeinen Exports wahrscheinlich auf andere Exportgegenstände, ist aber der Landwirthschaft nur im geringen Grade zu Gute gekommen! Man darf sich freilich nicht wundern, wenn die Regierung wenig fördernd auf den Export landwirthschaftlicher Producte einwirkt, denn noch heute erhebt sie in vollkommener Verkennung der wirthschaftlichen Interessen einen Ausfuhrzoll von 5 Pence auf 100 Pfd. Reis!

Auch die Kostspieligkeit der Civil-Rechtspflege, die Mr. Caird gerade so bitter beklagt, wird von Seiten der Regierung in Abrede gestellt, obschon nachweislich im Jahre 1878 bei einem Gesammt-Streitobjecte von 18 Millionen Lstr. allein an Stempel- und Proceßgebühren — ohne Advocatenkosten — über 3 Millionen Lstr. gezahlt werden mußten!

Alles in Allem spricht die Regierung in ihrer Entgegnung Mr. Caird die genaue Kenntniß der britisch-indischen Verhältnisse ab, behauptet dagegen, daß ihr Regime ein durchaus zweckentsprechendes sei.

Hierauf replicirt Mr. Caird, daß die Regierung seine Angaben in der Hauptsache bestätigt, jedenfalls aber nicht zu widerlegen vermocht habe, daß sie es war, welche verkäufliches, verpfändbares und beliebig theilbares Privateigenthum von Grund und Boden und die hieraus resultirenden agrarisch-wirthschaftlichen Mißstände geschaffen hat, während in den National-Staaten die Austreibung von Bauern wegen Schulden heute noch zu den größten Seltenheiten gehöre. Auch habe die Regierung zugestehen müssen, daß sie genöthigt gewesen sei, in einzelnen Districten die Zwangsverkäufe verschuldeten Grund und Bodens zu inhibiren.

Vergleicht man die Berichte des Mr. Caird, dessen reiche Erfahrungen und großes Wissen in England Niemand bezweifelt, mit den Auslassungen der britisch-indischen Regierung, so kann man sich der Ueberzeugung kaum verschließen, daß die Lage der Landbevölkerung in Britisch-Indien eine äußerst mißliche ist, und der Vorwurf, diese drohende Nothlage herbeigeführt zu haben, in der Hauptsache auf die Regierung fällt.

Mit Einführung einer liberal-centralistisch-doctrinären Gesetzgebung und Bureaukratie sank der Wohlstand der Bauern, verschlechterte sich die Ertragsfähigkeit des Ackerlandes, während die gleichzeitig überhandnehmende Uebervölkerung zur Vertreibung der Bauern vom alten Grund und Boden führte, nachdem sie Wucherern, die den Acker nicht selbst bestellen, sondern öfter verpachten, überliefert worden waren.

Die Erzeugung eines zahlreichen und recht gefährlichen Proletariats konnte nicht ausbleiben, ebenso wenig eine empfindliche Verminderung der Staats-Einnahmen! Es ist unter diesen Verhältnissen daher kaum zu bezweifeln, daß die von Mr. Caird geschilderten Mißstände, gerade wie in Europa, namentlich aber in Deutschland, schließlich zu einer socialen Revolution führen werden! Wer aber den Charakter indischer Revolutionen, zu denen sich stets Racen- und Religionshaß gesellen, nur einigermaßen kennt, der wird sich leicht ein Bild von der Tragweite einer solchen Perspective machen können!

Und wenn die britisch-indischen Agrarverhältnisse in Rücksicht auf ihre Entstehung und Consequenzen mit den unsrigen leider eine verzweifelte Aehnlichkeit besitzen, so erfreuen wir uns doch des großen Vorzuges, daß die deutsche Reichsregierung die Situation erkannt hat und entschlossen ist, durch sociale und wirthschaftliche Reformen dem Zusammensturze der gesellschaftlichen Ordnung entgegen zu arbeiten!

Der englischen Regierung aber ist es dringend zu empfehlen, sich von den liberal-manchesterlichen, römisch-rechtlichen Grundsätzen zu trennen und ebenfalls gesunde Reformen auf den verschiedenen Gebieten des wirthschaftlichen Lebens anzubahnen.

Zum Schlusse möge constatirt werden, daß die Ansichten Mr. Caird's in England jetzt durchaus nicht mehr vereinzelt dastehen, sondern warme und zahlreiche Vertheidiger gefunden haben; denn auch dort ist man nachgerade zu der Ueberzeugung gelangt, daß Derjenige, der sich zeitgemäßen Reformen auf wirthschaftlichem und socialem Gebiete, speciell gegenüber der Agrargesetzgebung, verschließt, nolens volens dem Communismus in die Hände arbeitet, selbst wenn er sich für noch so conservativ halten mag!

K. S. Alterthumsverein zu Dresden.

Sitzung vom 3. April unter Vorsitz S. K. H. des Prinzen Georg.

Nachdem mitgetheilt, daß in den ersten Tagen des Juni das erste die Amtshauptmannschaft Pirna behandelnde Inventarisationsheft, dessen Drucklegung in der C. C. Meinhold'schen Officin zu Dresden begonnen hat, erscheinen wird, kam ein Schreiben des K. Ministeriums des Innern zur Verlesung, welches den Verein ermächtigt, die Landes-Inventarisation der Bau- und Kunstdenkmäler auf die Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde und in der Folge auf jene von Freiberg auszudehnen. Die Fortsetzung der Arbeit wird nunmehr in derselben Weise wie bisher sofort begonnen werden. Auf Antrag des Directoriums beschloß der Verein, an Fach-Autoritäten je ein Exemplar des ersten Heftes mit dem Ersuchen zu überschicken, die aus diesem Hefte erkennbare Gesammtanlage des Werkes wie dessen begonnene Ausführung zu begutachten, um die hierdurch zu erwartenden Aussprüche event. bei Ausarbeitung der ferneren Hefte verwerthen zu können.

Hr. Prof. Dr. Steche besprach hierauf einen im Hofe des Hauses der Johannisstraße Nr. 21b. zu Dresden befindlichen Grabstein, welcher theilweise vortrefflich erhalten ist und die Inschrift trägt: D. BERVHMTE STATVARIVS TIT. HERR MELCHIOR BARTEL EIN VON KONIGEN CHVR VND FVRSTEN CIC HOCHGEHALTENER MANN

Digitized by Google

STARB IN SEINEN 47 JAHR DEN 22 NOV. AN: 16.. Der Stein zeigt das Reliefbildniß des Verstorbenen in natürlicher Größe in spanischer Tracht vor seinem Arbeitstisch, auf welchem ein Crucifix, Bildhauergeräthschaften, ein kleiner weiblicher Torso und ein brennendes Löschlämpchen, ferner die Namenchiffre und das Zeichen des Künstlers dargestellt sind. Bartel (Dresden 1625—1672) lernte zu Schneeberg bei Joh. Böhme die Bildhauerkunst und ging nach Italien, wo er sich der Schule des Giovanni da Bologna anschloß. In Venedig arbeitete er die Figuren des Petrus und Paulus für das Castell und für S. Maria gloriosa de' Frari, das Grabmal eines Dogen Pesaro (vergl. hierüber Burckhardt Cicerone II., S. 705). Im Jahre 1670 (nach den Cur. Sax.) nach Dresden zurückgekehrt und zum Hofbildhauer ernannt, fertigte er das Monument des Kammerraths von Adlershelm für Leipzig. Mehr als auf den genannten Werken beruht Bartel's künstlerische Bedeutung auf seinen herrlichen Elfenbeinarbeiten, von welchen das K. Grüne Gewölbe zu Dresden sieben Stück besitzt. Da eine Ueberlassung des Steines an den Verein in Aussicht steht, beschloß der Verein für eine würdigere Aufstellung desselben an anderer Stelle Sorge zu tragen. Derselbe Hr. Referent besprach hierauf die Modelle, welche vor der Ausführung des 1736 enthüllten Reiterstandbildes Königs August II. zu Dresden-Neustadt gefertigt wurden. Zwei derselben in Bronze befinden sich im K. Grünen Gewölbe zu Dresden, eines dergleichen im Nationalmuseum zu München, ein viertes in bronzirtem Gyps ausgeführtes Modell steht jetzt in einem Requisitenraume der K. Gemäldegalerie zu Dresden. Diese letztere, dem Verfertiger des ausgeführten Denkmals, Ludwig Wiedemann, zugeschriebene herrliche Arbeit zeigt den König auffallender Weise in der Tracht seiner Zeit. Der hierauf ausgesprochene Wunsch, das Werk an anderer für dessen Besichtigung günstigerer Stelle aufgestellt zu sehen, hat begründete Hoffnung, in Erfüllung zu gehen.

Hr. Major von Mansberg berichtete hierauf über eine Reihe von in der Kirche zu Strehla a/Elbe befindlichen Textilarbeiten, von welchen vorzugsweise zwei gestickte Tafeln als werthvoll bezeichnet wurden, für deren geeignetere Bewahrung der Verein sich zu verwenden beschloß. Es erfolgte die Aufnahme von 3 Mitgliedern und als Ziel des diesjährigen Vereinsausflugs wurde Kloster Altenzelle gewählt, in Verbindung mit einem Besuche der Stadt Nossen. Zum Schluß hielt Hr. Assistent am K. Kunstgewerbemuseum, Gurlitt, den angekündigten Vortrag über „Paul Puchner".*) Nach einigen einleitenden Sätzen, welche die Schwierigkeit betonten, im 16. Jahrhundert an Stelle der alten gothischen fest organisirten Bauhütten etwas Neues zu setzen und welche Versuche in dieser Beziehung verschiedene Architekten, wie Voigt, Lotter, Irmisch, ferner der Graf Lynar, unternommen, wurde P. Puchner d. Ae. als derjenige geschildert, welcher in Sachsen organisatorisch im Barnsach auftrat. Geboren zu Nürnberg im Jahre 1536, ging P. P. d. Ae., nachdem er bei seinem Verwandten L. Tauner, welcher für den Kursächsischen Hof arbeitete, als Tischler und Schraubenmacher gelernt, nach London an den Hof der Königin Elisabeth, später während des spanisch-niederländischen Krieges in die Dienste des Herzog Emanuel Philibert von Savoyen und trat endlich 1558 in jene des Kurfürsten August von Sachsen, welcher sich des Meisters vorzugsweise in alten Festungs- und Bewaffnungsangelegenheiten bediente. Berühmt war P. d. Ae. durch seine Modellkunst, von welcher uns noch Proben erhalten sind.*) Es waren des Meisters ungemeine praktische Tüchtigkeit und Vielseitigkeit und sein vorwaltender Fleiß, welche ihm beim Kurfürsten einen sehr wichtigen Vertrauensposten schufen. Seine Bedeutung für die Entwickelung unserer vaterländischen Architektur fällt jedoch erst in das letzte Drittheil seines Lebens, während der Regierung des prächtigen, baulustigen Kurfürsten Christian I., für welchen er sein berühmtestes Werk, das Dresdener Stallgebäude nebst Stallhof, 1586 ausführte. Dieses Gebäude eingehender charakterisirend, besprach der Vortragende noch besonders als Puchner's Werke den kleinen Schloßhof und das Schloßportal auf der Schloßstraße zu Dresden und das alte Gewandhaus auf dem Neumarkt daselbst, von welchem Canaletto uns bekanntlich die getreue Ansicht überliefert hat. Puchner's Ruf ging weit über Sachsen hinaus, sein Rath war oft begehrt von Fürsten und Städten. Mehr handwerklich und vorwaltend bedeutend als künstlerisch tüchtig schuf er, in seinen letzten Jahren durch Nassen etwas in den Schatten gestellt, immerhin Arbeiten, welche der Charakter einheitlicher Größe schmückt, wenn sie auch nicht als durchaus gleichwerthig zu bezeichnen sind. Puchner d. Ae. starb hoch geehrt im Jahre 1607.

Von dem Vereinsmitglied Hrn. Weber zu Lößnitz im Erzg. erhielt der Verein zwei interessante Siegelstempel verehrt, sie waren zugleich mit einem ebenfalls dem Verein geschenkten Exemplar der zur 75jährigen Jubiläumsfeier der Dreißig'schen Singakademie zu Dresden von Th. Seemann verfaßten Festschrift während der Sitzung ausgelegt.

*) Auf dem Wappenstempel des Meisters befinden sich die Buchstaben P. P., mit welchen er auch seine Zeichnungen, die zum Theil noch existiren, seine Briefschaften, Anschläge ꝛc. unterzeichnete, wenn er hierzu nicht seinen vollen Namen, Paulus Puchner, wählte. Paul P. ist zu unterscheiden von seinem Sohne Paul P. und deshalb als P. P. d. Ae. zu bezeichnen. P. P. d. J. (1574—1626) war kurf. Oberzeug- und Baumeister wie sein Vater. D. Ref.

*) Eine sehr bedeutende Thätigkeit entwickelte er in dieser Beziehung auf der Festung Königstein, von welcher er auch mehrere Modelle fertigte. D. Ref.

Bücherbesprechung.

— Der Vorabend. Dramatisches Gedicht von Alexander Rizo Rangabé. Aus dem Griechischen übersetzt von O. A. Ellissen, Breslau, S. Schattlaender. Brach. 3 *M.* — Alexander Rizo Rangabé, der griechische Gesandte am Berliner Hofe, einer der hervorragendsten Dichter und Gelehrten seines Volkes, des neuhellenischen, ist schon seit einiger Zeit mit dem deutschen Publicum dadurch in Berührung getreten, daß er (z. B. in der Zeitschrift „Nord und Süd") Novellen in deutscher Sprache veröffentlicht hat. Von seinen dramatischen Dichtungen, die er in seiner Muttersprache gedichtet hat, sind bereits mehrere übersetzt: sie stehen insofern in einem gewissen Connex zu einander, als sie ihre Stoffe den Hauptepochen der griechischen Geschichte entnehmen. In chronologischer Reihenfolge sind es: „Die dreißig Tyrannen", „Dukas" (im Mittelalter spielend; von O. A. Ellissen übersetzt), „Phrosyne" (die Türkenherrschaft in Griechenland repräsentirend) und „Der Vorabend". In die Gegenwart fallen drei Komödien, deren eine „Die Hochzeit des Kutrulis" kein geringerer als Daniel Sanders verdeutschte. Der „Vorabend" führt uns in die Zeit der hellenischen Freiheitskämpfe zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, oder vielmehr in eins der Jahre, welche der Erhebung vorhergingen, einen der Kämpfe illustrirend und glorificirend, die am „Vorabend" des gewaltigen Ereignisses stattfanden (daher der Titel). Man könnte das Schauspiel den „Wilhelm Tell" der hellenischen Poesie nennen. Das Ganze ist ein Freiheitsgesang der neugriechischen Nationalität, welche die Türkenfessel abwarf, indem sie sich der Bedeutung ihrer Urahnen für die Cultur und Weltgeschichte wieder bewußt ward. Es möge verstattet sein, den Inhalt für das Stück sprechen zu lassen. In Lewadia, einem griechischen Flecken, befinden wir uns, der unter der Despotie eines türkischen Paschas schwer zu leiden hat. Zwei Demogeronten

Digitized by Google

leiten die hellenische Bevölkerung des Ortes, beide dem Tyrannen Karali (so ist sein Name) verhaßt, weil sie als Stützen der Unterdrückten, als eine Wehr gegen die Gelüste des Paschas bekannt sind: Petros Nahum Kallispathis und Andreas Anjerinos. Beide haben lange Zeit in Feindschaft zu einander gestanden, aus Neid und Eifersucht um die Volksgunst: jetzt da die Noth drängt, beschließen sie die alte Gegnerschaft aufzugeben, sich zu Eins zu verbinden, der Eine mit seiner Fürsprache beim Sultan in Konstantinopel, der Andere mit seinem Reichthum sich brüderlich zu helfen. Ein Ehebund unter Beider Kinder, des Georgios Anjerinos und der Daphne Kallispathis, soll das Bündniß der Väter festen. Diese Verlobung aus Noth tritt aber einer alten Verlobung aus Neigung entgegen: Daphne war mit ihrem Jugendgespielen Phloros schon fast versprochen, als dieser von ihr schied, um die Welt kennen zu lernen; aber, ihrem Vater zu Liebe und seinen Plänen, giebt sie Phloros auf, willigt in die Verbindung mit Georg und als der Jugendgespiele nun heimkehrt, weiß das heroische Mädchen auch ihm gegenüber sich als Braut Georg's zu betrachten, so daß er, Phloros, ihr entsagt, und sich nun mit ganzer Seele auf das Werk seines Lebens wirft, das ihm in der freien Fremde aufgegangen: die Befreiung von Hellas! In diesem Sinne schließt der erste Act mit Phloros' Entschluß, „auszuharren im Jammerthal", d. h. seiner Geliebten zu entsagen: „Im schwersten Kampfe will ich nicht verzagen: Ich bin ein Mann! Ich will das Leben tragen!" In schönem Contrast zu dem ersten Acte, der uns die stillen Kämpfe der Seele, das Entsagen zweier Herzen zart enthüllt, steht der zweite Aufzug, welcher ganz dem öffentlichen Leben, dem Entschluß der griechischen Jugend in Lewadia, zu rebelliren, gewidmet ist, eine kräftige, personenreiche Scene, an deren Spitze der jetzt ganz Held gewordene Phloros steht. Im Hause eines Lewadiers, Lambros, findet die Berathung über den Aufstand statt: Senddoten aus Athen, Sparta, Kreta, Hydra, Byzanz, Epiros und Thessalien nehmen daran Theil. Phloros', des in der Welt weit herum Gekommenen, Hoffnung stützt sich auf den griechischen Agitator Rhigas, der von Napoleon I., welcher damals noch auf dem Gipfelpunkte seiner Macht stand, das Versprechen directer militärischer Unterstützung der Griechen gegen die Herrschaft der Osmanen empfangen hatte — was historisch ist! —: Rhigas weilt zur Zeit Hilfe werbend im Ausland. Man nimmt diese Basis der Revolution an und beschließt das altehrwürdige und fast uneinnehmbare Berghaupt des Parnaß zum Mittelpunkt der Empörung zu machen. Die Haltung des Phloros als Haupt dieser Verhandlungen ist sehr würdig und maßvoll: inmitten der leidenschaftlichen, persönlichen Beweggründe der Mitverschworenen, die den Türken blutige Rache androhen, steht er ruhig und selbstlos da: „Mir raubte der Tyrann nicht Haus noch Hof, Nicht hat er meine Lieben mir getödtet; Doch haff' ich ihn aus tiefstem Herzensgrund, Weil er mein Vaterland verheert und knechtet." Der Schluß des zweiten Actes bringt schon das tragische Moment des Trauerspiels; aber nur für Phloros: ihm wird die Kunde, daß Rhigas, der Hort der Erhebung, in Oesterreich von Agenten der Türkei angehalten, gefangen, also verloren sei. Das tritt für die Handlung zu früh ein: dem dritten Aufzuge wird dadurch vorgegeiffen; dieser kann in seiner Hauptsache auch nur eine Wiederholung der Wendung bringen, die Kunde vom Falle des Rhigas — seine Hinrichtung wird noch beeichtet — vor der Schaar der Befreier, die sich jetzt auf dem Parnaß verschanzt haben: erschreckt wollen sie auseinander stieben, um fern von ihrer Heimath für das Wohl derselben zu wirken, als sie sehen, daß Phloros zurückbleibt. — Du bleibst? — „Ich bleibe!" Dies Wort bringt die Flüchtigen zur Besinnung: auch sie wollen nun in der Heimath weilen und ihres Führers Worte folgen: „Wer edle Gluth in seiner Seele nährt, Der schaare sich um mich und zieh das Schwert!" Sie beschließen, den Parnaß besetzt zu halten und hier Freiheit oder Tod zu erkämpfen. Aber das Wörtchen des Phloros: „Ich bleibe!" hatte einen anderen Sinn in sich geschlossen, als die Gefährten meinten: er bleibt, weil er sieht, daß Alles verloren ist, mit seiner Liebe auch sein Vaterland und darum will er hier auf dem Parnaß sterben. Die Einleitung zu diesem, dem dritten Acte, in welchem die Genossen des Phloros sich um die künftige Staatsform von Hellas streiten, ist nicht nur zu breit, sondern überhaupt von Uebel: sie hält die Handlung auf. Die beiden letzten Aufzüge sind nun ganz dem Verzweiflungskampfe auf dem Parnaß geweiht: hier concentriren sich die Ereignisse der Katastrophe aller Betheiligten. Die beiden Demogeronten Kallispathis und Anjerinos sind — hier ragt ein außerhalb der Handlung liegendes Factum unmotivirt in dieselbe hinein — nun doch dem Pascha Karali zum Opfer gefallen, weil ihr Fürsprecher in Konstantinopel gestürzt ist: Georg und Daphne — letztere als ein Jüngling Demetrius verkleidet — eilen mit den Schaaren der Griechen auf den Parnaß, zur Unterstützung der Aufständischen: im Kampfgetümmel erhält Demetrius für Phloros die Todeswunde; er erkennt die Geliebte; ihre heroische Entsagung, sowie ihre wahre Liebe wird ihm klar: eins und versöhnt können Beide sterben. So hat der Held seine Liebe nicht verloren, sondern sie ist ihm geblieben; und auch sein Vaterland soll nicht dem Untergang verfallen sein. Denn Beider Leben und Tod war keine zwecklose Episode am „Vorabend" der griechischen Revolution: des Phloros und der Daphne Heldentod begeistert vielmehr die Hellenen zu den Worten, welche eine Perspective in die historische Ferne öffnen: „Er stirbt. Senkt Eure Waffen nieder. Wolan — zu neuen Freiheits-Kämpfen wieder!" — Ich habe den Inhalt des Stücks ausführlich wiedergegeben, weil ich dadurch dem Werk einen Dienst zu erweisen glaubte; wie man sieht, ist es eine edle und erhabene dramatische Dichtung, voll hohen Gefühls für Freiheit, Vaterland und echtes Heldenthum. Aber es ist eine „dramatische Dichtung", kein Drama, d. h. kein Werk, welches von den Brettern herab zu wirken vermöchte. Nicht zu reden von seiner Länge — der Dichter selbst macht Vorschläge zur Kürzung — aber die Reflexion wiegt vor, die knappe Handlung fehlt; das Ganze ist ein Buchdrama — jedoch im besten Sinne des Worts. Die Charaktere sind mehr in großen Zügen hingeworfen, als realistisch ausgeführt. In keinem Verse kommen wir nur auch einigermaßen in die niedeige Sphäre der Trivialität — Alles athmet Hoheit und Größe. Der „Vorabend" ist das Werk eines feinsinnigen, feinfühligen Geistes, eines Geistes von Talent für die Form, von Verständniß für edlen Gehalt — Rangabé ist kein Dramatiker vom Schlage Shakespeare's, Schiller's, Lessing's und Kleist's, aber ein Mann, dem man infolge der eben bezeichneten Eigenschaften den Ehrennamen eines Dichters nicht wohl verweigern kann. Die vielfachen Reminiscenzen an die Antike, an Shakespeare (Hamlet), Goethe (Egmont) und Schiller (Räuber, Fiesco, Tell) wirken nicht gerade störend, weil man sieht, daß ein gebildeter Poet sie takt- und maßvoll zu verwenden weiß. — Die Uebertragung von Ellissen ist derart, daß sie die Schönheiten des Oeiginals durchfühlen läßt: auf sie einzugehen verbietet der Raum. Hier und da machen sich formelle Nachlässigkeiten bemerklich, z. B. in Hinsicht auf die Vertheilung von männlichen und weiblichen Versausgängen: diese sollten, so scheint es mir, doch wol nicht ganz dem Zufall und der sich gerade darbietenden Gelegenheit überlassen bleiben. Julius Riffert.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 31. Sonntag, den 16. April. 1882.

Inhalt: Die „Trennung von Staat und Kirche" im Canton Genf, von P. Dr. Kühn — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Musikbericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Vom Leipziger Kunstverein, von Franz Vidal. — Bücherbesprechungen (Dialog über die Redner, von Tacitus, übersetzt von C. H. Krauß. Schutz- und Trutzlieder für die Siebenbürger Sachsen und das Deutschtum in Oesterreich, von L. M. Moltke. Rudolf von Gottschall's „Deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts". „Ideen über weibliche Erziehung im Zusammenhange mit dem System Friedrich Fröbel's", von Henr. Goldschmidt).

Die „Trennung von Staat und Kirche" im Canton Genf.

Von P. Dr. **Kühn** in **Reichstädt.**

Am 4. Juli des Jahres 1880 wurde im Canton Genf ein vom Großen Rathe angenommener Gesetzentwurf, durch welchen eine vollständige Lossagung des Staates von der Kirche durchgeführt werden sollte, durch Volksabstimmung verworfen. Die Zeitungen haben damals von der Sache gebührend Notiz genommen, aber ich möchte noch einmal etwas ausführlicher darauf zurückkommen und auf Grund einiger Bekanntschaft mit den dortigen Verhältnissen und mit Hilfe der betreffenden umfänglichen, sehr interessanten Literatur die Ursachen und den Verlauf der Angelegenheit darstellen. Nicht als ob die kleine Landeskirche reformirter Confession im Auslande ein besonderes Recht auf eingehende Berücksichtigung ihrer Geschicke seiten der lutherischen Kirche Deutschlands hätte — Confession und Nationalität treten hier zurück und die Thatsache steht im Vordergrunde, daß unter Zustimmung eines beträchtlichen Theiles ihrer Glieder eine von der Reformation selbst datirende Landeskirche ihr Todesurtheil empfangen hat und jetzt eine Gnadenfrist genießt, die muthmaßlich von nicht allzu langer Dauer sein wird — das Hauptinteresse, das wir bei der Sache haben, ist die Vergleichung derartiger Verhältnisse mit den unsrigen, und diese drängt sich Einem fortwährend auf, so verschiedenartig auch das Einzelne sich darstellt. Es muß freilich dem Leser überlassen bleiben, diese Vergleichung selbst anzustellen.

Genfer staatskirchliche Verhältnisse wollen anders beurtheilt sein, als die unsrigen. Es ist bekannt, daß Calvin durch seine kirchenpolitischen Einrichtungen in Genf eine Vereinigung von Staat und Kirche ins Leben gerufen hat, wie sie nirgends sonst bestanden hat. Der republicanische Staatsbürger deckte sich mit dem reformirten Christen so vollständig, daß Staatsgesetzgebung, Rechtsprechung, Polizeiverwaltung, kurz alle Formen der öffentlichen Gewalt eo ipso Formen der Kirchenzucht waren und umgekehrt. Die Ausschließung vom heiligen Abendmahl stellte die bürgerliche Existenz ohne Weiteres in Frage und der geringste Verstoß gegen Calvin's Auffassung der Adiaphora ward Gegenstand polizeilicher Untersuchung. Als Calvin die widerstrebenden Elemente besiegt hatte, die er in Genf vorgefunden hatte, war der Charakter seiner kirchlichen Republik im Auslande so wohlbekannt, daß es Niemandem heilsam, das Bürgerrecht darin nachzusuchen, der nicht willens war, sich unterzuordnen. Solche aber, die kamen, um zu stören, wurden mit allen Mitteln der kirchlichen Staatsgewalt unterdrückt oder beseitigt. So konnte dieser eigenartige protestantische Kirchenstaat sich so wohl constituiren, daß ein Jahrhundert und darüber verflossen ist, ohne daß an den Principien gerüttelt wurde, nach denen er einst gegründet worden war. Gern möchten wir alle Einzelheiten verfolgen, die seit dem vorigen Jahrhundert einen auflösenden Einfluß auf ihn ausgeübt haben; doch würde das hier viel zu weit führen. Es muß genügen, die beiden Hauptfeinde der calvinistischen Staatskirche zu erwähnen, mit denen auch alle anderen gegnerischen Elemente irgendwie zusammenhängen: es sind Deismus und Katholicismus.

Es wäre geradezu ein Wunder gewesen, wenn in dem wohlhabenden, intelligenten und auf der Grenze zweier Großstaaten gelegenen Genf der Deismus keine Anhänger gefunden hätte. In Wirklichkeit drang derselbe nirgends so schnell und so tief selbst bis in die unteren Volksschichten ein, wie dort. Was gegen Ende des 17. Jahrhunderts anderswo die Geheimlehre Weniger war und sich schüchtern in gelehrten Werken hervorwagte, das wurde in Genf in kurzer Zeit die Anschauung der Gebildeten, und wer hätte sich schon damals von den Genfer Bürgern nicht für einen Gebildeten gehalten! Und wie gut paßte eines Hobbes Satz, daß die Religion Staatssache sei, zu dem Genfer Begriff der Nationalkirche, wenn man nur das Nationale ebenso sehr betonte, wie Calvin die Kirche betont hattet Calvin hatte die Majorität als eine Macht in weltlichen Dingen gekannt; für Glaubenssachen galt die Einstimmigkeit Aller auf Grund der nach dem Bekenntniß auszulegenden Schrift, weil das die Basis war, auf welcher der kirchliche Staat ruhte. Die Deisten stellten sich auf die Basis der staatlichen Kirche und durch die Majorität fiel das Bekenntniß. So hatte man schon vor 170 Jahren in Genf eine Staatskirche, von der man, streng genommen, nichts weiter behaupten konnte, als daß sie aus einer calvinistischen hervorgegangen und jedenfalls keine katholische sei. Wir können über die mancherlei Wandlungen, welche unser Jahrhundert dieser Kirche gebracht hat, um so eher hinweggehen, als sie geringfügiger Natur sein müssen gegenüber der Thatsache, daß ein verpflichtendes Bekenntniß nicht existirte. Das letzte Kirchengesetz vom 26. April 1874 hat die absolute Selbständigkeit des Predigers ausgesprochen. So konnten die Gegner dieser Eglise nationale protestante bei Gelegenheit der letzten kirchlichen Wirren mit Fug und Recht aussprechen, sie sei ebenso wenig protestantisch, wie jüdisch oder heidnisch, sie kenne nicht einmal Gott. In der That kann ein Pastor auf einer ihrer Kanzeln die Anbetung der Sonne oder die Beschneidung oder die unbefleckte Empfängniß der Maria predigen, ohne auch nur eine Disciplinaruntersuchung fürchten zu müssen. Was er zu fürchten hätte, wäre die Macht der öffentlichen Meinung, die wenigstens eine zweite derartige Predigt unmöglich machen würde.

Diese öffentliche Meinung, wie sie in Genf bis auf den heutigen Tag ihr Recht behauptet, hat auch jene sonderbare Staatskirche bis auf den heutigen Tag am Leben erhalten. Wie einst ihre Väter sammt und sonders orthodoxe Reformirte, so sind die jetzigen Genfer Protestanten, soweit sie sich zur Staatskirche halten, gute Deisten, die ihren je nach Be-

bürfniß von rechts her verstärkten oder von links her abgeschwächten Deismus in ihren Kirchen suchen und als peuple souverain zu finden wünschen. Der wird ihnen denn auch von einer Anzahl Pastoren in den verschiedenartigsten Schattirungen geboten. Methodisten und Strenggläubige, die nach rechts zur Freikirche, Freidenker und Atheisten, die nach links zum Nichts abgeschwenkt sind, lassen sich heut zu Tage freilich nicht mehr verjagen oder verbrennen, aber für vollgiltige Genfer in des Wortes historischem Sinne werden sie von jenen Vertretern der ancienne république nicht angesehen, und so sehr man die Gewissensfreiheit und die Gleichberechtigung aller Culte mit dem Munde bekennt, so sehr ist man im Grunde des Herzens überzeugt, daß es eigentlich zum Wesen eines rechten Genfers gehört, Mitglied der Eglise nationale protestante zu sein.

Woher zieht nun eine so ausgeprägte öffentliche Meinung ihre beständige Nahrung, ohne welche ihr Vorhandensein unerklärlich wäre, vollends im 19. Jahrhundert? Gemeinsame Ideale religiöser Natur haben die Glieder jener Kirche nicht: auf derselben Kanzel predigt der Orthodoxe und der Anhänger verwegenster Kritik und zwar der letztere, ohne sich besondere Mühe zu geben, seine unbiblischen Anschauungen mit biblischen Ausdrücken zu verhüllen, und beide haben gefüllte Kirchen vor sich, sobald sie beide glänzende Redner sind und tadellos französisch sprechen. Persönlichkeiten, die wir als gläubige Prediger bezeichnen, werden vereinzelt in Landgemeinden des Cantons angetroffen, auf den städtischen Kanzeln der Staatskirche schwerlich. Innerhalb dieser Gemeinschaft nennt sich, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, derjenige orthodox, der mit scharfer Betonung des Formalprincips einige Hauptthatsachen des christlichen Heils als solche gelten läßt, z. B. die Auferstehung, über andere aber, so gut es gehen will, hinwegzukommen sucht. Als nach der Annahme jenes Gesetzentwurfs durch den Großen Rath nothwendig die Frage entstand: Wie soll die nach Beseitigung der Staatskirche neu zu bildende protestantische Kirche aussehen? antwortete ein junger Pastor im Einverständniß mit 12—15 Collegen — sämmtlich „orthodox" —: Sie wird sich etwa nach den Grundsätzen der freien Kirche von Neuschâtel constituiren, also die Bibel als einzige Quelle und Richtschnur des Glaubens annehmen, die *großen* Heilsthatsachen, wie sie im Apostolicum zusammengefaßt sind, also den Glauben an Gott den Vater, der uns durch das Leben, den Tod und die Auferstehung Jesu Christi, seines einigen Sohnes, unseres einzigen Herrn, erlöst hat und uns durch den heiligen Geist erneuert, mit der ganzen christlichen Kirche bekennen und die zwei Sacramente nach der Einsetzung feiern. Und weiter? fragt er selbst; — Nichts weiter. Keine strenge Inspirationslehre, keine Prädestination, keine ewigen Höllenstrafen, keine metaphysische Trinität, keine Augustinische Erbsünde, keine stellvertretende Genugthuung. Man sieht, daß dieses „reformirt-orthodoxe" Glaubensbekenntniß mit Calvin eigentlich nichts mehr zu thun hat. Aber es ist immer noch genug Positives darin, als daß nicht Tausende von Gliedern der jetzigen Staatskirche mit Hand und Fuß dagegen sich wehren sollten. Leute, deren Deismus sich nahezu pantheistisch verflüchtigt hat, deren Naturalismus nur noch wenige religiöse Begriffe gelten läßt, sind doch noch Glieder der Staatskirche und stellen sich an hohen Festen zum heiligen Abendmahle ein. Also sie kommen doch? Gewiß, sie kommen der öffentlichen Meinung wegen. Und damit soll nicht gesagt sein, daß sie als feige Heuchler kommen: sie kommen, um das Gedächtniß Jesu Christi zu feiern, und das ist ein weiter Begriff.

Diese öffentliche Meinung ist der Rest calvinistischer Lebensanschauung, die ein Jahrhundert Zeit gehabt hat, derartig in Fleisch und Blut überzugehen, daß kein Deismus und keine liberale Staatsgesetzgebung sie ganz haben austilgen können. Wer es nicht begreift, warum die Feinde der Kirche die Kirchenzucht immer noch mehr hassen, als die verpflichtenden Symbole, der braucht nur nach Genf zu gehen. Man ist mit dem Dogma zerfallen, vielleicht sogar mit dem, das keine freie Forschung aus der heiligen Schrift herauszuexegesiren vermag; aber man besucht die Kirche noch, man hält wenigstens darauf, daß Weib und Kind sie besuchen. Warum? Es ist *Sitte*, daß anständige Familien Genfs die Kirche besuchen. Kinder werden vom 15. bis 17. Jahre zum Pastor in den Confirmandenunterricht geschickt. Es giebt kein Gesetz, das dazu nöthigte, aber es versteht sich von selbst. Maurerlehrlinge verlassen am bestimmten Tage rechtzeitig ihre Arbeit, um zur instruction religieuse zu gehen; Jünglinge und Mädchen, die in diesem Alter einen Beruf ergreifen, der sie an Besuch des Unterrichts hindern würde, gehören zuverlässig keiner alten Genfer Familie an, und sei sie die ärmste. Der letzte Rest staatlichen Zwanges zur Sonntagsheiligung ist unlängst beseitigt worden. Also sind wol die Läden in Genf auch Sonntags geöffnet? Wir würden manches Stadtviertel durchsuchen können, ohne eine Cigarre kaufen zu können. Ein paar kleine Geschäfte, die auf Franzosen, Italiener oder auf zugezogene Eidgenossen rechnen, thun sich am Nachmittag schüchtern auf; ein „Genfer" Kaufmann hält seinen Laden geschlossen, und wenn er abtrünnig werden wollte, so würden „die Genfer" auch Wochentags nicht bei ihm kaufen. Einen Vergnügungszug am Sonntage zu veranstalten, ist wol keiner Eisenbahn-Direction je beigefallen; der richtige Genfer *geht* am Sonntag Nachmittag auf den Mont Salève mit seinem Proviant in der Tasche, aber er *reist* nicht. Genf hat, wie alle großen Städte, sein Theater, das Schooßkind der Liberalen, durch die sonderbare Laune des vorigen Herzogs von Braunschweig, sein Vermögen der Stadt zu hinterlassen, jetzt in prachtvollem Hause untergebracht. Es mag manchem Gliede der Municipalité schwer genug geworden sein, in dem neuen Hause, das Millionen gekostet hat, anstandshalber einen Platz zu bezahlen; denn seine Frau geht nicht mit und er selber fühlt sich in dem Raume nicht ganz wohl, denn — „Genfer" gehen nicht ins Theater, noch nicht einmal in classische Stücke. Ein Student findet bei seiner Familie große Schwierigkeiten, weil er in einer Wohlthätigkeits-Vorstellung, die nur von Studenten gegeben wird, mitwirken soll. Der Vater ist gewiß Methodist, mömier oder dgl.? Er ist Glied jener Staatskirche, sehr freisinnig, und schon sein Großvater hat über die foi du charbonnier und noch über manches Andere gelächelt.

Dies nur einige Proben für jene Reste aus alter Zeit, gewiß zum Theil sehr anständige, sehr beneidenswerthe Reste.

Die auf ihnen beruhende öffentliche Meinung fordert nun auch die Existenz einer Staatskirche. Hat auch Alles, was Calvin einst gelehrt hat, keine anerkannte Geltung mehr, soweit es dogmatischer Natur war, ja hat sich die überwiegende Mehrzahl der Bürger auch eingestandenermaßen innerlich und äußerlich davon losgesagt, so soll doch die Art, wie Genf ein selbständiger Staat geworden ist, öffentlich in Ehren gehalten werden. Die Staatskirche dient durch ihren bloßen Namen — etwas Anderes besitzt sie nicht mehr — zur Stütze und Stärkung des Patriotismus. Die Gesammtheit der Genfer Bürger soll und will ein ideales Gemeinsames haben, das deistische Bekenntniß zu Gott, Freiheit und Unsterblichkeit auf breitester Grundlage, so breit, daß Pantheismus, religiös angestrichener Materialismus, kurz alle Richtungen, die nicht in gröbster Weise als Atheismus und Nihilismus auftreten, daran theilhaben können. Diese vielgepriesene „largeur" ihrer Verfassung ist der Stolz aller echten Anhänger der Staatskirche. Begreiflicherweise ist es den „Orthodoxen" leicht geworden, gegen diesen ganzen Kirchenbegriff seit Decennien die wuchtigsten Schläge zu führen. Wenn alle Genfer ein gemeinsames Ideal haben, wie steht es dann, von den Katholiken ganz zu schweigen, mit den ausgesprochenen Atheisten, die laut und öffentlich selbst in den officiellen Körperschaften dasselbe nicht blos negiren, sondern verhöhnen? Antwort: Das sind kranke Glieder des Leibes,

die ehedem schonungslos abgehauen wurden, heutzutage geduldig getragen werden, sind ideelle Verbrecher, die zwar kein code pénal bestraft, desto mehr aber die öffentliche Meinung. — Aber wenn nun die kranken Glieder die Majorität bekommen? Antwort: Das ist ohne allen Zweifel das Ziel, auf das wir lossteuern, wider unsern Willen; wir wissen bestimmt — es ist mir nicht eine Stimme in der dortigen Presse begegnet, die das nicht ausdrücklich zugegeben hätte —, daß die Stunde kommen muß, wo das Todesurtheil vollzogen wird, aber wir wollen es nicht vollziehen, so lange wir die Majorität haben. — Aber eure Kirche hat abgesehen von allen anderen den größten Fehler, den eine Kirche überhaupt haben kann, den, keine zu sein. Jede Gemeinschaft muß irgendwie sagen können, was sie ist und was sie will; geben wir die weitherzigste Definition von Kirche: eine Gemeinschaft von Individuen, die sich versammeln, um gemeinsam ein religiöses Ziel zu verfolgen, so paßt auch diese nicht, denn irgend ein minimum von Glaubensinhalt müßte dann vorhanden sein, etwa das minimum aller minima. Ist nun vielleicht euer minimum die Versicherung, daß eure Kirche absolut kein Bekenntniß hat, also allen Meinungen offensteht, so nimmt die gesammte orthodoxe Partei an diesem Bekenntniß keinen Theil: sie will nicht mit Juden und Atheisten zusammen eine christliche Kirche bilden. Da also auch dieses minimum gemeinsamer Affirmation oder vielmehr gemeinsamer Negation kein gemeinsames ist, so ist eure Kirche als solche ein Nichts. Wir kennen ein Staatsunternehmen, durch welches in sogenannten Kirchen vom Staate bezahlte öffentliche Vorträge geboten werden, die einer Tradition zufolge einen christlichen Charakter haben, wir kennen einige Verwaltungs-Maßregeln über Wahl, Anstellung, Beschäftigung und Bezahlung jener sogenannten Pastoren, aber wir kennen keine Kirche: eure Kirche ist ein Phantom. Antwort: Mag sie ein Phantom sein, jedenfalls eines, das wir lieb haben, die Ruine einer Stammburg, die von den späten Descendenten mit zärtlicher Pietät erhalten wird, vor allen Dingen eine Ruine, die wir brauchen. Wir brauchen sie nicht, darin zu wohnen, dazu haben wir unser neues, zeitgemäß erbautes Schloß, aber wir brauchen sie, um gelegentlich mit unsern Kindern hinaufzusteigen, damit wir die Festigkeit ihrer Mauern, soweit sie nicht eingefallen sind, bewundern und die schöne Aussicht ins Thal genießen können. Verlangt nicht von den Enkeln, daß sie den letzten Rest des Bollwerkes ihrer Ahnen mit eigenen Händen zerstören!

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die öffentliche Meinung einen noch viel leichteren Sieg über die Feinde ihres Liedlings davongetragen hätte, wenn diese blos aus dem Lager moderner Religionsanschauungen gekommen und nicht gewaltige Verstärkung aus dem Lager des Ultramontanismus mitgebracht hätten. Der Katholicismus ist der stärkste Gegner der Genfer Staatskirche und er wird nicht ruhen, bis er sie zu Fall gebracht hat.

Die Genfer Staatskirche, dieses stark befestigte, weit nach Süden vorgeschobene Außenwerk des Protestantismus, von seiner Gründung an ein Greuel für Rom, hatte doch allen Angriffen von außen Stand gehalten und schien uneinnehmbar zu sein. Da machte sich der Wiener Congreß zum Werkzeug der Curie und bedachte die wiederhergestellte Republik mit einem Stückchen Land, etwa so groß wie das bisherige Gebiet; seine Bewohner waren bisher Franzosen gewesen und katholisch. Genf, seit 17 Jahren selbst französisch, dankte dem Congreß seine neue Freiheit und fand deshalb kein Mittel, sich des hinzugefügten Danaergeschenkes zu erwehren. Mit dieser Thatsache war die Staatskirche in ihrer bisherigen Form ohne Weiteres beseitigt: nahezu die Hälfte der Bewohner stand ihr feindlich gegenüber. Daß sie sich trotzdem in der neuen Form eines vom Staate aufrecht erhaltenen nationalkirchlichen Instituts noch bis zum heutigen Tage behauptet hat, läßt sich nur daraus erklären, daß die Katholiken, der Hauptsache nach Bauernbevölkerung, trotz aller Organisation durch den Klerus gegenüber den früheren, republicanisch geschulten Bürgern nicht aufkamen und daß die letzteren alle zu Gebote stehenden Mittel bis zu dem kleinsten einer sinnreichen Abgrenzung der Wahlbezirke zur Anwendung brachten. Ich muß der Versuchung widerstehen, eine Kirchengeschichte Genfs im 19. Jahrhundert, wenn auch in kürzester Form, zu schreiben, schon deshalb, weil sie zugleich eine Kirchengeschichte der Schweiz sein müßte und wiederum nirgends in der Welt Kirchen- und Weltgeschichte sich schwerer trennen läßt, als dort. Darum muß es genügen, folgende Entwickelungsmomente hervorzuheben. Die kirchlich-politischen Parteien erhielten in den dreißiger Jahren eine ganz neue Färbung durch den aller Orten auftauchenden Radicalismus. Er brach mit allen bisherigen politischen Anschauungen, erstrebte den omnipotenten Staat in demokratischer Form und predigte vor allen Dingen die vollständige Unterordnung der Kirche unter jenen. In allen diesen Stücken mußte er eigentlich den Genfern sehr sympathisch sein. Und so erklärt es sich, daß sein Hauptvertreter in Genf, James Fazy, eine zahlreiche Anhängerschaar aus den Protestanten gewann. Aber mit ihr vermochte er nicht zu siegen, denn als etwa eben so starke Partei stellten sich ihm aus der alten Genfer Aristokratie und dem alten Bürgerthum die sogenannten Conservativen entgegen, die dort zu Lande weit weniger die demokratischen Principien, als die ausgesprochene Sehnsucht des Radicalismus nach großen Einheitsstaaten und die Lahmlegung des kirchlichen Einflusses auf die bürgerlichen Verhältnisse bekämpften. Fazy nahm seine Anhänger, wo er sie fand, und er fand sie unter den Katholiken. Die Herrschaft des Staates über die Kirche, also auch über die katholische, war ihnen kein Schreckgespenst und jeder Zustand wurde von ihnen als vortheilhaft begrüßt, der den bisherigen beseitigte, wo sie in der Minorität geblieben waren. Die Klericalen rechneten auf ein beständiges Hin- und Herschwanken der politischen Majoritäten und haben sich hierin, was Genf anlangte, in der That nicht getäuscht; sie gedachten, im Verlaufe der Dinge ihre Hilfe je nach Bedürfniß rechts oder links anzubieten, jedenfalls aber sie für Zugeständnisse zum Besten ihrer Kirche zu verkaufen. Aber eine Möglichkeit hatte man in Rom und anderswo ganz außer Berücksichtigung gelassen: daß der Radicalismus mit einer Schnelligkeit, die beinahe aller Berechnung zuvorkam, einen Gesammtsieg erringen würde, durch welchen alle cantonalen Ränke mit einem Schlage in den Hintergrund gedrängt wurden. Die katholischen Cantone wurden im Sonderbundskriege besiegt, die neue Eidgenossenschaft constituirte sich und begann ihre radicale Arbeit mit Feuereifer. Während man in Genf gehofft hatte, etwelche Schöpfungen des Radicalismus durch die nächste conservative Regierung beseitigen zu lassen, ein Wechsel, den die Katholiken immer in der Hand hatten, traf aus Bern ein Geschenk des modernen Staates nach dem andern ein, und dort hatte der ganz anders geartete Protestantismus von Bern, Zürich, Aargau u. s. w. die unbestrittene Majorität. Mit Jubel begrüßten die Genfer Radicalen diese Neuerungen, die ihnen saure Arbeit auf cantonalem Gebiet ersparten; mit sauersüßer Miene ließen die Conservativen das Alles über sich ergehen und trösteten sich nur ein wenig mit dem schmeichelhaften Gedanken, daß der wie ein Nationalheros verehrte General Dufour, der den Sonderbund besiegt hatte, ihr Landsmann sei; die Katholiken aber schauten sehr verblüfft dem Allen zu. Sie hatten arbeiten helfen und waren um den Lohn schmählich betrogen. Der Radicalismus lieferte der Reihe nach seine Gesetze über vollständige Trennung von Staat und Kirche, Einführung der Civilstandsregister, Civilehe, Erklärung der Schule für reine Staatssache, Abschaffung des obligatorischen Religionsunterrichts, Aufhebung der Sonntagsheiligung, Verminderung der gesetzlichen Feiertage, Säcularisation der Gottesäcker. (Schluß folgt.)

Leipziger Theater.

Welches Terrain unsere französischen Nachbarn auf deutscher Bühne gewonnen haben, mag ein Blick auf das letzte Wochenrepertoire unseres Theaters beweisen, auf welchem an zwei Abenden eine neue Pariser Posse, dann „Das Fräulein von Seigliere" von Jules Sandeau und „Die Erzählungen der Königin von Navarra" von Scribe figuriren, so daß die Beisteuer deutscher Dramatik zu einem ganzen Wochenrepertoire gleich Null zu betrachten ist. Nun sind wir zwar weit entfernt, die Aufführung trefflicher Stücke von Sandeau und Scribe tadeln zu wollen: der literarische Kosmopolitismus gehört einmal zu unseren deutschen Nationaleigenschaften und wenn er das Beste der anderen Nationen auswählt, wenn er dabei sich von Ueberwucherung freihält, unter der die deutsche Production zum Theil ersticken müßte, so mag er immerhin als ein Vorzug allseitiger Bildung erscheinen, der die Empfänglichkeit für das Interessante und Schöne, bei welcher Nation es auch zur Blüthe gelangen mag, eingeboren ist. Nur gegen Einschleppung alles Fremdländischen, das keinen Werth und keine Berechtigung hat, müssen wir protestiren, und so können wir uns auch nicht einverstanden erklären mit der Aufführung der neuen Posse von Eugen Labiche und Edmund Gondinet: „Van Dreien der Glücklichste", die zweimal auf der Bühne des Alten Theaters erschien, den Sprung auf das Neue aber doch nicht gewagt zu haben scheint, indem ihr Erscheinen auf demselben zwar im Wochenrepertoire für den Donnerstag angekündigt war, sie dann aber wieder von der Bildfläche verschwand und dem historischen Lustspiel Scribe's den Platz räumen mußte.

Die Aneignung ausländischer Passen ist immer ein Wagniß; das komische Behagen kann nur dort entstehen, wo sich das Publicum vollkommen heimisch fühlt. Die Komik in Hemdärmeln, der Volksgeist, der am Familientisch aus der großen Schüssel speist: das ist die Signatur der Posse. Gewiß ist der Held so vieler Possen und Lustspielschwänke von Kalisch und Pahl bis zu Maser, Rosen, Schoenthan, Jacobson und Treptow, der Berliner Philister, eine etwas verbrauchte Figur und mit seiner breiten Prosa für die feinere ästhetische Bildung ziemlich ungenießbar; aber er wurzelt doch im deutschen Volksleben, er ist der Typus unseres Klein- und Spießbürgerthums und darf daher von Hause aus auf die Sympathien der Menge rechnen. Ganz anders ist es mit dem Pariser Philister: wir kennen ihn aus den in ihrer Art ausgezeichneten Erzählungen oder vielmehr Bambacciaden von Paul de Kock; er bietet auch mancherlei komische Seiten; doch wenn er auf der Bühne erscheint, da merkt man doch seinen ausländischen Ursprung um so mehr, als die Fabel der französischen Posse sich diejenige der französischen comédie zum Muster genommen hat und sich auf einem etwas schlüpfrigen Boden bewegt, der bei dem deutschen Publicum ein Gefühl des Unbehagens erregt; denn bei uns begeht die Muse der Posse wol auch einmal einen Excess, oft sogar derber Art; aber das fortwährende Himundherlaviren zwischen allerlei frivolen Möglichkeiten bringt bei uns keine wohlthuende, sondern nur eine unbequeme Spannung hervor.

Dies ist auch der Grund, warum die Posse von Labiche und Gandinet selbst bei einem Sonntagspublikum keinen rechten Erfolg hatte. Es fehlt darin zwar nicht an einigen amüsanten Situationen, wie denn überhaupt Gandinet ein routinirter Bühnenschriftsteller ist; aber die ganze Beleuchtung, die über diesen Scenen schwebt, läßt kein volles Behagen aufkommen.

Da sehen wir an der Wand das Bild der anmuthigen Frau Hermance Marjavel; es ist die zweite Frau des Herrn Alphanse Marjavel und er hat auf die Rückseite des Bildes seine erste malen lassen, so daß er, je nachdem seine Stimmung mehr den Freuden der Gegenwart oder der wehmüthigen Erinnerung an die Vergangenheit zugewendet ist, die Vorder- oder Rückseite des Doppelbildes in Augenschein nehmen kann. Er ist sehr glücklich, der Herr Alphonse Marjavel: seine jetzige Frau hat zwar einen Liebhaber, doch er weiß nichts davon, und seine frühere hatte einen Liebhaber und er wußte nichts davon, und da das Glück in der Einbildung beruht und er sich das Gefühl vollkommener Sicherheit durch keinerlei, wenn auch noch so handgreifliche Verdachts- und Beweisgründe trüben läßt, so gehört er jedenfalls zu den beneidenswerthesten Sterblichen. Es kommt dazu, daß er selbst sich hier und dort eine kleine Extratour erlaubt, mit Polinnen spazierenfährt und einer Elsässerin, die er mit ihrem Manne in Dienst und zu sich ins Haus genommen, in sehr ungenirter Weise den Hof macht.

Entrollen wir also ganz das Gemälde häuslichen Glücks, das Labiche und Gondinet mit lebhaften Farben colorirt haben, so finden wir eine junge Frau, die hinter dem Rücken ihres Gatten ein Liebesverhältniß mit einem angenehmen Jüngling unterhält, einen Gatten, der gelegentlich auf Abenteuer ausgeht und sich von der Frau seines neuengagirten Haushälters in den Keller leuchten läßt, diese Frau selbst, welche gegen solche Kellerpartien keine Einwendungen erhebt. Doch nicht genug damit. Labiche und Gondinet lassen auch die Todten nicht ruhen; die auf die Rückseite des Bildes gemalte Selige wird in den Vordergrund der Handlung gezerrt; der alte Jabelin plaudert höchst indiscret seine früheren intimen Beziehungen zu ihr aus; ja, er glaubt noch einen compromittirenden Brief unter dem Hirsch auf dem Kamin, den sie als Briefkasten benutzte, zu finden. Dies Motiv ist doch ein allzukenntliches Plagiat aus Sardou's „Pattes de mouche". Er weiß ja nicht, daß die Frau Nummer zwei dieselben Wege wandelt, wie die Frau Nummer eins, wenngleich sie statt des Onkels den Neffen und damit jedenfalls das bessere Theil erwählt hat. Diese Liebschaft jüngeren Datums scheint zwar über das Stadium des Experimentirens nicht hinauszugehen; doch nur äußere Störungen treten den weiteren Fortschritten des Verhältnisses, wenigstens soweit es als dramatische Handlung sich vor uns entwickelt, hindernd in den Weg, wie überhaupt die Autoren auch die gleiche Discretion gegenüber den andern Verhältnissen beobachten, wobei sie unseren Vermuthungen indeß den freiesten Spielraum lassen. Die erwähnten Störungen bilden die komischen Motive der Handlung: Hermance und Ernest Jabelin kommen nie zu einem behaglichen Zusammensein; sie schweben in beständiger Todesangst; sie ist beständig außer sich; „wir sind verloren", ist das Wort, das sie stets auf den Lippen hat. Er klettert am Hause empor und reißt dabei ein Stück von der Dachröhre ab, mit dem er vor der Geliebten erscheint und welches später seine abenteuerlichen Kletterversuche verräth oder vielmehr verrathen würde, wenn Herr Alphonse Marjavel nicht mit jeder Ausrede zufrieden wäre, die dem Vollbewußtsein seines ehelichen Glückes entgegenkommt. Ernest muß in einen Sophakasten hineinkriechen und als er überrascht wird, wie er zu Füßen der Geliebten liegt, da giebt sich Hermance mit vieler Geistesgegenwart den Anschein, als hätte sie aus ihrem Ring einen Brillanten verloren, den nun sämmtliche Mitwirkende, auf der Erde herumkriechend, mit fanatischem Eifer suchen. Ein neuer Schreck wird den Liebenden durch das Benehmen eines Droschkenkutschers verursacht, der sie nämlich spazierengefahren und darauf seine Erpressungsversuche gründet, die der alte Jobelin auf seine letzte Fahrt mit der Seligen bezieht, während auch Marjavel sich einer Fahrt mit nicht officieller weiblicher Begleitung in dieser Droschke bewußt ist. Die Droschkennummer ist gleichsam das hinter der Scene lauernde böse Gewissen sämmtlicher Mitspielenden. Die Unbequemlichkeit eines Ehebruchs, selbst wenn er mehr oder weniger platonisch bleibt, giebt denn schließlich auch den Ausschlag, daß Ernest Jabelin sich dazu entschließt, seine Nichte Bertha zu heirathen und auch die Zustimmung von Hermance zu diesem verzweifelten, ihm selbst aber keineswegs unangenehmen Schritt erhält.

Aus dieser Inhaltsangabe der Pariser Posse geht hervor, warum sie auf der deutschen Bühne nicht Baden sassen kann: die ganze ethische Atmasphäre derselben ist uns nicht sympathisch; auch das Genre des Burlesken ist verschieden von dem unsrigen. Der Maikäfer, der den Herrn Krampach quält und mit dem er sich lange Scenen hindurch herumschlägt, ist ein ganz apartes Agens passenhafter Komik: das Alles, wie auch die Kriechscene auf der Bühne ist für unsern Geschmack zu weitschweifig ausgeführt. An manchen drolligen Einfällen der Situationskomik mag man sich einen Augenblick ergötzen; doch das Vergnügen dauert nicht lange; es fällt bald wieder irgend ein mißliebiges Streiflicht auf die Bühne, das uns die gute Laune verdirbt. Daß sich der Neffe mit demselben Blumenstrauß, derselben Flasche und denselben Worten einführt, wie der Onkel, erscheint uns als eine etwas marionettenhafte Komik.

Gespielt wurde ja ganz flatt, aber jedenfalls mehr im deutschen als französischen Stil, was man unsern Darstellern gewiß nicht übelnehmen darf; denn sie sind ja nicht für Pariser Bühnen engagirt. Hr. Schubert als Krampach war freilich im Rechte, wenn er diesen Elsässer, in welchem die Pariser mehr oder weniger den deutschen Michel erblicken, mit kräftigem Calorit varführte; besonders seinen Kampf mit dem Maikäfer stellte er ganz drastisch dar, ebensa die Berechnungen mit dem Droschkenkutscher, welchem Krampach als seinem Schuldner die erpreßten Summen vam Conta abrechnet, indem er sie selbst in die Tasche steckt: doch auch Krampach hat für uns nicht den sympathischen Humor wie etwa der Famulus des Dr. Klaus. Die Lisbeth, Krampach's mit einer interessanten Vorgeschichte ausgestattete Frau, welche mit selavischer Bereitwilligkeit geneigt ist, derselben einige weitere Capitel hinzuzufügen, wurde van Frl. Butze prächtig dargestellt. Weniger gefiel uns Hr. Pohl als alter Jabelin: der Charakter hatte keine rechte komische Verve. Besser zog sich Hr. Stöckel als junger Jobelin aus der Affaire. Hermance als abenteuerlustige, aber zaghafte Ehegattin, Alphonse Marjeval als vertrauensseliger Ehegatte, der zugleich in hohem Maße ein mari volage ist, wurden von Frl. Friedhoff und Hrn. Conrad angemessen dargestellt. Frl. Pettera als „Bertha" und Frl. Stiasny als „Petunia", zwei ganz anmuthige junge Darstellerinnen, müssen ihren Leistungen noch ein lebhafteres Calorit geben.

Von dieser sich überstürzenden französischen Posse bis zu einem französischen Lustspiel von jener Allmäligkeit künstlerischer Entwickelung und feiner Intriguenführung, wie das „Fräulein von Seiglière" von Jules Sandeau ist freilich! ein großer Sprung: trotzdem daß das Stück seinen novellistischen Ursprung nicht verleugnet, indem besanders die Entwickelung der Neigung zwischen dem Banapartisten und der „Marquisentochter", die in der Novelle mit seineren Strichen gezeichnet werden konnte, in dem Stücke auf einmal als ein fait accompli erscheint, indem mehrere Wachen lang hinter dem Zwischenvorhang das Werden und Wachsen jener Neigung sich abspielt, ist dies Lustspiel doch sa spannend und die Charakterzeichnung so varzüglich, daß es auch auf dem deutschen Repertaire mit Recht seinen Platz behauptet. Der alte Marquis von Seiglière wurde diesmal von Hrn. Conrad gespielt; der talentvolle Darsteller gab ein gelungenes Bild dieses Aristokraten, der hinter einer chinesischen Mauer von Vorurtheilen ein gutes warmes Herz sich bewahrt hat und bei kindlicher Ignoranz der veränderten Rechtsverhältnisse der Zeit doch mit ritterlichem Sinn für seine gute Sache einzustehen bereit ist. Der Charakter ist nicht leicht wiederzugeben; er darf auf der einen Seite nicht läppisch und lächerlich werden, auf der andern nicht eine zu imponirende Vornehmheit zur Schau tragen. Bequeme Lässigkeit, die schwer zu erschütternde Sicherheit des Vertrauens auf unveräußerliche Vorrechte sind der Grundzug desselben: bisweilen aber richtet er sich gerade auf in echt chevalereskter Haltung. Hr. Conrad traf den Grundton durchaus richtig; der erste Wurf der Rolle war ihm offenbar gelungen. Auch ahmte er nicht sclavisch Friedrich Haase nach, der gerade in dieser Leistung mustergiltig ist. Ebenso gelang Hrn. Hans Förster Destournelles, der geriebene unternehmungslustige Advocat. Hr. Dr. Förster gab ihn jovialer; Hr. Hans Förster schärfer und schneidiger; doch entsprach der Charakter in dieser wie in jener Auffassung den Intentianen des Dichters, wenn auch eine etwas andere Beleuchtung auf ihn fiel. Hr. Mylius als Bernard erschien uns zu feindselig und schraff in seiner Haltung, Frl. Friedhaff als Helene zu heroisch; die Darstellerin muß die Rolle, der sie einige glückliche Gefühlsmamente abgewonnen, etwas sanfter und zarter halten. Die Baronin der Frau Western und der Raoul des Hrn. Stöckel waren charakteristische Leistungen.

Das Publicum folgte dem Stück mit warmem Antheil und zeichnete die Hauptdarsteller mit vielem Beifall aus. In der That wird das Lustspiel nie verfehlen, auf die Gemüther der Zuschauer lebhaften Eindruck zu machen; es vereinigen sich in ihm eine Noblesse der dramatischen Behandlung mit Noblesse der ethischen Gesinnung, und auch den am wenigsten sympathischen Charakteren gönnt der Dichter gegen den Schluß hin einen Lichtblick edler Handlungsweise, die für sie noch einige Theilnahme gewinnt.

Rudalf von Gottschall.

Musikbericht aus Dresden.

Einer der bedeutendsten ausübenden Künstler der Gegenwart, Dr. Hans v. Bülow, besuchte im Manat März wiederholt Dresden und concentrirte das musikalische Interesse unserer Hauptstadt begreiflicher Weise eine Zeit lang fast ausschließlich auf seine Persan, und zwar, wie schan früher, sawal auf den geistvallen Virtuosen, als auf den neuerdings sa berühmt gewordenen Dirigenten der Meininger Hofkapelle, welche letztere Hr. v. Bülow in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu einem der renommirtesten Orchester Deutschlands herangebildet hat. Am 1. März hatten wir es ausschließlich mit dem in mancher Beziehung unvergleichlichen Pianisten zu thun, da Bülow an diesem Tage ein Concert zum Besten des Elisabethvereins gab, in welchem nur Clavierwerke von Johannes Brahms durch ihn zum Vortrag gelangten. Wir lernten den zuletzt genannten Meister auf diese Weise als einen Pianofortecomponisten von großer Vielseitigkeit kennen, wie schan aus den Namen der Brahms'schen, durch Bülow zu Gehör gebrachten Clavierwerke: einer Fis-moll-Sanate, zwei Balladen aus Op. 10, Variatianen über ein ungarisches Lied, Scherzo Es-mall Op. 4, acht Capricci ed Intermezzi aus Op. 76 und 25 Variationen nebst Fuge über ein Thema von Händel, hervorgeht. Jede dieser Compositionen hat ihr besonderes und eigenthümliches musikalisches Interesse und der geniale Spieler, dessen kolossales Gedächtniß wir auch nebenbei wieder bewunderten (Bülow spielt bekanntlich seine sämmtlichen so viele Abende füllenden Programme auswendig), verstand es, jedem dieser Werke seine innerste Natur abzulauschen und es demgemäß darzustellen. Trotz dieser meisterhaften Wiedergobe bemächtigte sich jedoch der Hörer zuletzt ein Gefühl von Monotonie, ein Ergebniß, das selbstverständlich weder der Tandichter, noch dessen Interpret verschuldete, sondern das aus ganz anderen Ursachen hervorgeht. Wir kommen auf den Grund einer solchen Erscheinung im weiteren Verlaufe unseres Referates noch zurück und wollen hier nur bemerken, daß Johannes Brahms (der sich Bülow doch gewiß zum wärmsten Dank verpflichtet fühlen muß) einem on dit zufalge geäußert haben sall: er selbst möchte nicht dritthalb Stunden lang nur Clavierwerke van sich hören. — Hatten wir Hrn. v. Bülow, an dem geschilderten Brahms-Abend, wieder einmal als den uns längst bekannten glänzen-

den Virtuosen auf dem Pianoforte bewundert, so lernten wir ihn an der Spitze der Meininger Hofkapelle, mit welcher er am 15. und 16. März zwei Concertabende veranstoltete, als einen ebenso erstaunlichen Virtuosen auf dem Orchester kennen. Ich betone ausdrücklich das Wort „Virtuos", denn der geniale Künstler spielt auf seinem Orchester, wie er sonst auf seinem Clavier zu spielen pflegt, d. h. das Rieseninstrument giebt jede, durch das vorzutragende Kunstwerk hervorgerufene leiseste Regung in der Seele und in dem Auffassungsvermögen des Dirigenten eben so unmittelbar und geschmeidig wieder, wie dies unter Bülow's Händen sonst durch den von ihm gespielten Flügel geschieht, nur daß für ihn hier, an die Stelle der Tasten, die Musiker seiner Kapelle treten, die er, eben durch die Art, wie er sie willenlos und, ich möchte fast sagen, mit völliger Aufhebung ihrer Persönlichkeit ausschließlich an sich bindet, zu bloßen Werkzeugen seiner individuellen Darstellungsweise und seines subjectiven musikalischen Empfindens werden läßt. Ein solches Verfahren hat zwei Seiten: insofern nämlich Hans v. Bülow ein ganz ungewöhnlicher und geistreicher Mensch und Musiker ist, bleibt es dem Hörer hochinteressant und anziehend zu erfahren, in welcher Weise sich Beethoven (denn um zwei Beethoven-Abende handelte es sich hier in Dresden) in des Vortragenden Kopf und Herzen spiegelt. Kann es doch hierbei geschehen, daß der Letztere uns gleichsam ganz neue Seiten des Meisters enthüllt oder uns an solchen Stellen besondere Lichter aufgehen läßt, wo wir bisher nur Nebel und Dämmerung sahen, wodurch es ihm mitunter selbst gelingt, die Vielseitigkeit und den Reichthum der Natur des großen Sinfonikers dadurch ersichtlich werden zu lassen, daß er dessen Tondichtung mit Glück in einer, von der traditionell gewordenen verschiedenen Weise auffaßt, oder neue Strömungen und früher kaum bemerkte reizende Eilande im Wellenspiel seiner Töne entdeckt. Auf der anderen Seite jedoch trägt Bülow wiederum Vieles in Beethoven hinein, was unserer Empfindung nach entweder in seinen Tondichtungen gar nicht ausgesprochen ist, oder doch wenigstens nicht so zugespitzt daraus hervorgehoben, uns darin nicht so geflissentlich und bis zu ähnlich übertriebenen Effecten gesteigert, aufgenöthigt sein will, als dies durch unseren Dirigenten und das von ihm disciplinirte Orchester geschieht. Die Folge eines solchen quos ego ist, daß zunächst Fluß, Stimmung, Stil und Einheit der Tondichtung bedenklich alterirt werden, daß ferner aber auch die Frage an uns herantritt: möchten wir Beethoven künftig immer nur durch das Medium einer solchen individuell-subjectiven Spiegelung hören? Die Antwort hierauf muß eine entschieden verneinende sein, da uns der nicht in seine Theile zerlegte und nicht nach einem besonderen Auffassungsvermögen paraphrasirte Beethoven, dessen Vortrag ja in seinen Grundzügen schon durch den Charakter und die eigenartige Entwickelung seiner Tondichtungen vorgezeichnet ist, immerhin noch werthvoller und theurer bleibt, als die geistreichste, dabei aber zu sehr auf das Einzelne sich einlassende und dadurch die Totalität der Werke des Meisters aus den Augen verlierende Umschreibung! Denn eine Umschreibung muß ich's nennen, wenn Bülow Themata oder Motive Beethoven's mitunter so scharf accentuirt und von ihrer übrigen musikalischen Basis und Umgebung loslöst, daß sie aus dem künstlerischen Fortgang und formalen Zusammenhang des betreffenden Tonsatzes gleichsam herausgeschnitten erscheinen oder so wirken, als würden sie dem Publicum auf einem besonderen Präsentirteller dargeboten. Der Fluß des Ganzen wird hierdurch, anstatt befördert und auf allmälig zu gewinnende Höhepunkte hin gesteigert zu werden, nur unterbrochen, geräth ins Stocken oder versiegt selbst ganz. Das Letztere geschah besonders dann, wenn Bülow, um eine Phrase von der zunächst angrenzenden, eine Stelle von einer ihr benachbarten besonders abzuheben, dieselbe an ihrem Schlusse durch ein vom Componisten gar nicht vorgeschriebenes Ritardando, welchem ein kurzer Halt mit einer Augenblickspause folgte, auszeichnete und dergestalt vom Organismus des Kunstwerks völlig abgliederte. Solche Kleinmalerei widerspricht überdies den gewaltigen Gebilden Meister Beethoven's, die nicht mittels einer, an den Geschmack unserer Salons erinnernden graziösen Coquetterie und in's Niedliche streifenden Hervorhebung des Details, sondern in großen Zügen und mit der, ihrer Erhobenheit entsprechenden Einfachheit und Würde vorgetragen sein wollen. Und dann endlich — wer will überhaupt, wenn ein auf der Individualität beruhendes Umgestalten der Auffassung ewiger Meisterwerke gestattet ist, bestimmen, bis zu welchem Punkte ein solches erlaubt und wo dabei die Grenze zu ziehen ist, die nicht überschritten werden darf? Und welchen Künstlern will man das Recht gewähren, Beethoven so vorzutragen, wie er ihrem persönlichen Fühlen und Wähnen erscheint, welchen anderen dagegen soll ein solches Verfahren nicht gestattet sein? Will man antworten, dergleichen sei nur bedeutenden Künstlern zu erlauben, so erweist sich auch eine solche Bezeichnung nur als ein relativer Begriff und würde darum der unbedeutende und mittelmäßige Dirigent gleiches Recht mit dem hervorragenden fordern, da bekanntlich Selbsterkenntniß die am dürftigsten verbreitete Tugend ist. Ein Orchester soll, unserer Meinung nach, überhaupt nicht aus Automaten bestehen, sondern aus Künstlern, denen der Dirigent, als ihr Anführer, nur voranschreiten und die Richtung angeben soll; setzt sich die ihm folgende Schaar nicht blos aus Handwerkern der Kunst zusammen, so wird sie seine Winke verstehen und der Einzelne wird sich nicht, um die Intentionen des Führenden wiederzugeben, zur leblosen Orgelpfeife, die nur anspricht, wenn sie angeblasen wird, oder zur Taste, die nur durch mechanischen Druck in Bewegung gesetzt wird, degradiren zu lassen brauchen. Ein Orchester ist überhaupt eine halbrepubliconische Körperschaft — hüte man sich doch, den Mitgliedern desselben alle Initiative zu rauben; dergleichen wird sich rächen, denn der lebendige, warme und die Hörer fortreißende Klang, der uns sagt, daß eine Schaar innig verbundener und durch die Kunst gleichgestimmter Musiker ihre beste Kraft und ihr Herzblut an den Vortrag eines Meisterwerkes setzt, ist durch keine bloße musikalische Dressur, namentlich wenn sie nur dazu dienen soll, der minutiösesten Ausfeilung und subjectiv gefärbten Darstellung einer Composition durch einen Einzelnen Vorschub zu leisten, zu ersetzen. — Trotz alledem waren die beiden Abende, die wir Bülow verdankten, von hohem künstlerischen Interesse, denn es bleibt allerdings immer noch sehr zweierlei, ob Hinz und Kunz oder ein geistsprühender Künstler ein und dasselbe wollen und thun. Mit oft athemloser Spannung folgten wir namentlich dann den von Bülow eingeschlagenen Wegen, wenn derselbe berechtigtes Neues in seine Darstellung Beethoven'scher Meisterwerke mischte, unter denen wir namentlich die Eroica, die Pastoralsinfonie und die Leonoren-Ouverture Nr. 1 hervorheben, und schieden schließlich von ihm mit der Ueberzeugung, daß man im Einzelnen unendlich Vieles von ihm lernen kann, sich aber hüten soll, es ihm im Ganzen nachzuthun. (Forts. folgt.)

Emil Naumann.

Vom Leipziger Kunstverein.

Ein Oelgemälde von Anselm Feuerbach — sechs lebensgroße Kinder, die ihre Instrumente stimmen, um ein siebentes zu erwecken — wird auf den ersten Blick nur bei Wenigen die Anerkennung finden, die es verdient. Vier Dinge sind bekanntlich nöthig, um einen „guten" Maler zu machen: ein weiches Herz, ein feines Auge, eine leichte Hand und stets frischgewaschene Pinsel. Um das Werk eines guten Malers zu verstehen, kann man freilich der reinen Pinsel und der leichten Hand entbehren, aber nicht des weichen Herzens. Was aus dem Herzen geschaffen, kann auch nur

mit dem Herzen begriffen werden; des Gebildeten Kunstverständniß, und wäre es mit gewissen Regeln und herkömmlichen Ansichten noch so vertraut, wird es nie ersetzen.

Das hätte ich Ihnen neulich so gern entgegnet, gnädige Frau, als Sie zugleich mit mir vor dem Feuerbach'schen Bilde standen und es so unnachsichtig gegen Ihren Begleiter verurtheilten. Da ich aber nicht die Ehre hatte, weder Ihren Namen zu wissen, noch Ihnen vorgestellt zu sein, mußte ich im Schweigen verharren, während ich mir vornahm, auf Ihre Bemerkungen in diesem Blatte zu antworten. Besonders, da Ihr Tadel mit einer scheinbaren Berechtigung ausgesprochen wurde und ich überzeugt bin, daß Viele in ihn einstimmen werden.

Glauben Sie indessen nicht, daß ich mir damit ein Recht anmaßen will, Sie zu belehren. Bewahre; ich möchte nichts, als Sie darauf aufmerksam machen, daß man ein Kunstwerk von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten kann.

Legen Sie an ein paar Seiten Goethe'scher Prosa den Maßstab einer anerkannt guten deutschen Grammatik, etwa der von Koch, und Sie werden mir zugeben müssen, daß der Poet vor dem Grammatiker nicht besteht.

Legen Sie die Grundsätze, nach denen Cornelius seine Nibelungen componirte, an die sämmtlichen Kinderbilder von Feuerbach und ich werde Ihnen zugeben müssen, daß hier der Künstler vor dem Akademiker nicht besteht. Sie bemerkten, daß das Bild in zwei Hälften zerschnitten werden könne, ohne sonderlich zu verlieren, daß den Mittelpunkt eine „lächerliche" kleine Laterne bilde, deren Schatten einen Strich durch die Regeln ziehe, nach denen der Componist sich einmal zu richten habe. Gewiß. Die vorschriftsmäßige Pyramide des Cornelius, so recht geeignet, den Künstler zu einem falschen Pathos zu verleiten, wie wir Deutsche es auf der Bühne und in der Historienmalerei so lange vertheidigt haben, obgleich wir uns zum Sterben dabei langweilten, sie fehlt hier. Halten Sie das einem Maler zu Gute, gnädige Frau, der selbst eingesteht, daß er diesen „Germanismus" wie eine Kinderkrankheit zeitig ausgeschwitzt habe. Sie dürfen auch nicht vergessen, daß er das Bild in Deutschland nicht, wol aber in Italien schuf (1858), die Seele vollgesogen von Eindrücken, die er in Venedig empfangen, in einem Lande, wo „Himmel und Meer glänzen und die Seidenfabrikation erst in zweiter Linie" steht. Ich habe Feuerbach im Verdacht, daß er den ganzen Cornelius beim Anblick dieser römischen Kinder vergessen, die er auf der Straße aufgelesen, um sie zu füttern und im Atelier herumtollen zu lassen. Was er so von Stellungen erhaschte, brachte er dann auf die Leinwand. Und ist das zu beklagen? Sehen Sie diese Kinder nur einmal genauer an — kann es etwas Anmuthigeres geben, als die kleinen Mädchen, von denen das eine seinen Bogen einreibt und das andere die Mandoline stimmt? Betrachten Sie auch den schönen, goldlockigen Knaben, der den Vorhang von dem schlafenden Kinde zieht. Es würde mir schwer sein, eine Auswahl unter diesen Kindern zu treffen. Sie dagegen verwerfen alle und tadelten die nachlässige Art, mit der sie skizzirt waren. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß manches an dem Bilde „virtuoser" gemalt sein könnte, ohne die Fassung des Ganzen zu beeinträchtigen. Die übergroße Einfachheit der Feuerbach'schen Vortragsweise scheint mir indeß nur eine etwas auf die Spitze getriebene Tugend. Sein Ehrgeiz bestand darin, so einfach wie möglich zu malen. „Stil ist nichts als die Weglassung des Unwesentlichen," schreibt er in einem Briefe aus Rom. Weil er den herrschenden Realismus haßte, der im Detail stecken bleibt, wollte er so wenig als möglich mit ihm gemein haben. Verzeihen Sie ihm diese Laune, wenn man es eine Laune nennen kann. Sie finden genug andere Maler, welche Sie dafür schadlos halten und an deren sauderer Ausführung Sie sich ergötzen können. Und vielleicht, wenn Sie die Mühe nicht scheuen, zu diesen Kindern noch öfter zurückzukehren, werden Sie etwas in ihnen entdecken, das Sie mit ihnen aussöhnt. Keine Virtuosität, welche die Sinne blendet, aber etwas von einem Cultus, der die Seele über den Staub erhebt.

Meine Vorliebe für das Kinderständchen hat mich übrigens vergessen lassen, daß noch Andres zu besprechen bleibt und der Raum diesmal ohnehin knapp gemessen ist. Ich will deshalb nur schnell noch bemerken, daß eine „Schlesische Landschaft" von Helene v. Amstetter in Breslau mir recht gut gefallen hat. Es ist eine hübsche Stimmung in diesem Bilde mit seiner alten Dorfkirche, von Eichen beschattet. Die Farbe ist tief, die Malweise zeugt von guter Schule, der Preis, der dem Bilde angeheftet, von Anspruchslosigkeit. Viel Chic ist in dem weiblichen Bildniß von Franz Kops, einem der beliebtesten Dresdner Porträtmaler. Sechs Farbenskizzen und Zeichnungen von Hans Thoma in London bieten ebenso viele Absonderlichkeiten. Zwei Gestalten, den Köpfen nach ehrliche Kleinbürger, die sich beim Weine erhitzt haben, endigen in Pferdeleibern. Adam und Eva spazieren in einem Paradiese auf und ab, das zu verlassen ihnen unmöglich schwer geworden sein kann u. dergl. mehr. Zwei sauber ausgeführte Kreidezeichnungen von Georg Koch, die eine nach Franz Hals, die andere nach dem Selbstporträt Rafael's in den Ufficien von Florenz, sprechen für sich selbst. Die 20 — 30 Blätter mit landschaftlichen Zeichnungen von Ernst Willers, geb. 1804 in Oldenburg, gest. 1. Mai 1880 in München, empfehle ich Solchen, die in Griechenland und Italien gereist sind und denen jede Erinnerung an diese Reise lieb ist. Ein paar Jugendarbeiten in Marmor („Zeus und Ganymed" und „Aphrodite und Eros") von Professor Johannes Schilling in Dresden sind den Besuchern des Vereins bereits bekannt, da sie in Gypsabgüssen längst Eigenthum des Museums waren. Was uns an den spätern Arbeiten des Meisters entzückt, die wohlthuende Harmonie der Linie, ist auch hier vorhanden. Ich möchte schließlich noch einmal auf die sehr gelungenen Stiche nach Werken moderner Meister in der Dresdner Galerie hinweisen. Von der vorzüglichen Wiedergabe der Originale habe ich mich bei einem kürzlichen Besuche in Dresden durch den Vergleich überzeugt. Franz Bibal.

Bücherbesprechungen.

—tt. Die Liebhaber einer classischen Lectüre können wir heute auf ein kleines Schriftchen aufmerksam machen, das, in seinem Haupttheil jedem Gebildeten zugänglich und genußreich, in seinen Beigaben auch philologisch geschulten Lesern Manches bietet, was sie interessiren kann. Wir meinen den neuerlichst bei Metzler in Stuttgart erschienenen:

„Dialog über die Redner, von Tacitus, übersetzt und mit den nöthigsten Anmerkungen versehen, von C. H. Krauß, Dek. a. D. in Kannstatt. Nebst einem Anhang für philolog. Leser. 8°. VI und 90 S."

Das Schriftchen giebt vor Allem eine möglichst treue und doch gut lesbare, fließende Uebersetzung der vielfach zu wenig gekannten und gewürdigten Erstlingsschrift des großen Geschichtschreibers, im Anhang aber theils den in manchen Tacitus-Ausgaben merkwürdigerweise fehlenden Urtext, dessen Lücke durch das von Brotier in seiner Mannheimer Ausgabe von 1781 dargebotene Supplement ausgefüllt ist, theils aber auch Erörterungen über die zur Anwendung gekommenen Uebersetzungs-Grundsätze, sowie über den Werth, welchen eine eingehendere Behandlung gerade dieser Tacitusschrift in unsern Gymnasien haben dürfte. In der Uebersetzung ist der Verfasser sichtbar bestrebt, zweierlei Abwege zu vermeiden, einerseits die Härten und Schwerfälligkeiten, die bei einer genaueren Nachahmung des alten Schriftstellers in unserer Sprache nicht ausbleiben können, andererseits aber auch das allzu Moderne, bei welchem die eigenthümlichen Lichtseiten

der alten classischen Darstellung mehr oder weniger verschwinden müssen. Seine Absicht geht vielmehr dahin, die reiche Gedankenfülle und den einfachen, ohne allen Umschweif auf das Ziel losgehenden Ausdruck des alten Schriftstellers in dem Gewande einer classischen deutschen Prosa, wie sie sich heutzutage ausgebildet hat, wieder erscheinen zu lassen. In der hierauf bezüglichen Erörterung der Uebersetzungs-Grundsätze berücksichtigt der Verf. namentlich auch die bekannte Abhandlung von Schleiermacher „über die Methode des Uebersetzens". Ob ihm nun auf diesem Gebiet etwas gelungen sei, werden eingehendere Beurtheilungen zu zeigen haben. Im Uebrigen scheint seine Absicht auch dahin gerichtet zu sein, den sein componirten „Dialog", mit welchem Tacitus seine schriftstellerische Laufbahn begann, wieder in lebhaftere Erinnerung zu bringen, und denselben zu einer eingehenderen Behandlung mit unserer Gymnasialjugend zu empfehlen; zu welchem Ende der Verf. insbesondere auch auf die Gegensätze realistischer und idealistischer Lebens-Anschauung, von Pessimismus und Optimismus in der Auffassung der Gegenwart, von Bewunderung für die Alten und Liebhaberei für's Moderne hinweist, wie sie in dieser Tacitusschrift treffend gezeichnet sind und für eine strebsame Jugend stets etwas Anregendes und Weckendes haben werden.

— Schutz- und Trutzlieder für die Siebenbürger Sachsen und das Deutschtum in Oesterreich. Von Leopold Max Moltke. Leipzig, Sigismund und Volkening. Preis 50 ₰. — Diese Lieder, deren einige seit vierzig Jahren von den so schwer bedrängten Siebenbürger Sachsen gesungen werden, sind in der Zeit von 1842 bis 1882 entstanden, die beiden ersten verdanken ihren Ursprung der Wiener Preisausschreibung für die beste deutsch-österreichische Volkshymne und stehen an Kraft, dichterischer Begeisterung und Singbarkeit namentlich der Hymne, welche seiner Zeit nicht ganz begreiflicher Weise mit dem ersten Preise gekrönt war, in nichts nach. Während diese beiden Volkshymnen das Deutschthum in Oesterreich selbst verherrlichen, feiern die übrigen Lieder, 15 an der Zahl, das den Ungarn so verhaßte freiheitliebende und an deutschen Sitten und deutscher Sprache zäh und unentwegt festhaltende Sachsenvölkchen in kernigen, herzlichen Worten und haben schon vor vierzig Jahren, als der Dichter unter diesem Volke selbst lebte und dichtete, ihre zündende Wirkung nicht verfehlt und redlich dazu beigetragen, die Siebenbürger Sachsen nur um so fester an ihren verbürgten, aber gefährdeten Rechten festhalten zu lassen. Von diesen Liedern für die Siebenbürger Sachsen verdienen besonders das „An die Siebenbürger Sachsen", das „Volkslied für die Siebenbürger Sachsen" und das „Siebenbürger Volkslied", zu denen beiden die Compositionen beigegeben sind, hervorgehoben zu werden, nicht zu gedenken des schönen, von gerechtem Unmuth und heiligem Zorn durchdrungenen längeren Liedes, welches den Manen des braven Pfarrers Ludwig Roth, dieses Märtyrers für die deutsche Sache in Siebenbürgen, gewidmet ist und ein nicht unwürdiges Seitenstück zu Mosen's bekanntem Liede „Zu Mantua in Banden" bildet. Auch die Form der Lieder ist gewählt und dem Inhalt angemessen, der Reim mit vielem Glück gehandhabt. Ein paar nicht ganz unfragwürdige Reime wie „Stichwort" auf „Sprichwort" (S. 18) und „Fortschritts" auf „Wortblitz", sowie einige Druckfehler müssen wir da schon mit in den Kauf nehmen, und ich erwähne sie auch nur der Vollständigkeit halber. Der Werth des Ganzen wird dadurch nicht weiter tangirt, und diese frischen Lieder eines echten deutschen Mannes verdienen jedenfalls warme Empfehlung. K. S.

— Rudolf von Gottschall's „Deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts", ist jetzt bei Eduard Trewendt in Breslau bereits in fünfter vermehrter und verbesserter Auflage erschienen und hat auch diesmal wieder an Umfang wesentlich zugenommen, namentlich sind eine ganze Reihe neuerer Autoren in den Bereich der Besprechungen Gottschall's gezogen und somit auch der Werth und die Brauchbarkeit des Buches beträchtlich erhöht worden. Daß das Buch in dieser Gestalt hinter keinem dieser Art zurücksteht, vielmehr an Vollständigkeit des Gebotenen wie an Objectivität, Geist und Geschmack in der Darstellung einen ganz hervorragenden Rang in der Literatur der neueren Literaturgeschichten einnimmt, das müssen selbst diejenigen zugeben, welche mit Gottschall's Ansichten, besonders mit dieser seiner Ansicht nicht übereinstimmen mögen, daß mit Goethe's Heimgang nicht auch zugleich das Ende unserer schönen Literatur eingetreten ist, daß vielmehr diese Literatur auch jetzt noch die unvergänglichsten, den Stempel der Classicität tragenden Blüthen zeitigt und daß wir recht wohl von einer schon existirenden neuclassischen Epoche reden könnten, eine Ansicht, der sich nachgerade auch eifrige Verehrer der von ihnen als unwiederbringlich und unerreichbar lange genug betrachteten Schiller-Goethe-Epoche anzuschließen beginnen. Ueberhaupt macht es einen wohlthuenden Eindruck, zu sehen, wie Gottschall fest und unerschütterlich an der Hoffnung auf die Zukunft unserer Poesie festhält und trotz mancher Abwege und Verirrungen, auf welche ein Theil unserer schönen Literatur leider gerathen ist, das Banner der idealen Poesie nicht lassen mag und wie er unparteiisch und sachgemäß das Gute hervorhebt, wo immer er es findet und wo es seinen freilich nicht so leicht und rasch zu befriedigenden Ansprüchen, die er an ein Kunstwerk stellt, entspricht; jedenfalls hat das blos Mittelmäßige kein Anrecht, von ihm berücksichtigt und auf einen Ehrenplatz gestellt zu werden, und er bespricht es überhaupt nur insoweit, als es als ein Spiegelbild seiner Zeit in der oder jener Beziehung gelten darf. Wir können auch diese neueste Auflage des Gottschall'schen Werkes, welche in der That eine bedeutend verbesserte (eine Anzahl Druckfehler kommen auf andere Rechnung als die des Verfassers) und vermehrte genannt werden kann und übrigens nicht nur, die schöne Literatur, sondern die Nationalliteratur im weiteren Sinne (Künste und Wissenschaften dazu gerechnet) umfaßt, jedem Freunde unserer neueren Literatur wärmstens empfehlen.

Karl Siegen.

— „Ideen über weibliche Erziehung im Zusammenhange mit dem System Friedrich Fröbel's. Sechs Vorträge von Henriette Goldschmidt." (Leipzig, Verlag von Carl Reißner.) Nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge legen Frauen, welche die Feder führen, die Hände meist in den Schooß. Die Verfasserin des genannten Buches macht eine rühmenswerthe Ausnahme. Sie hat mit dem uneigennützigsten Eifer ihren Ideen im praktischen Leben Eingang zu verschaffen gesucht, ehe sie dieselben durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich macht. Keine „Emancipationsideen" sind es, welche das Weib seinem eigentlichen Berufe untreu machen. Im Gegentheil. Statt des Flitterstaats von Kunst und Wissenschaft, mit dem man den Geist für den Salon herausputzt, soll das Mädchen mit den vernünftigen Grundsätzen der Erziehung bekannt gemacht werden, die es dereinst befähigen, als Mutter einsichtsvoll zu handeln. Nicht eine Pädagogik mit abstracten Lehrsätzen, sondern eine Erziehungskunst in lebensvoller Wahrheit will Fröbel, und in seinem Sinne Frau Goldschmidt, dem Weibe zu Theil werden lassen. Die geschmackvolle Ausstattung und der mäßige Preis machen diese „Ideen" recht eigentlich zu einem Geschenkbuche, das in einer Zeit, wo der Name Fröbel durch ganz Deutschland und weit darüber hinaus schallt, gewiß Vielen, die sich näher mit ihm bekannt machen wollen, willkommene Gabe sein wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pränumerirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 32. Donnerstag, den 20. April. 1882.

Inhalt: Die „Trennung von Staat und Kirche" im Canton Genf, von P. Dr. Kühn. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Allgemeine Conservative Monatsschrift. Encyklopädie der Neueren Geschichte, von Dr. Wilh. Herbst. Blätter für populäre Rechtswissenschaft. Illustrirte Gesundheitsbücher. Weber's illustrirte Katechismen).

Die „Trennung von Staat und Kirche" im Canton Genf.

Von P. Dr. Kühn in Reichstädt.

(Schluß.)

Rom kann seinerseits auch auf eine Radicalkur und führte die Ereignisse herbei, die allgemein bekannt sind. Der Genfer Pfarrer Mermillod ward zum Generalvicar und Bischof in partibus ernannt und sollte die Katholiken sammeln und zu einer starken, selbständigen Partei heranbilden. Durch den Bund des Landes verwiesen, konnte er nur indirecten Einfluß ausüben. Aber da Rom gesprochen hatte, so stand die Masse der Katholiken auf seiner Seite. Damit war die Angelegenheit für die Eidgenossenschaft erledigt, aber nicht für Genf. Der exulirte Mermillod war eine viel wichtigere Person geworden, und es war die Frage, welche Partei er unterstützen würde. Noch einmal waren die Ultramontanen nicht zu betrügen, und zu bieten hatte der Radicalismus nichts. Da gerieth Carteret, der neue Führer der Radicalen, auf den unglücklichen Einfall, eine staatskatholische Kirche zu gründen. Dieser ließ sich sehr einfach ausführen, sobald man nur ein einziges Recht gesetzlich feststellte, welches Rom nie anerkennen wird, das Recht der freien Pfarrwahl. Das Gesetz, das diese einführte, war um so leichter durchzubringen, als alle ernsthaften Republicaner gegen Mermillod's Uebergriffe auf das Staatsgebiet sich längst entrüstet hatten und die freie Wahl aller Welt als etwas ganz Selbstverständliches erschien. Das Gesetz mit einer alle begeisterten Conföderirten enthusiasmirenden Spitze gegen Mermillod's angemaßtes Bischofsrecht wurde 1873 angenommen. Alles Uebrige machte sich ganz von selbst. Neugewählte Pfarrer, selbstverständlich sogenannte Altkatholiken, nahmen mit Hilfe von Gendarmen und Schlossern von Kirchen und Pfarreien Besitz, das Kirchenvermögen folgte der Majorität, und sobald die beabsichtigten Bannstrahlen eingetroffen waren, war der Staatskatholicismus fertig. Es ist nicht zu verwundern, daß doch fast die Hälfte aller Katholiken sich dieser neuen Kirche zuwandte. In die Stadt gezogene Landleute hatten die goldene Freiheit der Republik geschmeckt und sich etwas Bildung angeeignet, andere aus der Fremde zugezogene Katholiken begannen für die politischen Gerechtsame ernstlich zu fürchten, nachdem ein Vorkämpfer Roms eine solche Sprache in einem freien Lande zu führen gewagt hatte. Man hatte wirklich die Ansicht, es könne eine echt katholische Kirche geben, auch ohne den Segen des römischen Oberhauptes, und daß ihre Gründung ein politischer Schachzug gewesen war, wurde in der ersten Freude ganz vergessen. Eine bedenkliche Abkühlung folgte recht schnell. Viele Frauen weigerten sich, in dieser neuen Gründung die alleinseligmachende Kirche zu erkennen, in der sie das Heil zu suchen gewohnt waren, und Mancher ward stutzig, als die wirkliche katholische Kirche hier und da ein interimistisches Gotteshaus errichtete und ihre abgesetzten Pfarrer, die als Genfer Bürger nicht ausgewiesen werden konnten, Messe darin lesen ließ. Die Landbevölkerung ging, wenn die schwierige Frage der Wahl an sie herantrat, über die Grenze nach Ferney und erfuhr von Monseigneur, der dort auf seinem Beobachterposten saß, daß sie sich zu enthalten habe. Es ist dann vorgekommen, daß einige zweifelhafte Individuen den Pfarrer wählten, der sich in seiner Kirche allein sah.

Die römisch-katholische Kirche ist auf solche Weise vom Staate vollständig getrennt und finanziell durchaus unabhängig, während die Staatskatholiken, obwol im Besitze des Kirchenvermögens, der schützenden und unterstützenden Hand des Staates um so weniger entrathen können, als ihre wirklich eifrigen Anhänger bedenklich zusammengeschmolzen sind. So hat denn Genf zwei Staatskirchen, eine protestantische, der ihre Gegner nachsagen, daß sie weder protestantisch noch überhaupt eine Kirche sei, und eine katholische, die bis zur Stunde selber nicht weiß, was sie sei, da die bloße Opposition gegen Rom jedenfalls keine Kirche macht.

Aber der Widerspruch gegen das Staatskirchenthum ist in Genf viel älter, als diese zweite: seit mehr als 20 Jahren erscheinen Gesetzentwürfe aller Art in den regierenden Versammlungen, die in der einen oder anderen Form jenes Princip beseitigen wollen. Je tiefer die Angelegenheit das gesammte Volksleben berührt, desto willkommener ist sie den verschiedenen Parteien gewesen, einen Prüfstein oder ein Förderungsmittel ihrer Macht daraus zu machen. So haben schon Conservative wie Liberale die Trennung von Kirche und Staat oder, correcter nach der Bundesverfassung ausgesprochen, die Zerschneidung des letzten Bandes zwischen Kirche und Staat auf ihr Programm geschrieben, je nachdem die Stellung der Parteien ein Agitationsmittel daraus zu machen erlaubte. Ernsthaft war die Frage vor 1873 eigentlich niemals, weil die Katholiken kein unmittelbares Interesse daran hatten, im Gegentheil konnte ihnen eine in so festem Schlafe liegende evangelische Kirche angenehmer sein, als eine neue freiwillige Organisation, die doch einiges Leben rege machen mußte. Und wirkliche Kosten verursachte sie nicht, weil der Staat zu ihrer Unterhaltung das ehemalige Kirchenvermögen verwandte, das auf ihn übergegangen war; auch ein etwaiges Mehr von einigen Tausenden spielte in dem alten reichen Genf keine Rolle. Seit 1873 aber steht die Sache in wesentlichen Punkten anders. Die neue zweite Staatskirche zu vernichten, daran haben die Katholiken ein hohes Interesse, und sie kostet nicht unbedeutende Summen. Außerdem hat sich die Bevölkerung infolge der eidgenössischen Freizügigkeit durch Zuzügler vermehrt, die vielfach unruhige Köpfe mitbrachten, aber keine gefüllten Börsen, wie die Ankömmlinge zu Calvin's Zeiten. Der Canton hat jetzt 20 Millionen Schulden und das letzte Defizit betrug 500 000 Francs, gerade genug für ein Land von 5 Quadratmeilen.

Trotzdem haben diesmal weder Finanzpolitiker, noch Ultramontane die Staatskirche auf Leben und Tod verklagt, sondern ganz im alten Stile schrieb eine politische Partei die Beseitigung des Budgets für die Culte auf ihr Programm oder, wie es fast den Anschein hat, that es ein einzelner Mann aus persönlichen Motiven. Wenigstens warf man dem Antragsteller, Hrn. Henri Fazy, vor und er konnte es gedruckt lesen, er habe dem Project seinen Namen geliehen, um dadurch ein berühmter Mann und Mitglied des Staatsrathes zu werden. Doch die Frage war aufgeworfen und es galt, Stellung dazu zu nehmen. Natürlich standen sich in diesem Falle nicht wie ehedem nur zwei Parteien gegenüber, die beide um die Gunst der Katholiken gebuhlt hätten; denn die Katholiken hatten sich selbst gespalten und innerhalb der anderen Parteien sprachen diesmal religiöse Interessen mit. Mit Fazy gingen alle Ultramontanen, von den Conservativen die Strengkirchlichen und diejenigen, welche mit dem einmal geltenden Staatsgrundsatz vollen Ernst machen wollen, wir würden sagen: die Principienreiter, endlich von den Radicalen die Atheisten. Gegen Fazy stimmten die Altkatholiken, die zahmen Conservativen und die sog. Liberal-Radicalen, die Anhänger der modernen Staatsidee. So bot die Abstimmung am 2. Juni 1880 ein sehr buntes Bild. 54 Männer, Katholiken, gläubige Protestanten, Atheisten und Socialdemokraten, brachten das Gesetz gegen 46 gegnerische Stimmen durch.

Der Entwurf, wie er schließlich angenommen ward, besagte, soweit er allgemeineres Interesse hat, Folgendes: Staat und Gemeinde beziehen keinen Cultus. Religionsgesellschaften können ohne besondere Genehmigung kein anderes Immobiliarvermögen besitzen, als Kirchen, Pfarrhäuser und Dazugehöriges. Die Kirchen werden Eigenthum der (politischen) Gemeinden, sind 30 Jahre lang unveräußerlich und können nur der Confession zugewandt werden, welcher sie bis jetzt gedient haben. Das bisherige, vom Staat verwaltete Vermögen der protestantischen Kirche wird in eine Stiftung verwandelt, deren Zinsen dem protestantischen Cultus dienen; Nutznießer sind alle protestantischen Bürger, welche erklären, Theil daran nehmen zu wollen.

Angenommen war das Gesetz im Großen Rathe, aber in der Schweiz hat man die vortheilhafte Einrichtung, daß alle Gesetze, welche eine Verfassungsänderung mit sich bringen, zur Volksabstimmung gebracht werden müssen. Das Volk hat dadurch ein sehr wesentliches Correctiv für die etwaige Privatpolitik seiner Abgeordneten zur Verfügung. Der Gedanke, für sich allein genommen, daß es der Kirche wohl anstehe, ganz frei zu sein, hatte angesichts der thatsächlich unabhängigen Katholiken und der beträchtlichen Zahl der Freikirchler auf einen Beifall zu rechnen, der sich bei der Abstimmung als Majorität gezeigt haben würde. Aber ein rein dargestellter Gedanke ist kein Staatsgesetz; was daranhängt, das kann den ganzen Gedanken verwerflich erscheinen lassen. In der That sind die gläubigen Kreise der französischen Schweiz von dem Individualismus Vinet's durchdrungen. Seine Anschauungen brechen überall durch und ein Wort von ihm hat in dem ganzen Streite viel Verwendung gefunden: Partout où l'homme sera chargé de pourvoir à sa religion il aura une religion. Aber zwei Punkte in dem Gesetze mußten beinahe seinen Sturz herbeiführen. Erstlich machte die sonderbare Majorität in ihrer Zahl und in ihrer Zusammensetzung die einfachen Leute bedenklich. Wer bis dahin gut conservativ gewählt hatte, mußte sich fragen: Wirst du deinem Abgeordneten auch diesmal folgen, wo er sich mit Ultramontanen und Socialisten verbündet hat? Kann aus einer solchen Vereinigung überhaupt etwas Gutes entstehen? Willst du dem Principe deiner Partei zu Gefallen unter solchen Umständen die Kirche opfern, in der du getauft worden bist? Es dürfte kein zu gewagter Schluß sein, daß das gesammte conservative Bürgerthum sich für dies Mal auf die Seite der Radicalen geschlagen hat, selbstverständlich die kirchlich Separirten ausgenommen. Das eiligst colportirte Schlagwort: Schwarze und Rothe sind wieder einmal zusammengegangen — hat seine Wirkung nicht verfehlt. Aber noch verhängnißvoller wurde ein zweiter Punkt: die politische Gemeinde bleibt oder wird einstweilen Eigenthümerin der Kirchen. Wie? wir wollen die Loslösung der Kirche vom Staate und liefern sie statt dessen den Communen aus? wird der Streit auf diesem Gebiete nicht viel lebhafter viel kleinlicher werden? sollten die Gotteshäuser dem Belieben municipaler Majoritäten preisgegeben werden? — Man könnte fragen: Wie ist die sonderbare Bestimmung in das Gesetz gekommen? Doch sehr natürlich. Hätte es geheißen: Der Staat behält einstweilen die Kirchen und giebt sie dann an die betreffende Kirche, die sich constituiren wird, — der Deismus hätte um Hilfe gerufen: die Orthodoxen haben die Majorität, sie machen ein orthodoxes Glaubensbekenntniß. Wir haben oben gesehen, wie orthodox es ausgefallen sein würde, oder ein Doctor der Theologie belehrte das Volk: das Bestehen eines Glaubensbekenntnisses ist unverträglich mit den grundlegenden Principien des Protestantismus. Um keinen Preis dürfen die Kirchen einer Gemeinschaft ausgeliefert werden, die in der Lage ist, ein Bekenntniß zu machen. Das Wort confession de foi wirkt auf den Genfer, wie der Rex auf die Römer. Was blieb also weiter übrig? man kann doch die Kirchen nicht für herrenlos erklären. So lange die Mehrzahl der Genfer Protestanten diesen sonderbaren Aberglauben nicht aufgiebt und nicht zu der selbstverständlichen Wahrheit sich hindurcharbeitet, daß eine Kirche ohne Bekenntniß überhaupt keine Kirche ist, so lange ist die brennende Frage auch nicht zu lösen. Und da diese Lösung nicht sehr wahrscheinlich ist, so dürfte es eine andere auf dem Wege gesetzlicher Regelung auch nicht geben; sie wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf revolutionärem Wege vollziehen, wenn nicht die Zeit einstweilen rascher läuft und infolge der täglich zunehmenden Gleichgiltigkeit der Tag in allem Frieden anbricht, wo die Gläubigen in ihren Kirchen versorgt sind und die Staatskirchen — leer stehen. Dann wird ihre Verwendung weniger Schwierigkeit machen, dann wird Calvin's Pfarrkirche zu St. Pierre nur noch sein, was in den Augen Vieler gegenwärtig ihre würdigste Bestimmung ist, als Festsaal für die großen Staatshandlungen zu dienen.

Die Gemeinden sollen die Kirchen nicht bekommen, festgeschlossene Bekenntnißkirchen erst recht nicht; — also bleibt Alles beim Alten. Damit war die Frage für jene Genfer, die oben geschildert wurden, endgiltig entschieden.

Deshalb hat die Fluth von Streitschriften, die namentlich im Verlaufe des Monats Juni bis zur Abstimmung erschien, mit ihrer Unzahl von Gründen und Gegengründen an dem Resultate wol nicht viel geändert. Einige Gesichtspunkte von allgemeinerem Interesse seien herausgehoben.

Die Staatskirche ist eine eclatante Ungerechtigkeit. Für etwa 45 000 Protestanten müssen etwa 50 000 Katholiken durch ihre Steuern den Cultusaufwand mitbezahlen; so ist unser Cultusbudget in diesen theueren Zeiten verhältnißmäßig 20mal so groß, als das der Stadt Paris. Die Gegner konnten mit Recht betonen, daß der größte Theil desselben durch die Zinsen des Kirchenvermögens gedeckt werde, aber sie entblödeten sich auch nicht, in folgender Weise zu exemplificiren: wenn ein Reisender, statt an der Wirthstafel zu speisen (Staatskirche), auf seinem Zimmer sich besondere Gerichte bestellt (Katholische und Frei-Kirche), so muß er mehr bezahlen. Die Katholiken, wie die Secten, können ja die Vortheile, die der Staat durch seine Kirche bietet, auch mit genießen; aber sie wollen eben nicht. Ja freilich wollen sie nicht.

Die Volkskirche ist eine absolute Unmöglichkeit, zunächst eine logische: sie ist nicht, was sie sein soll und was sie selber sein will. Die ungläubige Menge sucht in ihr keine Kirche, die Gläubigen thun es erst recht nicht. „Die kleinste

Schützengesellschaft darf sich ihre eigenen Statuten geben, die protestantische Nationalkirche darf es nicht", sagte ein Herr Micheli im Großen Rathe. Es wäre doch wenigstens Etwas, wenn der Satz nur gälte, den man in der Staatskirche so oft aussprechen hört: Wir wollen keine andere Glaubensregel, als die Bibel, so wie sie sich Jeder auslegt, — aber er gilt nicht nach der Verfassung von 1874. So ist die Kirche in zwei unversöhnliche Parteien gespalten, die der Staat beide schützt, weil sie beide ein Recht dazu haben; das aber heißt in den Köpfen der Bürger eine heillose Verwirrung zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Weiß und Schwarz unterhalten, was nicht des Staates würdig ist und was er auch gar nicht beabsichtigt. So ist die Staatskirche eine Absurdität, denn sie erzielt in allen Fällen das Gegentheil des Gewollten. Das zeigt sich vor allen Dingen auch in dem Staatskatholicismus: eine feste, selbständige Kirche wollte er schaffen, an die Niemand glaubt, die römische wollte er schwächen, die stärker geworden ist. Ihr erstickt euer Schooßkind in der Wiege; gebt ihm Luft und es wird gedeihen. — Man konnte von der anderen Seite fragen, warum denn die Orthodoxen in diesem absurden Monstrum so lange ausgehalten hätten, und ob es etwa Christenpflicht sei, die gleichgiltige Menge, weil sie die Kirche nicht suche, vollends in das Leere hinauszustoßen, während sie jetzt doch durch die moralisch-obligatorische Trauung, Taufe, Tröstung am Sarge und dgl. ab und zu eine Berührung mit Gottes Wort fände. Der Altkatholicismus sei in der That ein Säugling; aber thue es die Luft allein und brauche er etwa nicht auch Nahrung und Pflege?

Die Staatskirche ist eine moralische Unmöglichkeit: ihre Kräfte sind Scheinkräfte. — Aber wird denn nicht gepredigt und Seelsorge getrieben, ist es nicht bekannt, daß jeder pasteur officiel jede Familie seines Sprengels jährlich mindestens einmal besucht, sogar die katholischen und jüdischen? — Ja wohl, ruft ein hitziger Gegner in dem ganzen Feuer seiner Leidenschaft: Vous ne soignez nullement vos prédications; vos catéchismes (Kinderlehren), c'est à faire pitié, sont-ils seulement préparés? vos visites — vous y parlez de tout excepté de religion. Ihr sagt immer, die freien Kirchen charakterisirten sich dadurch, daß weder die Pastoren, noch die Gläubigen frei seien; aber Freiheit und Freiheit ist zweierlei. Insofern sind freilich die separirten Pastoren nicht frei, daß sie lasterhafte Menschen bekehren müssen, daß sie die Erwartungen ihrer Parochianen auf Treue und Eifer nicht täuschen dürfen, widrigenfalls jene so frei sein werden, sie an ihre Pflicht zu erinnern.

Damit war ganz entschieden ein sehr fauler Fleck blosgelegt. Der Professor der praktischen Theologie Cougnard hielt gegen das Gesetz eine fulminante Predigt über Micha 6, 3. Mon peuple, que t'ai-je fait? En quoi t'ai-je fatigué? Réponds-moi! so ruft zu wiederholten Malen klagend und bittend — die Genfer Staatskirche. Um nun seine Sache zu vertheidigen, zeigt er mit der größten Naivetät ihre schwächsten Seiten auf. Eiserl ruft er aus, eure Pastoren haben oft mehr, als ihr begehrt. Ihr würdet nicht dulden, daß sie in eure Häuser kämen, wie Nathan zu David, euch zu sagen, wenn ihr es verdient: Du bist der Mann. — Ist das nichts, dieser Vorbereitungsunterricht, den unsere ganze Jugend genießt? Freilich wenn er nicht immer so viel positiven Glauben in ihnen zurückläßt, als wir wol wünschten, so erzeugt er wenigstens eine gewisse Erhebung der Seele ... Wenn der Professor der praktischen Theologie so predigt, so ist es kein Wunder, daß sich ernsthafte Christen nach Pastoren umsehen, die nicht aus seiner Schule hervorgegangen sind.

Zu den großen Gründen kamen die kleinen. Streicht man das Cultusbudget, so hat der Staat einen Vortheil in seiner bedrängten Lage und die neuzuschaffende Kirche hat den Gewinn, eine lebendige zu sein: denn die Staatskirche ist das Ruhekissen, auf dem der Mensch nur gar zu gerne einschläft, und schon Pascal hat gesagt: C'est pourtant un bel état pour l'Eglise que celui où elle n'est plus soutenue que de Dieu. — Die Gegner: Wir lieben gerade eine Kirche, in der wir ein Recht haben, und der arme Genfer ist zu stolz, als daß er in einer Freikirche von der Barmherzigkeit der Reichen leben wollte. — Es war wieder nicht schwer, den Einwand zu entkräften durch den Hinweis auf die schon bestehenden Freikirchen, wo die Beiträge in aller Stille eingehen und das Scherflein der Wittwe begehrt und höher geschätzt werde, als die Summen der Millionäre; Amerika mit absolut freien Kirchen hat so viel Sitzplätze in allen kirchlichen Versammlungshäusern, daß ihre Zahl ⅔ der Bevölkerung beträgt.

Die Gegner hoben hervor, daß mit dem Falle der Staatskirche die theologischen Zänkereien mit neuer Macht ausbrechen würden. — Haben wir nicht schon Freiheit des Wortes und der Presse? hieß es von der anderen Seite. Mögen die Zänkereien anheben, aufhören werden sie jedenfalls innerhalb der Staatsbehörden, und das ist es, was wir wollen: wir lieben die „Cultusminister" und Stadtverordneten nicht, die Theologie treiben, statt ihres Amtes zu warten. —

Die Geistlichen werden ohne Staatskirche Militärdienst thun müssen. — Das würde ihnen sehr gut bekommen, aber die Pastoren der Freikirche sind auch davon befreit und warum sollten sie es nicht bleiben?

Die theologische Facultät wird fallen. — Wir wüßten nicht, warum? Sind etwa die Aerzte Staatsdiener? und doch bezahlt ihnen der Staat eine medicinische Facultät.

In Strömen ergoß sich die Fluth der Redensarten, die man als Gründe aufführte. Wenn Hr. Cougnard am 13. Juni in St. Pierre mit gewaltigem Pathos schloß: Notre Mère attend la sentence qui lui laissera la vie ou lui donnera la mort! so waren gewiß viele Bürgerinnen zu Thränen gerührt, aber ein fremder Zuhörer, der sich in Gedanken an Matth. 16, 18 seiner Kirche freute, mochte nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken über den eifrigen Prediger, der seiner todten Mutter das Leben retten wollte.

Das Consistorium erließ einen berebten Aufruf, der doch in deutscher Uebersetzung nicht so feierlich klingt, wie im Original. Es bedachte nicht, welche Beleidigungen es den Gliedern der Staatskirche ins Gesicht schleuderte mit den Worten: Wenn das Gesetz angenommen wird (also wenn der Staat keine Pastoren mehr bezahlt), wird der römische Katholicismus in Kurzem die mächtigste Religionsgesellschaft in Genf sein, werden die Armen jedem religiösen Einfluß entzogen sein. Die Genfer Staatskirche nannte das Consistorium die ruhmreiche Tochter der Reformation, aber es verschwieg, daß der ruhmreiche Vater dieser Reformation, wenn er jetzt wieder seine Vaterrechte geltend machen könnte, damit anfangen würde, wenigstens drei Viertel der jetzigen Consistorialen verbrennen zu lassen.

Am 4. Juli wogte eine ungeheure Volksmenge in den Straßen Genfs. Als das Resultat bekannt wurde, daß das Gesetz verworfen sei, wurden Festreden im Freien improvisirt; dann zog man nach St. Pierre, um den Ausgang des Kampfes gottesdienstlich zu feiern. Es liegt etwas Rührendes auch in dieser halb unklaren Freude eines Volkes darüber, daß es seine heiligen Erinnerungen sich nicht will antasten lassen. Aber der Kampf wird von Neuem beginnen und es ist sehr fraglich, ob er mit einem solchen Siegesfeste enden wird.

Bücherbesprechungen.

△ Wir sehen uns veranlaßt, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die im Verlage der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung hier erscheinende Allgemeine Conservative Monatsschrift für das christliche Deutschland, herausgegeben von M. v. Nathusius, Pastor in Quedlinburg, und Dietrich v. Oertzen in Berlin, zu lenken. Unter dem Titel „Volksblatt für Stadt und Land", im Jahre 1843 begründet, hat sich diese Zeitschrift aus bescheidenen Anfängen zu einem Achtung gebietenden und einflußreichen literarischen Unternehmen herausgebildet: sei es, daß auch das unleugbare Anschwellen des „conservativen Hauches" in den letzten Jahren das Seinige dazu beigetragen hat, jedenfalls ist die Redaction der Zeitschrift eine so vortreffliche, daß schon deshalb die erhöhte Aufmerksamkeit, die man dem Unternehmen über die conservative Kreise hinaus zu widmen beginnt, erklärlich ist. Uns liegen zur Zeit die beiden Hefte für die Monate Februar und März vor. Dieselben bringen neben einer ansprechenden Erzählung aus den Befreiungskriegen „Die verschwundene Kriegscasse" und außer gut geschriebenen geschichtlichen und kirchlichen Monatsberichten und Besprechungen neuer Schriften u. A. eine recht zeitgemäße Abhandlung über die Arbeiterversicherung von Friedrich Rücklin, Mittheilungen aus den nachgelassenen Papieren eines preußischen Staatsmannes „Zur Geschichte der letzten Tage der alten preußischen Monarchie", einen literargeschichtlichen Aufsatz über Wieland und Friedrich Wilhelm III. mit einer Reihe bisher noch nicht veröffentlichter Briefe Böttiger's, des bekannten Gymnasialdirectors zu Weimar und Redacteurs des „Mercur" an Vater Gleim, von Heinrich Pröhl, eine Charakteristik Gambetta's von dem Mitredacteur v. Oertzen, einen Vorschlag zur Initiative in der socialen Frage durch Errichtung von Volkshallen von Dr. J. E. Kuntze u. s. w. Der Inhalt der Zeitschrift ist durchgehends von einem echt conservativen Geist durchweht, ihre Aufgabe geht offenbar dahin, bessere Zustände herbeizuführen zunächst durch moralische Besserung der Menschen, durch Hebung des sittlichen Volksbewußtseins, durch zielbewußte Bekämpfung der Tendenz, den Staat immer mehr loszulösen von der Kirche.

* Von der in einzelnen Lieferungen zum Preise von 1 M. erscheinenden Eneyklopädie der Neueren Geschichte. In Verbindung mit namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern herausgegeben von Professor Dr. Wilhelm Herbst in Halle (Gotha, Friedrich Andreas Perthes), liegen uns die Lieferungen 10 und 11 vor. Mit der 10. Lieferung schließt der zweite Halbband des Werkes ab. Dasselbe giebt in alphabetischer Form und wohlthuender Kürze Aufschluß über alle wichtigen Personen und Ereignisse aus der neueren, d. h. der Geschichte der letzten drei Jahrhunderte, und zwar in gediegenen, auf selbständiger Forschung beruhenden Artikeln. Wir können constatiren, daß wir uns immer von Neuem auf die Durchsicht der neu erscheinenden Lieferungen und auf die Belehrung, die wir dabei finden, freuen.

** Im Verlage von J. C. E. Bruns in Minden erscheinen seit Anfang d. J. die Blätter für populäre Rechtswissenschaft, eine Sammlung gemeinverständlicher und leichtfaßlicher Abhandlungen aus dem Civil- und Strafrecht, herausgegeben von Gustav Freudenstein. Diese Blätter sollen in ein- und einhalbmonatlichen Lieferungen zu 4—5 Bogen erscheinen, den Kreis des gesammten, für Jedermann wissenswerthen Rechtsstoffes in fortlaufender Folge umfassen und in klarer, gemeinverständlicher Sprache die feststehenden Rechtslehren und die Praxis der Gerichte, namentlich des Reichsgerichtes zur Darstellung bringen. Die 1. Lieferung enthält eine Darstellung des Amtes der Geschworenen und der Schöffen in seiner praktischen Uebung und Bethätigung, die unseres Erachtens für den angegebenen Zweck fast zu viel enthält — den Abdruck ausgewählter Erkenntnisse des Reichsgerichtes am Schlusse des Heftes halten wir z. B. für ganz zwecklos —, jedenfalls aber geeignet ist, dem Geschworenen und Schöffen ein Bild des Verfahrens zu geben, in welchem er mitzuwirken, sowie den Standpunkt zu eröffnen, den er dabei einzunehmen hat, wenn er seines Amtes treu und gewissenhaft walten will. Für die nächsten Hefte sind Abhandlungen über die Wechselklagen bez. Wechseleinreden und über „Die Stellung der Waare zur Disposition" in Aussicht gestellt. Der Preis stellt sich für die einzelnen, immer ein abgeschlossenes Ganze bildenden Hefte auf 1 M. 40 ₰, während im Abonnement der aus 8 Heften bestehende Jahrgang 7 M. 50 ₰ kostet.

⊙ Der neueste Band der Illustrirten Gesundheitsbücher — die diese Bezeichnung fortführen, obwol dieselben in neuerer Zeit zumeist keinerlei Illustrationen enthalten — von J. J. Weber in Leipzig enthält eine Abhandlung über ein weitverbreitetes modernes Uebel „Die Nervosität" von Dr. Paul Julius Möbius, Specialarzt für Nervenkranke zu Leipzig. Nach seiner Darstellung stehen alle Nervenkrankheiten in naher Beziehung zu einander und alle wieder in nächster Beziehung zur Nervosität, deren Ursachen und Erscheinungen eingehend behandelt werden, um daran praktische Winke über deren Behandlung und Heilung, soweit eine solche überhaupt möglich, zu knüpfen. Von besonderem Interesse werden für unsere Leser die Ausführungen des Verfassers über die Ueberbürdung unserer Schulkinder, sowie überhaupt die schädlichen Einflüsse der zu frühzeitigen oder zu intensiven geistigen Arbeit sein, die die Entwickelung der Nervosität zu bewirken oder zu befördern geeignet ist und nachweisbar nicht nur Erschöpfungszustände, sondern in einzelnen Fällen sogar krankhafte Erscheinungen im Seelenleben hervorgerufen hat. Der Verfasser behauptet wol mit Fug und Recht, daß ein sehr großer Theil derjenigen, welche mit den heutigen Unterrichtsgrundsätzen dreizehn und mehr Jahre auf der Schulbank kämpfen, Einbuße erleidet an seiner Arbeitskraft, seiner Originalität, seiner geistigen Lebhaftigkeit und Begeisterungsfähigkeit, während die, welche die Gegenwart zu dem gemacht habe, was sie ist, alle in Schulen gegangen sind, welche nicht die hohen Ziele sich gesteckt hatten, auf welche heutzutage die Gemeinden und die Schulmänner mit überaus großem Stolze blicken.

\+ Weber's illustrirte Katechismen; Nr. 103: Katechismus der Rosenzucht. Vollständige Anleitung über Zucht, Behandlung und Verwendung der Rosen im Lande und in Töpfen. Von Hermann Jäger, großherzogl. Hofgarten-Inspector in Eisenach. Preis eleg. geb. 2 M. Ein den zahlreichen Rosenliebhabern gewiß sehr willkommenes Buch, welches über alle wesentlichen bei der Rosenzucht zu beobachtenden Maßnahmen klaren Aufschluß giebt. Besondere Sorgfalt ist dem Abschnitte über die Formen und die Verwendung der Rosen gewidmet; im Anhange ist eine kurze Beschreibung von 365 der schönsten Rosen aller Arten und Abtheilungen beigefügt. — Nr. 113: Katechismus der Deutschen Reichspost. Ein Handbuch für den Post- und Telegraphenverkehr. Von W. Lenz, kais. Postdirector. Ein Handbuch, welches in bündiger, übersichtlicher und gemeinfaßlicher Weise die Einrichtungen der in alle Lebensverhältnisse tief eingreifenden vaterländischen Post und Telegraphie und deren Benützung schildert, über deren allgemeine Verhältnisse, gesetzliche Grundlagen und Organisation Auskunft giebt und ein Rathgeber für Diejenigen sein will, welche diese Verkehrsanstalten benutzen. Im letzten Theile sind auch die Bedingungen und Gebührensätze für Postsendungen und Telegramme nach fremden Ländern, soweit dieselben durch regelmäßige Postverbindungen mit dem Deutschen Reiche verbunden sind, in alphabetischer Folge aufgeführt. Wir sind überzeugt, daß auch nach dieser „Deutschen Reichspost" — das Buch kostet eleg. geb. 2 M. 50 ₰ — viel Nachfrage entstehen wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 20 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 33. Sonntag, den 23. April. 1882.

Inhalt: Reisen sonst und jetzt, von Rudolph v. Kyaw. — Jahresbericht der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft. — Von der internationalen Kunstausstellung in Wien. I. — Bücherbesprechungen („Das Leben des Christen ein steter Siegeskampf". Die Pfingstweihe oder die Einsegnung, von K. H. Keck. Gutachten der juristischen Facultät zu Christiania über das Sanktionsrecht des Königs bei Grundgesetzveränderungen. Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen, von Dr. F. Esmarch. Das Vollblutpferd als Regenerator, von Graf zu Münster. Illustrirtes Konversations-Lexikon der Gegenwart. Gesammelte Romane, Novellen und Dramen von A. E. Brachvogel).

Reisen sonst und jetzt.

Von **Rudolph v. Kyaw.**

Das Durchforschen unbekannter Länder, der Verkehr mit fremden Völkern, die Kenntnißnahme ihrer Sitten und Gebräuche, die Mühen und Freuden einer Wanderung in entfernten Regionen — kurz Alles, was das Eine Wort „Reisen" umschließt, übte schon in den frühesten Zeiten einen gar gewaltigen Zauber. Wer kennt nicht den altehrwürdigen Herodot, den Vater der Geschichte, als den Urahn aller Reisenden? — Mit dem allmälig immer mehr und mehr erwachenden geistigen Leben mehrte sich die Zahl derjenigen, welche durch eigene Anschauung Kenntniß von fremden Ländern zu gewinnen sich bemühten. So sehen wir Geographen, Kunst- und Alterthumsforscher, Naturforscher, Aerzte, wie Diodor, Strabo, Pausanias, Dioscorides, Galenus, die damals bekannte Welt durchwandern. Indem sie das Ergebniß ihrer Reisen niederschrieben, ward manches Samenkorn von ihnen ausgestreut, welches oft spät noch reiche Frucht trug. Nimmer konnte es wahrhaftig dem Pausanias ahnen, als er vor 1700 Jahren Griechenland durchstreifte und in seiner *περιήγησις τῆς Ἑλλάδος* mit minutiöser Treue — ein antiker Bädeker — alle Kunstdenkmäler aufzeichnete, welche ihm auf seinem Wege begegneten, daß seine Beschreibung Olympias lange Jahrhunderte später dem barbarischen Deutschland zum werthvollen Leitfaden dienen werde bei den nach Winkelmann's anregender Idee neuerdings auf der Ebene von Olympia vorgenommenen Ausgrabungen. Welch' einstimmiger Dank ward aber auch dem zuverlässigen Berichterstatter von der gesammten gebildeten Welt gezollt, als man am 8. Mai 1877 nach Pausanias' Angabe den Hermes des Praxiteles im Heraion auffand und auf seine Autorität gestützt als *τέχνη Πραξιτέλους* bezeichnen konnte! — Gegen Ende des 13. Jahrhunderts kehrte der Venetianer Marco Polo von seinen langen Wanderungen zurück, welche er unter dem Schutze des Tatarenkhans Kublai in dem Innern Asiens unternommen hatte. Da brachte er nebst mancher fast märchenhaft dünkenden Kunde auch mannigfache Anregungen zu Erfindungen heim, von denen das damalige, in der Culturentwickelung noch weit hinter dem Morgenlande zurückstehende Europa keine Ahnung hatte. Neuerdings, sechs Jahrhunderte später, unternahm hingegen der Schah von Persien eine Studienreise nach Europa, welche die wunderbaren Früchte abendländischer Cultur und Wissenschaft dem asiatischen Reiche mitzutheilen hauptsächlich zum Zweck hatte. Welche Fülle ungeahneten Wissens bot sich allenthalben dem morgenländischen Herrscher dar! Wie staunte Nassr-Eddin die Wunder der Wissenschaft an! Stundenlang fesselte den Schah der geheimnißvolle Telegraphendraht, welcher ihn vom Buckingham-Palast zu London aus in unmittelbare Verbindung mit dem Königspalast zu Teheran setzte. Europa gab den anregenden Keim, welchen es vor Zeiten aus dem Morgenland empfing, in tausendfältiger Frucht zurück.

So sehen wir mit dem stetig zunehmenden Verkehr der Völker einen immer größeren wechselseitigen Austausch der Ideen sich bilden. Dampf und Elektricität haben das Ihrige gethan, um die Nationen zusammenzuführen. Menschenhand und Menschenkunst entfernten manche trennende Schranke. Die höchste Alpenwelt bietet kein Hemmniß mehr. Schon längst braust der Dampfwagen mitten durch den Mont-Cenis hindurch in das gesegnete Italien hinein. Der St. Gotthard ist durchbohrt und die Pyrenäen und der Simplon werden bald das gleiche Schicksal theilen. Der Suezcanal verbindet das Mittelmeer mit dem Rothen Meer und eröffnet dadurch einen kürzeren Handelsweg nach Ostindien. Die im Alterthum mehrfach geplante, von Nero bereits in Angriff genommene Durchstechung der Landenge von Korinth wird in nicht allzuferner Zukunft eine vollendete Thatsache sein, ebenso wie der großartige Panamacanal, welcher, indem er den Stillen mit dem Atlantischen Ocean vereint, die alte Culturwelt mit der neuesten, noch kaum erschlossenen, dem himmlischen Reich der Mitte und dem Reich der aufgehenden Sonne, mit China und Japan, in lebendige Wechselwirkung zu bringen verspricht. Internationaler Weltverkehr ist eben die allgemeine Losung. Ein stetig wachsendes geistiges Leben, welchem sich ungestraft keine Nation entziehen darf, umfluthet die gesammte Erde.

Fragen wir nun, welchen Einfluß der rege Verkehr, welcher jetzt die verschiedenen Nationen verbindet, auf den Einzelnen ausübt, so ist die Antwort leicht gegeben. In früheren Zeiten, als noch tausend Hemmnisse jeden Reiseversuch erschwerten und der Mensch nothgedrungen an die heimathliche Scholle gebannt war, da vermochte man wol noch das ewige Gleichmaß der Tage stillzufrieden am heimischen Herd sich abspinnen zu sehen: jetzt ist zeitweises Reisen ein unabweisbares Bedürfniß jedes Gebildeten. Wenn der Frühling wieder in das Land einzieht und die Erde neu sich kleidet, dann lockt es mit unwiderstehlicher Gewalt in die Ferne. Weiß man doch, daß mit jedem neuen Horizont, welcher sich vor uns erschließt, sich auch unser innerer Gesichtskreis erweitert, daß zugleich mit den flüchtigen Reiseerscheinungen, welche gleich den Gebilden einer magischen Laterne an uns vorübergleiten, auch neue Ansichten, neue Begriffe krystallartig in uns anschießen. Professor Dr. Erdmann, der geistvolle Verfasser so vieler populärer Vorträge, bezeichnet diesen eigenthümlichen, periodisch wiederkehrenden Wandertrieb mit dem charakteristischen Namen des Storch- oder Kranichgefühls. Fürst Pückler-Muskau — dieser eifrige Reisende, welcher, semilassa bereits, doch noch immer die Welt durchzog und erst am Spätabend seines Lebens den Wanderstab aus der

Hand legte — giebt diesem immer und immer mahnenden Lockruf in die Ferne den ebenso bezeichnenden Namen des Ferneweh, indem er zugleich bemerkt, wie er unendlich oft wol an Ferneweh gelitten, eigentliches Heimweh aber nie gekannt habe. Nun wohl, wir Alle kennen dieses Ferneweh und freuen uns, daß heutzutage der Entschluß zu einer Reise sich sofort zur genußreichen That gestalten kann. Wie ganz anders sah es sonst damit aus! — Möge es vergönnt sein, in flüchtigen Zügen einige charakteristische Beiträge zu dem Reiseleben der verschiedenen Zeiten zu geben.

Zu Herodot's Zeiten und wieder Jahrhunderte später, als Marco Polo in das Innere Asiens eindrang, bot die Benutzung von Handelsschiffen und der Anschluß an Karawanen die einzige Gelegenheit zu weiteren Reisen dar. Für Reisen im engeren Umkreis war die Gastfreundschaft das verbindende Element. In dem ungeheueren römischen Reiche war, so lange dasselbe bestand, ein bequemer Reiseverkehr ermöglicht. Ein großartiges Straßensystem durchzog das gesammte Reich. Wegekarten und Stationsverzeichnisse, auf denen die Richtung der Straßen, die Entfernungen, Anhaltpunkte und Nachtquartiere angegeben waren, trugen zur Orientirung der Reisenden bei. Auch war der Reiseverkehr damals ein ungemein lebhafter. Das weitausgedehnte Reich bedingte bei der Centralisation der Regierung in Rom ein fortwährendes Wandern und Reisen eines großen Theils seiner Bewohner. Auch boten die großen religiösen Feste häufige Veranlassungen zu Reisen. Viele trieb auch lediglich die Wanderlust in die Ferne. Schon Plinius nennt die menschliche Natur „novitatis et peregrinationis avida". Reiche überboten sich in dem Luxus ihrer Reiseanstalten. Sie reisten mit großem Gefolge und zahlreicher Dienerschaft in kostbaren Reisewagen. Die Zugthiere schmückten purpurne oder gestickte Decken, vergoldete Gehänge und Gebisse. Buntgekleidete Mohren, numidische Vorreiter und Läufer eröffneten den Zug. Seneca, der ungeheuer reiche Seneca, hatte einmal den wunderlichen Einfall, eine Reise in allerbescheidenster Weise zu machen. Ein einfacher Bauerwagen nahm ihn und seinen Freund Maximus auf. Der Fuhrmann ging barfuß. Die geringe Dienerschaft fand in einem anderen Wagen Platz. Sollte geruht werden, so breitete man eine einfache Matratze auf die bloße Erde. Die Mahlzeiten waren so einfach wie nur irgend möglich. Doch fehlten getrocknete Feigen niemals und die Schreibtafel zum Aufzeichnen von Bemerkungen und Gedanken. So verlebte Seneca zwei höchst glückliche Tage Doch vermochte der große Philosoph sich eines unbehaglichen Gefühls und einer falschen Scham nicht gänzlich zu erwehren, wenn seinem unscheinbaren Gefährt einer jener prunkenden Reisezüge begegnete. — Der großartige Reiseapparat jener Zeit mit seinen Hunderten von Sclaven ermöglichte es dem alten Römer, sich auch auf der Reise alle die gewohnten Genüsse und Bequemlichkeiten zu verschaffen. Das südliche Klima gestattete überdem das Uebernachten in Zelten. Julius Cäsar führte sogar Mosaitfußböden mit sich. So war man nur in seltenen Fällen auf die gemeiniglich auch sehr mangelhaften Gasthäuser angewiesen. So reiselustig man aber auch zu jener Zeit war, so beschränkte sich doch das Reisen auf ein verhältnißmäßig nur sehr kleines Ländergebiet. Die Grenzen des römischen Reiches überschritten nur wenige. Die Hauptmasse der Touristen besuchte Griechenland, Kleinasien und Aegypten, dieses Land der Vergangenheit, „welches schon damals mit seinen Wundern und Geheimnissen wie in fossiler Erstarrung in die lebendige Gegenwart hineinragte". Bereits zu jener Zeit liebten es die Reisenden, durch Inschriften ihr Andenken zu verewigen. Die Beine des Memnoskolosses sind bis zu den Knieen mit derartigen Inschriften bedeckt. Auch in den Königsgräbern haben zahlreiche Reisende der alten Zeit ihre Namen bei Fackelschein flüchtig eingeritzt oder mit rother Farbe gemalt. Reisebeschreibungen im modernen Sinne, bei welchen des Verfassers Erlebnisse subjectiv geschildert werden, finden sich in der alten Literatur nicht. Nur eine kleine Probe bildet die Beschreibung einer Reise von Rom nach Brundisium, welche uns der römische Dichter Horaz in einer seiner Satiren giebt (Sat. I. 5). Diese ist aber mit einer so köstlichen Laune geschrieben und führt uns ein so lebensfrisches anschauliches Bild vor die Augen, daß eine kurze Erwähnung dieser von dem Dichter in Gesellschaft seines Gönners und Freundes Mäcenas und einiger Gefährten unternommenen Reise unseren Zwecken nicht allzufern liegen dürfte. Der achtundzwanzigjährige Horaz wanderte eines schönen Morgens im Jahre 37 v. Ch. selbander mit dem Rhetor Heliodor, einem gelehrten Griechen, von Rom auf der via Appia, dieser Königin der Straßen, welche von Rom auf das Albanergebirge und von da nach Campanien und den beiden Haupthäfen Italiens Puteoli und Brundisium führte, in zwei Tagemärschen über Aricia bis zu dem Forum Appium „einem Nest" — wie Wieland in seiner meisterhaften Uebersetzung des Dichters Wort wiedergiebt — „mit Schiffertroß und Beutelschneidern von Wirthen vollgepfropft". Dort am Anfangspunkt eines Canals, welcher durch die pontinischen Sümpfe bis zu dem auf hohem Berge gelegenen Volskerstädtchen Anxur — impositum saxis late candentibus — dem heutigen Terracina, führte, bestieg Horaz mit seinem Gefährten zur nächtlichen Fahrt durch die unheimliche Sumpfgegend ein von einem Maulthier gezogenes Schiff. Schon dämmerte die Nacht. Die Diener stritten wegen Ueberfüllung des Fahrzeuges mit dem Schiffer sich herum. „Trecentos inseris! Ohe, jam satis est!" Es mochte eine lebhafte Scene sein, wie man deren im heutigen Italien noch alltäglich sich abspielen sieht. Eine ganze Stunde geht hin, bis Alle bezahlt haben. Endlich ist das Maulthier vorgespannt und die Fahrt beginnt. Böse Schnaken und die quakenden Frösche im Canal verscheuchen den Schlummer. „Zum Ersatz läßt der Schiffer und der Eseltreiber, beide von schlechtem Weine wohl beträuft, die Reize ihrer Mädchen um die Wette in die Ohren gellen. Endlich schläft der Eseltreiber ein. Der Schiffer bindet das Zugseil an den nächsten Meilenzeiger und legt sich gleichfalls schnarchend auf den breiten Rücken." Der Tag bricht an. Die Reisenden gelangen allmälig zu der Erkenntniß, daß der Kahn nicht vorwärts komme, „bis zuletzt ein Tollkopf aufspringt und mit einem Weidenknittel dem Maulthiere und dem Schiffer Kopf und Rücken hobelt". In Anxur gesellt sich Mäcenas, der bekannte Freund des Augustus, nebst den Römern Coccejus und Capito Fontejus zu unseren Reisenden. Es werden nun leichte vierräderige Wagen bestiegen. Das Gepäck tragen Maulthiere. Auch kehrt man nicht, wie Horaz und Heliodor gethan, in den am Wege gelegenen Wirthshäusern ein, sondern sucht die nöthige Rast und Erquickung in einzelnen Villen und Meierhöfen. In Sinessa stößt das Dichterkleeblatt Plotius, Virgil und Varius zu ihnen und wird allseitig mit froher Umarmung begrüßt.

O qui complexus et gaudia quanta fuerunt!

Ein heiteres Intermezzo bietet ein Nachtlager, welches in einer dem Coccejus gehörigen Villa (jetzt masseria delle moliche) genommen wird. Ein fröhliches Mahl vereint die Gesellschaft bis tief in die Nacht. Zwei Possenreißer schrauben sich gegenseitig in scherzhaften Reden und Gegenreden zur Kurzweil der Andern. Von Sinessa ging es immer weiter südwärts. Bald begann das väterliche Apulien dem Horaz die wohlbekannten Berge zu zeigen. Bei einem Nachtlager in einem Meierhofe bei Trivicum „kostet der Rauch von frischgefälltem Holze viel Thränen". Auch hatte der arme Horaz ein unliebsames Abenteuer, das zu schildern aber nur dem anmuthigen Griffel des Dichters gelingen konnte. Die via Appia führt endlich die Reisenden ihrem Endziele zu, dem stattlichen Brundisium (dem heutigen Brindisi). Sie hatten 306 Millien oder 61⅕ deutsche Meilen in 15 Tagereisen zurückgelegt. So reiste man vor 1900 Jahren in Italien. (Fortsetzung folgt.)

Jahresbericht der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft.

Leipzig, im März 1882.

Da die für das Jahr 1881 ausgeschriebenen Preisfragen ohne Bewerber geblieben sind, so hat sich der diesjährige Bericht auf die Mittheilung der für die Jahre 1882 bis 1885 von der Gesellschaft gestellten Preisaufgaben zu beschränken.

I. Historisch-nationalökonomische Section.

1. Für das Jahr 1882. In der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen treten gegenwärtig die Untersuchungen über den Vocalismus besonders hervor und haben bereits wichtige Resultate geliefert. Dabei sind die einzelnen Familien des indogermanischen Sprachstammes nicht gleichmäßig herangezogen worden, namentlich vermißt man eine systematische Behandlung der litauischen und slawischen Sprachen in dieser Beziehung; die Gesellschaft wünscht daher eine vergleichende Darstellung des litauischen und slawischen Vocalismus, und erwartet von einer solchen Arbeit zunächst, daß sie das Verhältniß des litauischen zum slawischen Vocalismus, das noch in vielen Punkten unklar ist, festzustellen suche, dann aber auch, daß sie den litauisch-slawischen Vocalismus in Beziehung setze zu den Theorien und Problemen, die in den neueren Arbeiten über den indogermanischen Vocalismus überhaupt niedergelegt sind. Preis 700 Mark.

2. Für das Jahr 1883. Bei der hohen Bedeutung, welche in unserem „Zeitalter der großen Städte" diejenigen Krankheiten der Volkswirthschaft haben, die auf einem Hinauswachsen der Einwohnerzahl in den Großstädten über die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, insbesondere ihres Wohnungsbedürfnisses beruhen, ist die Frage von Wichtigkeit, ob auch im Alterthume ähnliche Erscheinungen vorgekommen sind, und welche Mittel man zu ihrer Heilung damals versucht hat. Namentlich für Rom geben die literarischen, wie die gesetzgeberischen Quellen ziemlich ergiebigen Aufschluß; doch fehlt es auch für andere Großstädte nicht an Material. Die Gesellschaft wünscht nun eine möglichst vollständige Zusammenstellung der Thatsachen, welche sich auf die Uebervölkerung, zumal die Wohnungsnoth der antiken Großstädte beziehen.

Dabei würde also das Mittelalter auszuschließen sein, und z. B. Konstantinopel nur für die Zeit vor Justinian in Betracht kommen. Andererseits wäre eine Berücksichtigung der mit der Wohnungsfrage so eng zusammenhängenden Fragen der Wasserversorgung und der Unrathsabfuhr durchaus erwünscht. Preis 700 Mark.

3. Für das Jahr 1884. Die Grenze zwischen dem hochdeutschen und niederdeutschen Sprachgebiete zwischen Rhein und Elbe ist in den letzten Jahren Gegenstand gründlicher Untersuchungen gewesen und die nach Maßgabe unserer Quellen zu erzielenden Resultate sind in der Hauptsache wol als festgestellt zu betrachten. Anders steht es auf dem rechten Elbufer nach Osten zu. Hier ist weder der gegenwärtige Bestand genau und sicher festgestellt, noch sind die geschichtlichen Quellen herbeigezogen, um den früheren Bestand, so weit es möglich ist, zu constatiren. Die Gesellschaft wünscht daher eine Darstellung der geschichtlichen Entwickelung und des gegenwärtigen Bestandes der Grenze zwischen dem hochdeutschen und dem niederdeutschen Sprachgebiete östlich der Elbe. Die Beigabe einer Karte wird dringend gewünscht. Preis 700 Mark.

4. Für das Jahr 1885 wird die ursprünglich für 1881 gestellte, in diesem Jahre aber nicht beantwortete Preisfrage wiederholt:

Im Andenken an die Wünsche und Bestrebungen ihres erlauchten Stifters und in Erinnerung an die vortreffliche Lösung, die einst die Preisaufgabe über die polnische Geschichtschreibung des Mittelalters durch Hrn. Professor Heinrich v. Zeißberg gefunden, wünscht die Gesellschaft, Regesten der polnischen Könige von der Krönung Przemyslaw's II. (1295) bis zum Tode König Alexander's (1506), als eine unentbehrliche Grundlage für die Bearbeitung der polnischen Reichsgeschichte dieses Zeitraumes, hervorzurufen, indem sie sich die Regesten der beiden Sigismunde für den Fall einer glücklichen Lösung der vorliegenden Aufgabe als Thema für eine, vielleicht später zu stellende vorbehält. Die Art der Bearbeitung der Regesten wird sich allerdings nach der Natur des Stoffes richten müssen. Doch verlangt die Gesellschaft, daß die Ansprüche der heutigen Wissenschaft in Beziehung auf die einleitungsweise Besprechung der Kanzleiverhältnisse, auf die Angabe des Inhalts der einzelnen Urkunden, auf die Heranziehung der Schriftsteller u. s. w. mutatis mutandis in ähnlicher Weise erfüllt werden, wie dies etwa in der Bearbeitung der Regesten Kaiser Karl's IV. durch Huber geschehen ist. Erforderlich ist vor Allem die Sammlung und Sichtung des gedruckten Materials, so erwünscht der Gesellschaft die Herbeiziehung neuen Stoffes aus Archiven auch sein würde. Am zweckmäßigsten erscheint der Gesellschaft der Gebrauch der lateinischen Sprache; doch soll auch der der deutschen Sprache nicht ausgeschlossen sein, in welchem Falle die Gesellschaft ihr Eigenthumsrecht durch Vorbehalt aller Rechte zu schützen suchen würde. Preis 700 Mark.

II. Mathematisch-naturwissenschaftliche Section.

1. Für das Jahr 1882. Für manche weniger erforschte Gebiete der Krystallographie hat sich das Studium der durch Einwirkung von Lösungs- und Corrosionsmitteln auf den Krystallflächen erzeugten sog. Aetzfiguren in hohem Grade ersprießlich erwiesen. Einerseits ist es wünschenswerth, die zahlreichen, in dieser Hinsicht an Mineralien und künstlichen Krystallen gemachten und in sehr verschiedenen Zeitschriften seit einer langen Reihe von Jahren mitgetheilten, nur lose unter einander zusammenhängenden Untersuchungen kritisch zu sammeln und von einem bestimmten wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus zur einheitlichen Darstellung zu bringen, insbesondere aber auch die bisherigen Ermittelungen durch weitere neue zu vermehren und zu ergänzen, wobei noch die früher weniger erörterten Fragen Berücksichtigung verdienen, in welcher Weise die Form der Aetzeindrücke von der Natur des Aetzmittels und von der Verschiedenartigkeit der Krystallflächen abhängig ist, ferner, wie sich die Aetzeindrücke bei isomorphen Substanzen verhalten. Andererseits ist es aber von noch höherer Bedeutung, wenn solche ältere und selbständige neue Untersuchungen dazu verwerthet werden, durch Entwickelung neuer allgemein giltiger und berechtigter Sätze unsere Kenntnisse von den Cohäsions- und Structurverhältnissen der Krystalle zu erweitern und die Frage zu lösen, ob die Aetzfiguren die Form der den Krystall aufbauenden Molecüle wiedergeben.

Die Gesellschaft wünscht daher eine Zusammenstellung unserer bisherigen Kenntnisse und der durch selbständige Untersuchungen nach den angegebenen Richtungen hin neugewonnenen Erfahrungen über die Aetzfiguren der Krystalle, ferner eine daraus sich ergebende Ableitung allgemeiner Sätze, welche für die Auffassung der Cohäsions- und Structurverhältnisse, sowie der Moleculargeschaffenheit der Krystalle von Wichtigkeit sind. Preis 700 Mark.

2. Für das Jahr 1883. Unser Mitglied, Hr. W. Hankel, hat in seiner Abhandlung „über die photo- und thermoelektrischen Eigenschaften des Flußspathes" (im 20. Bd. d. Abh. der Königl. Sächs. Ges. d. Wiss., 12. Bd. d. Abh. der math.-phys. Classe) den Nachweis geführt, daß auf farbigen Flußspathkrystallen durch die Einwirkung des Lichtes elektrische Spannungen erregt werden. Diese photoelektrische

Erregung der bezeichneten Krystalle ist eine Folge der Einwirkung des Lichtes auf den in ihnen enthaltenen Farbstoff; die hierdurch eingeleiteten Vorgänge werden durch die Structur der Substanz in bestimmter Weise beeinflußt, so daß die elektrischen Vertheilungen in strenger Abhängigkeit von der Gestalt und dem Wachsthum der Krystalle erscheinen. Dieselben stehen ferner bei dem Flußspath in engster Beziehung zu den durch Temperaturänderungen erzeugten thermoelektrischen Spannungen dergestalt, daß beim Belichten dieselben Polaritäten, wenn auch in größerer oder geringerer Intensität, auftreten, wie bei steigender Temperatur. Ob bei anderen Krystallsarmen und namentlich bei anderen Farbstoffen die eben erwähnte Beziehung fortbesteht, läßt sich im Voraus nicht entscheiden. Für eine weitere Verfolgung der elektrischen Wirkungen des Lichtes werden wahrscheinlich nur sehr wenige Mineralien außer dem Flußspathe tauglich sein; dagegen steht zu erwarten, daß es gelingen werde, auf künstlich dargestellten, mit geeigneten Farbstoffen imprägnirten Krystallen die phataelektrischen Erscheinungen hervarzurufen.

Die Gesellschaft stellt daher als Preisaufgabe: Die Nachweisung und nähere Bestimmung der durch Einwirkung des Lichtes auf künstlich dargestellten und mit geeigneten Stoffen gefärbten Krystallen hervorgerufenen photoelektrischen Spannungen, sowie ihrer Beziehung zu den durch Temperaturänderungen erzeugten thermaelektrischen Erregungen. Preis 700 Mark.

3. Für das Jahr 1884 wiederhalt die Gesellschaft die zunächst für 1880 ausgeschriebene, damals aber ahne Bearbeitung gebliebene Aufgabe.

Nachdem durch die embryalogischen Untersuchungen der letzten Jahre der Nachweis erbracht ist, daß der Körper sämmtlicher Thiere — mit Ausschluß der sog. Protozoen — in ähnlicher Weise aus Keimblättern sich aufbaut, entsteht die Frage, ab der Antheil, welchen diese Blätter an der Entwickelung der einzelnen Organe und Gewebe nehmen, überall genau der gleiche ist oder nicht: eine Frage, die dann naturgemäß weiter zu der Untersuchung führt, ab dieser Antheil durch die specifischen Eigenschaften der Keimblätter oder durch anderweitige Mamente bedingt ist. In Anbetracht der großen Bedeutung, welche die Entscheidung dieser Fragen für die Auffassung der thierischen Organisatiam hat, wünscht die Gesellschaft eine auf eigene Untersuchungen gegründete Kritik der Lehre von der Hamologie der Keimblätter.

Da die zur Bearbeitung dieser Aufgabe nöthigen Untersuchungen einen längeren Aufenthalt an der See nathwendig machen dürften, alsa ungewöhnliche Kosten verursachen, sieht sich die Gesellschaft veranlaßt, den dafür ursprünglich festgesetzten Preis van 700 Mark auf 1000 Mark zu erhöhen.

4. Für das Jahr 1885. Die Theorie der Flächen dritter Ordnung hat durch die neueren Untersuchungen van Schläfli, Klein, Zeuthen und Radenberg einen gewissen Abschluß erhalten, insafern es jetzt möglich ist, die Gesammtheit der bei diesen Flächen auftretenden Gestalten mit Leichtigkeit zu überblicken. Hieran anknüpfend wünscht die Gesellschaft eine in gleichem Sinne durchzuführende Untersuchung der allgemeinen Flächen vierter Ordnung.

Die mannigfachen Betrachtungen über die Gestalten der Complexfläche, welche Plücker in seiner „Neuen Geometrie des Raumes" gegeben hat, sawie die allgemeinen Untersuchungen von Rahn über Kummer'sche Flächen werden dabei ebenso als Vorarbeiten zu betrachten sein, wie die Angaben van Zeuthen und Crone über die Flächen vierter Ordnung mit Doppelkegelschnitt. Preis 700 Mark.

Die ananym einzureichenden Bewerbungsschriften sind, wa nicht die Gesellschaft im besanderen Falle ausdrücklich den Gebrauch einer anderen Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer aber französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Matta versehen und von einem versiegelten Couvert begleitet sein, das auf der Außenseite das Matta der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. Navember des angegebenen Jahres, und die Zusendung ist an den Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1882 Geh. Hofrath Prof. Dr. R. Leuckart, Thalstraße 15 b) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die „Leipziger Zeitung" im März aber April des falgenden Jahres bekannt gemacht.

Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft, welche sich varbehält, im gegebenen Falle die dafür ausgesetzten Preise nach ihrem Ermessen von 700 Mark auf 1000 Mark zu erhöhen.

Von der internationalen Kunstausstellung in Wien.

I.

Erste Eindrücke.

*** Denjenigen Besuchern des Wiener Künstlerhauses, welche die internatianalen Kunstausstellungen des letzten Jahrzehnts gesehen haben — und man bemerkt beim Durchwandern der Säle bald, daß sich nicht wenige der aus aller Herren Ländern Zugereisten in dieser Lage befinden —, drängt sich die Ueberzeugung auf, daß es an der Zeit sei, das internationale Ausstellungswesen durch freie Vereinbarung zu regeln, die allzuhäufige Wiederkehr der Ausstellungen zu verhindern und namentlich dahin zu wirken, daß immer nur Arbeiten aus den allerletzten Jahren zur Vorführung gelangen. Denn nachdem alle Welt lange Monate hindurch van den Varbereitungen zu einer neuen Unternehmung der Art unterhalten und durch dieselben in Mitleidenschaft gezagen worden ist, bereitet es eine gewisse Enttäuschung, sa vielen Werken zu begegnen, welche schan zweimal in der internatianalen Arena erschienen und die außerdem in öffentlichen Sammlungen für Jedermann zugänglich sind. Und wenn man nun diese Werke, welche überdies in der Zwischenzeit massenhaft vervielfältigt wurden, immer wieder die alten bevorzugten Plätze einnehmen sieht, während bisher unbekannte Arbeiten verdienstvollster Künstler in unerreichbare Höhe gehängt oder so gestellt sind, daß sie nicht vallständig betrachtet werden können aber sagar nathwendigerweise übersehen werden müssen, so kann das nur verstimmend wirken. Es sollte, meinen wir, für selbstverständlich gelten, daß die nach nicht ausgestellt gewesenen Werke, wenn man sie einmal der Zulassung für würdig hält, denen vorgezogen werden, welche die internatianale Revue bereits passirt haben. Auch abstrahirt sich die Regel jeder unbefangene Betrachter von selbst, daß überhaupt nur guter Platz zur Verwendung kommen sallte. Dem Publicum ist mit einer Ueberfüllung der Räume in keiner Weise gedient; es wünscht ruhig zu betrachten und wirklich zu genießen, und wie mancher Seufzer wird laut, wenn es in dämmerigen Gemächern nicht gelingen will, die Details einer Zeichnung aber eines Gemäldes zu erkennen. Für den Künstler aber liegt in der Zuweisung eines schlechten Platzes immer eine Art van Verurtheilung.

Gegen die letzte Forderung ist in Wien sehr gesündigt. Viele Bilder hängen zu hoch aber in einem völlig unzuläng-

lichen Lichte und der weitaus größeste Theil der Aquarelle, Kupferstiche und Holzschnitte ist in dunklen unfreundlichen Zimmern untergebracht, die sich überhaupt zu einer Ausstellung nicht eignen und in denen man überdies Alles unterlassen hat, um die Besucher zum Ruhen und Verweilen einzuladen. Diesem Uebelstande hätte sich durch die Errichtung eines Glaspavillons in dem Hofe hinter dem neuen Vestibule wohl abhelfen lassen, und wäre ein solcher Aufwand nicht gerechtfertigt gewesen gegenüber den so oft gehörten Klagen, daß die graphischen Künste durch die Concurrenz der mechanischen Vervielfältigungsmethoden schwer geschädigt, ja in ihrer Existenz bedroht werden, gegenüber den Bemühungen einzelner Staaten und Genossenschaften, diesen bedrohten Künsten aufzuhelfen?

Aber sehen wir nun, wie sich unter den einmal gegebenen Verhältnissen die Nationen, wenigstens die hervorragendsten, eingerichtet haben. Da wird denn schwerlich Jemand leugnen, daß die französische Abtheilung, als Ganzes betrachtet, den vornehmsten, großartigsten und geschmackvollsten Eindruck macht. Frankreich und Deutschland haben ganz genau denselben Platz zugemessen erhalten: jedes einen mächtigen Saal, einen kleinen nur für wenige Stücke zu verwendenden Kuppelraum und jene für die graphischen Künste und die Architektur bestimmten unfreundlichen Zimmer. Die beiden Haupträume, als Flügelbauten dem alten Künstlerhause an- und vorgelegt, sind reich decorirte ablonge Festsäle mit Oberlicht in einem Spiegelgewölbe, weit größer und namentlich auch weit höher als z. B. der Carreggio-Saal in der Dresdner Galerie. Frankreich überspannte diesen Raum mit einem Velum aus einem gelblich-weißen transparenten Staff ziemlich dicht unter dem Glasdache, so daß auch die am höchsten hängenden Bilder sich ganz unterhalb desselben befinden. Auf diese Weise wurde ein sehr angenehmes, mild gedämpftes Licht geschaffen, welches gleichmäßig allen Bildern zu Gute kommt. Auch die Gemälde der obersten Reihe, wenn man sie auch nur durch Operngucker wirklich betrachten kann, blenden das Auge doch wenigstens nicht durch Sonnenreflexe. Der Raum der Wände ist durch 103 Gemälde bis zum Gesims hinauf vollkommen gedeckt, aber die Gesammtwirkung ist dadurch eine sehr ruhige und wohlthuende geworden, daß es nicht an Gemälden fehlt, welche den großen Dimensionen des Saales entsprechen und daß man dieselben benutzt hat, um Mittelpunkte von Systemen zu bilden, in denen sich kleinere Bilder durch mittlere und größere mit dem dominirenden Werke glücklich verbinden, so daß selbst das Kleinste in dem großen Raum noch möglich, ja nothwendig erscheint. So wird die Mitte der einen Langwand durch Baudry's Kolossalbild „Die triumphirende Gerechtigkeit" eingenommen, diejenige der anderen durch Bertrand's „Patrie", die beiden größesten Werke der französischen Abtheilung und, von Gallait's „Pest in Tournay" abgesehen, der Ausstellung überhaupt. Die Flügelgruppen auf jener Wand werden dominirt durch Bonnat's „Hiob" und Gervex' „Anatomie"; gegenüber erscheinen Maignan's „Dante und Beatrice" und ein Leichnam Christi, von Engeln bewacht. Die Kurzwände sind der Mittelthüren wegen zweitheilig behandelt. Auf der einen Seite erscheinen die höchst figurenreichen Bilder von Flameng „Aufruf der Girondisten zur Hinrichtung", und Roll's Aufruhr; auf der anderen kleiner, aber durch Leuchtkraft ihre Umgebung beherrschend Bougereau's Mater afflicta und Venus.

Schon ehe man auf den Inhalt der Gemälde eingeht, ist es ein Vergnügen, sich mit der decorativen Ordnung derselben zu beschäftigen und inne zu werden, wie ihre Gesammtstimmung, das größere aber geringere Maß ihrer Helligkeit, ihr Gegenstand bestimmend gewesen sind, ihnen den Platz anzuweisen, den sie in ihrer Gruppe und durch diese im Ganzen einnehmen. Und man übersieht mit Einem Blicke dieses wohlgeordnete Ganze, wie man auch jede wünschenswerthe Entfernung nehmen kann, um ein Einzelnes zu betrachten. Acht größere Sculpturen, welche im Saale aufgestellt sind, bereiten keine Hemmung und gut angebrachte Divans lassen die Circulation frei.

Das Comité der Deutschen Kunstgenossenschaft verfuhr nach anderen Principien. Tritt man in den Deutschen Saal ein, so steht man vor einem kolossalen Etablissement, welches man etwa für ein Castrum doloris halten möchte und das den größesten Theil des Raumes für den Eintretenden völlig verdeckt. Doch ist es nicht, wie es zunächst scheint, ein von Unten construirtes Bauwerk, sondern ein von Oben herabhängender Baldachin, an dessen vier Ecken breite Vorhänge angebracht sind, die bis auf die Erde herabgehen und nur einen mäßigen Raum zwischen sich frei lassen, so daß man z. B., wenn man unter den Baldachin tritt, auf der Kurzseite eben nur ein einziges schmales Bild sehen kann. Das Ganze besteht aus dunklem dichtem Stoffe. In dem Schatten desselben bergen sich außer mehreren Divans und Blattpflanzen auch einige Sculpturen und Frieszeichnungen. Außen an den Kurzseiten stehen Staffeleien mit farbigen Zeichnungen, von Blattpflanzen umgeben. Was bedeutet dieser Zeltbau? Man begreift wohl, daß wie im französischen Saale eine horizontale Decke zur Beseitigung der Lichtblendung nothwendig war; aber wozu die Vorhänge, welche aus dem Baldachin eine Camera obscura machen? Dieselben haben ihren bestimmten Zweck. Es mag zwar befremdlich klingen, aber eben das, worüber man sich ärgert, wenn man in den Saal tritt, nämlich denselben nicht übersehen zu können, ist die Absicht, in der sie angeordnet sind. Und diese Absicht wird in so vollkommener Weise erreicht, daß es, mag man sich nun innerhalb aber außerhalb der Vorhänge befinden, ganz unmöglich ist, auch nur Eine Wand mit Einem Blicke aufzufassen. Der Mittelbau preßt uns auf die Seite und läßt uns nur so viel Raum, um Bild für Bild abzusuchen. Von decorativen Totalwirkungen, welche für die Gesammtstimmung der Beschauer so wichtig sind, kann wegen mangelnder Aufnahms-Standpunkte nicht die Rede sein.

Und warum schien eine solche Einrichtung nothwendig? Die Dinge dürften in folgender Weise zusammenhängen. Man wählte einen Saal von den größesten Dimensionen oder man bekam denselben überwiesen. Sollte ein solcher angemessen gefüllt werden, so bedurfte es wenigstens sechs, acht bis zehn Bilder von imponirender Größe, um die Centren für die übrigen zu bilden und diese zusammenzuhalten. Statt dergleichen herbeizuschaffen, gaben die deutschen Sammelcommissionen im Gegentheil die Parole aus, möglichst kleine Arbeiten einzusenden, und so kamen statt der 103 Bilder, welche Frankreich unterzubringen hatte, deren 136 zusammen. Jene mächtigen französischen Werke, die wir oben aufgeführt haben, erschienen hier in kleine Münze umgewechselt: statt 10 großer 30 kleine. Damit fehlte es denn an den geeigneten Krystallisationspunkten für die Masse und statt der großen Dispositionen des französischen Saales mußte etwas wie Tapezier-Arbeit herauskommen; dieses Umstandes inne zu werden, sollte der Centralbau den Besucher verhindern.

In dieser Darlegung des muthmaßlichen Zusammenhangs möchte nun der Eine und Andere noch einen dunklen Punkt entdecken. Man kann nicht annehmen, daß die deutsche Commission die Bedingungen des Raumes nicht so gut habe schätzen können wie die französische. Gewiß nicht, und in der That ist auch noch ein tieferer Grund heranzuziehen, um die Wunderlichkeit des deutschen Arrangements zu erklären. Die Franzosen, in politischen Dingen bekanntlich rerum novarum cupidi, sind es doch in der Kunst nicht so sehr, daß sie, indem sie in der Technik alles mögliche Neue versuchen und die Stoffwelt nach allen Seiten kühn erweitern, ja bis in die gehaltlafeste und coquetteste Salonmalerei gerathen, darüber das ehedem erworbene Terrain preisgeben sollten. Sie lieben nach wie vor auch die großen religiösen, historischen, mythologischen, poetischen und phantastischen Stoffe, welche die großen Gemälde hergeben, und sie verehren die Künstler,

Digitized by Google

welche in dieser Stoffwelt arbeiten, neben den Männern des letzten Geschmacks. Man sieht es wieder in dieser Ausstellung, wie gerecht sie in diesem Gebiete zu sein wissen und wie sie Jedem, der etwas kann, gleiches Licht und gleiche Ehre zuweisen. In Deutschland ist das nicht so. Der Deutsche, sagt Luther irgendwo, ist wie ein betrunkener Bauer, hilft man ihm von der einen Seite auf's Pferd, so fällt er auf der anderen wieder herunter. Wir erinnern uns noch der Zeit, wo die deutschen Ausstellungen nur aus großen religiösen Gemälden, Historien und aus den Dichtern oder der Mythologie geschöpften Bildern, großen stilisirten Landschaften und dergleichen bestanden und wo auch das Genre nur in einer gewissen Strenge der Form erschien. Die Sachen waren groß gedacht oder doch sorgfältig durchcomponirt, aber allerdings mühselig und kümmerlich gemalt. Dann lernte man glücklicherweise in der Natur und bei den Franzosen malen, und bald war die Farbe, die scharfe Naturbeobachtung, der kühne Vortrag Alles und die Alten wurden bespöttelt, zur Seite gestoßen, geächtet. Das Tafeltuch wurde bis auf den letzten Faden entzweigeschnitten. Man wollte nicht nur die alte Behandlungsweise, sondern auch die alten Stoffe nicht mehr und heute beargwöhnt oder bemitleidet man selbst diejenigen, welche der Meinung sind und dieselbe praktisch durchzuführen verstehen, daß sich die neue Technik sehr wohl auch auf den alten Kunstinhalt anwenden lasse. Das ist die Stimmung in den regierenden Kreisen der Künstlerschaft. So wollte man denn auch für Wien keine im Stoffe, in den Formen und in der Behandlungsweise großen Gemälde. Allerdings hat infolge jener Wandlungen die neueste Zeit deren nicht eben viele mehr hervorgebracht, aber immerhin war eine genügende Auswahl vorhanden, um dem deutschen Ausstellungssaale Halt und imponirende Würde zu verleihen.

Nur vier Historien mit lebensgroßen oder beinahe lebensgroßen Figuren von mäßigem Umfange ließen die Sammelcommissionen zu: Hofmann's Christus im Tempel, Baur's Tag nach der Grablegung, Keller's Hero und Leander und Gebhardt's Himmelfahrt. Die Hängecommission verwies die ersten drei an die höchsten Stellen des überaus hohen Saales, so daß ein Genießen derselben gar nicht möglich ist, und placirte auch das vierte nicht so günstig, als es hätte geschehen können; denn während dasselbe wegen der eminenten Durchbildung im Ausdruck der einzelnen Köpfe die Betrachtung aus der Nähe verlangt, hing man noch ein längst bekanntes großes Porträt von Lenbach darunter, dem schon für seine übrigen vier Bildnisse und Bildnißskizzen die vorzüglichsten Plätze eingeräumt waren. Uebrigens empfand die Commission, als sie zur Anordnung der Wände schritt, den Mangel eines Gegenstückes für das Gebhardt'sche Bild doch selbst so sehr, daß sie noch die Einsendung von — Piloty's Seni an der Leiche Wallenstein's aus dem Jahre 1855 veranlaßte. Fürchtete man denn wirklich nicht, sich mit dieser Anleihe aus der Vergangenheit ein Armuthszeugniß auszustellen?

Man sieht, daß das auffallende Arrangement des deutschen Saales mit den deutschen Kunstzuständen der Gegenwart in innigem Zusammenhange steht.

Aber wäre man nur consequent verfahren! Wollte man nun einmal jene großartig gehaltenen Werke nicht, welche die französische Ausstellung so imposant machen, so hätte man den hohen Saal gegen die niedrigeren Räume Oesterreichs eintauschen sollen, was gewiß nicht außerhalb der Möglichkeit lag. Leider beging man aber auch in der Behandlung des Baldachins eine Halbheit. Derselbe sollte die Lichtblendung beseitigen, und für diesen Zweck mußte er sehr hoch angebracht werden; er sollte aber auch zugleich die Decke eines Zeltes bilden, und dieses durfte nicht allzuhoch werden, wenn es nicht eine lächerliche Wirkung machen sollte. Man rückte daher den Baldachin erheblich herab. Darüber gerieth aber das obere Drittel der Wände in directes Sonnenlicht und diejenigen Bilder, welche da oben hängen, sind nun durch einen weißen Schimmer zugedeckt, darunter manche kleine Figurenbilder und viele Landschaften, von denen man nun wirklich nicht recht weiß, warum sie nach Wien transportirt sind. Wir können daher nur den dringenden Wunsch aussprechen, man möge sich noch jetzt entschließen, die ganze Zeltanlage zu beseitigen und das Velum der Franzosen anzunehmen. Es ist das die Sache eines Abends und eines Morgens.

Damit gehen wir zur Betrachtung der hervorragendsten Werke der deutschen Abtheilung über und nunmehr werden unsere Bemerkungen erfreulicher lauten.

Bücherbesprechungen.

□ „Das Leben des Christen ein steter Siegeskampf" ist das Thema der von Hrn. Oberhofprediger Dr. Kohlschütter beim Schluß des Landtags am 1. März d. Js. gehaltenen, bei R. v. Zahn in Dresden erschienenen Predigt. Dieselbe trägt durchweg das Gepräge der Kirchenjahrszeit, an deren Beginn sie gehalten ist, der heiligen Passionszeit. Der tiefe Ernst des Kampfes, den der Christ in der Nachfolge des Erlösers mit der Macht des Bösen zu kämpfen hat, sowie das stärkende und erhebende Bewußtsein, daß in dem siegreichen Erlösungskampfe Christi allen seinen treuen Jüngern und Nachfolgern der Sieg in ihrem Kampfe verbürgt ist, kommen in der Predigt zu ergreifendem und erbaulichem Ausdruck. Je tiefere Blicke die Predigt hineinthun läßt in den dämonischen Hintergrund, in die finstern Schlagschatten im Bilde der Gegenwart, um so wohler thut der freudige Siegeston der Zuversicht auf die überwindende Macht des Evangeliums, in welchem dieses oberhirtliche, echt zeitgemäße und tiefinnerliche Zeugniß ausklingt. Zu Grunde gelegt ist demselben das apostolische Wort: „laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem", das, während es sonst enger gefaßt zu werden pflegt, von dem hochwürdigen Verfasser als eine ganz allgemeine Wahrheit verstanden wird, die den Glauben an die unüberwindliche Siegesmacht des Guten ausspricht. Das Thema der Predigt ist dreifach gegliedert; der erste Theil handelt von dem Feind, den der Christ bekämpft, der andere von der Waffe, die er braucht, der dritte von dem Sieg, den er erringt. Von je hat man in Sachsen den Landtagspredigten, wenn sie auch von der Gemeinde selbst weniger beachtet zu werden pflegen, in denjenigen Kreisen, welche für homiletische Literatur ein Interesse haben, ein besonderes Gewicht beigelegt, und mit Recht, da sie Zeitpredigten in größerem Stile sind und so auch die besondere Bestimmung haben, nicht blos gehört, sondern auch gelesen zu werden. Insonderheit ist dies auch von der vorliegenden Predigt lebhaft zu wünschen.

Die Pfingstweihe oder die Einsegnung. Ein Idyll in drei Gesängen von Karl Heinrich Keck (Gotha, F. A. Perthes. Preis *M.* 1,20; geb. *M.* 2), betitelt sich ein Büchlein, welches nunmehr in dritter Auflage erschienen ist und jeder christlichen Familie, namentlich als ein für deren heranwachsende Jugend geeignetes Festgeschenk wärmstens empfohlen werden kann. Das in Hexametern gedichtete kleine Epos versetzt uns in die Zeit kurz nach dem Zusammensturz der Herrschaft Napoleon's des Ersten, in ein freundliches deutsches Dörfchen, dessen Confirmanden sich eben — es ist am ersten Pfingsttag — zur Einsegnung anschicken. Unter den Confirmandinnen ist aber auch des Pfarrers ältestes Töchterlein Emilie, ein liebes gottesfürchtiges Mädchen, das dazu ausersehen ist, ihren Oheim Emil, einen „verlorenen Sohn", wieder dem Großvater zuzuführen, welcher vor vierzehn Jahren den

Sohn wegen dessen undeutscher Gesinnung verstoßen gehabt, nun aber keine Ruhe finden kann, bis er demselben verziehen und sich wieder mit ihm ausgesöhnt hat; dann erst neigt er sein Haupt zum ewigen Schlummer, von dem reuigen Sohn, von dem Friedensengel Emilie und deren Angehörigen umgeben. Was der Verfasser zeigen wollte, die Macht der versöhnenden Liebe, die ein reines, unschuldvolles Mädchenherz auf den störrigen Mannestrotz von Großvater und Oheim ausübt, es ist ihm in bewunderungswürdiger Weise gelungen, und dieses kleine Epos, dessen Anschaffung jede Volksbibliothek sich angelegen sein lassen sollte, dürfte in seiner harmonischen Wirkung auf den Leser in vielen Beziehungen Vossens Luise an die Seite zu stellen sein. K. H. Keck ist jedenfalls ein Idyllendichter, der es mit den meisten seiner Collegen ungescheut aufnehmen kann, ein Dichter, dessen Werk auch auf weniger fromme Gemüther eine tiefe Wirkung auszuüben fähig ist, trotz der Hexameter, vor denen für den Augenblick wol manche zurückschrecken, die aber von Keck in so vollendeter Weise gehandhabt werden, daß wir uns das sinnige Idyll in einem anderen Versmaß gar nicht recht zu denken vermögen. Das Büchlein verdient in der That die warme Theilnahme, welche es nach den wiederholten Auflagen zu schließen gefunden zu haben scheint, und Referent kann nur wünschen, daß diese Theilnahme sich immer weiterer Kreise bemächtigt; denn derartige Bücher, die in so unaufdringlicher Weise der göttlichen Liebe Ausdruck geben und Freunde gewinnen, sind zugleich ein Gewinn für die Herzensbildung unseres ganzen Volkes. Karl Siegen.

** Wer sich um die politischen Verhältnisse unserer Nachbarländer gekümmert hat, wird Kenntniß von dem heftigen Kampfe um die Verfassung haben, der sich während der letzten Jahre in Norwegen entwickelt hat und mit fortwährend steigender Heftigkeit geführt worden ist. Es handelt sich um die Auslegung einiger Bestimmungen der Verfassung, zunächst darum, ob den Ministern der Zutritt zu den Verhandlungen des Storthings freistehe, dann aber um die Principfrage, ob der König ein suspensives oder absolutes Veto gegen Verfassungsveränderungen involvirende Beschlüsse des Storthings habe. Der König ordnete die Einholung eines Ausspruches der höchsten wissenschaftlichen Autorität im Lande auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft, nämlich der juristischen Facultät zu Christiania, über die zwischen den Staatsmächten entstandene constitutionelle Frage an. Der Wortlaut des bezüglichen Gutachtens in deutscher Uebertragung, sowie eine sachgemäße Darstellung des ganzen Conflictes, in welchem der Dichter und Republicaner Björnstjerne Björnson jede Gelegenheit benutzt hat, um seinen Landesherrn anzugreifen und für die Abschaffung der monarchischen Institution zu agitiren, liegt uns in einer den Titel „Gutachten der juristischen Facultät zu Christiania über das Sanktionsrecht des Königs bei Grundgesetzveränderungen“, übersetzt und herausgegeben von Emil Jones (1882, Leipzig und Oberhausen, Ad. Spaarmann) führenden Broschüre vor. Das gedachte Gutachten, welches übrigens zu dem Ergebnisse gelangt, daß dem Könige nach der Verfassung allerdings ein absolutes Veto mit Rücksicht auf Veränderungen des Grundgesetzes zustehe, enthält auch für weitere Kreise interessante historische und staatsrechtliche Ausführungen. Wenn wir nicht irren, geht übrigens der Zweck der Veröffentlichung weniger nach dieser Richtung, als dahin, die von Björnstjerne Björnson in für die norwegische Regierung ungünstigem Sinne beeinflußte öffentliche Meinung aufzuklären und dem Auslande zu beweisen, daß der König allerdings Veranlassung gehabt habe, den von anderer Seite heraufbeschwornen Conflict aufzunehmen und durchzuführen. Der Herausgeber der vorliegenden Broschüre ist identisch mit dem Herausgeber und Uebersetzer der Gedichte u. s. w. des Königs Oscar.

— Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen von Dr. F. Esmarch, Prof. der Chirurgie an der Universität Kiel, Generalarzt I. Cl. und Geh. Med.-Rath. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel. 1882. gr. 8°. S. 81. — Der berühmte, namentlich auch um die Organisation der Krankenpflege hochverdiente Verf. hat nach dem Beispiel der englischen Johanniterritter vor Kurzem in Kiel einen Samariter-Verein begründet. Selbiger hat sich die Aufgabe gestellt, die Kenntniß von der ersten Hilfe in plötzlichen Unglücksfällen unter Laien zu verbreiten durch Errichtung von Samariter-Schulen. Darunter wird verstanden die Ertheilung eines Unterrichtes in den bis zur Ankunft des Arztes nothwendigen Hilfleistungen. Für diese Hilfleistung werden in erster Linie in Aussicht genommen die Angestellten aller Corporationen privater oder staatlicher Behörden, Militärs und Seeleute, welche am häufigsten in die Lage kommen können, bei Unglücksfällen zugegen zu sein; es soll aber der Unterricht auch jedem Einzelnen Gelegenheit geben, diejenigen Kenntnisse zu erwerben, durch welche er in oben angedeutetem Sinne sich seinen verunglückten Mitmenschen nützlich erweisen kann. Der Verein wird zu diesem Zwecke suchen, geeignete Persönlichkeiten zu gewinnen, die den Unterricht im Samariterwesen ertheilen und wird dieser zur Beschaffung der für den Unterricht nothwendigen Schriften, Bilder, Modelle und Verbandgegenstände nach Kräften behilflich sein. Jedem Theilnehmer an einem Samariter-Cursus, welcher sämmtliche Vorlesungen gehört und an den Uebungen Theil genommen hat, steht es frei, ein Examen abzulegen; wer dasselbe besteht, erhält ein Diplom, welches ihn als Samariter legitimirt, damit aber auch zugleich verpflichtet, die Hilfe unentgeltlich zu leisten. Die Mitgliedschaft wird erworben durch einen jährlichen Beitrag von im Minimum 1 ℳ; lebenslängliche Mitgliedschaft durch einen einmaligen Beitrag von 20 ℳ.

Nach diesen Grundsätzen hat Esmarch vergangenen Winter eine von zahlreichen Männern und Frauen aus verschiedenen Berufsclassen besuchte Samariter-Schule begründet und in selbiger den erforderlichen Unterricht ertheilt. Die Methode, welche hierbei als Richtschnur diente, hat nun Verf. in fünf Vorträgen veröffentlicht, geleitet von der Hoffnung und dem Wunsche, daß viele seiner Collegen seinem Beispiele folgen und ähnliche Schulen ins Leben rufen werden, sowie in der Voraussetzung, daß es denselben erwünscht sein könnte, für diesen Zweck einen Leitfaden zu besitzen.

Die gedachten Vorträge enthalten Alles, was dem Laien zu wissen nothwendig ist, um bei plötzlichen Unglücksfällen bis zur Ankunft des Arztes die richtige zweckmäßige Hilfe leisten zu können und zeichnen sich aus durch geeignete logische Aufeinanderfolge, verbunden mit Einfachheit und Klarheit. Der erste derselben giebt eine kurze Uebersicht über den Bau und die Lebensthätigkeit des menschlichen Körpers und lehrt, wie die Knochen das Gerüst des ganzen Körpers bilden, wie durch die Muskeln die Bewegungen bewirkt, wie durch die Nerven alle Sinnesthätigkeiten, Empfindungen und Bewegungen vermittelt werden; wie ferner das Blut im ganzen Körper vertheilt wird durch die Thätigkeit des Herzens, wie durch die Athmung dem Blut stets der zum Leben nothwendige Sauerstoff zugeführt und wie die eingenommene Nahrung durch Magen und Darmcanal verarbeitet und in die Säfte übergeführt wird. — Der zweite Vortrag ist den Verletzungen gewidmet und bespricht die Quetschungen, sowie die verschiedenen Arten von Wunden, die Wundheilung mit Rücksicht auf die antiseptische Methode, den erforderlichen Verband, die Blutungen und endlich das, was zu thun ist bei vergifteten Wunden. — Der dritte Vortrag behandelt die Knochenbrüche, Verrenkungen, Verstauchungen und Verbrennungen. Im Anschlusse an eine Beschreibung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser Verletzungen wird dasjenige mitgetheilt, was bei jeder einzelnen derselben zu geschehen hat. — Im vierten Vortrage wird besprochen: das Erfrieren und Ertrinken, die Erstickung, die Bewußtlosigkeit und Vergiftung, verbunden mit Rathschlägen, welche hierbei zu befolgen sind.

— Der fünfte Vortrag behandelt den Transport der Verletzten und bespricht die Verwendung von Trag-, Räder- und Nothbahren, das Befördern Verunglückter zu Wagen, in Schleifen, sowie in Eisenbahnen.

Der Unterricht in den Samariter-Schulen soll aber nicht blos ein theoretischer sein, sondern derselbe soll sich auch auf Uebungen in den erforderlichen Hilfsleistungen erstrecken. Als solche wurden unter Leitung des Verf. geübt: die Anwendung des dreieckigen Tuches (zusammengelegt und entfaltet als Dreieck), der Gebrauch der Rollbinden, das Anlegen und Befestigen von Schienen bei Knochenbrüchen, die Stillung von Blutungen, die künstliche Athmung zur Wiederbelebung Scheintodter und endlich der Transport Verunglückter.

Geht aber Esmarch's Wunsch in Erfüllung, daß unter der Aegide des rothen Kreuzes überall in Deutschland ähnliche Samariter-Schulen wie die zu Kiel von ihm ins Leben gerufene entstehen möchten, so hat man mit Sicherheit zu erwarten, daß mancher Nutzen, auf dem Schlachtfelde wie in Friedenszeiten, gestiftet werden wird, wenn man sich vergegenwärtigt, wie viele Personen alljährlich eines elenden Todes sterben, weil Niemand da war, der rasche Hilfe zu leisten verstand.

Das Vollblutpferd als Regeneratar, Gedanken über Deutschlands Pferdezucht von Georg Graf zu Münster, Kgl. Sächs. Landstallmeister. Berlin, Verlag von Paul Parey, 1882. — In vorliegender Schrift werden eine Reihe von Fragen nicht blos hippologischer, sondern auch volkswirthschaftlicher Natur in so klarer fesselnder Weise und zugleich so präciser knapper Form beantwortet, daß unseres Erachtens der Inhalt auch für weitere Kreise als die der Fachleute von hohem Interesse ist. Aus jedem Abschnitt des Werkes erkennt man den erfahrenen Praktiker, der sich nicht begnügt mit den auf der Oberfläche zu Tage tretenden Erscheinungen auf dem Gebiet der deutschen Pferdezucht, sondern dem Grund der Dinge nachgeforscht hat und die Kenntnisse, welche nur eine lange Lebenserfahrung zu erringen im Stande ist, mit einem schnellen Erfassen der gegenwärtigen kritischen Lage der Vollblutzucht verbindet. Für Mitteldeutschland, in dessen zum Theil leichteren Bodenarten die sog. Hauspferdezucht eine weit größere Beachtung verdient, als ihr bisher zu Theil wurde, ist die Thatsache, daß Deutschland jährlich fast 27 000 Pferde weniger aufzieht als zur Deckung des Bedarfs erforderlich sind, besonders beachtenswerth; nicht minder die treffliche Auffassung (Seite 12) über die Aufgaben der Gestütsverwaltungen*), deren Spitzen nach vielfachen Erfahrungen häufig zu unterschätzen scheinen, daß 70% aller Pferde in Deutschland für Arbeitsleistungen, insonderheit in der Landwirthschaft Verwendung finden und nur 3% dem Militär und 3% dem Luxusgebrauch dienen. Die zeither häufige Nichtachtung der klimatischen und Bodenverhältnisse wird vom Verfasser mit vollem Recht als eine der Erklärungen des Mißlingens der Privatpferdezucht hingestellt. In hohem Grad dankenswerth scheint uns ferner die Opposition der Schrift gegen die Ueberfütterungssucht vieler Züchter, weil diese Maxime außer den Nachtheilen für die normale Entwicklung des jungen Thieres, außerdem den Züchtern des kleinen Grundbesitzes gegenüber vielfach als Abschreckungstheorie wirkt. Diese scheuen, angesichts dieser Praxis, die hohen Aufzuchtskosten, glauben mit den Mästern nicht concurriren zu können und geben dann gerade diese für einen großen Theil Deutschlands qualificirtesten Kreise die Pferdezucht überhaupt auf. Die Fütterungslehre des Verfassers für das 2. und 3. Jahr der Aufzucht unbedingt zu acceptiren tragen wir allerdings Bedenken, jedenfalls wäre es aber von hoher Bedeutung, wenn comparative Versuche in dieser Richtung unter sachkundiger Leitung, womöglich des Verfassers selbst, angestellt würden. Die aus österreichischen Gestüten in der Schrift mitgetheilten Erfahrungen scheinen diese Mäßigkeitslehre voll zu rechtfertigen. Würde auch nur dem Krebsschaden des allzu frühen Gebrauchs der eigenen Zucht durch diesen Vorschlag gesteuert, wir hätten dann schon einen wesentlichen Schritt vorwärts auf dem Gebiete der Pferdezucht zu verzeichnen. Erscheinen so die sechs ersten Abschnitte der Schrift als Leitfaden für den Züchter, der aus jeder Zeile reichlichen Stoff zur Selbstprüfung schöpfen kann, so bietet der Verfasser in seinem letzten Theil, der die Vollblutzucht behandelt, eine so bedeutsame Kritik, daß jeder Sportsman sie beherzigen sollte. Die Mängel unserer Rennen bilden ja das Thema öffentlicher und privater Discussion. So offen hat indeß wol noch Niemand die vielen eingeschlichenen Mißbräuche gekennzeichnet, die Hand auf die Wunde unseres Sports gelegt, wie es hier geschieht. Dabei zeigt der Verfasser eine eben so liebenswürdige Toleranz für die Volksbelustigung, wie Schneidigkeit gegenüber den „falschen Etiquetten der Zuchtrennen". Aus den oft bedenklich nach Patchouli duftenden Rennrestaurants würden Salons der guten Gesellschaft werden, seine Vorschläge würden die Rennbahnen bald aus der jetzigen Sphäre Dumas'scher Ehebruchsdramen, wo auch so manche „heteragene Paarung" erscheint, zu der reinen Höhe Schiller'scher Dichtung erheben, wo der Beste siegt und der Falsche unterliegt, der Schachergeist würde von der „Auspumpung" des edelsten Blutes entfernt, die Zucht von Gebrauchspferden neubelebt werden und Deutschland wie auf so vielen Gebieten Dank seiner festen staatlichen Fundamente bahnbrechend wirken können. Aber freilich noch sind dies Gedanken „gegen den Strom", der Turf der Zukunft wird zunächst noch ein frammer Wunsch bleiben. Kommt die Zeit der Erkenntniß, dann wird aber dem Verfasser des Regenerator, als einem der ersten Propheten, ein ehrendes Gedächtniß gesichert sein. F. A.

— Vom „Illustrirten Konversations-Lexikon der Gegenwart" (Leipzig, Otto Spamer) sind jüngst die Schlußlieferungen zur Ausgabe gelangt, so daß das Unternehmen jetzt in seiner Vollendung vorliegt. Textlich mit großer Sachkunde und Geschick redigirt, illustrativ mit etwa 500 Text-Abbildungen und acht Tonbildern in vortrefflicher Ausführung ausgestattet, erfüllt das Werk die von seinen Bearbeitern ihm gestellte Aufgabe: ein Nachschlagebuch für Haus und Familie zu sein, das über die neuesten Zustände in Staat und Gesellschaft, in Handel und Wandel, sowie über die Fortschritte auf allen Gebieten des Wissens im achten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts Auskunft giebt, in kaum noch etwas von Erheblichkeit zu wünschen lassender Weise und bildet eine erwünschte Ergänzung des im selben Verlage erschienenen „Illustrirten Konversations-Lexikons für das Volk".

— Von der Volks- und Familienausgabe der „Gesammelten Romane, Novellen und Dramen von A. E. Brachvogel" (Jena, Hermann Costenoble) sind jüngst die Lieferungen 30—36 zur Ausgabe gelangt. Dieselben enthalten die zweite Auflage des Romans: „Ein neuer Falstaff", dessen erste in das Jahr 1862 fallende Veröffentlichung große Anerkennung bei Kritik und Publicum fand. Der Roman ist ein sogenannter Zeitroman und hat nach dem, der ersten Auflage vorangestellten Vorwort, wie uns der Verfasser versichert, Vorgänge aus dem wirklichen Leben, dem auch der Held der Geschichte angehörte, zur Unterlage. Die gegenwärtig vorliegenden sieben Lieferungen bilden zugleich den fünften Band der Gesammtausgabe.

*) In hohem Grad anerkennenswerth ist es, daß der Verfasser, wie uns mehrfach bekannt geworden, es nicht verschmäht hat, persönlich in landw. Vereinen Mittheilungen über die Vorbedingungen zum Gedeihen einer Landespferdezucht zu machen, Rathschläge zu ertheilen und in ganz Sachsen allmälig ein Netz von Vertrauensmännern zu errichten, durch welche eine stete Verbindung zwischen den Züchtern und der obersten Leitung hergestellt wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Paßstraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. M. Marbach in Leipzig.

№ 34. Donnerstag, den 27. April. 1882.

Inhalt: Reisen sonst und jetzt, von Rudolph v. Kyaw. (Fortsetzung.) — Nekrolog. — Bücherbesprechungen (Deutsche Geschichte, von Wilhelm Arnold. Das Ende des Actenversendungsrechts, von Dr. Oskar Bülow. Systematische Darstellung des gesammten neuen Prozeßrechts, von B. Rintelen. Rissert: Deutsche Humoristen).

Reisen sonst und jetzt.

Von **Rudolph v. Kyaw.**

(Fortsetzung.)

In unserem Deutschland freilich war noch lange Jahrhunderte hindurch an ein eigentliches Reisen nimmer zu denken. Erst als die Wogen der Völkerwanderung — dieser Reisen im großartigsten Maßstabe — allmälig sich staueten und die seßhaft gewordenen Volksstämme einer festen Heimath sich erfreuten, konnte die Reiselust erwachen. Karl der Große, dieser starke Held, welcher die germanischen Völker unter sein Scepter vereinigte, liebte, namentlich in der früheren Zeit seines Lebens, häufig seinen Wohnsitz zu wechseln und, von der Leibwache und dem gesammten Hofstaat begleitet, von der einen seiner Villen und Pfalzen zu einer anderen zu reisen, sei es von Rimwegen nach Worms oder zu der prachtvollen auf den Höhen des Rheingaues gelegenen kaiserlichen Pfalz Ingelheim oder nach Aachen, seinem Lieblingswohnsitz im Alter. Alles, selbst die Frauen, war zu Pferd. Saumthiere, von Troßknechten geleitet, trugen das Gepäck. Der Wagen bediente man sich zu jener Zeit nur in seltenen Fällen. Mit Reisen überspannt, auf welchen oft sehr kostbare Decken lagerten, glichen die damaligen Carrossen unseren heutigen Planwagen. Auch mochten diese Fuhrwerke in der That keinen sehr erquicklichen Aufenthalt darbieten. Von Federn, welche die bei den schlechten Wegen unvermeidlichen Stöße hätten abmindern können, war nicht entfernt die Rede. Auch hingen die Sitze noch nicht in Ledergurten, eine Verbesserung, welche erst im 16. Jahrhundert aufgekommen zu sein scheint. Jedenfalls konnte man zu Roß die Schwierigkeiten der Reise weit leichter überwinden. Die Gegenden, durch welche der kaiserliche Zug ging, waren angewiesen, für seinen Unterhalt zu sorgen. Namentlich liebte Karl der Große bei der hohen Geistlichkeit Einkehr zu halten. Zu seiner Zeit sah man bereits zahlreiche Pilger zu dem heiligen Grabe wallfahren. Eine Reise in das heilige Land, wo Christus gelehrt und gelitten, förderte nach dem frommen Glauben der damaligen Zeit das Seelenheil. Am Grabe des Erlösers fand man Vergebung der Sünden. Schon seit der Völkerwanderung sammelten sich alljährlich die Pilger an den italienischen Küsten. Viele besuchten zuvor die Gräber der Apostel in Rom. Dann durchfuhren sie auf Galeeren das von Raubflotten sehr unsicher gemachte Mittelmeer. Man landete in Alexandrien oder einem der Hafenplätze Syriens. Von dort pilgerte man zu Fuß nach Jerusalem. In dem gesammten heiligen Lande waren die Wallfahrer den mannigfachsten Plackereien und den unerhörtesten Bedrückungen und Erpressungen von Seiten der Ungläubigen ausgesetzt. Karl der Große ließ deshalb durch eine besondere Gesandtschaft den Khalifen Harûn Al-Raschîd um Schutz für die Pilgrime angehen. Der Khalif versprach auch denselben, ja erfreute sogar den abendländischen Herrscher durch die schenkweise Uebereignung des heiligen Grabes. Nichtsdestoweniger blieben die Gefahren und Drangsale der christlichen Pilger unverändert dieselben bis auf die neueren Zeiten. Jedes der zahlreichen Reisetagebücher, welche auf uns gekommen sind — wir brauchen nur einen Blick in das alte „Reißbuch des heiligen Landes" zu werfen — singt davon ein gar klägliches Lied. Zugleich bieten aber diese Reisetagebücher eine große Fülle culturhistorisch werthvollen Stoffes und erfreuen durch den frommen lebendigen Glauben, welcher sich allenthalben in denselben ausspricht. Das Testament, welches Herzog Wilhelm III. zu Sachsen, der Sohn unseres Kurfürsten Friedrich des Streitbaren, kurz vor dem Antritt seiner Reise in das heilige Land im Jahre 1461 für den Fall, daß Gott über ihn gebiete, errichtete, bekundet in vielfachen frommen Stiftungen, mit welchen andächtigen Gefühlen der Herzog über das Meer zog. Nicht weniger als 14 Grafen (unter ihnen Graf Günther zu Schwarzburg, Graf Heinrich zu Stolberg, Graf Heinrich Reuß zu Plauen, Graf Veit Schönburg), 10 Ritter (unter ihnen Georg Vitzthum zu Apolda, zwei Heinrich v. Bünau, Heinrich v. Witzleben zum Stein), 19 adelige Junker (unter ihnen Bodo v. Bodenhausen aus dem Meißnischen, Georg v. Schleinitz, Kaspar v. Schönberg, Kurt v. Germar) und eine große Menge anderer Personen wie Geistliche, Aerzte, Edelknechte und Diener aller Gattungen begleiteten den Herzog. Am 25. März 1461 schwang sich derselbe zu Weimar auf's Roß und ritt mitsammt dem zahlreichen Gefolge über Bamberg, Nürnberg, München und dann an der Etsch hinauf durch das welsche Land bis gen Venedig. Dort ward eine Galleie d. h. eine kleinere zum Rudern wie zum Segeln eingerichtete Galeere gemiethet. Am 30. April ging der Herzog zu Schiff. Doch schon bei Parenzo nöthigten heftige Stürme vor Anker zu gehen. Die erregte See war auch Ursache, daß zwei Junker nothgedrungen, wiewol „mit großem Jammer und Betrübniß", die Weiterreise aufgeben mußten: „Das Wasser wult sie nit lyden", wie es im Berichte heißt. Die Fahrt ging nun an dem Küstenstrich des Adriatischen Meeres entlang. In der Nähe von Ragusa begann abermals der Sturm zu toben. Kurz vor Ausbruch desselben umspielten zahlreiche Delphine das Schiff. Herzog Wilhelm ließ sich einen Speer bringen und traf einen derselben mit solcher Wucht, daß der Schaft abbrach und das Eisen im Leibe des Thieres zurückblieb, welches „vorschinlich nicht lebinde bliben mochte". In Corfu und Metone konnte wegen der dort herrschenden Pest nicht gelandet werden. Dafür ward auf den Inseln Cephalonia, Candia und Rhodus gerastet. Auf der Fahrt von Rhodus nach Cypern begegneten der Galleie zwei Raubschiffe, welche Miene zum Angriff machten. Herzog Wilhelm, welcher nicht ohne Grund der Tapfere genannt wurde, ordnete sofort die Seinen auf dem Deck zur schlagfertigen Gegenwehr. Unter diesen Umständen

versahen sich die Piraten nicht viel des Guten und segelten von dannen. Endlich am 16. Juni betrat der Herzog mit den Seinen bei Joppe, dem heutigen Jaffa, das heilige Land. Nun begannen die herkömmlichen Bedrückungen und Quälereien. Jeder der Pilger mußte vor allen Dingen eine bedeutende Summe für sicheres Geleite erlegen. Dann wurden alle in ein Gewölbe geführt und hierauf einzeln, Mann für Mann, in ein anderes gezählt. Dann zählte man die Pilger wieder in das erste Gewölbe zurück. Diese Procedur wiederholte sich noch mehrfach, so daß die Weiterreise erst nach vier Stunden angetreten werden konnte. Jerusalem ward am 18. Juni erreicht. Es wurden nunmehr unter vielfachen ähnlichen Bedrückungen, wie die bereits erwähnten, alle heiligen Stätten Jerusalems, des Thales Josaphat, des Berges Sion, zu Bethlehem und auf dem Wege zum Jordan besucht. In seinem Wasser badete man voll der glaubensfreudigen Hoffnung, in der heiligen Fluth Vergebung aller Sünden zu finden. Auf der Rückreise von Jerusalem mehrten sich die Quälereien und die schamlosesten Gelderpressungen wollten gar kein Ende nehmen, so daß Herzog Wilhelm, als er endlich mit den Seinen nach den mannigfachsten Drangsalen und Fährlichkeiten seine bei Joppe harrende Galleie glücklich erreicht hatte, sofort ein Te Deum laudamus und andere Lobgesänge anstimmen ließ. Am 24. August landete man in Venedig. Dort schwang sich der Herzog mit seinem Gefolge abermals in den Sattel. Wohlbehalten traf man am 8. October in Weimar ein. Die sehr bedeutenden Reisekosten betrugen nicht weniger als 23 109 rheinische Gulden oder, in runder Summe, nach jetzigem Silberwerth etwas mehr wie 200 000 Mark. Hatten Herzog Wilhelm und die Seinen auf ihrer Wallfahrt in das heilige Land schon viel der unwürdigsten Unbill auszustehen gehabt, so erging es doch anderen Pilgern häufig noch ungleich schlimmer. Melchior v. Seydlitz giebt uns hiervon in der von ihm herausgegebenen Beschreibung seiner Wallfahrt die vollgiltigsten Beweise (Gründliche Beschreibung der Wallfahrt nach dem Heiligen Lande neben Vermeldung der jemmerlichen Gefengnuß derselben Gesellschaft ꝛc. von Melchior von Seydlitz auf Nicklasdorf und Wirben. Görlitz 1591). Vier deutsche Edelleute, Melchior v. Seydlitz auf Nicklasdorf und Wirben in Schlesien, Wolf v. Oppersdorf, Nikolaus v. Reydeburg und Moritz v. Altmannshausen, hatten sich im Kriegsdienst Kaiser Karl's V. in Italien wider Frankreich brauchen lassen und benutzten nun, als ein mehrjähriger Waffenstillstand abgeschlossen und die Haufen entlassen worden waren, die freie Zeit zu einer gemeinschaftlichen Reise in das heilige Land. Am 7. Juni 1556 schifften sie sich zugleich mit anderen Pilgern in Venedig ein. Am 17. Juli ward in Joppe gelandet. Dort begannen die Gelderpressungen, die Abzählungen, die Betrügereien und Bedrückungen aller Art ganz ähnlich wie in der bereits geschilderten Weise. Das Schlimmste aber war, daß schließlich die Armen an der Heimfahrt behindert und als Ersatz für 70 Ungläubige zurückbehalten wurden, welche angeblich bei einem Einfall der Malteser in Joppe von letzteren hinweggeführt worden wären. Man warf sie in ein unterirdisches Gefängniß und schleppte sie später in Ketten nach Damascus und endlich zu Land nach Konstantinopel. Dort mußten sie zugleich mit einer großen Menge anderer Unglücklichen in engen in der inneren Seitenwand eines mächtigen Thurmes angebrachten Löchern hausen. Daß dort Alles von Schmutz und Unrath starrte, sowie daß, wie Seydlitz versichert, Ungeziefer aller Art ganz ungemein wohlfeil war, können wir ihm wol auf's Wort glauben. Zugleich kamen die armen halbnackenden Unglücklichen, welche bei der schwersten Arbeit zu Wasser und zu Lande und der unmenschlichsten Behandlung sich nur kärglich ernähren konnten, fast vor Hunger um. Endlich nach fast dreijähriger Gefangenschaft schlug die Stunde der Erlösung. Auf Verwendung der französischen Gesandtschaft erhielten sie am 11. Juni 1559 ihre Freiheit. Von vielen Seiten ward ihnen nunmehr wohlwollende Theilnahme zu Theil. Einstmals vor seiner Abreise speiste Seydlitz bei dem französischen Gesandten. Das kleine Aeffchen des letzteren, welches bei Tafel manchen guten Bissen aus seines Herrn Hand empfing, entdeckte plötzlich auf des Seydlitz geschorenem Kopfe zahllose Insassen unliebsamer Art, sprang sofort auf dessen Schulter und machte Jagd auf dieselben. Der arme Seydlitz wollte vor Scham in die Erde sinken. Doch der Gesandte tröstete ihn: „Mein Affe weiß, daß Du ein Gefangener warest. Derartige Dinge sind jedes Gefangenen Reichthum, er sei reich oder niedrig. Laß also immer dem Affen seine Lust!" — Die drei deutschen Edelleute (der vierte, Nikolaus v. Reydeburg, war in dem heiligen Lande gelegentlich eines Streites von einem niederländischen Pilger erstochen worden) trafen wohlbehalten am 28. Juli in Venedig ein, von wo sie der Heimath zuritten. — Doch noch eine andere Art von Reisenden zieht in jener Zeit unsere Aufmerksamkeit auf sich: es sind die fahrenden Schüler, welche im Mittelalter die Welt kreuz und quer zu durchschweifen pflegten. Sie wurden Bachanten genannt (corrumpirt aus vagantes) und zogen, die Mildthätigkeit ganz gewaltig in Anspruch nehmend, von Schule zu Schule, von Stadt zu Stadt. Es war ein eigenthümliches, mehr dem Vagabondiren als dem Lernen ergebenes Völkchen. Die jüngeren, welche wahrscheinlich von dem Schutz, den ihnen die älteren angedeihen ließen, Schützen hießen (daher noch der Name A-B-C-Schütz), bettelten für die älteren, ja übten sogar eine Art von Jagdrecht aus, mittels dessen sie sich für befugt erachteten, Alles zu „schießen", was ihnen in den Weg kam. Die lebensvolle Brunnengruppe auf dem Ferdinandsplatze zu Dresden zeigt uns einen derartigen „Schützen" in voller Arbeit. Andere Musensöhne trieb lediglich die Wanderlust in die Ferne. So sehen wir, als im Jahre 1585 die Pest in Frankfurt a. d. Oder ausbrach und die dortigen Studenten auseinandersprengte, den 17jährigen Studiosus der Theologie Michael Frank mit seinem Stubenburschen den Wanderstab ergreifen. Am 25. Mai 1585 brachen beide „im Namen der heiligen Dreifaltigkeit" auf. An den Füßen Schuh und Strümpfe, über die Schultern einen kurzen Mantel, das „Bündlein" auf dem Rücken, an der Seite das „Gewehr" d. h. den zu jener Zeit von Jedermann getragenen Degen, so zogen die Jünglinge mit wenig Geld im Säckel aber getrosten Muthes in die Weite, hatten doch die Musensöhne der damaligen Zeit das Privilegium, allüberall sich ein viatioum zu erbitten. Die Reise ging über Görlitz, Zittau, Prag nach Wien. Das Reisen war aber in der damaligen Zeit, zumal für Fußreisende, nicht eben leicht. Bald gab es unheimliche Gegenden zu durchziehen, Wälder, in denen es nicht geheuer war. Da wartete der einzelne Reisende so lange, bis sich eine gehörige Anzahl anderer zusammengefunden hatte, mit denen vereint man etwaige gefährliche Abenteuer wohl zu bestehen hoffen konnte. Nur schwer erlangte man den Eintritt in eine Stadt. Die Thorwache wies Jeden unerbittlich zurück, der sich nicht über den Zweck seines Kommens auszuweisen und eine bestimmte Persönlichkeit anzugeben vermochte, welche nöthigenfalls für ihn bürge. Gewöhnlich mußte auch Bündel und Gewehr unter dem Thor abgelegt und daselbst in Verwahrung gelassen werden. Erst im October 1587 sah Michael Frank nach mannigfachen Wechselfällen doch wohlbehalten seine Heimath wieder. Rüstig wurden nunmehr die unterbrochenen Studien in Frankfurt a. d. Oder wieder aufgenommen. Noch zweimal trieb es ihn in den nächsten Jahren in die Ferne, das eine Mal nach dem Norden von Deutschland und nach Dänemark, dann in die sächsischen Lande. Im Jahre 1592 trat er seine letzte und größte Reise nach Italien an. Freilich mußte der arme Musensohn in dem Lande der Hesperiden sich, trotz allen Einsprechens in Klöstern, oft gar kümmerlich durchschlagen. Zwar bei dem milden südlichen Klima war es kein besonderes

Ungemach, wenn er nothgedrungen häufig die Nächte in dem hohen Farrenkraut des Gebirges, auf einer Bank vor einer Hütte oder in dem Stroh einer Scheune zubrachte. Aber oftmals fehlte ihm auch die leibliche Nahrung. Einmal ernährte er sich drei Tage lang von halbreifen Aepfeln und als er endlich von einem Hirtenknaben an der Straße einen Bissen Brot erbettelt hatte, da gingen ihm vor Freude die Augen über. Doch trotz aller dieser Mühsale gelangte er glücklich nach Deutschland zurück und als Frank wenige Jahre später, im Jahre 1595, als Pfarrer nach Reibersdorf bei Zittau berufen worden war, da konnte er in der That von seinem stillen Pfarrhaus aus auf ein gar buntbewegtes Reiseleben zurückblicken. — So sehen wir, wie in der gesammten deutschen Jugend sich fortwährend ein Sehnsuchtsdrang in die Ferne regte. Mancher junge Adelige der damaligen Zeit bemühte sich, lediglich in der, oft in den bezüglichen Empfehlungsschreiben ausdrücklich ausgesprochenen Absicht, „fremde Völker kennen zu lernen", um ausländische Hofstellungen. Eine ungleich wirksamere Vermittelungsrolle aber bei diesem unbestimmten Drang in das Weite spielte schon damals das Eisen, freilich in ganz anderer Gestalt wie heutzutage. Das Schwert war gar häufig der eiserne Schlüssel, der eigentliche passe-partout, welcher den Zugang nach der Ferne erschloß. Man griff nach demselben, nicht wie die Bande der Condottieri, um Geld und Beute zu gewinnen, sondern um sich mit seiner Hilfe einmal so recht nach Herzenslust jenseits der Berge umzuschauen. So sehen wir die Jugend der früheren Jahrhunderte allenthalben hinströmen, wo nur immer Bellona ihre Fahnen entfalten mochte. Mancher deutsche Edelmann hat auf dem Gebiet des militärischen Tourismus wahrhaft Erstaunliches geleistet. So verließ der als kursächsischer Oberhofmarschall im Jahre 1677 verstorbene Christian Ernst v. Kanne die kursächsische Armee, um successive, je nachdem da oder dort das Kriegstheater sich eröffnete, in dänischen, holländischen, französischen, spanischen und kaiserlichen Kriegsdiensten sich zu versuchen und nebenbei noch mannigfache Reisen zu machen. Am weitesten aber von allen diesen militärischen Touristen führte das Geschick wol Bernhard v. Miltitz (geb. 1570 zu Schloß Scharfenberg bei Meißen, gest. 18. Nov. 1626 zu Pretzsch). Miltitz verließ, von Reiselust getrieben, die kursächsische Armee, trat in französische, dann in niederländische Kriegsdienste und nahm endlich ein Engagement als Lieutenant der Besatzungscompagnie auf einem französischen Schiffe an. Letzteres führte ihn unter den mannigfachsten Wechselfällen und Abenteuern an die Küstenstriche Afrikas, ja bis nach Ost- und Westindien. Auf den genealogischen Tabellen der Familie wird deshalb dieser Bernhard v. Miltitz als peregrinator per utramque Indiam bezeichnet. — Bekannt sind die herkömmlichen Reisen, welche die „Jungen von Adel" im 17. und 18. Jahrhundert zum eigentlichen Abschluß ihres Bildungsprocesses in das Ausland zu unternehmen pflegten. Wol mag der positive Nutzen, welcher aus diesen Reisetouren erwuchs, häufig nur ein sehr problematischer gewesen sein. Der junge Adelige der damaligen Zeit stand selten auf dem Höhegrade der Bildung, welcher für die rechte ersprießliche Anschauung fremder Länder empfänglich macht. Das Reisen war für ihn eine Art von elementarem Anschauungsunterricht, eine praktische Lebensschule, wie das Pagenthum. Der junge Mann schaute je nach seiner Individualität mit mehr oder weniger offenen Sinnen in das bunt vorüberrauschende Leben und assimilirte sich das Gesehene, so weit sein Bildungsgrad es eben verstattete. Dabei verlor sich im Getriebe der Welt manch' rauhe Ecke des noch ungeschliffenen Edelsteins und fremdländische Cultur beleckte den jungen deutschen Bären bisweilen wol zum Schaden der ursprünglichen deutschen Kernhaftigkeit. Doch gab es auch gar rühmliche Ausnahmen. Mancher junger Mann kam in der That von seinen Irrfahrten als ἀνὴρ πολύτροπος zurück. (Schluß folgt.)

Nekrolog.

Am 20. April d. J. verschied in Leipzig nach viermonatlichen schweren Leiden der a. o. Professor der Philosophie, Dr. Tuiscon Ziller. Geboren in Wasungen im Herzogthum Meiningen am 22. December 1817, hat der Entschlafene sein von unermüdeter ernster und strenger Arbeit erfülltes, in früherer Zeit von Noth und Entbehrungen nicht verschontes, zugleich aber von vielfachem reichen und fruchtbringenden Segen begleitetes Leben in sonst noch rüstigem Mannesalter beschlossen. Durch den frühen Tod des Vaters, der zuerst in Wasungen Rector, dann in Steinach und Frauenbreitungen Pfarrer war, war ihm, nachdem er kaum das Gymnasium verlassen hatte, an der Seite der verwittweten Mutter die Sorge für vier jüngere Brüder zugefallen, welcher er sich in ganz beschränkten äußeren Verhältnissen mit der aufopferndsten Liebe und Hingebung unterzogen hat. Zuerst vom philologischen Studium ausgehend, war Ziller eine Zeit lang in Meiningen Gymnasiallehrer, wandte sich dann aber, vom Drange nach freierer wissenschaftlicher Thätigkeit getrieben, nicht ohne schwere innere und äußere Kämpfe in Leipzig der akademischen Wirksamkeit zu, wo er sich im Jahre 1853 habilitirte. In der Philosophie dem Herbartischen System folgend, war er namentlich die pädagogische Seite desselben sowol theoretisch als praktisch weiter auszubilden eifrigst bestrebt. Unter seinen Schriften haben vorzugsweise die Einleitung und die Vorlesungen über die allgemeine Pädagogik, die Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht und die in jüngerer Zeit erschienene Ethik Anklang und Eingang bei dem betheiligten Publicum gefunden; seine praktische Hauptthätigkeit aber war nächst den Vorlesungen der von ihm in das Leben gerufenen Uebungsschule für Studirende, sowie dem Vereine für wissenschaftliche Pädagogik gewidmet, an welcher ersterer eine große Anzahl begeisterter Schüler und Anhänger selbst im fernen Ausland Anleitung und Anregung für Erziehung und Unterricht der Jugend nach festen wissenschaftlichen Grundsätzen gefunden hat. Mögen alle wissenschaftlichen Grundsätze und Ansichten wol auch mehr oder weniger einer gewissen Anfechtung unterliegen, so besteht der wahre Werth und die echte Tugend in aller Wissenschaft doch überall darin, das für wahr Erkannte mit rücksichtsloser Einsetzung der ganzen Person zu vertreten und im Leben zur Geltung zu bringen. Wenn einer dieses gethan und bei voller Nichtachtung alles leeren äußeren Scheines sich zugleich ein kindlich reines Herz erhalten hat, was bei aller durch den Ernst der Sache gebotenen Schärfe doch immer von warmer Milde für Andere erfüllt geblieben ist, so ist dieses der Verstorbene gewesen, dem neben seinen Angehörigen und dem Unterzeichneten, der durch langjährige Freundschaft mit ihm verbunden gewesen ist, noch mancher Andere ein unvergängliches Andenken der ihm bewiesenen Liebe und Treue bewahren wird. Conrad Hermann.

Bücherbesprechungen.

—m— Deutsche Geschichte. Von Wilhelm Arnold. Erster Band: Deutsche Urzeit. 3. Auflage. Zweiter Band: Fränkische Zeit. Erste Hälfte. Gotha, Perthes. 1881. 8°. — Das Bedürfniß nach einer Geschichte des deutschen Volks, die, auf der Höhe der Wissenschaft stehend, nicht blos für Gelehrte bestimmt, sondern ein Gemeingut aller Gebildeten der Nation zu werden geeignet ist, hat man vielleicht nie lebhafter empfunden als in unserer Zeit, der selbst eine so bedeutende Rolle in der deutschen Geschichte zugefallen ist. Aber freilich, die Aufgabe ist eine äußerst schwierige. Seit Anfang unsers Jahrhunderts sind Quellenpublicationen und Special-

Digitized by Google

forschungen in fast erdrückender Menge erschienen und haben die Kenntniß der deutschen Geschichte vollständig umgestaltet. Es gilt, dieses ungeheure Material nicht blos zu übersehen und zu verarbeiten, sondern auch selbständig Stellung zu demselben zu nehmen, den Stoff der Ueberfülle des Details gegenüber nach großen Gesichtspunkten zu gestalten. Da muß man es denn als ein wahres Glück bezeichnen, daß sich ein Geschichtsforscher dieser Aufgabe unterzogen hat, der ihr wie kaum ein anderer gewachsen ist. Prof. Wilh. Arnold in Marburg, der vor allem durch seine bahnbrechenden Arbeiten für die Geschichte des deutschen Städtewesens der wissenschaftlichen Welt sehr wohl bekannt ist, hat neuerdings durch sein ausgezeichnetes Buch „Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme" für die Erforschung der älteren deutschen Geschichte neue und vielversprechende Bahnen gewiesen und ist nun auch der erste, der dieselben benutzt hat. Namentlich der 1. Band, die „Urgeschichte", der schnell hinter einander drei Auflagen erlebt hat, knüpft unmittelbar an diese Ortsnamenforschungen und an andere Ergebnisse der neueren Sprachwissenschaft an und verfolgt an der Hand derselben die Germanen seit jenen dunkeln Zeiten, in denen sie in der arischen Urheimath weilten, bis dahin, wo die noch heute bestehenden Stämme der Franken, Sachsen, Schwaben, Thüringer und Bayern sich bildeten und ihre gegenwärtigen Sitze einnahmen. Die Folgerungen, die aus der Geschichte der Sprache auf den geistigen und Culturzustand des Volkes gezogen werden, sind überaus geistreich. Auch für die Berührungen mit den Römern in den ersten christlichen Jahrhunderten weiß Arnold auf vieles aufmerksam zu machen, was bisher nicht oder zu wenig berücksichtigt worden ist; wir verweisen besonders auf den Abschnitt über den Pfahlgraben, wo die antiquarischen Untersuchungen der Localhistoriker in Verbindung mit der Ortsnamenforschung sehr ausgiebig benutzt sind. Den größten Theil des ersten Bandes, der bis zur Völkerwanderung reicht, nimmt eine Darstellung der inneren Zustände während dieser Zeit ein. Sie beginnt mit einer prächtigen Schilderung des germanischen Volkscharakters, behandelt dann Landwirthschaft, Handel und Gewerbe, das Kriegswesen, das eine so wichtige Rolle in der ältesten deutschen Geschichte spielt und das Arnold hauptsächlich nach Peuker's Forschungen darstellt, Verfassung und Recht, wo einer Unzahl von Controversen gegenüber nur die allgemeinsten Grundzüge zu zeichnen waren, endlich Glauben und geistiges Leben. Man erstaunt, welch abgerundetes Bild der Verfasser trotz der theilweise recht dürftigen Quellen zu geben vermag; und dabei muß man ihm überall das Zeugniß ausstellen, daß er nie der Phantasie die Zügel schießen läßt, sondern durchaus nüchtern verfährt. Der 2. Band beginnt mit der Völkerwanderung, wobei, entgegen dem bisherigen Brauche, weniger die Wanderungen der „Ostgermanen", d. h. der Gothen, Vandalen, Burgunder, Longobarden u. s. w., berücksichtigt werden, als die gleichzeitigen Verschiebungen der Völkerschaften des jetzigen Deutschland, von denen uns die geschriebenen Quellen freilich fast gar nichts berichten, während die Ortsnamen auch hier oft überraschende Aufschlüsse geben. Dann wird die Geschichte des deutschen Volkes bis zum Anfang des 9. Jahrhunderts behandelt; die Persönlichkeiten von Chlodwig, Bonifacius und Karl dem Großen bilden die Mittelpunkte, um die sich die Darstellung naturgemäß gruppirt. Die zweite Hälfte, die nach in diesem Jahre erscheinen wird, soll die innere Geschichte der Deutschen in dieser Zeit bringen. — Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne den Eindruck, daß man es hier mit einem hochbedeutenden Werke unserer historischen Literatur, einem Werke, das sowol dem Fachmann als dem Laien sehr viel bietet, zu thun hat; dabei ist es durchweg leicht, elegant und mit Wärme geschrieben und zeugt von vollständiger Beherrschung des Stoffes. Hoffen wir, daß es der Verfasser mit der gleichen Frische, mit der er es begonnen hat, fortführt und vollendet.

—r. Das Ende des Actenversendungsrechts, eine Gerichtsverfassungsfrage von Dr. Oskar Bülow, ordentl. Professor der Rechte in Tübingen. Freiburg und Tübingen 1881, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr. — Der Zweck der vorliegenden Abhandlung besteht in der Führung des Nachweises, daß die Spruchcollegienrechtsprechung seit dem Inkrafttreten des deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes nicht mehr statthaft ist, insbesondere auch nicht in den vordem eingeleiteten Processen. Während man nämlich darüber einig ist, daß in allen später eingeleiteten Processen von einer Actenversendung zum Zweck der Entscheidung nicht mehr die Rede sein kann, sind die juristischen Facultäten der deutschen Universitäten darüber verschiedener Meinung, ob dieselbe statthaft sei in den früher eingeleiteten und nach früherem Rechte der Actenversendung zugänglichen Processen. Die juristische Facultät der Universität Leipzig scheint auch die Auffassung des Verfassers zu theilen: wenigstens ist in dem uns vorliegenden neuesten Personalverzeichnisse der Universität die frühere stehende Rubrik „Spruchcollegium der juristischen Facultät" beseitigt und durch die Rubrik „Die Facultät als Collegium für Ertheilung von Rechtsgutachten" ersetzt worden. Interessant sind die Ausführungen des Verfassers über den nahen geschichtlichen Zusammenhang der Spruchcollegienrechtssprechung mit der alten deutschen Gerichtsverfassung, er erachtet die erstere nämlich als ein Abbild der alten deutschen Urtheilsfindung und geht davon aus, daß in dem Actenversendungsrechte die altdeutsche Vertheilung der gerichtlichen Functionen zwischen „Richtern" und „Urtheilern" auf das Treueste abgebildet sei, die Actenversendungsrechtssprechung sei nichts Anderes, als die aus dem mündlichen in das schriftliche Verfahren umgewandelte, von der öffentlichen Dingstätte in die Schreibstube und das Sitzungszimmer verpflanzte, von den ungelehrten Urtheilern auf die Rechtsgelehrten übertragene Urtheilsfindung des alten deutschen Rechts, das bezügliche Institut die getreue Uebersetzung der alten Volksrechtssprechung in die Gelehrtenrechtssprechung. Unseres Erachtens würden sich freilich gegen eine solche Argumentation gewichtige Bedenken erheben lassen, zu deren Begründung jedoch nicht hier der Ort ist.

△ Von der „Systematischen Darstellung des gesammten neuen Prozeßrechts einschließlich des Gerichtsverfassungsrechts in seiner Gestaltung für die ordentlichen Gerichte des ganzen preußischen Staats und für das Reichsgericht auf Grund der Reichsgesetzgebung, der preußischen Landesgesetzgebung, sowie der Vorschriften der preußischen Landesjustizverwaltung. Vom Geheimen Ober-Justiz-Rath V. Rinteten" (Breslau, Maruschke & Berend), einem Werke, dessen Fortschreiten wir mit lebhaftem Interesse verfolgen, ist die erste Abtheilung des dritten Bandes erschienen, mit welcher der besondere Theil begonnen wird; und zwar wird darin zunächst das Verfahren im Civilproceſſe und im Subhastationsproceſſe dargestellt, während für die zweite Abtheilung das Konkursrecht und das Verfahren im Strafproceß, sowie das Quellenregister und das Sachregister für alle drei Bände verbleibt. Selbstverständlich sind auch in der vorliegenden Abtheilung die bis in die neueste Zeit ergangenen allgemeinen Verfügungen und Entscheidungen des Reichsgerichts, soweit dieselben den Civil- und Subhastationsproceß betreffen, berücksichtigt worden.

* Der zweite Band des von Dr. Julius Rissert geleiteten literarischen Unternehmens „Deutsche Humoristen aus alter und neuer Zeit. In einer Auswahl und mit litterarischen Einleitungen herausgegeben" (Altenburg, Oskar Bonde) bringt uns neben einer trefflichen Würdigung der Persönlichkeit, des Charakters und der schriftstellerischen Thätigkeit des „Wandsbecker Boten", der nicht mit Unrecht als der erste deutsche Volksschriftsteller bezeichnet wird, eine Auslese aus dessen prosaischen und poetischen Schriften, die dieses Urtheil allenthalben zu bestätigen geeignet erscheint.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 35. Sonntag, den 30. April. 1882.

Inhalt: Oeffentliche Gesammtsitzung der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. — Reisen sonst und jetzt, von Rudolph v. Kyaw. (Schluß.) — Von der internationalen Kunstausstellung in Wien. II. — Musikbericht aus Dresden, von Emil Naumann. (Fortsetzung.) — Bücherbesprechungen (Charles Kingsley; Uebersetzung von M. Sell. Caroline Perthes, geb. Claudius, von K. G. W. Brandt. A. Israel's Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Schulreden von Schulrath Dr. Rudolph Hempel. Encyclopädie der Naturwissenschaften. Otto Hübner's statistische Tafel 1882).

Oeffentliche Gesammtsitzung der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Leipzig, 24. April. Am gestrigen Tage (23. April) hielt die Königl. Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs eine öffentliche Gesammtsitzung, welche der vorsitzende Secretär Hr. Hankel damit eröffnete, daß er auf die freudige Veranlassung zu derselben hinwies, und die Bedeutung dieses im ganzen sächsischen Lande mit herzlichster Theilnahme gefeierten Tages darlegte.

Daran schlossen sich folgende Vorträge:

Hr. Neumann gab eine kurze Auseinandersetzung über den sogenannten hydrodynamischen Widerstand, namentlich über denjenigen Theil desselben, welcher von den die Flüssigkeit einschließenden festen Wänden herrührt.

Hr. Fleischer legte die Fortsetzung seiner im vorigen Jahre begonnenen „Studien über Dozy's Supplément aux dictionnaires arabes" vor, indem er von dem zweiten Stücke derselben einige Proben gab.

Hr. Knop erläuterte eine von ihm bearbeitete Methode, bei der Analyse von Mineralien das Kali und Natron von den anderen Bestandtheilen quantitativ in Form von Fluorkieselverbindungen zu trennen.

Sodann hielt Hr. Leskien einen Vortrag über die 1562/63 in Tübingen gedruckte Uebersetzung des Neuen Testamentes in die kroatische Sprache, die zur Verbreitung des Protestantismus in den südslavischen Ländern, namentlich in Kroatien und Dalmatien bestimmt war, und bezeichnete als Resultat seiner Untersuchung darüber, daß dieses protestantische Neue Testament nicht, wie man allgemein annahm, eine Uebersetzung des lutherischen deutschen Textes ist, sondern fast wörtlich aus den seit dem 15. Jahrhundert in Kroatien verbreiteten römischen Missalen in kroatischer Volkssprache entnommen wurde, soweit diese überhaupt den Bibeltext enthalten.

Schließlich gab Hr. Hankel einen Bericht über seine Untersuchungen über die bei Gasentwickelungen auftretenden Elektricitäten, und erläuterte die dabei stattfindenden Vorgänge speciell an der Entwickelung des Wasserstoffs und der Kohlensäure beim Zusammentreffen von Schwefelsäure oder Chlorwasserstoffsäure mit Zink oder resp. kohlensaurem Kalk.

Reisen sonst und jetzt.

Von **Rudolph v. Kyaw.**

(Schluß.)

Noch vielfach haben sich in den Familienarchiven ausführliche, bis in das kleinste Detail eingehende Reiseinstructionen erhalten, welche vorsorgende Vaterliebe mit auf den Weg zu geben pflegte. Oft bekunden einzelne Vorschriften, wie weit sich in der damaligen Zeit die väterliche Zucht auch auf die reifere Jugend erstreckte. So ermahnt der kursächsische Geheimrath und Amts-Hauptmann des Fürstenthums Görlitz, Wolf Albrecht v. Löben, in einer seinem 22jährigen Sohne Georg Friedrich v. Löben und dem demselben beigegebenen Reisebegleiter Ernst Adolph v. Salza unterm 21. Mai 1685 ertheilten Reiseinstruction: zeitig aufzustehen, nicht „herumzulanteriren, sondern sich alsobald anzukleiden und zu saubern". Die Ruhe und Ergötzlichkeit solle nicht in Gläsern, sondern in Büchern gesucht werden. Auch solle sich der Sohn „in äußerlichen Höflichkeiten, holdseeligen Stellungen, anständigen Geberdten, annehmlichen wordten, Tüchtigen complimenten unnachbleiblich üben", namentlich aber bei dem vorgeschriebenen längeren Aufenthalt in Frankreich die französische Sprache gründlich erlernen, „damit er nicht alß ein gereyseter aber Stummer mit unersetzlichem Schimpf wieder heimkomme". Schon damals gab es eine ansehnliche Reiseliteratur, aus welcher der junge Mann sich Raths erholen konnte. Bereits im Jahre 1562 erschien Gratarolo de regimine iter agentium, welchem Werk im Jahre 1577 Zwinger methodus apodemica folgte. Auf Universitäten fanden sogar Vorlesungen über die peregrinatio recte suscipienda statt. Auch für Unterhaltung im Reisewagen war gesorgt. Jörg Wickramm gab 1555 „das Rollwagenbüchlein" heraus. Dasselbe enthielt eine Sammlung lustiger Schwänke, bestimmt zur Unterhaltung auf Reisen im Rollwagen d. h. in der Kutsche, entsprach also, dem Zwecke nach, unserer heutigen Eisenbahnlectüre. Die Päße für das Ausland wurden in damaliger Zeit gewöhnlich lateinisch abgefaßt. Es hat sich in einem Fascikel des k. sächs. Hauptstaatsarchives (Cat. Lateinische und deutsche Päße zur Peregrination ꝛc. 1617—1670, loc. 8298, Bl. 17) das Concept eines von Kurfürst Joh. Georg II. unterzeichneten, für Siegfried Innocenz v. Lüttichau (den Sohn des kais. Reichspfennigmeisters und kursächs. Geheimrathes, Kanzlers und Kammerherrn Wolf Siegfried v. Lüttichau auf Zschorna und Baselitz) und dessen Hofmeister Andreas Leo sub manu sigilloque electorali ausgestellten Reisepasses erhalten. Der Inhalt ist nicht ohne culturhistorisches Interesse. Sonderbar will es uns bedünken, daß der Text des für Frankreich und Italien ausgestellten Passes sich in der Sprache Cicero's auch an die „teloniorum et vectigalium exactores et portuum publicarumque viarum custodes" in wohlgerundeten Phrasen wendet, wenn wir uns erinnern, daß Italiens Zolleinnehmer, sowie die dortigen Thor- und

Digitized by Google

Straßenwärter noch heutzutage kaum italienisch zu lesen und zu schreiben verstehen, gewiß aber des lateinischen Idioms nicht mächtig sind und nur für die internationale Sprache eines silbernen Händedruckes — für eine „buono mano", wie der Italiener ganz anmuthig anstatt unseres massiven „Trinkgeld" sagt — ein in der That mehr als ausreichendes Verständniß besitzen. Die lateinische Sprache war aber damals in dem geschäftlichen Verkehr mit anderen Staaten die allgemein übliche. In des jungen Lüttichau Reisepaß wird ferner ausdrücklich der freie Waffengebrauch, die „facultas arma sua libere gerendi", erbeten. Waffen waren aber damals zur Ausrüstung eines Reisenden in Italien allerdings unerläßlich, denn in Italiens schönen Gefilden winkte nicht blos die Gefahr des verführerischen Est-est-Weines, welchem bekanntlich ein deutscher Prälat auf seiner italienischen Studienreise in Montefiascone erlag, wie noch jetzt das in der dortigen Kirche St. Flavian ersichtliche Epitaphium bezeugt:

Est, est, est,
Propter nimium est
Dominus meus mortuus est.

Es drohte vielmehr den italienischen Reisenden der damaligen Zeit bei der denkbar schlechtesten Justiz noch ungleich häufiger wie heutzutage der Dolch und die Kugel der Banditen. So fiel der auf seiner Bildungsreise begriffene Sohn Georg Ernst's Hrn. v. Schönburg ouf Lichtenstein, Hans Ernst (geb. 1. März 1628), am 2. November 1649 in der Nähe Genuas bei dem kleinen Orte Altare unweit des Städtchens Millesimo zugleich mit dem ihm beigegebenen Reisebegleiter Hans Ernst v. Miltau und dem Hofmeister Christian Ludwig unter den Schüssen einer meuchlerischen Räuberbande. Ein anderer Edelmann, Jakob Ernst v. Wolfskehl, welcher erst von Genf aus sich dem Schönburg'schen Reitertrupp angeschlossen hatte, war so glücklich, unverletzt dem Blutbad zu entrinnen. Er machte sofort bei der Ortsbehörde des nohen Savono, sowie bei dem Grafen von Millesimo Anzeige. Beide erklärten sich für incompetent, da die That nicht auf ihrem Territorium, sondern auf dem Gebiete des Herzogs von Mantua geschehen sei. Jo, gegen den Grafen vou Millesimo, „welcher mehr einem Bandit als einem Conte gleiche", ward sogor der Verdacht laut, „boß er mit den Schelmen unter einer Decke liege". Der von dem Vater des ermordeten Schönburg um Unterstützung „bei vindicatione dieser grausamen That" angegongene Kurfürst Johann Georg II. erklärte sich unterm 3. December 1649 zwar hierzu bereit, betonte aber auch zugleich in seinem Antwortschreiben, „wie schwerlich in solchen weit abgelegenen Orten bei jetzigem Zustanbe die Justiz zu erheben, oder solche verwegene, herumstreichende Bösewichter auszuforschen". Mit einem lateinischen Schreiben des Kurfürsten an den Herzog von Mantua vom Januar 1650 schließen über diesen Vorgang die Acten des k. Hauptstaatsarchives. Aber auch die damalige Justiz anderer Länder war dem Reiseverkehr nicht eben hold. So bestand in dem alten Herzogthum Bayern sowie in Niedersachsen das sogenannte Grunbruhe-Recht, nach welchem, analog mit dem Strandrecht, die Ladung eines Wogens, wenn dieselbe, sei es durch Umwerfen oder durch Achsenbruch, auf die Stroße stürzte, von dem Augenblick an, wo sie den Boben berührte, dem Besitzer desselben als dem Grundherrn anheimfiel. In Frankreich galt das droit d'aubaine, kraft dessen die Verlossenschaft eines in Frankreich sterbenden, nicht nationalisirten Fremden (mit Ausnahme der Schweizer unb Schottländer) dem Könige zustand. Daß aber die Wohlfahrt, ja selbst das Leben bei Reisen in früherer Zeit gar arg gefährdet war, dofür sorgte der Zustand der Straßen, welcher aller Beschreibung spottete. Knigge ermahnt noch im 18. Jahrhunbert in seinem bekannten Werke „Ueber den Umgang mit Menschen" allen Ernstes, gegen die Gewohnheit der Postknechte, in den Städten rasch zu fahren, ja nicht zu eisern. Zerbreche dort etwas, so sei die Hilfe näher als auf der offenen Landstraße. Halte das Fuhrwerk aber die Probe des Rasselns auf dem Steinpflaster aus, so könne man hoffen, bamit an Ort und Stelle zu kommen. Beschädigung an Wagen und Pferden, sowie Arm-, Bein- und Rippenbrüche waren an der Tagesordnung. Schmied, Wagner, Sattler, Riemer, Seiler, Chirurg und Gastwirth befanden sich wohl dabei. Wurden doch bei solchen Zuständen auf diese oder jene Weise die Reisenden möglichst lange festgehalten. Wenn die Leichen der kurfürstlichen Familie von Dresden zur Beisetzung nach Freiberg gebracht werden sollten, wurden die am Wege liegenden Dorfschaften zur vorherigen Straßenbesserung aufgeboten und angewiesen, im Falle der Gefahr des Umwerfens oder Steckenbleibens gleich zur Hanb zu sein. Die beispiellos schlechten Wege riefen auch eine besondere Gattung Diener in das Leben: die Wagenhalter, welche zwar auch jetzt dem Titel nach noch fortgeführt werden, in Wirklichkeit aber wol nur in seltenen Ausnahmefällen zum Wogenhalten berufen sein dürften. Daß unter diesen Umständen zu jener Zeit jeder Reiseausflug mit den größten Schwierigkeiten verbunden war, ist selbstverständlich. Als der Rath der Aerzte dem Kurfürst August von Sachsen im Jahre 1584 eine Badekur in Schwalbach verordnete, da stellte sich der Ausführung gar Vieles entgegen. Die Vorbereitungen nahmen mehr als ein Jahr in Anspruch und achtzehn volle Reisetage bedurfte es, um den Kurfürsten mit seinem Gefolge nach dem vom Kurfürsten von Mainz zum Aufenthalt angebotenen Schloß im Städtchen Elfeld zu führen — im ärmlichen Schwalbach fehlte es an dem nöthigen Gelaß. Wie ganz anders war aber ouch das damalige Badeleben im Vergleich mit jetzt! Etwas verwunbert würde man heutzutage auf die Babeordnung blicken, welche Friedrich Herzog zu Württemberg zum Teck gegen Ende des 16. Jahrhunderts dem Bad Boll in Württemberg ertheilte. Nach derselben sollte jeder Badegast, der den Namen Gottes mißbrauche, auch ohne Ursoche den Tenfel nenne, um einen Batzen, wer aber sich bei dem Teufel selbst verfluche, um vier Batzen gestraft werden. Schöndliche üppige Worte, verkleinerliche Nachreden, ärgerliche Lieder und Gesänge waren bei Strafe eines halben Guldens verpönt, unzüchtige Geberden u. dgl. bei unnachlässiger Strafe eines ganzen Guldens. Endlich warb auch in der gedachten Badeorbnung, da Jemanb „ein heßlich vnnd abschewlich Gesicht hette", derselbe angewiesen, sein Antlitz vorsorglich bedeckt zu halten. Tempora mutantur et nos mutamur in illis. Die Selbsterkenntniß des häßlichen Gesichtes würde heutzutage ziemlich selten sein. Um aber das Bild der Reisezustände der alten Zeit zu vervollständigen, müssen wir auch noch der Gasthöfe gebenken, welche im Allgemeinen keinen sehr erquicklichen Aufentholt darboten. Die Gastwirthe galten meist für grob. Fremdländische, der deutschen Sproche unkundige Reisende standen hilf- und rathlos ihnen gegenüber. Der alte Wirth lachte jeden aus, der so dumm war, nicht einmal deutsch zu verstehen. Die bösen Wege waren fortwährend ein Schrecken für die Reisenden. Noch gegen Ende des 18. Jahrhunberts ermahnt Köhler in seiner „Anweisung zur Reiseklugheit" (Magdeburg 1788), ja nicht einen heilenden Balsam für äußerliche Wunden unb Quetschungen zu vergessen unb in dem „Taschenbuch für Reisende, welche gründliche Menschenkenntnisse erlangen wollen" (Leipzig 1797), wird den Reisenden als Klugheitsregel der Spruch mit auf den Weg gegeben:

Ein sanftes Wort, die Hand am Hut
Ist wohlfeil und doch immer gut!

zugleich aber auch der Rath ertheilt, sich ja mit einer guten Klystierspritze für Verstopfungsfälle zu versehen. So sehen wir — wie Hofrath Klemm in seinen culturhistorischen Briefen sehr richtig bemerkt — die Poesie dem Reiseleben der alten Zeit so sparsam zugemessen, wie einem ordinären Kirmeskuchen die Rostnen. Der Hauptbestandtheil war überaus hausbacken. Auffallend aber ist, daß das Naturgefühl gerade in jener Zeit der Prosa immer mehr erwachte und auch auf

eine ganz eigenthümliche Weise sich vervollständigte. Während man in früheren Zeiten nur Sinn für das Heitere und Anmuthige in der Natur hatte, begann man jetzt auch den Zauber des furchtbar Erhabenen und Wildromantischen zu fühlen. Während es den Alten noch völlig unfaßlich war, wie man an Felsen und Gebirgen Freude haben könne und bei Alpenreisen nur ein Auge für die Gefahren und Schrecken derselben hatte, zeigte sich allmälig, als eine Blüthe höherer Cultur, Verständniß für die Wunder der Alpenwelt. Doch glaubte noch im Anfang dieses Jahrhunderts ein Mann wie Chateaubriand Protest gegen die Bewunderung der Gebirgslandschaften einlegen zu müssen (s. F. A. de Châteaubriand, Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique. Leipzig et Paris 1816 p. 52—75). Nichtsdestoweniger regte sich der Sinn für die Schönheit der Natur auch in dieser Richtung von Tag zu Tag immer mächtiger. Schottland, die Schweiz, Tyrol wurden das Wanderziel vieler Reisenden. Auch unsere sächsische Schweiz ward als eine Perle unter den Gebirgsländern im vorigen Jahrhundert förmlich entdeckt. Doch war es anfangs gar nicht undedenklich, ihrem Zauber vorsichtslos zu huldigen. Der Hofkupferstecher Zingg, welcher mit dem berühmten Porträtmaler Graff im August 1766, um Naturstudien zu machen, einen Ausflug in die sächsische Schweiz unternahm, ward, da er „den Lilienstein, alle vier Seiten des Königstein und die Passage über die Elbe bei der Ziegelscheune, wo 1756 die sächs. Armee übergegangen, aufgenommen habe", zur gerichtlichen Verantwortung gezogen und noch unterm 18. August 1791 heißt es in einer im codex Augustus abgedruckten Verordnung, „daß Niemand ohne ausdrückliche Erlaubniß eine Gegend aufnehmen dürfe". Leider hielt die Entwickelung der Verkehrsverhältnisse mit dem stetigen Wachsen der Reiselust keineswegs gleichen Schritt. Eine Rheinreise, welche ein begüterter Landedelmann, der herzogl. anhaltische Gesammtrath v. Krosigk, im Jahre 1816 mit den Seinigen unternahm, giebt uns von den Reisemühseligkeiten früherer Jahre ein recht anschauliches Bild. Eisenbahnen sowie Eilpostverbindungen waren damals noch unbekannte Dinge. So fuhr denn die Reisegesellschaft, im Ganzen acht Personen, am Morgen des 7. Juni in einer Chaise und in einem Kordwagen mit eigenen Pferden von dem bei Magdeburg gelegenen Rittergute Hohen-Erxleben in kurzen Etappen zunächst nach Frankfurt a. M. Ein von Frau v. Krosigk über diese Reise geführtes Tagebuch schildert die Wege in den Thüringer Bergen als ganz entsetzlich. Bald ward die Chaise defect und mußte ausgebessert werden. Zum Ueberfluß erkrankte auch noch ein Pferd. Doch erholte es sich glücklicherweise bald. Natürlich werden überall die Merkwürdigkeiten besichtigt. Häufig ertönt aber auch des alten Gesammtrathes Wort: „Gott Lob, Kinder, hier ist nichts zu sehen!" Von Mainz ab ward die Reise in einer zur Fahrt auf dem Rheine gemietheten Yacht fortgesetzt. Trotz eines vorgespannten Pferdes ging es sehr mühselig. Oft gerieth das Fahrzeug so tief in die Uferweiden, daß es nur schwer sich hindurchwinden konnte. Schlechtes Wetter erhöhte auch nicht die Annehmlichkeit der Reise. So hatte man bei manchem Aergerniß nur wenig Freude an der unter anderen Verhältnissen so genußreichen Fahrt die schönen Rheingestade entlang an Coblenz und Bonn vorüber bis zur alten Römerstadt Cöln. War aber die Rheinfahrt in der Yacht schon wenig erquicklich gewesen, so sollte es doch auf dem Rückwege durch die westfälischen Wälder und Marschländer noch ungleich schlimmer werden. Schon in Hagen erhielten die Reisenden sehr üble Nachrichten von den westfälischen Wegen. Man erzählte von dem Austreten der Lippe, von im Moraste stecken gebliebenen Postwägen u. dgl. Leider bestätigte sich die Wahrheit dieser bösen Gerüchte in vollstem Maße. In dem Tagebuche heißt es: „Ueberall tiefe Wasserlöcher und Morast, dazu todtmüde Pferde und ein wolkenbruchartiger Regenguß." Jedenfalls waren Alle herzlich froh, als man endlich am 15. Juli glücklich und wohlbehalten das heimathliche Hohen-Erxleben erreichte. Auf der fünfwöchentlichen Fahrt war die Chaise nicht weniger als viermal zerbrochen. Das waren die Freuden einer Rheinreise im Jahre 1816. Während des darauf folgenden Decenniums erfuhren Deutschlands Verkehrsverhältnisse eine große Wandlung zum Bessern. An die Stelle der oft grauenerregenden Straßen, für deren Besserung eigentlich Niemand sorgte, trat eine große Anzahl bequemer, gutunterhaltener Chausseen. Aus den schlichten Gasthäusern der alten Zeit wurden vornehme, mit allem möglichen Comfort ausgestattete Hôtels. Der grobe dicke Wirth machte einem eleganten, zuvorkommenden Manne Platz, der nöthigenfalls mit seinen Gästen in allen möglichen fremden Zungen conversirt. Freilich sieht die von einem geschniegelten Oberkellner überreichte Rechnung ganz anders aus als die, welche vordem der grobe Wirth mit Kreide auf den Wirthstisch schrieb. Aber man zahlt gern. Hat man doch etwas für sein gutes Geld gehabt. Einen wesentlichen Fortschritt im Reiseleben begründete die erste Schnellpost, welche der preußische Generalpostmeister v. Nagler im Jahre 1821 auf der Route Berlin-Dresden einrichtete. Andere Eilpostverbindungen folgten. So sah man im Jahre 1823 die gelbe Kutsche unheimlichen Angedenkens zum letzten Mal zwischen Leipzig und Dresden schwerfällig dahinrumpeln. Der Eilwagen erlöste auch sie von ihrer traurigen Mission. Anfangs schüttelte, wie uns Hofrath Klemm erzählt, das Publicum den Kopf. Kluge Leute meinten, so entsetzliche Eile sei gar nicht auszuhalten. Doch man gewöhnte sich bald an den bequemeren schnelleren Verkehr und als vollends der Dampf seine weittragenden Flügel auszubreiten begann, da wuchs auch die Reiselust in fast unglaublicher Weise. Alsbald begannen die Touristen mit der Beharrlichkeit der Wanderratte alle nur irgend erreichbaren Länder zu überziehen. Bisweilen trieb diese eigenthümliche Menschenspecies ganz absonderliche Blüthen. So sahen wir den Touristen Kiselack dem inneren Drange, seinen Namen binnen kurzer Frist zu einem weltbekannten zu machen, auf eine harmlosere Weise wie Herostratus dadurch genügen, daß er an vielen in die Augen fallenden Punkten, wohin vorzugsweise die Wanderlust den Strom der Reisenden zu führen pflegt, den Namen Kiselack in riesengroßen Lettern anbrachte. So erstieg unlängst ein blinder Engländer aus keinem anderen Zweck als um Muth und Thatkraft zu erproben, mit Hilfe tüchtiger Führer den Montblanc. Von der wunderbaren Umschau, mit welcher der Gipfel des Riesenberges die Gefahren des Aufstiegs lohnt, hatte der arme Blinde natürlich absolut nichts. Ja, wenn wir einer Nachricht, welche jüngst durch die Zeitungen lief, glauben dürfen, vermachte ein anderer Sohn Albions, dessen Versuche, den Montblanc zu ersteigen, nicht von Erfolg gekrönt waren, sein gesammtes Vermögen nur unter der Bedingung seinen Neffen, daß es ihnen gelinge, seinen entseelten Leichnam auf die Höhe jenes Berges zu transportiren. Als eine eigenthümliche Touristin sehen wir ferner Mistreß Atkinson unmittelbar nach ihrer Hochzeit ihren Gatten, den englischen Maler Thomas Atkinson, auf dessen mehrjähriger Studienreise nach Sibirien, der Mongolei, der Kirgisensteppe und der asiatischen Tatarei begleiten. Vier Jahre hindurch war sie demselben bei seinen Wanderungen unter den nomadischen Steppenvölkern zu Pferde, noch dazu en cavalier, zur Seite. Ein freudiges Ereigniß setzte für einige Zeit diesen Steppenritten ein Ziel. Mistreß Atkinson genas in Kopal eines Knaben, welcher nach dem Berg und der Quelle, in deren Nähe er geboren wurde, die Namen Alatau Tamtschibulac empfing. Doch schon nach halbjähriger Rast in Kopal ward, nunmehr zu drei, mit erneuten Kräften die unterbrochene Reise rüstig fortgesetzt. — In der neueren Zeit verlor auch eine Reise um die Erde ihre früheren Schrecken. Schon längst durchfahren riesige Raddampfer die größten Wasserstrecken. Entfernungen von mehr wie 5000 Seemeilen, wie von S. Francisco nach Yokohama,

werden mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes von ihnen zurückgelegt. Bereits in den Jahren 1878/79 führte der bekannte Reiseunternehmer Karl Stangen eine erste Gesellschaftsreise um die Erde in neun Monaten aus. Eine zweite war für das Jahr 1881 in Aussicht genommen. Mistreß Brassey, eine reiche englische Dame, machte jüngst in eigener, auf das Luxuriöseste und Comfortabelste eingerichteten, von ihrem Gatten Mr. Tom Brassey, einem tüchtigen Seemanne, geführten Yacht, dem „Sunbeam", ihrer schwimmenden Heimath, wie sie meinte, von dem Kreise ihrer blühenden Kinder umgeben, eine genußreiche Segelfahrt um die Welt. Ja, der St. Petersburger Fluß-Yachtclub vereinigt in diesem Jahre seine Clubmitglieder zu einer recht eigentlichen Vergnügungsfahrt um die Erde. Ein zahlreiches Musikcorps, sowie eine Sängerin von Ruf und ein Claviervirtuos sind für die Reise engagirt. Der eiserne, mit allen Bequemlichkeiten ausgerüstete Schraubendampfer führt noch überdem alle möglichen Theaterrequisite mit sich, so daß von Langeweile an Bord nicht wohl die Rede sein kann. Fast kann man dem Dampf, diesem Hauptbringer unserer modernen Civilisation, den Vorwurf machen, daß er das Reisen allzu sehr erleichtere und durch die Entfernung so mancher Reiseschwierigkeit den poetischen Reiz hinwegnehme, welcher gar häufig in dem Ueberwinden derselben lag. Wie freute man sich vordem der überstandenen Mühe, wenn nun nach langer mannhafter Anstrengung, öfters dem Ermatten nahe, doch endlich den Gipfel des Vesuvs erklommen hatte und nun einen Einblick gewann in die unheimliche Werkstätte des furchtbaren Kraters! Jetzt führt Dich eine Drahtseilbahn mühelos binnen wenigen Minuten hinauf. Auch auf den Rigi brauchst Du nicht mehr durch Nebelwolken den Weg zu suchen. Auch dort führt Dich der Dampf hinauf. Den gleichen Liebesdienst wird er Dir bei dem Besuch der Schneekoppe erweisen, ja selbst zu der wundervollen Fernsicht unserer Bastei soll Dich eine Drahtseilbahn geleiten. Wie wird da der Wanderlust der poetische Duft genommen! Auch auf andere Weise entkleidet wol der Dampf gar manche Gegend ihres poetischen Zaubers. So hat z. B. die „hohle Gasse", von der es heißt, „es führt kein anderer Weg nach Küßnacht", neuerdings der Eisenbahnstation Immensee Platz machen müssen. Ja, selbst auf den Charakter des heutigen Reisenden scheint der Dämon Dampf — so barock es auch klingen mag — einen eigenthümlichen Einfluß auszuüben. Der Reisende der früheren Zeit wanderte meistens zu Fuß oder trabte auf dem Rücken seines Rößleins, genoß mithin jedenfalls die größtmöglichste persönliche Freiheit in Bezug auf seine Reise. Frohgemuth zog er seines Weges. Er freute sich der Begegnung und des Verkehrs mit Menschen, und wenn er des Abends in dem Gasthaus den Tisch des Wirths — die table d'hôte — voll von Gästen sah, so war es ihm ein fröhlicher, einen erquicklichen Gedankenaustausch in Aussicht stellender Anblick. Von persönlicher Freiheit in Bezug auf den heutigen Reisenden irgendwie sprechen zu wollen, wäre eine arge Ironie. Ein geistvoller Tourist meint, jetzt könne man füglich nicht mehr sagen, daß der Reisende den Wanderstab ergreife, im Gegentheil, er werde von der Reise in Gestalt eines Eisenbahnzuges ergriffen und zwar mit despotischer Gewalt. Gehorsam wie nur irgend ein wohldressirter Jagdhund folgt Alles dem Pfiff der Locomotive. Hast Du in dem Dir angewiesenen Coupé Platz genommen, so wird dasselbe sorgsam verschlossen und nur von Zeit zu Zeit vom Schaffner geöffnet, um irgend ein peremtorisches Mahnwort wie „Wagenwechsel" oder „Fünf Minuten Aufenthalt" hineinzurufen. Im Uebrigen bist Du ein Gefangener bis zu der Station, auf welche Dein Billet lautet. Nun sollte man meinen, daß in dieser Isolirhaft die Sehnsucht nach Menschen und Menschenverkehr mächtig erwachen müsse. Aber nein! Gerade das Gegentheil! Der heutige Reisende wendet alle Künste an, um möglichst allein in dem Coupé zu sitzen. Er stellt sich von Haus aus auf den Kriegsfuß gegen Jedermann und geht dem Strom der Reisenden soweit wie nur irgend möglich aus dem Wege. — Noch gegen einen anderen Vorwurf kann man den Dampf nicht wohl in Schutz nehmen: es ist die wahrhaft fürchterliche Eile, mit der er uns von dannen führt. Man lernt Land und Leute nur aus der Vogelperspective kennen. Ja, häufig gewinnt das Wort Geltung: vor lauter Eile sieht man nichts, vor lauter Baedeker lernt man nichts. Ist es doch schon oft vorgekommen, daß Reisende, welche gerade der Gott des Schlafes in seine Arme nahm, weite Strecken, wie z. B. ganz Belgien, ohne die geringste Wahrnehmung durchreisten. — Ziehen wir aber nun das Facit von allen diesen Betrachtungen, so können wir uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der Reisende der früheren Zeit, bei allen Mühseligkeiten des Reiseverkehrs, doch auch manchen Genuß hatte, welchen der jetzige nie kennen lernt. Während der langen gemeinsamen Fahrt, sei es nun in dem Postwagen, in der Kutsche des Hauderers, in der Bettura des italienischen Vetturins oder in einer französischen Messagerie, waren die Reisenden nothgedrungen auf einander angewiesen. Der gemeinsame Wagen umschloß eine kleine Welt für sich. Man lernte sich näher kennen und wenn die Scheidestunde schlug, da drückte man nicht selten einem schnellgewonnenen Freund zum Abschied die Hand. Wer kann das jetzt wol von einer Eisenbahnfahrt sagen? — Wie anmuthig schildert Karoline Bauer die gemeinsamen Fahrten, welche vordem die Mitglieder des Königlichen Theaters zu Berlin allwöchentlich, um Schaustellungen in Potsdam zu geben, in einem altmodischen Theaterwagen von Berlin nach Potsdam zu unternehmen hatten. Alle liebten diese heiteren Komödiantenfahrten unbeschreiblich. Die vier Meilen lange Landstraße von Berlin nach Potsdam bot nichts Erquickliches für Auge und Herz. Kümmerliche Kartoffelplantagen wechselten da mit schwindsüchtigen Haferculturen. Je öder aber die Landstraße war, desto frischer und fröhlicher blühte und sprudelte es in dem alterthümlichen Kasten, welcher langsam und schwerfällig dahinrumpelte. — Wer freut sich wol jetzt auf die halbstündige Fahrzeit, binnen welcher der Dampfwagen von Berlin nach Potsdam fährt?

Von der internationalen Kunstausstellung in Wien.

II.

Deutschland.

*** Der Katalog über die deutsche Abtheilung läßt uns zu unserm Vergnügen erkennen, daß die zeitgenössische Kunst auch bei uns sich einer wirksamen Unterstützung von Seiten der öffentlichen Sammlungen wie wohlsituirter Privatpersonen zu erfreuen und nicht mehr wie ehedem mit Kummer und Sorgen nach Brod zu gehen hat. Von den im deutschen Hauptsaale ausgestellten 133 Gemälden gehören 21 verschiedenen staatlichen und städtischen Museen, 42 Privatbesitzern an, während von den übrigen 70 Werken, welche meist neuesten Ursprungs und erst für diese Ausstellung geschaffen sind, noch etwa ein halbes Dutzend bereits von Kunsthändlern in Beschlag genommen ist. Von jenen 21 hat die kgl. Nationalgalerie in Berlin, welche außerdem mit 3 Sculpturen vertreten ist, 10 dargeliehen, die kgl. Gemäldegalerie in Dresden 6, wozu noch ein Aquarellgemälde und 3 neu publicirte Kupferstiche nach Galeriegemälden kommen, das städtische Museum in Leipzig hat 2 Gemälde, die Museen in München, Danzig und Wiesbaden haben je eines ausgestellt.

Auch andere Gruppirungen des Materials sind lehrreich. Im Hauptsaale befinden sich aus München 58 Gemälde, aus

Düsseldorf 28, aus Berlin 24, aus Dresden 7, aus Weimar 7, aus Karlsruhe 5, aus Königsberg, Hamburg, Schwerin und und Rom je 1. München hat also seinen Rang als die weitaus productivste der deutschen Kunststädte gewahrt, Berlin ist, wenn man ihm 7 Sculpturen zu Gute rechnet, an welchen es Düsseldorf gänzlich fehlt, bereits in die zweite Stelle eingerückt. Bei Dresden sind ebenfalls 5 Werke der Bildhauerkunst in Anschlag zu bringen, die dem sonst gleich stark vertretenen Weimar mangeln. Auffallend ist die Abwesenheit Stuttgarts, wo doch einige tüchtige Kräfte wirksam sind und wo namentlich die Bildhauerei neuerdings durch Donndorf einen erheblichen Aufschwung genommen hat.

Eine Anordnung der Gemälde nach Gegenständen sodann läßt den zur Zeit herrschenden Geschmack unzweideutig erkennen. Von mythologischen, allegorischen und aus der antiken Poesie geschöpften Bildern sind nur 5 vorhanden, worunter eine Skizze, von Historien, einschließlich der Schlachtgemälde, 10, worunter ebenfalls eine Skizze, von historischen Genrebildern 4. Das Genre ist mit 40 Werken vertreten, das Porträt mit 21. An Landschaften, einschließlich der Architekturbilder, sind 34 vorhanden, an Thier- und Jagdstücken 14. Das Stillleben hat seit dem Emporkommen des Kunstgewerbes auf dem Kunstmarkte einen breiteren Raum, als ihm hier zugemessen ist; man hat dasselbe weislich auf 5 Nummern beschränkt.

Somit nehmen Genre und Landschaft in der deutschen Kunst den größesten Raum ein und es ist auch keine Frage, daß dies diejenigen Fächer sind, in denen wir alle übrigen Nationen übertreffen. Namentlich im Genre, in der scharfen Beobachtung und geistreichen Wiedergabe von Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Bevölkerungsclassen, Berufsarten, Lebensalter, Temperamente, in der Schilderung der Familienverhältnisse und der intimsten persönlichen Stimmungen hat die deutsche Kunst zur Zeit eine Stufe erstiegen, welche wol überhaupt bisher noch nicht erreicht war. Haben es die Holländer der Blüthezeit zu einer größeren Leichtigkeit des Vortrags und zu einer vollkommneren Transparenz der Farbe gebracht — obschon ihnen hierin die Münchner und namentlich die Schüler von W. Diez gleichzukommen anfangen —, so waren sie doch weit weniger reich an Gehalt, vielseitig in den Stoffen, eingehend in der Charakteristik; vor Allem verstanden sie jene novellistische Kunst noch nicht, welche den Beschauer des Bildes nöthigt, den dargestellten Moment im Geiste nach rückwärts und vorwärts weiter zu verfolgen. Sie erfreuten das Auge durch die zarte Harmonie ihrer Töne und durch die Keckheit oder die Delicatesse ihrer Pinselführung, aber sie zogen das Gemüth bei Weitem nicht so in Mitleidenschaft, wie dies den deutschen Genremalern der Gegenwart gelingt.

Auf der Wiener Ausstellung sind wol alle ersten Meister dieses Faches erschienen: Knaus, Bautier, Defregger, Diez, Leibl, Menzel, Vokelmann, G. A. Kuntz, Jordan, Oehmichen, Kauffmann, Grützner, F. Werner, Seitz, M. Schmid, Gabl, Kirberg; ihnen schließen sich jüngere Künstler wie Zimmer, Brütt, Holmberg, Harburger, Uhde, Breling mit höchst verheißungsvollen Werken an. Wir können nur das Bedeutendste hervorheben. An erster Stelle nennen wir Defregger's „Ankunft zum Tanz", unzweifelhaft eines der vorzüglichsten Bilder der ganzen Ausstellung. Niemals wol ist jene reine Lust, welche aus dem Gefühl überquellender Lebenskraft, aus der Bewegung in einfachen, gesunden Verhältnissen und aus dem Genusse naiver und naturgemäßer Freuden entsteht, so vollkommen und so glücklich zum Ausdruck gebracht worden, wie auf diesem sonnigen und heiteren Bilde, das stets einen ganzen Kreis von Zuschauern um sich her in hellem Vergnügen erglänzen macht. Die Scala der dargestellten Empfindungen ist eine mäßige, wobei freilich auch nicht verschwiegen werden soll, daß die Zahl der benutzten Modelle wol eine größere sein könnte; es ist Alles noch Erwartung, Vorfreude und Vorsorge. Der Spaß muß über alle Begriffe groß werden und selbst das von Eifersucht leicht angegildte Gesicht eines jungen Burschen droht keine ernstliche Störung. Auf alle Fälle findet sich unter den tanzerfahrenen Mädchen ein Neuling — malerisch eine der reizendsten Figuren im Bilde —, der Lust und Leid älterer Verhältnisse unter Umständen vergessen machen und, wo nöthig, als Ersatz eintreten kann. Im Stoffe schließt sich diesem Bilde dasjenige von Knaus an: „Auf der Wahlstatt". Die Wahlstatt ist ein schwarzwäldischer Tanzboden und der Sieger ist ein stämmiger Bursche, der seine Gegner und Rivalen zu Boden und die Treppe hinunter geworfen hat und dessen noch nicht völlig beruhigter Grimm das ihm anhängende Mädchen in Verzweiflung und die Musikanten in Furcht versetzt. Der Meister ist in diesem Bilde nicht so glücklich gewesen wie in seiner vorletzten Schöpfung, mit welcher er die Düsseldorfer Ausstellung beschickte, dem in den Besitz der tgl. Galerie zu Dresden gelangten Bilde „Hinter den Coulissen". Aus jenem echten Humor hervorgegangen, dessen Untergrund ein tiefes Weh und Mitgefühl bildet, ist das ältere Werk reicher an Motiven und tiefer in den Charakteren als das neue und in zwei der naivsten und anmuthigsten Kindergestalten, welche der Künstler je geschaffen hat, versöhnt es uns mit dem dargestellten Leid. Auch ist es ungemein glücklich componirt und im Vortrage bezeichnet es die höchste Stufe, welche der große Meister erreicht hat. Auf dem neueren Bilde ist uns die Hauptperson nicht ganz sympathisch, da wir in ihr einen jähzornigen Gewohnheitsraufer zu erkennen meinen, und im Motive liegt ein der malerischen Erscheinung nicht günstiges Moment; denn nachdem der wüthende Kämpe seine Rivalen zur Thür hinaus geworfen hat, muß nun freilich die Stube, die ohnehin ziemlich eintönig behandelt ist, einen etwas leeren Eindruck machen und es entsteht der Schein, als seien die Figuren ein wenig zu klein für den Raum. Immerhin bleibt des Vorzüglichen genug in diesem Bilde, um dasselbe zu einer der hervorragendsten Erscheinungen der Ausstellung zu machen. Bautier, den die Welt mit Knaus stets zusammen zu nennen pflegt, ist durch eines seiner liebenswürdigsten Bilder vertreten, die der Dresdner Galerie angehörige „Tanzpause auf einer elsässischen Bauernhochzeit". Der schönste Bursch des Dorfes, selbstbewußt an die Wahl für die eigene künftige Hochzeit denkend, schreitet an der wie zur Schau aufgestellten Reihe der jungen Mädchen hinab, um ihnen zuzutrinken. Da ist es nun dem Künstler aufs Höchste gelungen, die mannigfaltigen Empfindungen deutlich zu machen, mit denen der Siegesgewisse betrachtet und empfangen wird: Bewußtsein gerechten Anspruchs, stille verschämte Hoffnung, Erinnerung übler Erfahrung, Neigung abzutrumpfen, geheuchelte scheinbar ins Weite starrende Gleichgiltigkeit und wahre nach manchem Sturm errungene Ruhe. Auch durch seine Färbung ist das Bild sehr angenehm.

Wir kommen nun zu dem Gemälde von Wilhelm Leibl „In der Kirche", das schon vor der Ausstellung namentlich wegen des für dasselbe geforderten, auf dem deutschen Kunstmarkte ungewöhnlichen Preises von 100 000 ℳ so viel von sich reden machte. Das Bild stellt eine ältere Frau, eine Greisin und ein junges, doch schon gereiftes Mädchen dar, wie sie die Vorbereitung zur Communion anhören. Wir, die wir uns zu den Verehrern Leibl's zählen, haben unsere Erwartungen nicht ganz erfüllt gefunden. Nimmt man die Entfernung von dem Gemälde, in welcher eine Gruppe von drei nahezu lebensgroßen Figuren betrachtet sein will, so wirkt es namentlich wegen der weißen Wand, vor welcher der Kopf der älteren Frau steht, und wegen der noch weißeren Schürze des jungen Mädchens unleugbar hart; tritt man aber auf einen Standpunkt, für welchen die eigenthümlichen Vorzüge der Leibl'schen Kunst, die staunenswürdige Treue in der Naturnachahmung und die minutiöse Art der Modellirung wirksam werden, so geht wieder der Gesammteindruck

verloren, und man sagt sich, daß eine einzelne Gestalt ein angemessenerer Vorwurf für den Künstler sein würde. Dazu kommt, nach unserem Gefühl, ein Mißverhältniß zwischen dem Gegenstande und dem Umfange des Bildes. Wenn es echt künstlerisch gedacht ist, daß der Meister nur die Andächtigen selbst zeigt, uns aber die motivirenden und begleitenden Umstände des dargestellten Augenblicks hinzudenken läßt, so hätte er auch die Figuren da abschneiden sollen, wo sie aufhören den Zustand des Geistes auszudrücken. Die Hände und die Haltung des Oberkörpers sprechen wesentlich mit; dagegen ist ein aufgedauschtes starrfaltiges Kleid, in welchem sich die Körperform nicht abzeichnet, völlig indifferent, und es hat etwas Peinliches zu denken, daß der Künstler vielleicht ein Jahr seines Lebens daran wandte, um einen blaubraunen baumwollenen Stoff von grausamer Geschmacklosigkeit Faden für Faden und eine alte Holzbank Jahresring für Jahresring nachzubilden. Wenn man Leibl in gewissem Betracht mit Holbein vergleichen darf, so ist auch daran zu erinnern, daß dieser sich einer solchen Unterwürfigkeit gegen die pure Zufälligkeit der Erscheinung niemals schuldig gemacht hat. Er verstand Stoffe zu malen, wie es Niemandem nach ihm gelungen ist; aber er zeigte dieselben nie weiter, als zur Charakteristik der darzustellenden Persönlichkeit nothwendig war und er wußte sie dem Wichtigeren in feinster Weise unterzuordnen. Nach diesen einschränkenden Bemerkungen, die wir machen mußten, um nicht Irrpfade fester treten zu helfen, sei nun übrigens aufs Wärmste hervorgehoben, daß der Ausdruck der Andacht in den drei Leibl'schen Köpfen höchlichst gelungen und nach dem gemeinsamen Stande sowol wie nach dem verschiedenen Alter und den verschiedenen Individualitäten meisterhaft bezeichnet ist.

Menzel zeigt in seinem der kgl. Nationalgalerie gehörigen Gemälde „Unter den Linden in Berlin am 31. Juli 1870" alle seine großen Vorzüge neben seinen kleinen Schwächen. Die ersteren bestehen in der zur Zeit von Niemand übertroffenen Fähigkeit, das Momentane des Ausdrucks und der Bewegung in ganzen Gesellschaften und Volksmengen aufzufassen, in der eminenten Schärfe der Beobachtung und in der witzigen Pointirung, endlich in einer Leichtigkeit und Kühnheit des Vortrags, die ihn Oelfarbe wie Wasserfarbe behandeln läßt; mit letzterer Eigenthümlichkeit schleicht denn freilich auch mancher Mangel und manche Nachlässigkeit ein. Bokelmann's derselben Galerie angehörige „Testaments-Eröffnung" ist bekannt durch die Schärfe der Charakteristik und die feine Gesammthaltung des in einen grauen Ton gestimmten Bildes. Fritz Werner, besonders bekannt geworden durch seine lachenden Grenadiere, hat einen der großen Säle der Dresdner Galerie mit seinem Publicum in einer aus tiefstem Studium hervorgehenden Freiheit und Leichtigkeit des Vortrags auf geistreiche Weise dargestellt. Er schließt sich eng an Menzel an. Oehmichen's „Steuerzahltag", von der Dresdner Galerie dargeliehen, zeichnet sich durch große Lebenswahrheit in der Wiedergabe kleinstädtischer Typen aus und ist namentlich bewundernswürdig wegen der feinen Stimmung des Interieurs. G. A. Kuntz, der uns leider im Jahre 1879 durch einen allzufrühen Tod entrissen wurde, bewährt in dem ausgestellten Bilde „Die Beichte" in vollstem Maße den seltenen Verein von Fähigkeiten, der ihn auszeichnete: das in der Schule der Plastik gebildete Formgefühl und den feinsten coloristischen Geschmack.

Die Münchner Genremaler theilen sich in zwei Gruppen: die Eine, wie der bereits besprochene Defregger, wie Grützner, Schmid, Kaufmann, Gabl, geben ihren Gegenstand so wieder, wie sie ihn sehen, die Andern, unter Diez' Leitung, gewöhnen sich die Natur so aufzufassen und zu malen wie Rubens sie sah. Jenen ist es mehr um das Was, diesen mehr um das Wie zu thun. Es kommt ihnen vor Allem auf Saftigkeit und Transparenz der Farbe, sowie auf ein feingestimmtes coloristisches Ensemble an, und indem sie von den Localtönen der Gewänder ausgehen, bringen sie damit die Landschaft — sie malen in der Regel Scenen in freier Natur — auf Kosten der Richtigkeit in Einklang. So sind ihre Bäume zu blau; sie sehen ohne Zweifel selbst, daß dieselben in Wirklichkeit nicht so blau sind, aber in diesem Tone stimmen sie vortrefflich zum Uebrigen. Man sieht wol, daß hier das Höchste noch nicht erreicht ist, denn eine der Bedingungen vollkommener Meisterschaft ist sicher die Ursprünglichkeit; aber wir möchten doch den Weg nicht tadeln, der hier eingeschlagen ist, weil er zur Wiedererwerbung der entwickeltsten Technik führen wird, die wir kennen, wie denn schon jetzt, rein malerisch betrachtet, die Diez-Schule am höchsten steht. Eine zweite Generation wird dann, in sicherem Besitze der jetzt erstrebten Leichtigkeit, zu um so freierer und unbefangenerer Darstellung ihrer eigenen Zeit und Welt übergehen können. Neben Diez selbst zeichnet sich auf der Ausstellung namentlich Heinrich Breling mit einem überaus feingestimmten „Soldtag zur Zeit des dreißigjährigen Krieges" aus.

Hier schließen wir Fritz August Kaulbach an, der ebenfalls durch Rubens' Schule gegangen ist, aber schon jetzt seine eigenen Wege wandelt. Außer einigen höchst geistreich auf Pappe in Pastellfarben skizzirten jugendlichen Köpfen hat er ein Genre-Bildniß, eine lebensgroße Lautenschlägerin ausgestellt. Eine entzückende Gestalt von classischer, aber gleichwol aufs Feinste individualisirter Schönheit, in der sich der Adel zartester Empfindung anmuthig ausprägt, wie denn Kaulbach der unübertroffene Meister in der Darstellung junger schöner Frauen und Kinder ist. Im reinen Porträt wird Lenbach, der zwischen Rembrandt und Rubens hin- und herschwankt, häufig die erste Stelle zugewiesen. Unleugbar ist er auch von hoher Begabung und mancher Wurf — wir erinnern an Döllinger's Porträt — ist ihm gelungen; aber viele seiner Bilder zeigen mehr die Allüren als das Wesen der Genialität. Genialität ist zwar immer leicht, frei und kühn, aber sie ist auch immer correct, und namentlich versteht sich Genialität auf die Zeichnung der Hände, die unser Künstler zuweilen wie Fischflossen behandelt. In der gegenwärtigen Ausstellung würden wir Gustav Graef, Theodor Große, Leon Pohle und Gussow die Palme zuerkennen. Der Erstere stellte das Bildniß eines jungen Mädchens von großer Wahrheit der Carnation aus, der Zweite dasjenige einer höchst anmuthigen jungen Frau, bewundernswürdig durch das zarte Email der Haut, den Glanz und die Leuchtkraft der Augen, sowie durch die sichere Modellirung der feinfühligen Hände. Pohle malte in kleinem Format einen alten Künstler sitzend in ganzer Figur, ein Bild, welches durch die Delicatesse und unbedingte Sicherheit des Pinsels sowie durch die feine Gesammtstimmung an die besten alten Holländer erinnert, ohne sie doch nachzuahmen. Gussow endlich sandte das bereits bekannte Porträt seiner Frau ein, ausgezeichnet durch lebendige Auffassung und große malerische Virtuosität, wenn auch beinahe zu weit entfernt von jener sonst bekannten Kühnheit, mit welcher er die Töne unvertrieben neben einander setzt.

Einige weitere Bemerkungen über die deutsche Abtheilung behalten wir dem nächsten Artikel vor.

Musikbericht aus Dresden.

(Fortsetzung.)

Der Monat März hat uns, außer den in Nummer 31 besprochenen Concerten des Hrn. v. Bülow, noch manches andere interessante Concert gebracht. Das letzte Sinfonieconcert unserer königl. Kapelle fand am 3. März statt und begann mit Schumann's reizvollem Werke „Ouverture, Scherzo und Finale", in welchem der Meister sowol betreffs

der genialen Erfindung und Durchführung der Motive, als hinsichtlich der geistvollen Behandlung der sinfonischen Formen so Vorzügliches geschaffen, daß man seine Schöpfung wol als eine vom Geiste unserer Classiker der Sinfonie, namentlich Beethoven's, berührte und geweihte rühmen darf. Nicht in gleich erfreulicher Weise vermochte Brahms' „Tragische Ouverture" zu wirken. Der genannte Meister ist eine zu sehr nach Innen gekehrte und dem musikalischen Grübeln mit zu entschiedener Vorliebe hingegebene Künstlernatur, als daß ihm gerade das Dramatische, das, in der Musik wie in den übrigen Künsten, am meisten ein Abstreifen individueller Neigungen und der künstlerischen Subjectivität fordert, besonders nahe stünde. Interessante und geniale Momente fehlen natürlich auch der „Tragischen Ouverture" nicht, wie denn überhaupt etwas Unbedeutendes oder Triviales von Brahms nie zu erwarten ist, aber ein eigentlicher, dem Titel entsprechender dramatischer Zusammenhaag mangelt dem Werke durchaus. — Bach's zum erstenmal in den Sinfoniekapellconcerten aufgeführtes Concert in F-dur und die C-moll-Sinfonie von Beethoven waren die zwei anderen Nummern des Programmes. Ueber deren ewige Schönheit bleibt dem Berichterstatter nichts zu sagen übrig, wol aber über die, verständnißvoll den Ideengang der Meister nachfühlende Aufführung jener Werke durch die königl. Kapelle unter Leitung des hochverdienten Hofkapellmeisters Büllner, der sich um gewissenhafte und geistvoll die Intentionen wiedergebende Darstellung alter und neuer Tonwerke schon so viele Verdienste in Dresden erworben hat. — Am 6. März feierte die hiesige Dreißig'sche Singakademie ihr 75jähriges Bestehen durch ein sehr interessantes Concert, dessen Programm: Ein Chor aus Bach's Cantate „Ein' feste Burg", Händel's Dettinger Te Deum, Mozart's Ave verum und Beethoven's Fantasie für Pianoforte, Chor und Orchester Op. 80 — von dem, unter der bewährten Leitung des Musikdirectors Adolf Blaßmann stehenden Verein und der Mannsfeldt'schen Kapelle trefflich ausgeführt ward. Wünschen wir der so wacker vorwärts strebenden Akademie ein fröhliches Weiterbestehen und Gedeihen, auf daß sie in 25 Jahren ihr 100jähriges Jubiläum mit neuen Erfolgen gekrönt und unter ebenso günstigen Auspicien für die Zukunft feiern möge, wie dies bei dem 75jährigen der Fall war. — Mit der Vorführung eines Goldmark'schen Trios (B-dur Op. 4), der Beethoven'schen A-dur-Sonate für Cello und Clavier und des herrlichen Es-dur-Quintetts von Schumann schlossen am 8. März die Trioséen des Frl. Doris Böhme und der Herren Feigerl und Böckmann. Das Goldmark'sche Trio führt seinen Namen nicht ganz mit Recht, da darin Geige, Clavier und Cello nicht als gleichberechtigte und gleichwerthige Stimmen behandelt sind, sondern sich meist zwei dieser Instrumente, als nur accompagnireade, dem dritten, als dem allein hervortretenden Solo-Instrumente unterordnen, wodurch das Wesen des classischen Instrumentalsatzes, welcher auf der Entwicklung einer interessanten und ausdrucksvollen Polyphonie gegründet ist, aufgehoben wird. Das Werk läßt auch in anderer Beziehung den Zuhörer kalt und zeigt mehr musikalische Routine als wirkliche Ergriffenheit. Die ausübenden Künstler wurden vom Publicum mit lebhafter Wärme begrüßt, was, in Worten ausgedrückt, wol „Auf Wiedersehen im nächsten Winter" heißen sollte. — Am 24. März fand der vorletzte Productionsabend des Tonkünstlervereins statt; auch der letzte, den Ihr Referent zu besuchen leider verhindert war, ist nun bereits vorüber. An dem erwähnten Tage gelangte ein hier noch nicht gehörtes geistvolles Werk: St. Saëns' Variationen für 2 Pianoforte über ein Beethoven'sches Thema, von den Herren Scholtz und Schmeidler meisterhaft vorgetragen, zur Ausführung. Demselben folgte Mozart's Divertimento (D-dur) für 2 Violinen, Bratsche, Violoncell mit Contrabaß und 2 Hörner, trefflich executirt von den Herren Eckhold, Schreiter, Wilhelm, Stenz, Trautsch, Hübler und Ehrlich: eine erquickende und reizvolle Compositiva, die durch ihren Melodienzauber und die darin waltende Frische und lebhaft anregende musikalische Stimmung das warme Interesse der Zuhörerschaft bis zum letzten Tact fesselte. In würdiger Weise und durch ihr geistvolles Tonspiel dem Keaner seltene Genüsse bereitend, ertönte zuletzt Bach's C-dur-Concert für 3 Claviere (Direction: Hofkapellmeister Dr. Büllner, Clavierpartien: Herren Krantz, Janssen und Höpner) und erfüllte die andächtigen Lauscher von Neuem mit Ehrfurcht vor dem gewaltigen Genius, dem wir so viele erhebende Stunden unseres Lebens zu danken haben. — Als ebenso talentvoller Virtuos, wie als feinfühliger Interpret des von ihm mit besonderer Vorliebe in seinen Concerten zu Gehör gebrachten Meisters bewährte sich uns Hr. Herrmann Scholtz in dem von ihm veranstalteten Chopin-Abend des 31. März. Er spielte mit Begleitung des wackeren Mannsfeldt'schen Orchesters die beiden Concerte Op. 21 F-moll und Op. 11 E-moll und ein in Dresden noch nicht gehörtes Stück „Krakowiak" Op. 14, das sich sowol durch nationales Feuer als feinen Humor auszeichnet. Diesen drei Werken folgten mehrere bedeutende und interessante Sachen für Clavier allein, vom Vortragenden mit Tonschönheit und liebevollstem Verständniß ausgeführt. Nur einen, schon in meinem letzten Bericht an Ihr Blatt, bei Gelegenheit des Bülow'schen „Brahms-Abend" vorbereiteten Einwand möge uns der Künstler hier gestatten. Derselbe betrifft die neuerdings um sich greifende Modethorheit, uns während eines ganzen langen Concertabends Claviercompositionen nur eines und desselben Meisters zu spielen. Will man hierdurch das Verständniß des Publicums für denselben heranbilden, so wird doch der an sich lobenswerthe Zweck schon darum in keinem Fall erreicht werden, weil auch die beste Vorführung von Clavierwerken, falls sie nur einem Meister gilt, zuletzt eine Erschlossung des Interesses der Zuhörer herbeiführen muß und daher dem angestrebten Zwecke eher entgegenwirkt als dient. Ausgenommen hiervon dürften als Claviercomponisten vielleicht nur Bach und Beethoven sein. Eine so lange Reihe kleinerer Clavierwerke ist auch keineswegs für den Rahmen nur eines Concertes von ihrem Componisten bestimmt; zu einem solchen Zweck haben unsere Meister ihre größeren zusammenhängenden Werke, als Sinfonien, Oratorien ꝛc. geschrieben, die den Hörer bis zum Ende durch ihren fortlaufenden Ideen-Zusammenhang und die demselben gemäßen umfassenderen Kunstformen mit Interesse und steigender Aufmerksamkeit erfüllen, sowie überdies jenen Reichthum musikalischen Wechsels bieten, wie er aus der Mannigfaltigkeit der Tonfarben von Orchester, Chören und Soli hervorgeht. — Das Palmsonntagsconcert dieses Jahres hatte dasselbe Programm, wie das 1878 stattgefundene, es bestand nämlich aus Händel's „Cäcilienode" und Beethoven's neunter Sinfonie und wurde von Hrn. Hofkapellmeister Schuch dirigirt. Die Soli des ersteren Werkes führten Hr. Erl und Frau Schuch, die Barytonpartie des letzteren Hr. Degele aus. Die Chöre (Dreißig'sche und Robert Schumann'sche Singakademie und Neustädter Chorgesangverein) ließen diesmal an Exactheit und Sicherheit Einiges zu wünschen übrig, was sich besonders im letzten Satze von Beethoven's neunter Sinfonie bemerkbar machte. Auch die diesmalige Auffassung dieser Sinfonie möchten wir nicht durchgängig gutheißen, das Tempo des ersten Satzes ward entschieden zu sehr verlangsamt; hingegen wurde das Adagio verständnißvoll und in bekannter Vorzüglichkeit ausgeführt. Das Concert war gut besucht, wie wir, auch im Hinblick auf dessen wohlthätigen Zweck, mit Freude wahrnahmen.

Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

— Charles Kingsley. Briefe und Gedenkblätter, herausgegeben von seiner Gattin. Ergänzungen zur ersten Auflage in autorisirter deutscher Uebersetzung von M. Sell. Gotha, Fr. Andr. Perthes. — Die Uebersetzung dieses in hohem Grade fesselnden Lebensbildes eines edelsinnigen Menschenfreundes ist in diesen Blättern bereits eingehend besprochen und dem deutschen Lesepublicum als ein wahrhaft gutes Buch warm empfohlen worden (vergl. Nr. 30 der Wissensch. Beil. Jahrg. 1880). Die gegenwärtig erschienene zweite Auflage hat drei werthvolle Vervollständigungen erhalten: zuerst das wohlgetroffene Porträt Kingsley's als Titelbild, sodann einen interessanten Brief Kingsley's über den jüngst heimgegangenen Geschichtsforscher Carlysle aus dem Jahre 1844, nach der Lectüre von dessen „Miscellen", und von „Goethe's Tod". Die werthvollste Zugabe aber ist die Uebersetzung des in Deutschland noch unbekannten Tractats: „Brave Words to brave Soldiers and Sailors", einer zur Zeit des Krimkrieges verfaßten und in Tausenden von Exemplaren nach dem Kriegsschauplatz versendeten, wahrhaft classischen Feldpredigt, in welcher sich das christliche Ritterthum des Geistlichen, der allen Ständen, Berufsarten und Lebenslagen ein verständnißvoller Seelsorger zu sein vermochte, mit leuchtender Klarheit wiederspiegelt. Es sind dies wahrhaft ergreifende Worte, die auch heute noch ihre praktische Nutzanwendung finden können. Die vorliegende Publication giebt diese drei Vervollständigungen der zweiten Auflage als Separatabdruck zur Ergänzung für die Besitzer der ersten Auflage und wird damit des ganz besonderen Dankes der letzteren versichert sein dürfen.

— Caroline Perthes, geb. Claudius. Dargestellt von K. G. W. Brandt. Dritte sorgfältig überarbeitete und vermehrte Auflage. Mit Portrait und Facsimile. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. (Pr. geb. 6 *M*.) — Es ist ein überaus dankens- und schätzenswerthes Unternehmen, dem sich der Verf. des gegenwärtigen, nunmehr bereits in dritter Auflage vorliegenden Lebensbildes unterzogen hat, in dem er uns die treffliche Gattin eines der besten deutschen Patrioten in ihrer Eigenart vorführte und damit eine vielersehnte Ergänzung der Biographie von Friedrich Perthes, eines der reichhaltigsten, fesselndsten und lehrreichsten deutschen Volksbücher im besten Sinne dieses Wortes darbot. Caroline Perthes war in Lebensauffassung, Hoffen, Wollen und Thun mit ihrem edlen Gatten derart Eines, und beide Eheleute ergänzten sich derart gegenseitig, daß das Nichtvorhandensein einer selbständigen Biographie derselben nahezu als eine Lücke in der Biographie von Friedrich Perthes empfunden werden müßte. Die gegenwärtige Auflage kommt dadurch fast einer Neubearbeitung gleich, daß dem Verf. für dieselbe ein reicher Schatz bisher ungedruckter Briefe beider Ehegatten (über 700) von der Familie des Verlegers zur Verfügung gestellt wurde. Durch die Benutzung und Verwerthung dieser reichhaltigen Quelle stellt sich das Bild der seltenen Frau in noch prägnanteren charakteristischen Zügen, als in den früheren Auflagen dar. Vor Allem tritt sie als eine an Weisheit und Lebensklugheit, wie an Liebe und echter Frömmigkeit reiche Mutter vor Augen in den Briefen an den abreisenden Sohn, der zum Zweck seiner Studien das Elternhaus verlassen hat, und an die beiden ältesten Töchter, die schon in früher Jugend den eignen Hausstand gründen. Caroline Perthes zeigt sich auch darin als die echte Tochter ihres Vaters, des prächtigen „Wandsbecker Boten", daß sie sich ebenso theilnehmend den kleinsten häuslichen Dingen zuwenden kann, als sie ihren Geist den höchsten Lebensfragen erschließt. Das Buch sollte, wie „Friedrich Perthes' Leben", in jedem deutschen Familienhause eine Heimstätte finden.

△ Die von dem Seminardirector zu Zschopau A. Ifrael herausgegebene Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts (Zschopau, F. A. Rascha'e) hat uns neuerdings Abdrücke der in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerthen Schulordnung des Begründers der Wolfenbüttler Bibliothek „Des Durchlauchtigen Hochgebornen Fürsten und Herrn Augusti, Herzogen zu Brunswigg und Lünäburg" ꝛc. und „Einer Schrift Philippi Melanchthons an ein erbare Stadt von Anrichtung der Latinischen Schuel, Nützlich zu lesen" gebracht. Die Schulordnung ist im Jahre 1651 erlassen worden, nachdem bereits im Jahre 1636 die Landstände in ihren Bedenken und Gravaminibus darauf hingewiesen hatten, daß die Zukunft auf einer guten Unterweisung der heranwachsenden Jugend beruhe, daß es aber an guten Lehrern gebreche, und, wo sich diese finden, sie der äußeren Achtung ermangeln, weil die Dürftigkeit des Gehalts sie auf mannigfachen Nebenerwerb anweise, weshalb der Erlaß einer Schulordnung ebenso nothwendig erscheine, als die jährliche Visitation der Schulen durch Consistorium und Universität. Von der Melanchthon'schen dem Rathe zu Soest überschickten Schrift sind beide in demselben Jahre — 1543 — die Jahreszahlen auf dem Titelblatte „1533" beruhen wol auf einem lapsus calami? — und zwar der eine in „Wittemberg", der andere in Augsburg erschienenen Drucke neben einander gestellt worden, — wie der Herausgeber sagt — um zu zeigen, welche Abweichungen in Bezug auf Titel und Schreibweise man sich noch in jener Zeit unbedenklich erlaubte. Beigefügt sind einige sprachliche Erläuterungen in alphabetischer Ordnung vom Oberlehrer Kießling in Löbau.

** Schulreden von Schulrath Dr. Rudolph Hempel, K. S. Bezirksschulinspector zu Leipzig. Meuselwitz 1881, Verlag von Theodor Hempel. — In seinen verschiedenen amtlichen Stellungen am K. Seminar zu Friedrichstadt-Dresden, an der Realschule zu Crimmitschau und als Bezirksschulinspector zu Leipzig hat der als tüchtiger Pädagog bekannte Verfasser wiederholt Veranlassung gehabt, bei feierlichen Gelegenheiten Ansprachen zu halten, in denen er mit Vorliebe seiner Auffassung über die Aufgaben der Schule und deren Stellung zu den anderen Lebensgemeinschaften, zur Familie, zur Gemeinde und Kirche Ausdruck gegeben hat. In dem vorliegenden Heftchen hat er eine Anzahl dieser Ansprachen und Vorträge veröffentlicht. Nicht weniger als 15 derselben sind anläßlich der Einweihung neuer Schulhäuser im Schulinspectionsbezirke Leipzig beziehentlich bei Einführung von Schuldirectoren und Lehrern, drei sind bei Gelegenheit der Entlassung abgehender Schüler, eine Ansprache ist an die zur Bezirksconferenz versammelten Lehrer und ein Vortrag (über Johann Gottlieb Fichte) bei Gelegenheit der Feier des Geburtstages des hochseligen Königs Johann gehalten worden. Daß dieselben nicht den Charakter bloser Gelegenheitsreden haben, sondern in weiteren Kreisen verbreitet zu werden verdienen, dafür bürgt schon der Name des Verfassers, es thut dies aber auch ohne Weiteres die Lectüre der hier gesammelt vorliegenden Schulreden dar, welche in ihrer Gesammtheit gleichsam das pädagogische Glaubensbekenntniß des Verfassers enthalten. Bewundernswerth geradezu ist die geistige Elasticität, mit welcher der Verfasser insbesondere in seinen bei Einweihung neuer Schulhäuser gehaltenen Reden dem Grundthema über die Aufgabe und Thätigkeit der Schule immer wieder neue Gedanken abzugewinnen verstanden hat.

— Von der in Lieferungen erscheinenden „Encyclopädie der Naturwissenschaften" (herausgegeben von einer Anzahl deutscher Fachgelehrten, Verlag von Eduard Trewendt in Breslau) ist kürzlich die zweite Abtheilung mit dem „Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie" und mit dem „Handwörterbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreichs" begonnen worden.

— Von Otto Hübaer's statistischer Tafel ist Jahrgang 1882 (Frankfurt a. M., W. Rommel) erschienen. Die Herausgeber waren bemüht, sie durch Benützung jeder freien Stelle noch reicher und umfassender zu machen. Die Verlagshandlung veranstaltete zwei Ausgaben: die placatartige große (50 Pfg.) und eine handliche für den Schreibtisch und die Tasche in Leinwand gebunden (75 Pfg.).

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 36. Donnerstag, den 4. Mai. 1882.

Inhalt: Minghetti, die politischen Parteien und deren Einmischung in die Rechtspflege und Verwaltung. — Briefe aus Paris. — Bücherbesprechungen (Die Behandlung Verunglückter bis zur Ankunft des Arztes, von Dr. Emil Rotter. Kleiner methodischer Schulatlas von Friedr. Riecke. Schneider's Typen-Atlas). — Verzeichniß literarischer Novitäten.

Minghetti, die politischen Parteien und deren Einmischung in die Rechtspflege und Verwaltung.

M. Unter vorstehendem Titel ist vor einigen Wochen ein von dem bekannten Staatsmann und vormaligen Ministerpräsidenten des Königreichs Italien verfaßtes Buch erschienen, dessen erste Auflage alsbald vergriffen war und dessen zweite Auflage gegenwärtig herausgegeben ist. Der Verfasser legt darin die Hand auf einen Krebsschaden aller parlamentarisch regierten Staaten und behandelt die Mittel, welche zu dessen Heilung oder doch Abschwächung geeignet sein könnten. Die nächste Veranlassung zu dieser Schrift haben die heftigen Angriffe gebaten, welche Minghetti in der italienischen Deputirtenkammer und in Zeitungen erfahren hat, weil er es gewagt hatte, in einer im Winter 1880 in dem constitutionellen Vereine zu Neapel gehaltenen Rede auf die Mißstände und großen Gefahren hinzuweisen, welche es mit sich führe, wenn einerseits der Abgeordnete des Landes aufhöre, sich von Grundsätzen und den Rücksichten für das Wohl des Gesammtvaterlandes leiten zu lassen und sich zum Organe und Vertreter von Localinteressen und zum Agenten seiner Wähler bei der Regierung mache, und wenn andererseits die Minister, um für ihre staatsmännischen Ideen eine Mehrheit in dem Abgeordnetenhause zu gewinnen und sich zu sichern, genöthigt werden, diese Abgeordneten, einen Jeden einzeln, durch Zutheilung von Ehrenbezeugungen, Einfluß und Begünstigungen aller Art zu gewinnen. Wer nähere Kenntniß von den italienischen Zuständen genommen hat, der weiß, daß nach sehr verbreiteter Ansicht im Valk die Deputirten, welche im Uebrigen für ihre Mühwaltung keine Geldentschädigung erhalten, ihre Stellung vielfach mißbrauchen, um sich auf indirectem Wege Vortheile aller Art von den Regierungsbehörden zu verschaffen, in einzelnen Fällen wol auch geradezu auf Kosten des Staates sich zu bereichern. Namentlich Abgeordnete aus dem ehemaligen Königreiche Neapel und aus Sicilien werden dieses Verfahrens bezichtigt und die deputati infolge dessen im Volksmunde mit dem Spottnamen dubitati, d. h. die in ihrer Integrität Angezweifelten belegt. Mit scharfen Strichen geißelt Minghetti dieses schmähliche Treiben. „Jetzt sehet Ihr", sagte er in jener Rede, „die Regierungsbureaux in der Hauptstadt wie in der Provinz von Deputirten belagert. Der unglückliche Beamte, gleich einem zitternden Sperling, sieht den Geier um sein Nest fliegen und dieser Anblick hindert ihn an der raschen und gewissenhaften Erledigung seiner Geschäfte. Er fürchtet, von den Alpen bis nach dem entfernten Sicilien verschlagen zu werden; er fürchtet, daß seine amtliche Laufbahn plötzlich ein Ende nehme, und vielleicht nöthigt ein Befehl seines Vorgesetzten ihn, zu Gunsten eines Dritten sich über Gesetz und Verordnung hinwegzusetzen. Und diese Einmischung, welche Alles in Verwirrung setzt, beschränkt sich nicht auf die Staatsbehörden, sie erstreckt sich auch auf die Provinzen, die Gemeinden, die milden Stiftungen, auf alle jene bürgerlichen Existenzen, welche mit der Regierung in Zusammenhang stehen." Zum Beweise, daß er nicht etwa diese Vorwürfe gegen die jetzt herrschende Linke aus Parteianschauungen erhebe, führt Minghetti in der Einleitung eine Reihe von Aeußerungen hervorragender Staatsmänner, früherer und gegenwärtiger Minister, wie De Sanctis, Zanardelli, Bonghi, an, welche bereits vor ihm dieselben Mißstände öffentlich zur Sprache gebracht haben. Von Interesse ist eine Darstellung der Beziehungen zwischen Wählern und Abgeordneten, welche von einem Deputirten La Cava in einer Schrift über die Reform des Wahlgesetzes gegeben und von Minghetti als durchaus zutreffend auszugsweise mitgetheilt wird. „Im Allgemeinen", sagt La Cava, „werden in unseren Wahlkörpern die Wahlen mehr nach persönlichen als nach politischen Rücksichten gemacht. In jedem Dorfe aber Flecken sind zwei oder drei Wortführer oder große Wähler. Sind diese gewonnen, so ist die Wahl gesichert; aber diese gewähren ihre Unterstützung nicht für Geld oder Geschenk; oft sind sie die reichsten Einwohner des Ortes und sie würden sich bei dem bloßen Gedanken empören, ihren Einfluß um einen solchen Preis einzusetzen. Statt dessen erwarten sie einen weit höheren Lohn; ihre Forderungen werden erst nach der Wahl zum Nachtheil des Gewählten fällig. Der Großwähler muß seinen Einfluß auf Kosten des Abgeordneten aufrecht erhalten, für den er ihn am Wahltage entfaltet hat. Und wie geschieht dies? In einer centralisirten Verwaltung, wie die unserige ist, in welcher $^9/_{10}$ der Geschäfte von den Organen der Executivgewalt zu erledigen sind, ist die Antwort leicht und vor Aller Augen. Hier ist ein Bürgermeister oder Vicepräsident (Polizeiverwalter) abzusetzen, dort ein Gemeinde- oder Provinzialrath aufzulösen, dort die Verwaltung einer milden Stiftung neuzugestalten; hier ein Richter zu versetzen, dort ein anderer Beamter zu befördern oder ein anderer anzustellen; hier ist ein Lehrstuhl zu besetzen, dort einem Professor eine Auszeichnung zu verleihen oder einem Studenten das Lyceum oder die Universität zugänglich zu machen; hier ist eine Geldstrafe zu erlassen, dort eine Gnade zu erlangen oder ein Amt zu vermitteln; hier ist die Verlängerung einer contractlichen Lieferungsfrist oder ein Zahlungsaufschub zu begehren, dort eine Bescheinigung über gute oder schlechte Ausführung übernommener Arbeiten zu bewirken. Und so wird durch eine Verkettung unbestimmter Interessen der Vertreter der Nation zum Sachwalter von Privaten und die gesetzgebende Gewalt tritt mit vollen Segeln in den Kreis der vollziehenden Gewalt. Und ihrerseits zieht die letztere hieraus Gewinn, indem sie bei großen Gelegenheiten diese Privatinteressen an den kritischen Abstimmungstagen ausspielt, wobei nicht selten Beschlüsse im Widerspruch mit Gesetz und Recht gefaßt oder ausgesetzt werden." Noch greller werden diese Mißstände durch die Häufung der Wahlmandate. Derselbe Schriftsteller führt aus: „Der Abgeordnete der Provinz, welcher zugleich Mit-

glied des Provinzialrathes und Gemeindevorstand ist, kann sich bei dem besten Willen den so gestellten Clientelen nicht entziehen, welche nicht mehr als berechtigte Einwirkungen, sondern als wahre Monopole zum Schaden der öffentlichen Wohlfahrt und der staatlichen Einrichtungen sich darstellen. Und daher kommt ein anderer, noch schwerer wiegender Uebelstand, daß die Minister häufig ein Auge zudrücken und die Provinzial- und Communalverwaltungen, an deren Spitze diese Mitglieder des Parlaments stehen, unbeaufsichtigt lassen und sich dieses Zustandes als einer Waffe bedienen, um auf die politische Haltung der fraglichen Verwaltungsvorstände zu drücken."

Minghetti erörtert nun in seinem Buche, ob die vorberegten Uebelstände, d. i. die Einmischung der Parteien in die Rechtspflege und Verwaltung, von der parlamentarischen Regierungsform untrennbar seien. Er unterscheidet hierbei zwischen verschiedenen Formen des constitutionellen Regierungssystems und hebt hervor, daß in Deutschland und Oesterreich die Volksvertretungen zwar die Gesetze beschließen und die Steuern bewilligen, aber keinen unmittelbaren Einfluß auf den täglichen Gang der Staatsmaschine und auf die Richtung der inneren und äußeren Politik ausüben. Und wenn die Minister auch auf die Länge sich mit den Volksvertretungen in Einklang setzen müssen, so haben letztere doch keine unmittelbare Einwirkung auf die Bildung des Staatsministeriums. Anders liegen die Dinge in Großbritannien, Belgien, Spanien, Griechenland, Italien und Frankreich. Hier üben die Volksvertretungen nicht nur eine beständige Controle über die vollziehende Gewalt, sondern letztere selbst kann sich nur erhalten, so lange sie das Vertrauen der gewählten Volksvertretung besitzt, welche sie durch ihr Votum erhebt und stürzt. Nur die letztere Form des constitutionellen Systems bezeichnet Minghetti, wie dies ja auch von den deutschen Staatsrechtslehrern geschieht, als parlamentarisches System im eigentlichen Sinne.

Minghetti führt nun aus, daß bei der parlamentarischen Verfassungsform die Regierung nur eine Parteiregierung sein könne. Hierbei wird aber vorausgesetzt, daß nach dem englischen und amerikanischen Vorbilde sich zwei große Parteien bilden, welche, alle kleineren Meinungsverschiedenheiten in sich aufnehmend, die Regierung unterstützen oder bekämpfen. Unter den Uebelständen, welche dieses System mit sich führt, hebt Minghetti unter anderen sehr treffend hervor, wie in unserer Zeit jeder öffentliche Dienstzweig mehr und mehr eine wissenschaftliche und technische Vorbildung erfordere. Im Gegensatz hierzu bringt es das parlamentarische System und die Parteiregierung mit sich, daß man zunächst auf das politische Glaubensbekenntniß und nur an zweiter Stelle auf die praktische Befähigung eines Ministercandidaten sehe, so daß derselbe Mann bald zur Leitung der Finanzen, bald der Marine, bald der öffentlichen Arbeiten berufen werde, ohne irgend etwas von der Sache zu verstehen. Ein anderer Uebelstand der Parteiregierung sei ferner die Gewöhnung, nur die Ansichten der eigenen Partei als die richtigen anzusehen und jede Meinung der Gegenpartei als falsch zu bekämpfen, und sich auch, wenn man innerlich von der Unhaltbarkeit der eigenen Ansicht überzeugt ist, im Irrthum zu versteifen.

Abgesehen von diesen allgemeinen Uebelständen führt nun aber das Parteiregiment, wie es sich in den modernen Staaten entwickelt hat, insbesondere zu einer steten und immer weiter greifenden Einmischung der regierenden Partei in die Ausübung der Rechtspflege und Verwaltung, um dieselbe zum Vortheile der Parteigenossen auszunutzen. Dies wird in dem zweiten Capitel des Buches unter Hinweis auf die öffentlichen Zustände in Großbritannien im Laufe des vorigen und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, in Frankreich zur Zeit der Juliregierung und in der Gegenwart, in Spanien, Griechenland, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und endlich in Italien selbst geschildert. Sehr treffend führt der Verfasser hierbei aus, daß in decentralisirten Staaten, in denen die locale Gesetzgebung und Verwaltung der Autonomie der Provinzen und Gemeinden selbst überlassen sei, die Parteiregierung nie zu so großen Mißbräuchen führen könne, als in den Staaten, in welchen in Beibehaltung oder Nachbildung der Napoleonischen Verwaltungseinrichtungen das ganze Land von Einem Mittelpunkte aus regiert werde. In diesem würden die parlamentarische Regierungsform und die bureaukratisch-centralisirte Verwaltung gegenseitig zum Ruin des Landes. Es verdient hierbei die Bemerkung hervorgehoben zu werden, daß in Italien die Abgeordneten, um ihren Einfluß zu verstärken, statt auf die Decentralisirung der Geschäfte hinzuwirken, dahin arbeiten, dieselben immer mehr im Mittelpunkte der von ihnen abhängigen Centralregierung zu vereinigen.

Im Einzelnen setzt nun Minghetti an der Hand der italienischen Gesetzgebung auseinander, wie sich die Einmischung der Parteien in der Rechtspflege und Verwaltung geltend macht. In *ersterer* Beziehung sei zwar, um die Unabhängigkeit der Richter sicherzustellen, denselben die Unabsetzbarkeit gewährleistet. Dagegen aber seien sie gegen die Versetzung wider ihren Willen nicht geschützt. So seien unter der jetzigen Regierung unter dem Vorwande, die richtige und schnelle Ausübung der Justiz und die Verschmelzung des Richterstandes zu fördern, auf einmal nicht weniger als 122, und unter Zurechnung der gleichzeitig beförderten Personen 211 Richter versetzt worden. Namentlich involvire aber die Abhängigkeit der Staatsanwälte von den Weisungen des Justizministers einen großen Eingriff in die Handhabung der Rechtspflege. Bald würden dieselben Vergehen, besonders Preßdelicte und socialpolitische Vergehen, von den Staatsanwälten eifrigst verfolgt, bald darauf wieder je nach den erhaltenen Instructionen unbeachtet gelassen, so daß in den Augen der Menge dieses Verhalten als eine unberechtigte Einmischung der Regierung in die Rechtspflege erscheine. Besonders von Uebel sei aber die Anwesenheit practicirender Advocaten, welche gegenwärtig ein Drittel sämmtlicher Abgeordneten ausmachen, in der Deputirtenkammer. Dieselben treten vor Gericht mit einer solchen Sicherheit auf, daß die Richter aus ihren Aeußerungen Drohungen oder Versprechen für den Tag, wo sie Minister werden würden, herauslesen können. Selbst so lange sie Minister sind, geben sie in Rücksicht auf die voraussichtlich kurze Amtsdauer ihre Praxis nicht auf. Angesehene Deputirte haben Processe gegen den Fiscus geführt und im Gegensatz zu der allgemeinen Ansicht und Erwartung gewonnen. Der Einfluß, welchen einzelne Deputirte auf die Zusammensetzung der Gerichtshöfe geübt, sei notorisch.

Im Gebiete der *Verwaltung* lassen sich der Natur der Sache nach die Handlungen und Maßnahmen der vollziehenden Gewalt nur in seltenen Fällen durch gesetzliche Vorschriften bestimmen, in der Hauptsache muß dem Ermessen der Regierungsbehörden ein weiter Spielraum gewährt werden. Der Verfasser, als alter Verwaltungsbeamter und erfahrener Kenner der italienischen Gesetzgebung und Verwaltungspraxis, setzt in zahlreichen Beispielen auseinander, wie dieses Ermessen zum Vortheil des Einen, zum Nachtheil des Anderen mißbraucht werden könne, und bezeichnet es als einen Hauptfehler der italienischen Gesetzgebung, daß gegen die mißbräuchliche Willkür der Verwaltungsbehörden kein wirksamer Schutz zu finden sei, weil, von wenigen Ausnahmefällen abgesehen, Recurse gegen Anordnungen der Verwaltungsbehörden in letzter Instanz von derselben Centralbehörde zu entscheiden seien, von welcher die Anordnung ausgegangen ist.

Im dritten Capitel beschäftigt sich der Verfasser nochmals eingehend mit der in der Einleitung berührten Frage, ob eine parlamentarische Regierung ohne Parteiregiment, was er für das Wünschenswertheste ansieht, möglich sei.

Hierbei gelangt er jedoch zu dem bereits oben mitgetheilten Ergebnisse, daß die Fortschritte der Wissenschaft und der menschlichen Civilisation zwar das Feld für die Entwickelung politischer Parteien verengern und die Parteikämpfe mildern, eine parlamentarische Regierung aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur als Parteiregierung denkbar sei. Man müsse daher nach Mitteln zur Begegnung der Uebel suchen, welche letztere im Gefolge habe. Hiervon handelt das vierte Capitel.

Um die unparteiische Handhabung der Rechtspflege sicherzustellen, verlangt Minghetti, daß man sich nicht mit der Unabsetzbarkeit der Richter begnüge, sondern daß man die letzteren auch gegen eine Versetzung wider ihren Willen schütze und bestimmte Grundsätze über ihre Beförderung zu höher dotirten Stellen gesetzlich feststelle. Disciplinarstrafen, Versetzung an einen andern Ort und Entfernung vom Amte sollen nur durch Richterspruch in den geeigneten Fällen erfolgen. Hiernächst verlangt er aber auch für die Staatsanwaltschaften als Wächter des Gesetzes eine unabhängige, mit Inamovibilität verbundene Stellung und deutet er zugleich an, daß das Institut der Geschwornen, wenn es sich in Italien bewähren solle, wesentlicher Modificationen bedürfe. Im Uebrigen aber wendet er sich gegen den Ueberfluß von Gerichtshöfen, denen es an Beschäftigung mangelt. Vermindere man die Zahl der Richter, so gewinne man die Mittel, die verbleibenden Stellen besser zu besolden und ihre Inhaber dadurch den Bestechungsversuchen mehr zu entrücken. Ein Uebelstand sei auch der in Italien eingerissene Brauch, selbst wohlverdiente Strafen im Gnadenwege abzumindern oder zu erlassen, wodurch mannigfachen Beeinflussungen Spielraum gewährt werde.

Um die Einmischung der Parteien in die Verwaltung zu verhindern, so schlägt Minghetti in der Hauptsache drei Mittel vor:

1) nach dem Vorgange der Vereinigten Staaten von Nordamerika die Functionen der staatlichen Verwaltung einzuschränken und der individuellen Freiheit und Initiative nicht blos die partiellen und localen, sondern auch einen Theil der allgemeinen Interessen zu überlassen;
2) nach dem Beispiele Großbritanniens die Localverwaltung den Bürgern selbst einzuräumen und besonders den moralischen Personen autonome Befugnisse zu gewähren;
3) die im Jahre 1865 aufgehobene Verwaltungsgerichtsbarkeit in Anlehnung an die neuere Gesetzgebung von Deutschland und Oesterreich wieder einzuführen.

Durch das erste Mittel würde ein großer Theil der dem Mißbrauche ausgesetzten Thätigkeit der Verwaltungsbehörden von selbst in Wegfall gelangen, durch das zweite würde dem directen Einflusse der Centralregierung und des Parlaments auf die Localverwaltung der Boden entzogen, durch das dritte endlich würde die gesetzliche Wiederherstellung des verletzten Rechts sichergestellt werden.

Nach Minghetti hat der Staat einen doppelten Zweck, erstens den Schutz des Rechtes und zweitens die Fürsorge für diejenigen allgemeinen Interessen, denen die einzelnen Bürger ebenso wenig wie ihre verschiedenartigen Vereinigungen gerecht werden können. Da der Staat jedoch ein natürlicher und festgegliederter Organismus ist, während die Menschen sich in jederzeit auflöslichen Verbindungen vereinigen, so folgt daraus, daß der Staat noch einen dritten Zweck hat, welcher das Fundament und die Bedingung der anderen ist, nämlich die Selbsterhaltung und die Aufrechthaltung der fundamentalen Einrichtungen.

Von diesem Gesichtspunkte aus schlägt Minghetti eine Prüfung und Revision sämmtlicher Gesetze und Verordnungen des Königreichs mit dem bestimmten Ziele vor, alle Bestimmungen herauszustreichen, welche die freie Bewegung des Bürgers einschnüren und für die Aufrechthaltung der Ordnung im Staate nicht nothwendig sind.

Die Decentralisation der Verwaltung anlangend, so spricht sich Minghetti dahin aus, einerseits den örtlichen Verwaltungsbehörden, also namentlich den Präfecten und den Finanzintendanten als Vorständen der Provinzialverwaltung größere Machtvollkommenheiten einzuräumen und ihnen besonders das Recht der Ernennung zu den Subalternposten und die freie Verfügung über die für die einzelnen Verwaltungszweige in den Provinzen durch das Staatsbudget ausgeworfenen Gelder zu gewähren. Auf der anderen Seite aber will er auch den Gemeinden größere Freiheit der Bewegung und erweiterte Befugnisse eingeräumt wissen. So soll den Provinzen die Unterhaltung der Gefängnisse, die öffentliche Gesundheitspflege, die Unterhaltung der Straßen, Canäle und kleineren Häfen, die Aufsicht über die Binnenschifffahrt, Fischerei, ferner der größte Theil des öffentlichen Unterrichts übertragen werden. Da aber so ausgedehnte Aufgaben die finanziellen Kräfte der einzelnen, oft sehr kleinen Provinzen übersteigen würden, so sollen zu diesen Zwecken mehrere Provinzen zu Regionalbezirken vereinigt werden. Hiernächst will er den Gemeinden die Wahl des Bürgermeisters, welche ihnen zur Zeit entzogen ist, gewähren und dem Präfecten den Vorsitz in dem Provinzialausschuß entziehen, auch die Fälle, in denen Gemeinderäthe aufgelöst werden können, genau präcisirt wissen. In der Verwaltung ihrer Angelegenheiten selbst soll den Gemeinden freie Hand gelassen werden und sich die Aufsicht der Staatsbehörden auf die strenge Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften beschränken. Der Staatsregierung würde das Heerwesen, der Rechtsschutz (die Justiz), die allgemeine Directive in der inneren und auswärtigen Politik, die oberste Aufsicht über die Beobachtung der Gesetze und die Fürsorge für wichtige, wirklich nationale Interessen verbleiben. Minghetti verhehlt sich jedoch nicht, daß in den autonomen Localverwaltungen dasselbe Partei- und Cliquenwesen und zwar in verschärftem Maße sich entwickeln und hierdurch die Lage der Bürger sich noch verschlimmern könnte, da die Leidenschaften bei Nachbarzwisten durch die unmittelbare tägliche Berührung sich erhitzen und immer von Neuem angefacht werden. Er will daher den Gemeindebehörden die Aufsicht über die milden Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten, bei welcher in Italien anscheinend besonders viele Mißbräuche unterlaufen, und ebenso dem Provinzialrathe die Oberaufsicht über die Gemeinden, juristischen Personen und milden Stiftungen entzogen und den Staatsbehörden ausschließlich vorbehalten wissen. Hiernächst aber verlangt er die Errichtung von Verwaltungsgerichten als Recursinstanzen und zwar schlägt er zu diesem Behufe vor, in jeder Provinz einen Präfecturrath zu bestellen, welcher aus 5 Personen zusammenzusetzen wäre. Zwei derselben, ein Justizbeamter und ein Verwaltungsbeamter, wären von der Regierung zu ernennen, zwei für 5 oder 6 Jahre vom Provinzialrathe zu erwählen und der fünfte vom obersten Rechnungshofe abzuordnen, um im Besondern der Prüfung des Rechnungswesens der Gemeinden und milden Stiftungen sich zu unterziehen. Als obere Instanz denkt sich Minghetti ein Oberverwaltungsgericht nach österreichisch-ungarischem Vorbilde, welches nur über die Rechtsfragen und die Gesetzlichkeit oder Ungesetzlichkeit der angefochtenen Handlungen zu entscheiden, also in der Hauptsache die Functionen eines Cassationshofes auszuüben haben würde, dessen Entscheidungen aber zur Norm für die Verwaltungsbehörden zu dienen hätten.

Hiermit nicht befriedigt verlangt der Verfasser noch, daß die persönlichen Rechte und Pflichten der Staatsbeamten durch ein Staatsdienergesetz, an welchem es zur Zeit noch in Italien fehlt, festgesetzt werden, um sie vor willkürlicher Behandlung von Seiten ihrer Vorgesetzten zu schützen. Auf der anderen sollen aber auch die Staatsbürger vor der

Willkür und pflichtwidrigem Gebahren der Beamten dadurch gesichert werden, daß gegen letztere wegen Verletzung der Gesetze der Rechtsweg eröffnet werde, so daß sie nicht blos strafrechtlich zur Verantwortung gezogen, sondern auch civilrechtlich zum Schadenersatz verurtheilt werden können.

Im Uebrigen empfiehlt Minghetti noch, um größere Stabilität in die Verwaltung zu bringen, nach englischem Beispiele für jedes Ministerium zwei Generalsecretäre zu ernennen, von denen der eine, permanent, die festen Ueberlieferungen des Amtes aufrecht zu erhalten und die laufenden Geschäfte zu erledigen habe, während der andere nach politischen Gesichtspunkten zu erwählende Generalsecretär gleichzeitig mit dem Minister bei einem Wechsel des Ministeriums ausscheidet.

Im Verlaufe seiner Betrachtungen giebt der Verfasser noch manche, aus einem langen parlamentarischen Leben geschöpfte Winke, welche z. Th. auch für deutsche Verhältnisse anwendbar wären, doch genügt das Vorhergehende, um zu zeigen, mit welchem Ernste und mit wie umfassendem Geiste der erfahrene und gereifte Staatsmann seine Aufgabe behandelt hat. Am Schlusse des Buches wiederholt derselbe, daß er die Lösung des von ihm gestellten Problems, d. h. die Verhütung der Einmischung der politischen Parteien in die Rechtspflege und Verwaltung geradezu als eine Lebensfrage für den Fortbestand des parlamentarischen Systems in Italien betrachte, da sonst die Bürger dahin getrieben werden könnten, die Herrschaft eines Einzigen, wie zur Zeit des französischen Kaiserreiches, vorzuziehen. Obgleich sich in neuerer Zeit sehr beachtenswerthe Stimmen in gleichem Sinne erheben, so ist doch sehr zu bezweifeln, daß die am Ruder befindliche Partei, welche die Mehrheit in der parlamentarischen Vertretnng besitzt, Einsicht und Selbstüberwindung genug haben sollte, um sich in Hinblick auf eine spätere Zukunft freiwillig des Machteinflusses zu entäußern, welchen sie gegenwärtig zu ihrem eigenen Nutzen und dem ihrer Parteigenossen ausüben.

Briefe aus Paris.

(Die Pferdeausstellung. — „Die Rantzau", ein neues Stück von den Herren Erckmann und Chatrian im Theater Français. — Die Gefangenschaft der Herzogin von Berry in Blaye, nach dem Tagebuche ihres Arztes, des Dr. Ménière. — „Franziska von Rimini", eine neue Oper von Hrn. Ambraise Thomas.)

\# \# **Paris,** im April. Wie alljährlich um diese Zeit findet gegenwärtig in dem Industrie-Palast der Champs-Elysées eine große Pferdeausstellung statt. Dieser viel angegriffene, seiner allerdings wenig schönen Form wegen viel bespöttelte und kritisirte Industrie-Palast ist unbestreitbar ein sehr nützliches Gebäude, das allen nur erdenklichen Ausstellungen seine Thore willig öffnet. Auf die kaum geschlossene Geflügelausstellung folgt die Pferdeausstellung, die in wenigen Wochen von der Gemäldeausstellung ersetzt werden wird, die dann ihrerseits wieder einer projectirten großen Kunst- und Gewerbeausstellung Platz zu machen hat; es werden noch andere Ausstellungen folgen, die bis tief in den Herbst hinein dauern, so daß dieser treffliche Industrie-Palast beinahe das ganze Jahr über in Anspruch genommen ist und fast gar nicht mehr leer wird; mehr könnte selbst das schönste Gebäude beim besten Willen nicht leisten.

Die gegenwärtig dominirende Pferdeausstellung ist im eigentlichen Sinne ein Pariser Ereigniß. Die Pferde vereinigen Diejenigen, die durch die Politik getrennt und gespalten worden sind. Was keiner Dame mehr gelingt, selbst der geistreichsten und elegantesten nicht, in ihrem Salon alle Parteien zusammenzuführen, das bringt die Pferdepassion fertig, um die boxes dieser schönen Thiere, wie man in England sagt, drängt sich das famose tout Paris. Toussenel, der geistreiche Verfasser des „Esprit des bêtes", nennt das Pferd ein ausschließlich feudales Thier; er irrt sich aber in dieser Beziehung; die Realität widerspricht seinen Conclusionen. Er geht von der Anschauung aus, daß das Pferd seine Gebieter aus dem patriarchalischen Zustand aufgerüttelt und sie zu Kriegsmännern und Eroberern gemacht; nach den errungenen Lorbeern habe der Sieger seinen Gefährten in der Gefahr belohnt. Der höchste Beamte des Königreichs habe den Titel „Connetable" — comes stabuli — erhalten; der Marschnlk nnd der Oberschenk hätten unter dem Connetable gestanden. Seitdem jedoch das demokratische Regime die Oberhand behalten, habe das Pferd an seiner Bedeutung verloren. So spricht Toussenel. Er unterstützt seine Meinung mit einem Hinweis auf England, das heute noch das feudalste Land Europas sei und das den Cultus für das Pferd bewahrt habe. Die hervorragende Stellung, welche indessen das Pferd auch in Frankreich einnimmt, zeigt, daß Toussenel zu weit geht. Die Wettrennen nehmen in Frankreich mit jedem Jahre zu und wir besitzen bereits eine vollständige Sport-Literatur. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß in England das Interesse für die Pferdezucht allgemeiner und wol auch verständnißvoller ist als in Frankreich. In England bleibt jeder arme Teufel stehen, um ein schönes Pferd zu bewundern; ein Fiacre-Kutscher, der auf seinem Wege ein elegantes Viergespann kreuzt, grüßt mit der Peitsche; vornehme junge Leute lassen sich von ihrer Pferdeliebhaberei so weit hinreißen, daß sie oft aus reiner Passion die öffentlichen Mail-Coach von einer Stadt in die andere kutschiren. In Frankreich und namentlich in Paris kennt man die Pferdepassion in diesem Maße nicht. Hier verfolgt der Proletarier mit einem Blick des Neides die an ihm vorüberrollende herrschaftliche Equipage . . . wenn Gerechtigkeit existirte, so säße er darin! so denkt er . . . Das Gleichheitsgefühl oder richtiger der Gleichheitswunsch hat sich in Frankreich nach und nach in den Massen so sehr entwickelt, daß ihnen jede Ueberlegenheit, welcher Art sie auch sein möge, ein Greuel geworden ist; sie fühlen sich dadurch instinctiv verletzt. Noch ganz vor Kurzem war ich auf dem Boulevard Montmartre Zeuge einer Scene, die mich von Neuem in dieser oft gemachten Wahrnehmung bestärkte. Ein Fiacre war gegen einen herrschaftlichen Wagen angefahren; der Fiacre-Kutscher war der allein Schuldige, trotzdem nahm die Menge ohne Weiteres für ihn Partei, sie ballte die Faust gegen den herrschaftlichen Kutscher und überhäufte den armen Teufel, der sich nicht wehren konnte, mit Schimpfreden. Ein Sergeant de Ville kam sofort herbei. Ein Mann in der Blouse, der den ganzen Vorfall wie ich mit angesehen hatte, erzählte dem Polizeiagenten die Sache, aber er erzählte sie falsch, ja er legte absichtlich falsches Zeugniß ab; ich las dem Manne die gehässigen Gefühle, von denen er sich gegen den „aristokratischen" Kutscher leiten ließ, vom Gesichte ab; ich hätte Secunde für Secunde sagen können, was in ihm vorging, er log mit um so größerer Energie, als der Polizeimann seinen Worten vollen Glauben beizumessen schien. Endlich mengten wir uns aber, meine Begleiter und ich, in die Sache und die Wahrheit behielt die Oberhand.

Der einzige Gesichtspunkt, von welchem aus die Franzosen das Pferd rückhaltlos bewundern, ist der militärische; ein vorüberziehendes Reiter-Regiment übt einen großen Zauber auf sie aus; alle Welt bleibt stehen, alle Welt bewundert, alle Welt sucht diese martialische und brillante Vision so lange als möglich festzuhalten. Das Interesse für die Pferdezucht

im höheren Sinne und selbst für die Wettrennen, die von Vielen nur wie ein Hazardspiel ausgebeutet werden, aber ist sehr vereinzelt und ganz oberflächlich. Nichtsdestoweniger wird die Pferdeausstellung doch sehr besucht und der Besuch ist lahmend; er regt vor Allem den Schönheitssinn an; ein schönes Racepferd ist immer ein herrlicher Anblick. Das Pferd hat aber auch eine historische und artistische Vergangenheit; es hat berühmte Namen getragen; es heißt Bucephalus und bäumt sich, wenn ein Anderer als Alexander es besteigen will; es heißt Pegasus und trägt auf seinen Flügeln den Dichter in das Reich der Poesie; „Mein Königreich für ein Pferd!" ruft Richard III. von Shakespeare. Alle Dichter von Hiob angefangen haben das Pferd besungen und die bedeutendsten Maler wie Vernet, Géricault, Delacroix, Meissonier und so viele Andere haben es gemalt.

Ich wage indessen kaum zu behaupten, daß es gerade diese Reflexionen sind, welche so zahlreichen Besuch in die Pferdeausstellung locken; ich vermuthe weit eher, daß die Gunst, welche die Damenwelt diesen Ausstellungen zuwendet, der Magnet ist, der ihre Räume täglich füllt. Man ist sicher, hier immer viele hübsche Gesichter und viele schöne Toiletten, ja die allerneuesten Frühlingstoiletten zu finden ... wie vermöchte die Männerwelt so viel anziehendem Reiz zu widerstehen?

Die Eröffnung der Pferdeausstellung ist denn auch, was das ausgewählte Publicum und den Glanz der Toiletten betrifft, mit einer ersten Vorstellung in einem der größten und angesehensten Pariser Theater zu vergleichen. Unter diesen ersten Vorstellungen, die auf jeden echten Pariser eine so unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben, sind es wieder die des Theater Français, die vor allen übrigen den Vogel abschießen. Ich weiß in der That kaum, wozu ein Pariser pur sang nicht Alles fähig wäre um den verlockenden Preis, einer ersten Vorstellung im Theater Français beiwohnen zu können. Eine solche Vorstellung ist in der Regel ein literarisches Ereigniß, das Alles vereinigt, was Paris an großen Namen und an Celebritäten aller Art besitzt. An solchen Abenden sitzt der Präsident der Republik Schulter an Schulter mit den Prinzen von Orleans, Hr. Gambetta lächelt seinem Todfeind Clémenceau zu, der Minister von gestern kreuzt sich mit dem Minister von heute, das Faubourg Saint-Germain verbrüdert sich mit dem Faubourg Saint-Honoré, mit einem Worte, das eigentliche, wirkliche, echte tout Paris ist beisammen, um dem großen literarischen Ereignisse mit der lebhaftesten, ja gespanntesten Theilnahme und Aufmerksamkeit beizuwohnen. An solchen Abenden gleicht das Theater Français beinahe einem Tempel und wehe dem, der es wagen wollte, die allgemeine Andacht zu stören. Man hat sehr Unrecht, wenn man behauptet, daß die Literatur in der modernen Pariser Gesellschaft keinen hervorragenden Platz mehr einnimmt und daß überhaupt unter der Republik eine eigentliche Pariser Gesellschaft in der vornehmen Bedeutung des Wortes gar nicht mehr existirt — man braucht nur einer ersten Vorstellung im Theater Français beizuwohnen, um sich vom Gegentheil zu überzeugen.

Vor einigen Tagen haben wir eine solche erste Vorstellung, ein solches literarisches und theatralisches Ereigniß mit erlebt. Ein neues Stück von den Herren Erckmann und Chatrian: „Die Rantzau", kam im Hause Molière's zur Aufführung. Das Stück an sich ist sehr unbedeutend. Die Autoren haben es aus einem ihrer Romane gezogen. Es ist eine Elsässer Geschichte, ein Familienzwist wegen einer Erbschaftsfrage. Man könnte das Stück allenfalls auch „die feindlichen Brüder" nennen. Wenn ich nicht irre, existirt bereits ein Stück von Kotzebue mit diesem Titel; das Stück der Herren Erckmann und Chatrian ist ganz in diesem Genre: weinerlich, sentimental und ohne jede Action; zum Schluß versöhnen sich die beiden feindlichen Brüder, nachdem sie sich beinahe ein ganzes Lebensalter hindurch gegenseitig gründlich gehaßt und verfolgt haben, und eine Heirath zwischen ihren Kindern, dem Sohn des Einen und der Tochter des Anderen, die sich im Stillen schon lange geliebt haben, besiegelt den neu geschlossenen brüderlichen Freundschafts- und Versöhnungsbund. Mit diesem sehr unbedeutenden und auch literarisch werthlosen Machwerke haben die Schauspieler des Theater Français einen Triumph gefeiert, wie er selbst in den Annalen dieses Theaters nur selten verzeichnet worden ist. Man kann sagen, daß die Schauspieler eigentlich das Stück erst gemacht haben. Diese unvergleichlichen und unerreichten Schauspieler haben bei dieser Gelegenheit bewiesen und gezeigt, daß die höchste Kunst selbst den undankbarsten Stoff zu veredeln und dankbar zu machen vermag. Das Stück wird eine endlose Reihe von Aufführungen haben, denn ganz Paris will die „Ranzo" sehen, wie man den Namen verballhornisirt hier ausspricht, oder richtiger, ganz Paris will die großen Künstler des Theater Français in dem sehr mittelmäßigen Stücke der Herren Erckmann und Chatrian bewundern. Ich höre, daß das Stück bereits ins Deutsche übersetzt wird, ich glaube aber nicht, daß es in Deutschland Glück machen wird, denn an unseren Bühnen fehlen die Schauspieler des Theater Français ... vielleicht das Burgtheater ausgenommen, und auch das nur stellenweise.

Ich wünsche die Leser dieser Blätter auf ein Buch aufmerksam zu machen, das soeben hier bei Calman-Levy erschienen ist und das in den weitesten Kreisen lebhaftes Interesse erweckt. Es ist das „Tagebuch des Doctors Ménière über die Gefangenschaft der Herzogin von Berry in Blaye". Bekanntlich wurde die Herzogin von Berry, die nach dem Sturze der Bourbonen und der Thronbesteigung Ludwig Philipp's noch für ihren Sohn, den Grafen von Chambord, in Frankreich Propaganda zu machen suchte, nachdem sie vielfach vergebens gewarnt und von ihren fruchtlosen Bestrebungen abgemahnt worden war, im Jahre 1832 in Nantes gefangen genommen und am 15. November desselben Jahres auf die Festung Blaye transportirt, wo sie eine Zeit lang gefangen gehalten worden ist. Die Herzogin, die sich in gesegneten Umständen befand, bedurfte ärztlichen Rathes. Der Doctor Ménière wurde ihr auf Befehl der französischen Regierung zur Verfügung gestellt; er hat sich damals mehrere Monate hindurch, das heißt vom 13. Februar bis zum 22. August 1833 in ihrer unmittelbaren Nähe aufgehalten und hat täglich mit ihr verkehrt. Während dieser Zeit nun hat Dr. Ménière das Tagebuch aufgezeichnet, das gegenwärtig durch seinen Sohn der Oeffentlichkeit übergeben worden ist. Das Tagebuch, das mit großer, ich möchte sagen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit geführt scheint, umfaßt zwei Bände; es enthält eine Fülle interessanter Details und macht uns mit einer Menge hervorragender Persönlichkeiten jener Zeit näher bekannt. Der Commandant der Festung Blaye war der damalige General, spätere Marschall Bugeaud, le père Bugeaud, wie er noch heute in der französischen Armee mit Verehrung genannt wird; sein Adjutant war der damalige Hauptmann, spätere Marschall Saint-Arnaud, der, von Napolean III. zum Marschall ernannt, sich während des Krimkrieges einen Namen gemacht hat. Mit beiden Männern ist Dr. Ménière während seines Aufenthaltes in Blaye sehr nahe bekannt geworden; er giebt uns interessante Aufschlüsse über ihre Charaktere. Eine der pikantesten Stellen des Tagebuches aber ist die sehr genaue Beschreibung einer Audienz, welche der Verfasser beim König Ludwig Philipp gehabt hat. Diese Mittheilungen sind insofern von besonderem Interesse, als sie eine Rechtfertigung, gewissermaßen eine Entschuldigung der gegen die Herzogin von Berry angeordneten Maßregel enthalten, einer Maßregel, die von der Regierung für unbedingt nöthig erkannt worden war, die aber dem viel angegriffenen König Ludwig Philipp oft und hart vorgeworfen worden ist. Dr. Ménière beschreibt diese interessante Audienz folgendermaßen: Der heutige Tag, 31. März, wird mir unvergeßlich bleiben; er macht Epoche in meinem Leben. Ich hatte mich in den frühesten Morgenstunden

Digitized by Google

der Erledigung einiger dringenden Correspondenzen kaum hingegeben und dachte noch über die Audienz nach, die ich am vorhergehenden Abend beim Ministerpräsidenten Marschall Soult gehabt hatte, als mir gemeldet wurde, daß ein ältlicher Herr mich augenblicklich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche. Hinter dem anmeldenden Diener trat auch schon der fragliche Herr, ein kleiner ganz in Schwarz gekleideter Mann, in mein Zimmer und flüsterte mir mit einem sehr höflichen Gruße die Frage ins Ohr: „Habe ich die Ehre, mit dem Hrn. Doctor Menière zu sprechen?" Ich bejahte die Frage. „Mit demselben Doctor Menière, der gestern aus Blaye hier eingetroffen ist?" Ich bejahte von Neuem. „Nun denn, so bin ich von Seiner Majestät dem Könige beauftragt, Sie zu ersuchen, sich heute Vormittag um elf Uhr im Cabinet Seiner Majestät einzufinden. Der König wünscht mit Ihnen zu sprechen." Ich verbeugte mich und versicherte, daß ich dem Wunsche Seiner Majestät nachkommen würde. Pünktlich zur festgesetzten Stunde stellte ich mich in Begleitung des Doctor Auvity, der mich Seiner Majestät vorstellen sollte, im Vorzimmer des Königs ein. Wir wurden angemeldet und sofort vorgelassen. Der König, im schwarzen Frack, erhob sich bei unserem Eintritt von seinem Arbeitstische, kam uns freundlich entgegen und forderte uns zum Niedersitzen auf, indem er selbst auf einem Kanapee Platz nahm, unmittelbar an einem Fenster, das die Aussicht auf den Tuilerien-garten hatte. Aus Ehrfurcht wagte ich nicht mich niederzusetzen, der König winkte mir aber nochmals Platz zu nehmen und sagte freundlich: „Setzen Sie sich nieder, wir werden uns sitzend besser unterhalten können." Der König geht nun sofort auf den Zweck der Audienz ein, die er dem an die Herzogin von Berry von der Regierung abgeordneten Arzte quasi octroyirt hat und läßt sich folgendermaßen vernehmen: „Ich danke Ihnen, Hr. Doctor, für die Art und Weise, wie Sie sich der Ihnen anvertrauten Mission bei meiner Nichte, der Herzogin von Berry, unterziehen; Sie sehen sie täglich, haben lange Zusammenkünfte mit ihr und werden sie vermuthlich sehr oft sich über mich beklagen hören." Der Doctor macht natürlich eine abwehrende Bewegung. „Oh, ich finde das sehr begreiflich," fährt der König fort; „meine Nichte ist sehr unterrichtet, sie weiß und kennt Vieles; davon aber, was ein constitutioneller König ist, davon macht sie sich keinen Begriff. Sie hat nie Gelegenheit gehabt, sich darüber Rechenschaft zu geben, und es wäre wünschenswerth, daß sie darüber einige Aufklärung erhielte, daß man ihr namentlich klar zu machen suchte, welchen Rücksichten und Verpflichtungen das constitutionelle Königthum unterworfen ist. Ein Ministerium, das seine Majorität in der Kammer, seine Popularität vor dem Lande bewahren will, das sich nebenbei für Alles, was geschieht, verantwortlich fühlt, schreibt dem Monarchen Gesetze vor und veranlaßt ihn zu seiner Einwilligung in Maßregeln, die er oft persönlich beklagt, denen er aber zustimmen muß, weil sie ihm als durch das allgemeine Interesse geboten dargestellt werden. Sagen Sie meiner Nichte, daß ihr gegenwärtiges Geschick nicht von mir abgehangen hat, daß ich als Verwandter dasselbe sehr beklage, daß es aber nicht in meiner Macht gestanden hat, es abzuwenden. Sagen Sie ihr, daß der König nicht immer thun kann, was ihm beliebt, daß die von seinen verantwortlichen Ministern aufgeworfene Staats-Raison eine Macht ist, der er sich zu unterwerfen hat und alle Familienrücksichten dieser Macht nachstehen müssen. Sagen Sie ihr ferner, daß in der gegenwärtigen schlimmen Zeit, wo immerwährend Straßenunruhen zu besorgen sind, wo gedungene Mörder mir auflauern, um mich umzubringen, wo der Bürgerkrieg in der Vendée kaum beschwichtigt ist, wo eine feindliche Presse die schon hinlänglich erregten Leidenschaften noch mehr aufstachelt, die Stellung eines constitutionellen Königs kaum haltbar erscheint und ich mich in der That oft genug versucht fühle, die Partie aufzugeben et de mettre la clef sous la porte . . ." Dieser drastische Ausdruck, der durch die Uebersetzung seine Energie verlieren würde, ist charakteristisch für die damals in der That keineswegs leichte und angenehme Stellung des Königs, er beweist, daß, wie der König sich im ferneren Verlaufe des Gespräches ausdrückt: le métier de Roi n'est pas toujours couleur de rose. Die Audienz schließt mit dem Versprechen des Doctors, daß er bei seiner Patientin, der Herzogin von Berry, Alles thun werde, um sie dem Wunsche Seiner Majestät gemäß über die wirkliche Lage der Dinge aufzuklären. Ich empfehle den Lesern dieser Blätter das Tagebuch des Dr. Menière als eine nach vielen Richtungen interessante Lectüre.

Zum Schluß sei mir noch ein Wort verstattet über die wichtigste Pariser Actualität des Momentes und zwar über die erste Aufführung der neuen Oper von Ambroise Thomas: „Franziska von Rimini", die vor einigen Tagen in der großen Oper stattgefunden hat. Seit Meyerbeer's „Afrikanerin", deren Aufführung auch so lange auf sich warten ließ, ist wol hier kaum je so viel von einer Oper gesprochen worden, als von dieser „Franziska von Rimini"; das Textbuch dazu ist vor zehn Jahren geschrieben; der Componist hat die Partitur seit bereits vier Jahren vollendet; seitdem hieß es beim Beginn jeder neuen Saison, das neue Werk werde nunmehr unwiderruflich zur Aufführung gelangen, im letzten Augenblicke aber wurde der Componist regelmäßig wieder anderen Sinnes und zog seine Musik zurück, weil die darstellenden Künstler seinen Anforderungen nicht genügten. Man sah sich nach anderen Tenoren und anderen Primadonnen um, da diese Waare jedoch in unserer stimmarmen Zeit immer seltener und immer mittelmäßiger wird, mußte sich der Componist schließlich doch mit den an der großen Oper vorhandenen, in der That sehr mittelmäßigen Kräften begnügen, mit Ausnahme der Rolle der Franziska, für welche ein ausländischer Stern verschrieben wurde, der sich indessen in keiner Weise als ein Stern erster Größe bewährt hat und der die übrigen Künstler der Oper glücklicher Weise nicht verdunkelt — ich sage glücklicher Weise, denn wir hätten uns sonst auf die entsetzlichsten Intriguen, Kabalen und Repertoirestörungen gefaßt machen müssen. Die Journale konnten aber nun endlich dem Publicum verkünden, daß das Einstudiren der neuen Oper in Angriff genommen sei und daß ihre Aufführung zur Wahrheit werden solle; sie mußten diese Nachricht sogar öfters wiederholen, da Niemand daran glauben wollte und dieser Unglaube war nach Allem, was man mit dieser schon so oft verheißenen Oper bereits an Enttäuschungen erlebt hatte, vollkommen gerechtfertigt.

Nichtsdestoweniger sah man doch dem neuen Werke mit um so größerer Spannung entgegen, als Hr. Ambroise Thomas seit seinem „Hamlet", der im Jahre 1868 zum ersten Male aufgeführt worden ist, keine neue Oper veröffentlicht hat. Dieses vierzehnjährige Schweigen konnte zu der Vermuthung führen, daß der sonst so fruchtbare Componist, der zwanzig Jahre hindurch so viele hübsche und melodiöse Werke geschaffen — unter denen „Der Carb" und „Der Sommernachtstraum" obenan stehen — sich ausgeschrieben haben könne. Mit dem fortschreitenden Alter hat Hr. Ambroise Thomas eine ernstere Musikrichtung angenommen, von „Mignon" an hat sich der Stil seiner Compositionen geändert, der im „Hamlet" stellenweise düster geworden ist und der in seiner neuen Oper „Franziska von Rimini" einen vollständig tragischen Ausdruck erhalten hat; die heitere Muse hat dabei verloren, wir sind aber um ein ernstes Musikstück reicher, das alle Besorgnisse, Hr. Ambroise Thomas könne sich ausgeschrieben haben, in triumphirender Weise niederschlägt. Es ist nicht leicht, ja es wäre vermessen, sich über eine fünfactige Oper nach einmaliger Anhörung ein entscheidendes Urtheil erlauben zu wollen. Ein Werk von solcher Bedeutung fordert ein eingehenderes Studium. Der erste Eindruck ist indessen ein günstiger, einige Längen ausgenommen, an welchen das Werk in musikalischer Beziehung

sowol wie auch in Bezug auf die Handlung krankt. Das Sujet scheint mir nicht besonders günstig gewählt. Die kurze Episode aus Dante's „Göttlicher Komödie", die sich auf das Liebespaar von Rimini bezieht, hat dem Librettisten zum Vorwurf für den Text der Oper gedient. Virgil und Dante, in die Hölle hinabgestiegen, befragen zwei Schatten, die sich eng umschlossen halten, über ihre Herkunft, es sind Franziska von Rimini und Paolo, ihr Geliebter. Das bekannte Liebesverhältniß dieser beiden Liebenden spinnt sich nun nach dem beendeten Vorspiel in der Hölle vier Acte hindurch vor dem Publicum ab. Die ganze Oper ist im Grunde beinahe nur ein langes Liebes-Duett; es fehlt die Action, die Situation bleibt immer dieselbe. Das eingelegte Ballet aber, das bekanntlich in keiner Oper fehlen darf, wenn sie in Paris gefallen soll, rettet diese etwas monotone Situation. Dieses sehr graziös componirte und meisterhaft executirte Ballet schießt den Vogel ab. C'est le ballet qui sauve tout! so lautete das allgemeine Urtheil, das fast einstimmig von allen Lippen schallte. Ich fand das Urtheil nochmals bestätigt in folgendem Zwiegespräche zweier Freunde, das ich beim Austritt aus der Oper belauschte. Der Eine hatte den Anderen erwartet, da er kein Billet mehr bekommen hatte. „Nun, wie war es?" „Ein wenig lang!" „Und das Ballet?" „Magnifique, superbe!" „Bravo, bravissimo! j'irai voir le ballet!" Ein großer Theil von Paris wird es machen wie dieser Herr; man wird in die neue Oper gehen, um das Ballet zu bewundern und bei dieser Gelegenheit wird man nach und nach auch die etwas verhüllten musikalischen Schönheiten der neuen Schöpfung des Hrn. Ambroise Thomas entdecken und würdigen.

Bücherbesprechungen.

— Die Behandlung Verunglückter bis zur Ankunft des Arztes von Dr. Emil Rotter, k. b. Sanitätsofficier. Nürnberg, Hermann Ballhorn, 1882. gr. 8. — Die vorliegende Arbeit wird beinahe unmittelbar nach dem Erscheinen von Esmarch's „Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen" veröffentlicht (s. Leipz. Zeit., Wiss. Beilage Nr. 33, S. 199). Beide Arbeiten verfolgen den gleichen Zweck, nämlich Belehrung über das, was Laien bis zum Eintreffen des Arztes bei plötzlichen Unglücksfällen thun können und thun sollen. Dagegen ist die Form, in welcher die diesfallsigen Belehrungen geboten, bei beiden Verf. von einander abweichend. Esmarch's fünf Vorlesungen sind als Leitfaden zum theoretischen und praktischen Unterrichte in Samariterschulen zu betrachten, während Rotter seine Belehrungen unmittelbar für Heilgehilfen, Polizei- und Gemeindebedienstete, Schutz- und Feuerwehrmannschaften u. s. w. bestimmt hat. Die betr. Anweisungen werden vom Verf. gegeben auf einer ohngefähr 80 cm hohen und ebenso breiten, typographisch geschickt dargestellten und mit 5 erläuternden Holzschnitten versehenen Tafel, welche in 2 Abtheilungen zerfällt. Die erste derselben bespricht „Scheintodte und Bewußtlose". In allen diesen Fällen muß, wenn der Verunglückte nicht mehr athmet, so schnell als möglich die künstliche Athmung vorgenommen werden. Für die Bewerkstelligung derselben giebt Verf. sehr zweckmäßige Methoden, theils im Allgemeinen, theils je nachdem die künstliche Athmung in Anwendung gebracht werden muß beim Scheintod durch Ertrinken, bei Verschütteten, Gehängten, vom Blitz Getroffenen, bei im Feuer oder durch Frost Verunglückten u. s. w. — Die zweite Abtheilung behandelt diejenigen Maßregeln, welche in Anwendung kommen müssen bei 1) Vergiftungen, 2) bei Wunden besonders mit Verblutungsgefahr, 3) bei Knochenbrüchen und Verrenkungen. Die besprochene Tafel ist als ganz besonders geeignet zu empfehlen zum Aufhängen in Rettungsstationen, in Wachlocalen von Schutzmännern und Feuerwehrleuten, in Bahnhöfen, Turnhallen, Schwimmanstalten, in Kasernen u. s. w. Hier werden dieselben vortheilhafte Verwendung finden zur Selbstbelehrung sowie zu ständiger Instruction und Repetition, außerdem aber auch als ein sehr praktischer und durchaus zuverlässiger Rathgeber im Augenblicke der Gefahr bei plötzlichen Unglücksfällen in segensreicher Weise benutzt werden können.

Kr. Der soeben im Verlage von Ißleib und Rietschel in Gera erschienene „Kleine methodische Schulatlas für die Unterklassen höherer Schulen. 12 Karten mit Text. Bearbeitet und herausgegeben von Friedr. Riecke" (Preis 1 ℳ) rechtfertigt sein Erscheinen mit der Behauptung, es fehle bis jetzt ein Schulatlas, der das Hauptgewicht auf die methodische Beschränkung des Materials, auf Herstellung deutlicher, übersichtlicher und leicht auffaßbarer Kartenbilder lege. Nun aber erschienen bereits im Jahre 1856 „Dr. Stößner's 3 Kurse der Elemente der Geographie in Karten und Text", brachen sich eben deshalb, weil sie durchaus auf dem methodischen Grundsatze der Stoffbeschränkung, der Klarheit und Faßlichkeit des Kartenbildes beruhen, schnell Bahn und wurden einflußreich auf die Gestaltung des geographischen Unterrichts in höheren und niederen Schulen, trotzdem in den ersten Auflagen die kartographische Ausführung mancherlei zu wünschen übrig ließ. Ein genauer Vergleich zwischen der Riecke'schen und Stößner'schen Arbeit ergiebt auch zur Evidenz, daß beide gleiche Ziele auf wesentlich gleichem Wege erstreben. Jedenfalls waren dem Autor dieser neuen Arbeit die Stößner'schen Leistungen nicht nur „ein warnendes, abschreckendes Beispiel zu weit gehender Generalisirung des Kartenbildes", sondern auch ein getreuer Wegweiser. Mag immerhin bei den Stößner'schen Kartenbildern der Natur und kartographischen Schönheit einiger Zwang angethan werden, sie behaupten doch den Vorzug einer eminenten Klarheit, durch welche sie dem Schüler sozusagen ins Auge springen und die geographischen Elemente seinem Gedächtnisse fest einprägen. Die fortschreitende Behandlung des geographischen Stoffs berichtigt bald und sicher vorhandene Ungenauigkeiten. Die Riecke'schen Darstellungen der Bodenplastik durch Verbindung der Strichelung mit der Höhenschichtenmanier muthen dem ungeübten Auge eines Schülers der Unterstufe wol zu viel zu. Anerkennung verdient Blatt I. „Kartographische Elemente", welches die Entstehung des Kartenbildes veranschaulicht und dadurch einer verständnißvollen Auffassung desselben voraebeitet.

** Schneider's Typen-Atlas. Naturwissenschaftlich-geographischer Hand-Atlas für Schule und Haus. Unter künstlerischer Mitwirkung von W. Claudius, H. Leutemann, G. Mützel und F. Seidel herausgegeben von Dr. Oskar Schneider, Oberlehrer an der Annen-Realschule zu Dresden. 2. Auflage. Dresden, 1881, C. C. Meinhold & Söhne. — Der vorliegende Atlas füllt eine oft empfundene Lücke in der Zahl der geographischen Unterrichtsmittel aus. Derselbe enthält nämlich bildliche Darstellungen aus der Menschen-, Thier- und Pflanzenwelt, welche geeignet sind, die zumeist nicht auf eigene Anschauung gegründete Beschreibung des Lehrers in der Geographie zu unterstützen. Für jeden Erdtheil findet man auf mehreren Blättern die Volkstypen nebst den charakteristischen Thieren und Pflanzen in recht guten Holzschnitten, und bei jeder einzelnen Abbildung wird auf die Stelle einer kleinen Weltkarte verwiesen, wo die betreffenden Objecte u. s. w. sich vorfinden beziehentlich ihre Heimath haben. Die Auswahl der Objecte sowie deren bildliche Darstellung verdient alles Lob.

Digitized by Google

Leipzig, 30. April. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. VII. Leipzig, Börsenverein der deutschen Buchhändler.

Bendt, Katechismus der Trigonometrie. Leipzig, J. J. Weber. 1,50 M.

Benkatt-Wahlberg, Aus den Baranstalten des Kadetten-Corps und der Haupt-Kadettenanstalt zu Lichterfelde. Hannover, Helwing. 1,20 M.

Berich, Die Conservirungsmittel. Wien, A. Hartleben. 2,50 M.

Bilder Sr. Maj. des Kaisers, Sr. Maj. des Königs Albert ꝛc. Volksausgabe. Dresden, Lehmann. à 50 ₰, 11 Bilder 5 M.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 19. bis 21. Hft. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 50 ₰.

Bultmann, Die Schicksals-Idee in Schiller's Braut von Messina und ihr innerer Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit. Berlin, R. Damköhler. 2,50 M.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine. Leipzig, J. C. Hinrichs. April c. Viertelj. 2 M.

Deutsch-Amerikanische Zeitung. Febr.- u. März-Heft. Leipzig, Gustav Weigel. à 60 ₰.

Du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne. 11. u. 12. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 1 M.

Dunger, Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter. Leipzig, B. G. Teubner. 1,80 M.

Dürfeld, Die Kartoffel. Oldernhau i. S., Victor Dürfeld's Selbstverlag.

Ebers' Geschichte der Kunst im Alterthum. 1. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 1,50 M.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. 1. Abth. 29. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt.

Erfindungen und Erfahrungen, Neueste, herausgegeben von Dr. Th. Koller. 5. Heft. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Faulmann, Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst. 12. bis 18. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Ferien-Kolonien zu Breslau. Bericht über den ersten Versuch von Kinder-, Breslau, Schletter. 1 M.

Findeisen, Kaufmännische Correspondenz. Leipzig, J. J. Weber. 2 M.

Francke, Die Gesetzgebung des Königreichs Sachsen seit 1818 bis zur Gegenwart. 2. Lfg. Leipzig, Roßberg. à 1,20 M.

Gerlach, Der alten Griechen Götterlehre, Mythen und Heldensagen. Leipzig, Georg Reichardt. 6 M.

Gätzinger, Reallexikon der deutschen Alterthümer. 10. Heft. Leipzig, Woldemar Urban. à 1 M.

Hackländer's ausgewählte Werke. 8. bis 10. Bd. Stuttgart, Carl Grabbe. à 1,50 M.

v. Hardenberg, Zur Frauenfrage. Leipzig, Georg Reichardt. 1 M.

Heinze's Anklageschrift „Hungarica" im Lichte der Wahrheit. Preßburg u. Leipzig, Carl Stampfel. 2 M.

Henzen's Lustspiel: Die Geißel. Berlin, Frbr. Luckhardt.

Hübner's Statistische Tafel aller Länder der Erde. Frankfurt a. M., Wilh. Rommel. 50 ₰.

Jugendliteratur. Wegweiser durch die deutsche, 1. Heft. Leipzig, Jul. Klinkhardt.

Kossen, Friedrich Barbarossa, die Glanzzeit des deutschen Kaisertums im Mittelalter. Halle, Buchhdlg. des Waisenhauses. 4 M.

Kosprowicz, Das slavische Commissionshaus in Leipzig. Ein Vorschlag. Leipzig, C. L. Kosprowicz.

Kirchhoff, Thüringen doch Hormunduren-land. Leipzig, Duncker & Humblot. 1,60 M.

Kirchliche Chronik. 28. Jahrg. 1881. Hamburg, Haendcke & Lehmkuhl.

Kleinpaul, Rom in Wort und Bild. 15. u. 16. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. à 1 M.

Knigge, Zur Reform des Zeichenunterrichts, insbesondere auf Schulen. Berlin, Oswald Seehagen.

König, Procentische Zusammensetzung und Nährgeldwerth der menschlichen Nahrungsmittel nebst Konstruktionen und Verdaulichkeit einiger Nahrungsmittel. Berlin, Jul. Springer. 1,20 M.

Kennke, Populäre Darstellung von Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. 2. Aufl. — K., Zur Widerlegung des Satzes: Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Lahr, Moritz Schauenburg.

v. Leixner, Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen. 8. bis 11. Lfg. Leipzig, Otto Spamer. à 50 ₰.

„ Unser Jahrhundert. 41. bis 43. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn à 50 ₰.

Lindner, Encyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde. 1. Heft. Wien, A. Pichler's Witwe & Sohn. à 60 ₰.

Literarischer Merkur, Nr. 13 u. 14. Jährl. 24 Nrn. Berlin, Franz Neugebauer, Viertelj. 75 ₰.

Lorck, Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst. 1. Th. Leipzig, J. J. Weber. 6 M.

Lose Blätter aus dem Geheim-Archive der russischen Regierung. Ein actenmäßiger Beitrag zur neuesten Geschichte der russischen Verwaltung und Beamten-Corruption. Leipzig, Duncker & Humblot. 3,20 M.

Luthardt's Vortrag: Die Kirche in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben. Leipzig, J. C. Hinrichs. 60 ₰.

Meißen, Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt, 1. Heft. Meißen, Louis Mosche.

Misopris's Börsen-Compaß. Rathgeber für Geschäftsleute ꝛc. 1. u. 2. Heft. Berlin, Rich. Hannow. à 50 ₰.

Moldenhauer, Das Weltall und seine Entwickelung. 8. Lfg. (Schluß d. 1. Bd.) Köln, Ed. Heinr. Mayer. à 80 ₰.

v. d. Mosel, Repertorium des K. S. Verwaltungsrechtes. 4. Aufl. 3. Lfg. Leipzig, Roßberg. à 1,20 M.

Müller, Politische Geschichte der Gegenwart. XV. Das Jahr 1881. Berlin, Jul. Springer.

New York, Jahresbericht der deutschen Gesellschaft der Stadt, für das Jahr 1881. New York, Seldstverlag.

Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden ꝛc. 19. Lfg Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 2 M.

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. April c. Breslau, S. Schottländer. Viertelj. 3 M.

Plun von Leipzig 1882. Von G. Hetzel und W. Rentsch Leipzig, J. C. Hinrichs. 80 ₰.

Portig, Die Sixtinische Madonna von Raphael und die Campasanto-Kartons von P. v. Cornelius. Leipzig, Jul. Drescher. 1,20 M.

Programme und Jahresberichte von Schulen, Gymnasien ꝛc.: Bericht über das 26. Schuljahr der Handelslehranstalt zu Bautzen; 7 Jahresbericht über die landwirthschaftliche Schule, einschließlich der Obst- und Gartenbauschule, in Bautzen; Programm der technischen Staatslehranstalten zu Chemnitz; dgl. des Gymnasiums Albertinum zu Freiberg; 10. Bericht über die höhere Schule für Mädchen zu Leipzig; Programm des Steinbeck'schen Knaben-Erziehungs- und Unterrichts-Instituts zu Niederlößnitz bei Dresden; Nachrichten über die allgemeine Stadtschule zu Rachlitz.

Richter, Verzeichniß der neuen Werke der Königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden 1881. Dresden, H. Burdach's K. Hofbuchhdlg.

Rosegger's ausgewählte Schriften. 51. bis 60. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 50 ₰.

Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst, von der französ. Revolution bis auf die Gegenwart. 1789 — 1882. 1. Lfg. Leipzig, W. Grunow. à 2 M.

Russische Verwaltung ꝛc. siehe „Lose Blätter".

Rußland und Polen. Versöhnungs-Mediationen von Dr. T. R. Lemberg, Buchdruckerei von E. Mintarz.

Saphir, Christus und die Schrift. 3. Ausg. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1,20 M.

Schlössing, Hand- und Lehrbuch der deutschen Handelssprache. Berlin, R. Damköhler. 1,50 M.

Schmollers, Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft. 8. Jahrg. 2. Heft. Leipzig, Duncker & Humblot. 6 M.

Schneller's Novellen: „Des Pfarrers Töchterlein", 80 ₰; „Röschen und Rosa oder Großvaters Segen". 2. Aufl. 60 ₰. Leipzig, Jul. Drescher.

Schubert, Illustrirtes Hand- und Hülfsbuch für den praktischen Metallarbeiter. 1. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

v. Schweiger-Lerchenfeld, Griechenland in Wort und Bild. 5. u. 7. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. à 1,50 M.

Soziales Reform. Ueber die Nothwendigkeit einer durchgreifenden, Ein Worternster Mahnung eines Menschenfreundes. Leipzig, Otto Wigand.

Salpicius, Der Judenhaß und die Mittel zu seiner Beseitigung. Stuttgart, Verlag der allgemeinen Montagspresse. 25 ₰.

Transcheine, nach Zeichnung von Lämmel. Leipzig, Jul. Drescher. 25 St. 2 M.

Unionist, Die österr.-ungar. Monarchie, geogr.-statist. Handbuch. 2. Aufl. 13. bis 17. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Unterrichts-Briefe zum Seldststudium der englischen Sprache von Dr. Andrews Allen und Dr. W. Voigt. 1. Brief. Leipzig, Rich. Bauer. à 75 ₰.

v. Urbanitzky, Die elektrische Beleuchtung und ihre Anwendung in der Praxis. Wien, A. Hartleben. 4 M.

Vierteljahresberichte über die gesammten Wissenschaften und Künste ꝛc. Von Rich. Fleischer. 1. Bd. 1. Heft. Berlin, Gust. Hempel. Viertelj. 8 M.

Vom Fels zum Meer. Illustrirte Zeitschrift. Mai-Heft. Stuttgart, W. Spemann. Viertelj. 3 M.

Vurnek, Die Nothwendigkeit einer socialpolitischen Propädeutik. Leipzig, Georg Reichardt. 7 M.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung ꝛc. April-Heft. Leipzig, Rich. Lesser. Viertelj. 1 M.

Wiltzaum, Aus den Hochgebirgen von Granada. Wien, Carl Gerald's Sohn.

Württembergischen Verkehrsanstalten. Verwaltungsbericht der Königl., für 1880/81. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Zeitschrift des Königl. Sächs. Statistischen Bureaus XXVII. Jahrg., 1. u. 2. Heft. In Commission der K. Expedition der Leipz. Ztg., Leipzig, und der Buchhandlung van R. v. Zahn, Dresden. Jahrg. 3 M., halbj. Doppelhefte à 1,50 M.

v. Zezschwitz, Die Christenlehre im Zusammenhang. 3. Abth. Leipzig, J. C. Hinrichs. 3 M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 37. Sonntag, den 7. Mai. 1882.

Inhalt: Ueber das sittliche Ideal und seine Geschichte, von D. Chr. E. Luthardt. — Von der internationalen Kunstausstellung in Wien. II. (Fortsetzung.) III. — Bücherbesprechungen (Gedichte von Martin Greif. Erfahrungen auf Alpenreisen, von August Israel).

Ueber das sittliche Ideal und seine Geschichte.

Festrede zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Majestät des Königs Albert am 23. April 1882 in der Aula der Universität Leipzig gehalten von D. **Chr. E. Luthardt**, d. Z. Prorector.

Hochansehnliche Versammlung!

Die Wiederkehr des Tages, an welchem Se. Majestät unser allergnädigster König und Herr ein neues Jahr seines Lebens beginnt, hat uns hier in der Aula unserer Universität zusammengeführt, um unsern patriotischen Empfindungen und Gesinnungen nach akademischer Weise einen festlichen Ausdruck zu geben. Des Königs Freude und Wohlfahrt ist auch seines Volkes Freude und Glück. Und so ist uns denn dieser Tag Aufforderung, Gott Dank zu sagen, daß es Sr. Majestät vergönnt gewesen, in Friede und Wohlsein das vergangene Lebensjahr zu vollenden und auch die Wolken, die sich über Ihrer Majestät der Königin Gesundheit lagerten, sich zerstreuen zu sehen. Möge auch das beginnende Jahr Sr. Majestät dem König nur Erfreuendes bringen, Leid und Gefahr aber von Ihm und Seinem Hause fern halten. Wir haben nun seit einer Reihe von Jahren das Glück des Friedens genießen und unter den Anregungen, welche von der Regierung Sr. Majestät ausgingen, die Wohlfahrt des Landes erblühen sehen dürfen. Gott gebe, daß das Schwert, welches unser König und Herr in großer und ernster Zeit so glorreich geschwungen und damit zur Begründung des Deutschen Reiches in so entscheidender Weise beigetragen, auf lange hinaus in der Scheide ruhen bleibe, und daß der Eindruck jener Tage auf unsere Feinde auch in der Zukunft nachhaltig genug sei, um die Pflege der Werke des Friedens zu schützen und zu schirmen. Mit diesen Wünschen lassen Sie uns Se. Majestät den König zum neuen Jahresbeginne heute ehrfurchtsvollst grüßen und die Zusage der Treue ihm erneuern.

Von Alters her haben die deutschen Stämme und Völker in ihren Fürsten etwas Ideales gesehen und verehrt. Sie galten ihnen als Verkörperung der Tugenden und Eigenschaften des Volkes selbst, in deren Zusammenfassung und Einklang sie das Ideal erblickten, welches im Leben zu verwirklichen jeder an seinem Theil als seine Aufgabe ansah. Wir wissen wohl, daß die menschliche Natur auch der Höchstbegabten und Höchstgestellten ihre Schranken hat. Aber es ist dem deutschen Volke auch heute noch Gewohnheit und Freude, in dem Bilde seiner Fürsten die einzelnen Züge der Vollkommenheiten zu suchen und zu finden, deren Einheit ihm das Ideal des nationalen Lebens ausmacht. Und solche Betrachtung ist dann wohl geeignet, eine anregende und erhebende Rückwirkung auf den Betrachtenden auszuüben.

So wird es denn im Hinblick auf die Bedeutung des heutigen Tages, sowie zugleich auf den neuen Beginn unserer Berufsarbeit, vielleicht nicht ganz fernabliegend erscheinen, wenn ich, da mir als vorjährigem Rector die Ehre des Wortes in diesem Kreis zugefallen ist, Sie auffordere, mir zu einer geschichtlichen Betrachtung des sittlichen Ideals zu folgen.

Sie werden mir nicht die anmaßliche Meinung zutrauen, ich könnte im engen Rahmen dieser Stunde ein Thema von solcher Weitschaft auch nur annähernd vollständig erörtern. Denn vom sittlichen Ideal und seiner Geschichte sprechen, heißt im Grunde von der Geschichte des sittlichen Bewußtseins überhaupt sprechen. Und welches Thema könnte umfassender sein als dieses? Nur einzelne Bruchstücke lassen Sie mich herausheben und Ihnen vortragen, zufrieden, wenn dieselben nicht ganz zusammenhangslos erscheinen. Ihre eigene Einsicht wird gern bereit sein, die angeschlagenen Gedanken weiter fortzuführen und die fehlenden zu ergänzen.

Wir reden gern von den Idealen des Lebens. Ohne sie erscheint uns das Leben todt. In den verschiedenen Gebieten dieses irdischen Daseins sind sie uns die lichten Ziele, nach denen wir den Gang unseres Lebens und Strebens richten, im Gebiete des Wahren und Schönen nicht minder wie in dem des Guten. Wir mögen vielleicht gar manchmal vermeintliche Ideale, nach denen wir strebten, bei geförderter Einsicht als Irrthümer erkennen und fallen lassen. Aber das Ideal selbst lassen wir darum doch nicht fallen. Es mag uns betrüben die Wirklichkeit des Lebens vom Ideale so weit abstehen und uns selbst auch in dem, was wir leisten und sind, so weit hinter demselben zurückbleiben zu sehen. Dies wird uns nur um so mehr Sporn und Antrieb sein, dem Ziele, das uns vorschwebt, nachzustreben, ob wir es erreichen. Denn niemals werden wir es der pessimistischen Blasirtheit zugestehen, daß das, was wir Ideal nennen, nur eine schöne Poesie sei, allein geeignet für wenige Augenblicke uns über die traurige Wirklichkeit mit trügerischem Scheine hinweg zu täuschen — gut genug vielleicht für die unerfahrene Jugend, welche noch zu hoffen wagt, weil sie das wirkliche Leben noch nicht kennt und sein hartes Gesetz der Nothwendigkeit noch nicht erfahren hat, während der erfahrene Mann für diesen schönen Traum nur ein bitteres Lächeln besitzt und nur mit dem schmerzlichen Ton der Resignation oder dem spöttischen Ton der Ironie davon reden kann. Jedenfalls thäten wir dann gut, unser Lehramt niederzulegen, und zwar lieber heute als morgen. Denn wer sich die Jugend des Glaubens an das Ideal nicht bewahrt hat im Herzen, wird auch nie die Herzen der Jugend zu treffen vermögen; bloße Kenntnisse und Fertigkeiten mittheilen aber wird uns noch nicht heißen ein Lehrer der Jugend sein.

Jegliches was ist, trägt ein Gesetz seines Daseins in sich, welches die Wahrheit desselben bildet, dem die Wirklichkeit allerdings nur mehr oder minder annähernd, nie völlig entspricht, weil im Widerstreit der Kräfte und Wirkungen dieses irdischen Daseins jede Entwickelung von Hemmnissen gedrückt wird, und so das Gesetz ihres Daseins nie voll zur Erscheinung bringt. Gäbe es nur die Welt der Physik, welche

unter dem Banne der Nothwendigkeit steht, so würden wir wol von Gesetz und Typus sprechen dürfen, aber nicht von Ideal. Denn zum Ideal wird die zu Grunde liegende Idee erst, wenn sie sich uns als Ziel und Vorbild darstellt, welches wir auf dem Wege der Freiheit verwirklichen sollen.

Es ist aber das Gesetz der Welt der Freiheit, daß sie sich im Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit bewegt. Gegensatz jedoch ist nicht Verneinung. Oder sollte es wirklich an dem sein, daß das Leben der Verwirklichung des Ideals schlechthin widerstreitet? Wir kennen sie wohl, die Stimmen der Klage aus allen Zeiten, bei den Rednern und Weisen der Völker so gut wie bei ihren Dichtern und bis herab auf die, an deren Worten wir den Enthusiasmus unserer eigenen Jugend genährt haben, — jene oft wiederholte Klage, daß keine Brücke über die weite Kluft führen wolle, welche das Ideal vom Leben trennt. Und doch ist alle geistige und sittliche Arbeit und alles höhere Streben nichts anderes, als das Bemühen, jene Brücke zu bauen. Und wir würden die innerste Seele unseres Lebens ertödten und sein Licht auslöschen, wenn wir es je aufgeben wollten, nach jenen höchsten Zielen des Lebens zu streben.

Wenigstens nach dem Ideal des Guten zu streben, werden wir nie lassen können. Denn wenn auch alle anderen uns versagt wären, — dies kann uns nicht geraubt werden. Denn dies bewegt sich nicht im Bereich etwa der Begabung oder sonst der Natur, sondern des Willens. Vor allen andern Gütern aber ist, wie nicht blos die Stoa lehrt, das sittliche Gut, d. h. die Tugend und das tugendhafte Wollen dasjenige, welches im Grunde allein in unserer Hand ist.

Wir reden von einem Ideal der Schönheit in der Kunst, und unsere Arbeit hier in unserem nächsten Beruf gilt einem Ideal der Erkenntniß. Aber allen anderen voran steht das sittliche Ideal. Denn alle anderen erreichen ihr Ziel nur im Einklang mit diesem. Denn so rein formal werden wir auch die Schönheit nicht fassen wollen, daß sie völlig gleichgiltig gegen die sittliche Idee wäre. Und wenn das Ideal der Erkenntniß uns die Wahrheit ist, so ist die Wahrheit selbst eine sittliche Größe. Alle anderen Ideale sind also was sie sind nur dadurch, daß sie Antheil haben am sittlichen Ideal. Schon um deswillen, weil alle anderen nur einen Ausschnitt des Lebens umschreiben, dieses dagegen den vollen Umfang des Lebens. Jene gelten nur einzelnen Lebenszwecken, dieses dem allumfassenden Lebenszweck. Denn wenn auch jedes einzelne werth ist, daß wir ihm das Leben weihen, so fordern wir doch von einem Jeden von uns, daß er neben seiner besonderen Aufgabe, die er sich erwählt hat, vor Allem auch der sittlichen Lebensaufgabe gerecht werde: so daß also dieses sittliche Ideal dasjenige ist, welches zugleich alle anderen in seinen Kreis mit einschließt und ihnen allen erst zur Vollendung verhilft.

Es ist aber das sittliche Ideal das universelle, weil es das centrale ist. Denn allen anderen dienen wir mit einer einzelnen Seite und Begabung unseres Geistes; die geistige Ausrüstung aber ist mannigfaltig, und kein Mensch auf Erden ist universell, sondern auch der reichstbegabte ist nur eine einseitige Darstellung der menschlichen Natur. Der sittlichen Aufgabe aber dienen wir mit der centralen Innerlichkeit unserer Persönlichkeit. Als Persönlichkeit aber ist ein Jeder eine Totalität. Die sittliche Aufgabe ist also darum die universale, weil sie die centrale ist. So geht das sittliche Ideal allen anderen wie an Innerlichkeit und Umfang, so denn auch an Würde voran.

Deshalb ist uns auch die sittliche Betrachtungsweise der Dinge die höchste, und die sittliche Beurtheilung der Handlungen ist die entscheidende Beurtheilung. Wir können an der Fülle der Begabung, welche einem Einzelnen verliehen ist, uns erfreuen oder die Energie des Willens, mit welcher ein Einzelner ausgerüstet ist und die Ziele zu verwirklichen sucht, die er sich gesteckt hat, bewundern; aber höher als jener Reichthum und als diese Kraft wird für unsere Beurtheilung der sittliche Geist stehen, welcher jenen Reichthum sich dienstbar macht, oder der sittliche Inhalt, welcher sich in das energische Wollen und Handeln hineinlegt. Denn alles Andere ist ein Gegebenes, der sittliche Inhalt des Wollens aber ist die Welt der Freiheit. Die Welt der Freiheit aber steht höher als die Welt der Nothwendigkeit, und die sittlichen Entscheidungen sind die entscheidenden. Wir wissen wohl, wie eng Freiheit und Nothwendigkeit in einander verflochten sind; und ob es je gelingen wird, die Grenzlinie zu finden, wo sie sich von einander sondern — wer will es sagen? Aber daraus, daß die Wurzeln der Freiheit im Boden der Nothwendigkeit liegen, folgt nicht, daß sittliche Freiheit überhaupt nicht sei und wir denn auch kein Recht haben, sittliche Unterschiede zu machen und sittliche Urtheile zu fällen. Niemals werden wir den Handlungen der Menschen oder unseren eigenen mit derjenigen Stimmung des Geistes gegenüberstehen, mit welcher etwa der Botaniker die Bildung einer Pflanze untersucht. So lange sittlicher Enthusiasmus oder Entrüstung noch ein Anrecht an unsere Seele und die Worte gut und schlecht, sittlich und unsittlich, Tugend und Laster noch eine Bedeutung in unserer Sprache haben, werden wir auch Recht und Pflicht sittlicher Beurtheilung haben.

Woher nehmen wir den Maßstab dieser Beurtheilung? Trägt jegliches was ist das Gesetz seines Wesens in sich, so wird dies auch von uns gelten, sofern wir Persönlichkeiten d. h. sittliche Wesen sind, und wird dieses Gesetz dem entsprechend sein. Aber Alles entwickelt sich nur, indem es in einer homogenen Welt steht. So entwickelt sich auch jenes Gesetz zum sittlichen Bewußtsein nur an der Welt der sittlichen Ideen und Wirkungen, der wir angehören und empfängt von daher seinen Inhalt. Wir sind, was wir sind, nur innerhalb der Gemeinschaft und im Zusammenhang der Geschichte. Auch das sittliche Bewußtsein ist durch die Gemeinschaft bedingt und Sache geschichtlicher Entwickelung. Es erweckt das höchste Interesse des Geistes, zu beobachten, wie die geschichtliche Stufenreihe der Völker Stufen des sittlichen Bewußtseins repräsentirt, und es ist eine erhebende Betrachtung, welche mit Hoffnung die Zukunft erfüllen kann, daß der Fortschritt der Geschichte auch einen Fortschritt des sittlichen Bewußtseins bezeichnet. Die Höhenlage des jeweiligen sittlichen Bewußtseins nennen wir das sittliche Ideal.

Es sind zwei sehr verschiedene Fragen, und doch ist es begreiflich, daß wir sie immer in Verbindung mit einander sehen: die Frage, welches das sittliche Ideal ist, und die andere, auf welchem Wege es zur Verwirklichung desselben kommt. Denn die ethische Frage hat nicht blos ein theoretisches, sondern vor Allem ein praktisches Interesse. Es ist natürlich, daß man das Ziel nicht aufstellt, ohne auch an den Weg zu denken, auf dem es erreicht wird. Und doch ist beides so wenig mit einander gegeben, wie nach unser Aller Erfahrung mit dem Erkennen des Rechten auch das Wollen desselben gegeben ist.

Lange ehe es eine Moralphilosophie in Hellas gab, hat es sittliche Vorstellungen gegeben und haben sich die verschiedenen sittlichen Ideen zu einer Art sittlichen Ideals zusammengeschlossen. Zwar mochte Jeder sich seinen Helden erwählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitete, mochte es Achill sein oder Odysseus. Aber aller Verschiedenheit der Vorbilder lag doch ein gewisses Gemeinsames zu Grunde. Dieses Gemeinsame und Uralte war die Scheu vor den himmlischen Mächten, welche das leidenschaftliche Begehren der Brust bändigte, der Vermessenheit wehrte, die Schranke einzuhalten, Maß zu beobachten gebot, und Gerechtigkeit gegen die Anderen zu üben. Das ist das Bild, welches uns von Homer an bis zu den großen Dramatikern herab in allem Wechsel der Zeiten und Stimmungen als gemeinsame Forderung entgegentritt und die Lehre z. B. ebenso der Perser des Aeschylus wie der Antigone des Sophokles bildet.

Eben diese Zeit der großen Tragiker aber bezeichnet einen bedeutsamen Einschnitt. Die Zurückwerfung der Heeresmassen Asiens durch die vereinte Kraft von Hellas, durch welche die Zukunft Europas vor asiatischer Ueberschwemmung gerettet wurde, hatte eine Steigerung des hellenischen Selbstgefühls zur Folge, wie sie in dieser Weise früher nicht stattfand und sich in dem neuen Sprachgebrauch kundgiebt, welcher seitdem Hellenen und Barbaren einander gegenüberstellt. Wenn die naturwüchsige Kraft der Thraker die Freiheit repräsentirte ohne die Cultur, die Länder Asiens aber wol Cultur besaßen jedoch ohne die Freiheit, so war sich der Grieche des Besitzes einer edlen freien Bildung bewußt, durch die er alle anderen überrage und zur Herrschaft über sie berufen sei. In dieser Idee des Hellenen als der Verwirklichung des freien Mannes edler Bildung sah man seitdem das sittliche Ideal.

Aber jener verhängnißvolle fast dreißigjährige Krieg zwischen Sparta und Athen brachte eine große Veränderung des sittlichen Geistes. Das Volk des Kleon erschien wenig geeignet, jenes hellenische Ideal darzustellen. Nur in kleineren Kreisen, in welchen statt der Leidenschaft oder des Irrthums die Vernunft die ihr gebührende Herrschaft erlangte, konnte man auf die Verwirklichung jenes Ideals hoffen. Das war die Aufgabe, welche sich Sokrates stellte und Diejenigen, welche seinen Anstoß weiterzuleiten suchten. Indem die Philosophie die Führung in der sittlichen Aufgabe übernahm, theilte sich auch dieser der aristokratische Charakter mit, welcher jener eignet. Wenn früher die sittliche Idee, wenn auch nicht aus der Religion geschöpft, so doch an sie angeschlossen und unter ihren Schutz gestellt wurde, so änderte sich das jetzt. Die Religion trat ihre Bedeutung für die Moral an die Vernunft ab, die in der Philosophie zum Bewußtsein kommt. Die Religion ist aber das Allgemeine, diese Vernunft dagegen ist das Eigenthum nur einer Auswahl. Nach dieser Vernunft des freien und gebildeten Mannes, d. h. der Wenigen, bestimmt Aristoteles das sittliche Ideal.

Unter den verschiedenen Tugendcharakteristiken, welche Aristoteles entwirft, ist eine, welche er vor allen anderen in einem durchgeführten Bilde bis in die Einzelnheiten der äußern Erscheinung, selbst in Stimme und Gang ausmalt. Es ist das Bild des Großgesinnten, des Megalopsychas, welches er hier giebt. Man hat darin und gewiß mit Recht das aristotelische Ideal erblickt, wie es freilich der Natur der Sache nach nur in einem beschränkten Kreise seine Verwirklichung finden kann. Er selbst bezeichnet die Großgesinntheit als den krönenden Schmuck, den Kosmos aller anderen Tugenden, denn sie ist nicht möglich ohne die höchste Trefflichkeit, die Kalokagathie. Den Großgesinnten aber charakterisirt vor Allem das stolze Bewußtsein, der höchsten Ehren und nur von Seiten der Besten würdig zu sein; auf die Ehren dagegen, welche ihm beliebige Nächstebeste erweisen, blickt er mit Geringschätzung herab, und vollends Beschimpfungen Anderer lassen ihn gleichgiltig. Wohlthaten zu erweisen liebt er; denn sie sind ein Zeichen von Ueberlegenheit; Wohlthaten zu empfangen aber beschämt ihn; denn das ist ein Zeichen von Unterordnung. Er hat daher auch ein gutes Gedächtniß für Wohlthaten, die er erwiesen hat und läßt sich gern daran erinnern, während ihn die Erinnerung an den Empfang von Wohlthaten nicht freut. Nur ungern nimmt er den Dienst Anderer in Anspruch, wohl aber ist er bereit, Andern Dienste zu leisten. Hochstehenden gegenüber tritt er hochgemuth auf, aber gegen Leute mittleren Standes ist er freundlich. Er drängt sich nicht leicht zu Solchem, worauf man Gewicht legt oder wo Andere schon die erste Rolle spielen; er regt sich überhaupt nur langsam oder zögernd, außer wo es große Ehre oder ein Werk gilt, das nur Wenige zu verrichten vermögen. Er ist offen in seiner Feindschaft und in seiner Freundschaft; denn Furcht kennt er nicht; in seinem Reden und Handeln ist er stets geradezu vor aller Welt; denn er ist ein Freimüthiger, weil er auf die Menschen herabsieht; er hält deshalb mit der Wahrheit nicht zurück, außer wo er dem großen Haufen gegenüber sie hinter der Ironie verbirgt. Sich beeinflussen zu lassen verschmäht er; denn solche Abhängigkeit ist etwas Sklavisches. Nicht leicht setzt ihn etwas in Staunen; denn es giebt für ihn nichts Großes. Ueber Persönlichkeiten spricht er nicht gern, mag es weder, daß man über ihn rede — liegt ihm doch nicht weder am Lob, noch am Tadel —, noch auch lobt er gern Andere, aber ist er geneigt, von Anderen, auch von seinen Feinden Uebles zu sagen. „Selbst im Aeußern nimmt man allgemein an, daß der Gang des Großgesinnten langsam, seine Stimme tief und gewichtig und seine Sprechweise gehalten sei. Denn ein Mensch, dem Weniges wichtig ist, ist nicht zur Eile geneigt und der nichts für groß ansieht, strengt sich nicht mit der Stimme an." Ein solcher also ist der Großgesinnte.

So lautet im Auszug die Charakteristik, die Aristoteles giebt. Ob ihm dabei sein Zögling Alexander, wie man wol gemeint, vorgeschwebt habe, weiß ich nicht zu entscheiden. In jedem Fall aber schildert der Philosoph in diesem Bilde das Ideal des Hellenen, der dem öffentlichen Leben angehört. Uns wird dies Bild eigenthümlich fremd berühren. Die ruhige Geschlossenheit zwar wird wohl geeignet sein, uns zu imponiren, dieser wie aus Marmor gehauenen in sich selbst beruhenden plastischen Gestalt, die sich wie von der Unruhe des täglichen Lebens, so von der Bedürftigkeit des gewöhnlichen Daseins ablöst und deren olympische Ruhe nicht leicht durch etwas gestört wird. Aber wir vermissen den warmen Herzschlag menschlicher Theilnahme, und was wir Gemüth nennen, scheinen wir hier vergebens zu suchen. Das hellenische Selbstgefühl ist zur Selbstgenügsamkeit des Einzelnen geworden, und die sittliche Selbstachtung zum Stolz, der vom Hochmuth kaum mehr zu unterscheiden ist.

Wenn die frühere Zeit das Selbstgefühl mit der Beugung unter die himmlischen Mächte verband, so ist für die philosophische Reflexion über das moralische Problem diese Schranke weggefallen. Kein Wunder, daß das individuelle Selbstgefühl sich steigert und sich zur Höhe des Göttlichen selber zu erheben beginnt.

Auf dieser Bahn ging die folgende Entwickelung weiter.

Die Moral der Stoa ist bei aller Verschiedenheit von der aristotelischen doch nur die Consequenz derselben. Von dem aristotelischen Satze, daß die Tugend das höchste Gut sei, war kein großer Schritt zu dem stoischen, daß sie das einzige Gut sei. Und wenn die Welt des aristotelischen Tugendhaften der Staat ist, der Staat des stoischen Weisen aber die Welt, so war es die Dialektik des Gedankens selbst, welche diese Erweiterung des Gesichtskreises herbeiführte, unterstützt durch den geschichtlichen Gang der Dinge. Denn die kleineren Staaten gingen unter im orbis terrarum Romanus, und so löste sich auch der Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren auf in den Gegensatz zwischen Bildung und Nichtbildung überhaupt.

Aristoteles hatte eine Reihe einzelner Tugenden aufgeführt und auf jeder Stufe die richtige Mitte zwischen den Extremen zu zeigen gesucht. In einem Gesammtbild faßt er die einzelnen Züge nicht zusammen. Wenn ich den Großgesinnten als Idealbild heraushob, so berechtigt dazu zwar die Ausführlichkeit seiner Schilderung sowie die Betonung seiner Hochstellung; aber es ist doch nur ein Tugendbild neben anderen, wenn auch vor den anderen. Der Realismus des Aristoteles kennt nur einzelne Tugenden, die mehr oder minder in den Einzelnen vertreten sein können, eine einheitliche Tugendhaftigkeit kennt er nicht. Denn der Weg zur Tugend ist nach ihm Gesetz und Gewöhnung. Aber diese Mächte können zwar das Handeln bestimmen, aber nicht die innerste Gesinnung. Das Handeln aber hat es mit Einzelnen zu thun, nur die Gesinnung des Herzens kann die einheitliche Wurzel alles Handelns sein. Wie soll nun aber jene Gesinnung die rechte werden? Darauf

hat die Antike bis auf ihn und bis zum Ende keine Antwort gehabt.

Es ist ein Fortschritt des moralphilosophischen Denkens, daß die Stoa die Vielheit der Tugenden, die sie um die bekannten vier Stammtugenden vereinigte, im Begriffe einer einheitlichen Sittlichkeit zusammenfaßt. Man hat die einzelne Tugend wahrhaft nur, wenn man ihre Gesammtheit besitzt, und wer die eine Tugend wahrhaft hat, hat auch die anderen. Und diese einheitliche Sittlichkeit stellt sich ihr dar im Idealbild des Weisen. Im Weisen sind alle Vollkommenheiten vereinigt, welche sonst nur vertheilt vorkommen. Er ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee und sofern er für die anderen das Ziel bildet, dem sie entgegenzustreben haben, das sittliche Ideal. Wenn der Großgesinnte des Aristoteles das kleinliche Getriebe der übrigen Menschenwelt weit überragt und mit seinem Haupt die Wolken zu berühren scheint, so erhebt sich der Weise der Stoiker bis zur Höhe der Gottheit selbst. Zwar nach seinem äußeren Leben gehört er den Bedingnissen und Zufälligkeiten dieses irdischen Daseins an. Aber das ist das Unreale, weder ein Gut noch ein Uebel in Wahrheit. Innerlich erhebt sich der Weise als König und Herr hoch über das Alles und wird davon nicht berührt, so daß er im Grunde selbst dem Zeus gleich steht, nur sofern er der Zeit unterworfen ist, unter ihm. Wie keine Freude und kein Leid des Lebens ihn berührt, so auch stört kein Affect des Gemüths die göttliche Gelassenheit seines Innern. Weder Zorn noch Mitleid, weder rächende Vergeltung kennt er noch Vergebung. Affectlos ruht er in seiner eigenen Göttlichkeit. Wenn der Großgesinnte des Aristoteles wenigstens vom Großen und Bedeutenden sich noch in Bewegung setzen läßt, so ist hier die Theilnahmlosigkeit principiell und absolut. Und mit Nothwendigkeit. Denn der Gott der Stoa ist die Natur, der Natur entsprechend leben ist ihr Tugend: die Natur aber ist das Theilnahmlose, so auch die entsprechende Tugend. In der Natur herrscht das Gesetz der Nothwendigkeit. So stellt denn auch die Betrachtung des Lebens Alles unter diesen Gesichtspunkt.

Die starre Herbigkeit der ersten Stoa erweichte sich später. Aber ihr Charakter blieb derselbe; auch bei Epiktet und Mark Aurel, die man als die edelsten und uns homogensten wird bezeichnen dürfen. Wenn wir Weib und Kind herzen, sagt Epiktet, so sollen wir uns sagen, daß wir einen Menschen herzen. Stirbt er, so wird es uns nicht anfechten. Wissen wir nicht, daß ein Topf zerbrechlich ist? Soll ich mir die Unruhe der Züchtigung bereiten, damit mein Junge nicht ein Bösewicht werde? „Besser ist's, daß der Junge ein Bösewicht werde, als daß Du unglücklich seiest." Mit den Anderen aber, die sich unglücklich fühlen, mögen wir zwar Theilnahme in Worten zeigen, innerlich aber sollen wir uns nicht anfechten lassen. Kurz, Affectlosigkeit ist die Sittlichkeit und Resignation die Frömmigkeit im Ideal auch Epiktet's. Solche Stimmung macht gleichgiltig gegen die Dinge und ungeneigt zum öffentlichen Handeln. Die Welt des Weisen ist seine innere Welt der Selbstbetrachtung und sein Lohn das Lob, welches er sich selbst ertheilt für seine Enthaltung.

Am Abend pflegt sich eine weichere Stimmung über uns zu breiten, wenn die Spannung des Tages in Leib und Seele nachläßt. So ruht über den Meditationen des kaiserlichen Philosophen Mark Aurel die weichere Stimmung des Abends der alten Welt. Sie sind von Anfang bis Ende vom Gedanken und der Stimmung der Vergänglichkeit beherrscht. Dies Gefühl des Todes legt sich wie ein düsterer Hauch der Schwermuth über seine Betrachtungen. Augenscheinlich ist es der Uebergenuß und die Uebercultur jener Zeit gewesen, was diese Todesstimmung erzeugt hat, welche der stoischen Verachtung aller äußeren Güter nun die Hand zum Bunde reichte. Wie weit entfernt ist diese Stimmung von der Lebensfreudigkeit der ungebrochenen Antike! Und doch ist es die Consequenz derselben. Denn was der nichtigen äußern Welt entgegengestellt wird, ist das Selbstgefühl der eigenen Göttlichkeit und göttlichen Erhabenheit. Diese Empfindung aber liegt ganz auf dem Wege des alten hellenischen Selbstgefühls. So entspricht der Flucht aus der Welt der sinnlichen Erscheinungen die Zurückziehung auf die Innenwelt des eigenen Geistes, wo der Weise dem inneren Genius, der Gottheit, die wir in der Vernunft in uns tragen, Cultus erweist. Allerdings ist es nicht mehr die stolze Abgeschlossenheit der früheren Zeit. Es geht ein Zug einer gewissen wohlwollenden Theilnahme bei Mark Aurel durch das Ganze hindurch. Denn die Vernunft, die uns innewohnt als unser göttlicher Theil, ist das Allgemeine. Wir sind Glieder der Welt und der Menschheit. Die Stoa hat an die Stelle des Hellenen den Menschen gesetzt und an die Stelle des Staates die menschliche Gesellschaft. Als Glieder derselben sind wir für einander geschaffen, einander zugethan zu sein, für einander zu sorgen, einander zu helfen. Ja es ist des Menschen Vorzug, auch die zu lieben, die ihm wehe thun. Wir sollen nur eben bedenken, daß sie es aus Unwissenheit gethan haben, daß wir beide in Kürze sterben werden, vor Allem, daß sie den besseren Theil in uns, die Vernunft, nicht geschädigt haben. Man kann kaum schöner reden, als es Mark Aurel in diesen Worten thut; sie berühren uns wie bekannte Töne sympathisch. Und doch erkennen wir bald auch in diesen schönsten Worten den uns fremden Geist. Wir sollen freundlich sein auch gegen den Beleidiger, warum? Weil er uns im Grunde nicht wehe thun und uns nicht schädigen kann. Es ist das Selbstgefühl der eigenen Göttlichkeit, welches uns darüber hinaushebt, im Grunde also doch nur jener Stolz, den wir von früher her kennen. Und wenn Mark Aurel wie als Seitenstück zum Großherzigen des Aristoteles sein Ideal schildert als einen Mann, der nichts weiß von Genußdingen oder Ergötzungen des Augenblicks oder von Eifersucht oder Neid oder Argwohn oder sonst etwas, worüber man erröthen könnte, der ein Priester der Götter, des in seinem Innern wohnenden Gottes recht gebraucht, sich unbefleckt erhält von Lüsten, unverletzt von jedem Leid, unberührt von jedem Uebermuth, unempfindlich für jede Schlechtigkeit, von keiner Leidenschaft niedergeworfen, in Gerechtigkeit tief eingetaucht und wie die Rede weiter geht — so sagen wir uns Alle: das sind Worte, schöne Worte, aber nur eben Worte. Wo war ein solcher? Von dem Weisen, welchen die Stoa als Ideal aufstellte, bekannten die späteren selbst, er habe nie existirt. Er war eine bloße Abstraction. Man pflegt aber in der Regel um so pathetischer in den Worten zu sein, je mehr man sich in abstracten Größen bewegt. In dem Maß als die Wirklichkeit sank, wuchs die Theorie, und je größer die Schwäche der That wurde, um so anspruchsvoller wurde die Rede. Einzelne zwar steigerten sich selbst zum Gewaltsamen in ihrem Thun; in der Regel aber war es nur die Rede, die man steigerte. Es war das Zeitalter der Declamation. Schon Seneca ist ein Declamator, dessen hohen Worten die Wirklichkeit sehr wenig entsprach. In der folgenden Zeit wurde die Rhetorik geradezu die Krankheit des Zeitalters.

Der Weg, den die Entwickelung genommen, war vom Selbstgefühl zur eigenen Vergöttlichung gegangen — aber freilich nur in Gedanken. Sollte keine Erkenntniß möglich sein, welche zugleich Wirklichkeit wäre? Der Neuplatonismus glaubte sie in der ekstatischen Erhebung des Geistes zur Welt des Uebersinnlichen gefunden zu haben. Wenn Plato noch das Gefängniß des Leibes beklagt, welches uns von der Welt der Ideen fern hält, so glaubt der Neuplatonismus dies Gefängniß wenigstens in Augenblicken sprengen und sich in die übersinnliche Welt des Göttlichen aufschwingen zu können, um hier den Göttern nahe und ihres Gleichen zu sein. Zwischen Verschiedenen ist keine Freundschaft, hatte Aristoteles gelehrt, und darum Liebe zwischen Gott und Mensch für ein Atopon, für eine Ungereimtheit erklärt, und ganz im Geist der Antike erinnert die Goethe'sche Iphigenie daran, die

Götter sollten nicht mit Menschen wie mit Ihresgleichen wandeln, das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach, in ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln. Das schien im Ausgang der Antike, im Neuplatonismus ein überwundener Standpunkt. Schon im Leibe können wir den seligen Reigentanz der Himmlischen mit genießen. Freilich nur selten wird den besten und weisesten dieses selige Anschauen des Höchsten zu Theil. Plotin hat nach dem Zeugniß seines Schülers Porphyrius in den sechs Jahren, welche dieser bei ihm war, diese höchste Einigung mit Gott viermal erlangt. Das ist das Ende der stolzen Linie, auf welcher das antike Selbstgefühl den Weg zum Olymp zu gehen suchte. Es endigt in einem schönen Traum. Und so mögen wir wol das Resultat dieser ganzen Entwicklung in das Wort zusammenfassen: Die Menschen können nicht zu den Göttern emporsteigen, die Gottheit muß zu den Menschen herabsteigen.

Das nun aber ist die Verkündigung, mit welcher das Christenthum in die Welt eintrat: amor descendit ut ascendamus. Aus dem alten: ihr werdet sein wie Gott ist das Andere geworden: Gott ist gewarden wie unser einer. Jenen Weg der ascensio, der Erhebung, war die vorchristliche Welt gegangen, diesen Weg der descensio, der Herablassung, ging das Christenthum. Es bietet viele Seiten der Berührung mit der Ideenwelt der späteren Stoa dar. Denn auch wenn Neues in die Geschichte eintritt, setzt es sich in Zusammhang mit dem Vorhandenen. Der religiöse Hauch, welcher der späteren Stoa eigen ist, der universelle Charakter, die Betonung des Menschen und der menschlichen Gemeinschaft — das sind alles verwandtschaftliche Züge, welche Stoa und Christenthum mit einander theilen. Aber die innere Seele des Christenthums ist der Gegensatz zum Bisherigen. Es ist ein großes Paradoxon für das nächstliegende Denken; aber gerade diese Paradoxie hat sich in der Erfahrung als die Wahrheit und als die Kraft des sittlichen Lebens erwiesen. Der Weg, den die Antike ging, war der des stolzen Selbstgefühls, welches den Menschen zum Göttlichen zu erheben strebte; unter allen ihren Tugenden, die uns auf diesem Wege ihr Geleite anbieten, begegnet uns die Demuth nicht, und die Liebe, welche Plato feiert, ist die Erhebung zum Göttlichen, nicht die Herablassung zum Elend: die caritas ist nach Böckh keine Tugend der antiken Welt. Aber gerade dies, was uns dart nicht begegnet, bildet das Charakteristische des Christenthums, und die Einheit dieser Züge bildet sein sittliches Ideal. Ich habe nicht das Recht, von dem Begründer des Christenthums hier in dem Sinne zu sprechen, in welchem er für uns der Inhalt unsers religiösen Glaubens und der Gegenstand unsrer religiösen Verehrung ist. Aber sofern er der geschichtliche Ausgangspunkt einer neuen Periode des sittlichen Denkens und Lebens der Menschheit geworden ist, gehört er sowie das Christenthum selbst ebenso der Geschichte der Philosophie wie der Philosophie der Geschichte an. Als solcher aber ist er in dem Gedächtniß seiner Jünger vor Allem selbst, in seiner Person, die Wirklichkeit des sittlichen Ideals gewesen. Die Antike fühlte wohl, daß das Ideal seine Wirkung erst üde in der Gestalt der persönlichen Wirklichkeit. In diesem Sinne hatte Aristoteles der sittlichen Macht des Gesetzes das persönliche Vorbild des Freundes zur Seite gestellt. Aber wie beschränkt dieses Ideal sei, konnte er sich selbst nicht verhehlen. Die spätere Historik hat die Geschichtschreibung in den Dienst dieser Tendenz gestellt. Aber es waren doch nur einzelne Seiten der Sittlichkeit, welche in den historischen Musterbildern zur Anschauung gebracht wurden. Je höher sich das Bild des sittlichen Ideals in der Stoa steigerte, um so mehr zog es sich in die Welt der Abstraction zurück. In der Gestalt Jesu trat der Welt eine geschichtliche Wirklichkeit des Ideals entgegen. Freilich anders, als es bisher gesucht worden, darum befremdlich am Anfang und abstaßend für die, welche mit hellenischem Geiste gesättigt davon Kunde erhielten und an seine Betrachtung herantraten. Denn so frembartig etwa das christliche Kunstideal des Ecce homo für die hellenische Empfindung ist, so befremdlich ist das sittliche Ideal der geschichtlichen Gestalt Jesu für das sittliche Bewußtsein der antiken Welt. Und doch wird eine tiefere Versenkung eben in jener Paradoxie die höhere Wahrheit finden. Das sittliche Ideal, das sich uns hier darbietet, ist die Hoheit in der Niedrigkeit und die Größe in der dienenden Herablassung und die Heiligkeit, die sich beweist in der aufopfernden Liebe. So hat Christus selbst in Wort und That sich charakterisirt als den, welcher eben, weil er mit seiner Seele ganz in Gott lebt, eben deshalb sein Leben rückhaltlos in den Dienst der Menschen stellt und in solchem Dienste opfert. So hat nicht blos der Jünger, den man den Jünger der Liebe zu nennen pflegt, sondern auch jener scharfe und energische Geist, der aus dem eifrigsten Pharisäer zum erfolgreichsten Verkündiger der neuen Lehre wurde, das sittliche Ideal gezeichnet in jenem Loblied auf die Liebe, die alles glaubt, alles hofft, alles duldet, die nicht das Ihre sucht, sondern was des Andern ist und welche eben darum die Erfüllung alles Gesetzes und das zusammenfassende Band der sittlichen Vollkommenheiten ist — eine Schilderung, welche man wol als das christliche Idealbild neben jene beiden früher erwähnten, das des Aristoteles und das des Mark Aurel, als den charakteristischen Ausdruck des neuen Geistes stellen darf.

Eine reiche Geschichte hat dieser Gedanke noch durchgemacht; vor Allem hat dies Bild mannigfache Züge erhalten, die uns werth sind, durch die sittliche Geistesart der germanischen Völker, welche dem dahinsinkenden römischen Reiche zur Seite heranwuchsen, um zu seiner Zeit die Träger des neuen christlichen Geistes nnd der neuen Zeit, die er heraufführte, zu werden. Aber die Grenze der Stunde gemahnt an den Schluß.

Nur die eine Erinnerung, obwol sie unnöthig ist, lassen Sie mich noch aussprechen, und die uns Hoffnung der Zukunft geben kann.

Durch die verschlungenen Wege wie der äußeren Geschichte der Völker, so auch der inneren Geschichte ihres Geisteslebens vollzieht sich ein Fortschritt dem Ziele der höchsten Wahrheit entgegen. Mögen höhere Einwirkungen aus der Welt Gottes selbst, die wir Offenbarungen nennen, hier mitwirkende Factoren sein, wie wir glauben, oder nicht: in jedem Falle stellt sich unsern Augen das erfreuende Bild einer immer größeren Annäherung an jenes höchste Ziel dar. Denn wir wenigstens werden in dem sittlichen Ideal des Christenthums gegenüber dem antiken die höhere Wahrheit und mit ihr zugleich die Kraft seiner Verwirklichung zu besitzen gewiß sein und uns freuen.

Dieser Gedanke aber, die sittliche Vollkommenheit im Dienst der Andern zu sehen, wie er zugleich die schöne Verklärung der alten deutschen Sinnesweise ist, den Stolz des Mannes in den Dienst zu setzen, kann uns auch heute die Erinnerung darbieten, welche diesem Tag angemessen ist. Denn wie wir uns freuen, einen König und Fürsten zu haben, welcher als seinen Beruf ansieht, seinem Lande und Volk zu dienen, so setzen wir unsere Aufgabe und unsern Stolz darein, unser Leben ihm und seinem und unserm Volke zum Dienst zu weihen. Und so lassen Sie uns denn diesen Entschluß unseres Geistes, in solchem Dienst stets treu erfunden zu werden, heute freudig erneuern und auf unsern König und sein Haus alles Gute vom Geber alles Guten erflehen, mich aber in Ihrer Aller Sinn und Namen schließen mit dem Ruf: Gott segne Se. Majestät König Albert und sein Haus!

Von der internationalen Kunstausstellung in Wien.

II.

Deutschland.

(Fortsetzung.)

*** Unter den Historienbildern der deutschen Abtheilung sind Hofmann's „Zwölfjähriger Christus im Tempel" und Gebhardt's Himmelfahrt, ersteres der Dresdner Gemäldegalerie, letzteres der Nationalgalerie zu Berlin angehörig, von hervorragendster Bedeutung. Ersteres würden wir nach dem höchst ungünstigen Platze, den es erhalten, nicht zu beurtheilen vermögen; wir sahen es aber früher aus der Nähe. Wenn man bei religiöser Kunst leicht an dürftige Malerei, oberflächliche Charakteristik und conventionelle Haltung der Figuren denkt, so beweist dieses Bild, daß jene Begriffe nicht nothwendig mit einander verbunden sind. Hofmann, durch seine großen Galeriegemälde, wie die Ehebrecherin, die Predigt auf dem See, die Gefangennehmung Christi u. a., schon längst rühmlichst bekannt, ist im vollkommensten Besitze der neueren Technik und weiß in feinster und eingehendster Weise zu charakterisiren. Die Figuren, die er uns zeigt, sind lebendige Wesen, wirkliche Individualitäten, welche eine Geschichte hinter sich haben und für deren Seelenzustände wir uns interessiren müssen. Auch den Christusknaben, in welchem sich eine tiefe, eigene Empfindung und das Bedürfniß göttlicher Idealität offenbart, hat er mit liebenswürdigen, individuellen Zügen ausgestattet und uns dadurch um so näher geführt. Innerhalb der Traditionen der älteren Kunstweise bleibt sein Bild gleichwol durch die Ruhe der Composition, die Größe der Auffassung, die Betonung des Wesentlichen und die Poesie der Farbe. Gebhardt führt uns durch die Empfindung einer früheren Zeit seinem Stoffe zu. Er sieht die heiligen Gestalten und die Vorgänge der heiligen Geschichte, wie ein Mensch des 15. oder 16. Jahrhunderts sie im Geiste sah; aber er sieht und empfindet sie wirklich, er imitirt nicht. Das ist eine ganz besondere Disposition des Geistes, mit der man abrechnen muß, ehe man auf seine Bilder eingeht, um dann einen überaus tiefen und nachhaltigen Eindruck zu empfangen. Denn alle seine Menschen, beinahe in Leibl'scher Weise durchgeführt, sind bis zur Selbstvergessenheit in den Vorgang versenkt, dem sie beiwohnen.

Gabriel Max, auch ein Künstler, der von Innen heraus arbeitet, malte eine Jungfrau von Orleans auf dem Scheiterhaufen. Seine Heldin, zu jener Familie mit den großen träumerischen Augen, den weichen Zügen des rundlichen Gesichts und den vollen Lippen gehörig, von welchen unser Künstler einmal nicht lassen kann, ist auch uns sehr sympathisch; ob aber ihr Ausdruck ganz der furchtbaren Lage entspricht, in welcher sie sich befindet, darüber wird sich streiten lassen. Die Figur ist so vortrefflich gemalt wie gezeichnet; leider aber fällt das brennende Roth der neben ihr liegenden Mütze aus der auf den Ton der blassen Carnation gestimmten Farbenharmonie heraus und stört uns, indem es das Auge wider dessen Willen fortwährend auf sich zieht. Ferdinand Keller's Gemälde „Hero und Leander", leider allzu hoch gehängt, scheint der Leuchtkraft zu ermangeln, welche diesen Künstler sonst auszeichnet. Das einer ganz anderen Sphäre angehörige Bild von Franz Adam, eine Action aus der Schlacht von Sedan darstellend, ist schon genugsam bekannt, um hier noch einer Besprechung zu bedürfen; es belehrt mehr, als es packt.

Vom Genre holen wir hier ein höchst anmuthiges und liebenswürdiges Bild von Carl Wüunenberg nach, eine junge Römerin, welche im Hain der Aphrodite nahe dem Tempel Tauben füttert. Was die Wahl des Gegenstandes und das Maß der Durchbildung betrifft, mag es durch Alma Tadema's Beispiel angeregt sein; aber in der ganzen Malweise ist es durchaus selbständig.

In der Landschaft bekunden die beiden Achenbachs und Gude ihre alte Meisterschaft, ohne neue Töne anzuschlagen. Dücker, Metzener, Lier, v. Kamele, Carl Ludwig erfreuen durch charaktervolle, was die vier Ersteren betrifft, der Nationalgalerie zugehörige Arbeiten von lebhaftem Naturgefühl; Schönleber und v. Bochmann, in der Auffassung der Natur und im Ton einander verwandt, treten mit Entschiedenheit in die erste Reihe der Landschafter hervor. Der Erstere hat eine „Ebbe in Vlißingen" (Dresdner Galerie), der Letztere eine „Werft in Südholland" (Nationalgalerie) vorgeführt: Landschaften, welche wegen der scharfen Beobachtung der Vorgänge in der Atmosphäre und der eminenten Durchführung der Stimmung unfraglich zu den vorzüglichsten der ganzen Ausstellung gehören. Unter den Vertretern der Thiermalerei, die in dem thierfreundlichen Deutschland stets eine besondere Pflege und ein theilnehmendes Publicum gefunden hat, heben wir Kröner, Thiele (mit einem der Dresdner Galerie gehörigen Winterjagdbilde), Otto Gebler, Brendel hervor. Heinrich Zügel sandte in seinem „Getreuen Hüter" ein Bildchen von großer thierpsychologischer Wahrheit ein. Vor einer gestrengen und höchst respectabeln Bulldogge, welche einen großen Vorrath appetitlichen Fleisches zu hüten hat, kämpfen zwei Jagdhunde, denen sich das Wasser im Maule sammelt, den moralischen Kampf zwischen dem Entschlusse plötzlichen Ueberfalls und der bettelhaftesten Devotion, während ein Köter minderer Gattung und an das Gemeine gewöhnt, sich mit dem gestatteten Genusse einer kleinen Blutpfütze genügen läßt. Paul Meyerheim griff mit seiner Scene „Beim Arzt" mit großem Glück in das Gebiet der Parodie hinüber.

Von den deutschen Skulpturen übergehen wir Diez' Gänsedieb und Schlüter's Hirtenknaben als genugsam bekannt; dagegen heben wir eine jugendliche weibliche Marmorbüste des Letzteren, leider sehr ungünstig gestellt, als das nach unserem Geschmacke vollendetste Werk hervor. Dasselbe ist bewundernswürdig durch die Grazie in der Haltung des Köpfchens, durch seelischen Ausdruck und durch gefühlte lebensvolle Behandlung der Oberfläche bei sorgfältiger Hervorhebung der dominirenden Formen. Dieses echt künstlerischen Gleichmaßes in der Berücksichtigung der plastischen Möglichkeiten und Bedingungen ermangelt die der Nationalgalerie gehörige Moltke-Herme von Reinhold Begas. Hier überschlägt sich der Naturalismus, indem er über dem Streben, im Detail das Unerhörte zu leisten und jede kleinste Runzel täuschend nachzubilden — wobei indessen das Fleisch an manchen Stellen einen gedunsenen Charakter angenommen hat — in der Wirkung des Ganzen unter der Natur bleibt; denn Moltke macht in Wirklichkeit einen weit bedeutenderen Eindruck als diese Büste. Die eigentlich charakterischen Formen des Gesichts sind nicht genugsam markirt und namentlich ist der Durchmesser von der Stirn zum Hinterhaupte zu kurz genommen. Ein höchst anmuthiges und liebenswürdiges Werk sind Carl Begas' Geschwister.

III.

Oesterreich und Ungarn.

Die Ausstellung Oesterreichs giebt trotz der lebhaften Wechselwirkung, in welcher seine Kunst mit derjenigen Deutschlands steht, ein wesentlich anderes Gesammtbild als die deutsche. In der Zahl der Porträts zwar stehen die Länder einander ziemlich gleich: 24 österreichische gegen 21 deutsche. Ebenso in der Zahl der Landschaften: 37 österreichische gegen 34 deutsche. Aber den österreichischen schließen sich nur 5 Thierbilder an, während die deutsche Abtheilung deren 14 aufweist. Die große Historie, das mythologische und das allegorische Bild sodann erscheinen in Oesterreich ebenso wenig berücksichtigt wie in Deutschland; es sind nur 5 Werke dieser

Art vorhanden, an welche sich 4 Kriegs- und Feldbilder anreihen. Ein wesentlicher Unterschied ist aber in Bezug auf den Umfang des Genres vorhanden. Einschließlich des historischen Genres hat Deutschland in diesem Fache 44 Werke aufzuweisen, Oesterreich nur 19, denen sich 7 Bilder ethnographischen Charakters und 4 ausgesprochene Kostümbilder zugesellen. Von wesentlichem Belange für den Gesammteindruck ist es endlich, daß statt der 5 Stilleben auf deutscher Seite deren 15 auf österreichischer erscheinen.

Aber es handelt sich hier nicht allein um den Unterschied in der quantitativen Zusammensetzung der beiderseitigen Ausstellungen, sondern auch und mehr noch um die verschiedene Auffassung und Behandlung der vorgeführten Stoffe. Giebt schon die große Zahl der eigentlichen Stillleben dem Ganzen einen eigenthümlich ruhigen lyrischen Charakter, so wird man bald gewahr, daß die ganze österreichische Kunst der Gegenwart durch die Tendenz zum Stillleben beeinflußt wird. Unter den Landschaften mit großentheils wenig bedeutenden Motiven findet sich etwa ein halbes Dutzend Gärten, die Kostümbilder sind im Wesentlichen auch nature morte und von den Genrebildern sind es nur einige wenige, wie Friedländer's Weinvertheilung, Carl Probst's „In diplomatischer Verlegenheit", Housleithner's „Künstlertruppe im Wiener Volksprater" im deutschen Sinne. Weitaus die meisten wie Marie Schwarzenberg's Alte Frau, Hofmann's Lauschender Page, Eugen v. Bloas' Fröulein und Magd, Nikola Mosic' Gartenarbeit, Franz Ruß' Mädchen vor dem Spiegel und Kleine Lautenspielerin (zur linken Hälfte ein eigentliches Stillleben), Alwin v. Stein's Tambourin, Eugen v. Ronsonnet's Blinder Sänger, Charlemont's Antiquar, Fröschl's Ländische Idylle und andere sind Zustandsbilder. An jenen schon durch den Gegenstand anregenden novellistischen und dramatischen Gemälden, wie sie der deutschen Ausstellung ihren eigentlichen Charakter verleihen, Gemälden, die den Beschauer unwillkürlich Partei nehmen und mit agiren machen, fehlt es hier durchaus, und namentlich fällt es auf, daß das österreichische Volksleben, und wir meinen das Volk in allen seinen Schichten, beinahe gar nicht behandelt worden ist. Die Kunst schwärmt hier zu wenig im Lande aus; sie hockt im Atelier, zufrieden mit dem Bric-à-Brac, den die kunstgewerbliche Sucht der Gegenwart dort aufhäuft, und mit einigen landläufigen Modellen, denen ein nothdürftiges Motiv octroyirt wird. Die Bedeutung des darzustellenden Gegenstandes unterschätzend, rechnet sie fast allein auf die Macht des Vortrags und den Reiz der Farbe. Was sie an stofflichem Interesse aufgiebt, will sie an formalem wieder einbringen.

Der aufmerksame Beobachter kann nicht darüber in Zweifel sein, daß diese Erscheinung auf den mächtigen Einfluß Makart's zurückzuführen ist. Und zwar ist es weniger sein malerisches Recept, als die ganze Art seiner Auffassung, welche gewirkt hat. Makart's Kunst heißt: an Gewändern, Stoffen, Früchten des Landes und der See, an allen möglichen Erzeugnissen der Natur und der menschlichen Hand durch auserlesenste Zusammenstellungen eine wahre Symphonie von Farben hervorzuzaubern, in der jedes Einzelne, und sei es selbst die menschliche Gestalt, untergeht. Seelische Zustände, deren Beobachtung uns aus dem schwelgerischen Rausche, in den er uns versetzt, hinausführen würde, will er nicht darstellen und wo ihm diese Aufgabe einmal zu Theil wird, gelingt sie ihm nicht eben in besonderem Maße. Seine Porträts, durch Transparenz der Farbe ausgezeichnet, ermangeln der überzeugenden individuellen Durchbildung. Seine großen Historien sind verkappte Stillleben; die Menschen in denselben sind der Carnation und nicht ihrer Thaten und Leiden wegen da, und er verleiht ihrem Fleische einen Ton, nicht wie er in Wirklichkeit ist, sondern wie er zu seiner Palette paßt, languissant und dem Tone einer blassen Molve ähnlich. Sie sind taubstumme, affectlose Wesen, die nur durch ihre Erscheinung einen Augenblick fesseln, nicht aber wirklich interessiren. Das malerische Ensemble ist Alles. So ist es auch bei der Cleopatra, welche den Mittelpunkt der österreichischen Ausstellung bildet. Kein Mensch, der sie betrachtet, wird auch nur einen Augenblick etwas von dem empfinden, was man wol im Anblick eines schönen jungen Weibes empfinden sollte, das im Begriff ist sich selbst zu zerstören; man steht vor dem Bilde wie vor einem köstlichen Teppich, man möchte sagen rein musikalisch genießend, und freut sich der wundervollen Farbenharmonie, welche da vor uns aufwogt. Denn allerdings, Geschmack hat Makart in hohem Maße, und das Kunstgewerbe, welches er mit siegreicher Hand der Misère einer nüchternen, harten, gemeinen und philisterhaften Farbe entrissen, ist ihm unendlichen Dank schuldig geworden; die Kunst hat er ihrer höchsten Aufgabe, inneres Leben in anschauberen Formen darzustellen, entfremden helfen.

Den schärfsten Gegensatz zu Makart bildet Heinrich v. Angeli, obschon auch er über die durchgebildetste coloristische Technik verfügt. Er setzt seine ganze Kunst daran, das seelische Leben der Menschen auszusprechen und zu deuten, die er darstellt. Vollkommener ist ihm das nie gelungen als in dem Porträt der Fürstin Montenuovo, welches unter der Cleopatra hängt. Es ist wenig über dasselbe zu sagen, weil es sich, in welcher Richtung man es auch prüfen mag, als vollendet erweist. Was namentlich den Auftrag der Farbe betrifft, so ist der Meister hier zu einer wahrhaft bewundernswürdigen Leichtigkeit, Zartheit und Durchsichtigkeit gelangt, was wir hervorheben, weil es Bilder von ihm giebt, die an einer gewissen Härte leiden. Wir halten dieses Porträt für das vollkommenste der ganzen Ausstellung und überhaupt für ein classisches Werk.

Sollen wir noch das eine und andere Gemälde der österreichischen Abtheilung hervorheben, so nennen wir Friedrich Friedländer's beinahe à la Meissonier durchgeführte Weinvertheilung bei den Invaliden, Carl Probst's klare und feingestimmte Schenkscenen, Julius v. Bloos' „ärarischen Pferdetransport in Tirol" wegen der frischen und vorzüglich gestimmten Landschaft, Hugo Dornaut's Landschaft nach einem Motive aus Tarvis. Sigmund L'Allemand schildert den Einmarsch der Dompierre-Küraffiere in die Wiener Hofburg im Jahre 1619. Es ist viel Studium in dem Bilde; aber einige Wiener, die davor standen, hielten es für die Darstellung eines Theiles des großen Jubiläumsfestzuges. Das Kostüm wirkt bedeutender als die Menschen und deren Action. A. Romako stellt den Admiral Tegetthoff vor, wie er bei Lissa das Panzerschiff Re d'Italia durch den Ferdinand Max mit dem Sporn anrennen läßt. Sicher ein guter Vorwurf, weil er die höchste männliche Energie und geistige Anspannung darzustellen gewährt; aber dieser Künstler hat nun einmal das Schicksal, Alles, und die bedeutendsten Dinge am meisten, parodistisch zu sehen und so sand er sich innerlich genöthigt, dem Seehelden den Ausdruck hinfälligster Trunkenheit zu geben und seine Füße in einer Weise einwärts zu stellen, die zum Glück nicht einmal bei Pferdejuden vorkommt. Jeder anderen Stadt würde man es als eine große Unhöflichkeit anrechnen, wenn sie dieses Bild ausstellen wollte. Aber allerdings ist es frappant, sehr frappant, und das bedeutet neuerdings gar viel. Hans Canon hat sich mit seinen Porträts tief in die Imitation des Rubens hineinbegeben. Max Schödl und Camilla Friedländer stehen an der Spitze aller Stillebenmaler; Letztere, die ihre Objecte gern der Ambraser Sammlung entnimmt, ist noch weicher und delicater in der Pinselführung, als Ersterer. Franz Ruß zeigt uns Einzelfiguren von liebenswürdigem Ausdruck; auch Eduard Charlemont mit seinem Antiquar und Franz Rumpler mit seinem Schmeichelkätzchen nennen wir gern. Gustav Wertheimer, mehr der französischen als der österreichischen Kunst angehörig, gab ein sehr lebensvolles Porträt des Schriftstellers Jules Verne.

Von Eugen Felix finden wir eine wegen der Behandlung des Nackten bemerkenswerthe Leda und Carl Fröschl erfreut durch eine anmuthig gemalte ländliche Idylle. Ein recht sonniges und lebenswahres Bild endlich lieferte Alois Schönn in seinen römischen Winzern.

Unter den Skulpturen finden wir die Werke von Victor Tilgner höchst beachtenswerth, der mit großer Energie die akademische Tradition durchbrochen und der Plastik ein weit größeres Maß von Lebendigkeit und Bewegung aufgenöthigt hat, als ihr früher zuträglich schien. Seine Porträts haben etwas ungemein Keckes, Unmittelbares, von Lebenskraft Prickelndes. Ueberaus reizend ist die Statuette einer orientalischen Tänzerin, sehr bemerkenswerth auch wegen der Behandlung des Metalls — einer dem Messing näher als der eigentlichen Bronze stehenden Mischung —, vermöge deren sie wie eine alte Florentiner Bronze aussieht.

Unter den Ungarn ragt Munkacsy mit einer geistreichen kleinen Skizze und einer tief und energisch gemalten Recrutirung hervor, die übrigens psychologisch reicher ausgestattet sein könnte. Sein Christus vor Pilatus ist leider nicht für die Ausstellung gewonnen. Von sehr lebendigem Ausdruck in den Köpfen ist Gyarfas Blutgericht oder Gottesurtheil; gleichwol ist die Handlung nicht ganz deutlich und man sieht nur, daß so eben etwas Entsetzliches vor sich gegangen ist. Ein Geschichtsgemälde in älterem akademischen Stil, sowol in der Wahl des Gegenstandes, wie in der Ausführung ist Than's Gemälde „Vitez lehrt Hunyady Latein". Das Latein will nirgends zur Erscheinung kommen, ja kaum das Lehren. Pferde hätten wir von den Malern eines Reitervolkes lebendiger dargestellt zu sehen erwartet, als hier mehrfach geschehen ist. Wir schließen, indem wir einen farbigen Carton von Michael v. Zichy „Wirkung des Weines" hervorheben, eine typisch-phantastische Composition von guter Erfindung und vortrefflicher Zeichnung.

Bücherbesprechungen.

— Gedichte von Martin Greif. Zweite stark vermehrte Auflage. Stuttgart, 1881, J. G. Cotta. — Ueber Martin Greif als Dramatiker (Nero, Prinz Eugen u. a. m.) ist gelegentlich der Aufführung seiner Stücke viel herumgestritten worden: Einige wollten in ihm ein bedeutendes bühnendichterisches Talent gefunden haben, Andere, besonnener, äußerten sich über sein Können minder enthusiastisch. Was ihn als Lyriker anbelangt, so hielten ihn Freunde für einen „elementaren Lyriker", eine Ehrenbezeigung, die, wenn sie Werth behalten soll, in der ganzen Weltliteratur doch nur höchstens acht bis zehn Individuen (etwa der Sappho und Alkäos, in Deutschland Goethe, Heine und Eichendorff) zuerkannt werden kann. Ich erinnere mich, daß anläßlich der Aufführung von Greif's „Nero" in Berlin in dortigen Blättern diese Ordination zum poeta laureatus Apoll's mehrfach proclamirt wurde. Nach der vorliegenden, zweiten Auflage von Greif's Gedichten kann man einem solchen panegyrischen Lob über den Lyriker Greif durchaus nicht beipflichten, wenn auch zugegeben werden mag, daß die Gabe sich über das übliche auf dem Gebiete der Lyrik Geleistete etwas erhebt. Der Werth der einzelnen Gedichte ist sehr ungleich. Unter den Balladen und Romanzen befinden sich einige gute, z. E. das „klagende Lied", das einem alten bekannten Märchen nachgebildet ist, ich glaube einem Bechstein'schen: die von ihrem Bruder erschlagene Königstochter bringt ihren Mord dadurch ans Tageslicht, daß eine Flöte, die ein Hirtenknabe aus ihrem Gebein geschnitzt, die Unthat öffentlich verkündigt: jeder, der sie bläst — und es zieht die Leute dämonisch zu ihrem Besitz — muß unwillkürlich das klagende Lied spielen, das den Refrain trägt: „O Hirte mein! (später: O Ritter mein! und: O Mutter mein!) O Hirte mein! Du flötest auf meinem Todtenbein!" Diese Geschichte wird einfach und ergreifend vorgetragen; aber sogar in diesem einen Gedicht macht sich das Ungleiche, das an der ganzen Gedichtsammlung eben gerügt wurde, bemerkbar, indem der Schluß, als zuletzt die Mutter der Todten vor ihrem schuldbewußten Sohn und dessen Hof das klagende Lied spielt, viel zu theatereffectmäßig zugespitzt ist. Die Gelegenheitsgedichte, „Deutsche Gedenkblätter" und „Widmungen" betitelt, besitzen nicht genug Inhalt, so daß die Form, die hie und da an Goethe gemahnt („Schreitet dem sterblichen Menschengeschlechte Einmal ein Seher Deutand voran, Nimmer vergessen Werden die Züge, Denen die Gottheit Sprache verliehn"), zu sehr als Phrase erscheint. Am meisten muthen noch die Sinngedichte an, welche im Sinne der Antike als „Aufschriften" ohne moderne Spitze gehalten sind, einfach und groß: nur möchte man sich auch hier bisweilen einen bedeutenderen Inhalt herbeiwünschen. Am wenigsten befriedigen die rein lyrischen Stücke der Sammlung, die „Lieder" und „Naturbilder": wol sind auch hier Gedichte darunter, welche mehr werth sind als lyrische Dutzendwaare, aber sie bilden die Mehrzahl nicht. Viele sind ohne jede lyrische Pointe, so daß man nach der Lectüre derselben eigentlich nicht recht begreift, warum sie geschrieben worden; so folgendes „Auf der Haide" (S. 35): „Auf öder Haide Steh' ich da, Sie liegt so schweigsam Fern und nah. Die Nacht schon breitet Ernst sich hin: Die Seele möchte Weiterzieh'n." In vielen der Lieder macht sich eine ungesunde Art von Weltschmerz geltend, dem man den Ernst nicht recht ansieht; es ist mehr ein Kokettiren mit dem Schmerz, als wirklicher Schmerz. So heißt es in dem Begleitschreiben der Muse, welche den Gedichten vorgedruckt ist: „Herbe Thränen muß er (der Poet) weinen, Wandeln muß er sorgenvoll, Wenn er tröstend selbst erscheinen, Wenn der Sänger rühren soll." Wie schon gesagt, die Sammlung ist sehr ungleichartig gehalten, neben Gelungenem steht viel Halbgelungenes. Diese vielleicht zu herbe scheinende Kritik von Martin Greif's Gedichten ist aus zwei Gründen besonders geboten: einmal, weil Greif ein befähigter Poet ist, und dann, weil er an anderen Orten vielleicht zu einseitig gelobt und überhoben ist. Für einen echten Künstler ist aber nichts gefährlicher, als das Letztere. Julius Rissert.

S—n. Erfahrungen auf Alpenreisen. Vortrag von August Israel, Seminardirector in Zschopau. Annaberg, Hermann Graser. — Der Verfasser dieser Broschüre, der nach und nach fünf Vierteljahre in den Alpen gelebt und das zweitälteste Mitglied des rührigen „deutsch-österreichischen Alpenvereins" ist, giebt uns auf wenigen Seiten eine ganze Reihe beherzigenswerther Winke, wie wir ohne Schaden, aber mit desto mehr Behagen sowol die österreichischen als die Schweizeralpen bereisen können. Besonders räth er uns, daß wir auf dergleichen Reisen uns Zeit nehmen und uns nicht, nur um möglichst viel in einigen Tagen gesehen zu haben, überstürzen, überhaupt sollen wir nur nach einem rationellen Plane solche Reisen antreten und schon vorher wenn möglich die betreffenden Gegenden auf dem Papier eingehend studiren. Wende man die nöthige Vorsicht an, so brauche man auch die höchsten Gletscher nicht zu scheuen, da erfahrungsgemäß ohnedies die meisten Unglücksfälle auf die unteren und mittleren Gebirgsregionen kommen. Als eine der einladendsten Sommerfrischen empfiehlt er schließlich St. Gertraud im Suldenthale, von wo aus die schönsten Ausflüge möglich seien. Israel erweist sich in dieser seiner Broschüre als ein kundiger Führer, dessen Winke Alpenreisenden gute Dienste thun können. Sei denn Allen, welche zum ersten Male sich auf jene eisigen Höhen hinaufwagen, das hübsch ausgestattete Büchlein bestens empfohlen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 38. Donnerstag, den 11. Mai. 1882.

Inhalt: Ueber Rauchverzehrung. — Bücherbesprechungen (Christian Gottfried Körner's Gesammelte Schriften, herausgeg. von Adolf Stern. „Plautus und sein Jahrhundert" von Pietro Cossa, deutsch von Herm. Lungwitz. „Aus meiner Wandermappe", von Karl Böttcher. Geschichte der englischen Literatur von Brooke, deutsch von A. Matthias. Broschüren politischen, volkswirthschaftlichen u. s. w. Inhalts).

Ueber Rauchverzehrung.

Die Wahrnehmungen, welche auf der Londoner Ausstellung für Rauchverminderung (smoke abatement exhibition) auf Grund eingehender Besichtigung und sorgfältiger Prüfung der mannigfaltig vorhandenen und größtentheils im Betriebe befindlichen Apparate von dem diesseitigen Delegirten Hrn. Friedrich Siemens-Dresden gemacht worden sind, konnten, wie derselbe in einem kleinen Zirkel in der Dresdener Harmonie vor Kurzem darlegte, ihn in seiner frühern Ueberzeugung nur bestärken, daß es wol kaum eine Aufgabe giebt, welche weniger geeignet erscheint, nach allgemeinen Regeln gelöst zu werden, wie die Abstellung des Rauches bei den gewöhnlich gebräuchlichen directen Feuerungsanlagen; daß es dagegen durchführbar oder mindestens weniger schwierig ist, für bestimmt vorliegende Fälle entsprechende Einrichtungen zur Abwendung des allseitig anerkannten Uebels vorzuschreiben. Eine für alle Fälle passende, wirkliche Beseitigung des Rauches ist in beschränkter Weise durch Benutzung von geruchlosem Brennmaterial, wie Koks oder Anthracit, allgemein aber nur durch Einführung der Gasfeuerung erreichbar. Die letztere Form der Feuerung für Heizzwecke erweist sich zwar sehr ökonomisch und unter gewissen Umständen auch billig, ihre allgemeine Anwendung bedingt aber die Anlage centraler Gasgeneratoren und muß man sich daher vorläufig noch mit der Behandlung der einzelnen Fälle beschäftigen und für diese wirksame Anordnungen treffen. Dabei soll nicht ausgeschlossen bleiben, daß die Gasfeuerung auch für die gegenwärtig bestehenden Verhältnisse in sehr vielen Fällen vortheilhaft zu verwenden ist. Es ergeben sich demnach für die Rauchverbrennung resp. Rauchverminderung drei verschiedene Standpunkte, nämlich 1) die ausschließliche Anwendung von nicht rauchbildenden Brennstoffen, 2) die Verbesserung der bestehenden directen Feuerungsanlagen oder deren Betriebsregulirung nach bestimmten Vorschriften und 3) die allgemeine Gasfeuerung. In der Ausstellung wurde, wie schon aus deren Benennung sich ergiebt, das Hauptgewicht auf den zweiten Standpunkt gelegt, trotzdem dieselbe auch für die beiden anderen Feuerungsarten reichliches Material lieferte. Der die Orientirung erleichternde „descriptive Catalogue", welcher einleitungsweise die Entstehung und Entwickelung dieser Ausstellung behandelt, enthält auch einen Bericht über die in England betreffs der Rauchverminderung erlassenen Gesetze und Verordnungen, welche dem Uebel aber nicht durchgehends zu steuern vermocht haben. In England bildet die daselbst übliche Kaminfeuerung die Hauptursache des gewaltigen Rauches in den Städten, woraus sich auch die große Anzahl der ausgestellten Kaminfeuerungsanlagen erklärt. Bei dieser Methode erscheint die Nachfüllung der Kohle von unten als das empfehlenswertheste Verfahren für offene Kaminfeuerung sowol in Bezug auf gleichmäßiges Feuer, als auch auf Kohlenersparniß und Rauchverzehrung. Dasselbe Ergebniß will, allerdings mit weniger sicherem Erfolge, das Verfahren der Einfüllung der Kohle von hinten, beziehentlich durch allmäliges Nachfüllen mittels Schütttrichters erreichen. Eine andere Form ist die Kaminfeuerung mit Drehrost auf horizontaler Axe. Wenn auch in ihren Wirkungen vorzüglich, ist diese Feuerungsart infolge der Nothwendigkeit einer mechanischen Fortbewegung kaum allgemein verwendbar. Nächst den Kaminfeuerungen waren die Kochösen, Küchenfeuerungen und Kochherde (kitchen ranges) am stärksten vertreten. In Rücksicht auf die von den unsrigen gänzlich verschiedenen englischen Kücheneinrichtungen würde nur ein geringer Theil der ausgestellten Apparate im Inlande directe Verwendung finden können. Hiernächst stellen die Dampfkesselfeuerungen das Hauptcontingent der in der Ausstellung vorhandenen Feuerungsanlagen und bilden dieselben hinsichtlich der Rauchverzehrungsfrage die wichtigste Abtheilung aller ausgestellten Apparate. Aber auch unter ihnen war trotz theilweiser Vortrefflichkeit keine, welche für deutsche Verhältnisse vollkommen geeignet oder besser gewesen wäre. Besseres als z. B. die Dampfkessel-Feuerungsanlagen von Schulz in Meißen, bei denen die frische Kohle allmälig vermittelst eines endlosen Schraubenganges seitlich in den untern Theil des Feuerungsraumes geschraubt wird, würden die vorzüglichsten der ausgestellten Objecte auch nicht leisten können. Das Ideal einer möglichst zweckmäßig angelegten directen Feuerungsanlage gipfelt sich in den drei Zielpunkten: gleichmäßiger Nachfüllung der Kohle, möglichst dauernder Bewegung derselben und Durchstreichung der flüchtigen Brenngase durch glühende Kohlenschichten. Auf der Ausstellung waren überdies noch eine Menge Feuerungsanlagen für die verschiedensten gewerblichen und häuslichen Zwecke vertreten. Besondere Beachtung verdienen die Anlagen mit Gasbetrieb und solche mit Elektricitätbetrieb. Als eine anerkannt vorzügliche Einrichtung erwies sich hier die in verschiedenartiger Ausführung entgegentretende Gaskaminfeuerung von C. W. Siemens-London. Zur Anwendung gelangt das Leuchtgas als das allein in den gewöhnlichen Wohnungen zur Verfügung stehende Material, und zwar entweder combinirt mit Koke und Anthracit oder mit Asbest. Kochherde mit Leuchtgasbetrieb waren in größerer Anzahl vorhanden und zum Theil recht praktisch ausgeführt, ohne jedoch für deutsche Zwecke aus bereits angedeutetem Grunde recht verwendbar zu sein. Für die durch Gas betriebenen Dampfkesselfeuerungen kommt wegen der Kosten Schwelgas oder Wassergas in Verwendung. Ja sogar für Backöfen dient das Leuchtgas als Feuerungsmittel. Von großem Interesse war unter den elektrischen Apparaten u. A. der von C. W. Siemens ausgestellte elektrische Stahlschmelzofen. Die Gaserzeugungsapparate zerfallen in 1) Einrichtungen zur Erzeugung von Leuchtgas mittels Destillation in Retorten, 2) Schwelgasanlagen und 3) Einrichtungen zur Erzeugung von Wassergas vermittelst der Einwirkung des überhitzten Wasserdampfes auf

glühende Kohlen. Von dem ersten Verfahren wird in der Dresdener Gasfabrik mit den z. Th. vom Gasdirector Hasse erfundenen sogenannten Regeneratoröfen Gebrauch gemacht, während die zweite Erzeugungsart in Sachsen z. B. bei den Glashütten von Friedrich Siemens in Dresden und Döhlen für den Betrieb der Schmelzösen und sonstigen Feuerungsanlagen, ferner auf der Döhlener Gußstahlfobrik, der Hainsberger Papierfabrik, der Gloshütten in Rodeberg ꝛc. in Gebrauch ist. Wegen der geringen Leuchtkraft und des untergeordneten Heizwerthes dieser Gasart tritt zur Erzielung einer für gewisse Zwecke unerläßlichen hohen Temperatur die Zuhilfenahme der Siemens'schen Gasregenerativanlagen ein. Die Wassergoserzeugung erschien auf der Ausstellung in zwei verschiedenen Ausführungsweisen, nämlich 1) nach dem Verfahren mit Regeneratoren und Umkehrung der Zugeinrichtungen, einer dem Regenerativgasofen nachgebildeten Einrichtung, und 2) ohne Zugumkehrung mit Zuhilfenahme von Retorten. Unter Voraussetzung der mit der Zeit zu erwartenden Beseitigung der diesem Verfahren noch anhaftenden Unvollkommenheiten kann dieses Gos wegen seiner bedeutenden Heizkraft und Billigkeit der Herstellung wol als das Heizgas der Zukunft betrachtet werden. Dieses wegen des großen Gehaltes an Kohlenoxyd der Gesundheit nachtheilige Gas erfordert eine gut angelegte dichte Röhrenleitung. Die Bedingungen einer guten Verbrennung lassen sich bei Gasfeuerungen im Allgemeinen viel leichter erreichen, wie bei directer Feuerung. Die durch Petroleum und andere Oele und brennbare Flüssigkeiten erzielbaren ähnlichen Vortheile werden durch den höheren Preis dieses flüssigen Brennmaterials beeinträchtigt. Das Ergebniß der gelegentlich dieser interessanten Ausstellung angestellten sorgfältigen Untersuchungen und Betrachtungen ist die erlangte Ueberzeugung, daß die Anwendung der directen Feuerungen in größeren Städten absolut unzulässig ist, daß diese allgemeine Erkenntniß sich bald Bahn brechen wird und daß man in Zukunft alle Feuerungen mit einem besonders hergestellten Brenngas durch ein allgemeines Röhrensystem zugeleitet unterhalten wird. Ein derartig systematisch durchgeführtes Feuerungsverfahren beseitigt außer der Raucherzeugung auch die große Unannehmlichkeit der Hantirung mit Kohle, Asche und Ruß in allen Häusern und Wohnungen. Die Gasfeuerung in der besonderen Form der centralen Gaserzeugung erscheint dem Sachverständigen allein geeignet, den zahlreichen Uebelständen der gewöhnlichen directen Feuerungsmethode vollkommen abzuhelfen und außerdem noch bedeutende Ersparnisse in den Unterhaltungskosten herbeizuführen. Die gefürchtete Concurrenz der Elektricität, welche nicht nur prätendirt, Kraft und Licht, sondern auch von einer centralen Kraftquelle aus Wärme auf beliebige entfernte Punkte übertragen zu können, ist deshalb außer Berücksichtigung zu lassen, weil es bis jetzt nur möglich war, intensive Hitze mit Vortheil elektrisch zu übertragen, so daß Versuche, die gewöhnlichen geringen Temperaturgrade, wie solche im Haushalte und meistens in der Industrie verlangt werden, elektrisch zu erzeugen, außerordentlich unwirthschaftlich ausfallen müßten. Es ist auch nicht abzusehen, wie sich dieses thatsächliche Verhältniß in Zukunft ändern soll und so läßt sich wol sicher darauf rechnen, daß vorläufig eine Heizgasrohranlage wenig Gefahr liefe, durch elektrische Heizvorrichtungen erfolgreich verdrängt zu werden. Die Schlußfolgerung würde nun sein, daß die vollkommenste Rauchverbrennung nebst entsprechender Oekonomie und Arbeitsersparniß nur durch Gasfeuerung mit centraler Gaserzeugung zu erreichen ist. Zur Ersparniß der bedeutenden Kosten für ein verzweigtes Rohrnetz könnte man sich nöthigenfalls auf Verwendung des bereits vorhandenen Leuchtgases beschränken, im Uebrigen aber für jedes Haus oder Etablissement das nöthige Schwelgas besonders erzeugen. Wo nun wegen der Kleinheit der Anlage, wegen Platzmangels oder aus anderen Ursachen eine besondere Goserzeugungsanlage nicht angebracht scheint, müßte das directe Feuerungssystem allerdings noch beibehalten, jedoch mit den angedeuteten besonderen Vorrichtungen versehen werden. Die Rauchbildung läßt sich also in Wirklichkeit vermeiden und deshalb empfiehlt der Gutachter, dem Rauche überhaupt keine gesetzliche Berechtigung fernerweit zu gestatten.

Bücherbesprechungen.

„Christian Gottfried Körner's Gesammelte Schriften herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig, F. W. Grunow. Preis 8 ℳ" — Chr. G. Körner, der Vater Theodor Körner's und intimste Freund Schiller's, hat gewiß ein Anrecht darauf, wie irgend einer, daß wir uns mit ihm etwos eingehender beschöftigen. Freilich war er dem jetzt lebenden Geschlecht bisher mehr durch das bekannt, was er für Schiller gethan, dessen Genie er durch Brief nnd Wort in der uneigennützigsten Weise gefördert hat, als durch eigene Schriften, und dos Wenige, was er selbst besonders herausgegeben, wor verschollen, das Uebrige in alten Zeitschriften zerstreut und so für die späteren Generationen gleichfalls unzugänglich. Es ist deshalb ein glücklicher Gedanke von Adolf Stern gewesen, die Schriften dieses Mannes zum ersten Mal gesammelt herauszugeben und mit einer biographischen Einleitung zu versehen. Allerdings hat sich hinsichtlich der letzteren der Dichter ouf eine Art Lebensabriß beschränken zu sollen geglaubt, weil eine ousführlichere Körner-Biographie von Dr. F. Jonas in naher Aussicht steht, doch reicht schon dieser Lebensabriß hin, uns ein getreues Bild von dem seltenen Manne zu geben, den ein Schiller, ein Goethe, ein Wilhelm v. Humboldt hoch geschätzt und mit Stolz zu ihren Freunden gezählt haben und der, von der vielseitigsten Bildung, insonderheit auf kritischem und philosophischem Gebiete gonz ansehnliche Leistungen zu verzeichnen hat. Dieser Lebensabriß ist um so willkommener zu nennen, als dem Herausgeber eine Anzohl ungedruckter Quellen zur Verfügung standen. Von den gesammelten Aufsätzen waren schon früher separat erschienen „Deutschlonds Hoffnungen", eine Broschüre aus dem Jahre 1813, voll von echtem Patriotismus, und „Aesthetische Ansichten" (Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffes, Ideen über Declamation, Ueber Charakterdarstellung in der Musik, Ueber Wilhelm Meisters Lehrjohre, Ueber das Lustspiel, Ueber Geist und Esprit) 1808, und „Versuche über Gegenstände der inneren Staatsverwoltung" (1812) und die zwei sich hieran schließenden Aufsätze. Das Uebrige ist ous Journalen wieder abgedruckt, der Aufsatz „Ueber die deutschen Universitäten" sowie einige form- und sprochvollendete Gedichte waren bisher noch nicht gedruckt, zugleich sind auch die Nachrichten über Schiller's Leben und Theodor Körner aus den Werken derselben herübergenommen, so daß von Chr. Körner's werthvollen Schriften wol nichts fehlt. Das Buch verdient, von Vielen gelesen zu werden. Karl Siegen.

Plautus und sein Jahrhundert. Schauspiel in fünf Aufzügen und einem Prolog von Pietro Cossa. Mit Autorisation des Verfassers deutsch bearbeitet von Hermann Lungwitz. Plauen i. V. 1881, F. E. Neupert. — Während im vorigen Jahrhnndert in Italien Scipione Maffei und Vittorio Alfieri eine classische Tragödie, Ugo Foscolo und Silvio Pellico in diesem eine rein romantische Tragödie für ihr Vaterland geschaffen hatten, haben sich in den neuesten Tagen jenseits der Alpen mehrere naturalistische Richtungen Raum erkämpft, die zu wirklicher Berechtigung und Lebensfähigkeit sich noch nicht abgeklärt haben, und deren eine Robert Prölß in seiner jetzt erscheinenden „Geschichte des Dramas" (I. 2. S. 400 f.) als „noturalistische Romantik mit philologischer Grundlage" bezeichnet. Dieser gehören Felice Cavallotti und Pietro Cossa an. Cossa ist 1833 geboren und

starb Ende verwichenen Jahres. Sein bekanntestes Trauerspiel ist der „Nerone“; sonst ist noch sein „Plauto e il suo secolo“ zu nennen, das in obengenannter Uebersetzung vorliegt, welche man, trotzdem sie im Vers hier und da freier hätte auftreten können, schon deshalb mit Freude begrüßen muß, weil sie dem deutschen Publicum dies interessante Trauerspiel zur Lectüre übermittelt hat. Interessant ist das Werk auf jeden Fall, wenngleich es die packende Wirkung des „Nero“ nicht erreicht. Interessant, weil es, mehr als obengenannte Tragödie, die Eigenheiten des Poeten im hellsten Lichte zeigt. Romantisch mag der Plautus genannt werden, weil er in einen antiken Stoff moderne Motive hinein trägt, naturalistisch, weil die Gestalten eine starke, fast derbe Realistik athmen; am meisten aber philologisch, weil dies Element, noch mehr wie im Nero, zum Durchbruch gelangt. Nicht nur sind wie bei diesem Trauerspiel die historischen Ueberlieferungen getreulich benutzt, sondern das Ganze giebt sich weniger als ein Drama, denn als eine Sittenschilderung in sechs Acten, eine Sittenschilderung der plautinischen Zeit, welche auf historischer und philologischer Basis aufgebaut ist. Das Stück charakterisirt seinen Schöpfer sehr gut. J. R.

— Aus meiner Wandermappe. Novellistische Herzens- und Länderstudien von Karl Böttcher. Dresden 1882, R. v. Grumbkow. — In diesem Buche liegt eine Sammlung bereits einzeln, in Zeitschriften, erschienener Studien, Skizzen und kleiner Essays vor, wie solche Sammlungen von Feuilletonisten öfter unternommen werden, um ihre Bilderchen (so kann man Skizzen in Analogie zu dem griechischen Wort und Begriff: Idyllion sehr gut nennen) vor dem Untergang zu retten, dem sie in den Spalten einer Tageszeitung meist verfallen sind. Ohne den Werth solcher Collectionen zu überschätzen, mag man sich dieselben doch gefallen lassen, falls sie wirklich von etwas tieferem Interesse und hübsch gearbeitet sind. Von vorliegenden Skizzen kann das behauptet werden, wenn auch über die Originalität des Inhalts — eine ist nach Daudet gearbeitet — etwas hinweggeblickt werden muß. Eine bestimmte Anordnung nach Verwandtschaft des Stoffes findet nicht statt: zu Wasser und zu Lande, im Salon und unter Leuten gewöhnlichen Schlages spielen sich diese Länder- und Herzensstudien ab, bald in Deutschland, bald in Italien, bald in Amerika.

R—n. In dem Verlags-Anzeiger der Langenscheidt'schen Buchhandlung in Berlin ist unter der Rubrik „Literaturgeschichten“ auch ein Leitfaden der Geschichte der englischen Literatur aufgeführt, zu dessen Empfehlung Folgendes gesagt ist: „Der große, ja ungewöhnliche Beifall, den Brooke's geistvolle, 1879 erschienene Geschichte der englischen Literatur in den weitesten Kreisen Englands gefunden hat, gab der Verlagsbuchhandlung Veranlassung zur Edirung einer deutschen Bearbeitung. Ausführlicher als van Dalen's für engere Zwecke kaum zu übertreffender „Grundriß“, wird Brooke's „Leitfaden“ überall da gute Dienste leisten, wo ein näheres Eingehen auf den Gegenstand statthaft ist.“ In dieser Ankündung wird Brooke's Buch zuerst eine „Geschichte“ genannt, hernach als „Leitfaden“ bezeichnet. Wir haben das Buch selbst nicht gesehen, wir kennen nur die deutsche Bearbeitung, die sich als „Leitfaden“ kundgiebt und den Titel hat: „Kurzer Leitfaden der Geschichte der englischen Literatur von Stopford A. Brooke, M. A. Deutsch bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. A. Matthias. Autorisirte deutsche Ausgabe.“ (Berlin 1882, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.) Der Eindruck, den dieser „kurze Leitfaden“ auf deutsche Leser und Benutzer machen wird, kann schwerlich ein so günstiger sein, wie nach jener Buchhändler-Reclame das Original in den weitesten Kreisen Englands hervorgebracht hat. Denn wir verlangen von einem Lehrbuch auch wirkliche Belehrung, factische Angaben, Beschränkung auf das Wichtigste, Klarheit und Kürze des Ausdrucks und ein maßvoll angewandtes Urtheil. In Brooke's Buche, vielmehr in der Bearbeitung, finden wir dagegen sehr viel Unnöthiges, sehr viel Betrachtungen und vage Redensarten. Und wenn man die Thatsachen betrachtet, so findet der Kenner sofort, daß mannigfache Fehler und Irrthümer mit unterlaufen, namentlich was die ältere Periode betrifft. Gleich der Anfang, die Definition der englischen Literaturgeschichte ist seltsam, ja fast komisch: „Die Geschichte der englischen Literatur ist die Geschichte dessen, was große englische Männer und Frauen gedacht und empfunden und dann in guter Prosa oder in schönen Versen in englischer Sprache niedergeschrieben haben.“ Wie nun, wenn diese englischen denkenden und empfindenden Männer und Frauen nicht groß, sondern nur mittelgroß oder gar klein sind, gehören ihre poetischen Producte dann nicht zur englischen Literatur? Und wenn die englische Prosa nicht gut, die englische Poesie nicht schön in höherem Sinne ist, wird sie dann ausgeschlossen? Unsere deutschen Literaturhistoriker wissen da doch besser zu definiren. Die Bearbeitung von Matthias liest sich im Ganzen nicht gut, sie leidet an Ungelenkigkeit des Ausdrucks, manches ist ganz unbeutsch gewendet. Ein Beispiel unter vielen: „Die alte englische Poesie war ebenso auch in der Form von dem verschieden, was sie jetzt ist.“ Warum nicht: auch in der Form von der heutigen verschieden? Der Bearbeiter hat laut Titelangabe auch Anmerkungen hinzugefügt. Wir glaubten, in diesen Anmerkungen bibliographische Zuthaten zu finden, Verweisungen auf solche dem deutschen Publicum zugängliche Ausgaben, Lesebücher, Monographien und Hilfsmittel, die der englische Autor nicht kannte, aber auch nicht zu kennen brauchte. Statt dessen finden wir einzelne Nachträge und Erläuterungen, die weiter nicht von Belang sind. Wenn die Langenscheidt'sche Buchhandlung, die sich mit Eifer und Erfolg der Unterrichts-Literatur widmet, einmal ein gutes Lehrbuch der englischen Literaturgeschichte (und dasselbe gilt für die französische) bei uns einführen wollte, so würde sie am Besten thun, wenn sie einem tüchtigen Fachmann den Auftrag ertheilte, eine kurz gefaßte englische Literaturgeschichte nach dem Muster der vielbewährten und allseitig anerkannten Geschichte der deutschen National-Literatur von Hermann Kluge zu liefern. Das wäre ein willkommenes Unternehmen, und die Verlagshandlung würde es nicht zu bereuen haben. Mit Bearbeitungen unpraktischer ausländischer Bücher ist uns nicht gedient.

△ Broschüren politischen, volkswirthschaftlichen u. s. w. Inhalts. Es gehört immerhin auch noch in unserer Zeit — vor 6—8 Jahren wäre es wol überhaupt nicht möglich gewesen — ein gewisser Muth dazu, gegen die Institution des Allgemeinen Wahlrechts, von welchem Lassalle lehrte, daß dies der Grundstein sei, auf welchem der socialdemokratische Staat aufgebaut sei, auf welchen gestützt die gegenwärtige staatliche und sociale Welt aus den Angeln gehoben werden könne, anzukämpfen, da selbst unter den zahlreichen Liberalen, die im Innern längst zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß die Einführung des allgemeinen Wahlrechts auch nicht eine Partei ihren idealen Zielen näher gebracht, wol aber das Volk von der ihm dadurch gegebenen Souverainetät keineswegs immer den rechten Gebrauch gemacht hat, nur Wenige ihren früheren Irrthum offen einzugestehen geneigt sind. Neuerdings ist nun eine Broschüre erschienen (Communismus oder Wahlreform. Unkenruf eines alten Abgeordneten. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung 1882), in welcher nicht nur eine Geschichte des allgemeinen Wahlrechts sowie eine Darstellung der Wirkungen desselben in Amerika, Frankreich und Deutschland gegeben, sondern auch positive Vorschläge zu einem praktischeren Wahlsysteme gemacht werden. Der Verfasser thut — nach unserer Ansicht unwiderleglich — dar, daß das Ende der Gefahren des Socialismus erst dann wirklich eintreten werde, wenn der politische Communismus, welcher in dem allgemeinen Wahlrecht liege, beseitigt sei, und sucht ein Wahlsystem zu construiren, welches auf das unmittelbare, von den Parteien noch ungefärbte und ungefälschte Volksgefühl gegründet sei.

Sein Ideal ist ein Parlament, welches wie das frühere englische Unterhaus auf die organischen Gliederungen der Staatsgesellschaft gebaut, im engen Zusammenhange mit diesen, gewissermaßen als Extract der staatlichen Gesellschaft, ihre Interessen mit denen des Staats in Harmonie bringe und sie dem allgemeinen Besten dienstbar mache. Zu diesem Behufe soll der Wähler nicht als Bruchtheil der großen Masse, sondern als Mitglied und Vertreter seines Standes seine Stimme abgeben, also als Arbeiter, Gewerbetreibender, Industrieller, Landwirth u. s. w., derselbe soll aber immer nur berechtigt sein, für die Gemeinde Vertreter zu wählen, welche dann ihrerseits die Reichstagsabgeordneten zu wählen haben würden. Freilich wird nicht eher an die praktische Verwerthung dieser Vorschläge zu denken sein, als bis die dabei vorausgesetzten Berufsstände infolge der neueren Socialreformen diejenige festere Gestalt gewonnen haben werden, die dabei vorausgesetzt müssen werden wird. Bei der Kritik der verschiedenen anderen, theils in Wirksamkeit gewesenen, theils von Theoretikern und Politikern in Aussicht genommenen Wahlsysteme geht der Verfasser auch auf das der sogenannten Listenwahl ein, dessen von Gambetta betriebene Wiedereinführung in Frankreich in neuerer Zeit in diesem Lande die Leidenschaften der Volksvertretung erregt und Gambetta's Sturz herbeigeführt hat. Da wir wiederholt die Beobachtung gemacht haben, daß selbst unter den den gebildeten Ständen Angehörigen zumeist nur recht oberflächliche Vorstellungen über das Wesen dieses Wahlsystems existiren, so erwähnen wir hier, daß dasselbe als Correctur des allgemeinen Stimmrechts von dem Engländer Thomas Hare vorgeschlagen worden ist, und im Wesentlichen darauf beruht, daß der Wähler mehrere Stimmen auf seinen Wahlzettel schreiben darf und daß die in einer gewissen Zahl von Wahlkreisen abgegebenen Stimmen addirt werden. Sind also beispielsweise in einem Lande 25 Abgeordnete zu wählen, so werden die verschiedenen politischen Parteien je eine Liste von 25 Candidaten entwerfen und unter ihren Parteigenossen thunlichst verbreiten. Der Wähler benutzt nun diese Listen ganz oder theilweise und stellt event. den Namen des Candidaten, den er vorzugsweise gewählt zu haben wünscht, voran. Die Wahlcommission referirt die Resultate aus ihren Bezirken an die Central-Wahlcommission. Diese dividirt die Zahl sämmtlicher abgegebenen Stimmen durch die Zahl der Sitze im Parlament und jeder der auf den Wahlzetteln Genannten, welcher die Durchschnittszahl erreicht hat, ist als gewählt zu betrachten. In Frankreich war während der Einführung eines ähnlichen Wahlsystems in den Jahren 1871—1875 die Listenwahl auf die Departements begrenzt, so daß jedes Departement die sämmtlichen in demselben abgegebenen Stimmen zusammenzählte und sie dem betreffenden Candidaten anrechnete. — „Ueber Alters- und Wittwenversorgung der Arbeiter", diese von dem Reichskanzler neuerdings in Anregung gebrachte, hochwichtige Frage, hat der Bürgermeister zu Naumburg, Torald Gödel (Berlin, Carl Duncker's Verlag), eine kleine Broschüre veröffentlicht. Derselbe erachtet die Schaffung einer obligatorischen Altersversorgungs- und Wittwencasse für Arbeiter nicht nur für ausführbar, vorausgesetzt, daß dieselbe eine Reichsanstalt, daß der Betrag der Pensionen nicht zu hoch angenommen und daß aus Staatsmitteln ein allerdings sehr bedeutender Zuschuß zu den von den Arbeitern zu zahlenden Beiträgen gewährt werde, sondern ist auch der Ueberzeugung, daß mit der Errichtung einer solchen Casse das Deutsche Reich und seine Regierung eine Culturaufgabe ersten Ranges lösen und den übrigen civilisirten Staaten ein Beispiel geben würde, dessen Nachahmung sich dieselben auf lange Zeit nicht würden entziehen können. Wenn der Verfasser unter Hinweis auf die preußischen Verhältnisse übrigens es für thunlich erachtet, den Kreis derjenigen Personen, welche der Casse beizutreten verpflichtet wären, mit Hilfe des Steuerveranlagungsmaterials für die directen persönlichen Steuern mit Leichtigkeit zu bezeichnen, so übersieht derselbe, daß dies nur für diejenigen Staaten zutrifft, in denen eine Classensteuer existirt. — Mit einer wichtigen wirthschaftlichen Frage beschäftigt sich ferner die Broschüre: „Ein Arbeitsgesetz als Lösung unserer Tagesfrage" (Breslau, Leucker'sche Buchhandlung), in welcher auszuführen versucht wird, daß lediglich die allgemeine Entwerthung der Arbeit unseren wirthschaftlichen Verfall bedinge und unsere gegenwärtigen Zustände zu so unhaltbaren mache, und daß einzig eine gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit für jetzt als Lösung unserer socialwirthschaftlichen Frage zu betrachten sei (!). Bei Gelegenheit spricht sich der Verfasser auch über beziehentlich gegen die Einführung der obligatorischen Innungen und die Verallgemeinerung der Productiv-Genossenschaften, sowie über die Judenfrage aus und schließt seine etwas bunt unter einander gewürfelten Betrachtungen mit den stolzen Worten: „Ich unterbreite meine Ansichten dem Urtheile der Verständigen meines Volkes. Ich widme diese Zeilen meinem Vaterlande", um auf der folgenden Seite in einem Postscriptum den Vorschlag zu machen, die Leser möchten ihre Ansichten über die in der Broschüre behandelten Fragen, sowie die Redactionen der Tagespresse die Recensionen seines Schriftchens ihm übermitteln, damit er in einem später herauszugebenden „Bande" das ihm Zugegangene kritisirend zur öffentlichen Kenntniß bringen könne. Wir gestehen ohne Weiteres zu, daß dieses Mittel, freiwillige literarische Mitarbeiter anzuwerben, originell und bisher wol kaum dagewesen ist. — Ein den Titel „Schutz der Arbeiter gegen die Gefahren des Fabrikbetriebes" führendes Schriftchen (Frankfurt a/M., Jäger'sche Buchhandlung) enthält alphabetisch geordnet die Vorschläge, welche seiten der Fabrikinspectoren in den letzten Jahresberichten bezüglich der Schutzvorrichtungen an Maschinen und in Fabrikräumen niedergelegt worden sind, sowie Verordnungen und Entscheidungen von Behörden und Vorschriften von Fabrikanten- und ähnlichen Vereinen, welche diese Materie betreffen. Der Verfasser, C. W. Pfeiffer, ist Subdirector der „Unfall-Versicherungs-Actien-Gesellschaft Zürich" — es deutet dieser Umstand auf die Kreise hin, für welche diese Zusammenstellung wol in erster Reihe berechnet sein dürfte. — Eine Broschüre, welche, obwol ihr Inhalt die Judenfrage betrifft, keine politische Streitschrift sein, sondern die religiösen und socialen Interessen des Judenthums in seinem eigenen Hause behandeln will, ist unter dem Titel „Praktisches Judenthum". Ein Wort zur Verständigung insbesondere an seine Glaubensgenossen gerichtet von M. Friedeberg (Leipzig, Robert Friese) erschienen. Obwol der Verfasser nicht verkennt, daß auch dem Judenthume Selbsterkenntniß noth thut, daß seine Glaubensgenossen einen guten Theil an der Mißstimmung — um kein kräftigeres Wort zu gebrauchen —, die sich neuerdings gegen das Semitenthum erhaben hat, verschuldet haben, so hat er sich doch in der Hauptsache die Aufgabe gestellt, die nach seiner Ansicht ungerechten und übertriebenen Angriffe gegen dasselbe auf das rechte Maß zurückzuführen, gleichzeitig aber seinen Glaubensgenossen den rechten Weg zu zeigen, auf welchem dieselben ihre Interessen gleichzeitig mit denen der Gesammtheit finden können würden. Er bezeichnet als diesen Weg das „praktische Judenthum" im Gegensatz aber vielmehr in Verbindung mit dem neuerdings so vielfach geforderten „praktischen Christenthum", die Stellungnahme des Judenthums zu den wichtigen socialen Fragen, den Kampf gegen Materialismus, Halbbildung, schnöde Selbstsucht und Genußgier. Nicht ganz verständlich ist uns hierbei folgender Satz der Broschüre gewesen: „Es kann durch eine Discussion über die socialen Fragen überhaupt der von rohen Fanatikern gegen die Gesammtheit der Juden gesammelte Zündstoff allein beseitigt werden (?), die Autorität des Staates reicht bei Excessen, namentlich wenn die Zukunft den Nothstand vergrößern würde — nicht aus."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 39. Sonntag, den 14. Mai. 1882.

Inhalt: Die Hauptpersonen des Alterthums nach Ranke's Weltgeschichte, von Dr. Georg Müller-Frauenstein. — Von der internationalen Kunstausstellung in Wien. IV. V. — Leipziger Theater, von Rudolf v. Gottschall.

Die Hauptpersonen des Alterthums nach Ranke's Weltgeschichte.

Von Dr. **Georg Müller-Frauenstein.**

Von Leopold v. Ranke's Weltgeschichte, dem großartigen Werke, welchem er die letzten Jahre seines Lebens zu widmen beschlossen hat, liegt jetzt in zwei stattlichen Bänden (Leipzig, Duncker und Humblot) das Alterthum vor uns. Mit der Persönlichkeit des Augustus endet der zweite Band, mit dem Rom, wie es zur Zeit von Christi Geburt als Herrin und gewaltigste Stadt des Weltalls die glänzenden Schöpfungen der früheren Zeiten in den Schatten stellte. Ich halte es für eine billige Forderung, daß auch an dieser Stelle über den Raum einer bloßen Anzeige hinaus dem Werke eine Besprechung gewidmet werde. Freilich, da der Stoff ungemein vielseitig, der hier gebotene Raum aber beschränkt ist, kann nur eine solche Art der Behandlung gewählt werden, welche einem möglichst großen Leserkreis von Vortheil ist. Deshalb wird hier nicht ein Vergleich mit den bisherigen, in Deutschland verbreiteten Weltgeschichten angestellt, auch keine Abwägung mit kritischen Seitenblicken auf unsere gangbarsten Darstellungen der orientalischen, griechischen und römischen Geschichte versucht, die von mir gewählte Ueberschrift besagt schon deutlich, daß die unbedingt nöthige Selbstbeschränkung von dem Referenten in der Weise geübt werden wird, daß er die Hauptnamen der alten Geschichte in Ranke's Beleuchtung vorführt.

Nur wenige Andeutungen über den Charakter der zwei Bände seien vorher erlaubt.

Ranke sucht nicht im Entferntesten populär zu sein, er bildet wie in so Vielem, auch in diesem letzten Werke den directen Gegensatz zu Schlosser. Dieser nannte seine Weltgeschichte eine solche für das deutsche Volk, Ranke dürfte ihr, ohne gegen die Wahrheit zu verstoßen, den Zusatz geben: für die Gebildeten, die Kenner der Geschichte. Das verrathen schon dem ersten Blick die kritischen Anmerkungen, die Excurse im Text und unter demselben, die Beilagen und Anolecten, die er verspricht und zum Theil schon giebt, das verräth dem genaueren Beobachter der Ton des Vortrags, der nicht einer Erzählung, einem Berichte über das Geschehene, sondern zumeist, besonders im ersten Bande, einem Raisonnement, einer geistvollen Betrachtung des als bekannt Vorausgesetzten gleicht. In der Natur der Sache liegt es deshalb auch, daß der Schriftsteller durchaus nicht zurücktritt, daß vielmehr seine Subjectivität sehr oft im Vordergrund steht. Gar nicht selten sind aber auch wieder Fälle, wo er vor einer bestimmten Stellungnahme in besonders verwickelten Fragen zurückscheut; man wird bei solchen Gelegenheiten öfter wol mehr wünschen, aber dem Verfasser einer Weltgeschichte ohne Zögern das Recht zu diesem Verfahren einräumen müssen. Weniger leicht dagegen wird der Leser sich in die Kürze finden, mit der manche bekannte Partie, und in die Ausführlichkeit, mit der dunklere oder scheinbar unbedeutendere Ereignisse behandelt sind. So ist, um ein Beispiel zu geben, die orientalische Geschichte außerordentlich ungleich bearbeitet. Wer würde nicht etwas vermissen, wenn von den Erfindungen der Phönizier kein Wort zu finden ist? Auch die Assyriologen mögen wenig erbaut sein von der Thatsache, daß vor Assurnasirhapal (880 vor Chr.) nur Hammurobi genannt und zwar nicht viel mehr als nur genannt wird. Die ganze Art und Weise läßt es öfter, als man wol wünschen möchte, im Ungewissen, ob Ranke an der oder jener Stelle nur aus Vorsicht, wegen der geringwerthigen Ueberlieferung oder wegen seines subjectiven Urtheils über den Werth der Ereignisse selbst so schweigsam ist. Sicher wird jeder mit Freuden eingestehen, daß solches Vermissen weniger ein Tadel als ein Compliment für den Verfasser ist, der den Appetit so nachhaltig reizt, daß eine völlige Befriedigung kaum möglich ist. Ein gewisser Widerspruch zwischen Plan und Ausführung wird aber wol überhaupt nicht zu leugnen sein, wenn man sich erinnert, daß Ranke in der Einleitung eine Culturgeschichte verspricht. Er vermeidet zwar das Wort und leugnet, wie ich gehört habe, auch den Begriff, aber was er ankündigt, läuft doch im Grunde darauf hinaus, was andere Historiker mit diesem Ausdrucke belegen. Wie könnten aber in einer solchen die technischen Fortschritte der einzelnen Völker theilweise ganz übergangen, theilweise nur so kurz wie hier angedeutet werden? Ranke will zwar „den Besitz des Menschengeschlechts im materiellen und gesellschaftlichen Fortschritt, besonders aber in seiner religiösen Entwickelung zeigen", also eine Culturgeschichte im großen Stil geben; der Weg aber, den er einschlägt, und seine Neigung führen ihn unmerklich immer tiefer hinein in die Staatengeschichte, so daß uns keine Geschichte der menschlichen Cultur, sondern eine politische mit Berücksichtigung des geistigen Lebens vorliegt. Er hat auch nicht etwa nach Ideen geordnet, höchstens, wie noch weiter auszuführen, nach religiösen, sondern er bietet uns nach Völkern die Haupteindrücke der Geschichte des einen und die Vererbung derselben auf andere.

Diese Vertheilung und Gruppirung des Stoffes kann man nun aber in ihrer Art geradezu künstlerisch finden. Eine Philosophie der Geschichte dämmert im Hintergrunde, Ideen, die wie Schlaglichter das Chaos des Menschengetümmels erhellen, nach der Art der Herder'schen Ideen zur Philosophie einer Geschichte der Menschheit, schimmern aus dem farbenreichen Bilde heraus, wenn man tiefer in die Disposition einzudringen strebt. Wol erregt nicht selten das Abbrechen mitten in der Geschichte eines Volkes, sobald nach Ranke das Schwergewicht von ihm zu einem anderen verrückt wird, zuerst Verwunderung, aber diese macht bald wärmeren Gefühlen Platz; gerade an den Angelpunkten des großen Werkes, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, erkennt jeder den Meister, dem die Parallelen aus Jahrtausenden menschlicher Geschichte zur Verfügung stehen.

Mehr selbst, als er verspricht und man erwartet, giebt Ranke in Betreff der religiösen Entwickelung der Menschheit;

ich kenne keine Weltgeschichte, in der die Religion eine so außerordentliche Rolle spielte. Durchaus nicht in dem Sinne, daß der Stoff eingeschränkt oder einseitig behandelt würde, die Urtheile über die jüdische Geschichte und den Werth der alttestamentlichen Quellen zeigen die Unbefangenheit der Auffassung, aber in dem geistigen Leben der Mittelmeervölker wie der Orientalen verfolgt unser Schriftsteller mehr als ein anderer gerade das Religiöse, läßt es viel mehr thätig einwirken und den Gang der Geschichte bestimmen; in den Völkern treten sich ihre Götter nahe oder gegenüber. Nicht als ob er sich dabei auf dem Gebiete der Religionsvergleichung verlöre, o nein, vielmehr liegt gerade in der Kürze der betreffenden Capitel eine außerordentliche Anregung, ein ganz besonderer Reiz. So wenn er die Religion des Nillandes eine locale, den Dienst des Baal einen universalen Naturcult und das jüdische Gesetz die Verehrung der intellectuellen Gottheit Jehovah's nennt, oder wenn er von dem Glauben der Inder und der Perser sagt: Sie mögen Brüder sein, gewiß aber sind sie feindliche Brüder. So auch wenn er in dem hellenischen und später dem römischen Kampf gegen die orientalischen, speciell semitisch-phönizischen Religionseinflüsse betont, durch diese Europäer sei von Anfang an den Menschenopfern des Ostens der Krieg erklärt worden.

Doch ich kehre zurück vom Allgemeinen und fasse meine besondere Aufgabe ins Auge. Ich meine, es giebt viele ältere wie jüngere Leser, welche vielleicht nicht wieder ein systematisches Geschichtsbuch zur Hand genommen haben, seitdem das letzte Schul- oder Universitätsexamen sie davon dispensirte. Es erscheint darum verdienstlich, diesen von einem unserer meist genannten historischen Werke auf die Weise Kenntniß zu geben, daß die glänzendsten Figuren der alten Welt herausgehoben und mit den Zügen, die Ranke an ihnen findet, vor das Gedächtniß geführt werden. Ich glaube, ältere Leser werden ihre Erinnerungen vielfach übereinstimmender mit dem hier Gebotenen finden als jüngere, Niebuhr steht z. B. Ranke näher als Mommsen, und überhaupt trifft man in unserem Buche auf Schritt und Tritt die Spuren einer wohlthuenden vorsichtig-conservativen Kritik, die nicht so leicht dem blos Neuen sich öffnet. Es wäre thöricht, ein Hehl daraus zu machen, daß die im ersten Drittel und in der Mitte unseres Jahrhunderts geübte Forschung und deren von dem Jüngling und dem Manne angenommenen Resultate die Grundlage bilden, auf der der 86jährige Greis weiter baut, wenn er auch die Ergebnisse neuerer Forschung kennt und benutzt.

Im Voraus betone ich nochmals, daß ich überall mit Ranke's Worten spreche; mir fiel nur die freilich trotzdem nicht geringfügige Arbeit des Ordnens und Sichtens für den hier angegebenen Zweck zu, an ein Beurtheilen denke ich nicht im Entferntesten. Wer irgendwo Anstoß nimmt, glaube also stets die Rede des größten jetzt lebenden deutschen Geschichtsschreibers zu hören, dessen bisherige Hauptwerke allerdings nicht das Alterthum behandelten, dessen Forschung wol auch nicht der ganzen, unermeßlichen neueren Literatur über diese Periode hat gerecht werden können — wer vermöchte das? —, der aber einen Scharfblick und eine Urtheilskraft auf dem Gebiete der Geschichte bewährt hat wie wenige deutsche Historiker überhaupt.

Ich bedaure nur, daß bei dem beschränkten Raume alle die trefflichen Urtheile über die unsterblichen Werke des Genius in Poesie und Literatur, Wissenschaft und Kunst unerwähnt bleiben müssen, denn nur die Ereignisse und großen Männer der Vorzeit können uns hier beschäftigen, zunächst die der jüdischen und orientalischen Geschichte.

Da ist nun zum Ersten der Ton der Erzählung von Moses und den zehn Geboten charakterisirt durch Sätze wie: Hier wurde der Wille Gottes dem Volke offenbart. Gott spricht u. s. w. Ranke deutet also an dieser Stelle nicht, er glaubt. In Betreff der Oertlichkeit, wo die Gebote gegeben wurden, entscheidet er sich mit Robinson für den Horeb, den großen Gesetzgeber selbst aber nennt er die erhabenste Persönlichkeit der ältesten Geschichte, den Pädagogen seines Volkes. Die Eroberung Kanaans nach seinem Tode begründet den Ausspruch: Der historische Josua ist bedeutender als der fabelhafte Sesostris; woran Ramses-Miamun scheiterte, das erreichten damals die Israeliten. Dagegen legen einzelne hochgepriesene Handlungen aus der Zeit der Richter den Vergleich mit den Meuchelmördern späterer Jahrhunderte nahe; bei den größten Gestalten, Debora und Gideon, wird betont, daß sie den Stömmen angehörten, welche auf Joseph und dessen ägyptische Gemahlin zurückgeführt werden. Simson erscheint nach Ranke's Worten nur „sehr eigenthümlich", seine letzte Handlung „grandios und bizarr". Zwischen Saul und Samuel gestellt, ist unser Schriftsteller mit seiner Sympathie durchaus auf des Ersteren Seite. Dieser bildet die erste tragische Gestalt in der Welthistorie, Samuel dagegen vertritt das Festhalten an dem Herkömmlichen ohne alle Rücksicht. David empfängt die Attribute: der Heroische, zugleich Gewaltsame und Großmüthige, idealistisch Gehobene und praktisch Geschulte; das Urtheil über seine Regierung, so glänzend sie ist, lautet doch auch bei Ranke: Er verkannte, daß kein Volk so ungeeignet war eine erobernde Macht zu bilden, als die Juden. An dem weisen und gerechten Salomo ist etwas Pharaonenhaftes nicht zu verkennen, er brachte aber schon nicht mehr etwas speciell Nationales, sondern ein allgemein Menschliches zur Erscheinung. Aus der Zeit der zwei Reiche wird allein Isebel lebendiger charakterisirt, sie und Elias sind höchst dramatisch gegenübergestellt, die Gemahlin Ahab's ist die erste den finstern Mächten verbündete Frauengestalt der Weltgeschichte.

In dem Capitel Assur ist das Urtheil über die Keilinschriften besonders zeitgemäß und deshalb hier nicht zu übergehen. Was wir aus den neuentdeckten Denkmalen entnehmen, füllt eine Lücke in der Weltgeschichte aus, die immer sehr empfindlich war; nicht als ob wir darin eine zuverlässige und haltbare Auskunft über das höhere Alterthum erhielten; Alles bleibt fragmentarisch und ungewiß, aber über die Zeit von der Spaltung des jüdischen Reiches bis zur Erhebung der Perser erhalten wir sehr willkommene geschichtliche Belehrung. Sargon (722—705) und Assurbanipal (668—626) nehmen die bedeutendste Stellung unter ihren Zeitgenossen ein, ersterer illegitim, wie er war, martialisch und schonungslos, letzterer, der die Semiten zum ersten und wol zum letzten Male unter einander zu einer Herrschaft vereinte, die sich weit über ihre Grenzen erstreckte und ihnen gewiß den ersten Rang unter den damaligen Mächten der Welt gab. Assyrien ist die erste erobernde Macht, der wir in der Weltgeschichte begegnen. Den Sturz Ninives um 606 läßt auch Ranke von den Medern, wahrscheinlich ohne Hilfe der Babylonier, veranlaßt werden, doch unterbleibt gerade in dieser Periode öfter der Versuch die Wahrheit festzustellen. So über Nebukadnezar's spätere Thaten und sein Ende, und die Kimmerierzüge zu erforschen ist „noch immer eine ungelöste Aufgabe".

Aus der gleichzeitigen ägyptischen Geschichte wird Psammetich I. nur eben genannt, sein Sohn Netho II. aber in helle Beleuchtung gestellt; er eröffnete für die spätere Geschichte seines Landes eine neue Bahn, indem die Verbindung mit Phöniziern und Griechen einer universalen Tendenz Raum schaffte.

Von den Medierfürsten bleibt auch bei Ranke Dejokes-Dayokku sagenhaft, Phraortes wird nicht erwähnt, Kyaxares aber, eine unzweifelhaft historische Figur, verglichen gegenüber den Kimmeriern mit Heinrich I. dem Vogelsteller im Gegensatz zu den Magyaren. Die große Gestalt des Kyros ist historisch erkennbar trotz der persischen, medischen und griechischen Sagenzusätze, kluge Führung und wunderbarer Erfolg vereinigen sich in ihm, das ist das Wesentliche. Der Name Kambyses ist gleichsam symbolisch geworden für alle Abscheulichkeiten einer gehässigen Tyrannei, ganz mit Unrecht wegen

seines Verhaltens in Aegypten. Das Factum aus den Fabeln über sein Ende ist, daß er seinen Bruder ermorden ließ und in der Bewegung, die darüber ausbrach, sich selbst tödtete. Die definitive Erwerbung der Krone durch Darius sieht Ranke in der Besiegung und Kreuzigung des medischen Führers Phraortes, eines Nachkommen des Kyaxares, der sich während der Belagerung von Babylon erhob; Darius selbst ist eine monumentale Gestalt in der Historie, der mildeste und verständigste Herrscher.

In der ältesten griechischen Epoche vermeidet unser Buch sorgfältig den Namen der Pelasger, die Sage von Herakles erscheint durch und durch hellenisch, obgleich mit orientalischen Mythen verwandt. Des Theseus Kampf mit dem Minotauren enthält ein Moment, durch das sich Griechenland vom Orient losriß, ebenso die Pelopssage, vielleicht auch die der thebanischen Sphinx.

In Jason ist die maritime Thätigkeit der Minyer versinnbildlicht, im trojanischen Krieg, der als Factum natürlich festgehalten wird, der Hauptkampf zu sehen während der hellenischen Colonisationen im Gebiete des auf beiden Seiten der Propontis sitzenden thrakischen Volksstammes. Auch die Schwierigkeiten in der Erklärung der Dorerwanderung versucht Ranke nicht zu heben; wie dieser Stamm Herr und Meister im Peloponnes geworden ist, sei niemals glaubwürdig und einleuchtend dargestellt worden; als vornehmste Ursache ihrer Erfolge müsse man ihre Kriegsweise ansehen, nämlich ihr enggeschlossenes Vorrücken mit eingelegter Lanze.

In der Gründung der Colonien erblicken wir die merkwürdigste Eroberung, die je gemacht worden ist, doch hält die ionische und äolische Colonisation keinen Vergleich mit der dorischen aus, durch welche (am Marmarameer, im südwestlichen Kleinasien und in Libyen) eine Besitznahme der wichtigsten maritimen Positionen im östlichen Mittelmeer erfolgte. Lykurg's Persönlichkeit wird ganz bei Seite geschoben, dagegen rührt Solon's Gesetzgebung in der That von ihm her; fabelhaft aber bleibt natürlich jene Scene auf dem Marktplatz, in der Solon sich wahnsinnig stellt, und das Zusammentreffen mit Krösus. Es ist unaussprechlich, was der Mann dem Volke von Athen gewesen ist und für dasselbe geleistet hat, doch mag man ihn nicht mit Moses vergleichen. Denn dieser kann nur symbolisch dargestellt werden, Solon dagegen war eine populäre Natur, gewandt und geschickt, voll von klugen Gedanken. Pisistratus steht unserem Geschichtschreiber sehr hoch, ohne daß er die Art, wie er sich der Herrschaft bemächtigte, gut hieße. Seine Autorität war vollkommen an ihrer Stelle; sie hatte zugleich eine athenienfische und in der Stellungnahme gegenüber dem Perserreich eine panhellenische Seite; ohne ihn würde Athen nicht geworden sein, was es später der Welt geworden ist. Schon damals, um die Mitte des 6. Jahrhunderts, hätte die Zukunft den Griechen gehört, wenn ihr (damals freilich schon gestorbener) Verbündeter, der König Necho von Aegypten, ein Fürst auf der Höhe seiner Zeit, zu seinem Ziele gelangt wäre. Als aber durch Persiens Erhebung den mittelgroßen Reichen, erwünschten Nachbarn für die Hellenen, ein Ende gemacht wurde, mußte das griechische Element die bisher behauptete Thalassokratie verlieren und sich auf das Mutterland zurückziehen. Die Erscheinung der großen, immer fortschreitenden Weltmacht beherrschte den allgemeinen Gesichtskreis; ein Moment jedoch, warum die Gefahr für die Griechenwelt überwindbar wurde, lag darin, daß es bei ihnen keine Centralgewalt gab, die einen Pact hätte eingehen können.

In Aristagoras tritt der Gegensatz zwischen beiden Nationen zuerst hervor, er ist aber nur eine flexible, keine große Natur, intellectuell von einem unbegrenzten Gesichtskreise. Von den großen Athenern der Perserkriege nennt Ranke Miltiades und Themistokles heroische Gestalten, Aristeides und Kimon treffliche Männer. Von dem ersten heißt es, er führte seine eigene persönliche Sache, als er die Vertheidigung von Attika übernahm, und auch Themistokles wird in der schönen Schilderung der salaminischen Schlacht dem Xerxes persönlich gegenübergestellt. Das Treffen bei Marathon war eine regelrechte Schlacht, doch wird von den 110000 Persern wol noch viel abgehen, und auch die Geringfügigkeit der Zahl von 10000 Athenern könnte man vielleicht in Zweifel ziehen. Herodot's Erzählung von den Berathungen, welche Xerxes gleich nach Darius' Tod über die Erneuerung des Zuges gepflogen haben soll, ist der Anfang des historischen Epos, welches Herodot in bewundernswürdiger Ausführung, aber nicht ohne den Thatsachen ein sagenhaftes Element zuzugesellen, der Nachwelt hinterlassen hat. Der Heldenkampf von Thermopylä wird in sechs Zeilen behandelt, hier bewiesen die Spartaner eine innerhalb der Schranken der Gesetze beharrende Tapferkeit, das Muster für alle folgenden Jahrhunderte. Themistokles wird gerühmt als vielleicht einer der ersten Menschen von Fleisch und Blut, die in der Universalgeschichte hervortreten, keineswegs immer rühmenswerth, aber immer groß. Er wurde das Vorbild für die athenischen Staatsmänner der späteren Zeit, war prächtig, verwegen, selbst grausam, liebte den Glanz noch mehr als die Herrschaft, strebte aber schon nach einer exceptionellen Stellung, während Miltiades aristokratisch gesinnt blieb. Des Pausanias Anschläge, eines Mannes, der der Nachwelt nicht recht lebendig wird, kannte jener und verheimlichte sie, auch in Betreff der Todesart des Themistokles glaubt Ranke eher das Schlimmere, wahrscheinlich wurde sein Ende durch eigenen Entschluß herbeigeführt, nicht wie Thukydides sagt, durch eine Krankheit. Aristeides' Verdienst besteht darin, daß er sein Selbst hintansetzte, eine bescheidene, ruhige, Zutrauen erweckende Persönlichkeit war, ähnlich wie Kimon, den Ranke einfach, wahrheitsliebend, wohlmeinend, eine durch und durch aristokratische Natur nennt, er imponirte, ohne zum Haß zu reizen. Dem vielbestrittenen Kimonischen Frieden liegt wol kein Friedensschluß in aller Form, sondern ein Verständniß zu Grunde, das die allgemeine Ruhe gewährleistete um die Zeit von Kimon's Tode. Die Erzählung von Pleistoanax' Bestechung durch Perikles wiederholt unser Buch absichtlich nicht, der letztere besitzt jedoch allerdings nicht die moralische Reinheit der Impulse, welche Solon oder Aristeides leiteten, Alles ging bei ihm aus von dem Gesichtspunkt der Entwickelung der athenischen Macht. Seine Seele war aber immer auf das Ideale und Schöne gerichtet, eins der großen Zeitalter der Cultur trägt seinen Namen, das ist die Unsterblichkeit auf Erden. Der peloponnesische Krieg war darum unvermeidlich, weil die athenische Politik der vorhergehenden Jahre dazu führte und Perikles dieselbe nicht verlassen wollte; für ihn war die Frage nicht, ob er den Krieg unternehmen solle, sondern ob er ihn vermeiden könne. Ein tragisches Geschick ließ nun aber schon im Anfange unberechenbare Naturkräfte (die Pest) hereinbrechen, welche die Schwingen Athens auf immer lähmten. Für Kleon's Charakteristik darf man aus Aristophanes' Schilderung gar keine Züge in die Geschichte aufnehmen, weil darin Alles von gehässiger Fiction getragen ist. Dieser Volksführer hat aber — so viel ist klar — ein gewaltsames, wildes Naturell, er ist nur ein hochfahrender, stürmischer Demagog, der alle Mittel anwendet, kein Staatsmann von weitem Blick, und das bewies er am deutlichsten, als er nach dem gelungenen Angriff auf Sphakteria es durchsetzte, daß in einem für die Beendigung des Krieges, der keinen rechten Zweck mehr hatte, überaus günstigen Moment die Friedensunterhandlungen abgebrochen wurden. Ihm gegenüber steht Brasidas als eine gesetzte, soldatische Natur, tadellos und heldenmüthig, ein gewiegter Stratege. Mit Alkibiades tritt wieder eine besonders interessante Figur auf; er hatte etwas von einem Fürsten an sich, aber seine glanzvolle Erscheinung blendete, doch beleidigte sie nicht. Er blieb unberechenbar, hegte auch nicht von Anfang an große Pläne, sondern lebte immer in den augenblicklichen politischen Ver-

hältnissen, war aber eben darum der gefährlichste Führer des Volkes von allen. Keine Spur findet sich, daß er beabsichtigt hätte sich an die Spitze der sicilischen Griechen gegen Karthago zu setzen, er hatte nur das im Auge, daß die Herrschaft über ganz Hellas durch einen Sieg über Syrakus erlangt werden würde. Er erstrebte die großartigste Position in der Mitte der einander bestreitenden Weltkräfte, aber dazu gehörte ein Fürst oder ein Gemeinwesen mit fester Politik, und daran, nicht an den Streitkräften, scheitert die sicilische Expedition. Was alle Staaten des Alterthums zusammenhielt und in sich selbst belebte, war das Gefühl der bürgerlichen Gemeinschaft, in der die Souverainetät lag, von welcher sich Niemand trennen durfte, ohne sein Leben zu verwirken. Von diesem Grundsatz ist Alkibiades seit dem Hermokopidenprozeß abgewichen, er schlug denselben Weg ein, der die römische Republik in eine Monarchie verwandelte, aber er war weit entfernt davon, einen Gedanken dieser Art fassen zu können, Cäsar's Macht fehlte ihm. Uebrigens war sein Verhalten damals, als es darauf ankam Athen zu retten, zur Zeit der 400 untadelhaft und nicht ohne Größe; das Schlußurtheil über ihn kann aber nur lauten: Er wollte zwar blos seine inneren Feinde vernichten, aber er zertrümmerte die Fundamente der athenischen Macht; sein eigener Tod wurde durch dieselbe Combination der persischen und spartanischen Politik veranlaßt, die er selbst gefördert hatte. Auf der anderen Seite ist es des Lysander Haupteigenthümlichkeit, daß er den ganzen Eifer, den die spartanische Erziehung hervorrief, in sich aufnahm; er hat sich nie von dem Gelde verführen lassen, aber er wußte, was mit Geld zu erreichen sei. In ihm und dem persischen Prinzen Kyros lag der Mittelpunkt der weltbewegenden Kräfte, doch das war eine sehr wandelbare Macht. Wenn des letzteren Zug gelungen wäre, hätte sich schon damals die Gestalt der Welt geändert, weil Kyros immer auf die Hilfe der Griechen angewiesen geblieben wäre und diese somit auf das entfernteste Asien Einfluß gewonnen hätten; von des Kyros Zweikampf mit seinem königlichen Bruder Artaxerxes übrigens muß man, nach Diodor, abstrahiren. Wir kommen jetzt auf das Blatt der Geschichte, auf welchem die Namen Theben und Epaminondas eingegraben sind. Der letztere ist eine von den Persönlichkeiten, denen Mäßigung, Enthaltsamkeit, vernünftige Genügsamkeit, ruhige und gedankenvolle Sinnesweise gleichsam eingeboren sind; vor allen Dingen blieb er aber Particularist, ein guter Thebaner. In ihm und Pelopidas herrscht eine Gesinnung, welche später als Kennzeichen römischer Seelengröße betrachtet worden ist; sie starben beide für die Unabhängigkeit von Theben, man könnte nicht sagen für die von Hellas, als beider Lehrer im Kriegswesen ist Agesilaos anzusehen. Was den Anfang, die Befreiung der Stadt Theben durch Pelopidas, betrifft, so hält Ranke sie für novellenartig ausgeschmückt, nur das Gelage sei gewiß. Von dem letzten politischen Führer des freien Griechenland, Demosthenes, heißt es: Seine Beredtsamkeit besteht nicht in hochtönenden Worten, sondern in unausweichlicher Beweisführung, die doch vollkommen populär ist. Doch trat nun die Rednerbühne vor der durch die Waffen autorisirten Staatsgewalt in den Hintergrund, an dem entscheidenden Tage bei Chäroneia hatte das griechische Gemeinwesen keinen obersten Heerführer. Die letzten 70 Jahre der Freiheit, von dem Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Verbindung mit Macedonien stehen überhaupt auch in unserer Darstellung ziemlich zurück, erst mit Philipp und vor allem Alexander gewinnt dieselbe den ganzen Schwung, das alte Feuer wieder. In dem ersten von beiden erscheint die militärische Monarchie; er ist fähig, den Gedanken, den er in jedem Moment ergreift, mit Präcision durchzuführen, aber er dachte nicht daran, die Griechen zu seinen Unterthanen zu machen. In der Verbindung seiner, der ersten Armee der damaligen Welt mit einer selbständigen, aber zu einer universalen Bedeutung ausgebildeten Culturwelt lag Philipp's Mission; seine Ermordung ist veranlaßt durch die Polygamie.

Der oft gehörte Vergleich zwischen Philipp II. und Alexander einer- und Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. von Preußen andererseits hinkt insofern, als Friedrich eine Politik einschlug, die ganz sein eigen war, und einen Krieg begann, den sein Vater niemals unternommen hätte, Alexander aber in die politisch-militärische Direction seines Vaters eintrat.

Man greift jedoch durchaus fehl, wenn man glaubt, Alexander habe seine Regierung mit der Absicht angetreten, das persische Reich zu zerstören, er habe dies als seinen Beruf angesehen, vielmehr hat erst der Zug der Dinge ihn nach und nach dahin geführt. Trotzdem ist er einer der wenigen Menschen, in denen sich die Biographie mit der Weltgeschichte durchdringt. Seine Impulse gelten der Ausführung eines vor Jahrhunderten begonnenen Kampfes, auf welchem dann der Fortgang der universalen Entwickelung der Menschheit beruht. In ihm schlug zugleich eine poetische und religiöse Ader, am alten Götterglauben hielt er mit einer Art Inbrunst fest; in dem Spruche des Amonraorakels lag die Allianz der griechischen Götter, welche die Zerstörung ihrer Heiligthümer an den Persern rächen wollten, und des ägyptischen Amon-Ra, der jetzt wieder in seiner alten Unabhängigkeit und Machtfülle erschien. So opferte der macedonische König ja auch im Tempel des Bel und stellte die locale Religion in Babylon wieder her, und auf diese Weise wird es verständlich, wenn Ranke es als Alexander's vornehmste Handlung betrachtet, daß er dem Polytheismus, welchem durch die Herrschaft der Perser großer Eintrag geschehen war, in einem ungeheuren Gebiet wieder die Oberhand verschaffte. In der Vermischung des Polytheismus mit den großen Culturbestrebungen liegt die Signatur der Epoche, die Religion des Menschengeschlechts, welche später emporkam, hat doch immer die Verbindung mit wissenschaftlichen und civilisatorischen Ideen festgehalten. Alexander für seine Person erscheint als ein Mensch durch und durch, leicht ergriffen von entgegengesetzten Erregungen. Bei allen seinen Mängeln bewährte er immer einen angeborenen Sinn, gleichsam einen Instinkt für das Großartige und das wahrhaft Große. Seine äußere Erscheinung zeigte eine seltene Vereinigung von Muskelkraft und rascher Bewegung, durch seinen plötzlichen Tod ist er den widrigen Verwickelungen entgangen, welche aus dem innern Widerspruch zwischen seinen Intentionen und dem Selbstgefühle seiner Macedonier und Griechen hervorgehen mußten. Aus der Diadochengeschichte hebe ich hier nur die Charakteristiken von Alexander's Mutter Olympias, des Antigonos und seines Sohnes Demetrios, endlich des Seleukos heraus. Die erstere bleibt eine tragische Gestalt, insofern sie an den Unternehmungen ihres Sohnes lebendigen Antheil nahm, aber dadurch Verhältnisse herbeiführte, denen sie unterlag. Antigonos nennt Ranke einen Mann von imponirender Gestalt und rauhem Aeußern, scherzhaft gegen seine Soldaten, überaus unzugänglich und herrisch, einen genauen Wirth; mit der Furchtbarkeit und Würde des Vaters verband der Sohn Anmuth und Schönheit. Der Ausdruck der Verwegenheit in seinem Angesicht wurde durch einen Zug von königlichem Adel gemildert. Seleukos endlich erscheint unter den Berühmtheiten der Welt als ein Stern wenngleich nur zweiten Ranges, aber von hellstem Glanze; ihm hauptsächlich waren die großen militärischen Entscheidungen der Epoche zuzuschreiben. Seine Herrschaft ist nicht geradehin eine Fortsetzung der Alexander's noch Persiens, sondern mehr eine Erneuerung des babylonisch-assyrischen Reiches, welches sich unter Einwirkung des macedonisch-griechischen Heeres von Persien und Medien wieder losriß; er kann als einer der größten Städtegründer, die je gelebt haben, betrachtet werden. (Schluß folgt.)

Von der internationalen Kunstausstellung in Wien.

IV. Holland und Skandinavien.

*** Die holländische Abtheilung, welche nur aus 41 Gemälden besteht, weist keine packenden und imponirenden Werke auf, macht aber einen angenehmen, behaglichen Eindruck und erfreut durch ein überall bemerkbar werdendes fleißiges Streben. Die Künstler des einst so farbenkühnen Landes, in welchem die Tradition der großen Zeit ebenso wie in Italien erloschen war, lernen von französischen und deutschen Malern, suchen aber auch unter ihren alten eigenen Meistern oft mit glücklichem Erfolg ihre Vorbilder. In der Landschaft, namentlich wo es sich um die Wiedergabe des Wassers und der Luftphänomene handelt, macht sich übrigens auch eigene Auffassung und dauernde Gewöhnung zur Beobachtung des Strandes und des Himmels mit Entschiedenheit geltend und das Beispiel der Schelfhaut und der Koekkoeks, welche frisch aus der Natur ihres Landes schöpften, findet erfreuliche Nachfolge.

So liefern Willem und Johannes Kaekkaek, die Söhne des durch sein klares und duftiges Colorit ausgezeichneten Marinemalers Hermanus, in ihren Ansichten der Kirche von Wassenaar und des Schlosses Löwenstein höchst bemerkenswerthe, feingestimmte und naturwahre Arbeiten. Ihnen schließt sich Eduard van der Meer mit einem „Winter in Holland" ebendürtig an. Ebenso ist Willem Nesdag mit einem breit und flott gemalten „Zusammenstoß zweier Schiffe" in diesem Zusammenhange zu nennen. Adrianus van Everdingen und George Paggenbeek dürften mit ihrer breiten, mehr auf den Gesammteffect als auf das Detail gehenden Behandlungsweise durch Theodore Rousseau beeinflußt sein. In den Architekturen der beiden älteren Maler Cornelius Springer und Adrianus Eversen klingt des alten Jan van der Heyden Zierlichkeit und liebevolle Treue wieder; doch erreichen sie die Weichheit seines Pinsels und die Transparenz seiner Farbe nicht.

An Porträts findet sich außer einem Genrebildnisse von Therese Schwartze nur ein einziges recht wacker gemaltes Werk derselben Künstlerin ausgestellt — ein schlimmes Zeichen für das Maß von Interesse, welches das reiche Holland den Bestrebungen seiner Künstler gegenwärtig zuwendet; denn wo wahre Theilnahme an der Kunst vorhanden ist, stellt sich allemal auch in vermöglichen Kreisen die Neigung ein, sich und die Seinigen durch die Hand des Malers auf die Nachwelt zu bringen. Das beste Beispiel hierfür ist das alte kunstberühmte Holland selbst.

Das Eigenthümliche der Genrebilder liegt in der Wahl modester ruhiger Motive, wie dies dem ehrbaren, pedantischen, das Heftige, Laute, stark Individuelle ablehnenden Wesen des heutigen Holland entspricht. Dabei ist auch die Behandlung ein wenig zaghaft und kühne Virtuosenstücke werden noch nicht versucht. In dieser Weise hat Gerke Henkes in seinem „Consistarium" ein durch schlichte Wahrheit ausgezeichnetes Bild geliefert; Johannes Melis beeinträchtigte die Schärfe der Zeichnung und der Charakteristik ein wenig, indem er Rembrandt's freie Pinselführung zu imitiren versuchte, während Johann Stroebel in seinem „Gesuch" mit mehr Glück dem Pieter de Hooghe folgte. Das Beste, nach unserem Geschmacke, lieferte der leider im Januar dieses Jahres verstorbene A. H. Bakker-Korff in seinem höchst delicat durchgeführten Bildchen „Die Romanze", in welchem er eine ältliche, in holde Erinnerung versunkene Dame darstellt, wie sie zwei mit dem Kaffee beschäftigten Freundinnen am Clavier ein empfindsames Lied vorsingt.

Von der Mehrzahl der Genrebilder der dänischen Abtheilung gilt etwas Aehnliches wie von der holländischen. Sie sind im Motiv bescheiden — wir nennen „das gestörte Mittagsschläfchen" und das „lesende Mädchen in der Hausflur" von Julius Exner, „Ob er wal kammen wird?" von Christen Dalsgaard, „Die Dominospieler" von Malthe Engelsted — und erinnern in der fleißigen, solide Vollendung erstrebenden, aber etwas nüchternen Art ihrer Ausführung an die älteren Düsseldorfer Arbeiten. Doch giebt es auch freiere, modernere Sachen wie Wilhelm Rosenstaab's „unbezahlte Rechnung" und das durch gute Charakteristik hervorragende humoristische Bild Axel Helsted's „Der lesende Abbate und sein Zögling". Eine fatale Specialität betreibt Christian Zahrtmann, indem er fettgemästete Menschen, Jahrmarktsriesinnen, in die Kostüme verschiedener Zeitalter steckt. Kröyer holte sich aus Paris das Motiv der in eine Reihe gestellten Feldarbeiter. In der Landschaft begegnen wir Arbeiten von großer Unbefangenheit der Beobachtung und freier Technik, wie denjenigen Gottfried Christensen's, Christian Zacha's und Hans Friis', und der bekannte Architekturmaler Heinrich Hansen behauptet mit dem „Innern der Kirche im Schlosse Frederiksborg" (welches unter Leitung des Staatsraths Meldahl neuerdings sehr stilvoll restaurirt ist) seinen alten Ruhm zugleich getreuer und künstlerischer Nachbildung. Das hervorragendste Gemälde der Abtheilung und überhaupt ein bedeutendes Werk ist Carl Bloch's „Christian IV. von Dänemark am Sterbebette seines Kanzlers Niels Kaas". Es frappirt durch die Plastik der Darstellung und die ungemeine Lebhaftigkeit seines Colorits. Doch ist es zu sehr auf Farbe und zu wenig auf Ton gearbeitet und namentlich kommt die Todesstimmung nicht recht zum Ausdruck.

Die Norweger und Schweden machen bekanntlich, durch den aus Christiania gebürtigen Gude gezogen, ihre Studien zumeist in Karlsruhe und Düsseldorf, neuerdings auch in München; es ist daher etwas Allgemeines zur Charakterisirung ihrer Kunst hier nicht mehr zu sagen. Hervorheben aber wollen wir ein Historienbild des jungen Schweden Hellquist, welches eine der Hauptattractionen des Künstlerhauses bildet: die Brandschatzung der schwedischen Hansestadt Wisby durch den dänischen König Waldemar Atterdag im Jahre 1361. Das Gemälde ist durch dieselben Vorzüge ausgezeichnet wie jener Umzug des zum Eselritt verurtheilten Bischofs, der auf der Münchner internationalen Kunstausstellung so gerechtes Aufsehen machte: durch markige und höchst plastische Malerei, gesunden Realismus der Auffassung, gute Charakteristik, eminentes Studium der mittelalterlichen Tracht und Architektur und vor Allem durch das lebendigste Gefühl für mittelalterliche Existenzweise. Hier entfällt alle Schönfärberei und alles falsche Idealisiren. Aber indem den sentimentalen Rittern und Räubern, Königssöhnen und Edelfräulein auf eine Weise der Abschied gegeben wird, daß sie sich niemals wieder sehen lassen können, sind zugleich einige alte Kunstregeln über den Haufen gerannt, die denn doch unumgänglich scheinen, und dies tritt bei dem neueren Werke weit mehr hervor, als bei dem früheren, weil es weit figurenreicher ist. Das Auge ist nämlich vor dieser Darstellung einer großen Volksmenge ebenso rath- und hilflos wie es vor einer wirklichen sein würde; es irrt von einer Gruppe zur andern, weil keine durch besondere Accente hervorgehoben und weil die ganze Scene in ein völlig gleichmäßiges, aufgelöstes, etwas graues Licht getaucht ist. Das Auge ist bei Weitem nicht im Stande, so viel auf einmal zu fassen, als ihm hier geboten wird, und dadurch wird es unruhig und verworren. Der Künstler sollte aber — und dies macht eben zum Theil die Kunst aus — ihm helfen und es ihm bequem machen. Er darf ganz dieselbe Fülle der Dinge zeigen, aber er muß Schatten- und Luftschleier zu Hilfe nehmen, um zu scheiden; mit den Hauptgruppen fertig, geht der Betrachter dann ruhig im Bilde spazieren, um einen der Schleier nach dem andern zu heben oder zu durchdringen.

V. Frankreich, Belgien, Italien und Spanien.

In den einleitenden Bemerkungen haben wir bereits hervorgehoben, daß Frankreich durch große Werke von bedeutendem Gegenstande und imponirender Haltung glänzt. Wir möchten unter diesen, Alles in Allem, Baugereau's bereits bekannte Gemälde, die schmerzensreiche Mutter und die Venus auf dem Meere, obenanstellen. Jenes erschüttert durch die Wahrheit des Schmerzes der jungen Mutter, die ihr Kind verloren hat und sich in tiefster Verzweiflung über den Schooß der Madonna hinwirft, und erhebt zugleich durch die göttliche Ruhe und den Ausdruck des allumfassenden Mit-Leidens in der Letzteren. Wir lassen es auf uns wirken wie eine Predigt, die wir auf uns selbst beziehen, ohne daß uns der Gedanke der Kritik käme; wir denken nicht an die Technik und nehmen nur den Gegenstand. Das Venusbild löst in einer vollkommenen Weise das Problem, die Schönheit des nackten weiblichen Körpers so zu malen, daß sie im höchsten Maße entzückend wirkt, ohne zu reizen. In der Nähe hängt ein durch schlichte Wahrheit ergreifendes Bild Gazin's, das wir als moderne Hagar bezeichnen möchten und zu welchem das landschaftliche Motiv aus der eigenthümlichen Umgebung von Fontainebleau genommen ist. Baudry's triumphirende Gerechtigkeit, jedenfalls für ein Justizpalais bestimmt, ist unfraglich ein wenig theatralisch behandelt, aber es ist zugleich klar, groß und vornehm. Bewundernswürdig, wie bei dieser hellen, leichten, ans Bunte streifenden Malerei sich Alles frei van einander abhebt. Maignan schildert, wie dem Dante nach der Durchwanderung des Purgatoriums Beatrice zuerst auf blumiger Wiese erscheint: ein poetisches Bild, welches die reine Existenz einer von aller Erdenschwere befreieten Seele, das ewig Weibliche und ewig Schöne beglückend empfinden läßt.

Aus dieser hohen Sphäre ziehen uns zwei andere große Historienbilder in die harte und blutige Wirklichkeit hinab: François Flameng's Aufruf der Girondisten zur Hinrichtung und ein Gemälde von Roll, welches wir in Ermangelung eines Katalogs als „Aufruhr" bezeichnen. Man hat dieselben mit Recht als Pendants behandelt: es sind zwei Acte der großen Revolution, die 1789 begann und nach beinahe einem Jahrhundert noch nicht zur Ruhe gekommen ist. Dort die ehrlichen, bis zum Tode pathetischen Vorkämpfer des dritten Standes, wie sie den Grundfehler des Liberalismus, die Ueberschätzung der Menschen, büßen und von Denen zur Hinrichtung geschleppt werden, denen sie selbst erst das Schwert in die Hand gedrückt haben; hier der inzwischen in das Vortreffen eingerückte vierte Stand, wie er sich gegen die Gesellschaft in wilder Wuth aufbäumt und nur durch eine Corona starrender Bayonette zurückgedrängt wird. Das Bild ist eine raffinirte Predigt zur Empörung; denn es zeigt auf der einen Seite nichts als die brutale Gewalt, auf der anderen nichts als das Elend, und dieses Elend in einer unsagbar schmutzigen, schwarzen Kohlen-Atmosphäre, durch welche niemals ein Sonnenblick dringen zu können scheint. Es verschweigt das bescheidene Glück der Arbeiter und den Theil an der allgemeinen Schuld, der sie selbst trifft. Für wen mag es gemalt sein? Welcher Privatmann wird sich diese düstere Leinewand mit ihren beinahe thierisch wilden Gestalten in den Saal hängen? Oder sollte die Republik selbst so girondistisch denken, durch solche Schildereien im Luxembourg auf das Volk zu wirken? Eine schönere und nützlichere Predigt ist das dem Baudry'schen Werke gegenüber placirte große Gemälde George Bertrand's, welches als La Patrie bezeichnet wird: der zum Tode verwundete Fahnenträger — eine hochpathetische, stimmungsvolle Darstellung.

Wir schließen hier zwei andere Bilder an, die mit höchster Virtuosität gemalt sind, deren Gegenstand uns aber nicht behagt: Gervex' Obduction im anatomischen Keller des Hospitals und Bonnat's Hiob. Allerdings auch Rembrandt malte eine Anatomie, aber er that es, um lebendige und bedeutende Menschen in ihrem Berufe zu zeigen, und von dem Leichnam ließ er uns möglichst wenig sehen. Hier aber haben wir einen abgemergelten Cadaver in ganzer Länge, zwei uninteressante Aerzte und einen Aufwärter, der einem Metzgergesellen ähnlich sieht. Sodann der Hiob. Es ist dies ein in Marasmus verfallener schmutziger Greis von scheußlicher Nacktheit, mit halbgebrochenen Augen und zahnlosem, vor Schwäche schief hängendem Munde. Die Figur wirkt, namentlich infolge der ungewöhnlichen Oberbeleuchtung, sehr plastisch und wir erkennen die Kunst an, mit der sie gemalt ist, obschon wir wissen, daß die Formen der Anmuth und Schönheit weit leichter zu verfehlen sind als diejenigen eines Mannes, bei dem es auf ein paar Beulen, Runzeln und Verkrümmungen mehr nicht ankommt; aber wir sind der Meinung, daß man nichts malen sollte, was die Nase beleidigt.

Und dieser selbe Bonnat malt so schöne und geschmackvolle Porträts. Wie charakteristisch schilderte er den Staatsmann in Grévy, den Künstler in Cogniet. Diesen Bildnissen reihen sich andere von glücklichster Auffassung an, so dasjenige einer Dame und eines Kindes van Duran, eines jungen Mannes van Dubois, einer ganzen sehr ernst gestimmten Familie von Fantin, des Journalisten Albert Wolff in seinem Arbeitszimmer van Bastien-Lepage. Im Genre zeigt sich manches Ansprechende. Namentlich berührt ein Bild durch Naivetät angenehm, auf welchem ein kleines Mädchen dargestellt ist, welches ein noch kleineres in die Höhe hebt, um einen Zettel van der Wand zu reißen. Sehr liebenswürdig sind Leleux' Contes à Bébé, sehr klar gemalt und vortrefflich gezeichnet Dantan's Frühstück des Modells. Béraud's Soirée hält den Vergleich mit ähnlichen Arbeiten Menzel's, durch den der Künstler influirt scheint, nicht aus. Ein merkwürdiges Bild in lebensgroßen Figuren „Die Heuernte" lieferte Bastien-Lepage. Die Landschaft vorzüglich und der Ausdruck des Ueberarbeitetseins, welches sich bei dem Mädchen namentlich durch einen starrenden Blick verräth, gut getroffen; aber müssen Landarbeiterinnen durchaus so dumm und garstig sein wie diese? Gab es nicht ein einziges leidlich hübsches Gesicht unter den Modellen? Ueber diese Angst der Modernsten, des Idealisirens geziehen zu werden! Edouard Toudouze malte ein ländliches Divertissement zur Zeit des 16. Jahrhunderts in einer Manier, die uns nicht frei von Affectation scheint und der man neuerdings in manchen Ateliers begegnet: nämlich mit thunlichster Beseitigung der Luftperspective, so daß die Dächer der Häuser im Hintergrunde so lebhaft roth erscheinen wie die Gewänder der Tanzenden ganz vorn, und unter Anwendung eines übertrieben giftgrünen Tones für die Landschaft. Dazu kommt hier ein gewählt apathischer Ausdruck der Menschen. Von eigenthümlichem Reiz ist eine auf einem Felsen am Meere einsam sitzende Harfenspielerin mit dunklem Haar und in phantastisch orientalischer Tracht. Das Bild erinnert in der Conception und in der Farbe an gewisse Gemälde Böcklin's, ist aber besser gezeichnet, als es dem deutschen Meister, wir sagen nicht gelingt, sondern beliebt. Eine Recognoscirung bei regnerischem windigen Wetter van Dupray zeichnet sich durch ungemeine Wahrheit aus.

Unter den Landschaften heben wir das „Abreuvoir du vieux pont" und einige Arbeiten von Desbrasses und Tapy hervor; in der Thiermalerei einen lebendig gemalten Schimmel von Veyrassat und zwei große Hunde von einem uns unbekannten Künstler. (Schluß folgt.)

Leipziger Theater.

Die Chronik der letzten Theaterwochen war im Wesentlichen durch die Ostermesse bestimmt, während welcher nach altem Brauch im Neuen Theater vorzugsweise die Oper gepflegt wird; nur das Alte Theater cultivirt das leichte Genre des Schwanks und der Gesangposse. Ein einziges ernsteres Drama ist in dieser Zeit zur Aufführung gekommen: es war das an hiesiger Bühne bereits oft gegebene Trauerspiel: „Catharina Howard" von dem Unterzeichneten. Frau von der Osten-Hildebrand spielte die Titelrolle, die sie bereits früher in Hannover und Hamburg mit vielem Erfolg durchgeführt hat. Den ganzen Wechsel der Affecte von dem ersten munteren Auftreten des lebhaften Mädchens bis zur tragischen Höhe der Situation und dem erschütternden Conflict im dritten Act spielte sie mit großer Kunst der Darstellung. Am meisten sagten uns die leidenschaftlich bewegten Scenen der letzten Acte zu. Hier kam ihre stets temperamentvolle Darstellungsweise ganz zu ihrem Rechte.

Ebenso lebhaften Beifall wie Frau von der Osten-Hildebrand fand Hr. Mylius als Heinrich VIII. Er hatte diese Rolle schon einmal bei dem Gastspiel von Franziska Ellmenreich gespielt und zwar mit vielem Feuer durchgeführt; aber dieser Heinrich erschien etwas zu jugendlich: man vermißte zu sehr die Würde und Breite der Repräsentation. Einige Bemerkungen und Winke in dieser Hinsicht hatte der strebsame Künstler mit Eifer erfaßt und so führte er uns bei der letzten Aufführung einen im Wesentlichen ganz neuen Heinrich VIII. vor, der gegen den früheren entschieden gewonnen hatte. In Maske und Bewegung war das allzu Jugendliche beseitigt: dieser Heinrich hatte mehr königliche Haltung, mehr Schwere und Fülle, ohne indeß in den großen Scenen das Feuer eingebüßt zu haben, das bei der früheren Aufführung gezündet hatte. So spielte er namentlich die Scenen mit Catharina und Cromwell im dritten Act und diejenige der traumhaften Exaltation im letzten mit großer Wirkung.

Abgesehen von diesem tragischen Singleton wurden nur die Trümpfe des Lustspiels und der Posse ausgespielt. Seit längerer Zeit war das Originalvolksstück von Adolf L'Arronge „Hasemann's Töchter" nicht an hiesiger Bühne gegeben worden. In der chronologischen Reihe der Stücke des beliebten Lustspielautors folgt dies Volksdrama gleich auf „Mein Leopold". Durch die Couplets und Gesangseinlagen gehört das letztere Stück noch dem Gebiete der Gesangsposse an, welches der Autor früher, theils allein, theils in Gemeinschaft mit Moser und Anderen angebaut hatte. Der Ausgangspunkt der Production von L'Arronge ist die Berliner Posse. „Hasemann's Töchter" bezeichnet einen Wendepunkt in der Entwicklung des Autors; es war sein erstes Drama ohne die Ingredienzien jener Posse, durchweg im Conversationston gehalten, ohne Couplets und Gesang. Von „Mein Leopold" bis zu seinen neuesten Stücken dramatisirt uns L'Arronge in immer wechselnden Varianten ein pädagogisches System; es sind die Auswüchse der elterlichen Erziehungskunst oder die gänzliche Vernachlässigung derselben, was in dieser mannigfachen dramatischen Gestaltung satyrisch gegeißelt wird, immer mit der Tendenz, die bürgerliche Häuslichkeit und die Rechte des Familienlebens gegenüber allen Ausschreitungen zu wahren. In dieser Serie pädagogischer Stücke befindet sich auch das Volksstück: „Hasemann's Töchter" und zwar handelt es sich, im Gegensatz zu „Mein Leopold", wo die thörichte Affenliebe eines Vaters zu seinem einzigen Sohne im Spiegel der Satyre aufgefangen wird, hier um einen Pluralis verzogener Töchter, welche eine eitle Mutter über ihren Stand hinaus verbildet und mit allerlei Prätensionen erfüllt hat. Papa Hasemann, stets in das Studium des Eisenbahnbuches vertieft, hat sich zeitlebens nicht um seine Töchter gekümmert; eine sensationelle Ehescene, welche seine Rosa mit ihrem Gatten durchmacht, ruft in ihm eine plötzliche Wandlung hervor; er nimmt sich nicht nur seiner Tochter Rosa mit aller Entschiedenheit an, sondern emancipirt sich auch von dem Pantoffel seiner Frau und nimmt mit dem Regiment im Hause auch die Erziehung seiner jüngsten, naseweisen Tochter in die Hand. Dieser Umschlag macht sich auf der Bühne sehr wirksam: doch er ist wenig glaubwürdig; denn der höchst gemüthliche August Hasemann ist doch offenbar zum Pantoffelhelden geboren, und wenn ihm auch ein Licht von Damaskus aufgeht, so wird sich der Saulus doch nicht in einen Paulus verwandeln, weil ihm dazu die nöthige Energie fehlt. Hr. Eichenwald spielte diesen Hasemann wie schon früher mit vielem Humor; er hat für den Philistertypus die geeigneten Darstellungsmittel und hat uns oft ergötzliche Exemplare dieser Species vorgeführt. Doch auch wo der Philister wie Hasemann in den letzten Acten eine ernstere Miene annimmt, weiß er uns für den Charakter zu erwärmen. In kleinbürgerlichen Charakterrollen von einer gewissen derben Tüchtigkeit ist Hr. Tietz (Wilhelm Knorr) stets an seinem Platze, wie Hr. Johannes (Krone), wo er gemüthvolle Biedermänner vorzuführen, Hr. Stoeckel (Klein), wo er die stotternde Verlegenheit und Schüchternheit guter Menschen darzustellen hat. Das Kleeblatt der Töchter (Emilie, Rosa, Franziska) wurde von Frl. Butze, Frl. Friedhoff, Frl. Stiasny, allerdings ohne jede sichtbare Familienähnlichkeit, doch treu den Intentionen des Autors dargestellt. Wie alle Stücke von L'Arronge, bewegt sich auch dies Volksstück in einer Sphäre, welche dem Verständniß des großen Publicums am nächsten liegt und so wird ihm wol stets lebhafter Beifall zu Theil werden, wie dies auch bei uns der Fall war.

Nachdem Frau Anna Schramm in der ersten Meßwoche das Possenscepter ergriffen hatte, war es in letzter Zeit der Wiener Komiker, Hr. Felix Schweighofer, welcher, besonders im Alten Theater, das Repertoire beherrschte. Hr. Schweighofer hat schon früher an unserer Bühne gastirt: damals war er nicht sehr glücklich in der Auswahl seiner Stücke, denen man hier nicht Geschmack abgewinnen konnte. In der Regel excelliren die Possenkomiker in schlechten Stücken: es ist dies ja oft auch bei berühmten Schauspielern in anderen Fächern der Fall; Niemand wird „Eine Partie Piquet", in welcher Friedrich Haase als Marquis Rocheserrier ein bewundertes Cabinetsstück geschaffen hat, für ein gutes Lustspiel halten. „Die Spatzen", der Schwank, in welchem Hr. Schweighofer zuerst auftrat, sind nach einem französischen Original von Labiche bearbeitet; doch ist der Bearbeiter, Hr. v. Schoenthan, der bekannte Associé Moser's, nicht der erste, der diese Anleihe in Paris gemacht hat. Schon früher ist unter einem anderen Titel: „Hausse und Baisse" am hiesigen Stadttheater ein Stück aufgeführt worden, das im Wesentlichen denselben Inhalt hatte, wenn auch, soviel uns erinnerlich, seine Herkunft aus dem Französischen verschwiegen blieb. „Die Spatzen" kamen indeß hier nicht auf die Bühne, wie die Ratten im „Rattenfänger von Hameln": wer da eine Spatzenfütterung zu sehen erwartete, oder irgend ein ähnliches Bild aus dem Vogelleben, wie es sich bisweilen in illustrirten Jugendschriften findet: der hatte seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. „Die Spatzen" haben für das Stück nur eine symbolische Bedeutung. „Les petits oiseaux" — das sind die Armen und Hilfsbedürftigen, welche Hr. Wisthaler, der Held des Stückes, mit einer kritiklosen Wohlthätigkeit unterstützt. Sein Bruder, ein etwas schroffer Charakter, rüttelt an dieser Vertrauensseligkeit und beweist ihm in einem Fall, daß er in grober Weise betrogen worden ist. Der Rückschlag dieser Erfahrung bleibt nicht aus. Wisthaler wird auf einmal in hohem Maße mißtrauisch, und wittert schnöde Absichten überall im eigenen Hause und bei seinen Freunden. Erst als ihm im letzten Act das Unglück zu treffen scheint, sein Vermögen durch den Bankerott eines Bankhauses zu verlieren, ein Unglück, welches indeß dadurch verhütet wordea, daß sein Sohn das Geld schon früher

aus dem Geschäft herausgezogen: da kommen ihm Alle mit größter Freundlichkeit, Gefälligkeit und Opferlust entgegen, selbst sein hartherziger Bruder, und er gewinnt den Glauben an die Menschheit wieder und wird gewiß seine Spatzen ganz wie früher füttern.

Dieser Schwank ist also nicht blos eine Burleske, die sich selbst Zweck ist; ihm ist das Etikette einer Moral angeheftet, deren Berechtigung sich nicht in Zweifel ziehen läßt. Der Menschenfreund, der wie Wisthaler aus Humanität und Herzensgüte den Armen Gutes thut, soll sich durch ungünstige Erfahrungen nicht vom rechten Wege abbringen lassen. So wenig indeß wie Herr Hasemana sich plötzlich in einen tüchtig durchgreifenden Familienvater verwandeln kann, so wenig wird Herr Wisthaler plötzlich bis zu einem so extremen Mißtrauen sich hinreißen lassen und seine eigene Frau, seine besten Freunde verdächtigen. Es sind dies mehr theatralische Mätzchen als dramatisch-psychologische Entwickelungen, die man freilich auch in einem Schwank nicht erwarten darf.

Hr. Schweighofer spielte in der verwienerten Pariser Posse den gutmüthigen Helden, allerdings mit dem österreichischen Typus und mit jenen Dialektanklängen, die in Norddeutschland nicht Allen sympathisch, ja nicht einmal durchweg verständlich sind: doch war die Charakterzeichnung selbst sehr wohlgelungen und reich an fein komischen Nüancen, nicht minder aber an lebenswahren Zügen. Dieser Wisthaler ist ja kein Localpossenheld; es ist eine Gestalt, die ihren Schwerpunkt in sich selbst trägt, abgesehen von den allzugewaltsamen Umwandlungen. Freilich, geht es ohne Einlagen in deutschen Schwänken nicht ab: den gastirenden Possenschauspielern genügt nicht die Charakterzeichnung; sie brauchen einige Parforcetouren der Komik und müssen dabei die Hetzpeitsche schwingen können, mit der sie die Couplets zuletzt im Galopp und Carrière dahinjagen, um den Beifall für solche Bravour im Sturme zu erobern. Auch Wisthaler, der für solche Coaplets gewiß kein Talent besitzt, muß eine breite Einlage von Schimpfcouplets mit übernehmen, um Hrn. Schweighofer zu einem glänzenden Applaus zu verhelfen. An dem zweiten Schweighoferabend saag der Gast als flotter Wiener Jacquerl in den „Wiener Genrebildern" auch eine Reihe solcher Couplets und in der Nestroy'schen Posse „Frühere Verhältnisse" mußte ebenfalls eine größere Einlage den Mittelpunkt seiner Posseakomik bilden. Diese Einlagen sind indeß nicht blos Couplets, wenn sie auch mit Gesang beginnen und der Refrain niemals fehlt: doch in ihre Mitte schiebt sich ein dialogisches mimisch-pantomimisches Monodram ein, in welchem der Vortragende allerlei Abenteuer, eine Eisenbahnfahrt, eine Fahrt mit dem Pferdebahnwagen, den Besuch einer Schaustellung im Orpheon und Aehnliches mit größter Umständlichkeit und Anschaulichkeit erzählt oder vielmehr vorspielt. Da ahmt er eine Menge von Stimmen nach sowie alle erdenklichen Geräusche, versetzt uns in alle möglichen Situationen und dies Alles mit einer krampfhaften Hast, welche diese dissolving-views der Komik blitzschnell an uns vorüberjagt. Gewiß ist solche Virtuosität anerkennenswerth; sie spielt hier ganz allein, des Erfolges sicher, ihre Haupttrümpfe aus; aber ihre Glanzleistungen stehen doch an der Grenze, wo das Kunststück beginnt und die Kunst aufhört; ja das eigentlich komische Gewürz ist diesen überbeweglichen Soloscenen nur in spärlichem Maße beigemischt. Ausnehmen möchten wir nur die Einlage in der Posse Nestroy's: da ist manches echt Komische und besonders eine durchaus berechtigte Satyre auf künstlerische Verirrungen, wie auf jene mechanische Einstudirung theatralischer Vorführungen, die für jeden Affect eine besondere Nummer und eine fertige Gesticulation vorräthig hat und durch Angabe der Nummer die schauspielerischen Marionetten nach Wunsch in Bewegung setzt. Diese Affectmalerei auf Cammando wurde von Hrn. Schweighofer mit dem breiten Pinsel eines höchst ergötzlichen Geberdenspieles ausgeführt. Im Ganzen aber geben wir doch vor diesen Effectstücken burlesker Komik der soliden feinkomischen Charakterzeichnung den Vorzug, wie sie der Darsteller nicht blos als Wisthaler, sondern auch als Schullehrer Schen in der Sobotka'schen Posse: „Scheu vor dem Minister" und als Haasknecht, weiland Hausherr Muffel in „Frühere Verhältnisse" in anerkennenswerther Weise ausführte. Seine Masken sind vortrefflich: der schüchterne Scheu und der verkniffene, unverschämte Muffel treten sogleich mit aller Lebenswahrheit vor uns hin. Und auch im Spiel fallen sie nicht aus der Rolle, wenn nicht der fatale Coupletteufel sie in seinen Wirbeln mit fortreißt.

Die Nestroy'sche Posse hat keinen üblen Grundgedanken: neben Hrn. Schweighofer excellirte Frl. Butze als Pepi Ansel, die jetzt dienender Geist ist, aber längere Zeit die Bühne beherrschte als erste Liebhaberin eines tertiären Theaters, wovon ihr noch die großen theatralischen Gesten geblieben sind.

Das Sobotka'sche Stück erinnert an mehrere ähnliche kleine Dramen, in denen verzagte Bittsteller die Hauptrolle spielen. Der schüchterne Schullehrer, dessen Audienz bei dem Minister trotz aller Vorstudien total mißglückt, der aber trotzdem durch die Protection eines Jugendfreundes einen glänzenderen Erfolg erreicht, als er sich träumen läßt, ist immerhin ein Charakterbild, das der darstellenden Kunst eine nicht unwillkommene Aufgabe stellt. Die Schwankungen zwischen äußerster Verzagtheit uad ausbrechendem Jubel wurden von Hrn. Schweighofer wirksam dargestellt. Die zweite Hauptrolle des Stückes ist die Schwester des Schullehrers, die sich auf seinen Wunsch für seine Frau ausgiebt, aber so groteske Harmlosigkeiten in Bezug auf eheliche und sonstige geschlechtliche Verhältnisse zu Tage fördert, daß sie hierin mit Kotzebue's Gurli wetteifern kana. Frl. Tullinger war eine recht artige Gurli und debitirte ihre Naivetäten mit großer Unbefangenheit.

Das Carolatheater hat am 1. Mai wiederum seine Pforten geschlossen, nachdem es in letzter Zeit durch die mit Fleiß und Eifer gepflegte Specialität der Operette und ein wohlgeschultes Ensemble eine wachsende Anziehungskraft gewonnen hatte. Ein längeres Gastspiel der Frl. Mayerhof, welche besonders durch ihr machtvolles und wohltönendes Organ imponirte, bei einem resoluten Spiel, zog auch das Publicum an. Außer „Donna Juanita" und dem „Lustigen Krieg", welche das Repertoire der Bühne vorzugsweise beherrschten, brachte dasselbe noch die Planquette'sche komische Oper: „Die Glocken von Corneville", die nicht ganz mit dem Maß der Operette gemessen werden darf; der Stoff erinnert ganz an die „Weiße Dame", ist aber mit mehr neufranzösischer Romantik ausstaffirt, besonders die Gespensterscene in dem alten Schlosse. Frl. Mayerhof spielte und sang die „Haidenrose", eine rusticale Schönheit von etwas derbem Kaliber, die später als vermeintliche Marquise einherstolzirt, bis dieser trügerische Glanz wieder verschwindet und sie unter den Bewohnern des Dorfs sich den Liebsten wählen muß. Später sang Frl. Lauber die Rolle mit jener drolligen Pikanterie, welche der kleinen Künstlerin hier so großen Beifall erworben hat. Der Gaspard des Hrn. Hanno erhob sich im zweiten Act zu schauspielerischer Bedeutung. Die Germaine wurde bald von Frl. Bielska, bald von Frl. Köttschau gespielt und gesungen: von der ersten mit durchgreifenden Stimmmitteln, von der letzteren mit feiner Anmuth.

Ueber die Zukunft des Theaters der Südvorstadt sind verschiedene Gerüchte im Umlauf: jedenfalls bleibt es die nächsten zwei Monate wegen innerer Einrichtungen geschlossen; im Juli wird es wol die Lücke auszufüllen suchen, welche dadurch entsteht, daß das Stadttheater für diesen Monat geschlossen bleibt. Für die nächste Saison aber hat sich wieder ein Pächter gefunden, der das Bühnenschiff flott machen will. Habent sua fata theatra. Rudolf von Gottschall.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 40. Donnerstag, den 18. Mai. 1882.

Inhalt: Die Hauptpersonen des Alterthums nach Ranke's Weltgeschichte, von Dr. Georg Müller-Frauenstein. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Carl Goedeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. „Zeitfragen des christlichen Volkslebens". Vierteljahrsberichte über Bestrebungen, Fragen und Fortschritte in den gesammten Wissenschaften und Künsten, im Handel, in Landwirthschaft und Industrie und über Erfindungen. Der Tusker, Roman von Erich Lilsen).

Die Hauptpersonen des Alterthums nach Ranke's Weltgeschichte.

Von Dr. Georg Müller-Frauenstein.

(Schluß.)

Den Uebergang von der griechisch-macedonischen zur römischen Welt, welcher der zweite Band gewidmet ist, soll uns die Figur des Tyrannen Agathokles von Syrakus bilden helfen, eines Mannes, in dem sich außerordentliche Körperkraft mit Schönheit, entschlossenste Verwegenheit mit listiger Umsicht paarten, und dessen Unternehmen gegen Karthago nicht als ein bloßes Abenteuer angesehen werden darf. Seine Verbindung mit dem Kyrenäer Ophellas stellt die größte Gefahr für die Punier dar und ein Moment in der Geschichte des nach der Weltherrschaft strebenden hellenischen Geistes. Schien doch dadurch die Absicht, die man Alexander auf Karthago zuschrieb, 13 Jahre nach dessen Tode ins Werk gesetzt werden zu sollen; mit ihm zog sich der Kampf der griechischen Götter gegen die orientalischen auf diesen Boden.

Während nun im westlichen Mittelmeer die Etrusker, deren Seemacht ohne umfassende Ausbildung, deren Gebiet ohne wahrhaften Mittelpunkt blieb, nicht geeignet waren, ein neues lebenskräftiges Element für den Fortgang der Weltgeschichte zu bilden, ist Rom die größte Werkstätte der Macht, welche die Cultur von Osten in sich aufgenommen und im Westen unvergänglich fortgepflanzt hat. Seine älteste Geschichte ist jedoch noch heute nicht darzustellen, da die Forschung ein sicheres Ergebniß über den Ursprung und die Grundlagen der römischen Republik noch nicht erlangt hat. Aber eine so große und inhaltsvolle Tradition wie die römische giebt es überhaupt nicht wieder in der Weltgeschichte; sie ist eine Mischung von alter Erinnerung und politischer Anschauung. Romulus und Numa sind allerdings mehr göttliche als menschliche Gestalten, Heroen, doch nicht poetische Figuren; der erste gehört zu dem Geschlechte der Dämonen, das auch in der griechischen Mythologie eine so große Rolle spielt, die Erzählung von seinem Ende, wornach die Senatoren ihn tödten und die Stücke seines Leibes in ihre Häuser tragen, findet Ranke aber so gräßlich original, daß sie keiner späteren Pragmatisirung zugeschrieben werden dürfte. In Numa's erster Handlung, der Bekämpfung der Menschenopfer, erscheint wie bei Abraham und Dionysos die Opposition der Humanität gegen den Baalsdienst im Westen und Osten; der Gesetzgeber darf aber nicht in das 7. und 8., sondern nur 6. Jahrhundert vor Christus gesetzt werden. Durchaus an Niebuhr's Methode und Vorgang gemahnt Ranke's Bemühen, historischen Boden für die Königsherrschaft und die erste Zeit der Republik zu gewinnen. Nur die beiden Tarquinier und Servius Tullius haben Anspruch als geschichtlich anerkannt zu werden. Die ersteren sind unzweifelhaft, der letzte höchst wahrscheinlich Etrusker, obgleich dieser in der unvermischt römischen Tradition eine große originale Gestalt von universaler Bedeutung ist. Die Vermuthung liege nahe, der etruskische Führer einer Freibeuterschaar Mastarna — Servius hätte, nachdem der 1. Tarquinius die Etrusker Rom untergeordnet, sich Roms selbst bemächtigt, es widerstandsfähig gemacht gegen alle Angriffe und dabei dem niedern Volke neue Rechte verliehen und es bewaffnet; später erscheint er als plebejischer Heros. In dem Regifugium sieht Ranke das echt Römische in Lucretia's Selbstmord, Brutus ist die erste greifbare Gestalt in der römischen Geschichte. Von Spurius Cassius könnte man glauben, er habe eine Bundesgenossenschaft gründen wollen, die den Charakter einer erobernden Macht tragen und an deren Spitze er selbst stehen würde; Quinctius Cincinnatus dagegen ist einer von den Männern, welche nur das Gemeinwesen im Auge haben und die öffentliche Gewalt mit verständiger Mäßigung zum Zwecke des Friedens handhaben, nicht von denen, die Partei ergreifen und die ergriffene rücksichtslos festhalten. Die Scene am Pfluge ist historisch wol nicht bewährt, aber aus der römischen Geschichte kann man sie doch nicht etwa verweisen. Das Decemvirat ist eine der größten Anomalien, welche in der römischen Geschichte überhaupt vorgekommen sind, die Senatssitzung, in welcher Valerius und Horatius sich gegen die im dritten Jahre fortamtirenden Decemvirn erhoben, ist die erste, von der wir über eine darin vorgekommene Debatte und ihre Schwankungen von verschiedenen Seiten ziemlich übereinstimmende Nachrichten erhalten. Aus den Sagen über Brennus und Camillus erscheint das wenigstens unleugbar, daß der letztere einen großen Antheil daran gehabt hat, daß die Ehre von Rom gerettet wurde; seine Handlung ist, daß er den bisher im offenen Feld unüberwindlich gebliebenen Feinden einen Widerstand entgegensetzte, durch welchen das mittlere Italien vor ihren Raubzügen sicher gestellt wurde; er hat auch zuerst das Colonialsystem mit Consequenz in die Hand genommen. Die Samniterkriege kann man nicht ohne eine schmerzliche Sympathie mit den Ueberwundenen betrachten, das alte in den mannigfaltigsten Gestaltungen lebensvolle Italien ging damit auf immer zu Grunde. Der Opfertod der beiden Decier verkörpert in sich einen wilden Aberglauben, der nie politisch und militärisch großartiger gefaßt worden ist. Pyrrhus wurde als der beste Kriegsmann seiner Zeit betrachtet, denn er verband persönlichen Heldenmuth mit kriegerischer Einsicht, die auf guten Studien beruhte, im Kampfe Tapferkeit mit milder Gesinnung gegen die Besiegten, er ging als großer Fürst nach Italien, der einen Krieg im eigenen Interesse und in einem allgemeinen unternahm. Wer will sagen, ob es nicht wirklich seine Absicht gewesen sei, Rom einzunehmen? Nichts kam dem Letzteren jedoch mehr zu Statten, als daß er seine Pläne zugleich auf Sicilien richtete, da jenes noch weit entfernt davon war, ihn überwunden zu haben. Als Repräsentant der hellenistischen Macht hat er nahezu die Griechen

in Italien und Sicilien gegen die Karthager und Römer gesichert; den Rückgang seines Unternehmens schreibt unser Schriftsteller der Erschütterung zu, welcher gerade damals die griechisch-macedonische Welt durch die Gallier ausgesetzt war. Der erste punische Krieg wird wenig ausführlich erzählt, am auffälligsten ist mir aber gewesen, daß auch die Darstellung des zweiten gerade in der Periode, wo die größten diplomatischen Verwickelungen, sonst der dankbarste Stoff für Ranke, eintreten, an Interesse verliert. Auf den Kampf zur See, die Schlacht bei Mylä, waren die Römer vorbereitet; wenn auch die von ihnen bewiesene Energie nicht in Zweifel zu ziehen ist, so bildete doch die alte etruskisch-griechische Seemacht die Basis ihrer Rüstung. Regulus stellt sich den beiden Deciern würdig zur Seite, sein patriotisches Verhalten kann nicht geleugnet werden; aber aus den Fabeln über die Martern, denen er unterworfen worden sein soll, erscheint als glaublich hervorzugehen nur die schlechte Behandlung der beiderseitigen Gefangenen, mehr nicht. In den großen Zusammenhang fügt sich der erste punische Krieg ein als die Aufnahme des griechisch-macedonischen Kampfes gegen Karthago durch die Römer, in ihm wird die afrikanische Seestadt eine Landmacht durch eine Reform des Militärwesens im Sinne der vorgeschrittenen hellenischen Kriegskunst, denn Hamilcar Barcas lernt von Xanthippus die Kriegführung im Sinne der Zeit. Der zweite punische Krieg brach deshalb aus, weil Rom den Eroberer von Sagunt, Hannibal, nicht dulden, Karthago ihn nicht missen wollte. Der welthistorische Charakter von Hannibal's Alpenübergang liegt darin, daß er, der punische Semit, der europäischen Cultur hier den Weg öffnete und so den Uebergang in einem allgemeinen Interesse und mit einer großen in Libyen und Spanien ausgerüsteten Armee vollzog; der Weg, ob über den kleinen Bernhard oder den Genèvre, ist genau auch heute noch nicht festzustellen. Als einer der größten strategischen Erfolge, die jemals vorgekommen sind, muß es angesehen werden, daß die beiden consularen Heere, die zum Anfall auf Spanien und Afrika bestimmt worden, zum Rückmarsch an den Fuß der Alpen genöthigt und hier das eine nach dem andern geschlagen wurden; ebenso ist es eine bewundernswürdige Handlung ersten Ranges, wie Hannibal von der isolirten Stellung in Ligurien sich noch Unteritalien durchschlug, wo er wieder festen Grund und Boden gewann. Im Speciellen ist er in der Benutzung der Terrainverhältnisse geradezu unübertrefflich gewesen, aber sonst sind seine Kriegszüge immer räthselhaft erschienen. Die Charakteristik und Würdigung Hannibal's bietet besonderes Interesse; man hat aus Ranke's Worten über ihn auch unseres berühmtesten Feldherrn der Gegenwart, Moltke's, Anschauung herauslesen zu können gemeint. Und sollten nicht die folgenden Sätze diesen Glauben rechtfertigen? Noch heute hegen namhafte Geister die lebendigsten Sympathien für Hannibal. Ausgezeichnete Zeitgenossen — aus politischen sowol wie aus militärischen Kreisen —, welche im Gedränge des Tages die großen Männer der Vergangenheit nicht aus den Augen verloren haben, erklären Hannibal selbst in intimem Gespräch für den größten aller Feldherren, die je gelebt haben. Und gewiß: Niemals hat es einen Kriegsführer gegeben, der eben dies in so hohem Grade war wie Hannibal, niemals hat ein Kriegsoberhaupt Truppen verschiedener Herkunft und Sprache so gut zusammenzuhalten, nie ein anderer den Kriegsschauplatz auf fremder Erde besser zu benutzen verstanden wie er. Er war verschlagen, wachsam, erfinderisch und, wo er selbst erschien, in der Regel unüberwindlich.

Ranke's Herz ist aber zweifellos mehr betheiligt bei den Sätzen, die er Scipio widmet; ihn vergleicht er mit dem großen Alexander, dessen Kampf gegen die orientalischen Systeme er im Abendlande eigentlich vollendet hat. Er war einer jener Menschen, von denen man nicht weiß, ob ihre Gedanken durch Ueberlegung oder aus einer inneren Inspiration hervorgehen; darin, daß sich in ihm die rationale mit der religiösen Sinnesweise durchdrang, liegt seine eigenthümliche Sinnesweise. Vor allem aber besaß er den Geist des großen Strategen, der das beherrschende Moment in den Situationen ergreift und festhält, dazu einen Anflug griechischer Cultur und besonders eine Erhebung der Seele, die ihm an jeder Stelle Bewunderung und Ehrfurcht verschaffte; in ihm schlug eine monarchische Ader. Der Wettstreit zwischen den beiden Feldherren war zugleich ein Streit der Weltkräfte unter einander. Vor der entscheidenden Schlacht zwischen beiden wollte Hannibal den Frieden durch den Verzicht auf Spanien, Sicilien und die anderen streitigen Inseln ernstlich erlangen, in der Schlacht erscheint einer der seltenen Fälle der Kriegsgeschichte, daß zwei große und ebenbürtige strategische Talente einander gegenüberstanden. Das Jahr 204 etwa kann man als die Epoche bezeichnen, in welcher die Punier, die Orientalen, aus dem Occident von Europa vertrieben wurden und das Uebergewicht in der westlichen Welt auf Rom überging; überhaupt hat es vielleicht keine wichtigeren Jahre für die Weltgeschichte gegeben, wenigstens nicht seit Alexander, als die 20 Jahre von 212 bis 190 vor unserer Aera. In der zweiten Hälfte dieser Jahre war es das große Wort geworden: Hellas zu befreien, und da eine weltgeschichtliche Nothwendigkeit darin lag, daß die Römer die griechische Cultur in sich aufnahmen, so mußten die Griechen von den Macedoniern losgerissen werden. Die Kämpfe und die Beherrscher der damaligen hellenischen Reiche sind aber nicht zu gering anzuschlagen; wie in Pyrrhus so tritt in Philipp und vor allem Antiochus dieses Königthum mit Rom in die Schranken. Der letztere war der mächtigste Monarch seiner Zeit, dessen Macht ein natürliches Gegengewicht gegen die Römer bildete, aber auch ein Mann von rasch wechselnden Entschlüssen, seine Besonnenheit wich vor der Aufregung des Moments. Seine Stellung zu Hannibal behandelt Ranke nur sehr kurz, man könne nichts behaupten, nichts leugnen; sicher aber erschien es damals dem großen Karthager noch immer möglich, die Autonomie aller Nationen Rom gegenüber zu retten, doch gelang es ihm nicht, das karthagische und hellenistische Element zu einen. Quinctius Flamininus erhält von den Römern dieser Jahrzehnte in unserem Buche eine ganz besonders anerkennende Beurtheilung: Er heißt ein Mann, der einen für die Entwickelung der Welt unentbehrlichen Gedanken (die Verbindung der römischen Macht mit griechischer Sinnesweise) mit Bestimmtheit gefaßt und unter den mannigfaltigsten Schwierigkeiten, die ihm von beiden Seiten gemacht wurden, begünstigt durch den Gang der allgemeinen Verhältnisse, durchgeführt hat. Er verband kriegsmännische Wissenschaft und Uebung mit diplomatischer Gewandtheit, römische Gesinnung mit einer gleichsam natürlichen Hinneigung zum griechischen Wesen; immer beliebt beim Volke, unbeugsam gegen Widerstrebende, mild, sobald man ihm nachgab, vereinigte er planvolles Handeln und eine gewisse Consequenz des Gedankens mit einer natürlichen Liebenswürdigkeit. Aus der Zeit der definitiven Eroberungen im östlichen Mittelmeergebiet hebe ich hier nur heraus, daß unser Schriftsteller weder für die Rhodier, noch die Achäer irgendwelche Sympathie zeigt, die man doch für gewöhnlich als Opfer der erbarmungslosen Politik Roms hinstellt, dagegen stimmt er denen bei, welche des letzten Macedoniers Perseus Bestrebungen mit Theilnahme begleiten, und vergleicht die Erhebung dieses Landes mit dem Kriege Oesterreichs gegen Napoleon I. im Jahre 1809. Sie waren beide isolirt, erweckten beide den Enthusiasmus der Nationen, aber sie unterlagen beide der Uebermacht und dem Genius ihres Gegners.

Den siegreichen Römerfeldherrn Aemilius Paulus würde nun freilich Niemand mit dem großen Corsen zusammenstellen wollen; er war in allen Dingen methodisch, ein Mann des Herkommens und der Erfahrung, verband Strenge mit Sparsamkeit, Bedachtsamkeit mit Thatkraft, Erfahrung und höherer Ansicht des Lebens. Aus der ganzen Auffassung der hellenischen und römischen

Kämpfe, nämlich als von Kämpfen der occidentalischen Cultur gegen die niedere orientolische, geht nun auch Ronke's Urtheil über den letzten punischen Krieg und den älteren Cato hervor. Er sagt: Wenn man in Betrocht zieht, daß der Occident bei dem fortdauernden Einfluß des wiedererstorkten Karthago nicht hötte romanisirt werden können, so möchte es scheinen, als habe Cato, gleichsam durch den Instinct der Zukunft getrieben, nicht so gonz Unrecht gehabt, wenn er die Vernichtung eines den Römern allezeit feindseligen Elements schroff und trocken, wie seine Art war, wie ein unumstößliches Dogma unabläßig einschärfte. Damit wird ober die Härte nicht entschuldigt, mit welcher die Römer verfuhren, noch onch die schmerzliche Empfindung erstickt, die das Schicksol von Karthago erweckt. Der Zerstörer der gewaltigen Stadt, Scipio Aemilianus, erscheint als eine durch und durch gediegene Natur; mit dem älteren Scipio läßt er sich on Genialität, an Schwung des Geistes und Tiefe der Seele nicht vergleichen. Aber er hatte Methode und Verstand, vereinigte Ueberlegung im Ganzen und Großen mit Geistesgegenwort im Augenblick, Kühnheit im Entwurf mit Vorsicht in der Ausführung. Was Alexander im Johre 332 im östlichen Meere (mit der Vernichtung von Tyrus) begonnen hotte, das wurde im Jahre 146 im westlichen von Scipio vollendet; das phönizische Element, welches durch Handel, Colonisotion und zuletzt ouch durch Krieg einen doch in der Hauptsache belebenden Einfluß ouf den Occident ausgeübt hatte, wurde dadurch ousgeschlossen und vernichtet.

Damit stehen wir vor der letzten Abtheilung, die sich betitelt: Die Bürgerkriege und die Entstehung des römischen Reiches. Der mir noch übrig bleibende beschränkte Roum verhindert jedoch ein ähnliches Eingehen in diesen Theil, wie es bei den vorhergehenden möglich war; ich begnüge mich mit wenigen vergleichenden Sätzen über die bedeutendsten, im Vordergrunde der historischen Schaubühne sich bewegenden Personen. Und do ist es nun hocherfreulich, daß diese interessanteste, zu Porallelen ous der neuen Zeit reizende Partie der olten Geschichte endlich einmol wieder von einem deutschen Schriftsteller ersten Ranges möglichst frei von Sympothien oder Antipathien, wie sie die Vergleichung der Gegenwort mit der Vergangenheit so leicht einflößt, dargestellt worden ist. Cicero erscheint hier nicht als Schwochmotikus ersten Ranges, Morius nicht ols roher Haudegen, Pompejus nicht ols Secondelieutenant, ouf der andern Seite verliert Sullo wieder etwas, wenn es auch noch von ihm heißt: Er habe eine geordnete Verfassung hinterlassen; von Cäsar und Augustus endtich werden vielleicht die lebendigsten und wahrsten Porträts entworfen, die wir von ihnen besitzen. Von welch' erhabenem Standpunkte aus diese bewegten Zeiten überblickt werden, soll des Marius Würdigung beweisen, der als erster Germonensieger unser besonderes Interesse herausfordert. Er ist deshalb eine der größten Gestalten der römischen — wir können sogen — der allgemeinen Geschichte, er steht gleichsom in der Mitte zweier Welten, von denen er die eine behauptet, die andere zurückweist. Sulla ist ihm in Bezug auf eigentliches Verdienst nicht gleichzustellen, dieser wor mehr zum Zustandebringen schwieriger Friedensschlüsse geeignet, als zur Orgonisation von Kriegsheeren und deren Führung in großen Gefahren. Doch dürfte man vielleicht nicht wünschen, daß im Kampfe zwischen beiden Marius die Oberhand behalten hätte, denn donn würde die spätere Epoche der Republik, in welcher zugleich die gesellschoftliche Cultur dominirte, nicht wohl möglich gewesen sein.

Wir stehen am Ende eines Werkes, dos jedenfalls lange Zeit die Anschauungen eines außerordentlich großen Leserkreises beeinflussen wird. Vielleicht enthält die Art, wie es hier vorgeführt wurde, doch auch gewissermaßen eine unbewußte Kritik, jedenfolls meint der Referent nicht nur, doß die Ronke'sche Weltgeschichte gleich etwa den Niebuhrschen Vorlesungen von allen Historikern von Fach benutzt werden muß, sondern wünscht, daß sie noch weitere Kreise erfasse und damit gleichsom ein Gradmesser werde für den Stand der historischen Bildung in unserem Voterlande.

Bücherbesprechungen.

E. Carl Goedeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen ist bereits wiederholt der Gegenstand eingehender Besprechungen in diesen Blättern gewesen. In der That ist dos mit dem vierten Bande vorläufig abgeschlossene Werk ein so vorzügliches und erschöpfendes, daß dasselbe ouf lange Zeit hinaus eine unerschöpfliche Fundgrube für Alle, die sich mit deutscher Literatur, sei es merkantilisch als Buchhöndler oder Antiquore, oder wissenschoftlich als Literorhistoriker, Sammler und Bibliothekare zu beschöftigen hoben, sein und bleiben wird. Ja, do es undenkbar ist, daß spätere Forscher ohne Rücksicht auf diese gediegene Vorarbeit zu Werke gehen könnten, so läßt sich mit Grnnd behaupten, doß das Buch seinen Werth für alle Zeit behaupten wird und muß.

Leider schien es jedoch zeither, daß es demselben on einem eigentlichen und definitiven Abschluß immer mangeln werde. In §. 312 (Bd. IV, S. 242) kündigte nämlich der Verfasser das 8. Buch mit dem Bemerken on, daß dasselbe die deutsche Literoturgeschichte bis auf die Gegenwart behandeln und der gonze Zeitroum, um der leichtern Uebersicht halber und um dem geschichttichen Gange der Entwickelung zu folgen, in 3 verschiedene Unterabtheilungen zerfollen solle, von denen

a) der erste die Dichter und Schriftsteller von den Zeiten des Befreiungskrieges (1813) bis zur französischen Julirevolution (1830),

b) der folgende die der nächsten 18 Jahre d. h. die Zeit bis zur versuchten Neugestaltung Deutschlands i. J. 1848,

c) der letzte endlich, so weit möglich, die Literatur seit 1848 umfassen werde.

Demgemäß kündigt sich auch die mit §. 313 (IV, S. 243) beginnende Abtheilung des Buchs nur als: „Erster Abschnitt" on, der in 3 Capiteln den unter a) gedachten Zeitroum bespricht und bereits häufige Hinweisungen auf die späteren Abschnitte enthält. So heißt es, um nur eines Beispiels zu gedenken, in §. 334 unter Nr. 463 (IV, S. 849): „J. K. Braun v. Braunthal geb. 1802 zu Eger; vergl. Abschnitt II". Diesen zweiten fowol, wie natürlich auch den dritten Abschnitt ist uns nun aber der Verfasser leider schuldig geblieben und das große Werk schließt daher mit einem offenbaren Hiatus, wie ein unvollendeter Bau, bei dem zahllose Verzahnungen stehen geblieben sind. Es ist dies nicht nur an sich und, weil wir demzufolge für die spätere Zeit eines so gewichtigen Rathgebers entbehren, sondern auch um deswillen zu beklogen, weil es, wie das angezogene Beispiel zeigt, auch dem Werthe des Vorhondenen einigen Eintrag thut. Das Vorwort zum dritten Bande, das mit dem Schlußhefte ausgegeben worden, vermehrt noch dieses Bedauern, indem der Verfasser hier (S. XIV) erklärte, doß eine Fortführung der Arbeit bis auf die Gegenwort, wie sie beim Beginn geplant gewesen, wenigstens eine Fortführung in der bisherigen Weise, gegenwärtig die Kräfte des Verfassers übersteige; die Hoffnung aber, diese Fortsetzung in die Hände seines einzigen Sohnes zu legen, der eben in das Jünglingsolter tretend, schon mitsuchend und mitsommelnd an seinen Arbeiten Theil genommen, durch dessen om 2. April 1879 erfolgten jähen Tod vereitelt worden sei. Es war und ist somit zur Weiterführung des großen, unschätzbaren Werkes, wie ouch bei der Natur desselben selbstverständlich, bereits gesammelt und nur der Abschluß schien in unnohbare Ferne gerückt.

In einer in der neuesten Nr. 14 der Zeitschrift: Gegenwart enthaltenen Besprechung der neueren Werke zur Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts bespricht nun der Verfasser derselben, Karl Bartsch, das Werk und beklagt die Hindernisse, die sich der Vollendung desselben entgegengestellt, ganz in unserem, in Vorstehendem ausgesprochenen Sinne. In einer auf S. 215 zu lesenden Anmerkung findet sich jedoch zugleich die Ankündigung: er freue sich hinzufügen zu können, daß nach einer brieflichen Mittheilung des Verlegers, Goedeke selbst sich zur Fortsetzung entschlossen habe. Mag diese Fortsetzung nun auch, wie die Ankündigung im Vorworte anzudeuten scheint, in einer etwas anderen Art und Weise erfolgen, mag es dem verehrten Historiker vielleicht auch nur gelingen, den zweiten Abschnitt seines 8. Buches zu einem definitiven Abschluß zu bringen, jedenfalls theilt Jeder, der sich in irgend einer Beziehung für deutsche Literatur und ihre Geschichte ernstlich interessirt, die Freude, die wir bei dieser Ankündigung empfunden haben und lediglich aus diesem Grunde haben wir uns beeilt, selbige auch unseren Lesern mitzutheilen.

Fr. Unter denjenigen Unternehmungen, welche dazu bestimmt sind, in dem heute immer offener sich erhebenden Kampf zwischen christlicher und nichtchristlicher, wo nicht geradezu widerchristlicher Weltanschauung die erstere zu vertreten, erschienen uns von jeher die „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" von einem besonderen Werth. Begründet von Oberkirchenrath Dr. Mühlhäuser und Prof. Dr. Gefsken und fortgeführt von E. Freiherrn v. Ungern-Sternberg und Pfr. Schlosser liegen sie jetzt bereits im 45. Heft, VII. Bandes Heft 5, vor. Sie sollten den Lesern der Leipziger Zeitung bekannt, mögen Manchem bereits ein lieber Freund und Berather geworden sein. Dennoch weisen wir heute auf sie noch einmal hin, weil es uns scheint, daß auf das Verdienstliche dieses Unternehmens nicht oft genug aufmerksam gemacht, die Anschaffung nicht dringend genug empfohlen werden könne. Die zuletzt ausgegebenen beiden Hefte bringen: „Richard Wagner's Ring der Nibelungen und Parsifal von Lic. Dr. Portig" und „der Realcredit und die politische Gemeinde von B. Bleicken." Portig's Arbeit wird den Lesern der Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung besonders interessant sein. Wer hier seinen geistvollen Ausführungen mit Genugthuung gefolgt ist, der wird gern auch die ausführlichere Behandlung in den „Zeitfragen" nachlesen wollen und nur um so überzeugter dem Verfasser beistimmen, wenn er das Resultat seiner Untersuchung über den literarischen und ästhetischen Werth der fraglichen Dichtungen Wagner's dahin zusammenfaßt, daß „Dichtung und Musik Wagner's doch nur eine solche des Pessimismus sei und eben darum uns nicht erlösen, sondern nur berauschen" könne. Ganz eigenartig ist Bleicken's Schrift. Sie behandelt in eminent geistvoller Weise eines der höchsten Probleme der modernen Rechtsentwickelung. Wie kann der zunehmenden Verschuldung des Grundbesitzes vorgebeugt, einer hierin drohenden Revolution begegnet und zugleich der Ausbau des Reiches in der allein geeigneten, weil naturgemäßen Weise, nämlich im christlich-germanischen Geist, angebahnt werden? So fragt der Verfasser und er beantwortet die Frage in dem Sinne, daß er „auf politisch-staatlichem Gebiete eine Wiederherstellung der Verbindung des öffentlichen und des Privatrechts in Form einer Vereinigung des Real-Creditwesens mit der politischen Gemeinde" verlangt. Die Arbeit ist äußerst anregend geschrieben und eröffnet Gesichtspunkte von der größten Tragweite. Ein neues Licht fällt durch sie auf eine ganze Reihe der „brennenden Fragen" der Gegenwart. Das Recht der Krone und das Unrecht eines zu weit gehenden Parlamentarismus, die deutsche Wehrverfassung in ihrer historischen Berechtigung und nationalen Bedeutung, die sociale und Steuerreform incl. des Tabakmonopols u. s. w. werden gestreift, kurzum das Ganze ist so umfassend und eigenartig zugleich, daß man nur wünschen kann, es möchten sich recht Viele mit demselben beschäftigen und, sei's zustimmend, sei's ablehnend, sich mit ihm auseinandersetzen. Wir leben, wie im 16. Jahrhundert, in einer Zeit der Reformation. Was damals, mindestens auf socialem und politischem Gebiete, nicht zum Austrag kam, ist von Neuem in Angriff genommen. Aufgabe eines Jeden ist es, Stellung dazu zu nehmen und ein Verständniß dafür zu gewinnen, damit wir Vorurtheile überwinden, Mitarbeit leisten, zum Mindsten mit einem herzlichen Interesse dem Ganzen folgen können. Das will das Schriftchen auch an seinem Theile mit bewirken, deshalb soll es uns, mögen wir auch im Einzelnen manch ein Bedenken gegen diese oder jene grundsätzliche Ausführung des Verfassers haben, manchen Vorbehalt noch machen, doch willkommen und, wie wir hoffen, nützlich sein. — Die „Zeitfragen" erscheinen im Verlag von Gebr. Heuninger in Heilbronn, sind trefflich ausgestattet und kosten im Abonnement pro Jahrgang zu 8 Heften 5 Mark, einzeln je 1 Mark.

** Als ein neues literarisches Unternehmen sind die Vierteljahrsberichte über Bestrebungen, Fragen und Fortschritte in den gesammten Wissenschaften und Künsten, im Handel, in Landwirthschaft und Industrie und über Erfindungen zu registriren, welche Richard Fleischer, der Redacteur der „Revue" — welcher übrigens Zeitungsnachrichten zufolge mit dem Verleger der letzteren deswegen in einen juristisch nicht uninteressanten Conflict gekommen ist — unter Mitwirkung bedeutender Forscher und Gelehrter bei Gustav Hempel in Berlin erscheinen läßt. Diesen Vierteljahrsheften ist die Aufgabe gestellt, die Nation tiefer in die Werkstätten der Wissenschaften und Künste und in die wirthschaftlichen Fragen und Krisen der Zeit einzuführen, als es dem Einzelnen in unserer schnelllebigen Zeit, in welcher täglich Neues in Anregung gebracht und zunächst zerstreut an vielen Orten verhandelt wird, sonst möglich sein würde, den Lesern ein vollständiges Bild von den wichtigsten Vorgängen, Fragen, Forschungen, Entdeckungen, Erfindungen u. s. w. in den gesammten Wissenschaften und in allen anderen wichtigen Fächern — ausgeschlossen bleibt nur die Politik „mit ihren hochgehenden Wogen der verschiedenen Meinungen", doch werden auch hierin, wie der Prospect zusagt, hervorragende Ereignisse in ihren Ursachen und Wirkungen Berücksichtigung finden — zu geben. Diese Berichte erscheinen in Vierteljahresbänden zu 6 Heften und zum Preise von 8 ℳ. Das uns vorliegende erste Heft enthält Aufsätze über die neuesten Forschungen in Physik von Prof. Dr. Zech, Botanik von Prof. Dr. Wiesner, Philologie von Prof. Dr. Mähly, Aegyptologie von Prof. Dr. Brugsch-Pascha, Anthropologie von Dr. Friedrich v. Hellwald, Geographie von Prof. Dr. Theobald Fischer — Alles Namen von gutem Klange. Wir gedenken auf das Unternehmen nochmals zurückzukommen, sobald mehrere Hefte desselben vorliegen werden.

— Der Tusker. Roman aus der Zeit des Kaisers Tiberius von Erich Lilsen. Mit einem Vorwort von Dr. Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich 1882. 2 Bde. — Der Held oder die Hauptfigur dieses Romans ist Sejan, der Günstling des Tiberius, um dessen Stellung und Person sich das ganze Netz der damaligen den alternden Kaiser umgebenden Intriguen gruppirt. Das Charakterbild des Tiberius selbst in der Geschichte ist bekanntlich ein bestrittenes und es dürfte insofern auch dieser von gründlichen historischen Studien ausgehende Roman als ein Beitrag zur lebendigen Illustrirung der damaligen Zeitverhältnisse in der weiteren Reihe der neueren Werke dieser Gattung eine würdige und beachtenswerthe Stelle einnehmen.

C. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 41. Sonntag, den 21. Mai. 1882.

Inhalt: Heinrich v. Kleist. — Von der internationalen Kunstausstellung in Wien. V. (Schluß.) — Leipziger Theater, von Rudolf v. Gottschall. — Musikbericht aus Leipzig, von Oscar Paul. — Aus Berlin. — Bücherbesprechungen (Dr. th. Ad. Saphir, Christus und die Schrift, aus dem Engl. von J. v. Lancizolle. Neues Archiv für Sächs. Geschichte und Alterthumskunde. „Schneeberg, Gedenkblatt zur 400jährigen Jubelfeier der Stadt", von Heinr. Jacobi).

Heinrich v. Kleist.

Einhundert und vier Jahre waren es am letztverflossenen 18. October*), daß Heinrich v. Kleist uns geschenkt wurde, siebenzig Jahre am letztverflossenen 21. November, daß er sein Leben endete. Noch immer tauchen aber ab und zu vereinzelte, zeither unbekannte Spuren seines kurzen, traurigen Erdendaseins auf und können bei der immer mehr anwachsenden Kleist-Gemeinde Interesse zu erwecken sicher sein. Auch das entschwundene Jahr hat uns dergleichen gebracht. Erstens hat C. Biedermann im 19. Bande (35. Hefte) von Nord und Süd unter dem Titel: „Aus Heinr. v. Kleists Lebens- und Liedesgeschichte" mit der Veröffentlichung einer Anzahl bisher ungedruckter Briefe des Dichters an seine Braut, Wilhelmine v. Zenge, begonnen, zweitens liegt unter dem Titel: „Heinr. v. Kleist in der Schweiz" eine umfängliche Schrift Theophil Zolling's vor, die — namentlich unter Benutzung der handschriftlichen Nachlässe Heinrich Zschokke's und des Buchhändlers Heinrich Geßner, eines Sohnes des Dichters Salomo Geßner und Schwiegersohnes Christoph Martin Wieland's, — über diejenige Zeit Licht zu verbreiten sucht, zu welcher Kleist in der Schweiz lebte, die Schroffensteiner vollendete und den Plan zum zerbrochenen Krug entwarf.

Eigenthümliche Umstände haben es bedingt, daß die Biographie unseres Dichters besonders lückenhaft und unklar ist und wol immer bleiben wird. Bei seinen Lebzeiten hatte sich die Welt nicht viel um ihn bekümmert. Seine beiden reifsten Werke, die Hermannsschlacht und der Prinz von Homburg, waren bei seinem Tode noch nicht einmal im Druck erschienen; andere Schriften waren nur in bald wieder eingegangenen, also jedenfalls nicht sehr verbreiteten Zeitschriften, im Phöbus und in den Berliner Abendblättern, veröffentlicht; von anderen anonym erschienenen, z. B. von der Familie Schroffenstein, wußte man selbst in literarischen und dem Dichter nahe stehenden Kreisen nicht, daß sie überhaupt von ihm herrührten; die Theater hatten nur mit seltenen Ausnahmen seine Dichtungen berücksichtigt, Iffland das Käthchen, Goethe die Penthesilea ziemlich schroff abgewiesen und den zerbrochenen Krug in einer Verstümmelung zur Darstellung gebracht, die vielleicht nicht von ihm selbst veranlaßt worden sein mag, die es uns aber leicht erklärlich erscheinen läßt, daß der Versuch mißglückte. Sein freiwilliger Tod erregte allerdings großes Aufsehen, aber doch kein solches, das zum Vortheil seines Andenkens gereichte. Was Wunder, wenn weise, wohlwollende und gut unterrichtete Freunde es für angezeigt erachteten, sich vorerst wenigstens schweigend zu verhalten. Erst 10 Jahre nach seinem Tode (1821) veröffentlichte L. Tieck die obengenannten nachgelassenen Werke*), erst fünf Jahre später (1826) veranstaltete er die erste Sammlung seiner Dichtungen. Dabei machte er allerdings auch sofort den Versuch, das Leben und Wirken des Dichters klar zu stellen. So sehr nun auch ein so sachverständiger und feinsinniger Kritiker geeignet war, die Schönheit dieser Schöpfungen zu empfinden und darzulegen, so wenig kann doch das biographische Material, das er beibrachte, als ein genügendes angesehen werden. Rührt doch auch die weit verbreitete irrige Angabe in Betreff des Kleist'schen Geburtstags augenscheinlich von ihm her. Trotzdem war die berühmte „Einleitung", die Tieck seinen Editionen beifügte, bis auf Wilbrandt's 1863 erschienenes geistvolles und umfassendes Werk: „Heinrich v. Kleist" die hauptsächlichste, ja fast die einzige Quelle für die Kleistforschung. Auf derselben beruhen im Hauptwerke auch die ähnlichen Publicationen Ed. v. Bülow's (H. v. Kleists Leben und Briefe; Berlin 1848) und Julian Schmidt's (H. v. Kleists ges. Schriften, herausgegeben von L. Tieck, redigirt, ergänzt und mit einer biographischen Einleitung versehen; Berlin 1859, 2. Ausg. 1862). Dagegen beschäftigen sich die Schriften A. Koberstein's (Briefe an Ulrike; Berlin 1860), Rud. Köpke's (Politische Schriften und and. Nachträge; Berlin 1862) und K. Siegen's (Der zerbr. Krug 1. und 2. Heft; Leipzig 1876 und Sondershausen 1879) blos mit einzelnen Werken oder einzelnen Lebensepisoden des Dichters, während R. Köhler's Schrift: Zu H. v. Kleists Werken (1862) nur kritischer Natur ist und auf eine Text-Verbesserung abzweckt. Leider enthält, wie wir in Folgendem sehen werden, auch der Artikel: „Heinr. v. Kleist" in C. Goedeke's sonst so zuverlässigem Grundrisse zur Geschichte der deutschen Dichtung (III, S. 47 ff. §. 228 Nr. 21) mannigfache Unrichtigkeiten.

Es liegt im Wesen der Sache und wird dadurch, daß Kleist niemals lange Zeit hindurch an einem und demselben Orte gelebt, nur um so mehr bedingt, daß wir die hiernach wünschenswerth gebliebene Ergänzung des biographischen Materiales fast nur durch Briefe — seien es solche, die vom Dichter selbst herrühren, oder solche, die über ihn und sein

*) Heinrich Bernt Wilhelm v. Kleist war, wie das Garnisonskirchenbuch zu Frankfurt a/O. ausweist, am 18. October 1777, nicht, wie alle Biographen und literarischen Handbücher besagen, und demgemäß auch noch C. Biedermann in dem obengedachten Aufsatze annimmt, ja das Dresdener Hoftheater, wahrscheinlich durch Entsch's Bühnenalmanach, der diesen Irrthum noch für 1882 festhält, vorführt, im Jahre 1881 dessen Geburtstag feierte, am 10. October 1776 geboren (vergl. Gegenwart Bd. X, S. 287, diese Blätter Jhrg. 1878 Nr. 100 und K. Siegen: H. v. Kleist u. d. zerbrochene Krug; neue Beiträge. Sondershausen 1879, wo S. 130 f. der Eintrag des Kirchenbuchs abgedruckt ist).

*) Nicht unerwähnt mag dabei sein, daß Heinrich Anschütz in den Erinnerungen aus seinem Leben und Wirken (Wien 1866, S. 154) von einer in das letzte Viertheil des Jahres 1813 fallenden Darstellung des Prinzen von Homburg am Theater zu Königsberg spricht. Die von L. Tieck besprochene Darstellung am Dresdener Hoftheater fand erst am 6. December 1821 statt.

Wesen handeln — erwarten können. Beide Richtungen werden durch die Eingangs angezeigten Schriften vertreten.

Briefe Kleist's an Wilhelmine v. Zenge waren schon L. Tieck bei seinen biographisch-kritischen Bestrebungen mitgetheilt und wurden von ihm benutzt. Diese Briefe — 16 an der Zahl — waren es auch, die v. Bülow in seinem oben erwähnten Buche veröffentlichte. In der Urschrift haben selbige Beiden niemals vorgelegen. Als E. v. Holtei 1864 den brieflichen Nachlaß Tieck's redigirte, fand er (Briefe an Tieck, II. S. 172) auch nicht ein Blättchen von Kleist's Handschrift vor. In der That umfaßt jedoch die noch vorhandene Correspondenz 34 solche Briefe. Die Gründe, weshalb jene Mittheilung, und zwar nicht blos in Betreff der Zahl der Briefe, nur eine bruchstückweise geblieben, ergeben sich aus dem von Biedermann S. 87 mitgetheilten Schriftstücke. Die Auswahl rührte von der Briefempfängerin selbst her, und selbige hielt die doctrinären Expectorationen, denen der Dichter in seinen Briefen überhaupt gern zuneigte, als Ausflüsse seines Geistes für wichtiger und allgemeiner interessant, wie die Ausbrüche seiner Gefühle, von denen sie annehmen mochte, daß sie zunächst nur für sie selbst Interesse beanspruchen könnten. Hieraus hat sich die, namentlich von v. Bülow (a. a. O. S. 15), J. Schmidt (a. a. O. I. S. XVII) und v. Treitschke (Hist. u. polit. Schriften 4. Aufl. I. S. 81) vertretene Ansicht gebildet, daß das Herz Kleist's bei diesem Liebesverhältnisse wenig betheiligt gewesen sei. Schon die seitherigen Veröffentlichungen Biedermann's beweisen das Irrige dieser Ansicht. Mit vollster Zuversicht ist nun wol zu verhoffen, daß der Herausgeber nicht nur in seinen Mittheilungen aus dieser Correspondenz fortfahren, sondern auch demnächst eine voll- und selbständige, kritisch geordnete Sammlung aller 34 Briefe veranstalten und herausgeben wird. Wie dermalen die Sache liegt, ist es trotz der S. 88 gegebenen Uebersicht schwer, ja beinahe unmöglich, die in verschiedenen Sammlungen verstreuten Briefe in ihrer chronologischen Folge zu studiren. Die Literarhistorie hat aber, meine ich, ein Recht auf ein solches Selbststudium und zur Zeit dürfte Niemand, als er, in der Lage sein, dem bezüglichen Wunsche zu entsprechen. Am Besten würde es uns freilich erscheinen, wenn eine möglichst chronologisch zu ordnende Zusammenstellung aller uns von Kleist erhaltenen Briefe veranstaltet würde.

Die bis jetzt neu mitgetheilten Briefe beziehen sich namentlich auf die mysteriöse Reise, die Kleist 1800, bald nachdem er sich mit Wilhelminen verlobt hatte, mit seinem Freunde Brockes unternahm und die ihn, wenn auch auf seltsamen Umwegen, nach Würzburg führte. Nach Wilbrandt's (H. v. Kleist S. 56 ff. bes. S. 62), namentlich auch von Zolling (a. a. O. S. 7) gebilligten Ansicht soll es Kleist schon bei dieser Reise darum zu thun gewesen sein, gewissermaßen sich selbst aufzusuchen, d. h. seinen Dichterberuf zu prüfen und das Räthsel seines Poetentraumes zu lösen. Für diese Ansicht spricht allerdings einigermaßen der Umstand, daß der Dichter in dem S. 93 f. mitgetheilten ersten, wahrscheinlich im Monat Januar 1800 geschriebenen Briefe fünf verschiedene Berufsarten, die er möglicherweise ergreifen könnte, — die Rechtsgelehrsamkeit, das diplomatische und das Finanz-Fach, ein akademisches Lehr-Amt und die Oekonomie — gleichsam die Revue passiren läßt und gegen jeden dieser Berufszweige mehr oder weniger erhebliche Bedenken geltend macht, des Berufes eines Schriftstellers aber mit keinem Worte gedenkt. Gleichwol kann ich dieser Meinung nicht beipflichten. Zunächst verstehe ich überhaupt nicht recht, wie der Dichter gerade in dieser Hinsicht von einer Reise Aufklärung sich habe versprechen sollen. Hiernächst ist zwar zuzugeben, daß, wer in Kleist's Briefen nach positiven Thatsachen sucht, mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen und mehr zwischen, als in den Zeilen lesen muß. Im Gegensatz zu einem allerneuesten Interpreten, H. v. Wolzogen, in den an wunderlichen, ja widersinnigen Ansichten und Behauptungen allerdings überreichen Baireuther Blättern (Jahrg. IV, Novemberstück S. 321 ff.), der als charakteristisch für Kleist den Satz hinstellt, es durchziehe dessen stets krankhaft erregtes Herz als ideale Sehnsucht vor Allem ein Trieb der Wahrhaftigkeit, bin ich vielmehr der Meinung, daß aus dessen ganzer Natur — und zwar in ganz anderer Weise, als bei Goethe — ein Hang zur Mystification, eine krankhafte Neigung hervortritt, die Sachen anders darzustellen, als sie sich in Wahrheit verhielten. Gerade bei dieser Gelegenheit war es ihm überdies, wie er offen bekennt, darum zu thun, über den wahren Zweck seiner Reise, selbst für seine Braut und Schwester, einen Schleier zu breiten. Und gleichwol — so wunderlich inconsequent war seine Natur — wird er nicht müde, gegen Beide von der Existenz eines besonderen Zweckes seiner Reise zu prahlen. Gewiß ist daher so manche in den an Beide gerichteten Briefen enthaltene Mittheilung in Befolgung des Talleyrand'schen Grundsatzes, daß die Sprache erfunden sei, um die Gedanken der Menschen zu verbergen, nur zur Maskirung seines eigentlichen Reisezieles gänzlich aus der Luft gegriffen. Trotz alledem vermag ich nicht so weit zu gehen, anzunehmen, daß auch solche Angaben, wie z. B. daß er wegen dieser Reise mit dem damaligen preußischen Minister Struensee verhandelte und daß er in Dresden mit dem englischen Ambassadeur Lord Elliot Rücksprache genommen und dadurch bestimmt worden sei, das frühere Reiseziel: Wien mit Würzburg oder Straßburg zu vertauschen, nur erfunden seien, um seine Lieben über den Zweck seines Ausflugs zu täuschen. Auch die Conjectur A. Koberstein's (Briefe an Ulrike S. VIf.), es habe sich um die Erforschung eines Fabrikgeheimnisses gehandelt, findet nirgends eine Unterstützung. Es bleibt daher doch wol nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß einer der damaligen preußischen Machthaber sich des kaum 23jährigen Mannes zu einer politischen Mission bedient habe, die zwar jedenfalls nicht von großer Bedeutung gewesen sein mag, auf deren Ausführung aber der junge Mann nach Art eines solchen sehr weitgehende Hoffnungen gründete. Daß dabei schließlich Nichts herauskam und daß der Dichter deshalb auch in späteren Jahren keine besondere Neigung hegte, den Sachverhalt aufzuklären, erscheint hiernach fast selbstverständlich. Die ministeriellen Archive, die hierüber vielleicht einige Auskunft geben könnten, scheint noch Niemand in dieser Rücksicht untersucht zu haben. Was könnte auch am Ende eine bezügliche Entdeckung nützen? Die glückliche, sorgenfreie Zukunft, die der Dichter von seiner damaligen Unternehmung, welcher Art dieselbe auch gewesen sein mag, sich versprechen zu können wenigstens vorspiegelte, hat er in alle Wege nicht gefunden. Glücklich zu sein, Zufriedenheit zu erringen, lag wol überhaupt nicht in Kleist's krankhafter Gemüthsanlage und es mag wol zum Theil wenigstens mit auf persönlichen Wahrnehmungen beruhen, wenn Goethe denselben als einen Menschen, der ihm, bei dem reinsten Vorsatze einer aufrichtigen Theilnahme, immer den Eindruck eines von der Natur schön intentionirten, jedoch von einer unheilbaren Krankheit ergriffenen Körpers gemacht habe, der alte Wieland aber, der doch dem Dichter ganz besonders wohlgewogen war und groß von seiner Befähigung dachte, sein Wesen als überspannt, ja an Verrücktheit grenzend bezeichnete. Da diese Gemüthsverstimmungen unverkennbar auch auf einige Briefe Kleist's und zwar sowol auf solche an Ulrike, als auch solche, die er an Wilhelminen geschrieben, Einfluß gewonnen haben, ist es doppelt schwer, aus selbigen thatsächliches Material für seine Biographie zu gewinnen.

Die verhältnißmäßig glücklichste Periode in Kleist's Lebenstragödie behandelt die oben an zweiter Stelle gedachte Schrift Zolling's. Erfüllte den Dichter doch in dieser Zeit die begründete Hoffnung, aus seiner stillen schweizerischen Einsamkeit als gefeierter Dichter seines Volkes hervorzutreten. Wir alle wissen, daß diese Hoffnung, ihr Steigen und Fallen und ihr endliches Scheitern mit dem, was ihm zur Hauptaufgabe seines Lebens geworden war, mit den Arbeiten an der Tragödie: Robert

Guiskard im engsten Zusammenhange steht. Die Hoffnung L. Tieck's, daß sich bei einem Freunde Kleist's das Werk, wenn auch in einer älteren, minder vollendeten Gestalt auffinden lassen könne, theilt heutzutage, zumal nachdem der lange verborgen gehaltene Nachlaß Ulrikens zugänglich geworden, wol Niemand mehr. Die Tragödie, welche nach dem Urtheile des alten Wieland, dem Kleist seinen Plan und einige ausgeführte Stücke mitgetheilt, dafern das Ganze den vollendeten Scenen entspräche, geeignet sein sollte, eine Lücke in unserer dramatischen Literatur auszufüllen, die — nach ihm — selbst von Goethe und Schiller offen gelassen worden sei, ist für uns ganz ebenso verloren, wie Lessing's Faust und Schiller's Demetrius, ja wir wissen von ihrem Inhalte und ihrer Anlage weniger, als von denen dieser beiden Dichtungen. Auch Zolling hat über selbige ebensowenig, wie über die ebenfalls ganz mysteriösen Dichtungen: „Peter der Einsiedler" und „Leopold von Oesterreich" etwas beizubringen vermocht. Neues aus der Feder Kleist's enthält das Buch überhaupt nicht. Auch der im Anhange S. 158 f. abgedruckte Brief desselben an H. Zschokke ist bereits vor Jahren von Dr. Ludwig Hirzel in den Grenzboten (Bd. XXVIII. 2. Semester Nr. 46. S. 241 f.) veröffentlicht.*) Dagegen bringt die Schrift außer einigen, meiner Ansicht nach allerdings weniger bedeutenden Notizen über das Leben und Treiben Kleist's in der Schweiz in den Jahren 1801—1803 besonders eine eingehende Charakteristik solcher Persönlichkeiten, mit denen er damals vorzüglich verkehrte, eine Copie des Bildes, von welchem der Verfasser annehmen zu können glaubt, daß sie unserem Dichter sowol, als H. Zschokke die Grundlage zu den unter dem Namen: „Der zerbrochene Krug" veröffentlichten Dichtungen geliefert habe, sowie eine ausführlichere Inhaltsanzeige des zeither allgemein für so gut, als verschollen erachteten Lustspiels: „Amdrasius Schlinge" von Ludwig Wieland, von dem man neuerlich angenommen hat, daß es demselben dichterischen Wettstreite seine Entstehung verdanke. Indem ich hierorts in diesen drei Beziehungen im Wesentlichen auf die Zolling'schen Ausführungen verweisen muß, sei mir nur folgende kurze Bemerkungen beizufügen gestattet. Sehr zu beklagen dürfte es vor Allem sein, daß Kleist's Verkehr mit dem festen in sich geschlossenen H. Zschokke nur ein kurz vorübergehender gewesen. Jedenfalls konnte ihm das zerfahrene haltungslose Wesen der anderen Freunde, Heinrich Geßner's und Ludwig Wieland's, dafür keinen ausreichenden Ersatz bieten. Auch hier stehen wir vor einem der zahlreichen Unglücksfälle, an denen Kleist's Leben leider so überaus reich ist und die sein Gemüth mehr und mehr verfinsterten. Mit dem Bilde: La cruche cassée mag der Verfasser das Richtige gefunden haben, wenn auch ein Zweifel deshalb insofern bestehen bleibt, als die in den Dichtungen Kleist's sowol als Zschokke's wiederkehrende, ja die eigentliche cardo rei bildende Annahme, daß der Richter selbst der schuldige Theil ist und daß die von ihm selbst geführte Untersuchung seine Schuld an den Tag bringt, in dem Inhalte des Bildes nicht die entfernteste Unterstützung findet. Diese Uebereinstimmung mag in anderen, uns unbekannten Umständen, sei es in der Anlehnung des Einen an die Erfindung des Anderen, oder in einer vorausgegangenen Beredung Beider od. dergl., ihre Erklärung finden, dem Inhalte des Bildes gegenüber erscheint dieselbe aber offenbar auffallend und unerklärlich. Mit Recht widerspricht dagegen Zolling S. 80 der Vermuthung K. Siegen's (H. v. Kleist u. d. zerbrochene Krug S. 5), daß wir in der Schifferin des Thuner Sees, die Kleist unter dem Namen: „Mädeli" erwähnt, das Prototyp des Evchen in dem gedachten Gedichte zu suchen hätten. Abgesehen davon, daß die Ausarbeitung des Lustspiels in eine viel spätere Zeit fällt, liegt dafür auch sonst gar kein Grund vor. Freilich ist diese Annahme immer noch viel wahrscheinlicher, als die ganz und gar aus der Luft gegriffene, romanhaft aufgeputzte Erzählung, die Adolf Oppenheim im Dresdner Anzeiger (10. October 1870, S. 27 f.) in dieser Hinsicht gegeben hat. Aufrichtig bedaure ich dagegen, daß Zolling sein Buch nicht dadurch vervollständigt hat, daß er demselben einen Abdruck der höchst selten gewordenen, von ihm jedoch aufgefundenen Komödie Ludwig Wieland's: „Amdrosius Schlinge" beigefügt hat. Allerdings spricht Zschokke von einer „Satyre", und zwar nur von einer solchen, die der junge Wieland im Wettstreite der drei Freunde zu liefern „verheißen" habe. Eine Satyre kann aber jene Komödie nur sehr uneigentlich genannt werden; auch hat dieselbe nach der S. 31 ff. zu lesenden Relation ihres Inhalts mit dem oben gedachten Bilde nichts Wesentliches gemein. Ja man begreift nicht recht, wie der Verfasser S. 43 zu der Bemerkung hat gelangen können, daß „sich die Puppen des Amdrosius Schlinge zur Noth in den Figuren des Bildes erkennen ließen". Denn jedenfalls ist demselben darin beizustimmen, daß, „sobald der Krug wegfällt, eine Vergleichung mit dem Bilde" (und daher auch mit dem unter dem Titel des Bildes gehenden Dichtungen) „keinen rechten Sinn mehr hat". Einen Separatdruck von dem nach Zolling's Schilderung sehr mangelhaften Werke wird, so lebhaft auch gegenwärtig die Neigung ist, Werke früherer Literaturperioden wieder hervorzusuchen, schwerlich Jemand veranstalten und nur der Kleistforscher dürfte zur Beantwortung der obigen Frage einiges Interesse an dem Studium des voraussichtlich nicht übermäßig umfangreichen Einacters haben. Ich z. B. würde für die Zugänglichmachung dieses Stückes so manchen der in dem Anhange mitgetheilten Briefe, denen eine direete Beziehung zu Kleist gänzlich fremd ist, recht gern in den Kauf gegeben haben.

Eine besondere Controverse besteht hinsichtlich des Erstlingswerkes Kleist's: „Die Familie Schroffenstein". Das Stück erschien unter der Jahreszahl 1803 anonym im Verlage seines Freundes Heinrich Geßner. In der That blieb auch der Autor längere Zeit unbekannt, dergestalt, daß noch in dem 1820 erschienenen gelehrten „Teutschland" von Meusel und Ersch (IV. S. 225) Ludwig Wieland als dessen Verfasser aufgeführt wird.*) Wie nun v. Bülow (a. a. O. S. 29) unter Berufung auf Mittheilungen Zschokke's berichtet, soll Kleist den fünften Act blos in Prosa geschrieben und erst die Herausgeber, unter denen v. Bülow neben Geßner auch Ludwig Wieland nennt, denselben in Verse gebracht haben. Andererseits nimmt Wilbrandt (H. v. Kleist S. 148) an, Kleist habe das Stück schon in Paris und ganz in Prosa geschrieben. In dieser Fassung habe die Handlung, wie schon L. Tieck erzählt, in Spanien gespielt. Daraus, sowie aus der offenbar ungleichen Beschaffenheit des Werkes folgert derselbe weiter, Kleist habe in der Schweiz die drei ersten Acte mit Liebe und Sorgfalt umgearbeitet, den vierten jedoch unter dem Drucke der schweren Krankheit, von welcher er damals befallen wurde, halb widerwillig noch in Jamben umgeschrieben, den fünften aber — mit Ausnahme der zweifellos in Inhalt und Form von ihm allein herrührenden Umkleidescenen — ganz roh, wie er ihn seit Paris in seiner Mappe hatte, bei den Berner Freunden zurückgelassen und diese seldigem die nothdürftige metrische

*) Der Brief ist jedenfalls vom 1. Februar 1802 zu datiren, thatsächlich aber, wie Hirzel angiebt, von 1801 datirt. Wenn Zolling (a. a. O.) dafür 1804 gelesen, so ist das wol ein Irrthum. Es ist sehr wohl denkbar, daß Jemand im Februar eines neuen Jahres noch die seiner Feder geläufige ältere Jahreszahl gebraucht, nicht aber, daß er seine Briefe 2 Jahre voraus datirt. So hat auch Hirzel (a. a. O.) die Sache aufgefaßt.

*) Zotting a. a. O. S. 151, erste Nota. Hiermit steht es auch wol im Zusammenhange, wenn Carl Goedeke in dem Grundriß der deutschen Dichtung (III. §. 288 unter Nr. 21 u. 22 S. 47 u. 52), dem Fr. Brümmer (Dichterlexicon Bd. II. S. 503) gläubig nachschreibt, beiden Autoren in Zürich erschienene Trauerspiele desselben Titels beilegt, von denen das Wieland'sche sogar bereits 1802, also vor dem Kleist'schen erschienen sein soll.

Redaction, in welcher er auf uns gekommen, gegeben. Dem gegenüber vertheidigt Zolling (S. 76 ff.) die Ansicht, daß Kleist das Gedicht, wenn er es auch in Paris begonnen, doch in der Schweiz vollendet und gleich anfänglich und ohne Hinzutritt eines Anderen ganz so, wie es uns vorliegt, in Jamben geschrieben habe.

Ich bin geneigt, mich Wildrandt's Ansicht anzuschließen. Ob zwar der Dichter das Stück anfänglich in Prosa und nicht wenigstens einzelne Stellen metrisch concipirt habe, wird sich niemals entscheiden lassen und mag dahingestellt bleiben. Wahr ist auch unstreitig, daß das Häßliche der ganzen Katastrophe und das mindestens Barocke der mehrerwähnten Umkleidescenen ebensowol, wie die unnachahmlichen dichterischen Schönheiten der drei ersten Acte ganz und gar kleistisch sind und von keinem anderen Dichter herrühren können. Wenn daher ein Anderer etwas an dem Werke gethan hat, so ist das jedenfalls nur von ganz untergeordneter Bedeutung gewesen. Eine solche fremde Beihilfe halte ich dagegen bei der offenbaren Ungleichheit der äußeren Form, sowie bei dem Widerwillen, den der Dichter gar bald gegen das Werk faßte, nicht nur für möglich, sondern sogar für höchst wahrscheinlich; und wahrscheinlich ist auch, daß der mit Kleist befreundete L. Wieland diese Arbeit für seinen Schwager, den Verleger, besorgte. Daß Kleist das Werk, bevor er die letzte Feile angelegt, aus seinen Händen entlassen hatte, ist ohne Weiteres aus diesem selbst klar; die mangelhafte Verskunst Geßner's und Wieland's erklärt aber auch am Besten, weshalb die fremde Beihilfe zu so wenig ersprießlichen Resultaten führte. Daß L. Wieland mit Kleist zugleich die Schweiz verlassen, ist zwar richtig, kann aber um so weniger etwas an der Sache ändern, als der Verleger bereits früher im Besitz des Manuscriptes war und die Züricher Freunde die jedenfalls nicht wesentliche Schlußredaction, welche von dem Autor selbst vorgenommen zu sehen, längst nicht mehr gehofft werden konnte, schon geraume Zeit vorher besorgt haben mochten. Nicht unwichtig scheint in dieser Rücksicht, daß Kleist das Honorar von 30 Louisd'or, von dem er in einem Briefe an Ulriken spricht und das Zolling wol mit Recht auf dieses Drama bezieht, schon geraume Zeit vorher empfangen hatte. Uebrigens vermag ich — selbst wenn ich auf die zwischen dem Dichter und dem Verleger bestehende Freundschaft kein besonderes Gewicht lege — das letztere nicht als ein unverhältnißmäßig hohes anzusehen. Wie aus dem S. 122 f. mitgetheilten Briefe des alten Wieland vom 5. December 1796 zu ersehen, forderte A. W. Schlegel für jedes von ihm übersetzte Shakespeare'sche Stück so ziemlich das Gleiche und Wieland erachtet dieses Honorar nicht nur nicht für zu hoch, sondern meint, daß sich in Deutschland mehr als ein Verleger finden werde, der dies für diese Uebertragung eines jeden der 36 Stücke Shakespeare's gern bezahle. Schiller forderte und erhielt um die gleiche Zeit für ein dramatisches Gedicht nicht weniger als 300 Ducaten und der Buchhändler Unger, der die Jungfrau von Orleans in dieser Form verlegte, bot ihm für jedes künftige Stück volle Tausend Thaler, wenn er dasselbe wieder als Taschenkalender veröffentlichen könne. Nun läßt sich allerdings wol in keiner Beziehung weniger, als in Bezug auf Schriftsteller-Honorar, von dem Einen auf Andere schließen. In einem Briefe von 1806 (Julian Schmidt's Einleitung S. LXIII) spricht jedoch Kleist selbst von einem Honorar von 40 Friedrichsd'or, das er für jedes von ihm gedichtete Trauerspiel erwarten könne, und in einem gleichen, der wahrscheinlich im Jahre 1807 geschrieben ist (Briefe an Ulrike S. 124), beschwert er sich lebhaft darüber, daß sein Freund und Bevollmächtigter Rühle die Bearbeitung des dreiactigen Molière'schen „Amphitruo" für ein Honorar von nur 24 Louisd'or weggegeben habe. Für ein Erstlingswerk war jedoch der Dichter in alle Wege nicht unbillig bezahlt worden und es kann uns nach diesem Beispiele nicht gerade Wunder nehmen, daß, wie wir aus der Zolling'schen Schrift ersehen, der Verleger in der Folgezeit in geschäftlicher Hinsicht nicht eben prosperirte. Es schwebte eben über Allen, die mit Kleist in nähere Berührung traten, ein eigenthümlicher Unstern, der freilich um Nichts einen traurigeren Schein verbreitete, als um das Leben und Wirken des großen Dichters selbst.

Von der internationalen Kunstausstellung in Wien.

V. Frankreich, Belgien, Italien und Spanien.

(Schluß.)

Besondere Beachtung verdienen auch die Sculpturen Frankreichs, von denen uns Schönewerk's bekanntes Werk „Au matin", eine nackte junge Frau, die sich auf dem Lager die Sandalen anbindet, die erste Stelle einzunehmen und überhaupt ein classisches Werk zu sein scheint. Höchst anmuthig und durch weiche, aber gleichwol bestimmte Behandlungsweise ausgezeichnet ist Hugues' mit ihrem Kinde spielende Mutter, sowie Aller's schlafende Mutter mit Kind. Eine Mignon Alzelin's rührt durch Lieblichkeit und Einfalt; Jeard's Amor, der den Pfeil aus dem Köcher nimmt, ist von liebenswürdiger Anmuth und Schalkhaftigkeit.

Unter den 81 Werken der belgischen Abtheilung, von denen nicht weniger als 30 öffentlichen Sammlungen und Staatsinstituten des Landes angehören, nennen wir vor Allem Louis Gallait's „Pest von Tournai im J. 1092", ein höchst figurenreiches Gemälde von größestem Umfange, an welchem der Künstler ein Menschenalter lang gearbeitet hat. Eine von einem Bußprediger geführte Prozession durchzieht die Straßen der vom Hunger der Pest überlieferten Stadt; Kranke, Verzweifelte haben sich an den Weg gedrängt, Leichen, Sterbende sind herangeschoben; aus den hohlwangigen entsetzten Gesichtern mit den stieren Blicken spricht das Uebermaß eines trostlosen Jammers. Der Kunst steht es zu, auch die Tiefen menschlichen Elends aufzudecken; aber hier scheint die Grenze, die bei der Darstellung des Schrecklichen stets eingehalten werden sollte, an einigen Punkten überschritten. Wir sehen da Leichen, welche in Verwesung übergehen, und Hunde, welche bei dem Aufscharren von Leichen gestört werden und neben denen eine Hand aus der Erde ragt. Ein solcher Anblick erweckt physischen Ekel und das ist ein tyrannisches Gefühl, welches seelische Empfindungen nur zu leicht unterdrückt. Das Gemälde ist übrigens von großartiger Haltung und von einer malerischen Wirkung, welche es begreiflich scheinen läßt, daß es seinem Urheber neben Biefre einst gelingen konnte, der deutschen Kunst den Anlaß zu einer ganz neuen Richtung zu geben.

Keinen größeren Gegensatz mag es geben als zwischen dieser düsteren Schilderung des höchsten menschlichen Elends und dem Bilde von Jan Verhas, welches dicht daneben hängt. Zwar auch hier ist eine Prozession dargestellt, aber es ist der Aufzug der Mädchenschulen bei der Feier der silbernen Hochzeit des belgischen Königspaares. Vierzehn Mann hoch, wenn man so sagen darf, und in tiefen Colonnen ziehen die zehn- bis zwölfjährigen Mädchen strahlend über den Festputz und über die Ehre, die ihnen zu Theil wird, daher — ein freundlicher und erheiternder Anblick. Dies sind wirklich Kinder und es ist erstaunlich, wie es dem Künstler gelungen ist, ihre Beweglichkeit und die allgemeine Lust im stillen Kampfe mit dem Entschlusse darzustellen, dem in sie gesetzten Vertrauen durch ein möglichst regelrechtes Marschiren zu entsprechen. Was die Malweise betrifft, so verzichtet Verhas beinahe ganz darauf, seine Töne nach dem Hintergrunde zu abzudämpfen; — ein Verfahren, welches die

Digitized by Google

Darstellung für die Nähe lebendiger zu machen scheint, für eine größere Entfernung aber ein Auseinandergehen der Gruppen verhindert.

Italien hat seit den letzten Ausstellungen weniger in der Malerei, als in der Sculptur Fortschritte gemacht, in welcher es einer weichlichen, süßlichen und coquetten Art zu verfallen drohte. Namentlich Marsili in Mailand hat aus der bisher von der großen Kunst übersehenen Welt der Gassenjungen drei köstliche Charakterköpfe hervorgeholt und mit feinstem Humor behandelt; sein „erster Rauchversuch", seine vocazione, ein Knabe in ganzer Figur, der mit höchstem Entzücken von einem Notenblatt singt und sich dazu tactirt, endlich ein Gassenjunge an sich sind ganz köstliche Arbeiten von höchster Lebenswahrheit.

Spanien, auf der Wiener Ausstellung von 1873 noch wenig bemerkt, setzt durch die Energie in Erstaunen, mit welcher es seitdem vorwärts gegangen ist. Infolge von staatlichen Einrichtungen, welche ohne Pedanterie und mit wahrem Kunstsinn gehandhabt werden, steht die spanische Kunst in Bezug auf Technik derjenigen der bestbeanlagten und fortgeschrittensten Nationen kaum noch nach, ja kommt ihr in einzelnen Vertretern völlig gleich, und in der Wahl der Gegenstände zeigt sie erfreuliche Vielseitigkeit, Geschmack und Unbefangenheit. In einem für die Allgemeine Kunst-Chronik geschriebenen Artikel bemerkt Francisco Tubino, welcher der Akademie von Madrid angehört: „Die spanische Malerei schmückt nicht blos mit Staffelei-Bildern das bürgerliche Haus oder das Boudoir der Schönen, sondern erinnert auch in ihren Gemälden an die großen Episoden der Volksgeschichte oder die Anekdoten, die geeignet sind, die Persönlichkeiten oder die Zeiten zu kennzeichnen. Streng, wie der nationale Charakter, fordert sie, daß der feine Geschmack sich nicht herablasse, das Unanständige zu malen, und dennoch, den Strömungen der Mode nachgebend, unter dem Drucke der Nothwendigkeit, bringt sie auch jene bezaubernden Nichtigkeiten hervor, welche, mit den Namen Fortuny, Madrazo, Rico, Escosura, Villegas oder Palmaroli bezeichnet, das Entzücken der Liebhaber einer hübschen und feinen Ausführung bilden. Das Eine hindert das Andere nicht... Bei jedem nationalen Wettkampfe (in Madrid werden alle zwei Jahre sehr umfassende Ausstellungen abgehalten) erscheinen mindestens drei, vier große Historienbilder, welche für die edlen Bestrebungen der Künstler zeugen. So ist nicht zu befürchten, daß die spanische Malerei entarte und sich vor den Altären des Mammons entehre."

Die großen Historien, mit welchen die Wiener Ausstellung beschickt ist, sind Pradilla's schon mehrfach gezeigtes ergreifendes Gemälde „Johanna die Wahnsinnige am Sarge ihres Gemahls Philipp des Schönen", Alexis Bera's groß gedachte und dramatisch packende Einnahme Numantias durch die Römer, Moreno's „Prinz Carl von Viana (Navarra) bei seinen Studien", wol zu groß für den Gegenstand, und Casado's „Glocke von Huesca". Die Gestalten dieses Bildes sind so gut gemalt, daß sie, wenn man sie von ferne durch den Rahmen einer Thüre sieht, lebendig zu sein scheinen; aber der Gegenstand ist blutig und grauslich. Nicht weniger als vierzehn abgeschlagene Köpfe liegen wie der Kranz einer Glocke im Kreise und mitten über demselben hängt der fünfzehnte mit den Haaren an einen Strick gebunden wie ein Klöppel. Das ist die Glocke, deren Schall der König Ramiro zum Schrecken des Adels wollte durch das Land schallen lassen und zu deren Besichtigung er, durch einen furchtbaren Hund beschützt, die einer neuen Empörung Verdächtigen eingeladen hat.

Diese ernsten und düstern Gemälde sind nun von einer Menge kleiner und freundlicher Bildchen umgeben, die meistens ein harmloses Vergnügen an der Natur, an stillem traulich beschränktem Leben und an kleinen behaglichen Späßen bekunden und die zweite Seele, welche in der Brust der Spanier wohnt, in hellen lustigen Tönen gar angenehm aussprechen. Von dieser Art ragen Ferrandiz' verhätschelter Abbé, Melida's Unangenehme Ueberraschung, Escosura's Geburtstag der Erbin, Jadraque's Interessante Lectüre, Casado's Episode spanischer Bräuche, Moreno's Orgel-Repetition, Cabral y Bejaranos' Erste artistische Begeisterung hervor. Wir dürfen die strebsame Nation zu dieser Ausstellung beglückwünschen und sind gespannt auf die fernere Entwickelung, welche ihre Kunst nehmen wird.

Leipziger Theater.

Die Serie der Aufführungen des Shakespearecyklus am Neuen Theater wollen wir in unserer nächsten theatralischen Wochenschau im Zusammenhang besprechen: schon auf der Bühne commentirt gerade der Zusammenhang des Cyklus am Besten diese Geschichtsbilder, welche, einzeln herausgegriffen, in vielen Scenen eine verständniß- und deshalb interesselose Chronik bieten.

Wir begnügen uns heute mit einer Besprechung des Kleeblattes dramatischer Stücke, welches am Alten Theater mehrfach zur Aufführung kam. Das ernste Drama, welches den beiden Schwänken vorausgeschickt wurde, „Der Alte vom Berge", ist eine poetische Schöpfung des Lustspieldichters Eduard v. Bauernfeld, der den eleganten Dialog seiner Prosa bisweilen mit metrischem Vortrag vertauscht. Die Anregung zu seinem Stücke mag ihm das Schiller'sche Fragment: „Der Menschenfeind" gegeben haben; denn soweit Mittheilungen über den Plan dieses Stückes vorliegen, war auch hier die Absicht des Dichters, daß der Menschenfeind belehrt werden solle. Schiller selbst arbeitete an dem Stück nicht weiter, weil ihm die dramatische Form für die Gestaltung der Idee nicht recht geeignet schien. Bauernfeld hat die ganze Handlung des Stückes in einen Act zusammengedrängt. Der Menschenfeind, der besonders ein Weiberhasser ist, wird dadurch bekehrt, daß er eine liebenswürdige Tochter wiederfindet. Rasche Bekehrungen auf der Bühne haben immer etwas Mißliches: man glaubt nicht recht daran, daß eine Weltanschauung, die sich lange Jahre hindurch tief eingewurzelt hat, so plötzlich aus dem Gemüthe herausgerissen werden kann. Man muß indessen den Bedingungen eines Bühnenstücks einige liberale Zugeständnisse machen, wenn nur überhaupt die psychologische Möglichkeit der Bekehrung vorhanden ist. Der Menschenfeind Bauernfeld's bleibt, in Bezug auf pessimistische Weltbetrachtung, hinter demjenigen Schiller's nicht zurück; ja er übertrifft ihn noch an atheistischer Kühnheit. Wesentlich Neues, was die Philosophen dieser Richtung nicht schon ausgesprochen hätten, findet sich nicht in den dichterischen Ergüssen Bauernfeld's: wol aber ist der Knoten der Handlung mit Gewandtheit geschürzt.

Der „Alte vom Berge" ist im Grunde eine declamatorische Rolle: nur hin und wieder findet der Darsteller Gelegenheit, das abgeschlossene und mürrische Wesen gegenüber den Andern charakteristisch hervorzukehren. Der Schwerpunkt liegt auf logisch klarem und dabei stimmungsvoll beleuchtetem Vortrag der Gedankengänge des Misanthropen. Hr. Hans Förster zeigte hierin wiederum das Verständniß für den Gedankeninhalt und die einleuchtende Gliederung der Rede, die ihm eigen ist. Frl. Pettera als Marie war jedenfalls eine anmuthige Erscheinung und schon damit zur Bekehrung des Menschenfeindes aufs Beste ausgerüstet. Auch ihr Vortrag war wohl einstudirt und die Scenen mit Rüdiger gingen gut zusammen. Natürlich ist Frl. Pettera als eine sehr junge Kunstnovize noch nicht fertig in jeder Hinsicht; es fehlt noch oft das volle warme Colorit; doch die Contouren, welche sie giebt, sind durchaus correct.

Digitized by Google

Wacker unterstützten die Beiden Arnold (Hr. Johannes) und Gertrud (Frau Schubert).

Auf das poetische Schauspiel folgten zwei Schwänke: „Der Empfindliche" von Gustav Wacht und „Makart" von Ernst Engelhardt: beides Einacter, beides lustige Improvisationen, die kopfüber auf die Bühne purzeln. Der Schwank will nicht unter die kritische Lupe genommen sein: es ist eine sehr freizüngige Bühnenproduction und wenn er nur auf das Zwerchfell wirkt, so hat er seine Schuldigkeit gethan. Im Grunde hat Gustav Wacht sich ein Lustspielthema gewählt; denn ein Charakter, wie der „Empfindliche", kann wol der Träger eines größeren Lustspiels sein und wird in einem Schwank nur mit einigen starken Strichen gezeichnet werden können. Der Schwank Wacht's beruht auf einer Verwechslung, deren sich der Held in Bezug auf zwei Brüder schuldig macht: er zeigt in allen Scenen eine hochgradige Empfindlichkeit und processirt mit einem Bauer aus Entrüstung, daß dieser ihn nicht höflich genug gegrüßt hat. Am amusantesten ist seine Liebeswerbung. Hr. Stoeckel spielte diesen Assessor Oskar Hall ganz glaubwürdig, nur mit einem so scharf markirten sächsischen Dialekt, wie er doch sonst nur below stairs vorzukommen pflegt. Adele, die Geliebte des Assessors (Frl. Tullinger), die beiden Brüder Braun (Hr. Stürmer und Hr. Eichenwald) und der ohne Weiteres ins Irrenhaus transportirte Assessor Auer (Hr. Ellmenreich) bildeten ein munteres Ensemble. Doch folgte nicht das ganze Publicum bis zum Schlusse mit gleichem Antheil. Die Lösung erschien einem Theile wol zu überstürzt und erregte die Opposition desselben.

Der früher hier so beliebte Possenkomiker Ernst Engelhardt, der sich wegen Kränklichkeit von der Bühne zurückgezogen, sucht seine Erfahrungen als komischer Darsteller jetzt als Schwankdichter zu verwerthen. Sein „Makart" ist ein durchaus harmloser Schwank, ohne alle Anzüglichkeiten, die ja nahe liegen; er beruht auf einer Verwechslung, die durch eine nicht einmal überreichte Visitenkarte hervorgerufen wird, durch die Worte ma carte, die der Besitzer derselben ausspricht, als er sie dem Factotum zur Anmeldung präsentirt. Dieser Besitzer ist ein Musiker, der Liebhaber eines jungen Mädchens, welches die Nichte der reichen Malerin Raffaella Kiebitz ist. Obgleich dieselbe die Hand der anmuthigen Hedwig nur einem Maler geben will, so zeigt der aus einer Malerfamilie stammende Musiker glücklicherweise soviel Kenntniß jener Kunst, daß sich Raffaella mit dem quiproquo, mit dem in der Versenkung verschwindenden Makart und dem von keiner Ruhmesglorie umflossenen Schwiegersohn aussöhnt. Der harmlose Scherz gefiel. Der eigentliche Träger der Possenkomik ist Angelo, das Factotum Raffaella's, ebenfalls ein Malergenie, das aber nicht zum Durchbruch gekommen ist. Hr. Schubert wußte die Allüren solcher begeisterter, aber verunglückter Kunstjünger mit komischer Wirkung wiederzugeben. Frau Spitzeder (Raffaella), Frl. Tullinger (Hedwig), Hr. Ellmenreich (Oswald Berg) sind zwar die eigentlichen Hauptpersonen des Stückes; doch ohne Angelo würde dasselbe an vis comica einen empfindlichen Mangel leiden.

Rudolf von Gottschall.

Musikbericht aus Leipzig.

Die Londoner Aufführungen der Wagner'schen Nibelungen-Tetralogie unter der Leitung des Hrn. Operndirector Angela Neumann haben von der Leipziger Bühne im Monat Mai hervorragende Mitglieder entfernt. Den Leipziger Kunstfreunden wird durch interessante Gastspiele in vielseitiger Weise Ersatz geboten, so daß jene zeitweise Entfernung bedeutender Opernkräfte berechtigte Unzufriedenheit nicht hervorrufen kann. Das Publicum hat auch dem Intermezzo der Leipziger Bühnenthätigkeit die volle Gunst zugewendet und nimmt die Leistungen der berühmten Gäste mit Dank entgegen. Von den bisher dargebotenen Gastspielen nehmen die Leistungen der Frau Désirée Artôt und des Hrn. Mariano de Padilla die vornehmste Stelle ein. Die bewundernswerthe Virtuosität der berühmten künstlerischen Kräfte offenbart sich vorzugsweise im Gebiete der italienischen Oper, deren Wesen der Kunstfertigkeit im Gesange den weitesten Spielraum verstattet. Das Parlanda und die pathetische Ausdrucksweise im Recitativ, die langgezogene Melodik in der Cantilene, die reichen Auszierungen in der Phrasirung verlangen zur Bewältigung eine Virtuosität, welche in der heutigen Zeit nur wenige jugendliche Sänger und Sängerinnen sich aneignen. Um so dankenswerther ist daher die Mitwirkung von Gesangscelebritäten, deren Darbietungen den vollen Inhalt italienischer Bühnenwerke den Theaterbesuchern zum Bewußtsein bringen. Die Aufgabe der Bühne besteht nicht darin, eine einzige Richtung besonders zu cultiviren und die übrigen Kunstwerke als Nebendinge zu behandeln. Vielmehr ist es die Pflicht eines wohl ausgerüsteten Theaters, jeder Kunstrichtung die ihr gebührende Pflege angedeihen zu lassen und in diesem Sinne nicht einseitige, sondern allseitige Bildung zu befördern. Jene Pflicht hat die Leipziger Theaterdirection erkannt und im Monat Mai wiederum bethätigt, nachdem sie zwar die Werke Wagner's mit Vorliebe oft wiederholt, daneben aber doch die Meisterschöpfungen deutscher Kunst in würdiger Form den Theaterbesuchern dargeboten hat. Gluck's Tondichtungen erregten infolge der von Frau Reicher-Kindermann wunderbar schön durchgeführten Hauptpartien den größten Enthusiasmus, für Beethoven's „Fidelio" waren zwei Vertreterinnen der Leonorenpartie vorhanden, Frau Sachse-Hofmeister und Frau Reicher-Kindermann, Mozart's dramatische Meisterwerke kamen in guter, wenn auch nicht in vollkommenster Form zur Darstellung, für Weber's und Marschner's Opern war ein tüchtiges Ensemble vorhanden und in rastloser Thätigkeit widmeten sich die geschulten Kräfte auch den Inscenesetzungen von Novitäten, welchen allerdings mit Ausnahme von Bizet's „Carmen" eine längere Lebensdauer infolge ihres Inhaltes nicht beschieden sein konnte. Jetzt ist nun auch, wie bereits erwähnt, die italienische Opernrichtung zu ihrem Recht gelangt. Rossini und Verdi waren bisher die bevorzugten Autoren, welchen die am deutschen Kaiserhofe wohl accreditirten Celebritäten ihr Talent und ihr künstlerisches Können widmeten. Frau Désirée Artôt ist seit mehr als 18 Jahren dem Leipziger Publicum bekannt. Die Siege, welche die geniale Künstlerin in Deutschland jetzt noch erringt, beweisen unzweideutig, daß wahres künstlerisches Verdienst von den Deutschen geschätzt und in der rechten Weise gewürdigt wird. Auch in Leipzig ist der Sängerin von Seiten der Theaterbesucher hohe Verehrung entgegengetragen worden. Die Rosine in Rossini's „Barbier" und die Azucena in Verdi's „Troubadour" fanden die wärmste Aufnahme. Die Durchführung dieser Partien bekundete aber auch auf's Neue die eminente Herrschaft, welche Frau Désirée Artôt über den gesammten technischen Apparat besitzt und den künstlerischen Esprit, mit welchem die excellente Sängerin ihre Aufgaben erfaßt. Selbst Rollen, deren Gehalt der Natur und dem Wesen der Künstlerin nicht mehr entsprechen, weiß sie mit ihrer bewundernswerthen Kunst so zu reproduciren, daß manche Widersprüche fast ausgeglichen werden. Zu solchen Partien gehört „Carmen", ein Charakter, welchen bekanntlich Frau Reicher-Kindermann in unübertroffener Form zur Geltung gebracht hat. Im letzten Acte konnte auch Frau Désirée Artôt jene bedeutsame dramatische Kraft der Leipziger Primadonna nicht erreichen, während sie in den vorangehenden Acten mit ihrer Virtuosität im Gesange jeder Rivalität die Spitze zu bieten vermochte. Eine nicht geringere Leistungsfähigkeit in seinem Fache besitzt der Gemahl dieser gefeierten Künstlerin, Hr. Mariano de Padilla,

Digitized by Google

dessen Barbier sich ebenso große Sympathien erwarb, wie sein Escamillo in Bizet's „Carmen", dessen Graf Luna aber in Verdi's Oper „Troubadour" als die vollendetste Leistung seiner Leipziger Thätigkeit anzuerkennen ist. Eine solche Gestaltung ist mir in Anbetracht des verhältnißmäßig wenig bedeutenden Gehalts der Rolle noch niemals vorgekommen. In der Behandlung des Organs standen ihm alle Nuancen willfährig zu Gebote, in jeder Situation fand der Meister den fesselndsten Ausdruck und in der Action hob er den sonst faden Charakter zu künstlerischer Höhe empor, kurz die ganze Leistung war so bedeutend, daß sie jedem jüngeren Sänger als nachahmungswürdiges Muster empfohlen werden kann. Neben diesen berühmten Gesangskräften hat sich eine von Frau Désirée Artôt künstlerisch geleitete jugendliche Sängerin, Frl. Bertha Baldi, vollen und allseitigen Beifall erworben. Zunächst errang sich die Künstlerin neben Hrn. Mariano de Padilla, welcher den Titelhelden in Verdi's Oper „Rigoletto" mit allen charakteristischen Eigenschaften wirkungsvoll ausstattete, als Darstellerin der Tochter Gilda die reiche Anerkennung der Theaterbesucher. Frl. Baldi gebietet über ein besonders im höchsten Register bis zum dreigestrichenen Des sehr ausgiebiges Organ, die Tonbildung der Sängerin zeugt allenthalben von der sorgsamen Erziehung, welche sich hauptsächlich dadurch Verdienste erworben hat, daß sie die Ausdrucksweise frei hielt von störenden Manieren, auch vereinigt sich die äußere anmuthsvolle Erscheinung mit der dramatischen Darstellung zu einem harmonischen Gesammtbilde. Eine noch bei Weitem höhere Leistungsfähigkeit entwickelte die mit der italienischen Gesangstechnik innig vertraute Künstlerin während der Durchführung der Violetta in Verdi's „Traviata". Nicht allein die musikalische Reproduction bekundete das große Talent für virtuose und graziöse Phrasirung, sondern auch die dramatische Auffassung und Darlegung dieses in Widersprüchen sich bewegenden Charakters bezeugten die große Begabung und das sorgsame Studium der brillant ausgebildeten Sängerin, deren Laufbahn in der angegebenen Kunstrichtung voraussichtlich von Sieg zu Sieg führen wird.

Neben dem italienischen Gesange wird die deutsche Kunst nicht vernachlässigt. Zur Vertretung derselben sind ebenfalls Gäste gewonnen worden, von welchen die dramatische Sängerin Frau Naumann-Gungl bisher die meisten Erfolge zu verzeichnen hatte. Zunächst lernten dieselbe die Leipziger Kunstfreunde in der Rolle der Elsa kennen. Die musikalische Durchführung ließ die sorgsame Bildung, den edlen Sinn und die gediegene Verwerthung der Stimmmittel erkennen, welche jedoch in der Höhe zu einer bedeutenden Machtentfaltung nicht verwendet wurden. Vielmehr war entschieden wahrzunehmen, daß die Künstlerin mit großer Vorsicht das höchste Register behandelte und sich vor jedem Uebernehmen mit weisem Ermessen der Kraft hütete. Auf Elsa folgte Elisabeth in Wagner's „Tannhäuser" und sodann die Gräfin in Mozart's Oper „Die Hochzeit des Figaro". Die Durchführung der Charaktere von Mozart und Beethoven ist in diesem Falle besonders aufmerksam zu beobachten; denn es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß der neue Theaterdirector Hr. Stägemann eine dramatische Sängerin sucht und in Frau Naumann-Gungl dieselbe zu finden hofft. Es ist daher nothwendig, daß die Kritik ohne Rücksicht auf Persönlichkeiten sich strenger Prüfung befleißigt, um nicht nachträgliche Klagen des Publicums zu veranlassen und den Zorn desselben gegen die Kritik zu entfachen. Mit vollem Nachdruck muß aus diesem Grunde darauf gedrungen werden, daß die hochgeschätzte Künstlerin als Donna Anna und als Fidelio sich vor dem Publicum präsentirt, um zu ermessen, in wie weit ihr Organ und ihr Ausdrucksvermögen diesen höchsten Aufgaben der dramatischen Gesangskunst gewachsen ist. Als Gräfin entwickelte dieselbe eine so edle Charakteristik, daß für die Reproduction jener schwierigsten Partien, welche es überhaupt im gesammten Gebiete des Bühnengesanges giebt, die besten Hoffnungen zu hegen sind. In ihrer Auffassung traten besonders wirksam hervor der Schmerz über die verkannte Tugend und die Gefühlstiefe in wahrer Zuneigung zu dem Gemahl, dessen Eifersucht und Flatterhaftigkeit durch weibliche Treue und Klugheit schwer gestraft wird. Die Action wurde trefflich unterstützt durch die meisterliche Behandlung des Organs. Die schöne Klangfarbe der Stimme im Forte und Piano, die sorgsame Verbindung der Töne in langsamer und schneller Aufeinanderfolge der Klänge, die Grazie in der Phrasirung gewannen in hohem Maße die Sympathien des Publicums, welches durch reiche Beifallsspenden und Hervorrufe die gediegene Künstlerin auszeichnete. Weniger glücklich waren die Gastspiele der für Leipzig nicht genügenden Sängerin Frl. v. Zanten und der im Coloraturfach gastirenden, in Leipzig geborenen und musikalisch gebildeten Künstlerin Frl. Marie Große. Erstgenannte erwies sich schon in der Partie der Ortrud noch unfertig, ebenso im Gesange wie in der Action, und Letztere konnte als Leonore in Verdi's „Troubadour" den Anforderungen bezüglich reiner Intonation und technischer Virtuosität nicht immer entsprechen. Anzuerkennen war aber die noble Haltung, die gute Vortragsweise in der Cantilene und die richtige Charakterisirung im Spiel. Die Leipziger Oper hat bisher immer einzelne Kräfte besessen, welche fähig waren, durch ihre Leistungen die berühmten Gewandhausconcerte zu unterstützen. Hoffen wir, daß auch in Zukunft dieses Princip festgehalten und dem Gewandhausconcertinstitut die nöthige Rücksicht gezollt wird; denn die Leistungsfähigkeit desselben ist so bedeutend, daß es unter allen Umständen als der Mittelpunkt im musikalischen Leben Leipzigs betrachtet werden muß. Die Uebersicht über die Ereignisse der Gewandhausconcerte in verflossener Saison bestätigt diese Thatsache wiederum im vollen Umfange. In den 22 Gewandhausconcerten der Saison 1881—82 gelangten nicht weniger als 25 Symphonien und mehrsätzige Orchesterwerke zur Aufführung, ferner 8 Chorwerke, 18 Concerte und Concertstücke mit Orchesterbegleitung, 15 Arien, 28 Stücke für verschiedene Instrumente, 31 Lieder und Gesänge. Den Novitäten wurde ein weiter Spielraum verstattet und von den Solisten waren viele ganz hervorragende Kräfte. Im Ganzen erschienen auf dem Podium des Gewandhaussaales 43 Solisten, nämlich 24 Sänger und Sängerinnen, 7 Clavierspieler, 5 Violinisten, 4 Cellisten, 2 Harfenisten und 1 Flötist. Hr. Capellmeister Carl Reinecke war nicht allein als der feinsinnige gediegene Leiter die Seele des Ganzen, sondern er zeichnete sich auch wieder durch seine glänzende Virtuosität im Pianofortespiel aus. Daneben entwickelte die Euterpe unter der vortrefflichen Direction des Hrn. Dr. Paul Klengel in ihren 10 Concerten und in einem Concert zum Besten der Musiker eine sehr werthvolle künstlerische Thätigkeit, welche vor dem Streben und der Leistungskraft dieses angesehenen, von dem Hrn. Commerzienrath Julius Blüthner verwalteten und in hochanzuerkennender Weise sehr wirksam unterstützten Concertinstituts die größte Achtung abnöthigte.

Von den im Winter thätigen Vereinen sind in der Leipziger Zeitung mit vollem Rechte der Bachverein und der Riedelsche Verein besonders hervorgehoben worden. Diese Kunstinstitute haben, wie schon früher mitgetheilt, eine ungemein rege und segensreiche Thätigkeit entwickelt. Der Bachverein hat auch in seinen Hausconcerten Compositionen des hochverdienten Leiters, des Hrn. Musikdirectors v. Herzogenberg, gebracht, dessen bedeutsames Talent und treffliche Factur allseitige Anerkennung gefunden haben. An der Spitze des Vereins wird diesem feingebildeten Dirigenten die Freude zu Theil, sein aus herrlichen Stimmen bestehendes und aus den vornehmsten Elementen der Stadt künstlerisch zusammengefügtes Ensemble zu glänzenden Siegen führen zu können, während Hr. Professor Carl Riedel sich auch nach der 25jährigen Jubelfeier seines segenbringenden Vereins unablässig mit

ungeschwächter Kraft bemüht hat, wahre musikalische Bildung in den weitesten Kreisen zu verbreiten und das Volk zur rechten musikalischen Erbauung in Kirche und Haus heranzuziehen. Große Thaten sind von beiden Vereinen verzeichnet worden; möchte die hier gezollte uneingeschränkte Anerkennung dazu beitragen, dem Publicum immer wieder zum Bewußtsein zu bringen, welch großen Dank dasselbe diesen Vereinen und ihren Leitern für ihre dem Edelsten unserer kirchlichen Kunst gewidmete anstrengende Thätigkeit schuldet. Später wird uns die musikalische Vereinsfrage in ihrer Beziehung zur socialen Cultur zu eingehenderen Erörterungen Veranlassung geben. Oscar Paul.

Aus Berlin.

Zum 16. Mai als dem Jahrestage der Bopp-Stiftung hat die Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin aus dem vorjährigen Ertrage der Stiftung dem Privatdocenten Dr. Karl Brugman in Leipzig die Summe von 900 Mark in Anerkennung und zu Unterstützung seiner verdienstlichen Arbeiten auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung, sowie dem Privatdocenten Dr. Theodor Zachariae in Greifswald, als Beihilfe zu einer Reise nach London behufs Collationirung dortiger Handschriften eines Sanskrit-Glossars zuerkannt. — Zu der an der Berliner Universität bereits bestehenden Agathon-Benary-Stiftung, welche für Studirende der allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft bestimmt ist, ist neuerdings noch eine zweite Stiftung der Art getreten, welche auf den am 7. März d. J. in Edinburg verstorbenen, selbst um das Studium der Sanskrit-Philologie hochverdienten Gelehrten Dr. John Muir zurückgeht, und von ihm seinerseits in ausdrücklicher Anerkennung der hohen Verdienste, welche sich die deutsche Wissenschaft um das Studium des Sanskrit und um die vergleichende Sprachforschung erworben hat, begründet worden ist. Dr. Muir war einer der freigebigsten Beförderer dieser Studien, für die er nicht nur verschiedene mit hohen Preisen ausgestattete Preisaufgaben gestellt hat, sondern für die er auch mit erheblichen Kosten eine eigene Professur an der Universität in Edinburg gründete. Und zwar berief er als ersten Inhaber derselben einen Deutschen, den seit einigen Jahren an der Bonner Universität fungirenden ausgezeichneten Gelehrten Theodor Aufrecht, wie denn auch als dessen Nachfolger ebenfalls wieder ein Deutscher, Professor Julius Eggeling, berufen wurde, der sich seitdem durch verschiedene höchst werthvolle Arbeiten einen hochgeachteten Namen erworben hat.

Bücherbesprechungen.

□ Dr. th. Ad. Saphir, Christus und die Schrift. Aus dem Englischen von J. v. Lancizolle. Bevorwortet von D. Kögel und D. Delitzsch. Dritte Ausgabe. Leipzig, Hinrichs 1882. — Eine Schrift voll Geist und Leben, reich an tiefen und feinen Blicken in die heilige Schrift, die nicht aus grauer Schulweisheit, sondern aus wahrer Lebensweisheit, im täglichen innern Glaubensverkehr mit Gottes Wort, geschöpft sind. An dieser Schrift, die uns in mancher Beziehung an Joh. v. Meyer's, des unvergeßlichen, geist- und gemüthvollen Frankfurter Bibelforschers „Blätter für höhere Wahrheit" erinnert, können die deutschen Theologen viel lernen, und christliche, ernstgesinnte Laien werden sich an ihr erquicken und sich in der Ehrfurcht vor den Tiefen der heiligen Schrift bestärkt wie im Verständniß derselben gefördert sehen. Wir freuen uns, nachdem wir s. Z. die erste Ausgabe der Schrift kurz in diesen Blättern angezeigt haben, nun auch die dritte Ausgabe registriren zu können. Noch fügen wir hinzu, daß der Verf. derjenigen ungarisch-judenchristlichen Familie angehört, die in der gebildeten Welt am meisten durch den geistreichen satyrischen Schriftsteller dieses Namens bekannt geworden ist, die aber auch in der Kirche einen Namen hat.

△ Das Neue Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde, herausgegeben von Archivrath Dr. Ermisch (Dresden, Wilhelm Baensch), hat seinen dritten Jahrgang angetreten. Derselbe wird in dem uns vorliegenden ersten Hefte durch eine sehr interessante Abhandlung über den Conflict der kursächsischen Regierung mit Herrnhut und dem Grafen von Zinzendorf (1733—1738) aus der Feder F. S. Hark's eingeleitet, in welcher der Verfasser unseres Wissens zum ersten Male eine auf eingehendem Quellenstudium beruhende Darstellung der Geschichte der evangelischen Brüdergemeinde giebt, die von der kursächsischen Regierung anfangs wol nicht allenthalben mit Recht als eine fanatische, irrgläubige Verbindung mit besonderen Geheimlehren betrachtet und verfolgt wurde, die große Gefahr für Staat und Kirche in sich trage. Zum Mindesten hatten die von der ad hoc eingesetzten kurfürstlichen Commission angestellten Untersuchungen lediglich ergeben, daß die Zinzendorf'sche Gemeinde „sich wie früher zur Augsburgischen Confession bekenne; im Artikel vom Abendmahl fand man sie orthodox, von der reformirten Prädestinationslehre hatte Zinzendorf sie abgebracht, von Geheimlehren ließ sich keine Spur entdecken, auch die Stellung zum obrigkeitlichen jus circa sacra war correct, der Fluchtrunk eine boshafte und zugleich eine lächerliche Unwahrheit, Gut und Blut waren sie bereit für den Heiland einzusetzen, aber nicht, um sich gegen den König zu erheben". — In einem zweiten Artikel sucht Dr. S. Ruge in Dresden nachzuweisen, daß der im Jahre 1570 auf Schloß Scharfenberg bei Meißen geborene sächsische Edelmann Bernhard v. Miltitz zwar der erste Sachse gewesen sei, der weit hinaus die Meere durchzogen habe, daß derselbe aber auf die u. A. auch in der Wissenschaftl. Beilage vom 27. September v. J. ihm beigelegte Bezeichnung des ersten sächsischen Weltumseglers keinen Anspruch erheben könne. — Die üblichen kleineren Mittheilungen sowie eine Uebersicht über neuerdings erschienene Schriften zur Sächsisch-Thüringischen Geschichte und Alterthumskunde bilden den Schluß des ersten Heftes des III. Bandes.

In der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" wurde kürzlich ein bei Gelegenheit der Feier des 400jährigen Jubiläums der Stadt Schneeberg von Realschuloberlehrer Heinrich Jacobi in Werdau herausgegebenes „Gedenkblatt" einer Besprechung unterzogen. Der genannte Verfasser hat, mehrfach geäußerten Wünschen zufolge, in diesen Tagen unter dem Titel „Schneeberg, Gedenkblatt zur 400jährigen Jubelfeier der Stadt" (Verlag von C. M. Gärtner in Schneeberg) eine Fortsetzung der Festschrift erscheinen lassen, die ebenfalls als ein trefflicher und schätzbarer Beitrag zur Geschichte der oben genannten Stadt wie zur Localgeschichte überhaupt anzusehen ist. Die Schrift bietet in der Hauptsache eine Beschreibung der Jubelfeier Schneebergs, die in so solenner Weise erfolgte. Von allgemeinerem Interesse ist namentlich außer der Festpredigt des Hrn. Superintendent Roth der Festvortrag des Hrn. Realschuldirector Dr. Neeße, der in demselben ein Bild vom Schneeberge in den ersten 50 Jahren seines Bestehens unter besonderer Betonung der damaligen kirchlichen Verhältnisse entwirft. Im Anhange werden verschiedene Zusätze zum 1. Theile der Schrift geboten, die das Geschichtliche, sowie gewerbliche und industrielle Verhältnisse der Stadt betreffen; hervorgehoben sei nur ein Bericht Martin Römer's an Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht über Schneeberger Zustände, vom 3. März 1479, worin wol eine der frühesten Nachrichten über Schneeberg zu erblicken ist. Eine vom Hrn. Postdirector Weigel mitgetheilte Statistik über den Postverkehr Schneebergs in den letzten Jahren constatirt erfreulicherweise eine Bessergestaltung in den Verhältnissen der Stadt. Das Buch sei allen Freunden vaterländischer Geschichte warm empfohlen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 42. Donnerstag, den 25. Mai. 1882.

Inhalt: Eine neue Aera im Erzgebirge. — Vom Leipziger Kunstverein. — Bücherbesprechungen (Geschichte des Geschlechts von Witzleben, von G. A. von Witzleben und K. H. A. von Witzleben. Die Ahnen des Reußischen Hauses, von Heinrich v. Boß. Rosegger's Schriften. Matthias Claudius, herausgeg. von Karl Gerok. „Griechenland in Wort und Bild". „Rom in Wort und Bild". „Nordlandsfahrten").

Eine neue Aera im Erzgebirge.

Im Gegensatze zu der unermeßlich reichen hochdeutschen Kunstliteratur macht sich in unserer Zeit mehr und mehr das Streben bemerklich, auch die Schätze des Dialektes und des engeren Volksthums inmitten der großen deutschen Einheit zu verwerthen. Und das ist nur ein erfreuliches Zeichen unseres öffentlichen Lebens, denn die einzelnen Volksstämme haben mit ihrer Sprache und ihrer Eigenthümlichkeit volle Berechtigung selbständig zu existiren und dürfen nicht zu Gunsten einer allgemeinen Einheit vernachlässigt werden. Im Dialekte liegen noch heute die lebendigen Wurzeln der Schriftsprache, welche fortwährend neue Schößlinge treiben, neue Worte und Wortbildungen hervorbringen, ebenso wie die einzelnen Stämme unseres Volkes in ihrer Eigenart der Boden sind, aus dem die Männer hervorwachsen, welche später die Führer und Stützen des Ganzen bilden. Nun weiß man zwar nicht, ob dieses Streben der Beginn eines neuen, blüthenreichen Wachsthums ist, aber ob wir wieder in einem Zeitraum des Testamentmachens leben, welcher, soweit wir die Culturgeschichte verfolgen können, jedem neuen Jahrhundert vorangeht und welcher die Eigenthümlichkeiten, Schätze und Merkwürdigkeiten des vergangenen Säculums vor dem verflachenden und zerstörenden Strome der Zeit für das zukünftige retten soll. Betrachten wir aber die geistigen Erzeugnisse eines Reuter, eines Klaus Groth, eines Kabell, eines Stiehler neben denen älterer Volks- und Dialektschriftsteller unserer Zeit, so bekennen wir uns gern zur ersteren Ansicht und nehmen die ewige Jugendfrische und Schönheit, die poetische Kraft jener Dichtungen für die Anzeichen eines neu erwachenden, geistigen Völkerfrühlings.

Und in solcher Weise möchten wir auch die neuerdings im Erzgebirge auftretenden Bestrebungen beurtheilt sehen, von denen die nachfolgenden Zeilen handeln. Noch vor einer kleinen Reihe von Jahren war das Erzgebirge wenig bekannt. In den Augen aller guten Patrioten galt das sächsische Sibirien für ein Land, in dem der Winter gleich auf den Frühling folgt, und es lief ihnen ein Grufeln über den Rücken, wenn sie daran dachten, daß die armen Bewohner möglicherweise mit Eisbären um das tägliche Brod kämpfen müßten; es war bekannt durch sein unwirthliches Klima, seinen Mangel an modernen Touristenwallfahrtsorten, durch sein Silbererz und die Genügsamkeit seiner Bewohner, welche sich durch Bergbau, Holz- und Metallindustrie, Spitzenklöppeln und als überall hin wandernde Musikanten ihren Unterhalt erwarben. Neuerdings ist dies anders geworden. Man hat auf einmal gefunden, daß die frische Bergluft da droben und die prächtigen duftenden Nadelwälder, die schroffen Felsen und mit ihnen abwechselnd die friedlichen, idyllischen Gebirgsthäler doch nicht ganz zu verachten seien, um so mehr, als das Ganze noch unberührte, keusche Natur ist, nicht verbarricadirt mit Warnungstafeln und Hôtels, nicht überfluthet von dem lästigen Schwarme der Madetauristen, unberührt von fremder Cultur, Mode und Sitte. Man hat endlich auch gefunden, daß die erzgebirgischen Eisbären genau betrachtet wetterfeste, ehrliche Menschen sind, mit tiefem Gefühl und Gemüth, schlicht und fleißig, die einen kernigen Volksstamm bilden, wenn sie es auch verschmähen, im „Nationalkostüm" die Straßen unsicher zu machen oder Zitherbuben auf die Berge zu stellen.

Doch dieser neuerdings erfolgte Beweis der richtigen Schätzung ist nicht die Hauptsache, und es fragt sich, ob das Eindringen fremder Elemente für Land und Volk von Nutzen ist. Das Erfreuliche ist vielmehr, daß das Volk anfängt von dem Vorhandensein seiner Schätze Kenntniß zu nehmen. Allenthalben regt es sich jetzt und strebt empor, so daß diese neue Richtung des öffentlichen Lebens fast wie erwachendes Nationalgefühl im Kleinen aussieht. Jetzt findet man endlich, daß das Erzgebirge nicht von jenen normalen Schablonenmenschen bewohnt wird wie das Flachland, sondern daß es eine Bevölkerung hat, die sich in Sitte, Lebensweise und Eigenart wesentlich von derjenigen der Ebene unterscheidet, daß es einen reichen Schatz an alten Gebräuchen und Sitten, althergebrachten Volksfesten, an geschichtlicher Ueberlieferung, an Sagen und Volksliedern besitzt, und daß der — reine — erzgebirgische Dialekt durchaus nicht unbildsam, sondern kräftig klingend und dankbar für volksthümliche Dichtungen ist. Und so hat man denn angefangen zu sammeln und zu schaffen. Schon früher hatten sich in den einzelnen Orten Vereine gebildet, welche in der Stille der Pflege der Localgeschichte ihre Arbeit widmeten und mit erhöhtem Eifer haben sie in der neueren Zeit ihre Thätigkeit wieder aufgenommen. Besonders ist es der Alterthumsverein der alten Bergstadt Freiberg, welcher durch seine Jahrbücher die erste Stelle unter derartigen Verbänden einnimmt und das historische Material, welches ihm die alte Stadt selbst darbietet, sehr gut verwerthet hat. Es ist ein Erzgebirgsverein gegründet worden, welcher allerdings hauptsächlich als Touristenverein dasteht, aber doch auch beiläufig das Interesse an Localgeschichte, volksthümlicher Sage und Dichtung zu wecken sucht. Die öffentlichen Blätter beschäftigen sich jetzt öfter mit Heimathskunde und den heimathlichen Verhältnissen und eine Annaberger Buchhandlung hat bereits begonnen, einige Bändchen Gedichte und Erzählungen in erzgebirgischer Mundart herauszugeben. Die auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Schriften E. Göpfert's über diesen Stoff, welche bis jetzt maßgebend gewesen sind, haben gezeigt, welche Urkraft und Lebensfähigkeit sich noch im erzgebirgischen Dialekte vorfindet; sie haben veranlaßt, daß die Sprachforschung beginnt, sich eingehender mit dem Dialekte der Bevölkerung zu beschäftigen und denselben wissenschaftlich zu untersuchen. Doch dies alles möchten wir am liebsten noch als Anfänge betrachten, welche erst die Vorboten eines eifrigeren, allgemeineren und — erfolgreicheren Schaffens sind, denn das größere Publicum außer-

halb dieses Gebirgslandes hat diesen Bestrebungen meist unthätig zugesehen. Noch hat sich Niemand mit den Sitten und Gebräuchen, mit den alten Volksfesten beschäftigt und an der Hand der Geschichte ihren Ursprung und ihre Bedeutung erforscht; noch hat sich Niemand bemüht, die schlichten Volkslieder, alte und neue, z. B. solche, die erst in jüngster Zeit aus Anlaß des französischen Krieges entstanden, zu sammeln, wie es F. v. Kobell in den bairischen Alpen that; noch hat es Niemand der Mühe für werth erachtet, die erzgebirgischen Weihnachtsspiele oder die Volks- und Puppenspiele einer näheren Beachtung zu würdigen. Wie manche interessante Entdeckung ließe sich hier noch über die alten Stoffe machen, die wie Faust, Genovefa, die lange Schicht von Ehrenfriedersdorf, Kunz v. Kauffungen, schon seit Jahrhunderten vom Volke bewahrt werden. In den Bibliotheken schlummern seit langer Zeit alte Handschriften und Chroniken, die wie Dornröschen des Ritters harren, der sie erlöst; und was die Localgeschichte und die heimathlichen Sagen betrifft, so haben beide bis jetzt außer im Innern jener Vereine wenig Würdigung gefunden.

Von der Volkspoesie bis zur volksthümlichen Literatur ist es nur ein Schritt und man mag leicht errathen, daß sich das ganze Streben der Erzgebirger darin gipfelt, eine solche zu schaffen. Freilich ist dies schwerer, denn die Erzeugnisse der Volkspoesie wuchsen ganz von selbst als wilde Blüthen aus dem Gemüthsleben des Volkes heraus und liegen fertig zum Sammeln da; die Dichtung aber, welche das Volk selbst zum Gegenstande hat, in der sein Handeln und Sein ihm selbst wieder dargestellt wird, muß von einem Einzelnen geschaffen werden, der außerhalb des Volkes steht oder seinen betrachtenden Standpunkt außerhalb desselben nehmen kann. Die volksthümliche Literatur gehört daher dem Gebiete der Kunstpoesie an, da sie nicht vom Volke, sondern für das Volk geschaffen wird und auch für weitere Kreise bestimmt ist. Auch dazu sind die Anfänge im Erzgebirge gemacht worden, die ersten freilich schon vor längerer Zeit. In der Prosadichtung war es Elfried v. Taura (Peters) mit seinen erzgebirgischen Dorfgeschichten, deren eine seinerzeit in der Gartenlaube Aufnahme fand. Die Reimdichtung hingegen vertrat ein schlichter Mann aus dem Volke, der Grenzaufseher Kleinhempel, welcher einen Band Gedichte, theils im Dialekte, herausgab, von denen eine große Anzahl, einige formelle Schwächen abgerechnet, ganz beachtenswerth sind. Er war ein Volksdichter im vollsten Sinne des Wortes, der aus dem Volke für das Volk schrieb. Hierzu wäre vielleicht noch Ziehnert zu nennen, der erzgebirgische Volkssagen in poetischer Form herausgab und vielfach sehr glückliche Griffe nach Form und Inhalt gethan hat. Das sind die Anfänge. Was neuerdings entstanden ist, muß weniger bedeutend genannt werden, und die Zeit muß erst die Früchte reifen, die jetzt noch in Blüthe stehen. Vielleicht wird auch dem Erzgebirge einst ein Volksschriftsteller geboren, wie es Fritz Reuter und Berthold Auerbach waren, oder ein so warmer Freund des Volkes und seiner Beobachter seiner Eigenthümlichkeiten, wie ihn die bairischen Aelpler in Herman Schmid besaßen.

Viel ist schon erreicht, wenn das Volk selbst aufmerksam auf sich wird, wenn es sich selbst im Spiegelbilde betrachten will, sein Dichten und Trachten beurtheilen lernt, die Schönheiten seiner Heimath erkennt, sowie deren Geschichte und Sage mit Interesse verfolgt; wenn Sitten, Gebräuche und Volksfeste nicht mehr bloße Gewohnheit sind, sondern in ihrem Ursprunge erkannt und mit der Kenntniß ihres Herkommens beibehalten werden. Das Volk muß sich selbst liebgewinnen, mit Interesse sich selbst erforschen. Auf diesem Standpunkte ist auch die Bevölkerung des Erzgebirges angekommen, und man hofft, daß dies der Anfang einer neuen Aera sein werde. Aber Eines bedarf es hierzu: der Beachtung des ganzen Volkes außerhalb dieser Berge, welches durch jenes Hervortreten und Aufwachen eines seiner Stämme einen neuen Zug in dem Charakterbilde seiner Gesammtheit eingefügt erhält.

Hugo Rösch.

Vom Leipziger Kunstverein.

—ch. Im Kunstverein ist ein neues Bild von Arnold Böcklin ausgestellt, das wol zu den bedeutendsten und reizvollsten Schöpfungen dieses merkwürdigen Künstlers gehört. Ein heiliger Hain, der auf einem Felsplateau liegend gedacht ist, so daß durch die urkräftigen Stämme, deren dichte Kronen das Ganze in geheimnißvollen Schatten hüllen, der lichtblaue Tageshimmel mit freudiger Helle durchschimmert. Der Hain liegt in einer Art Bodenversenkung und wird zur Linken von einem sanftanschwellenden langgestreckten Hügel, zur Rechten durch eine niedrige Mauer scharf vom Horizonte abgegrenzt. Die Mitte des Hains bildet ein einfacher Altar. Derselbe steht in einer grünen Lache, welche die umgebenden Bäume in schwachen Umrissen abspiegelt und deren saftige Färbung durch einzelne bunte Blumen noch erhöht wird. Auf dem Altar lodert ein helles Feuer, wie eine einzige große Flamme in der stillen Luft; ein ganz leichter, zarter Rauch steigt davon empor und verliert sich in den dichten Baumwipfeln. Aus dem dunkeln Hintergrunde schreitet langsam im geordneten Zuge eine Schaar von Männern, bis auf die Gesichter in weiße Mäntel gehüllt, auf den Altar zu. Es müssen Priester sein. Drei solche sind schon vor dem Altar angelangt und auf den Steinfliesen, die zu demselben hinführen, anbetend in die Kniee gesunken. — Ihre tiefe Andacht theilt sich dem Beschauer mit. Es liegt eine Feierlichkeit in dem Bilde, eine erhabene Ruhe, die einen unwillkürlich aus der Wirklichkeit entrückt und in den Rahmen des Bildes hineinzieht. Diese Priester, die in dem Kunstwerke doch nur die Staffage bilden und, vom rein malerischen Standpunkte aus betrachtet, in ihren weißen Gewändern vielleicht nur dazu da sind, um die dunkle Mitte des Bildes entsprechend zu erhellen und zu beleben, sind doch zugleich deutlich sprechende Interpreten der Stimmung, die das Ganze erfüllt; sie vermenschlichen gewissermaßen eine weihevolle, tiefsymbolische Handlung, als deren Hauptträger hier die für den Cultus bereitete Natur erscheint. Es liegt in dem Bilde unendlich viel Absicht und wenn man nur die Technik berücksichtigt, könnte man vielleicht sagen, es sei auf den Effect gemalt. Aber die Absicht ist eine so hohe und reine — und, was noch mehr sagen will, sie ist in so vollendeter Weise erreicht, daß man sich ihr, auch wenn man sie merkt, mit Freuden hingiebt. Und was den Effect anbelangt — — Richard Wagner definirt „Effect" irgendwo ungefähr: als eine Wirkung, die keine Ursache habe. Nun, in diesem Böcklin'schen Gemälde ist allerdings viel, sehr viel Wirkung, aber man wird sich auch zugleich der Ursache bewußt. Mit den realistischesten Mitteln ist hier der idealste Zweck erreicht, und während man bei gewissen anderen Coloristen von vornherein darauf verzichten muß, in dem glänzenden kindlichen Spiele einen tieferen Sinn zu entdecken, erfüllt es uns vor diesem Bilde mit wahrem Entzücken, wenn uns klar wird, daß hier die feinsten und energischesten Farbenwirkungen nur der Ausdruck eines seelischen, organischen Inhaltes sind. Ein Gebet in Farben könnte man das Bild nennen, — wenn nicht dieser kurze Hinweis weniger auf einen panegyrischen, als vielmehr auf einen rein praktischen Abschluß hinausliefe. Und das ist der Wunsch, dieses Bild möchte aus den unteren Räumen unseres Museums zu bleibendem Aufenthalte in die oberen übersiedeln. Die Calames brauchten sich der Gesellschaft nicht zu schämen.

Bücherbesprechungen.

— Geschichte des Geschlechts von Witzleben. Nach archivalischen Quellen bearbeitet von G. A. v. Witzleben,

Generallieutenant z. D., und K. H. A. v. Witzleben, Major a. D. 2 Theile. Mit zahlreichen Stamm- und Ahnentafeln, Siegel- und Wappen-Abbildungen, sowie Portraits. Berlin 1869—1880. Verlag von A. Bath. — Es ist, worauf Referent bereits bei Besprechung früher erschienener Familiengeschichten wiederholt hingewiesen hat, eine auch für den Geschichtsforscher sehr erfreuliche Erscheinung, daß im Laufe der letztverflossenen Jahrzehnte das Gebiet der Familiengeschichten deutscher Adelsgeschlechter besonders fleißige und reichhaltige Bearbeitung gefunden hat, denn bei der eminent hervorragenden Stellung, welche in der staatsrechtlichen Entwickelung Deutschlands der deutsche Adel bis in die neueste Zeit hinein eingenommen hat, und bei dem zahlreichen Contingent, welches deutsche Adelsgeschlechter für den Dienst in Staat und Kirche in theilweise sehr bedeutenden Männern von jeher gestellt haben, sind diese Familiengeschichten eine reiche Fundgrube von allerhand Details für die Landesgeschichte und bilden für den Bearbeiter der letzteren eine kaum noch zu umgehende Ergänzung. Hier die rechten guten Dienste zu leisten, wird freilich am ehesten eine, nach wissenschaftlichen Principien bearbeitete Familiengeschichte vermögen und in diesem Sinne haben wir wiederholt die Erwünschtheit betont, daß die Familien, welche ihre Geschichte schreiben zu lassen beschlossen haben, dies in der Art thun möchten, daß zwar die Ansammlung, Sichtung und Zusammenstellung des Quellenmaterials in die Hände hierzu durch allgemein-wissenschaftliche Bildung geeigneter, mit der nöthigen Lust und Liebe für die hier zu machenden, meist sehr zeitraubenden, mühseligen und trockenen Studien ausgerüsteter Familienglieder gelegt, die eigentliche Bearbeitung aber historisch gebildeten Fachmännern anvertraut wird. Wenn wir dem Wunsche Raum geben, daß in dieser Weise auch bei der gegenwärtig vorliegenden Familiengeschichte verfahren worden sein möchte, so bestimmt uns hierzu hauptsächlich der Umstand, daß die Familie v. Witzleben unter ihren Vorfahren eine ungewöhnlich große Zahl bedeutender Persönlichkeiten aufweist, welche in der Geschichte verschiedener deutscher Länder, vorzugsweise Sachsens, Preußens und Hessens, eine namhafte Rolle gespielt haben. Keineswegs aber soll damit ein Vorwurf gegen die Verfasser dieser Familiengeschichte erhoben werden, welche in Hinsicht auf fleißige Forschung, Ansammlung umfassenden Materials ꝛc. das Höchste geleistet und überhaupt ihre Aufgabe so vortrefflich gelöst haben, wie es eben ein Nichtfachmann vermochte. Quantitativ läßt das Werk kaum etwas zu wünschen; die Quellenforschungen sind erschöpfend vorgenommen und die Archive von Dresden, den thüringischen Staaten und Magdeburg, welche reiches Material enthalten, nach Möglichkeit ausgebeutet. Beide Verfasser aber entbehren jener strengen historischen Schulung, die sich durch Lust und Liebe zur Sache, Eifer und Fleiß allein nicht ersetzen lassen. Dessenungeachtet wird das Werk auch dem Geschichtsforscher von Fach gute Dienste leisten, wenn ihm die Benutzung auch wesentlich erleichtert worden sein würde, wenn die beiden Herausgeber sich hätten entschließen können, ihre Arbeit vor der Veröffentlichung der kritisch sichtenden Redaction eines, mit der sächsischen und thüringischen Landesgeschichte vertrauten Historikers zu unterstellen. Aus dem vorliegenden Werke erfahren wir, daß die Familie v. Witzleben zum deutschen Uradel (im Gegensatz zu dem erst bei Ausgang des Mittelalters auftauchenden Briefadel) und hier zu den ältesten deutschen Adelsgeschlechtern zählt, denn urkundlich erscheint sie bereits im Jahre 1133, mithin zu einer Zeit, bis wohin deutsche Adelsfamilien ihren Ursprung überhaupt nachweislich zurück verfolgen können, da erst von Beginn des zwölften Jahrhunderts an Familiennamen aufgekommen sind. Durch ausgedehnten Besitz und Machtstellung im landesfürstlichen Rath entwickelte sie sich namentlich im 14. und 15. Jahrhundert zu solcher Bedeutung, daß sie nahe daran war, Herren-Stellung zu erlangen. Aus ihrer Mitte ging der Ende des 14. Jahrhunderts regierende Bischof Christian von Naumburg, der Hofrichter der Landgrafen von Thüringen, Christian v. W., und der Stifter der 1554 nach Aufhebung des daselbst bestandenen, aus Familiengütern botirten Jungfrauenklosters gegründeten Klosterschule Roßleben, Dr. Heinrich v. W., ein Freund Luther's und hochangesehen bei seinem Landesherrn, dem Kurfürsten Moritz von Sachsen, hervor. Mit dem Verluste ihres Hauptbesitzes, der Herrschaft und Burg Wendelstein in der goldenen Aue, woselbst, da sie einen fortificatorisch wichtigen festen Punkt im Unstrutthale bildete, die v. W. Artilleriebesatzung halten mußten, minderte sich der Familienbesitz in jähem Absturz dermaßen, daß von den 38 thüringischen Besitzungen, welche die Familie einst ihr eigen nannte, gegenwärtig nur noch eine einzige, das Rittergut Angelrode im Schwarzburgischen, der Familie gehört. Dagegen ist dieselbe im Laufe der Jahre in anderen Theilen Deutschlands ansässig geworden und namentlich in jüngster Zeit haben sich ihre Vermögensverhältnisse derart gehoben, daß sie augenblicklich wieder im Besitz von mehr als 20 theilweise ausgedehnten Gütern sich befindet. Auch eines Besitzes, der den Familiennamen führt, hat die Familie sich dermalen wieder zu erfreuen, nachdem dem Rittergut Lischkowo in Westpreußen bei der Verdeutschung der polnischen Ortsnamen durch die Huld des Königs von Preußen der Name: Witzleben beigelegt worden ist. Mit dem Verfall der Vermögensverhältnisse wandten sich die Familienglieder großentheils dem Dienste des Staates zu und widmeten sich hier mit Vorliebe dem Kriegshandwerk. Nicht wenige brachten es da zu hochbedeutsamen, einflußreichen Stellungen, so bereits während des dreißigjährigen Krieges die beiden kaiserlichen Obersten Jobst Heinrich und Julius v. W., der erstere der Gemahl einer Schwester Tilly's, welcher als Vicomte d'Epinay es zugleich in den Niederlanden zu ausgedehntem Besitz brachten, jedoch, nachdem Julius v. W. ohne Hinterlassung männlicher Nachkommen bei Lützen geblieben war, bald wieder verloren ging; ferner der 1837 verstorbene, bei König Friedrich Wilhelm III. sehr einflußreiche preußische Kriegsminister v. W., der 1830 verstorbene kurhessische Finanzminister v. W., aus neuester Zeit der 1872 verstorbene königl. sächsische Generallieutenant v. W. und der 1878 verstorbene langjährige preußische Oberpräsident v. W. Auch auf dem Felde der Literatur hat die Familie einen geachteten Namen in dem aus ihr hervorgegangenen Schriftsteller Tromlitz (Pseudonym des 1839 verstorbenen kaiserlich russischen Obersten v. W.) aufzuweisen, dessen Sohn der eine der beiden Herausgeber, der unmittelbar vor Vollendung des Werkes 1880 verstorbene General v. W. ist. Auch hoher verwandtschaftlicher Beziehungen kann sich die Familie rühmen, denn aus den beigefügten Stammtafeln ergiebt sich, daß die 1696 mit dem Pfalzgrafen Johann Carl zu Birkenfeld-Gelnhausen vermählte Esther Maria v. W. durch diese Heirath in der Aufeinanderfolge die Stammmutter der gegenwärtigen Kaiserin von Oesterreich geworden ist und die Familie demzufolge die Regentenhäuser von Bayern, Oesterreich und Sachsen, die Fürstenhäuser von Thurn und Taxis, Neapel und Orleans in ihren Stammtafeln verzeichnen kann. Die eben erwähnte Heirath hat übrigens in der Geschichte des deutschen Staats- und Fürstenrechts eine gewichtige Bedeutung dadurch erlangt, daß, als nach dem Ableben des Pfalzgrafen Johann Carl zu Birkenfeld-Gelnhausen den aus seiner Ehe mit Esther Maria v. W. entsprossenen Söhnen die Ebenbürtigkeit bestritten wurde, der Reichshofrath, als für derartige Differenzen damals zuständige höchste Instanz entschied: „daß die zwischen weiland Hrn. Johann Carl, Pfalzgrafen bei Rhein, und seiner hinterlassenen fürstlichen Frau Wittwe Esther Maria geb. v. Witzleben getroffene Ehe für ein ordentliches, gültiges und vollständiges fürstliches Matrimonium — aller dagegen erhobenen Einwendungen ungeachtet — zu achten und um deswillen die darin erzeugten Kinder des pfalzgräflichen Namens, Standes, Würden und

der Succession in alle ihrem Vater zuständig gewesenen Stamm- und Fideicommiß-Güter, fürstlichen Gerechtsame und Prärogative, ohne Ausnahme, fähig zu erklären seien". Durch dieses Actenstück ist, was sich unsere deutschen Staatsrechtslehrer neuester Zeit, welche immer noch die Ebenbürtigkeit als eine Prärogative des sogenannten deutschen Adels hinstellen, obwol der ganze staatsrechtliche Begriff dieses hohen Adels mit dem Aufhören der deutschen Bundesacte hinfällig geworden ist, gesagt sein lassen mögen, unumstößlich dargethan, daß dem deutschen landsässigen Uradel nach alter deutscher Rechtsanschauung Ebenbürtigkeit mit den deutschen Dynastengeschlechtern beiwohnte.

„Die Ahnen des Reußischen Hauses, mit besonderer Rücksicht auf Weida und die Voigtswürde; Beitrag zur vaterländischen Geschichte und Staatsverfassung von Heinrich v. Voß (Lobenstein, Chr. Teich's Verlag)." Der Verfasser dieses Schriftchens hat die Geschichte seines engeren Vaterlandes eingehender studirt und seine speciellen Landsleute können ihm dafür recht dankbar sein; ob sich auch weitere Kreise für die durch H. v. Voß angeregte Frage interessiren werden, bleibt freilich dahingestellt, zumal die vielen umfangreichen mitten im Text befindlichen Citate von Schriftstellern höheren und niedereren Ranges das Ganze etwas schwerfällig erscheinen lassen. Wir hätten diese Citate lieber in den Anhang verwiesen gesehen, hierdurch hätte das Schriftchen jedenfalls wesentlich gewonnen, wäre noch übersichtlicher und auch für Laien genießbarer geworden. Was der Verfasser über den Stammsitz des reußischen Hauses sagt, ist überzeugend, nämlich daß derselbe eben in Weida, nicht in Veitsberg zu suchen ist, nur versteht man nicht recht, weshalb sich der Verfasser mit der Auffindung von Oberwindischendorf so viele Mühe gegeben hat. Möglich, daß es mit dem jetzigen Veitsberg ja identisch ist; die Namensänderung würde aber an sich ebenso unerklärlich sein, als es dem Verfasser die Abänderung des Namens Mildenfurth in Oberwindischendorf ist. Uebrigens hat dieser ganze Theil doch mehr ein locales Interesse. Von allgemeinerem Interesse ist, was über die Entstehung der Voigtswürde gesagt ist, betreffs deren v. Voß schlagend nachweist, daß es sich hier nicht sowol um eine Art Verleihung von Territorialbesitz oder um eine blos nominelle Auszeichnung handelt, als vielmehr um ein wirkliches hohes Reichsamt, nämlich um das Vicereichshofrichteramt, verbunden mit der Reichserbstatthalterwürde im Reichsland zwischen Leipzig und Eger (im sogenannten Voigtland), in welchem Richteramt außer dem Kaiser nur noch der Pfalzgraf am Rhein als höchster Richter über den Reichsobervoigten aus dem Hause Weida stand, infolge welcher Bedeutung als erste Reichsbeamten auch das Ansehen dieser Voigte mit der Blüthe und dem Verfall der Kaisermacht stieg und erlosch. Die ganze Beweisführung ist klar und wird kaum widerlegt werden können. Leider ist das Schriftchen durch eine ganze Anzahl Druckfehler entstellt, wie p. 6 „nobilos", p. 14 „eam descendendo", geringerer ganz zu geschweigen. Auch heißt z. B. nach Lepsius (kl. Schriften) der auf p. 77 erwähnte Naumburger Bischof, übrigens der Reihe nach der fünfte, nicht Cadolus, sondern Cadelous, was wol die richtigere Schreibart ist. Karl Siegen.

** Die Auswahl aus den P. K. Rosegger'schen Schriften, welche der rührige Hartleben's Verlag in Wien veranstaltet, scheint den Anklang im Publicum zu finden, den wir diesem Unternehmen prophezeit haben. Wenigstens läßt dies eine Correspondenz zwischen Verleger und Verfasser ersehen, welche auf dem Umschlage der 60. Lieferung — auf soviel war ursprünglich die Sammlung berechnet — abgedruckt ist und nach welcher eine Erweiterung derselben durch Herausgabe mundartlicher sowie hochdeutscher Gedichte, von Aufsätzen über Kinder und Kindererziehung, Parabeln, Legenden, sowie dreier weiterer Bände unter dem Titel „Dorfsünden" (wahrscheinlich wird der Dichter darin beweisen wollen, daß er ländliche Verhältnisse auch mit anderen, als anmuthigen Farben auszumalen versteht), „Meine Ferien" (Berichte über seine Erlebnisse als Student, auf Wanderungen und in Ruhetagen) und „Der Gottsucher" (ein Roman) in Aussicht genommen worden ist. Diese vier Bände sollen in weiteren 20 Lieferungen unter den bisherigen Bedingungen erscheinen. Die Wissenschaftliche Beilage hat vor Kurzem eine ausführliche Charakteristik des Dichters, der in seiner kurzen Selbstbiographie, mit welcher die 60. Lieferung abschließt, mit Recht von sich sagen kann, er sei von der Kritik viel belobt worden, glimpflicher sei wol kaum Einer weggekommen als er, gegeben, so daß wir an dieser Stelle auf dieses Thema nicht zurückzukommen brauchen. Einem seiner früheren Verleger ist das allzu einmüthige Lob der Fruchtbarkeit Rosegger's, seiner „Ursprünglichkeit und Waldfrische" so wenig angenehm gewesen, daß er — so erzählt der Dichter selbst — dem Letzteren ganz unwirsch gerathen hat, einmal ein Buch fertig zu bringen, welches ordentlich „verrissen" werde, da er sonst für die Zukunft seine Manuscripte ablehnen müsse, und wirklich hat derselbe, als Rosegger's nächstes Buch die Recensenten auch wieder „so waldduftig und thaufrisch anmuthete", abgelehnt. Unter solchen Umständen will es uns doppelt angezeigt erscheinen, unsere Ansichten über die in den letzten Lieferungen veröffentlichten „lustigen und finsteren" Geschichten des Dichters für uns zu behalten.

8—n. Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Auswahl aus seinen Werken eingeleitet von Karl Gerok. Mit Porträt von M. Claudius. Gotha, F. A. Perthes. Preis gebunden 2 ℳ. — Der alte Wandsbecker Bote wird uns hier in einer Auswahl aufs Neue vorgeführt, welche nichts Wesentliches vermissen läßt und auch nicht gerade allzuviel bietet, wenn gleich das Eine oder Andere doch mehr oder weniger veraltet erscheint. Im Großen und Ganzen verräth die Auswahl jedenfalls das ästhetische Feingefühl des Herausgebers, welcher als Dichter freilich dem biedern, schlichten Matthias Claudius weit überlegen ist. Die Einleitung aus der Feder Gerok's enthält eine ausreichende und pietätvolle Würdigung von Claudius als Mensch und Dichter wie auch einen kurzen Lebensabriß. Die Sammlung sollte, zumal bei der Billigkeit des Buches, in keiner Volksbibliothek fehlen und eignet sich auch als Prämie wie als Festgeschenk für unsere reifere Jugend ganz vortrefflich; sei daher dieses Buch christlichen Eltern und Lehrern wärmstens ans Herz gelegt.

** Von den im Verlage von Heinrich Schmidt und Carl Günther in Leipzig gleichzeitig erscheinenden beiden Prachtwerken „Griechenland in Wort und Bild" von A. v. Schweiger-Lerchenfeld und „Rom in Wort und Bild" von Dr. Rud. Kleinpaul liegen uns zur Zeit 7 beziehentlich 16 Lieferungen vor. In den zuletzt uns zugegangenen Heften findet sich eine blühende und glühende Schilderung der Naturschönheiten der Messenischen Gestade und — das die ewige Stadt und die Campagna behandelnde Werk anlangend — eine Darstellung der Katakomben der heiligen Priscilla, der schönen Basiliken San Paolo und San Clemente u. s. w.; die Entwickelung der altchristlichen Kirche und ihrer Kunst wird in den neuesten Heften von dem Verfasser in höchst anschaulicher Weise geschildert. — Das gleichfalls von uns mehrfach mit Anerkennung erwähnte Lieferungswerk „Nordlandfahrten" (Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig) ist bis zur 19. Lieferung gediehen — die 17. Lieferung steht zur Zeit noch aus und wird nach einer Notiz der Verlagshandlung demnächst gleichzeitig mit der 20. Lirferung zur Ausgabe gelangen —. Dieselbe enthält eine eingehende Schilderung der beiden Schwesterstädte Oxford und Cambridge mit anziehenden vergleichenden Betrachtungen über die gesellschaftlichen und sonstigen Unterschiede zwischen englischen und deutschen Studenten aus der Feder Prof. Dr. Brennecke's

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. A. Marbach in Leipzig.

№ 43. Sonntag, den 28. Mai. 1882.

Inhalt: Kossuth's Memoiren. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen („Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht", Antrittspredigt von O. Pank. Die Kirche in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben, von Dr. Luthardt. Die Christenlehre im Zusammenhang, von Gerh. v. Zezschwitz. Mirjam, von Ernst Harmening. Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung, von Paul Radestock).

Kossuth's Memoiren.

Von dem Werke: „Ludwig Kossuth. Meine Schriften aus der Emigration", dessen erster Band seinerzeit in diesen Blättern eingehend besprochen worden ist (vergl. Nr. 19 ff. der Wissensch. Beilage, Jahrgang 1881), hat im vergangenen Jahre der zweite Band die Presse verlassen. Während der erste die Vorgeschichte des im Jahre 1859 von Ludwig Napoleon gegen Oesterreich angezettelten Krieges und den Antheil der ungarischen Emigration bez. Kossuth's an diesem Anschlage des gekrönten Verschwörers behandelt, hat der zweite die Geschichte jener politischen Thätigkeit zum Gegenstande, welche die ungarische Emigration auch nach dem Vertrage von Villafranca fortzusetzen in ihrem Interesse für geboten erachtete.

Der Historiker muß Kossuth in der Aufstellung beipflichten, daß die in den Punctationen von Villafranca enthaltenen „Abmachungen" Napoleon's Niemand befriedigten; daß sie in Italien Erbitterung hervorriefen, in Frankreich Anstoß und in ganz Europa Verdacht erregten; daß man allgemein der Ansicht war, daß dies kein Friedensvertrag, sondern die Quelle unabsehbarer Wirrnisse sei; daß die italienische Frage dadurch nicht gelöst, sondern verbittert und ein Zustand geschaffen werde, der den Frieden Europas mehr bedrohe als der frühere. Die Ereignisse der unmittelbar folgenden Jahre haben dieser Auffassung in schlagender Weise Recht gegeben. Eine Periode der politischen Unsicherheit brach mit dem Friedensschlusse von Villafranca über Europa herein, welche die Rechtsgrundlagen seines bisherigen Gleichgewichtes vollständig in Frage stellte; sie ist noch heute nicht zum Abschluß gelangt.

Wenn man Louis Napoleon vielfach gleich bei Abschluß der Friedenspunctationen von Villafranca mala fides imputirt hat, so thut man ihm auch nach Kossuth's Meinung wol Unrecht. Wenige Wochen nach diesem Friedensschlusse (9. Sept. 1859) erschien im Pariser „Moniteur" ein officieller Artikel, welcher den Italienern rundheraus erklärte: daß bessere Bedingungen, als die in Villafranca vereinbarten, für sie nicht zu erlangen seien, daß, falls die Fürsten von Toscana und Modena in ihre Staaten nicht wieder eingesetzt würden, der österreichische Kaiser aller seiner zu Gunsten Venedigs geleisteten Versprechungen entbunden sei, daß mehr zu erreichen das einzige Mittel der Krieg wäre, daß in Europa aber blos eine Macht existire, welche für Ideen Krieg führe: das sei Frankreich und Frankreich habe seine Aufgabe gelöst. Napoleon meinte es mit dieser Erklärung aufrichtig: nicht indessen aus Rechtsgefühl, denn Gewissensscrupel waren diesem rücksichtslos selbstsüchtigen Ränkeschmied von jeher fremd, sondern aus einem Grunde, den Kossuth unverhohlen ausspricht und der im Wesentlichen das Richtige treffen dürfte: Napoleon war zwar ein Freund der Idee der italienischen Nationalität, nicht aber der Einheit Italiens, deren abgesagter Feind er im Gegentheil ebenso wie sein großer Onkel war. Die Idee der italienischen Fürstenconföderation, welche nach den Friedensvereindarungen von Villafranca die Basis für die staatsrechtliche Neugestaltung Italiens bilden sollte, ist in Napoleon's Kopfe direct entstanden, und das wahre Motiv dieses Friedens ist nach Kossuth's Meinung in der bestimmten „einheitlichen" Richtung der italienischen nationalen Bewegung zu suchen. „Ich will den Frieden, denn die Revolution nimmt überhand," sagte Napoleon in vertrautem Kreise. Nach seiner Gewohnheit, inhaltschwere politische Fragen immer nur halb zu lösen und die Verantwortung für etwaige Mißerfolge anderen Schultern zuzuschieben, konnte Napoleon aber sich nicht entschließen, in dem obengedachten Sinne auf eigene Faust mit thatkräftiger Entschlossenheit vorzugehen. Andere sollten für ihn die Kastanien aus der glimmenden Asche holen und ein Congreß war dazu ersehen, das Werk von Villafranca mit dem internationalen Rechtsstempel Europas zu beglaubigen. Dieser Calcul scheiterte an der entschiedenen Zurückweisung Englands, dessen damaliger leitender Minister, Lord John Russell, dem französischen Staatsoberhaupte die gemessene Erklärung zugehen ließ: „die britische Majestät würde nicht einmal einen Vertreter senden auf einen Congreß, bei welchem man vorzuschlagen gedenke: sei es Toscana, sei es Modena, sei es irgend einem anderen Theile Mittelitaliens, eine Regierung oder Verfassung wider den Willen des Volkes aufzunöthigen." Diese Haltung des geschäftsführenden englischen Staatsmannes wird natürlich von Kossuth hochbelobt; ob sie zweckmäßig und von politischem Weitblick war, ist eine andere Frage. Ein Staatsmann von Bedeutung ist Lord John Russell nie gewesen, und wo er activ aufzutreten dem ihm über Alles gehenden handelspolitischen Interesse Englands für angezeigt erachtete, hat er es über die Rolle eines keifenden Polterers nie gebracht, den man am sichersten unschädlich machte, wenn man ihn ohne viel Einrede nörgeln ließ. Die wenige Jahre später stattgefundene Ordnung der Elbherzogthümerfrage hat dies unwiderlegbar dargethan.

Oesterreichischerseits ist bekanntlich der übereilte Friedensschluß von Villafranca damit vor den Augen der Welt motivirt worden, daß durch unmittelbar mit dem Kaiser der Franzosen geführte Unterhandlungen bei Ausschluß jedes Dritten weniger ungünstige Bedingungen zu erreichen gewesen seien, als diejenigen waren, welche die Theilnahme der am Kampfe unbetheiligten drei Großmächte an diesen Unterhandlungen durch ihre untereinander festgestellten und durch die moralische Pression ihres Einverständnisses unterstützten Mediationsvorschläge in Aussicht stellte. Diese gegen die drei neutralen Mächte gerichtete Anschuldigung ward von ihnen sämmtlich alsbald dementirt und Kossuth ermangelt nicht, diese Bloßstellung des von ihm bitter gehaßten Oesterreich in seinen Denkwürdigkeiten nach Möglichkeit breitzutreten. Nun ist es aller-

dings richtig, daß man von Seiten Oesterreichs auf die ungelegenen Dementis den Streit nicht weiter fortzusetzen sich bestimmt fand, sondern sich mit der Bemerkung in der halbamtlichen „Oesterreichischen Correspondenz" begnügte: Ueber geschehene Dinge wolle man nicht vergebens streiten; aber verpflichtet sei man, die Richtigkeit jener Worte nicht in Zweifel ziehen zu lassen, welche vom österreichischen Kaiserthrone herabtönten. Somit blieb einfach Behauptung gegen Behauptung in ungelöstem Widerspruch stehen. Was nun aber Kossuth uns mittheilt über die abgünstige Meinung, welcher die den österreichischen Ansprüchen günstige Gesinnung Louis Napoleon's im Herbst 1859 in den englischen Regierungskreisen begegnete, ist eine Rechtfertigung der österreichischen Anschuldigung, wie man sie sich triftiger und klarer nicht hätte wünschen können, und Kossuth muß in der That bei seinen Lesern eine starke Dosis Gedankenlosigkeit voraussetzen, wenn er einer solchen Thatsache gegenüber noch das alte Märchen von der Dementirung Oesterreichs durch die europäischen Mächte aufrecht zu halten sich erdreistet.

Für die ungarische Sache war nach alledem, worüber sich auch Kossuth kaum noch Illusionen machte, nach dem Ereigniß von Villafranca etwas nicht weiter zu hoffen. Gelang es doch nicht einmal, eine Vermittelung Napoleon's im Interesse der nach Oesterreich heimgekehrten ungarischen Legionäre, gegen welche die österreichische Regierung nach Kossuth's unerwiesen gebliebenen Behauptungen Wortbruch geübt haben sollte, herbeizuführen. Im September 1861 wurde Kossuth in aller Form verständigt, daß es Kaiser Napoleon nicht als zeitgemäß erkenne, die Sache der Legionäre in Wien weiter zu betreiben.

Bei den ungünstigen Aussichten, welche in Paris seiner Sache im Wege standen, kann man es Kossuth nicht verargen, daß er anderwärts sich nach Canälen umthat, dieselbe wieder in Fluß zu bringen. Begreiflicherweise richtete er seine Augen abermals zunächst nach Turin, nachdem daselbst alsbald nach dem Abschlusse des Züricher Friedens der gewissenlose Rechtsverächter Cavour neuerdings ans Staatsruder gelangt war. Franz Pulszky ging als Kossuth'scher Sendling im Frühjahr 1860 nach Turin und wurde sofort nach seiner Ankunft von Cavour empfangen. Des Letzteren Sprache ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen: „Unsere Interessen sind identisch; denn unser Feind ist ein und derselbe. So lange Oesterreich besteht, ist ein Zusammengehen Italiens und Ungarns geboten." Solche Worte führte der leitende Minister eines Staates, welcher soeben mit Oesterreich einen Vertrag unterzeichnet hatte, an dessen Spitze die bekannte Friedensclausel: daß zwischen den Vertrag schließenden Theilen Friede und Freundschaft für ewige Zeiten bestehen soll, verzeichnet war. Cavour sagte Pulszky unverhohlen: man betrachte sich mit Oesterreich nur in einem Waffenstillstand, jeder einigermaßen plausible Vorwand, um Oesterreich von Neuem mit Krieg zu überziehen, damit man Venedig „befreie", werde von Piemont ambabus ergriffen werden. Pulszky besuchte auch den damals in Turin beglaubigten englischen Gesandten Hudson, der nach Cavour's eigener Meinung ein warmer Freund der italienischen Sache war und fand bei demselben gleichfalls eine Antipathie gegen Oesterreich, wie er sie in seinem Interesse nicht stärker wünschen konnte. Der englische Diplomat war voll Lobes für die ungarische Sache, und meinte, Oesterreich müsse zerfallen, wenn die Ungarn es nur verständen, ihren passiven Widerstand fortzusetzen. In England komme man zur Einsicht, daß Oesterreich nicht mehr der Stützpunkt für englische Interessen auf dem Continent sein könne; man müsse demnach auf eine andere Macht bedacht sein, welche Frankreich und Italien das Gegengewicht zu halten vermöge — und dies sei Preußen. Die Kräftigung und Hebung desselben sei derzeit Hauptaufgabe der englischen Politik; Preußen müsse einen möglichst großen Theil Deutschlands absorbiren. Letztere Aeußerung hat ihren tiefen Hintergrund; denn in der That bestand damals in England eine Strömung, welche in Deutschland ein wenig Vorsehung zu spielen nicht übel Lust hatte, und kein Geringerer als Prinz Albert, dessen organisatorische Schöpfungslust in seinem englischen Adoptivvaterland kein Actionsfeld fand, war das treibende Element derselben, wie heutzutage außer Zweifel gestellt ist.

Bei allen schönen Worten, welche der Kossuth'sche Unterhändler in Turin zu hören bekam, bewahrte Cavour freilich immer die Schlauheit, keine bindenden Zusicherungen zu geben: „Wir können nicht in die Welt hinausschreien, daß wir Krieg wollen, wir vermögen keinen Schritt zu thun, der zum Voraus anzeigen würde, daß wir auch jetzt einen Angriff gegen Oesterreich planen." Weder zu einer Intervention bei dem russischen noch bei dem preußischen Hofe war er zu bringen und die begehrte Subvention schlug er rundweg ab. Auch mit dem Könige Victor Emmanuel kam es zu einer Besprechung, welche gegen Mitte Juli 1860 stattfand und dadurch besonderes zeitgeschichtliches Interesse erhält, daß der König dem Kossuth'schen Agenten gegenüber unverhohlen einräumte: der völkerrechtswidrigen Garibaldi-Expedition nach Sicilien nicht fremd zu sein. „Ich sende", sagte Victor Emmanuel, „alle meine disponiblen Waffen nach Sicilien und halte sie wegen Neapel in Bereitschaft. Nous sommes à la veille de grands événements!"

Schließlich begab sich Kossuth, um die Dinge vom Fleck zu bringen, selbst nach Turin, und in der That gelang es darauf, im September 1860 den Abschluß eines förmlichen Vertrags zwischen der ungarischen Emigration und der sardinischen Regierung herbeizuführen, wodurch für den Fall eines Wiederausbruchs der Feindseligkeiten gegen Oesterreich die Activ-Cooperation Ungarns in aller Form gewährleistet wurde. Bei Ausbruch des Krieges sollte die neu zu organisirende ungarische Legion im Verein mit der italienischen Reserve an die Küste transportirt werden und, unterstützt von jener, mit möglichster Raschheit in Ungarn eindringen, die mittlerweile dort organisirten Streitkräfte an sich ziehen, sich rüsten mit Waffen, welche durch die sardinische Regierung bewilligt und unter dem Schutze der italienischen Reserve nach Ungarn transportirt werden sollten. Die Kriegsoperationen sollten von den Donaufürstenthümern und Serbien aus mit Truppen, welche in der gesammten Ausdehnung der ungarischen Grenze ausgehoben würden, in Gang gebracht werden. Sardinien machte sich zugleich anheischig, für die Kosten der Kriegsvorbereitung ein Nationalbarlehen von 10 Mill. Francs zu gewähren. Besonders charakteristisch angesichts dieses, alle völkerrechtlichen Satzungen schnöde mit Füßen tretenden Anschlags ist die Verpflichtung, welche die Regierung des Königs Victor Emmanuel dahingehend übernahm, im diplomatischen Wege Schritte zu thun, um der Gefahr jeder auswärtigen Intervention nach Möglichkeit zu begegnen „und ihren Einfluß beim Kaiser der Franzosen zu benutzen, um das Princip der Unzulässigkeit auswärtiger Mediation, welches bisher im Einverständnisse mit England bezüglich Italiens in Ehren gehalten wird, auch auf Ungarn auszudehnen".

Daß der schlaue Cavour sich, nachdem er lange Zeit vorsichtig allem Andringen der ungarischen Emigration auf feste Engagements auszuweichen gewußt hatte, schließlich doch noch zu Abschluß eines so weit gehenden Vertrags herbeiließ, hatte seinen Grund darin, daß man im Herbst 1860 in Turin fest davon überzeugt war: Oesterreich werde, durch die himmelschreiende Rechts- und Vertragsbrüchigkeit Piemonts aufs Aeußerste gebracht, mit den Waffen in der Hand sein gutes Recht suchen und zugleich wußte, daß man solchenfalls von Frankreich keine Hilfe zu erwarten habe. Am 13. September schrieb Cavour an La Marmora die viel zu denken gebenden Worte: „Die Occupation der Marken ist dadurch nöthig geworden, weil Garibaldi Neapel erobert hat. Doch giebt dies Oesterreich Anlaß, gegen uns offensiv vorzugehen. Frankreich anerkennt dies, ohne indeß geneigt zu

sein, Jenem bewaffnet entgegenzutreten. Wir müssen uns daher auf unsere eigene Kraft stützen." Noch offener mit der Sprache heraus ging Cavour gegen Klapka, dem er am 17. November sagte: „Oesterreichs Haltung war derart bedrohlich, daß wir von Seite dieser Macht ein offensives Vorgehen beim Po und Mincio zu befürchten halten. Da die Hälfte der piemontesischen Armee in Mittelitalien und in Neapel beansprucht wurde, so würde der Rest kaum genügt haben, der concentrirten österreichischen Heeresmacht die Spitze zu bieten. Wir mußten auf außerordentliche Hilfsmittel bedacht sein, und unter diesen nahm die Sicherung der werkthätigen Hilfe Ungarns einen hervorragenden Platz ein."

Der zweite Band der Kossuth'schen Denkwürdigkeiten schließt mit diesem Zeitpunkte und dem dritten ist es aufbehalten, über die weiteren Phasen dieser bisher wenig bekannten Angelegenheit Aufklärung zu geben, auf welche man immerhin gespannt sein kann. Thatsächlich blieb die von der ungarischen Emigration im September 1860 mit der Turiner Regierung getroffene Abmachung wirkungslos, weil der von Seite Oesterreichs erwartete Angriff unterblieb. Nichtsdestoweniger diente dieselbe nach Kossuth's Bekenntnissen durch alle Wandlungen von Menschen und Umständen hindurch als Basis und Ausgangspunkt für das weitere Verhältniß, das zwischen der italienischen Regierung und der ungarischen Emigration (oder „Nation" nach Kossuth's pomphafter Redeweise) so lange aufrecht bestand, bis durch den Krieg von 1866 demselben ein Ende gemacht wurde.

Der gegenwärtig vorliegende Band nimmt aber auch noch nach einer anderen Richtung hin das zeitgeschichtliche Interesse in Anspruch durch eine äußerst merkwürdige Aufklärung, die er zur Geschichte der ungarischen Insurrection im Jahre 1848 bringt. Es ist dies der Bericht Kossuth's über eine Audienz, welche er Anfang September 1848 beim Erzherzog Stephan hatte. Gegen Mitternacht hatte der Letztere den ungarischen Agitator rufen lassen. Wir lassen über das Weitere Kossuth selbst das Wort führen:

... Ich fand ihn (den Erzherzog) sehr erregt.

„Verzeihen Sie," sagte er, „daß ich Sie so spät störte! Ich kann nicht schlafen, ich bin sehr unruhig. Ich bekomme keine Nachrichten aus Wien. Was wissen Sie? Wie stehen die Dinge oben? Ist Hoffnung?"

Ich sagte, was ich wußte, und das war gewiß nicht erfreulich.

„Mein Gott!" sprach der Erzherzog, „was wird aus unsern schönen Hoffnungen? Wohin wird das führen? Was wird daraus noch werden?"

„Was daraus werden wird," antwortete ich. „Sie denken doch nicht, Hoheit, unser Vaterland werde es mit feiger Ergebung entgegennehmen, wenn man es zerstückelt, aus der Reihe der Staaten drängt, zur österreichischen Provinz degradirt und unserem Dasein den Todesstoß versetzt? Wir wären doch zum elendesten Abhub der Menschheit herabgesunken, wenn wir das ertrügen. Wir werden zum Schutze des heiligen Erbes unserer Nation thun, was unsere Ahnen gethan haben: wir werden uns vertheidigen, es wird ein Kampf sein, der Kampf des Rechtes gegen die Willkür, der Kampf des Rechtes gegen die Ungerechtigkeit, der Kampf der Freiheit gegen die Unterdrückung. Es wird ein Kampf sein bis aufs Messer, und möge das Blut, das bereits vergossen worden und noch in Strömen wird vergossen werden, auf das Haupt Derjenigen kommen, die das Ganze verschuldet haben."

Der Erzherzog verhüllte sein Antlitz und sagte nach kurzer Pause mit keuchender Brust:

„Also Kampf! haben Sie auch überlegt, was der Kampf in Aussicht stellt?"

„Ich habe überlegt, Hoheit, auf der einen Seite die Krone, auf der anderen Seite vielleicht das Schafott."

Mit den Anzeichen des Entsetzens blickte mich der Erzherzog an.

„Fürchten Sie nichts, Hoheit," entgegnete ich. „Das Schafott ist nur für uns, und wir werden es, wenn Gott es über uns verhängt, ohne Murren ertragen für das Vaterland. Ihnen, Hoheit, kann nur die Krone zufallen."

„Sie setzen doch nicht von mir voraus, daß ich meinen Cousin des Thrones berauben könnte?"

„Die Frage liegt nicht so. Nicht Hoheit werden ihn berauben. Diejenigen werden ihn berauben, die seinen Zustand mißbrauchen und das heilige Band des Eides entzweireißen, welches von Gott und der Geschichte zwischen ihm und der Nation geknüpft ist. Hätten sich doch nur die Conspiratoren nicht herangedrängt, die ihre Kabalen durchsetzen, den Namen des armen hilflosen Herrschers mißbrauchen, wir könnten mit dem guten Herrn in Frieden leben und in ungarischer Loyalität (!), in ungarischer Treue (!!) über die Sicherheit seines Thrones (!!!) wachen. Gott sieht mein Inneres: möchte man nur gerecht sein gegen mein Vaterland, nie hat Oesterreich einen treueren Unterthanen gehabt, als ich es sein würde. Hoheit wissen, mit welch' aufrichtiger Loyalität ich während der ganzen Krisis vorgegangen bin. Doch Hoheit können auch versichert sein, daß die conspirirende Clique, die auf Ungarns Verderben lauert, den guten hilflosen Herrn nicht lange auf seinem Throne lassen wird. Sie werfen ihn, sowie sie glauben, daß die Zeit offenen Auftretens gekommen ist, hübsch bei Seite und der Thron bleibt dann leer. Es wäre dies nicht der erste Fall seiner Art in der Geschichte Oesterreichs. Und das, was die Clique jetzt mit uns vorhat, ist so entsetzlich, daß wir jeden sittlichen Gefühls bar sein würden, wenn wir auch nur einen Funken von Pietät für die Mitglieder dieser Clique empfänden. Dieser Thron wird frei werden, aber bei Gott, wer immer durch die Conspiration des Hofes für denselben bestimmt ist, vermag nur über die Leiche der ungarischen Nation dahin zu gelangen, anders niemals! Diese Nation aber will leben, sie wird nicht sterben um Jemandes willen, und es wird auch nicht so leicht sein, sie umzubringen, wie man denkt. — Erwägen Sie doch huldreichst: Ist es nicht auch aus dem dynastischen Gesichtspunkte viel besser, Hoheit lassen sich auf den freigewordenen Thron erheben, als daß er entweder leer bleibe oder der Sprößling irgend eines fremden Hauses, der kein Freund Oesterreichs ist, dahingelange? Ungarn wird während Ew. Hoheit Regierung der treue Bundesgenosse Oesterreichs sein. Oesterreich und Ungarn, deren Interessen unter einem Herrscher stets einander zuwiderlaufen, werden unter zwei Herrschern sehr gute Nachbarn sein. Und wenn schließlich bei Ew. Hoheit Skrupel familiärer Zartheit (ein netter Euphemismus für — Schurkenstreich!) so groß sind, so wäre ja die Eventualität einer Reversion nicht ausgeschlossen, so daß mit dem Wechsel der Menschen und der Verhältnisse die zwei Kronen wieder auf einem Haupte vereinigt sein könnten. Es ist also gewiß auch aus dynastischem Gesichtspunkt räthlicher, daß das ungarische Königreich als „Secundogenitur" bei der österreichischen Dynastie verbleibe. — Wollen Sie dann noch gütigst in Betracht ziehen, wie viel Blut, wie viel Leiden Hoheit von diesem armen Vaterlande, auch Ihrer Heimath fern halten könnten! Wie ganz anders würde unsere Selbstvertheidigung in der Appretiation der äußeren Mächte sich ausnehmen! Wie würden sich alle diplomatischen Schwierigkeiten glätten, wenn wir durch die Krönung Ew. Hoheit Europa über die Hochachtung des monarchischen Princips beruhigen könnten."

Der Erzherzog hörte mich bis zu Ende an, ging dann in seinem Zimmer auf und ab und sagte:

„Und Sie glauben, daß dies auch auf dem Landtage vor der Nation keinen Widerspruch finden würde?"

Darauf entgegnete ich lächelnd:

„Hoheit, ich hatte die Ehre, die Wahl Ew. Hoheit zum Palatin in Vorschlag zu bringen. Ermächtigen Sie mich, meiner Nation die zuversichtliche Hoffnung auszusprechen zu

dürfen, daß Sie den Antrag derselben nicht zurückweisen werden — und ich bürge Ihnen mit meinem Kopfe, daß 24 Stunden, nachdem die Evolution der Conspiration des Wiener Hofes zu einem solchen Ereigniß Anlaß geboten hat, Ew. Hoheit durch die Landesvertretung mit gleicher Begeisterung als Ungarns König werden begrüßt werden, wie man der Urahne Ew. Hoheit das „Moriamur“ entgegengerufen hat. Ich täusche mich nicht darüber, daß Ew. Hoheit einen so anspruchslosen Menschen, wie ich es bin, der Beachtung für würdig finden. Ich bitte darum, meinen Vorschlag nicht für dünkelhafte Prahlerei zu nehmen. Ich bin nicht eitel genug, die Rolle der einstigen englischen Warwicks zu affectiren. Ich bin Nichts, aber ich habe es öfters bewiesen, daß ich es verstehe, auf den Herzschlag meiner Nation zu horchen. Als Ew. Hoheit von Ihrer ersten Rundreise im verflossenen Jahre zurückkehrten, habe ich Sie als Führer der Deputation des Industrievereins damit begrüßt, daß die Nation die Wege Ew. Hoheit mit den Blumen der Liebe bestreute. Wie damals, so sage ich auch jetzt — ich schwöre es — die Wahrheit. Wenn Ew. Hoheit meinen Rath nicht zurückweisen, so wird aus den Herzen der ungarischen Nation der jauchzende Ruf erschallen: „Es lebe Stephan VI., König von Ungarn!“ — Und diesem Zurufe wird sie mit begeisterter Bereitwilligkeit auch noch den anderen beifügen, der sich in Thaten verkörperte und Marie Thereſie rettete, als sie nicht wußte, wohin ihr Haupt zu betten.“

Der Erzherzog überlegte. Sodann sprach er mit zum Himmel erhobenen Händen:

„Ich thue es nicht, ich kann es nicht thun! — Ich habe meinem sterbenden Vater geschworen, dies unter keinen Umständen zu thun. Komme, was da kommen muß: ich breche meinen Eid nicht — sprechen wir nicht weiter davon!“

Gerührt blickte ich auf ihn. Ein schwerer Seufzer entrang sich meiner Brust. „So komme denn, was kommen muß,“ erwiderte ich, „ich weiß den Beweggrund zu achten, aber dieser Schwur ist ein sehr großes Unglück! Mein armes Vaterland!“

— — Es ist ein über alle Maßen widerwärtiges Gemisch von Dreistigkeit und Gleißnerei, das sich in den Worten, womit Kossuth den Prinzen seines Herrscherhauses seiner Pflicht und seiner Ehre adwendig zu machen sich anmaßt, breit macht. Zu weit getriebene Mildherzigkeit ließ den Erzherzog Stephan nicht die einzige Antwort geben, die so frechen Reden ziemte: dem Sprecher das hochverrätherische Haupt mit kurzem Proceß vor die Füße zu legen. Diese Unterlassungssünde ist es wol hauptsächlich gewesen, die man dem Erzherzog in Wien nicht verzeihen konnte und die ihn, nachdem die Dinge in Ungarn zum Eclat gelangt waren, in die selbstgewählte Verbannung trieb.

Leipziger Theater.

Jetzt hat die Direction Förster uns den Cyklus Shakespeare'scher Historien im Zusammenhang vorgeführt: als letzte wird „Richard III.“ folgen, eine Aufführung, die schon früher öfter von uns besprochen worden ist. Der Historiencyklus als solcher ist eine Erfindung der Neuzeit: Shakespeare selbst dachte nicht daran, eine Reihe von Dramen im Zusammenhang, gleichsam eine dramatisirte Chronik, König für König zu liefern, wie schon die Chronologie des Erscheinens der einzelnen Königsdramen beweist, welche durchaus nicht mit der Chronologie der Könige selbst übereinstimmt. Er wählte sich die damals beliebten Stoffe: viele dieser Könige waren schon von vorausgehenden Dramatikern in den Bühnenrahmen gefaßt worden; er wählte sie nach Laune und allmälig stellte sich von selbst ein innerer Zusammenhang her. „Richard III.“ ist jedenfalls älter als die andern Königsdramen, wenn wir den ersten Theil von „Heinrich VI.“ ausnehmen; doch es ist sehr bestritten, daß Shakespeare der Autor dieses Stückes sei.

In Deutschland erschien von allen diesen Dramen zuerst „Richard III.“ auf der Bühne und hat sich auch unabhängig von ihnen als Repertoirestück behauptet. Später folgte „Heinrich IV.“, wegen seiner Fallstaffscenen ein beliebtes Theaterstück, aber lange Zeit hindurch nur in einer beide Theile zusammenfassenden Bearbeitung dargestellt, wie es auch noch Heinrich Laube stets am Burgtheater gab. Später schloß sich daran „Richard II.“, ein Drama, welches sich von den übrigen Historien durch einen kunstgerechten Aufbau vortheilhaft unterscheidet. Die gesammten Historien in ihrer chronologischen Aufeinanderfolge hat zuerst beim Shakespeare-Jubiläum in Weimar 1864 Franz Dingelstedt zur Aufführung gebracht. Diese dramaturgische That, welche damals bei den zahlreich geladenen Gästen große Begeisterung erregte, wenn auch viele gläubige Shakespeareaner, deren ästhetisches Gewissen auf den Urtext vereidigt war, dazu den Kopf schüttelten, schien anfangs ein nur am classischen Kunsthimmel von Weimar aufgestiegenes Phänomen, welches für andere Bühnen keine Leucht- und Anziehungskraft besaß. Wir wohnten den damaligen vorzüglich inscenirten Aufführungen bei, deren Hauptträger die Herren Lehfeld, Grans, Werther, Wünzer und die Damen Hettstedt, Knauff und Bußler waren. Enthusiastisch wie immer berichtete Adolf Stahr über diesen Cyklus in der Nationalzeitung. Dingelstedt selbst hatte aber wenig Vertrauen darauf, daß die ersten Bühnenleiter ihm nachfolgen würden. Erst als er selbst Director des Wiener Burgtheaters geworden war, konnte er an der ersten deutschen Bühne mit den hervorragendsten schauspielerischen Kräften diesen Cyklus im Zusammenhang vorführen und gewann dafür die lebendige Theilnahme des Publicums und die Anerkennung der Kritik. Damit war die Bahn gebrochen; die meisten ersten Theater folgten jetzt dem Vorgange der Burg: nur hatte Dingelstedt das crève-cœur, daß der eifrige Shakespeareaner Oechelhäuser, Director der Continental-Gas-Compagnie in Dessau und Reichstagsabgeordneter, wie die übrigen Stücke Shakespeare's auch die Historien, und zwar ohne poetische Zuthaten, für die moderne Bühne einrichtete und daß diese Bearbeitung an einigen Theatern, vor allem am Berliner Hoftheater gegeben wurde.

Ob diese Historiencyklen auf unserer Bühne eine vorübergehende Mode, ob sie ein dauernder Gewinn für dieselbe sein werden: das ist noch eine offene Frage. Dramaturgen wie Heinrich Laube haben sich stets gegen die Shakespeare'schen Historien erklärt: Dramen wie die zwei Theile von „Heinrich IV.“ und „Heinrich VI.“ und „Heinrich V.“, mögen sie immerhin als Historien, wie Ulrici will, als ein apartes dramatisches Genre mit besonderer Berechtigung passiren, decken doch nicht entfernt das Ideal eines dramatischen Kunstwerkes; ja sie sind zum Theil wie die meisten Scenen in „Heinrich IV.“, von den Kron- und Krönungsscenen abgesehen, kaum aus der Chronik künstlerisch herausgearbeitet; der Meißel Shakespeare's hat sie aus dem Block Holinshed nicht zu selbständiger Plastik zu gestalten vermocht. Sehr Vieles geht nicht über die trockene Haupt- und Staatsaction hinaus. Dazu kommt, daß sich die Hauptmotive in allen diesen Stücken wiederholen; die Usurpatoren und Prätendenten lösen sich ab; es ist ein fortwährender Kampf der Adelscoterien um die Herrschaft, ein Kampf meist mit dem rücksichtslosesten Egoismus und der blutigsten Grausamkeit geführt, in stets wiederkehrenden Mordthaten und Schlachten: in dem zweiten Theil von „Heinrich VI.“ und in „Richard III.“ erreichen diese Greuel ihren Höhepunkt. Diese Scenen stumpfen, besonders im zweiten Theil von „Heinrich VI.“, ab, besonders die beständigen Kampfscenen und die fortwährenden Flourishes (Trompetenstöße). Es fragt sich, was für unser modernes politisches Interesse, wie die Oesterreicher sagen, „dabei herausschaut“,

und da muß die Antwort sehr kleinlaut ausfallen. Diese Kämpfe der Vasallen mit den Königen und untereinander können uns an und für sich nur geringe Theilnahme einflößen: es fehlt ja überdies jene Befriedigung für den Patriotismus und den nationalen Sinn, wie ihn ein englisches Publicum diesen Historien gegenüber und besonders bei einzelnen glanzvollen Ergüssen der Shakespeare'schen Muse zur Feier des „meerumspülten Eilandes" empfinden muß. Man hat, und zwar mit Recht, in „Richard II." einen so glänzenden Anwalt des Legitimitätsprincips gesehen, daß „les rois en exil" sich in ihren Ergüssen an ihre Getreuen ihn hätten zum Muster nehmen können. Man hat darauf hingewiesen, daß der kriegerische Schwung in „Heinrich V." mit seinen gegen die Franzosen gerichteten Pointen dem deutschen Publicum sympatisch sein müsse und wie überhaupt dies Stück die große politische Lehre, die noch heutigen Tags gilt, illustrire, daß ein äußerer Krieg die beste Ablenkung sei für die das Innere eines Staats zerrüttende Parteiung; man hat ferner hervorgehoben, daß die Episode Cade ein Spiegelbild der modernen socialdemokratischen Bewegung gebe und so auch von Interesse für die Gegenwart sei. Doch der englische Patriotismus ist nicht der deutsche und was den Volksführer Cade betrifft, so ist diese Gestalt eine der am wenigsten gelungenen Figuren Shakespeare's, der ihn einerseits als eine Caricatur mit den ausschweifendsten Gelüsten pöbelhafter Unbildung hinstellen wollte, andererseits seinem Aufstand doch wieder nach geschichtlichen Quellen eine Bedeutung geben mußte, die mit dem hanswurstartigen Führer desselben nicht in Einklang zu bringen ist. Jedenfalls waren dies vereinzelte Momente im Verlaufe dieser Historien, welche die Thatsache nicht aus der Welt schaffen konnten, daß der Stoff derselben als solcher kein Interesse für uns hat.

Allerdings erhalten wir ein zusammenhängendes Bild englischer Geschichte, eine dramatisch illustrirte Königschronik: doch auch dieser Zusammenhang ist kein vollständiger und lückenloser. Gerade durch das Ausfallen des ersten Theiles von „König Heinrich VI.", dessen Fortlassung wegen der Entstellung der in Deutschland so sympathischen „Jungfrau von Orleans", wegen seiner dramatischen Schwächlichkeit und zweifelhaften Echtheit sonst wol berechtigt ist, erleidet derselbe eine empfindliche Lücke; denn in der That beginnt der zweite Theil „König Heinrich's VI." als ein ganz neues Stück, in dessen Voraussetzungen man sich von neuem hineinfinden muß, da sie durch die früheren Historien nicht erläutert werden.

Wenn also der Stoff des Cyklus für uns nur ein geringfügiges Interesse hat, so kann es nur die Macht des Shakespeare'schen Genius sein, die uns Theilnahme für denselben abzwingt; und in der That werden die vestigia leonis in einer so langen Serie von Stücken sehr zahlreich sein müssen, ganz abgesehen davon, ob man dem Dichter jene Midashand zugestehen will, die alles, was sie berührt, in echtes Gold der Poesie verwandelt. Dies ist, wie schon erwähnt, nicht der Fall; es ist viel Nüchternes und Aeußerliches, viel schwach und puppenhaft Motivirtes als Residuum des dichterischen Läuterungsprocesses in der Retorte zurückgeblieben. Hierzu kommt, daß manches auch auf Rechnung anderer Dichter zu setzen ist. Was den zweiten und dritten Theil von „König Heinrich VI." betrifft, so ist er nur die Bearbeitung zweier älterer Stücke. Früher wurden diese entweder Greene oder Marlow zugeschrieben. Ulrici suchte nachzuweisen, daß es Jugendarbeiten von Shakespeare seien: sonst wären auch in der That diese Stücke gar nicht auf sein dichterisches Conto zu setzen, sondern er nur als Bearbeiter zu betrachten, ähnlich wie Dingelstedt die Shakespeare'schen Historien bearbeitet hat. Die genialen Züge des Shakespeare'schen Genius finden sich vorzugsweise in der Charakteristik der geschichtlichen Hauptheiden: Richard II., Heinrich V. und Heinrich VI. sind scharf individualisirte Gestalten: überall findet sich überdies die Einkehr in das Innere, die machtvolle Sprache des Gewissens, wie sie jenem Zeitalter des Protestantismus eigen war. Selbst so hartgesottene Bösewichter, wie Richard III., versäumen nicht, ihrem Gewissen Rede zu stehen, sich selbst ihre Sünden zu beichten; Richard III., der Held eines Stückes, welches die glänzendste Rolle für einen begabten Darsteller enthält und dieser Rolle wol seinen Ruf verdankt, obschon das Drama als solches hinter manchen anderen zurücksteht und einige stark auf der Spitze stehende Scenen enthält. Nächstdem sind einige Situationen mit markiger Kraft und der schönen bilderreichen Beredtsamkeit der Shakespeare'schen Muse ausgeführt, so die Verhandlungs- und die Thronentsagungsscene in „Richard II.", die Kronen- und Todesscene in „Heinrich IV.", mehrere große Scenen in „Heinrich VI." und „Richard III." Ueberdies aber sind die humoristischen Charakter und Genrebilder, besonders in „König Heinrich IV.", trotz der Derbheit, die dem Old merry England eigen ist, von einer so siegreichen vis comica, daß sie den wechselnden Geschmack der Zeiten überdauert haben und noch heute die Hörer in die heiterste Stimmung versetzen.

Es ist längst unbestritten, daß Shakespeare'sche Stücke nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt auf unserer Bühne gegeben werden können. Einmal liegt das in unsern gänzlich veränderten Bühneneinrichtungen, welche eine glänzende decorative Ausstattung verlangen und sich nicht mit Andeutungen und Anweisungen begnügen könnten, die einen raschen Scenenwechsel ohne Störung möglich machten; dann aber in dem veränderten Zeitgeschmack. Wie kühn unsere Classiker bei solchen Einrichtungen zu Werke gingen, beweist Schiller's „Macbeth" und die Bühneneinrichtung, welche Goethe von „Romeo und Julia" entwarf. Doch auch die beliebtesten Repertoirestücke liegen ja in Bühnenbearbeitungen vor, so z. B. der „Hamlet", dessen letzten Acte meistens in einer ganz unverständlichen Weise gegeben werden, indem die Bearbeiter mit der Reise nach England nichts anzufangen wußten und diese daher als unvermittelt und für die dramatische Zeitrechnung unmöglich stehen blieb. Wo Striche und Kürzungen und zwar von solcher Bedeutung stattfinden, wie das bei fast allen Shakespeare'schen Stücken der Fall ist: da dürfen doch auch neuhinzugefügte ergänzende Bindeglieder nicht fehlen, wenn die Handlung nicht aus jeder dramatisch einheitlichen Umklammerung herausfallen soll.

Dies hat nun Franz Dingelstedt bei seiner Einrichtung der Shakespeare-Historien gethan: er selbst sagt in seinem Programm derselben in der gedruckten Ausgabe: daß er durch Nachbildung einzelner schadhafter oder fehlender Theile ein ganzes Kunstwerk herzustellen versucht habe. „Unsere Thätigkeit nach dieser Richtung vergleicht sich der Restauration einer antiken Statue. Den Kenner wird das Fehlen eines Arms, einer Nase, einiger Fußzehen nicht stören; im Gegentheil, er findet einen Reiz in diesem Mangel und nur in dem fremden Ersatz ein Aergerniß. Anders das große Publicum. Ihm wird das Kunstwerk ungenießbar, welches Fragment, Torso ist: sein Blick unterscheidet nicht zwischen Original und Zusatz, selbst wenn dieser aus unedlerem Metall besteht: er hält sich an das Ganze. Diesen Standpunkt, der demjenigen eines gemischten Theaterpublicums gleich kommt, haben wir bei unserer Reproduction im Auge gehabt und ein Muster dazu, auf welches wir uns — die Differenz des Geleisteten beiseitegesetzt — unbedingt beziehen dürfen, Shakespeare selbst. Auch er hat sich, wenn er nach älteren Vorlagen arbeitete, nicht damit begnügt, hier und da eine Zeile auszutuschen, einen verstümmelten Vers herzustellen, die Scene energischer zu führen; er schreibt das ganze Stück um, fügt Personen hinzu, wie er deren beseitigt, vereinfacht oder vervielfacht die Handlung, je nachdem es ihm nöthig dünkt, macht oft aus einem einzigen Ausruf, einem Ach! und Oh! einen ganzen Monolog und zieht an anderer Stelle eine lange Scene in eine Zeile zusammen. Seinem Beispiel folgen wir. Wir wagen uns nirgends an den Grundgedanken und Plan

Digitized by Google

seiner Dichtungen; wir ändern seine Charakteristik und seine Composition nicht; wir rühren auch nicht an das Colorit seiner Sprache, soweit sich dasselbe mit der Bühnenbeleuchtung verträgt; aber wo die Handlung unvermittelte Sprünge macht, fügen wir ein verbindendes Glied, eine Motivirung hinzu; wo sie stockt, beschleunigen wir ihren Gang und lassen sie in Monologen stillstehen, wenn sie einen Ruhepunkt erheischt. Was er erzählt, setzen wir bisweilen in Handlung um, während wir untergeordnete Partien der Handlung in Erzählung ausarbeiten. Wir fügen seinen Charakteren einen Zug hinzu, setzen helleres Licht auf oder mildern eine scharfe Linie, wie es unserer Empfindungsweise entsprechend scheint: Alles das, wir wiederholen es, vom Standpunkte des neueren Theaters."

Was die Praxis betrifft, mit welcher Dingelstedt diese Theorie ins Leben rief, so muß man zugestehen, daß die Einrichtung der Historien mit großer Bühnengewandtheit geschehen, daß namentlich die Striche und Kürzungen, die Zusammenziehungen einzelner Scenenconglomerate, wie der Kampfscenen in „Heinrich IV." und „Heinrich VI.", der Volksscenen im Cade'schen Aufruhr eine glückliche ist und daß der Rothstift viele Capitel trockner Chronik mit Recht beseitigt hat. Die Bühnenangaben für die theatralische Inscenirung, von der ja bei den primitiven Zuständen der Shakespeare'schen Bühne keine Rede war, haben sich meistens bewährt. Einzelne Bearbeitungen wie die von „Richard III." sind trotz der Kürzungen reichhaltiger und haben mehr Scenen in sich aufgenommen, als die übliche Bühneneinrichtung. Somit kann man der Bühnenkenntniß, der Einsicht und dem Geschmack Dingelstedt's die Anerkennung nicht versagen.

Fraglicher steht es mit den Zusätzen. Daß einzelne zu lakonisch behandelte Motive weiter ausgeführt werden, wenn dies mit aller Kürze geschieht, wie in der Scene zwischen der Königin und der Herzogin von Gloster in „Heinrich VI." durch die Action mit dem Fächer: das darf keinen Anstoß erregen. Vieles in den Historien ist gleichsam Liebig'scher Fleischextract in Tafelform, aus dem hier erst die genießbare Bouillon gekocht werden muß. Auch wenn die Abgänge voller einsetzen, wie z. B. der Abgang des Herzogs von Gloster, viele des „Königs Heinrich V.", oder die Actschlüsse sich etwas schärfer zuspitzen durch dialogische Wendungen oder scenische Arrangements, so erscheint dies durch die Anforderungen der modernen Bühne gerechtfertigt. Die Bußfahrt der Lady Gloster, der nur einige Schlußworte und das hereindrechende Volk hinzugefügt sind, sowie die Todesscene Heinrich's IV. auf offener Bühne mit Glockenläuten und scenischer Staffage sind zwei glänzende Proben dieses Regietalentes, welches die Intentionen des Dichtes keineswegs krenzt oder in ein schiefes Licht stellt, sondern nur nachdrücklicher zum Ausdruck bringt. Auch wenn der oft allzuüppige Styl des Dichters einigermaßen gelichtet oder hier und dort ein Dingelstedt'scher Witz auf einen Shakespeare'schen gepfropft wird, braucht die Kritik nicht allzu streng mit dem Bearbeiter ins Gericht zu gehen. Doch auch in seiner Theorie hat dieser etwas hervorzuheben versäumt, was bei der Umbildung einzelner Scenen ins Gewicht fällt: die Gleichartigkeit des Styls, welche der Bearbeiter anstreben muß, wenigstens soweit es in seinen Kräften steht. Nun ist Dingelstedt aber moderner Lyriker; ihm fehlt sogar die eigentlich dramatische Ader; längere Einlagen werden sich daher von dem altdritischen Kraftstyl stets unterscheiden. Wenn der Page bei dem Ausmarsch der Truppen in „Heinrich V." Verse von kriegerischem Hauch und begeisterter Stimmung spricht, so wird unser Stylgefühl nicht beleidigt, um so weniger, als dieser Monolog oder kriegerische Prolog aus Steinen zusammengefügt ist, die gleichsam aus Shakespeare's dichterischen Steinbrüchen genommen sind. Wenn aber Lady Percy ihren Traum erzählt (Heinrich IV., 2. Theil), so bewegen wir uns ganz im Fahrwasser moderner Lyrik. Die Einlage ist noch dazu müßig und wol nur aus dem Gefühl des Bearbeiters hervorgerufen, welches Mephistopheles mit den Worten schildert: „Ich bin des trock'nen Tons nun satt." In der That sind die historienhaften Scenen in „Heinrich IV." sehr interesselos: Dingelstedt hatte das Gefühl, daß eine Auffrischung nöthig sei und dichtete für die sonst so naive Lady Percy einen etwas sentimentalen Traum. Noch schlimmer sieht es mit der Furie Margarethe aus, welche die zwei letzten Theile von „Heinrich VI." beherrscht und nach Dingelstedt die größte von Shakespeare's Frauengestalten ist. Eine so eiserne und brutale Heldin durfte in keiner Weise von neuerer Lyrik angekränkelt werden. Dies ist aber in der Dingelstedt'schen Bearbeitung der Fall; er hat ihr eine weiche verschwommene Sentimentalität in beiden Theilen von „Heinrich VI." angedichtet. Wenn er in seinem Programm sagt, er habe Shakespeare's Charakteristik nicht geändert und weiterhin aber doch erwähnt, er habe seinen Charakteren einen Zug hinzugefügt, so tritt der Widerspruch, der in beiden Behauptungen liegt, schlagend in dem Charakterbild der Margarethe zu Tage, das durch den einen hinzugefügten Zug weichlicher Gefühlsschwärmerei zu widerspruchsvoller Unklarheit retouchirt ist. Wenn Dingelstedt den zweiten Actschluß in „König Heinrich VI.", 2. Theil, durch die kühne, fast groteske Nuance zu heben sucht, daß Richard der Leiche des gefallenen Clifford den Kopf abschlägt, so muß auch diese Zuthat Bedenken erregen. Nirgends bei Shakespeare's Richard findet sich jene Art blutdürstiger Wildheit, welche ein persönliches Behagen an Greuelthaten hegt, wie es den römischen Cäsaren eigen war; er räumte nur alle Gegner, die seiner Herrschsucht im Wege stehen, schonungslos aus dem Wege. Durch jenen Zug wird Richard zum Träger eines cäsarischen Raffinements gemacht. Damit wird sein Charakter in ein etwas anderes Licht gerückt ... und der Verstärkung durch grellere Striche bedarf er wahrlich nicht.

Die Aufführung des Historien-Cyklus macht der Förster'schen Direction und der überaus fleißigen Regie des Hrn. Pettera alle Ehre: sie war eine sehr sorgfältig einstudirte und konnte in Bezug auf Tableaux und Zusammenspiel, auf das Arrangements der Haupt- und Staatsactionen sehr wohl mit den Darstellungen wetteifern, welche den Meiningern ihren Ruf verschafft haben. Die Verhandlungsscene in „Richard II.", die Thronentsagungsscene, die Kampf- und Schlachtscene in „König Heinrich IV.", die Sterbescene des Königs, die französischen und englischen Lagerscenen in „Heinrich V.", die Brautwerbungsscene, vor allem die Volksscenen im ersten Theil von „Heinrich VI.", die Gerichtsscene, die vortrefflich arrangirte Bußfahrt der Lady Gloster, die Scene des Demagogen Cade und andere verdienten uneingeschränktes Lob. Mit Recht gilt die Gesammtaufführung der Historien als Probe für die Leistungsfähigkeit einer Bühne. Eine große Schwierigkeit bieten sie durch das Herrenpersonal, das sie verlangen, durch die Fülle männlicher Rollen, ganz abgesehen von den dii minimarum gentium, den Pagen, Boten und sonstigen Anmeldern. Daß hier nicht in das Ensemble ein Bruch kommt durch irgend eine störende oder versagende Kraft, ist schwer zu vermeiden, in der hiesigen Darstellung des Cyklus aber, mit ganz geringen Ausnahmen, vermieden worden. Wir können hier nicht allen zweiten Darstellern gerecht werden, müssen ihnen aber das Lob einer sich bewährenden Tüchtigkeit im Allgemeinen zollen.

In dem am meisten sympathischen und kunstgerechten Drama „Richard II." spielte Hr. Hans Förster die Titelrolle, wenn auch nicht mit der vornehmen Ritterlichkeit, welche diese für einen Charakterdarsteller nach unserer Ansicht wenig geeignete Rolle verlangt, doch mit stylvollem Vortrag, welcher die Legitimitätstheorie schwunghaft zur Geltung brachte, in der Scene der Thronentsagung und in der Kerkerscene durch besonders stimmungsvolle Haltung wirkte. Des Königs Gegner, Bolingbroke, wurde durch Hrn. Johannes mit der trotzigen Kraft des Usurpators ausgestattet und auch sein König Heinrich IV. im Kampf mit seinen Vasallen war eine trotzig

heldenhafte Figur; der innere Zwiespolt des oft erregten Gewissens kam angemessen zur Geltung. Hr. Ellmenreich als Prinz von Wales munter, gewandt, feurig, ols König Heinrich V. von edlem Schwung und ansprechender sinnvoller Vertiefung, deckte seine Rolle ganz. Den König Heinrich VI. gob Hr. Mylius als einen frommen, sonften, gerechten Monorchen in einer ruchlosen, wilden, verbrecherischen Zeit, dessen einziger Fehler seine Charakter- und Willensschwäche ist. Dieser König kann nicht durch energischen Aufschwung wirken, er wirkt nur durch sein mildbeleuchtetes Gesammtbild. Hr. Mylius hatte das wohl erkannt und künstlerisch ouf underechtigte Effecte verzichtet. Vortrefflich sprach er die Monologe im zweiten Theil von „Heinrich VI.". Hr. Pettera eignet sich für würdige Gestolten: das bewies sein Gount in „Richord II.", sein Oberrichter in „Heinrich IV.", sein Gloster in „Heinrich VI.", besonders diese beiden letzten Gestalten hatten eine feste und edle Haltung, die durchaus sympothisch berührte. Hr. Johnnes ols Warwick, der Königsmocher, der letzte der Barone, suchte der Weisung Dingelstedt's, den Charakter hoch anzulegen und bedeutend durchzuführen, umsomehr zu entsprechen, als der Darsteller hier den Dichter ergönzen muß, der nur wie eine trockene Illustration der Chronik erscheint, und wenn er den Mund aufmacht, von seinen Thaten renommirt. Der Cordinal Winchester des Hrn. Hans Förster wor ein scharfgezeichnetes Charakterbild; der Percy des Hrn. Senger befand sich stets in der oeuten Krisis seines hestigen Wesens: das Stottern war glücklich als die Folge der sich überstürzenden Hestigkeit dargestellt. Sein König Eduord war wohlgelungen. Der York des Hrn. Sommerstorff hatte energische Festigkeit, besonders in der Marter- und Todesseene des zweiten Theils von „Heinrich VI.". Eine größere Zohl von Rollen führten die Herren Pohl, Stürmer, Conrad, Stoeckel und Ulbrich mit der festen Haltung durch, welche jene englischen Vosallen verlangen.

In Bezug auf die komischen Partien war der Fallstoff des Hrn. Eichenwold eine vorzügliche Leistung ous Einem Guß, ein glaudwürdiger Charakter ohne Uebertreibung, von gewinnender Jovialität. Den doctrinaren Hauptmann Fluellen in „Heinrich V." und den von doppelten Reflexen beleuchteten Cade in „Heinrich VI." gob derselbe Darsteller mit charakteristischer Eigenart. Die übrigen komischen Rollen wurden von den Herren Brodu (Bordolph), Tietz (Points) und vor ollem Conrod (Friedensrichter Schoal) und Pohl (Friedensrichter Stille) trefflich durchgeführt.

Die Frauen sind in dem Historiencyklus im Ganzen nicht hervorragend: die bedeutendste ist die „Margarethe", welche zwei Stücke, darunter dos blutigste, den zweiten Theil von „Heinrich VI." beherrscht: sie wurde von Frau Hildebrand-v. d. Osten mit Feuer und Schörfe gegeben, wenngleich sie der Dingelstedt'schen Sentimentalität durch weichere Züge Zugeständnisse mochen mußte. Frl. Friedhoff war uns als Lady Percy anfongs nicht naiv genug: ols Königin in „Richard II." und als Prinzessin in „Heinrich V." war sie gonz on ihrem Plotze. Fel. Butze war so discret wie möglich als Dortchen Lakeneißer und radebrechte ols Hosdame in „Heinrich V." ganz ergötzlich. Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

□ „Ich schäme mich des Evongeliums von Christo nicht." Antrittspredigt über Röm. 1, 16 von O. Pank, Pastor zu St. Nicolai in Leipzig. Leipzig, Hinrichs. — Wir können diese Predigt nicht kürzer kennzeichnen und glauben ihr kein besseres Lod ertheilen zu können, als wenn wir von ihr sogen: sie ist nicht blos eine Predigt über die seligmachende Gotteskraft des Evangeliums von Christo, sondern ouch eine Predigt aus dieser Gotteskraft herous, ous der Tiefe der Schrift und aus der Tiefe eines von Christo warm ergriffenen Prediger- und Seelsorgerherzens hervorquellend. Die Kroft der Predigt ist das Bekenntniß eines fest und klar auf dem christlichen Gloubensgrunde stehenden, lebendigen Zeugen Christi, ein Ehrenzeugniß wie für diesen selbst, so auch für Diejenigen, die ihn an hervorragende Stelle, auf die Kanzel eines Horleß und eines Ahlfeld, berufen haben.

□ Die Kirche in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben. Vortrag von Dr. Luthardt, Domherrn, Consistorialrath u. Prof. d. Theol. Leipzig, Hinrichs. — Dieser im vergangenen Winter im Kaufmännischen Verein zu Leipzig gehaltene, sodann in der allgem. conservativen Monotsschrift erschienene und ons dieser abgedruckte Vortrag behandelt ein hochwichtiges Themu. Je stärker das Bestreben der negotiven Richtungen ist, die Kirche aus dem Mittelpunkte des öffentlichen Lebens zu verdrängen und sie zu einer Anstolt herabzudrücken, die lediglich den privaten religiösen Interessen einzelner Seelen dient, desto verdienstlicher ist es, in so moßvoller und besonnener Weise, wie es der Verf. hier thut, unter Berufung auf Instanzen, die dem allgemeinen Urtheil nohe liegen, das Gegentheil zu erweisen. Mit schlogenden Gründen und mit nochdrücklichem Hinweis auf unwiderlegliche Thotsachen wird die reinigende und einigende, die sittlich läuternde und versöhnende Macht der Kirche im öffentlichen socialen Leben nochgewiesen, om Schlusse aber an eine schwere Unterlassungssünde der Kirche in früheren Zeiten, in der Zeit des kirchlichen Territorialismus erinnert, on die Sorglosigkeit des letzteren gegenüber den massenhaft ouwachsenden, kirchlich ungenügend versorgten Riesenparochien der großen Städte und ihrer Umgebung. Leipzig mit seiner nächsten Umgebung wird mit deutlich redenden Zahlen zu wirksamer Illustration herangezogen. Die Erkenntniß dieses Nothstandes bricht sich glücklicherweise immer mehr Bahn; möchte nur ouch der Erkenntniß die nöthige Willensenergie nicht fehlen, und möchte der Appell des Verf. an die Opferwilligkeit für thatsächliche Abhilfe solches Nothstondes seinen Weg zu den Herzen Solcher finden, die helfen können! Es thut Noth: unser Kirchensond, der für solche Zwecke bestimmt ist, bedarf der Unterstützung ous diesen Kreisen noch in hohem Grade. Es geschieht für kirchliche Zwecke von Seiten der wohlhobenden Freunde der evangelischen Kirche unter uns noch viel zu wenig; welche Opfer bringen dafür z. B. die Engländer! Es fehlt unter uns noch gur sehr on dem rührigen und thatkräftigen kirchlichen Gemeinsinn, wenn es uch gegen früher damit besser geworden ist.

□ Die Christenlehre im Zusommenhong. Ein Hilfsbuch für Religionslehrer und für reifere Confirmanden. Von Gerhord v. Zezschwitz, Prof. der Theologie in Erlangen. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhondlung 1880. 1881. 1882. — Der Verf. gilt mit Recht als die erste wissenschaftliche Autorität auf dem Gebiete der Katechetik. Sein Lehrbuch über diese Disciplin hot sich edenso den Anspruch, ein classisches genannt zu werden, erworben und Epoche gemocht, wie s. Z. das Werk des sel. D. Nitzsch in Berlin über die ganze praktische Theologie. Was Prof. v. Zezschwitz in seiner Kotechetik wissenschaftlich begründet und in großartiger Anlage, dazu mit einem staunenswerthen Aufwand von Gelehrsomkeit, wie von Scharfsinn, systematisch ausgeführt hot, davon giebt er in dem vorliegenden Werke, das in einzelnen Abtheilungen erscheint, eine proktische Probe. Daß ulle wahre Praxis auf einer gesunden Theorie, auf einer gründlichen principiellen Vertiefung in den Gegenstand beruht und doß ebenso olle wohre Theorie zugleich die rechte Praxis ist, das beweisen die beiden Werke, jenes systemotische und dieses praktische, in ihrem gegenseitigen Verhältniß und Zusammenhang. Jenes dient zunächst der gelehrten Welt, dieses der Gemeinde. Ein solcher Dienst, wie ihn hier der Verf. mit seiner Katechismusauslegung als Kirchenlehrer thut, ist für einen okademischen Lehrer ein Act der Selbstverleugnung, den man hoch unschlogen muß. Aber wie diese Selbstverleugnung

für den Verf. selbst nach seinem Bekenntnisse im Vorworte zu einem reichen Segen geworden ist, wovon auch der Leser an vielen Stellen einen tiefen und ergreifenden Eindruck empfängt, so ist sie vor Allem der Gemeinde, dem heranwachsenden Geschlecht und seinen Führern und Erziehern ein großer Gewinn. Wir müssen uns versagen, an dieser Stelle auf Einzelnes einzugehen und dies den sachwissenschaftlichen Zeitschriften überlassen. Aber auf einen Punkt möchten wir besonders aufmerksam machen, der allein schon dieser Arbeit einen hohen Werth verleiht und der sie vor den meisten bisherigen Katechismusauslegungen, so viele deren sind und so treffliche darunter zählen, auszeichnet: das ist die Meisterschaft, mit welcher der Verf. den innern Zusammenhang der einzelnen Theile des Katechismus, den Organismus desselben bis ins Kleinste hinein mit großer Feinheit und mit sinnvollem, durchschauendem Blicke verfolgt und darlegt, wie z. B. an der Erörterung des Verhältnisses zwischen dem 1. und dem 2. Glaubensartikel besonders klar wird. Die Krone des Ganzen, so weit es bis jetzt vorliegt, bildet die vor Kurzem erschienene dritte Abtheilung des Werkes: die Gnadenmittellehre, an welche sich vortreffliche Ausführungen über den Abschluß des Confirmationsunterrichts und die seelsorgerliche Behandlung der Confirmanden überhaupt anschließen. Auch die besten katechetischen Lehrbücher geben über die Gnadenmittel, über die Taufe und das Abendmahl, namentlich über das letztere, nur kurze Andeutungen; hier dagegen ist eine reiche Fülle der fruchtbarsten, aus tiefem Schriftverständniß geschöpften Winke zur katechetischen Behandlung dieser Lehre geboten. Wir können insonderheit diese Abtheilung, wie überhaupt das ganze Werk nicht nachdrücklich genug allen Katecheten in Kirche und Schule zum gründlichen Studium, das allerdings der Verf. fordert, und zur mitforschenden Vertiefung in den unendlichen Stoff, den das Katechismusbüchlein so unübertrefflich zusammenfaßt, empfehlen. Wir können dies jedoch nicht thun, ohne bei dieser Gelegenheit an eine sehr mit Unrecht neuerdings in Vergessenheit gekommene Katechismusauslegung wieder zu erinnern, die freilich gegenüber der drei Bände umfassenden Arbeit von Zezschwitz an Umfang sehr gering ist, die aber auch höchst geistreich und sinnvoll gearbeitet ist und namentlich die beiden ersten Hauptstücke meisterhaft erklärt; wir meinen den Leitfaden zum Confirmandenunterricht von dem früheren Magdeburger Generalsup. D. Möller.

— Mirjam. Hohes Lied der Liebe von Ernst Harmening. Mühlhausen i. E., Wilh. Bufleb's Verlag. — Dies neueste „Hohe Lied" der Liebe hat zum Autor den Verfasser eines s. Z. beifällig besprochenen Romanes „Matthias Overstolz" und ist eines von denjenigen, welches allerdings ein Dichter ohne ästhetisches Schamerröthen so bezeichnen darf, wie dies Harmening stolz gethan, denn es ist in der That das, was es sein soll, ein wirkliches, echtes hohes Lied der Liebe, und man muß es dem Verfasser lassen, daß er damit einen recht glücklichen Wurf gethan und unsere deutsche Poesie um eine wahre Perle von nicht so leicht vergänglichem Glanze bereichert hat. Harmening führt uns diesmal mit theilweiser Benutzung des Hohen Liedes Salomonis in die Zeit des Königs Salomo, ohne sich indeß mit dem neuerdings so beliebt gewordenen archäologischen Mäntelchen zu umhängen. Salomo hat als Jüngling ein unschuldiges Kind Namens Jessa bethört und muß nach zwanzig Jahren die Strafe dafür tragen, indem die von ihm zur Königin ausersehene schöne Mirjam seine Liebeswerbung zurückstößt und ihrem Geliebten, dem Hirten Azim treu bleibt, welcher sich schließlich als Salomo's und Jessa's Sohn ausweist. Beschämt durch dies Bild reiner, unbefleckter Liebe, vereinigt der König selber die Hände der Liebenden zum ewigen Bunde. Das Epos umfaßt elf Gesänge, zwischen denen insofern auch äußerlich Symmetrie herrscht, als Gesang 3, 6 und 9 im Grunde durchweg lyrisch gehalten sind, die übrigen dagegen sich einer rein epischen Behandlung erfreuen; es ist gleich anerkennenswerth nach seiner hohen sittlichen Tendenz, wie nach seinem poetischen Gehalt und bewegt sich in abwechslungsreichen Versmaßen mit immer steigender Spannung bis zum Schluß, der in jeder Weise befriedigend ist. Nicht so ganz rückhaltlos kann ich die Sprache loben, die im Großen und Ganzen ja auch gewählt und des trefflichen Inhalts würdig ist, etliche Mal aber doch — z. Th. dem Reim zu Liebe! — über das Ziel hinausschießt und ziemlich undeutsch wird. So hätte der Dichter wol nimmermehr uns mit des „Kusses Tauschung" bekannt gemacht, wenn er einen passenden Reim auf „Berauschung" gefunden hätte; so hätte er uns nicht mit „Weiherauch" beschenkt, wenn „Weihrauch" (ohne e) sich auf „Blüthenhauch" gereimt hätte; so läsen wir nicht „des Nackens Runde" statt „Rundung", wenn letzteres Wort mit „Stunde" sich reimte; so hätte er nicht „beschwor'n" und „erkor'n" geschrieben, wenn er nicht für „Zorn" einen entsprechenden Reim haben wollte; so hätte er ferner nicht die letzte Silbe von „sündigte" auf „Weh" reimen dürfen. So sind ferner mehr aber weniger tadelnswerth „Wandung" für Wand und noch dazu blos, um den unschönen Reim: Wandung (Wand) — Gewandung (Kleid) herauszubringen; derlei sollte sich ein Autor wie Ernst Harmening nie erlauben. So ist eine ganz triviale Reimerei die folgende: „Also Mirjam, soll Dein Blühen ‖ Stillen meiner Liebe Glühen". Ob sich der Verfasser wol dies Bild ausgemalt hat?! So will mir ferner sein Durst nach — „Aepfeln" nicht recht behagen, weil das Bild falsch gewählt ist; so ist eine unschöne Stilwendung „er verwandte seine Augen für Mirjam". Wie prosaisch! So ist unrichtig die Wortbildung „holdsam", wie später unschön die andere „wonn'sam" und weiterhin „kümmert" statt verkümmert, sowie endlich diejenige „zuwider göttlich' Recht" falsch ist und Aehnliches mehr. Wir halten uns um so mehr verpflichtet, diese Unebenheiten, bezw. Unrichtigkeiten scharf zu rügen, je rückhaltloser wir die Dichtung an sich anerkennen. Hoffentlich verschwinden von dem Prachtkleide dieser „Mirjam" in der zu erwartenden neuen Auflage auch die von uns erwähnten zwar numerisch nicht bedeutenden, aber nichts destoweniger häßlichen Flicken von selbst. Karl Siegen.

— Die Gewöhnung und ihre Wichtigkeit für die Erziehung. Eine psychologisch-pädagogische Untersuchung von Paul Radestock. Berlin, L. Oehmigke's Verlag. — Eine sehr lesenswerthe und zu sorglicher praktischer Nutzanwendung sich empfehlende Schrift, welche schon darum eine besonders erfreuliche Erscheinung ist, weil aus ihr ersichtlich wird, wie sehr im Gegensatz zu manchen modernen Anschauungen auch heute noch in den, ihren so schwierigen als verantwortungsvollen Beruf mit sittlichem Ernst erfassenden Lehrerkreisen die hohe Bedeutung der erziehlichen Thätigkeit für die ersprießliche Lösung der in unserer Cultur- und Geistesentwicklung der Schule zugewiesenen Aufgabe in ihrer ganzen Tiefe erkannt wird. Der Verfasser stellt zunächst den hervorragenden Platz fest, welcher der Gewöhnung innerhalb der Grenzen der Erziehung zukommt, erörtert demnächst das Wesen der Gewohnheit und die allgemeinen Wirkungen der Gewöhnung, woran sich eine eingehendere Betrachtung einzelner für die Erziehung besonders wichtiger Gewöhnungen — in der Kindheit: Sauberkeit, Ordnung im Raum und Pünktlichkeit in der Zeit, Abhärtung, Bescheidenheit und Gehorsam, Sinn für Anstand und gutes Benehmen; in der Schule: Befestigung der ersteren, sodann Aufmerksamkeit und Fleiß, Uebung der verschiedenen Functionen in den einzelnen Unterrichtsfächern — schließt. Weiterhin befaßt sich die Schrift mit der Entwöhnung und der Verhütung aller Verwöhnung, sowie mit der Schädlichkeit der extremen Gewöhnung und schließt mit einer Erörterung des Verhältnisses der Gewöhnung zum Genie und zur allgemeinen Culturentwicklung. Sehr reichhaltige Anmerkungen, Quellenangaben und historische Notizen, psychologische, pädagogische u. a. Excurse enthaltend, zeugen für die große Gründlichkeit, mit welcher der Verfasser sein Thema erfaßt hat.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 44. Donnerstag, den 1. Juni. 1882.

Inhalt: Briefe aus Paris. — Bücherbesprechungen (Die Certosa bei Pavia. Gastronomische Bilder, von Dr. Felix Weber). — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Briefe aus Paris.

(Die Ausstellung der Werke lebender Künstler im Industrie-Palast der Champs-Elysées. Die Sculpturen.)

Paris, im Mai. Der Salon ist eröffnet!... Das ist die große Kunstnachricht, die regelmäßig am 1. Mai Paris von einem Ende zum anderen durchfliegt. Der „Salon" ist die alljährlich im Industrie-Palast der Champs-Elysées stattfindende Kunst- und Gemälde-Ausstellung, die noch heute von den Parisern so genannt wird, weil die ersten dieser Ausstellungen unter den ehemaligen Königen, von Ludwig XIV. an gerechnet, in einem Salon des Louvre stattfanden; gegenwärtig würde freilich ein Salon, ja die sämmtlichen Salons und Galerien des Louvre würden nicht mehr genügen, um die Kunstwerke aufzunehmen, die den gewaltigen Industrie-Palast füllen. Es waren über 9000 Kunstgegenstände für die diesjährige Ausstellung eingeschickt worden. Die Prüfungs-Commission hat alle Hände voll zu thun gehabt, um in dieser Menge zu sichten, das Würdigste auszusuchen, das minder Würdige oder das ganz Unwürdige zurückzuweisen und die Masse der eingeschickten Kunstwerke, den gegebenen Raumverhältnissen entsprechend, etwa auf die Hälfte zu reduciren. Die Ausstellung ist auch unter diesen Umständen wenigstens numerisch immer noch sehr bedeutend und die Pariser finden hinreichenden Stoff, um ihre Neugierde, oder um mich edler auszudrücken, ihre Kunsttheilnahme zu befriedigen.

Diese Theilnahme ist in der That ganz gewaltig; man könnte die Maler und Bildhauer in gewissem Sinne darum beneiden; die Schriftsteller sind in dieser Beziehung nicht so glücklich; sie können ein, ja mehrere Bücher in aller Ruhe vollenden, ohne daß sich die Welt darum kümmert und die pecuniären Erfolge, die gegenwärtig von den Malern mit großer Leichtigkeit erzielt werden, sind ihnen vollständig fremd. Das geschriebene Werk übt auf die Menge niemals eine so große Anziehungskraft aus, wie das gemalte oder das aus Stein gebildete; kein literarisches Ereigniß ist vergleichbar mit der Eröffnung des „Salon", die eine große Feierlichkeit bildet, an der ganz Paris sich betheiligt. Der Verfall des Buches, das ehemals in der Gesellschaft einen so hervorragenden Platz einnahm, ist schwer und jedenfalls nicht mit wenigen Worten zu erklären; so viel aber steht fest, wenn die Bücher auch hier und da noch gekauft werden, so werden sie doch verhältnißmäßig entsetzlich wenig gelesen. Die geistige Anstrengung, die relative Aufmerksamkeit und ruhige Sammlung, welche von der Lectüre eines Buches erheischt werden, sagen unserer schnelllebigen Generation nicht mehr zu. Das Journal, die Zeitung, die in einer Viertelstunde so viele Thatsachen zusammenfassen und so viele Controversen wach rufen, haben die modernen Leser jeder wirklichen Vertiefung in einen Gegenstand entwöhnt. Die abstracte Idee, nach welcher Richtung es auch sein möge, ist nicht mehr unsere Sache; vor lauter Cultur und Civilisation sind wir vermöge einer zum Theil ganz unbewußt ausgeführten Kreisbewegung zurückgekehrt zum Geschmack der Urvölker; wenn irgend eine Schöpfung, irgend ein Werk Eindruck auf uns machen soll, muß es Form, Relief oder Farbe haben. So erklärt es sich, daß unsere Zeitgenossen nächst dem Theater sich so lebhaft für die Malerei interessiren, wie für ein Schauspiel, ihrer plastischen Seite wegen. Für die große Masse des Pariser Publicums — ich spreche überhaupt hier speciell vom französischen Standpunkte, denn ich schreibe ja Briefe aus Paris — ist die Malerei nichts weiter als eine besondere Manifestation der dramatischen Kunst und die Eröffnung des „Salon", die sie so gewaltig anzieht, ist für sie gleichbedeutend mit der Generalprobe eines Zugstückes, das statt der Acte und der Scenen mehrere Tausend Bilder enthält; das große Publicum betrachtet diese Bilder, die eine ganze Armee von Persönlichkeiten in den verschiedensten, bald rührenden, bald komischen Situationen darstellen, mit Neugierde oder mit Theilnahme, aber ohne sich auch nur im Geringsten um den eigentlichen Kunstwerth des Dargebotenen zu bekümmern. Der Gegenstand des Bildes entscheidet in den Augen dieser Menge zumeist über seinen Werth, die Ausführung des Kunstwerkes wird erst in zweiter Linie in Betracht gezogen.

Die Künstler scheinen sich in dieser Beziehung mit dem Publicum auf den gleichen Standpunkt stellen zu wollen, sie geben die hohen Regionen der Kunst auf und produciren, was dem Auge schmeichelt, was der großen Masse gefällt, was sich mit anderen Worten einträglicher verkaufen und leichter an den Mann bringen läßt. So kommt es, daß wir mit jedem Jahre im „Salon" einen immer bedauerlicher zu Tage tretenden Contrast zwischen der materiellen Gewandtheit in der Ausführung der Kunstwerke und der Gehaltlosigkeit der Conception und der oft geradezu verletzenden Plattheit der Inspiration zu constatiren haben. Wenn unter diesen Umständen das allgemeine Kunst-Niveau in Frankreich bedeutend herabgesunken ist, so hat sich dagegen das Schicksal der Künstler bedeutend besser gestaltet. Für Jeden, der eine halbwegs geschickte und leichte Hand hat, ist die Malerei ein sehr einträgliches, ja vielleicht das einträglichste aller Gewerbe geworden ... aber sie bringt keine Werke mehr hervor, die auf die Nachwelt übergehen und die unsterblich werden. Diese allgemeinen Betrachtungen, deren ich mich nach einem fortgesetzten und sehr aufmerksamen Besuch des diesjährigen „Salon" nicht erwehren kann, sollen für die sehr wackern und mitunter sehr vortrefflichen und ausgezeichneten modernen französischen Künstler durchaus nichts Beleidigendes enthalten. Diese Künstler sind übrigens sehr positiv geworden, sie wissen ganz genau, was sie wollen, sie haben das wenig einträgliche Gebiet der Chimären und der Ideale mit voller Absicht aufgegeben und sie würden mir vermuthlich ins Gesicht lachen, wenn ich ihnen den Vorschlag machen wollte, ihr glänzendes Schicksal mit dem ihrer großen Vorgänger zu vertauschen, die zwar gegenwärtig hochberühmt und hochgefeiert sind, die aber bei ihren Lebzeiten zumeist einen harten Kampf mit dem Dasein zu bestehen hatten. Durch einen seltsamen Contrast sind es übrigens unter den gegenwärtigen Malern die Alten, ja die

Digitized by Google

Aeltesten, die sich die Kunstflamme am reinsten bewahrt haben und die dem Ideale am treuesten geblieben sind. Die junge französische Malerschule giebt sich leider immer mehr der Tendenz der möglichst schnellen Production und des möglichst leichten und einträglichen Gewinnes hin. Ich füge indessen sogleich hinzu, daß es auch Ausnahmen giebt und diese Ausnahmen zu kennzeichnen und hervorzuheben ist unstreitig eine der obersten Pflichten der Kritik.

Ich beginne nun den Rundgang durch die Kunstausstellung, auf welchem ich die Leser dieser Blätter mir zu folgen einlade, mit den Sculpturen. Aus zwei Gründen. Zunächst, weil diese Ausstellung in diesem Jahre der Ausstellung der Gemälde weit überlegen ist, wenn auch nicht numerisch, so doch durch den Kunstwerth der ausgestellten Werke, und dann, weil wir diese Sculpturenausstellung, die sich im Erdgeschoß des Industrie-Palastes befindet und die gegenwärtig nebenbei auch noch mit einer sehr geschmackvollen, frühlingsmäßigen und duftenden Blumen- und Pflanzenausstellung verbunden ist, ohnedies durchschreiten müssen, um über die große Freitreppe in die im oberen Stockwerke befindliche Gemäldeausstellung zu gelangen. Diese in geschmackvoller Form bequem und großartig angelegte Freitreppe ist eine erst seit dem letzten Jahre versuchte und nunmehr definitiv beibehaltene Neuerung, die allgemein willkommen ist, da sie den ziemlich ermüdenden Besuch des „Salon" sehr erleichtert; man braucht gegenwärtig nicht mehr wie früher den Umweg durch das ganze gewaltige Gebäude zu machen, um aus einer Ausstellung in die andere zu gelangen.

Nachdem wir die große Eingangshalle des Industrie-Palastes, die ich des eisigen Zuges wegen, der fortwährend in derselben herrscht, das Cap der Hals- und Brustentzündungen nennen möchte, glücklich überschritten haben, treten wir durch ein kleines Wäldchen von stolzen Cedern, von blühenden Rhododendren und Oleanderbüschen in das große Mittelschiff, in welchem sogleich eine gewaltige, Alles überragende Marmorgruppe unsere Aufmerksamkeit fesselt; diese von Barias gefertigte Gruppe stellt die Vertheidigung von Saint-Quentin dar; die Stadt ist uns in der Gestalt eines kräftigen Mädchens mit der Mauerkrone auf dem Haupte vergegenwärtigt, ein langes Faltenkleid wallt von der Brust herab über ihre Hüften; das Spinnrad, das zu ihren Füßen steht, deutet auf die hervorragende Industrie der Stadt hin; mit der einen Hand hält sie die Spindel drohend erhoben, während sie sich mit der anderen auf die Brust eines sterbenden Soldaten stützt, der sie krampfhaft umfaßt und dessen Händen das Gewehr entsunken ist, das von einem hinter ihm knieenden Knaben aufgenommen wird. Die Gruppe ist sehr monumental und harmonisch schön, man kann sie von allen Seiten betrachten, ohne daß der Blick irgendwie verletzt würde; die Stellung des knieenden Knaben ist besonders schön, sein einer Fuß ragt aus der Gruppe heraus, das Ganze erhält dadurch einen lebendigen Abschluß. Neben dieser Gruppe erhebt sich eine andere nicht minder kolossale, die ebenfalls einer heroischen Erinnerung an den Krieg von 1870, der Vertheidigung von Belfort, gewidmet ist. Auch auf dieser Gruppe, die von Mercié ausgeführt worden ist, erscheint uns die Stadt in der Gestalt eines schönen Mädchens, diesmal einer Elsässerin, die einem zu ihren Füßen sterbenden Soldaten das Gewehr aus der Hand nimmt; auf dem Sockel sind die Worte eingegraben: Quand même! Neben dieser Gruppe, die ihrem monumentalen Zweck ebenfalls würdig entspricht, finden wir eine „Diana" von Falguières, ein auserwähltes, zartes Meisterwerk schöner Plastik. Diana schreitet vorwärts, mit der einen Hand hat sie den gespannten Bogen gefaßt, während sie die andere mit einer graziösen Bewegung wie schützend über die Augen hält. Der Kopf ist edel geformt, das schöne Gesicht selbstbewußt, fast hochmüthig, ein verächtliches Lächeln zuckt um ihre Lippen, sie richtet den Blick stolz vor sich hin. Dieses meisterhaft schöne Marmorgebilde hat einen Vorzug, der fast allen Statuen Falguière's eigen ist, es lebt. Der Marmor hat weiche, warme, lebendige Bewegungen angenommen; man meint, daß in dieser schönen Marmorbrust ein Herz schlagen müsse; es ist der höchste Triumph der Kunst über die Natur; der Künstler hat hier sein ideales Ziel erreicht. In unmittelbarer Nähe dieser herrlichen Diana, von der das Auge sich nur schwer trennen kann, erhebt sich eine „Aurora"; der Künstler, Hr. Delaplanche, zeigt uns die Aurora in dem Moment, wo sie mit ihren beiden über den Kopf erhobenen Armen den Schleier der Nacht, der sie umschlungen hielt, leise hebt. Nach der classischen Tradition ist die Aurora ein ganz junges Mädchen in ihrer ersten Blüthe, mit jungfräulich zarten Formen und noch unbestimmten Contouren. Hr. Delaplanche ist von dieser mehr oder weniger gerechtfertigten Tradition abgegangen; seine Aurora ist ein kräftiges, ausgewachsenes Mädchen, eine ganz entwickelte und vollendete Schönheit; die Geberde, mit welcher sie ihre beiden Arme über den Kopf vereinigt, um den Schleier zu heben, ist ungemein graziös und hat etwas Schmachtendes, Sehnsüchtiges, das sehr reizend und verführerisch wirkt; das Gesicht ist ausdrucksvoll und lebendig, die Stellung der Füße sehr gelungen, der Torso meisterhaft modellirt. In der Nachbarschaft dieser „Aurora" entdecken wir ein anderes schönes Werk: den „Genius der Unsterblichkeit" von Chapu. Der Künstler stellt den Genius der Unsterblichkeit unter den Zügen eines Jünglings dar, der mit erhobenen Armen, den Blick in die Unendlichkeit verloren, zum Himmel aufschwebt. Die Figur, in Haut-Relief, hebt sich von einem Hintergrund leichter Draperien ab; in der unteren linken Ecke wacht unbeweglich und ernst ein stolzer Löwe. Hr. Chapu, ein Künstler ersten Ranges, liebt es, mit seinen Werken den Beschauer zum Nachdenken aufzufordern; dies gelingt ihm in der Regel; sein „Genius" giebt viel zu denken; aus der schönen und reinen Form dieses Marmorgebildes sprüht und glänzt uns die Seele des Künstlers entgegen. Das Werk ist nebenbei meisterhaft ausgeführt. Hr. Chapu hat eine besonders glückliche Art, den Marmor zu behandeln; seine Figuren scheinen wie in Licht getaucht, sie haben ein weiches, warmes Colorit, das ihnen einen ganz außerordentlichen Reiz verleiht. Neben diesem Haut-Relief von Chapu ist ein Bas-Relief von Bottée hervorzuheben, das allgemeine Anerkennung findet, es stellt den „Heiligen Sebastian" dar. Eine „Eva" von Guilbert findet auch zahlreiche Verehrer, es sind „schöne Gliedermassen kolossaler Weiblichkeit", wie Heinrich Heine gesagt haben würde. Ein „Verwundeter Amor" von Idrac ist ein ganz reizendes kleines Werk jugendlich frischer Inspiration und glücklicher Ausführung. Der „Sclavenhändler" von Pompon findet ein zahlreiches Publicum meist sehr gerührter Beschauer und Beschauerinnen. Der abscheuliche Sclavenhändler, ein alter abstoßender Araber, treibt mit barscher Geberde ein armes, kleines, ängstliches und eingeschüchtertes Mädchen vor sich her. Das Werk ist besonders im Ausdruck sehr gelungen. Der „Sterbende Molière" v. Allouard ist das Werk eines gewissenhaften, fleißigen Künstlers, der seine Kunst zu beherrschen versteht. Die Gestalt des Dichters, der mit dem Tode ringend schon halb zusammengebrochen ist, hat etwas Ergreifendes; der Kopf ist krampfhaft zurückgeworfen, der bereits starre Blick sucht die Ewigkeit, mit unwillkürlicher Wehmuth blickt man diesem hinschwindenden Genius nach! Wie tröstend erblickt man daneben eine reizende kleine Gruppe von Croisy „Das Nest" betitelt: in einem behäbigen Großvaterstuhl sind zwei allerliebste kleine Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, die sich zärtlich umschlungen halten, vermuthlich vom Spielen ermüdet, sanft eingeschlafen. Sehr hübsch auch das „Erwachen" von Gautherin: eine glückliche Mutter hebt mit Stolz ihren Erstgeborenen aus der Wiege, der noch schlaftrunken sich ängstlich an die Mutter anschmiegt; die Bewegung der Mutter ist meisterhaft und der noch halb schlafende Knabe vortrefflich gelungen. Der „Larvenhändler" (le marchand de

masques) von Astruc ist eines der gelungensten und gleichzeitig interessantesten Werke der ganzen Ausstellung. Ein junges, keckes, schlank gewachsenes Bürschchen, mit aufgewecktem Gesicht, die Mütze keck auf dem linken Ohre, die Blouse im Winde wehend, schreit seine Waare aus; diese Waare sind Larven, welche die Gesichter der berühmten Männer der Gegenwart darstellen; man erkennt sie alle wieder, die politischen und sonstigen Größen des Momentes: Victor Hugo, Gambetta, Alexander Dumas, Gounod ꝛc. Die Larven sind geistreich ausgeführt und sprechend ähnlich; es ist eine interessante Sammlung; der kleine Händler scheint sich des Werthes seiner Waare ganz bewußt, er scheint überzeugt, daß sie auf die Nachwelt übergehen wird. Die Idee dieses Werkes ist, abgesehen von dem künstlerischen Werth, sehr glücklich zu nennen; die Statue wird namentlich in späteren Zeiten an Werth gewinnen, denn sie wird gewissermaßen als Controle für die Celebritäten unserer Epoche und für deren echten oder gemachten Ruhm dienen können. Insofern hat diese Statue den Werth eines historischen Documentes.

Ich glaube nunmehr die hervorragendsten Productionen der diesjährigen Sculpturenausstellung erschöpft zu haben und werde mir in meinem nächsten Briefe die Ehre geben, den Lesern dieser Blätter die bedeutendsten Werke der Gemäldeausstellung vorzuführen.

Bücherbesprechungen.

HA. Die Verlagsbuchhandlung von Theodor Schüller in Leipzig ist mit einer Neuheit an die Oeffentlichkeit getreten, die mit Recht die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde und Gebildeten in Anspruch nehmen wird. Es ist ein Prachtwerk in Albumform, welches uns in 20 Original-Aufnahmen, resp. Photographien, die Certosa bei Pavia vorführt, jenes weltberühmte, italienische Baudenkmal, das ja so hohe kunstgeschichtliche Bedeutung besitzt und wegen seines Reichthums des Schmuckes allgemein bewundert wird. Diese, dem Karthäuser-Orden gewidmete, großartige Klosteranlage ward 1396 gegründet und schon nach dreijähriger Bauarbeit waren alle Gebäude so weit vollendet, daß sie einen Prior und vierundzwanzig Karthäusermönche aufnehmen konnten, die sogleich ihre bodencultivirende Beschäftigung begannen. Bis zum Jahre 1542 wurde ununterbrochen an der baulichen Vollendung und Verschönerung des Klosters fortgearbeitet; das 17. Jahrh. hat auch noch einige Anbauten gebracht, dies waren aber die letzten. Gegen Ende des 18. Jahrh. ward das Kloster aufgehoben und ist jetzt nur noch ein Gegenstand des Studiums und der Neugier für Kunstjünger und Reisende in Italien. Die Kirche dieser Klosteranlage bildet stets den Hauptanziehungspunkt der Besichtigung, sie gehört aber auch unstreitig zu den herrlichsten Kunstwerken Italiens, namentlich ist ihre, im Jahre 1473 begonnene, im reichsten Renaissancestil aus weißem Marmor ausgeführte Westfaçade ein Werk von vollendeter Schönheit. Der Grundriß der Kirche bildet ein großartiges Kreuz von 77 m Länge, 54 m Breite. In ihrem Innern sind, außer dem Grabmal des Gründers dieses Klosters, noch viele Kunstschätze der Bildhauerei und Malerei angehäuft und die eigentlichen Klosterräume enthalten schöne, wegen ihrer Backstein-Architektur bemerkenswerthe Kreuzgänge, sowie eine Prachtthür und einen berühmten Brunnen. Das oben genannte, uns vorliegende Album zeigt nun in seinen, nach der Natur aufgenommenen Photographien nicht allein jene Hauptfaçade der Kirche, sondern auch in größerem Maßstabe einzelne Theile derselben, sowie Aufnahmen der Klosterhöfe mit ihren herrlichen Säulengängen, verschiedene malerische Ansichten des ganzen Klosters, auch Darstellungen der decorativen Details aus seinem Innern ꝛc. Sämmtliche Blätter sind als vortreffliche photographische Leistungen zu bezeichnen, die nichts an Sauberkeit und Klarheit zu wünschen übrig lassen. Sie mögen deshalb jedem Architekten, Bildhauer, Maler und Kunstfreunde zu seinem Studium empfohlen werden, sowie sie auch dem Italien-Reisenden als Erinnerungsblatt eine willkommene Gabe sein dürften. Der Ladenpreis dieses schönen Albums ist von der Verlagshandlung sehr gering, nur auf 25 ℳ, angesetzt worden, und indem wir noch schließlich erwähnen, daß eine Fortsetzung dieses Unternehmens geplant ist, wünschen wir demselben die wohlverdiente, freundliche Aufnahme seiten des Publicums.

—ψ—. Gastronomische Bilder. Beiträge zur Geschichte der Speisen und Getränke, der Tischsitten und Tafelfreuden verschiedener Völker und Zeiten. Von Dr. Felix Weber. Leipzig, Verlag von J. J. Weber 1882. (S. XIV, 282; 8°.) — Der Grundsatz: „Der Mensch ist, was er ißt" ist zwar keine so absolute Wahrheit, wie ihn der Materialismus hinstellt, dennoch hat er aber auch für Diejenigen, welche nicht einseitige Monisten sind, seine, wenn auch nur bedingte Berechtigung, denn wie Molière ganz richtig bemerkt: „Der Mensch ißt um zu leben, aber er lebt nicht um zu essen". Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Speisen und Getränke sowol auf den Natur- wie Culturzustand des einzelnen Menschen, wie ganzer Völker großen Einfluß haben, hinwiederum hängt aber auch die Wahl der Nahrungsmittel, deren Bereitung und Art sie zu genießen wesentlich auch von der Natur der Länder und dem Culturzustande der Völker ab. Wir finden hier eine Wechselwirkung, die zu den interessantesten Erscheinungen Veranlassung giebt, wol werth einer eingehenderen und gründlicheren Erforschung. Das Studium dieser Verhältnisse hat für die Culturgeschichte mindestens dieselbe Bedeutung, wie das Studium der Trachten oder der Waffen und Werkzeuge und anderer Erscheinungen im Leben der Völker. Trotzdem ist der Gegenstand bisher von der Forschung ziemlich vernachlässigt worden und was wir darüber besitzen, ist bis jetzt nur eine Sammlung von Material, ohne daß dasselbe unter höhere Gesichtspunkte gestellt wäre. Vielleicht, daß diese Vernachlässigung durch jenes materialistische Axiom bedingt worden ist, man hat das Object zu geistlos gehalten, um es geistreich behandeln zu können. Daß aber der Gegenstand dennoch seine interessanten und höchst interessanten Seiten besitzt, beweisen die bisherigen Versuche, ihn in das Bereich der Forschung zu ziehen. Zu diesen Versuchen gehört auch das oben erwähnte, auch in seiner äußeren Ausstattung sehr nette Schriftchen, das schon durch seine Sauberkeit den Appetit, es zu genießen, anregt. Aber auch der Inhalt ist sehr anziehend, wenn sich der Verfasser auch nur darauf beschränkt hat, Material zu sammeln, ohne dabei auf Vollständigkeit Anspruch zu machen und es schmackhaft zuzubereiten. Möge er sich nun auch weiter in seinen Gegenstand vertiefen und was er hier als Bilder gegeben hat, zu einer Lehre ausarbeiten.

Leipzig, 31. Mai. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Album der Burgen und Schlösser Böhmens. Von Frdr. Bernau. Saaz, Brüder Butter. 2. Bd. 1. Lfg. à 1 ℳ.
de Amicis, Konstantinopel. Aus dem Italienischen von Agnes Burchard. Rostock, Wilh. Werther. 2 Bde. 5 ℳ.
Annalen des Deutschen Reichs. 1882. Nr. 1. München u. Leipzig, G. Hirth. Jährl. 12 Hefte, viertelj. 4 ℳ.
Baumeister, Der Pessimismus und die Sittenlehre. Gütersloh, C. Bertelsmann. 4 ℳ.
Bäder-Almanach. Mittheilungen der Bäder, Kurorte, Heilanstalten ꝛc. Berlin, Rudolf Mosse. 6 ℳ.

Baisch, Johann Christian Reinhart und seine Kreise. Leipzig, E. A. Seemann.

Balbi's allgemeine Erddeschreibung. 7. Aufl. van Chavanne. 1. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 75 ₰.

Beketoff, Die Ernährung des Menschen in der Gegenwart und in der Zukunft. Aus dem Russischen von Ludw. Bauer. Rudolstadt, Hartung & Sohn.

Berlin, Kaufmännisches Adreßbuch von, 1882. Berlin W. & S. Löwenthal. 5 ℳ.

Bermann, Alt und Neu, Vergangenheit und Gegenwart. Wien, A. Hartleben. 1. u. 2 Lfg. à 60 ₰.

Bird, Unbetretene Reisepfade in Japan. 1. u. 2. Bd. Jena, Herm. Costenoble.

Blätter für populäre Rechtswissenschaft. Von G. Freudenstein. 2. Lfg.: Wechselklagen und Wechseleinreden. Minden, J. C. C. Bruns. Jöhrl. 8 Hefte 7,60 ℳ, à 1,40 ℳ.

Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt. Von O. Bretschneider. N. F. IX. Bd. 2. Heft. Jena, Frdr. Frommonn.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 22. u. 23. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 50 ₰.

Budapest und Umgebungen, Illustrirter Führer durch, von Heksch. Wien, A. Hartleben. 3,60 ℳ.

Caspar, Die Innungen für Gewerdtreibende ꝛc. Berlin, F. Kortkampf. 1,60 ℳ.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine, Mai c. Leipzig, J. C. Hinrichs. Vierteli. 2 ℳ.

Curci, Das neue Italien und die alten Zelaten. Deutsch von Dr. F. Booch-Arkassn. 2. Bd. Leipzig, O. Gracklauer. 8 ℳ.

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Von Rich. Fleischer. 7. Jahrg. 5. (Mai-) Heft. Berlin, Otto Janke. Viertelj. 5 ℳ.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. IV. Jahrg. 8. u. 9. Heft. Wien, A. Hartleben. à 70 ₰.

Ebrard, Bonifarius, der Zerstörer des ealumdamischen Kirchentums auf dem Festlande. Gütersloh, C. Bertelsmann. 4 ℳ.

Erler, Deutsche Geschichte. 2. Lfg. Leipzig, Alphons Dürr. à 1 ℳ.

Fahrpläne sämmtlicher sächs. Eisendahnen und der Anschlußbahnen in Preußen ꝛc, sawie der Fahrpasten und Dampfschiffe. Van Rud. Fritsche, Dresden. 35 ₰.

Falb, Sterne und Menschen. Skizzen und Glossen aus der Mappe eines Naturforschers. Wien, A. Hartleden. 6 ℳ.

v. Falkenstein, Dr. Johann Paul Freiherr, Sein Leben und Wirken, nach seinen eigenen Aufzeichnungen herausgegeben van J. Petzholdt. Dresdrn, R. v. Zahn.

v. Fragstein, Was sollen wir brennrn? Leipzig, Rud. Lincke. 1,80 ℳ.

Friese's romantische Volksschaufpiele: „Die Andreasnacht" und „Unter den Linden". Dresden, R. v Grumbkaw.

Gewerbeordnung. (Innungs-)Gesetz v. 18. Juli 1881 betr. die Abänderung der, Berlin, F. Kortkampf. 80 ₰. — Die Reichs-Gewerdeordnung. Nach der Ausgabe von P. H. Krug beardeitet von v. Bernewitz. 4 Aufl. Leipzig, Roßderg. 8,60 ℳ.

Goethe's Werke, illustrirt herausgeg. van Heinr. Düntzer. 1. Lfg. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Vertagsanstalt. à 50 ₰.

Güzinger, Realtexikan der deutschen Altertümer. 11. Heft. Leipzig, Woldemar Urdan. à 1 ℳ.

Gotthelf, Wie Anne Bädi Jawäger haushaltet und wie es ihm mit dem Dattern geht. Berlin, Jul. Springer. 2 Bde. 3 ℳ.

Grimma und Umgegend. Führer durch, 3. Aufl. Grimma, F. Hering 50 ₰.

Handels- und Gewerbe-Kammer zu Dresden, Bericht der, 1877—1880. Dresden, C. Heinrich.

Hermrus, Das rvanget. Bekenntniß. Bnrmen, Hugo Klein. 75 ₰.

v. Holtzendorff, Encyklopädie der Rechtswissenschaft. 4. Aufl. 1. Lfg. Leipzig, Duncker & Humblat. à 1,20 ℳ.

Horn, Handbuch des Hunde-Sport. Wien, A. Hartleben. 5,40 ℳ.

Jacobi, Die Innungen nach dem Reichsgrsetz vom 18. Juli 1881 ꝛc. Berlin, F. Kortkampf. 2,40 ℳ.

„ Die Gewerdeordnung vom 21. Juni 1869. 15. Aufl. Berlin, F. Kortkampf. 2,40 ℳ.

Innungsgesetz, siehe „Gewerdeordnung" und „Jacobi".

Kaden, Skizzen und Culturbilder aus Italien. Jena, Herm. Costenadle.

Kartenwerke: Rosenmüller's tapagraphische Karte der Umgegend von Leipzig. Leipzig, Giesecke & Devrient. — Karte der Dalamiten. Wien, A. Hartleden, 00 ₰. — Plan von Wien und den Vororten. 4. Aufl. 50 ₰; dgl. und nächster Umgebung. 2. Aufl. 75 ₰. Wien, A. Hartleben. — Räffel's Karte des gesammten Vogtlands. 5. revid. Addr. Plauen, F. E. Neupert. 1,25 ℳ.

Kaller, Neueste Erfindungen und Erfahrungen. 6. Heft. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Korschrit, Das japanisch-chinesische Spiel „Go", ein Concurrent des Schach. Yakohama, Buchdruckerei des „Echa du Japon". In Dresden bei Frdr. Axt, in Leipzig bei Adalbert Hawsky.

Kraft, Hamburgs regelmäßige Dampfschiffs-Verdindungen. Hamburg, Ernst Kraft.

Kretschmer & Rohrbach, Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 25. Lfg. Leipzig, J. G. Bach. à 4 ℳ.

Kruse's Trauerspiel: Brutus. 2. Aufl. Leipzig, S. Hirzel.

v. Leixner, Unser Jahrhundert. 44. u. 45. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 ₰.

Literarischer Merkur. II. Jahrg. Nr. 15. Berlin, Franz Neugebauer. Virtelj. 75 ₰.

v. Malaetie, Mexikanische Skizzen. Erinnerungen an Kaiser Max. Leipzig, Greßner & Schramm.

Meurer, Handbuch des Alpinen Sport. Wien, A. Hartleben. 5,40 ℳ.

Meidenhauer, Das Weltall und seine Entwickelung. 9. Lfg. Köln, Ed. Heinr. Mayer. à 80 ₰.

v. d. Mosel, Repertarium des K. Sächs. Verwaltungsrechtes. 4. Aufl. 4. Lfg. Leipzig, Roßderg. à 1,20 ℳ.

Musikalien, Rob. Forderg's in Leipzig neue, von Adt, Bohm, Forberg, Giese, Gumbert, Löw, Ritter, Tschaikawsky und Wahlfahrt.

v. Muyden und Heinr. Frauberger, Die Erfindungen der neuesten Zeit. 5. bis 9. Heft. Leipzig, Otto Spamer. à 50 ₰.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden ꝛc. 17. u. 20. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 2 ℳ.

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. Mai c. Breslau, S. Schottländer.

v. Oertzen-Leppin, Zeugnisse wider die odligatarische Civilehe und für die Freiheit christlicher Eheschließungen ꝛc. Gütersloh. C. Bertelsmann. 80 ₰.

Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik. 3. Aufl. 4. Halbband. Leipzig, J. C. Hinrichs. 9 ℳ.

Paal's Antrittspredigt in der St. Nicolai-Kirche zu Leipzig den 30. April c. Leipzig, J. C. Hinrichs 30 ₰.

Patuschka, Unterredungen aus der Volkswirthschaftslehre. Schmölln, Reinhald Bauer. 80 ₰.

Paetter, Die Geschichte der Philosaphie im Grundriß. 2. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann. 6 ℳ.

Programme und Jahresberichte van Schulen, Gymnasien ꝛc.: Bericht über das 13. und 14. Schuljahr 1879/80 und 1880/81 des Technikums **Mittweida.**

Rabl, Illustrirter Führer durch das Pusterthal und die Dolomiten. Wien, A. Hartleben. 5,40 ℳ.

Reinhart siehe „Baisch".

Räffel, Karte des gesammten Vogtlands. 5. revid. Addr. Plauen, F. E. Neupert. 1,25 ℳ.

Ruff, Illustrirtes Gesundheits-Lexikan. Straßburg, R. Schultz & Camp. 8 ℳ.

Schneeberg. Gedenkblatt zur 400jähr. Jubelfeier. Van H. Jacobi. 2. Theil. Schneeberg, E. M. Gärtner. 80 ₰.

v. Schweiger-Lerchenfeld, Die Adria. 1. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Sociale Frage, Der Kernpunkt der, und ein Hinweis auf die große Gefahr, welche in dem liberalen Antrag auf Unfallversicherung enthalten ist. Berlin, Tharmann & Goetsch.

Taylor, Erreurs courantes sur la Vaccine. Lettre au Dr. W. B. Carpenter. 2ème Edition. London, William Young.

Tabak-Monopol, Wird das Deutsche Reichs-, den von der Regierung versprochenen Ertrag bringen? Altenburg, Gust. Schmidt.

Trentler, Fünfzehn Jahre in Süd-Amerika. 1. Bd. Leipzig, Rich. Lesser. à 3½ ℳ für die Abonnenten der „Weltpost".

Unfallversicherung siehe „Sociale Frage".

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. 5. Heft a. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Verfassung des Deutschen Reichs. Von Dr. L. v. Rönne. 4. Aufl. Berlin & Leipzig, J. Guttentag. 1 ℳ.

Verfassungspartei, Das Ende der, Vom Verfasser der Broschüre: „Das System Taaffe". Wien, Frdr. Otta Sintenis.

Wechselklagen ꝛc. siehe „Blätter für populäre Rechtswissenschaft".

Weltgeschichte, Illustrirte, für das Volk. 2. Aufl. von v. Corvin ꝛc. 78. bis 85. Lfg. Leipzig, Otta Spamer. à 50 ₰.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung ꝛc. 2. Jahrg. 5. u. 6. (Mai- u. Juni-) Heft. Leipzig, Rich. Lesser. Viertelj. 1 ℳ.

Wilhelmi, Die musterhafte Oekonomie-Wirthschafterin. 3. Aufl. von Dr. W. Löde. Straßburg. R. Schultz & Camp. 5 ℳ.

Willkomm, Führer ins Reich der Pflanzen. 2. Aufl. 9. & 10. Lfg. Leipzig, Herm. Mendelssohn.

Willmann, Didaktik als Bildungslehre. 1. Bd. Braunschweig, Frdr. Vieweg & Sohn.

Watt's naturwissenschaftlich-mathematisches Vademecum. Leipzig, Kößling'sche Buchhandlung.

Württembergischen Hauptfinanzetat, Ein Gang durch den, aber Warum müssen wir immer mehr Steuern zahlen? Stuttgart, Gölz & Rühling. 15 ₰.

Zeitungs-Katalag van Rudolf Masse. 18. Aufl. 1882/83. Berlin, Selbstverlag.

Druck aan B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 45. Sonntag, den 4. Juni. 1882.

Inhalt: In Memoriam! von J. Victor Carus. — Von der heraldischen Ausstellung in Berlin. — Bücherbesprechungen (Jesus-Messias der Herr und sein Volk, von Joh. Röntsch. Thüringische Kirchengeschichte, von Herm. Gebhardt. Jacob Böhme und die Alchymie. Alt und Neu; Vergangenheit und Gegenwart, von Moriz Bermann).

In Memoriam!

Der 19. April 1882 brachte ein für die Wissenschaft wie für die ganze gebildete Welt überhaupt schmerzlichst bedeutungsvolles Ereigniß. An diesem Tage erlosch das Leben des für die wissenschaftliche Erforschung der lebenden Natur erfolg- und einflußreichsten Mannes unseres Jahrhunderts, dessen Einfluß nicht blos auf die zunächst von ihm berührten, sondern auf die meisten anderen, einer exacten Behandlung zugänglichen Wissenszweige leicht ohne Gleichen in der Geschichte der Wissenschaften sein dürfte. An dem genannten Tage starb auf seiner Besitzung Down bei Beckenham in Kent, südöstlich von London, wenig Monate nach Vollendung seines dreiundsiebzigsten Jahres, Charles Darwin, dessen Name in den letzten dreiundzwanzig Jahren vielleicht öfter und mit verschiedneren Gesinnungen, — bewundernd und schlimmst tadelnd, freudigst erregt und zornig verstimmt, — genannt worden ist als der irgend eines andern Forschers. Sein im Herbst 1859 erschienenes, also von ihm als reifem 50jährigen Manne veröffentlichtes Werk „On the Origin of Species“ ist wol von den streng wissenschaftlichen Werken dieser Zeit das verbreitetste, sicher das wirkungsvollste gewesen; keine andere Erscheinung ist im Stande gewesen, so wie dies Buch, eine förmliche Literatur, mit Hand- und Lehrbüchern und monographischen Arbeiten, fast in allen Culturſprachen ins Leben zu rufen. Der Inhalt und namentlich die, nicht einmal von Darwin selbst gezogenen oder wenigstens nicht besonders in den Vordergrund gestellten letzten Consequenzen dieser seiner wichtigsten Schrift haben besonders bei Laien eine sich oft in stürmischen Wellen höchster Begeisterung und tiefster Indignation ergießende Aufregung hervorgerufen. Der unbedingtesten Anerkennung gegenüber hat sich mit ziemlicher Zähigkeit eine bis zur Verdammung gehende Anfeindung festzusetzen gesucht, besonders von Seiten eines Theils des Laienpublicums, welches bald seine Grundanschauungen zu subversiv, bald die nothwendigen, meist indeß nicht richtig gezogenen Folgerungen entwürdigend fand, freilich ohne überall die Werke des wunderbaren, mit einer wirklich fabelhaften Arbeitskraft ausgerüsteten Mannes weder ihrem positiven Gehalte nach noch nach ihrer methodischen Bedeutung richtig beurtheilen und würdigen zu können. Gerade diese Unmöglichkeit, dem großen Publicum das ganze, nur von der eingehendsten naturhistorischen Kenntniß zu bewältigende Beweismaterial vorlegen zu können, macht es sehr schwer, Darwin mit Erfolg gegen die mancherlei Angriffe zu vertheidigen, welche noch immer von Zeit zu Zeit gegen ihn gerichtet werden. Wenn in den folgenden Zeilen ein erneuter Versuch dazu gemacht wird, so ist sich Schreiber derselben wohl bewußt, daß er Leute, welche sich nicht überzeugen lassen wollen, auch nicht zu überzeugen im Stande sein wird. Er hält es aber jetzt, nach dem Tode des großen Mannes, für seine Pflicht, dessen von rein menschlicher Seite so hellstrahlendes Bild auch von wissenschaftlicher Seite als absolut fleckenlos darzustellen. Gelänge ihm dies, so würde schon von selbst daraus hervorgehen, daß auch Darwin's gesammte Welt- und Lebensanschauung eine ganz unanfechtbar edle und reine gewesen ist. Daß Darwin namentlich den Vorwurf des Atheismus nicht verdient, hat ihm ein hochgestellter Geistlicher seiner Kirche ausdrücklich schon zu einer Zeit bezeugt, als derselbe noch nicht erhoben worden war. Er konnte überhaupt nur von Leuten erhoben werden, welche nicht im Stande sind, den wissenschaftlichen Standpunkt der Naturbetrachtung von dem des wesentlich aufnehmenden Naturgenusses zu unterscheiden. Man wird hier unwillkürlich an Laplace und an dessen bekannte, Napoleon gegebene Antwort erinnert, als dieser sich verwundert darüber aussprach, daß in der „Mécanique céleste“ von Gott keine Rede sei: „je n'avais pas besoin de cette hypothèse!“ Laplace wollte damit nicht etwa sagen, daß für ihn das Dasein Gottes eine Hypothese sei; er drückte nur damit aus, daß er zur Erklärung der von ihm wissenschaftlich zu untersuchenden Erscheinungen kein vollständig unberechenbares Moment brauchen konnte, wie das persönliche Eingreifen Gottes in die Bahnen der Gestirne doch zweifellos sein würde. Es ist eben nicht die Aufgabe der Astronomie, die letzte Endursache des Bestehens und Bewegens der Gestirne aufzufinden, sondern nur die Gesetzmäßigkeit und unabänderliche Nothwendigkeit der Bewegungen nachzuweisen, wie dies ja auch für alle physikalischen Erscheinungen im praktischen Leben nicht blos für das einzig Nothwendige, sondern auch für das einzig Zulässige anerkannt wird. Kein Staat, keine Gemeinde, auch nicht die frömmste, würde z. B. einen technischen Beamten dulden, welcher bei Ueberwachung der Dampfmaschinen neben den sicher zu berechnenden Elementen, wie Wandungswiderstand, Dampfspannung u. s. s. noch Gott selbst als Kraft in seine Rechnung aufnehmen wollte; er würde zweifellos als gemeingefährlich entlassen werden. Es kommt hier, wie in allen ähnlichen Fällen, auf klares Erfassen dessen an, was Aufgabe der Wissenschaft ist und sein kann; und diese ist für die Wissenschaft der Natur, deren Erscheinungen zu erklären, d. h. sie als unter der Herrschaft der ewigen göttlichen Naturgesetze stehende, nothwendige Folgen bestimmter Bedingungen nachzuweisen. Es wird sich also für uns zunächst darum handeln, zu untersuchen, ob Darwin's Leistungen unter die Zahl der im eben erwähnten Sinne wissenschaftlich zu nennenden Arbeiten fallen oder ob sie die Producte einer die Welt aus sich heraus construiren wollenden Phantasie sind, in welch' letzterem Falle allein es wol in Frage kommen könnte, ob er etwa mit frivoler Hand das berührt hat, was den meisten Menschen ehrwürdig und heilig ist. Um nun den wissenschaftlichen Gehalt, die methodische Bedeutung und die ganze aufklärende Tragweite des Werkes, welches hauptsächlich seinen Namen verbreitet und zum Träger einer besonderen Richtung hat werden lassen, einigermaßen würdigen zu lernen, seien mir einige geschichtliche Bemerkungen gestattet.

Als infolge der Entdeckung des Seewegs nach Ost-Indien, der Entdeckung von Amerika und der mannigfachen sich an diese beiden Ereignisse knüpfenden Erweiterungen der Länder-, Völker- und Naturerkenntniß nicht blos der wissenschaftliche Horizont überhaupt erweitert wurde, sondern namentlich auch bis dahin unbekannte, neue Pflanzen- und Thierformen in immer größerer Menge zuströmten, hätte ein starres Festhalten an der aus dem Alterthum und Mittelalter überkommenen Art und Weise, Naturgegenstände zu beschreiben, zu ordnen und zu benennen, sehr bald zu vollständiger Verwirrung und zu der Unmöglichkeit geführt, einmol Beschriebenes mit Sicherheit von neuem Aehnlichen und erst zu Beschreibenden zu unterscheiden. Neben diesem treibenden und anregenden Umstande ist noch besonders die Thatsache zu betonen, daß man den Formen der belebten Natur ohne jedes Vorurtheil nnd jede Voreingenommenheit, ohne vorhergefaßte Ansicht über ihre etwaige Beständigkeit oder Veränderlichkeit gegenüberzutreten gewohnt und daher in gleicher Weise darauf vorbereitet war, sie entweder für wandelbar und veränderlich oder für starr und feststehend anzusehen. Nicht gerade direct zum Besten des wissenschaftlichen Fortschritts, aber doch indirect durch Befriedigung des sich zunächst sehr fühlbar aufdrängenden formalen Bedürfnisses nach Ordnung, fiel die Entscheidung zu Gunsten der letzten Alternative aus. John Ray erfand die Lehre von der naturhistorischen Art, Species. Durch die Bemühungen, unter den mannigfachen Verschiedenheiten, welche die einzelnen Formen der Pflanzen- und Thierwelt getrennt halten, diejenigen herauszufinden, welche diese Trennung am schärfsten und unveränderlichsten bezeichnen, war er zur Definition der Formen und zur Bestimmung dessen gelangt, was man als solche einzelne Formen anzusehen habe. Daß hierbei dasselbe Wort von nun an in einem technisch, künstlich, fixirten Sinne Verwendung fand, welches bis dahin in logisch-formalem Sinne allgemein gebraucht worden war, hing damit zusammen, daß seit den Thierschilderungen des Aristoteles alle kleineren Gruppen, welche durch bestimmte Merkmale ausgezeichnet wurden, die Bezeichnung Species erhalten hatten. Ray hatte nun zwar außer dem Begriffe der naturhistorischen Art auch ein Zeichen der specifischen Identität, ein Merkmal der Zusammengehörigkeit zu einer Art erfunden, nämlich die Abstammung von denselben Aeltern bei Thieren oder aus dem Samen der specifisch oder individuell identischen Pflanze. Doch giebt er selbst zu, daß dies Zeichen der specifischen Identität obschon constant, doch nicht ausnahmslos beständig sei; er sagt ausdrücklich, daß die Versuche (welche freilich vor der Kritik nicht Stand halten) es beweisen, daß es bei Pflanzen eine Umwandlung der Species giebt. Für ihn war also der Begriff der Art noch nicht zum formalen Grundelement des Systems erstarrt; dies wurde er erst bei C. v. Linné. Praktisch fruchtbar wurde überhaupt der Speciesbegriff erst, als sich das nothwendige Complement der präcisen Namengebung ihm zugesellte. Und dies war Linné's That, mit welcher aber auch die Dogmatisirung der Artlehre begründet wurde. Denn die nnn mit einem doppelten Namen (gewissermaßen Familien- und Taufnamen) bezeichneten und hierdurch sowie durch eine kurze technisch abgefaßte Beschreibung wiedererkennbar gemachten Formen bildeten den systematischen Ausgangspunkt, in Bezug auf welchen Linné einige Grundsätze von Ray entnahm, aber schärfer und ungleich künstlicher und beschränkender formulirte. Von dem obersten Satze ausgehend, daß es keine neuen Arten geben könne, erhob Linné das von Ray aufgestellte Zeichen der specifischen Identität, ohne weitere Versuche, es thatsächlich zu begründen, zum physiologischen Beweise der Speciseinheit. Das alte Wort: „Aehnliches gebiert nur Aehnliches" erweiterte er dahin, daß er sagte: Es giebt nur so viele Species wie ursprünglich erschaffen worden sind, und die diese Species darstellenden Individuen haben im Laufe der Zeiten nach den Gesetzen der Zeugung mehrere, aber immer sich selbst ähnliche oder gleiche hervorgebracht.

Was also bis zu Ray's Zeit (bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts) noch für biegsam und veränderlich galt, wurde von Linné für starr und unveränderlich erklärt; was bis zu Ray nur die Bezeichnung einer formell-logischen Eintheilungsform gewesen war, wurde von Linné zu einer von der Natur selbst gegebenen Gruppe, zum materiellen Ausdruck eines bestimmten Schöpfungsgedankens und damit zu einem unwandelbar festen Gebilde gemacht. — Nun wäre es aber wol schwerlich dieser, die Forschungsrichtung der damaligen Zeit kaum hindernde oder nur ernstlich berührende Umstand allein gewesen, welcher allmählich immer dringlicher die Zoologen und Botaniker zum Aufwerfen der Frage veranloßte, ob denn die Arten wirklich so ganz unveränderlich sind, wie sie von Linné charakterisirt sind. Denn für die reine Beschreibung, welche in den damaligen naturhistorischen Studien noch eine weitaus überwiegende Stellung inne hatte, ja selbst für die zunächst doch auch mit Beschreibungen, d. h. mit Feststellung des zootomischen Thatbestandes beginnende vergleichende Anatomie bot die Beständigkeit der Form scheinbar und vorläufig den einzig sichern und festen Boden dar. Waren doch selbst für Cuvier die von ihm zuerst erfaßten und durch eine Reihe ausgezeichneter Untersuchungen immer sicherer begründeten thierischen „Typen" auch nur der Ausdruck für die gegebenen, also angenommenermaßen feststehenden Formenverhältnisse im Thierreich, deren Werden und Zustandekommen ihn nicht berührte. Es war in diesen Typen gewissermaßen der Linné'sche Artbegriff wiederholt und auf einen großen Kreis übereinstimmender Thatsachen einer gleichen bestimmten Art erweitert übertragen worden; auch der „Typus" wurde als der die Organisation einer ganzen Classe oder einer noch größeren systematischen Abtheilung bestimmende und beherrschende Bauplan aufgefaßt, ebenso wie die Idee der „Art" die Gestalt, den Bau, das Leben aller zu ihr gehörenden Individuen beherrschen sollte.

Da trat nun zunächst von philosophischer Seite her die Ueberzeugung immer schärfer in den Vordergrund, daß man das überall bestehende ursächliche Abhängigkeitsverhältniß aller Dinge nicht bei den doch auch in ganz bestimmten Bedingungskreisen lebenden Pflanzen und Thieren unterbrochen sein lassen konnte; man lernte die psychologische Nöthigung fühlen, auch das erwachsene Thier als ein mit Naturnothwendigkeit gerade so gewordenes zu erkennen und erblickte ja schon in den, immerhin nur untergeordneteren, Veränderungen, welche bei den Thieren von ihrer Geburt an während ihres Heranwachsens zu beobachten waren, eine Reihe von abändernden Zuständen. Eine ganz bestimmte Form erhielten aber die sich hieraus ergebenden Betrachtungen erst, als mon anfing, die Entwicklungsgeschichte der Thiere zu untersuchen, d. h. die Reihe von Veränderungen, welche das Thier von dem Zustande an, in welchem es als Ei existirt, bis zur völligen Reife durchläuft, nnd als man daraus erkennen lernte, daß auch die höchsten Thiere in ihren früheren, vorübergehenden Entwicklungszuständen eine Reihe von Organisationsstufen darbieten, welche, wie man zunächst sagte, „in einem gewissen Sinne" die niederen Classen vorübergehend darstellen. Auf diesen Umstand macht nicht blos C. E. v. Boer, der Gründer der Entwicklungsgeschichte, ausdrücklich aufmerksam, sondern es eignet sich auch die naturphilosophische Schule diese Thatsachen in den gewagtesten Verallgemeinerungen an und gründet ihrerseits einen Entwicklungsplan des Thierreichs darauf. Auf die entwicklungsgeschichtlichen Veränderungen, welche die verschiedenen Repräsentanten eines und desselben Typus in verschiedener Weise darbieten, sich beziehend, weist C. E. v. Baer darauf hin, daß nicht der Typus, dem ein Thier angehört, allein die Stellung desselben bestimmt, sondern daß dazu auch besonders noch die Entwicklungsform maßgebend sei, in welcher der typische Bau bei dem betreffenden

Thier erscheint. — Durch die Entwicklungsgeschichte war also in die Betrachtung des Thierlebens nicht blos für das Individuum ein Moment der Umwandlung und Veränderung gekommen, sondern es war schon der, den Thatsachen entspringende Gedanke von der Uebereinstimmung früherer Zustände höherer Thiere mit den bleibenden Formverhältnissen niederer Thiere angeregt worden.

Aber schon ehe man die Entwicklungsgeschichte als die Verwandlungsgeschichte der zu einem Typus gehörenden Thiere, gewissermaßen im Auszuge wiederholt, anzusehen sich anschickte, war die bei den arbeitenden Zoologen ganz allgemein angenommene Voraussetzung von der Unveränderlichkeit der Arten direct von einem Manne in Zweifel gezogen worden, welcher, selbst Botaniker nnd Zoolog und ein ausgezeichneter Formenkenner, die Umwandlung der Arten und die sich dadurch manifestirende Entwicklung des ganzen Thierreichs nicht blos zuerst mit Ueberzeugung lehrte, sondern auch schon durch Erscheinungen zu erklären suchte, welche, wenn auch nicht selbst physiologische Grundverhältnisse ausmachend, doch wenigstens aus den Lebenseigenthümlichkeiten der Thiere abgeleitet werden konnten. Dieser Mann war Lamarck, den man demnach als den Begründer der Transmutationslehre anzusehen hat. Er nimmt zwar Arten an, aber nur von begrenzter Dauer; ändern sich die äußeren Umstände, so ändern sich auch die Arten. Unter den hierbei wirksamen Momenten stellt er nun zwar das in die vorderste Reihe, was doch erst als das directe Resultat der Veränderung oder was selbst als eine Abänderung in einer bestimmten Richtung am Thiere erscheint, nämlich die Gewohnheiten, Triebe, Begierden, schreibt auch den äußeren Einflüssen eine besondere Wirkung zu, die eintretenden Veränderungen zu fixiren, erblickt aber doch schon in der Erblichkeit der Thiere eines der wichtigsten ursächlichen Momente, die durch allmählich eintretende Abänderungen bewirkte Divergenz der thierischen Formen zu erhalten nnd weiter zu führen.

Man könnte hier wol fragen, warum die von Lamarck ausgesprochene Annahme vom Ursprung der Arten nicht schon zu seiner Zeit allgemein verbreitet wurde nnd Anerkennung fand, um so mehr als der dem Anthropomorphismus seiner Auffassung entspringende, jene erzeugende Gedankengang in der Teleologie Kant's im Voraus schon eine Begründung gefunden hatte. Denn schon Kant hatte in Bezug auf die allmähliche Umänderung der lebenden Formen ausgesprochen, daß es immerhin denkbar sei, wie unter sich langsam ändernden äußeren Bedingungen der Organismus der Thiere sich in Beziehung auf diese immer zweckmäßiger gestalte. Für jene Thatsache lassen sich zweierlei Momente als Ursachen anführen. Es war zunächst die sich in gar zu kühnen Speculationen überstürzende Naturphilosophie, welche einerseits durch die Art ihrer Darstellung das eigentliche Forschen nicht in die richtigen Bahnen eintreten ließ und andererseits dem nüchternen Beobachter durch die abgerundete Form ihrer kosmogenetischen Ideen viel zu viel Hypothesen auf einmal darbot, als daß eine derselben sich als zur inductiven Bearbeitung einer speciellen Frage anregend hätte die Herrschaft sichern können. Der andere Umstand war der, daß die fast zu gleicher Zeit auftretende Typenlehre G. Cuvier's gerade eine solche arbeitende Hypothese lieferte, welche auch durch die sich schnell folgenden glänzenden Resultate als äußerst fruchtbar und glücklich erfunden anzuerkennen war. So erfolgreich sie sich aber auch zeigte, zumal sie in den entwicklungsgeschichtlichen Untersuchungen eine immer weiter gehende Begründung fand, so konnte sie doch schließlich nicht mehr weiter führen, da das in ihr liegende supranaturalistische Moment eine eigentliche wissenschaftliche Behandlung, den Versuch einer Erklärung nicht zuließ, ja eine solche ebenso principiell ausschloß, wie die Annahme der selbständigen Erschaffung der einzelnen Arten. Es ist daher kein Wunder, daß sich nach nnd nach immer zahlreichere Stimmen für die Anerkennung der in einzelnen Fällen thatsächlich beobachteten Veränderlichkeit der organischen Formen erhoben, in welcher Anerkennung natürlich auch die Ansicht eingeschlossen lag, daß die Typen gleich den Arten nur künstliche Gruppen für gewisse Classen von Thatsachen seien. Darwin hat in der Vorrede zu seinem Werke über den Ursprung der Arten eine ganze (übrigens leicht zu vergrößernde) Reihe von Naturforschern angeführt, welche sich in diesem Sinne geäußert haben. Abgesehen von irgend welchem philosophischen System und irgend einer allgemeinen Weltauffassung, welches beides hier in absolut keinerlei Betracht kam, waren diese Aeußerungen die ersten Anzeichen des sich vorbereitenden methodischen Fortschritts, daß man in der Natur vorliegende Erscheinungen als natürlich zu erklärende und nicht als supranaturalistisch zu deutende Thatsachen ansah.

Es waren nun „gewisse Thatsachen in der geographischen Verbreitung der organischen Bewohner Süd-Amerikas und der geologischen Beziehungen der lebenden zu den ausgestorbenen Bewohnern jenes Continents", welche Darwin auf seiner Reise (1831—1836) das Problem des Ursprungs der Arten nahe führten. Nicht einseitige Ansichten der englischen Sensualistenschule (wie ein neuerer Beurtheiler Darwin's sagt), überhaupt keine philosophische Meinung, sondern Thatsachen drängten sich Darwin auf, an deren Erklärung er sich zu versuchen entschloß. Bezeichnend für die Vorsicht, die Gründlichkeit und Umsicht und die Selbstbeherrschung, mit welcher er vorging, ist, daß er seiner eignen Erzählung zufolge fünf Jahre lang eifrig alle sich auf die Frage beziehenden thatsächlichen Momente zu sammeln fortfuhr, „ehe er sich gestattete, allgemeine Betrachtungen darüber anzustellen", daß er ferner erst nach weiteren zwei Jahren (1844) seine kurzen Notizen zu einer allgemeinen Skizze seiner Folgerungen erweiterte, welche er dann befreundeten Specialisten zur Prüfung und Discussion vorlegte, und daß er sich zur Veröffentlichung eines Auszugs aus seinem Werke, welches selbst er gleichfalls nur einen Auszug nannte, erst auf das Drängen seiner Freunde (1858) entschloß, als Wallace unabhängig von ihm zu sehr ähnlichen allgemeinen Schlüssen, namentlich in Bezug auf die natürliche Zuchtwahl gekommen war. Gleich ehrenvoll für Wallace wie für Darwin ist, was Ersterer über seine Stellung zu der ganzen Frage sagt: „Ich habe mein Leben lang die aufrichtigste Genugthuung gefühlt und fühle sie noch darüber, daß Hr. Darwin lange vor mir an der Arbeit war und daß es mir nicht beschieden blieb, einen „„Ursprung der Arten"" zu schreiben. Ich habe längst seitdem meine Kräfte messen können und weiß sehr wohl, daß sie der Arbeit nicht gewachsen gewesen wären. Weit tüchtigere Männer als ich müssen bekennen, daß sie nicht jene unermüdliche Geduld besitzen, große Massen von Thatsachen der verschiedensten Art aufzusammeln, noch jenes wunderbare Geschick, sie auszunutzen, jene ausgebreiteten und genauen physiologischen Kenntnisse, jenen Scharfsinn, Versuche auszusinnen, und das Geschick, dieselben auszuführen, noch endlich jenes wunderbare Talent der Darstellung, gleichzeitig klar, überzeugend und verständig, — Eigenschaften, welche in ihrer harmonischen Verbindung Hrn. Darwin zu dem Manne machen, welcher vielleicht von allen jetzt Lebenden für die große Aufgabe, welche er unternommen und gelöst hat, am besten geeignet ist."

Wenn nun aus dem oben Angeführten hervorgeht, daß Darwin durch Aufnahme der Frage nach dem Ursprung der Arten dem Drängen der Wissenschaft nach einer naturgemäßeren Auffassung nachgab, so liegt doch der eigentliche Schwerpunkt seines Einflusses in dem unendlich wichtigeren methodischen Fortschritt, welcher sich in der Art seiner Behandlung der Aufgabe zu erkennen gab. Und dies ist der Punkt, von welchem die meisten Mißverständnisse und irrthümlichen Auffassungen ausgegangen sind. Es handelte sich darum, eine große Reihe von Erscheinungen als natürlich verursacht, als unter das Causalitätsgesetz fallend, als nothwendige Folgen

bestimmter von der Natur gegebener Bedingungen nachzuweisen. Die bis dahin allgemein verbreitete Ansicht gab keinerlei Anhalt zu einer Möglichkeit einer Erklärung. Welches waren aber die wirksamen Kräfte? In ähnlicher Weise nun, wie Ch. Lyell die geologischen Erscheinungen, die massigen Veränderungen der Erdoberflöche der Wirkungsweise plötzlicher großer Eingriffe von Kräften zu entziehen suchte, deren Wirksamkeit und Auftreten mehr oder weniger außer dem Bereich der wissenschaftlichen Erkenntniß lag, sie vielmehr als die natürlichen Folgen der täglich thötigen Agentien, wie der Luft, des Wassers u s. w. darzustellen unternahm und zu ihrer Erklärung auch damit ausreichte, nahm auch Darwin, um Erscheinungen, welche die lebende Welt bardot, zu erklären, die von den Pflanzen und Thieren selbst dargebotenen Lebensvorgänge zum Ausgangspunkt der Erklärung. Durch eine wenn auch noch so eingehende Untersuchung der anatomischen, entwicklungsgeschichtlichen und biologischen Momente würde er aber niemals zur Gewinnung einer neuen, sämmtliche Thatsachen geistig vereinenden Ansicht haben gelangen können, da eine solche Arbeit wie jede rein inductive Forschung nur die Giltigkeit des bereits Erkannten auf immer mehr Theile desselben Gebiets zu erweitern im Stande ist. Es mußte also eine die Erklärungsgründe enthaltende Hypothese aufgestellt werden. Den Grundgedanken einer solchen hatte nun Darwin nicht erst zu erfinden; er war bereits von Lamarck ausgesprochen worden; Darwin vervollständigte die Hypothese aber durch Zufügung der Erklärungsgründe. Er sagte: Dos was man bis jetzt anatomische oder systematische Verwandtschaft genannt hat, ist nicht blos als eine nur bildlich mit einer solchen zu vergleichende Aehnlichkeit gewisser Formen mit einander aufzufassen, sondern ist der Ausdruck einer wirklichen Blutsverwondtschaft. Die größere oder geringere Uebereinstimmung der Formen beruht auf dem näheren oder entfernteren Grade dieser Verwandtschaft. Mit der Abstammung geht infolge der allen Lebewesen zukommenden Veränderlichkeit eine sich allmählich in immer weiteren Grenzen bewegende Verschiedenartigkeit derselben Hand in Hand. Es werden aber auch infolge der mit der Fortpflanzung verbundenen Zahlenzunahme der Individuen diese einem immer heftiger werdenden Kampfe um's Dasein ausgesetzt. Für gewisse äußere Lebensbedingungen, welche sich ja auch vielfach geändert haben und noch ändern, werden nur gewisse abgeänderte Formen die nothwendigen Organisationsverhöltnisse darbieten. Diese allein können leben und bleiben daher erholten, während die nicht durch den Besitz dieser nothwendigen Einzelnheiten des Baues, der Lebenseigenthümlichkeiten und so fort begünstigten Formen untergehen. Dies wird bildlich als notürliche Zuchtwahl bezeichnet. Darwin faßt dies selbst in folgender Schilderung zusammen: „Es ist interessant, beim Anblick eines dicht bewochsenen Abhongs, bedeckt mit blühenden Pflanzen vielerlei Art, mit singenden Vögeln in den Büschen, mit schwärmenden Insecten in der Luft, mit kriechenden Würmern im feuchten Boden, sich zu vergegenwärtigen, doß alle diese künstlich gebauten Lebensformen, so abweichend unter sich und in einer so complicirten Weise von einander abhängig, durch Gesetze hervorgebracht sind, welche noch fort und fort um uns wirken. Diese Gesetze, im weitesten Sinne genommen, heißen: Wachsthum mit Fortpflanzung; Vererbung, fast in der Fortpflanzung mit einbegriffen; Variabilität infolge der directen und indirecten Einwirkungen äußerer Lebensbedingungen und des Gebrauchs oder Nichtgebrauchs; rasche Vermehrung in einem zum Kampfe um's Dasein und als Folge zu natürlicher Zuchtwahl führenden Grade, welche letztere wiederum Divergenz des Charakters und Erlöschen minder vervollkommneter Formen bedingt."

Es ist hier nicht der Ort, auf etwaige sachliche Einwendungen gegen Darwin's Ansichten einzugehen. Darwin hat sie mit großer Offenheit selbst einzeln ausführlich durchgegangen und überall da, wo er sich überzeugte, daß er eine Thatsache zu stark betont oder nicht richtig beurtheilt, wo er ein Moment nicht genügend berücksichtigt oder zu sehr in den Vordergrund gestellt hatte (was beiläufig gesagt nur äußerst selten vorgekommen ist, da er von Anfang an mit der strengsten Selbstkritik verfahren ist), der Kritik Rechnung getragen, und zwar der leidenschaftlichst erregten mit derselben Anerkennung und Ruhe wie der sich streng an Thatsachen haltenden. Wesentlich kommt es hier darauf on: einmal die formale Stellung seiner Ansichten oder Lehre zu kennzeichnen, dann zu untersuchen, ob er wirklich eine neue Weltanschauung begründet hat, und endlich, ob sein gonzer wissenschaftlicher Standpunkt gegen die Religion ankämpft. Es wurde oben darauf hingewiesen, daß es Aufgabe der Naturwissenschaft sei, natürliche Erscheinungen zu erklären, d. h. als verursacht nachzuweisen. Nach dem dort geforderten, im Vorstehenden gegebenen Nachweise kann es nicht angezweifelt oder angefochten werden, daß Darwin's Hauptwerk (und es wird sich zeigen, daß seine meisten Forschungen sich mehr oder weniger direct auf die Cardinalfrage über den Ursprung der Arten beziehen) im strengsten und besten Sinne wissenschaftlich zu nennen ist. Auch legt er den in seinem Werke über die Entstehung der Arten entwickelten Gedankenzügen durchaus nicht den Charakter einer abgeschlossenen, über alle Zweifel erhabenen Lehre oder Doctrin bei, sondern bezeichnet seine Darstellung wiederholt als view (Ansicht), supposition (Annahme), theory (zufolge der populären Verwechslung der „Hypothese" mit „Theorie"). Sein entschiedener Anhänger Huxley spricht von Darwin's Ansicht wiederholt als „Hypothese", was sie logisch formal genau so viel ist, wie es Newton's Annahme des Gravitationsprincips war. Da nun außerdem seine Hypothese die dadurch zu erklärenden Thatsachen wirklich erklärt, unter ihrer Annahme entschieden unlösliche Erscheinungen in dem von ihr getroffenen Kreise nicht gefunden worden sind, von einzelnen schwierigen Fällen die große Mehrzahl schon als mit dieser Hypothese völlig vereinbar anerkannt worden ist, und der ganze Kreis der hier zu berücksichtigenden Thatsachen auf keine andere Weise weder verständlich noch weniger erklärbar gemacht werden kann (denn die Annahme einer selbständigen Erschaffung der einzelnen Lebesormen erklärt diese nicht, sondern entzieht sie im Gegentheil der wissenschaftlichen Untersuchung), so muß zugegeben werden, daß die Aufstellung der Hypothese Darwin's einen nicht blos methodischen, sondern einen die wissenschaftliche Erkenntniß wesentlich erweiternden Fortschritt bezeichnet. Wenn eben gesagt wurde, doß die Hypothese die Thatsachen wirklich erkläre, so kann dies selbstverständlich nur im logisch formalen Sinne gemeint werden. Die als Erklärungsgründe herangezogenen Momente (Fortpflanzung, Veränderlichkeit, Erblichkeit, Kampf um's Dasein) sind unumstößlich sichere Thatsachen; dies genügt, sie zur Erklärung anderer Erscheinungen heranzuziehen, schließt aber nicht die Nöthigung ein, sie selbst wieder zu erklären. Darwin beansprucht eben durchaus nicht, die letzten Räthsel des Lebens zu lösen; deshalb hat er weder die Frage nach der ersten Entstehung des Lebens, noch nach den im Ablanse des Lebens thätigen einfachsten Kräften und Gesetzen irgendwie berührt, ebensowenig wie Newton danoch gefragt hat, woher die Gestirne stammen und wie sie auf ihre Stellen und Bahnen im Raume gekommen sind.

Der Gedanke, Darwin als den Gründer einer neuen Weltanschauung anzusehen, liegt um so näher, je entschiedener man die Bestrebungen der Neuzeit, der Entwicklung aller Erscheinungen im Natur-, Menschen- und Völkerleben nachzuforschen, auf Darwin's directe Anregung zurückzuführen sich bemüht. Wenn man aber frägt, wie sich Darwin selbst zu einer derartigen Verallgemeinerung gestellt hat, so findet man nirgends einen Hinweis auf ein bestimmtes, allgemeines philosophisches Problem, sondern nur ein zähes Durcharbeiten der einmal in Angriff genommenen Aufgabe. Sieht man von seiner Reisebeschreibung und den sich derselben unmittelbar

anschließenden geologischen und zoologischen Arbeiten (Geologisches über Süd-Amerika, Corallen-Inseln, Rankenfüßer) ab, so beziehen sich seine sämmtlichen Schriften entweder direct auf die Frage nach dem Ursprunge der Arten, oder sie sind durch Verfolgung einzelner damit in innigster Verbindung stehender Thatsachenkreise entstanden. Die Schrift über das Variiren der Pflanzen und Thiere im Zustand der Domestication enthält das ungeheure Beobachtungsmaterial über die Veränderlichkeit und die Herkunft der Hausthiere und Garten- und Nutzpflanzen, ein Materiol, welches Darwin besonders als experimentelle Grundlage von Wichtigkeit wurde. Die Arbeiten über die Abstammung des Menschen und über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen sind Sperialuntersuchungen über die merkwürdige Uebereinstimmung im Bau, in den Lebenseigenthümlichkeiten, in den elementaren Formen der Affecte u. s. w. zwischen den niederen Säugethieren und den körperlich zweifellos zu den Säugethieren zu zählenden Menschen. Die hochbedeutungsvolle Schrift über die Wirkungen der Kreuz- und Selbstbefruchtung im Pflanzenreich mit den beiden Scheiften über die Befruchtung der Orchideen und über die verschiedenen Blüthenformen stehen im innigsten Zusammenhange mit einer der wichtigsten Fragen, welche die Lehre von der Art darbietet, mit der Fruchtbarkeit. Als Nebenresultate seiner ausgedehnten pflanzenphysiologischen Untersuchungen sind die Arbeiten über Insecten fressende Pflanzen, über Kletterpflanzen, über das Bewegungsvermögen der Pflanzen anzusehen. In allen den angeführten Scheiften sucht man aber vergebens nach einer Aussprache eines eine besondere Weltanschauung begründenden Wortes. Wol übersieht er aber durchaus nicht, welche Vortheile die auf die belebten Wesen Bezug habenden Wissenszweige aus einer Anschauung ziehen können, welche wie die seinige beinahe das ganze Gebiet des Lebens trifft und deckt. Er weist ausdrücklich darauf hin, welches Interesse die Morphologie und Systematik durch die mit der Abstammungslehre ihnen zugeführte Aufklärung gewinnen werden, wie die Physiologie durch Aufnahme der Fragen über Variiren, Correlation, Einfluß der Lebensbedingungen u. s. w. neue Arbeitsgebiete erhalten wird, wie Paläontologie und Zoogeographie Klärung gewinnen, wie auch die Psychologie und der Ursprung der Menschheit Licht erhalten werden. Das sind Alles sich mehr oder weniger eng an die Frage nach der Art und den zu ihrer Lösung herangezogenen Lebensprocessen sich anschließende Gesichtspunkte, welche sich auf dem allgemeinen Grund der Entwicklungslehre erheben. Diese hat durch Darwin's Hypothese eine feste, für alle mit der Biologie in Beziehung stehenden Wissenszweige wissenschaftlich verwenddore Form erhalten, sie war oder schon vor ihm da. Sie geht durch die allgemein naturwissenschaftliche Literatur des vierten bis sechsten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts wie ein rother Faden; sie wurde ganz bezeichnend von Al. v. Humboldt im Kosmos (1845) ausgesprochen, wenn er sagt: „Was in den Kreisen des Weltalls so unaussprechlich fesselt, ist minder noch die Erkenntniß des Seins als die des Werdens", und noch prägnanter in der bekannten Stelle: „Das Sein wird in seinem Umfang und innern Sein vollständig erst als ein Gewordenes erkannt", ein Wort, welches ebenso an die Naturphilosophie wie an die neueste Phose der Naturwissenschaft, den sogenonnten Darwinismus, erinnert, wonach also die Evolutionslehre schwerlich als erst von Darwin begründet, dagegen wol erweitert und in einer besondern Classe von Fällen, denen der lebenden Wesen, wissenschaftlich begründet dezeichnet werden kann.

Den letzten der oben angeführten Punkte, ob nämlich Dorwin's Lehre gegen die Religion streite, ließe ich vielleicht besser unberührt, da es hier auf der gegnerischen Seite an Unbefangenheit und gutem Willen fehlt. Wäre dies nicht der Fall, wie könnte man es sonst verstehen, daß man z. B. von jener Seite Darwin „Flachheit" vorwirft. Einmal ist von Darwin seiner Scheift neben einer Stelle aus Whewell's Bridgewater-Buche (zur Verherrlichung Gottes) und aus Butler's Analogy of Religion folgendes Motto aus Bacon vorgesetzt worden: „Niemand soll aus kleinmüthiger Bescheidenheit oder übel angebrachter Mäßigung glauben oder behaupten, doß man je zu tief oder zu gut in das Buch von Gottes Wort oder in das Buch von Gottes Werken, Religion und Natur, eindeingen könne; man soll vielmehr in beiden endlos zu lernen und fortzuschreiten sich bemühen." Ferner kann man doch Niemand daraus einen Vorwurf mochen, daß er Etwas ungelöst läßt, mit dessen Lösung er nichts zu thun haben zu wollen erklärt. Darwin weist selbst schon diesen Vorwurf zurück nnd sagt: „Wer vermöchte zu sagen, was das Wesen der Grovitation sei? . . und doch werden die aus diesem unbekonnten Elemente der Attraction abgeleiteten Resultate ohne Einrede angenommen." Es kam Darwin bei Begründung seiner Selectionslehre weder darauf an, das letzte Geheimniß des Lebens zu enthüllen, noch darauf, die edelsten geistigen Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen, ebenso wenig wie es einem Theologen einfallen wird, durch eine dogmatische Untersuchung eine naturwissenschoftliche Aufgabe lösen zu wollen. Daß er, im vollen Einklang mit der im obigen Motto ausgesprochenen Gesinnung, darauf Bedacht nahm, die religiösen Gefühle Anderer zu schonen, beweist, daß er zur Beruhigung daran erinnert, wie Leibnitz anfangs Newton wegen des doch jetzt allgemein angenommenen und nicht mehr für verletzend angesehenen Gravitationspeincips angegeiffen hat, weil dies „die natürliche Religion untergrabe, die offenbarte verleugne". Ferner schreibt ihm ein speciell darum befragter Geistlicher: „er habe allmählich einsehen gelernt, daß es eine ebenso erhadene Vorstellung von der Gottheit sei, zu glauben, daß sie nur wenige der Selbstentwicklung in andere und nothwendige Formen fähige Urtypen geschaffen, wie daß sie immer wieder neue Schöpfungsacte nöthig gehabt habe, um die Lücken auszufüllen, welche durch die Wirkung ihrer eigenen Gesetze entstanden seien." Ist es nach all diesen Zeugnissen für ein echt religiöses Bewußtsein nicht geradezu eine zur Discreditirung des Mannes, wie im Grunde jeder wissenschaftlichen Forschung, führende Verdächtigung, wenn Darwin's Lehre uncheistliche Elemente zugeschrieben werden. Was soll das überhaupt bei der Beurtheilung einer physiologischen Leistung heißen: „uncheistlich"? Die Methoden der Naturwissenschaft sind eben von denen der theologischen Wissenschaft verschieden; die Wahrheit ist aber für beide eine und dieselbe; die Wege sind verschieden, führen aber zum gleichen Ziele. Man hat zwar die Gnade gehabt, Darwin „nicht ohne Weiteres" den Antichrist zu nennen, auch auszusprechen, daß weder Darwin selbst noch seine Lehre „an und für sich" grundsötzliche Umsturztendenzen verfolge, hat aber doch in diesen wunderbar beschränkenden Zusätzen zum Theil das Zugeständniß, was eben ausgesprochen werden soll, als sei es schon leid geworden, wieder aufgehoben oder doch wenigstens einen zu dieser Aufhebung führenden geheimen Vordehalt geschaffen, auf den unter Umständen triumphirend hingewiesen werden könnte. Aus diesem Allen scheint doch eine ziemliche Besorgniß in Bezug auf den etwaigen Einfluß der Lehre Darwin's auf das Cheistenthum hervorzugehen. Diesem von theologischer Seite verrathenen Mangel an Zuversicht in die Macht des Cheistenthums gegenüber gestattet sich Schreiber dieser Zeilen vom rein Darwin'schen Standpunkte aus der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß dos Christenthum doch wol tiefer begründet und fester erbaut ist, als daß es durch eine allgemein biologische Hypothese irgendwie gefährdet werden könne. J. Victor Carus.

Von der heraldischen Ausstellung in Berlin.

Die Aufgabe, welche sich der Verein „Herold" gestellt hat, eine umfassende Ausstellung von Gegenständen aus dem Gebiete der Heraldik, Sphragistik und Genealogie zu veranstalten, wurde in einer alle Erwartungen übertreffenden Weise gelöst. In reichster Fülle finden sich in den Ausstellungsräumen die seltensten und werthvollsten Objecte vereinigt, gleich interessant für den gelehrten Forscher wie für den Laien, den Historiker wie für Jenen, der die genannten Fächer zu seinem Specialstudium gewählt, den Künstler und Kunsttechniker, denn all die Wappen, Siegel und Stammbäume, die uns Kunde aus längst vergangenen Tagen bringen, sind ein Beleg für die Wichtigkeit der Heraldik, Sphragistik und Genealogie als unentbehrliche Hilfswissenschaften der Geschichte, bringen aber auch deren vielfache Anwendung in Kunst und Kunstgewerbe zur Anschauung durch prachtvoll hergestellte heraldische Embleme auf Waffen und Rüstungen, Erzeugnissen der Goldschmiedekunst und Metallindustrie, durch Steingravirungen, Sculpturen, Holzschnitzereien, auf Majoliken und Porzellan, geschliffenen und gemalten Gläsern, bei Arbeiten in Meerschaum und Elfenbein, gepreßten und geschnittenen Lederwaaren, Erzeugnissen der Textilindustrie, Stickereien, Kunstdrucken u. s. w. Wenn wir uns hier eine Bemerkung erlauben, so ist es nur jene, daß die Gegenstände nicht rein systematisch, sondern mit Rücksicht auf decorative Wirkung geordnet sind, was die Uebersichtlichkeit einigermaßen beeinträchtigt, obwol es wieder dadurch bedingt wurde, daß es wichtig erschien, die alten Kunstgegenstände von den modernen zu trennen. Nur die genealogische, heraldische und sphragistische Ausstellung des Hauses Hohenzollern ist ungetrennt in einem der kleineren Säle aufgestellt; die werthvollen Einsendungen der Dresdener Kunstgewerbeschule sind zu einer Collectivausstellung vereinigt. Es wird durch diesen Aufsatz keineswegs beabsichtigt, die Ausstellung wissenschaftlich zu beleuchten oder einen Einblick in all' die prächtig decorirten Räume mit ihrem überreichen Inhalt zu eröffnen, sondern es sollen nur hauptsächlich jene Objecte hervorgehoben werden, welche aus sächsischen Landen stammen oder auf selbe Bezug nehmen, wenn wir gleich der Ansicht sind, die vorerwähnte Hohenzollern-Ausstellung, welche auch in decorativer Beziehung den Glanzpunkt bildet, nicht übergehen zu dürfen. Durch den ersten Saal, dessen Decke mit den bunten Flaggen und Wimpeln der kaiserlichen Marine reizvoll decorirt ist, während den oberen Theil der Wände prächtige Holzschnitzereien, Gobelins, Teppiche, Waffentrophäen schmücken, an dem untern Theile hohe Glasschränke mit kostbarstem Inhalte sich hinziehen, gelangt man in den „Hohenzollernsaal". Die Reichsbanner und üppige Sammet- und Plüschdraperien verhüllen die Wände, echte orientalische Teppiche dienen als Portière; ein wahrhaft künstlerisches Verständniß hat durch die gesammte Anordnung einen effectvollen Eindruck erzielt. Gegenüber der Eingangsthüre erhebt sich, von einem Baldachin überschattet, der Thronsessel, welchen Friedrich I. bei der Krönung in Königsberg benützte; über demselben sind das kurfürstlich brandenburgische Wappenschild in Rautenform gestickt von den Nonnen zu Calcar und das in Holz geschnitzte, bemalte und vergoldete große kurfürstliche Wappen. Zu beiden Seiten des Thrones liegen die Modelle der deutschen Kaiser- und Kaiserinnen-Krone, auf den Stufen der Reichshelm, das brandenburgische Kurschwert, das deutsche Reichsschwert und der Commandostab. Die herrlich gearbeiteten Rüstungen der Kurfürsten Joachim I. und Georg Wilhelm flankiren die Estrade. Glasschränke und Kasten bergen Gegenstände aus dem Hohenzollern-Museum, kostbare Schmucksachen, darunter den herrlichen aus Gold und edlen Steinen verfertigten Schmuck des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, eine Kette mit dem sächsischen Wappen in Email, viele Münzen, Statuetten der Markgrafen von Brandenburg, Medaillen, Porzellan, Krystallgläser mit Familienwappen, das Reichssiegel neben einer Sammlung der ältesten Siegel von 30 Gliedern des Hohenzollern'schen Hauses u. s. w. Bilder, Stammbäume, Glastafeln, Waffen und Rüstungen aller Art bedecken den erübrigten Theil der Wände; eine geschlossene Thür ist zur Aufstellung herrlicher Glasmalereien benutzt.

Der nächstfolgende Raum ist für uns von besonderem Interesse, da derselbe zum größten Theile den Schätzen, welche die Dresdener Kunstgewerbeschule eingesandt, eingeräumt ist. Wir erblicken hier herrliche kunstgewerbliche Erzeugnisse des Mittelalters und der Renaissance. Die Wand links vom Eingange prangt mit seltenen Holzschnitten und Kupferstichen aus dem 16., 17. und 18. Jahrhunderte. Wir sehen das Brustbild Kaiser Maximilian's von Albrecht Dürer aus dem Jahre 1519, das Wappen Johann Segker's vom selben Meister, Wappenbilder aus Dürer's Schule; ferner ein Porträt der Sibylla, Kurfürstin von Sachsen, mit der Unterschrift: Effigies Sibyllae, Conjugis et illustrissima ducum Julia clusium familia anno 1551, das Porträt Melanchthon's — beide letztere Werke von Lukas Kranach —, ein in Kupfer gestochenes Brustbild des Kurfürsten August von Sachsen aus dem Jahre 1582, das Wappen des Erhart Radtolt um das Jahr 1500 herum, in Roth- und Schwarzdruck hergestellt, einen 1519 zu Augsburg verfertigten Holzschnitt aus Dürer's Schule, Carl V. auf dem Throne darstellend, ein gleiches Bild von Worms, Porträts eines bayerischen Fürstenpaares, des Herzogs Christoph von Württemberg (1564), Herzogs Ulrich von Mecklenburg (1529), des Grafen zu Oldenburg und Delmenhorst u. v. A. m. Von hohem Interesse ist das Titelblatt zur Dörtenberger'schen Bibel von 1543, vier aus demselben Jahre stammende Waffenentwürfe von H. S. Beham; von 1545 rühren 72 Holzschnitte her zu dem in Frankfurt erschienenen Werke: „Die Fahnenschwenker des Heyl. Röm. Reichs", weiter die Wappen von M. Zündt, der Pfirzing und Gründlach, der Stark, der Hüls von Ratzeburg u. s. w., jenes der Schrotz, der Holzschuher und Koler von H. Sibmacher, lauter Blätter von bedeutendem heraldischen Werthe, endlich der herrliche Kupferstich von Goltzius „Der Triumph Roms".

Nicht minder fesselnd sind die Erzeugnisse der Weberei und Stickerei. Da sieht man u. A. drei Casulas, unter denen eine päpstliche den Anspruch auf besondern Reichthum und kunstvolle Arbeit machen kann. Die vollendetste Applicationsarbeit ist dabei angewendet worden; den Aermeln ist die Tiara aufgestickt, dem untern Rande die Jungfrau Maria mit dem Jesukinde. Diese Kasel stammt aus dem 17. Jahrhundert, während die beiden andern in das 16. und 15. Jahrhundert zurückgreifen. Wie weit die Kunstfertigkeit bereits im 12. und 14. Säculum vorgeschritten, erzählen uns kostbare Seidenstoffe mit eingewirkten heraldischen Emblemen, schwerer Goldbrocat mit farbig brochirtem Pflanzenwerk und Thieren. Die fleißigen Hände der Aebtissin des Klosters Wirnhausen bei Celle haben einem Teppich nicht nur Wappen kunstvoll eingestickt, sondern auch Darstellungen aus Tristan und Isolde. Spruchtafeln und Bänder erklären die Bilder. Einen großen Theil der hier ausgestellten Objecte bildet gepreßtes Leder. Wahrhaft kostbare Stücke sind in Lederemaille mit Silberbeschlag, Gold, Bronze u. s. w. aus der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden, sowie zwölf von der dortigen Kunstgewerbeschule eingesendete wappengeschmückte Einbände aus dem 16. bis 19. Jahrhundert. Dieselben zeigen das sächsische und brandenburgische Wappen, das des Deutschen Reiches und Kursachsens, jene des Kurfürsten August und der Kurfürstin Anna von Sachsen u. A. m. Die vom Grafen Brühl ausgestellte Sammlung enthält Bände, welche der Bibliothek des ehemaligen Ministers gleichen Namens entstammen und durch die gediegene Arbeit den damaligen Leistungen sächsischer Buchbinder ein ehrenvolles Zeugniß geben. Ein dem

Digitized by Google

Dresdener Kunstmuseum gehöriger Stuhl aus dem 16. Jahrhunderte hat Sitz und Rücklehne aus Leder mit meisterhaft geschnittenen und gepreßten Wappenbildern und Ornamenten. Mit höchstem Interesse nahm der Kaiser bei seinem Besuch in der heraldischen Ausstellung das Normalgewicht von Kursachsen aus dem Jahre 1583 in Augenschein, ein großes Gefäß aus Bronze gegossen mit kunstvoll geschnittenem Griff und oberem Theile. Ersteren bilden zwei springende Löwen, in ihren Tatzen das Wappen haltend. Ebenso betrachtete der Kaiser sowol wie der Kronprinz mit gespannter Aufmerksamkeit die verschiedenen von der Stadt Leipzig eingesandten Becher und Humpen, namentlich den in Silber getriebenen Pokal, aus welchem, wie die Inschrift besagt, Kurfürst Joachim II. im Jahre 1570, wenige Tage vor seinem Tode, als er bei Dr. Luther (Sohn des Reformators) zu Gaste war, einen herzhaften Trunk that.

Unter dem reichen sphragistischen Material ist die Dresdener Kunstgewerbeschule u. A. durch zwei kostbare Petschafte aus Stahl und Silber vertreten; der Magistrat von Quedlinburg, dem Lieblingsaufenthalte der deutschen Kaiser aus sächsischem Stamme, von 1477 bis 1698 unter der Schutzherrlichkeit der Kurfürsten von Sachsen, hat allein 31 Stück ältere Siegelstempel, theils Stadtsiegel, theils solche des vormaligen Stiftes Quedlinburg, darunter das Petschaft der Gräfin Aurora von Königsmarck, eingesendet. Ein starker Anziehungspunkt für die Besucher der Ausstellung ist das sogenannte heraldische Zimmer von den Herren Rittmeister v. Keller und Rath Warnecke zusammgestellt. Alle darin befindlichen Objecte einzeln anzuführen würde den Zweck dieser Zeilen überschreiten, darum sei nur der im Besitze der Familie v. Keller befindlichen Waldmannskette Erwähnung gethan, welche nach einer Tradition im 13. Jahrhundert von dem in Zürich unschuldig zum Tode verurtheilten Bürgermeister Waldmann getragen und auf dem Schafott einem ihm befreundeten Vorfahren des jetzigen Besitzers zum Andenken gegeben wurde, und des sogenannten Kriegsalbums des Hrn. F. Warnecke, das von allgemeinstem Interesse ist. Alle Persönlichkeiten, welche an dem Feldzuge 1870/71 in hervorragender Weise sich betheiligt, von Sr. Maj. dem Kaiser an bis herab zum bekannten Trompeter von Mars-la-Tour, haben auf hübschen Albumblättern ihre Namen, oft auch noch einen Wahlspruch eingetragen. Man sieht die Autographen des Kaisers, des Kronprinzen, der Könige von Sachsen, Bayern, Württemberg, der Prinzen Carl und Friedrich Carl von Preußen, der Großherzöge von Hessen, von Mecklenburg-Schwerin u. s. w. Auch die kräftigen Schriftzüge des Fürsten Bismarck fehlen nicht, ebensowenig wie die des Generalfeldmarschalls Graf Moltke, der commandirenden Generäle u. s. w. Ein Buch enthält die Namen der Chefs der brandenburg-preußischen Armee bis zum Jahre 1806. Man zählt über hundert Stammbücher ganz oder größtentheils wohl erhalten mit den zierlichsten Wappenmalereien. Das merkwürdigste dieser Art ist das von der Jungfrau Catharina von und zu Kanstein im Jahre 1593 angelegte, welches 152 Parträts von Gliedern adeliger Geschlechter in Niedersachsen, Hessen und Westfalen enthält, die in verwandtschaftlichen Beziehungen zur Familie v. Kanstein standen. In dem angrenzenden Raume hat die Sammlung der deutschen und fremdländischen Ordensdecorationen Aufstellung gefunden. Hinter großen Vitrinen ist die Tracht des Hosenbandordens, wie sie vor wenigen Monaten König Albert von Sachsen bei der Investitur angelegt hatte, und jene des Schwarzen Adler-Ordens sichtbar. Die anstoßende Galerie beherbergt neben zahlreichen Wappen und Siegeln ein dem Dresdener historischen Museum entnommenes Kunstwerk, welches das Entzücken aller Sachverständigen erregt. Es ist dies ein Pokal aus Rauchtopas, welcher erst nach 9jähriger Arbeit des Hofsteinschneiders Siebenhaar in Warmbrunn zur Vollendung gelangte. Die fünf Schilder am ersten Knauf repräsentiren Landwirthschaft, Bergbau, Industrie, Schifffahrt, Eisenbahn und Telegraphie. Die Medaillons des mittleren Theils des Körpers tragen das Bildniß des Geh. Commerzienrathes Brock, der das Kunstwerk anfertigen ließ, das seines Vaters und das Familienwappen.

Im nächsten Saale fesselt die von Graf Brühl ausgestellte Collection aus dem „Schwanen-Service". Dasselbe wurde während der Jahre 1736—1740 für den kurfürstlich sächsischen Minister Grafen Brühl in Meißen angefertigt, und war der Tradition zufolge für die Kaiserin Catharina von Rußland bestimmt gewesen, von dieser jedoch nicht angenommen worden. Jedes einzelne Stück zeigt neben dem Brühl'schen Wappen einen Schwan und einen fliegenden Reiher. Das Service ist ein Unicum, indem die Formen nach Vollendung desselben zerbrochen wurden. Gleichzeitig stellt Graf Brühl vier herrliche große Gobelins mit Thieren und Wappen aus. Diese sind den 50 Stück entnommen, welche Ludwig XV. dem früher genannten Minister im Jahre 1750 als Geschenk für die erfolgreichen Unterhandlungen zur Vermählung einer sächsischen Prinzessin mit dem Dauphin verehrte.

Zu den interessantesten Räumen der Ausstellung gehört unstreitig der rothe Mittelsaal oder der „Waffensaal". Hier befinden sich die Sammlungen des Prinzen Carl von Preußen, historische Stücke aus dem Berliner Zeughause, solche, welche von dem Könige von Württemberg eingesendet, andere, die dem königl. historischen Museum und der Gewehrgalerie zu Dresden entnammen sind, und endlich die Collectiv-Ausstellung der Grafen zu Stolberg-Wernigerode, Schaafgotsche und Törring-Jettenbach. Von Ersteren sind hervorzuheben eine schwere Turnierrüstung mit geharnischtrm Roß, eine gothische Feldrüstung für Roß und Reiter, die Rüstung Friedrich II., Herzogs zu Liegnitz und Brieg, van prachtvoller Arbeit, weiter zwei sogenannte maximilianische Rüstungen. Ein Meisterwerk ist auch eine gothische halbe Rüstung vom Jahre 1540; eine ganze in sitzender Stellung von leichtem Eisen mit kunstvoll gearbeiteter Halskette, welche Kaiser Carl V. zugeschrieben wird. Hieran schließen sich Waffen aller Art, werthvoll in historischer wie künstlerischer Beziehung, darunter eine deutsche Büchse, die Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen dem Kurprinzen Johann Georg III. schenkte; ein Mortier (Steinmörser), Geschenk des Herzogs von Sachsen-Gotha an den König von Sachsen. Zu erwähnen sind noch eine Panzerjeder Kaiser Carl's V. mit dreischneidiger Klinge und dem Doppeladler auf dem Knaufe, ein Schwert zum Hieb, auf dessen Knauf die Wappen von Ungarn und Böhmen eingravirt sind, während die silberne Scheide mit gothischen Ornamenten reich emaillirt ist, ein wuchtiges Schwert von Schenk von Winterstetten aus dem 13. Jahrhundert und eine Armbrust mit kostbaren Gravirungen. Zwölf Geschützrohre, darunter solche mit Spruchreimen, sind dem Berliner Artillerie-Museum entnommen; darunter drei Hinterlader bayerischer, österreichischer und deutscher Provenienz aus den Jahren 1557, 1589 und 1619. Die Decke des Saales prangt in farbenreichem Flaggenschmucke aller seefahrenden Länder, unterbrochen durch die Standarten der Kaiser von Oesterreich und Rußland, sowie der Königin von England. Ueber den Thüren flattern die Fahnen der vier deutschen Königreiche, umgeben von jenen der Mittel- und Kleinstaaten, so daß jeder der Besucher der Ausstellung die heimathliche Farbe begrüßen kann.

Wol selten dürften sich wieder Schätze van solchem Werthe für den Kenner und Freund heraldischer Wissenschaft auf einem Punkte vereinigt finden, wie dies durch die gegenwärtige Ausstellung erreicht ist. —b—

Bücherbesprechungen.

□ Jesus-Messias der Herr und sein Volk. Ein pragmatischer Abriß der evangelischen Geschichte von Joh. Röntsch, P. in Nossen. Leipzig, Hinrichs. — Mit dieser Schrift hat der Verf. einen Cyclus von Evangelien-Arbeiten beendet, die ein schönes, in sich wohlgegliedertes, harmonisches Ganze bilden, das als ein „Leben Jesu" sehr wohl bezeichnet werden kann. Die beiden früher erschienenen Bände, von denen der eine unter dem Titel: „Die Herrlichkeit des Herrn" Christum in seiner menschlichen Wahrheit und Schönheit, wie in seiner göttlichen Herrlichkeit, den Gottessohn im Menschensohn darstellt, während der andere mit dem Titel: „Rabbuni" Christi Verhältniß zu seinen Jüngern beschreibt, haben mit Recht großen Anklang und lebhafte Anerkennung gefunden. Der Verf. hat eine besondere Gabe, zu den „Gebildeten unter den Gläubigen" zu reden, an die er sich ausdrücklich wendet. Materiell befähigt ihn dazu das Verständniß für das unleugbar vorhandene, wachsende Bedürfniß der Einsichtigeren unter den „Gläubigen", die Gestalt des Herrn und den Gang seines Lebens, von der Höhe unhistorischer Abstraction hinweg, unsern Blicken menschlich nahe zu rücken und geschichtlich zu verstehen. Dieses Bedürfniß ist nicht ein skeptisches, sondern ein religiöses, und sein lebhafteres Erwachen auch in der Gemeinde, unter den christlichen Laien, bezeichnet einen Fortschritt der christlichen Erkenntniß. Formell wird der Verf. zu einem solchen literarischen Dienst befähigt durch die ihm eigene Gabe der Darstellung, in der er es versteht, seinen Stoff nach seiner, sinniger Conception trefflich zu gruppiren und ihn in seinen einzelnen Zügen mit lebensvollster Anschaulichkeit zu entfalten. Und das Ganze seiner Arbeit ist durchweht von einem warmen Hauch tiefchristlicher Empfindung und innigster Liebe zu der Person des Herrn. Diese Eigenschaften, die den Verf. zu einem Biographen Jesu ganz besonders für unsre Zeit befähigen, bewähren sich auch in der vorliegenden Schrift. In derselben hat sich der Verf. die Aufgabe gestellt, den innern Zusammenhang der evangelischen Geschichte, insbesondere der Geschichte der Wirksamkeit des Herrn von seinem ersten Auftreten an bis zu der letzten furchtbaren Katastrophe nachzuweisen. Jeder Kundige weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Lösung dieser Aufgabe verbunden ist, wozu namentlich das Verhältniß der geschichtlichen Berichte der Synoptiker (in den drei ersten Evangelien) und des Johannes gehört. Wie weit es dem Verf. gelungen ist, diese Schwierigkeiten zu heben, darüber wird das Urtheil je nach den verschiedenen Standpunkten sehr verschieden lauten. Auch wir können dem Verf. nicht in allen seinen Combinationen folgen, namentlich was die Versuche betrifft, die Synoptiker und den Johannes in Einklang zu bringen, aber es sind feine Combinationen und geschickte Versuche; auch ist der Verf. frei von einer Harmonistik à tout prix; er bescheidet sich der Grenzen, die der exegetischen und geschichtlichen Forschung hier gesteckt sind. Jedenfalls bietet die Lectüre dieser tiefdurchdachten und wohlerwogenen, frisch und anziehend geschriebenen Schrift mit ihren an den tiefsten Contrasten reichen Bildern vielen Genuß und Erbauung und ist nur geeignet, die Ehrfurcht vor dem großen Gegenstande und die verständnißvolle Liebe zu ihm zu nähren.

□ Thüringische Kirchengeschichte seinen Landsleuten erzählt von Herm. Gebhardt, Pfarrer in Molschleben bei Gotha. 2. Band. Gotha, F. A. Perthes. 1881. — Mit diesem zweiten Bande ist das Werk, das bereits in den Einzellieferungen des ersten Bandes in diesen Blättern besprochen worden ist, vollendet. Es ist ein echtes Volksbuch, das doch zugleich für den gebildeten Leser seinen Reiz hat, in lebensvollster Anschaulichkeit und mit großer Wärme und Liebe geschrieben, mit einer Fülle der interessantesten Lebensbilder und einzelner charakteristischer Züge ausgestattet. So wenig das Buch auf die Bedeutung eines wissenschaftlichen Werkes Anspruch macht, so wird doch auch für die geschichtliche Forschung in demselben, und namentlich in dem vorliegenden Bande, manches neue Material auf Grund reicher localgeschichtlicher Ueberlieferung geboten. Namentlich gilt dies von der Reformationsgeschichte, diesem schönsten Kleinod und Juwel der thüringischen Kirchengeschichte, und von der schlimmsten und traurigsten Zeit, die unser Volk gesehen, von der Zeit des dreißigjährigen Krieges, dessen Greuel und Verwüstungen namentlich das schöne Thüringer Land furchtbar verheert haben. Was in dieser Zeit die Kirche durch treue, unter den schwersten Mühsalen und Entbehrungen ausharrende Seelsorge echter Pfarrer an dem armen Volke gethan, und wie edle fromme Fürsten nach dem Kriege, unter ihnen obenan Ernst der Fromme, ihres Landes und Volkes sich angenommen haben, das wird in beweglichster Weise erzählt. Sehr dankenswerth ist u. A. auch die auf S. 212 ff. und auf S. 376 ff. gegebene Uebersicht über die Beiträge, welche thüringische Sänger zu dem evangelischen Liederschatz im 16. und 17. Jahrhundert gegeben haben. Wir wünschen, daß diese Geschichte in weiten Kreisen, namentlich unter den Landsleuten des Verf., Verbreitung finden und sich als ein rechtes Volksbuch einbürgern möge, den historischen Sinn zu fördern und die Freude an der großen Geschichte, welche die Kirche im Herzen Deutschlands in einem seiner gesegnetsten Landstriche gehabt hat, zu nähren und zu stärken.

— Jacob Böhme und die Alchymie. Ein Beitrag zum Verständniß J. Böhme's. Nebst zwei Anhängen: J. G. Gichtel's Leben und Irrthümer und über ein Rosenkreuzerisches Manuscript. Von Dr. G. C. Adolf v. Harleß. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1882. — In dieser geistvollen und gelehrten Schrift wird namentlich der Zusammenhang Böhme's mit Paracelsus und den Alchymisten näher festzustellen versucht. Vom theologischen Standpunkt aus erfährt Böhme hier eine abweisende Beurtheilung wegen seiner Abwendung von der strengen Buchstabenlehre der Kirche. Dieses war für ihn auch die Veranlassung zu seiner abenteuerlichen Sprachphilosophie, in der er sich den geistigen Ursinn der Worte auszulegen versuchte. Es war im Fortgange der allgemeinen philosophischen Gedankenspeculation der neueren Zeit auf die erste Stufe, die der Scholastik des Mittelalters, eine zweite in einer umfassenden und tief greifenden Gährung aller damaligen Wissenselemente von der Welt gefolgt, als deren wichtigster und am meisten charakteristischer Vertreter in Deutschland doch zuletzt wol J. Böhme mit seiner alchymistischen Theosophie anzusehen sein dürfte. C. H.

△ Alt und Neu. Vergangenheit und Gegenwart. In Sage und Geschichte dargestellt von Moriz Bermann. In dem vorliegenden, auf diesem oft mit Glück betretenen Wege lieferungsweise erscheinenden Werke soll „in einzelnen Zügen und Episoden aus der Geschichte früherer Jahrhunderte und unserer Tage die Gleichartigkeit von Alt und Neu, von Vergangenheit und Gegenwart dargelegt, in einer Reihe von Erzählungen und Schilderungen wechselnden Inhalts (!) die ewigen, für alle Zeiten geltenden Lehren der Geschichte durch anmuthende (!) Beispiele erwiesen werden". So versichert uns wenigstens der Prospect; daneben sagt die Verlagshandlung von A. Hartleben in Wien, deren Rührigkeit in der That Anerkennung verdient, den Abonnenten des Werkes mit dessen Schlußhefte (dem 25.) die Lieferung einer eleganten, stilvollen Einbanddecke ohne irgend eine Vergütung dafür zu beanspruchen, zu, was wir hiermit getreulich registrirt haben wollen, während wir uns außer Stande erklären, auf Grund der bisher erschienenen und uns vorliegenden 2 Lieferungen ein sicheres Urtheil über den Werth und die Brauchbarkeit dieses übrigens mit Illustrationen und graphischen Darstellungen ausgestatteten Werkes uns zu bilden. Wir werden daher später auf dasselbe zurückkommen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 46. Donnerstag, den 8. Juni. 1882.

Inhalt: Der neue Refractor der Sternwarte zu Pulkowa, von B. Peter. — Kunstgewerbliche Briefe, von Heinr. Franberger. III. — Bücherbesprechungen (Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache, von Daniel Sanders. „Erfindungen der neuesten Zeit", herausgeg. von G. van Muyden und Heinrich Franberger. Die Adria, von Amand v. Schweiger-Lerchenfeld).

Der neue Refractor der Sternwarte zu Pulkowa.

In einer der letzten Nummern der „Astronomischen Nachrichten" giebt Otto v. Struve, der Director der Sternwarte zu Pulkowa, Details über den großen Refractor, welcher für das unter seiner Leitung stehende Institut im Bau begriffen ist, die auch für Nichtfachleute einiges Interesse haben dürften.

Bei der vor beiläufig 40 Jahren erfolgten Gründung der Pulkowaer Sternwarte durch Kaiser Nicolai I. hatte man die Absicht, ein Institut ins Leben zu rufen, welches in seiner Ausrüstung mit den bedeutendsten seiner Art jederzeit concurriren und dieselben womöglich noch übertreffen solle. Die Reihe bedeutender Arbeiten, welche im Laufe der Jahre von den Pulkowaer Astronomen geliefert worden sind, legt ein glänzendes Zeugniß ab dafür, daß das wissenschaftliche Personal jener astronomischen Colonie die ihm anvertrauten Hilfsmittel moderner Beobachtungskunst mit großem Fleiße und außerordentlicher Umsicht und mit Geschick auszunutzen verstanden hat. Wenn nun auch bei der Begründung der Sternwarte das gesammte Instrumentenmaterial derselben vollkommen auf der Höhe der Zeit stand, so ist es doch bei den enormen Fortschritten, welche die Technik in neuerer Zeit auch auf diesem Gebiete gemacht hat, nicht zu verwundern, wenn dies heutigen Tags trotz fortwährender Verbesserungen nicht mehr bei allen Pulkowaer Instrumenten der Fall ist, namentlich was die optische Mächtigkeit derselben anbelangt. Der große Refractor in Pulkowa von 15 Zoll Oeffnung, in der astronomischen Welt unter anderem bekannt durch die Messungen an Doppelsternen, welche beide Struve an ihm ausgeführt haben, der bei seiner Erbauung durch seine Dimensionen das Staunen aller Fachleute erregte, ist schon in den sechziger Jahren durch die Riesen überflügelt worden, welche amerikanischen Technikern ihren Ursprung verdanken. Um daher auf diesem Gebiete, womöglich auf lange Zeit hinaus, sich wieder das Uebergewicht zu sichern, wurde Struve durch die Liberalität der russischen Regierung beauftragt, das unter seiner Leitung stehende Institut mit einem Refractor auszurüsten, der an optischer Kraft und technischer Vollkommenheit seiner Meßapparate alle zur Zeit vorhandenen übertreffen sollte.

Zur besseren Orientirung wird es gut sein, hier einige erläuternde Worte einzuschalten. — Je größer die freie Oeffnung eines Objectivs ist, um so größer ist auch der Strahlencylinder, welcher durch dasselbe von einem unendlich fernen leuchtenden Punkte aufgefangen und in der Brennebene wieder zu einem Punkte vereinigt wird; um so heller erscheinen also durch ein solches Objectiv betrachtet die Objecte und um so deutlichere Bilder wird dasselbe von lichtschwachen Objecten liefern, während es anderseits auch die Anwendung stärkerer Vergrößerungen und dadurch Erkennen feinerer Structurverhältnisse ermöglicht. Mit dem Wachsen des Objectivdurchmessers ist aber nothwendig auch eine Zunahme in Dicke verbunden, um dem Objective die nöthige Steifigkeit zu verleihen und einer Deformation desselben durch seine eigene Schwere vorzubeugen, die nothwendig eine Verzerrung der Bilder herbeiführen würde. Durch die Zunahme in Dicke wird nun aber eine stärkere Absorption des Lichtes durch die Glasmasse verursacht, die mithin zum Theil den durch die Vergrößerung der Oeffnung erzielten Gewinn wieder aufhebt. Ferner erhöhen sich durch die Vergrößerung des Objectivs auch die Schwierigkeiten seiner Bearbeitung, so daß man leicht einsieht, daß es eine Grenze giebt, über welche hinaus bei einer Vergrößerung der Oeffnung der Gewinn an optischer Kraft kaum mehr wachsen dürfte. Auch muß man nicht vergessen, daß die Beschaffung eines Glasgusses von großen Dimensionen und der erforderlichen Reinheit und optischen Vollkommenheit auch noch heutigen Tages ein sehr schwieriges Problem bildet.

Nach eingehender Berathung mit anderen Sachverständigen glaubt O. Struve ein Objectiv von 30 Zoll freier Oeffnung als die Grenze ansehen zu müssen, über welche man heutigen Tags nicht hinausgehen kann, so lange nicht ein wesentlich anderes Material zur Verfügung steht. Demgemäß beauftragte er die auf diesem Gebiete durch Herstellung der ersten großen amerikanischen Riesenrefractoren rühmlichst bekannten Herren Alvan Clark und Söhne in Cambridgeport (Amerika) mit der Herstellung eines Objectivs von 30 Zoll Oeffnung. Als Termin für die Anfertigung desselben haben die genannten Herren sich vom 1. September 1879 an gerechnet 3½ Jahre ausbedungen. Der größte Theil dieser Zeit, 2 Jahre, war für die Beschaffung der erforderlichen Glasmassen angesetzt, die von der bekannten Firma Feil in Paris geliefert wurden. Welche Schwierigkeiten der Guß so großer optisch vollkommener Glasmassen bereitete, kann man daraus ersehen, daß die Beschaffung des erforderlichen Flintglasstückes zwar Anfang 1880 möglich wurde, hingegen die des Crownglasstückes nach mehreren mißlungenen Güssen erst Ende 1881 glückte, allerdings in einer Weise, welche an Durchsichtigkeit und Freiheit von Blasen und Streifen nichts zu wünschen übrig läßt. Neujahr wurde mit dem Schleifen begonnen und bereits in diesem Sommer hoffen die Herren Clark das Objectiv zur definitiven Prüfung am Himmel zur Disposition stellen zu können.

Mit was für Dimensionen man bei einem derartigen Instrumente zu rechnen hat, kann man daraus ersehen, daß das Objectiv eine Brennweite von 45 Fuß erhalten wird, das Gewicht der Linsen allein aber sich auf etwa 250 Pfund, inclusive der gußstählernen Fassung aber auf beiläufig 500 Pfund belaufen wird. Diese Massen machen natürlich ganz andere Einrichtungen nöthig als Objective kleiner Dimensionen. Ein Herausnehmen derselben aus der Fassung behufs der Reinigung, wie es sich von Zeit zu Zeit nöthig macht, würde nur unter Anwendung von besonders construirten Maschinen

Digitized by Google

und auch dann nicht ohne Gefahr für die Linsen selbst auszuführen sein. Um diesem vorzubeugen, sind die Verfertiger von der bisher gebräuchlichen Weise, die beiden Objectivhälften unmittelbar an einander zu setzen, so daß sie sich nahezu berühren, abgewichen und haben die Crown- und Flintglaslinse durch einen Zwischenraum von etwa 6 Zoll getrennt, dabei aber die Linsen durch eine solide Fassung in möglichst unabhängige Lage zu einander gebracht. Zweckmäßig angebrachte Oeffnungen ermöglichen dann den Arm in den freien Zwischenraum einzuführen und auch die inneren Flächen der Linsen zu reinigen. Diese Einrichtung gewährt noch einen anderen nicht zu unterschätzenden Vortheil, nämlich die möglichst schnelle und vollkommene Ausgleichung der Temperatur der umgebenden Luftschichten mit der Temperatur des Objectivs und dem im Rohre eingeschlossenen Luftcylinder durch zeitweiliges Oeffnen der eben erwähnten Oeffnungen, einer Ausgleichung, die auf die Güte der Bilder von wesentlichem Einflusse ist. Besondere Schwierigkeiten scheint eine zweckmäßige und zugleich unbedingt sichere Befestigung der Linsen in ihrer Fassung zu bereiten, die einerseits keine der Güte der Bilder schädliche Verschiedung der Linsen innerhalb derselben gestattet und andererseits doch auch bei den oft nicht zu vermeidenden raschen Temperaturänderungen keine Spannung in den Linsen erzeugt, durch welche sowol die Linsen an sich gefährdet werden könnten, als auch eine Verzerrung der Bilder hervorgerufen werden würde.

Die Ausführung des zweiten Haupttheiles des Instrumentes, der Montirung und des Mikrometers, durch welchen dasselbe erst zu einem exacten wissenschaftlichen Meßapparat gemacht wird und dessen Herstellung in Anbetracht der großen zu bewegenden Massen ganz besondere Schwierigkeiten bietet, ist der auf diesem Gebiete weltberühmten Firma Repsold in Hamburg übertragen worden. Auch in dieser Beziehung steht zu erwarten, daß das Vollkommenste geleistet werden wird, was in jetziger Zeit überhaupt geleistet werden kann. Im Wesentlichen wird sich der Bau nach dem ebenfalls von Repsold montirten 17 Zöller der Straßburger Sternwarte richten, der mit allen Neuerungen der Jetztzeit ausgestattet ist und im Herbst vorigen Jahres die ungetheilte Bewunderung der in Straßburg versammelten Astronomen erregte. Repsold hat sich für die Herstellung der Montirung einen Zeitraum von 2 Jahren ausbedungen und die Arbeit letztes Neujahr begonnen.

Der Drehthurm, in welchem dieser Riese seine Aufstellung erhalten wird, soll einen Durchmesser von 60 bis 63 Fuß und eine Höhe vom Fußboden ab von 55 Fuß haben und hat man hierfür die für das Pulkowaer Klima sich am meisten eignende Trommelform gewählt, wie sie auch bei den Drehthürmen der Leipziger Sternwarte in Anwendung gekommen ist, die aber in Pulkowa in Anbetracht der großen Dimensionen ihre besonderen Modificationen erfahren muß. Der Thurm wird durchaus von Eisen gebaut werden, außen mit leichten Brettern verschaalt, das innere Eisengerippe aber mit einer Decke von Filz versehen.

Im Herbste 1883, spätestens aber im Frühjahr 1884 hofft Otto v. Struve mit der Aufstellung des Instrumentes beginnen zu können.

Die Ausführung dieses Refractors, der in Anbetracht seiner enormen Herstellungskosten wol für längere Zeit hinaus das mächtigste Sehwerkzeug und Meßinstrument seiner Art bilden wird, ist übrigens auch ein interessantes Beispiel moderner und noch dazu internationaler Arbeitstheilung, indem für ein russisches Institut ein Fernrohr gebaut wird, dessen Glasmassen in Frankreich gegossen und in Amerika geschliffen werden, während seine Montirung in Deutschland verfertigt wird, russische Ingenieure aber den zugehörigen Drehthurm erbauen. Dr. B. Peter.

Kunstgewerbliche Briefe.

Von Heinrich Frauberger.

III.

Aus dem Leipziger Museum für Völkerkunde. — Japanische Strohmosaik. — Theekannen.

Die künstlerische Ausbildung der Gewerbserzeugnisse erhält stets neue Nahrung durch die Motive, welche den Erzeugnissen der Hausindustrie wie den Arbeiten wilder Völker entnommen werden, durch die Ideen, welche aus den Werken der Vergangenheit zu schöpfen sind und durch die Auffassungen, welche die Concurrenten, die Fabrikation des eigenen Landes sowie anderer civilisirter Völkerschaften beim Schauen und Studiren der Vorbilder gewonnen haben. Jegliches Ding wird da brauchbar gemacht für die Gegenwart, die silberne getriebene Fruchtschale der Renaissance dient dem Keramiker als Motiv für einen modellirten Aschenbecher, aus dem altdeutschen Bilde entnimmt der Weber das Brocatmuster und die Formenwelt aztekischer Töpferei wird Mode an europäischen Höfen. Unter solchen Gesichtspunkten betrachtet erscheinen die Museen und Sammlungen als Fundgruben für neue Ideen und Anregungen, als Lehrplätze für Stoff und Form, für Zier und Arbeitsart.

Eine solche unversiegbare Quelle ist das Museum für Völkerkunde; es besitzt neben den vielen wunderbaren Schätzen, welche als Beitrag des Culturlebens und der Eigenheiten fremder Nationen dienen, und unter ihnen eine große Anzahl von Gegenständen, welche den Gewerben unserer Zeit durch die Vorzüge des Materiales, durch das Originelle in der Form, das Geschmackvolle in der Musterung und Farbenwahl und durch die oft eigenartige technische Herstellung als Vorbilder erscheinen können. Daneben zeigen sich auch an vielen Gegenständen Eigenschaften der Arbeitskräfte, welche bei den unsrigen nicht in so hohem Grade zu finden sind, wie Sorgsamkeit und Geduld.

Gleich beim Eingang ist ein großes Strohbild aus Japan, eine vornehme Dame mit ihrer Dienerin darstellend, welche beide Figuren in Mosaik aus verschiedenfarbigem Stroh dargestellt und auf dem Papiergrund aufgeklebt sind. Wer genau dieses mühsam gearbeitete Werk betrachtet, wundert sich ebenso über die Geduld des Arbeiters, wie des Rohstoffs. Freilich ist auch das hierzu verwendete Stroh viel zäher als das unsrige; es ist ebenso wie mit dem Papier; während das aus bereits verbrauchten, vermoberten, kurzen Fasern hergestellte europäische Papier leicht bricht, ist das japanische aus der gesunden frischen langen Pflanzenfaser hergestellte Papier nur mit einiger Mühe zu zerreißen. Auf diesem festen zähen Grundstoff, der durch verstreute Gold- und Silberblättchen einen landschaftlichen Charakter erhalten hat und welcher in einem mit Strohmosaik bedeckten Holzrahmen festgespannt ist, sind beide Figuren mittels eines der vielen vorzüglichen Klebstoffe verbunden, die, aus Pflanzenwurzeln gewonnen, selbst beim dünnsten Anstrich große Festigkeit bewirken. Sehr verschieden in der Kraft sind die Farben; einzelne kalt wie beim Linnen, andere wieder saftig wie bei der Seide; geschickt sind die letzten nur in kleinen Stückchen, erstere selbst in größeren Flächen verwendet.

Obwol ein Bild in der Fläche, sind dabei doch plastische Mittel angewendet; Erhöhung wie beim Flachrelief, entweder durch Unterlegung oder durch einfaches wiederholtes Drücken herbeigeführt, zeigt sich bei den Köpfen und einzelnen Kostümtheilen, aber daneben ist auch häufig ein Uebereinander von Gewand und Schmuck zu sehen oder ein unterlegter Stoff sieht wie knitteriges Goldblatt durch die durchbrochenen Muster durch. Da das Stück tadellos erhalten ist, läßt es sich nicht leicht bestimmen, ob die Unterlegung durch Watte, Wolle,

Wachs aber auf andere Weise erfolgt ist; gar abwechselnd ist dies bei den Fabrikaten Ostasiens. Wie sich die Güte des Strohes aus der Farbenaufnahme und der Plastik erkennen läßt, dennach staunt man über die Geduld des Materiales, wenn man sieht, daß es (wie an der Fächerschleife) die Gravirung und Punzirung wie das Metall verträgt, ja selbst durch kreuzweise Streifung (wie beim Haupthaar) nicht zerschnitten wird. Ob man die Blumen, die Fleischtheile und Nägel, die Schmucksachen, die Fächer aber den von der Dienerin getragenen Blumenkarb besieht, man sieht überall die virtuose Technik.

Aber auch die Künstlerhand. Die bunte abere und untere Barte sind in ihrem Verhältniß unter einander und zur Bildfläche, die Figuren sind in dem Raume so trefflich untergebracht, daß auch der beste europäische Componist kein schöneres Verhältniß herauszuklügeln vermöchte; die vorzüglichen Eigenschaften des Staffes sind zwar sehr gut ausgebeutet, dennach ist nirgends dem Staffe Zwang angethan. Man sieht vielmehr allüberall, daß die Figuren für das Materiale gedacht, daß in ihrer Stellung und Durchführung auf die natürlichen Schranken gerechnet wurde, die der Stoff giebt. Wie vorzüglich diese aus so hinfälligem Stoffe gebildete Arbeit ist, erhellt aber schan daraus, daß sie nahezu tadellos ist, obwol das Bild in seinen Figuren aus mehreren tausenden von kleineren und größeren Strahstückchen zusammengesetzt ist und eingerollt die Reise von Japan nach Leipzig gemacht hat.

Durch alle die vielen kleinen Räume durch enthält dieses reiche Mnseum eine Fülle van Barbildern für die europäische Kunstindustrie, van denen für diesmal noch ein anderes interessantes Beispiel gegeben werden sall.

Vam Oriente haben wir Kaffee und Thee, aber auch die Formen der dafür gebräuchlichen Geschirre. Zwar sind die letzteren schan ast von den herkömmlichen astasiatischen Barbildern abgewichen, allein noch immer bleiben mit Recht diese die Muster und berechtigen selbst in den billigsten Stücken, namentlich in den Theekannen, mit Staunen und Neid diese Werke raffinirtesler keramischer Technik zu betrachten. In dem Schranke Nr. 50 des japanischen Zimmers im Museum für Völkerkunde, welcher eine Fülle lehrreicher und van den Thanwaaren- und Parzellanfabrikanten Eurapas nach lange nicht erreichter Stücke birgt, ist gegenwärtig eine Callection van 15 Theekannen ausgestellt, welche die wichtigsten Formen und sehr interessante Verfahren zeigen und in ihrer Aufeinanderfalge vam Fenster aus gegen die Mitte des Schrankes zu beschrieben werden sollen.

Die erste Kanne besteht aus rauhgebranntem, überaus dünnem Pfeifenthan mit Figuren in Schmelzfarben geziert; die zweite hat auf graubraunem Thane leichten Glafurbeguß und Schmelzfarben; die dritte zeigt ihren Schmelzfarbendecor auf glasirtem Pfeifenthon; die vierte hat Schrift und Figuren aus weißer Masse in den graubraunen Than gebettet; diese steingutartige Masse ist durchscheinend; technisch verwandte Stücke mit Blumen sind in mehreren Exemplaren varhanden. Die Verträglichkeit so differenter Grundstaffe vermögen unsere Keramiker noch lange nicht herzustellen; wenn sie vereinzelt Aehnliches erreichen wie Knall mit seinen auf Steingut aufgeschmolzenen Porzellanblumen, dann kasten salche Stücke so viele Mark als die japanischen — Pfennige, aber aber sie bleiben, wie einzelne Experimente Pröpel's, Steinguthälse auf Thanvasen zu setzen, die in einen Beguß gegeben, denselben am Halse blau, am Gefäßbauch schwarz erscheinen lassen, unerschwingliche Unica. Das fünfte Kännchen, reich mit eingedruckten Marken geziert, ist aus weißer Masse.

Es ist dieses curiose Pfennigstück nach näher zu betrachten; der kurze vierseitige Griff ist hahl und mit durchbrochenem Muster versehen und scheint die treffliche dünne leichte Masse auf den Holzmodel aufgelegt worden zu sein. Die abere Kannenöffnung hat gleich dem Deckel einen von der Kreislinie nur um ein Unscheinbares abweichenden ovalen Umriß, welcher bei geschickter Stellung des Deckels das Herausfallen desselben unmöglich macht, wenn man den Inhalt der Kanne leeren will. Der Deckelknapf ist drehbar; damit ist ein technisch schwieriges Problem gelöst und zugleich wird der Knapf zu einem Ventil, das sparsam die Dämpfe entläßt. Bei den früher beschriebenen Kannen ist am Griff aft noch ein loser, beweglicher Ring angebracht. Die Diele dieses fünften Kännchens ist mittels eines Siebes gegen das Eindringen der Theeblätter geschützt; auch da ist wieder die Art der Sieddildung, der Einfügung in den Gefäßkörper und in den Dielentheil bewundernswerth; es ist das außen unglasirte, aber zweimal gebrannte Kännchen im Inneen nicht blas glasirt, sandern auch unter der Glasur mit blauen Blümchen u. dgl. bemalt. Dabei ist das Kännchen federleicht, sind feine Wände kaum dicker als ein Kartenblatt, kurzum solche in Japan gewöhnliche Stücke sind in ihren trefflichen Eigenschaften von den besten europäischen Steingutfabrikanten nicht zu erreichen, auf keinen Fall in der sabelhaften Billigkeit.

Das nebenstehende sechste Kännchen hat auf der Steinzengmasse weißen Beguß, der aber von einzelnen Theilen durch Ueberlagen ferne gehalten wird; während somit der Grund glasirt ist, sieht der unglasirte Staff als Blume und Blatt und Frucht durch. Originell ist das siebente Kännchen. In der Provinz Fisen erzeugt man gerne zarte Geflechte, welche über Porzellantassen gegeben werden, bei diesem Stück dagegen bildete ein solches Geflecht aus Bambusfasern das Madell, auf welches der Than gedrückt wurde. Aus der Farbe der Odersläche scheint hervarzugehen, daß das Geflecht mit dem Einbrennen der Kanne verbrannt wurde. Die achte und neunte Kanne geben Beispiele des bekannten japanischen Steingut-Parzellans mit rath und blau; dagegen ist die zehnte Kanne wieder in ihrer Masse ein Stück von seltener Meisterschaft. Dieselben beiden Massen wie bei der vierten Kanne sind hier nebeneinander und durcheinander zu einem jaspirten Muster vereinigt; während aber die Schriftzeichen und Figuren bei der vierten Kanne ausgeschnitten und mit weißer Masse eingelegt sind, kann die Musterung der zehnten Kanne nur dadurch erfolgt sein, daß breitere und schmälere Streifen aus beiden Stoffen erst nebeneinandergelegt, dann gedreht und gezagen, kurzum so behandelt wurden, wie unsere Arbeiter dies beim Glase natürlich finden, nimmer aber beim Thon. Die elfte Kanne mit den dunten fastigen Farben, die dreizehnte mit den Silberblättern sind Vorbilder hinsichtlich des Decors, die zwölfte mit ihrem vielfach durchbahrten hahlen Henkel, dem zierlich durchbrochenen Rand und den zahlreichen Spuren der madellirenden Hand ist technisch interessant; ebenso die vierzehnte mit den freien Ringen am Deckelgriff; während bei ihr die gravirten Schriftzeichen mit einer Farbmasse hervorgehaben sind, sind die Verzierungen bei der graßen fünfzehnten Kanne vergoldet. — So zeigt diese kleine Sammlung schan eine Menge eigenartiger technischer Verfahren, welche wir nicht oder nur sehr schwer auszuführen vermögen.

Es ist deshalb so sehr zu bedauern, daß im Publicum noch immer die Anschauung varherrscht, die Mufeen seien blaße Curiositätenkammern, und daß bei den Gewerbetreibenden noch immer eine graße Schwerfälligkeit und Ungeschicklichkeit im Benützen des so reichhaltig und bequem Gebotenen besteht. Der Zeichner, der Lehrer, der Handwerker, sie alle sallten daselbst mit dem Stift in der Hand zu finden sein, um sich da ein Motiv, dart eine Form zu copiren und an einem madernen Werke wieder ins Leben zu rufen, was der Trieb nach Schmuck vielleicht schon var Jahrtausenden erfunden hat; die letzteren sallen aber auch aus der Technik kennen lernen, daß es nach Völker giebt, bei denen trotz Handarbeit billig und vortrefflich als Eigenschaften ihrer Erzeugnisse genannt werden können.

Bücherbesprechungen.

R—n. Von allen den zahlreichen Büchern und Büchlein, die Daniel Sanders nach Vollendung seines großen Wörterbuches veröffentlichte, hat keines einen so bedeutenden äußeren Erfolg gehabt wie sein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache". Es existiren davon zwei Ausgaben, eine große mit dem angeführten Titel und eine kleine mit dem Titel: „Kurzgefaßtes Wörterbuch u. s. w.". Von der großen liegt bereits die dreizehnte Auflage vor (Berlin, Langenscheidt 1882), die kleine, die besonders für den Schulgebrauch bestimmt wurde, hat es auch zu elf Auflagen gebracht. Die uns vorliegende neue Auflage der großen Ausgabe ist dadurch von den vorhergehenden verschieden, daß ihr ein Register hinzugefügt wurde, „welches alle die Hinweisungen enthält, für die im Buche selbst in der alphabetischen Reihenfolge nicht ein eigener Titelkopf vorhanden oder sonst eine Ergänzung nöthig ist". Dieses Buch trägt in besonders charakteristischer Weise alle Eigenthümlichkeiten, die Vorzüge wie die Schwächen, der Productionen Sander's zur Schau: großen Fleiß im Zusammentragen des Materials, scharfe Unterscheidung des logischen Sprachgebrauchs, und daneben bedauerlichen Mangel an Kenntnissen der älteren Sprache und darum vielseitige Verkennung des historisch Gewordenen. Das Werk wäre besser gerathen, wenn der Verfasser nicht hartnäckig an seiner unwissenschaftlichen Weise festhielte, alles auf eigene Faust von Anfang an zu suchen und festzustellen und sich um frühere Arbeiten nicht zu bekümmern. Eine Unmasse von zweifelhaften Fällen des Sprachgebrauchs aller Art, schwankende Lautgestaltungen, Flexionen, Bildungen u. s. w., hätte er noch verwerthen können, wenn er sich — ganz abgesehen von Grimm's Grammatik — in den grammatischen Büchern z. B. von Koberstein, Hahn, Rumpelt, Weinhold u. A. umgesehen hätte. Vielfach werden ganz richtig doppelte Formen angegeben, aber wie nun die Wahl zwischen ihnen zu treffen sei, wird weiter nicht berührt. Also ertheilt das Buch doch nicht immer die gewünschte Auskunft. In diesen Fällen könnte man meinen, die Schweigsamkeit des Verfassers deute auf die Gleichberechtigung des verschiedenen Gebrauches hin, allein gewöhnlich handelt es sich um eine bevorzugte und regelrechte und andererseits um eine veraltete, aber noch geduldete Form. Es ist hier nicht der Ort, Beispiele anzuführen. Wir könnten ein bogenlanges Register machen mit Fragen an den Verfasser, die wir in seinem Wörterbuch nicht beantwortet gefunden haben. Am meisten bietet Sanders auf syntaktischem Gebiete; da sind seine Zusammenstellungen reichhaltig und meist auch brauchbar. Ein großer Theil der aufgenommenen Artikel könnte getrost wegbleiben, weil die betreffenden Wörter für den Gebildeten keine Schwierigkeiten darbieten. Auch einen neuen grammatischen Terminus hat Sanders eingeführt, den „sächsischen Genitiv", dem unter dem Buchstaben S ein besonderer Artikel gewidmet ist. „Mit diesem der englischen Grammatik entlehnten Ausdruck bezeichnet man (d. h. bezeichne ich, Sanders) einen von einem Hauptwort abhängenden und diesem ooranstehenden besitzanzeigenden Genitiv." Im Englischen hat bekanntlich die Wortstellung die ursprünglich organische Genitivform geschützt, aber die Bezeichnung geht doch nur auf die Form; Sanders dagegen wählt den Ausdruck für ein syntaktisches und stilistisches Verhältniß, welches keineswegs ein Charakteristicum des Sächsischen ist. Somit ist der Terminus nicht zutreffend und wird sich daher schwerlich einbürgern.

** Von dem Ergänzungswerke zu dem bekannten Buche der Erfindungen, Gewerbe und Industrien, welches unter dem Titel „Die Erfindungen der neuesten Zeit. Zwanzig Jahre industrieller Fortschritte im Zeitalter der Weltausstellungen", im Verlage von Otto Spamer in Leipzig und Berlin lieferungsweise erscheint und in 18—20 Heften fertiggestellt sein soll, liegen uns die Hefte 5—9 vor. In denselben findet die Ausbildung der verschiedenen Arten des Druckverfahrens, insbesondere des Lichtdruckes, eingehende Darstellung, ferner werden die Entwickelung und Anwendung der magnet- und dynamo-elektrischen Maschinen, die neuesten Luftschifffahrtsapparate, die Fortbewegung der Schiffe, die Kraftmaschinen, zuletzt aber die bewundernswerthen Fortschritte behandelt, welche neuerdings in der Eisenbehandlung und Stahlbereitung zu verzeichnen sind. „Viele Millionen Mark — heißt es am Schlusse des betreffenden Abschnittes — an Privat- und Gesellschaftscapitalien sind in den beiden letzten Jahrzehnten bei der Gewinnung von Rohstoffen aus dem Erdinnern investirt, gesetzmäßig ist dieselbe in vielen Ländern neuerlich geregelt worden und überaus große Erfolge liegen in dem Aufschwunge der Wissenschaften, denen eigentlich die vorbereitenden Arbeiten für ein reges Bergwerksleben zukommen. So sind (ist) eine Anzahl von Apparaten erfunden worden, um das Vorhandensein von Erzen und anderen werthvollen Mineralien auszuspüren, wie es eine Unzahl von Apparaten giebt, um das brauchbare Mineral vom tauben Gestein zu trennen, damit nichts entgeht, was verwerthet werden kann. Dieselben haben besonders in Californien dazu geführt, die zuerst durch Raubbau ausgebeuteten und dann verlassenen Goldlagerstätten wieder aufzusuchen und durch sorgsamsten Bergwerksbetrieb nun vollständig auszunützen." — Die Herausgabe dieses besondere Rücksicht auf das Patentwesen und die Ziele der Kunstindustrie nehmenden „Ergänzungswerkes" liegt hauptsächlich in den bewährten Händen des Bibliothekars des k. Patentamtes in Berlin Dr. G. van Muyden und des früheren Custos am Mähr. Gewerbemuseum in Brünn, des zur Zeit in Leipzig lebenden Heinrich Frauberger.

R. O.— Die Adria. Von Amand v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen, 6 Plänen und einer großen Karte des Adriatischen Meeres und seiner Gestadeländer. In 25 Lieferungen à 30 kr. ö. W. = 60 ₰ = 80 Cts. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest, Leipzig. — Unter allen Golfen, welche in den europäischen Continent einschneiden, ist das Adriatische Meer landschaftlich der reizvollste, culturgeschichtlich der bedeutsamste und geographisch der interessanteste. Nirgend anderwärts, weder im Löwengolf des Mittelmeeres, oder im nebelfeuchten Aermelcanal, noch in dem reichgegliederten Nordmeere — Nord- und Ostsee — drängen sich die Erscheinungen des vergangenen und gegenwärtigen Lebens, die historischen und culturellen Ereignisse in solcher Fülle zusammen, wie an der blauen „Adria". Wer je an den Gestaden des Adriatischen Meeres geweilt, der kennt dessen Zauber und hat die unvergeßlichen Eindrücke sicher in warmer Erinnerung behalten, und sehnsuchtsvoll blickt der Binnenländer, dem solches Glück noch nicht beschieden war, nach der an Reizen und Erinnerungen so reichen, ihm frembartigen See. Der Prospect zu der splendid ausgestatteten, mit prächtigen Illustrationen und Kartenbeilagen gezierten Publication verspricht, daß uns „Die Adria" bekannt machen will mit der geschichtlichen und culturgeschichtlichen Vergangenheit sämmtlicher Adrialänder, und daß uns das reiche maritime Leben der Gegenwart vorgeführt werden soll. Und wenn der uns durch ähnliche Publicationen („Das Frauenleben der Erde", „Der Orient") rühmlich bekannte Autor A. v. Schweiger-Lerchenfeld die Feder führt und der Verlag von A. Hartleben die Ausstattung übernimmt, da dürfen wir das Beste erwarten. Die uns vorliegende 1. Lieferung rechtfertigt das Vertrauen, das wir seit Langem in beide Namen gesetzt haben. Sie enthält eine schwungvolle historische und culturgeschichtliche Einleitung, sowie eine ungemein farbige Schilderung des Triester Golfes. Die Illustrationen lassen Nichts zu wünschen übrig; als sehr instructiv kann die Kartenbeilage „Hafen von Triest" gelten, welche die großartigen hydro-technischen Anlagen der letzten Jahre in mustergiltiger Weise zur Anschauung bringt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancotur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 47. Sonntag, den 11. Juni. 1882.

Inhalt: Die wahren und die falschen Ideale in der Politik, von Conrad Hermann. — Eine neue Biographie Lessing's. — Bücherbesprechungen (Friedrich Wilhelm v. Seydlitz Otto Magnus von Stackelberg, dargestellt von R. v. Stackelberg. Fünfzehn Jahre in Südamerika an den Ufern des Stillen Oceans, von Paul Treutler. „Karte der geschichtlich denkwürdigen Ortschaften ꝛc.", von Albert Baigt. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Rechts- und staatswissenschaftliche Literatur. „Die musterhafte Oekonomie-Wirthschafterin", von Louise Wilhelmi).

Die wahren und die falschen Ideale in der Politik.

Von Conrad Hermann.

Alle Ideale sind theils eine Quelle der Gesundheit, theils auch eine solche der Krankheit im menschlichen Leben. Wir bedürfen der Ideale in der Eigenschaft von bleibenden und feststehenden Richtpunkten für alles praktische Streben. Auch in der Politik kann nichts Wahres und Großes erreicht werden ohne Ideale, nur müssen diese selbst immer wahr oder der eigenen Natur und den Bedingungen des Wirklichen angemessen sein. Es giebt einen falschen oder eingebildeten und einen wahren aber echten Idealismus im politischen Leben, dessen Unterschied wir hier etwas genauer festzustellen versuchen möchten.

Wir Deutschen haben länger und mehr als irgend ein anderes neueres Volk in reinen aber abstracten Idealen gelebt. Auch unsere politische Entwickelung ist überall wesentlich durch Ideale geleitet oder bestimmt worden. Es war ein großer und romantischer Idealismus, der das frühere deutsche Königthum immer seinen Blick auf Rom und Italien wenden ließ, statt es im eigenen Lande die Befestigung seiner Machtstellung suchen zu lassen. Auch später haben wir immer mehr in geistigen oder culturhistorischen Idealen als in den realen und praktischen Interessen einer nationalen Politik gelebt. Es war namentlich das Ideal der allgemeinen Humanität, welches uns vielfach die Sorge um uns selbst und um unsere eigenen praktischen Bedürfnisse vergessen ließ. Wir kranken auch jetzt noch vielfach an diesem Ideal, in der falschen Zärtlichkeit gegen Uebelthäter und Verbrecher und in der schwächlichen Sympathie mit manchem unberechtigten und uns selbst feindlichen nationalen Element. Der Mensch in der Wirklichkeit ist überall ein anderer als der im Ideal und auch der Begriff des Volkes an sich ist nicht ausreichend, um den besonderen Werth und die bestimmte Berechtigung jedes einzelnen Volkes in der Geschichte zu erschöpfen. Der Deutsche schwärmt sogar oft und verliebt sich gleichsam in irgend eine andere interessante Nationalität neben seiner eigenen. Daher auch manche Unrichtigkeiten und schiefe Auffassungen in unserer Geschichte. Der ritterliche Polenkönig Sobiesky soll Wien vor der Türkengefahr gerettet haben und das Moriamur pro rege nostro der Ungarn wird auch citirt als die Rettung Maria Theresia's in ihrer äußersten Bedrängniß und Noth. Das Beste in allen diesen Dingen hat doch immer die deutsche Kraft und das deutsche Schwert selbst gethan. Wie die frühere Schwärmerei für die Polen, so hat auch jetzt die für die Ungarn allmälig einer ganz anderen, weit mehr nüchternen und berechtigten Auffassung Platz gemacht. Der Begriff der politischen Freiheit, den diese beiden Völker anscheinend für uns vertraten, ist in der Wirklichkeit durchaus gleichbedeutend mit wüster Anarchie und roher aristokratischer Vergewaltigung anderer Volkselemente. Polen ist weder eine wahre Vormauer gegen Rußland, noch Ungarn eine solche gegen die Türken gewesen. Das letztere Land ist mehrmals schon ganz gründlich von Deutschland aus erobert und den Türken aus der Hand gerissen worden. Ungarn ist factisch eine Provinz und ein integrirendes Glied der österreichischen Monarchie wie ein anderes und es war ebenso ein absolutes Mißverständniß des irregeleiteten und hahlköpfigen deutschen Liberalismus, in dem Magyarenthum eine Stütze und einen Ausdruck der wahren politischen Freiheit erblicken zu wollen. Auch unsere vormalige, beinahe kindische Bewunderung der beiden Westmächte England und Frankreich in ihrem politischen Leben hat jetzt eine sehr beträchtliche Abschwächung erfahren und es haben die neueren Erlebnisse in wesentlicher Weise zur Reinigung unseres früheren falschen politischen Idealismus beigetragen.

Die österreichische Monarchie ist in ihrem allgemeinen Bestand und in ihren inneren Verhältnissen gegenwärtig wol das wichtigste und interessanteste politische Problem. Diese Monarchie befindet sich jetzt noch in ähnlichen Verhältnissen, als in denen sich am Anfang der neueren Geschichte etwa Spanien oder England befunden haben, welche Länder zuerst auch von mehreren nach Abstammung und Sprache verschiedenen Völkern bewohnt gewesen sind. Aus der allmäligen Verschmelzung derselben ist dort in der Geschichte eine neue und eigenthümliche Nation entstanden. In ähnlicher Weise ist es beinahe überall bei der Bildung der jetzigen großen europäischen Nationen zugegangen. Dort aber standen zu Anfang alle diese Volkselemente wesentlich noch auf der gleichen Stufe der allgemeinen Bildung oder Gesittung, während in Oesterreich das deutsche Element so gut wie der einzige Träger des ganzen neueren, reich entwickelten europäischen Culturlebens ist. Alle jene Analogien also sind unzureichend für die Verhältnisse dieses Gebietes, ebenso wie auch der österreichische Staatsgedanke durchaus vom Deutschthum festgestellt und getragen worden ist. Dort war zu Anfang weder eine höhere Cultur, noch auch ein geordneter Staat vorhanden, während in Oesterreich beides allein vom Deutschthum vertreten und hineingetragen worden ist. Dieses Gebiet ist wesentlich und schon von langer Zeit her eine Erwerbung und weitere Ausdehnung der deutschen Macht und Cultur. Auch jetzt können wir Oesterreich nicht als einfaches politisches Ausland betrachten. Wir sind durch eine lange Geschichte mit ihm verwachsen; unser Herz hängt an dem Deutschthum in Oesterreich und die vitalsten Interessen des ganzen deutschen Lebens sind an die Befestigung und Aufrechthaltung der österreichischen Machtstellung in diesen Gegenden des Welttheiles gebunden.

Digitized by Google

Zu den falschen Ausflüssen des neueren Humanitätsgedankens gehört namentlich auch die schiefe Auffassung und verkehrte Anwendung des ganzen Begriffs der Nationalität. Wie nicht alle Menschen, so sind auch nicht alle Völker oder Nationen gleichwerthig unter einander. Im Laufe der neueren Geschichte aber sind einige große Nationen entstanden, an deren Bildung, Literatur und Sprache gegenwärtig alle höhere Cultur untrennbar gebunden ist. Es ist unter den jetzigen Verhältnissen hauptsächlich immer das Element der Sprache, welches das wesentliche Kennzeichen oder die trennende Grenze zwischen den einzelnen Völkern und Nationen bildet, da von einer unvermischten ethnographischen Abstammung jetzt in den meisten Fällen kaum noch die Rede sein kann. Als höhere oder allgemeine europäische Culturſprachen aber können jetzt wesentlich nur vier angesehen werden, die deutsche, die französische, die englische und die italienische. Jede dieser Sprachen hat daher ein bestimmtes Gebiet, in welchem sie vorzugsweise die herrschende ist und es ist auch jede von ihnen zu bestimmten Zwecken der Literatur und des höheren gebildeten Denkens vorzugsweise geschickt. Die deutsche Sprache aber hat ihren geographischen Verbreitungsbezirk außer in den eigentlich deutsch redenden Ländern namentlich im skandinavischen Norden und in Oesterreich und sie ist durch Pflege und historische Ausbildung ganz vorzugsweise zu den Zwecken und für den Inhalt des Denkens der Wissenschaft geeignet. Neben demjenigen aber, was eine literarisch gebildete oder Hochsprache ist und in sich vertritt, hat dann auch immer die bloße Volkssprache oder der Dialekt noch einen bestimmten Werth oder eine besondere Bedeutung für das menschliche Leben und es kann an sich eine vollständige Verdrängung derselben nicht im Interesse der wahren geistigen Gesundheit und fortdauernden Frische alles nationalen Lebens liegen. Immer aber ist es doch ein ganz bestimmter und specifischer Unterschied, der diese beiden Classen von Idiomen gegen einander begrenzt. Alle Bestrebungen, etwa das Tschechische oder Magyarische zu einer Sprache des gebildeten wissenschaftlichen Denkens zu erheben, sind im Voraus unmöglich und verfehlt, ganz ebenso als dieses etwa vom Plattdeutschen gelten würde. Ohne den nationalen Dünkel hierbei würde alles dieses einfach als lächerlich erscheinen, ganz abgesehen davon, daß alle einschlagende Literatur eine ausschließend deutsche ist. Eine wahre Gefahr für das Deutschthum ist in allen diesen durchaus hoffnungslosen Bestrebungen nicht enthalten; die Macht der Bildung und des allgemeinen Verkehres wird alle diese Sprachen wiederum auf ihre naturgemäße Stellung als bloßer Volksidiome zurückdrängen. Zunächst aber ist allerdings ein Rückgang der höheren geistigen Cultur und ein Zurückfallen in die alte volksthümliche Rohheit die unausbleibliche Folge hiervon. Das Nationalitätsprincip in seiner gegenwärtigen schrankenlosen Entfesselung aber birgt eigentlich den Keim der Auflösung des österreichischen Staatsganzen in sich und hat demselben schon den wenig schmeichelhaften Beinamen einer werdenden Türkei eingetragen. Ein verhängnißvoller Irrthum aber der Deutschen in Oesterreich und auch außerhalb desselben ist es, ihre eigene nationale Sache, die eben keine andere ist, als die der allgemeinen Bildung und der Machtstellung des Staates überhaupt, bisher ohne Weiteres mit dem Princip des gewöhnlichen politischen Liberalismus identificirt zu haben. Liberal im hergebrachten conventionellen Sinne oder nach den Grundsätzen des englisch-französischen Constitutionalismus kann dort überhaupt gar nicht regiert werden und es ist gerade das gegenwärtige Ministerium in Oesterreich ein directer Ausfluß der strengen und correcten parlamentarischen Theorie. Was echt deutsch ist in Oesterreich, ist vor Allem die Monarchie und die Armee. Auf diesen alten und historisch erwachsenen Instituten und nicht auf irgend welchen modernen politischen Theorien beruht überhaupt dort die Zukunft des Staates. Die Wirklichkeit lehrt uns überall das Irrige und Unzureichende aller allgemeinen Theorien für das Leben erkennen. Vom Standpunkt des abstracten Nationalitätsprincipes aus muß das ganze Bestehen der österreichischen Monarchie als eine Unmöglichkeit erscheinen. Dieselbe aber ist nichtsdestoweniger eine Thatsache und ein Product der Geschichte, ebenso wie sie auch als eine natürliche oder geographische Nothwendigkeit angesehen werden muß. Die Naturverhältnisse der Erde sind zuletzt überall wichtiger und entscheidender für den ganzen Fortgang des Völkerlebens in der Geschichte, als das bloße Element der Nationalität oder der ethnographischen Abstammung allein. Das jetzige Oesterreich ist trotz seiner langen Geschichte doch eigentlich eine neue und erst in der Ausbildung begriffene historisch-geographische Individualität. Im Laufe der unteren Donau hat diese Individualität das wesentliche Band und die Signatur ihres Charakters als eines durch die Natur selbst geforderten und in seinen äußeren Bedingungen festgestellten politischen Ganzen. Erst durch die Trennung von Deutschland und Italien aber ist die ganze Natur dieses neuen politischen Problems wahrhaft hervorgetreten oder zur Anerkennung gelangt. Weder das neue Deutsche Reich aber noch auch Oesterreich können in ihrem innern politischen Leben allein mit dem Maßstabe der von den beiden großen Westmächten entlehnten Theorien und Grundsätze beurtheilt oder aufgebaut werden. Auch dieses sind falsche und einseitige Ideale gewesen, während hier der deutsche Geist aus sich allein das Wahre und Nothwendige für seine besonderen praktischen Verhältnisse aufzufinden haben wird. Der Schwerpunkt der großen europäischen Politik ist jetzt von dort aus wiederum mehr in seine richtige und ursprüngliche Lage, in das deutsche Lebensgebiet in der Mitte des Welttheils übergegangen. Unsere Ziele und Ideale sind andere und höhere als dort und es wird nothwendig auch eine Wendung in der ganzen Feststellung und Werthschätzung der allgemeinen Grundsätze des politischen Lebens bei uns eintreten müssen.

Jenes am Ende des vorigen Jahrhunderts erfaßte Ideal der allgemeinen Humanität oder Menschenwürde schloß, wie es schien, auch die Forderung der politischen Freiheit oder des eigenen Selbstbestimmungsrechtes der Völker in sich ein. In der französischen Revolution wurde diese Forderung sogleich in das Praktische übersetzt und schlug dann nach einer kurzen Frist wiederum in eine absolutistische Gewaltherrschaft um. In Deutschland aber ging aus dem gleichen Idealismus eine ganze Reihe großer geistiger oder culturhistorischer Thaten und Bestrebungen hervor. Dieses waren namentlich die entscheidenden und bahnbrechenden Werke unserer classischen Dichter und Philosophen, durch welche Deutschland sich auf eine neue und höhere Stufe der allgemeinen geistigen und wissenschaftlichen Bildung erhob. Der ganze Standpunkt der englischen und der französischen Geistesbildung ist hierdurch in entschiedener Weise von uns überschritten worden und es hat alles allgemeine und höhere menschliche Culturleben von da an in Deutschland seinen wichtigsten Sitz und sein Organ gefunden. Wir haben uns von da an wiederum mehr den Zielen unseres praktischen und politischen Lebens zuzuwenden begonnen. Wie die früheren geistigen oder culturhistorischen, so müssen jetzt auch die politischen Vorbilder und Ideale Englands und Frankreichs von uns zu überschreiten versucht werden. Die von dort entlehnte constitutionell-parlamentarische Theorie allein ist eine durchaus unzureichende Formel für die Bedürfnisse sowol des deutschen als auch des österreichischen Lebens. Was jenen beiden Ländern fehlt und was Deutschland und Oesterreich hat, ist eine fest begründete und mit dem ganzen Volksleben organisch verwachsene Monarchie. Beide Länder sind jetzt factisch bereits in der Lage, uns um den Besitz dieser Institution beneiden zu müssen. Frankreich ist zur Zeit nur darum eine Republik, weil es keine Monarchie mehr hat und weil es eben infolge davon in fortwährender Furcht vor irgend einer neuen Dictatur lebt. England aber hat das, was wir eine väterliche Regierung nennen, nie gekannt und steht gegenwärtig durch die

Digitized by Google

eigennützige Beschränktheit seiner inneren und äußeren Politik auf einer durchaus unsicheren und gefahrdrohenden Basis. Im ganzen deutschen Lebensgebiet aber ist die Initiative zum wahren politischen Fortschritt und zur Beseitigung der früheren feudalen Lebensverhältnisse wesentlich immer von der Monarchie ausgegangen. Der Begriff der Monarchie vertritt bei uns überhaupt den Gedanken eines geordneten, von einer wohlgeschulten und wissenschaftlich gebildeten Beamtenschaft geleiteten Staatslebens. Dieser ganze historisch erwachsene Factor ist einmal da und es schließt derselbe eine Summe von Intelligenz und Erfahrung ein, die durch alle abstracte politische Theorie nicht ersetzt werden kann. Das Erste und Wichtigste aber ist überall dieses, daß ein Land gut regiert oder verwaltet werde. Nur unter Anknüpfung an jene bereits vorhandenen Elemente und Factoren alles gesunden Staatslebens können bei uns die weiteren Ideale der nationalen Politik mit wahrem Erfolg zu erreichen versucht werden.

Weniger noch als der Westen bietet der Osten Europas gegenwärtig ein nachzuahmendes und beneidenswerthes Beispiel für uns dar. Auch hier ist allerdings früher der Autokrat Nikolaus und schon vor ihm der erste Alexander eine Art von vergöttertem Idol in gewissen Kreisen des deutschen Lebens gewesen. Das Verhältniß des slavischen Volkselementes zum germanischen ist ein ähnliches als es im Alterthum dasjenige des celtischen im Westen Europas zu dem antiken oder classischen Culturleben war. Alle Cultur im europäischen Osten aber ist allein eine vom Westen her und zuerst von Deutschland importirte. Es ist bezeichnend, daß u. A. auch dort jetzt unter der aufstrebenden lettischen Bevölkerung in Kurland eine deutsch geschriebene Zeitschrift: „Die Heimath", in durchaus deutsch-feindlichem Sinne erscheint. Selbst unsere Gegner müssen sich also dort des Deutschen zu jedem höheren Gedankenausdruck und zur weiteren Verständigung unter einander bedienen. Die einzelnen slavischen Idiome aber sind unter einander eben so sehr verschieden, als die germanischen und es tritt dort diese Verschiedenheit noch um so stärker hervor, weil es keine gemeinsame slavische Schrift- oder Gesammtsprache wie etwa hier das Hochdeutsche giebt. Es würden auch unter uns der gemeine Mann etwa in Tirol und in Mecklenburg sich kaum unter einander zu verstehen im Stande sein, wenn sie nicht am Hochdeutschen ein gemeinsames Mittel der Verständigung besäßen. Alle die einzelnen slavischen und anderen Völkerfragmente im deutschen und österreichischen Lebensgebiet sind gleichsam nur wie Inseln, die allein durch das verbindende Medium des Deutschen mit einander zu communiciren und sich auch bei sich selbst irgendwie weiter auszubilden vermögen. Der ganze Osten Europas hat überhaupt gar keine selbständige Entwickelung gehabt, sondern es sind seine Volkselemente örtlich und geistig wesentlich noch da stehen geblieben, wo sie vor der im Westen eintretenden großen Epoche des Mittelalters mit seinen tiefsinnigen romantischen Anschauungen sich befanden. Das gefährlichste und staatsfeindlichste Element in Oesterreich aber bilden immer die Ungarn, welche in ihrem fremden asiatisch-turanischen Charakter eine durchaus isolirte Stellung in der übrigen europäischen Völkerfamilie einnehmen. Die Staatskunst hat dort allerdings immer mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen oder mit einem ganzen Systeme verschiedener und complicirter Factoren zu rechnen. Die wahren Ideale und Ziele des deutschen Lebens aber können überall nur durch Anknüpfung und Fortbildung der früheren großen historischen Errungenschaften und Traditionen der nationalen Cultur und politischen Machtstellung und nicht durch die falschen Theorien und Vorbilder des mißverstandenen Humanitäts- und Freiheitsbegriffes im Sinne des neueren Liberalismus erreicht werden.

Eine neue Biographie Lessing's.*)

Die erste Frage, welche sich einem Jeden wol unwillkürlich aufdrängt, der das neue Düntzer'sche Werk in die Hand nimmt, möchte die sein, ob nach dem vortrefflichen Danzel-Guhrauer'schen Buche eine neue Lebensbeschreibung Lessing's von nöthen gewesen sei. Das Danzel-Guhrauer'sche Buch ist kürzlich, nachdem dreißig Jahre seit seinem ersten Erscheinen verflossen waren, in zweiter Auflage ausgegeben worden, besorgt von W. v. Maltzahn und R. Boxberger.**) Danzel's Arbeit ist von Adolf Stahr popularisirt, diese Popularisirung von J. Sime und Helen Zimmern in englischer Sprache neu zugerichtet, ja diese Zurichtungen sind in die Sprache des Mannes, dessen Wirken sie schildern, zurück übersetzt worden. Ob nach diesen erfolgreichen Bemühungen eine neue Anstrengung, Lessing zu schildern, noch am Platze ist? — Es möge verstattet sein, die Antwort auf diese Frage erst am Schlusse dieser Zeilen zu geben und diese Antwort durch Folgendes vorzubereiten.

Lessing's „Anfängen" nachzuspüren, der Zeit, in der er noch fast ganz seinem engeren Vaterlande, Sachsen, angehörte, den ersten Schicksalen des Kindes und Knaben, vornehmlich seinem Werden unter den ihn umgebenden Verhältnissen und Einflüssen, ist von keinem minderen Reiz, als ihn die Anfänge Goethe's und Schiller's im Elternhause bieten. Düntzer ist mit Glück bestrebt gewesen, die zarten Fäden aufzufinden, die den Werdenden mit seiner ersten Umgebung verbanden, als er noch zu schwach war, dieselben zu zerreißen. Er weist auch auf die interessante geistige Verwandtschaft hin, die zwischen Lessing Vater und Lessing Sohn bestand. In dem Kamenzer Pfarrherrn paarte sich dieselbe Liebe zur Wahrheit mit einem gewissen jähzornigen Eifer für sie, welche wir auch in seinem großen Sohne, freilich feiner und vergeistigter, wiederfinden. Der Sohn nannte diesen Eifer „Irascibilität", die dem „guten und zugleich hitzigen Mann" innegewohnt habe (in einem Briefe mehrere Jahre nach des Vaters Tode, Düntzer S. 12), welcher oft zu ihm, dem Schreibenden, gesagt: „Gotthold, ich bitte dich, nimm ein Exempel an mir, sei auf deiner Hut. Denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch wenigstens in dir gern gebessert haben." Zu der Wahrheitsliebe des Vaters Lessing führt Düntzer (S. 8) ein prägnantes Beispiel an, das uns allerdings „wie ein Hauch seines großen Sohnes anweht". Ostern 1727, zur Gedächtnißfeier des Tages, an dem in Kamenz einst die erste evangelische Predigt gehalten worden, gab der Pastor Primarius mit einer kurzen Reformationsgeschichte auch eine Geschichte der Stadt Kamenz heraus. In der Polemik gegen falsche Angaben, wie sie bisher herrschend gewesen, ging er ruhig und objectiv zu Werke, aber fest und entschlossen. Motiviren ließ er seine Polemik durch folgende Worte: „Freilich hänge daran nicht die Wohlfahrt der Kirche, da aber die historische Wahrheit einem Auge gleiche, das nicht das geringste Stäublein leide, sei es wol nicht unrecht, sondern vielmehr der Wahrheit zuträglich, wenn man mit der allergrößten Bescheidenheit die Geschichte seiner Vaterstadt von Verfälschung zu retten suche, wogegen die, welche auf solche Berichtigungen großen Werth legten, ihm wie Zwerge vorkämen, die auf Riesen stehen." 1717, als Candidat der Theologie in Wittenberg, hatte Johann Gottfried Lessing, ehe er als erster Katechet und Mittwochsprediger an die Stadtkirche in Kamenz berufen wurde, in öffentlicher Disputation 26 Thesen zu Gunsten der lutherischen Reformation gegen die Neuerer ver-

*) Lessing's Leben von Heinrich Düntzer. Mit authentischen Illustrationen: 46 Holzschnitte und 8 Facsimiles. Leipzig 1882, Ed. Wartig (Ernst Hoppe).

**) Zwei Bände. Berlin 1880, Th. Hofmann.

theidigt und war zu dem Schluß gelangt, „daß man vor allem die in der Reformation waltende göttliche Fügung erkennen müsse". Sieben und dreißig Jahre später führte Gotthold Ephraim in seiner Rettung des Cochläus, eines Gegners Luther's, aus (D. 144), daß die Reformation „der Vorsehung des Himmels zu danken sei". Für die Berührungspunkte zwischen Vater und Sohn in Charakter und Ansichten sind dies nur Beispiele.

Ergänzend neben die rein theologische Einwirkung des Vaters trat schon in der Vaterstadt ein anderer, freisinnigerer Mann, der Rector der Lateinschule, die Lessing besuchte, Johann Gottfried Heinitz, 1737. Lessing senior hatte diesem nach 25jährigen Magister zur Berufung ans Rectorat hilfreiche Hand geleistet; zwischen beiden entstand jedoch mit der Zeit ein gespanntes Verhältniß, welches sich sogar von Heinitz aus auf die ganze städtische Leitung von Kamenz ausdehnte, die dem ersten Pastor nicht günstig gesinnt war. Von Johann Gottfried Heinitz' Gesinnung legen seine Schulprogramme Zeugniß ab. 1740 stellte er in einer deutschen Abhandlung die Schaubühne als eine Schule der Beredtsamkeit dar, ja er ließ von seinen Schülern gelegentlich Schauspiele aufführen. Wie Lessing Vater über dergleichen Bestrebungen dachte, weiß der Leser zur Genüge aus dem bekannten Conflict, der sich später anläßlich des „jungen Gelehrten" im Pfarrhause zu Kamenz abspielte, welcher Conflict ja auch dramatische Verwerthung gefunden hat.*)

1741 kam Gotthold nach St. Afra bei Meißen. Sein erstes schriftstellerisches Product, das in dieses Jahr fällt und erhalten ist (D. 34 f.; Danzel I, 23), ist interessant genug, um hier angeführt zu werden. Es entstand als Neujahrswunsch für seinen Vater auf 1742 und sollte darthun, „daß ein Jahr dem andern gleich sei, die Welt und die Menschen nicht schlechter werden". Die Vernunft, die Erfahrung und vor allen Dingen das göttliche Zeugniß der heiligen Schrift liefern die Beweisgründe. Da laufen die alten Dichter und Weltweisen mit ihren Sagen von den vier Weltaltern bei dem selbstbewußten Tertianer (das war Lessing; die Schule hatte vier Classen zu je drei Decurien) schlecht an; die Mären vom goldnen Zeitalter der Menschen sind ihm ein „bloßes Hirngespinst, auf das die blinden Heiden vielleicht dadurch gekommen, daß sie etwas vom Stande der Unschuld im Paradiese gehört, ja sie könnten selbst einmal die heilige Schrift gelesen haben". Die Beschränktheit, die sich in diesem Gedanken kund thut, wich bald freierer Anschauung; außer dem ersten Entwurf zum „jungen Gelehrten" gehört den Meißener Tagen auch noch ein im Tone Haller's geschriebenes evisches Fragment an: „von der Mehrheit der Welten" (1745), in welchem sich das für Lessing charakteristische Wort vorfindet: „Die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen."

In St. Afra war die deutsche Muttersprache verpönt, wenn auch nicht ganz verboten; der von den Alumnen im 17. Jahrhundert in Anlehnung an die Sprachgesellschaften gegründete „Pflanzenarden" ward unterdrückt. Was Rector Heinitz in Kamenz für Lessing war, das ward in Meißen der Conrector Höre der dritten Classe für ihn. Derselbe hatte 1740 die „erste Probe" einer Blumenlese: „Edle Früchte Deutscher Poeten nach gesundem Geschmack berühmter Kenner für die lernbegierige Jugend ausgesucht" herausgegeben, welche Opitz und Besser umfaßte (D. 43). Höre hielt etwas auf das Deutsche. Gotthold, dem bald Haller's „Versuch Schweizerischer Gedichte", das Vorbild seines kasmaganischen Epos, in die Hände kam, ward hiermit auf die deutsche Poeterei seiner Tage gewiesen.**) Vorerst freilich lenkte ihn Höre's Vorbild, der bei der Erklärung der Alten besonders auf die classische Urbanität aufmerksam machte, allerdings mehr auf die Antike hin, so daß hiermit wol der Drang nach lebendiger Erkenntniß des Alterthums zum ersten Male in dessen Seele gelegt wurde, der später für antike Kunstanschauung so Bedeutendes leisten sollte. Befriedigt ward dieses Bedürfniß durch den Lectionsplan der zweiten Classe, in die Lessing jetzt hinaufstieg, welche zweite Classe dem Lateinischen und Griechischen größeren Spielraum gestattete; sie wies ihn auf Cicero, Livius, Vergil und Horaz hin, auf die Griechen Isokrates, Plutarch und Sophokles.

Energisch griff in die stille Schülerzeit Lessing's zum ersten Mal ein Mann ein, der später, wenn auch nicht gerade durch äußere Beförderung, von Wichtigkeit für ihn werden sollte: Friedrich von Preußen. Am 15. December 1745 ward die Schlacht bei Kesselsdorf geschlagen, in die geheiligten Räume der ehemaligen Klosterschule selbst drang der Donner der Geschütze, das grausame Walten des Lazareths. „Das Cönakul ist zu einer Fleischbank gemacht worden", schreibt Lessing an seinen Vater nach Hause. In der Aufregung dieser Tage, da ein Drittel der Alumnen aus Meißen geflüchtet waren, und der Rest sich ohne Unterricht und Aufsicht befand, schrieb Gotthold ein deutsches Gedicht in Alexandrinern, das die Zustände in St. Afra beschreibt, als bald nach der Kesselsdorfer Schlacht der preußische General Lehwald Meißen beschaß; das Poem war eine Art Dankgedicht an den Oberstlieutenant v. Carlawitz, dessen Freistelle, die sogenannte Carlawitz'sche, der Knabe auf St. Afra innehatte. Auf den Rath des Vaters arbeitete Lessing das Gedicht noch einmal im Sinne einer Zusammenziehung um. Danzel (I. 29) hielt es für verloren; Düntzer (S. 54) theilt mit, daß es sich im Carlowitz'schen Archiv erhalten habe. Es sind 128 Verse: man fühlt, wie Düntzer ganz richtig bemerkt, nicht nur die Schülerarbeit, sondern auch den Zwang heraus, den sich der arme Primaner bei der Arbeit auferlegen mußte.

1746, siebenzehn Jahre alt, vertauschte Gotthold Ephraim die Meißener Schule mit der Universität Leipzig. Die Entwickelung des Jünglings begann; sechs Jahre blieb er Student, anfangs der Theologie, später der Medicin; mit seiner Promotion zum Magister am 29. April 1752 (in Wittenberg) kann Lessing's Persönlichkeit als einigermaßen geschlossen angesehen werden. Zwischen Leipzig, Berlin und Wittenberg theilte er während der sechs Lehrjahre seinen Aufenthalt, in beiden letzteren Städten als Student inscribirt, in der preußischen Metropole, wohin es ihn mächtig zog, als Redacteur an der „Vossischen Zeitung" thätig, in Wahrheit an allen drei Orten bereits berufsmäßiger Schriftsteller. Mylius, sein leichtlebiger und spöttischer Freund, führte den jungen Mann in die Literatur ein. Von Dramen entstanden in erster Linie „Der junge Gelehrte" und „Die Juden", sowie das beachtenswerthe Fragment „Henzi", sodann die ersten der berühmten „Rettungen"; als sein Ehrendiplom zum bewährten Kritiker und Mann von Namen aber steht am Schlusse der Studienzeit das in seiner glänzenden Form wie in der vernichtenden Wirkung geradezu classische Pademecum gegen den Horaz-Uebersetzer Lange. Sulzer, einem Mann von Ansehen im damaligen Berlin, der bereits 1751 sich brieflich über Lessing ausgelassen hatte: „Es ist hier ein neuer Kritiker ausgestanden. Er scheint nur ein wenig zu jung" (D. 110), entlockte der scharfe kritische Hieb auf Lange die Worte: „Ein hiesiger junger Dichter, Lessing, hat den armen Lungen wegen seiner ungeschickten Uebersetzung des Horaz elend herumgeholt. Er ist Zeitungsschreiber bei einem hiesigen Buchführer" (D. 143), und da der also Gelabte (oder Getadelte?) gerade seine „Schriften" erscheinen ließ, fügte Sulzer, auf diese verweisend, hinzu: „Sie werden selbst beurtheilen, wie viel oder wenig von diesem angehenden Dichter zu hoffen ist." Mit diesem Urtheil eines Mannes von der Partei Bodmer's ist bereits über das Jahr 1752 hinausgegriffen worden; da dieses Wort

*) Neuerdings wieder in dem dreiactigen Lustspiele von Franz Keim, Der Meisterschüler. Leipzig 1881, Breitkopf und Härtel.

**) Auch Johann Gottfried Lessing Vater war deutscher Dichter, d. h. er lieferte für das alte Kamenzer Gesangbuch vier Kirchenlieder, von denen Danzel im ersten Bande eine Probe giebt.

brieflich in die Welt gesandt wurde, hatte Lessing schon, nachdem seine Universitätsstudien nunmehr definitiv zu Ende waren, zum zweiten Mal Berlin und die Redaction der „Vossischen Zeitung" aufgesucht, nunmehr entschlossen, das auch zu scheinen, was er schon längst gewesen: Schriftsteller. Bis 1755 währte dieser zweite Berliner Aufenthalt; nachzuholen ist die Vollendung seiner herausgegebenen Schriften zu sechs Bänden und als Hauptwerk das Trauerspiel „Miß Sara Sampson", das, 1755 erschienen und gespielt, als Markstein an der Entwicklung seiner Jugendzeit steht, anzeigend, daß seine „Anfänge" jetzt vorbei.

Lessing gelangte naturgemäß erst allmälig zu seiner prononcirten Stellung zu Voltaire und Gottsched, den damaligen Häuptern zweier Literaturen, sowie zur französischen und französirenden Richtung überhaupt. Zu Voltaire's Verehrern, wenigstens seines Geistes, zählte er sich noch lange, als schon mancher andere jenseits-rheinische Goetze (z. B. Crebillon) für ihn gefallen war, und noch über das Entstehungsjahr der „Miß Sara Sampson" hinaus stand er unter dem Banne der Regeln.*) Im Grunde genommen hat der Mann, der im Raume eines Tages und nur mit drei Scenen ein so compactes Trauerspiel, wie „Emilia Galotti", schrieb, in welchem von Rechtswegen die drei letzten Acte ohne Zwischenpausen gespielt werden müßten, die französischen Einheiten ja auch nicht verdrängt, sondern nur veredelt. Die scenarische Zerrissenheit bei den dramatischen Stürmern und Drängern (beispielsweise im „Götz von Berlichingen") war ihm äußerst zuwider. Aber allmälig traten an Stelle des falschen Ideals der französischen Melpomene doch die Vorzüge des britischen Theaters, das er für Deutschland, wenn der Ausdruck gestattet ist, verjüngt gebar. Schon 1749 hatte der zwanzigjährige Student sich an einer Zeitschrift des Mylius „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" betheiligt, in welcher das englische Theater wie das spanische besondere Berücksichtigung finden sollten. Düntzer (S. 99) weist mit Recht darauf hin, daß in dem tragischen Fragment „Henzi", welches in besagtem Jahre entstand, trotz der Beschränkungen der französischen Bühne doch der Einfluß van Shakespeare's „Julius Cäsar" unverkennbar sei, von dem soeben eine deutsche Uebertragung erschienen. Das englische Lustspiel Coffey's „Der Teufel ist los", an dem (1755) ein Gottschedianer sich rieb, vertheidigte er mit der Bemerkung, daß kein englisches Drama eine Kritik nach französischem Maßstabe aushalten könne. Es möchte dies auch wol nicht von Uebel sein. Schon früher hatte ein Franzose, Menage, den Grundsatz aufgestellt, daß die Einheit der Zeit zur Erreichung wesentlicherer Schönheiten wol verletzt werden dürfe: Lessing bekennt sich zu dieser Verurtheilung der Ansichten eines Gottsched. (D. 100, 126.) Gegen den letzteren, den Leipziger Altmeister Gottsched, nahm Lessing allerdings von vornherein energische Stellung an. Ihm gegenüber, der ein natürlicher Gegner seiner Bestrebungen sein mußte, sowie seinen Satelliten, kannte der junge Dichter und Kritiker allerdings keine Schonung, verlangte auch keine. Wie hier zu der französisch-classischen Richtung in Leipzig, so gerieth er auch zu der französisch-akademischen Strömung in Berlin, an deren Spitze (sieht man von Friedrich II. ab) Maupertius stand, in ausgesprochene Feindschaft: sie war es, die ihm in Berlin eine öffentliche Stellung unmöglich gemacht hatte; als er, 26jährig, Berlin zum zweiten Male verließ, in seinem Haß und in seiner Neigung nun allerdings mit sich im Klaren, wanderte er, wie er gekommen, aussichtslos in die Welt wieder hinaus.

Daß Lessing in seiner Polemik gegen Gottsched einseitig wurde, bemerkt Düntzer an verschiedenen Stellen ganz richtig; es ist dies auch psychologisch ganz erklärlich: wer mitten im Kampfe steht, verliert die Objectivität sehr häufig aus den Augen. Danzel in seinem vortrefflichen Buche: „Gottsched und seine Zeit"*) hat die Bedeutung des Leipziger Dictators zuerst rein von allem dem gemacht, was Entstellung auf sein Bild aufgetragen. Aber auch gegen die Franzosen war und mußte Lessing ungerecht sein. Er redete oder besser gesagt: er schrieb sich gewissermaßen in den Kampf gegen sie hinein. Sein bekannter Ausspruch, „daß man ihm nur ein Meisterwerk Corneille's nennen solle, das er nicht ebenso oder besser gemacht haben würde", grenzt doch ein wenig an Verwegenheit. Ohne ein Lobredner Peter Corneille's werden zu wollen, muß man doch zugeben, daß der polemisirende Lessing, gereizt durch die Zähigkeit der Gottschedianer, hier ungerecht wurde. Dieser Punkt ist von Düntzer wenig berichtigt worden.

Ebenso ungerecht wie Lessing gegen Gottsched und seine Satrapen aber springt Düntzer mit Schönaich, einem von diesen, um. So ganz erbärmlich wie Lessing, und nach ihm Düntzer den Verfasser des „Hermann oder das befreyte Deutschland. Ein Heldengedicht. Leipzig 1751" hinstellt, war dieser Mann denn doch nicht. Schönaich's, eines „ruhigen, wohldenkenden, nicht unwitzigen Geistes, aufgeklärt, dabei von echt deutscher Gesinnung", Epos ist ein „rührender Versuch, den gewaltigen deutschen Stoff der Hermannschlacht mit den geringen Mitteln der engbegrenzten französischen Classicität zu bewältigen".**) Was dem Dichter, der diesen Namen durch sein Gedicht immer noch verdient, am meisten schadete, war das übermäßige Lob seines Meisters, Gottsched's, der ihn ja sogar zum Mittelpunkt der bekannten Dichterkrönung in Leipzig am 18. Juli 1752 machte, ein Actus, der dem davon Betroffenen allerdings den Fluch der Lächerlichkeit für lange Zeit hinaus aufgehalst hat. So wenig man die etwas geistlosen Angriffe des Arminsängers auf Lessing billigen wird, so ist es doch Pflicht der Gerechtigkeit, in Betreff der Gesammtpersönlichkeit Schönaich's Verdientes von Unverdientem zu scheiden. Das von Düntzer S. 172 citirte Epigramm auf Schönaich wird übrigens Lessing nur zugeschrieben; ob es von ihm wirklich herrührt, ist nicht entschieden. (S. Danzel, 2. Aufl. II, 683.) Es war auf einen groben Klotz ein grober Keil. Schönaich machte sich das billige Vergnügen, seine Gegner durch Buchstabenumstellung ihrer Namen zu bezeichnen. Darauf erwiderte das besagte Epigramm:

„Der du aus Haller Rellah machst,
Bei Gniffel, Sov, Suilim lachst,
Hör' gleichen Witz mit mehr Verstand,
Der Ach ein Ochs in Schönaich fand."***)

Wiederum hat der Verfolg von Lessing's Leben und Thaten, wie Düntzer ihn giebt, mit Evidenz von Neuem Eines dargethan: wie fleckenlos dieser Mann doch dasteht! Jeder, auch der Edelste und Reinste, wird in seinem Leben Momenten begegnen, die ihn zwingen, seinen Charakter und seine Eigenheit zu lädiren, geschehe es auch noch so vorsichtig und fein: wie Octavio Piccolomini ganz richtig sagt: „Es ist nicht immer möglich, im Leben sich so hinderrein zu halten, wie's uns die Stimme lehrt im Innersten." Aber es fällt bei Lessing doch auf, wie wenig Concessionen er seiner Zeit und seinen Zeitgenossen gemacht hat. Wohl, er ließ seinen Freunden gegenüber, bei Besprechungen ihrer Schriften, bei Nekrologen, wie bei dem von Mylius, den Freund entgelten, bei Feinden, wie wir es bei Gottsched und Schönaich gesehen haben, riß ihn die Leidenschaft bisweilen zur Ungerechtigkeit hin; aber

*) Zu dem Verhältniß zwischen Genie und den Regeln ist das ungemein interessante didaktische Poem: „An den Herrn Marpurg" heranzuziehen, das 1749 entstand. Düntzer handelt über dasselbe S. 96. Marpurg, Friedr. Wilh., war Musikschriftsteller; in seiner Zeitschrift „Der kritische Musikus an der Spree" erschien Lessing's Gedicht zuerst.

*) Zweite Auflage, Leipzig 1855.

**) Die Hermannsschlacht in der deutschen Litteratur. In Herrig's Archiv ꝛc. 1880. Heft 2—4. Band 63.

***) Lessing, Voß (der Buchhändler), Mylius. In der zweiten Auflage von Danzel (a. a. O.) ist der Vers durch Druckfehler sehr entstellt.

im Ganzen und Großen kann man doch von Lessing's Dasein behaupten, daß es einem idealen Dasein nahekomme, vor allem, daß es als Vorbild aufgestellt zu werden verdient hat, wie man es ja auch aufzustellen gewohnt ist. Sehr richtig bemerkt daher Düntzer (S. 158) von Lessing als Schriftsteller, daß er „selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen sich immer aufrecht hielt und, konnte er auch dem schriftstellerischen Broderwerb nicht ganz entsagen, doch sich nie wegwarf, da selbst seine Uebersetzungen und seine Redactionsarbeit zur Erweiterung seiner Kenntnisse und seiner geistigen Ausbildung dienten". In dieser Hinsicht kann ein Bild von Lessing's Leben für unsere Zeit geradezu die Bedeutung einer Plutarch'schen Biographie „von großen Menschen" gewinnen, erhebend und zur Nacheiferung mahnend. Namentlich für unsre moderne literarische Welt, welche in ihrer augenblicklichen Verderbtheit einen Jeden abstoßen muß, der gegen häßliches Cliquenwesen, fade Lobhudelei und elendes Streberthum noch nicht ganz empfindungslos geworden ist.

Einem solchen Ideal-Leben ist der Stempel der Tragik allerdings von Anbeginn an aufgedrückt. Wenn je das bekannte Wort, daß der große Mann stets einem Märtyrer gleiche, Anspruch auf Wahrheit hat erheben können, so ist dies bei unserem Helden der Fall. Richard Gosche, der bekannte Lessingherausgeber, hat in seiner Gedächtnißrede zum 15. Februar 1881 dieses „Tragische in Lessing's Leben" eingehend beleuchtet.

Am Schlusse der Biographie, S. 646, berichtet Düntzer noch ein erschütterndes Factum, das, so viel mir bekannt, neu ist. Als der Zug mit der Leiche Lessing's die Augustastraße in Wolfenbüttel passirte, soll ein in dieser Straße wohnhafter Bäckermeister die Laden seines Hauses haben schließen lassen, um so die Seinigen vor dem Anschauen des Sarges zu bewahren. Der Pöbel fabelte allgemein, der Teufel habe Lessing geholt. —

Doch es ist Zeit, das Buch, das Anlaß zu vorstehender Skizze über Lessing's Anfänge gab, näher zu betrachten. Ueber die Absicht, die ihn bei seiner Arbeit leitete, spricht sich Düntzer (S. XI) dahin aus: „Die vorliegende Darstellung dieses außerordentlichen Lebens ist das Werk der Kritik, nicht blos der scheidenden, klärenden, sondern auch der bildenden, gestaltenden. Noch bis heute war nicht alle Spreu falscher Berichte aus Lessing's Leben herausgeschwungen, überall das reine Korn der Wahrheit gewonnen, noch bis heute nicht der ganze neuerdings wieder sehr bereicherte Stoff ausreichend verwandt, noch fehlte es an einer anschaulichen Darstellung aller mannigfachen Verhältnisse, durch die Lessing sich durcharbeitete, bildete und hob, noch an einer eingehenden Schilderung seiner Beziehungen zu den verschiedensten Persönlichkeiten, in denen sich eben sein Charakter spiegelt, noch an einer schrittweisen, die Zeiten nicht vermengenden Verfolgung seines Lebenszweges, seiner Freuden und Leiden, der Förderung und Hemmung seiner Entwicklung." Der Arbeit der „scheidenden und klärenden Kritik" gemäß bewegt sich das Werk im Tone des Referats, welches kurz und bündig Leben und Verhältnisse des Helden, die Entstehung seiner Schöpfungen berichtet, von ausführlicher Kritik derselben aber absieht. Eine Probe findet der Leser S. 168, woselbst die „Miß Sara Sampson" einregistrirt ist: 43 Zeilen, nicht mehr, nicht minder, für den Zweck der Darstellung gerade genug. Diesem Zwecke gemäß ist auch äußerlich die Einrichtung in dem Düntzer'schen Buche so getroffen, daß jede Seite mit der Jahreszahl dessen versehen wird, was auf dieser Seite abgehandelt worden. Illustrationen nach authentischen Vorbildern von Menschen und Oertlichkeiten sowie Facsimiles begleiten diese Darstellung: sie sind kein geringer Schmuck des Buches. Eines der ersten Bilder giebt eine Reproduction des Gemäldes von Habetkorn, auf welchem Gotthold und sein Bruder Theophilus in zartem Knabenalter abgebildet sind: ein freundliches, offenes Kinderantlitz, lacht uns der Knabe aus diesem Bilde an. Seine Linke greift nach einem Haufen von Büchern. Ernst und feierlich entläßt uns die letzte Illustration des Buches: Lessing's, des kampfgereiften Mannes, Züge auf dem Sargkissen, seine lorbeergeschmückte Todtenmaske. So fassen zwei Momente das ganze Leben eines Menschen ein. Citate und Fußnoten fehlen ganz; auch seiner Vorgänger und Quellen erwähnt Düntzer mit keinem Worte.

Wie gesagt, das Werk giebt sich als ein Referat: den Anspruch auf eine biographische Künstlerarbeit erhebt es nicht. Auch Danzel's Arbeit ist wesentlich Arbeit eines Gelehrten, aber sie ist immer noch anschaulicher, lebendiger, als die von Düntzer: diesem, dem emsigen, trockenen Gelehrten blieb Künstlerschaffen versagt. Es soll dies auch kein Tadel sein; es sollte nur die Physiognomie der Lebensbeschreibung constatirt werden. Biographische Meisterwerke, die ihren Helden wirklich leben und sich ausleben lassen, nicht über dieses Leben berichten, sondern es selbst darstellen, solche Meisterwerke, zu denen Hermann Grimm's Michel Angelo und der Hutten von David Strauß zählen, gehören ja immer zu den Ausnahmen.

Aber auch in dieser referirenden Weise versandet der Autor oft zu sehr in stilistischer und berichtender Oede. S. 160 findet sich ein verzweifelt ungeschickter Bericht vor, der arg an Unklarheiten leidet. Das herzlich schwache Resumé von Lessing's Leben, welches das Vorwort enthält, weist S. VIII viel Triviales, S. IX manches Dilettantische auf, denn man kann den Nathan wol schwerlich „die vollendetste Frucht seines dramatischen (!) Talents" nennen. Es sollte wol: die vollendetste Frucht seines Geistes, seiner Humanität oder so etwas Aehnliches heißen. Im Stil stießen mehrfach Nachlässigkeiten auf: „Unter den Professoren übten zwei eine bedeutende Wirkung auf den nach lebendiger Bildung strebenden Jüngling" (fehlt aus S. 62). Vergl. hierzu S. 68, wo statt „anschließen" nur „schließen" zu lesen ist. S. 184 „gießt" (statt: schiebt) Düntzer Jemand etwas in die Schuhe.

Trotz dieser Mängel, und ich komme hier zur Beantwortung der Eingangs dieser Zeilen gestellten Frage, ist die Düntzer'sche Lessingbiographie eine fleißige, lesenswerthe Arbeit, eine Arbeit, welche neben der vortrefflichen Danzel-Guhrauer'schen sehr wohl ergänzend bestehen kann. Sie eignet sich vornehmlich als Nachschlagebuch. Der Leser, welcher der obigen Ausführung gefolgt ist, die auf dem Düntzer'schen Werke fußt, wird diesem Urtheile beistimmen. Die Sorgfalt der äußeren Ausstattung, welche die Verlagshandlung dem Werke hat angedeihen lassen, macht das Nachschlagen in demselben zu einer angenehmen Beschäftigung. Die Eintheilung des Stoffes ist in zehn Büchern geschehen, von denen zu der in diesen Zeilen herausgehobenen Darstellung die ersten drei herangezogen worden sind.

Julius Rissert.

Bücherbesprechungen.

— Friedrich Wilhelm v. Seydlitz, Königl. Preußischer General der Cavallerie. Der Deutschen Reiterei gewidmet von einem deutschen Reiteroffizier. Kassel 1882, Verlag von Theodor Kay, königl. Hof-Buch- und Kunsthändler. — Der, ohne Zweifel, genialste Reiter-General aus der Friedericianischen Glanz-Epoche des preußischen Heeres hat in dem anonymen Verfasser des so eben genannten Buches einen begeisterten Verkündiger seines Ruhmes gefunden. Wenn auch die ungemessene Bewunderung, welche der, wie wir vermuthen, noch junge Autor dem verkörperten Ideale eines Reiter-Anführers darbringt, bisweilen etwas stark gefärbt erscheint durch rein cavalleristische Anschauungen, so kann dies doch dem Buche nicht wohl zum Vorwurfe gereichen, weil dasselbe, ausgesprochenermaßen, zunächst nur für des Verfassers „Waffengenossen im engeren Sinne", also für Leser

bestimmt ist, welche der deutschen Reiterei persönlich angehören, und demzufolge die Auffassung des Autors vermuthlich theilen.

Trotz seines speciell cavalleristischen Beigeschmacks bietet indeß dieses Buch nicht nur den Kameraden von den anderen Waffen der Armee, sondern auch selbst dem nicht militärischen Vaterlandsfreunde viel Interessantes, indem es uns nicht selten in Details blicken läßt, welche über manches Unklare in der Kriegsgeschichte der Friedericianischen Zeit erwünschten Aufschluß geben.

Der Hr. Verfasser entrollt uns, in fesselnder Weise, das Lebensbild seines Lieblingshelden von der Wiege bis zum Grabe, und wer möchte es ihm verargen wollen, daß er, vom Eifer für die gute Sache fortgerissen, die Lichter mitunter wol etwas allzustark aufsetzt. Peinlich hat uns dieses übertriebene Emporheben des Reiterhelden nur dort berührt, wo es auf Kosten seines großen Herrn und Meisters geschah. Denn wir sind allerdings der Meinung, daß die wenn auch bewunderungswürdige, so doch immerhin einseitige Genialität des Generals v. Seydlitz verschwindend klein erscheint neben derjenigen seines großen Königs.

Hier hat offenbar, in dem Urtheil des Verfassers, der feurige Reiterofficier über den ruhig erwägenden Soldaten den Sieg davon getragen. Daß dies geschehen konnte, erscheint aber nicht mehr verwunderlich, wenn man das, auf Seite 50 gegebene, quasi Signalement eines Cavallerieofficiers gelesen hat, welches wörtlich also lautet: „Der Cavallerist muß geboren werden. Kein Beruf erfordert so viele natürliche Anlagen und in dem Maße ein angeborenes Kriegstalent, als der eines Cavallerieoffiziers, bei ihm müssen sich Einsicht, Entschluß und That vereinigen." Wir sind der Ansicht, daß der Verfasser mit diesem Ausspruche weit über das Ziel hinaus geschossen hat; das Richtige würde er vielleicht getroffen haben, wenn er das Gesagte lediglich auf die höheren Reiteranführer, etwa vom Commandeur einer selbständigen Cavallerie-Division angefangen nach aufwärts, bezogen hätte.

Vollkommen einverstanden können wir uns dagegen mit der wiederholt ausgesprochenen Ansicht des Verfassers erklären, daß es ein Irrthum ist, zu glauben, eine ungewöhnliche Begabung und Leistungsfähigkeit träte erst im Kriege, und ganz plötzlich und unerwartet hervor, denn auch das größeste Talent kann, um sich heranzubilden, der häufigen Uebungen des Friedens nicht entbehren, und der Ausspruch eines unserer größesten Strategen, daß Mancher auf dem Schlachtfelde glänzend hervorträte, welcher im Garnisonleben übersehen wurde, ist demnach durchaus nicht wörtlich zu verstehen.

Wenn wir, zum Schlusse, noch dem Wunsche Ausdruck geben, daß stellenweise der historische Hintergrund der Kriegsthaten des großen Reiter-Generals etwas minder skizzenhaft behandelt sein möchte, so glauben wir damit das Wenige erschöpft zu haben, was sich, unseres Erachtens, an dem schönen, mit Bildnissen und Plänen reich ausgestatteten Buche aussetzen ließ. Wir wünschen und hoffen, daß dasselbe eine weite Verbreitung finden möge, damit in unserem deutschen Volke die leider schon etwas verblaßte Erinnerung an die Heldengestalt seines größesten Reiter-Anführers wieder erweckt und in das rechte Licht gestellt werde.

*** Otto Magnus von Stackelberg. Schilderung seines Lebens und seiner Reisen in Italien und Griechenland. Nach Tagebüchern und Briefen dargestellt von N. v. Stackelberg. Mit einer Vorrede von Kuno Fischer ꝛc. Mit Stackelberg's Bild nach Vogel v. Vogelstein. Heidelberg, Carl Winter, 1882. 8°. XII und 443 S. — Eine Nichte des esthländischen Freiherrn, der durch seine Werke über die unter seiner Beihilfe bewirkte Aufdeckung des Apollotempels von Phigalia und der etruriſchen Gräber von Corneto sowie über die Trachten der Neugriechen längst rühmlich bekannt ist, die Baronin Natalie v. Stackelberg, hat es unternommen, uns in dem vorliegenden Werke die Persönlichkeit ihres Oheims vorzuführen. Eine so liebenswürdige wie interessante Persönlichkeit. Stackelberg war durch seine geistige Natur für Griechenland prädestinirt und wie kaum ein Zweiter hat er die Schönheiten dieses einzigen Landes herauszufühlen, zu genießen, zu schildern verstanden. Ohne zünftiger Gelehrter zu sein, besaß er eine reiche, mit dem lebhaftesten Entdeckungseifer gepaarte Kenntniß der Vergangenheit der von ihm erwählten zweiten Heimath und ein nicht gewöhnliches, von früher Jugend auf sorgsam entwickeltes Kunstgefühl befähigte ihn, die Marmortrümmer, welche er unter dem Schutt vieler Jahrhunderte, unter den Wurzeln mächtiger Eichen hervorgraben half, wahrhaft zu verstehen und Anderen verständlich zu machen. Dazu hatte er ein mit der schärfsten Auffassung begabtes Auge für das Volk, das ihn umgab und unter welchem er die extremsten Situationen erlebte; bei dem Tempel von Phigalia die Wiederkunft des goldenen Zeitalters. Die Hirten Arkadiens werden herbeigerufen, um ihm und den übrigen Genossen der Expedition, Bröndsted, Cockerell, Linckh, Haller bei der Aufdeckung des Tempelbodens und der Umgebung zu helfen, und die Frauen kommen heran, um Butter und Milchspeisen zu bringen und dem Beginnen der Franken zuzusehen, in denen sie naiver Weise die Nachkommen des einst ausgewanderten alten Volkes der Tempelerbauer vermuthen. „Beim Tempel angelangt, befestigten die Weiber diese Wiegen (aus Schafflieẞen) an den Zweigen eines schattigen Baumes, wie Vögel ihre Nester, und ließen den Liebling zu ungestörtem Schlaf dort schweben. Täglich wurden ganze Schafe und Ziegen an hölzernen Spießen gedreht und nach völlig homerischem Brauch zubereitet. Spielleute waren aus eigenem Antriebe herbeigeeilt, um nach alter Landessitte die Arbeit durch Musik zu beleben. Sie wurden gleich für die ganze Dauer des Aufenthaltes in Dienst genommen, und wie bei der Gründung von Theben und der Wiederetbauung von Messana, so begleitete auch hier klingendes Spiel das Rollen der Steine und die ermuthigenden Rufe der Arbeiter. Auch gab die Musik jedes Mal das Signal zum Beginn und zum Schluß des Tagewerkes. Den Abend jedes Tages beschloß ein Tanz der Schäfer und Schäferinnen, die in bacchantischen Sprüngen nach ihrer wilden Art auch ihre Freude bezeugten." Dann aber erlebte er auch auf Euböa in die Hände blutdurstender albanesischer Seeräuber zu fallen, die ihn Wochen lang mit sich herumschleppten und ihn in der Angst erhielten, verstümmelt und zu Tode gemartert zu werden, bis ihn der wackere Haller v. Hallerstein durch Darbringung des Lösegeldes befreite. Und dazwischen schildert er uns eine Fülle von Erlebnissen mittlerer Art nicht nur auf griechischem, sondern auch auf italienischem Boden. Diese Andeutungen werden genügen, um das im Wesentlichen auf Stackelberg's eigenen Aufzeichnungen ruhende, von der Herausgeberin geschmackvoll bearbeitete und in den Lücken ergänzte Buch auch Solchen zu empfehlen, die nicht gerade ein specifisch gelehrtes Interesse mit Griechenland und Italien verbindet.

R. O. Fünfzehn Jahre in Südamerika an den Ufern des Stillen Ozeans. Gesehenes und Erlebtes von Paul Treutler. Mit einigen 40 Illustrationen in photographischem Lichtdruck, nebst Karten und Plänen, meist nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. 3 Bde. Weltpost-Verlag, Leipzig. Erster Band. Während eines an Wechselfällen aller Art reichen fünfzehnjährigen Aufenthaltes in Chile, Peru, Neu-Granada in den Aequator-Staaten war dem Verfasser, einem erfahrenen Bergmanne und Ingenieur, Gelegenheit geboten, diese uns vergleichsweise nur wenig bekannten Länder gründlich kennen zu lernen. Der Wunsch, Land und Leute zu studiren, führte ihn von Valparaiso aus, auf oft gefahrvollen Wanderungen, von Nord nach Süd, von Ost nach West; seine Neigung und sein Beruf fesselten ihn an die reichen

Silber-, Gold- und Kupferbergwerke jener Länder, an deren Ausbeutung er sich längere Zeit mit wechselndem Glück betheiligte. Was er gesehen und erfahren, woran er sich erfreut, und was er gelitten, weiß der scharfe Beobachter und an praktischen Erfahrungen reiche Mann in interessantem Vortrage zu entwickeln; die beigegebenen Abbildungen von Städten, Landschaften, Volkstypen und Scenen aus dem Volksleben erhöhen den Werth des lesenswerthen Buches, dessen Fortsetzung bald zu erwarten steht, und dessen Weiterentwickelung wir mit Spannung entgegensehen.

M. Es ist hier im Verlag von Siegismund und Volkening eine „Karte der geschichtlich denkwürdigen Ortschaften, Schlösser, Burgen, Ruinen, Klöster, Gewässer und Berge des Deutschen Reichs und der ihm benachbarten Theile seiner Grenzstaaten", von Albert Voigt, erschienen, deren Ausführung und fleißige, sachgemäß genaue Behandlung warmes Lob verdient. Die namhaften, historischen Ereignisse, welche sich an diese Ortschaften, Localitäten und Stätten knüpfen, sind auf der genannten Karte bei denselben mit Zahlen angegeben. Mit dieser Karte vereinigt sich ein gegen vier Bogen starkes Heft, das als „Schlüssel" einen verbindenden Text enthält. Dieser Text ist ein Abriß der deutschen Geschichte mit unserer Zeitrechnung beginnend, bis zur Erstehung des neuen Deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm. Er gedenkt in Kürze, und dabei doch bedeutender Reichhaltigkeit, aller Ereignisse, welche wichtig genug sind, um einen hervorragenden Platz in der Vaterlandsgeschichte einzunehmen. Ortschaften von nur culturgeschichtlicher Bedeutung werden in einem besonderen Verzeichniß angegeben. Für Geschichtsfreunde, Touristen und Schulen scheint uns die Voigt'sche Karte mit ihrem Schlüssel von Werth zu sein. Recht praktisch fanden wir auch die Einrichtung, daß Randnotizen in Letzterem leicht und sicher auf die betreffenden Ortschaften hinweisen, wodurch eine schnelle Uebersicht ermöglicht wird.

⊙ Das uns zugegangene 8. Heft des IV. Jahrganges der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik (A. Hartleben's Verlag in Wien) enthält neben dem Schlusse einer interessanten Abhandlung des Prof. Dr. S. Günther in Ansbach — welcher unseres Erachtens als Gelehrter bedeutender ist und erfolgreicher wirkt, als als Politiker und fortschrittliches Mitglied des Deutschen Reichstages — über die kosmographischen Anschauungen des Mittelalters eine Schilderung von Montevideo von Adolph Mießler, eine Darstellung der geographischen Forschungsreisen und Entdeckungen in den Polarregionen und in Afrika im J. 1881 von Dr. Josef Chavanne, eine Schilderung von Land und Leuten im Spreewalde von Dr. F. Weineck und verschiedene kleinere Aufsätze und Mittheilungen aus den Gebieten der astronomischen und physikalischen Geographie, der politischen Geographie und Statistik, als Beilage aber die Section III der großen Karte von Centrolamerika und Westindien.

** Rechts- und staatswissenschaftliche Literatur. Eine eingehende Darstellung des neuen Innungs-Rechts giebt der auf dem Gebiete des Gewerberechts wohl bewanderte Geh. Reg.-Rath und Reichstagsmitglied L. Jacobi in seinem soeben erschienenen Commentare des Reichsgesetzes vom 18. Juli 1881 (Die Innungen, nach dem Reichsgesetze vom 18. Juli 1881 und der Reichsgewerbeordnung, unter Benutzung der Materialien des Reichstages bearbeitet; Berlin, Fr. Kortkampf Verlag der Reichsgesetze 1882). — Den Schluß bildet der auf Anordnung des Ministeriums des Innern veröffentlichte Entwurf eines Innungs-Statuts nebst Erläuterungen. Ganz interessant, aber nicht in den Rahmen des vorliegenden Commentors zu passen scheint uns die u. A. in denselben aufgenommene Abhandlung „Nachrichten über Handwerk und Zünfte in Schlesien unter der Regierung Friedrich's II." Unwillkürlich erhält man den Eindruck, als wenn der Verfasser diesen Aufsatz schon längst fertig im Tischkasten liegen gehabt hätte und nur die ihm geeignet erscheinende Gelegenheit zu benutzen bestrebt gewesen wäre, denselben an den Mann zu bringen. — In demselben Verlage ist eine Textausgabe des nurgedachten Gesetzes vom 18. Juli 1881, betreffend Abänderung der Gewerbe-Ordnung nebst den einschlagenden Vorschriften der Gewerbe-Ordnung und des Hilfscassen-Gesetzes, sowie dem Normal-Innungs-Statute erschienen. Auch die Jacobi'sche Ausgabe der Gewerbe-Ordnung vom 21. Juni 1869 ist im Kortkampf'schen Verlage neu aufgelegt worden — und zwar zum 15. Male. Dieselbe ist für den praktischen Gebrauch zunächst der Gewerbetreibenden, dann der mit Handhabung dieses Gesetzes betrauten Staats- und Gemeindebeamten bestimmt und bringt in dem ersten Theile die Gewerbe-Ordnung in der Fassung, welche dieselbe durch die abändernden Gesetze aus den Jahren 1874, 1876, 1878, 1879, 1880 und 1881 erhalten hat, mit kurzen Erläuterungen aus der Verwaltung und Rechtsprechung, sowie den dazu in den größeren deutschen Staaten erlassenen Ausführungs- und Vollzugsverordnungen. In dem zweiten Theile sind die für das Reich geltenden, zur Ausführung oder Ergänzung einzelner Bestimmungen der Gewerbe-Ordnung erlassenen Gesetze und Bekanntmachungen, Verordnungen u. s. w. zusammengestellt und soweit nöthig erläutert, also z. B. die Bekanntmachungen des Bundesraths über die Beschäftigung von Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeitern in Walz- und Hammerwerken, in Spinnereien, in Glashütten, in Steinkohlen-Bergwerken, über den Gewerbebetrieb der Ausländer im Umherziehen u. s. w. Die Jacobi'sche Ausgabe der Gewerbe-Ordnung hat sich bisher infolge ihrer Brauchbarkeit weiter Verbreitung erfreut: voraussichtlich wird auch der neuesten Auflage gleiche Anerkennung zu Theil werden. — Der juristische Verlag von J. Guttentag (D. Collin) in Berlin veröffentlicht die vierte vermehrte Auflage der Textausgabe mit Anmerkungen der Verfassung des Deutschen Reichs von Dr. L. v. Rönne. In der Einleitung ist eine gedrängte Darstellung der Entstehungsgeschichte der Reichsverfassung und zu jedem Artikel derselben sind die darauf bezüglichen Bundesbez. Reichsgesetze und Ausführungserlasse in systematischer Anreihung gegeben. Der Preis von 1 ℳ für das cartonnirte Exemplar ist sehr billig.

** Die musterhafte Oekonomie-Wirthschafterin oder Vollständiger Unterricht über den ganzen Umfang des weiblichen Wirkungskreises auf dem Lande. Nach vieljährigen Erfahrungen herausgegeben von Louise Wilhelmi, Gutsbesitzerin (früher Ober-Wirthschafterin auf den fürstlich Reußischen Gütern). Dritte verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Dr. William Löbe, Redacteur der illustrirten landwirthschaftlichen Zeitung. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Preis 5 ℳ. Straßburg, R. Schultz & Camp. 1882. — So wenig geschmackvoll der Titel des vorliegenden, nahezu 700 Seiten umfassenden Buches ist, so praktisch und lehrreich ist dessen Inhalt, der sich ausführlich und verständlich über den ganzen Kreis der Pflichten, des Verhaltens und der Verrichtungen verbreitet, welche einer Oekonomie-Wirthschafterin vulgo „Wirthschaftsmamsell" obliegen, die bei der Hauswirthschaft und bei der hauswirthschaftlichen Technologie in Gebrauch kommenden Maschinen und Geräthe durch Abbildungen anschaulich macht und in zweiter Reihe auch allen Frauen und Töchtern der Landwirthe Gelegenheit giebt, ihre Kenntnisse über Haus- und Stallwirthschaft zu vervollständigen. Die vorliegende dritte Auflage ist vom Redacteur Dr. Löbe sorgfältig revidirt und im Einklange mit den zahlreichen neuen Erfindungen und Entdeckungen, die auf diesen Gebieten gemacht worden sind, mit vielfachen Verbesserungen und Vermehrungen, insbesondere in den Capiteln über die Federviehzucht und Milchwirthschaft sowie die homöopathische Thierheilkunde versehen worden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 48. Donnerstag, den 15. Juni. 1882.

Inhalt: Das Heer der Jagdliebhaber und Etwas über die volkswirthschaftliche Bedeutung der Jagd, von Alexander Meyer. — Die 12. Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins. — Bücherbesprechungen (Elsterperlen, von Heinrich Fels. Renata, von B. Freisinn. Im ersten Jahrzehnt des neuen Reiches, von Josef Feller. Was sollen wir brennen? von A. v. Fragstein).

Das Heer der Jagdliebhaber und Etwas über die volkswirthschaftliche Bedeutung der Jagd.

Das Heer der Jagdliebhaber nimmt immer noch von Jahr zu Jahr zu. Man müßte als älterer Jäger der „Percussionszeit" eigentlich Haarsträuben bekommen, wenn man davon hört; wenn man ferner an die erzielte Verbesserung der neuen Jagdgewehre, richtiger an das bequeme und schnelle Laden derselben denkt, und dem gegenüber das Kleinerwerden der Jagdreviere erwägt, das durch die vielen Liebhaber heraufbeschworen wurde, das aber für die Niederjagd sehr nachtheilig ist. Was würden die alten Jäger aus der „Steinschloßzeit" und der noch goldnen Periode der edlen Jägerei zu solchem Fortschritt sagen, wenn sie von den Hinterladern hörten, von den Jagdzügen auf Eisenbahnen, von dem Heer der Jagdkarteninhaber, von den kleinen Flächen so vieler Jagdreviere und von den theuern Revierpacht- und Wildpretpreisen? Was würden jene unvergeßlichen Jägermeister und Jagdschriftsteller, wie v. Wildungen, aus dem Winkell, Bornemann, Hartig, Bechstein u. A. m., jetzt erst für Jeremiaden anstimmen, die schon vor hundert Jahren über die erschreckliche Zunahme der Jagddilettanten und verhaßten „Zwillinge" oder Doppelflinten losdonnerten, welche damals in Aufnahme kamen, wo die einläufige, nur erst mit Percussion erneuerte Flinte allein im Geruche der „Waidgerechtigkeit" stand?! Wie viel wurde von jenen Meistern damals über die Gründe des Hasenmangels geschrieben, als es, durch ganz andere Natureingriffe bedingt, im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts einige Jahre nacheinander auffallend wenige Hasen gab. Da sollte zunächst die Percussionseinrichtung, besonders aber die Doppelflinte schuld sein, sodann der sich vermehrende Kartoffelbau, der neueingeführte Kleebau, die Vernachlässigung des Raubwildfanges ꝛc. Am meisten erzürnt war man aber auf die vielen Jagdliebhaber, die infolge geordneterer Jagdgesetze sich auch aus dem Bürgerstande recrutirten. Waren jene forschenden und schriftstellernden Meister im Jagd- und Forstfache auch gerade keine einseitigen Menschen oder gar nur Freunde „höherer" Jagddilettanten, sondern biedere Männer voll vernünftig liberaler und wirklich humaner Ideen, so wollten sie doch das Heer der Jagdliebhaber nicht größer wissen, als es so schon war — und das nur dem Wilde zu Liebe! Und so denken ja heute ebenfalls Alle, die im Dienste Diana's stehen oder seit Jahren ihr huldigen und „waidgerechte Jäger" geworden sind.

Trotz aller Klagen mehrt sich aber mit der Zunahme der Bevölkerung die Zahl der Jagdliebhaber noch immer, das ist nun einmal so, obgleich eine Grenze zu wünschen, aber gar nicht abzusehen ist. Freilich war die ewig sorgende Natur nicht so kurzsichtig als unsere längst in die Jagdgründe der Väter heimgegangenen Brüder aus dem Walde, die schon vor hundert Jahren befürchteten, Hasen würde man bald nur noch in zoologischen Museen und Hochwild höchstens noch in Wildparks zu sehen bekommen; Mutter Natur sorgte dafür, daß die Hasenjagden auf größeren Feldrevieren jetzt sogar noch bessere geworden sind, als sie es vor hundert Jahren bei mehr Waldbeständen und mehr Raubwild gewesen sind. Darin liegt eben die Weisheit der Schöpfung, daß an Stelle der hohen Jagd die niedere Jagd, also das kleine Wild, Hasen und Rebhühner, auf gut cultivirten Feldgegenden am besten gedeiht, und daß ein waidgerechter Abschuß nur zum Gedeihen eines nützlichen und nie schadenden Niederwildbestandes beiträgt, wohingegen ein übermäßiges Schonen der Hasen sowie der Rebhühner auf größeren Revieren den Bestand reducirt, und zwar einfach deshalb, weil die an Zahl stets überwiegenden Hasenrammler sowie Rebhühnerhähne der Vermehrung höchst nachtheilig sind.

Wo correct gewirthschaftet und dem theueren Raubwilde mehr nachgestellt wird, da liefern die jetzigen größeren Feldflächen mehr käufliches Wildpret auf die Märkte, als ehedem. Vor hundert Jahren, und vordem erst recht, gab es allerdings noch größere Waldflächen mit mehr Hochwild und mehr größerem Raubwild, aber auch weniger Niederwild als jetzt, theils infolge der Bewaldungen, theils infolge der öden Ländereien und theils infolge des vielen Raubwildes. Für den Wildpretmarkt ist in volkswirthschaftlicher Beziehung aber das Niederwild von größter Bedeutung, Hasen und Rebhühner consumiren auch die weniger Bemittelten, wohingegen das Hoch- und feinere Federwild meistens nur auf den Tafeln der Wohlhabenderen servirt wird.

Damit dieser status qua uns und unseren Nachkommen erhalten bleibe, ist aber eine Grenze der Zunahme des Jagdliebhaberheeres nun erwünscht und von Nöthen, sonst reicht die ohnehin durch Anbau menschlicher Wohnungen und durch Eisenbahnen*) sowie Canäle geringer gewordene jagdbare Fläche nicht mehr aus; denn noch kleinere Complexe als selbständige Jagdreviere gelten lassen zu wollen, würde gleich sein der Ausrottung des Niederwildstandes. Wir sind mit dem Minimalflächeninhalt, den ein selbständiges Jagdrevier jetzt landesgesetzlich haben darf, an der Grenze des Möglichen angekommen, wie nachstehende Zahlen beweisen. Im Königreich Sachsen kommen auf jeden Jagenden ca. 170 Hektar Landfläche und im Königreich Preußen auf jeden Jagenden 220 Hektar. In Preußen sind vom 1. August 1880 bis 1. August 1881 zusammen 154 094 und im Königreich Sachsen sind im Jagdjahre 1879 bis 1880 zusammen 8000 Jagdkarten ausgegeben worden. Da nun aber die Jagd- und Forstbeamten, sowie viele Altberechtigte auf dem eigenen Reviere keine Karte brauchen, so muß man eine entsprechend höhere Zahl Jagender annehmen.

In Sachsen kommt auf 343 Einwohner ein Jagdkarten-

*) In Sachsen nehmen die Eisenbahnen nebst Bahnhöfen zusammen einen Flächenraum von 2000 Hektar ein, eine Revierfläche, auf der in der Leipziger Gegend bei correcter Wirthschaft 600 bis 700 Hasen und ebenso viele Rebhühner alljährlich abgeschossen werden können.

inhaber und in Preußen schon auf 175 Einwohner ein solcher. Die zu niedrige Jagdkartensteuer in Preußen läßt dort zu viele Männer der Jagd nachgehen. Zahlreich ist zwar das Heer der Jagdliebhaber in allen Staaten des Deutschen Reichs, ja es hat sich neuesten statistischen Nachweisen zufolge wiederum vermehrt, nirgends aber gehen so Viele jagen wie in Preußen, wo im angeführten Jagdjahre 1950 Jagdscheine mehr ausgegeben wurden als für das Vorjahr 1879/80.

Da nun die Wildpretpreise im Verhältnisse zu den andern Fleischpreisen seit 20 Jahren nur um wenig gestiegen sind (zum Theil um ein Drittel), auch die Zufuhr von Wildpret nicht abgenommen hat, so ist ein wesentlicher volkswirthschaftlicher Nachtheil durch die Vermehrung der Jagdliebhaber bis heute nicht nachzuweisen. Nur den älteren Jagdliebhabern ist sie höchst unwillkommen, hauptsächlich weil die größer gewordene Anzahl zur Vertheuerung der Jagdrevier-Pachtpreise beiträgt, die allerdings so enorm gestiegen sind, daß den meisten Jagdpächtern jeder Hase und jedes Huhn jetzt doppelt soviel allein an Revierpacht kostet, als er vom Wildprethändler dafür bezahlt bekommt. Der einzige Nachtheil, der bis heute durch die starke Zunahme der Jagdliebhaber zu nennen ist, trifft demnach sie allein. Vortheile haben hingegen davon die Revierverpächter, die jetzt meistens 1½ bis 2 ℳ Pacht und noch mehr pro Hektar erhalten. Geringer bezahlt werden nur fern von größeren Städten gelegene und mit der Eisenbahn nur umständlich zu erreichende Fluren. Die hohen Pachtpreise bringen den Landgemeinden viel Geld ein. Würden diese das Jagdpachterträgniß als eine Steuereinnahme betrachten — und eine gerechtere giebt es kaum, da Jeder je nach der Größe seines Besitzthums daran participirt — und würden sie dasselbe in ihre Gemeindesteuercasse fließen lassen, angenommen, die Gemeinde theilt sich nicht in eine politische und eine besondere Jagdgenossenschaft, so könnte sie, ohne daß Jeder in seinen Geldbeutel zu greifen braucht, manche Gemeinde- oder Schulausgabe damit bestreiten; Gemeinden mit einem jagdbaren Areale von 500 Hektar, die einen Jahrespacht von 1000 ℳ einnehmen, haben nach jeder Pachtperiode von 6 Jahren 6000 ℳ gewonnen, womit etliche unverhoffte und Extra-Ausgaben gedeckt werden könnten. — Weiter haben einen Vortheil die Gewehrfabrikanten, die Jagdutensilienhändler, die Schneider, die Pulver- und Schrotfabriken, die Eisenbahnen, die während der Jagdzeit täglich stärkeren Personenverkehr haben, und noch so Manche. Die Vortheile überwiegen demnach den Nachtheil und somit wäre vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus bis jetzt kein Klagelied über das starke Heer der Jagdliebhaber anzustimmen. Sollte aber dieser jetzt noch günstige Zustand die Grenze überschreiten und ein volkswirthschaftlicher Nachtheil drohen, so könnte eine Erhöhung der Jagdkartensteuer, strenges Innehalten ausgedehnterer Wild-Schonzeit und ein höherer Minimalsatz für ein selbständiges Jagdrevier dem auf längere Zeit noch einmal abhelfen. Die volkswirthschaftliche Bedeutung ist für's Allgemeine maßgebend, nicht die Passion! Aber von diesem Standpunkte aus unterschätze man auch den Werth des Wildprets ebenso wenig als den Werth des Geldumsatzes durch die Jagdpachtsummen.

Wenn in jeder größeren Stadt, wie Leipzig oder Dresden, gerade im Herbste und Winter, wo es weniger Zuwachs auf dem Fleischmarkte giebt, als zu anderen Jahreszeiten, 60 000 Hasen (= ca. 450—500 000 Pfunde) und 70 000 Stück Hoch- und Federwild, als Hirsche, Damwild, Schwarzwild, Rehwild, sowie Auer-, Birk- und Haselwild, Fasane, Schneehühner, Schnepfen, Wildenten und Rebhühner, Alles zusammen an 1 Million Pfunde Wildpret, zum Verkauf gebracht werden, so repräsentirt diese Summe einen Fleischwerth von über ½ Million Mark. Würde es um diese Jahreszeiten jedoch kein Wildpret mehr geben, so vertheuerten sich selbstverständlich um gleichen Geldwerth die Fleischpreise und die des fetten (?) Hausgeflügels — dem Markte aber, d. h. dem Bedarfe, würden die Million Pfunde Wildpret fehlen. Ebenso bedeutend, abgesehen von dem Umsatze in Jagdgewehren ꝛc., ist der Umsatz der Revierpachtsummen: im Königreich Sachsen wird z. B. alljährlich für 1 Million Hektar jagdbarer Fläche eine Summe von weit über 1 Million Mark gezahlt.

Nach der Wirklichkeit möglichst nahe kommenden statistischen Notizen wurden durch die Jagd im Königreich Sachsen in den letzten Jahren in jedem Jahre 6 Millionen Mark umgesetzt, ungerechnet der Summe für Jagdgewehre, Munition, Fuhr- und Treiberlöhne ꝛc., nur für Revierpachte, für Wildpret und für die Jagdkarten.

Diese kurzen aber zuverlässigen Notizen lassen die Wichtigkeit erkennen, die Jagd- und Wildverhältnisse, wie sie jetzt bestehen, anfrecht zu erhalten, aber einer weiteren Vermehrung des Heeres der Jagdliebhaber durch eine der oben angegebenen Maßregeln zu steuern — zum Wohle der Volkswirthschaft.

Alexander Meyer.

Die 12. Jahresversammlung des Hansischen Geschichtsvereins.

—m— Wie alljährlich in der Pfingstwoche, so fand auch diesmal am 30. und 31. Mai die Jahresversammlung des Vereins für die Geschichte der deutschen Hansa statt. Wir haben schon früher an dieser Stelle (Nr. 50 der Wissenschaftl. Beilage Jahrg. 1878) gelegentlich auf die hohe Wichtigkeit dieses im Jahre 1870 begründeten Vereins hingewiesen, der sich vor der fast übergroßen Menge historischer Gesellschaften, die in Deutschland das allgemeine Interesse an geschichtlicher Forschung bekunden, durch den streng wissenschaftlichen Geist aller seiner Publicationen und Bestrebungen auszeichnet. Des großen Vorzugs, daß seit seiner Gründung stets die bedeutendsten Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft ihn leiteten, hat er sich bis jetzt durchaus würdig gezeigt.

Zum Ort der Versammlung war diesmal Hannover bestimmt worden und zwar auf den Wunsch der Stadt, die ihr prachtvolles, durch Baurath Hase stilvoll restaurirtes und durch Maler Schaper farbenprächtig ausgemaltes altes Rathhaus nicht würdiger einweihen zu können glaubte, als durch die Festsitzungen desjenigen Vereins, der die Glanzzeit des norddeutschen Städtewesens zum Ziel seines Wirkens sich erkoren hat. Leider war der auch in vielen anderen Beziehungen um Hannover hochverdiente Mann, dem die Erhaltung des eigenartigen Baudenkmals vor allem zu verdanken ist, der Stadtdirector Rasch, wenige Tage vor der Versammlung aus der Zahl der Lebenden geschieden.

Eingeleitet wurde die Versammlung durch eine gesellige Zusammenkunft in den Räumen der Münchener Bierhalle, die, wie auch in früheren Jahren, zu den angenehmsten Theilen des Festprogramms gehörte. Außer dem alljährlich wiederkehrenden alten Stamm der Hansaversammlungen begrüßten sich hier manche Freunde, die sich Jahre lang nicht gesehen hatten; Männer, die literarisch und brieflich mit einander längst bekannt waren, fanden Gelegenheit, sich auch persönlich kennen zu lernen. Senator Culemann begrüßte im Namen des Localcomités die Gäste von nah und fern; Staatsarchivar Dr. Wehrmann dankte mit einem Hoch auf die Stadt Hannover.

Die Versammlung war recht gut besucht; die Präsenzlisten zeigten etwa 230 Theilnehmer, doch war die Zahl noch etwas größer, da manche, die erst am zweiten Tage eintrafen, in den Verzeichnissen fehlten. Leider wurde derjenige schmerzlich vermißt, der vor allen als das geistige Haupt des Vereins zu gelten hat und dessen Anwesenheit jedesmal ganz besonders belebend auf die Jahresversammlungen einzuwirken pflegt: der Geh. Regierungsrath Dr. Georg Waitz; eine frohe Familienfeier hielt ihn in Berlin zurück.

Digitized by Google

Unter den Festgenossen bemerkten wir Prof. Dr. Wattenbach aus Berlin, die Geheimen Räthe Bertheau, Dove, Soetbeer, Sauppe, die Professoren Frensdorff, Pauli, Weiland, W. Müller aus Göttingen, Prof. v. Martitz aus Tübingen, Prof. v. d. Ropp aus Gießen, Prof. Hasse aus Kiel, Dr. Kapp aus Berlin, Dr. v. Bippen aus Bremen, Stadtarchivar Dr. Hanschmann aus Braunschweig, Dr. Koppmann aus Hamburg, Oberbibliothekar Dr. Lübben aus Oldenburg, Staatsarchivar Dr. Wehrmann und Dr. Hagedorn aus Lübeck u. a.

Am Dienstag den 30. Mai früh 8½ Uhr fand die erste Hauptversammlung im großen Rathhaussaale statt. Den Vorsitz führte der derzeitige Vereinspräsident, Senator Dr. Brehmer aus Lübeck. Landdrost v. Cranach, Stadtsyndicus Ostermeyer und Rameus des niedersächsischen Geschichtsvereins Landdrost a. D. Braun richteten begrüßende Worte an die Versammlung. Nach Erstattung des Jahresberichts hielt sodann Archivar Dr. Sattler aus Hannover einen längeren, allgemein ansprechenden Vortrag „Die Hanse und der deutsche Orden in Preußen bis zu dessen Verfall". Gern würden wir Einzelheiten aus diesem und den anderen Vorträgen mittheilen, wenn es der uns zu Gebote stehende Raum gestattete; hoffentlich werden die „Hansischen Geschichtsblätter", das alljährlich erscheinende Vereinsorgan, die Vorträge auch weiteren Kreisen zugänglich machen. Die Stadt Hannover widmete den Theilnehmern an der Versammlung eine Schrift des Archivar Dr. Döbner: Die Städteprivilegien Herzog Otto des Kindes und die ältesten Statuten der Stadt Hannover.

Nach einer Frühstückspause, die den Festtheilnehmern Gelegenheit gab, die lanschigen Räume des ebenfalls geschmackvoll ausgestatteten Rathsweinkellers und seine Schätze kennen zu lernen, folgte die Erstattung des Rechenschaftsberichts durch den derzeitigen Cassenführer, Director Dr. Hoffmann aus Lübeck, die statutengemäße Ergänzung des Vorstandes und eine öffentliche Vorstandssitzung zur Besprechung der Vereinsarbeiten. Dieselbe bewies, daß die beiden Hauptunternehmen des Vereins, das Hansische Urkundenbuch und die Hanserecesse seit 1430 (die früheren giebt bekanntlich Dr. Koppmann im Auftrage der historischen Commission zu München heraus), in rüstigem Fortschreiten begriffen sind. Was das erstere anlangt, so giebt der leider nicht anwesende Stadtarchivar Dr. Höhlbaum zu Köln gegenwärtig den 3. Band heraus; brieflich berichtete er über eine zu diesem Zwecke unternommene Reise nach Paris. Die folgenden Bände hat Dr. Hagedorn in Lübeck übernommen, der in längerem Vortrage über seine Reisen, besonders seine Arbeiten in den Stadtarchiven zu Thorn und Köln, und seine sonstigen Vorstudien referirte. Die Hanserecesse bearbeiten Professor Dr. v. d. Ropp, der das Erscheinen des 4. Bandes für das nächste Jahr in Aussicht stellt, und Prof. Dr. Schäfer, der zur Zeit auf einer größeren wissenschaftlichen Reise durch Dänemark und Norwegen begriffen ist und von Kopenhagen aus über seine dortigen Forschungen Mittheilungen machte. Prof. Dr. Frensdorff legte einen im Drucke fast vollendeten Band Dortmunder Statuten und Urtheile, den er im Auftrage des Vereins herausgiebt, vor. Als eine künftig in Angriff zu nehmende Arbeit bezeichnete Dr. v. Bippen eine Karte des alten hansischen Gebietes. Endlich erinnerte Dr. Koppmann an die bereits wiederholt angeregte Sammlung von Straßennamen: ein Unternehmen, das auch in nicht-hansischen Städten zu sehr dankenswerthen Resultaten führen dürfte. — Ein Vortrag des Architekten Haupt, Privatdocenten an der technischen Hochschule zu Hannover, über „alte Baukunst der Stadt Hannover" bildete den Beschluß der ersten Sitzung. An ihn schlossen sich einige erläuternde Bemerkungen des Maler Schaper über die von ihm ausgeführten Wand- und Deckengemälde des Rathhaussaales.

Ein großer Theil der Anwesenden unternahm sodann unter Führung des Architekt Haupt einen belehrenden Rundgang durch die Stadt. Die Marktkirche, die Kreuzkirche und verschiedene alte Privat-Gebäude, insbesondere das prächtige Leibnizhaus, fesselten allgemein die Aufmerksamkeit. Auch den Museen in der Sophienstraße, insbesondere dem reichen Museum des Niedersächsischen Vereins, statteten viele der Anwesenden einen Besuch ab.

Um 5 Uhr vereinigte ein Mahl im Odeon die Festgenossen; auch die Mitglieder des Niederdeutschen Sprachvereins, der seine Jahresversammlung in der Regel an denselben Tagen und demselben Orte wie der Hansische Verein abhält, nahmen daran Theil. Die Reihe der Toaste eröffnete Stadtsyndicus Ostermeyer mit einem Hoch auf den Kaiser. Ihm folgte ein geistvoller Trinkspruch des Adt Uhlhorn auf die beiden tagenden Vereine; in gedankenreicher und formvollendeter Rede schilderte er die Aufgaben der historischen Wissenschaft in der Gegenwart. Senator Dr. Brehmer dankte mit einem Hoch auf die Stadt Hannover. Dann folgte ein von Prof. Wattenbach ausgebrachter und mit allgemeinem Jubel aufgenommener Toast auf Waitz; die Versammlung sandte dem verehrten Abwesenden ein Telegramm. Wohlverdient war auch das Hoch auf das Localcomité, das Director Dr. Hoffmann in Vorschlag brachte. Eine andere allgemein sympathisch anklingende Saite schlugen Geheimer Rath Dove aus Göttingen und Prof. Dr. Wattenbach an: ihre Worte galten den Siebenbürger Sachsen und den Bestrebungen des Deutschen Schulvereins. Eine Depesche nach Hermannstadt übermittelte jenen die Wünsche der Versammlung. Noch manches andere gute Wort wurde vernommen.

Der Abend wurde, wie der vorhergehende, in der Münchener Bierhalle in zwangloser Vereinigung hingebracht; einige Gruppen sollen ihn recht lange ausgedehnt haben, — gab es doch so Vieles zu besprechen und zu fragen und darunter so Manches, was erfahrungsgemäß lieber nach als vor Mitternacht besprochen zu werden pflegt!

Die zweite Sitzung des Vereins fand am Mittwoch den 31. Mai um 10 Uhr statt; die früheren Tagesstunden waren dem Niederdeutschen Sprachverein überlassen worden. Ein meisterhafter Vortrag von Prof. Dr. Frensdorff aus Göttingen schilderte die Stadtverfassung Hannovers in alter und neuer Zeit; dann sprach Oberlehrer Dr. Köcher von Hannover über den Kampf Bremens mit Schweden um die Reichsfreiheit. Hierauf wurden, nachdem Kiel für das nächste Jahr zum Versammlungsorte bestimmt worden war, die Verhandlungen geschlossen.

Die Verwaltungen des kgl. Staatsarchivs, der kgl. Bibliothek und Senator Dr. Culemann hatten in den Räumen des Staatsarchivs eine höchst interessante und reichhaltige Ausstellung von Archivalien, unter ihnen zahlreiche Kaiserurkunden, Handschriften, Incunabeln und kirchliche Alterthümer veranstaltet, die nach Schluß der Sitzung von einem großen Theile der Anwesenden besucht wurde. Allgemein dankbar anerkannt wurde die instructive Art der Ausstellung und die Liebenswürdigkeit, mit der die betreffenden Herren die Erklärung der in der That hochbedeutenden Schätze übernahmen. Auch hier müssen wir, so ungern wir es thun, auf Einzelheiten verzichten.

Um 2 Uhr folgte ein gemeinsames Mittagessen im Hôtel de Hanovre (Calenderger Straße), welches wie das am vorhergehenden Tage sehr heiter verlief. Nach Tische begab sich die Versammlung nach den vom Localcomité freundlichst zur Verfügung gestellten festlich geschmückten Wagen der Pferdebahn nach Herrnhausen, wo die Parkanlagen mit ihren prächtigen Wasserkünsten, das neue Palmenhaus, die Gemäldegalerie und das Welfenmuseum eingehend besichtigt wurden. Abends fand ein Festcommers im Zoologischen Garten statt, dem Oberbürgermeister Dr. Becker aus Köln präsidirte. Er wurde mit einem donnernden Salamander auf Kaiser und Reich eröffnet und mancher ihm folgende bewies, daß

Digitized by Google

die Hanseaten noch keineswegs die akademischen Künste verlernt hatten. Eine sehr willkommene Ueberraschung war es, daß der Hannover'sche Männergesangverein sich bei dem Commers betheiligte; seine ausgezeichneten Leistungen wurden mit lebhaftem Danke anerkannt. So nahte auch an diesem Tage sehr schnell die mitternächtige Stunde.

Damit war die 12. Jahresversammlung, streng genommen, beendet. Aber der gute alte Brauch, den 3. Tag zu einem Ausfluge zu benutzen, ward auch dies Jahr festgehalten und die Betheiligung an diesem Ausflug war sogar außerordentlich stark. Das Ziel war die liebliche, altberühmte Weserstadt Hameln. In herzlicher Weise wurden die „Hanseaten" durch das dortige Localcomité in Empfang genammen; die Stadt prangte in reichem Flaggenschmucke. Ein Rundgang durch dieselbe zeigte uns so manchen beachtenswerthen Privatbau des 16. und 17. Jahrhunderts, wie namentlich das „Rattenfängerhaus" und das „Hochzeitshaus"; im Saale des Rathhauses war u. a. das von dem Bildhauer Hölbe in Dresden vor Kurzem gearbeitete, sehr ansprechende Modell eines Brunnens, der die Rattenfängersage veranschaulicht, aufgestellt. Auch wurde uns hier eine von Dr. Meinardus verfaßte Festschrift „Hameler Geschichtsquellen" überreicht. Vor Allem aber wurde das hochinteressante Münster St. Bonifacii, dessen Restauration 1875 beendet ward, eingehend besichtigt. Nach einem Frühstücke auf Dreyer's Berggarten ward ein Spaziergang nach dem „Klüt" und sodann auf einem von der Stadt Hameln zur Verfügung gestellten Dampfer ein Ausflug nach dem Ohrberge unternammen: Touren, die für Manchen, der von den Reizen des verhältnißmäßig so wenig bekannten Weserthales noch niemals gehört hatte, große Ueberraschungen boten. Um 5 Uhr schloß sich ein animirtes Diner in Dose's Hôtel daran: die zahllosen Toaste und Reden, die dasselbe würzten, zu schildern, mögen uns die Leser erlassen, aber ein prächtiges plattdeutsches Gedicht wollen wir wenigstens hervorheben, mit dem Hamelns Dichter, Hr. Rüdiger, uns ein noch unbekanntes historisches Museum vorführte: einen Römerskalp aus der Schlacht bei Idistavisus, den Bischofstab des Bonifacius, der mit einem kolossalen Handwerksburschenstocke verzweifelte Aehnlichkeit hatte, die Haare, die Karl der Große in der Schlacht am Süntel gelassen, die einzige Ratte, die der Ratteafänger am Leben gelassen, die Hose, in die das Herz des Herzogs von Cumberland in der Schlacht bei Hastenbeck gefallen war, u. dergl. m.

Um 9 Uhr Abends schlug die Abschiedsstunde. Der größte Theil der Anwesenden eilte nach Hannover zurück. Nur einige wenige waren es, und unter ihnen der Referent, die das Bedürfniß fühlten, den Festjubel noch ein wenig ausklingen zu lassen; die schönen Weserberge lagen gar zu verlockend vor Augen. So schloß für uns das Fest mit einem genußreichen Tage im lieblichen Pyrmont und einer prächtigen Waldwanderung über die Paschenburg, Schaumburg und Arensburg bis nach Bückeburg. Andere eilten dem Teutoburger Walde und dem Hermannsdenkmal zu. Allen aber werden auch die diesjährigen Hansatage in der freundlichsten Erinnerung bleiben.

Bücherbesprechungen.

** Gedichte. Elsterperlen. Ein Lebenslauf. Allen großen und kleinen, glänzenden und einfachen Elsterperlen erzählt von Heinrich Fels. Leipzig, Pöschel & Trepte. — Eine poetische Verherrlichung des Elsterflusses, der an denselben gelegenen Ortschaften und Gegenden und der hervorragenden Persönlichkeiten, die dort gelebt und gewirkt haben, warm empfunden und geschickt zusammengestellt. Aber wenn Plauens Lehranstalten mit den Worten gedacht wird:

„Und eine wißbegier'ge Jugend lauscht
Real und classisch weisen (!) Professoren",

so wird man diese Stelle wol kaum poetisch schön nennen können.

Renata. Von B. Freisinn. Dresden, E. Pierson. — Ein Cyklus von Liedern, in denen das Liebeswerben des Raugrafen Rupert und des Grafen Heinrich von Rheingrafenstein um des Grafen Montfort Tochter Renata besungen wird. Die poetische Wirkung wird durch das Eingreifen einer Zigeunerkönigin in die Handlung und durch die Gegenüberstellung der leidenschaftlichen Zigeunerin und der milden Grafentochter erhöht. Am Besten sind dem Dichter unseres Erachtens diejenigen Stellen gelungen, in denen er seinem Humore freien Lauf lassen kann. In einem Vorworte, welches mit den nicht gerade Vertrauen erweckenden Versen beginnt:

„Des Schöpfers allgewalt'ges Werden,
Wodurch er Himmel schuf aad Erden,
Es war der reinsten Liebe Drang,
Die wirkend zu beglücken rang" —

sucht der Dichter gleichsam seinen Sang mit einer Verherrlichung der Liebe zu motiviren und gelangt am Ende zu dem Schlusse:

„Wo (was?) giebt es Schönres zu besingen,
Als Liebeslust und Liebespein?!"

Im ersten Jahrzehnt des neuen Reiches. Patriotische Zeit- und Gelegenheits-Gedichte von Josef Feller. Chemnitz, Josef Feller's Buchhandlung 1881. — Wir sind überzeugt, daß die hier gesammelten patriotischen Gedichte bei ihrem Vortrage durch den Dichter zu festlichen Gelegenheiten, wie zum Sedantage, an des Kaisers und Königs Geburtstage u. s. w. großen Beifall gefunden haben werden. Eine glühende patriatische Begeisterung weht uns aus denselben entgegen, auch ist zumeist der Ton, in dem Lieder dieser Art erklingen müssen, glücklich getroffen. Wir wollen daher Einzelheiten dieser poetischen Leistungen nicht bemängeln, um so weniger, da der Dichter in dem paetischen Vorworte durchblicken läßt, daß ihn ein solches „Bemäkeln" nicht hindern werde, seine alten Bahnen zu gehen:

„Und mögen Manche schmollen mir und grollen
Und auch bemäkeln dies mein Unterfangen,
Vor solchem Zischen (aha!) wird es nie mir bangen,
Wie lange dauert's und es ist verschollen!"

⊙ Was fallen wir brennen? Eine Studie zu Nutz und Frommen jeder Haushaltung, ob groß, ob klein. Herausgegeben von A. v. Fragstein, Heizungs-Ingenieur. Leipzig, Verlag von Rudolf Lincke, 1882. — Eine im behaglich anmuthenden Plaudertone abgefaßte Belehrung über Construction der Oefen, deren verschiedene Feinde, und die Vorrichtungen, welche dazu dienen, uns aus dem von der Natur gelieferten Rahmaterial ein warmes Zimmer herzustellen: eingehend wird sodann an der Hand verschiedener vam Verfasser aufgestellter Berechnungen und gemachter Versuche die Frage erörtert, wie die einzelnen uns zu Gebote stehenden Brennstaffe in der Praxis sich bewähren. Hiernach stellt sich die Heizung eines Ofens in einem etwa zweifenstrigen Zimmer auf 10 bis 29 ₰, je nachdem man als Brennmaterial Briquettes, Steinkohle, Koaks, Kiefern-, Ellern-, Birken-, Eichen- oder Buchenholz verwendet. Der Verfasser hat Recht, wenn er sagt, bei der zunehmenden Vertheuerung der Brennmaterialien dürfte es angezeigt sein, die von ihm erörterte Angelegenheit dem alleinigen Ressort des Dienstpersonales zu entziehen und ab und zu selbst darüber nachzudenken, und daß die Sache, sobald man sich nur erst dafür erwärmt hat — bei einer Studie über Ofen und Brennmaterialien ist dies allerdings nicht unzweckmäßig — gar nicht so uninteressant ist, wie sie wol auf den ersten Anblick erscheint. Jedenfalls gebührt dem Verfasser die Anerkennung, daß er sein Thema mit eben soviel Sachkenntniß als — Humor bearbeitet hat.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 49. Sonntag, den 18. Juni. 1882.

Inhalt: Jean Paul in Dresden, von Dr. Karl Lange. — Briefe aus Paris. — Was wir wollen? oder Aufgaben der Forschung auf dem Gebiete der sächsischen Kirchengeschichte. — Bücherbesprechungen (Die Geschichte der Philosophie im Grundriß, von Friedr. Christoph Poetter. Das neue Italien und die alten Zeloten, von Dr. F. Booch-Arkossy. Skizzen und Culturbilder aus Italien, von Woldemor Kaden. Annalen des Deutschen Reichs für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik. Hand- und Hülfsbuch für Metallarbeiter, von H. Schuberth).

Jean Paul in Dresden.

Von Dr. **Karl Lange** (Plauen).

In der „Abendzeitung" vom Jahre 1822 rühmt ein Dichter Dresden mit begeisterten Worten als eine Stadt, die durch ihr reges literarisches und künstlerisches Leben alle anderen Orte Deutschlands übertreffe. Er nennt es ein neues geistiges Athen, einen einzigen großen Musentempel, dessen zahllose Priesterschaar täglich dem Apollo Opfer darbringe und nach seinem Beifall ringe.

So offenkundig die Uebertreibung in diesen Worten zu Tage tritt — ein Körnlein Wahrheit lassen sie doch erkennen. Sie erinnern uns an jenen kurzen Zeitraum, da Sachsens Hauptstadt eine ziemliche Anzahl nicht unbedeutender poetischer Talente beherbergte, die dem erbleichenden Sterne der romantischen Schule noch einmal hellen Glanz verliehen. Es war die Zeit, da nicht nur an der Elbe, sondern auch anderwärts in deutschen Landen ein großer Theil der Gebildeten von den öffentlichen Angelegenheiten und politischen Kämpfen unseres Vaterlandes, die manches Unerquickliche und Unfertige boten, sich ab- und ganz und gar schöngeistigen Bestrebungen zuwandte, eine Zeit des Sichgenügenlassens an der Poesie als dem Kern und Mittelpunkt des Lebens, eines vielfach weichen, thatenscheuen Gefühlslebens schöner Seelen.

Wir werden jene Tage, da man uns mit zweideutigem Lobe das Volk der Dichter und Denker nannte, nicht zurückwünschen; wir glauben eben einer gesünderen, kräftigeren Periode unserer nationalen Entwicklung anzugehören. Aber jene Zeit mehr und mehr kennen und verstehen zu lernen, das ist unsere Pflicht, das fordert die Gerechtigkeit nicht minder als die Dankbarkeit gegen eine bedeutende Generation unseres Volks. Und dazu wollen denn auch folgende Zeilen ein geringes Scherflein beitragen, indem sie dem geneigten Leser zwei Episoden aus dem Leben eines Dichters vorführen, der, jetzt mehr citirt als gelesen, einst einen mächtigen Zauber auf einen großen Theil der Gebildeten unseres Volks ausübte und namentlich auch mit den literarischen Kreisen unserer sächsischen Hauptstadt in vielfacher Beziehung stand. Es ist Jean Paul. Seinem wiederholten Aufenthalt in den Mauern der Residenz gelten diese Blätter.

Zweimal besuchte Jean Paul Friedr. Richter Dresden und seine im Frühlingsschmuck prangende Umgebung. Als er das erste Mal, im Mai 1798, kam, war sein Ruhmesgestirn eben im Aufsteigen begriffen; die „Unsichtbare Loge" und noch mehr der „Hesperus" hatten dem unbekannten Hofer Dichter endlich einen durchschlagenden Erfolg gebracht und namentlich die Herzen der Frauen in hohem Grade zugewandt. Bis in die höchsten Kreise hinauf hatte er schwärmerische Verehrerinnen gefunden, die in persönlichen oder brieflichen Verkehr mit ihm traten. Besonders fesselte ihn damals Emilie v. Berlepsch, die er als eine reine, idealische, feste Seele rühmt und welche mit der glühendsten Leidenschaft an ihm hing. Als er ihr in Leipzig den Gedanken an eine eheliche Verbindung auszureden suchte, „weil sie nicht zusammengehörten", da hatte er nach seinem eigenen Geständniß „zwei aus der glühendsten Hölle gehobene Tage" gehabt. Doch betrachtete er sich fortan als frei, und an Stelle der Leidenschaft schien nun reine, ungetrübte Freundschaft getreten zu sein. Gemeinsam mit Emilie unternahm der Dichter bald darauf die Reise nach Dresden. Der Weg führte sie über Meißen im herrlichen Elbthal aufwärts zur Residenz. Außerordentlich gefiel dort Jean Paul die Aussicht von der großen Brücke. „Paläste", so schreibt er, „liegen wie Städte vor Dir und neben Dir eine Elbe, die aus einem weiten Reiche in das andre fließet; Berge, Ebenen, Alleen, verlorne Schiffchen, die wandelnde Procession der einen Brückenseite, die entgegengehende der andern, eine lange Allee und das Getümmel des Lebens ergreifen Dich." Alle die Sehenswürdigkeiten Dresdens, die Antikensammlung, die Bildergalerie, das Naturaliencabinet wurden besucht; auch in der katholischen Hofkirche war der Dichter. Den tiefsten, mächtigsten Eindruck aber machten auf ihn die Gestalten des Abgußsaales, den er wiederholt, selbst des Abends bei Fackelschein besichtigte. Fremd und unnahbar waren ihm in den beschränkten Verhältnissen seines bisherigen Lebens die Meisterwerke der antiken Kunst geblieben; als sie nun jetzt in ihrer Herrlichkeit und Schöne zum ersten Male vor seinem Auge auftauchten, da war es, als wenn „eine neue Welt sich in ihn drängte und die alte halb erdrückte". „Du trittst", so schreibt er seinem Freunde Otto, „in einen langen, lichten, hohen, gewölbten Saal, durch den zwei Alleen von Säulen laufen. Zwischen den Säulen ruhen die alten Götter, die ihre Grabeserde oder ihre Himmelswolken abgeworfen haben und die uns eine heilige, selige, stille Welt in ihrer Gestalt und in unserer Brust aufdecken. Du findest da den Unterschied zwischen der Schönheit eines Menschen und der Schönheit eines Gottes; jene bewegt, obwol sanft noch, der Wunsch und die Scheu; aber diese ruhet fest und einfach wie der blaue Aether vor der Welt und der Zeit, und die Ruhe der Vollendung, nicht der Ermüdung, blickt im Auge und öffnet die Blicke. So oft ich künftig über große oder schöne Gegenstände schreibe, werden diese Götter vor mich treten und mir die Gesetze der Schönheit geben. Jetzt kenn' ich die Griechen und vergesse sie nie mehr."

Bekanntschaften knüpfte Richter viele in der Stadt an, „aber keine von Bedeutung", wie er sagt. Als seine „Diner- und Souper-Wirthe" nennt er: G. R. v. Broizem, v. Manteuffel, Minister v. Wurm, Einsiedel aus Weimar, Rackenitz u. a. Bei Manteuffel lernte er die Frau von Wilhelm August Schlegel kennen, mit der er in heftigen Streit über die ästhetischen Ansichten ihres Mannes gerieth, und wofür

ihn Friedrich Schlegel in seinem Athenäum scharf mitnahm. — Seine schönsten Tage verlebte der Dichter in Königsbrück bei der Gräfin Münster und einer ungemein schönen Frau v. Lebebuhr, in die er sich „gehörig verschoß". Auf der Elbe fuhr er nach Meißen hinab, um die Porzellanfabrik zu sehen. Er bestieg den Königstein, „um den die Welt wie um einen Thron liegt"; wol freute er sich der Gebirgslandschaft, des tiefen Thales zu seinen Füßen; aber eine besondere, außerordentliche Erhebung fand sein Herz nicht. Ebenso erging es ihm mit dem Plauenschen Grunde und mit Tharandt, das seine Freundin ihm sehr gerühmt hatte; von letzterem sagt er, daß „an ihm so viel nicht sei", weit blieben sein schönes Thal, seine heiligen Hallen hinter den Erwartungen Jean Paul's zurück. Es muß uns dies bei einem Dichter, der so traulen Umgang mit der Natur pflog und ihre Reize in all seinen Schriften so meisterhaft zu schildern verstand, billig wundern. Man könnte allerdings daran erinnern, daß gerade er mit allen Fasern seines Herzens an der lieben Heimath, die er bisher nur auf kurze Zeit verlassen, hing, daß er das Bild derselben, verklärt vom Sonnenschein der Poesie, zu innig mit den Gestalten seiner Dichtungen bereits verwoben hatte, als daß eine neue, schönere Landschaft ihm jenes aus der Erinnerung hätte verdrängen können. Allein wir greifen wol nicht fehl, wenn wir jene kühle Stimmung des Dichters auf den Zwang zurückführen, den seine Reisebegleitung ihm auferlegte. Schon unterwegs hatte ihm der Egoismus und die Ueberhebung mißfallen, die Frau v. Berlepsch gegen Leute niederen Standes bewies. In Dresden beengte ihn die Nähe der leidenschaftlichen und eifersüchtigen Frau so, daß er seufzte: „Freiheit, wo bist Du? Ach ich habe keine Freiheit, das ist's!" und sich vornahm, künftig nie anders als allein zu reisen. Kein Wunder, daß die Natur ihm nicht gab, was er suchte, und daß er nach zweiwöchentlichem Aufenthalte endlich sich nach Leipzig zurücksehnte, weil er — „so viele Freuden satt hatte". —

Vierundzwanzig Jahre später finden wir den fast 60jährigen Dichter wieder auf dem Wege nach Dresden*). In reicher Fülle hat ihm unterdessen das Leben gewährt, was das karge Schicksal ihm anfangs versagte: höher und höher ist sein Ruhm gestiegen, allgemeiner die schwärmerische Verehrung geworden, die namentlich das schöne Geschlecht ihm zollt, und ein glückliches, behagliches Familienleben läßt ihn die bittern Sorgen der Armuth vergessen, die dereinst an seine Thür klopften. Dieses häusliche Glück erfuhr aber am Abend seines Lebens plötzlich eine Störung und Trübung, von der er sich nie wieder ganz erholte. Es starb nämlich 1821 sein einziger, heißgeliebter Sohn, der zu mancher schönen Hoffnung berechtigt hatte. Mit ihm ward des Vaters „schönere Erdenzukunft eingesargt"; eine tiefe Wehmuth bemächtigte sich seiner, eine Sehnsucht nach dem Heimgegangenen, dessen Liebe er nicht entbehren konnte. Es war das schmerzensreichste Jahr seines Lebens. Aus Rücksicht auf seine erschütterte Gesundheit beschloß er daher im nächsten Frühling, eine Erholungsreise nach dem schönen Dresden zu unternehmen, das er ohnedies „vor vielen Jahren in der Begleitung der Frau v. Berlepsch und des Regenwetters mehr verloren als gefunden hatte". „Ach! ich brauche jetzo viel", so schreibt der Dichter, „nicht um zu vergessen — was nicht möglich ist —, sondern um die Erinnerung auszuhalten. Ich suche in Dresden nur die Musik, die Natur, nämlich das äußere Dresden — und liebende Menschen." Am zweiten Mai 1822 brach er von Baireuth auf. Sein Weg führte ihn über Münchberg, Plauen, Reichenbach, Zwickau, Chemnitz und Freiberg. Nach 3½tägiger Fahrt langte er an einem Sonntage Mittags glücklich in Dresden an. Hatte er unterwegs über manches Verdrießliche zu klagen gehabt, z. B. über die üble Laune seines Kutschers wegen des zu entrichtenden Weggeldes, über die Abhängigkeit des Reisenden von dem verschiedenen Bier*) der einzelnen Stationen, über kaltes, nebeliges Wetter, so sollten ihm in der freundlichen Elbstadt ein paar Wochen reinster, ungetrübter Freude beschert sein, die ihn für die Beschwerden der Reise reichlich entschädigten. Zunächst war's ihm schon eine gute Vorbedeutung, daß ihn hier nach langer Zeit wieder ein glänzender blauer Himmel empfing, der mit den blauen Bergen der Ferne sich vereinigte, wie denn überhaupt die ganze Zeit seiner Anwesenheit von dem herrlichsten Frühlingswetter begünstigt wurde. Sodann hatte ihm seine Schwägerin, Frau Uthe-Spazier, ein „Lenzhäuschen" im Freien gemiethet, das ihm außerordentlich gefiel und all seine Erwartungen und Reiseträume erfüllte. Es lag auf dem rechten Elbufer, außerhalb der Stadt, in der Nähe des Japanischen Palais. „Mitten im Grünen", so beschreibt der Dichter es selbst, „und in den fernen Gebirgsumkreisen und eine halbe Straße von der Stadt und mit den Fenstern nach drei Sonnengegenden, und so luftig und hell und kühl und neben der Chaussee, und sogar mit einem Gärtchen und mit allen mir nöthigen und lieben Möbeln, selig lieg' ich am Morgen auf meinem Sopha und auch Abends vor der Sonne — ich mag kaum ausgehen. Und dabei die freundliche Hausfrau, die mir sogar das Trinkwasserpumpen abnehmen will, und die heitere, willige, aufmerksame Magd. .... Gott wollt' es, ich sollte diesmal leis innerlich und prunklos ein wenig froh sein." Zwar hören wir nicht, daß die große Menge der Einwohner dem alten, wohlbeleibten, freundlichen Herrn mit den interessanten, Geist kündenden Zügen, der alltäglich im grünen, unscheinbaren Sommerrocke und gelben Strohhute, einen starken Stock in der Hand und seinen weißen Pudel an der Leine führend, durch die Straßen der Residenz schritt, besondere Beachtung geschenkt hätte. Aber das wissen wir, daß bald eine kleine, hochansehnliche Gemeinde von Freunden und Verehrern um den gefeierten Dichter sich schaarte, die durch herzliche Beweise der Liebe und Hochachtung ihm den Aufenthalt zu verschönern suchte. Da war zunächst der Altmeister der Romantiker, Ludwig Tieck, der seit 1819 sammt Weib und Kindern in Dresden weilte. Vor vielen Jahren schon, während seines Aufenthaltes in Weimar und Berlin, hatte er mit Richter freundschaftlichen Verkehr gepflogen; und wenn auch später infolge eines satirischen Aufsatzes Tieck's, in welchem er seines Freundes überschwengliche Sentimentalität verspottete, eine gewisse Spannung zwischen beiden Dichtern eingetreten war, so bewahrten sie sich doch gegenseitig volle Achtung und Anerkennung. So schreibt Tieck dem Dichter der Flegeljahre, daß „dieser immer, was ihm auch Schwätzer sagen mögen, unter den Menschen, die er vorzüglich liebe, unter den Talenten, die er am meisten bewundere, einen der ersten Plätze in seinem Herzen gehabt. Er wird ihn verehren, so lange er lebt oder denken kann". Und im Phantasus heißt es: „Feiert hoch das Andenken unsres phantasievollen, witzigen, ja wahrhaft begeisterten Jean Paul. Nicht sollst du ihn vergessen, du deutsche Jugend! Gedankt sei ihm für seine Irrgärten und wundervollen Ersinnungen. Möchte er in diesem Augenblicke freundlich an uns denken, wie wir uns mit Rührung der Zeit erinnern, als er gern und mit schöner Herzlichkeit an unserm Kreise theilnahm." In Dresden brachte nun der persönliche Verkehr die beiden bedeutenden Geister um Vieles näher. Sie sahen sich oft und unterhielten sich lebhaft über den Zu-

*) Für die Schilderung der zweiten Reise standen dem Verfasser außer dem bekannten biographischen Material zahlreiche Lebensbeschreibungen, Erinnerungen ꝛc. von Zeitgenossen Jean Paul's, sowie das bisher noch nicht veröffentlichte Reisetagebuch des Dichters zu Gebote, dessen Einsichtnahme ihm durch die Güte des Hrn. Hofrath Dr. Ernst Förster in München verstattet war.

*) Auch in Dresden scheint er nicht das rechte, ihm zusagende Getränk gefunden zu haben; in seinem Tagebuche findet sich die spitze Bemerkung: „Das hiesige bairische Bier verhält sich zu unserem bairischen, wie der sächsische Landtag zum bairischen." (?)

stand der neuesten Literatur, über die Kritik oder vielmehr über den völligen Mangel derselben. In der heitersten und freimüthigsten Weise sprachen sie sich gegenseitig über ihre eigenen Werke aus. So antwortete z. B. Tieck einmal auf Jean Paul's Frage, welches seiner Werke ihm am wenigsten zusage: „Der Titan, denn in diesem vermisse ich eine lebendige Charakteristik und die Ordnung und Einheit, welche das Bedingniß eines guten Romans ist." Und als Jean Paul in fast komischer Betrübniß erwiderte: „Den Titan habe ich nun just für mein bestes Buch gehalten und am meisten geliebt, obschon ich jetzt wünsche, den Schlußband nicht geschrieben zu haben", fuhr der Freund fort: „Auch Ihr Campanerthal möchte ich nicht so hoch stellen, als Ihre Verehrer es thun; dem vielen Schönen, ja Erhabenen ist des Sentimentalen, Weichen ein zu großer Theil beigegeben; aber der Siebenkäs ist eine herrliche Schöpfung, voll Kraft, Natur und lebensfrischer Wahrheit und für mich Ihr ausgezeichnetstes Werk."

Mit der größten Achtung spricht Jean Paul noch während seines Dresdner Aufenthalts von den Talenten Tieck's; er rühmt dessen reiche Phantasie, sein gründliches Wissen, die Sorgfalt, mit welcher derselbe Sprache und Gedankenfülle in seinen Leistungen beherrsche. „Hätten wir beide", so fügt er hinzu, „uns früher heller und wärmer ins Auge gefaßt, so würden wir uns schon länger lieben." Aber auch in den nächsten Jahren gedenkt er in Briefen an eine Dresdner Freundin mit besonderer Wärme seines Tieck, dem er vor allen andern herzliche Grüße und freundliche Theilnahme an seinem Befinden widmet; er bezeichnet ihn da wol als den wahren Shakespeareseher und lebendigen Schlüssel zu diesem alten Zauberpalast, als den herrlichen Baumeister des humoristischen Bedlams in der Novelle und den unübertrefflichen Anatom in den dramaturgischen Bemerkungen; er erfreut sich an des Freundes scharfen und doch nicht zu scharfen Kritiken und meint, „wie Alexander nur von Apelles gemalt sein wollte, so sei Tieck der einzige rechte Shakespearesche Porträtmaler". Und auch dieser bewahrt jenem fortan die alte freundschaftliche Gesinnung. Als der Dichter ihn bei seinem Abschiedsbesuch verfehlt hat, schreibt Tieck ihm: „Meine herzlichsten Wünsche, meine Thränen begleiten Sie auf Ihrer Reise. Ein gerührtes Freundesherz sieht Ihnen nach mit dem vollsten Gefühle, was Sie meiner Jugend waren, was Sie dem Manne sind und künftig immer sein werden." Er stellt ihn unmittelbar neben Schiller und Goethe und folgt mit lebhaftem Interesse der ferneren poetischen Thätigkeit Jean Paul's, wie er ihn denn dringend ersuchte, „seiner liebsten Bücher eines", die Flegeljahre, doch noch zu beenden.

Zu den alten Freunden, die Jean Paul wiederholt besuchte, gehörte ferner Elisa von der Recke, die 1817 nach Dresden übergesiedelt war. Herrliche Tage hatten sie vordem in Löbichau, dem Gute der Herzogin von Kurland, Elisa's Schwester, verlebt. Seit dem Tode der letzteren bewohnte Frau von der Recke ein hübsches Haus in der Neustadt, das an bestimmten Empfangsabenden fast alle poetischen Talente der Residenz versammelte. Hier fand Richter auch den Sänger der Urania, Tiedge, den seine Freundin fast abgöttisch verehrte und welcher so häufig mit Tieck verwechselt wurde, daß dieser ärgerlich über die vielen „alten Küsse" klagte, die jene Verwechslung ihm eingetragen habe. Drüben aber in der Altstadt, nahe dem italienischen Dörfchen, wohnte eine andere Freundin Jean Paul's aus alter Zeit, Helmina v. Chezy. Diese merkwürdige Frau, der außer der poetischen Begabung noch manche andere Eigenschaft von ihrer Großmutter, der Karschin, als „Kunkellehen" vererbt zu sein schien, hatte sich von ihrem zweiten Gemahl, dem berühmten Orientalisten Chezy zu Paris, Urlaub erbeten und war sammt den Söhnen auf ihrer langen, abenteuerlichen Wanderung endlich nach Dresden gelangt, wo sie nun seit fünf Jahren weilte. Sie schrieb hier die seinerzeit vielgelesene und vielgelobte Erzählung: „Die Zeit ist hin, da Bertha spann", sowie den Text zu Karl Maria v. Weber's Oper „Euryanthe". Es war die Zeit, da sie den Höhepunkt ihres dichterischen Ruhms erreichte. Schon als junges Mädchen hatte sie einzelne Werke Jean Paul's mit Begeisterung gelesen und seinen Stil nachzuahmen gesucht. Seit ihr dann in Berlin der Dichter in seiner milden, freundlichen Weise persönlich nahe getreten war, stieg die Verehrung desselben fast zur Schwärmerei. Noch im hohen Alter, kurz vor ihrem Ende entwirft sie, erwärmt durch die süße Erinnerung an jene Berliner Begegnung, folgende Charakteristik des Freundes: „Jean Paul war unter den Besseren einer der Besten. That und Lehre waren bei ihm unzertrennlich. Sein innerer Mensch war von vollendeter Schönheit; diese hatte er erstrebt, indem er nach Wahrheit rang. Gütiger und milder war nie eine Größe als er; Hingebung eines Kindes und kindliches Hinnehmen dessen, was vom Herzen kam, hat kaum sonst wer auf Erden je in diesem Maße geübt. Er war dabei so hold und herzig, daß sich Gütigkeit, Milde und Nachsicht von Freude über uns nicht unterscheiden ließ; denn Alles sah er von der schönsten Seite, trug auf alle Erscheinungen die Reinheit und Echtheit und die Fülle innern Reichthums über." Die äußeren Verhältnisse Helmina's waren zu der Zeit, da J. Paul nach Dresden kam, infolge ihrer unsteten Lebensweise, ihrer gänzlichen Unfähigkeit, einen geordneten Haushalt zu führen, ihrer leichtfertigen Gutmüthigkeit, mit der sie oft über ihre Pension zu Gunsten Anderer verfügte, keineswegs glänzende. Ihre große, herrlich gelegene Wohnung war nur zum Theil und noch dazu mit altmodischen, dem Trödler entlehnten Möbeln versehen. Ein Sopha, ein Theetisch und sechs Stühle — das war die ganze Ausstattung des Salons. Kein Vorhang schmückte die Fenster, kein Spiegel die Pfeiler zwischen ihnen, kahl und leer blieben die hohen, breiten Wände. Kamen mehr Leute, so wurden noch ein paar Rohrsessel und der Küchenstuhl herbeigeholt, begab man sich in ein anderes Zimmer, sämmtliche Stühle nachgetragen. Trotz dieses sonderbaren Comforts, dessen Mängel Helmina mit beneidenswerther Sorglosigkeit übersah, wurden ihre Empfangsabende doch zahlreich besucht, und auch Jean Paul stieß sich nicht an die wunderlichen Launen der lebhaften, liebenswürdigen Frau und erneuerte die alte Freundschaft. Mehr als einmal besuchte er sie und erfreute sich namentlich an der prächtigen Aussicht, die von ihrer Wohnung auf die Elbe, die Neustadt, die fernen Berge und das geschäftige Treiben der großen Brücke sich bot. Auf letztere deutend, sagte er wol: „So hab ich's gern; ich sehe den Lärm, ohne ihn zu hören."

(Schluß folgt.)

Briefe aus Paris.

(Die Kunst- und Gemäldeausstellung im Industrie-Palast der Champs-Elysées. — Die Gemälde.)

\# \# **Paris**, im Juni.

In meinem letzten Briefe, welcher die Schilderung der diesjährigen Sculpturenausstellung enthielt, sprach ich bereits aus, daß die obgleich numerisch viel bedeutendere Gemäldeausstellung derselben doch an Kunstwerth sehr weit nachsteht. Es ist wirklich befremdlich, daß unter den vielen tausend Bildern, die den französischen und zum Theil auch ausländischen Malerfleiß während des vergangenen Jahres repräsentiren, sich nichts wirklich Bedeutendes und Großartiges findet. Viel Talent, viel Humor, viel Kunstfertigkeit, aber nicht ein einziges

hervorragendes, zündendes und begeisterndes Kunstwerk, auf welches sich die allgemeine, bedingungslose Bewunderung concentriren könnte. Das ist in kurzen Worten die Bilanz, die sich aus dieser Gemäldeausstellung ergiebt.

Wir bleiben auf unserm Rundgang durch die labyrinthartigen Gewinde von Sälen, Sälchen und Galerien, welche die gewaltige Bildermasse umschließen, zunächst — à tout seigneur tout honneur — vor den Werken des Hrn. Puvis de Chavannes stehen, dem von seinen Kunstgenossen verdientermaßen die große goldene Preis-Medaille zuerkannt worden ist. Das „Ludus pro patria" dieses Künstlers, das zwar in seiner Ausführung nicht ganz gehalten hat, was der im vergangenen Jahre ausgestellte Carton versprach, ist nichtsdestoweniger, namentlich wenn man es nicht zu genau analysirt, ein Werk von hoher Conception und sehr reinem Stil. Leider scheint der Künstler aber der Ansicht zu huldigen, daß eine Freske nothwendig grau und farblos sein, daß sie, um mich eines bekannten Ausdrucks Theophile Gautier's zu bedienen: „mit von den Thränen der Gefangenen benetztem Kerkerstaub" gemalt sein muß. Die italienischen Fresken haben allerdings gegenwärtig diese Farbe, vor zweihundert Jahren aber hatten sie sie nicht, da sahen sie anders aus; die Zeit hat ihnen ihren Glanz geraubt; wer aber glauben wollte, daß sie in ihrer gegenwärtigen grauen und verwitterten Farbe aus dem Pinsel ihrer Schöpfer hervorgegangen sind, würde in den Irrthum jenes Kindes verfallen, welches voraussetzt, daß ein Greis mit weißen Haaren auf die Welt gekommen ist. Wenn man sich herausnehmen wollte, dies Hrn. Puvis de Chavannes selbst zu sagen, würde man vermuthlich übel ankommen und wenig ausrichten, denn die Stärke dieses Künstlers besteht eben darin, nicht darauf zu hören, was die Kritik ihm sagt, sondern unbeirrt seinen Weg zu verfolgen, mit dem verdrossenen Eigensinn eines Tauben, dem alle Welt respectvoll ausweicht. Wenn man eine gute Natur hat und lange lebt, ist dies übrigens das beste Mittel, um in Frankreich zu Allem zu gelangen; in diesem heiteren, witzigen, ewig lachlustigen Lande stößen verdrossene Leute, die starr an ihren Grundsätzen hängen und nie davon abweichen, einen großen Respect ein; die Sache ist in diesem Lande des ewigen Wechsels so selten, daß sie Bewunderung und Ehrfurcht einflößt; die Kritik wird davon angesteckt und ist dem gleichen Einfluß unterworfen. Ein Beweis für diese Behauptung bietet das zweite von Hrn. Puvis de Chavannes ausgestellte Bild mit dem Titel: „Doux pays", den ich in „Angenehmes Land" oder richtiger in „Gelobtes Land" übersetzen möchte; es ist in der That ein gelobtes Land, das der Künstler uns darstellt; es finden sich aber auf diesem Bilde eine Menge geradezu verletzender Uncorrectheiten, ich möchte nicht gern sagen Fehler, nicht eine einzige graziöse, edle Figur; eine Frau, die sich mit einer Hand auf einen Fruchtkorb stützt und die andere auf die Hüfte stemmt, sieht von Weitem aus wie ein dicker schwarzer Rettig. Nichtsdestoweniger gilt doch Hr. Puvis de Chavannes für einen Künstler, der zwar nicht immer schön malt, der aber stets meisterhaft zeichnet und alle Welt hat sich gefreut, daß er die große Medaille bekommen hat. Es geht mit Hrn. Puvis de Chavannes wie mit jenem berühmten Akademiker, der sich häufig Sprachschnitzer zu Schulden kommen ließ; man glaubte, daß er dies absichtlich thue und fand die Idee sehr geistreich und amüsant.

Ein Gemälde von Roll zieht die allgemeine Aufmerksamkeit durch seine gewaltigen Dimensionen auf sich und fesselt sie durch seinen unleugbaren Kunstwerth. Das Bild stellt „Das Nationalfest vom 14. Juli 1880" dar. Man hat gegen dieses Werk von vielen Seiten den Vorwurf erhoben, daß es zu realistisch gehalten sei. Dieser Vorwurf scheint mir indessen nicht begründet. Das Bild zeigt uns das Nationalfest, wie es wirklich war und wie es immer wieder gefeiert wird. Es ist ein heißer Julitag, Paris ist in eine dunstigglühende Atmosphäre gehüllt, die Bevölkerung ist schon ziemlich erschöpft von der Hitze, von den genossenen geistigen Getränken und von der „Marseillaise", die sie vom frühen Morgen an gesungen, geschrieen und schließlich gebrüllt hat. Im Hintergrunde sehen wir ein Infanterie-Regiment, das todtmüde und bestaubt von der Revue zurückkehrt, die zur Feier des Tages unsinniger Weise gerade in den heißesten Stunden abgehalten worden ist. Unter diesen Umständen kann das Regiment unmöglich mehr geschniegelt und gebügelt erscheinen; es ist eben ein Regiment, wie man deren am Nationalfeste so viele in den Straßen von Paris begegnet; es sind lauter junge Soldaten, die froh sind, daß sie wieder in ihre Kaserne zurückkommen, um sich ausruhen zu können; sie durchziehen gleichgiltig das jubelnde, wein- und freudentrunkene Paris und denken vorläufig an nichts weiter, als daß sie selbst Durst und vermuthlich auch Hunger haben. Es ist viel Licht in dem Bilde, zu viel Licht; es ist nicht in Licht getränkt, sondern ertränkt oder ertrunken; das ist ein Fehler; aber ein noch größerer Fehler ist, daß dem Bilde ein Mittelpunkt fehlt, eine hervorragende Action, irgend ein besonderer Effect, auf welchen die Aufmerksamkeit und das Interesse sich concentriren könnten; das Bild, das schon eine halbe Wand einnimmt, könnte auf diese Weise noch ein paar Wände weiter fortgeführt sein und man würde immer nicht wissen, wo es anfängt und wo es aufhört. Der gefeierte Porträtmaler Carolus Duran ist dieses Jahr seinem Genre untreu geworden und hat einen „Christus im Grabe" ausgestellt. „Man darf sein Talent nicht zwingen," sagt im Tone der tiefsten Ueberzeugung der gute, ehrliche Vult in den „Flegeljahren". Diesen von Jean Paul in dem angezogenen Falle humoristisch ertheilten Rath hätte Hr. Carolus Duran sehr ernstlich auf sich anwenden sollen; er hat sein Talent zwingen wollen und der Versuch ist ihm gründlich mißglückt. „Es wäre so leicht gewesen, dieses Trauerspiel nicht zu schreiben!" sagt Frau v. Sévigné in ihren famosen Briefen über ein durchgefallenes Stück des jetzt ganz vergessenen Dichters Scarron, des ersten Mannes der Marquise von Maintenon. Dasselbe läßt sich von dem Bilde des Hrn. Carolus Duran sagen; es würde ihm so leicht gewesen sein, diesen Christus nicht zu malen; da er ihn aber einmal gemalt hat, so mußte er ihn unter allen Umständen anders malen. Vor allen Dingen scheinen diesem Künstler alle anatomischen Kenntnisse zu fehlen; nächstdem gebricht es dem Gemälde an Originalität, eine Eigenschaft, die sonst Hrn. Carolus Duran im hohen Grade zu Gebote steht; er hat sich eben diesmal zu sehr durch die Erinnerung an die großen Meister, an Rubens und Titian beherrschen lassen. Auch die Farbe, diese Fee, die sonst immer den Werken des hervorragenden Porträtmalers besonders hold gewesen ist, hat ihn diesmal ganz und gar im Stiche gelassen; das Colorit des Bildes ist unangenehm, ja gemein. Man wendet sich verstimmt ab und fragt sich, wie es möglich war, daß ein so großes Talent sich so sehr irren und vergreifen konnte? Hr. Bongereau, eine anderweite hervorragende Capacität der modernen französischen Malerschule, hat den Fehler, daß er Alles zu vollkommen machen will, wenn man dies anders einen Fehler nennen kann; seine Bilder werden dadurch etwas steif, sie sind „zu schön". Er hat eine „Dämmerung" und „Bruder und Schwester" ausgestellt, ein allerliebstes Kinderbild, das die Damenwelt, die übrigens im „Salon" sehr das große Wort führt, besonders zu entzücken scheint. Der sehr geschätzte Maler Henner ist dieses Mal seinen Schmieden untreu geworden, deren Inneres er uns in wiederholten Bildern sehr treu wiedergegeben hat, er stellt eine Scene aus den Revolutionskriegen im Innern Frankreichs dar: den Tod des jungen Tambours Bara, eines echten Pariser Gamins, der, vom Revolutionsfieber geschüttelt, sich an der Verfolgung der Legitimisten in der Bretagne betheiligt hat und von ihnen niedergeschossen worden ist, weil er hartnäckig verweigert hat, „Vive le Roi!" zu rufen. Der junge Bara ist von seinen

Gesinnungsgenossen sehr verherrlicht und sein Tod ist bereits vielfach bildlich dargestellt worden; auf dem Gemälde des Hrn. Henner erscheint indessen der jugendliche revolutionäre Held, der allerdings kaum vierzehn Jahre zählte, doch gar zu mädchenhaft; er liegt, seiner Kleider beraubt, an einem fließenden Wasser im Grase ausgestreckt; mein Begleiter und ich meinten von Weitem eine badende Nymphe zu sehen — wir sind freilich Beide sehr kurzsichtig —, als wir näher traten, wurden wir unsern Irrthum inne, constatirten aber gleichzeitig, daß er nicht ganz ungerechtfertigt war. Der Maler Jean Paul Laurens, der im vergangenen Jahre mit seinem schönen Bilde „Der Tod des Generals Marceau" einen großen Triumph erlebt und die Preis-Medaille errungen hat, stellt in diesem Jahre ein Gemälde aus, das den Tod des unglücklichen Kaisers Max von Mexico vergegenwärtigt; alle Welt war gespannt auf dieses Bild, von dem bereits viel gesprochen worden war und dessen erschütternder Gegenstand noch so frisch im Gedächtniß der Mitlebenden ist; leider entspricht das Gemälde den großen Erwartungen, die man sich davon gemacht, in keiner Weise. Die Haltung des Kaisers schon ist ganz verfehlt; man weiß ja, wie heldenmüthig er gestorben, würdig des edlen Geschlechtes, dem er entsprossen ist; sein Erscheinen auf dem Bilde hat nichts Würdiges, nichts Ergreifendes; sein Gesicht gleicht einer Todtenmaske, die Kleider, die er trägt, sind nicht auf seinen Leib gepaßt ... das Bild ist eine große Enttäuschung. Wir wollen uns nicht länger dabei aufhalten und wollen hoffen, daß der hochbegabte Künstler im nächsten Jahre für die diesmal erlittene Niederlage seine Revanche nehmen wird.

Wir finden im diesjährigen „Salon" mehrere ganz vortreffliche Porträts. Ich freue mich, daß ich doch endlich Etwas loben kann. Da ist z. B. das Porträt des Malers Puvis de Chavannes von dem bewährten Künstler Bonnat ein wahres Meisterstück. Leute, die an Allem Etwas auszusetzen finden, tadeln an diesem Porträt, daß der Charakter des Dargestellten nicht glücklich wiedergegeben sei und daß man anstatt des höflichen, sanften, etwas verschlossenen Hrn. Puvis de Chavannes im Bilde eine Art von Bramarbas finde, der dem Original ganz unähnlich sei. Dieser Vorwurf ist nicht ganz unberechtigt. Hr. Bonnat hat in der That den Fehler, die Häßlichkeiten seiner Modelle aufzudecken und die schönen Seiten wie absichtlich in den Schatten zu stellen; für einen Porträtmaler ist dies in der That eine Untugend, die indessen Hr. Bonnat mit der Zeit gewiß ablegen wird; er kann sich in dieser Beziehung Hrn. Carolus Duran zum Muster nehmen, der freilich im entgegengesetzten Sinne oft zu weit geht und Alles zu schön malt; seine Modelle und namentlich seine weiblichen Modelle haben sich indessen über diesen Exceß noch niemals beklagt; das weibliche Porträt, das er in diesem Jahre ausstellt, ist wieder ein Meisterstück von Grazie, vollendet in der Ausführung, sehr glücklich in der Farbe; es beweist wieder, daß Hr. Carolus Duran auf diesem Gebiete ein unter den mitlebenden Künstlern fast unerreichter Meister ist und daß er sehr unrecht haben würde, wenn er dieses Terrain, auf dem er so unumschränkt herrscht, verlassen wollte. Die Porträts von Chaplin sind in ihrer Art auch Meisterwerke; die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts mit ihrer etwas provocirenden, sinnlichen und immer verführerischen Grazie lebt unter dem Pinsel dieses Malers wieder auf; seine Porträts sind Gedichte, in welchen die Jugend mit ihren unwiderstehlichen Reizen und ihrem „holden Glück", wie Heine sagt, besungen wird. Der Maler Cabanel personificirt ebenfalls, wenn auch in anderer Weise, die Traditionen aus der guten alten Zeit, er hat das Geheimniß ihrer Eleganz, ihrer guten Manieren entdeckt, die er ohne alle Geziertheit glücklich wiederzugeben versteht; er ist vor Allem Frauenmaler; sein Porträt einer „venetianischen Patricierin" ist ein Meisterstück, im ernsten Stil gehalten, aber dabei doch ganz liebenswürdig und anziehend; es erscheint wie eine Incarnation des modernen Venedig, der glorreichen, poetischen Stadt. Das Porträt des Doctor Sée ist eines der besten der ganzen Ausstellung und gleichzeitig eines der besten Werke des bedeutenden Porträtmalers Yoon. Ich freue mich, unter den gelungensten Porträts der Ausstellung auch das Werk eines unserer Landsleute, des Hrn. Constantin v. Grimm, nennen zu können. Hr. v. Grimm, der sich in Leipzig als talentvoller Zeichner und Caricaturist bekannt gemacht, hat sich seit nunmehr zwei Jahren hier in Paris niedergelassen, um hier ganz seiner Kunst zu leben; hier hat sein Talent plötzlich eine andere Richtung eingeschlagen, der begabte Zeichner hat sich in einen Oelmaler verwandelt; daß er diese Frontschwenkung mit Glück ausgeführt hat, beweist die Annahme des von ihm für die Ausstellung eingeschickten, in der That sehr gelungenen und die strengsten Ansprüche befriedigenden Damen-Porträts; bedenkt man indessen die nach Tausenden zählende Menge der abgelehnten Bilder, so ist diese Annahme für Hrn. v. Grimm, der hier ganz fremd war und sich keinerlei Protection zu erfreuen hatte, dem sogar seine Nationalität als Deutscher und speciell als Preuße im Wege stand, eine große Ehre und ein hoher Kunst-Triumph. Hr. v. Grimm hat mir übrigens persönlich versichert, daß ihm seine Nationalität hier gar nichts geschadet hat, man ist ihm allenthalben und namentlich in der école des beaux-arts, wo er, und zwar als einziger Deutscher, seine Studien gemacht hat, mit Wohlwollen entgegengekommen und hat seinem ernsten Kunststreben bereitwillige Anerkennung gezollt. Die Aufnahme des von ihm für den „Salon" eingeschickten Porträts ist übrigens hierfür der eclatanteste Beweis. Wenn ich unter den Porträts noch das sehr gelungene und originelle Porträt des Malers Jundt von Pille gemalt und das bestrickend schöne Porträt eines jungen Mädchens, einer Art Pariser „Mignon" von Saintin erwähne, glaube ich auch auf diesem Gebiete das Hervorragende erschöpft zu haben.

Ich weiß nicht, ob wir durch den Einfluß des zunehmenden Alters oder durch andere Gründe mit der Zeit für die lebhaften Eindrücke, welche Kunstwerke in uns hervorrufen, unempfindlicher werden, ich weiß nur so viel, daß nicht eine einzige von den vielen im „Salon" ausgestellten Landschaften einen besonderen Eindruck auf mich gemacht hat. Ich entsinne mich noch des tiefen Entzückens, mit welchem ich allerdings noch als junger Mann auf der Dresdner Galerie zum ersten Male mit Bewußtsein vor einer Landschaft von Claude Lorrain gestanden habe. Solche Entzückungen erlebe ich nicht mehr. Ich weiß wohl, daß die Claude Lorrains selten sind, aber es findet sich in dem diesjährigen „Salon" auch nicht eine einzige Landschaft, die selbst nur an ein unvollkommenes Werk von Corot hinanreichte ... von Rousseau, Daubigny und anderen modernen, berühmten französischen Landschaftsmalern gar nicht zu reden. Ein gut gelungener „Winterabend" von Breton, zwei Landschaften von Delpy, eine „Dämmerung" von Pereire und ein „Erster Frühling" von Paul Robert, dem übrigens sein berühmter Name mehr schadet als nützt, das ist Alles, was mir unter den sehr zahlreich ausgestellten Landschaften besondere Erwähnung zu verdienen scheint.

Unter den Genrebildern finden sich dagegen sehr hübsche Sachen. Auf diesem Terrain sind die Franzosen bekanntlich Meister und diese Meisterschaft ist auch ihrer gegenwärtigen Malergeneration treu geblieben. Wo aber fängt denn eigentlich die Genremalerei an? Man weiß es nicht recht genau. Wo hört sie auf? Das weiß man gar nicht. Unbestimmt in ihren Grenzen, schweift sie bald auf das historische Gebiet hinüber, bald führt sie uns komische oder rührende Scenen aus dem Alltagsleben vor, mitunter verliert sie sich auch in Trivialitäten. Sie verdankt ihrer Vielseitigkeit die große Anzahl ihrer Adepten. Ich habe zunächst zwei Genrebilder von Maignan: „Die Abgewiesene" und „Der Schlummer des Malers Fra Angelico" als zwei in ihrer Art ganz vollendete

Digitized by Google

Meisterwerke rühmend hervorzuheben; das letztere Bild namentlich verdient und findet allgemeine Bewunderung. Fra Angeliko ist vor seiner Staffelei eingeschlummert und Engel vollenden das von dem Maler begonnene Bild. Schade nur, daß einer der Engel mit einem wirklichen Engelsgesicht sehr unengelhafte Füße hat. Hoffentlich wird der Künstler diesem störenden Uebelstande noch nachträglich auf seinem schönen Bilde abzuhelfen wissen. Das Werk ist unstreitig eines der besten des diesjährigen „Salons". Eine „Weinlese in Burgund" von Perret ist ebenfalls ein schönes Bild, das sich namentlich durch sein sehr gelungenes Colorit empfiehlt. Die „Einsegnung einer jungen Ehe in der Bretagne" ist ein ergreifendes und rührendes Bild von großer Naturtreue, das uns die Poesie des Familienlebens schildert. Die patriarchalische Feierlichkeit, die sich in einzelnen französischen Provinzen trotz aller Zeitstürme merkwürdiger Weise noch erhalten hat und bei welcher die Eltern selbst ihre Kinder, die sich verheirathen, einsegnen, noch bevor sie den Segenspruch der Kirche empfangen, ist ohne jegliche Uebertreibung oder Emphase auf diesem hübschen Bilde glücklich wiedergegeben. „In Spanien", so ist ein recht gelungenes und anziehendes Gemälde von Montegut betitelt. Ein junger Spanier, die Guitorre spielend, hat sich melancholisch auf einer Bank niedergelassen, die an einer Mauer lehnt, an welcher neben den bunten Anzeigen von Stiergefechten auch die lächerlichen Reclamen unserer modernen Industrie angeklebt sind. „Was ist aus unseren Serenaden der guten alten Zeit unter den Balcons unserer Schönen, was aus unseren schönen Kostümen der glänzenden Feste von Toledo und Sevilla, was endlich aus unseren ritterlichen Zweikämpfen um die Rose oder die Schleife einer beliebigen Anita oder Pepita geworden?" so scheint der junge Mann, der Nachfolger der Schüler von Alcala nnd der Studenten von Salamanca, vor sich hin zu seufzen, und wie um diesen Gedankengang zu bestätigen, trägt er ein kurzes Wamms, eine Feder am Hut und einen Dolch im Gürtel . . . das ist die Vergangenheit! aber neben ihm auf der Bank liegt ein sehr eleganter, moderner Sommerüberzieher, den er vielleicht gar hier in Paris, in dem famosen Kleidermagazin der Belle Jardinière gekauft hat . . . das ist die Gegenwart mit ihrer gonzen realistischen Prosa! Guay, ein talentvoller Maler, zeigt uns auf einem sehr anziehenden Bilde „Cosette", die sentimentale Heldin aus Victor Hugo's „Misérables". Vibert, einer der begabtesten französischen Genremaler, führt uns in einem sehr gelungenen Gemälde lustwandelnde Mönche vor; sie ergehen sich unter dichtbelaubten Bäumen, durch deren dunkle Schatten die glühende Sonne von Außen hier und da ihre Lichter schlägt. Dieses beneidenswerthe in pace erweckt die Idee, die man sich von den antiken elysäischen Gefilden macht. Worms, der oft glückliche Nebenbuhler Vibert's, ist dies Mal mit seinem „Oeffentlichen Schreiber", den er ausstellt, nicht so gtücklich gewesen; das Bild ist namentlich im Colorit verfehlt.

Ich freue mich, nnter den so zahlreich ausgestellten Genre-Bildern auch das sehr gelungene Werk eines unserer speciellen Landsleute, der, wie man mir sagt, in der sächsischen Armee gedient hat, des Hrn. M. Uhde, zu finden. Das Bild stellt eine „Nähterinnenstube" dar; es ist ganz aus dem Leben gegriffen; eine Anzahl schmucker junger Nähterinnen sitzen unter der Aufsicht einer ebenfalls noch schmucken Matrone, offenbar der Arbeitgeberin, emsig nähend um den Arbeitstisch; ein junges Mädchen von Außen kommend erzählt Stadtneuigkeiten, die namentlich von der Matrone sehr aufmerksam angehört werden. Das hohe Fenster, durch welches das Licht voll ins Zimmer dringt, gestattet den Ausblick in einen heiteren Blumengarten; auf der Schwelle der geöffneten Thür, die in eine Küche führt, sitzt ein Kätzchen und putzt sich, in der Küche gewahren wir das Profil eines daselbst beschäftigten jungen Mädchens. Es ist ein sehr hübsches, in der Conception wie in der Ausführung wohlgelungenes Bild. Hr. Uhde ist übrigens hier kein Fremdling mehr; er hat bereits im vergangenen Jahre mit Glück ausgestellt und der allgemeine Beifall, mit welchem sein in diesem Jahre ausgestelltes Bild aufgenommen worden ist, berechtigt ihn zu der Hoffnung auf neue Triumphe. Hr. Delort hat für seine „Einnahme der holländischen Flotte durch französische Husaren" eine Medaille erhalten und auch verdient; der Gegenstand seines Bildes ist wahrscheinlich auf die ihm ertheilte Auszeichnung nicht ganz ohne Einfluß gewesen, denn das bekannte, oft schon in allen Tonarten besungene und auch bildlich dargestellte Reiterstückchen aus den französischen Revolutionskriegen, zu dessen Verständniß hinzugefügt werden muß, daß die holländische Flotte eingefroren war, regt immer von Neuem den französischen Chauvinismus in sehr ongenehmer Weise auf. Hr. Mouchot schildert uns in einem ergreifenden Bilde eine Scene aus einem hiesigen Nachtasyle für Frauen . . . der Menschheit ganzes Elend faßt uns an und die Schattenseiten der Pariser Existenzen und des Pariser Lebens werden uns in erschütternder Weise vor die Augen geführt. Ich möchte indessen diese Schilderungen nicht mit einem so ernsten, sondern lieber mit einem heitern und erfreulichen Eindruck abschließen; dazu finde ich nichts Geeigneteres als das reizende Bild von Pinel de Grandchamp „Jeux chinois". Zwei verführerisch hübsche junge Frouen sitzen sich in graziösen Stellungen hingegossen in einem modernen Salon gegenüber, der mit allen Raffinements des Luxus und der Eleganz ausgestattet ist; die ausgesuchten Möbel, die exotischen Blumen in den großen japanischen Vasen, die geschmackvolle Toilette der beiden Frauen, kurz die ganze Atmosphäre des anziehenden Bildes giebt eine treffende Schilderung des eleganten modernen Lebens von seiner verführerischen Seite; die Schottenseiten dieses Lebens hat der Künstler wohlweislich nicht zum Ausdruck gebrocht.

Ich schließe nun meinen Bericht über den diesjährigen „Salon", dessen hervorragendste Werke ich, soweit es mir der Raum, über den ich in diesen Blättern verfügen durfte, verstattet hat, erschöpft zu haben meine. Ich spreche zum Schluß die Hoffnung aus, daß vielleicht das nächste Jahr uns bringen wird, was wir schon seit langer Zeit, auch in diesem Jahre vergebens erwartet haben: ein echtes und rechtes, großes und bedeutendes Kunstwerk, das über das viele schöne und keineswegs zu verachtende Mittelgut, das wir in diesem Jahre wieder zu bewundern hatten, stolz und siegesgewiß hinausragt. In Frankreich, wo Alles passirt, où tout arrive, wie schon der Fürst Talleyrand gesagt hat, gehört ja wol auch ein solches von Vielen herbeigesehntes Kunstereigniß, welches beweisen würde, daß in diesem schönen Lande der Genius der Delaroche, Horace Vernet, Delacroix noch nicht ausgestorben ist, doch wol nicht in dos Bereich der Unmöglichkeiten.

Was wir wollen? oder Aufgaben der Forschung auf dem Gebiete der sächsischen Kirchengeschichte.

Die im vorigen Jahre gegründete „Gesellschoft für sächsische Kirchengeschichte" hot begonnen, unter dem Vorsitze des Dr. Gotthard Lechler, Superintendenten nnd Professors an der Universität Leipzig, eine ersprießliche und in jedem Sinne erfreuliche Thätigkeit zu entwickeln. Um für dieselbe Interesse auch in weiteren Kreisen zu wecken, namentlich aber um denen, die etwa geneigt sein möchten, der Gesellschaft Unterstützung zu gewähren und an ihren Arbeiten sich zu betheiligen, Wink und Anweisung zu geben, wie das am desten und erfolgreichsten geschehen könne, hat der Präses unter dem Titel: „Was wir wollen? oder Aufgaben der Forschung auf dem Gebiete der sächsischen Kirchengeschichte" jüngst ein Heftchen erscheinen lossen, dessen wesent-

lichsten Inhalt wir im Folgenden um der Sache selber willen reproduciren möchten.

Dr. Lechler hält in seinen Auseinandersetzungen den chronologischen Gang ein. Er zerlegt demgemäß das ganze Gebiet in 4 Abschnitte: I. Zeitalter der Christianisirung Sachsens. II. Die Kirche der mittleren Zeit (Mitte des 12. Jahrhunderts bis Anfang der Reformation). III. Zeit der Reformation. IV. Geschichte der evangel. Kirche Sachsens vom Augsburger Religionsfrieden bis auf die Gegenwart. — Die Christianisirung Sachsens erfolgte bekanntlich viel später, als die im westlichen und südlichen Deutschland. Während dort das erste Aufleuchten der Strahlen des Evangeliums mit der Herrschaft der Römer über jene Grenzen zusammenfällt, andere Gegenden durch die im 6. und 7. Jahrhundert auftretenden irischen Glaubensboten gewonnen wurden, ward Sachsen erst unter den Ludolfingern, speciell Otto dem Großen, allmälig für das Christenthum gewonnen. Aber auch aus dieser Zeit, Mitte des 10. bis Mitte des 12. Jahrhunderts, sind bisher nur Gründung der Bisthümer, Amtsführung der Bischöfe und Klostergründungen einigermaßen bekannt; es bleibt zu ermitteln, welche Kirchen im Lande die ältesten gewesen, von wem dieselben gegründet und ausgestattet worden sind. Und weil hierbei vielfach aus dem Bau selber werden Schlüsse gezogen werden können, es z. B. gar nicht undenkbar ist, daß ein oder der andere Kirchthurm, „dessen Grundfläche der Art ist, daß dieselbe außer Verhältniß steht sowol zu dem Zwecke, bloßer Glockenthurm zu sein, als zu der Grundfläche der Kirche, mit der er in Verbindung gesetzt ist," ursprünglich eine Kapelle war, wie sie anfangs für die kleine neubekehrte Gemeinde genügte, so wird es wünschenswerth sein, sich bei solcher Forschung der Mitwirkung von Architekten zu versichern. Für den 2. Abschnitt sodann geben Quellenwerke zur Profangeschichte oft den erwünschtesten Aufschluß. In diesem Sinne würden also z. B. die Monumenta Germaniae historica, der Codex diplom. Sax. u. s. w. speciell auf fraglichen Zweck hin zu prüfen und zu verwerthen sein. Namentlich dürfte auch die Geschichte einzelner Klöster und Mönchsorden nicht unberücksichtigt bleiben, wie denn noch in neuester Zeit Georg Voigt's „Denkwürdigkeiten des Minoriten Joedanus von Giano" reiche Ausbeute geliefert haben. Was den dritten Zeitraum, die Reformation, anlangt, so ist ja hierfür so Manches schon gethan, allein es scheint nothwendig, daß „der Gang der Reformation selber und die Geschichte ihrer Ein- und Durchführung im Lande, zumal in bedeutenden Städten, wie Dresden, Leipzig, Chemnitz, Freiberg und Zwickau noch in ein klareres Licht gestellt werde". Wie man hierbei etwa zu verfahren habe, zeigt Dr. Lechler an dem Beispiel Leipzigs, über dessen erste evangelische Prediger interessante Daten beigebracht werden (Schönbach, Fröschel, Franke ꝛc.), indeß des Gegensatzes gedacht wird, in den sich die Universitätslehrer mit geringen Ausnahmen und geradezu ausnahmslos die Pfarrgeistlichkeit zum Evangelium stellten. Nach alle dem bezeichnet es Dr. Lechler als wünschenswerth, „Persönlichkeiten, welche, sei's als Freunde und Förderer, sei's als Gegner der Reformation, eine bedeutende Stellung eingenommen haben, monographisch zu behandeln", wie das denn theilweise schon bisher z. B. durch Osw. Gottl. Schmidt „Nic. Hausmann", Dr. Nobbe „Hier. Weller", Dr. Georg Müller „Paul Lindenau", in verdienstlicher Weise geschehen. Was anhangsweise hierbei bemerkt wird über die Einführung des deutschen lutheeischen Kirchenliedes, über die Einsetzung von Superintendenten, ist besonders interessant. Das deutsche Kirchenlied trat zunächst nur ergänzend zu dem alten Bestand an Responsorien, Hymnen und sonstigen älteren lateinischen Stücken hinzu. Nur auf den Dörfern ward es bald ausschließlich üblich, weil man dort keinen Chor hatte, der die lateinischen Stücke hätte aufführen können. Das Institut der Superintendenten, wie den Namen (superattendens, dann superintendens) nahm man geradezu aus der bischöflichen Kirche Roms herüber. „Es entspricht ganz dem conservativen Charakter der lutherischen Kirche, welche in allen Beziehungen kirchlichen Lebens nicht radical-neubildend, sondern umbildend verfährt."

Das 4. Glied der Forschung bildet die Geschichte der evangelischen Kirche Sachsens von dem Augsburger Religionsfrieden an bis auf die Gegenwart. Als vorzüglichste Gegenstände, die weiterer Klärung bedürfen, werden diesbezüglich bezeichnet: die theologischen bez. kirchlich-politischen Schwankungen und Kämpfe in Sachsen vom Todesjahr Melanchthon's (1560) bis zu Kanzler Krell's Enthauptung (1592). Zwar hat Dr. Calinich speciell für die Jahre 1570—74 in seinem „Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kursachsen" ein reiches Material beigebracht, allein es ist „theils entsprechende Verarbeitung, theils Unparteilichkeit hierbei einigermaßen zu vermissen". Sodann möchte der Lebensgang des ersten Mystikers innerhalb der lutherischen Kirche, Valentin Weigel's, der als Pfarrer in Zschopau 1588 starb, noch näher beleuchtet werden. Ferner und namentlich sind die Kirchenbücher, die bekanntlich im 16. und den folgenden beiden Jahrhunderten noch vielfach Einträge auch geschichtlicher Art enthalten, wiederholt zu prüfen und, wo nöthig, Mittheilungen daraus zu machen, wie solches z. B. im vorigen Jahre in durchaus dankenswerther Weise durch P. Trautzsch in Chemnitz (St. Johannis) geschehen ist. Weiter wären Briefsammlungen, Chroniken u. s. w. zu berücksichtigen, über den Gang der pietistischen Bewegung in Sachsen, wie über die Stimmung bez. Kundgebungen im Lande anläßlich des Uebertrittes August des Starken zur katholischen Kirche u. s. w. Mittheilungen zu machen, endlich auch die „Zeit der Aufklärung und des Rationalismus" in Sachsen gebührend zu berücksichtigen. In letzterer Hinsicht würden insbesondere monographische Bearbeitungen und Schilderungen des Lebens solcher Männer willkommen sein, welche hier zu Lande anerkannte Träger der Zeitrichtung waren, z. B. Morus, Rosenmüller, Tittmann u. s. w., sowie Aufsätze über den Bestand und die Aenderungen der im Lande üblichen Gesangbücher von 1750—1800, über den Geist der am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts gegründeten öffentlichen Schulen, z. B. der Rathsfreischule zu Leipzig 1792, der Bürgerschulen zu Neustadt-Dresden (1803), zu Leipzig (1804), die Geschichte einzelner Kantoreien u. s. w.

Ein weites Gebiet der Forschung ist es also, welches anzubauen die „Gesellschaft für sächsische Kirchengeschichte" sich vorgenommen hat und welches ihr Vorsitzender, Hr. Dr. Lechler, bekanntlich selbst ein Meister dieser Disciplin, hier andeutend bespricht. Möge es recht Vielen, Laien und Geistlichen, und den Geistlichen unserer Landeskirche insbesondere, die noch stets in dem Rufe standen, wissenschaftlicher Forschung zugethan und ergeben zu sein, gefallen, Mitarbeit zu leisten an dem neu aufgethanen Werk und so auch an ihrem Theile beizutragen dazu, daß, wie die Geschichte unseres lieben Heimathlandes überhaupt, so auch die Geschichte seines kirchlichen Werdens und Wesens immer mehr und mehr gefördert und dadurch reiche Frucht gezeitigt und gewonnen werde. Denn alle Geschichte ist, nach einem Worte Cicero's, nicht blos testis temporum und nuntia vetustatis, die ein Zeugniß der Zeiten und Verkünderin des Alterthums, sondern auch lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, d. i. eine helle Leuchte der Wahrheit, lebendige Erinnerung und eine Lehrerin des Lebens, da sie tausendfach und in hellleuchtenden Beispielen Allen bietet, was da dienen kann zur Erweckung, zur Stärkung, zur Warnung!

Fr. Str.

Bücherbesprechungen.

— Die Geschichte der Philosophie im Grundriß. Ein übersichtlicher Blick in den Verlauf ihrer Entwickelung von Friedrich Christoph Poetter, auswärtigem Mitgliede der philosophischen Gesellschaft in Berlin. Zweite, wesentlich verbesserte Auflage. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1882. — Alle Historiographie der Philosophie wird nothwendig dem Ziele eines einheitlich geschlossenen denkenden Begreifens des ganzen Fortganges ihrer Entwickelung zustreben müssen. Dieses Ziel ist durch alle glänzenden und großartigen Arbeiten der neueren Zeit auf dem Gebiete sowol der alten als der neueren Geschichte der Philosophie doch nicht wahrhaft erreicht, sondern vielmehr seit Hegel als beinahe unerreichbar wieder mehr in den Hintergrund zurückgeschoben worden. In dem vorliegenden Buche finden sich manche eigenthümliche und ernst angelegte Versuche einer immanenten Gedankenentwickelung und sonstigen ordnenden Classificirung des ganzen Fortschrittes in der Geschichte der Philosophie vor. Mit Unrecht aber scheint uns der Verfasser den von einigen Seiten und auch von dem Unterzeichneten in seiner „Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung" (F. Fleischer) aufgestellten Gedanken einer umfassenden Vergleichung und einer bestimmten Aehnlichkeit des Fortganges der Philosophie in beiden Perioden, dem Alterthum und der neuen Zeit, von sich abgewiesen zu haben. Es ist dieses ein Gedanke, mit dem allerdings nicht gespielt, sondern der nur sorgfältig und mit maßvoller Berücksichtigung des sonstigen Unterschiedes beider Perioden angewandt werden darf. Die ganze Bedeutung des Sokrates im Alterthum namentlich war eine ähnliche, als diejenige Kant's in der neueren Zeit und es ist nicht zutreffend, wenn der Vers. sagt, daß jener im Unterschied von diesem das Ding an sich für erkennbar gehalten habe, da Sokrates von seinem damaligen subjectiv-kritischen Standpunkt aus ganz ebenso mit aller früheren dogmatischen Metaphysik brach, als in unserer Zeit Kant. Die wahre Methode wird hier überall nur die der umfassenden Vergleichung aller einzelnen Lehren, Abschnitte und Richtungen nach ihrem wesentlichen entscheidenden Kern und unter Fernhaltung aller einseitigen und vorgefaßten Meinungen und Begriffe sein können. Conrad Hermann.

△ Der bekannte schreibselige römische Priester C. M. Curci hat im Laufe des verflossenen Jahres eine neue Flugschrift unter dem Titel „Das neue Italien und die alten Zeloten. Studien zum Nutzen der Ordnung der Parteien im Parlamente" erscheinen lassen, von welcher jetzt eine autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. F. Baoch-Arkassy (Leipzig, O. Gracklauer) vorliegt. Der Verfasser verbreitet sich darin von Neuem ausführlich über die dermaligen Verhältnisse und Beziehungen der römischen Kirche zum Staate und plädirt für Bildung einer neuen Partei im italienischen Parlamente, welche in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten etwas Neueres und Besseres darzubieten vermöchte, als die einzige bis jetzt vorherrschende Partei, die sich eigentlich nur dem Namen und den Interessen nach in zwei Abtheilungen scheidet. Diese neue Partei soll aus den wahrhaft Gläubigen — d. h. im Sinne des Pater Curci — bestehen und mit allen gesetzlichen Mitteln „dem Sittengesetze, welchem die katholische Kirche als Grundlage dient", zum leitenden Grundsatze der Gesetzgebung verhelfen. Der Hauptzweck der hin und wieder etwas unklaren Auseinandersetzungen — ob der verwarrene Satz S. 200, in welchem das Ergebniß der Untersuchung gleichsam zusammengefaßt wird, dem Verfasser oder dem Uebersetzer zur Last fällt, kann in Ermangelung des italienischen Originales der Schrift nicht festgestellt werden — geht offenbar dahin, den Grundsatz zu bekämpfen, daß kein Katholik in das italienische Parlament eintreten dürfe, um diesem nicht einen gesetzlich und moralisch „anerkennenden" (!) Charakter zu verleihen, gleichzeitig aber den Nachweis zu führen, daß keinerlei Nothwendigkeit vorliege, bei diesem Eintritte ein offen ausgesprochenes Glaubensbekenntniß hinsichtlich der Frage der weltlichen Macht des Papstes abzulegen. Der Verfasser verlangt den Eintritt bez. Wiedereintritt der Katholiken in das politische Leben mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sich dieselben darin ja aber nicht als Katholiken geriren sollen! Viel politische Weisheit vermögen wir in dieser Forderung nicht zu erblicken, überhaupt hat auch die neueste Schrift des liberalen Priesters auf uns lediglich einen widerwärtigen Eindruck hinterlassen können. (Man kann denn doch wahl Kathalik sein und sich als solcher geriren, ohne als Italiener gegen die Einheit seines Vaterlandes für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des heiligen Stuhles zu kämpfen, die bekanntlich kein Dogma ist. D. R.)

—ψ—. Skizzen und Culturbilder aus Italien von Woldemar Kaden. Jena, Hermann Castenoble 1882. (S. VIII, 332; 8°.) — Die gang und gäbe gewordene Meinung, daß man über das Land, wo die Citronen blühn, kaum noch etwas Neues vorbringen könne, trifft nicht immer zu. Waldemar Kaden wenigstens hat es in allen seinen Publicationen über Italien verstanden, Land und Volke neue Seiten abzugewinnen und in anziehender Form wiederzugeben. Belehrung und Genuß sind in seinen Werken so innig mit einander verschmolzen, daß eins im andern aufgeht und wie in einem Amalgam die Elemente, aus denen dasselbe zusammengesetzt ist, nicht getrennt zur Wahrnehmung gelangen. So lernen wir auch aus dem vorliegenden Werke, ohne es zu merken, wenn wir genießen, und genießen, wenn wir lernen. Namentlich sind es die völkerpsychologischen Momente, für welche der Verfasser einen scharfen Blick und ein feinfühliges Herz hat, Momente, welche im Leben des Italieners noch viel zu wenig gewürdigt sind und die uns hier in Form von Essays näher gebracht werden. Noch reiche Fundgruben sind in dieser Beziehung zu erschließen, und hoffentlich wird Kaden auch nach ferner fortfahren, sein schönes Talent dieser dankbaren Aufgabe weiter dienstbar zu machen.

** Das erste Heft des laufenden Jahrgangs der Annalen des Deutschen Reichs für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik. Staatswissenschaftliche Zeitschrift und Materialiensammlung, herausgegeben von Dr. Georg Hirth und Dr. Max Seydel (G. Hirth in München und Leipzig) enthält eine bemerkenswerthe Erörterung der Frage über die Stellung des Reichskanzlers nach dem Staatsrechte des Deutschen Reiches von Paul Hensel, die uns willkommenen Anlaß bietet, auf das gedachte literarische Unternehmen wieder einmal hinweisen zu können. Auf die Hensel'sche Abhandlung selbst näher einzugehen, müssen wir uns an dieser Stelle leider versagen: der Verfasser beleuchtet die staatsrechtliche Stellung des Reichskanzlers — eine formell-juristische Ernennung des früheren Bundeskanzlers Fürst Bismarck zum Reichskanzler hat übrigens niemals stattgefunden — sowol im Allgemeinen, als zu den Organen des Reichs, zu den Bundesstaaten, zur Gesetzgebung und Verwaltung des Reichs, seine Verantwortlichkeit und Stellvertretung, und weist so manche Unklarheit nach, die in diesen Richtungen zur Zeit noch existirt.

— Hand- und Hülfsbuch für Metallarbeiter. Bearbeitet von H. Schuberth. Mit 300 Illustrationen und 15 Farben- und Tontafeln. Vollständig in 15 dreibogigen Lieferungen à 60 Pfg. Verlag von A. Hartleben. — Von diesem Werke, welches eine allseitige gründliche Durchbildung des angehenden Metallarbeiters verspricht, liegt das erste, einige allgemeine metallchemische Bemerkungen in faßlicher Form enthaltende und mit einer mit Metallätzungen gezierten Uhr in Farbtafel geschmückte Heft vor. Wir machen auf das Werk einstweilen aufmerksam, behalten uns aber eine eingehende Besprechung vor, wenn dasselbe weiter vorgeschritten sein wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 50. Donnerstag, den 22. Juni. 1882.

Inhalt: Jean Paul in Dresden, von Dr. Karl Lange. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Geschichte des Ersten schlesischen Krieges, von Dr. C. Grünhagen. Die elektrische Beleuchtung, von Dr. A. v. Urbanitzky. Lieferungswerke. Bäder-Almanach).

Jean Paul in Dresden.

Von Dr. Karl Lange (Plauen).

(Schluß.)

Wenn wir endlich noch den Archäologen und Oberaufseher über die Königlichen Alterthumsmuseen, Hofrath Böttiger, zu dem Jean Paul während seines Aufenthaltes in Weimar in freundschaftliche Beziehungen getreten war, nennen, einen Mann, dessen ausgebreitetes Wissen ihn wol mit allen hervorragenden Gelehrten und Dichtern seiner Zeit in Verbindung gebracht, dessen übertriebenes Streben aber, Andern auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst gefällig zu sein, im „Gestiefelten Kater" Tieck's meisterhaft gegeißelt worden ist, so haben wir den Kreis der alten Bekannten, mit denen Richter in Dresden freundlichen Verkehr pflog, geschlossen.

Aber auch neue Freunde gewann er sich sehr bald. Zu den ersten und treuesten derselben gehört der „liebenswürdige" Karl Förster, von 1805—41 Professor am Cadettenhause zu Dresden. Als Kenner der italienischen Literatur, als Uebersetzer Petrarca's von seinen Zeitgenossen hochgeschätzt (namentlich auch vom Prinzen — nachmaligen König — Johann, der ihn regelmäßig zu seiner Academia Dantesca einlud), scheint sein harmonischer, milder Charakter, sein warmes, poetisches Gemüth, sein feiner, reich gebildeter Geist den Dichter besonders angesprochen zu haben. Auch Förster's Gattin Luise, die dem Gast durch ihr Töchterchen häufig Blumen und Früchte schickte, ward jenem bald eine liebe Freundin. Der Uebersetzer von Camoens' Lusiade, Advocat Kuhn, sah Jean Paul bei sich zu Tische, und mit ihm wetteiferten mehrere den Adels- oder Hofkreisen angehörige Schöngeister, dem berühmten Fremdling ihre Huldigung darzubringen. Wir nennen den Geheimen Legationsrath Breuer (nach Prinz Johann's Worten ein geistreicher, in allem Wissenswerthen bewanderter Mann), Graf Kalckreuth, den adelsstolzen Graf Löben, der unter dem Pseudonym Isidorus Orientalis sehr sentimentale, wenn auch formgewandte Gedichte in die Welt schickte, dem Baireuther Gaste aber mit wahrhaft kindlicher Liebe ergeben war, und den kurhessischen Gesandten Frhrn. von der Malsburg. Letzterer, ein freundlicher, immer noch jugendlich aussehender Hagestolz, hatte sich durch treffliche Uebersetzung Calderonischer Dramen bekannt gemacht; über ihn witzelte der Schicksalstragöde A. Müllner: „Malsburg schaut allnächtlich zu den Sternen und dichtet alltäglich", weil eines seiner Gedichte mit den Worten anfing: „Allnächtlich schau ich zu den Sternen".

Alle die genannten neuen Freunde Jean Paul's, sowie Böttiger und eine Zeit lang auch Helmina v. Chezy gehörten einem Vereine poetischer Talente an, der, im Jahre 1815 aus dem ästhetischen Theekränzchen des Frhrn. v. Seckendorf hervorgegangen, bald tonangebend für das literarische Leben Dresdens wurde und unter dem Namen des „Liederkreises" auch über die Mauern der Residenz hinaus Ansehen und Bedeutung gewann. Das Haupt desselben war Arthur vom Nordstern (Minister v. Nostitz und Jänkendorf), das Organ die „Abendzeitung", die von Theodor Hell (Hofrath Winkler) und Friedrich Kind, dem Dichter des Freischützextes, herausgegeben wurde. Die abendlichen Zusammenkünfte des Liederkreises, welche alle vierzehn Tage stattfanden und an denen auch die Frauen und erwachsenen Töchter der Mitglieder theilnahmen, waren dem Vorlesen von Uebersetzungen italienischer, spanischer, provençalischer und englischer Dichtungen, der Mittheilung eigener poetischer Producte, musikalischen und declamatorischen Vorträgen, sowie einer heiteren, ungezwungenen, reinen Geselligkeit gewidmet. Obwol sonach die absterbende Romantik in diesem höchst anregenden, geistvollen literarischen Verkehr, wie man mit Recht behauptet hat*), einen kurzen Nachsommer feierte, so hielt sich doch der Meister der Schule, Ludwig Tieck, vom Liederkreise fern; er nannte ihn „eine Räucheranstalt, in deren Versammlungen jedes Mitglied sein Räucherfaß mitbringe, um es vor der Nase des eben Vortragenden zu schwingen". Auch Jean Paul trat ihm nicht näher; doch stand er mit den meisten seiner Glieder in freundlichem Verkehr.

Sehen wir nun zu, wie seine Verehrer ihm den Aufenthalt in der Residenz freundlich gestalteten. Die Morgenstunden brachte Jean Paul gewöhnlich in dem schönen Garten des Japanischen Palais zu, wohin er sein frugales Frühstück mitnahm. Auf einer Bank ruhend, im Schatten der Kastanienbäume, durch deren Zweige das goldne Morgenlicht sein Angesicht bestrahlte, so fanden ihn wol Försters, die auf seinen Wunsch oft sich einstellten. „Welch ein Morgen!" rief er ihnen dann zu, „wie fühle ich mich beglückt in dieser Jahreszeit; hier mitten in dieser Frühlingspracht, von sanften Hauchen angeweht, ist's, als ob der Weltgeist zu mir rede." Unter lebhaften Gesprächen über religiöse oder Erziehungsfragen verstrichen die Stunden. Manchmal versammelte er eine kleine Schaar von Kindern um sich, die im Park spielten, sprach liebreich mit ihnen und wußte auch dem schüchternsten Rede abzugewinnen. Es war rührend anzusehen, wie er sie mit Kuß und herzlichem Segenswunsch endlich entließ, während ihm vor innerer Bewegung die Thränen in den Augen standen. Er war eben ein echter, warmer Kinderfreund, dessen reines, kindliches Gemüth ihn unwillkürlich hinzog zu den lieben Kleinen. „Mein Herz", so gestand er dem Freunde, „hängt innig an dem Werdenden, an der lebensfrischen Zukunft, die um uns aufblüht. Ich liebte Kinder immer; aber durch die eignen ist das Verständniß dieser Liebe erst in aller Segensfülle mir klar worden."

Die späteren Vormittagsstunden des Dichters waren Be-

*) Moritz Berndt: Dresdner Zustände in den Jahren 1815 bis 1830 (Grenzboten 1881, Nr. 37).

suchen gewidmet, aber sie führten ihn an festlichen Tagen in die katholische Hofkirche, wo er bewundernd der Messe lauschte; unangenehm war ihm hier nur „der Mann mit dem silbernen Knopf", der keine Unterhaltung gestattete und dem Jean Paul Platz machen sollte, statt daß man sonst ihm Platz machte. Andere Sehenswürdigkeiten Dresdens wie z. B. die reichen Kunstschätze der Königl. Museen zu besuchen, dazu konnten ihn seine Freunde durchaus nicht bewegen. Mit Erstaunen und Befremden hörten sie ihm vom Japanischen Palais sagen, daß in ihm nichts Schönes sei, als was außer ihm sich befinde, und die Aufforderung, die Gemäldegalerie zu besichtigen, wiederholt mit den Worten zurückweisen: „Ich sehe von den besten Werken überall Copien, und so läßt sich jenes entbehren."

Da zu Ehren Jean Paul's zahlreiche Festmähler veranstaltet wurden, so fand ihn der Mittag meistens außer dem Hause in großer Gesellschaft. Der Dichter pflegte regelmäßig seinen Pudel Ponta mitzubringen, den er nicht allein daheim lassen wollte. Nur einmal machte er hiervon eine Ausnahme, als er bei der Frau von der Recke speiste; denn er wußte, daß Tiedge den Hund nicht leiden konnte; doch verdarb ihm der Gedanke an das arme Thier dafür den ganzen Mittag. Ein ander Mal lehnte er geradezu eine Einladung des Grafen Kalckreuth ab, „um seinen Hund nicht noch einmal einer Lebensgefahr auszusetzen; denn die Bedienten hatten ihm (bei einem früheren Besuche) Terpentinöl vorgesetzt". Daß übrigens Jean Paul bei solchen Festmählern nichts weniger als lucullische Genüsse suchte, sehen wir daraus, daß er mehrmals bei Frau v. Chezy (einmal ungeladen, da er aus Versehen 24 Stunden zu früh kam) zu Tische war. Gewiß konnte ihm hier die Kochkunst der Dienerin Babette, einer ehemaligen Marketenterin, nur Mäßiges und Bescheidenes bieten; trotzdem war der Gast ihres Lobes voll und erfreute die Tischgesellschaft durch seinen heiteren, liebenswürdigen Humor. In lebhafte Unterhaltung gerieth er das eine Mal namentlich mit seinem alten Freund Wolke, dem Philanthropisten und Sprachreiniger, der eigens um des Dichters willen von Leipzig herzugereist war. Bekanntlich hatte dieser sich's zur Aufgabe gemacht, unsere Sprache von allem Undeutschen und Unlogischen zu säubern und die Rechtschreibung zur Einfachheit zurückzuführen. So war ihm z. B. die Endsilbe „ung" ein Greuel, und er schlug alles Ernstes vor, statt „Hoffnung" künftig „die Hoffe" zu sagen. „Ach nein, lieber Wolke", fiel ihm da Jean Paul in's Wort, „lassen Sie uns die Hoffnung, es darf kein Jota davon wegbleiben." Als dann sein Neffe erschien, um ihn verabredeterweise abzuholen, da gab Frau v. Chezy ihrer Mißstimmung über die Störung und Abkürzung der interessanten Unterhaltung Ausdruck mit den Worten des Käthchens von Heilbronn: „Da kam die dumme Margret und brachte Licht."

Nachmittags wanderte Jean Paul entweder in den großen Garten, zum Linke'schen Bad, wo das Sommertheater sich befand, oder er fuhr mit Freunden von der Mittagstafel hinaus nach Findlater's Weinberg. Wenn sie dann in der Gondel heimkehrten, und die Strahlen der sinkenden Sonne sich tausendfältig in den Wellen des stillen Stromes spiegelten, leuchteten und flammten, dann bemächtigte sich des lieben Gastes eine weiche, erhabene Stimmung, die ihm unvergeßlich blieb. Einmal machte er auch einen Ausflug nach Tharandt, obwol er sonst keine Neigung zeigte, die weitere Umgebung Dresdens durch größere Wanderungen kennen zu lernen. Diesmal gefiel ihm der Plauensche Grund außerordentlich, zumal er ihn an sein „liebes Berneck" erinnerte. „Er war unendlich heiter, ein Einfall drängte den andern." Die Frauen wollten ihm alle schönen Punkte der Landschaft zeigen, er aber zog vor, die Gesellschaft allein die Höhe ersteigen zu lassen und mit Karl Förster drunten zu bleiben. „Weit vollständiger," so äußerte er zu diesem, „wird mein Genuß sein, wenn ich aus dem Thale hinaufsehe und hinaufdenke, wie schön es auf der Höhe ist." Leider wurde das stille Behagen des Dichters durch die unvermuthete Ankunft seines Schwagers Mahlmann, den er nicht wohl leiden konnte, und dessen stürmisches, excentrisches Wesen bald gestört*). „Ach, unser schönes Stilleben!" seufzte er schmerzlich, „wir haben den Schluß früher als den Anfang." Bald drängte er daher zum Aufbruch und entzog sich so den Huldigungen, die ihm mehrere Professoren sowie die Studirenden der Tharandter Akademie darzubringen gedachten.

Oft und gern weilte er auch des Nachmittags auf der Brühl'schen Terrasse, seinem Lieblingsorte. Hier stellten sich wie auf Verabredung seine zahlreichen Verehrer und Verehrerinnen ein, ihn mit Blumen, Liedern und anderen Liebeszeichen erfreuend, hier ward ihm manch schöne Stunde innerer Verklärung, die ihn zurückversetzte in seinen Jugendfrühling, in das Land seliger Träume. Dankbar gedenkt er darum auch später wiederholt jener „Zauberstelle"; eine himmlische Stätte wahrer Lenz- und Sommer-Abendfeier nennt er sie, eine Natur-Besperkirche, wie Deutschland sie in einer Stadt selber wol selten aufweise. „Du stehst da oben zwischen der alten Stadt und der neuen in einer gebildeten und reizenden Gesellschaft und schauest unter Bäumen und unter Tönen an die grünen Gebirgswendungen der Nähe und dann hinab zum breiten Elbstrom und zum Triumphbogen Dresdens, der Elbbrücke, auf der im Abendglanze zwei lange Menschenreihen als Bilder des Lebens sich einander entgegen wandeln, aber auf abgetrennten Bahnen, und unter welchen die Fahrzeuge flattern und wieder Menschen unten durchführen. Und dein Auge zieht der Stromkette und der Berglette nach, über die blühende Ebene hinweg, bis sich beide in einander verlieren und endlich in die untergehende Sonne verfließen, welche noch ihren letzten Purpur auf die Freudenhöhe deckt."

Den Abend verbrachte Jean Paul wiederum meist bei lieben Bekannten, z. B. bei seiner Schwägerin, deren Tochter ihn durch ihren jugendlich-frischen, innigen Gesang erfreute, bei Tieck, der durch meisterhaftes Vorlesen namentlich auch Richter'scher Dichtungen die Zuhörer entzückte, bei Graf Löben, wo man einst bis spät in die Nacht hinein bei herrlichem Mondschein im Garten beisammen blieb und den gefeierten Gast mit Rosen bekränzte. Am besten unterhielt sich dieser in solchen Abendgesellschaften mit dem schönen Geschlecht, weshalb er Förster einmal scherzhaft bat, 300 Jungfrauen und nur 3 Männer, ihn mit eingerechnet, zu laden. Wenn er in Gesellschaft gehe, so meinte er, wolle er sich erholen, erfreuen, nicht kämpfen und streiten und wissenschaftliche Probleme lösen; denn wenn Männer beisammen säßen ohne die milden Frauen, dann gebe es leichtlich Krieg; das lasse sich an der heitern Mittagstafel ertragen, aber in den Abendgesellschaften müsse ihm Geist, Milde und Anmuth begegnen, wenn's ihn erfrischen solle. Obwol ihm das Reden nicht eine Last, sondern eine Lust war, so vermochte er doch öfters, wenn er plötzlich sich in einem glänzenden Kreise schöner Frauen sah, eine gewisse kindliche Scheu, eine schüchterne Befangenheit nicht zu überwinden, mit der er anfangs stumm unter den Geladenen stand, zufrieden lächelnd und beglückt um sich schauend. Doch bald brach er das Schweigen und entfaltete den ganzen Zauber seiner liebenswürdigen Unterhaltungsgabe. Die zartesten und verbindlichsten Dinge wußte er den Damen zu sagen. Als ihm z. B. einmal die Hausfrau die Freundinnen der Reihe nach vorstellte und einem früheren Wunsche des Dichters gemäß nur die Vornamen nannte, wiederhalte er die hübschen Namen und sagte: „Ihr Wohlklang ist die Musik zu dem schönen Gedicht, das ich vor mir sehe; aber dieser seltene Strauß ist so schön und interessant, daß man zu wissen begehrt, auf welchem Boden

*) Die Darstellung dieser Begegnung bei Spazier (Jean Paul Fr. Richter, Cap. 17, S. 184) bedarf nach Karl Förster's Zeugniß (Biographische u. literar. Skizzen ꝛc., herausgeg. v. Luise Förster, S. 268) der Berichtigung

die holden Blumen erwachsen", worauf ihm dann auch die Familiennamen mitgetheilt wurden.

Es war natürlich, daß der Dichter der Frauen auch in Dresden unter dem schönen Geschlecht seine zahlreichsten und begeistertsten Verehrer fand. Wir sahen schon, wie sie fast alltäglich auf der Terrasse in schönem Kranze ihn umgaben, wie sie in Liedern ihm huldigten und sein Haupt bekränzten. Morgens brachten sie ihm Blumen und Kränze, um jene Abends von seiner Rockklappe wieder zu holen. Ja eines Sonntagsmorgens um 5 Uhr überraschte ihn eine seiner Freundinnen, Therese aus dem Winkel, sogar durch ein Ständchen mit Harfe und Waldhorn. Freilich wurden ihm solche in Fülle erwiesenen Aufmerksamkeiten auch dann und wann lästig. So flüchtete er einmal aus einer großen, glänzenden Gesellschaft zu Försters, die eben sich anschickten, als Geladene ebenfalls dahin zu gehen. Indem er um einen Bissen Brod und ein gekochtes Ei bat, erzählte er sein Mißgeschick. Kaum eingetreten in die vornehme Welt, habe sich jeder Blick auf das Wunderthier gerichtet und Jeder gemeint, mindestens einen Götterspruch von ihm zu empfangen; der arme Angestaunte in seiner ordinären Menschennatur sei durch sein Verstummen den Erwartungsvollen nun erst zum Wunder geworden und endlich dem schönen Kreise unmuthig und ungerecht davongelaufen. Auch in seinem Tagebuche klagt Jean Paul, daß er womöglich sein eigener Extract werden solle; das, was er in Jahren gereift, solle er als Oel in der Minute auf der Zunge haben und auf die Neugierigen tröpfeln*). Rücksichtslos und energisch wies er daher jeden Besuch, der ihm lästig und unangenehm war, ab. So erging es z. B. dem Dichter Müllner, welcher sich dafür durch ein boshaftes Billet rächte, das Richter als „lose Münze" in seinem Beutel herumtrug und heiter scherzend den Bekannten zeigte.

So vergingen die Wochen, leider nur allzuschnell für den Gast wie für seine Freunde. Einen wahren innern Frühling erlebte der Dichter noch einmal inmitten der Maienpracht, und wie lindernder Balsam legten die Freuden, die ihm von Dresdens herrlicher Natur und von zahlreichen lieben Verehrern wurden, sich auf die tiefen Wunden seines Gemüths. So heimisch fühlte er sich in der gastlichen Stadt, daß vor ihr das Bild seines alten Baireuth zu erbleichen schien. Er trug sich nämlich eine Zeit lang mit dem Gedanken, ganz nach Dresden überzusiedeln. In einem größeren Orte, wo man sich seltener sieht und an einander gewöhnt, hoffte er mehr Anerkennung zu finden. In der fremden Stadt sei er ganz aller Humanität seiner Natur getreu, im eignen Orte aber stehe er sogar Freunden im gereizten Zustande gegenüber; dort werde von ihnen und von ihm allgemeine Menschheit berechnet, hier eine gegenseitige Schuldrechnung. Doch sagte er sich schließlich, daß auch Dresden, das ihn jetzt so warm halte, als Wohnort einmal erkalten könne, und daß man daher in letzterem nichts Besseres zu thun vermöge, als ihn immer zu heizen, daß man nur die Wahl des Entschlusses habe, die Menschen entweder zu gewinnen oder zu entbehren.

Am 12. Juni trat Jean Paul die Rückreise an. Am Tage vorher noch war er einer Einladung des Prinzen Johann nach Pillnitz gefolgt, von wo er die angenehmsten Erinnerungen mit auf den Heimweg nahm. Hatte er doch bei seiner Rückkehr geäußert: „Die Welt muß einem immer lieber werden, da es darin Prinzen von solchem Geiste, Kenntnissen und Gesinnungen giebt, wie ich heute einen kennen und lieben lernte." Tief gerührt und weinend sahen die Freunde ihn aufbrechen. „Dankt den lieben Dresdnern, ihre Liebe gab mir reiche, schöne Tage!" — mit diesen Worten nahm er Abschied von der theuren Stadt. Er sollte sie nicht wieder sehen. Wol verlangte ihn, im nächsten Frühling wiederzukommen, zumal der „Liederkreis" ihn zu seinem Geburtstage durch einen Strauß sinniger Gedichte dazu eingeladen hatte. Aber schwächer und schwächer wurden allmälig seine Kräfte, dunkler und umflorter zuletzt die Augen, die einst so geist- und gemüthvoll gestrahlt, und nach drei Jahren schon bettete man ihn neben dem Grabhügel seines lieben Sohnes. Die Reise nach Dresden war die letzte Wanderung des Dichters gewesen, die ihm wahrhafte Erholung, eine Fülle von glücklichen, sonnenhellen Tagen bescheerte.

*) Hieraus erklärt sich z. B. auch das wenig schmeichelhafte Urtheil Kügelgen's (Jugenderinnerungen eines alten Mannes. 6. Abdr. S. 487) über Jean Paul's Persönlichkeit. Mit größter Spannung hatte er seinem Eintritt in eine Gesellschaft entgegengesehen und etwas „ganz besonders Sublimes" in ihm erwartet. „Aber die Persönlichkeit des großen Dichters entsprach unsern Erwartungen so wenig, daß wenn der De. Rosenberg (in dessen Familie die Begegnung stattfand) nicht geschworen hätte, es sei dies wahrhaftig Jean Paul selbst und niemand Anderes, wir stundenlang in seiner Gesellschaft gewesen wären, ohne etwas Besseres in ihm zu vermuthen, als höchstens einen Pächter oder Gastwirth vom Lande, der sich am Theetisch langweilte. Freilich mochte er wie Hamlet eine Flöte sein, die nicht Jedermann zu spielen verstand, oder war er vielleicht nur zu haushälterisch mit seinem Besten, um es für den Druck zu sparen. Ich weiß nur, daß, mit Shakespeare zu reden, das Futteral der Laute wenig gleich sah."

Bücherbesprechungen.

—m— Geschichte des Ersten schlesischen Krieges nach archivalischen Quellen dargestellt von Dr. C. Grünhagen, königl. Archivrath und Professor an der Universität Breslau. Zweiter Band: Bis zum Friedensschlusse von Breslau. Mit einem Plane der Umgegend von Chotusitz. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1881. 8°. Preis: 8 M. — Der vorliegende Schlußband des Werkes, dessen ersten Theil wir an dieser Stelle lebhaft empfehlen konnten, behandelt in gleicher Ausführlichkeit wie der frühere den zweiten Abschnitt des ersten schlesischen Krieges vom Klein-Schnellendorfer Vertrage bis zum Breslauer Frieden, die Zeit vom September 1741 bis zum Juni 1742. Das archivalische Material ist weit erschöpfender ausgebeutet, als dies in den bisherigen Darstellungen der Fall gewesen ist, und der Verfasser ist daher vielfach in der Lage, frühere Annahmen zu modificiren. Es ist dies namentlich rücksichtlich der politischen Geschichte jener Tage der Fall, die entschieden im Vordergrunde steht, wenngleich auch den militärischen Abschnitten, namentlich der Darstellung der Schlacht bei Chotusitz und Czaslau große Sorgfalt gewidmet worden ist. Auch für die sächsische Geschichte der Jahre 1741 und 1742 enthält der Band viel Beachtenswerthes. Im Zusammenhange mit dem Bündniß des Königs Friedrich mit Frankreich, das dem Feldzug eine entschiedene Wendung gab, kam jener Frankfurter Partagetractat vom 19. September 1741 zwischen Sachsen und Bayern zu Stande, der über die Theilung der österreichischen Erblande handelte. Preußen trat auf Frankreichs Drängen dem Tractate bei und dies hatte zur Folge, daß während der zweiten Hälfte des ersten schlesischen Krieges die sächsischen Truppen, besonders in Mähren, unter dem Oberbefehl König Friedrich's fochten. Ueber den denkwürdigen Besuch des letzteren in Dresden (Januar 1742), in welchem die entsprechenden Abmachungen getroffen wurden, hat der Verfasser schon früher in v. Weber's Archiv für die Sächs. Gesch. (N. F. Bd. 2) einen Bericht des hannöverschen Gesandten von dem Busche veröffentlicht. Um die Früchte dieses Feldzugs kam Sachsen allerdings, als Friedrich den Breslauer Frieden abschloß; mit jener vollkommenen Rücksichtslosigkeit, die übrigens nicht blos die Politik König Friedrich's, sondern die Politik des 18. Jahrhunderts überhaupt kennzeichnet, hatte der König über die Köpfe seiner Verbündeten hinweg seinen Frieden geschlossen, der ihm bekanntlich ganz Schlesien brachte. Es ist kein Wunder, daß der Bruch mit Frankreich

und die entschiedenste Verstimmung in Sachsen die Folge davon waren. Die dem Frieden vorhergehenden Verhandlungen, die der hochbefähigte preußische Minister v. Podewils und der englische Gesandte Hyndsord führten, sind von großem Interesse. Das hohe Maß politischen Scharfblicks, das der junge König in denselben wie überhaupt im Verlaufe des ganzen Krieges zeigte, tritt aus Grünhagen's streng actenmäßiger Darstellung in voller Klarheit uns entgegen; freilich auch seine nervöse Unruhe, die hie und da zu seinem Nachtheil den Gang der Ereignisse beeinflußte und oft genug sich in schonungsloser Weise gerade denjenigen gegenüber fühlbar machte, die am Redlichsten bei der Ausführung seiner großen Pläne halfen.

— Die elektrische Beleuchtung und ihre Anwendung in der Praxis. Von Dr. A. v. Urbanitzky. Mit 85 Abbildungen. Preis 4 *M.* Verlag von A. Hartleben. — Immer häufiger wird die Anwendung des elektrischen Lichtes, immer allgemeiner das Interesse an den damit zusammenhängenden Fragen. Das vorliegende Büchlein ist darum ganz geeignet, viele Freunde zu finden, weil es den Gegenstand allseitig behandelt, faßlicher als das Buch von Schellen, welches vielfach benutzt ist, und reichlicher, weil die auf der elektrischen Ausstellung in Paris gewonnenen Erfahrungen mit benutzt sind. Auf eine kurze geschichtliche Entwicklung der elektrischen Beleuchtung folgt die Darstellung der verschiedenen Lichtmaschinen und Lampen, Systeme und Schaltungsweisen, und das Werkchen findet seinen Abschluß mit einer (unvollständigen) Uebersicht über praktisch ausgeführte Beleuchtungsanlagen und über die Kosten wie Untersuchungen über die Leistungsfähigkeit einiger Maschinen. Die schlichte Darstellung des Effectes im Vergleich zu den andern Beleuchtungsmitteln will dem neuen Lichte neue Freunde zuführen.

Lieferungswerke. ** Der große Erfolg, den die Deutsche Verlags-Anstalt vorm. Ed. Hallberger in Stuttgart mit ihrer auch an dieser Stelle wiederholt gewürdigten Schiller-Pracht-Ausgabe erzielt hat, läßt dieselbe neuerdings mit einer illustrirten Ausgabe von Goethe's Werken hervortreten, die sich eng an die der Schiller'schen Werke anschließen und ebenso reich und gediegen illustrirt und ausgestattet werden soll. Die Textkritik ist der bewährten Hand Heinrich Düntzer's anvertraut. Die Ausgabe wird aus ohngefähr 85 Lieferungen von je 3—4 Bogen zu 50 Pfg. bestehen, von denen alle drei Wochen 1—2 Lieferungen zur Ausgabe gelangen werden. Die uns vorliegenden beiden ersten Lieferungen enthalten neben Goethe's Porträt von R. Huthsteiner einen Theil der lyrischen Dichtungen dieses Dichterheroen. Die dem Texte beigegebenen Illustrationen werden den höchsten Erwartungen entsprechen. Wir sind überzeugt, daß ein großer Theil der Besitzer der Schiller-Pracht-Ausgabe es sich nicht nehmen lassen wird, seiner Bibliothek auch die vorliegende Prachtausgabe der Goethe'schen Werke einzureihen. — Von dem Album der Burgen und Schlösser im Königreiche Böhmen, welches Friedrich Bernau im Verlage der Brüder Butter in Saaz herausgiebt, ist das 1. Heft des 2. Bandes erschienen. Dasselbe wird durch eine an den Kronprinz Rudolf von Oesterreich gerichtete Widmung eingeleitet und enthält außerdem eine genaue Beschreibung und illustrative Darstellung der auf einer ziemlich unwirthlichen Hochebene des südöstlichen Böhmens liegenden alten Burg Lipnic. — Das illustrirte Prachtwerk Palästina, herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe (Deutsche Verlags-Anstalt vorm. Ed. Hallberger) ist bis zur 20. Lieferung gediehen. Meron, das angesehene Ziel jüdischer Wallfahrten in Palästina, die Trümmer von Kades mit ihren großartigen Sarkophagen, und der Nordrand der Jordansenkung sind u. A. Gegenstände der Darstellung desselben. — Zum Schlusse gedenken wir noch der siebenten Auflage von A. Balbi's Allgemeiner Erdbeschreibung, einem Handbuche des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten, welches Dr. Josef Chavanne vollkommen neu bearbeitet hat (A. Hartleben's Verlag) und in 45 Lieferungen à 75 Pfg. verausgabt werden soll. Der uns nebst der 1. Lieferung vorliegende Prospect sagt u. A. zu, daß sowol im physikalischen als im politischen Theile dieser neuen Auflage dem Stande der neuesten Forschungen und jüngsten amtlichen Erhebungen Rechnung getragen werden und daß insbesondere darin die Ergebnisse sämmtlicher in den Jahren 1880—1882 vorgenommenen Volkszählungen Berücksichtigung erfahren sollen.

— Bäder-Almanach. Mittheilungen aus den Bädern, Luftcurorten und Heilanstalten in Deutschland, Oesterreich, Schweiz und der angrenzenden Gebiete für Aerzte und Heilbedürftige. Frankfurt a.M.-Berlin, Druck und Verlag von Rudolf Mosse 1882. (gr. 8°. 299 S.) — Der „Bäder-Almanach" ist als eine durchaus eigenartige, höchst zweckmäßige und sehr verdienstvolle Publication der bekannten Verlagsbuchhandlung zu bezeichnen. Das Werk soll in keiner Weise die bereits vorhandenen Lehr- und Handbücher der Balneotherapie überflüssig machen, es verfolgt vielmehr eine Ergänzung derselben und zwar durch Notizen über die einzelnen Bäder, welche in den streng wissenschaftlichen Werken keinen Platz finden oder nur in Kürze angedeutet werden können. Als dem Arzte, wie dem Curgaste höchst wichtige Verhältnisse dieser Art kommen vorzugsweise in Betracht: specielle Beschreibung der Oertlichkeit, Darstellung der klimatischen Zustände, der sociale Verkehr und die gebotenen Unterhaltungen, die Curtaxen, Preise der Bäder, der Wohnungen, der Beköstigung, die Namen der in jedem Bade praktizirenden Aerzte und der Badedirectionen, der Gottesdienst nach Confessionen, Reiseverbindung, Verkehrsmittel u. s. w. Der Verleger hat diese Mittheilungen dadurch gewonnen, daß er die Badeverwaltungen zur Zusammenstellung und Einsendung der Notizen in der erwähnten Richtung veranlaßte und von selbigen nur die Insertionskosten beanspruchte, während er dafür sich verpflichtete, eine Auflage von 30 000 Exemplaren herzustellen und selbige sämmtlichen Aerzten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, sowie den hervorragenden Medicinern des Auslandes vollkommen kostenfrei zuzusenden. — Die wissenschaftliche Bearbeitung des auf die gedachte Weise gewonnenen Materials ist dem Dr. Georg Thilenius übertragen worden und konnte die Wahl auf keinen geeigneteren fallen, als auf diesen, auf dem Gebiete der Balneotherapie als Autorität geltenden, hochverdienten Brunnen- und Badearzt in Soden am Taunus. Derselbe hat die nicht leichte Aufgabe auf höchst praktische Weise in zwei größeren Abtheilungen gelöst. Die erste derselben giebt nach einer allgemeinen Vorbemerkung eine kurze Anleitung zur Auswahl der Curorte und Bestimmungen der Heilmethoden. Die zweite, wesentlich größere Abtheilung enthält die Beschreibung der Curorte und schließt sich die hierbei beobachtete Classification und Reihenfolge derjenigen Eintheilung an, welche in der Helfft-Thilenius'schen Balneotherapie in ihrer diesjährigen, neuesten Auflage angenommen worden ist. Wegen seiner, im Vorstehenden dargelegten Eigenartigkeit in Bezug auf Inhalt und Form wird den „Bäder-Almanach" kein Arzt entbehren können, auch stellt derselbe den Laien sehr erheblichen Nutzen in Aussicht. Trotzdem darf man nicht verkennen, daß das Werk Lücken hat und Mängel zeigt. Es ist z. B. unter den Heilstätten nicht aufgeführt: Gastein, Elster (1881 von 5400 Curgästen besucht), Wiesenbad in Sachsen, das neuerdings sehr in Aufnahme kommende Nordseebad Borchum u. a. m. Auch ist nicht allenthalben dem, behufs Erzielung möglichster Einheitlichkeit entworfenen Programme für die zu gebenden Mittheilungen Folge geleistet worden. Der Redaction oder dem Verleger kann dies nicht zur Last fallen. Die Schuld trifft wol nur die Badedirectionen. Es wird jedoch leicht sein, das Fehlende nachzuholen und zu ergänzen, wenn die zugesagte Erneuerung des Werkes nächstes Jahr in Erfüllung gehen sollte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 51. Sonntag, den 25. Juni. 1882.

Inhalt: Der Minister Dr. J. P. Freiherr v. Falkenstein, von J. Petzholdt. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Allgemeine kirchliche Chronik von Dr. Hermann Gerlach. D. Masius, Kurzer Bericht von dem Unterschied der wahren evang.-lutherischen und der reformirten Lehre. „Zeitfragen des christl. Volkslebens". Ohne Ideale, Roman von Adolf Stern. Encyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde, von Dr. Ov. Ad. Lindner).

Der Minister Dr. J. P. Freiherr v. Falkenstein.

Ganz unerwartet schnell und nach nur zweitägigem Krankenlager war zu Dresden am 14. Januar 1882 in frühester Morgenstunde der Königl. Sächs. Staatsminister a. D. und Minister des Königl. Hauses, sowie Ordenskanzler Dr. Johann Paul Freiherr v. Falkenstein im 81. Lebens- und 57. Dienstjahre gestorben. Natürlich regte sich sogleich die Presse, um dem Publicum einen gedrängten Ueberblick über das lange und für Sachsen so überaus segensreiche Leben und Wirken des Verstorbenen zu geben, und es fehlte sogar nicht an einem mir — da man die näheren Beziehungen kannte, in denen ich zu v. Falkenstein zu stehen die Ehre gehabt habe — gestellten Antrag, daß ich eine v. Falkenstein'sche Biographie „von 12 bis 14 Bogen" schreiben möchte. So ehrenvoll für mich ein solcher Antrag auch scheinen mochte, so mußte ich denselben doch ablehnen, und zwar nicht nur aus dem einen und hauptsächlichen Grunde, weil ich mir bewußt war, daß ich weder im Sinne des Verstorbenen überhaupt, noch im Einklange mit dem, was derselbe bei einem ihm selbst nach dem Tode des Königs Johann gestellten ähnlichen Antrage über dergleichen ausführlichere biographische Veröffentlichungen so bald nach dem Tode eines Mannes geäußert hat, gehandelt haben würde, wenn ich wirklich an die Bearbeitung der beantragten Biographie Hand angelegt hätte, sondern auch aus dem anderen Grunde, weil das zu einer wahrheitsgetreuen und ausführlichen Schilderung des außerordentlich thätigen Lebens v. Falkenstein's erforderliche Material so bald gar nicht zu beschaffen gewesen wäre. Gleichwol fand ich den von verschiedenen Seiten geäußerten Wunsch durchaus gerechtfertigt, daß man von dem thatenreichen Leben v. Falkenstein's doch etwas mehr wissen wolle, als man aus den von der Presse gegebenen gedrängten Mittheilungen darüber erfahren konnte und selbst aus der vom verstorbenen Geheimrath v. Witzleben beabsichtigten größeren biographischen Darstellung erfahren haben würde. Um deswillen war es mir lieb zu wissen, daß Aufzeichnungen von der Hand des Verstorbenen selbst über sein Leben und Wirken vorhanden seien, durch deren Veröffentlichung jener Wunsch in Erfüllung gebracht werden konnte, und ich durfte mich zugleich sehr glücklich schätzen, mich durch das besondere Vertrauen der Gemahlin des Verstorbenen in den Stand gesetzt zu sehen, diese Aufzeichnungen in der That veröffentlichen zu können[1]); zumal ich das mir sehr wohlthuende Gefühl habe, glauben zu dürfen, daß ich den Verstorbenen mit dazu angeregt habe, die Aufzeichnungen niederzuschreiben. Ursprünglich sind dieselben von v. Falkenstein zum Zwecke eines Festgeschenkes zum 50jährigen Ehejubiläum am 21. Juni 1879 für seine Gemahlin zusammengestellt und als solches auch verwendet, späterhin aber, mit Weglassung einzelner auf nähere Familienverhältnisse bezüglicher Stellen, theilweise umgearbeitet und erweitert worden; denn die Aufzeichnungen waren gleich von Haus aus dazu bestimmt, gewissermaßen blos einen Rahmen zu bilden, in welchem der Verstorbene, „so lange ihm Gott Leben und Gesundheit schenken würde, noch manches aus seinem Leben einzuschließen" gedachte. Allerdings ist ihm dazu nicht viel Zeit mehr vergönnt gewesen und er hat sich infolge dessen daran behindert gesehen, so manche der Aufzeichnungen, welche in der ursprünglichen Fassung nur als „kurze Andeutung" gelten kann, weiter auszuführen. Gleichwol bilden die Aufzeichnungen auch in der vom Verstorbenen hinterlassenen, hier und da sehr knappen Form ein sehr schätzbares und wichtiges Material, mit dessen Hilfe dereinst von einem kundigen und unparteiischen Biographen „eine eingehendere und ausführliche Darstellung von dem gegeben werden kann, was v. Falkenstein gewirkt und geschaffen hat und welchen Segen seine Schöpfungen gehabt haben". Wol wäre ich mit Hilfe der Erinnerungen an alles das, was mir im näheren Umgange mit v. Falkenstein über dessen Leben und Wirken weiter bekannt geworden ist, leicht im Stande gewesen, das von v. Falkenstein selbst gegebene Material zu vermehren: ich habe indessen im wahren Interesse der Freunde und Verehrer des Verstorbenen zu handeln geglaubt, wenn ich denselben einzig und allein und durchaus unverfälscht — freilich, wird mancher wol meinen, in einer seinen hohen und verdienstvollen Stellungen gegenüber fast gar zu bescheidenen Weise — sprechen ließ und seine eigenen Mittheilungen nicht mit meinen Erinnerungen vermengte; nur hier und da sind von mir zur weiteren Erläuterung des v. Falkenstein'schen Textes einige Anmerkungen hinzugefügt worden. Auch habe ich für passend und sicher vielen willkommen gehalten, am Schlusse der Aufzeichnungen die nach dem Tode v. Falkenstein's von verschiedenen Personen in engerem Kreise gehaltenen Gedächtnißreden, in denen sich die Verdienste des Verstorbenen im wesentlichen von verschiedenen Standpunkten aus geschildert finden, und welche weiteren Kreisen sonst unbekannt geblieben sein würden, mit abdrucken zu lassen. Das den Aufzeichnungen vorangestellte Portrait v. Falkenstein's ist nach einer von Teich in Dresden vor ein paar Jahren gefertigten sprechend ähnlichen Photographie im bekannten Weger'schen Kunstinstitute in Leipzig gearbeitet und, soweit ich es zu beurtheilen verstehe, künstlerisch gut ausgeführt worden; nur hätte ich gewünscht, daß das dem Verstorbenen so eigenthümlich Milde im Portrait mehr zum Ausdrucke gekommen wäre.

v. Falkenstein stammt aus einem alten edlen und angesehenen Geschlechte, dessen Ahnen sich bis in das 13. Jahrhundert zurück verfolgen lassen: an Urkunden hierüber fehlt

[1]) Dr. Johann Paul Freiherr v. Falkenstein. Sein Leben und Wirken nach seinen eigenen Aufzeichnungen herausgegeben von J. Petzholdt. Mit Portrait und Gedächtnißreden. Dresden, v. Zahn. 1882. gr. 8°. VII, 115 S. m. 1 Taf. Pr. u. 4 ℳ br., 5 ℳ geb.

es nicht, es finden sich dergleichen theils im Königl. Sächs. Hauptstaatsarchive, theils in der Hinterlassenschaft des Verstorbenen selbst. Leider scheint das Schicksal dieses alte v. Falkenstein'sche Geschlecht in späterer Zeit nicht gerade durch eine dem früheren Ansehen entsprechende äußere Lage begünstigt zu haben; wenigstens findet man den Vater des Verstorbenen, der zur Zeit der Geburt seines Sohnes (15. Juni 1801) als Premierlieutenant und Adjutant im Kursächsischen Carabinier-Regiment in Penig lebte, in keineswegs glänzenden Verhältnissen, die wol zu einem wesentlichen Theile mit daran die Schuld getragen haben mögen, daß nicht lange nach der Geburt v. Falkenstein's die Ehe der Eltern gelöst wurde und der Knabe der alleinigen Obhut seiner unbemittelten Mutter überlassen blieb.

Wie ganz anders würden sich unter solchen Verhältnissen vielleicht die Lebensschicksale des Knaben gestaltet haben! — wenn sich nicht damals das Just'sche Ehepaar in Tennstädt, Verwandte der Mutter, ins Mittel geschlagen und die Erziehung des Knaben übernommen hätte. Der als tüchtiger Geschäftsmann ebenso wie als Ehrenmann weit und breit hochgeachtete Kreisamtmann Just und seine Gattin waren die vortrefflichsten Menschen, die, selbst kinderlos, des Knaben in der liebevollsten und sorgsamsten Weise wie eines leiblichen Sohnes sich annahmen und dessen Erziehung leiteten und überwachten. Zum Dank dafür hat ihnen aber auch v. Falkenstein, obwol er seiner leiblichen Eltern stets mit kindlicher Liebe eingedenk geblieben ist, doch vorzugsweise bis zu seinem letzten Athemzuge eine wirklich rührende Verehrung bewahrt. Insbesondere war es die Pflegemutter Just, an der er mit aller Zärtlichkeit hing; war sie es ja aber auch, die ihn, obwol fern vom Hause, mit liebevoll mütterlichem Auge überwachte und viel mit dazu beigetragen hat, ihn trotz aller Anfechtungen, die einem jungen und zumal, wie sich v. Falkenstein selbst bezeichnet hat, leichtlebigen Manne nur zu häufig in der Zeit des ungebundenen akademischen Lebens verlockend entgegentreten, auf der Bahn der Tugend zu erhalten, so daß er bei seinem Weggange von Leipzig sich sagen durfte, er könne die Stadt mit durchaus gutem Gewissen verlassen, denn Gottes schützende Hand habe ihn vor jedwedem Abwege glücklich bewahrt. „Im wesentlichen mag hierzu," schreibt v. Falkenstein in seinen Aufzeichnungen, „wol der fleißige Briefwechsel mit meiner herrlichen Pflegemutter das meiste beigetragen haben. Ebenso freisinnig, wie klug wußte dieselbe in ihren Briefen immer den richtigen Ton zu treffen, um mich den, ich will nicht sagen, etwas leichtfertigen, aber leichtlebigen jungen Mann, der sich nur zu leicht bald den augenblicklichen Eindrücken mit aller Lebhaftigkeit hingab, bald wieder, wie dies bei solchen Leuten öfters der Fall zu sein pflegt, von schwermüthigen Betrachtungen und hypochondrischen Träumereien hinreißen ließ, bald zu warnen und zu zügeln, bald wieder aufzurütteln und zu ermuntern; und in allen ihren Worten sprach sich eine solche Innigkeit und wahre Frömmigkeit aus, die nicht verfehlen konnten, auf mich jederzeit den tiefsten Eindruck zu machen. Die wirklich prächtigen und auch stilistisch schönen Briefe, die sammt meinen tief empfundenen Antworten noch vorhanden sind, könnten für so manchen jungen Mann von großem Nutzen und lehrreich sein, und dürften vielleicht mehr Beachtung verdienen, als der eine und der andere Briefwechsel, welcher zur Veröffentlichung gebracht worden ist." Man hat mir gegenüber den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß der Just-v. Falkenstein'sche Briefwechsel durch den Druck veröffentlicht werden möge. Allerdings mag ein solcher Wunsch wol gerechtfertigt erscheinen, kann aber leider nicht in Erfüllung kommen; denn die gewünschte Veröffentlichung würde nicht im Einklange mit dem stehen, was v. Falkenstein darüber geäußert hatte. Wäre ich Goethe oder Schiller oder dergleichen, äußerte er scherzend, so würde dieser Briefwechsel einmal herausgegeben werden und wol manchem jungen Manne mehr nützen, als der zwischen Goethe und Frau v. Stein oder Bettina; besser aber, fügte er dann im Ernste hinzu, wird es sein, er bleibt ungedruckt, was auch ohne mein Gebot geschehen wird.

Das Just'sche Haus, in welchem v. Falkenstein seine Jugend in der glücklichsten Weise und auch regelmäßig seine Schul- und Universitäts-Ferien zugebracht hat, war ein nicht blos sehr gastfreundschaftliches, sondern auch ein von vielen und dabei sehr angesehenen Männern gern besuchtes. Infolge dessen hatte v. Falkenstein schon frühzeitig Gelegenheit, manche interessante Bekanntschaft zu machen und mit berühmten Leuten zu verkehren, die an ihm als aufgeweckten jungen Menschen Gefallen fanden. Auch Goethe besuchte während der Zeit seines Aufenthaltes in Tennstädt, wo er im Spätsommer 1816 die Schwefelquellen gebrauchte, das Just'sche Haus oft und gern, und liebte es, sich auf seinen Spaziergängen in der Umgegend von dem Just'schen Pflegesohne begleiten zu lassen und denselben über das und jenes aus der Natur belehrend dabei zu unterhalten. Späterhin ist v. Falkenstein mit Goethe noch einmal und zufällig bei einem Besuche in Weimar im Hause des Geheimrath Schmidt zusammengetroffen. Weiter ist aber dann seine Bekanntschaft mit Goethe nicht gegangen. Gleichwol hat dieselbe in v. Falkenstein's Leben in einem ziemlich mißlichen Falle noch eine recht erfreuliche Rolle gespielt. v. Falkenstein war nämlich auf einem Ausfluge nach Böhmen in Eger, wo er sich als inscribirter akademischer Bürger von Leipzig — welches in Oesterreich als Hauptsitz der gefürchteten Burschenschaft in Verruf stand — und infolge seiner langen Haartracht verdächtig gemacht hatte, den Burschenschaftern anzugehören, und außer seiner lateinischen Inscriptian irgend eine legale Legitimation nicht aufweisen konnte, polizeilich festgenommen worden. Und nur dem Umstande, daß er dem Polizeidirector, einem warmen Verehrer Goethe's, gegenüber von seiner Bekanntschaft mit diesem erzählen konnte und in jugendlicher Lebhaftigkeit die Erzählung zu seinen Gunsten wol etwas ausgeschmückt haben mochte, hatte er es zu danken, daß er ohne Weiterungen aus dem polizeilichen Arreste freundlich entlassen wurde und seine Wanderung ungehindert fortsetzen durfte.

Seinen ersten Unterricht erhielt v. Falkenstein im Hause seiner Pflegeeltern, zunächst von diesen selbst und später van einem Hauslehrer; 1814 kam er dann, um sich für die akademischen Studien vorzubereiten, auf die damals berühmte v. Witzleben'sche Klosterschule nach Roßleben. Sein dortiger Aufenthalt dauerte bis zu Michaelis 1819, wo er sich mit der ersten Censur cum elagia nach Leipzig wendete und dem Studium der Jurisprudenz, nebenbei auch der Philologie widmete. Wie gern und freudig er auch dem schönen akademischen Leben entgegenging, so ungern verließ er doch auch wieder die Schule, in der er, geliebt van seinen Lehrern und seinen Mitschülern, eine überaus glückliche Zeit verlebt hatte: nur 1815, wo die Abtretung eines Theiles van Sachsen, Roßleben mit eingeschlossen, an Preußen bekannt gewarden, war diese glückliche Zeit durch die Feindseligkeiten der Schüler unter einander, von denen in jugendlicher Hitze und Begeisterung der eine Theil für das angestammte sächsische Vaterland, der andere dagegen für den preußischen Großstaat Partei ergriffen hatte, eine Zeit lang getrübt gewesen. Nach vollendetem akademischem Triennium unterzog sich v. Falkenstein zu Anfang 1822 dem juristischen Examen und bestand dasselbe, noch zur großen Freude seines vortrefflichen Pflegevaters — denn derselbe starb kurz nachher — ebenfalls mit der ersten Censur cum elogia. Infolge des Just'schen Todes und weil dessen Wittwe die dem Pflegesohne seither bewilligten verhältnißmäßig reichlichen Mittel beim besten Willen nicht mehr gewähren konnte, sah sich derselbe darauf angewiesen, so bald als möglich an eine lohnende Beschäftigung zu denken. Zu diesem Zwecke habilitirte er sich nicht lange nach seinem Examen als Privatdocent und hielt, neben Examinatorien, Vorlesungen, die bald in einen gewissen Ruf kamen und viel besucht wurden und daher auch

einträglich waren. Abgesehen von dem Gewinn aber, den ihm die Vorlesungen einbrachten, hatten dieselben für ihn noch den Vortheil, daß sie ihn in den maßgebenden Kreisen in Dresden in der günstigsten Weise bekannt machten und dadurch für das ganze v. Falkenstein'sche Leben insofern von schwerwiegender Bedeutung wurden, als sich von dieser Zeit schon an die Grundlage bildete, auf welcher der junge Mann in verhältnißmäßig sehr rascher Stufenfolge zu den höchsten Ehrenstellen emporsteigen sollte. Bereits 1824 wurde er mit einer Rathsstelle im Leipziger Oberhofgerichte betraut, drei Jahre später (1827) nach Dresden als Hof- und Justizrath in die Landesregierung berufen, 1830 und in den beiden folgenden Jahren als außerordentlicher Landescommissar für verschiedene Zwecke, namentlich zur Einführung der neuen Städteordnung z. B. in Dresden verwendet und 1834 zum Geh. Regierungsrath im Ministerium des Innern befördert. Ein Jahr später (1835) schon erhielt er die Berufung, die neugeschaffene Stelle eines Kreisdirectors in Leipzig und zugleich des Regierungsbevollmächtigten bei der Landesuniversität zu übernehmen. In dieser Stellung blieb er bis 1844, wo ihm das Portefeuille des Ministers des Innern übertragen wurde. Zwar sah er sich schon nach vier Jahren, infolge der in dem für Sachsen verhängnißvollen Jahre 1848 hauptsächlich gegen seine Person gerichteten Parteiwuth, veranlaßt, vom Ministerposten zurückzutreten, wurde aber nach nur kurzer Ruhepause (März 1850) zur Uebernahme des Präsidiums im evangelisch-lutherischen Landesconsistorium und 1853 an die Spitze des Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichtes berufen. Diesen Posten bekleidete er siebzehn volle Jahre, während welcher Zeit ihm auch noch der Vorsitz in der 1866 vom Könige für die Dauer seiner Abwesenheit aus dem Lande bestellten Landescommission, sowie nach v. Beust's Rücktritte der Vorsitz im Gesammtministerium und 1869 das durch v. Zeschau's Abgang erledigte Ordenskanzleramt übertragen wurde. Infolge seines hohen Alters sah er sich endlich 1871 bewogen, den König um seine Entlassung von allen diesen Aemtern zu bitten und in den Ruhestand treten zu dürfen; die Entlassung vom Ministerposten wurde ihm zwar infolge dessen bewilligt, dabei aber vom Könige der besondere Wunsch ausgesprochen, daß er, unter Beibehaltung des Ordenskanzleramtes, das die Kräfte nicht allzu sehr anstrengende Ministerium des Königl. Hauses übernehmen möge. Solch Königlichem Wunsche Folge zu leisten, durfte und mochte v. Falkenstein sich nicht entziehen: demgemäß übernahm er zu Michaelis 1871 die Leitung des genannten Ministeriums und hat dieselbe bis zu seinem Tode fortgeführt. Und alle diese Ehrenstellen hatte v. Falkenstein, wie er sich mit Genugthuung sagen durfte, seiner eigenen Kraft und bewährten Tüchtigkeit, nicht aber etwaiger besonderer Protection zu danken, obschon ihm auch diese, wenn er anders gewollt hätte, nicht gefehlt haben würde. Denn bei der Uebernahme der Hof- und Justizrathsstelle in der Landesregierung war es ihm sehr nahe gelegt gewesen, sich die besondere Gunst und Protection des damals hochmächtigen Kanzlers v. Werthern durch Verheirathung mit dessen Tochter zu sichern, v. Falkenstein sah sich aber damals schon durch innige Neigung zu seiner nachherigen Gattin gebunden.

Gründliche theoretische Kenntnisse, praktische Tüchtigkeit und staatsmännische Klugheit, verbunden mit Geschmeidigkeit der Formen und unerschütterlicher Biederkeit, waren es hauptsächlich, welche v. Falkenstein auszeichneten. Die theoretischen Kenntnisse hatte er sich namentlich in der Zeit seiner akademischen Thätigkeit als Privatdocent angeeignet: er hatte damals wol den stillen Wunsch gehegt, sich ganz und gar der akademischen Lehrthätigkeit zu widmen, und zu diesem Zwecke fleißig fortgearbeitet und namentlich die Quellen des Römischen Rechtes und die juristische Litteratur eifrig durchstudirt, war jedoch durch die Macht der Verhältnisse darauf hingeführt worden, die Bahn der praktischen Thätigkeit zu betreten. Als Kreisdirector hatte er vor allem Gelegenheit, seine praktische Tüchtigkeit zu bewähren. Bei Uebernahme dieses Amtes galt es zunächst, die infolge der veränderten Organisation der oberen Justiz- und Verwaltungsbehörden nöthig gewordenen und gerade in Leipzig mit sehr mißtrauischen Augen angesehenen neuen Einrichtungen zu treffen und heimisch zu machen; demnächst galt es ferner auch, das Schulwesen nach Maßgabe des trefflichen Schulgesetzes von 1835 zu reorganisiren und insbesondere die Gemeinden zur willigen Uebernahme der größeren Lasten, die ihnen durch die Reorganisation auferlegt wurden, günstig zu stimmen. Als gleichzeitigem Regierungsbevollmächtigten war dem Kreisdirector noch die wichtige Aufgabe gestellt, der Universität seine Fürsorge zu widmen, wozu überdies noch hinzukam, daß er das Commissoriale für die Eisenbahnfrage übertragen erhielt. Bei allen diesen Geschäften hat v. Falkenstein seine praktische Tüchtigkeit in der ausgezeichnetsten Weise bewährt. Hierzu war ihm aber vorzugsweise durch die Verhandlungen über die Frage, ob und von wem eine Eisenbahn von Leipzig nach Dresden gebaut werden solle, die passendste Gelegenheit gegeben. Die Eisenbahnfrage war damals eine so durchaus neue, daß man sich nicht wundern durfte, wenn selbst in den intelligentesten Kreisen die Ansichten darüber weit auseinander gingen. Selbst der treffliche Finanzminister v. Zeschau, der sich doch bei den Verhandlungen über den deutschen Zollverein als einen praktisch tüchtigen Staatsmann gezeigt hatte, verhielt sich von Haus aus sehr ablehnend gegen den Eisenbahnbau und war hauptsächlich Ursache, daß der Bau, den er nicht hindern konnte, wenigstens nicht auf Kosten des Staates ausgeführt wurde. v. Falkenstein hatte sich gleich von Anfang an mit aller Entschiedenheit nicht blos für den Bau überhaupt, sondern auch insbesondere für die Ausführung des Baues aus Staatsmitteln ausgesprochen, und die Gegenwart, wo man die Eisenbahnen soviel als möglich zu verstaatlichen für angemessen findet, lehrt zur Genüge, wie richtig damals die Ansicht v. Falkenstein's über den Bau einer Staatsbahn gewesen ist. Es ist leicht begreiflich, daß bei den über die Eisenbahnfrage selbst in den maßgebenden Kreisen weit auseinander gehenden Ansichten die Verhandlungen darüber mit großen Schwierigkeiten verknüpft sein mußten. v. Falkenstein hat jedoch alle diese Schwierigkeiten, soweit sie auf seinen Theil kamen, glücklich zu überwinden verstanden, dafür aber auch die überaus ehrenvolle und gewiß seltene Auszeichnung erhalten, daß er 1844, wo ihn der König zur Uebernahme des Ministeriums des Innern von Leipzig abberufen hatte, bei seiner Uebersiedelung von Leipzig nach Dresden von Seiten des Directoriums und Gesellschaftsausschusses der Leipzig-Dresdner Eisenbahn-Compagnie zur Anerkennung seiner Verdienste um diese feierlich mittels besonderen Extrazuges nach Dresden geleitet wurde. Die Leipzig-Dresdner Eisenbahn war zu Ostern 1839 vollständig dem Verkehre übergeben worden. Ein Jahr später wurde auch die Leipzig-Magdeburger Bahn fertig gestellt. Von viel größerer Wichtigkeit und Schwierigkeit war aber die Aufgabe, der sich v. Falkenstein in Bezug auf den Bau einer Bahn von Leipzig nach der bayerischen Grenze bis Hof — der Sächsisch-Bayerischen Bahn — zu unterziehen hatte. Bei dem Bau einer solchen Bahn war natürlich die Hauptfrage, ob sich die bayerische Regierung geneigt finden lassen würde, von Hof aus weiter fortzubauen, weil es auf der Hand lag, daß, falls ein solcher Weiterbau unterbleiben sollte, die für Sachsen in Aussicht genommenen Vortheile einer Leipzig-Hofer Eisenbahn wesentlich geschädigt werden mußten und aus diesem Grunde der ganze Bau der für das Land doch so außerordentlich wichtigen Bahn möglicher Weise hätte in Frage gestellt werden können. Da v. Falkenstein bei seinen Verhandlungen über den Weiterbau in den Münchener Regierungskreisen nicht das der Sache förderliche und insbesondere nöthig rasche Entgegenkommen fand, so wendete er sich kurz entschlossen an den da-

mals im Bade Brückenau weilenden König Ludwig von Bayern selbst, dessen durchgreifender Vermittelung es denn endlich auch gelang, die Eisenbahnangelegenheit glücklich zu dem für Sachsen wünschenswerthen Abschlusse zu bringen.

Man darf wol mit Sicherheit annehmen, daß v. Falkenstein bei allen diesen Geschäften im großen und ganzen seiner praktischen Tüchtigkeit die günstigen Erfolge verdankte. Gleichwol darf aber auch nicht verkannt werden, daß sein staatsmännischer Blick und seine Klugheit, von der er bekanntlich in der Zeit der Verwaltung der beiden Ministerien die offenkundigsten Beweise gegeben hat, bei der günstigen Abwickelung der Geschäfte eine keineswegs durchaus untergeordnete Rolle gespielt haben. Als Minister des Innern hatte er die leider durch ein sehr trauriges Ereigniß herbeigeführte, dadurch aber gerade recht in die Augen fallende Gelegenheit, sich als einen ganz klugen Staatsmann zu zeigen: es war dies bei der im Jahre 1846/47 in Sachsen herrschenden großen Theuerung, die von ihm in sehr geschickter Weise, und ohne daß, wie dies bei dergleichen Fällen nur zu häufig zu geschehen pflegt, Unruhen im Lande zum Ausbruche gekommen wären, glücklich beseitigt wurde. Das dabei von ihm eingeschlagene Verfahren hat der berühmte Nationalökonom Professor Dr. Roscher als „ein glänzendes, für alle ähnliche Fälle nachahmungswürdiges Muster" bezeichnet. Und eine andere, sehr günstige Gelegenheit, sich als gewandten Staatsmann zu zeigen, war ihm als Cultusminister 1864 geboten, wo er seinen auf der Londoner Conferenz zur Regelung der schleswig-holsteinischen Erbfolgefrage als Bundesbevollmächtigten abwesenden Collegen, den Minister des Auswärtigen v. Beust, zu vertreten und gegen die demselben hinsichtlich seiner Londoner Politik von gewissen officiösen Blättern gemachten Vorwürfe zu vertheidigen hatte. v. Falkenstein's zu diesem Zwecke in der sächsischen Ständekammer am 30. Juni gehaltene Rede[1]), die zugleich als „eine schöne Kundgebung von der charaktervollen, von der deutschen Gesinnung des Sprechers im besten Sinne des Wortes" angesehen wurde, ist von der doch sonst nicht gerade den mittelstaatlichen Staatsmännern allzu günstig gesinnten Augsburger Allgemeinen Zeitung als „ein Meisterstück staatsmännischer Beredsamkeit" rühmend anerkannt worden.

Hatte sich v. Falkenstein in allen seinen Stellungen bis 1853 stets als einen mit ebenso großem Interesse arbeitenden, wie mit segensreichem Erfolge wirkenden Beamten bewährt, so kam er doch erst 1853 bei Uebernahme des Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichtes in die eigentliche, seinem ganzen Denken und Fühlen am meisten entsprechende Stellung, wo er für die Interessen „der Wissenschaft, Kirche und Schule, denen von jeher seine ganz besondere Neigung und Liebe zugehört hatten, sich nützlich machen und möglichst segensreich wirken konnte". Und wie hat er gewirkt! Sein Wirken für die Kirche hat der Oberhofprediger Dr. Liebner im Namen der evangelisch-lutherischen Landesgeistlichkeit in einer am 1. September 1869 an v. Falkenstein gerichteten festlichen Ansprache[2]) beredt mit folgenden Worten geschildert: „Haben Sie großes an dem staatlichen Leben unseres Vaterlandes gethan, so — das müssen wir aus innigster Ueberzeugung sagen — fast noch größeres an seiner Kirche. Sie haben durch Gottes Gnade, die Sie wunderbar geleitet hat, den schmalen Weg gesucht und gefunden, der sicher durch die kirchlichen Kämpfe und Zerrissenheit unserer Tage hindurchführt und, wir hoffen, vor allem einer schönern Zukunft entgegenführt, der aber auch eben schon jetzt in dieser Uebergangszeit und für alle ihre bedeutendsten Fragen der einzige ist, den ein wahrhaft erleuchtetes und gewissenhaftes evangelisches Kirchenregiment gehen kann und darf, — wenn nicht großes Unheil, eine Zurückwerfung auf lange hin, eintreten soll, und wenn die Segenskeime, die Gott auch in diese gährende Zeit gelegt hat, wachsen und zur Blüthe und Frucht kommen sollen. Wir Geistliche, die wir doch von Berufswegen am meisten, am innigsten und stetigsten an den Herzschlägen der Kirche zu lauschen haben, ja wir dürfen heute sagen: Ihre Arbeit, die schwere und unter mancher Anfechtung geschehene, ist nicht vergebens gewesen; die sächsische evangelisch-lutherische Landeskirche ist unter Ihrer leitenden Hand im ganzen in einer gedeihlichen Entwickelung begriffen, und der himmlische Herr der Kirche hat schon zu manchem, was da hervorgegangen ist, sein deutlich vernehmbares Ja und Amen gesprochen. Es kann nicht Sache dieser Augenblicke sein, das einzelne, ob auch nur das hauptsächlichste, vorzuführen, was die ewige Güte durch Ihre Hand an uns gethan hat. So manches aus Ihrer Kirchenleitung ist ja auch schon allgemein kund und somit geschichtlich geworden, anderes wird es, durch die Ereignisse gedrängt, wol bald werden. Aber Eins, das jüngste und letzte wenigstens darf heute nicht verschwiegen werden: daß Sie, nach längerer weiser Vorbereitung, die Bahn gebrochen haben zur Freiheit der Kirche — wie wir mit einem Worte, das recht verstanden alles umfaßt, sagen wollen. Ach möge diese von Ihnen vorzugsweise gepflanzte herauswachsen nach allen Seiten des kirchlichen Lebens, in gesunder Weise, ohne Mißbrauch, zu der vom Herrn gewollten reinen Gestalt; und möge Ihnen durch Gottes Gnade vergönnt sein, noch die Frucht zu schauen von dem, was Sie mit so großer Treue und Ausdauer gesäet haben." In ganz ähnlich anerkennender Weise hat auch die gesammte sächsische Lehrerschaft v. Falkenstein bei seinem Rücktritte von der Leitung des Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichtes für sein treues und segensreiches Wirken und Sorgen um die Schulen des Landes und das Wohl ihrer Lehrer den innigsten Dank ausgesprochen.

So gewiß es aber auch ist, daß die Kirche und Schule v. Falkenstein's Wirken vieles und großes zu verdanken hat, so kann doch nicht übersehen werden, daß vorzugsweise die Landesuniversität es war, welcher er seine Thätigkeit, wie schon früher als Kreisdirector, so auch und namentlich als Cultusminister mit besonderer Liebe gewidmet hat: bezeichnete er ja doch selbst so gern die Universität als sein „Herzblatt" und die Zeit seiner derselben gewidmeten Thätigkeit als „die schönste, jedenfalls theuerste seines ganzen Lebens". v. Falkenstein hat die Universität, die seither mehr eine Art specifisch sächsische gewesen war, zu einer deutschen umgewandelt und hauptsächlich durch Zuführung ausgezeichneter Lehrkräfte — wie beispielsweise des berühmten Albrecht, eines der Göttinger Sieben, sowie eines Ahrens, Credé, Curtius, Delitzsch, Gerber, Kolbe, Leuckart, Lndwig, Luthardt, Overbeck, Ritschl, Thiersch, Wagner u. A. — wie nicht minder durch Förderung großartiger akademischer Institute zum Stande einer Blüthe erhoben, den sie vorher nie erreicht hat. Mit gerechtem Stolze durfte daher aber auch v. Falkenstein den König Johann — der bekanntlich die Universität als kostbaren Juwel der sächsischen Krone so hoch schätzte — bei einem eingehenderen Besuche und der Besichtigung der Universität im August 1857 begleiten und demselben alles das zeigen, was unter seinem Ministerium im Interesse der Hochschule des Landes bereits geschaffen worden war, sowie darauf hinweisen, was auf dem von ihm gelegten Grunde noch weiter geschaffen werden solle. Der Rector der Universität hat am Sarge v. Falkenstein's dessen große Verdienste um die Leipziger Hochschule in würdiger Rede dankbar gerühmt und dabei alles das, was darüber nur gesagt werden kann, in den wenigen Worten: „Als der Verewigte die Leitung der Universität übernahm, stand dieselbe weit zurück im Kreise ihrer Schwesteranstalten:

[1]) S. Mittheilungen über die Verhandlungen des ordentlichen Landtags im Königreiche Sachsen während der Jahre 1863/64. Erste Kammer. Bd. II. S. 1091—93. — Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung 1864. Nr. 186, S. 3028—29.

[2]) S. „Die Leitung der sächsischen evangelisch-lutherischen Landeskirche innerhalb der jüngsten Epoche. Ein Stück sächsischer Kirchengeschichte mit urkundlicher Nachweisung von A. J. Kunze", S. 166—67.

als er die Verwaltung niederlegte, war sie unbestritten die Rivalin, die einzige Rivalin der ersten Universität des Deutschen Reiches" bezeichnend zusammengefaßt. Bei solcher großen Liebe und wahren Herzensneigung, die v. Falkenstein für die Universität durch seine besonders segensreiche Fürsorge bethätigt hat, mußte es ihn wol recht schmerzlich berühren, daß er sich bei der Trennung von der Leitung des Cultusministeriums auch von der Universität trennen sollte. In seinem an den König Johann gerichteten Entlassungsgesuche schrieb er hierüber: „Schmerzlich berührt mich die Trennung von der Universität, mit der ich, so zu sagen, von meinem zweiundzwanzigsten Jahre an verwachsen bin", konnte jedoch sich selbst tröstend hinzufügen: „Ich verlasse sie aber in voller Blüthe stehend, und für meinen Nachfolger wird es eben jetzt nicht schwer sein, sie in ihrer jetzigen Blüthe zu erhalten, wenn er die rechte Liebe zu ihr mitbringt und es ihm gelingt, das Vertrauen der Männer, die sie zu solcher Blüthe emporgehoben haben, sich zu verschaffen". Nun — es ist noch das große Verdienst v. Falkenstein's, daß er mit richtigem Blicke den Mann gewählt und dem Könige zu seinem Nachfolger vorgeschlagen hat, der, voll der rechten Liebe für die Universität und im schönsten Einklange mit den maßgebenden Persönlichkeiten, die Blüthe der Hochschule nicht blos zu erhalten, sondern auch weiter zu fördern versteht.

An hohen Auszeichnungen für seine Verdienste hat es v. Falkenstein nicht gefehlt, er hat dieselben auch zu schätzen gewußt, insoweit er sich sagen durfte, daß er sie auch in Wahrheit verdient habe. Deshalb legte er aber auch auf Orden als bloße Decorationen nicht gerade besonderen Werth; nur die Verleihung des Comthurkreuzes des Civil-Verdienst-Ordens durch den König Friedrich August nach Beseitigung der Theuerung 1847, sowie des Ordens der Rautenkrone durch den König Johann nach dessen Rückkehr ins Land 1866 haben ihn wahrhaft erfreut, weil er glaubte, „sich bei beiden Gelegenheiten sagen zu dürfen, daß er sich diese Auszeichnungen durch schwere in jenen Zeiten erduldete Leiden und Kämpfe verdient habe".

Leider ist v. Falkenstein, trotzdem daß er sich in seinem ganzen langen Leben sehr glücklicher Fügungen seines Geschickes zu erfreuen gehabt hat, doch das Eine Glück nicht beschieden gewesen, unter den aus seiner von Gott reich mit Frieden gesegneten, mehr als fünfzigjährigen Ehe stammenden Kindern einen Erben seines Namens hinterlassen zu können. Der einzige ihm geborene Sohn ist schon frühzeitig gestorben: der Vater hat den Tod dieses „herzigen, körperlich sowol als geistig schön entwickelten Knaben" wol als eine sehr schwere Prüfung empfunden, aber auch mit der ihm eigenen Gottergebenheit ertragen.

Als eine der größten Freuden in seinem hohen Alter empfand es v. Falkenstein, daß er seinem tief und innig verehrten König Johann durch die Darstellung von dessen „Charakterbild" ein litterarisches Denkmal noch hatte setzen können, und dadurch zugleich auch die erste Anregung zu dem Plane der Errichtung eines ehernen Denkmales, mit dessen Ausführung sich die Gegenwart bereits lebhaft beschäftigt, gegeben hat.

J. Petzholdt.

Leipziger Theater.

Mit einem Goethecyklus schließt die Direction Förster, welche ja auch einen Schillercyklus und einen Cyclus Shakespeare'scher Historien brachte, auf dem Gebiete des Schauspiels ihre Wirksamkeit ab, ähnlich wie auf dem der Oper mit einem Wagnercyklus. Ohne Frage entrollt sich in derartigen Cyklen vor uns das Gesammtbild eines Dichters und seines Entwicklungsgangs, was bei hervorragenden Genien von großem Interesse ist. Freilich setzt ein solcher Cyklus ein Abonnement und was noch mehr sagen will, Abonnenten voraus: denn wenn sich das Publicum nur diese oder jene Vorstellung aussucht, so geht bei solchem sporadischen Besuch die Bedeutung des Cyklus ganz verloren. Auch muß solchen Cyklen nur eine ausnahmsweise Geltung zugestanden werden: sonst könnte die „Cyclomanie", wenn man so sagen darf, die Bühne in ein literarhistorisches und dramaturgisches Katheder verwandeln und nicht dem Fortschritt der sängeren Geschlechter, sondern einem epigonenhaften Zopfthum dienstbar machen.

Es ist indeß nicht abzusehen, warum nicht auch die Dramatiker der nachclassischen Zeit, besonders die verstorbenen, denen man ein Opfer der Pietät schuldig ist, gelegentlich hier und dort durch einen Cyclus ihrer Stücke auf der Bühne vertreten sein sollten. Dann würden auch manche Dramen zur Aufführung kommen, welche vielleicht ohne Grund oder durch einen mißgünstigen Zufall in den Fächern der Theaterbibliotheken schlummern: ich denke z. B. an einen Gutzkowcyclus. Von diesem so productiven und geistreichen Dramatiker, dessen dramatische Werke zwanzig Bändchen umfassen, haben sich gegenwärtig auf der Bühne nur vier Stücke erhalten: „Uriel Acosta", „Zopf und Schwert", „Das Urbild des Tartuffe" und „Der Königslieutenant". Die Theaterdirectionen, welche eine so reiche Auswahl von Novitäten haben, greifen fast niemals auf ältere Stücke zurück, die nicht auf den Repertoiren heimisch sind. Die Hast der Zeit erlaubt ihnen nicht, hierin auf Entdeckungsreisen auszugehen. Ein Gutzkowcyklus würde unfehlbar auch andere Stücke bringen, solche, die sich früher auf der Bühne bewährt haben, aber jetzt vernachlässigt werden, wie „Richard Savage", „Werner", „Patkul"; auch andere, die vielleicht keinen Erfolg hatten aus äußern Gründen, durch zufällige Launen des Theaterpublicums oder mangelhafte Darstellung. Hat doch z. B. der jetzt so viel gegebene „Königslieutenant" anfangs keinen Erfolg gehabt und ist erst ein Zugstück geworden, als namhafte Künstler den Thorane zu einer Lieblingsrolle erkoren und über die Bühnen führten. Und doch steht dies Stück an Werth hinter den meisten andern Stücken Gutzkow's zurück, welcher übrigens viele in der Gesammtausgabe einer eingehenden Umarbeitung unterzogen hat. Ein Gutzkowcyklus würde manche verborgene Schätze heben können; das Gold der Klassiker liegt ja überall klar zu Tage.

Ein Goethecyklus giebt Anlaß zu manchen Bemerkungen und Beobachtungen: Goethe hat nie das deutsche Repertoire beherrscht, am wenigsten bei Lebzeiten: ja einige seiner Dramen, wie die „Natürliche Tochter" in Berlin, haben bei Aufführungen eclatante Niederlagen erfahren. „Faust" ist erst kurz vor seinem Tode zum erstenmale in Scene gegangen; „Iphigenie" und „Tasso" waren nur dramatische Schaugerichte für die Auserwählten in Weimar und wenigen andern Städten. „Götz von Berlichingen", „Clavigo" und „Egmont" sind Goethe's eigentliche Bühnendramen gewesen, zu denen sich nach seinem Tode der erste Theil des „Faust" gesellte. Unser Goethecyklus schließt alle Experimente aus: zu diesen würde man Aufführungen der „Natürlichen Tochter", der „Stella" und auch des zweiten Theiles von „Faust" rechnen müssen; denn wenn dieser auch einen so feststehenden Platz auf unserer Bühne einnähme, wie die Commentare dazu in den Lectionskatalogen der deutschen Universitäten, so würde man doch nie mehr in einer Aufführung sehen können, als einen Act der Pietät gegen einen großen Dichter; denn ein „Tragelaph", wie Goethe selbst den „Faust", wol mit besonderem Hinblick auf den zweiten Theil, bezeichnete, gehört nicht auf die Bühne, die alles Commentardedürftige ausschließen muß.

Wenn die heutigen Maßstäbe der Beurtheilung, die Rück-

sicht auf die dramatische Technik und den dadurch erzielten äußeren Bühnenerfolg allein maßgebend wären, würde man Goethe nicht in Eine Linie mit den devorzugten Dramatikern der Nation stellen können. Für Goethe war die dramatische Form wie jede andere nur ein Behikel für die Lebensäußerung seines dichterischen Genius, der eine tiefe Weltanschauung mit unvergänglicher Prägnanz aussprach. Offenbar überragt bei ihm das Charaktergemälde mit feinster psychologischer Schattirung auch im Drama die eigentliche Handlung, deren Fortgang selten ein spannender ist; oder das Netz der Verwicklung ist mit so feinen Linien gezeichnet, daß sich der Antheil des großen Publicums kaum darin einfangen läßt.

Ein Charaktergemälde ist auch „Götz von Berlichingen", und dieser Ritter ist trotz seiner eisernen Hand und der Tapferkeit, mit der er in der Anarchie des Reichs nach allen Seiten um sich schlägt, doch eine schöne Seele, mit weichen Gemüthsstimmungen bei aller faustrechtlichen Rauhheit. Freilich erscheint sein Edelmuth ganz in der Beleuchtung seines Jahrhunderts, und wenn er dem einen geplünderten Kaufmann in einer Anwandlung von Rührung seine Diamanten läßt, so sind wir kaum im Stande, diese von der Folie des Raubritterthums sich abhebende Glorie der „schönen Seele" nach Gebühr zu würdigen. Das ganze kühn hingeworfene Stück mit seinem an die zersplittertsten Shakespearedramen erinnernden Scenenconglomerat gewann in der Bühneneinrichtung zwar eine durchaus veränderte Gestalt; doch die Skizzenhaftigkeit konnte nicht beseitigt werden; sie blieb in der Motivirung; ja Weißlingen's Abfall von Marie ist sogar weniger motivirt, als dies in der nrsprünglichen Gestalt des Schauspiels der Fall war. Vom Standpunkte der praktischen Bühne aus betrachtet, hat „Götz von Berlichingen" starke Züge, die auf das große Publicum ihre Wirkung nicht verfehlen können, eine theatralische Lebendigkeit, welche durch raschen Wechsel der Gruppen und Scenen angenehm beschäftigt, einzelne Situationen, wie die letzten Scenen, in denen Adelheid auftritt, von dämonischer nnd schauerlicher Färbung. Die literarhistorische Bedeutung des Stückes als die Ankündigung der revolutionären Sturm- und Drangepoche mit ihrem „Zusammenwerfen der Regeln", die Thatsache, daß das Stück anfangs als ein Panier erschien, unter dessen Vorschritt alles, was in der Jugend Wildes und Ungeschlachtes lebt, sich Raum machen zu dürfen glaubte, wird das Interesse der gebildeten Kreise für das Stück immer noch erhöhen, während das Theaterpublicum nach wie vor auf den unmittelbaren Eindruck angewiesen bleibt und sich um literarhistorische Allotria nicht zu kümmern braucht.

Eine Aufführung des „Götz" darf nichts Zaghaftes, nichts Stockendes haben: frisch und resolut wie das Werk selbst muß die Darstellung sein. Die hiesige gab die Grundstimmung der Dichtung entsprechend wieder: die Handlung ging flott vorüber und unter der großen Zahl der Mitwirkenden fand sich kein Störenfried, der diesem Sturmlauf ein Bein gestellt hätte. Hr. Johannes deckt den „Götz" vollkommen: er hat den biedern warmen Grundton und auch die nachhaltige Kraft, um den ritterlichen Lebensäußerungen der „eisernen Faust" gerecht zu werden, so in der Gerichtsscene, in der Belagerungsscene, wo der cynische Trotz des Ritters durch die Bühneneinrichtung allerdings gedämpft ist, in der Scene mit den Bauern u. A. Die Adelheid der Frau Hildebrandt-von der Osten brachte das Kokette und Siegsgewisse der ersten Scene, das leidenschaftliche und geheimnißvoll Schauerliche der letzten zu entsprechendem Ausdruck. Noch erwähnen wir die tüchtige Elisabeth der Frau Senger, die sanfte Marie des Frl. Friedhoff, den invaliden Haudegen Selbitz des Hrn. Pohl und den Lerse des Hrn. Pettera als gute Leistungen. Für den Georg hat Frl. Tullinger nicht die Mittel: ihr Organ ist nicht kräftig genug, um dem heldenhaften Aufschwung des Jünglings gerecht zu werden.

Die zweite Goetheaufführung brachte uns „Die Geschwister" und „Clavigo". Das letztere Stück bezeichnet Goethe selbst als eine mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit dramatisirte Anekdote. Ohne Frage ist das Stück von allen Goethe'schen Dramen das bühnengerechteste, aber wol auch das undedeutendste in Bezug auf geistigen Gehalt. Die Scenen mit Marie sind von einer pathologischen Quälerei, durch welche dies edle Mädchen fast in Eine Linie mit der Dumas'schen „Camelliendame" gesetzt wird. Der scharfe, derbe Merk erklärte den „Clavigo" und die „Stella" für weiter nichts als „Nebenstunden" nnd äußerte zu Goethe selbst: „solchen Quark dürfe er nicht wieder schreiben". Für die Zeitgenossen hatte „Clavigo" noch ein Actualitätsinteresse: es war ein Stoff aus der zeitgeschichtlichen Chronik; die Memoiren von Beaumarchais wurden von dem Dichter benutzt, und zwar ist die Hauptscene zwischen Beaumarchais nnd Clavigo fast wörtlich derselben entnommen. Nur hatte Goethe die Kühnheit, den talentvollen Schriftsteller, der am Manzanares seine Laufbahn ruhmvoll fortsetzte, auf der deutschen Bühne umzubringen. Das geschah im Jahre 1774 und noch bis 1807 konnte der Madrider Archivar dem mörderischen Poeten alljährlich ein Lebenszeugniß einsenden. Die erwähnte Hauptscene wurde von Hrn. Senger (Clavigo) und Hrn. Mylius (Beaumarchais) gespielt. Der letztere Darsteller schien uns den Hitzkopf und Feuergeist Beaumarchais mit zu großer äußerlicher Hast zu spielen; das tief Einschneidende, Sanglante verlor dadurch an seiner Wirkung. Desto leidenschaftlicher spielte Hr. Mylius die Schlußscenen des vierten Actes. Der Clavigo des Hrn. Senger suchte soviel wie möglich den mißliedigen Schwächling uns menschlich näher zu bringen; die Marie des Frl. Friedhoff schenkte uns keine der pathologischen Nüancen, welche in der Rolle dieser mit vorgeschrittener Tuberculose behafteten Schönheit anzubringen sind. Die Rolle des Stückes, die am meisten interessirt, ist der Carlos: die Darsteller sind längst davon abgekommen, ihn nach der Schablone eines Intriganten zu spielen, mit der Maske des Bösewichts, und seine Worte mit hämischen Accenten auszustatten. Carlos ist ein Welt- nnd Lebemann und hat warmes Interesse für seinen Freund; praktische Gesichtspunkte der Carrière stehen ihm im Vordergrund; er hält nicht viel von moralischen Verbindlichkeiten und führt gegen diese Moral sogar die Grundsätze der Hygieine ins Feuer, indem er auf die Vererbung organischer Leiden hinweist. In solchem Sinne führte Hr. Conrad die Rolle durch, fest und einfach, ohne Effecthascherei, ohne die einzelnen Epigramme, die sie enthält, allzu herausfordernd ins Publicum zu lanciren.

Wenn Goethe den „Clavigo" in acht Tagen schrieb, so verfaßte er in noch kürzerer Zeit das Schauspiel „Die Geschwister", das er für das Liebhabertheater in Weimar schrieb Der Ton des Stückes erinnert lebhaft an „Werthers Leiden", einen Roman, den er zwei Jahre früher verfaßt hatte. Die Sprache der Empfindung ist warm und innig: Marianne gehört zur gleichen Gruppe Goethe'scher Charaktere wie Lotte, Gretchen und Klärchen. Frl. Tullinger brachte die einfache Natürlichkeit der Rolle, das Erwachen der Neigung und die volle warme Hingebung zu bester Geltung. Hr. Sommerstorff spielte den Wilhelm mit bürgerlicher Tüchtigkeit und edler Schwärmerei; Hr. Stoeckel den Fabrice mit durchaus correcter Haltung. Das Dramolet hat sehr viel Anmuthendes und würde das Publicum stets noch mehr angezogen haben, wenn nicht ein leichter Hauch von Inceſt über der Verwicklung der Handlung schwebte.

„Iphigenie auf Tauris" war das dritte Goethedrama, das uns der Cyclus vorführte. „Iphigenie" erschien, obschon in der dritten Fassung, die der Dichter dem Werke gab, bereits 1787 veröffentlicht, erst im Jahre 1802 auf der Bühne in Weimar und wurde in diesem Jahre auch in Berlin gegeben Alles was die Kritik der Zeitgenossen an diesem Werk rühmte, hat die Nachwelt voll bestätigt. Herder meinte von dem Stücke, in ihm habe Goethe wie Sophokles den Euri-

pides überwunden; Wieland sagte: „Iphigenie scheint bis zur Täuschung, sogar eines mit den griechischen Dichtern wahlbekannten Lesers, ein altgriechisches Werk zu sein; der Zauber dieser Täuschung liegt theils in der Vorstellungsart der Personen und dem genau beobachteten Kostüm, theils und vornehmlich in der Sprache." Huber meint: „In elysischer Klarheit, ganz Seele und Gefühl, wird Iphigenie ewig das Ideal des Künstlers sein." In meiaer „Natianalliteratur" sagte ich van Iphigenie: die Neudichtung des Euripides in germanischem Geist, die Ueberwindung des Schicksals durch die echtmenschliche Gesinnaag stellt zugleich die Ueberwindaag der antiken Welt, die Aufhebung ihres Gehaltes auf eine höhere Stufe dar. Wenn die Römer die Bildung der unterworfenen Völker in sich aufnehmen, sa nimmt Iphigenie die ganze Glorir des Alterthums auf ihren erhöhten Standpunkt mit hinüber und sammelt dir Hoheit, Klarheit und Würde der classischen Farm in diesem Reiche germanischer Innerlichkeit und seelenvaller Vertiefung. Die deutsche Sprache ist durch die Iphigenie wunderbar gelöutert, gelichtet und geadelt worden. Diese Reinheit, Anmuth und Würde des Stils, die in der Iphigenie herrscht, ist ein nieversiegender Verjüngungsquell für alle dichterisch Strebende, denen die Verwarrenheit der Tendenzen die künstlerische Klarheit und Harmonie geraubt hat.

Die Aufführung dieses Dramas war die am wenigsten befriedigende der bisherigen Hälfte des Goethecyclus: den Bewegungen des Affectes wurde das Spiel der Darsteller wol gerecht, in einzelnen Monologen und Seenen auch dem Adel der Sprache: in anderen aber gingen sie mit den unveräußerlichen Juwelen dieses kostbaren dichterischen Schatzes nicht sorgsöltig genug um: der Vortrag ließ bisweilen das Portament zu sehr vermissen und hastete über manche Schönheit allza nichtachtend hiweg. Wenn das moderne Spiel vor allem Lebenswahrheit verlangt, sa muß doch sa idealen Dichtungen, wie Iphigenie, gegenüber die erste Forderung diejenige sein, jede dichterische Schönheit und die unvergängliche Ausdrucksweise durch einen künstlerisch geadelten Vortrag ins vallste Licht zu setzen. Wenn obiger Tadel fast alle Darsteller gleichmäßig trifft, sa muß doch dir unbefangene Kritik anerkennen, daß Frau Hildebrandt-van der Ostea die Iphigenie, wenn auch zu trmperamentvall, doch mit warmem Ausdruck durchführte und Hr. Mylius die dömonischr Scene des Orestes, sowie die lichtvolle Lösung seines Wahns sehr charakteristisch darstellte. Die anderen Mitwirkeaden sind von früher bekannt.

Ueber die zweite Hälfte des Goethecyclus werden wir in unserer nöchsten Wochenschau berichten.

Am Caralatheater, welches die jetzige Direction für den Monat Juni gepachtet hat, führt sie uns ältere bekannte Lustspiele in der hergebrachten Besetzung var. Als neueinstudirt kannte die „Tachter Belial's" von Rudolf Kneisel betrachtet werden. Das muntere Stück richtet sich gegen die Pirtisterei und eine van der Maske der Frömmigkeit unterstützte Erbschleicherei; die Tochter eines alten Freiherrn, die er für gestarben hirlt und die plötzlich auf seinem Schlosse auftaucht, jagt den ganzen Gespensterspuk fort, dessen unheimliches Gewölk sich um den kranken Mann gesammelt hatte, und erlöst einen edlen Candidaten van der Gesolgschaft der unwürdigen Clique, indem sie ihn weniger durch ihre guten Gründe, als durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit bekehrt. Die Tachter Belial's wurde von Frl. Friedhaff ganz anmuthig und munter durchgeführt; als juager Candidat trat Hr. Heinrich Förster, der jüngste Sahn unseres Directors, aaf, und gewann vielen Beisall durch die Frische seines Tons und sein kröftiges Organ. Der alte Freiherr des Hrn. Pettera, der junge Verwandte desselben, dea Hr. Conrad besonders in den frömmelnden Scenen sehr ergötzlich darstellte, waren charakteristische Leistungen: eine Variante ihrer vortrefflichen Lady Tartusfe bat Frau Western, indem sie die heuchlerische, aber scharfe und energische Wittwe van Bernack ans in glaubwürdigster Gestalt vorführte.

Rudalf van Gattschall.

Bücherbesprechungen.

□ Allgemeine kirchliche Chronik van Dr. Hermann Gerlach, Licent. der Theol. und Pfarrer. 28. Jahrgang, das Jahr 1881. Hamburg, Haendcke & Lehmkuhl 1882. — Diese s. Z. vom Pfarrer Matthes im Altenburgischen begründete Chranik, die das kirchenhistorische Material eines jeden Jahres übersichtlich zusammenzustellen und die Uaterlagen zu einem Urtheil über die allgemeine Bewegung der Kirchengeschichte zu bieten anstrebt, hat sich einen gatea Ruf erhalten; der neae Herausgeber läßt sich's insbesondere angelegea sein, dem Werke die Aufmerksamkeit und Theilnahme zu sichern, deren es zu seiner Existenz bedarf, da das Publicum, auf das es rechnen kann, sich im Wesentlichen auf fachmönnische Kreise beschränken wird. Zunächst hat der Chranist die Pflicht möglichster Objectivität und Unparteilichkeit in der Darstellung der wichtigsten Ereignisse im Leben der Kirche in der Heimath und im Auslande. Der Verf. hat dirser in unserer Zeit des heftigsteu kirchlichen Parteikampfes nicht leichten Pflicht im Wesentlichen genügt, und den verschiedenen Parteien in rein sachgemäßer Darstelluag gerecht zu werden gesucht, wenn auch z. B. bei der Besprechung der durch Hafprediger Stöcker geleiteten Bewegang nach unserm Erachten der Verf. seinen Gegensatz gegen Stöcker, dieses Zeichen des Widerspruchs, zu sehr hervortreten läßt. Nicht minder hat der Verf. sich mit Erfalg bemüht, den überaus reichen, tausendsach zerstreuten, nur mit graßer Mühe aus den verschiedensten Quellen zu sammelnden Stoff zu sichten, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheidea und in gedröngter Uebersichtlichkeit ein getreues Bild der kirchengeschichtlichen Gegenwart zu geben. Besonders dankenswerth ist, daß der Verf. sichtlich sein Augenmerk auf solche kirchliche Zeiterscheinungen mit richtet, die über den allgemein auffallenden, Aufsehen erregenden kirchlichen Ereignissen leicht übersehen werden, und doch inaerlich größere Bedeutung für die Zukunft haben, als manche von solchen Vorgängen, die augenblicklich das allgemeine Interesse ia Anspruch nehmen. Zur Belebung des mitunter trockenen Materials dient es sehr, daß der Verf. van den in der kirchlichen Zeitgeschichte neu auftretenden, hervorragenden Persönlichkeiten einen kurzen Lebensabriß giebt. Anheimgeben möchten wir dem Verf., ob es nicht angemessen sein und das Interesse an der Lectüre steigern würde, wenn der Verf. in einem Gesammtüberblicke am Schlusse die hervorragendsten Resultate der kirchengeschichtlichen Betrachtung nach principiellen Gesichtspunkten: Ausbreitung der Kirche, Gang der äußern und innern Mission, Entwickelung des Protrstantismus and Katholicismus u. s. w. darstellte.

□ D. Masius, Kurzer Bericht von dem Unterschied der wahren evang.-lutherischen und der reformirten Lehre. Neuer Abdruck. Gütersloh, Bertelsmann. — Die Unterschiede in der Lehre der beiden evangelischen Kirchea nicht blas in Bezug auf das heil. Abendmahl, sondern auch auf andere wichtige Stücke, wie namentlich die Lehre van der Gnadenwahl, werden in dieser neu aufgelegten Schrift gründlich und eingehend besprochen, und zwar sa, daß zagleich die Gründe für die lutherische Lehre gegenüber den Einwürfen der Reformirten ausführlich mit klarem Nachweis aus der heil. Schrift entwickelt werden. Ist auch Manches in der Schrift disputabel und trifft auch nicht Alles auf die in der reformirten Kirche der Gegenwart herrschende Lehre mehr sa zu, wie früher, sa ist doch das Büchlein sehr lehrreich und namentlich Religionslehrern zu empfehlen.

□ Das von Oberkirchenrath Dr. Mühlhäusser und Praf. Dr. Geffcken begründete literarische Uaternehmen, das den Titel führt: „Zeitfragen des christl. Volkslebens",

hat noch lange nicht das allgemeine Interesse auch nur in den kirchlichen Kreisen gefunden, das es verdient, geschweige in den der Kirche ferner stehenden Kreisen unserer Gebildeten, für die es eine apologetische Bedeutung hat. Es ist dieser Theilnahme entschieden werth. Abgesehen von dem Ernst und der Tüchtigkeit der Gesinnung, von der es getragen ist, repräsentirt es ein hervorragendes Capital von Intelligenz. Die tüchtigsten Kräfte zählt es zu Mitarbeitern. Einen Beweis dafür giebt auch das 43. Heft (das dritte Heft des 7. Bandes), das einen Pfarrer Neumann zum Verf. hat, der in demselben das sehr zeitgemäße Thema: „Der Kampf um Christum ein Zeuge für Christum" mit tiefer Einsicht in die Geschichte dieses welthistorischen Kampfes und in seine Consequenzen bespricht. Goethe sagt bekanntlich in einem tiefsinnigen Ausspruch, daß das große Thema der Weltgeschichte „der Conflict des Glaubens und des Unglaubens" sei. Daß nun dieser Conflict sich um die Person Christi im Wesentlichen in der christlichen Welt bewegt, und immer erneut entbrennt, ist eins der größten Zeugnisse für die Alles überragende Bedeutung Christi, und für das hohe Mysterium seiner Erscheinung. Wie aber die Thatsache des Kampfes, so erweist auch der Gang des Kampfes mit seinen Resultaten die „Unüberwindlichkeit des Helden" immer auf's Neue. Dies darzulegen hat sich der Verf. in seiner ausführlichen Broschüre zur Aufgabe gestellt und diese Aufgabe vortrefflich gelöst.

— Ohne Ideale. Roman von Adolf Stern. Zwei Bände. Leipzig 1882, Fr. W. Grunow. — Adolf Stern, der geistvolle und scharf urtheilende Literarhistoriker, der gehaltreiche Poet (seine letzterschienene Dichtung war die Erzählung „Die letzten Humanisten" 1880) bietet dem deutschen Publicum von Neuem eine poetische Gabe, den größeren Roman „Ohne Ideale", der sich vermöge seines ernsten Inhalts und seiner gediegenen Behandlung allerdings von der landläufigen Romanwaare zu seinem Vortheil unterscheidet und demgemäß die Beachtung der Kritik und des Publicums verdient. Stern unternimmt es, in diesem Werke zu zeigen, wohin die Menschheit, d. h. die moderne Menschheit, gelangen kann, wenn sie ohne Ideale dahin lebt, ohne Ideale nicht in dem Sinne, daß sie im Ringen um ein unfruchtbares und nie zu erreichendes idealistisches Phantom ihre Kraft vergeudet, sondern in der Bedeutung, daß sie, feind allen edleren Regungen und Zwecken, nur die rein egoistischen Sonderbestrebungen als berechtigt anerkennt und jede Rücksicht auf höhere Bestrebungen als „Gefühlsdusel" verachtet und unter die Füße tritt. Der Roman läuft somit auf eine Vertheidigung des edel strebenden Menschen, auf eine Verurtheilung des modernen Strebers hinaus. In der Handlung wird demonstrirt, wie die Streber zunächst scheinbar die Oberhand behalten; im Mittelpunkt der vorgeführten Personen steht die Tochter des Gerichtspräsidenten eines kleinen mitteldeutschen Herzogthums, Felicitas v. Herther, um deren ehelichen Besitz zwei Männer ringen: der Baumeister und Architekt Erich Franken und der Arzt und Leibmedicus Doctor Paul Lohmer. Franken ist der Zuneigung Felicitas' nach der Beglückte, aber infolge seines edlen künstlerischen Strebens, das dem Vater der Braut nicht garantirend genug für dieselbe erscheint, muß er von seiner Bewerbung um das Mädchen zurücktreten; der praktisch sichergestellte Streber Doctor Lohmer erhält die Zusage des Vaters und der Tochter. Somit wäre der Sieg des Mannes ohne Ideale eigentlich gesichert, aber dem Gerichtspräsidenten soll ad oculos demonstrirt werden, wer den größeren Halt für eine Frau im Leben bietet, ein Mann mit oder einer ohne Ideale. Hr. v. Herther hat, gegen sein Gewissen, aber auf Anrathen seines alles vermögenden Schwiegersohnes eine heikle Erbschaft angetreten, den Besitz eines Bergwerkes, das sich, wie wir erfahren, in sehr gefährlichem Zustande befindet: infolge übermäßigen Ausbeutens desselben sind seine Einrichtungen, die Gänge und Schachte, einer Katastrophe nahe. Diese tritt nun auch wirklich ein, als der Präsident Besitz von dem Bergwerke ergriffen: ein Schacht stürzt zusammen und begräbt hunderte von Werkleuten. In dieser precären Situation bewährt sich der egoistische Bräutigam nun gar nicht: er handelt zwar nicht kopflos, aber doch gewöhnlich. Herther und seine Tochter sehen mit Schrecken, wie roh der Mann des Erfolges über die verschütteten Menschenleben und die edleren Gefühle derer denkt, die nur an der Rettung der Unglücklichen sich zu bethätigen suchen. Wol aber bewährt sich der edle Erich Franken: als Vater und Tochter verlassen von dem, der ihnen eine Stütze in dem Unglück sein sollte, dastehen, greift der gleichsam Verstoßene wieder in die Handlung ein und zwar so energisch, daß die schon aufgegebenen Begrabenen im Schachte gerettet werden. Diese That überzeugt den Präsidenten von der Fruchtbarkeit edleren Strebens und gewinnt Franken die Hand von Frl. Felicitas. — Dies ist der Kernpunkt des neuen Stern'schen Romans; um ihn gruppiren sich noch weitere Handlungen und Personen, welche das Thema: ohne Ideale oder: mit Idealen in gleicher Gegensätzlichkeit erörtern. Nur möchte ich den Leser dieser Zeilen um Eines bitten, nicht zu glauben, daß der Gehalt des Romans, den ich in Obigem, um ihn möglichst klar zu machen, so trocken und abstract wie möglich bloszulegen suchte, auch in der Umsetzung in die Dichtung gleich trocken und abstract anmuthe. Im Gegentheil Die Darstellung ist von ungemeiner Frische und Poesie; stimmungsvolle Scenen (das Werk beginnt mit Scenen am Lago maggiore), wechseln mit großartig packenden ab, welche in kunstvoller Steigerung stets am Schlusse jedes der vier Bücher zu finden sind, so daß diese Scenen effectvollen Actschlüssen und Abgängen im Drama ähneln. Wenn „Ohne Ideale" nicht ganz die bunte Farbe der „Letzten Humanisten" erreicht, so liegt das wol am diesmaligen modernen Stoff, an der modernen Idee: es scheint mir, als ob eine solche, eine specifisch moderne Idee, ein allzu lebhaftes Colarit nicht gern zulasse. An der Idee sage ich übrigens, nicht an der Tendenz; denn, und hierauf sei zuletzt noch hingewiesen, kein rohes Tendenzwerk haben wir hier vor uns, sondern ein edles, maßvolles Kunstwerk. Das Publicum sei auf dasselbe aufmerksam gemacht.

Julius Rissert.

Kr. Im Verlage der Buchhandlung für pädagogische Literatur von A. Pichlers Witwe und Sohn in Wien erschien soeben das 1. Heft des „Encyklopädischen Handbuchs der Erziehungskunde mit besonderer Berücksichtigung des Volksschulwesens von Dr. Gv. Ad. Lindner, Schulrath, Director der k. k. Lehrerbildungsanstalt zu Kuttenberg". — Das ganze Werk soll circa 20 Hefte zu 2 bis 3 Bogen à 60 Pfg. umfassen und wird lt. des vorgedruckten Verzeichnisses etwa 500 Artikel enthalten, durch welche eine allgemeine, dabei doch möglichst gründliche Orientirung auf dem Gebiete der Erziehungskunde, eine „ganze pädagogische Weltanschauung, wie sie dem jetzigen Stande der pädagogischen Kunst und Wissenschaft entspricht", in thunlichster Knappheit auf Grund der Herbartischen Psychologie vermittelt werden soll. Bildliche Beigaben, Diagramme, Karten und Tabellen sollen das geschriebene Wort ergänzen, unterstützen und eindringlicher machen; literarhistorische Nachweisungen selbständiges Forschen anregen und ermöglichen. Man sieht, das Buch strebt einem hohen Ziele auf geeignetem Wege zu und kann auch dem minder bemittelten Lehrer ein werthvoller Besitz werden, der eine ganze Bibliothek aufwiegt. Die Artikel sind frisch und faßlich geschrieben. Zuweilen läuft ein Austriacismus unter. Bei Durchsicht des Inhaltsverzeichnisses vermißte ich Artikel über Campe, über Biblischen Unterricht, über Memorirstoff, über Rechtschreibung

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 52. Donnerstag, den 29. Juni. 1882.

Inhalt: Russische Pädagogie und der Graf Tolstoi, von Albert Lindner. — Bücherbesprechungen (Gaedertz, K. Th., Gabriel Rollenhagen. Edmondo de Amicis, Konstantinopel. Die weibliche Handarbeit in der Poesie).

Russische Pädagogie und der Graf Tolstoi.

Der Nachfolger Ignatiew's hat bekanntlich schon einmal eine Stellung inne gehabt, in welcher er auf die Entwicklung der inneren Verhältnisse Rußlands von großem, ja vom denkbar größten Einflusse gewesen ist. Der Czar Alexander II. berief ihn 1866 zum russischen Unterrichtsminister, und man wird zugeben, daß, wo es sich um Reformen und Umbildung des Staatswesens und einer Volksseele handelt, Erziehung und Unterricht des Volkes in allererster Linie eine Rolle zu spielen haben. Es ist müßig, an das, was Tolstoi als Minister des Innern für sein Land sein und wirken werde, allerhand Conjecturen zu knüpfen, aber müßig ist es nicht, seinem Charakter und seinen culturellen Gesichtspunkten nachzufragen, soweit dieselben in früherer Stellung bereits historische Thatsache geworden sind. Haben wir ihn und sein Wollen aus seiner vergangenen Wirksamkeit erkannt, so wird sich eher auf das schließen lassen, was er der nächsten Zukunft des russischen Reiches bedeuten werde.

Den ersten reformirenden Anstoß erhielt das russische Unterrichtswesen durch Alexander I., den man überhaupt einen Crösus an guten Absichten genannt hat, wenn er nur auch ein Cyrus an Thaten gewesen wäre. Aber wie in Rußland Alles unvermittelt gegen einander und in sich selbst sich entwickelt, wie diese Entwicklung in Sprüngen und Klaffungen von denkbar größter Gegensätzlichkeit vor sich geht, als ob selbst Klima, Bodenbeschaffenheit und dergl. den russischen Reformen das Princip vorschrieben, so sprang Alexander I. aus der bisherigen Uniformität, dem Polizeiprincip und der Volksdrillung seiner Vorgänger 1802 mit einem Male in die Tendenzen der Selbstbestimmung und der liberalsten Erziehung über, indem er im genannten Jahre das Ministerium der Volksaufklärung begründete. Es war ein verhängnißvoller Schritt, denn der Czar gab damit zum ersten Male für seine Nachfolger und noch mehr für sein Volk die Parole der geistigen Libertinage aus und ward so der Gründer des Stichwortes „zeitgemäß", in welchem der böse Dämon erschöpft erscheint, der in den letzten Jahrzehnten die russische Volksseele aus einem Fieberanfall in den anderen wirft. Die unheilvolle Freigabe pädagogischer Grundsätze, eine pädagogische Demokratie mitten im gefesselten Polizei- und Militärstaat, das ist der Boden geworden, der den späteren Nihilismus gesäugt und gefördert hat.

Nachdem man an den neuen Ideen zwanzig Jahre lang sich bald abgemüht, bald sich davon ausgeruht hatte, blies ein eisiger Wind aus Deutschland herüber. Der Bundestag in Frankfurt erhob sich wider die „politischen Brauselöpfe", welche das Ministerium der „Volksaufklärung" auf Schulen und Universitäten schon groß gezüchtet. Sofort mußte das die ganze, vorwitzig liberale Schöpfung des ersten Alexander entgelten, noch in ihrer zarten Jugend legte man ihr die erstickende Schlinge um den Hals. Die Universitäten verloren Freiheit und Selbstbestimmung, die Studenten wurden in Uniform gesteckt und die deutschen Professoren wanderten aus, in die Heimath zurück. Der Leser erräth schon selbst, daß wir hiermit in der grauenvollen Aera des Czaren Nicolaus angelangt sind. Bald mangelte es an Lehrkräften, was da war, genügte nur den dürftigsten Anforderungen, und es geschah sonderbarer Weise sichertich ohne den Willen jenes Czaren, daß man in Dorpat eine Anstalt gründete, an der sich junge Leute für die Universitäten vorbereiten sollten, um ihre Ausbildung später in Deutschland und Frankreich zu vollenden. Dorpat hat sich seitdem zu einer deutschen Universität mitten im Slavenreich ausgebildet und bildet für den echten Russen auch heute noch jenen Dorn im Auge, an dem sich der heutige Deutschenhaß fortwährend schärft, weil diese Hochschule für die russischen Professoren ein unliebsames Exempel dafür bildet, was deutsches Wissen und Erziehen bedeutet, und was das ihre.

La Russie se recueille! sagte Gortschakow 1856. Kaum hatte Nicolaus die Augen geschlossen, da brach an allen Ecken und Enden des ungeheuern Reiches die unwiderstehliche Reaction aus gegen den alten Glauben des Despotismus und die stumme Unterwerfung, die unter dem beschränkten Militärkaiser ins Monströse gestiegen waren. Wußte das Nicolaus nicht? Wissen die Despoten es überhaupt nicht, daß es nichts Einfacheres und Natürlicheres giebt, als die naturnothwendige Ablösung des Despotismus durch die zügelloseste Freiheit? Das hat schon der alte Arzt Hippokrates gewußt, als er sagte: „Auf Hypersthenie folgt Asthenie" (auf Uebertraft die Ohnmacht) und so auch umgekehrt. Eine energischere und jedes Bedenken rücksichtsloser überspringende Umkehr des Geistes ist wol schwerlich jemals eingetreten, wenigstens nicht in Rußland, und sie läßt sich an durchschlagender Gewalt höchstens mit dem vergleichen, wogegen sie sich sträubte: mit dem eben abgelaufenen Polizeidespotismus, der sein natürliches Gegenbild nur in den eisigstarren Einöden Nordsibiriens hätte finden können. — Ein weiterer Umstand trat hinzu: das Gefühl, daß Rußland unter Alexander I. und Nicolaus im Dienste fremder Interessen gestanden und daß es nunmehr geboten sei, an die innere Reform und Volkswohlfahrt als eigentlichen Staatszweck zu denken, war zum allgemeinen Gefühl geworden, durchaus der durchgehenden Volksstimmung gemäß. Sofort richteten sich die reformatorischen Schritte des neuen Herrschers nach allen Seiten, aber noch weit mehr flogen ihnen die Alles erfassenden Reformwünsche voraus. Das war der Moment, da Gortschakow sein berühmtes La Russie se recueille ausrief.

Es ist bewundernswerth, welche klare Einsicht bereits Alexander II. für das besaß, was auf dem Gebiete der Erziehung Rußland noththat. Der einzige Fehler, den er begangen und der alle übrigen verantwortet, ist die Ueberstürzung der Reformen. Ist es nicht seltsam, daß das absolutistischste Reich der civilisirten Welt Selbstherrscher erhält, die die Erhaltung und Restitution ihrer unbeschränkten

Macht auf dem Wege des Radicalismus und des maßlosesten Liberalismus suchen? Aber wir sind im Reiche der unvermittelten Gegensätze. So ist es erklärlich, wenn die Reformation dieses Czaren im Grunde nur dem Triebe des Volkes nach „dem Durchdruch der Nationalseele", oder nach Abwerfung aller fremden, erst französischen, dann deutschen Einflüsse, in die Hände arbeitet. Nur wird bei allen diesen Reformen übersehen, daß ein Volksmaterial voll Naivetät und Culturlosigkeit trotz aller Culturfähigkeit noch nicht so ohne weiteres zum Material besserer Zustände, zum Rohstoff von Reformen taugt, die die russische Cultur mit einem Schlage auf die Höhe der abendländischen erhöhen sollen. Da fehlt eine Uebergangsaera, und diese hat offenbar nur die Schule und die Erziehung zu vertreten. Dafür aber haben die russischen Reformer kein Ohr und kein Auge. Sie wollen mit einem Male an einem Ziele sein, welches oft der Jahrhunderte als vorbildender Zeit bedarf, und sagte man ihnen: „Ihr müßt erst ein oder zwei Geschlechter für eure Reformziele, für die civilisatorische Reife, um die ihr Europa beneidet, erziehen, bevor ihr den Rohstoff für die staatliche Neubildung gewinnt", so antworten sie: „Wir haben nicht Zeit zu warten auf die künftigen Geschlechter. Wir haben zuviel versäumt, sind hinter Europas Bildung zu weit zurück und müssen darum mit einem zur Verfügung stehenden Material, nämlich mit dem lebenden Geschlechte beginnen. Darum fort mit den classischen Studien aus unsern Schulen, „„zeitgemäß"" wird unsere Jugend nur an der Hand des Naturalismus und der realistischen Weltanschauung." Die letzte Frucht eines solchen Erziehungsprincips ist natürlich — der Nihilismus.

Es ist freilich wahr, daß der Classicismus vor Alexander II. nur als ein Theil des nicolaitischen Staatswesens angesehen und als geistige Zwangsjacke, die jede Selbstthätigkeit bis zur Lethargie erwürgte, benutzt wurde. Aber ebenso falsch war der unvermittelte Bruch, den der freisinnige Czar nun gab, indem er mit aller classischen Bildung jählings brechen und sie durch die modernste Naturwissenschaft ersetzen hieß. Was jetzt freisinnig war, war es dem neuen Geschlechte noch lange nicht genug, nur im Extrem wieder mußte das Heil gesucht werden. Die Principien des Unterrichtsministers Admiral Putjatin, so liberal sie auch waren, denn ihnen lag das englische Universitätssystem zu Grunde, galten als altväterisch und als längst überholt durch den Materialismus. Büchner's „Kraft und Stoff" war das Evangelium der russischen Jugend geworden. Die Tumulte von 1861 zwangen Putjatin zur Abdankung, ihm folgte Golowwin, und erst dieser erhob den Materialismus officiell zum Erziehungsprincip. Dieser hat die Haufen der unreifen Tumultuanten der Jahre 1861 bis 1866 zu verantworten, von denen jeder eine fertige Weltverbesserung im Kopfe trug und jeder die Washington, die Pestalozzi sich selbst gegenüber für dumme Jungen erklärte. Golowwin war es, der die Periode des „genialen Beliebens" installirte und jene naseweise und leruscheue Jugend ausbilden half, aus der sich später die Nihilisten recrutirten. Der Haß gegen die classischen Studien war auf das Höchste gestiegen, und Alexander II. hatte nicht die Kraft, ihm zu wehren. In Schtschapow: „Social-pädagogische Bedingungen der geistigen Entwicklung Rußlands" heißt es: „Die Geister auf die linguistischen Versteinerungen der todten Sprachen concentrirt, aber von den lebenden Sprachen, den Organen des modernen Verstandes abgezogen, das war der nächste Vorwurf, den das System Golowwin erfuhr." Aber so undesonnen ließ sich, ein so gutes Herz er auch hatte, Alexander II. nicht fortreißen. Er überlegte und erkannte die Gefahr des bisherigen Systems, wie er in einem seiner Erlasse an den Grafen Tolstoi kund gab. „Nur die Volksschule müsse, zugleich mit den Elementarkenntnissen, ein klares Verständniß für die göttlichen Wahrheiten der christlichen Lehre und lebendiges, thatkräftiges Gefühl für die sittlichen und bürgerlichen Pflichten verbreiten. Allein — fügte der Kaiser voll trüber Ahnung hinzu — die Erreichung eines für das Volkswohl so wichtigen Zieles muß im Voraus sicher gestellt werden. Das, was nach meinen Vorzeichnungen zur wirklichen Aufklärung der künftigen Geschlechtee dienen soll, könnte bei mangelhafter Ueberwachung leicht in ein Werkzeug der Entsittlichung des Volks verkehrt werden und das Volk jenen Glaubenslehren entfremden, unter deren Schutze Rußland sich kräftigte und großzog." Witterte Alexander II. die Gefahr nicht? Diese Worte verrathen es, daß er sie witterte! Es galt eine furchtbare Wahl: ein unmündiges Volk oder ein schlechtes, ein kindisch-abergläubisches oder ein irreligiöses. Damals schrieb ein russischer Patriot in Verzweiflung: „So lange bei der allgemeinen Sclaverei Alles in Erstarrung lag, brachten wir zur Noth uns fort. Sobald jedoch das erste warme Frühlingslüftchen über uns hinwehte, fing unsere vermeintliche Bildung an rasch in Fäulniß überzugehen und hauchte tödtliche Düfte um sich her."

Jetzt war es an der Zeit, daß Alexander II. den rechten Mann, das Organ fand, womit er das russische Culturschiff zwischen classischer Erstarrung und materialistischer Entfesselung sicher der Zukunft zusteuern könne. Er erhielt dieses Organ in einem zweiten Uwarow, jenem Minister, der mit dem Frhrn. v. Stein so stark sympathisirt hatte, nämlich im Grafen Tolstoi, dem jetzigen Minister des Innern.

Zunächst gab Alexander II. dem Grafen, trotzdem die Mehrheit in den obersten Reichsbehörden anderer Ansicht war, darin recht, daß Rußland, das Spätkind der Cultur, nicht berufen sei, für sie neue Wege zu bahnen, daß vielmehr die classischen Studien nicht blos die der alten Sprachen, sondern auch der alten Tugenden seien, und ihre Wirkungen sich bekundeten in der Entwicklung des Verstandes, in der Stärke des Geistes und Willens und in den sittlichen Eigenschaften, durch welche die alten Völker sich auszeichneten. Kaum hatte Graf Tolstoi sein Amt angetreten, so schrieb Alexander II. am 13. Mai 1866 an sein Ministerium, wie folgt: „Ich habe Weisungen ertheilt zu dem Zwecke, daß die Jugenderziehung im Geiste der Wahrheiten der Religion, der Achtung vor dem Rechte des Eigenthums, der Aufrechterhaltung der Principien der öffentlichen Ordnung betrieben, und daß in allen Anstalten sämmtlicher Ministerien weder offenes noch geheimes Predigen umstürzender Lehren geduldet werde. Doch ein den wahren Bedürfnissen der Jugend entsprechender Unterricht würde den vollen von ihm zu erwartenden Nutzen nicht bringen, wenn im Privatleben Lehren vorgetragen würden, die mit den Gesetzen christlicher Frömmigkeit und den Pflichten eines treuen Unterthanen nicht im Einklange stehen." Beklageuswerther Czar! Warum hattest du, bis du den Grafen Tolstoi fandest, das materialistische Unkraut soweit in die Halme schießen lassen, bis die Bombe des Nihilisten dich wegraffte? Freilich war dein Wollen an und für sich gesund, aber es war, weil es der Gegensatz zum bisherigen System war, weil es das Extrem des unseligen Golowwin war, höchst ungesund und verderblich. Fortschritt ins Bessere heißt eben nicht Ueberstürzung, sondern ein vernunftmäßiges Vorgehen und Rechnen mit den gegebenen Factoren. Aus dem Materialismus heraus läßt sich eine und dieselbe Jugend nicht mit einem Male dem Idealismus zuführen. Die nächste Wirkung ist wie bei zwei extremen Behandlungsmethoden des Menschenleibes eine reactionäre. Der Trotz und der Widerspruchstrieb ziehen zunächst schleunigst alle Consequenzen, die sie aus dem bisherigen Dogma des Materialen ziehen können, bevor sie sich zwingen lassen mit anderen Theorien zu pactiren. Der Tod des Czaren war eine der letzten dieser Consequenzen, und der Idealismus des Kaisers rechnete schlecht mit den Zuständen seines Volkes, wie sie sich bisher gestaltet hatten, wenn er glaubte, die Erziehung in der Familie werde der öffentlichen zur Seite gehen. Mindestens eine Generation mußte aufgegeben, die Saat mit vorsichtiger Hand (Alexander II. streute sogleich zu massen-

haft aus) in das zweite Geschlecht gesät werden. Und Graf Tolstoi war leider nur das ausführende Organ des Czarenwillens. Persönlich eigen war ihm nur die Vorliebe für die classischen Studien und für die Bildung des Abendlandes. Aber das eben war die Qualification, die Alexander II. an seinem Minister brauchte. Das ganze System Tolstoi hat an diesem Mangel an historischer Logik leiden müssen. Eine im Materialismus verwilderte Jugend kann man doch nicht im Handumdrehen zu einer strenggeschulten machen und dem geistigen Dissolutismus mit einer einzigen Maßregel entwöhnen. Die strenge Logik im Denken, die Selbstzucht, die der Lernende durch die classischen Studien an sein Wollen und Fühlen anlegen lernt, paßten doch der heutigen Jugend lange nicht mehr, hätten ja der genialen, zeitgemäßen Entwicklung einen zu starken Riegel vorgeschoben. Wenn man dem Wilden mit Gewalt einen europäischen Salonfrack anzieht, so ist er dadurch noch lange kein civilisirter Mensch.

Herrscher und Minister scheinen von vornherein eine Ahnung von der Unlogik ihres Vorgehens gehabt zu haben. Waren die ersten Zeiten Alexander's II. überraschend liberal und human, so nahm seine Politik doch später einen höchst fühlbaren Widerspruch in sich auf, der sich freilich an der Hand der geschichtlichen Thatsachen aufklären läßt.

Seit 1865 hat ein System von Repressivmaßregeln Geltung gewonnen. Der unselige polnisch-litthauische Aufstand, wozu noch die St. Petersburger Feuersbrünste 1862 gekommen waren, welche die Polizei den „Rothen und Socialisten" zuschob, riefen in den Verwaltungsmaßregeln eine Art von Reaction hervor, die das Regiment Alexander's II. an seinem eigenen bisherigen Liberalismus vornahm. Graf Tolstoi hat zwar den Classicismus in die Schulen geführt, um seinen Russen wieder Denken und selbständige Geistesarbeit beizubringen, aber bei der Theorie ist's geblieben. Der Materialismus war zu sehr erstarkt, als daß er nicht bei jeder Gelegenheit wider den classischen Stachel lecken sollte. Die Ernennung Tolstoi's zum Präsidenten der Akademie, die erst vor 2 Jahren erfolgte, hieß nichts weiter als: „Da sind wir schon wieder am Ende. Es will auch mit den classischen Studien nicht gehen." Und warum nicht? Zu der classischen Bildung gehört ein Fonds von Idealen, der ihre Basis bildet. Solcher Fonds läßt sich nicht in die Seelen stopfen wie der Fleischer mit einer Maschine die Wurst füllt. Es ist das Erbe von Jahrhunderten einer nationalen Erziehung. National aber ist das russische Volk bis dicht vor Peter dem Großen gewesen, dann kam ihm das unschätzbare Erbe infolge von allerlei Regierungsmethoden und Culturimpfungen, als da sind französische Weltcultur, dann englische Richtung (besonders Byron's Einfluß), dann die Dogmen der Materialisten Büchner und Moleschott, dann die Lehren der europäischen Socialdemokratie, abhanden. Was läßt sich aus einem Volke machen, das keine nationalen Ideen mehr kennt? Man begreift den Haß, mit welchem die Reformbestrebungen Tolstoi's auf dem Gebiete der Erziehung hingenommen worden, hingenommen bei der Regierung, wie im Beamtenstand und bei der Jugend. Aber was man unrechter Weise haßte, war nur bedauernswerth. Tolstoi's Wollen war unpraktisch a priori, weil ihm die nationalen Vorbedingungen und ein geschichtlicher Mutterboden fehlte.

Das war eben die größte Behinderung für die Tolstoischen Reformen, daß eine, aller Zucht entwöhnte, im Materialismus dissolut gewordene Jugend sich in die Strenge der classischen Disciplin und damit in die Ausbildung eines individuellen Charakters (denn Polizeistaat und Individualismus oder auch nur der letztere und scharf abgestreckter Normalismus sind unversöhnliche Gegensätze) nicht fügen konnte. Man nennt heutzutage den Gegensatz zu jenen realistischen Tendenzen Humanismus, womit man eben das Tolstoi'sche System bezeichnet. Gerade durch den Kampf, der zwischen Realisten und Humanisten wild hin und her tobt, wird das Aufblühen russischer Gymnasien und Universitäten (die Dorpater und neuerlichst die Helsingforser bilden immer die Ausnahmen) schwer behindert. Die wenigsten Russen können sich frei machen von der Meinung, daß ihrem Volke eine ganz besondere Bahn in glorreicher Zukunft eröffnet sei, daß es bei außerordentlicher Naturanlage Fortschritte im Sturme machen werde und nicht die langen mühevollen Wege von Westeuropa zu wandeln habe. An diesem eingewurzelten Vorurtheil ist das System Tolstoi gescheitert, aber unbegreiflich erscheint es, mit welchem Rechte die europäische Presse mit trüben Augen in die nächste Zukunft blickt und die deutschen Culturinteressen von dem neuen Minister des Innern in Rußland, von einem Manne gefährdet sieht, der, in directem Gegensatze zu seinem Vorgänger Ignatiew, sein ganzes politisches System der Politik der Abendländer abgelauscht hat, deutschen Culturprincipien durchaus nicht feindlich gegenüber steht und, was mehr ist als Alles, mit beamtlicher Erfahrung und ausgezeichneter Bildung festen Charakter und energischen Willen verbindet. Das ist für uns Deutsche die Hauptsache, wenn auch für Rußland die Principien seines bisherigen Wirkens sich als vorläufig unthunlich erwiesen haben. Aber der Classicismus und die Humanitätsbestrebungen sind noch immer internationale Brücken der Verständigung von Volk zu Volk gewesen, und Jemanden verstehen, heißt ihn achten. Noch in der neuesten Phase der russischen Entwicklung stehen die meisten Gymnasialprofessoren den Freunden classischer Bildung schroff und erbittert gegenüber. Ernsthaft realistisch fing manches russische Gymnasium an und mußte sich mit der Zeit und Schritt vor Schritt in eine humanistische Schule umwandeln. Das ist auch ein Beitrag zur Erklärung des heutigen Deutschenhasses. Aber die Energie des Grafen Tolstoi hat es in den letzten Jahren bewirkt, daß sich in den Regierungskreisen die Männer mehren, die es klar erkannten, daß die Cultur des Mittelalters in der Antike und die moderne im Mittelalter wurzelt, und daß es kein Bildungsmittel giebt, welches, von leichteren zu sublimeren Aufgaben aufsteigend, so geeignet ist, den jungen Geist zu zügeln, zu schärfen, zu stählen, als die classischen Studien. Seit einem halben Jahrhundert läßt die Misère Rußlands sich zusammenfassen in die Begriffe der Ungeduld und Ueberstürzung — in die Ueberstürzung der reformatorischen Maßregeln und in die Ungeduld, mit der das Land die occidentale Cultur einzuholen eilt. Aus dem, was Graf Tolstoi bisher gewesen, haben wir nicht Ursache, einen pessimistischen Schluß auf die kommende Zeit zu machen. Es ist natürlich, daß er das Russenthum dem Deutschthum vorzieht, aber er wird dem Gange seiner eigenen Bildung nicht so sehr ins Gesicht schlagen, daß er das deutsche Element in Rußland so verfolgen sollte, wie es der Vorgänger Ignatiew infolge seiner halbasiatischen, wenigstens echt slavischen Bildung gethan hat.

Albert Lindner.

Bücherbesprechungen.

Gaedertz, Karl Theodor, Gabriel Rollenhagen. Sein Leben und seine Werke. Leipzig, Hirzel 1881. 130 S. 8°. — Der Verfasser, dessen poetische Leistungen, besonders das in seinem heimathlichen niederdeutschen Dialekt gehaltene „Julklapp", bisher sich verdienten Beifalls erfreuten — über dieselben ist seiner Zeit auch an diesem Orte berichtet worden —, übergiebt mit vorliegender Schrift eine Probe seiner literarhistorischen Studien der Oeffentlichkeit und zwar eine sehr viel versprechende. Der Autor, dessen Leben und Schriften dies (in seinem ersten Viertel auch als Hallenser Promotionsschrift erschienene) Büchlein von Gaedertz uns vor Augen stellt, ist ein Sohn des durch sein heroisch-komisches Epos

„Der Froschmeuseler“ auch heute noch in weiteren Kreisen bekannten Schulrectors zu Magdeburg, Georg Rollenhagen. Wie auch sonst wol geschehen, so sind in der Erinnerung der Nachwelt, durch die Gleichheit des Anfangsbuchstabens des Vornamens begünstigt, beide, Vater und Sohn, öfter mit einander verwechselt, ja wol gar zu einer Person verschmolzen worden, und wie in früherer Zeit mitunter Werke des Vaters dem Sohne zugeschrieben wurden, so verdrängte später der Vater dadurch, daß sich die bekannteste Schrift an seinen Namen knüpfte, den Sohn. Diesem wieder den gebührenden Platz in der Geschichte der deutschen Dichtung anzuweisen, ist der Zweck der vorliegenden Arbeit. Mehr als zweihundert Bibliotheken und Archive sind laut Vorbeicht vom Verfasser durchforscht worden, um das Material in möglichster Vollständigkeit herbeizuschaffen. Wir erfahren über die Lebensumstände Gabriel's, daß er als zweiter Sohn aus zweiter Ehe Georg Rollenhagen's mit Magdalena geb. Kindelbruck am 22. März 1583 geboren ward, bis zum Jahre 1602 das unter seines Vaters Rectorat stehende altstädtische Gymnasium zu Magdeburg besuchte und sodann die Universität Leipzig bezog, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Von da begab er sich 1605 nach Leyden. Seine späteren Lebensumstände sind infolge der Zerstörung der Magdeburger Archive durch die Schaaren Tilly's in Dunkel gehüllt. 1614 bekleidete er bereits das ongesehene Amt eines Protonotars in seiner Vaterstadt, 1619 erschien das letzte Werk, eine Sammlung lateinischer Epigramme, und 1622 wird seiner in Worten gedacht, die darauf schließen lassen, daß er nicht mehr unter den Lebenden weilte. Von seinen Scheiften, deren genaue bibliographische Beschreibung Gaedertz im Anhange giebt, sind es besonders die deutschen, die ihn als Scheiftsteller bekannt und berühmt machten. Bereits im Jahre 1603 als junger Student zu Leipzig gab er auf Anregung seines Vaters „Vier Bücher Indianischer Reisen“ heraus, eine Sammlung von allerhand abenteuerlichen Reisebeschreibungen und „warhaften Lügen“ aus dem classischen Alterthume, der christlichen Legende und dem Volksmunde, die sprachlich für musterhaft galt und geradezu zum Volksbuch wurde, wie die lange Reihe von Ausgoben und Nachdrucken (noch 1712 soll eine Ausgabe erschienen sein) beweist. Außer diesen existirt nur noch ein selbständiges deutsches Werk von ihm, welches zudem noch unter dem Anagramm: Angelius Lohrber à Liga erschien. Es ist dies die Komödie „Amantes amentes“. Das ist: Ein sehr Anmutiges Spiel von der blinden Liebe, oder wie mans deutsch nennet, von der Lefseley“, welche in den Jahren 1609 bis 1618 nicht weniger als 6 Auflagen erlebte, von den „Englischen Comödianten“ in einer Prosabearbeitung durch ganz Deutschland aufgeführt und noch im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, z. B. in Berlin, in Scene gesetzt wurde. Den drei letzten Ausgoben der „Amantes amentes“, von 1614 an, ist noch eine Probe von Gabeiel Rollenhogen's Meistersängerkunst angehängt, eine Tageweise von Pyramus und Thisbe. Der den Schluß des Werkes bildende bibliographische Anhang ist, wie es die bibliothekarische Vorbildung des Verfassers nicht anders erworten ließ, musterhaft und so bietet uns das ganze Scheiftchen eine in jeder Beziehung gelungene Monographie über einen unverdientermaßen in Vergessenheit gerathenen Dichter. Ad. Hofmeister.

— Edmondo de Amicis, Konstantinopel. Aus dem Italienischen übersetzt van Agnes Burchard. Rostock, Wilh. Werther. (Preis 5 *M*.) — Edmondo de Amicis ist zuerst durch Paul Heyse (nicht Heise, wie es in der Vorrede vorstehender Uebersetzung steht) als Dichter in weiteren Leserkreisen Deutschlands eingeführt worden, in Italien gilt er schon seit längerer Zeit als namhafter Schriftsteller nnd Dichter. Eine Specialität von ihm scheint die Reisebeschreibung im höheren, besseren Sinne zu sein. So hot er deren über Holland, Spanien und Marokko geliefert, und diese Reisebeschreibungen fonden, so viel mir bekannt, vielen Anklang und reißenden Absatz. Das hat den zwar noch jungen, aber vielgereisten und für alle fremden Eindrücke äußerst empfänglichen Dichter veranlaßt, nun auch Konstantinopel in den Bereich seiner Reisebeschreibungen zu ziehen, und er thut dies in dem hier in Frage kommenben zweibändigen, gegen 500 Seiten umfossenden Werke, das von der Verlagshandlung geschmockvoll ausgestattet ist. Daß das italienische Original es in ganz kurzer Zeit bereits auf zwölf Auflagen gebracht haben soll, wie die Verlagshandlung behauptet, klingt zwar für den ersten Augenblick etwas stark, indeß kann mon nach Durchlesung des hochinteressanten Buches dieser Behauptung schließlich Glauben schenken und muß jedenfalls zugeben, daß man es hier mit einem in seiner Art fast classisch zu nennenden Werke zu thun hat, welches wohl verdient, von Vielen auch in Deutschland gelesen und gewürdigt zu werden. Man sollte es eigentlich nicht glauben, wie es dem Verfasser möglich war, über diese eine Stadt zwei gonze Bände lesenswerthen Stoffes zu liefern, und dennoch ist das Buch spannend vom Ansang bis zum Ende geschrieben und liest sich nicht wie eine einfache Reisebeschreibung, sondern nimmt sich wie ein farbenprächtiges Bild und zugleich wie ein ganzes Stück türkischer Sitten- und Culturgeschichte aus. Mag sein, daß der Verfasser in etwas za glühenben Farben gemalt hat, denn obwol er auch für die Schattenseiten der Siebenhügelstodt am Bosporus nicht blind ist, scheint doch gleichsam das Motto des gonzen Werkes zu sein: „Siehe Konstantinopel und stirb!“ Aber gerade, daß er versteht, mit solcher Unmittelbarkeit dos Bild dieser so schönen wie abwechslungsreichen Stadt uns zu veranschaulichen, macht uns das Buch besonders anziehend, und man sieht es bemselben auf ben ersten Blick an, daß nur ein reichbegabter Dichter so schreiben konnte. Sein Buch wird auf Jeben, welcher mit einiger Phantosie begobt und für das Schöne empfänglich ist, anregend wirken. Karl Siegen.

— „Die weibliche Handarbeit in der Poesie. Ausgewählte Gedichte, der fleißigen Frauenwelt gewidmet. Gesammelt und herausgegeben von Gabriele Hillardt. Wien und Leipzig, A. Hartleben's Verlag.“ — Ein merkwürdiges Buch! Es ist wirklich um das schöne Papier, den saubern Druck und die elegante Ausstattung dieser weiblichen Handarbeit (Geistesarbeit dorf ich dieses Buch nicht nennen) schabe, und es wäre zu bedauern, wenn sich Moncher durch das geschmockvolle Aeußere verleiten ließe, das Buch für ein weibliches Mitglied seines Hauses zu kaufen. Die Verfasserin hot allerdings viel andeigeschafft und emsig gesammelt, doch ohne Maß nnd Plan. Ich will nicht leugnen, daß die Idee, welche sich im Titel dieses Buches ausspricht, sich rechtfertigen läßt, wenn auch nicht in dieser Beschränkung; denn die Heronsgeberin scheint außer Nähen, Sticken und Spinnen gar keine weibliche Hand- oder Hausarbeit zu kennen oder zu schätzen. Wenigstens legt sie nur auf diese drei feineren Arbeiten Gewicht. Was aber soll man dazu sogen, wenn die Herausgeberin soweit geht, um zweier Zeilen, oft nur um eines einzigen Wortes Willen uns ein ganzes Gedicht zu serviren, das ols eine Verherrlichung der weiblichen Handarbeit ebensowenig gelten kann als ein Spinnerliedchen umgekehrt eine Glorification irgend einer männlichen Geistesthätigkeit genannt werden kann? Daß eine Anzahl Spinner- und Webeliedchen mit in der Sammlung vorkommen, daß einige der Gedichte die edle Nähkunst verherrlichen, das rechtfertigt doch die Aufnahme all der anderen Gedichte nicht, in denen zufällig einmal das Wort „Spinnrad“ ganz nebenbei gebroucht ist. Und dieser letzteren sind leider allzuviel, ja das Büchlein würde sofort auf ein Viertel seines Umfangs zusammenschrumpfen, wenn man alles dasjenige herausstriche, wos nicht zur Sache gehört. K. S.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Viertelsjahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 53. Sonntag, den 2. Juli. 1882.

Inhalt: Eine Mondscheinbetrachtung, von Dr. G. Müller-Frauenstein. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Naturgeschichte des Menschen, von Friedr. v. Hellwald. Verzeichniß der neuen Werke der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden, herausgeg. von P. Emil Richter). — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Eine Mondscheinbetrachtung

von Dr. G. Müller-Frauenstein.

Die schmale Sichel des neuen Mondes lauschte zum ersten Male wieder durch die hohen Gartenhecken der Vorstadt, deren stille Straßen ich zu einem Abendspaziergange aufgesucht hatte. Mein Blick hing wie festgebannt an dem silbern glänzenden Körper da droben. Wie viele Jahrmillionen blickt er herab auf der Erde Freud und Leid, wie manches Jahrtausend hat er der Menschen Herzen zum schnelleren Schlage verlockt, der Menschen Geister lebhaft beschäftigt!

Da drangen helle Kinderstimmen durch die frische Abendluft an mein Ohr. An dem geöffneten Fenster eines reizenden Landhauses saß eine kleine Gesellschaft, gleich mir die Blicke nach oben gerichtet, gleich mir sich in Mondscheinbetrachtungen vertiefend. „Er ist ja viel kleiner," rief ein lebhaftes Bürschchen. „Wer hat denn den Mond angefressen?" „Daran ist gewiß der Mann im Monde schuld," antwortete besorgt eine helle Mädchenstimme. „Onkel sagt, die Sonne und der Mond können sich nicht leiden; vielleicht hat die böse Sonne ihn so zugerichtet," meinte ein drittes, älteres Glied des kleinen astronomischen Kränzchens. Und im Weiterschreiten vernahm ich noch einzelne abgerissene Worte der sich anknüpfenden Belehrung, wie: Der Mond sei der Mann, die Sonne aber fliehe weit vor ihm her; sie gehe zu Bette, wenn jener sich auf die Wanderschaft begebe u. s. w.

Da hatte ich, so fuhr mir durch den Kopf, gratissimo eine Art ethnologischen Repetitoriums genossen, nur waren die verschiedenen Völker, die schwarzen des dunkeln Erdtheils, die straffhaarigen der neuen Welt und die schmutzigen Naturkinder des nördlichen Asien, hier vertreten gewesen in den blondlockigen, helläugigen und wohlproportionirten drei- bis fünfjährigen Kindern eines wohlhabenden Europäers. Und wahrhaftig, je weiter mich der Weg aus dem Stimmbereich der Kleinen heraus dem alten Gesellen da droben entgegen führte, um so lauter tönte die Stimme des Gedächtnisses in meinem Innern, ein Hexensabbath von fremdklingenden und doch das eben Gehörte nur wiederholenden Reden umschwirrte mich, während ich auf den kiesbestreuten Promenadenwegen davon schritt — und ich beschloß, dem mildlächelnden Freundesauge, das vom blauen Himmelsdome herab mich verfolgte, für seine Aufmerksamkeit dadurch zu danken, daß ich Anderen erzähle, was diese wilden Worte bedeuteten. Alle redeten sie vom Monde, fast alle erinnerten sie mich in der kindlichen Anschauungsweise an das naive Geplauder, das ich soeben vernommen, und so entstand eine Mondscheinbetrachtung, zu der die lunaren Beobachtungen, die unbefangenen und abergläubischen Deutungen unserer malaiischen, afrikanischen und amerikanischen Brüder den Stoff boten. Wofür halten sie das Gestirn der Nacht, wie erklären sie seine scheinbar wechselnde Gestalt, wie seine Verfinsterungen? Diese Hauptfragen traten mir allmälig klar aus dem wüsten Chaos hervor, und die Antworten, welche die Reiseliteratur darauf giebt, stellt das Folgende zusammen.

Von den Culturvölkern des Alterthums weiß Jedermann, daß sie dem Auge der Nacht göttliche Natur beilegten; Babylonier und Assyrier, Aegypter, Griechen und Römer, also die Hauptvertreter aller drei nach Noah's Söhnen benannten Zweige der kaukasischen Rasse, verehrten Sin, Joh oder Pioh, Selene und Luna; die Inkaperuaner und die Azteken von Mexico stellten ihre Mondgöttin in die allererste Reihe der Anbetung heischenden Wesen. Aber man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß überhaupt auf der ganzen Erde nach der frühesten Anschauung der Mond als lebendig angesehen und recht oft nicht nur als überirdisches, sondern als göttliches Wesen gedacht wurde. Die heutigen Naturvölker sind im Ganzen auf demselben Standpunkte geblieben, es giebt deren, welche einen Gott oder eine Göttin, andere, die ein Ding menschlicher Natur, endlich solche, die ein Thier in ihm sehen. Es ist eine seltsame Stufenleiter, die dabei vor unseren Augen entsteht.

Die japanische Kamireligion macht den wohlwollenden alten Herrn zu einem Fuchs, nordamerikanische Jägervölker verehren ihn unter dem Symbol des Hasen und stellen ihn selbst diesem unermüdlich laufenden, scheuen Thiere gleich, während die Namaquahottentotten Mond und Hase wenigstens in der Weise in Verbindung mit einander bringen, daß der erste den zweiten wegen eines schlecht ausgeführten Auftrages mit einem Beile verletzt und ihm die Lippe gespalten habe. Gerade so nun, wie sich Jeder noch heute durch den Augenschein von der Hasenscharte überzeugen kann, meinen andere Namaquas die Spuren der verzweifelt kratzenden Hasenpfote in den Schrammen des Mondgesichtes erkennen zu können. Nach der australischen Sage war Mityan, der Mond, ein eingeborener Kater, der sich in die Frau eines andern verliebte und verjagt wurde, um von nun an immer zu wandern. Erinnert dieses australische Märchen den modernen Europäer nicht sofort an die poetische Gestalt des Katers Hidigeigei, wenn dieser auch nicht selbst den Mond, sondern nur einen der schwärmerischen Verehrer desselben darstellt? Zwingt es aber andrerseits uns nicht auch, der geheimnißvollen Macht nachzuspüren, welche in den sanften Strahlen Luna's auf die liebebedürftigen Herzen von Menschen und Thieren ausgeübt wird? Reichen Aufschluß, freilich in einem anderen Sinne, als unzählige Gedichte älteren und neueren Datums es thun, geben uns über die erotischen Beziehungen des Mondes diejenigen Berichte der Naturvölker, welche den Erdtrabanten zu einem Menschen oder Gott machen. Während jeder gefühlswarme Jüngling, jedes sentimentale Jungfräulein, besonders diejenigen deutschen Stammes, in

dem verschwiegenen Gesellen eine Art Familienonkel erblicken, dem das bekümmerte Menschenkind unverhüllt die weinenden Augen zuwenden, die offenherzigsten Geständnisse zuflüstern kann, während ihm also bei uns das großartigste Vertrauen geschenkt, er selbst als über jedem Verdacht erhaben aufgefaßt wird, geben nicht wenige Naturvölker gerade dem Monde gar Böses schuld. Da liebt er die Sonne nicht nur als der Gemahl oder die Gemahlin, nein auch als Bruder oder Schwester oder Schwiegersohn oder selbst Stiefmutter, und nicht nur in platonischen Schranken, sondern mit stürmischer Zärtlichkeit, so daß der oder die Angegriffene sich vertheidigen und die Strafe auf dem Fuße folgen lassen muß. Die später zu besprechenden Mondflecken zeigen davon die Spuren, so glaubt ein ganzer Kreis von Völkern; der Zudringliche ist also gezeichnet, und doch bleibt dem Don Juan in anderen Gegenden der Erdoberfläche, wo man von seinen losen Streichen freilich keine Ahnung hat, die gute Meinung gewahrt!

Einen ausgesprochen menschlichen Charakter erhält das Gestirn bei den Navajoes Nordamerikas, dem räuberischen Apachenstamm, der auf seinen flinken Rossen die Prairien bis in die neueste Zeit durchstreifte; sie nennen ihn einen Reiter auf einem Maulthiere. Die ottawäische Sage dagegen, also die bei den nördlichen Algonkinindianern bekannte, schildert ihn als eine bejahrte Frau mit weißem Gesicht und freundlicher Miene. Zwei tapfere Männer dieses Stammes nämlich, so erzählt die Geschichte von Josco, sprangen einst durch eine Kluft in den Himmel und fanden sich in einem lieblichen, mondhellen Lande; dort sahen sie den Mond, wie er hinter einem Hügel hervorkam und sich ihnen näherte. Sie erkannten die ehrwürdige Frau auf den ersten Blick, diese aber sprach freundlich mit ihnen, führte sie zu ihrem Bruder, der Sonne, und ließ sie durch ihn wieder auf die Erde herabbringen.

Als Mann oder als Frau treffen wir den Mond so allgemein verkörpert, daß es müßig wäre, hier die Namen der Völkerschaften aufzuzählen. Schwer und geradezu unmöglich erscheint es vielfach zu unterscheiden, ob in rein menschlichem Sinne oder anthropomorphisch vergöttlicht. Offenbar fließen diese beiden Vorstellungskreise oft in einander über: Man verehrte den Mond wie die Sonne als göttlich gewordene Menschen oder als menschlich gedachte Götter.

Dabei drängt sich nun aber sehr bald die Frage nach dem Geschlechte des Mondes auf; sie kann nur beantwortet werden im Zusammenhang mit der gleichen in Betreff der Sonne. Denn nur ganz selten findet sich bei einem Volke die Hochschätzung des einen der beiden Gestirne, ohne daß dem andern eine ähnliche Beachtung zu theil, ja ohne daß dieses in engere Familienbeziehung zu dem andern gebracht würde. Uns Deutschen ist der Mond als Mann, die Sonne als Frau so durchaus selbstverständlich, daß wir nicht selten die abweichenden Anschauungen der Nachbarnationen ganz übersehen. Und doch sind in Europa nicht einmal alle Germanen einig in der Auffassung des Mondes als eines männlichen Wesens, die Engländer und Niederländer neigen zu der romanischen Personification von Sonne und Mond, also zu der entgegengesetzten. Dafür heirathet aber wieder in litthauischen Volksliedern der Mond die Sonne, und der Morgenstern ist die Tochter dieses Ehebundes. Mustern wir deshalb nach diesem Principe einmal die Erzählungen der Naturvölker über Sonne und Mond!

Da ist denn zuerst am weitesten verbreitet der Glaube, daß die Sonne der Gatte des Mondes ist; er ist gefunden worden sowol bei den nordamerikanischen Indianern wie den ausgestorbenen caribischen Stämmen Westindiens, in Südafrika wie auf der Panamalandenge. Ganz wie die ägyptische Isis Gemahlin und Schwester des Osiris zugleich war, stand auch die peruanische Mondmutter Mama-Quilla in diesem doppelten Verhältniß zum Sonnengotte. Der ottawäischen Sage analog ist bei den Huronen ebenfalls der Mond weiblich, aber sie erscheint hier nicht als die bejahrte Schwester, sondern als Großmutter der Sonne. Die Chiquitos in Bolivia nennen das blasse Gestirn der Nacht ihre eigene Mutter. Auf Malakka und im Nordosten Vorderindiens existirt die Meinung, daß beide, Sonne und Mond, weiblich seien; der Mond aber war, wie wir später sehen werden, die bessere Mutter von beiden.

Doch es giebt auch eine Kehrseite des Bildes! Mit den Deutschen, Dänen und Skandinaviern gehen außer den Litthauern die Araber, die Eskimos, Hottentotten, einzelne Süd- und Mittelamerikaner, Australier und Indier. Die Khasias z. B. im nordwestlichen Indien erblicken in dem vorsichtigen Ausweichen des Mondes vor der Sonne die Zurückhaltung des Schwiegersohnes gegenüber der Schwiegermutter, die Südaustralier und die südamerikanischen Mbokobis dagegen die Unzufriedenheit des Gatten mit der Gemahlin, den Eskimos und den mongolischen Buräten erscheinen beide als zum Himmel emporgestiegene Menschen, der Mond ist der jüngere Bruder der Schwester Sonne, ganz im Gegensatz zu den Algonkins.

Ja manche Völker kommen gar nicht recht zur Klarheit in diesen schwierigen Fragen; in der gothischen Bibelübersetzung werden an drei verschiedenen Stellen der Sonne alle drei Geschlechter beigelegt und seltenere Abweichungen bieten auch die althochdeutschen Sprachproben. In Betreff des Mondes finden wir die Ungeheuerlichkeit, daß die Chaldäer ihrem Sin männliche Attribute der Erde gegenüber, dagegen weibliche gegenüber der Sonne beilegten, und daß bei den Phrygern Men geradezu androgyn, also halb Mann, halb Frau blieb.

Schon in den vorhergehenden Beispielen wurde nicht mehr der Versuch gemacht, die menschliche und göttliche Natur des Mondes scharf zu trennen. Die letztere tritt offen zu Tage fast ebenso oft als die der Sonne; ja sie überwiegt geradezu neben der letzteren an nicht wenigen Stellen der Erdoberfläche. Wir besitzen authentische Nachrichten, daß z. B. in Senaar, Kordofan und in Fazogl, also im oberen Nilgebiet und östlich und westlich davon der Mondcultus vorwiegt; von den Botokuden im Innern Brasiliens erzählt Max Prinz zu Wied ausdrücklich, daß der Mond ihnen viel höher stehe als die Sonne; die Huronen nennen ihn direct die Schöpferin der Erde.

Es ist dies eine mir immer deutlicher gewordene Thatsache, daß die Völker des tropischen Amerika und Afrika dem Monde eine nicht geringere Vorliebe entgegen bringen als die meisten Menschen der gemäßigten Striche. Im Cultus steht wol meist der gewaltige Lichtgott des Tages über der sanften Fackel der Nacht, aber besonders geheimnißvolle Einflüsse, stets erhoffte, wenn auch selten eintretende Glücksumschläge traut man am Amazonas und in Mittelamerika, im Kongobecken und an der Loangoküste, im Hottentotten- und Betschuanenlande mehr dem Monde zu als der Sonne. Dem Gemüthe steht der erste, dem Geiste die letztere fast überall näher. Und in erster Linie ist es die neuaufsteigende, seit längerer Zeit zum ersten Male wieder im Aethermeer schwimmende Mondsichel, welche Krankheiten heilen und Donner und Blitz erzeugen, das Wachsthum der Pflanzen beschleunigen und der glücklichen Einflüsse überhaupt eine ungezählte Legion herbeirufen soll. Die Phantasie vieler Europäerinnen erscheint, so fruchtbar sie sonst auch auf diesem Gebiete sein mag, wirklich noch dürftig, wenn man Cameron oder Livingstone von den Festen des inneren Afrika erzählen hört, welche das Erscheinen des Neumondes veranlaßt. Und so sind wir wieder an unserem Ausgangspunkt angelangt, der neue Mond steht am Himmel und verlangt von den neu- und wißbegierigen Kinder- und Völkerseelen seine Erklärung. Warum sollen wir also nicht mit der kindlichsten beginnen? Freilich ist die Wahl nicht leicht.

Sind die Hottentotten naiver, welche meinen, der lebende Mondkörper leide an Migräne und lege in regelmäßigen Intervallen die Hond an den Kopf, so daß er immer weniger sichtbar wird, oder sind es gewisse Polynesier, welche die obgeschiedenen Seelen, die im Sternenzelte wohnen, den Mond aufzehren lassen? Oder spielt der Mond nicht eine noch unwürdigere Rolle bei den Dacotohindianern, welche kleine Mäuse in regelmäßig wiederkehrenden Angriffen die arme Mondscheibe bestürmen und abnagen lassen, während in der kurzen Ruhezeit der Körper wieder nachwächst? Wenn die Dacotahs uns on die oben angeführten Worte unsers kleinen dreijährigen Mitbürgers erinnern, so finden sich nicht weniger leicht Analoga für die weisen Bemerkungen seiner älteren Geschwister. So heißt es bei den Kaffern allgemein: Die Sonne verfolgt den Mond und macht ihn kleiner, er entkommt aber immer geschickt vor der völligen Vernichtung und sammelt neue Kräfte. Im altslavischen Volksliede hält die auf den Morgenstern eifersüchtige Sonne ein fürchterliches Strafgericht über den Gotten Mond; sie schlägt ihn in zwei Hälften auseinonder, und so muß allmonatlich der Ungetreue seine Schande den Menschenkindern zum abschreckenden Exempel zeigen. Die Hos in Nordostindien, für welche beide Gestirne weiblich sind, erfanden einen durch und durch anderen Mythus, dessen Ende jedoch mit dem eben Erzählten übereinstimmt. Die beiden Frauen hatten viele Kinder, nämlich Sterne, beschlossen aber, weil die Menschen damals zu viel Licht und Wärme erhielten, ihre Sprößlinge aufzufressen. Die Sonne thot dies wirklich, der Mond jedoch versteckte die seinigen und holte sie erst später aus dem Zufluchtsorte hervor; dies sind die noch jetzt nach Sonnenuntergang sichtbar werdenden Gestirne. Ueber den Wortbruch erzürnt, stürmt nun noch heute die Sonne hinter dem Monde her, ja sie hat ihn eingeholt und in zwei Theile zerhauen, die doch immer wieder zusammenwachsen; tröstend umstehen ihn die Töchter, die Sterne.

Ganz Aehnliches erzählt der außerordentlich rohe Stamm der Mintiras auf Molakka; bei ihnen ist aber der Wettlauf von Sonne und Mond jedesmal zu Gunsten des ersteren entschieden, wenn eine Mondfinsterniß eintritt; da schlägt nämlich die ob jener Treulosigkeit wüthende Sonne nach der andern, desseren Mutter und verdunkelt so deren Antlitz. Mitleid mit dem Monde und Sorge sowol um ihn ols besonders um die Erde und die Menschen sind noturgemäße Regungen des Gefühls, wenn der lebendig gedachte Mond sich plötzlich verfinstert. Diese Empfindungen steigern sich bei vielen Völkern zu einer solchen Höhe, daß sie dem Bedrängten rettend beizustehen streben und alle möglichen Manipulationen zu diesem Ende vornehmen. Sie scheuen sich selbst nicht, in die Familienverhältnisse von Sonne und Mond sich einzumischen; so suchen z. B. die Odschibwäer, welche um die oberen Seen des Lorenzstromes wohnen, und die Indianer von Cumano in Südomerika den Zank des Ehepoores, der sich in der Verfinsterung weiteren Kreisen kundgiebt, durch allerlei Lärm zu stören. Die Sonne gilt aber durchaus nicht überoll als die Ursache. Die Urwölder Brasiliens und Afrikas wie die Felsengebirge Nordamerikos, die von tropischer Flora überzogenen Thäler Sumatras wie die eisigen Gefilde Grönlands widerhollen in gleicher Weise von Menschenstimmen, welche die dösen dem Monde zusetzenden Wesen verscheuchen wollen. Wilde Schweine, riesige Hunde, Tiger, Jaguare, große Schlangen, endlich böse Geister werden solcher Attentate angeklogt, und darum schießen z. B. die Völkerschaften der Chiquitos und Guaronis, welche on der brasilisch-bolivionischen Grenze zwischen den Stromsystemen des Amazonas und Laplata houfen, mit Pfeilen nach dem Himmel, andere machen so viel wie möglich Geräusch, um die Ungethüme zu erschrecken. Eine ganz besonders originelle, weitverbreitete Sitte verlangt, daß man die Hunde bei solchen Gelegenheiten prügelt, vielleicht um durch deren Geheul, das die Menschenstimmen übertönt, die Quälgeister zu vertreiben, welche den Mond so lange hin- und herzerren, bis das hervordrechende Blut sein Licht auslöscht. Nord- und Südamerikoner, Huronen und Inkaperuaner, aber auch Eskimos u. a. brauchen dies wunderliche Mittel. Andere Notionen halten das Mondgeschöpf in dieser Zeit wenigstens für hungrig, krank oder im Sterben liegend, jedenfalls ein Gedonke, der noch näher als der eben besprochene liegt. Die größte Wichtigkeit scheinen mir auf dem gonzen Erdball die Potowatomiindianer, die einst in der Gegend des heutigen Chicago soßen, dem Vorgange beigelegt zu haben; noch ihnen rettet nämlich eine Mondfinsterniß gerodezu die Welt vom Untergang. Droben auf der weißen Scheibe, so berichten sie, sitzt ein böser Dämon, ein altes Weib; das flickt einen großen Kord und, wenn es damit fertig ist, muß die Welt untergehen. Mit ihr kömpft ober ein Hund, dieser zerreißt den Kord immer von Neuem, und — allemal in diesem Momente entsteht eine Mondfinsterniß.

Die liebenswürdigste Deutung hat der Jesuitenpater Le Jeune vor 250 Johren aus Kanoda mitgebrocht, und nicht nur die liebenswürdigste, sondern auch die der wissenschaftlichen Erklörung nächste. Sonne und Mond verursachen darnach aus freier Entschließung ihre Eklipsen, ein drittes Wesen schiebt sich, ohne ihnen zu schaden, vor sie. Sie sind nämlich, so erzählten dem Missionar einige Algonkins, Monn und Frou und haben dem gemäß ouch ein Kind. Liebkost dieses der Vater, so wird das Gesicht der Sonne, küßt es die Mutter, das des Mondes von dem dritten Körper verdeckt. Und ähnlich lassen einige Eskimostämme die ältere Schwester Sonne während der Verfinsterungen ihren geliebten Bruder Mond liebkosen, so boß beide nicht mehr recht sichtbar sind.

Hier aber wird wiederum, wenn auch in weit harmloserem Sinne als oben, das blasse Gesicht des Mondes zum Verröther der schwesterlichen Zärtlichkeit; die rußigen Finger der letzteren hinterlassen schwarze Spuren ouf den Wongen des Liedlings, und so erklären sich die Mondflecken. Domit gelangen wir zu einem der interessantesten Gebiete, auf welches die Betrachtung des Mondes die Völker der Erde geführt hat. Ich finde in der Houptsache drei verschiedene Erklärungsmethoden, welche der Verstond der Naturvölker für die dunkeln, dem bloßen Auge sichtbaren Punkte ouf der Mondscheibe in Anspruch nimmt. Die eine ist schon berührt worden: Die Mondflecken sind Wunden, Male oder wenigstens schmutzige Punkte in dem Mondantlitz, die diesem von fremder Hand ousgedrückt worden sind, oder es sind die verschwommenen Umrisse eines Thieres, welches ouf dem Monde sich befindet, oder endlich ein Wesen menschlicher Art, das entführt oder zur Strafe auf das Gestirn versetzt worden ist.

Von der Eskimomythe ist schon gesprochen worden, dieselben haben aber noch eine andere ersonnen, welche dos Verhältniß völlig umgekehrt und nicht die ungestüme Zärtlichkeit der Schwester für die Flecken im Gesichte des Bruders verantwortlich mocht. David Cronz hot von ihnen gehört: Der jüngere Bruder bedränge sie mit seinen Liebesäußerungen in so lästiger Art, daß sie vertheidigungsweise sein Gesicht beschmutze. Und weit entfernt von dem ewigen Eise des hohen Nordens, zu den Füßen der Gletscherkolosse des Himalayo lebt ein onderes Volk, die von Bostian oft besprochenen Khosia, das noch eine andere Varionte ersonnen hat: Der übergalante Schwiegersohn Mond, der immer von neuer Liebe zu der glänzenden Erscheinung seiner Schwiegermutter sich entzündet, sobald er ihrer nur wieder ansichtig wird, muß es sich gefallen lassen, daß die sich vertheidigende Schöne voll Abscheu ihm Asche ins Antlitz wirft — daher die deutlich sichtbaren schwarzen Punkte!

Neben der Sonne werden oder auch Thiere genannt als die Schuldigen, denen das entstellte Mondgesicht zur Last gelegt werden muß. Der Hase hot bei den Namaquas dieses

zerkratzt, ehe er sich auf seine noch jetzt währende Wanderschaft begeben mußte, die Inder aber geben dem Gestirne der Nacht den Namen des Hasenträgers, und in einem indischen Thiermärchen schreckt ein Hase den ihn bedrohenden Elephantenkönig mit der Bemerkung: Der Mond trage in seinem Wappen den Hasen als Wappenthier. Daneben findet sich in demselben Lande aber auch der Beiname des Reihträgers für den Mond, also auch dieses zweite scheue Thier auf die blinkende Scheibe gebannt. Von den Japanesen berichtet Bastian, daß sie ein Kaninchen hinauf versetzen, welches in einem Mörser mit einer Keule Reiskörner stößt. Wem sollte bei solch' wunderlicher Uebereinstimmung — auch die Siamesen reden vom Hasen im Monde — nicht die jungfräuliche Diana vor die Seele treten, die Göttin des Mondes wie der Jagd, deren zahlreiche Beinamen sich besonders mit dem „Auge der Nacht" oder der „beutemachenden Jägerin" befassen, die eine Hirschkuh zur Begleiterin wählt und in der Feuchtigkeit des Nachtthaues die Pflanzen befruchtet, wie es die Chiquitos von ihrer „Mutter Mond" ja auch erzählen?

Wunderliche Harmonie der menschlichen Seele, die sich uns da offenbart, in den Gedankenkreisen der alten und neuen Welt, des Alterthums und der neuen Zeit! Aber noch schlagendere Beispiele für gleichartige Abwege der Phantasie ziehen vor unserem geistigen Auge vorbei, wenn wir dem dritten Erklärungsversuche näher treten, der in dem „Mann im Monde" seinen populärsten Ausdruck gefunden hat. Freilich muß man das Wort nicht so genau nehmen, es giebt außer dem Mann auch eine Frau, ja selbst Ehepaare, schließlich Kinder im Monde, und ihre Contouren sind es, welche die trockene Wissenschaft der Gegenwart mit dem Namen einzelner Ringgebirge belegt. Der große Geograph Oscar Peschel, zu dessen Füßen auch Schreiber dieses gesessen, hat in einem seiner anmuthigen Auslandartikel, kurze Zeit ehe er nach Leipzig übersiedelte, die Uebereinstimmung hervorgehoben, welche die Erzählungen vom Mann im Monde bei Samoainsulanern und Inkaperuanern, Nord- und Mitteleuropäern, Südafrikanern und Küstenvölkern des Mittelmeeres aufweisen. Daß sich alle aufmerksamen Menschen über die Mondflecken Gedanken machen und diese zu Geschichten ausspinnen, ist nun nichts Auffälliges, aber daß sie so oft auf denselben entlegenen, ziemlich abstrusen Gedanken kommen, Nationen, die nie von einander gehört, geschweige denn mit einander Ideen ausgetauscht haben, das ist unerklärlich. Wenigstens für alle Leute, die nicht so willkürlichen Phantasien über die Anfänge des Menschengeschlechts nachhängen wie etwa Dr. August Ebrard! Warum sollen die dunkeln Punkte im Monde Menschen sein, die entweder eine Sünde begangen und deshalb dorthin versetzt oder überhaupt entführt worden sind? Und doch behaupten es unsere Märchen in Uebereinstimmung mit den Literaturen vieler anderer Völker. Man denke nur an Shakespeare's Sommernachtstraum, der den Mann im Monde ja leibhaftig mit Laterne, Hund und Dornbusch vor unsere Augen zaubert, man denke an Dante, welcher den Brudermörder Kain als den Mann mit dem Dornenbusche in seiner Hölle (XX, 124) citirt:

> Doch sieh' schon Kain mit dem Dorn gewinnen
> Der Hemisphäre Grenz' und abwärts gehen
> Zum Meere bei Sevilla.

Besonders die mittelalterlichen Schriften der europäischen Culturnationen gewähren noch manches Beispiel. Sie haben ebenso ausführliche Berichte ersonnen wie jene Erzählungen der mongolischen Buräten oder der polynesischen Samoaner, von denen die ersten ein säumiges, zum Wasserholen ausgeschicktes Mädchen mit ihrem Wasserkrug und einem abgerissenen Blätterbüschel, die letzteren eine hungernde Mutter mit ihrem Kinde und ihrem Handwerkzeug, das sie gerade in der Hand hält, in den Mond versetzt haben. An die Kindergeschichte vom Gertrudchen, welches den Mond herunterholen wollte und bei diesem Versuche vom Dach stürzte, erinnert die altperuanische Ueberlieferung von einem übelbeleumundeten Mädchen, das sich in den Mond verliebte und um ihn zu stehlen hinaufstieg; er aber hielt sie fest und hat sie noch nicht wieder losgelassen. Einen Knaben meinen die Noratonganer in Polynesien, eine alte Frau die Potowatomiindianer, ein altes Ehepaar, welches eben einen Reishaufen aufschüttet, die Siamesen im Monde erkennen zu können.

Ja es giebt Länder, in denen weniger der Mond selbst als vielmehr geradezu der Mann im Monde als überirdisches Wesen verehrt wird. Die Osseten des Kaukasus schauen mit Angst und Sorge nach dem Dämon, der da oben sitzt, und von den Namaquas berichtet schon der älteste Herrnhuter Missionar G. Schmidt, daß das männliche Wesen, welches sie vom Monde aus bewache und beschütze, in höchster Geltung bei ihnen stehe.

Endlich findet sich noch eine letzte Variation auf der gerade an Mondmythen reichen Samoagruppe; ein abgeschiedener Häuptling, so wurde manchen Reisenden dort der Mann im Monde genannt, und auf diese Weise verknüpft sich der nicht nur in Polynesien, sondern fast über die ganze Erde verbreitete Ahnencultus hier mit dem Cultus des räthselhaften Geschöpfes, das auf der lichten Mondscheibe lebt. In Europa freilich sind die Zeiten der Furcht vor dem Monde so ziemlich vorbei; man behandelt ihn jetzt schon mehr als eine Art Hausmittel für beliebige Zwecke. Doch die Jahrhunderte sind noch nicht so weit hinter uns, wo man den unschuldigen Erdtrabanten sogar zum Aufenthaltsorte der Sünder, zur Hölle stempelte, und wo der Engländer Tupper ihn mit den von Edward B. Tylor angeführten Versen besang:

> Ich kenne Dich wohl, o Mond, Du Höhlenreich,
> Du böser Satellit, des Todes riesiger Aschenhaufen Du,
> Blutfleck an Gottes Himmel, des Verbrechens bleiche Wohnstatt,
> Gebrandmarktes Gefängniß Du der Sünde, wo die Seelen der Verdammten
> In Strafen schwelgen. O erhabener Gedanke,
> Daß mitten in dem schwarzen Thun der Nacht, wenn durch die weite Welt
> Das Böse schleicht, die Sünder wohl bewachend Du
> Ueber allem strahlst, das wachsame Aug' der — Hölle!

O dunkles Mittelalter! Dessen überspannte Phantasie sogar dem weißesten Gestirne des Himmels seine Engelsreinheit abstritt und die Natur des Sündenpfuhles andichtete! Flüchten wir uns darum zum Schluß, lieber Mond, wieder in die harmloseren Kreise unserer Naturvölker; in ihrer Mitte findest Du eine ähnliche Verehrung, wie sie Dir die Griechenwelt entgegenbrachte! Denn nicht nur Plutarch verlegte auf Dich das Elysium, sondern auch Süd- und Nordamerikaner, selbst Polynesier stehen als Zeugen bekräftigend neben dem liebenswürdigen Schriftsteller von Chäroneia. Die Salivaindianer von Neugranada träumen von dem herrlichen Jenseits auf Deinen weißen Gefilden, wo es keine Mosquitos giebt, in Deine Auen versetzen die Guaycurus von Altcalifornien und die Polynesier von Tokelau die Seele ihrer verstorbenen Häuptlinge und Medicinmänner, und Deinen räthselhaften Gesichtszügen legen die Eskimos von Labrador den Namen des Paradieses der guten Menschen bei!

Leipziger Theater.

Die zweite Hälfte des Goethecyklus brachte uns „Egmont", „Tasso" und „Faust". Wenn bei einem dramatischen Schillercyklus von einer Auswahl nicht die Rede sein kann, indem ein glücklicher Wurf nach dem andern den Siegeslauf dieses Dramatikers bezeichnet und unter lauter Treffern sich keine einzige dramatische Niete befindet, so ist den Goethe'schen Dramen gegenüber um so mehr eine Auswahl geboten, als auf die theatralische Wirkung, die selbst

bei seinen Hauptwerken lange Zeit eine bestrittene war, bei einigen der minder bedeutenden mit Sicherheit nicht zu rechnen ist und als auch der dichterische Werth dieser Erzeugnisse ein sehr ungleicher ist. Die Pietät gegen den großen Dichter hat zwar zu allerlei Experimenten auch mit den minder aufführbaren Stücken geführt; doch war der Erfolg derselben keineswegs ermuthigend. Daß der große Homer bisweilen schläft, ist bekannt; doch es gilt das auch vom großen Goethe: nur der blindeste Autoritätsglauben kann einzelne Gelegenheitsfestspiele, kann „Erwin und Elmire", „Claudine von Villabella", „Jery und Bätely", „die Fischerin" und ähnliche flüchtige Federskizzen, die nur hier und dort in einzelnen lyrischen Ergüssen den unnachahmlichen Zauber der Goethe'schen Muse athmen, für annehmbare Bühnenstücke erklären. Auch Jugendromane, wie die „Mitschuldigen", haben nur ein literarhistorisches Interesse. Es könnte sich nur um drei dramatische Dichtungen handeln, über deren Aufnahme in einen Goethecyklus sich überhaupt die Debatte eröffnen ließe, um „Stella", „die natürliche Tochter" und den zweiten Theil des „Faust". Was „Stella" betrifft, so leidet das Stück offenbar an einer krankhaften Empfindsamkeit und enthält Scenen, wie sie Kotzebue geschrieben haben könnte; die Wendung zu Gunsten der Bigamie ist zwar später von dem Dichter beseitigt worden; doch blieb immer ein unerquicklicher Rest in dem Stück, welcher an sie erinnert. Man hat neuerdings wieder in Weimar den Versuch mit der Aufführung gemacht; sie hat in einer Stadt, wo die Pietät gegen Goethe am lebhaftesten ist, auch einen Erfolg gehabt, der aber wol vorzugsweise auf Rechnung dieser Pietät zu setzen ist. Es ist durchaus berechtigt, „Stella" von einem Goethecyklus auszuschließen, obschon einzelne Scenen mit dem Ausdruck inniger und hinreißender Lebensempfindung das volle Gepräge des hervorragenden Dichters tragen. Die marmorglatte und marmorkalte „Natürliche Tochter" ist nur der erste Theil einer unvollendeten Trilogie, allzu handlungsarm, um auf der Bühne zu wirken, so daß das Fiasco des Stückes bei einer Berliner Aufführung leicht begreiflich ist. Hierzu kommt, daß der Dichter, der, wenn auch von feindlichem Standpunkte aus, ein Bild der durch die französische Revolution hervorgerufenen Zustände geben wollte, sich doch nur schwer in diese ihm von Hause aus mißliebigen Verhältnisse zu versetzen vermochte. Die „Natürliche Tochter" ist daher auch von den neuesten Experimenten des Classikercultus verschont geblieben. Anders der zweite Theil des „Faust": man hat ihn in den verschiedensten Einrichtungen und Bearbeitungen auf die Bühne gebracht: im Dreisächersystem der mittelalterlichen Passionsbühne, in großartiger opernhafter Ausstattung, mit der Musik der verschiedensten Componisten; man hat die ganze Faustdichtung in eine Zwei- und Dreitheilung gegliedert, auf zwei und drei Abende vertheilt: dennoch haben nur einzelne Scenen des zweiten Theils, die Baccalaureusscene und die Schlußscenen sich auf der Bühne wirksam erwiesen; die breite Mitte des Stückes, in welcher der Held sich auf einmal in eine allegorische Figur verwandelt, alles dies, was ohne Commentar schon bei der Lectüre unverständlich ist, kann auf der Bühne gar keinen Eindruck machen, höchstens einen balletmäßigen und opernhaften, der durch allerlei bunte Gruppirungen und decorativen Aufputz hervorgerufen wird. Der zweite Theil wird sich nie auf der Bühne einbürgern; und wir billigen es durchaus, daß unsere Direction von demselben abgesehen hat.

Das beliebteste Bühnenstück Goethe's ist wol „Egmont"; freilich ist dies wesentlich der Beethoven'schen Musik zugute zu schreiben, welche leider! diesmal wegen der Ueberbürdung des Orchesters durch den Wagnercyklus fortbleiben mußte. „Egmont" enthält die anmuthigsten Genrebilder und die liebreizende Gestalt Klärchens; auch der Held selbst ist ein mit seiner Kunst ausgeführtes Charaktergemälde: aber die Triebfedern dramatischer Handlung sind schwach in dem Stücke und wenn man mit Recht von jeder einzelnen Scene im Drama erwarten darf, daß sie eine dramatische Pointe, irgend eine Bedeutung für den Fortgang der Handlung hat, so ist dies in „Egmont", besonders in der ersten Hälfte des Stückes, durchaus nicht der Fall; jede Scene als Genre- oder Charakterbild ist sich Selbstzweck, so die niederländischen Volksscenen, die in epischer Weise das Volk schildern, ohne es uns in dramatischer Bewegung nach irgend einem Ziele hin zu zeigen; so die großen Scenen der Regentin, welche uns zwar den Charakter dieser Frau im vollen Lichte zeigen und auch die geschichtlichen Zustände erhellen, aber zu keiner irgendwie entscheidenden Wendung führen. Und selbst Egmont bei Klärchen . . . ein glücklicher Liebhaber! Nur wenn der Zuschauer sich den Contrast des drohenden Schicksals hinzudenkt, fällt auf die Scene ein schwaches dramatisches Licht. Dagegen gehören die Scenen zwischen Egmont und Alba, sowie Klärchens Markt- und Todesscenen zu den wirksamsten, welche Goethe für die Bühne geschaffen, und Egmont's Monologe, trotz der unausgegohrenen Jamben, in denen sie geschrieben sind, zu den unvergänglichsten Ergüssen der Goetheschen Muse.

„Egmont" ist hier so oft gegeben worden, daß die Kritik sich kurz fassen kann. Der Charakter des leichtledigen flamändischen Ritters steht in solchem Widerspruch mit der Heldenschablone der deutschen Schauspielkunst, daß er in der Regel bei der Darstellung zu schwer genommen wird. Hr. Senger bestrebte sich besonders in der ersten Scene einen leichten Ton anzuschlagen, hatte aber in den Auftritten, in denen das Heldenhafte mehr zur Geltung kommt, etwas zu viel Emphase, zu schwere declamatorische Accente, wenngleich er sie mit Kraft und Feuer spielte. Noch schwieriger ist Klärchen für unsere tragischen Liebhaberinnen, die an das Sentimentale in ihren Rollen gewöhnt sind. Davon darf Klärchen keinen Zug haben: Frl. Friedhoff hielt sich davon nicht frei; nur in der Liebesscene war sie heiter und natürlich. In der Marktscene fehlte ihr das elektrisirende Feuer, ja selbst die Kraft des Organs, mit der sie in der Schlußscene ihres Gretchens im „Faust" zu wirken weiß. Dieser begeisterte, hinreißende Aufschwung des Brüsseler Bürgermädchens wird der Darstellerin gelingen, wenn sie ihn zu edler, schöner Kraft herauszuarbeiten vermag: hier muß besonders die athemlose Ueberhastung, zu welcher die Scene leicht verführt, vermieden werden. Der Alba des Hrn. Pettera war ein mit düsterer Energie gesättigtes Charakterbild ohne das aschgrau Verloschene, das Haase diesem Charakter giebt, aus dem es dann mit unheimlichem Feuer hervorzuckt. Die anderen Darsteller sind früher oft besprochen worden.

Gänzlich neu dagegen war die Aufführung des „Tasso", die erste, welche die Dichtung unter der Förster'schen Direction erlebte. Im Grunde wirkt das Stück auf der Bühne nur auf jene kleine Gemeinde von Auserwählten, welche einer mit leisen Linien umschriebenen Handlung mit Antheil folgen, wenn das unsterbliche Dichterwort jede Regung der Seele in schöner Harmonie wiederspiegelt. Gegenüber dem Scenenwechsel in „Egmont", der auch an „Götz von Berlichingen" erinnert, wenn auch in den Hauptscenen die Handlung mehr zusammengerafft ist, gegenüber dieser „Hand voll Scenen", wie ein Kritiker sich einmal ausdrückte, herrscht in „Tasso" dieselbe wohlgeordnete Folge der Auftritte, wie in „Iphigenie", eine sanfter motivirte Verkettung der Vorgänge mehr des innern als des äußern Lebens. Treffend sagte L. F. Huber über das Stück: Tasso, das ausgearbeitetste unter allen Werken Goethe's, sei für das Studium wie für den Genuß des Künstlers ein köstliches, in seiner Art einziges Geschenk. Indeß scheine das Interesse an diesem Drama mehr durch die Kunst aufgedrungen, als natürlich. „Die Charaktere und Situationen behalten, unter dem zarten Hauch eines miniaturähnlichen Colorits, eine gewisse Unbestimmtheit, die den Eindruck des Ganzen kaum wohlthätig macht und sie sind,

in der innigen und seelenvollen Behandlung, die Goethe'n eigen ist, ungefähr ebenso auf eine Nadelspitze gestellt, wie manche Charaktere und Situationen in Lessing's subtiler und sinnreicher Manier." „Tasso" bleibt schon deshalb eines der interessantesten Werke, weil Goethe, wie er selbst zugesteht, „viel von seinem Eigenen hineingelegt hat". So prägt sich die wehmüthige Stimmung, die den Dichter bei seinem Scheiden von Italien ergriff, in „Tasso" aus: „Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück." So sagt er selbst. Auch sind die beiden Charaktere Tasso und Antonio nur zwei Seiten seines eigenen Wesens, denen er ein selbständiges Leben geliehen hat. Niemals, auch nicht von der romantischen Schule, ist die Selbstherrlichkeit des Genies und seine Ausnahmemoral mit solcher Prägnanz hervorgehoben worden, wie in „Tasso": das Launen- und Grillenhafte einer Künstlernatur, die sich über jedes Gesetz des Herkommens hinwegsetzt; niemals aber auch ist mit so poetischer Weihe der schöne Beruf des Dichters verkündet worden. Es giebt kaum eine Dichtung, die so wie „Tasso" in einen idealen Aether getaucht wäre, der aber keine chemisch-kritische Zersetzung verträgt, dessen Bestandtheile zu den poetischen Imponderabilien gehören. Löst man die Handlung selbst in ihre Bestandtheile auf, so bleibt nur ein schwächlicher Rest: das Uebrige kommt auf die dichterische Stimmung und das Seelengemälde.

„Tasso" läßt sich kaum von Schauspielern darstellen, welche an die realistische Manier der modernen Schule und mit der neuen Lustspieldichtung durch Dick und Dünn zu gehen gewohnt sind. Einer nur auf den äußerlichen Effect geschulten Kunst fehlen hier alle Handhaben: es bedarf jenes Miniaturcolorits, welches Huber der Dichtung zuschreibt, auch bei der Darstellung, der zartesten Pinselführung, des duftigen Schmelzes der Seelenmalerei, des feinen Empfindens für die Schönheit des dichterischen Wortes, über welche man ja heute mit großer Gleichgiltigkeit zur Tagesordnung übergeht, gleich als ob man es mit etwas Ueberflüssigem zu thun habe, welches gelegentlich den Schauspieler hindert, seine Ellnbogen frei zu gebrauchen.

Die hiesige Aufführung war wenigstens durchaus auf den richtigen Ton gestimmt und ließ das Streben nicht vermissen, dem idealen Zauber der Dichtung gerecht zu werden. Hr. Mylius, ein trefflicher Darsteller leidenschaftlicher Rollen, hob als „Tasso" die innere Zerrüttung, besonders in der zweiten Hälfte des Stückes, wirksam hervor; in der ersten traf er nicht ganz den Ausdruck sanfter Schwärmerei, der eine gewisse melodische Grazie verlangt, die Verklärung, in welcher dem dichterischen Genius die durch seine eigene Magie verzauberte Welt erscheint. Vortrefflich aber war Frl. Friedhoff in der Rolle der Prinzessin: die sansteren Gefühlsregungen, getragen von einem feingraziösen Vortrag, brachte sie zu anmuthiger Geltung. Hr. Johannes als „Alphons" gab dem Fürsten eine edle maßvolle Haltung. Schwierig ist die Rolle der Lenore Sanvitale: sie ist das Gegenbild zur Prinzessin, bewegt, feurig, lebensklug, bereit, ihrer Neigung zum Dichter einen schönen Gewinn zu sichern, indem sie ihn in ihre ausschließliche Gewalt zu bringen sucht. Frau Hildebrandt-von der Osten gab dieser Lenore ebensoviel Festigkeit und Selbstbeherrschung, wie muntere Lebendigkeit und spielte besonders die Scene mit Antonio mit feinem Verständniß. Hr. Hans Förster schloß sich in dieser Scene nicht ganz dem Vorbild Seydelmann's an, welcher derselben die seltsame Würze einer verdächtigen Beziehung zur Gräfin Sanvitale gab, was er, wie Eduard Devrient erzählt, durch zärtliches Küssen und Streicheln ihrer Hand und vielsagende lüsterne Blicke andentete. Wir meinen, daß sich Hr. Hans Förster mit Recht darauf beschränkte, die Sympathie zum Ausdruck zu bringen, welche in der gegenseitigen Anziehung verwandter Naturen besteht. Auch gab Hr. Hans Förster dem Antonio nicht den derben, rauhen, imponirenden Ton, den ihm Seydelmann gegeben haben soll, sondern nur einen ruhigen, festen und gemessenen. Mit klarer Auseinandersetzung sprach Hr. Förster die Reden des Antonio: nur möchten wir demselben mehr weltmännische Gewandtheit wünschen, dem schwankenden Tasso gegenüber eine feste, aber doch elegante Haltung.

„Faust" gehört, wie „Egmont", zu den Stücken, die auf unserm Repertoire einen festen Stand behaupten: diesmal mußte sich das Drama wie „Egmont" ebenfalls ohne musikalische Unterstützung und stimmungsvolle Begleitung behelfen. Diese Dichtung von großen, geistigen Dimensionen verliert bei jeder Darstellung etwas von ihrer über Erde und Himmel reichenden Bedeutung. Schon der Prolog im Himmel, der in der gewöhnlichen Bühneneinrichtung fortbleibt, giebt metaphysische Perspectiven, in denen die geistige Bedeutung des Ganzen liegt. Gerade durch diesen transcendentalen Rahmen aber werden die irdischen Genrebilder und Liebesscenen, die sich auf der Bühne so geltend machen, als läge in ihnen der Hauptpunkt der Dichtung, erst in das rechte Licht gestellt. Wenn der Gedankenreichthum des Helden auch durch eine begeisterte Declamation zur Geltung gebracht werden kann, so wird der Uebermensch Faust doch bei jeder Verkörperung in ein Prokrustesbette gespannt: noch mehr gilt dies aber von dem Geiste der Verneinung, einem verkörperten metaphysischen Prineip, dem Mephisto.

Gegenüber dieser Gestalt, die eben nur als Incarnation einer philosophischen Idee erscheint, stand die darstellende Kunst von Hause aus mit Befremdung. Den Teufel in derber Holzschnittmanier darzustellen, schien für durchgreifende Bühnenwirkung das Beste: so spielten Seydelmann und Döring den Höllensohn. Da man das Uebermenschliche nicht schildern konnte, hing man einiges Untermenschliche den Figuren an und da sich dieser Teufel gelegentlich in Cynismen ergeht, welche seine bestialische Natur illustriren, so suchte man durch Hörner und Klauen, durch einen schnarrenden und puhstenden Ton dem Teufel einen thierartigen Anstrich zu geben. Das paßte zu jenen Scenen, über welche die zeitgenössische Kritik die Achseln zuckte, denen sie Plumpheit, Widrigkeit, schmutzige Bilder und ungesittete Ausdrücke zum Vorwurf machte, und von denen der große Philolog Heyne sagte: es seien Dinge im „Faust", die nur der in der Welt habe schreiben können, der alle andern neben sich für Schafsköpfe ansah. Mephistopheles in Auerbachs Keller, in der Hexenküche, bei Frau Martha erschien im Ganzen als eine derbkomische Figur. Bald aber sahen die Darsteller doch ein, daß der Teufel auf ein vornehmeres Piedestal gestellt werden müsse: da wurde der Junker Voland ein feiner Cavalier mit dem überlegenen Sarkasmus, der sich bisweilen auch darin gefällt, zu plebejer Derbheit herabzusteigen, ohne indeß damit seine Vornehmheit auszugeben: es waren das nur cavaliermäßige Ausschreitungen und Licenzen. Diese Auffassung, die uns als die richtigere scheint, ist jetzt wol zur Herrschaft gelangt: sie läßt natürlich viele Modificationen und Nüancen nach der einen und der onderen Seite zu. Herr Dr. Pohl spielte die Rolle in solcher Weise, wie es ähnlich schon Hr. Hans Förster gethan. Hr. Pohl zeigte volles Verständniß für die Weltanschauungen des verneinenden Geistes, spielte auch einzelne komische Scenen mit vieler Wirkung, im Ganzen aber wol etwas zu gutmüthig; nach den Pointen, die der Pferdefuß des Satans aus der Erde schlug, roch es zu wenig nach Schwefel. Trotz des eigenartigen Mephistotons war die Färbung im Ganzen zu jovial: der Mephisto war nicht scharf und schneidig genug. Der Faust des Hrn. Mylius und das Gretchen des Frl. Friedhoff haben wir schon früher besprochen. Wo der warme Herzenston zum Durchbruch kommt, verdiente das Gretchen volles Lob: doch müßten die ersten Scenen noch unbefangener und naiver gespielt werden.

Im Ganzen hat der Goethecyklus, wenn er auch reichen Beifall fand, doch nicht die Anziehungskraft des Schillercyklus ausgeübt. Schiller's stärker ausgeprägte dramatische Energie und volksthümliche Haltung sichern ihm auf der Bühne den ersten Rang unter den deutschen Dramatikern.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

—ψ—. Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Illustrirt von F. Keller-Leuzinger. Stuttgart, Verlag von W. Speemann, 1881—1882. — Während wir in Peschel's „Völkerkunde" und in Friedrich Müller's „Allgemeiner Ethnographie" zwei Lehrbücher besitzen, von denen jedes in seiner Art trefflich genannt werden muß, fehlte es doch bis jetzt an einem Werke, das den genannten Wissenszweig, der sich in der Neuzeit großer Beliebtheit zu erfreuen hat, größeren Kreisen in anziehender Form vermittelt hätte, und zwar sowol des Bedürfnisses nach allgemeiner Bildung wegen, wie nicht minder im Interesse der Wissenschaft selber, da dieselbe ganz wesentlich durch die Theilnahme des Publicums mit gefördert wird und derselben nicht entrathen kann, indem gerade von dieser Seite ein gut Theil des zum Studiren nöthigen Materials beschafft wird. Indem man also die Aufmerksamkeit auf die Völkerkunde lenkt und den Sinn für dieselbe weckt, nützt man ihr auch indirect durch Hebung des Verständnisses, brauchbares Material zu sammeln, wofür die Wissenschaft Jedem, der sich dieser Mühe unterzieht, zum Danke verbunden ist. Friedrich v. Hellwald nun, bekannt durch eine Reihe trefflicher Werke, welche sich ebenso sehr durch reichen wissenschaftlichen Inhalt, wie durch die gewandte Darstellung auszeichnen, hat es übernommen, im Sinne der Darwin'schen Lehre die aufsteigende Entwickelung des Menschengeschlechts von seinen tiefsten Gesittungsstufen bis zu dem reichen Culturleben der hochentwickelten Nationen zu schildern. Alle Seiten der menschlichen Natur, sowol der physischen, wie der psychischen, gelangen in anziehender Form zu lebensvoller Darstellung, so daß man ein anschauliches Bild der verschiedenen Menschenracen nach ihrer leiblichen wie geistigen Eigenart, in anatomischer wie culturlicher Beziehung erhält. Wo das Wort zur Schilderung nicht ausreicht, wird es durch treffliche Illustrationen unterstützt, die bei einem Werke wie das vorliegende, welches für die weiteren Kreise der Gebildeten berechnet ist, nicht entbehrt werden können. Eine ganz vorzügliche Kraft ist noch zu diesem Zwecke von der Verlagshandlung gewonnen worden, eine Kraft, die mit dem Blicke des Forschers, der das Wesentliche, Charakteristische von dem Zufälligen und Untergeordneten zu unterscheiden vermag, die Fähigkeit künstlerischer Darstellung verbindet, in welcher Beziehung Keller-Leuzinger dem Verfasser ebenbürtig zur Seite steht. Nur will es uns bedünken, daß der Künstler in ihm die Oberhand hat und auf Kosten der Wahrheit und Treue etwas zu sehr idealisirt, wie dies auch in seinem Prachtwerk: „Vom Amazonas und Madeira" recht klar ersichtlich ist, das in künstlerischer Beziehung nichts zu wünschen übrig läßt, dem man aber, was die Glaubwürdigkeit der Bilder anbelangt, nicht zu sehr trauen darf. So sind die Bilder zwar unvergleichlich schön und werden auf den Kritiklosen eine große Anziehungskraft ausüben, entsprechen aber nicht durchweg der Wirklichkeit. Auch vollkommene Unrichtigkeiten laufen mit unter. So wird ein Eingeborner von Karoor, Palauinseln, mit einem Bogen in der Hand dargestellt, was zu einer ganz falschen Vorstellung Anlaß giebt, indem diese Waffe auf dem ganzen Carolinen-Archipel unbekannt ist. Unbedingt ist es nothwendig, daß der Verfasser als Sachverständiger die Arbeiten des Illustrators controlire und daß dieser sich den Anordnungen jenes fügen muß, denn wir können nicht annehmen, daß einem so kenntnißreichen Gelehrten, als welcher Hellwald sich stets bewährt hat, diese Thatsache unbekannt sein sollte. Auch auf die Auswahl der Illustrationen, die gleichfalls dem Verfasser unterstellt sein muß, könnte etwas mehr Sorgfalt verwendet werden. Warum werden der Barramuda und die Samen des Nardu abgebildet? Mit gleichem Rechte müßte die „Naturgeschichte des Menschen" auch eine Naturgeschichte der dem Menschen nützlichen und werthvollen Pflanzen und Thiere zur Darstellung bringen. Der Raum ist aber so beschränkt, daß er nicht zu Allotria verwendet werden und lieber den näherliegenden Zwecken gewidmet sein sollte. Wir wünschen, daß die hier von uns berührten Punkte bei der Fortsetzung des sonst so trefflichen Werkes wol Beachtung finden möchten, da dasselbe dadurch nur gewinnen kann und erst dann seinen Zweck vollständig erfüllen wird. Wir bemerken schließlich noch, daß das ganze Werk in zwei Bänden von je 35 Lieferungen erscheinen wird. Bis jetzt liegen 16 Lieferungen des ersten Bandes in vorzüglich schöner Ausstattung vor, wie wir es von der rühmlichst bekannten Verlagshandlung gewohnt sind.

—m— Verzeichniß der neuen Werke der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. 1881. Herausgegeben von Paul Emil Richter. Dresden, Commissions-Verlag der kgl. Hofbuchhandlung von H. Burdach (Warnatz u. Lehmann). (1 ℳ 20 ₰.) — Mit Recht gilt in Fachkreisen die Drucklegung von Katalogen größerer Bibliotheken (mit Ausnahme der Handschriftenverzeichnisse, die überall veröffentlicht werden sollten) für ein Unternehmen, dessen Nutzen in keinem Verhältniß zu den darauf zu verwendenden Kosten steht. Etwas anderes ist dies jedoch mit Veröffentlichungen aus den Accessionskatalogen, wie sie der Verfasser des vorliegenden Schriftchens, d. Z. Secretär der kgl. Bibliothek zu Dresden, seit 1875 herausgiebt, besonders wenn sich die Anschaffungen der Bibliothek auf gewisse Fächer beschränken, die dafür aber in möglichster Vollständigkeit ausgestattet werden. Die Verzeichnisse werden unter diesen Umständen zu Repertorien der wichtigeren neuen Erscheinungen auf den betreffenden Gebieten und sind für den, der sich für diese näher interessirt und auf die Benutzung der betreffenden Bibliothek angewiesen ist, zweifellos oft von Nutzen. So verdienen auch die Richter'schen Verzeichnisse eine warme Empfehlung, namentlich ist ihnen eine möglichst große Verbreitung außerhalb Dresdens zu wünschen. Während der Dresdner, wenn er überhaupt Beziehungen zur Bibliothek hat, sehr leicht erfahren kann, ob er dies oder jenes neuere Werk dort findet, ist dies für den Nichtdresdner viel umständlicher. Da ist es denn ohne Frage eine willkommene Erleichterung sowol für den Benutzer als für die Bibliotheksverwaltung, wenn jener die bisher erschienenen Richter'schen Verzeichnisse, die den Zuwachs der Bibliothek in den letzten 6 Jahren darstellen, also so ziemlich alle wichtigeren, auf den Gebieten der historischen Wissenschaften neuerdings erschienenen Werke enthalten, zur Hand hat. Wir bemerken dabei, daß zu den Jahrgängen 1876—1880 ein übersichtliches Register erschienen ist. Das neueste Heft unterscheidet sich durch größeres Format und zweispaltigen Druck von den früheren; wie diese zerfällt es in einen alphabetischen und einen systematischen Theil. Es enthält die Titel von 1937 neu angeschafften Werken (gegen circa 1600 des Vorjahres), unter denen aber von periodischen Schriften nur diejenigen aufgeführt sind, welche erst seit 1880 der Bibliothek zugehen; über die übrigen orientirt ein i. J. 1880 in demselben Verlage erschienenes „Verzeichniß der Periodica im Besitze der Königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden" von demselben Verfasser. Wir wünschen dem mit großem Fleiß gearbeiteten Werkchen, das nebenbei bemerkt unseres Wissens nicht im amtlichen Auftrage herausgegeben wird, sondern lediglich ein

Privatunternehmen ist, den besten Erfolg und die weiteste Verbreitung.

Leipzig, 30. Juni. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Annuaire diplomatique et consulaire des Etats des deux Mondes 1882. Gotha, Justus Perthes. 3 *M.*

Austriaca. Betrachtungen und Streiflichter. Leipzig, Duncker & Humblot. 5 *M.*

Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Beschreibende Darstellung der älteren, herausgeg. vom K. Sächs. Alterthumsverein. 1. Heft. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. 4 *M.*

Berg- und hüttenmännischen Literatur. Verzeichniß von Werken der, Freiberg, J. G. Engelhardt.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 24. bis 27. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 50 Pf.

Carlsfan, Erzählungen. 1) Ein Stadtjunker von Braunschweig. Halle a/S., Buchhandlung des Waisenhauses. 3,75 *M.*

Conservative Monatsschrift, Allgemeine, Juni c. Leipzig, J. C. Hinrichs. Viertelj. 2 *M.*

Degenhard's Vortrag: Meine persönlichen Erfahrungen und Ansichten über die Nothwendigkeit der Einreihung des Obst- und Gemüse-Baues in die Landwirthschaft. Dresden, Degenhard, Goethestr. 7 b.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 10. Heft. Wien, A. Hartleben. à 70 Pf.

Ebers und Guthe, Palästina in Bild und Wort. 18. bis 20. Lfg. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. à 1,50 *M.*

Encyklopädie der Naturwissenschaften. 1. Abth. 30. Lfg., 2. Abth. 3. und 4. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt.

Erler, Deutsche Geschichte. 3. Lfg. Leipzig, Alphons Dürr. à 1 *M.*

Faulmann, Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst. 19. bis 25. (Schluß-) Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 Pf.

Gallia. Kritische Monatsschrift für französ. Sprache und Literatur. Nr. 1. Leipzig, P. Erlich. Halbj. 4 *M.*

Geographisches Handbuch zu Andree's Handatlas. 5. bis 8. Lfg. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. à 1 *M.*

Gleiß, Aus dem evangel. Norden. Gütersloh, C. Bertelsmann. 6 *M.*

Goethe's Werke, illustr. herausgeg. von Heinr. Düntzer. 2. u. 3. Lfg. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. à 50 Pf.

Götzinger, Reallexikon der deutschen Alterthümer. 12/13. Heft. Leipzig, Waldemar Urban. à 1 *M.*

Huckländer's ausgewählte Werke. 11. bis 14. Bd. Stuttgart Carl Krabbe. à 1,50 *M.*

Heman, Die religiöse Weltstellung des jüdischen Volkes. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1,60 *M.*

Hillardt, Die weibliche Handarbeit in der Poesie. Wien, A. Hartleben. 3,60 *M.*

„Humboldt." Monatsschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Von Dr. O. Kreds. 1. Halbd. 1882. Stuttgart, Ferdinand Enke. 6 *M.*

Industrie-Stätte. Eine neue, (zu Plagwitz und Lindenau). Leipzig, Ernst Heitmann.

Kleinpaul, Rom in Wort und Bild. 17. bis 20. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. à 1 *M.*

Koller, Neueste Erfindungen und Erfahrungen. 7. Heft. Wien, A. Hartleben. à 60 Pf.

Königs Coursbuch. Fahrpläne der Eisenbahnen von Mittel- und Nord-Deutschland. Guben, Albert König. 30 Pf.

Leiß, Katechismus der Urkundenlehre. Leipzig, J. J. Weber. 4 *M.*

v. Leixner, Unser Jahrhundert. 46. u. 47. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 Pf.

v. Leixner, Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen. 12. bis 17. Lfg. Leipzig, Otto Spamer. à 50 Pf.

Lenz, Der Waldbruder. Pendant zu Werthers Leiden. Von Dr. v. Waldberg. Berlin, W. H. Kühl. 1,80 *M.*

Leutemann, Bilder und Studien aus dem Thierreich. 1. Heft. Leipzig, Adolf Titze.

Linke, Abgefallene Perlen aus Dr. Karl Braune's Werken. 1. Bdch. Altenburg, Schnuphase'sche Hofbuchhdlg.

Literarischer Merkur. 2. Jahrg. Nr. 16 bis 18. Berlin W., Franz Neugebauer, Postamt 30. Viertelj. 75 Pf.

Löbner, Lexikon des Handels- und Gewerberechts. Leipzig, Bibliographisches Institut. 5,50 *M.*

Martensen, Jacob Böhme. Theosophische Studien. Leipzig, Joh. Lehmann. 6 *M.*

Mauthner's paradistische Studien: Nach berühmten Mustern. Neue Folge. 14. Aufl. Leipzig, Glaser & Garte. 1,50 *M.*

Meinert, Fliegende Volks- und Arbeiterküchen. Eine Denkschrift. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 50 Pf.

Moldenhauer, Das Weltall und seine Entwickelung. 10. bis 12. Lfg. Köln, Ed. Heinr. Mayer. à 80 Pf.

Mosaismus. Der reine, Interconfessionelle Religionslehre. II. Budapest, Ludwig Aigner und Leipzig, K. F. Köhler.

v. d. Mosel, Repertorium des K. Sächs. Verwaltungsrechts. 4. Aufl. 5. u. 6. Lfg. Leipzig, Roßberg. à 1,20 *M.*

Moser, Reisehandbuch für das sächs. Erzgebirge und das Voigtland. Leipzig, Rich. Bauer. 1,20 *M.*

Nerrlich, Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin. Berlin, Weidmann.

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. Juni c. Breslau, S. Schottländer. 3 Hefte à *M.*

Peters, Die klimatischen Winterkurorte Egyptens. Praktischer Leitfaden bei Verordnung und beim Gebrauch derselben. Leipzig, Otto Wigand.

Pfau, Der Wahrheit eine Gasse. Beitrag zur Beurtheilung der Deutschen Südungarns in ihrer Haltung dem „Deutschen Schulverein" gegenüber. Pancsova, Carl Wittigschlager. 40 Kr.

Pietschmann, Geschichte der Kunst im Alterthum. 2. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1,50 *M.*

Poesion, Griechische Dichterinnen. 2. Aufl. Wien, A. Hartleben. 4 *M.*

Rehbein, Allgemeine deutsche Wechsel-Ordnung rc. 2. Aufl. Berlin, H. W. Müller. 3 *M.*

Riehl, Die Familie. 9. Aufl. 3. Bd. der „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik". Stuttgart, J. G. Cotta.

Ring, Berliner Leben. Kulturstudien und Sittenbilder. Leipzig, Bernh. Schlicke und Berlin, Nicolai'sche Buchhdlg. 6 *M.*

Rochall's Vortrag: Ueber christliche Volksbildung, das Grundbedürfniß unserer Zeit. Köln, C. Roemke & Cie.

v. Ratenhan, Hermann Freiherr, ein Lebensbild 1800—1858. Von F. J. Frommann. Jena, Fr. Frommann.

Ruß, Zum Vogelschutz. Leipzig, Hugo Voigt. 60 Pf.

Sartorius, Das Gespenst des Zaren. Erlebtes und Erträumtes 1860. 2. Aufl. Leipzig, Siegismund & Volkening.

Schluttmann, Der deutsche Gewissenskampf gegen den Vatikanismus. Halle a. S., Buchhdlg. des Waisenhauses. 1,80 *M.*

Schuberth, Hand- und Hülfsbuch für Metallarbeiter. 2. bis 5. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 Pf.

Schult, Ueber das teleologische Fundamentalprincip der allgemeinen Pädagogik. Mülhausen i. E., Busleb'sche Hofbuchhdlg. 1,60 *M.*

v. Schweiger-Lerchenfeld, Die Adria. 2. bis 4. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 Pf.

v. Schweiger-Lerchenfeld, Griechenland in Wort und Bild. 8. bis 10. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. à 1,50 *M.*

Sprachunterricht, Der, muß umkehren! Ein Beitrag zur Ueberbürdungsfrage von Quosque Tandem. Heilbronn, Gebr. Henninger. 60 Pf.

v. Stein's Gutachten, Bauerngut und Hufenrecht. Stuttgart, J. G. Cotta.

Stieler's Hand-Atlas über alle Theile der Erde. Neu bearbeitet in 95 Karten von Dr. Petermann rc. 30., 31. Lfg. à 1,80 *M.* und 32. (Schluß-) Lfg. à 1,20 *M.* Gotha, Justus Perthes.

Trentler, 15 Jahre in Süd-Amerika an den Ufern des stillen Oceans. 2. und 3. Bd. Leipzig, Weltpost-Verlag, Rich. Lesser.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. 6. Heft. 1882. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Unterrichtsbriefe zum Selbststudium der englischen Sprache. Von Dr. Andrews Allen und Dr. W. Voigt. 1. u. 2. Brief. Leipzig, Rich. Bauer. à 75 Pf.

Vierteljahresberichte über die gesammten Wissenschaften und Künste, über Handel, Landwirthschaft, Industrie und Erfindungen. Von Rich. Fleischer. 2. bis 4. Heft. Berlin, Gust. Hempel. Vierteljährl. 6 Hefte. 8 *M.*

Vierteljahresschrift des Vereins deutscher Zahnkünstler. 2. Jahrg. 1. Heft. Dresden-N., am Markt 3 u. 4; Leipzig, Ed. Strauch. Jährl. 6 *M.*

Vom Fels zum Meer. Illustrirte Zeitschrift. 3. u. 4. (Juni- und Juli-) Heft. Stuttgart, W. Spemann. Viertelj. 3 *M.*

Wengler, Der Miethvertrag nach k. sächs. Rechte. Leipzig, Roßberg. 2,70 *M.*

Werner, Aus den Bauernstuben des Zschopauthales. Charakteristische Bilder in mittelsächsischer Mundart. 2. Aufl. Mittweida, Reinhard Schulze.

v. Wolzogen's thematischer Leitfaden durch die Musik des Festspiels: „Der Ring des Nibelungen". Wohlfeile Ausg. I *M.*; vgl. des „Parsifal". 3. Aufl. 2 *M.*; vgl. von „Tristan und Isolde". 2. Aufl. 75 Pf. Leipzig, Gebr. Senf.

Zimmer, Die deutschen evangel. Kirchengesangvereine der Gegenwart. Quedlinburg, Chr. Frdr. Vieweg. 1 *M.*

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 54. Donnerstag, den 6. Juli. 1882.

Inhalt: Briefe aus Paris. — Bücherbesprechungen (Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde. Vogtländische Wanderungen).

Briefe aus Paris.

(Ein Besuch im „Hôtel des Ventes". — Interessante Handschriften. — Eine Statue für Alexander Dumas. — Der Briefwechsel von George Sand. — Das neue Pariser Rathhaus.)

\# \# **Paris**, im Juni. Ein Besuch im „Hôtel des Ventes", dem großen Auctions-Locale von Paris, ist fast immer lohnend und interessant. Der Beobachter findet hier einen reichen Stoff für seine philosophischen Betrachtungen. Ein buntes und bewegtes Bild des Pariser Lebens wird hier vor ihm entrollt. Die Schattenseiten dieses Bildes treten dabei freilich oft recht grell zu Tage. Splendeur et décadence! ... wie Balzac gesagt haben würde. Glanz und Verfall! ... die glänzendsten, scheinbar freilich eben nur scheinbar gesichertsten Vermögen, die oft ebenso schnell zerrannen wie erworben sind, finden hier unter dem Hammer des Auctionators ein trübseliges Ende. Namentlich in den für so viele Familien verhängnißvollen Tagen der jüngsten hiesigen Finanz-Katastrophe erlebte man in dieser Beziehung im „Hôtel des Ventes" gar seltsame, beinahe unglaubliche Dinge. Die prächtigsten Mobiliare, die schönsten Kunstwerke, die werthvollsten Bilder, Juwelen und Schmucksachen aller Art, kostbare Teppiche wurden für einen Spottpreis an die Meistbietenden verschleudert und die Besitzer aller dieser Herrlichkeiten standen trostlos und verzweifelt da und blickten mit thränenvollen Augen den Trümmern ihres Vermögens nach, an denen sich die sogenannten Kunsthändler schmunzelnd bereicherten. Es war ein erschütternder Anblick und eine heilsame Lehre für alle Börsen-Speculanten, die indessen, wie so viele gute Lehren, vermuthlich auch unbenutzt bleiben wird.

Aber namentlich Kunstliebhabern und Kennern ist im „Hôtel des Ventes" stets ein reiches Feld geöffnet. Kunstmöbel, Gemälde, überhaupt Kunstschätze aller Art strömen aus allen Welttheilen hier zusammen; denn Paris, wo so viele Menschen leben, die das Geld, das sie anderswo erworben haben, angenehm verthun wollen, ist der rechte Markt für alle diese schönen und sehr kostspieligen Dinge. Auch an interessanten Handschriften findet sich hier in der Regel eine staunenswerthe Fülle; noch staunenswerther aber ist es, daß sich dafür auch immer Käufer finden, die selbst vor den enormsten Angeboten nicht zurückschrecken. So wurde z. B. bei einer sehr interessanten Handschriften-Auction, der ich vor einigen Tagen beiwohnte, ein kurzes und ziemlich nichtssagendes Handbillet der Königin Katharina von Medicis für die Summe von 2800 Frcs. (!!) losgeschlagen. Ich war erstaunt, daß es Leute giebt, die für das Glück, eine Handschrift gerade dieser Königin zu besitzen, so viel Geld aufzuopfern bereit sind. Es fanden sich unter den ausgebotenen Handschriften noch viele sehr interessante. Unter anderen ein Brief vom Jahre 1793 von dem famosen Girondisten Claude Fauchet, der zum constitutionellen Bischof des Calvados ernannt worden war, an den Nationalconvent; dieser „constitutionelle Bischof" lobt den Convent über die Einigkeit und Brüderlichkeit, die er zwischen den verschiedenen Staatsgewalten herzustellen suche. Wenn man an die Mittel denkt, welche der Convent anwendete, um diese Brüderlichkeit herzustellen, muß man unwillkürlich lächeln über den naiven constitutionellen Bischof. Ein interessanter Brief des bekanntlich in tiefes Elend gerathenen ehemals allmächtigen Barras, Mitglied des Directoriums, das in Frankreich nach beendeter Schreckenszeit so schlecht regierte, an die Kaiserin Josephine, die ehemals seine Freundin, sa bonne amie gewesen war, wie er in dem Briefe sagt, wurde für 800 Frcs. losgeschlagen. Ein ganzes Packet Briefe von dem General Rapp, dem bekannten Lieblingsadjutanten Napaleon I., wurde auch mit versteigert. Der General ist mit einem Freunde, der seine Biographie zu veröffentlichen wünscht, in Briefwechsel getreten; er ist mit der Idee nicht einverstanden; sein letzter Brief concluirt folgendermaßen: „Ich habe lange genug in der großen Welt (im grand-train heißt es in dem Briefe) gelebt, um zu wissen, daß die Hälfte der Menschen Schmutz (de la boue), die andere Hälfte Maschinen sind; es lohnt sich also wirklich nicht der Mühe, meine Person vor dieser Race zur Geltung zu bringen." Das Wort Schmutz ist vielleicht etwas streng; einem alten Soldaten muß man indessen Manches nachsehen. Ein Brief von dem Dichter Gilbert, der sich durch seine Angriffe auf die Encyklopädisten Grimm, Diderot u. s. w. und durch seinen famosen Vers: „Au banquet de la vie, infortuné convive ..." berühmt gemacht hat, wurde für 400 Frcs. verkauft. Dieser Gilbert war übrigens gar kein so unglücklicher Genosse beim Gastmahl des Lebens; er hat ein ziemlich rundes Vermögen hinterlassen und hat dasselbe seinem Freunde, einem jungen Unterofficier bei den gardes françaises, vermacht, der Bernadotte hieß und der später König von Schweden geworden ist. Auch eine Anzahl Briefe von Alexander Dumas befand sich in dieser interessanten Handschriftensammlung, die dem Hammer des Auctionators verfallen war. Diese Briefe fanden sofort Abnehmer und zu verhältnißmäßig hohen Preisen.

Dumas, den man zum Unterschied von seinem Sohne jetzt nur noch kurzweg den „großen Dumas" nennt, ist in Frankreich noch immer sehr populär, ebenfalls zum Unterschied von seinem Sohne, der es mit Recht aber Unrecht, vielleicht eher mit Recht, gar nicht ist. Gegenwärtig ist man im Begriff, dem „großen Dumas" eine Statue zu errichten und man vollzieht damit einen Act der Gerechtigkeit, denn er war wirklich groß dieser populäre Romancier, besonders wenn man ihn mit seinen Nachfolgern in eine Parallele stellt. Die Masse seiner Schriften constituiren ein wirklich kolossales Gesammtwerk. Er war ein unermüdlicher Arbeiter, ein nie rastender Geist. Theophile Gautier, sein intimer Freund und ebenfalls ein gewaltiger Arbeiter, wenn auch auf einem anderen geistigen

Gebiet, nannte ihn eine Naturkraft — une force de la nature —. Die Bezeichnung ist nicht übertrieben. Dumas hat die Erde durchschritten wie ein Eroberer, er hat mit seiner mächtigen Feder Alles berührt, er hat längst vergessene Todte aus ihrem Schlaf aufgeweckt, er hat Grüfte geöffnet, ausgestorbene Paläste wieder mit ihren ehemaligen Insassen bevölkert. Wenn auch aus den Werken des großen Romanciers keine sonderlich hohe und strenge Moralität hervortritt, so sind doch seine Schriften, die mehrere Generationen unterhalten, entzückt, ja begeistert haben, im Vergleich zu dem Schmutz, der sich gegenwärtig auf so empörende Art durch die französische Literatur wälzt, wahre Meisterwerke von Sittlichkeit.

Dumos ist während des Krieges von 1870, ich möchte fast sagen an diesem Kriege gestorben; seine starke Natur hat diesen Erschütterungen nicht zu widerstehen vermocht; der körperlich wie geistig riesenhaft angelegte Mann ist zusammengebrochen wie eine vom Blitz getroffene Eiche. Sein Tod verschwand damals in dem allgemeinen Unheil, von dem Frankreich betroffen war. In gewöhnlichen Zeiten würde man dem so überaus populären Mann ein fürstliches Leichenbegängniß bereitet haben. Was damals im Drang der für Frankreich so trostlosen Verhältnisse nicht hat geschehen können, soll nunmehr durch die Errichtung einer Statue nachgeholt werden und alle Welt, recht im eigentlichen Sinne des Wortes: alle Welt, ist mit dieser Idee einverstanden. Der Doctor Demarquay, Dumas' Arzt und langjähriger Freund, sagt in einer Biographie, die er kurz nach dem Tode des großen Romanciers veröffentlicht hat: die Mehrzahl der Kranken in den Hospitälern ꝛc. seien in den letzten vierzig Jahren mit einem Bande von Dumas' Werken unter dem Kopfkissen gestorben. Dieser Ausspruch aus dem Munde des Arztes enthält das schönste und beneidenswertheste Lob für den Schriftsteller, dem es gelungen ist, mit seinen Werken dem Arbeiter, dem Enterbten des Glückes, dem Gefangenen, dem Soldaten in seiner Caserne, dem Seemann auf seiner langen Fahrt, dem Kranken auf seinem Schmerzenslager, allen denen das Leben eine Last war, die goldenen Pforten des Ideals zu öffnen und sie durch das reiche Gebiet seiner unerschöpflichen Phantasie zu führen. Dabei findet man in der so gewaltigen, ja riesenhaften Menge der Schöpfungen dieses unermüdlichen Arbeiters nicht ein Wort des Menschenhasses, nicht eine Zeile gegen die Furcht Gottes. Dumas' Geist gehört also ohne Zweifel der Ordnung der guten Geister an und, wenn man seine Stirn nachträglich mit unsterblichem Lorbeer krönen will, so ahmt man nur das Beispiel der Alten nach, die mit Blumen die Quellen schmückten, aus denen sie getrunken.

Es ist übrigens nicht Dumas allein, der durch die Errichtung der Statue verherrlicht werden soll; nein, man will die ganze Epoche ehren, in welcher er gelebt und aus der so Bedeutendes hervorgegangen ist; es ist die für Frankreich so glückliche und glorreiche Epoche der Männer von 1830, die mit verschiedenen Talenten so Großartiges geleistet haben, mochten sie nun als Maler Delacroix oder Vernet, als Componisten Auber oder Halévy, als Schriftsteller Balzac oder Dumas heißen. In einem Punkte waren sie sich alle gleich diese bedeutenden Männer von 1830: mit einem unerschöpflichen Triebe zur Arbeit verbanden sie eine wahrhaft stolze Uneigennützigkeit; ihre Hände sind rein geblieben von unedel erworbenem Golde; was sie mit dem Kopfe gewannen, gaben sie mit dem Herzen wieder aus; in diesem Punkte waren sie, wenn auch in verschiedenen Formen, alle dem guten Dumas gleich, der stets auf seinem Schreibtisch ein mit Louisd'oren gefülltes Kästchen stehen hatte, aus welchem seine Freunde schöpfen konnten, wenn sie sich in Verlegenheit befanden. Um sich einen Begriff von der wirklich großartigen Uneigennützigkeit und stolzen Geldverachtung jener Männer von 1830 zu machen, muß man die eben hier erschienene Correspondenz Lamartine's lesen. Der berühmte Dichter steht ja mit an der Spitze der aus jener Epoche hervorgegangenen Illustrationen, die so viel Glanz über Frankreich verbreitet haben. Einzelne Briefe Lamartine's aus dem Jahre 1852 sind geradezu rührend; der unermüdliche Arbeiter erliegt fast unter der Last der auf ihn einstürmenden Geschäfte und Verpflichtungen; er schreibt: „Heute früh habe ich meine Arbeit für den „Siècle" begonnen; niemals wol hat ein kränkerer Mann als ich den Spaten wieder in die Hand genommen; ich kann weder essen noch schlafen; mein größtes Uebel aber liegt in meinem leeren Geldbeutel. Meine Winzer werde ich zwar noch bezahlen" (Lamartine besaß Weinberge in Burgund), „nach ihnen aber werde ich Niemanden mehr bezahlen können. Aber trotz der schlechten Weinernte und trotz Allem würde ich doch noch nicht zu Grunde gehen, wenn ich ein Capital von dreißigtausend Franken finden könnte; im September ist mir diese Summe nöthig wie der Athem den Lungen." Und der Mann, der dies schreibt, Lamartine, war reich, als er die Regierungsgeschäfte übernahm; als er sie verließ, war er arm; er, der um nicht zu Grunde zu gehen, um eine elende Summe von dreißigtausend Franken beinahe betteln mußte, war mehrere Monate hindurch der absolute Beherrscher Frankreichs gewesen, er hatte die Schlüssel des Staatsschatzes zu seiner Verfügung gehabt .... In dieser Beziehung hat übrigens die Mitwelt Lamartine volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Als er gestürzt war, als die Parteien mit schonungsloser Leidenschaftlichkeit über ihn herfielen, wagte es doch nicht eine Stimme sich gegen seine Ehrenhaftigkeit zu erheben, die alle Welt für makellos, für erhaben über jeden Angriff erklärte. In Bezug auf die Ehrenhaftigkeit, auf die beinahe erhabene Verachtung des Mammon waren Lamartine und Dumas, der berühmte Dichter und der große Romancier, einander werth. Als Dumas schon sterbend auf den Landsitz seines Sohnes gebracht wurde, wo er seinen Geist ausgehaucht hat, fielen ihm beim Auskleiden zwei Louisd'or aus der Westentasche. Dumas sah die Goldstücke liegen und sagte: „Als ich meine literarische Laufbahn begann, besaß ich einen Louisd'or, im Augenblicke, wo ich sie beschließe, besitze ich deren zwei; ich habe also mein Capital verdoppelt, wer wird nun noch zu behaupten wagen, daß ich ein Verschwender gewesen bin!"

In Bezug auf die Verschwendung hat Dumas Sohn nichts von seinem Vater geerbt, man wirft ihm im Gegentheil das entgegengesetzte Extrem vor; das ist ein Hauptgrund seiner Unbeliebtheit und der großen Zahl seiner Feinde, während sein Vater im engsten Sinne des Wortes nur Freunde hatte. In Frankreich verzeiht man es den Leuten gern, wenn sie ihr Geld wegwerfen, man kann aber die Leute nicht leiden, die ihr Geld zu fest halten. Das gilt im Großen wie im Kleinen und ist die Ursache vieler Unpopularitäten. Dumas Sohn ist in dieser Beziehung sehr unpopulär und wird vielfach, oft freilich mit Unrecht, aber öfter noch mit Recht öffentlich angegriffen. So hat sich kürzlich erst ein wahrer Scandal ereignet, zu welchem Dumas' übertriebene Geldsucht Anlaß gegeben. Es war eine Wohlthätigkeitsvorstellung veranstaltet worden zu Gunsten der Wittwe des ganz arm gestorbenen Decorationsmalers Chéret, eines talentvollen Künstlers. Dumas' bekannte „Camelien-Dame" kam zur Aufführung; die Vorstellung, in welcher Frau Sarah Bernhardt zum ersten Male seit ihrer Verheirathung wieder vor dem Pariser Publicum erschien, war trotz der erhöhten Preise, die man in Paris gar nicht liebt, sehr besucht und brachte nahe an 60 000 Francs ein; das war ein großes Glück für die arme Wittwe; alle Welt freute sich darüber; die mitwirkenden Künstler, das Orchester, wer überhaupt an der Vorstellung mit betheiligt war, verzichtete auf alle Ansprüche, um die Summe für die Beneficiantin unangetastet zu lassen, nur Hr. Dumas nicht, er verlangte seinen Autoren-Antheil, der verhältnißmäßig sehr bedeutend war — zehn Procent! — und strich ihn schmunzelnd ein. Der reiche Mann nahm der armen Wittwe einen Theil des für sie be-

stimmten Geldes weg. Diese Handlungsweise hat hier viel böses Blut gemacht, sie ist sehr scharf beurtheilt worden. Die Journale erinnerten an den Ausspruch, den einst der alte Dumas über seinen Sohn gethan: „La parcimonie d'Alexandre a quelquechose d'effrayant pour moi!“ — „Alexanders Knauserigkeit hat für mich etwas Erschreckendes!“ — Allerdings dem guten, großmüthigen, freigebigen Dumas muß diese wenig schöne Eigenschaft seines Herrn Sohnes wie ein fremder Tropfen in seinem Blute erschienen sein; vielleicht ist aber gerade das in gewissem Sinne abschreckende Beispiel des Vaters, der nie einen Louisd'or festhalten konnte, mit daran Schuld.

Ein Urtheil von George Sand über den jungen Dumas scheint mir bei dieser Gelegenheit ganz am Platze. Ich finde dieses Urtheil in dem ersten Bande der soeben hier bei Calman-Lewy erschienenen Correspondenz der berühmten Schriftstellerin. George Sand war mit beiden Dumas sehr befreundet; sie empfing oft ihren Besuch auf ihrem Landsitze in Nohant; über einen dieser Besuche des jungen Dumas läßt sie sich in einem Briefe an den Erzieher ihres Sohnes, der auf einer Reise begriffen war, folgendermaßen vernehmen: „Der junge Dumas ist gestern hier eingetroffen; Sie kennen ihn und wissen ihn zu schätzen; seine Verdienste mehren sich mit jedem Tage; er ist ein energischer Mensch, aber ein sonderbarer Charakter; unter allen Umständen ist er nicht, was sein Vater ist, namentlich nicht in Bezug auf die Freigebigkeit, die unseren großen Freund in seinem Leben wie in seinen Werken auszeichnet. Den Kutscher, der ihn hierher gefahren, hat er als Trinkgeld mit einem Händedruck beglückt. Gestern Abend hatte Moritz (der Sohn von George Sand) auf dem Tisch im Salon ein schönes Kartenhaus aufgebaut; das Haus war beinahe ganz fertig, als der junge Dumas in den Salon trat; er nahm einen Trefflönig, legte ihn als Schlußstein auf das Haus und rief: „Sehen Sie doch das schöne Kartenhaus, das ich ganz allein aufgebaut habe!“ Moritz, der sich in seiner Eigenliebe als Autor gekränkt fühlte, sagte zwar nichts, aber er lief in den Speisesaal und weinte hinter dem Kamin, damit ihn Niemand sehen sollte. Dieser an sich recht unbedeutende Zwischenfall ist doch sehr charakteristisch. Der junge Dumas ist hierher gekommen, um mir seine Mitarbeiterschaft an dem Stücke anzubieten, das ich aus meinem Roman „Der Marquis von Villemer“ ziehen will. Ich habe den Vorschlag angenommen, weil er mir gewiß nützlich sein wird; je mehr ich aber den jungen Dumas beobachte, desto mehr fürchte ich, daß er zu den Menschen gehört, die, wie unsere Bauern sagen, die Decke immer auf ihre Seite ziehen wollen; er hat nicht nur viel Talent, sondern auch viel Verstand und ich habe gar keinen; ich spreche die Dinge, die mir die Natur eingiebt, so natürlich als möglich aus; mit Theaterstücken gebe ich mich eigentlich gar nicht ab, sondern schreibe nur Romane; das Publicum ist nicht gewöhnt, meinen Namen auf den Theaterzetteln zu lesen und ich habe viel intimere Beziehungen mit meinen Bauern, als mit den Pariser Theaterbilletverkäufern; auch besitze ich nicht Freunde genug, die geneigt wären, in Paris auf allen Dächern auszuschreien und in den Zwischenacten zu betheuern, daß ich ein Meisterstück gemacht habe. Ich mache mir in dieser Beziehung gar keine Illusionen. Wenn das Publicum nun erfährt, daß der junge Dumas an dem „Marquis von Villemer“ mein Mitarbeiter ist, so wird alle Welt die Verdienste des Stückes ihm allein zuschreiben und er selbst, wie ich ihn kenne, wird es machen wie alle Welt. Wer weiß, wohin ihn die gute Meinung, die er von sich selbst hat, noch führen wird. Er besitzt sehr viel Eigenliebe; das ist eine schöne Sache, man muß indessen die Eigenliebe Anderer doch auch ein wenig respectiren. Nichtsdestoweniger werden wir doch den „Marquis von Villemer“ zusammen schreiben; wenn Sie etwa sagen hören, daß er das Stück ganz allein geschrieben hat, so widersprechen Sie ja nicht; das würde ihn sehr verdrießen und mir wenig nützen.“

Der Briefwechsel von George Sand, dem ich diesen unter allen Umständen pikanten und namentlich recht echt frauenhaft mit Sammetpfötchen, aus denen zuweilen die Krallen hervorkommen, geschriebenen Brief entlehnt habe, macht hier Sensation und wird sehr viel gelesen; ob indessen diese Veröffentlichung wirklich im Interesse der berühmten Schriftstellerin ist, das scheint mir eine Frage, die ich entschieden verneinen möchte. Diese Correspondenz läßt uns einen zu tiefen Blick in das Privatleben von George Sand werfen; dieses Privatleben enthält sehr viele Schattenseiten, die der Nachwelt lieber verborgen bleiben sollten. Ich glaube kaum, daß die gefeierte Schriftstellerin selbst mit der Veröffentlichung ihres Briefwechsels einverstanden sein würde; ihre bekannte Aeußerung: „ich hoffe nach meinem Tode auf einen Planeten zu kommen, wo man weder lesen noch schreiben kann“, bestärkt mich in dieser Voraussetzung. Jedenfalls wird die Veröffentlichung dieser Briefe zum Ruhme George Sand's nichts beitragen. Es ist übrigens für diesen Ruhm genug gethan worden; um das Haupt der hervorragenden Schriftstellerin zu schmücken sind die Lorbeeren nicht gespart worden; bei ihren Lebzeiten sehr hoch verehrt, wird sie auch nach ihrem Tode noch auf alle Weise gefeiert; so finden wir z. B. auch ihre Büste mit vielen anderen Statuen und Büsten von französischen Celebritäten auf dem neuen Pariser Rathhause, das bekanntlich am kommenden 14. Juli, dem Tage des großen Nationalfestes, feierlich eingeweiht werden soll.

Die Einweihung dieses Rathhauses, das aus der Asche, in welche es von den Communisten gelegt worden, in zwölf Jahren neu erstanden ist, bildet die große Actualität des Momentes. Baulich sieht das neue Rathhaus dem alten so ähnlich, daß man meinen sollte, das alte Haus sei nur neu angestrichen worden; die Kunstschätze aber, die sich im Innern des alten Hauses befanden und die bei dem Brande mit vernichtet worden, sind unersetzlich, denn die Künstler, die sie geschaffen hatten, sind todt. Wie viele Erinnerungen knüpfen sich an diese Stätte, an dieses alte, neu erstandene Hôtel de Ville, das so eng verwoben ist mit allen Pariser Traditionen und das seit Jahrhunderten der classische Schauplatz so vieler ernster und wichtiger, mitunter sogar welterschütternder Ereignisse gewesen ist. Wie viele erlauchte, berühmte und auch tragische und verhängnißvolle Persönlichkeiten haben den Platz vor dem Hôtel de Ville, den berühmten und berüchtigten place de grève überschritten, auf dem so viel Blut vergossen worden ist. Je weiter man in der Geschichte vorwärts schreitet, desto mehr überstürzen sich die Ereigniffe. Das letzte Fest im Hôtel de Ville, bei welchem das alte Königthum sich noch in seiner ganzen traditionellen Pracht zeigte, fand am 21. Januar 1782 statt; elf Jahre später, auch an einem 21. Januar (1793), wurde der König enthauptet und die Commune herrschte im Hôtel de Ville und Robespierre stand an ihrer Spitze. Beim Brande des alten Rathhauses im Jahre 1871 ist ein Reiterstandbild Ludwig XIV. von dem berühmten Bildhauer Coysevox wie durch ein Wunder gerettet worden; dieses Standbild, ein Meisterwerk in Bezug auf die künstlerische Ausführung, wurde zum Gedächtniß eines Festes errichtet, das Ludwig XIV. im Hôtel de Ville angenommen hatte, es trägt die Inschrift: „La Ville a fait dresser ce monument éternel de son respect, dans cet hôtel habituel de ses assemblées le 14 Juillet 1689 pour conserver la mémoire de l'honneur que lui avait fait Louis-le Grand par sa visite le 30ième jour de Janvier 1689.“ Nebenbei gesagt, weiß der gegenwärtige hochlöbliche aber hochrothe Municipalrath nicht recht, was er mit dieser so wunderbar geretteten Statue des großen Königs anfangen soll. Diese Statue wurde am 14. Juli 1689 enthüllt, am 14. Juli 1789 wurde die Bastille erstürmt und am 14. Juli 1882 soll die Einweihung des neuen Rathhauses stattfinden, als Ersatz für das alte, von

den nur zu logischen Fortsetzern der französischen Revolution eingeäscherte . . . dies wäre ein recht nettes und lehrreiches Thema für die Einweihungsrede! Was wird nun das Schicksal dieses neuen Rathhauses sein? So fragt man sich, wenn man mit Bewunderung vor dem schönen und imposanten Neubau steht. Die Zukunft allein kann uns diese Räthselfrage lösen.

Bücherbesprechungen.

R—n. Dem dritten Hefte des 10. Bandes, des 2. der neuen Folge, der „Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde", welches wir in Nr. 104, 1881 der Wissensch. Beil. zur Anzeige brachten, ist das vierte, das Schlußheft des Bandes, in verhältnißmäßig kurzer Frist gefolgt. Dieses Heft, nur wenig umfangreich, bietet lediglich Beiträge zur Geschichte und Organisation des Vereins und könnte somit auf den ersten Blick vielleicht als geringfügiger wie die andern vorausgehenden erscheinen. Das ist aber keineswegs der Fall; im Gegentheil: dieses Heft ist gerade besonders werthvoll, denn es zeigt die Bedeutung und die unverwüstliche Lebenskraft des thüringischen Geschichts-Vereins in deutlichster Weise, weil er die Schwankungen und bitteren Verluste doch immer siegreich zu überwinden und zu überstehen vermag. Die beiden ersten Beiträge sind Blätter dankbaren Gedentens an geschiedene Mitglieder; der erste beschäftigt sich mit dem hochverdienten Gründer und langjährigen Leiter des Vereins, mit A. L. J. Michelsen, giebt ein Bild von seinem reichen Wirken als Gelehrter, als Universitätslehrer, als Politiker und hebt, was ja hier am nächsten lag und geboten war, seine hohe Bedeutung für die thüringische Geschichtsforschung hervor. Dieses „Gedenkwort" ist ein erweiterter Abdruck eines vor der Gothaer Generalversammlung im October 1881 gehaltenen Vortrags von Dr. Gustav Richter, Gymnasialdirector in Jena, zweitem Vorsitzenden des Vereins. Schon ehe Michelsen als Professor des deutschen Rechts nach Jena kam, war er als Specialhistoriker eifrig und erfolgreich bemüht gewesen. Und diese, in seiner innersten Natur gegründete Vorliebe für die Einzelforschung, dieser gesunde wissenschaftliche Particularismus, war auch in seinem neuen Heimathslande lebendig. Er regte auch in Verbindung mit einer Anzahl seiner Collegen zur Stiftung eines eigenen Vereins für die Geschichte und Alterthumstunde der thüringischen Lande an. Seit der Gründung im Jahre 1852 war Michelsen, so lange er in Jena weilte, die Seele des Vereins, und von ihm rühren die meisten und gewiß auch mit die besten Veröffentlichungen her. Wir können hier nicht alle die vielen Arbeiten Michelsen's, welche in der Darstellung von Richter aufgezählt und besprochen werden, namhaft machen. Nur auf eine mag besonders hingewiesen sein, auf seine Abhandlung „über die Ehrenstücke und den Rautenkranz als historische Probleme der Heraldik" (1854). In dem Rautenkranz will Michelsen das Symbol der Dornenkrone Christi erblicken. Diesen Erklärungsversuch nennt Richter mit Recht eine „geistreiche Hypothese", die, soviel uns bekannt, nicht durchgedrungen, aber auch nicht eingehend widerlegt ist.[1]) Michelsen begann auch die Sammlung des Thüringischen Urkundenschatzes, doch kam er nicht über den Anfang hinaus. Dieser Anfang war und blieb aber doch für den Verein eine stete Mahnung, das nothwendige Werk dereinst energisch in die Hand zu nehmen und weiterzuführen. Und dazu sind jetzt glücklich die ersten Schwierigkeiten überwunden. — Der zweite Beitrag des Heftes ist ein ebenfalls von Gustav Richter verfaßter „Nachruf" an den im Mai 1881 allzufrüh verstorbenen Buchhändler Eduard Frommann, einen Sohn des Buchhändlers Dr. Friedrich Johann Frommann in Jena. Eduard Frommann gehörte zur Elite der deutschen Buchhändler, er verstand nicht allein sein Fach auf das Gründlichste, sondern er war auch wissenschaftlich und literarisch für die Geschichte des Buchhandels erfolgreich thätig. Um den Jenaer Verein erwarb er sich besondere Verdienste, indem er die Verwaltung der Cassengeschäfte gewissenhaft besorgte und zugleich als Verleger der Zeitschrift förderlich wirkte. — Es folgen dann „geschäftliche Mittheilungen", zunächst ein „Bericht über die Thätigkeit des Vereins seit seiner Neubegründung am 12. November 1876 bis zur Generalversammlung in Gotha am 12. October 1881" von R. A. Lipsius, Kirchenrath und Professor in Jena, dem dermaligen ersten Vorsitzenden, sodann ein „Verzeichniß der Vereine und Institute, mit denen der Verein in Schriftenaustausch steht". Verluste über Verluste hat der Verein zu beklagen gehabt, aber immer fand er neue Kräfte. Das Wichtigste und Erfreulichste ist der Beginn des Urkundenbuchs, zu welchem die Landesherren Thüringens Unterstützung zugesagt haben. Den Schluß des Heftes bilden das „Mitgliederverzeichniß" und die neu durchgesehenen „Statuten des Vereins". In dem Mitgliederverzeichniß fällt die erfreuliche Erscheinung auf, die sich schwerlich bei einem solchen particularen Verein in gleicher Weise wiederfinden wird, daß verhältnißmäßig so viele auswärtige ordentliche Mitglieder vertreten sind. Es zeigt dies, daß früher in Thüringen, speciell in Jena ansässige Mitglieder auch in der neuen Heimath dem Verein fortgesetzt ihre Theilnahme schenken. So finden wir Mitglieder in Berlin, Breslau, Göttingen, Kassel, Küstrin, Leipzig, München, Münster, Rostock, Stargard in Pommern, Tübingen, Wien, sogar in Paris.

Vogtländische Wanderungen. Ein Führer durch das gesammte Vogtland von F. O. Metzner, Oberlehrer am k. Seminar zu Plauen. 2. Auflage. Verlag von F. E. Neupert in Plauen. — Wenn irgend Jemand das Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, auf die Schönheiten unserer Provinz aufmerksam gemacht und das früher so verkannte und gering geschätzte Vogtland dem Publicum erschlossen zu haben, so daß gegenwärtig ebenso aus der Ferne zahlreiche Besucher herbeigelockt als die Einheimischen ihre Heimath mehr zu würdigen und zu genießen angehalten werden, so ist es ohne Zweifel Hr. Metzner, der mit seinem Führer durch das Vogtland ganz bedeutende Resultate erzielt hat. Kein Wunder auch, wenn das so beliebte und weitverbreite Buch bald vergriffen worden ist und eine neue Auflage sich nöthig gemacht hat. Dieselbe zeigt nun auch mannhafte Verbesserungen und Erweiterungen, schon insofern, als das Buch von 11 auf 15 Bogen gewachsen ist und weitere Grenzen ihm gesteckt wurden: es sind 16 ganz neue Partien zu den früheren 48 Touren hinzugekommen, in denen das untere Elsterthal von Greiz bis Gera mit den besonderen Ausflügen bei Neumühle und Berga, die Umgegend der höchst interessanten alten Stadt Weida, desgleichen das östliche Vogtland bei Rautenkranz und Morgenröthe und die erzgebirgischen Grenzgebiete um Eibenstock und Wildenthal Berücksichtigung gefunden haben. Das Buch dürfte nicht leicht den Wanderer und Reisenden irgendwie im Stiche lassen, die Wege sind mit größter Genauigkeit angegeben und Alles, was in landschaftlicher und historischer Hinsicht beachtenswerth erscheint, Alles, was auf Kunst und Industrie Bezug hat, ist erwähnt. Ein Hauptvorzug der neuen Auflage ist aber die genaue Wege- und Orientirungskarte, die dem Buche beigegeben und den Bedürfnissen genau angepaßt ist. Schließlich erwähnen wir noch, daß die ganze Ausstattung des Buches vorzüglich und der Preis desselben (2 ℳ) verhältnißmäßig sehr billig ist.

[1]) Nach unserer Vermuthung liegt beim Rauten-Kranz eine volksetymologische Vermischung und Verwechselung der Raute, des schiefwinkeligen Vierecks, mit der Raute, der Pflanze (ruta) zu Grunde.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 55. Sonntag, den 9. Juli. 1882.

Inhalt: Die Memoiren des Fürsten Metternich. III. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Musikbericht aus Leipzig, von Oscar Paul.

Die Memoiren des Fürsten Metternich.*)

III.

Der vierte Band der Veröffentlichungen „Aus Metternich's nachgelassenen Papieren" ist fast gänzlich den orientalischen Wirren der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts gewidmet und umfaßt in chronalagischer Falge den Zeitraum van 1823—1829, mithin die Vorstadien des russisch-türkischen Krieges van 1828/29, den Abschluß desselben durch den Frieden von Adrianopel und die hiermit in genetischem Zusammenhang stehende Bildung eines selbständigen griechischen Staatswesens. Daneben werden leichthin die Einsprüche des württembergischen Cabinets gegen die Beschlüsse des Congresses von Verona, die französische Intervention in Spanien (1823), die Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse (1824), die inneren Angelegenheiten der österreichischen Manarchie, insbesandere die Oppositian auf dem Preßburger Landtage von 1825, die portugiesischen Angelegenheiten und die häuslichen Verhältnisse des Fürsten berührt, der in dieser Zeit von schweren Familienverlusten durch den Tad seiner Gemahlin erster Ehe, einer Tochter des Fürsten Ernst v. Kaunitz-Rietberg, welche am 19. März 1825 starb, und seiner Gattin zweiter Ehe, einer zur Gräfin v. Beilstein erhobenen Freiin v. Leykam (Mutter des dermaligen Chefs des Hauses und Herausgebers der Memoiren seines Vaters, Fürsten Richard Metternich, des einzigen Sohnes, der seinen berühmten Vater überlebt hat), welche am 17. Januar 1829 aus dem Leben schied, ferner seiner Mutter, welche 1828, und seines reichbegabten, zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Sohnes Victar, welcher 1829 starb, heimgesucht wurde.

Es würde weit über die räumlichen Grenzen, welche uns für die Besprechung der Metternich'schen Memoiren in diesen Blättern gezogen sind, hinausgehen, wallten wir den tief verwickelten und viel verschlungenen Phasen folgen, welche die orientalischen Wirren der zwanziger Jahre durchlaufen haben. Was darüber ein Staatsmann von der Bedeutung des Fürsten Metternich, dem überdies hierbei eine tiefeingreifende, mannigfach Richtung gebende active Rolle beschieden war, berichtet, hat an sich schan inhaltschweren historischen Werth. Die geschichtliche Behandlung dieser Zeitepache, welche thatsächlich nur ein Expositionsact in dem welterschütternden Drama der arientalischen Frage ist, das sich gegenwärtig nach vor uns abspielt, vielleicht aber noch vor Ablauf des neunzehnten Jahrhunderts zum Schlußact kommt, dürfte nach den Metternich'schen Aufklärungen in mehr als einem Punkte Modificatianen erfahren.

Das Jahr 1822 hatte, wie wir gesehen haben (vgl. Nr. 15 der Wissensch. Beil.), einen glänzenden Triumph Metternich's über die russische Aggressionspolitik gebracht, wie der Fürst selbst es bezeichnet: „Den vollständigsten Sieg, den vielleicht je ein Cabinet über ein anderes davongetragen hat." Kaiser Alexander hatte alle Varschläge Oesterreichs angenommen und in Konstantinapel seine Bereitwilligkeit erklären lassen, die diplomatische Verbindung mit dem Divan sogleich wieder herzustellen. Van dem hachgehenden Gefühl der Genugthuung, das dieser Sieg Metternich's in den leitenden Wiener Kreisen wachgerufen hatte, zeugen die Worte der Resolution, welche Kaiser Franz auf den bezüglichen Vortrag Metternich's ertheilte: „Der Sieg, den Sie hier davongetragen, ist vielleicht der schwerste und schönste Ihres Ministeriums, wofür ich Ihnen nicht genug danken kann. Die Welt sall es aber auch erkennen, was ihr dadurch für eine Wahlthat zugeht. Daher werden Sie Sarge tragen, selbe anschaulich zu machen." Fürst Metternich dachte kühler und machte sich schan damals keine überschwänglichen Illusianen über die Tragweite seines politischen Sieges. „Graf Capodistria ist ganz geschlagen", schreibt er, „und — schweigt vor der Hand." Daß dieser entschiedenste und verbissenste Gegner Metternich's wieder intriguiren werden würde, sobald es nur irgend die Umstände ermöglichten, daran zweifelte Metternich keinen Augenblick. Zu statten kam ihm dabei der englische Ministerwechsel, welcher Canning an's Staatsruder brachte, der sich in der Feindseligkeit gegen Metternich mit dem nominellen Leiter der auswärtigen Palitik Rußlands begegnete. Der Haß, welchen Canning auf Metternich geworfen hatte, war übrigens gegenseitig. In einem wahrscheinlich an Gentz gerichteten Briefe vam 23. August 1826, dessen Concept unter den Papieren des Staatskanzlers aufgefunden wurde und in den veröffentlichten Denkwürdigkeiten mitgetheilt wird, nennt Metternich seinen englischen Antagonisten rundweg eine „Weltgeißel". Der Tad des Kaisers Alexander verschlechterte die Position Oesterreichs in den arientalischen Angelegenheiten, weil damit der persönliche Einfluß, welchen Metternich auf das Staatsaberhaupt Rußlands geübt hatte, wirkungslas wurde. Dem allgemeinen Glauben folgend, erblickte Metternich in dem Großfürsten Canstantin, dem nächstältesten Bruder des Kaisers Alexander I., den legitimen Nachfolger des Letzteren und nahm dies als so selbstverständlich an, daß er in einer, wenige Tage nach dem Eintreffen der Tadesnachricht an den österreichischen Gesandten in St. Petersburg gerichteten Depesche bereits vam „Kaiser Canstantin" spricht. Die Persönlichkeit dieses Fürsten erschien ihm Vertrauen erweckend: „er ist Oesterreich und der Verbindung der beiden Kaiserreiche sehr ergeben; er haßt die Engländer und verachtet die Franzasen . . . Seine Palitik wird pasitiv friedlich sein." Die erst nach dem Tode Alexander I. bekannt werdende Verzichtleistung Canstantin's und die demzufalge eintretende Thranbesteigung des Kaisers Nicolaus änderte die Sachlage vallständig. Metternich war sich alsbald darüber klar, daß dieser ganz im Fahrwasser seines Regierungsvorgängers segeln werde; ihm fehlte nunmehr aber jener persön-

*) Vergl. Nr. 13—15 der Wissensch. Beilage.

liche Einfluß, durch welchen er beim Kaiser Alexander gelegentlich Wunder gewirkt hatte.

Metternich ließ nicht ab, zum Frieden zu reden. Mannigfach waren die Vorschläge, die ee hinaussendete, um eine kriegerische Lösung hintanzuhalten. Der interessanteste davon ist wol die Idee der Bildung unabhängiger Staaten im Orient, die er in einem besonderen Memorandum vom März 1828 dem englischen Cabinet entwickelte, wenn man berücksichtigt, daß, was hier Metternich proponirt, fünfzig Jahre später in Wirklichkeit zur Ausführung gelangt ist. Damals richtete Metternich nichts aus; das englische wie das russische Cabinet lehnte die österreichischen Vorschläge kurzweg ab und wenige Tage darauf erging der Marschbefehl an die russischen Garden.

Der Ausgang des russisch-türkischen Krieges von 1828 bis 1829 ist bekannt. Derselbe endete mit der vollständigen Niederlage des Osmanenreichs, dessen Streitkräfte in Adrianopel, nahezu vor den Thoren Konstantinopels vor dem siegreichen russischen Oberfeldherrn Grafen Diebitsch die Waffen strecken mußten. Freilich war der russische Sieg eine Art Pyrrhus-Sieg; denn die verfügbaren Streitkräfte des russischen Oberbefehlshabers waren, als die Türken capitulirten, durch die Verluste in den vorangegangenen Schlachten und Gefechten, wie auch durch verheerende Krankheiten derart zusammengeschmolzen, daß sie bei Adrianopel selbst numerisch erheblich schwächer als das sich gefangengebende Osmanenheer waren, so daß ein Weitermarsch nach Konstantinopel ohne sehr beträchtliche Verstärkungen nicht möglich gewesen wäre, zumal die Türkei noch eine, die russische Flanke und Rückzugslinie bedrohende, bisher ganz intact gebliebene Armee zur Verfügung hatte. Dieser Umstand hauptsächlich erklärt wol die sehr maßhaltende Großmuth, welche Rußland in den Friedensbedingungen von Adrianopel gegen den niedergeworfenen Feind übte; man begnügte sich russischerseits mit der Abtretung eines kleinen Districts in Kleinasien, wogegen alle weiteren Eroberungen, und zu ihnen zählte der größte Theil der europäischen Türkei, an die Pforte zurückgegeben wurden, mit Erlangung der Handelsfreiheit im ganzen türkischen Reiche, mit Oeffnung des Schwarzen Meeres für die Handelsschifffahrt aller Nationen, mit Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands, sowie mit einer sehr mäßigen, den wirklichen Kostenaufwand nur zum kleinsten Theil deckenden Kriegsentschädigung (10 Mill. Ducaten Kriegskosten und 1½ Mill. Entschädigung an russische Kaufleute).

Ueber die inhaltschwere Bedeutung des russisch-türkischen Krieges von 1828/29 in seinen Rückwirkungen auf die Gestaltung der Dinge in Europa war sich Metternich vollkommen klar. Er erblickte darin einen entscheidenden Wendepunkt in Beziehung auf die durch den Wiener Congreß herbeigeführte Wendung der Dinge, und der spätere Verlauf der Ereignisse hat ihm in dieser Auffassung nur zu sehr Recht gegeben. Metternich hat sich über diesen Gegenstand in einem an seinen Kaiser gerichteten Vortrage eingehend ausgesprochen und seine Bemerkungen enthalten so Vieles, das auch der Gegenwart zur Nutzanwendung dienen kann, daß es angezeigt sein dürfte, ein kurzes Resumé dieses Vortrages hier einzuschalten.

Zunächst wird hervorgehoben, wie die in den Jahren 1813 und 1814 gestiftete Allianz sich, „obgleich durch manche lösende Einwirkungen erschüttert und im Jahre 1823 von England aus zum ersten Male förmlich erschüttert", dennoch bis zum Tode des Kaisers Alexander als wirklich bestehende Thatsache sich behauptet habe. Durch die Unterzeichnung des St. Petersburger Protokolls vom 4. April 1826, in welchem Metternich mit wunderbarem politischem Scharfblick sofort die Zustimmung Englands zu dem zwei Jahre später inscenirten russisch-türkischen Kriege erblickte, wurde diese Allianz factisch gebrochen. Die Verbindung zweier Mächte zu einem mit dem Grundbegriff der Allianz offenbar streitenden Zwecke bezeichnete den Uebergang zu einem neuen System. Frankreich gesellte sich bald zu dieser Verbindung und gab ihr durch den in Paris entworfenen und in London vollzogenen Tractat vom 6. Juli 1827 eine regelmäßige Gestalt. Diese Tripelallianz war der vollständige Gegensatz des bis dahin bestandenen Bundes. Oesterreich erklärte sich von vornherein gegen das Princip, auf welchem die Tripelallianz beruhte, Preußen erklärte, ohne dieses Princip bestimmt zu verdammen, daß es ohne vollkommenes Einverständniß der fünf Höfe dem Londoner Tractat nicht beitreten könne. Oesterreich ist demnach allein der alten Allionz in ihrer vollen Strenge treu geblieben; jede Macht, die zu dem Urbegriffe dieser Allianz und zu dem System, wovon sie die Grundlage war, zurückzukehren geneigt ist, muß sich folglich an Oesterreich anschließen. Daß dies früher oder später geschehen werde, nahm Metternich mit Bestimmtheit an, indem er weiter ausführt: „Der oberste Grundsatz der Quintupel-Allianz war die Erhaltung alles rechtlich Bestehenden; nur mit diesem Grundsatz ist der allgemeine Friede denkbar; und wenn es in gewöhnlichen Zeiten keiner ausdrücklichen Verabredung bedarf, um die Herrschaft dieses Grundsatzes sicherzustellen, so muß man in außerordentlichen Conjuncturen auf außerordentliche Mittel Bezug nehmen. Die Zeit, in welcher wir leben, ist keine gewöhnliche. Europo wird von einer moralischen Pest heimgesucht. Die Erhaltung der öffentlichen Gesundheit macht denen, welchen diese höchste aller Sorgen anvertraut ist, Maßregeln zur Pflicht, die in geregeltem Zustande entbehrlich sein möchten. Wenn Maßregeln dieser Art ihre Wirkung ausüben sollen, müssen sie von mehreren Staaten gemeinschaftlich ergriffen werden; Verbindungen zwischen den Regierungen sind ihr nothwendiges Gesetz. Die Formel einer solchen Verbindung ist für Europa nicht verloren gegangen, gewaltsome Störungen haben sie nur in der Wirklichkeit unkenntlich gemacht. Der Augenblick ihrer Wiedergeburt ist vielleicht nicht fern. Die ursprünglichen Elemente sind fortdauernd vorhanden; der erste kräftige Impuls, von welcher Seite er auch ausgehen mag, kann sie beleben; und Europa kann sich ihrer Wohlthaten erfreuen, wenn sie gleich in ihrer erneuerten Gestalt nicht von den Kanzeln verkündet werden sollte. .... Mit Bedauern, aber im vollen Gefühl der Wahrheit, müssen wir uns gestehen, daß die gesammte orientolische Sache entweder nie ernstlich zur Sprache gekommen, oder wenigstens nicht bis zu so leidigen Resultaten verfolgt worden wäre, wenn sich Oesterreich in einer anderen Verfassung, als die unsrige mit den großen Reductionen der letzten dreizehn Jahre gewesen ist, befunden hätte. Oesterreich, vermöge seiner geographischen Lage der wahre Schwerpunkt im europäischen Staatensystem, kann sich nicht von der ihm angewiesenen Stelle zurückzuziehen scheinen, ohne das gesammte Gebäude bedeutenden Schwankungen preiszugeben; und die Meinung von einem gänzlichen Versiegen unserer Kraft, wenn sie auch weniger noch in der Wirklichkeit als in einem allgemeinen Vorurtheile gegründet war, ist sicher nicht ohne den schädlichsten Einfluß auf den Lauf der Begebenheiten in den letztverflossenen acht Jahren gewesen. .... Die Complication im Orient wurde überdies durch die natürlichen Fortschritte der russischen Macht und die ungeheuren Mißgriffe der mit ihr verbundenen Höfe (zielt in erster Stelle auf Englands damalige, ganz kopflose und unbegreifliche Politik ab) herbeigeführt. Rußland aber würde sich nie so leicht in ein schwer zu begrenzendes Unternehmen eingelassen haben, wenn es mehr Rücksicht auf Oesterreich nehmen zu müssen geglaubt hätte. Der Friede von Adrianopel ist als ein augenblicklicher Ruhepunkt zu betrachten. Von einer Seite zerrüttet er eine Menge höchst verderblicher, leidenschaftlich aufgefaßter Pläne der revolutionären Politik, von der andern beweist er die Nothwendigkeit neuer politischer Gestaltungen. In diesen müssen wir unsere Stelle einnehmen; die unbestreitbare Gewalt der Dinge wird sie uns vorzeigen."

Für diesen Zweck sollte Oesterreich jederzeit „fertig" sein.

In diesem Sinne sind die Vorschläge gehalten, welche Metternich seinem kaiserlichen Gebieter zu Hebung der inneren Kräfte der Monarchie unterbreitet. Dieselben fassen sich kurz dahin zusammen, daß das in den Jahren 1817—1828 befolgte Armee-Reductionssystem auf die nächste Zukunft nicht mehr anwendbar sein, die Wehrkraft des Reiches in materieller und moralischer Beziehung gehoben werden solle und daß in administrativer Hinsicht die Lage Ungarns in die erste Linie der zu beachtenden Bedürfnisse zu stellen sei. Kaiser Franz hieß die Vorschläge seines leitenden Ministers durch ein lakonisches: Placet gut.

Alles in Allem genommen, ersah hiernach Metternich in dem Friedensschlusse von Adrianopel eine schwere Demüthigung für die österreichische Politik. Für ihn selbst war derselbe die erste Niederlage in der praktischen Staatskunst von inhaltschwerer Bedeutung und er war weit entfernt, sich der Erkenntniß dieser Bedeutung in ihrer ganzen vollen Tragweite zu entziehen. Metternich's persönliches Ansehen bei den großen Cabineten Europas war auch in dieser Periode im Wesentlichen noch ungeschwächt geblieben. Es zeigte sich dies in besonderer Ostentation bei dem Besuche, welchen er im Jahre 1825 in Paris und London abstattete, um die Stimmung der dortigen Regierungen in den orientalischen Angelegenheiten zu sondiren, bez. zu beeinflussen. Am Hofe Karl X. fand er den schmeichelhaftesten Empfang, der König hing ihm eigenhändig den höchsten französischen Orden, den Orden des Heiligen Geistes, mit den Worten um: „Nehmen Sie denselben als ein Zeichen meines Dankes und meiner Freundschaft an; jenen verdienen Sie von mir persönlich, diese gewähre ich nur dort, wo ich sie gut verwendet glaube, und ich biete sie Ihnen demnach ohne Rückhalt an." Die Unterredung, welche er mit Hrn. v. Villèle und dem Baron Damas, dem damaligen Leiter der französischen Politik, hatte, befriedigten ihn vollständig. Die Aufmerksamkeit der französischen Politik richtete sich damals auf zwei Dinge: die Beendigung der griechischen Angelegenheiten und den Gang der englischen Politik, besonders in Beziehung auf die amerikanischen Colonien. Die Niederlage Spaniens auf dem amerikanischen Festland war dazumal bereits entschieden: nur Cuba und Portorico verblieben noch unter spanischer Botmäßigkeit und auch diese waren unsicher. Den Abfall von Cuba fürchtete nun Canning im höchsten Grade, denn sein unvermeidliches und sehr baldiges Resultat würden zuverlässig die gleichen Schicksale für die englischen Colonien in Westindien zur Folge haben. Hierauf baute Metternich seinen Plan. Vor Allem sollte Spanien Geld verschafft werden, um Cuba und Portorico sich zu erhalten. Inzwischen erhielt er eine directe Aufforderung des Königs von England, nach London zu kommen: „Seine Majestät glauben nämlich, daß es für mich ein Leichtes sein würde, in ein paar Tagen die moralische Erziehung Canning's zu beenden. Sollte er sich nicht in Güte herbeilassen, so würde man eben hierin einen Grund und die Mittel finden, ihn wegzuschicken." Metternich lehnte die Einladung ab, aber mit einer Motivirung, welche einen derben Schlag gegen Canning in sich schloß; er ließ nämlich durch den Fürsten Esterhazy dem König vorstellen, wie weit das Uebel gediehen sein müsse, um das Erscheinen eines österreichischen Ministers in England zu einer Unmöglichkeit gemacht zu haben. Kaiser Franz resolvirte zu dem, diese Mittheilungen machenden Vortrag: „Mit Vergnügen vernehme ich, wie Sie den Stand der Dinge in Frankreich gefunden und die Art, wie Sie vom König empfangen und behandelt worden. Gott gebe, daß wir das Unheil gut machen und verhindern können, das aus Canning's Handlungen und Betragen entstanden ist und noch hervorgehen dürfte" — ein Beweis, eine wie tiefe Verstimmung gegen Canning bis in die höchste Spitze der Wiener Regierung schon damals herrschte. Die Hauptsache: Canning's Entfernung von den Geschäften erreichte Metternich damals so wenig wie später. Im April des Jahres 1827 erhielt Canning im Gegentheil nach dem Rücktritt des Grafen Liverpool auch dem Namen nach die Leitung der Regierung, starb indessen bereits am 8. August 1827 — zu spät, um noch den Dingen eine andere, den österreichischen Intentionen mehr entsprechende Richtung zu geben. Auch in den spanisch-amerikanischen Händeln stellte sich Canning Metternich als Widersacher entgegen: nicht allein trat er dem Plane einer bewaffneten Einmischung der übrigen Großmächte in die inneren spanischen Wirren entgegen, sondern schuf mit der Anerkennung der südamerikanischen Republiken auch ein, die Action der übrigen Großmächte bindendes fait accompli, das dem britischen Handel große Vortheile brachte.

Seinen damaligen Aufenthalt in Frankreich hatte Metternich zugleich benutzt, um sich über die inneren Zustände des Landes zu orientiren. Auch über seine diesfallsigen Beobachtungen erstattete er seinem kaiserlichen Herrn einen Bericht, der in seiner pessimistischen Auffassung von besonderer Bedeutung ist, weil er eben von Metternich herrührt. Derselbe schreibt: „. . . Ich habe Frankreich unter dem Kaiserthume und später in Gegenwart der alliirten Armeen gekannt. Nach zehn Jahren betrete ich es, sich selbst und der Entwickelung seiner constitutionellen Verhältnisse überlassen. Ich finde die Dinge *sehr verschlimmert* . . . Heute spürt man erst recht die Folgen der Revolution. Sie hat alles Heilige gelöst und das unglückliche auf Frankreich gar nicht passende System, welches bei der Restauration eingeführt wurde, ist nicht geeignet, von dem Verlorenen wieder Etwas herzustellen. So löst sich hier die Gesellschaft in einen Kampf der Leidenschaften auf, und der Regierung fehlt die Kraft, das Gute auf anderen Wegen zu bewirken, als indem sie eben diesen Leidenschaften huldigt . . . Der Wille der heutigen Minister ist gut, es fehlt ihnen aber an *bestehenden* Mitteln; sie trachten sich welche zu *schaffen*; lange Zeit wird vergehen, bevor sie selbe haben werden. Von der Demoralisation des Volkes ist es schwer, sich einen Begriff zu machen . . . Die Bevölkerung von Paris kann beiläufig auf 800000 Menschen gerechnet werden. Unter diesen sind 80000 Weiber und 10000 Männer, welche irgend einem Cultus folgen. Mehr als ein Drittel der Population sind nicht getauft. Das eigentliche religiöse Geschäft ist heute, die Religion *einzuführen*. In dem Quartier de St. Geneviève — die niedrigste Classe des Pöbels bewohnt dasselbe — kann man annehmen, daß auf zwanzig Haushaltungen *eine* im Stande der Ehe lebt. Die Hälfte wenigstens erscheint selbst in keinem Civilregister. Hier können nur Missionen wie unter wilden Völkern von Wirkung sein. Die Regierung folgt diesem Systeme; sie wird aber deshalb von der liberalen Faction moralisch verschrieen und materiell genirt. Im Verlaufe der letzten zehn Jahre — also seit der Restauration und der mit derselben gleichzeitig eingeführten Freiheit der Presse — sind beiläufig zwei Millionen siebenmalhundert-tausend Exemplare atheistischer, unsittlicher, unmoralischer Schriften verkauft worden. Daß dieser Verkauf durch die Mittel der Faction unterstützt wird, beweist die Thatsache, daß die Werke an junge Leute beiderlei Geschlechts um den halben Preis verabfolgt werden. Oft werden sie ganz verschenkt. In den höheren Classen ist die Unsittlichkeit wenigstens durch bessere Erziehung gemäßigt. Dort herrscht aber Geld- und Titelsucht. Von der jetzigen Deputirtenkammer liegen bei der Regierung zweihundertzwanzig Gesuche für die Pairs-Würde. . . . . Das ganze Werk der unteren Kammer ist lediglich ein Spiel, eine Art Bank, wo die sogenannten Repräsentanten des allgemeinen Wohles ihre Privatwünsche wie Geld auf den Pharaotisch legen." — Kann es Wunder nehmen, daß eine so heillose Wirthschaft fünf Jahre darauf in Scherben brach? Für Metternich, der, wie wir aus seinen Memoiren gesehen haben, sich der hauptsächlich von Kaiser Alexander I. patronisirten Wiedereinsetzung der Bourbons „kühl bis ans Herz hinan" verhielt und jeder anderen

Lösung der Frage über die höchste Regierungsgewalt in Frankreich nach Napaleon's Sturz den Vorzug gegeben haben würde, mochte die Gestaltung der Dinge, wie er sie zehn Jahre nach wiederhergestellter Bourbonenherrschaft vorfand, immerhin ein stiller Triumph sein; seine damaligen Wahrnehmungen über das, was das Repräsentativsystem in Frankreich angerichtet hatte, erklären zugleich aber auch die instinctive Abneigung, die er gegen dieses System hegte.

Metternich kannte die Franzosen gründlich, vielleicht besser als viele von ihnen sich selbst kennen. Bereits 1823, gelegentlich der französischen Intervention in Spanien, war er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß man sich auf dem Holzwege befand: „Die falschen Maßregeln, die Villèle seit Verona getroffen hat — schrieb er schon damals — vervollständigt er durch das, was er heute zu thun vorhat. Das Maß ist voll und er wird nur die falschen Stellungen vermehren, ohne sein Ziel zu erreichen. Die Franzosen, die mit großer Einbildungskraft begabt sind, bilden sich heute ein, die Revolutionen zu verstehen, weil sie sie überstanden haben. Das sieht gerade so aus, als wenn eine Frau, die viele Kinder hatte, meinen würde, sie verstehe sich auf das Niederkommen. Die Einen wie die Anderen vergessen, daß es zwei durchaus verschiedene Dinge sind: gelitten zu haben und die Kunst Abhilfe zu schaffen. Es gab in Frankreich einen einzigen Mann, der es verstanden hat, die Revolution zu bewältigen und dieser Mann war Bonaparte. Die königliche Regierung hatte von ihm nicht die Revolution, sondern die fertige Contrerevolution geerbt und diese Erbschaft nicht zu bewahren gewußt."

(Schluß folgt.)

Leipziger Theater.

Die letzte Theaterwoche war reich an wichtigen Ereignissen: sie brachte uns den Abschied der Förster'schen Direction und das erste Auftreten der Meininger im Carola-Theater.

Es war ein sinniger Gedanke des Dr. Förster, für die Schlußvorstellung im Neuen Theater Schiller's „Kabale und Liebe" zu wählen und als Mitwirkende dazu Frl. Wessely aus Wien zu berufen, welche in dieser Rolle zuerst die Schwingen ihres Talentes entfaltet hatte. Als ein schüchternes Mädchen war sie von der Wiener Theaterakademie nach Leipzig gekommen: jetzt kehrt sie zurück als Mitglied des Wiener Burgtheaters. „Kabale und Liebe" war die erste Aufführung der Förster'schen Direction: in der Rolle des Stadtmusikus Miller, die er mit soviel Derbheit und Gefühl durchführt, hielt Dr. Förster seine erste und seine letzte Rede an das Publicum. Frl. Wessely hat ihre Luise noch mehr durchgearbeitet, als bei ihrem ersten Debüt, Licht und Schatten kunstverständiger vertheilt; das Vibrirende, Ergreifende im Ton ihrer Stimme, das elektrisch Zündende in ihrem Spiel ist nach wie vor dasselbe geblieben. Die Lady Milford spielte diesmal Frau van der Osten-Hildebrandt mit vornehmer Haltung und tragischer Bedeutung. Die Lady ist keine bloße Salonrolle: es pulsirt in ihr das wildfeurige Genie der Schiller'schen Jugenddichtungen. Die Erzählung ihrer Schicksale trug diese Lady trefflich mit einer Mischung von weichem Gefühl und stolzem Ton vor. Alle andern Darsteller beeiferten sich an diesem Abend, das Schiller'sche Trauerspiel, dessen zweiter Actschluß zu den effectvollsten gehört, die je gedichtet worden, und das bei einer extravaganten und grausamen Führung der Handlung doch eine fieberische Spannung hervorruft, mit dem Aufgebot all ihrer Kräfte darzustellen. Ein Nachspiel fand diese Aufführung noch im Carola-Theater, wo Frl. Wessely die Birch-Pfeiffer'sche „Grille" spielte, nicht so naturalistisch wie die Goßmann und Raabe, nicht mit jener fast cynischen Färbung, welche die Frage verstattet, ob die alte Fadette ihr Enkelkind nicht mit Schnupftüchern ausgestattet hat, sondern mit mehr poetischer Haltung im Style der George Sand, der ursprünglichen Schöpferin der deutschen Bühnengrille, welche für unsere Naiven so meisterlich verbirchpfeiffert wurde. Frau Schubert war lobenswerth als alte Fadette und Hr. Heinrich Förster ein frischer Didier.

Es ist begreiflich, daß es in beiden Vorstellungen, besonders aber im Neuen Theater, wohin der Schwerpunkt der Abschiedsfeier verlegt worden war, nicht an häufigen und lebhaften Ovationen für die scheidende Direction und die scheidenden Mitglieder fehlte. Die Huldigungen nahmen bisweilen einen stürmischen Verlauf; die Hervorrufe und die Kränze und Blumenspenden zu zählen, wäre keine leichte Aufgabe gewesen. Hr. Dr. Förster hob in seiner Abschiedsrede hervor, daß zwischen seinem ersten und letzten Auftreten ein Sexennium liege, reich an mannigfachsten Eindrücken, deren Nachgefühl ihn mit gemischten Empfindungen erfülle. Er habe Gegner und Freunde gefunden; die letzteren seien ihm treu geblieben, die ersten mehr und mehr verstummt; das Publicum zolle den Scheidenden seine Anerkennung: er begrüße sie mit derselben Genugthuung, mit welcher er des Umstandes gedenke, daß die ersten Bühnen des Vaterlandes sich beeifert hätten, den größten Theil der Künstler, die er um seine Fahne zu versammeln das Glück hatte, für sich zu gewinnen. „Möge dies schöne Haus," schloß er seine Rede, „immerdor eine Stätte der Weihe bleiben, zu welcher der Streit des Tages mit verwarrenem Lärm nicht zu dringen wagt."

Die trefflich ausgearbeitete Rede des Hrn. Dr. Förster wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Ist der scheidende Director doch als Redner und Schriftsteller sprachgewandt wie wenige von denen, welche in Deutschland das Directionsscepter führen. Schon in Wien war er zuerst die rechte Hand Laube's, dann diejenige Dingelstedt's; auf seiner Beurtheilung der eingesendeten Stücke lag das Hauptgewicht. Ebenso hatte er als Regisseur am Burgtheater und als Lehrer, der jüngere Talente heranbildet, an der Donau besten Erfolg. So war er zur kunstverständigen Oberleitung einer Bühne wohlberufen und bewährte sich nach allen diesen Seiten hin auch bei uns. Frl. Josephine Wessely wurde hier seine erfolgreichste Schülerin; der Frau Geistinger hatte er schon in Wien den schwierigen Uebergang von der Operette zur Tragödie ebnen helfen und auch hier studirte er ihr anfangs, ehe die Künstlerin wieder zu ihrer ersten Liebe, der Operette, zurückkehrte, größere teagische Rollen ein, die sie mit seltenem Fleiß erlernte, mit merkwürdig raschem Verständniß erfaßte und mit jener harmonischen Grazie durchführte, über welche schon die schöne Helena so erfolgreich gebot. Nach dem Abgange dieser beiden Darstellerinnen teat eine empfindliche Lücke ein, Frl. Wessely wurde längere Zeit durch Frl. Satran ersetzt, eine feine und strebsame Künstlerin: die Bestrebungen aber, für Frau Geistinger Ersatz zu finden in der Tragödie, scheiterten, bis im letzten Jahre Frau von der Osten-Hildebrandt diese Rolle mit ihrer großen Bühnengewandtheit und ihrem feurigen Temperoment ausfüllte und erst die Aufführung der großen Schiller-, Shalespeare- und Goethecyklen ermöglichte, welche das letzte Jahr der Förster'schen Schauspieldirection zum künstlerisch erfolgreichsten machten. Das Männerpersonal des Schauspiels war inzwischen durch neue tüchtige Kräfte ergänzt, ja so vollzählig geworden, daß alle Haupt- und viele Nebenrollen der Shalespeare'schen Historien eine durchaus entsprechende Besetzung finden konnten.

Da seit länger als zwanzig Jahren keiner unserer Theaterdirectoren zwischen der Elster und Pleiße geboren war, so mußten sich alle erst acclimatisiren; den einen gelang das früher, den andern später. Hr. Dr. Förster brachte

von Wien den Geschmack der Laube'schen Schule mit, die Vorliebe für französische Novitäten. Allmälig mußte er sich überzeugen, daß hier kein Boden für dieselben sei. So traten sie in der zweiten Hälfte seiner Directionsführung wesentlich zurück. Dieser Verzicht auf eine Lieblingsrichtung ist um so mehr anzuerkennen, als Dr. Förster selbst eine große Zahl Pariser Stücke übersetzt hatte, die er ruhig in seinem Pulte schlummern ließ. Das Uebergewicht der Thalia über die Melpomene ist zwar auf deutschen Repertoiren allgemein: gleichwol mochte es sich unter der Förster'schen Direction mehr geltend, als unter den früheren. Es lag dies wol daran, daß die sehr erschwerten Pachtbedingungen die Direction nöthigten, dem Alten Theater als Geldquelle eine früher nicht gekannte Bedeutung einzuräumen, und da hier nur das Lustspiel und die Operette heimisch war, Tragödie und große Oper dem Neuen Theater vorbehalten blieben, so war es begreiflich, daß das leichtere Genre auf dem Gesammtrepertoire sehr bevorzugt wurde. Mußte sich die Direction doch sagen, daß, wenn es sich um Novitäten handelte, ein Trauerspiel nur auf eine kleine Zahl von Wiederholungen im Neuen Theater rechnen konnte, während ein Lustspiel in beiden Theatern gegeben wurde und bei der Ausgiebigkeit des Alten Theaters, das eine so große Zahl von Abenden zur Verfügung stellte, Aussicht auf die zahlreichsten Wiederholungen hatte. Die Ziffer der Aufführungen von L'Arronge's „Doctor Klaus", G. v. Moser's „Krieg im Frieden", weit über ein halbes Hundert hinausgehend, übersteigt ja bei weitem alle früheren Erfolge von Lustspielen. So war in Leipzig noch besondere Veranlassung, dem Zeitgeschmack, der sich einmal für das leichtere Genre erklärt, zu huldigen. Ein Mangel an Rücksichtnahme auf neuere Stücke aus Bequemlichkeitsgründen lag hier um so weniger vor, als alle eingehenden Novitäten sorgfältig gelesen und beurtheilt wurden. War doch zu diesem Zwecke ein besonderer Dramoturg angestellt, und Hr. Dr. Wilhelm Buchholz, der diesen Posten inne hatte, besitzt eine feine ästhetische Bildung und hat besonders durch die Einrichtungen der Stücke für die Bühne ebenso viel Theaterkenntniß wie Geschmack bewiesen. Was die Erziehung der jüngeren Kräfte betrifft, so wurde Hr. Director Förster von dem tüchtigen, überaus fleißigen Regisseur Hrn. Pettera hierin aufs Beste unterstützt.

Eine unbefangene Geschichte des Leipziger Theaters wird der Förster-Neumann'schen Direction, die außerdem auf dem hier nicht in Betracht kommenden Gebiete der Oper thatsächliche Erfolge von großer Tragweite aufzuweisen hatte, das Zeugniß nicht versagen, daß sie trotz einzelner Mißgriffe und Fehler das Leipziger Theater auf derselben anständigen Höhe erhalten hat, wie ihre Vorgänger.

Bald nach dem Schlusse des Stadttheaters begannen die Meininger einen Gastcyklus auf der Bühne des Carola-Theaters. Diese fürstliche Hofwandertruppe ist eine der eigenartigsten Erscheinungen in der neuen Theatergeschichte und muß als ein nicht unbedeutendes Ferment in der Entwickelung unserer scenischen Kunst betrachtet werden. Die Prineipienfragen über den Werth der decorativen Ausstattung, der historischen Treue in den Kostümen, dem Mobiliar und allen Außenwerken der Bühne wollen wir hier außer Acht lassen. Wir meinen, daß sich jetzt das maßgebende Prineip schon durchgekämpft hat: vollberechtigt ist alles, was dazu beiträgt, den Eindruck der Dichtung zu heben durch stimmungsvolle Belebung der äußeren Bühne; unberechtigt dagegen, was die Aufmerksamkeit von der Haupthandlung und der Dichtung selbst auf äußeren Ausputz ablenkt, der eine selbständige Bedeutung in Anspruch nimmt.

Daß die Meininger in Bezug auf das Erstere viel und Anerkennenswerthes leisten, das bewies ihre Darstellung der Wallenstein-Trilogie, wenn auch hier und dort das höchst geschmackvolle Beiwerk zu einer Betrachtung einlud, welche die bildende Kunst und das archäologische Studium mehr ins Auge faßte, als das sich vor unseren Augen entwickelnde Dichtwerk; doch auch die Dichtung gewann ausnehmend durch Arrongements von theatralischer Wirkung, die ja ein gutes Recht dort hat, wo sie mit der dramatischen zusammenfällt. Dies gilt besonders von „Wallenstein's Tod". Obschon das Trauerspiel nicht reich ist an großen Ensemblescenen, so kann es doch, wie die Meininger beweisen, zu einer ganz anderen theatralischen Lebendigkeit auf der Bühne gebracht werden, als sie bei der gewöhnlichen Darstellungsweise erreichbar ist. „Wallenstein's Lager" ist ein großes Ensemble von genrebildlichen Scenen, die sich ablösen von dem Hintergrund der auf- und niederwogenden Bewegung des Lagerlebens, von einem fließenden, aber sich stets neuerzeugenden Hintergrund. Daraus bricht bald hier, bald dort ein Genrebild in einem selbständigeren Rahmen hervor und die bald sentenziöse und schwunghafte, bald epigrammatische und kecke Diction des Dichters webt das geistige Band für diese locker verknüpften Scenen. Hier konnten die Meininger das Gesammtbild nur reicher illustriren, nur hier und dort mit lebendigeren Nuancen ausstatten: im Großen und Ganzen war „Wallenstein's Lager" stets als beliebtes Schaustück von der deutschen Regie vorgeführt worden. Dasselbe gilt von den Hauptscenen in „Die Piccolomini", der Berathungs- und Tafelscene. Wir haben diese auch auf andern Bühnen trefflich mit großer Lebendigkeit arrangirt gesehen, ja wir möchten einem Arrangement, das die Tafeln mehr in den Hintergrund rückt, den Vorzug geben, weil die vorderen Scenen sich dann freier entwickeln können. Illo kann dann freilich nicht, wie es bei den Meiningern der Fall ist, in seiner Trunkenheit auf den Tisch springen und von dort seine Anrede halten: doch ist auch der Lärm der Tafel etwas mehr in den Hintergrund gerückt und für die Schlußgruppen ein größerer Spielraum gegeben. Was aber die Anordnung der Tische selbst, die Tischgeräthe, Tafelaufsätze u. s. f. betrifft, so werden freilich! die Meininger keine Concurrenz zu scheuen haben. Einen sehr bedeutenden Eindruck aber machte die Schlußscene des dritten Actes in „Wallenstein's Tod" und die letzten Auftritte des Trauerspiels. Das waren Eingebungen einer Regie, die man als dichterisch productiv bezeichnen könnte: wir zweifeln nicht, daß bald alle deutschen Bühnen diese Scenen nach dem Vorbild der Meininger geben würden: die Dichtung würde dabei sehr gewinnen. Wir kennen unsere Pappenheimer, wie sie in den großen Saal des dritten Actes, den die Meininger durch einen kühnen Strich beseitigt haben, hineinmarschirt kommen: tactmäßig im Paradeschritt, damit ja ihr Obrist, den sie sich heraushauen wollen, Freude hat an ihrem gutgebrüllten, reglementsmäßigen Auftreten. Und da für die guten Pappenheimer die meisten Theatergarderoben nicht ausreichen, so erscheinen sie in allen möglichen, zusammengebettelten militärischen Kostümen, bleiben dann auf der Bühne stehen und blicken auf ihren Obersten, als ob der Unterofficier: Augen rechts commondirt hätte. Und nun sehe man diese die Salontreppe herunterquellenden, kampfbereiten, wildbegeisterten Kürassiere der Meininger, den Nachschub der zweiten und dritten heranstürmenden Woge, welche die ersten in den Saal herunterdrängt, alle in gleichmäßigen Uniformen, tumultuarisch, die Schwerter zückend: ein hinreißendes Schauspiel! Erst bei solcher Darstellung geht uns die Bedeutung dieser Scene auf. Die Schlußscenen sind stimmungsvoll: die flackernde Gluth des Kamins, die ein grellrothes Licht auf die Bühne wirft, der Sturmwind draußen, das versetzt in die Stimmung einer Mordnacht! Und nun brechen die Mörder herein; Kampf und Geschrei hinter der Scene, Jammer der Hausbewohner; die fortgetragene verhüllte Leiche des Feldherrn: Alles zusammen macht einen erschütternden Eindruck, der durch das hochtragische Spiel des Frl. Haverland als Gräfin Terzky noch gesteigert wird. Die wilde Aufregung, der Schrei des Affectes, dann die ermattende Kraft und doch stolze Haltung der Todgeweihten: Alles das war in einer Weise durchgeführt,

welche uns bewies, daß sich die Künstlerin, deren erstes nicht sehr glückliches Debut an unserem Stadttheater, das aber bald über glänzenden Erfolgen in Vergessenheit gerieth, noch in unserer Erinnerung lebendig ist, sich zu einer bedeutenden Tragödin entwickelt hat. Die kluge, entschlossene Frau mit ihrem ehrgeizigen Streben trat schon in den früheren Scenen charakteristisch hervor.

Den Wallenstein spielte Hr. Nesper, fest, verständig im Vortrag, nicht allzutrocken und doctrinär, wozu die Rolle leicht verführt, besonders in den Augenblicken gemüthlicher Aufwallung mit vieler Wärme. Gestalt und Organ des Künstlers befähigen ihn durchaus zu dieser Rolle. Wenn sich Wallenstein indeß auch ein „heiteres Joviskind" nennt, allerdings nur mit Bezug auf sein „entsiegeltes Auge" gegenüber den Gestirnen, so muß doch ein Zug mystischen Tiefsinns in ihm herrschend sein: wir meinen, daß Hr. Nesper dem Charakter noch eine mehr düstere, tiefergesättigte Grundfarbe geben könnte. Der Octavio Piccolomini des Hrn. Richard entsprach der Charakterzeichnung des Dichters: er war klug, gemessen, voll Geistesgegenwart, warm nur im Ausdruck des Gefühls gegenüber dem Sohn. Der Max des Hrn. Gunz war fest und männlich; aber es fehlten doch die zarten Linien, welche die Gestalt des Kriegsobersten umfließen müssen, der allerdings wie eine fremdartige Erscheinung mit seiner sanften Lyrik in diesem kriegerischen Getümmel erscheint. Die Thekla des Fräul. Christen hatte Gefühlswärme; doch gab sie derselben oft einen zu lauten Ausdruck: hierin paßte sie zu ihrem Max. Keck gezeichnete Charakterbilder waren der Kroatenhäuptling Isolani des Hrn. Arndt, der naturwüchsig cholerische Illo des Hrn. Weiser, in der Trunkenheitsscene der Piccolomini vortrefflich und der wie Illo hitzige, oft allzu heftige Terzky des Hrn. Busse. Die Herzogin der Frau Berg war sanft und zartfühlend bei stattlicher Repräsentation; der Questenberg des Hrn. Pückert ein zäher Diplomat. Der Buttler des Hrn. Teller war eine dumpf brütende Gestalt mit heißem Rachedurst: die plötzliche Wandlung seiner Gesinnung wurde durch bezeichnendes stummes Spiel motivirt. Die kleinen Rollen waren gut auf das Ganze des Ensembles gestimmt.

In „Wallenstein's Lager" spielte Hr. Teller den Kapuziner, den er nicht als komische Charge auffaßte, sondern mehr als ein Charakterbild. Der Wachtmeister des Hrn. Hassel, die beiden Holkischen Jäger der Herren Arndt und Rollet, der Kroate des Hrn. Stoppenhagen waren militärische Charakterbilder von markiger Zeichnung. Bei dem Küraſſier des Hrn. Busse vermißten wir den edleren Ton, welcher diese Rolle über das Getümmel der andern erhebt. Das Gesammttableau war sehr bunt und farbenreich und durchaus lehrreich für die Kenntniß der militärischen Trachten des dreißigjährigen Krieges, die hier nach sorgfältigen Quellenstudien ausgeführt waren. Einige leckere Nuancen der Aufführung waren wol originell erfunden: die eine oder die andere machte doch den Eindruck eines überflüssigen Mätzchen; so die Pantomine, mit welcher der Rekrut dem Wachtmeister, als er in einer Parabel von den abgehackten Fingern spricht, diesen Liebesdienst zu leisten bereit ist u. a. Die zigeunerhaften Marketenderinnen im Vordergrund bildeten eine überaus bewegliche Gruppe, die in ihrem stummen Spiel eine ganze Reihe von Genrebildern vorführte.

Die Vorstellungen fanden lebhaften Beifall; auch der artistische Director, Hr. Intendanzrath Chronegk, der das berühmte Ensemble stets von neuem stimmen und die theatralische Wanderuhr in Gang halten muß, wurde hervorgerufen.

Rudolf von Gottschall.

Musikbericht aus Leipzig.

Am 30. Juni hat die Operndirection des Hrn. Angelo Neumann ihre Thätigkeit beschlossen, nachdem im ganzen Monat Juni in sechszehn Vorstellungen vierzehn verschiedene Opern zur Aufführung gekommen waren und zwar von Mozart: „die Zauberflöte"; von Beethoven: „Fidelio" (2 Mal); von Weber: „der Freischütz" (2 Mal); von Meyerbeer: „die Hugenotten"; von Wagner: „Rienzi", „Fliegender Holländer", „Tannhäuser", „Lohengrin", „Meistersinger", „Tristan und Isolde", „Rheingold", „Walküre", „Siegfried" und „Götterdämmerung". Es war mithin eine Zeit großer Anstrengungen für die Bühnengesangskräfte und für das ausgezeichnete Leipziger Orchester, welches letztere schon oft die ausdauerndste Leistungskraft bewährt und die siegreiche Bewältigung der größten Schwierigkeiten durch künstlerische Thaten bewiesen hat. Mit Recht konnte daher Hr. Operndirector A. Neumann in seiner durch stürmische Ovationen des Publicums veranlaßten Abschiedsrede auf die eminente Tüchtigkeit des Leipziger Orchesters und auf die Verbesserungen in der Einrichtung des Leipziger Theater- und Gewandhausorchester-Verbandes hinweisen, welche hauptsächlich dem ersten Bürger der Stadt (Hrn. Oberbürgermeister Dr. Georgi) zu danken sind. Auf diese Einrichtungen ist in einer von dem genannten hochangesehenen Kunstförderer verfaßten Denkschrift eingegangen worden, deren Werth für die Musikgeschichte Leipzigs als ein bleibender hervorgehoben werden muß. Könnte das begonnene Werk bezüglich der Anstellung im Orchester noch fortgesetzt und eine noch größere Zahl von Streichinstrumentisten in den Verband aufgenommen werden, um auch für diese eine gleiche Erleichterung im Dienst zu schaffen, wie sie jetzt für die infolge der Lungenanstrengungen allerdings besonders zu berücksichtigenden Bläser besteht, so würde das herrliche Werk der Humanität, welches als ein wahrer Schutz und Hort der Kunst zu betrachten ist, zum höchsten Ziele hinzuführen möglich sein. In der That billigen wir vollständig die Worte des aufrichtigsten Dankes von Seiten des Hrn. Director Neumann, dessen Arbeiten zunächst durch jene Verbesserungen in den dienstlichen Einrichtungen der Orchestermitglieder wesentlich unterstützt worden sind. Aber die künstlerischen Verhältnisse unserer Stadt überhaupt haben durch die rastlose und energische Thätigkeit des Hrn. Oberbürgermeisters Dr. Georgi ungemein gewonnen. Im Verein mit anderen kunstbegeisterten Männern ist es ihm gelungen, für den Fortbestand des Orchesters und daher auch für die Fortentwickelung der Instrumentalität eine Basis zu schaffen, deren Festigkeit und Stärke jedem Mitgliede des berühmten Instituts Vertrauen einflößt und als sichere Garantie für die persönliche Existenz zu betrachten ist. Allen, welche sich für die Entwickelung der Tonkunst in Leipzig interessiren und sich über die Verhältnisse unseres Orchesters genauer informiren möchten, sei die Schrift unseres Hrn. Oberbürgermeisters Dr. Georgi warm empfohlen. Sie führt den Titel: „Vortrag, die Verhältnisse des Stadtorchesters in Leipzig betreffend. Erstattet von der Rathsdeputation für das Theater und Musikwesen." Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Schrift im Buchhandel erschiene, vielleicht zu einem wohlthätigen Zweck, damit weitere Kreise von dem edlen Sinn und der innigen Antheilnahme, welche von der obersten städtischen Leitung den Kunstverhältnissen entgegengetragen wird, die rechte Kenntniß erhielten. So lange ein so eifriger, im idealen Sinne wirkender und zugleich mit so reichen praktischen Erfahrungen ausgerüsteter Mann an der Spitze der städtischen Leitung steht, so lange wird die Kunst gewiß nicht über Vernachlässigung zu klagen haben. Jeder für das Wohl und Gedeihen der Leipziger Kunstpflege Empfängliche wird einstimmen in den von der Bühne herab zum Publicum gesprochenen Dank. Die Aufgabe der Presse muß es sein, das große Verdienst in der rechten Weise darzulegen und zu be-

leuchten. Gerechtigkeit soll das erste Princip der öffentlichen Kritik sein; daß diese in Leipzig darnach gestrebt hat, sich von Irrungen möglichst frei zu halten und stets auf gewissenhafte Ueberzeugung gestützt ihr Urtheil abzugeben, kann wol mit Fug und Recht behauptet werden. In Würdigung dieses Strebens hat Hr. Neumann auch wol von der Presse in seiner Rede Notiz genommen und es für seine Pflicht gehalten, vor seinem Scheiden auch der Presse zu danken für ihre einsichtsvolle Unterstützung; „sie hat", sagte derselbe, „unsere Thätigkeit mit Strenge, aber gerecht gewürdigt und gefördert". Jene Förderung mag auch darin mit bestanden haben, daß die Presse der Scandalsucht keinen Vorschub leistete und mit aller Energie den Unberufenen die Einmischung verweigerte in die öffentliche Beurtheilung, während dies früher nicht selten in aller Art von eingesendeten Notizen geschah, welche anstandslos die berufene Kritik mit dilettantischer Dreistigkeit negirten. In dieser Beziehung herrschen jetzt zum Segen der öffentlichen Kunstpflege und zur Beruhigung der Leiter geordnetere Verhältnisse, so daß jener unberechtigte Eingriff des Dilettantismus nicht mehr Schaden zu stiften vermag. Früher war es häufig der Fall, daß ein Bühnenkünstler mit Bezug auf derartige gegen den Kritiker gerichtete dilettantische Preßausfälle sagen konnte: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden"; jetzt ist derselbe nicht mehr in der Lage sich so ängstlich vorzusehen, nachdem die Redactionen ein strenges Veto ausgesprochen haben. Es muß auch fernerhin die Aufgabe der einflußreichen Blätter sein, den Leipzig so schwer compromittirenden Theaterscandal niemals zu nähren, im Gegentheil Alles aufzubieten, jeden Leipziger Theatertumult nach Kräften niederzuhalten. Mag auch die geschiedene Direction hin und wieder in Irrthümer verfallen sein, da ja nach Goethe „Irrthum den Menschen nie verläßt", immer hat sie doch darnach gestrebt, mit dem natürlicherweise zu berücksichtigenden „Geschäft" den idealen Zweck der Kunst möglichst in Einklang zu bringen. Die Pflege der Wagner'schen Tondramen überwucherte allerdings in letzterer Zeit allzu sehr. Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß die Zeitströmung eine größere Berücksichtigung dieser Werke bedingte und daß die meisten Novitäten, welche Hr. Director Neumann dem Publicum vorführte, nicht im Entferntesten mit dem Inhalte der Wagner'schen Schöpfungen concurriren konnten, ja daß sie zum Theil sogar nur als Nachahmungen des Wagner'schen Stils ohne jegliche Originalität erschienen. Wo keine Concurrenz vorhanden ist, was bleibt dann in unserer Zeit übrig? Eben nur Wagner. Selbst die Producte des genialen Rubinstein vermochten bis jetzt gegenüber den Erzeugnissen Wagner's nicht dauernd Stand zu halten. In Köln, wa die reizende Oper der „Dämon" von A. Rubinstein das Publicum entzückte, hat doch die „Götterdämmerung" Wagner's den Sieg behauptet. Erfreulicherweise begrüßen wir aber in Anton Rubinstein eine Kraft, welche selbständig arbeitet und nicht aus allen anderen Partituren das Material zusammenträgt, um mit der Verarbeitung desselben billige Effecte zu erzielen. A. Rubinstein ist ein originaler Geist voll zündender Gedanken, deren dramatische Gestaltung gewiß noch besser gelingen würde, wenn der Meister dauernden Aufenthalt in Deutschland nehmen und sich mit dem Wesen der deutschen Bühne recht vertraut machen wollte. Mit Beifall war es zu begrüßen, daß die Direction Neumann ein Werk A. Rubinstein's zur Aufführung angenommen hatte; die Zeit war zu kurz, um auch diesem Meister die nöthige Pflege zu gönnen. Erst der neuen Direction des Hrn. Stägemann bleibt die Cultur der dramatischen Werke Rubinstein's vorbehalten. Der große Künstler hat sich im Leipziger Publicum eine so sichere Heimstätte gegründet, daß die freundliche Aufnahme auch seiner dramatischen Tondichtungen außer allem Zweifel steht. Hierzu kommt, daß sein Weg ein gänzlich anderer ist, als die Bahn Richard Wagner's und daß auf diese Weise in das Novitätenwesen eine ganz andere Strömung hineingeführt wird, welche gewiß mit dem höchsten Interesse von allen Künstlern und Kunstfreunden zu verfolgen ist; denn die ausschließliche Herrschaft der Wagner'schen Werke unter den Novitäten führt zur Einseitigkeit. Selbst wenn sich die Rubinstein'sche Concurrenz zu schwach erweisen sollte, um neben Wagner volle Kraft zu behaupten, so wird doch schon durch Einführung eines neuen originalen Elements der Zeitgeist nicht unwesentlich aufgefrischt und vor der einseitigen Hinneigung zu einer bestimmten Kunstrichtung bewahrt. Mit Bezug auf die früheren Meisterwerke hat man bezüglich des Wagnercultus nicht ängstlich zu sein; denn Gluck, Mozart, Beethoven, Weber haben ihre Stellung unerschütterlich behauptet, sie haben sogar gegenüber den schwächlichen Novitäten eine noch größere Anerkennung gefunden. Welchen Enthusiasmus haben die Gluck'schen Werke erweckt, mit welch großer Theilnahme hat man die Weber'schen Meisterthaten aufgenommen, wie hat erst kürzlich Mozart's Zauberflöte das Publicum entzückt und welch mächtige, nicht zu überbietende Wirkung übte Beethoven's „Fidelio" auf das Publicum aus. Das wirklich Große in der Kunst wird also in keiner Weise in seinem Werthe durch Richard Wagner herabgedrückt, er ist nur unter den gegenwärtig Schaffenden der Einzige, welcher alles Andere siegreich niederhält. Es ist daher gewiß begründet, zunächst den Wunsch auszusprechen, daß andere Componisten, zumal solche, denen Wagner's Kunst nicht zusagt, tüchtige Concurrenzopern schaffen, welche die Kraft in sich tragen, einen ebenso gewaltigen Enthusiasmus hervorzurufen wie am 30. Juni die „Götterdämmerung". Jeder Theaterdirector wird solchen Componisten dankbar sein und das Publicum wird ihnen für ihre Heilsthat zujubeln. Aber bis jetzt hat sich ein solches Können unter den lebenden Autoren nicht offenbart, weshalb man es den Theaterdirectoren nicht verdenken kann, daß sie zum Nutzen ihrer Casse immer wieder zur Aufführung Wagner'scher Werke sich bestimmen lassen und die Partituren anderer Novitäten zur Aufbewahrung übergeben. Selbst Directoren, deren Individualität sonst nicht zur Wagner'schen Richtung hinneigt, werden zu solchem Verfahren veranlaßt; nur Hoftheater, an welchen der augenblickliche Cassenerfolg nicht von so großem Einfluß sich erweist, können zeitweise der Zeitströmung Stand halten; nachhaltig wird aber auch von ihrer Seite der Widerstand nicht sein können. Immer wird es die Aufgabe der Schaffenden bleiben, mit ihrem Geiste auf das Empfinden der Menschen so zu wirken, daß dieselben wirklich ergriffen und vor der Einseitigkeit bewahrt werden.

Die von dem neuen Director Hrn. Stägemann festgehaltenen Künstlerkräfte: Frau Löwy und die Herren Schelper, Lederer, Reß werden gewiß mit Eifer darnach streben, auch unter dem neuen Regiment in veränderter Situation ihr Gestaltungstalent zu bewähren. In vielseitiger Weise wird ihr Talent zur Erscheinung kommen, und die Kritik wird noch Veranlassung haben, auf die Leistungen derselben näher einzugehen. Dagegen haben die beiden Leonoren Frau Reicher-Kindermann und Frau Sachse-Hasmeister vom Leipziger Publicum Abschied genommen. Unleugbar hat Leipzig durch die Thätigkeit dieser beiden Künstlerinnen ungemein viel gewonnen. Das edle weibliche Wesen und die klare, herrliche Stimme der Frau Sachse-Hofmeister, deren „Gräfin" in Mozart's „Hochzeit des Figaro" ihr inneres Seelenleben in der fesselndsten Weise offenbarte und deren Leistungen auch sonst immer den Adel vornehmer Künstlerschaft an sich trugen, dann aber Frau Reicher-Kindermann mit ihrem mächtigen Organ in den tieferen und mittleren Registern, ihrem Heroismus, ihrer Alles fortreißenden Leidenschaft und ihrer wahrhaft großen, bedeutenden Auffassung: diese beiden Trägerinnen der tiefsten und gewaltigsten weiblichen Partien sind in der That schwer, sehr schwer zu ersetzen. Der Abschied des Publicums war für Beide ein sehr inniger, ja rührender. Mit ganzer Seele haben diese Künstlerinnen bei Darstellung ihrer

Charaktere darnach gestrebt, der Kunst wirklich zu dienen und nicht durch einseitiges Virtuosenthum zu glänzen. Ganz in ihren Aufgaben lebend und webend war es für ihre Individualität Bedürfniß, nur das vom Autor geforderte Bild in allen einzelnen Zügen herzustellen und nichts zu versäumen, was der Wirkung dieses aus der immanenten Schönheitsidee des productiven Meisters hervorgegangenen Charakterbildes günstig sein könnte. Sich dem Dichter unterordnend, trat dann ihr eigener künstlerischer Geist um so strahlender hervor, an der Hand des Autors feierten sie ihre höchsten Triumphe. Es ist kaum anzunehmen, daß Gluck's Charaktere jemals besser interpretirt worden sind, als durch Frau Reicher-Kindermann und bezüglich ihres „Fidelio" sind selbst von ausgezeichneten, erfahrungsreichen älteren Sachkennern Parallelen zu den Leistungen der berühmten Frau Schröder-Devrient gezogen worden, welche für die Leipziger Prima-Donna als sehr ehrenvoll zu betrachten sind. Kurz beide Künstlerinnen sind Kräfte allerersten Ranges, von welchen alle wahren Kunstfreunde schweren Abschied nahmen. Aber auch die Coloraturſängerin Frau Schreiber, deren weiche, volle Stimme mit herrlicher Klangfarbe sich auch in lyrischen Partien prächtig entfaltete und deren Wesen im ernsteren Genre den dramatischen Anforderungen im höheren Sinne besser entsprach, als in der Komik, für welche die Künstlerin wenig beanlagt erscheint, ferner die treffliche Altistin Frl. Riegler, welche sich sogar neben der unvergleichlichen „Ortrud" der Frau Reicher-Kindermann in derselben Partie mit Ehren behauptete und auch im Uebrigen durch ihr charaktervolles Spiel, sowie durch ihren musikalisch sicheren und edlen Gesang das Interesse fesselte; die äußerst gewandte vielseitige Soubrette Frl. Krauß, welche mehr durch ihre charakteristische Darstellung und durch ihre prächtige Stimme, als durch ihr noch des Studiums bedürftiges technisches Können Sympathien erweckte, und die übrigen scheidenden Mitglieder der Oper erwiesen sich besonders in der letzten Zeit als sehr anerkennenswerthe Repertoirestützen, so daß die Direction bei Vorführung von Meisterwerken der verschiedensten Richtung nie in Verlegenheit kam. Eine äußerst vielseitige, mit prachtvoller Stimme ausgestattete und zur Komik besonders beanlagte Kraft war Hr. Wiegand, welcher aber auch für Mozart's „Don Juan" als der beste Comthur anzusehen ist, welchen Leipzig seit dem Abgange Pögner's kennen gelernt hat. Innerhalb eines Zeitraumes von circa 24 Jahren ist in Leipzig kein Comthur aufgetreten, welcher mit dem des Hrn. Wiegand den Vergleich zu bestehen vermöchte. In Anerkennung solcher Leistungen, welche von den auch bei Concertaufführungen gern bereiten Opernmitgliedern geboten worden sind und in Anbetracht der großen Verdienste, welche sich Hr. Director Neumann unbestritten um das Opernensemble und um die Kunstpflege überhaupt erworben hat, war es ganz natürlich, daß an dem Abschiedsabende diesem Leiter die höchste Achtung gezollt wurde. Zu den Beweisen der großen Werthschätzung gehört das Abschiedsgeschenk, welches die Deputation der Herren Professor Riedel, Commissionsrath Kahnt und Dr. Stade dem Gefeierten auf der Bühne Angesichts des Publicums überreichten. So hat denn für Leipzig die Thätigkeit einer Direction geendet, welcher große Umsicht und Intelligenz zugesprochen werden muß. Sie verstand es vor allen Dingen, das Interesse des Publicums so rege zu erhalten, daß eigentlich niemals der Theaterbesuch als ein schwacher bezeichnet werden konnte. Vielmehr ist mit Recht zu behaupten, daß durch die Direction Neumann der Opernbesuch gesteigert worden ist und daß sich das Interesse des Publicums nach jeder Richtung hin in lebhafter Weise kund gab. Welche Stadt kann sich bezüglich des Theaterbesuchs mit Leipzig messen? Und doch ist es auch sonst bekannt, daß Leipzig als eine der fleißigsten unter den Städten sich behauptet. In der Wissenschaft und Kunst, in der Fabrikation und im Handel wird mit bewundernswerther Energie gearbeitet. Keiner darf zurückbleiben, wenn er sich nicht in den Augen der Welt blosstellen will. Dennoch sind die Theatervorstellungen so besucht, wie nirgends, die vornehmeren Concerte sind überfüllt und auch für die sogenannten populären Concerte fehlt der Besuch nicht. Bei meiner unausgesetzten Beobachtung der musikalischen Verhältnisse Leipzigs konnte ich sogar die erfreuliche Wahrnehmung machen, daß die Programme der Volksconcerte zum großen Theile in weit besserer Form hergestellt werden, als dies früher geschah, daß nicht mehr das Unedle, Triviale dominirt, sondern daß auch die classische Musik ihren veredelnden Einfluß geltend macht und auf die Gemüthsbildung einwirkt. Möchten die verschiedenen Musikdirectoren sich immer die Aufgabe stellen, die Musik als eine bildende Kraft zu benutzen und sie auch dann in edler Weise zu verwenden, wenn sie lediglich zur Erweckung der Heiterkeit dienen soll. Auch in dieser Richtung wird sie ihre Aufgabe richtig lösen, sobald sie nicht herabgewürdigt und zu unziemlichen Lärmerzeugnissen gebraucht wird. Im Bereiche der erheiternden Tanzcompositionen giebt es so viele reizvolle Producte, daß eben nur die richtige Kenntniß und der nöthige Tact dazu gehört, eine passende Auswahl zu treffen, welche zur Förderung des ästhetischen Geschmacks beiträgt. Den widersinnigsten Eindruck macht in der Regel das sogenannte Potpourri, eine formlose Zusammenmischung von Phrasen und Themen aus Opern, Liedern oder beliebten Stücken anderer Art. Dieses traurige Product sollte entschieden aus der deutschen Kunstausübung gänzlich verbannt und selbst in den Gartenconcerten nicht mehr geduldet werden. Wagner's Ring des Nibelungen hat ebenfalls zu solchen Producten Veranlassung gegeben. Wenn von geschickter Hand, am besten vom Componisten selbst, eine Uebersicht der Hauptthemata ohne Zuziehung von sinnlosem Beiwerk hergestellt und die harmonische Verbindung der Motive kunstgerecht gestaltet wird, so kann man einer solchen Arbeit die künstlerische Berechtigung nicht absprechen; aber in der Regel erwählen sich die Unwissenden das Potpourri zum Felde ihrer Thätigkeit, welches dann nichts weiter ist, als eine gesetzwidrige Ausschlächterei. Möchten Verleger und Componisten mit schorfer Beobachtung dieser gesetzwidrigen Handlung ein Ziel zu setzen suchen und Alles auf Grund des Nachdrucksgesetzes verfolgen, was nicht von ihnen selbst gebilligt worden ist. —

Zum Schluß meines Berichtes will ich nicht versäumen, darauf hinzuweisen, daß die Prüfungen am königlichen Conservatorium der Musik zur Freude aller Betheiligten äußerst glänzend verlaufen sind. Im Clavierspiel, im Violin- und Cellospiel wurden im Ganzen sehr gute, im Einzelnen virtuose Leistungen voll Bravour und Intelligenz geboten, der Solo- und Chorgesang kam vollkommen zur Geltung, im Orgelspiel wurde Ausgezeichnetes geleistet und in der Composition erwies sich die Schule in der Harmonie, im Contrapunkt, in der freieren Form und in der Instrumentation als eine sehr resultatreiche. Nicht weniger als dreizehn öffentliche Hauptprüfungen haben stattgefunden; sie erbrachten den unwiderleglichen Beweis, daß Leipzigs musikalische Kunstakademie den höchsten Anforderungen entspricht und den Ruf verdient, welchen sie im Auslande genießt. Erfahrungsgemäß hat dieser Cyklus von Hauptprüfungen gegenüber früheren Leistungen zu Zeiten David's und Moscheles' eine nicht unbeträchtliche Steigerung erwiesen. Trotz der Concurrenz in anderen Städten steht also das Institut, welches nur künstlerisch-musikalische Durchbildung bezweckt und dem Dilettantismus keinen Raum verstattet, in hoher Blüthe. In der That kann sich auch dasselbe glücklich schätzen, daß es ein so tüchtiges, kunstbegeistertes Verwaltungsdirectorium mit Hrn. Director Dr. Günther an der Spitze besitzt, dessen Energie und rastlose Thätigkeit fortwährend das Institut wahrhaft zu fördern und in der Leistungskraft zu erweitern sucht.

Oscar Paul.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 56. Donnerstag, den 13. Juli. 1882.

Inhalt: Die Memoiren des Fürsten Metternich. III. (Schluß.) — Die Brunnen-Concurrenz in Leipzig. — Bücherbesprechung (Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen).

Die Memoiren des Fürsten Metternich.

III.

(Schluß.)

Der vierte Band der Metternich'schen Aufzeichnungen befaßt sich, wie bereits erwähnt, fast ausschließlich mit den orientalischen Angelegenheiten. Aus dem sonstigen Inhalt seien die nachfolgenden Einzelheiten hervorgehoben:

Zunächst aus dem Jahre 1825 eine interessante Aufzeichnung über den damaligen Prinzen von Carignan, späteren König Karl Albert von Sardinien, der nach der Niederlage von Novara 1849 die Krone niederlegte. Nach der Schilderhebung der piemontesischen Revolution in den Jahren 1820 und 1821 war der König Carl Felix fest entschlossen, den Prinzen von Carignan, der als Fahnenträger der Revolution hervorgetreten war, von der Thronfolge auszuschließen und die Krone auf dessen Sohn*) zu übertragen. Der König wollte die Erreichung seiner Absicht unter die Sanction und Bürgschaft des Kaisers Franz stellen, begegnete jedoch bei diesem entschiedener Abneigung gegen eine solche Maßregel, welche von Metternich getheilt wurde. Als Kaiser Franz im Jahre 1825 die Lombardei besuchte, war diese Angelegenheit eben im lebhaften Schriftenwechsel. Beide Monarchen hatten in Genua eine Zusammenkunft und hierher ward auch der Prinz von Carignan beschieden, um sich bei dem Kaiser Franz vorzustellen, der das Werk der Aussöhnung zwischen Vater und Sohn übernommen hatte. König Carl empfand entschiedenes Mißbehagen über diese Wendung der Dinge und hatte dessen gegen Metternich kein Hehl: „Ich habe dem Wunsch des Kaisers nachgegeben, ebenso um der Hochachtung willen, welche ich ihm zolle, als in Würdigung des ihn beseelenden Gefühls, welches auf Grundsätze und Erfahrung sich stützt. Wessen ich mich aber nicht erwehren kann, das ist die feste Ueberzeugung, daß es Oesterreich sein wird, das insonderheit sich zu beklagen haben wird über einen Menschen (un homme), dessen Ideen völlig verkehrt (perverties) sind." Metternich entgegnete, daß der Kaiser nicht infolge eines Gefühls von Vertrauen in den Prinzen vorgehe, daß er bei der Verhandlung der Frage der Thronfolge lediglich die Sache, nicht die Individualität des präsumtiven Thronfolgers im Auge hatte, und daß er von zwei Uebeln das kleinere wählt.

*) Bekanntlich war das Niemand anders, als der spätere erste König von Italien, Victor Emanuel, womit freilich, vorausgesetzt, daß die Dinge denselben Verlauf genommen hätten, nichts gebessert gewesen wäre. Will man sich aber einmal in Conjuncturen einlassen, so ist wol die Frage am Platze: ob, wenn damals Karl Albert von der Thronfolge ausgeschlossen worden wäre, sein Sohn Victor Emanuel unter solchenfalls ganz veränderten Bedingungen betreffs seiner Erziehung und geistigen Entwickelung dieselbe Richtung genommen haben würde. König Karl Albert und König Victor Emanuel stehen als Herrscher-Erscheinungen in einem ähnlichen genetischen Zusammenhange, wie in Preußen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Sie bedingten sich gegenseitig und der zweite wäre ohne den ersten schlechterdings eine Unmöglichkeit gewesen.

Zwei Tage darauf kam der Prinz von Carignan in Genua an und hatte bei Kaiser Franz eine mehr als einstündige Audienz und mit Metternich eine Unterredung, welche drei Stunden dauerte. Auf Kaiser Franz machte der Prinz keinen günstigen Eindruck: „Er ist ein Phrasenmacher" — sagte der Kaiser hierüber zu Metternich — „und diese Leute flößen mir nie Vertrauen ein!" Ganz denselben Eindruck erlangte Metternich. „Bei alledem," sagte der Kaiser, „ist in der Sache doch nichts Anderes zu thun gewesen, als was geschehen ist." Noch an demselben Morgen brachte der Kaiser den Prinzen zum Könige.

Karl Albert kniete vor den König hin und bat unter Thränen um Verzeihung. „Es ist dem Kaiser" — erklärte der König — „und nicht Ihrer Geburt nach mir, dem Sie zu danken haben. Vergessen Sie das niemals und geben Sie niemals Ihrem Beschützer Anlaß, seinen Edelmuth zu bereuen." Der Prinz betheuerte seine festesten Entschlüsse und — löste durch die 1848 und 1849 vom Zaun gebrochenen Kriegserklärungen an Oesterreich die Schuld der Dankbarkeit ein!

Im Jahre 1825 fungirte Metternich eine Zeit lang als Lehrer der Erzherzöge Ferdinand (des späteren Kaisers) und Franz Carl (Vater des Kaisers Franz Joseph I.). Die Memoiren enthalten nach einer eigenhändigen Aufzeichnung Metternich's folgenden interessanten Stundenplan für diesen Unterricht:

Montag, 17. Januar 1825. Erste Stunde.

1) Allgemeiner Begriff der Politik und der Diplomatie.

2) Ihre Erhebung zur Wissenschaft durch die sich immer mehr verbreitende Civilisation. Ministerium des Cardinal Richelieu.

3) Entstehung der geheimen Hof- und Staatskanzlei. Ihre Functionen und Zweck. Ihr Einwirken in die Administration.

Freitag, 21. Januar 1825.

1) Begriff der wahren Politik und Diplomatie. Ihre Begrenzung auf die permanenten und realen Interessen der Staaten. Nachtheile einer blos auf Leidenschaften gegründeten Politik.

2) Vergleich zwischen der Politik Ludwig's XIV., Napoleon's, Friedrich's II.

3) Vorwürfe dem Hause Oesterreich gemacht über stete Vergrößerungsabsichten.

4) Welches ist die wahre Politik für Oesterreich?

Montag, 24. Januar 1825.

1) Geist der Zeit.

2) Französische Revolution.

3) Principes de droit et de fait.

Montag, 31. Januar 1825.

1) Fortgesetzte Wirkung des durch die französische Revolution aufgeregten Geistes über ganz Europa.
2) Geheime Gesellschoften.
3) Ihre allgemeine Tendenz.
4) Ihre Ausbildung.
5) Sie sind nur Mittel zum Zwecke.

Freitag, 4. Februar 1825.

1) Weitere Entwickelung der Mittel der geheimen Gesellschaften.

2) Freimaurer; ihre ersten nicht strafbaren Zwecke. Sie haben sich aber in so viele Secten getheilt, daß die eigentliche Freimaurerei nicht mehr besteht. Ihre Form dient den geheimen Verschwörungen gegen Religion und Staat zu stets bereiten Werkzeugen, ihre Umtriebe zu vermehren und zu verbreiten.

3) Carbonorismus. Adelphisma. Die carbonarische Verfassung ist merkwürdig, indem sie das Sectenwesen durch äußerst einfache Formen den Begriffen der niedrigen Volksclassen anpaßt.

Zum Schluß noch ein erst durch die gegenwäetig vorliegenden Aufzeichnungen in weiteren Kreisen bekannt gewordenes Curiosum aus dem Leben des Fürsten. Demselben ist in allem Ernst einmal der Cardinalshut angeboten worden. Metternich erzählt den Vorgang, der sich zutrug, als der Fürst mit Kaiser Franz im Sommer 1825 in Mailand weilte, in folgenden Woeten: „Auch Cardinol Albani, der als päpstlicher Legat zur Becomplimentirung des Kaisers hergesendet war, ist abgereist. Ich stand mit dem Cardinal in langjährigen Verhältnissen und er besuchte deshalb mein Haus sehr oft. Als Albani mir kürzlich die Mittheilung von seiner bevorstehenden Rückkehr nach Rom machte, bemerkte er mir mit einer gewissen Feierlichkeit, er habe im Auftrage des heiligen Vaters eine Frage an mich zu stellen. Dabei zog er ein an ihn gerichtetes eigenhändiges Schreiden Seiner Heiligkeit aus der Tasche und bat mich, Kenntniß von dem Inhalt desselben zu nehmen. Darin standen die folgenden kurzen Worte: „Ich habe mit Vergnügen Kenntniß erhalten von Ihrer vertraulichen Anzeige des von Ihnen geahnten Wunsches des Fürsten v. Metternich, in das Cardinal-Collegium einzutreten. Der Fürst (hier folgte eine Aufzählung meiner verdienstlichen Handlungen) hat sich so viele Ansprüche auf diese Würde erworben, doß ich ihm dieselbe zu verleihen bereit bin. Bevor ich aber den Fürsten ernenne, belieben Sie die bestimmte Frage an ihn zu richten, ob er das Cardinalat wirklich will, in welchem Falle ich ihn im nächstbevorstehenden geheimen Consilium in Vorschlag bringen werde.“ Sie können sich denken, welchen Eindruck diese Eröffnung auf mich machte, zu der mir jeder Anhaltspunkt fehlt. Ich ersuchte den Cardinal um Aufklärung, worauf er mir erwiderte, er habe meinen Wunsch aus einigen von mir geäußerten Worten zu entnehmen geglaubt, aus Worten nämlich, welche die rothe Farbe betrafen, die ich dem Cardinal in einem Gespräche als eine mir gefällige bezeichnet hatte. Die Antwort, welche ich dem freundlichen Anreger einer mir niemals in den Sinn gekommenen Idee ertheilte, werden Sie wol errathen.“

Möglicherweise war es indessen auch die durch das kurz vorher erfolgte Ableben seiner heißgeliebten ersten Gemahlin über den Fürsten gekommene ernste Seelenstimmung, der er in den Gesprächen mit Cardinal Alboni gelegentlich mochte Ausdruck gegeben haben, wos diesen letzteren zu der Annahme verleitete, der Fürst sei des weltlichen Treibens müde und sehne sich nach dem Frieden der Kirche. Wie tief ergriffen er in seinem ganzen innern Wesen durch den Tod seiner Gattin ward, davon geben verschiedene Stellen in seinen Briefen, welche der Herausgeber zum Abdruck gebracht hat, Kunde. Diese Auslassungen sind zugleich lautredendes Zeugniß für das edle Herz und das tiefe Gemüth des Fürsten und einzelne davon mögen schon mit Rücksicht hierauf an gegenwärtiger Stelle einen Platz finden. Wenige Tage nach dem Tode der Fürstin Eleonore schüttet Metternich seinen tiefen Seelenkummer in folgendem rührenden Nachruf aus, welchen er der Verblichenen in einem Briefe an einen Freund widmet: „Ich habe einen unersetzlichen Verlust erlitten, die Vorsehung hat es so gewollt. Nicht an dem Ueberlebenden ist es, nachdem die beste Mutter ihre Kinder ohne ein Wort der Klage verlassen hat, in Ausdrücke des Jammers auszubrechen. Diese Mutter ist gestorben wie sie gelebt, ihre Seele und ihr Charakter sind sich bis zum letzten Augenblicke gleich geblieben. Sie war während ihrer letzten Tage stets damit beschäftigt, ihren Kindern fromme Rathschläge des Verhaltens im Leben zu ertheilen, mir für Alles, was ich für sie gethan oder nicht gethan, zu danken, alle die Waisen zu segnen, für die allein sie gelebt hatte, und uns Alle zu trösten, als wenn nicht ihr Scheiden der Grund unseres bitteren Leides wäre. Sehr religiös von Kindheit auf hatte sie dem lieben Gott gegenüber das Gefühl des Kindes gegen seinen Vater; sie ist heimgegangen zu ihm, nicht wie vor einen Richter, sondern im beruhigendsten Vertrauen auf seine väterliche Gnade. Es war das Scheiden einer schönen Seele!“ Gleich ehrenvolle Worte kindlicher Pietät widmete Metternich dem Andenken seiner im December 1828 gestorbenen Mutter in einem Briefe an die Gräfin Molly Zichy, eine nahe Verwandte seiner späteren dritten Gemahlin: „Ich habe abermals einen der empfindlichsten Verluste erfahren, zugleich einen von jenen Verlusten, für die es keinen Trost giebt. Wäre meine Mutter nicht meine Mutter gewesen, so würde sie die Freundin meines ganzen Lebens gewesen sein, so viele moralische Beziehungen bestanden zwischen ihr und mir. Ihnen brauche ich nicht zu sprechen von den Eigenschoften, welche sie in so hervorragender Weise ausgezeichnet haben. Sie vereinigte die seltenste Uebereinstimmung von Herz und Geist. Wir haben uns lange gekonnt, und in ihrem gonzen Leben war nicht ein Augenblick, der nicht dem verlässigsten Wohlwollen (à la plus constante bienveillance) gewidmet gewesen wäre.“

Das Jahr 1829 war für das Familienleben des Fürsten ein besonders schweres: der Beginn brachte den Tod seiner zweiten Gemahlin, der bildschönen geistvollen Baronesse Leykam, welche er kaum ein Johr zuvor heimgeführt hatte, und welche in der Blüthe ihrer dreiundzwanzig Jahre vom Kinddettfieber dahingerafft wurde, der Ausgang den Tod des Prinzen Victor, auf welchen der Fürst, dem dieser Sohn zugleich geistesebenbürtig war, große Hoffnungen gesetzt hatte. Auch diesmal war es die Gräfin Molly Zichy, gegen welche der Fürst seinem Gefühl Ausdruck gab: „Ich empfinde mein Unglück aufs Tiefste. Wenig Menschen giebt es, welche mehr das Bedürfniß einer angenehmen Häuslichkeit empfinden ohne Stürme und andere Sorgen, als sie hienieden stets zwischen das Leben und das absolute Glück treten. Nichts fehlte mir; nun ist Alles verloren, denn Alles fehlt mir für den Rest meiner Tage ...“ Ueber den Tod seines Sohnes Victor schreibt er an einen Freund: „Der Verlust, den ich erlitten habe, ist unersetzlich, denn er betrifft einen Gegenstand, der in sich die seltensten Eigenschaften vereinigte. Sein langes Leiden und sein Tod haben ihm die Märtyrerstelle gesichert. Ich habe Menschen verschiedenerlei Art sterben sehen; nie sah ich Jemand die Welt verlassen wie meinen armen Sohn! ... Der Eintritt des Todes ist für ihn wie für uns Alle eine Erleichterung gewesen ...., eins seiner letzten Worte wor: „„Nun wirst Du Dich auch bald erleichtert finden!““

Mit dem vierten Bande schließt das Quellenmaterial, insoweit es aus der Familien- und Privatcorrespondenz Metternich's geschöpft ist, ab. Fast alle jene theuren Personen, die dem großen Staatsmanne zunächst gestanden, mit denen er vertraulichen Ideenaustausch gepflogen, sind ihm in rascher Aufeinanderfolge durch den Tod entrissen worden: nicht

einmol unter seinen nöchsten Angehörigen, welche ihm in ihrem geistigen Wesen besonders nahestanden, sondern auch unter seinen Freundes-Correspondenten hat der Tod reiche Ernte gehalten. Auch Gentz, der vertraute Preßmann des Fürsten, zu welchem er Beziehungen unterhielt, die mehr die des Freundes, als die des Chefs zum Untergebenen waren, tritt von der Schaubühne des irdischen Daseins ab; er starb bekanntlich 1832. Baron Naumann, mit welchem ebenfalls eifrige Correspondenz gepflogen ward, lebte zwar noch länger, aber der Briefwechsel mit diesem vertrauten Freunde bewegte sich seit 1830 vorzugsweise nur in rein geschäftlichen Angelegenheiten.

Die Brunnen-Concurrenz in Leipzig.

—e. Den Bestimmungen eines Vermächtnisses zufolge beadsichtigt der Rath der Stadt Leipzig auf dem Augustusplatz einen monumentalen Brunnen zu errichten. Es ist zu diesem Zwecke eine Concurrenz ausgeschrieben worden; die eingegangenen Entwürfe sind, nachdem das Schiedsgericht sein Urtheil gesprochen und publicirt hat, in der Aula der Universität zu öffentlicher Besichtigung ausgestellt. Um Mißdeutungen vorzubeugen, sei zuvörderst demerkt, daß die nachfolgenden Betrochtungen keinerlei Kritik der Entscheidung bezwecken, die von den Schiedsrichtern in Betreff der Prämiirung der Concurrenzentwürfe getroffen worden ist. Es handelt sich nicht darum, dem officiellen, maßgebenden Urtheil eine private, unmaßgebliche Meinung entgegenzustellen. Wer der Verantwortung überhoben ist, ein solches Urtheil fällen zu müssen, soll nicht übersehen, daß er in seiner Beurtheilung Gesichtspunkte außer Acht lossen darf, die dort vielleicht von entscheidendem Gewicht waren. Wenn wir daher bei einer Uebersicht über die ausgestellten Entwürfe der Ordnung nicht folgen, die nach dem Schiedsspruch der Sachverständigen als die gegebene erscheinen könnte, so mögen wir dabei die Ueberzeugung hegen, daß das Urtheil der Preisrichter ein von ihrem Standpunkt aus durchaus gerechtes sei, nehmen aber für uns, die wir nicht Preisrichter sind, dos Recht in Anspruch, uns nicht auf diesen Stondpunkt zu stellen. Wir werden daher mit den beiden gekrönten Entwürfen weder beginnen noch endigen.

Uns ordnet sich das merkwürdige, für die gegenwörtigen Kunstzustände höchst charakteristische Bild, welches uns die 37 ausgestellten Modelle bieten, in ganz anderer Weise. Wir bemerken zunächst zwei Entwürfe, von denen jeder ganz allein steht, und die doch das Gemeinsame hoben, daß sich in jedem von ihnen ein gewisses Aeußerste künstlerischer Unmöglichkeit darstellt. Dem einen ist folgendes Motto beigegeben:

> Setig sind, die in der Kunst reinen Herzens leben,
> Denn sie sehen in dem Schönen Gott schweben.

Der andere ist durch die Buchstaben B. B. bezeichnet. Jener ist sehr complicirt und voller Sinn und Bedeutung; auf der Spitze eines mäßig hohen Felsens sehen wir die Taufe Christi vor sich gehen; eine Bibelstelle liegt den Hirschen zu Grunde, die auf der mittleren Höhe des Felsens angebracht sind; rings um den Fuß des Felsens sind Gruppen angeordnet, denen die Seligpreisungen aus der Bergpredigt als Unterschriften beigegeben sind. Wie mag sich dieser gesinnungstüchtige und talentlose Jünger einer längst vergongenen Zeit hierher verirrt haben? Seine Leistung erscheint uns wie eine Caricatur jener Bestredungen, durch die man in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auch ohne sonderlich bedeutende künstlerische Begabung, aber mit vielem guten Willen und Lauterkeit des Herzens auf die Höhen der Kunst gelangen zu können meinte; sie stammt aus den nazarenischen Kreisen; aber freilich ist in dieser Abstammung gewaltige Degeneration eingetreten; das Maß von Talent ist recht tief gesunken, die Ueberzeugung aber, daß die Kunst nur in der Verbindung mit der Religion gedeihen könne, scheint zu einer Art von Monomanie geworden zu sein, aus der allein es uns erklärlich scheint, daß wir die hohen und ernsten Gegenstände des Glaubens dem vorliegenden Zwecke dienstbar gemacht sehen.

Erscheint hier die Vergangenheit in einer sonderbaren Verzerrung vor uns, so können wir den anderen Entwurf, von dem wir sprachen, als eine Warnung ansehen, welcher Zukunft eine Kunstübung zusteuert, die, wenn sie nur Geschicklichkeit besitzt, allen Idealismus entbehren zu können glaubt. Dieser Entwurf ist von ungemeiner Einfochheit und frei von allem verwerflichen Gedonkeninhalt; in der Mitte eines großen Bassins steht ein enormer Elephant, der aus emporgestrecktem Rüssel Wasser speit. Man muß gestehen, daß die naive Zumuthung, die Zierden des Augustusplatzes in Leipzig, Universitätsgebäude, Theater, Museum, um einen monumentalen Elephanten zu bereichern, zunächst nur humoristisch wirkt; wäre es als ein schlechter Witz gemeint, so möchte es hingehen. Aber wir glauben nicht zu irren, wenn wir diesen Elephanten sehr ernsthaft auffassen und in seinem Urheber einen fortgeschrittenen Anhänger des modernsten Kunstevangeliums vermuthen.

Wir hoben uns lange gerade bei den beiden Entwürfen aufgehatten, bei denen die Besucher der Ausstellung wahrscheinlich am kürzesten verweilen werden; wir mußten gesondert über dieselben sprechen, weil sie sich mit anderen nicht zusammenfassen ließen. Anders verhält es sich mit der Masse der übrigen eingegangenen Entwürfe; sie stehen zwischen jenen beiden originellen Endpunkten mitten inne und bieten insofern ein gemeinsames Bild, als sie in mannigfachen Modificationen die Eigenthümlichkeit des unserer Zeit angehörigen Kunstvermögens darstellen. So sehr es daher den Betrachter unterhalten mag, die Projecte im Einzelnen zu prüfen und zu vergleichen, so können wir uns hier doch damit begnügen, den Gesichtspunkt anzugeben, unter dem wir diesen gonzen Reichthum zusammenfassen zu können glouben.

Mon kennt das Mittel, das man in neuester Zeit erfunden hat, um der künstlerischen Seite unseres Daseins unfehlbar zu neuem Glanze zu verhelfen; man hat eine Rückkehr zur Renaissance und zu den Formen, die sich aus der Kunstwelt der Renaissance entwickelt haben, in Scene gesetzt, und indem man den ungeheuren, vielfach vergessenen Reichthum an Erfindung, den die vergangenen Jahrhunderte hinterlassen haben, zu erneuter Kenntniß der heutigen Zeit brachte und zum Gemeingut machte, bemühte man sich zugleich, die technische Geschicklichkeit in der Nachahmung und Verwerthung der Vorbilder neu zu beleben und zu steigern. Dos Mittel war vortrefflich und von überraschendem Erfolge. In verhältnißmäßig kurzer Zeit hat man es dahin gebracht, daß sich das künstlerische Vermögen mit größter Leichtigkeit in dem vorhandenen Formenvorrath bewegt, sich den Aufgaben, welche die Zeit stellt, gewachsen fühlt und ihre Lösung ohne sonderliche Schwierigkeiten vollzieht. Betrachten wir die ausgestellten Brunnenprojecte, so zeigen sie alle diese Art des künstlerischen Könnens. Es ist ein gemeinsamer Vorrath, aus dem die Künstler geschöpft haben. Der Eine mit mehr, der Andere mit weniger Geschick, der Eine schüchtern und zaghaft, der Andere dreist und übermüthig, der Eine geschmackvoll anordnend, der Andere willkürlich überladend. Wenn wir von einigen der eingegangenen Modelle, die gar zu dürftig oder gar zu sonderbar sind, absehen, so bekennen wir, daß wir kaum eine innere Nöthigung empfinden, von der Mehrzahl der Entwürfe dem einen oder dem anderen einen unbedingten Vorzug zu geben; der einzige Entwurf, der das Motto „Aphrodite" trägt, scheint uns einige Eigenschaften zu besitzen, die ihn vor den übrigen auszeichnen.

Die Urheber und Förderer der modernsten Kunstbewegung müssen eine gewisse Genugthuung empfinden, wenn sie sehen,

Digitized by Google

welche Menge von Beweisen künstlerischer Geschicklichkeit jeder Appell an die künstlerische Fähigkeit zu Tage fördert. Wer die mancherlei Concurrenzen der letzten Jahre verfolgt hat, muß in der That darüber erstaunen; und doch treten gerade bei solchen Concurrenzen, und so auch bei der, mit der wir uns hier beschäftigen, Erscheinungen zu Tage, die vielleicht Manchen bedenklich machen, der sich von der angeregten Bewegung einen anderen Erfolg versprochen hatte. Es scheint denn doch, als ob auf dem eingeschlagenen Wege die Lösung künstlerischer Aufgaben eine gar zu leichte und einfache Sache geworden sei. Die Kunst war sonst ein vornehmes Geschäft, nicht Jedem zugänglich; jetzt sehen wir ihr schaarenweise die Jünger zuströmen, nicht weil unsere Generation so überreich an künstlerischen Naturen wäre, sondern weil man es, dem praktischen Sinne des Zeitalters gemäß, so eingerichtet hat, daß Eigenschaften, die erworben und überliefert werden können, d. h. Geschicklichkeit und ein gewisses Maß äußerlicher künstlerischer Bildung, hinreichend sind, um ihren Inhaber zur künstlerischen Thätigkeit zu befähigen. Es ist im Grunde nicht zu verwundern, daß sich mit erschreckender Schnelligkeit alle die Leiden entwickelt haben, an denen die künstlerische Production, selbst nach dem Eingeständniß Derer krankt, die wirklich daran glaubten, daß unserer Zeit ein künstlerischer Aufschwung beschieden sei. Noch ist die ganze künstliche Bewegung von verhältnißmäßig kurzer Dauer und was tritt uns, selbst bei einem Anlaß wie dem vorliegenden, entgegen, wo das gegebene Local, die gestellte Aufgabe, das Maß der aufzuwendenden Mittel eine gewisse Beschränkung hätten gebieten sollen! Die Richtung auf den äußerlich decorativen Effect steht auch hier im Vordergrunde; mit vollen Händen greift man in den Vorrath erlernter Formen, denjenigen den Vorzug gebend, die einer Zeit entlehnt sind, in der der feine bildnerische Sinn schon dem Gefallen an Pracht, ja Ueberladung gewichen war; schon nahe an die Grenze des Abenteuerlichen führt der Wettstreit, wer nur immer den Anderen in der Häufung der äußersten Wirkungsmittel einer schon dem Verfall zustrebenden Kunst überbietet.

Wir könnten unsere Betrachtungen hier abbrechen, wenn nicht das Bild, welches uns die Ausstellung von den gegenwärtigen Kunstzuständen giebt, auf überraschende Weise durch einen Entwurf vervollständigt würde, der eine besondere Erwähnung fordert. Bei dem gewaltigen Geräusch, welches die Mehrzahl der Entwürfe durch ihr anspruchsvolles Auftreten verursachen, wird der feine, edle Ton, der hier angeschlagen ist, leicht überhört werden; und doch ist dieser Entwurf unseres Dafürhaltens der einzige, in dem sich jenen modernen Surrogaten gegenüber echter bildnerischer Sinn offenbart.

Der Entwurf ist durch die Thales-Goethe'schen Worte aus der klassischen Walpurgisnacht bezeichnet:

Alles ist aus dem Wasser entsprungen!
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ocean! Gönn' uns Dein ewiges Walten.

Aus einem niedrigen kreisrunden Bassin erhebt sich ein erhöhtes zweites Bassin von reich gegliederter Form; die Brüstung zeigt zwischen Pilastern ein Muschelornament und an den vier hervorragenden Stellen die Wappen des Deutschen Reiches, des Königreichs Sachsen, der Stadt Leipzig und eine Inschrifttafel für den Stifter. Aus diesem Bassin steigt die eigentliche monumentale Brunnengruppe empor; vier Tritonen von großen Dimensionen tragen eine Granitschale, an deren Sockel sich ihre Schuppenschwänze emporwinden; sie weisen in der Bildung ihrer Köpfe und in den Emblemen, die sie tragen, auf diejenigen Seiten des Lebens hin, die für Leipzig von besonderer Bedeutung sind; in der Kriegswaffe und dem Helm auf den kampfbereiten Patriotismus, in dem Merkurstab auf den Handel, in der Leyer auf die ruhmvolle Pflege der Musik, in dem Folianten auf den Sitz der Wissenschaften. Aus der Mitte der Granitschale erhebt sich auf einem reichen Sockel die weibliche Hauptfigur, die gleichwie die Tritonen zur Ausführung in Bronze bestimmt ist. In ein langes, leichtes Gewand gehüllt, steht sie schwebend auf dem unter ihren Füßen hervorquellenden Wasser, in der linken erhobenen Hand hält sie eine Schale, aus der ebenfalls Wasser quillt, mit der rechten Hand macht sie die Bewegung des Segnens und charakterisirt sich so als eine Art moderner Wassergöttin, hinweisend auf die Segnungen, die den Einwohnern volkreicher Städte durch die Wasserversorgung zu Theil geworden sind. Namentlich um dieser reizenden Figur willen bedauern wir, daß sich der Künstler an den in dem Concurrenzausschreiben vorgeschriebenen kleinen Maßstab 1 : 20 gebunden geglaubt hat; die Figur ist auf nahezu 3 Meter Höhe berechnet, und es wird Vielen schwer werden, aus dem kleinen Modell auf den Eindruck zu schließen, den die große Figur machen müßte.

Man erkennt leicht, wie vereinzelt dieser Entwurf den anderen gegenübersteht; hier ist nicht die Rede von einem gewaltsamen Suchen nach Wirkung, nicht von einer willkürlichen und übertriebenen Verwendung von Stücken, wie sie beliebig dem großen modernen Kunstdaukasten entnommen werden; er ist das Werk eines gestaltenden, bildenden Sinnes, nicht entlehnenden, zusammensetzenden Geschmackes oder Ungeschmackes. Einfach und übersichtlich in der Anordnung ist er reich und rhythmisch in der Erscheinung; die Figuren verrathen trotz des kleinen Maßstabes die reife künstlerische Kraft. Mahnten uns die Concurrenzentwürfe in ihrer überwiegenden Mehrzahl an die virtuosen Massenproductionen aus den bedenklichen Zeiten eines schon veräußerlichten Kunsttreibens, so werden wir durch diesen einen Entwurf unbeschadet seiner Selbständigkeit an die Einzelleistungen jener schönen Zeit erinnert, in der ein Kunstwerk nur dann auf Wirkung rechnen konnte, wenn es sich als das Resultat eines ernsthaften geistigen Processes darstellte. Wir leugnen nicht, daß es uns kaum interessiren würde, den Namen des einen oder anderen von den Urhebern jener vielen Entwürfe zu erfahren; sie gehören alle einer großen, hinlänglich bekannten Gattung an. Den Schöpfer dieses einen Entwurfes würden wir gern kennen; denn hier stehen wir vor einer künstlerischen Individualität.

Bücherbesprechung.

— Das auf Kosten der Königl. Staatsregierung vom Sächs. Alterthumsvereine herausgegebene und von Prof. Dr. Steche in Dresden bearbeitete erste Heft „der beschreibenden Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen", welches die Amtshauptmannschaft Pirna umfaßt, ist in Commission von Meinhold u. Söhne in Dresden erschienen und bringt in gedrängter, durch Illustrationen belebter Darstellung eine Fülle des Interessanten aus dem Gebiete der älteren Kunst unseres Vaterlandes. Besonders reichhaltig sind die Mittheilungen über Pirna, Hohnstein, Stolpen und Königstein, welchen je ein Facsimile nach einer aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts stammenden und im Königl. Archiv aufgefundenen Federzeichnung dieser Städte beigegeben ist. Von Werken hervorragender Meister nennt die Schrift die Kirche zu Hohnstein von George Bähr, dem Architekten der Frauenkirche zu Dresden, erbaut, die von R. Mengs gemalten und im Schlosse Weesenstein befindlichen Porträts des Kurfürsten Friedrich Christian und seiner Gemahlin und des Kurprinzen Friedrich Christian, ferner die von L. Cranach d. Aelt. gemalten, der Anstaltskirche auf dem Sonnenstein gehörigen Bildnisse Luther's und Melanchthon's und eine symbolische Darstellung des gegeiselten Christus von demselben Meister im Schlosse Weesenstein. In Dittersdach befindet sich ein Silbermann'sches Orgelwerk. Auch für die Geschichtsforschung bietet dieses Heft viel werthvolles Material.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 57. Sonntag, den 16. Juli. 1882.

Inhalt: Friedrich Wilhelm Rust und das Dessauer Musikleben, 1766—1796. — Neue Erwerbung der Königlichen Gemäldegalerie zu Dresden, von W. Roßmann. — Das Kunst- und Prachtwerk: „Indien" von Schlagintweit. — Bücherbesprechungen: (D. Luthardt's Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben. Die klimatischen Winterkurorte Egyptens, von Dr. med. H. Peters. Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, von Edouard Laboulaye).

Friedrich Wilhelm Rust und das Dessauer Musikleben, 1766—1796.

Der Unterzeichnete hat in den „Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde" einen längern Aufsatz über den fürstlich anhalt-dessauischen Musikdirector Friedrich Wilhelm Rust und das Dessauer Musikleben in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts veröffentlicht, der zugleich im Separatabdruck als Broschüre (bei P. Scheller, Borth'sche Buchhandlung in Dessau, 80 Seiten) erschienen ist. Da der Verfasser glaubt, daß seine Arbeit auf das Interesse weiterer Kreise rechnen dürfe, so erlaubt er sich, die Leser dieser Blätter auf dieselbe aufmerksam zu machen und denselben vorstehend ein Résumé seiner Untersuchungen vorzulegen. Im Voraus bemerkt er, daß das kleine Werk fast durchgängig auf bisher unbenutztem handschriftlichen Material ruht und selbst dem mit dergl. Dingen Vertrauten manches Neue bieten dürfte.

Die Musikgeschichte Dessaus hat zwei Perioden von hervorragender Bedeutung, die eine grundlegender, die andere entwickelterer Art, jene an Friedrich Wilhelm Rust, diese an Friedrich Schneider sich anlehnend. Hier haben wir es nur mit der ersten zu thun. Vielleicht, daß sich später einmal Gelegenheit findet, auch die zweite darzustellen, falls nicht inzwischen geübtere Hände diese Arbeit unternehmen sollten.

Anholt war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von der Berührung mit dem großen Ganzen der Geschichte deutscher Musik durchaus nicht ausgeschlossen. Im Gegentheil begegnen uns an den fürstlich anhaltischen Höfen damaliger Zeit die besten Namen musikalischer Persönlichkeiten.

In Köthen war im Jahre 1715 in Fürst Leopold ein Fürst zur Regierung gelangt, welcher neben anderen bedeutenden Geistesgaben auch hervorragende Neigung und Anlage für Musik besaß. Während der größeren Reisetour (1710—1713), welche er nach dem Gebrauch der Zeit zu seiner Bildung unternommen hatte, hatte er überall den musikalischen Verhältnissen eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und speciell den Aufenthalt in Italien nach dieser Seite hin benutzt. Ein Bericht bei Gerber (Neues Lexikon der Tonkünstler) sagt von ihm, er sei ein Kenner und Beförderer der Musik gewesen, habe den Baß recht gut gesungen und die Violine nicht schlecht gespielt. Die Verhältnisse an seinem Hofe waren klein und einfach; ein Theater hat derselbe nie besessen und eine reichere Kirchenmusik ließ der reformirte Gottesdienst nicht aufkommen. Der Schwerpunkt der musikalischen Aufführungen lag demnach in der Kammermusik, in welcher der Fürst ohne Zweifel selbst mitgewirkt hat. Derselbe berief im Jahre 1717 keinen Geringeren als Johann Sebastian Bach als „Kapellmeister und Director der fürstlichen Kammermusik" nach Köthen, wo auch letzterer sich so glücklich, zeitweilig so befriedigt fühlte, daß er wünschte, an diesem stillen Plätzchen sein Leben beschließen zu dürfen. Wer Bach nur vom Standpunkt kirchlicher Musik begreifen zu können meint, mag dies allerdings unnatürlich finden; nicht so aber, wer ihn zugleich von Seiten des Instrumentalen, d. i. Rein-Musikalischen gebührend zu würdigen weiß. Das traute, sinnige Musiciren im Schlosse, dem sich der junge talentvolle Fürst mit ganzer Hingabe überließ, beglückte Bach in der That in hohem Grade und bot ihm gerade die willkommensten Anregungen zu jener herrlichen Kammermusik, die größtentheils in Köthen Gestalt gewann und als deren schönste Blüthe von je „das wohltemperirte Clavier" geschätzt worden ist. Den Beziehungen Bach's zum fürstlichen Hofe, wie der Besprechung seiner in Köthen entstandenen Compositionen und seiner dortigen Familienerlebnisse widmet der Verfasser mehrere Seiten, auf denen Alles zusammengetragen ist, was die Bachforschung unserer Toge, an deren Spitze Dr. W. Rust nach der musikalischen, Dr. Ph. Spitta nach der biographischen Seite steht, aus den Urkunden eruirt hat.

Als am 25. Juni 1722 Johann Kuhnau, Cantor an der städtischen Schule zu St. Thomos in Leipzig, von den Zeitgenossen bewundert und verehrt, gestorben war, hätte der Leipziger Bürgermeister Hofrath Lange gern Johann Friedrich Fasch, Kapellmeister des Fürsten Johann August von Anhalt-Zerbst, als Nachfolger Kuhnau's im Cantorate zu St. Thomas gesehen. Erst nachdem Fasch wiederholt abgelehnt hatte, konnte Bach's Bewerbung Erfolg haben.

In Zerbst regierte seit dem Jahre 1718 Fürst Johann August, geb. 1677, ein Fürst von ausgedehnten Kenntnissen besonders in der Jurisprudenz, der Mathematik und den Kriegswissenschaften, zugleich Verehrer der Künste, vorzugsweis Freund und Kenner der Musik. Die kirchlichen Verhältnisse des Zerbster Hofes und Landes waren denen im übrigen Anhalt nicht gleich, indem mit dem von seiner Mutter lutherisch erzogenen Fürsten Johann in Zerbst seit dem Jahre 1642 eine lutherische Reaction gegen die durch Johann Georg I. hervorgerufenen calvinistischen Bestrebungen erstanden und der Hof wie ein großer Theil der Bevölkerung wieder zum Lutherthum zurückgetreten war. Als J. Fr. Fasch nach Zerbst kam, wurde er deshalb auch bald inne, wie seiner dort ganz andere Arbeiten worteten, als J. S. Bach in dem benachbarten Köthen oblagen; war doch das Lutherthum stets dem künstlerischen, speciell dem musikalischen Schmucke des Gottesdienstes mehr zugethan als das reformirte Bekenntniß. Gleich nach seiner Ankunft hatte er einen doppelten Jahrgang von Kirchenmusiken zu den vor- und nachmittägigen Gottesdiensten für das Kirchenjahr 1722 bis 1723 zu componiren, abgesehen von denjenigen Stücken, welche für kirchliche Feste, die auf Wochentage fielen, zu schreiben waren. Dazu kamen noch drei Geburtstags-Serenaden und eine umfangreiche Passionsmusik. Die starke Arbeit schien ihm aber gerade zu behagen, er wies das Thomas-Cantorat zurück, blieb seinem Fürsten treu und starb erst unter dessen Nachfolger 1758 oder 1759. Neben ihm sind für jene Zeit in Zerbst besonders nennenswerth der

Concertmeister Höckh, ein vorzüglicher Virtuos auf der Violine und dem Waldhorn, und der Kammermusikus J. G. Röllig, der als Componist — er schrieb vierzehn Sinfonien, vierundzwanzig Concertstücke für verschiedene Instrumente und vieles andere — eines bedeutenden Ansehens genoß.

Auch Bernburg besaß damals einige hervorragende musikalische Persönlichkeiten. Wir nennen nur Johann Christoph Oley, den tüchtigen Orgelspieler, sodann den feingebildeten Juristen Johann Ludwig Anton Rust, der in Leipzig 1744—1745 Joh. Sed. Bach's Schüler gewesen war, und den etwas späteren Johann Konrad Kreibe, der im Jahre 1765 vom Fürsten Friedrich Albrecht als Kapellmeister berufen wurde und die Hofkapelle zu Ballenstedt gründete, für die er eine große Anzahl Kirchenstücke, Sinfonien, Clavier- und Violinconcerte, Quintette, Quartette, Trios u. a. schrieb.

Dessau scheint von dem musikalischen Leben in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts weniger berührt worden zu sein. Lebte daselbst auch damals Gottlieb Friedrich Müller, ein Schüler Gotdberg's, als tüchtiger Claviervirtuos und Claviercomponist rühmlich bekannt, so will dies doch gegen die musikalischen Bestrebungen wenigstens in Köthen und Zerbst nicht viel sagen. Uebrigens machen die Verhältnisse diese Erscheinung auch hinreichend erklärlich. Das musikalische Leben lehnte sich damals in Anhalt durchaus an die fürstlichen Höfe an und Fürst Leopotd von Anhalt-Dessau war durch seine mititärische Thätigkeit viel zu oft und zu lange von Dessau fern gehatten, ats daß er auf Pflege der Kunst besonders hätte bedacht sein sollen, während sein Nachfolger, Fürst Leopold Maximilian, nur zu kurze Zeit regierte (1747—1751), um auf diesem Gebiete Nachhaltiges zu schaffen.

Mit dem Regierungsantritt des Fürsten (später Herzogs) Leopold Friedrich Franz (1758)*) wurde es anders. Besaß auch der Fürst für seine Person weder besondere musikalische Neigungen, noch besondere musikalische Gaben und Kenntnisse, so würdigte er doch die Musik als wichtigen Factor des öffentlichen und privaten Lebens und ließ ihr gleich den bildenden Künsten, die unter ihm einen sa namhaften Aufschwung nahmen, seine Gunst und Munificenz zu Theil werden. Als geeignete Persönlichkeit, der der junge Fürst den musikalischen Theil der Aufgabe, die er sich gestellt, zuversichtlich anvertrauen konnte, dot sich ihm, wir dürfen vielleicht sagen ungesucht, Friedrich Wilhelm Rust dar, der in Wörlitz (6. Juli 1739) geboren und nur ein Jahr älter als der Fürst, die kindlichen Spiele des heranwachsenden Prinzen einst getheilt und dem fürstlichen Spielgenossen gewiß als Knabe schon häufig Gelegenheit zur Bewunderung seiner seltenen musikalischen Talente, Kenntnisse und Fertigkeiten gegeben hatte.

F. W. Rust hatte im elterlichen Hause eine gediegene Erziehung und Bildung genossen und war schon als Knabe in der Musik so wohl unterrichtet, daß er im Alter von dreizehn Jahren Bach's wohttemperirtes Clavier von Ansang bis zu Ende auswendig spielte. Nachdem er auf dem lutherischen Gymnasium zu Köthen sein Maturitäts-Examen bestanden und mit einer auch von dichterischer Begadung zeugenden Ode von seinen Lehrern Abschied genommen, wandte er sich nach Halle, dort Jura zu studiren und setzte zugleich unter Friedemann Bach, dem ältesten und genialsten Sohne Johann Sebastian's, seine musikalischen Studien fort. Letzterer gab ihm unentgeltlichen Unterricht in Composition, Orgel- und Clavierspiel, wofür er dann wieder dem Meister die Correspondenz führte.

Als Rust im Jahre 1762 seine Universitätsstudien vollendet hatte, eröffnete ihm der Fürst seine Absichten rücksichtlich der Pflege der Tonkunst. Rust wird bei seiner Begeisterung für die Musik kaum gezögert haben, dem Fürsten seine Bereitwilligkeit zu erklären, beschloß aber, nun erst noch eine wahre, zielbewußte musikalische Schule durchzumachen. Nach einigem Unterricht bei G. F. Müller, von dem er sich bald die eigenthümlichen Schönheiten der Goldberg'schen Spielart aneignete, ging er nach Zerbst, nahm daselbst bei Höckh Unterricht und in den Jahren 1763 und 1764 finden wir ihn als Schüler Franz Bende's in Potsdam. Zugleich wurde er dort mit Kart Philipp Emanuel Bach, Johann Sebastian's zweitem Sohne, bekannt und fand in demselben den ausgezeichnetsten Förderer seines Clavierspiels. Aber ein tüchtiger Musiker damaliger Zeit mußte auch Italien, das Land der Melodie und des Gesanges, der altehrwürdigen Kirchenmusik, wie der Oper und des Virtuosenthums, kennen gelernt haben. Als daher der Fürst seine große Bildungsreise mit seinem Bruder, dem Prinzen Johann Georg, und den beiden Cavalieren, Hrn. v. Erdmannsdorff und Hrn. v. Berenhorst, im Jahre 1765 nach dem gelobten Lande der Kunst antrat, nahm er auch Rust mit, der, wenn die musikalischen Interessen nicht anders geboten, in der Umgebung des Fürsten blieb, sonst aber Urlaub erhielt, sich von der Reisegesellschaft zu entfernen und allein Menschen und Städte aufzusuchen. Rust's musikalische Eindrücke gipfelten in dem Satze: „Nicht überall in Italien höre man vortreffliche Musik, aber im Ganzen genommen sei doch die wahre Musik, besonders die Vocalmusik, daselbst zu Hause, und man werde da nicht selten durch Tonstücke überrascht, deren Ausführung in jeder Hinsicht die kühnsten Wünsche befriedige." Die Details dieser Reise, welche der Verfasser aus Briefen und Tagebüchern der Reisenden schöpft, haben neben den bekannten Mittheilungen Burney's, die ziemlich derselben Zeit angehören, jedenfalls einen selbständigen Werth. Rust lernte den geistreichen Tartini, den tiefen Musikgelehrten Martini, den gefeierten Carlo Broschi (Farinelli), die ausgezeichneten Virtuosen Nardini und Pugnani, den originellen Barbella u. a. persönlich kennen, hörte Manzuoli, die Bastardella (Agujari), die Bertalotti und Lombardini, und fand höchsten Genuß an den instrumentaten und vocalen Aufführungen der jungen Mädchen in den Hospitälern dei mendicanti und della pietà in Venedig, wie er setdst durch sein vorzügliches Orgelspiel die Väter von Monte Cassina entzückte.

Kaum nach Dessau zurückgekehrt suchte Rust die durch Studium und Reisen gewonnene Bildung im Dienste der ihm vom Fürsten gestellten Aufgabe zu verwerthen. Er zog, soweit es die Verhältnisse gestatteten, neue Kräfte für Gesang und Instrumentalmusik heran und widmete sich eifrig der Ausbildung der vorhandenen. Eine Schilderung seiner umfassenden, unermüdlichen, freitich auch aufreibenden Thätigkeit, bemerkt Dr. W. Rust in der Biographie seines Großvaters (vgl. Mendel-Reißmann's Mus. Conv.-Lex.), kann zugleich als eine Geschichte musikalischer Kunst in Dessau betrachtet werden. Ihre Resultate leben in Werken und ausübenden Künstlern fort und dürfen unbedenklich ats bleibend bezeichnet werden; denn unbedingt ruht auf den Grundlagen, welche F. W. Rust geschaffen, auch das in diesem Jahrhundert noch so blühende Musikleben Dessaus.

Unter den Musikern, welche Rust in fürstlichen Diensten vorfand, ist besonders der Flötist G. W. Kottowsky zu nennen, ein Schüler von Quanz, früher in London und Paris als Virtuos gefeiert und im Jahre 1761 vom Fürsten engagirt, ein gewandter Lebemann, flotter Reiter, sprachenkundig, neben Rust Begleiter des Fürsten auf der italienischen Reise (1765—1766). Ein wirkliches Orchester bildete sich erst nach und nach, und zwar werden wir nicht irren, wenn wir in den immer volltönender werdenden Partituren der Compositionen Rust's den Maßstab zur Beurtheilung der stetigen Entwicklung desselben zu besitzen glauben. Allerdings wurden zu größeren Aufführungen auch stets die geschicktesten Jagdpfeifer des Fürsten und andere Musiker herangezogen. In-

*) Von 1751—1758 hatte eine vormundschaftliche Regierung die Regierungsgeschäfte geleitet.

Beziehung auf geschulte Gesangskräfte kam Rust's Bemühungen der Umstand fördernd entgegen, daß im Jahre 1767 dem Musikdirector Rolle in Magdeburg die Hälfte seiner Chorschüler entlief; die jungen Leute flüchteten sämmtlich nach Dessau, machten sich durch Singen auf den Straßen bekannt und traten vielfach in Stellung. Wenigstens scheint es diesem Umstande mit zu danken gewesen zu sein, daß schon am Charfreitage 1768 die Graun'sche Passionsmusik aufgeführt werden konnte. Wie die Entstehung dieses Werkes für die Zeit ein Ereigniß war, indem hier „die gläubige Musik eines einfachen kindlichen Gemüthes bei allen Mängeln doch eine Fülle trefflicher Formen des musikalischen Ausdrucks" trieb, so die Aufführung desselben für das Dessauer Musikleben, lehnte sich doch zugleich an sie die Entwicklung zweier Sängerinnen an, welche in der Folge als die bedeutendsten vocalen Kräfte in die musikalischen Verhältnisse der Stadt einzugreifen berufen waren, der beiden Schwestern Luise und Henriette Niedhardt.

Das erste größere Werk, mit dem Rust in Dessau als Componist auftrat, war eine Geburtstagscantate für Frauenstimmen zu Ehren der Prinzessin Kasimire, Schwester des regierenden Fürsten. Die Musik wurde, wie es scheint, am 19. Januar 1769, als die Prinzessin zwanzig Jahre alt wurde, feierlich aufgeführt. Die Arbeit ist sehr interessant, zunächst indem sie uns durch ihre instrumentale Seite (Streichquartett, 2 Flöten, 2 Hörner und Fagott) zeigt, über welche Kräfte Rust zu verfügen hatte, und dann, indem sie durch ihren Text die Frage nach den in Dessau vorhandenen dichterischen Kräften, welche dem Aufblühen der Vocalmusik entgegenkamen, anregt. Man wird in letzter Beziehung nicht fehlgreifen, wenn man den Text zu dieser und ähnlichen Compositionen E. W. Behrisch, dem bekannten Freunde Goethe's aus dessen Leipziger Zeit, zuschreibt; denn ohne Zweifel war derselbe durch seine Stellung (er war Erzieher des Erbprinzen Friedrich) wie durch seine Talente vor Andern berufen, die Feste des Hofes poetisch zu schmücken, und Rust als allzeit bereiter, gewandter Freund und Kunstgenoß helfend zur Seite zu stehen. Ein Dichter im vollen Sinne des Wortes war Behrisch freilich nicht — deren hat das vorige Jahrhundert vor Goethe überhaupt nur sehr wenige — aber unter den Dichtern seiner Zeit darf er immerhin genannt werden. Uebrigens besaß Dessau damals außer ihm noch manche andere poetische Kraft, die hier nicht übersehen werden darf, so z. B. Benj. Friedr. Köhler (bekannt als Dichter geistlicher Lieder), Wilh. Gattlieb Becker (Verfasser von Gedichten und Schauspielen, nach Iselin's Tode [1782] Herausgeber der „Ephemeriden der Menschheit"), die beiden Geistlichen Ludw. Eberh. de Marées und Joh. Friedr. de Marées, in etwas späterer Zeit Fr. Matthisson, Graf Franz v. Walbersee u. a. m.

Die beiden oben genannten Schwestern Niedhardt hatten früh Neigung und Talent zum Gesang entwickelt, aber erst als Rust auf sie aufmerksam geworden war, wurde ihre musikalische Ausbildung mit wirklichem Ernste betrieben. Höchst anregend wirkte auf sie das Erscheinen der Sängerin Schmehling (nachmaligen Mara) in Dessau. Dieselbe sang in einer kleinen Gesellschaft einige Arien, welche einen unvergeßlichen Eindruck auf die Schwestern machten, so daß diese nun in allen ihren Gesangsübungen der Meisterin nachstrebten. Vom Jahre 1772 an trat die ältere, Luise, welche wir als die bedeutendere anzusehen haben, in den von Rust arrangirten öffentlichen Concerten auf und gefiel so, daß der Fürst sie bald darauf für die Hofcameerte engagirte. Sie blieb dadurch der Stadt erhalten und man besaß nun eine Sangeskraft ersten Ranges, auf deren Mitwirkung immer zu rechnen war. Als sie nebst ihrer Schwester im Jahre 1775 in Potsdam vor dem Kronprinzen und dem ganzen königlichen Hofe auftrat, fiel allgemein die Aehnlichkeit ihres Gesanges mit dem der Mara, die in demselben Concerte beschäftigt war, auf und rücksichtlich des Umfangs ihrer Stimme wurde sie von den Anwesenden mit der oben genannten Bastardella, welche das dreigestrichene b sang, in Parallele gestellt. Auch Rust hatte Gelegenheit, hier seine hohe Meisterschaft auf der Violine zu zeigen und trug dann noch auf Verlangen ein von ihm componirtes Sola auf der italienischen Viola d'amour vor. Außer der Ehre und einem bedeutenden Honorar brachte die Reise auch noch andere gute Früchte, denn nun nahm auch Berlin Act von Rust's Ruf und den Dessauer musikalischen Kräften.

Doch wir sind der Zeit vorausgeeilt. Ein für das Dessauer Kunstleben überhaupt, speciell aber auch für das Dessauer Musikleben wichtiges Ereigniß bildete die Einweihung des fürstlichen Schlosses zu Wörlitz (22. März 1773). Dasselbe sollte (trotz seiner Inschriften, welche nur von Liebe und Freundschaft und häuslichen Freuden sprechen) nicht allein dem Familienleben und der höhern Geselligkeit, sondern auch dem Dienste der Kunst gewidmet sein. Wie es selbst in seinem architektonischen Ganzen ein hohes Werk der Kunst war, barg es zugleich herrliche Werke der Malerei und Plastik; ja es stellte sich in ihm der Mittelpunkt jener bekannten großen Wörlitzer Anlagen dar, in denen der Fürst die reiche Fülle seines Empfindens und Denkens niedergelegt hatte. So wurde die Einweihung zu einer allgemeinen Feier der Erweckung der Kunst in Anhalt und an dem festlichen Tage nahm das ganze Land, nahmen alle Stände mit Freude und Jubel theil. Zahlreiche Gäste strömten von nah und fern herzu, Festgedichte wurden überreicht und die Musik bot ihre schönsten Gaben. Das vom Verfasser in glücklicher Stunde aufgefundene Programm der Feier läßt den Fürsten und die Fürstin in antiker priesterlicher Kleidung, von Priestern und Priesterinnen umgeben, erscheinen; in der Vorhalle des Schlosses brennen Opferflammen; Hr. v. Berenhorst tritt als Kamus mit Musen auf, Behrisch als Hesperus. Nur der ernste Hr. v. Erdmannsdorff, der als Baumeister besonders betheiligt war, verschmäht ein fremdes Kostüm und tritt im Hofkleide auf. Rust's Festmusik ist noch vorhanden: sie ist mit Rücksicht auf die disponibeln vocalen und instrumentalen Kräfte geschrieben und gewährt einen Einblick in die Erfolge, welche Rust's Thätigkeit bis dahin erzielt hatte. Chor und Orchester erscheinen nicht unbedeutend erweitert. An Vocalkräften fordert die Composition außer einem gemischten vierstimmigen Chor zwei Sopране und einen Contr' Alto für Solopartien. In instrumentaler Beziehung weist die Partitur 14 Instrumente auf, außer den zur besprochenen Geburtstagscantate verwandten Instrumenten noch 2 Oboen, 2 Trompeten und Pauken. Den Text hatte Behrisch geschrieben.

Im folgenden Jahre (1774) veranstaltete der Fürst auf dem Vogelherd (dem jetzigen Luisium bei Dessau) wieder ein größeres Fest, bei dem die Musik gleichfalls in hervorragender Weise betheiligt war. Er ließ ein kleines Theater im Grünen einrichten (die Coulissen wurden durch Hecken gebildet) und die kleine Oper „Elysium" (von Schweitzer) spielen. Die Aufführung fand am Geburtstage der Fürstin (24. September) statt und zwar Vormittags. Luise Niedhardt hatte die Hauptpartie übernommen und wurde als Schatten von Charon über den See gefahren. Dergleichen Aufführungen im Freien fanden damals öfter statt, ja wurden mit einer gewissen Vorliebe vorgenommen. Die Zeit belehrt uns, daß sie nicht eine Nachahmung der Tiefurter Aufführungen jener bekannten Goethe-Periode waren, eher dürfte ein umgekehrtes Verhältniß anzunehmen sein. Auch die höchsten Herrschaften betheiligten sich bisweilen activ daran. Als der Fürst in späteren Jahren dem Propste Reil davon erzählte und dieser verwundert bemerkte: „Aber Durchlaucht, Sie können ja nicht singen" — erwiderte der Fürst lachend: „Ich habe auch nicht gesungen; der Sänger war über mir in den Zweigen eines Baumes versteckt; ich machte nur die Bewegungen." (Schluß folgt.)

Neue Erwerbung der Königlichen Gemäldegalerie zu Dresden.

Der Professar J. M. Bertrand in Dresden hat der Galerie kürzlich fünf Bildnisse van der Hand Antan Graff's zum Geschenk gemacht, die zu den varzüglichsten Arbeiten des Meisters zählen. Zwei derselben stellen den „Herrn Johann Gattlab Böhme, Churfürstl. Sächs. Hafrath und Historiograph, der Geschichte ardentlichen Professar, der Churfürstl. Stipendiaten Ephorus, des graßen Fürstencallegii Collegiatus, der Academie Decemvirn und verschiedener Gesellschaften Mitglied" in Leipzig dar. Das eine zeigt ihn stehend in Halbfigur van rechts gesehen, das Gesicht nach vorn gewandt. Er trägt einen kaffeebraunen Sammetrack mit breiten Aufschlägen und Brüsseler Spitzen-Manschetten, Perücke mit Bandschleife, weiße Halsbinde und Busenstreif. Mit der Rechten macht er jenen dacirenden Gestus, mittels dessen man dem Zuhörer seine Gründe erstens, zweitens, drittens hinlegt und den wir auch auf Kupetzky'schen Porträts finden, welche Graff in mancher Hinsicht zum Muster nahm. Auf dem zweiten, einem Brustbilde (66½ cm hach, 55½ breit), ist Böhme um einige Jahre älter im bequemen, seidenen Hauskleide, schwarz mit hellgrünem Futter und Umschlage, am Tische hinter einem Buche sitzend dargestellt, das Gesicht beinahe ganz nach varn gewandt. Das dritte Bild ist das Porträt der Gemahlin Böhme's und ganz als Seitenstück zum ersten behandelt. Die Frau trägt ein mit Spitzen und Pasamentier-Arbeit geschmücktes, kräftig chamaisfarbenes Kleid mit dunkelgrünen Schleifen und eine fünffache Perlenschnur um den Hals. Die linke Hand umfaßt das Gelenk der rechten, welche einen geschlossenen Fächer hält. Nr. 4 und 5 stellen den Hafrath Hetzer, Amtmann zu Delitzsch, und dessen Gemahlin, geborene Funkler, eine schöne Matrane mit edel geschnittenen Zügen, dar: ihn im schwarzblauen Sammetrock mit gleicher Weste, mit weißem Halstuch, Busenstreif und Perücke, die nach vorn gerichtete Hand im Redegestus geöffnet; sie in weißem Atlaskleid mit schwarzseidenem leichten Ueberwurf und weißem Brusttuch, das reiche Haar gepudert, die Hände übereinandergelegt, wie dies bei Graff'schen Frauenporträts das Gewöhnliche ist. Das letztere Bildniß sawie das kleinere Böhme's glauben wir als die malerisch vallendetsten und durchgebildetsten unter diesen fünf bezeichnen zu dürfen.

Richard Muther, der Verfasser einer sehr verdienstlichen Schrift über „Anton Graff, sein Leben nnd seine Werke" (Beiträge zur Kunstgeschichte Heft IV, Leipzig, E. A. Seemann, 1881) hat diese Porträts nicht gesehen. Das größere Bildniß Böhme's führt er unter Nr. 52 (S. 63) in einem anderen, auf der Leipziger Universitätsbibliothek befindlichen Exemplare auf; aber es ist dies kein Original, wofür er es hält, sondern eine mäßige Copie nach unserem Bilde van Ernst Gottlab, dem Schüler Oeser's, und es ist auch mit „E. Gottlob p. 1782" bezeichnet. Das Porträt der Frau Böhme kennt er in dem van Bause im Jahre 1782 von der Gegenseite gefertigten Kupferstiche (Nr. 206, S. 96). Derselbe giebt unser Bild sehr treu wieder; nur ist die krönende Bandschleife auf dem Toupet weggelassen. Gleichzeitig mit diesem Porträt hat Bause auch dasjenige des Mannes reproducirt (Drugulin's Allg. Porträtkatalog, Nr. 1762 und 63).

An das Bildniß Johann Gottlob Böhme's knüpft sich nun ein besanderes stoffliches Interesse, da er bekanntlich Derjenige war, an welchen der Rath Goethe seinen Sohn behufs Regelung der Studien desselben empfahl. Ihm entdeckte der angehende Student seine Absicht, der ihm vam Vater aufgenöthigten Jurisprudenz zu entsagen und sich dem Studium der Alten nnd den schönen Wissenschaften zu widmen, stieß aber damit auf lebhaften Widerspruch. Mit der kurzen Schilderung, die Goethe van dem Professor entwirft, indem er hiervon erzählt, steht Graff's Auffassung in valler Uebereinstimmung. Wir sehen den kleinen, untersetzten, lebhaften Mann vor uns, dem es nicht schwer fällt, eine gewaltige Strafpredigt zu halten, der seine Argumente „mit Gewicht" vorträgt nnd der trotz einer gewissen palternden Gutmüthigkeit die ihm entgegenstehenden Neigungen und Interessen recht leidenschaftlich zu verunglimpfen weiß. Auch hat dieses Gesicht namentlich vermöge eines hinter den kräftigen Nasenflügeln ansetzenden und zu den Mundwinkeln herabgehenden Zuges einen Ausdruck, der gar wal im Stande scheint, die lebhafte Offenheit und Vertrauensseligkeit eines feurigen Jünglings auf das Maß einer gewissen Scheu und Achtung herabzusetzen.

Die in dem zweiten Bilde dargestellte Gemahlin Böhme's ist nun aber nicht Diejenige, welche ihrem Gatten in der pädagagischen Behandlung des jungen Gaethe secundirte, denselben zu einem salansfähigen Menschen zu bilden unternahm, ihm seinen aberdeutschen Dialekt und nebenher seine poetischen Anläufe zu verleiden suchte und dafür Piquet, L'Hombre und andere Kartenspiele beibrachte Die sich diese Verdienste erwarb, war Böhme's erste Frau Marie Rasine geb. Görz. Sie starb noch während Goethe's Studienzeit und zwar, wie v. Biedermann (Goethe und Leipzig I, 205) ermittelt hat, am 17. Febr. 1767. Böhme blieb Wittwer bis zum 21. Nov. 1771. Dann heirathete er, nach Ausweis des Kirchenbuchs bei St. Nicalai in Leipzig, „Frau Christiane Regine geb. Hetzerin, weiland Herrn Caspar Richters, gewesenen Bornehmen des Raths und Baumeister, treuverdienten Vorstehers des Zucht- und Waisenhauses zu St. Geargen wie auch berühmten Handelsherrn allhier sel. hinterlassene Frau Wittbe". Diese ist es, welche unser Bild darstellt, wie durch die Unterschrift unter dem Bause'schen Stiche bezeugt wird. Vermuthlich war sie die Schwester des Hafraths Hetzer, mit dem sie den Ausdruck eines gutmüthigen offenen Wesens gemein hat. Sie war geboren am 26. März 1724 und stand daher, als sie sich mit Böhme vermählte, im 48. Lebensjahre. Böhme selbst war damals 54 Jahre alt.

Dies führt uns auf die Frage nach der Entstehungszeit unserer Bilder. Was diejenige der Böhme'schen Porträts betrifft, sa sind die Grenzdaten der 21. November 1771, als der Hachzeitstag der Gatten, und das Jahr 1780, in welchem Beide starben: er am 30. Juli, sie am 21. December. Als ein dritter fester Punkt tritt die Thatsache hinzu, daß das zweite kleinere Porträt Böhme's ihn um etwa 5 Jahre älter zeigt, als das erste. Nun war Graff, der Leipzig zum ersten Male im Jahre 1769 besucht hatte, ein zweites Mal im Frühling des Jahres 1772 mit seiner jungen Frau, der Tochter Sulzer's, dort. Sie hatten den Letzteren, der mit seiner unverheiratheten Tochter in Dresden bei ihnen zum Besuch gewesen war, dahin begleitet (Muther S. 28). Während dieses Aufenthalts wird Graff die beiden großen Porträts gemalt haben. Damit stimmt völlig das Alter der Dargestellten: ihm geben wir etwa 55 Jahre, sie schätzen wir für eine wohlconservirte Frau nahe an den Fünfzigen. In dem kleineren Bilde erscheint der Mann, wie gesagt, um etwa 5 Jahre älter; das Gesicht ist valler, aber zugleich weicher, schlaffer gewarden und läßt eine gewisse Verminderung der geistigen Schärfe und Spannkraft erkennen. In der That ist nun auch für das Jahr 1777, das somit in Frage käme, ein Aufenthalt Graff's in Leipzig nachgewiesen, nämlich in der Zeit vam 12. April bis zum 27. Juni (Muther S. 30). Die Porträts der Hetzer'schen Ehegatten sind aber ahne Zweifel gleichzeitig mit denen der Böhme'schen entstanden; dafür spricht die ganz gleiche Behandlungsweise und das genau übereinstimmende Format (89 am Höhe, 68 Breite). Graff wird die Böhmes für die Hetzers und umgekehrt gemalt haben.

Mit diesen 5 Porträts ist die Zahl der Gemälde Graff's in der Dresdener Galerie auf 16 gestiegen, wozu

noch je eins im K. historischen Museum, in der K. öffentlichen Bibliothek und im K. mathematisch-physikalischen Salon kommt. Es ist dies die bedeutendste und vielseitigste Sammlung Graff'scher Bildnisse, welche existirt. Zwar ist diejenige in der Universitätsbibliothek zu Leipzig an Zahl reicher; denn sie zählt nicht weniger als 25 Nummern, wovon 22 aus dem Vermächtniß des Buchhändlers Reich, der dieselben alle selbst bei Graff bestellt hat. Aber während diese Gemälde bis auf ein in Halbfigur gemaltes sämmtlich nur Brustbilder sind, mit Ausnahme des nämlichen Porträts, welches im Jahre 1808 entstanden ist, alle in den Zeitraum von 1769 bis 1783 fallen und ausschließlich Gelehrte, Dichter und Künstler darstellen, weisen die Dresdener ganze Figuren, Kniestücke, Halbfiguren und Brustbilder in sehr verschiedenen Stellungen auf, bringen Persönlichkeiten aus sehr verschiedenen Verhältnissen, darunter 5 Frauen, zur Anschauung und repräsentiren die ganze Entwickelung des Künstlers vom Jahre 1765 an bis nahe an seinen Tod, der im Jahre 1813 erfolgte. Aus ersterer Zeit rührt das noch ziemlich dünn und ängstlich gemalte Selbstbildniß (Kniestück) in grünem Rock mit rosasammetnen Kniehosen her, welches Muther als das Receptionsbild für die Dresdener Akademie nachgewiesen hat. Dann folgen die Bilder in dieser Reihe: Gellert 1769, Brustbild; Professor Böhme und Frau, Halbfiguren, 1772; Amtmann Hetzer und Frau, Halbfiguren, 1772; Professor Böhme, Brustbild, 1777; Bauer und Astronom Palitzsch, Brustbild, 1777; Golddrathwaarenfabrikant Voigt und 2 Töchter, Brustbilder mit Händen, 1788; König Friedrich August, Brustbild, 1790; Derselbe in ganzer Figur 1795; Graff in ganzer Figur, sitzend, 1795; Kaufmann Hommeyer, der Schwiegersohn Voigt's, und Frau, Brustbilder mit Händen, 1796; Oberbibliothekar Adelung, Brustbild mit Hand, 1803; Graff in Halbfigur 1806; der reformirte Prediger Jean Jacques Mesmer, Brustbild, 1810. Die Bildnisse der Hommeyer'schen Ehegatten verlegt Muther in das Jahr 1788; auf dem Blendrahmen des männlichen Porträts findet sich jedoch die Jahreszahl 1796.

W. Roßmann.

Das Kunst- und Prachtwerk: „Indien" von Schlagintweit.

Des im Verlage von Schmidt und Günther in Leipzig erschienenen Lieferungswerks: „Indien in Wort und Bild von Emil Schlagintweit" ist zwar nicht allein bei der Ausgabe der einzelnen Lieferungen, sondern auch nach seiner, unmittelbar vor dem letzten Weihnachtsfeste stattgefundenen Vollendung in diesen Blättern kurz gedacht worden. Seine Bedeutung als ein textlich wie illustrativ gleich werthvolles Kunst- und Prachtwerk ersten Ranges rechtfertigt aber ein nochmaliges ausführlicheres Zurückkommen darauf, wie es in der letztgeschehenen Erwähnung, welche wegen Raummangels nur kurz ausfallen konnte, ausdrücklich vorbehalten worden ist.

Das Werk beginnt mit einer Schilderung von Land und Producten. Wir werden eingeführt in die reiche Vegetation der tropischen Küsten, die großartige, gewaltige Thierwelt. In Bombay betreten wir die erste indische Stadt. Wir sehen uns versetzt in das mächtige, reichpulsirende Handels- und Verkehrsleben am Hafen, unter die dunkelfarbigen Bewohner der Eingeborenen-Stadt und lernen die Bedeutung des Suezcanals für die commerzielle Verbindung mit dem ganzen Süden und Osten Asiens kennen. Im Capitel über die Völker und Kasten erschließt sich uns eine neue Welt; zum ersten Mal sind hier aus den Volkszählungen und ethnographischen Einzel-Arbeiten die Folgerungen gezogen: die Südindier sind als die ältesten Urbewohner nachgewiesen; zu ihnen gesellten sich aus Hinterindien Schoa-Völker, aus Innerasien Arier, später Türken; der Islam begeisterte die Araber zum Zuge nach Indien, seine Schätze lockten Afghanen und in der Neuzeit Westeuropäer. Ein besonderes Capitel ist den Felsentempeln gewidmet. Während die Aegypter Steinmassen übereinander thürmten, die Assyrer in Steinen ihre Bildwerke eingruben, höhlte der Indier die Berge aus und schuf sich hier für seine Priester Wohnungen, für seine Götter Tempel. Die Wände sind bearbeitet aus Holz oder Mauerwerk und bedeckt mit zahllosen Figuren. In Dekhan werden wir bekannt mit dem Leben der Europäer und ihrer Frauen, eilen mit den Reiterschaaren der Marathen über weite Landstrecken und erstatten Kunde von den Leiden in den Hungersnothjahren, eine Landplage, die wir in Europa nur vom Hörensagen kennen. Die Beschreibung des Staates Heiderabad schildert das politische Leben in einem mohammedanischen Gemeinwesen, zeigt uns die Schattenseiten der Vielweiberei, die Genügsamkeit des indischen Baueen, seine Drangsale und Feste. Im Capitel Madras staunen wir die südindischen Tempelbauten an, lassen uns Geistertänze vorführen und werfen einen Blick in die epische Literatur Indiens. Die Nilgiris versetzen uns wieder in die Gegenwart; hier herrscht der Europäer, ihm ist Alles dienstbar, der Eingeborne eine absolute Null. Als hervorragend bedeutsame, fleißige Studie folgt die Geschichte des Christenthums in Indien, die wir vom 52. Jahre der christlichen Zeitrechnung bis zum Jahr 1880 vor uns entrollt sehen; ein Anhang schildert die blühende jüdische Gemeinde an der Küste von Malabar. Ebenso eingehend wird im nächsten Capitel die Religion der Hindus behandelt. Die hindische Schöpfungsgeschichte giebt die Einleitung, das theistische System von Koschud Dschander San, des bedeutendsten indischen Philosophen der Gegenwart, bildet den Schluß. In Orissa werden wir mit den Cultushandlungen der Hindus bekannt, mit ihrer Verehrung des Gottes Dschagarnaut; weiter wird gehandelt vom Pilgerwesen, von den Verheerungen der Cholera und von den rohen Gebräuchen und Sitten der Waldbewohner, die ihren Göttern bis in die neueste Zeit noch Menschenopfer als die vermeintlich wirksamste Götterspeise darbrachten. In Bengalen führt uns der Verfasser die Größe des indischen Kaiserreichs vor Augen, läßt uns in die Landes- und Justizverwaltung blicken und geleitet uns in das geräuschvolle, reich pulsirende Leben der Reichshauptstadt Calcutta. Mit den Indigopflanzungen in Brear und den feurigen Nationaltänzen unter den Ornons und Santhals schließt der erste Band des Werks.

Der zweite Band hebt an mit einem Blick auf die Umgestaltung, welche Buchdruckerpresse, Volksschulen und Zeitungen in den Verhältnissen Indiens zu Wege brachten. Es folgt eine Schilderung von Hindostan, der Kernprovinz aller mohammedanischen Kaiser von Indien; der indische Baustil wird erläutert, Wesen des Islam und politische Zuverlässigkeit der Moslims geprüft. Im Capitel über die Nordwestgebirge wird den Wanderungen der Arier nachgespürt, die Marschroute dieser alten Culturträger der Menschheit dargelegt, sodann, in die Gegenwart übertretend, der Opiumcultur eine Betrachtung gewidmet, die Städte am Ganges und der Dschamma beschrieben. Hierbei bietet sich wohlbenutzte Gelegenheit zu anschaulicher Schilderung der siegreichen Kämpfe Englands um seinen indischen Besitz in den Jahren 1857 und 1858. In Centralindien statten wir den Höfen der eingeborenen Vasallenfürsten Besuche ab, nehmen als ihre Gäste Theil an ihren Jagden und gelangen zuletzt in eine im vorigen Jahrhundert von deutschen Soldtruppen besetzte Garnison, welche im Herzen Indiens den Thron eines eingeborenen Fürsten vertheidigten. In Radschputana staunen wir über die Wirkungen der Eisenbahnen auf den Handel und auf die Gewohnheiten der Landeseinwohner in den von selbigen durchzogenen Gebieten. Radschputana, ehedem ein Hauptsitz des orthodoxesten Brahmaismus, in welchem die Wittwenverbrennung im excessivsten Umfange getrieben ward, ist gegen-

Digitized by Google

wärtig das Bindeglied zwischen dem Productionsgebiet Hindostan und dem Ausfuhrhafen Bombay. Unter Gubicharad ist das Treiben der Damen an den einheimischen Fürstenhöfen geschildert: eine Fürstenhochzeit schließt das Capitel. Im Pandschab werden die ackerbautreibenden Kasten des nördlichen Indien vorgeführt, Delhi, die Residenz der einstigen Großmoghule, geschildert, das große Epos Mahabharata inhaltlich skizzirt. Es folgt der Himalaya, die höchste Gebirgskette der Erde, die Scheidewand zwischen Indien und Centralasien. Wir besteigen seine Gletscher, beobachten in den langgestreckten Thälern die Bewohner in ihren Sitten und Gewohnheiten und lernen in den Tempeln der Buddhisten eine Weltreligion kennen, zu welcher in Asien mehr Menschen sich bekennen, als es Christen auf dem ganzen Erdenrunde giebt.

Der englisch-indischen Armee ist mit Recht ein eigenes Capitel gewidmet, dessen Einzelheiten nicht blos für den Fachmann von Interesse sind. Dieselbe bildet in ihrer Organisation und ihren Sonder-Einrichtungen ein derartiges Unicum, daß ein etwas näheres Eingehen auf diesen Gegenstand um so mehr hier am Platze sein mag, als es sich dabei zugleich recht eigentlich um, wenigstens dem größeren Publicum, unbekannte Größen handelt. Nur so viel weiß man im Allgemeinen, daß Englands Armee in Indien aus zwei vollständig verschiedenen Körpern besteht: aus englischen und eingeborenen Truppen. Die ersteren bildeten ursprünglich eine aus geworbenen Truppen selbständig für sich bestehende Localarmee, welche erst mit Uebergang der Regierung Indiens an die englische Krone im Jahre 1858 nach Ausmerzung der unsauberen Elemente im englischen Heere aufgegangen ist. Seitdem bestimmt das englische Parlament die Menge der in Indien zu stationirenden englischen Truppen; die Kosten werden von Indien aufgebracht. Gegenwärtig sind 67 639 Mann verwilligt. Die eingeborene oder Sipahi-Armee (Sipahi, ein aus dem Persischen in die Hindostani-Sprache übergegangenes Wort, bedeutet einfach einen Soldaten) zählt seit der noch giltigen Organisation vom 3. Mai 1861 136 Regimenter Infanterie, 40 Regimenter Cavallerie, 26 Compagnien Sappeure und Mineure, 4 leichte und 2 schwere Batterien in einer Sollstärke von 130 000 Mann. Sie besteht aus Berufssoldaten, die sich zum Dienst anwerben lassen; ausgehoben werden nur die Kinder von Soldaten, denen die Verpflichtung zu dienen aus der Ausbildung in den Schulen für Soldatenkinder erwächst. An Recruten fehlt es nicht; verglichen mit den sonstigen Schwierigkeiten, unter der dichten Bevölkerung seinen Unterhalt zu verdienen, bietet dem Eingeborenen der Dienst im Heere so verlockende Aussichten, daß der Soldatenberuf in einzelnen Ortschaften eine junge Generation nach der anderen heranzieht; solche Ortschaften liefern die besten Soldaten. Unter den verschiedenen Nationalitäten zeigt der Bengali die größte Abneigung, Hindostani und Pandschabi die größte Vorliebe für den Soldatenberuf. Der Religion nach sind durchschnittlich 25% der Soldaten Mohammedaner, die übrigen Hindus; eingeborene Christen zählt die Sipahi-Armee 2270, Juden 250.

Mit dem Handgeld verpflichtet sich der indische Recrut zu 40jähriger Dienstzeit. Der Sold beträgt 7 Rupien (je 2 Mark nominell, thatsächlich bei gegenwärtiger Silberentwerthung je 1 ℳ 90 ₰) im Monat, wovon der Mann seine Mundbedürfnisse, sowie die kleinen Monturstücke zu bestreiten hat. Verglichen mit dem Verdienste der Tagelöhner ist der Sold hoch: der Arme könnte davon gut leben, wenn nicht ein großer Procentsatz der Recruten schon verheirathet zum Regiment käme. Ist der Mann ledig oder Wittwer und hat für eine Familie nicht zu sorgen, so ziehen die Verwandten von ihm und leben auf seine Kosten; in Indien gilt der Soldatenberuf eben als Versorgung.

Die Uniformen haben halb europäischen, halb orientalischen Zuschnitt und spielen in allen Farben. Nach europäischem Muster sind gearbeitet Waffenrock und enge Beinkleider; die Kopfbedeckung ist Holzmütze und Czako mit rückseits herabhängendem weißen Tuch zum Schutze des Nackens, oder Turban. Durchaus national ist der Anzug bei einzelnen Cavallerie-Regimentern und den Localtruppen an der afghanischen Grenze, in Maissur ꝛc.; er besteht aus weitem Rock und Beinkleidern, Sandalen und Turban. Der europäische Zuschnitt erweist sich im Ganzen als eine verfehlte Maßregel.

Die Casernirung ist wegen des großen Trosses von Dienern, Frauen und Kindern ganz eigenthümlich. Die europäischen Truppen und ihre Familien — durchschnittlich sind hier 12% der Soldaten und Officiere verheirathet — sind in luftigen, palastähnlichen Gebäuden mit Gärten und Kegelbahnen untergebracht. Ueberall hängen Punkhes an den Decken, zu deren Bedienung im Bengal-Armeecorps in der heißen Jahreszeit 18 000 Menschen eingestellt sind, so daß diese Kühlvorrichtung jährlich 700 000 Mark kostet. Die Officier-Casinos sind äußerst comfortabel ausgestattet, das Mobiliar gehört den Regimentern. Die eingeborenen Truppen sind in Baracken untergebracht; diese Reihenwohnungen sind niedrig und nicht selten baufällig: Fenster fehlen gänzlich. Abhilfe kann der großen Kosten wegen nur allmälig erfolgen.

Für die Abrichtung der Recruten sind 9 Monate vorgeschrieben. Das Commando ist englisch, ein Umstand, der die Schwierigkeiten der militärischen Erziehung sehr vermehrt. Außer Dienst muß im Verkehr mit den Soldaten die Landessprache angewendet werden. Die Infanterie ist mit dem vorzüglichen Snider-Gewehr bewaffnet; bei der Cavallerie ist Nationalwaffe die Lanze und sie besteht deshalb fast ausschließlich aus Ulanen. Einzelne Regimenter haben neben den allgemeinen Waffen ihre heimathliche Waffe beibehalten; so führen die Ghorkas das Kudgi genannte gekrümmte Messer, mit dem sie sich im Handgemenge auf den Feind stürzen und auf dem Marsche Dickichte in unglaublich kurzer Zeit lichten, Hütten aus Bambusrohr zimmern ꝛc. Commandeure wie Oberofficiere der Eingeborenen-Regimenter sind Engländer. Eine besonders schwierige Frage bildet die Gewinnung eines tüchtigen Standes von Officieren indischer Nationalität. Bis jetzt erfolgt die Beförderung dieser Subalternofficiere kraft Verdienst bei der Truppe. Angeregt ist Berücksichtigung der socialen Stellung der Bewerber und Ernennung ohne solchen Dienst nach Zurücklegung von Cadettenjahren. Die grundbesitzende Aristokratie hat insbesondere im Nordwesten entschiedene Neigung zum Militärdienst.

Wie in der englischen Armee heißt im ganzen englisch-indischen Heere jedes Bataillon ein Regiment und zählt bei der Infanterie in acht Compagnien 750—800 Mann, bei der Cavallerie bei sechs Schwadronen 420 Mann. Diese Zahlen sind die Combattanten; außerordentlich groß ist der Troß; einem Infanterie-Regimente gebühren 400 Diener und Troßknechte, 350 Maulthiere oder eine entsprechende Anzahl von Wärtern; beim Cavallerie-Regiment erhöht sich die Zahl der Wärter, da für je zwei Pferde noch ein Grasschneider gerechnet wird.

Intendantur und Sanitätswesen sind mangelhaft. Das Zurückbleiben des Trains war im afghanischen Kriege die Ursache der langsamen Vorwärtsbewegung der Armee trotz der hochentwickelten Marschfertigkeit der Truppen. Die Militärärzte haben nicht, wie bei uns, Militärrang, sondern sind Civilbeamte. Sanitätswagen sind in Indien nicht überall benutzbar; Transportmittel für Kranke sind deswegen nur Tragbahren, die Träger sind Civilisten.

Taktisch ist die Armee in drei Armeecorps getheilt; ein viertes, das Pandschabcorps, ist in der Bildung begriffen. Von den drei Armeecorps ist das stärkste die Bengal-Armee, aus welchem das neuzubildende Pandschabcorps abgezweigt werden soll. Die beiden anderen Armeecorps sind die Madras-Armee und die Bombay-Armee.

England hat seine Sipahi-Armee wiederholt außerhalb

Indiens zur Verwendung gebracht. An der Seite der Europäer fochten indische Regimenter 1801 in Aegypten, 1842 und 1862 in China, 1856 im persischen Golf-Gebiet, 1868 in Abessinien, 1878 in Malakka, 1880 in Südafrika. Auch für die Eventualität eines Eintretens Englands in den letzten russisch-türkischen Krieg waren indische Truppen in Bereitschaft gehalten; in der Zeit vom 26. April bis 2. Mai 1878 wurden 7000 Mann aus Indien durch den Suezcanal nach Malta übergeführt. Damit ist der Beweis erbracht, daß England im Kriegsfall in seinem indischen Kaiserreiche über bedeutende Hilfsquellen verfügt; sein indisches Heer erwies sich auch in europäischen Krisen als Mehrung seiner Kraft und gegen europäische Truppen würden sich die indischen Sipahis sicherlich nicht schlechter schlagen, als Turkos und algierische Hilfstruppen im deutsch-französischen Kriege. Das ist ein Moment, das hinsichtlich der Würdigung der militärischen Leistungskraft Englands in einem europäischen allgemeinen Kriege, welche in der Regel lediglich nach der Ziffer seiner englischen Nationalarmee geschätzt wird, viel zu wenig in Betracht kommt.

Außer einer englisch-indischen Armee zählt das indische Kaiserreich noch zahlreiche Truppenkörper in den indischen Lehensstaaten, deren staatsrechtliches Verhältniß durch das Patent vom 11. März 1862 geordnet ist. Solcher Lehenskörper der indischen Krone giebt es 153, deren Gesammtgebiet dem Flächenraum nach den Umfang des Deutschen Reichs, Oesterreichs und der Schweiz in sich faßt und von 50½ Millionen Menschen bewohnt wird. Nach den bestehenden Verträgen sind die Fürsten dieser Lehensstaaten verpflichtet, den Engländern im Kriegsfalle eine gewisse Anzahl von Soldaten als Hilfstruppen zu stellen. Die Fürsten gehen aber über diese Ziffern noch hinaus und führen in den Listen 314 398 Mann, oder eine doppelt so große Zahl von Streitern, als England an Europäern und Sipahis unterhält. Die Leibwachen werden angeworben und bestehen größtentheils aus ausgedienten Sipahis der englischen Armee, die nach Uebertritt in die Pension hier noch einmal Dienste nehmen. Im Uebrigen beruht die Heeresverfassung daselbst wie in alter Zeit auf dem Lehensverhältnisse. Der Großgrundbesitzer ist für den Genuß seiner Ländereien verpflichtet, mit einer bestimmten Zahl von Bewaffneten Heeresfolge zu leisten, er legt diese Pflicht auf die Bauernhöfe um und die Besitzer dieser bestimmen aus ihren Pächtern und Hörigen die Mannen. Großgrundbesitz und Bauernhöfe vererben in den besitzenden Familien; ihre Inhaber leisten Officiers- und Unterofficiersdienste, so daß sich in den englischen Vasallenstaaten ein Ritterthum erhalten hat, wie es Deutschland im Mittelalter besaß. Der militärische Werth dieser Truppen ist unter Null. Eine Heerschau, welche am 26. Januar 1876 der Prinz von Wales über die Contingente und Leibwachen fast aller Fürsten Centralindiens und Radschputanas abhielt, hatte einen kläglichen Verlauf. Die Parade eröffnete Infanterie und eine Bande Pfeifer, die einen unglücklichen Versuch machten, die englische Volkshymne zu spielen. Der Vorbeimarsch fiel sehr schlecht aus, ganze Colonnen kamen in aufgelöster Ordnung, statt als Linien vor. Die Officiere machten durchweg den Eindruck von Männern, die schon ihrem Alter nach eher in eine bequeme Stube, als vor eine Truppe gehörten. In der Uniform herrscht die Landestracht vor, nur die Leibwachen waren zuweilen in den engen Schnitt der englischen Eingeborenen-Regimenter gezwängt. Die Bewaffnung bestand durchweg aus Vorderladern, einige Truppen trugen sogar noch Gewehre, die mit der Lunte entzündet und beim Abschießen auf eine Gabel gelegt wurden. Stattlicher paradirte die Cavallerie auf schönen Pferden. Eine höchst eigenartige Truppe waren die Kameelreiter aus dem innern Radschputana, mit Speeren und langen Luntenflinten bewaffnet. Die Fürsten defilirten mit ihren Mannschaften und Hofgefolge auf Elephanten, die Sättel überladen mit Kostbarkeiten, Reichsinsignien und Curiositäten. Als Gegner einer europäischen Truppe sind die Milizarmeen dieser Vasallenfürsten in keiner Weise gefährlich und England bieten sie für seine Kriege schon darum keine nennenswerthe Unterstützung, weil sie größtentheils nur auf dem Papiere stehen. Im afghanischen Kriege befahl die indische Regierung aus den Vasallenarmeen des Pandschab eine Etappen-Division zusammenzustellen; die Fürsten hatten 24 000 Mann und 135 Kanonen in den Listen, aber nur 3000 Mann mit 13 Kanonen konnten gestellt werden! 1881 während des Krieges gegen die Boers wurden die angebotenen Contingente dankbar abgelehnt.

Ein Beispiel englischer Kriegführung giebt das Schlußcapitel unseres Werks: der afghanische Grenzbezirk ist geschildert einerseits als Operationsgebiet für die gegen Afghanistan aufgebotenen Truppen, sodann auch der dort gestellten Verwaltungsaufgaben.

Es erübrigt nur noch die Bemerkung, daß der sachliche Inhalt des Werks sich durchgehends auf eine umfassende Verwaltungs-Literatur stützt, deren Hauptwerke in einem Anhange verzeichnet sind. Man bewegt sich somit durchweg auf dem sicheren Boden positiver Authenticität und schon dieser Umstand ist ein Vorzug, welchen das Werk vor allen bisher über Indien erschienenen Schriften voraus hat. Dabei ist die Sprache klar und verständlich, der Vortrag elegant und fesselnd. Die 417 Abbildungen, welche dem Text theils eingedruckt, theils als Vollbilder beigegeben sind, können in sorgfältiger, sauberer Ausführung als wahre Musterwerke der Holzschneidekunst gelten. Die Ausstattung in Papier und Druck befriedigt die höchsten Ansprüche. Dabei ist der Preis — 60 ℳ geheftet, 70 ℳ in Prachteinband — namhaft niedriger, als anderer auf gleichem Höhepunkte stehender Pracht- und Kunstwerke desselben Umfangs: Eber's „Aegypten", das im Prachteinband auf 115 ℳ zu stehen kommt, kostet beispielsweise nahezu das Doppelte.

Bücherbesprechungen.

□ D. Luthardt's Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben, welche seit zwei Jahren erscheint und von namhaften Vertretern der Wissenschaft und Praxis auch in Sachsen unterstützt wird, verdient auch in diesen Blättern erwähnt zu werden. Sie hat namentlich in letzter Zeit Artikel gebracht, die in weiten kirchlichen Kreisen lebhafte Anerkennung gefunden und von besonderer Bedeutung sind für das Verständniß der Bewegungen auf kirchlichem Gebiete. So hat D. Luthardt einen hervorragenden Artikel über die Theologie des D. Ritschl (Prof. in Göttingen) geliefert, der bei aller Anerkennung der wissenschaftlichen Verdienste des Genannten auf die bedenklichen Seiten seiner theologischen Anschauungen aufmerksam macht, und insbesondere zeigt, wie hinter der Ablehnung der sog. Metaphysik von Seiten Ritschl's, welcher behauptet, daß es eine metaphysische Erkenntniß der göttlichen Natur oder des inneren göttlichen Lebens an sich nicht geben könne, sich mehr oder weniger ein Widerspruch gegen die schrift- und kirchengemäße Anschauung als solche verbirgt. Nicht minder hervorragend sind zwei Artikel in dem Doppelheft III und IV von diesem Jahre. Der erste derselben wendet sich gegen ein Werk, das große Sensation in weiten Kreisen gemacht hat, ganz besonders auch auf die conservativen Kreise unsers evangelischen Deutschland vielfach eine geradezu verblüffende Wirkung geübt hat, gegen das Geschichtswerk des Joh Janssen, das unter dem Titel: „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters" erschienen ist und das in seinen bisher veröffentlichten drei Bänden eine höchst eigenthümliche Reformationsgeschichte bietet. Bereits hat Prof. H. Baumgarten in der Augsb. „Allg. Zeitung" in einer Kritik des vor einiger Zeit erschienenen dritten

Bandes schlagend nachgewiesen, wie der Verf. es mit dem an katholischen Geschichtsschreibern nicht ungewöhnlichen Geschick versteht, unter dem Schein höchster Objectivität und reinster Quelleugemäßheit die Geschichte parteiisch darzustellen und ihren Thatsachen einen tendenziösen Charakter zu geben. Einen weiteren Beitrag zur Charakteristik und Beleuchtung dieses Geschichtswerkes, das einen bei dergleichen Arbeiten staunenswerthen Erfolg bis jetzt gehabt hat, giebt nun in dem bezeichneten Doppelheft der als gründlicher Kenner der Reformationsgeschichte bekannte Pfarrer Kawerau in Klemzig unter dem Titel: „Glossen zu J. Janssen's Geschichte ꝛc.". Sein Urtheil über das Werk faßt derselbe dahin zusammen, daß der eigenthümliche Reiz des Buches und zugleich seine Schädlichkeit in der Kunst bestehe, mit welcher die raffinirteste Tendenz sich in scheinbar harmlosester, nur den Quellenbefund wiederspiegelnde Objectivität zu verhüllen wisse. Zu diesem Zwecke diene dem Verf. wesentlich ein eigenthümliches, berechnetes Arrangement der Quellenauszüge, indem es derselbe verstehe, das seiner Tendenz Entsprechende in möglichster Breite und Umständlichkeit vorzutragen, dagegen über Alles, was ihm nicht paßt, hinwegzuschlüpfen. Seine „Glossen", die fortgesetzt werden sollen, beginnt der Verf. mit einer ausführlichen, auf genauer Forschung beruhenden Beleuchtung derjenigen Partie des Janssen'schen Werkes, welche das Predigtwesen am Ende des Mittelalters bespricht und die gegen den kirchlichen und christlichen Charakter desselben vielfach geltend gemachten Ausstellungen zu widerlegen sucht. Kawerau erkennt an, daß das christliche Volk am Ausgang des Mittelalters nach der Predigt des göttlichen Wortes Verlangen gehabt, daß auch Manches gethan worden ist, um dieses Bedürfniß zu befriedigen, aber weist auch anderseits nach, daß der Inhalt der Predigten theils unvollkommen, theils geradezu heillos und widerchristlich, und nach dem seelsorgerlichen Gesichtspunkte bedenklich gewesen. Auf ein ähnliches Resultat kommt ein anderer höchst verdienstlicher protestantischer Theolog hinaus, wir meinen Cruel in seiner vortrefflichen, aus den Quellen gearbeiteten Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter. Neben diesen „Glossen" Kawerau's, die fortgesetzt werden sollen, und die hoffentlich einigermaßen abkühlend auf den Sensationsrausch wirken, den Janssen mit seiner blendenden Kunst der Geschichtsmacherei hervorgerufen hat, interessirt in hohem Grade eine Publication von H. Petrich mit Auszügen aus noch ungedruckten Briefen Schleiermacher's an eine Freundin in Rügen, Louise v. Willich. Die feine, liebenswürdige Natur Schleiermacher's und namentlich die ihm eigene Gabe, Anderer Individualität zu verstehen und sittlich erziehend auf sie einzuwirken, ohne irgend welche bewußte Absichtlichkeit, tritt in diesen Auszügen sehr wohlthuend und anziehend hervor. Außer diesen Artikeln verdient noch ein ebenso gelehrter, als sinnvoller und anregender Aufsatz des jugendlichen Veteranen alttestamentlicher Theologie, des Prof. D. Delitzsch über den mosaischen Priestersegen (IV. Mos. 6, 22—27) erwähnt zu werden.

— Die klimatischen Winterkurorte Egyptens von Dr. med. H. Peters, Arzt in Bad Elster, Königreich Sachsen. (Leipzig, Verlag von O. Wigand 1882. 8°. 46 S.) — Der durch seine Schrift „Die klimatischen Winterkurorte Centraleuropa's und Italiens" bekannte Verf. veröffentlicht in vorliegender Arbeit die Ergebnisse seines, zu klimatischen Studien von 1881—82 in Egypten verbrachten Winteraufenthaltes, welche um so mehr Anspruch auf Anerkennung haben, als die Erfahrungen über die klimatischen Verhältnisse des Pharaonenlandes theils überhaupt, theils namentlich in Betreff der vorzugsweise in Frage kommenden, klimatischen Kurorte, auf Grund exacter Thatsachen meteorologischer Stationen, noch nicht in solcher Weise festgestellt sind, als man, im Hinblicke auf neuerdings erfolgte, diesfallsige Veröffentlichungen in medicinischen Zeitschriften, annehmen konnte. Nach einer kurzen Einleitung werden Rathschläge ertheilt in Bezug auf die Reise und hierbei Alles mitgetheilt, was Personen, welche nach Egypten sich begeben, zu wissen und zu thun haben, um die Zwecke ihrer Reise zu erreichen. — Hierauf folgt eine Besprechung der 4 wichtigsten Sanatorien und werden in alphabetischer Reihenfolge abgehandelt: Cairo, Heluan, Luxor und Ramle. Jedem dieser Orte ist eine sehr eingehende Schilderung der verschiedenartigsten Verhältnisse unter steter Berücksichtigung der Kurzwecke gewidmet. Den Anfang bildet die Topographie, das Wasser, das allgemeine und specielle Klima, die mittlere Temperatur und die Ergebnisse der meteorologischen Station. Hieran schließt sich die Erwähnung epidemischer Krankheiten, die geeignetste Kurzeit in Bezug auf die zum Aufenthalt im Freien für Kranke geeignetsten Monate, die für den Arzt zu berücksichtigenden Indicationen und Contraindicationen, das Verzeichniß der in jedem Orte praktizirenden Aerzte der einzelnen Nationen und der Apotheken. Außerdem finden Erwähnung die Wohnungsverhältnisse in Hotels und in Privatpensionen, die Restaurationen, Cafés, Lehr- und Erziehungsanstalten, der Gottesdienst für die verschiedenen Religionen und Confessionen, die Consuln, Banquiers, die Telegraphen-, Post- und Zollämter u. s. w. Zugleich wird bei jedem Orte Anweisung gegeben, wie die Besichtigung der eigenartigen Sehenswürdigkeiten des Landes am besten zu erzielen ist. — Den Schluß bildet eine für den Arzt namentlich höchst wichtige Zusammenstellung der drei Kurorte Cairo, Heluan und Luxor nach der mittleren Temperatur, nach der mittleren absoluten und nach der mittleren relativen Feuchtigkeit. Noch weiter auf den Inhalt der Schrift einzugehen, erscheint nicht erforderlich, da aus dem Mitgetheilten zur Genüge hervorgeht, daß selbige kein Arzt wird entbehren können, welcher einen Kuraufenthalt in Egypten Kranken empfiehlt, und daß sie auch für letztere als ein nothwendiger, sehr praktischer Leitfaden beim Gebrauche der Kur sich bewähren wird.

—m— Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Eduard Laboulaye. Mit einem Vorwort von J. C. Bluntschli, Geh. Rath und Professor des Staatsrechts an der Universität zu Heidelberg. 3 Bände. Zweite Ausgabe. Heidelberg, Carl Winter. 1882. 8°. (6 ℳ) — Das vorliegende Werk, dessen erster Band in erster Auflage schon 1855 erschienen ist, enthält Vorlesungen, welche der bekannte liberale Politiker und geistvolle Satyriker Ed. Laboulaye in den Jahren 1849 ff. am Collège de France vor einem gebildeten Publicum von Erwachsenen hielt. Es waren nicht Universitätsvorlesungen in unserem Sinne, sondern sie hatten die Bestimmung, politisch anregend auf weitere Kreise zu wirken. Neues darf man in denselben daher nicht erwarten; der Verfasser giebt lediglich auf Grund der vorhandenen Literatur, die er sehr genau kennt, namentlich der Werke von Bancroft und, soweit die mit besonderer Vorliebe behandelte Geschichte der amerikanischen Verfassung in Betracht kommt, von Story ein aus idealen Gesichtspunkten gezeichnetes Bild der Entstehungsgeschichte der Republik der Vereinigten Staaten, das zwar zunächst, wie jede Seite ersehen läßt, für französische Zuhörer bestimmt ist, immerhin aber auch für den deutschen Leser von nicht geringem Interesse ist, daher die empfehlenden Worte, mit denen unser kürzlich verstorbener genialer Staatsrechtslehrer Bluntschli die erste Ausgabe der Uebersetzung (1868) einleitete, vollständig verdient. Die hie und da ein wenig ermüdende Breite der Darstellung, die sich allenthalben Reflexionen und oft längere Abschweifungen auf andere Gebiete gestattet, erklärt sich aus der Entstehung des Werkes. Der erste Band enthält die Geschichte der Gründung der Vereinigten Staaten (1620—1723), der zweite die Geschichte der Revolution 1763—1782; der dritte besonders lehrreiche ist ausschließlich der Verfassungsgeschichte gewidmet und schließt mit einem Abdruck der Verfassungsurkunde vom 17. September 1787.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 58. Donnerstag, den 20. Juli. 1882.

Inhalt: Friedrich Wilhelm Rust und das Dessauer Musikleben, 1766—1796. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Dr. König, Licent. und Privatdocent d. Theol., Der Offenbarungsbegriff des Alten Testamentes, I. Bd. Der Glaube die wahre Lebensphilosophie, Vortrag von Dr. Grau, Prof. d. Theol. Zeugnisse wider die obligatorische Civilehe und für die Freiheit christlicher Eheschließung. Nebst einem Entwurf zur Abänderung des Civilstandsgesetzes, von H. v. Oerpen-Leppin, Legationsrath a. D. Special- und Verkehrskarte vom Königreich Sachsen und den angrenzenden Ländern, von A. Lange).

Friedrich Wilhelm Rust und das Dessauer Musikleben, 1766—1796.

(Schluß.)

Durch die am 27. December 1774 (dem Geburtstage des Erbprinzen) erfolgte Begründung des Basedow'schen Philanthropins erwuchs dem Dessauer Musikleben bald ein neuer Zuwachs an Kräften. Eine Reihe junger Lehrer kam nach Dessau, welche für Poesie und Gesang zum großen Theil Gabe und Begeisterung mitbrachten und um diese sammelte sich eine Schaar jugendlicher Zöglinge aus den vornehmsten Familien der Heimath und des Auslandes. Rust übernahm den Musikunterricht am Institute und förderte in dieser Thätigkeit die Theilnahme Aller für seine musikalischen Bestrebungen. Ein Aufruf, den er zugleich zur Bildung eines „gesellschaftlichen Theaters" ergehen ließ, fand freudigen Widerhall und unterstützt durch das neuerwachte lebendige Interesse der Zeit für die Bühne — eine Strömung, von der auch die Heroen unserer Poesie und Musik, Goethe und Schiller, Gluck und Mozart, mit gehoben und getragen wurden — konnte man schon im nächsten Jahre an öftere und umfangreichere Darstellungen denken. (Vgl. das gothaische Theater-Journal.)

Kurze Zeit darauf, im Mai 1775, verheirathete sich Rust mit Henriette Niedhardt und diesmal war er es, dem Poesie und Musik huldigten. Ein höchst anmuthiges Gedicht von Behrisch (ohne Zweifel seine gelungenste poetische Arbeit), componirt vom Kammermusikus Keller (einem Schüler Rust's), wurde den Verlobten am Vorabend ihrer Verbindung aufgeführt: „Der Streit Amors und der Göttin der Tonkunst vor der Brautkammer des Herrn Musikdirectors Rust". Die Musik vermißt ihren Liebling unter den Spielleuten, sie zweifelt deshalb am Gelingen und da sie gar Amor unter ihnen erblickt, will sie von den Tönen gar nichts mehr hören: Amor halte nie Takt, verstehe sich nicht auf Mensur, wisse nichts von Largo und Adagio, sondern halte es immer mit dem Eilen, auch schmeichle seinem Tyrannenohr nur Schluchzen und Weinen. Amor erwidert:

Amor lehret zweien Herzen
Gleiches Tempo, gleichen Gang,
Lehrt sie sympathetisch klopfen
Ohne Kunst und ohne Zwang.
Amor lehrt des Waldes Sänger,
Lied' und Freude tönt ihr Chor;
Ein Bravoce heller Küsse
Reizt des milden Gottes Ohr.

Die Musik will den Streit lassen und nur wissen, wo Rust sei. Amor fährt fort:

In diese Kammer lockt' ich Deinen Sohn
Und Deine Tochter Henriette;
Und drinnen lauschte Hymen schon,
Der gleich die schönste Rosenkette
Geschwind um beide wand
Und unauflöslich fest sie band.

Die Musik findet, daß dies einer von Amor's klügsten Streichen sei, worauf Amor spottend erwidert:

Wenn Du und Deinesgleichen
Die treuesten Verehrer
Nach Wunsche nicht belohnen könnt
Und ich es endlich thu,
So seht Ihr ruhig zu
Und singt und singt:
Das macht er gut.

Die Musik verweist ihm seinen Uebermuth und beruft sich zum Beweise, daß sie ihren Dienern würdig lohne, auf Arion's Ruhm und auf den ewigen Glanz, in dem der Delphin, der Arion gerettet, am Firmamente strahle. Dach Amor streitet weiter:

Nein, nein, in solcher Ferne
Hat unser Rust kein Lustschloß sich erbaut,
Denn mehr als alle Deine Sterne
Beglücket Ihn ein Kuß von Seiner Braut.
In Ihrer schwarzen Augen Nacht
Sieht Er den Himmel, der Ihm lacht,
Und tausend Jahr am Firmamente schweben,
Kann nicht die Seligkeit, die ich erzeuge, geben.

Endlich macht Amor den Vorschlag, die Musik solle versuchen, Rust aus seinen gegenwärtigen Banden zu befreien; gelinge ihr dies, so wolle er sich für besiegt erklären:

Befreiest Du sogleich, den ich gebunden,
So geb' ich mich für überwunden.
Tönet nun, ihr Instrumente,
Tönet magischen Gesang,
Jenem gleich, der Elemente
Und den Gott der Hölle zwang.
Sprecht, beredte Violinen,
Flöten, hauchet süßen Schall,
Es ergieße sich mit ihnen,
Hörner, euer sanfter Hall. . .

Rust erscheint natürlich nicht und die Musik erkennt Amor den Sieg zu:

Du sollst gewonnen haben, Amor!
Doch welche Probe!
Ein Schall, wie Du nur konnt es wagen,
Solch' eine Wette vorzutragen.

Beide schließen versöhnt mit Segenswünschen für das Brautpaar.

Unter den fremden Künstlern, welche damals von Zeit zu Zeit in Dessau auf der Bühne und in Concerten auftraten, werden besonders der Flötist van Hall, der Oboer Besozzi, der Buffo-Sänger Berger und etwas später der Kapellmeister Reichardt genannt. Je mehr sich das Dessauer Musikleben hob, um so mehr zeigten sich auch auswärtige Virtuosen daselbst.

Mit dem Jahre 1776 beginnt die fruchtbarste Periode im Leben und Wirken Rust's. Die bisherigen Erfolge, die glückliche Häuslichkeit, das zunehmende Interesse des Fürsten für Musik und endlich die gegen Ende des Jahres eintretende Bekanntschaft mit Goethe, alles dies mag dabei anregend auf Rust gewirkt haben. Als erstes größeres Werk dieser Periode bezeichnen wir das musikalische Drama „Inkle und Yarico" (Text von J. F. Schink), in welchem Rust

Digitized by Google

die melodramatische Manier G. Benda's zwar nicht ganz zurückwies, jedoch möglichst beschränkte und „durch Hindrängen des gesprochenen Wortes mittels charakteristischer Motive zu wirklichem Gesang eine stete Steigerung des Ausdruckes erzielte". Der vom 28. Juli 1777 datirte Theaterzettel, mit dem die Döbbelin'sche Gesellschaft in Berlin das Werk für das dortige Nationaltheater ankündigte, bringt „zur Nachricht: Diese Art von Duodrama ist unseres Wissens wol das neueste Product für die Bühne, und da es bei solchen Stücken meistens immer auf die Musik ankommt, so hoffen wir, die Kenner und Freunde derselben werden dem Tonkünstler Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Natur und Empfindung als die wichtigsten Gegenstände seiner Arbeit meisterhaft durchgesetzt habe." Als vorzüglichste Pièce wurde die Arie Pariko's beim Abschiede von ihrer Insel am Grabe des Vaters gerühmt.

Am 3. December 1776 traf Goethe als Begleiter des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimor zum ersten Male in Wörlitz ein. Daß sein Erscheinen auch auf das Dessauer Musikleben anregend gewirkt habe, ist nicht zu bezweifeln: nicht allein, daß sich Rust von da an mit besonderer Vorliebe der Composition Goethe'scher Lieder zuwondte, sondern es scheint auch speciell durch Goethe das Interesse für nordische Dichtung (Ossian) am Dessauer Hofe befördert worden zu sein. Das erste bedeutendere Werk, das aus der Begegnung mit Goethe hervorging, war das Monodrama „Kolma", dessen Text fast wörtlich Werther's Leiden entnommen ist. Wer den einleitenden Prolog und die Worte zu den beiden eingelegten Arien geschrieben, ist nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen, doch liegt es nahe, hierbei wieder an Behrisch zu denken und die Vermuthung, daß die Idee des Ganzen ein Werk des gemeinsamen Verkehrs Goethe's mit Behrisch und Rust sei, dürfte wol zutreffen. „Das wirkungsvolle, im edelsten dramatischen Stil gehaltene Werk," sagt Dr. W. Rust, „bekundet abermals die Fortschritte des dessauischen Orchesters. Unter den Streichinstrumenten befinden sich doppelte Bratschen, unter den Blasinstrumenten 2 Flöten, 2 Oboen, 2 Klarinetten in B, 4 Hörner in verschiedener Stimmung, 2 Fagotte und außerdem Pauken und Harfe." Außer „Kolma" kamen in dieser bis zum Jahre 1781 reichenden Goethe-Periode noch zwei Schauspiele noch Ossian zur Aufführung („Fingal in Lochlin" und „Inamorulla"), zu denen Rust gleichfalls die Musik geschrieben hatte. Von Rust's Arbeit wird besonders der in tiefen Schmerz getauchte Monolog des gefesselten Kombana: „Torkul mit Locken des Alters" als Meisterstück declamatorischen Gesanges gerühmt. Unter Goethe's Liedern, welche Rust damals componirte, ist besonders „Wanderers Nachtlied" zu nennen. „In reiner Verehrung und Begeisterung empfangen, dürfte diese Composition nicht allein die älteste, sondern auch die beste sein."

Anfangs 1777 hatte Prinz Heinrich von Preußen seinen Besuch am Dessauer Hofe angemeldet. Der Fürst wollte den Gast, der als Musik- und Theaterfreund bekannt war und selbst eine gewählte Kapelle und Schauspielertruppe hielt, entsprechend unterhalten und ließ zu diesem Zwecke im Schlosse ein Theater herrichten. Erdmannsdorff führte wöhrend der strengsten Kälte binnen 20 Tagen und Nächten den Bau aus und schon hatten die Proben stattgefunden, als die Nachricht eintraf, der Prinz sei erkrankt. Die Einweihung des neuen Theaters wurde nun verschoben und fand erst am 6. März bei Gelegenheit eines Besuches des Markgrafen Heinrich von Brandenburg-Schwedt, des Vaters der Fürstin, statt. Am 10. März gelangte nach längerer Vorbereitung „Ariadne auf Naxos" mit glänzendem Erfolge zur Aufführung. Luise Riedhardt feierte diesmal in der Titelrolle ihre höchsten Triumphe und mußte meist, wenn fürstliche oder andere hohe Göste bei Hofe erschienen, in dieser Partie zur Feier des Tages auftreten.

Fuhr nun auch Rust noch jahrelang fort, für die Bühne und Hoffeste zu arbeiten, so finden wir doch im Ganzen seine Thätigkeit als Tonsetzer in den letzten zwölf Jahren seines Lebens (1784—1796) mehr der Kirchen- und Kammermusik zugewandt. Aus früherer Zeit haben wir von kirchlichen Compositionen Rust's nur die Musik zum 34. Psalm (für Chor, Solo und Orchester) und eine Cantate: „Herr Gott, dich loben wir" nach Worten Bosedow's zu verzeichnen; von jetzt an bringt nun aber soft jedes Jahr neue hervorragende Leistungen auf diesem Gebiete. Zur Einweihung der neu eingerichteten Schloßkirche in Dessau (1. Januar 1785) schrieb Rust eine größere Cantate „Allgnädiger, in allen Höhen", bestehend aus drei Chören, einem Choral und drei Solosätzen. In einer Kirchenmusik „Groß ist der HErr", welche Rust zum Jubiläum der fünfzigjährigen Amtsführung des Superintendenten Sim. Ludw. Eberh. de Marées (3. Juli 1791) schrieb, begegnen wir zum ersten Male zwei Doppelchören zu sechs und acht Stimmen. Die beiden Sopranarien in der nun folgenden Cantate „Gott ist die Liebe" (zum Einzuge des Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Dessau mit seiner jungen Gemahlin Amalia von Hessen-Homburg, 1. Juli 1792, componirt) werden dem Trefflichsten zugezählt, was die Haydn-Mozart'sche Periode überhaupt in dieser Art aufzuweisen hat. Ebenso wird die letzte Kirchenmusik vom Jahre 1794 „Gott, unser Vater" sehr gerühmt. Die noch erhaltenen Bruchstücke derselben zeigen zugleich, was das Dessauer Orchester unter Rust seit 1769 geworden war: damals konnte er neben dem Streichquartett nur zwei Flöten, zwei Hörner und Fagott anwenden — jetzt beschäftigt er zwei Flöten, zwei Oboen, zwei Klarinetten, zwei Fagotte, zwei Hörner, zwei Trompeten, Pauken, drei Posaunen und Orgel. „Wo solche Zahlen reden," schreibt Dr. W. Rust, „bedarf es keiner Worte weiter, die vorhandenen Verdienste zu würdigen."

In den letzten Jahren Rust's fingen die Theaterverhältnisse an, sich mehr und mehr vom Musikleben zu trennen und eine eigene Existenz zu suchen. So eröffneten im Jahre 1789 die herzogl. sachsen-weimarischen Hofschauspieler unter Belluomo einen Cyklus dramatischer Vorstellungen im alten Orangeriehause und im Jahre 1794 erschien der Schauspieldirector Bossonn mit einem für damalige Zahl zahlreichen Personal, um in der fürstlichen Reitbahn Opern und recitirende Dramen in buntem Wechsel zu geben. Inzwischen wurde auch das Interesse des Fürsten für das Theater reger und im Frühjahr 1798 wurde der Grundstein zu einem würdigen, umfangreichen neuen Theatergebäude gelegt. Erdmannsdorff leitete auch diesen Bau und stellte ihn so schnell fertig, daß er schon am 26. December desselben Jahres (dem Vorabend des Geburtstages des Erbprinzen) eingeweiht werden konnte. Die Intendanz, um welche sich auch Kotzebue von Wien aus beworben hatte, wurde dem Freiherrn von Lichtenstein übergeben und Bossann blieb als Director. Da Hr. v. Lichtenstein selbst musikalisch gebildet war, so begann mit ihm für die Oper in Dessau eine neue Aera und Mozart, Haydn, Winter, Salieri, Paisiello, Gretry, Cherubini, Reichardt, Cimarosa u. s. w. wechseln im Repertoire — ein Beweis, welchen Umfang das Dessauer Musikleben bis dahin gewonnen, eine wie tüchtige Kapelle durch Rust herangebildet worden war...

Unter den Briefen, welche sich in Rust's Nachlaß finden, dürften besonders zwei Anspruch auf das Interesse des Lesers haben. Wir theilen hier nachstehende Sätze aus denselben mit. Joh. Abr. Pet. Schulz schreibt aus Rheinsberg (28. October 1785): „... Ihre mir zugeschickten Veränderungen über das Lied: „Blühe liebes Veilchen" waren schon lange in der Sammlung meiner besten Clavierfachen... Sie sind voll der fruchtbarsten Laune und wahrer Geniezüge, die freylich ein Forkel nicht bemerken kann, die aber von andern bemerkt und verstanden werden. Ich bin stolz darauf, ein Thema hervorgebracht zu haben, das einem Rust würdig

schien, es in so mannigfaltigen Gestalten und so meisterhaft zu bearbeiten... Sie fragen mich, ob ich außer den drei Hummel gestochenen Clavierſachen noch mehr für dies Instrument geschrieben habe. Nein, mein würdiger Freund. Alle Instrumentalcomposition ist mir von Jugend auf immer sehr schwer geworden; Singcomposition hingegen immer leichter. Die gedruckten Clavierstücke wurden auf besondere Veranlassung gemacht und sie wurden mir um desto schwerer, da ich das Instrument selbst nur wenig in meiner Gewalt habe und zu einem praktischen Clavierspieler nie Anlage gehabt habe. Dies ist so wahr, daß ich selbst eben diese Stücke nur mit Mühe herausbringe und sie nur unvollkommen vorzutragen im Stande bin... Wo aber Worte sind, da bin ich eher zu Hause." Ebenso charakteristisch ist, was Georg Benda, in dessen Gesellschaft Rust einen Theil seiner italienischen Reise gemacht hatte, am 27. Februar 1780 von Gotha schreibt: „... Schon lange habe ich mich nach einem stillen ländlichen Aufenthalt gesehnt. Wenn ich mir einen glücklichen Zustand dachte, so fand ich ihn nirgends als in der Entfernung vom Theater, vom Hofe, von der Stadt. Der Himmel hat diesen Wunsch erhört. Sobald der Winter vorüber ist, werde ich mit einer mir von unserm Hofe ausgesetzten lebenslangen und hinreichenden Pension auf's Land ziehen und den Rest meiner Tage in stiller Ruhe unter den Wäldern zubringen... Adieu, Theater, mit deiner häßlichen Tochter Cabale, adieu auf ewig! Die Ehre, die man sich auf demselben erwirbt, ist der Unannehmlichkeiten nicht werth, die damit verknüpft sind. Leben Sie wohl, bester Mann! Erfreuen Sie ja dann und wann den Einsiedler durch Ihre Briefe und glauben Sie, daß kein Ort, keine Entfernung, keine Zeit die alte Freundschaft schwächen wird, mit der ich bin" u. s. w. In einem Postscriptum bemerkt Benda: „Den Pygmalion, ein Monodrama, habe ich hier vorm Beschluß des Theaters mit vielem Beyfall aufgeführt. Als ich nach meiner Zurückkunft von Wien wieder zum ersten Male im Orchester erschien, wurde ich mit allgemeinem Händeklatschen empfangen. Das Theater war hier mit Rom. u. Jul. beschlossen. Das Grab der Julie war das Grab dieser Schaubühne. — Für die Arbeit, die man jetzt hier von einem Capellmeister fordert, ist mein Nachfolger Schweitzer recht gut, denn er hat gar nichts zu thun und thut auch nichts."

Im Jahre 1794 hatte Rust den Schmerz, daß ihm sein ältester hoffnungsvoller Sohn als Student in der Saale bei Halle ertrank. Dies brach des Vaters Kraft. Er starb, von je durch einen hypochondrischen Zug gedrückt, in noch nicht vollendetem 57. Lebensjahre. Noch auf seinem Sterbebette componirte er eine Violin-Sonate, in welcher Paganini mit seinem Solo auf der G-Saite nicht allein anticipirt, sondern sogar übertroffen wird, indem Rust vom Spieler verlangt, seine für die E-Saite geschriebene Sonate auch auf den übrigen Saiten mit Transposition der Tonart zu üben. Mit der eigenhändigen Aufschrift „geschrieben in meiner letzten Krankheit im Februar 1796" schied er am 28. desselben Monats aus diesem Leben. Er hinterließ eine große Anzahl Schüler und seine Anregungen leben in dem später durch Friedrich Schneider zu hoher Entwickelung geförderten und noch jetzt nennenswerthen Musikleben Dessaus fort. In dem Nachrufe, welchen ihm das Intelligenzblatt der „Allg. Litt. Zeitg." vom Jahre 1797 widmet, heißt es von ihm: „In der Blüthe seiner Jahre galt er für einen der berühmtesten Virtuosen auf der Geige. Um nichts geringer war seine Fertigkeit auf dem Klavier und die Laute rührte er mit einer eigenthümlichen Gefälligkeit, die selbst in Italien, jener großen Pflegerin dieses Instrumentes, Aufsehen erregte. Zu bescheiden und zu unentschlossen hat er von seinen vielen Compositionen dem Publicum nur wenige mitgetheilt, die aber sämmtlich mit sehr ehrenvollem Beifall aufgenommen sind. Ueberhaupt galt er allgemein für einen Mann, der seinem Amte Ehre machte, für einen Meister in seiner Kunst..."

Doch noch bleibt uns ein Wort über den Geist der Wirksamkeit Rust's, über die geschichtliche Stellung seiner Werke zu sagen. Rust gehört der Haydn-Mozart'schen Periode der Musikgeschichte an, wie denn auch seine Geburt (1739) zwischen die Geburt Joseph Haydn's (1732) und Mozart's (1756) fällt. Von persönlichen Berührungen Rust's mit Haydn oder Mozart ist nichts bekannt, um so mehr jedoch von der Verehrung, die er für den älteren, wie auch später für den jüngeren Meister hatte. Der Grund seiner musikalischen Bildung ruhte allerdings weder in dem einen, noch in dem andern, sondern in J. S. Bach, und die Einwirkungen, welche sich in Rust's dramatischen Werken nachweisen lassen, weisen daneben vorzüglich noch auf Gluck (geb. 1714), der seinerseits wieder vor allem aus Händel's Schöpfungen gelernt hatte, welche Aufgabe sich die Musik in ihrer Verbindung mit der Poesie zu stellen habe. Zum Ausdruck vollster subjectiver Innerlichkeit führte dann erst Mozart die Musik weiter. Sehen wir nun Rust's dramatische Compositionen wie seine übrigen Gesangswerke unbefangen mit Rücksicht auf ihre Zeit an, so dürfen wir wol, ohne gegründeten Widerspruch fürchten zu müssen, ihnen die Bedeutung zuschreiben, daß sie einen Uebergang von Gluck zu Mozart und zwar bis in die nächste Nähe des letzten Meisters darstellen. Dies Eigenthümliche, Neue, Selbständige in ihnen sichert ihnen auch für alle Zeit eine individuelle Stellung in der Geschichte der Musik und wer für wahre Originalität Verständniß hat, wird auch heute noch das Dauernde, Ewig-Lebendige in ihnen vernehmen. Wird in Rust's Instrumentalcompositionen neben dem Einflusse Bach's der Einfluß Haydn's, „des Vaters der neueren Instrumentalmusik", sichtbar, so sind doch seine Leistungen auch auf diesem Gebiete selbständige Schöpfungen, die nicht allein von vollkommenster Beherrschung der instrumentalen Technik, sondern zugleich auch von wahrhaft selbständiger, schöpferischer Kraft zeugen. Es ist deshalb nur ein Tribut gerechter Würdigung, wenn man in den letzten Jahrzehnten eine nicht unbedeutende Anzahl von Rust's Gesangs- und Instrumentalcompositionen von Neuem aufgelegt hat und wir sind der Ueberzeugung, daß sich, je mehr man diesen liebenswürdigen, fein empfindenden Meister studiren wird, um so mehr Wünsche nach weiteren Publicationen aus seinem Nachlasse regen werden.

Den eigentlichen Höhepunkt der neueren Musik in Beethoven hat Rust freilich nicht mehr erlebt. Was aber die Musik bis zu Beethoven's Auftreten bot, trug er als einen reichen lebendigen Schatz in sich und erfüllte damit das musikalische Leben, das sich um ihn gebildet hatte, das er zum größten Theil selbst geschaffen. W. Hosäus.

Bücherbesprechungen.

□ Dr. König, Licent. und Privatdocent d. Theol., Der Offenbarungsbegriff des Alten Testamentes. Erster Band. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhdlg., 1882. *M.* 5. — Der Verf. hat seine reichen theologischen Kenntnisse und seine trefflichen Gaben ganz in den Dienst des Alten Testaments gestellt. Nachdem er bisher die hebräische Sprache historisch-kritisch betrachtet, hat er nun eine allgemeinere Aufgabe sich gestellt und einen Gegenstand von höchster principieller Bedeutung ins Auge gefaßt, die Sicherung der prophetischen Weltanschauung, die nur möglich ist, wenn eine Offenbarung in dem specifisch-religiösen Sinne zugestanden und nicht etwa die positive Religion zu einer bloßen Naturreligion, zu einem Product rein natürlicher, geschichtlicher Entwickelung degradirt wird. Der Zug nach dieser Richtung,

die nicht sowol aus historischen Gründen, als vielmehr aus falschen philosophischen Voraussetzungen heraus, durch welche die objective, geschichtliche Auffassung des Gegenstandes nur getrübt wird, eine transcendente Offenbarung überhaupt, und speciell den übernatürlichen Ursprung und Charakter der prophetischen Offenbarung leugnet, ist in unsrer Zeit sehr stark; als der in der gebildeten Welt bekannteste Vertreter dieser Richtung ist der übrigens hochverdiente Forscher Max Müller anzusehen, den Victor v. Strauß als ein ihm ebenbürtiger Gegner in seinen Essays ebenso objectiv, als scharfsinnig und geistvoll nach dieser Seite hin kritisirt hat. Der Vers. der gegenwärtigen Schrift ist sich der ganzen Tragweite bewußt, die der Gegenstand seiner Untersuchung hat. Er schlägt ein eigenthümliches Verfahren ein, um zu seinem Ziele zu gelangen; er argumentirt, streng historisch zu Werke gehend, aus dem Selbstbewußtsein der Propheten heraus, und stützt sich auf ihre Selbstaussagen, deren Inhalt mit den Anschauungen der übrigen Schriften des Alten Testaments, der Geschichts- und Lehrbücher, über den Charakter der Propheten verglichen wird. Der Vers. beherrscht seinen Gegenstand; er ist auch mit seinen Gegnern genau bekannt, und mit schneidiger, energischer Sprache führt er ihnen gegenüber seine Sache, mit schöner und freudiger Zuversicht zu derselben. Wie weit es ihm gelingen wird, seine Gegner zur Anerkennung des Begriffs einer transcendenten Offenbarung zu bringen, muß dahingestellt bleiben; die Zähigkeit und Hartnäckigkeit philosophischer Vorurtheile ist zumal in deutschen Gelehrtenkreisen ungemein groß.

□ Der Glaube die wahre Lebensphilosophie. Vortrag von Dr. Grau, Prof. d. Theol. in Königsberg. Gütersloh, Bertelsmann. — Wie der Vers. in einem früheren, in weiten Kreisen bekannt gewordenen Vortrag den Glauben als die höchste Vernunft gegenüber einer übermüthigen christuslosen Intelligenz mit triumphirender christlicher Gewißheit dargestellt hatte, so zeigt er in diesem Vortrag, wie der echte Glaube als die wahre, praktische Lebensweisheit den Pessimismus, der sich auch in gläubige Kreise einschleichen will, überwindet und zu einem gesunden Optimismus führt, dem auch das tiefste Leid im Glauben verklärt wird und der im Besitz der ewigen, wahren Güter durch die Trümmer der Welt mit innerer Heiterkeit des Geistes hindurchgeht, dankbar für jeden irdischen Segen, froh in seinem Genuß und ebenso gelassen im Leid. An dem in hohem Grade fesselnden Vortrag erfreut nicht nur der Reichthum schöner und tiefer Gedanken, sondern auch die warme Innigkeit eines wohlwollenden, für das menschliche Leid offenen Herzens.

△ Die Institution der obligatorischen Civilehe und die gesammte Civilstandsgesetzgebung des Deutschen Reiches erfährt bekanntlich insbesondere von Mecklenburg aus die heftigsten Angriffe. Die dasige Ritterschaft sowol als die kirchliche Conferenz hat wiederholt Petitionen an den Reichstag wegen Wiederbeseitigung der Civilehe ergehen lassen, ohne daß dieselben freilich als zur Berathung im Plenum geeignet erklärt worden wären. Unter dem Titel: „Zeugnisse wider die obligatorische Civilehe und für die Freiheit christlicher Eheschließung. Nebst einem Entwurf zur Abänderung des Civilstandsgesetzes" hat H. v. Oertzen-Leppin, Geh. Legationsrath a. D. (Gütersloh 1882, C. Bertelsmann), neuerdings ein Schriftchen veröffentlicht, welches zunächst den Abdruck des Berichtes enthält, den der Verfasser über den Verlauf und die Erneuerung der Petition um Beseitigung der obligatorischen Civilehe auf der kirchlichen Conferenz für Mecklenburg-Strelitz Namens ihres Ausschusses am 21. September 1881 zu Neubrandenburg erstattet hat, sodann als weitere Zeugnisse für die Abneigung gegen die obligatorische Civilehe die aus Württemberg, Hamburg, Hannover u. s. w. abgegangenen Petitionen, den bekannten Beschluß des bayerischen Abgeordnetenhauses: „Seine Majestät wolle die bayerischen Bevollmächtigten beim Bundesrathe anweisen, im Bundesrathe mit allen Kräften dahin zu wirken, daß das Reichsgesetz vom 6. Febr. 1875 über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung wieder aufgehoben und die Ehegesetzgebung auf die kirchlichen Grundsätze der Confessionen zurückgeführt werde", schließlich aber einen im Wesentlichen auf den Vorschlägen, wie sie Sohms in seiner Schrift „Die obligatorische Civilehe und ihre Aufhebung" (Weimar, 1880), entwickelt hat, beruhenden Entwurf zur Abänderung des Civilstandsgesetzes enthält. Die Grundgedanken desselben sind Ersetzung der obligatorischen Civilehe durch die facultative („In denjenigen Fällen, in welchen die Trauung von der betreffenden kirchlichen oder religiösen Gemeinschaft versagt wird oder wenn ein Brautpaar dem Standesbeamten die Absicht erklärt, die Ehe ohne kirchliche oder religiöse Trauung zu schließen, erfolgt die Eheschließung rechtsgiltig vor dem Standesbeamten") und Uebertragung der standesamtlichen Geschäfte an die Amtsgerichte. — Wir verkennen nicht, daß den Bestrebungen der Gegner der obligatorischen Civilehe sehr beachtenswerthe Erwägungen zur Seite stehen — speciell für unser engeres Vaterland dürfte zur Einführung der Gesetzgebung über die Beurkundung des Personenstandes u. s. w. ein Bedürfniß nicht vorhanden gewesen sein —, allein daß diese Bestrebungen irgend einen greifbaren Erfolg erzielen werden, ist kaum anzunehmen: es ist auch mindestens fraglich, ob die Wiederaufhebung der obligatorischen Civilehe, nachdem sie nun einmal eingeführt ist, unbedenklich sein würde. Doch ist hier nicht der Ort, auf diese wichtige Frage näher einzugehen.

M. Im Verlag von H. Jänicke in Dresden erscheint eine Special- und Verkehrskarte vom Königreich Sachsen und den angrenzenden Ländern, eingetheilt nach den Post-Tax-Quadraten mit Ortsverzeichniß, entworfen und gezeichnet von A. Lange, die 12 Blätter à 1 ℳ 25 ₰, Subscriptionspreis à 75 ₰, in Lithographie und Buchdruck, alle drei Wochen ein Blatt, in der Größe von 52:52 cm umfassen wird. Das erste Blatt, Leipzig, Halle, Merseburg und Naumburg enthaltend, ist bereits ausgegeben und dem Ganzen eine gute Empfehlung, indem Genauigkeit und hübsche Ausführung nichts zu wünschen übrig lassen. Die weiteren Blätter bringen in der Reihenfolge Chemnitz, Döbeln, Freiberg; Grimma, Oschatz, Riesa; Zwickau, Altenburg, Gera, Zeitz; Dresden, Pirna, Aussig, Teplitz; Großenhain, Meißen, Kamenz; Zittau, Löbau, Görlitz; Bautzen; Auerbach, Plauen, Oelsnitz, Franzensbad, Hof; Annaberg, Schwarzenberg, Karlsbad; Leitmeritz, Lobositz, Randnitz und als zwölftes Blatt Prag und Melnick mit Titel und Zeichenerklärung. Hierbei ist auch zu betonen, daß diese Karte nicht allein als Wandkarte, sondern auch als Touristenkarte Werth hat und durch den besonders hervorgehobenen Druck der Städtenamen und Zeichen rasche Uebersicht gewährt. Der Herausgeber beabsichtigt mit diesem Unternehmen dem Handel und Gewerbe, wie auch dem Privatmann Gelegenheit zu geben, sich schnell und ausgiebig über Brief- und Packetpost, Telegraphen, Steuer, Gerichtsbarkeit und Personen- wie auch Güterverkehr zu orientiren. Das Ortsverzeichniß, welches sich der letzten Abtheilung anschließt, wird sechs Bogen umfassen und nicht nur die sämmtlichen Ortschaften, welche sich auf der Karte befinden, in alphabetarischer Ordnung vorführen, sondern auch bei jeder einzelnen Ortschaft die für den Verkehr erforderlichen Erklärungen der Zeichen für Lage, Bevölkerungszahl, Post-, Eisenbahn-, Telegraphen-, Gerichts- und Steuerverhältnisse geben. Preis 1 ℳ 50 ₰. Alle während des Erscheinens der Karte und nach Vollendung derselben vorkommenden Veränderungen werden nachgeliefert. Es dürfte dieser Special- und Verkehrskarte des Königreichs Sachsen ein guter Absatz in Aussicht stehen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 59. Sonntag, den 23. Juli. 1882.

Inhalt: Herme, Mumie und Statue in der antiken Welt. Von Dr. J. E. Kuntze. I. II. III. und IV. — Zur Geschichte deutscher Lieder. Von Albert Richter. 1. Wer nur den lieben Gott läßt walten. — Bücherbesprechungen (Hasse, Lic. theol., Dr. phil, em. Sup. u. Pfarrer, Grundlinien christlicher Irenik. Briefe von Charlotte v. Kalb an Jean Paul und dessen Gattin, herausgeg. von Dr. Paul Nerrlich. Sprach-Atlas von Nord- und Mitteldeutschland von Dr. G. Wenker. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, herausgeg. von Prof. Dr. Arendts).

Herme, Mumie und Statue in der antiken Welt.

Von Dr. J. E. Kuntze.

I.

Der geehrte Leser hat sich gewiß schon oftmals den Menschen angesehen, aber ich bitte, es nochmals zu thun. Er sehe sich ihn darauf an, was Alles der Schöpfer zusammengefaßt hat in der menschlichen Gestalt. Welche Fülle plastischer Motive, welchen Apparat mannichfaltigster und wechselvollster Bewegung, welche Kraft der Linien und welche Anmuth der Flächen! Welchen Reichthum in welchem Rahmen! Alles ist fließend und fest zugleich. Gibt's einen stärkeren Contrast, als das bis ins Feinste durchgeführte Gefüge des Gesichts gegenüber dem Haupthaar, welches dasselbe fast formlos, oft wild und willkürvoll umwallt? — und er löst sich einfach und wohlthuend auf im Einklang der Gesammterscheinung der menschlichen Gestalt. Gibt's einen energischeren Protest gegen das rohe Naturgesetz materieller Schwere, als Rumpf und Schultern auf den schlanken Beinen, die aufrechte Haltung, der schwebende Gang des Menschen? und der menschliche Körper vollzieht ihn in jedem Augenblick mit leichtester Mühe, unbewußt. Was die Rose unter den Blumen, ist der Mensch unter den beseelten Creaturen. Angesichts solcher reichen und großartigen Erscheinung, die ihres Gleichen nicht hat auf Erden, wird man der tiefen Bedeutung des biblischen Ausdrucks inne: der Mensch ist das Bild Gottes. Als Gottes Ebenbild ist er der sichtbare Träger der Idee der Ewigkeit, der Umriß unvergänglichen Lebens, ein Leib als Sitz der unsterblichen Seele, darum auch die Summe aller in der Natur gebrochen auseinander liegenden Schönheiten und das größte Kunstwerk auf Erden.

Hieraus folgt, daß die menschliche Gestalt eine der höchsten Aufgaben der Kunst ist, und in ihr sich fast alle Aufgaben der Skulptur zusammendrängen. Die Skulptur aber ist der vollendetste Kunstzweig des Alterthums und die Statue der höchste Triumph der antiken Kunst. Der Grund ist dieser.

Die Skulptur ist durch ihren schweren, ponderablen Stoff — den sie im Wesentlichen mit der Architektur gemein hat — an die Erde gebunden, und diese Bindung entspricht der heidnischen Anschauung des Alterthums, welches seinen Himmel auf die Erde verlegte, hier nichts „Größeres und Gewaltigeres" wahrnahm als den Menschen und im Menschen das Maß aller Dinge sah. So faßte es im Bild des Menschen alles Bewundernswerthe und Begeisternde, ja das Göttliche selbst, zusammen und stellte den Menschen in der Fülle seiner Erdenherrlichkeit und Erdenbefriedigung dar. Die griechische Phantasie hat aus dem Menschen gemacht, was er in irdischer Schranke nur überhaupt sein und werden kann; denn sie gründete Alles auf den Menschen und bezog Alles auf den Menschen, sie legte ihr Schönstes und Edelstes in seine Gestalt, und der Genius Griechenlands fand in der Welt der Statuen seine eigentliche Heimat.

Im Orient überwog und überwältigte die Natur den Menschen, in der Antike aber ist das umgekehrte Verhältniß, denn hier bildet der Mensch nicht Staffage zur Natur, sondern die Natur den bloßen Rahmen, den Hintergrund, den Resonanzboden des Menschen. Die moderne Phantasie endlich gibt sich wieder an die Natur gern hin, drängt über den Menschen und seine Umgebung hinaus ins Universum. Wir degradiren, indem wir Mensch und Natur ins Gleichgewicht zu bringen beflissen sind, gar oft den Menschen zur Staffage für die Natur und werden unserseits zum Resonanzboden der Landschaft. Die knappe Mensur der Skulptur genügt uns nicht mehr, wir sprengen ihren Rahmen, um den Blick ins Unendliche zu lenken, und wir verlangen allenthalben nach malerischen Perspectiven. Der Orient also war noch nicht bis zur wahren Skulptur gelangt, Europa ist auf dem Wege darüber hinaus.

Dazu kommt, daß unser Verhältniß zu Gott ein anderes ist, und wir auf der Grundlage des Christenthums den Menschen als Geschöpf des ewigen Gottes betrachten und demgemäß dargestellt wissen wollen. Dieses Verhältniß weist über den Menschen hinaus und verhindert uns, in dem Menschen selbst ein solches Genügen zu finden, wie das antike Heidenthum, welches im Wesentlichen nie über den Menschen hinaus kam. Wie dasselbe nicht zur Natur hinabstieg, so stieg es auch nicht über den Menschen hinaus bis zum wahren Gott; es zog die Gottheit hinein in die Schranke des Menschenthums, während uns verlangt, den Menschen zu Gott emporzuführen, die Schranken des Irdischen zu durchbrechen, den Blick zur Ewigkeit zu erheben und diesen Auf- und Ausblick auch in der Erscheinung des Menschen, vor Allem im Auge zum Ausdruck zu bringen. Im System der reinen Skulptur ruht der Schwerpunkt darum in der ganzen Gestalt, und das Auge bleibt ein untergeordneter Theil, wir aber bringen auf die Herrschaft des Hauptes und in demselben betonen wir das Auge und dessen malerische Form und Kraft; das Auge ist „des Leibes Licht", es verknüpft den Menschen mit der Welt außer sich und mit dem Herrn des Lichts, vor welchem die Nacht wie Tag ist.

Die Poesie, die Musik, die Malerei arbeiten mit feineren Stoffen als die Skulptur (und die Architektur), und sie können mit ihren Mitteln den Menschen leicht über sich hinausheben, ihn in Zusammenhang bringen mit weiten und weitesten Kreisen: mit der Nation, der Menschheit, himmlischen Zielen und göttlichen Ideen. Aus diesem Grunde läßt sich die Möglichkeit nicht verneinen, daß in den erstgenannten Kunstzweigen Höheres erreichbar ist, als die Phantasie der Griechen

Digitized by Google

geschaffen hat. Allein in derjenigen Kunst, welche es mit dem Menschen innerhalb der Schranke irdischer Individuen zu thun hat, wird kein Volk je die Griechen übertreffen oder auch nur erreichen. Die Skulptur und in ihr das menschliche Standbild ist folglich der centralste Punkt der griechischen Kunstwelt.

Die Skulptur schildert das Individuum als ein in sich gegründetes, in sich abgeschlossenes Dasein; die Statue ist eine Welt im engsten Raum. Es ist die menschliche Gestalt im Stehen, Sitzen oder Liegen, aufrecht oder knieend, sinnend oder schlummernd, schreitend oder springend, kämpfend oder betend, tanzend oder sterbend; der bewaffnete Mann, das geschmückte Weib, der Silen auf dem Esel, der Satyr mit der Traube, der Apoll auf der Leier spielend, der Centaur, der Heros und Gott. Das zusammen ist so schwer, der Gipfel dieser Kunst so hoch, daß der antike Geist sich nicht leichtfertig hinan wagte, nur langsam dazu entschloß und zaghaft dahin erhob, so zaghaft und schrittweise, daß es uns auf der Höhe des modernen Kunstbewußtseins kaum vorstellbar ist. Die Frage ist mithin nicht überflüssig, auf welchem Wege die antike Kunst in der Skulptur zur freien Rundstatue überhaupt, zum menschlichen Standbild insbesondere, endlich zur ästhetisch erträglichen Gruppe gelangt ist. Die volle Lösung dieser Aufgaben ist nicht mit einem Sprunge, noch weniger in einem kurzen Schritt erreichbar, auch nicht im Flug, denn der Mensch, wie er wirklich ist, kann nun eben nicht fliegen, sondern ist angewiesen auf allmähliches Aufsteigen und mühsame Arbeit in der Entfaltung eigner Ideen, in der Aufnahme und Verarbeitung fremder.

II.

So weit die lebensvolle Statue obliegt vom rohen Grenzblock oder ungestalten Wegweiser oder von der todten und schauerlichen Mumie: so lang ist der Weg der griechischen Skulpturgeschichte vom Anfangs- bis zum Endpunkt. Auf mühsamer Reise ist die antike Skulptur erstarkt, und von da hat sie ihre Tugenden mitgebracht, vor Allem die Körperhaftigkeit und Monumentalität ihrer Werke.

Man gestatte mir, auf einen Augenblick persönlich zu werden. Ich hatte mit einem jungen aufblühenden Bildhauer der Gegenwart Etwas gemein: daß wir Beide in unserer Kindheit kleine Figuren und Gruppen aus Wachs formten. Ich aber begann gleich mit Menschengestalten, während der Andere sich mit Thiergestalten begnügte. Ich kam über diesen Anfang nicht hinaus und ließ bald auch das Menschenbilden bleiben zu meinem und der Kunst Glück; der keimende Bildhauer aber schritt später vom Thier zum Menschen weiter in langer Entwickelung. Sein Weg war der richtige; anfangend mit dem Geringeren, gelangte er zum Größeren und ist so ein Künstler geworden

Ich meine, da zeigte sich ein typischer Unterschied und verrieth sich sofort, wer zum Künstler geboren war und wer nicht. Es war nicht anders, als im großen Lauf der Culturgeschichte. Wo Völker Großes erreichten und classische Leistungen vollbrachten, haben sie vom Kleinen anfangend sich nach und nach im Ringen und Arbeiten aus der Gebundenheit und Enge befreit, immer reinere Luft geathmet, immer lichtvollere Räume erstiegen und aus der Disciplin strengster Schule sich zu den höchsten Idealen durchgekämpft. Das ist der Weg, welchen die antike Kunst überhaupt, im Großen und Ganzen zurückgelegt hat; mit gleicher Allmählichkeit hat sich das Rechts- und Staatswesen der Römer in stufenweiser Entwickelung von einfachsten und fast rohen Anfängen des Rechtsverkehrs zu einem feinen und großartigen Weltrecht, welches noch heute seine Macht äußert, und von einer unscheinbaren Stadt zu dem ersten dauernden Weltstaat, welchen die Geschichte kennt, hindurch gearbeitet; die umfassende Philosophie des Mittelalters, die italienische Malerei, die deutsche Musik: haben sie sich nicht gleichfalls von äußerster Dürftigkeit und fast ängstlicher Schulstrenge aus Jahrhunderte lang gemüht, ehe sie zur classischen Universalität, Gestalten- und Melodienfülle gelangten, welche unsere Phantasie und Empfindungswelt heute so reich und herrlich machen? Nur das Thier wird geboren, wie es ist, und bleibt so, wie es geboren ist; der Mensch aber, geboren als das hilfloseste aller Wesen, bringt als Eingebinde die keimende Kraft mit, durch eigene Anstrengung auszublühen, und Alles, was er sein kann und soll, erst zu werden und zwar durch sich zu werden — nicht im Flug und Rausch, sondern im zielbewußten arbeits- und anstandsvollen, majestätischen Aufstieg von Stufe zu Stufe, so daß man anlangend auf der Höhe die Terrasse der zurückgelegten Stufen mit dem Blick der Erinnerung leicht von Neuem durchmessen und die vollbrachte Arbeit des Geistes ermessen kann.

Welchen Weg also hat die griechische Skulptur zurückgelegt, um bei der vollendeten Statue anzulangen? Der erste Theil dieser Frage ist eine Frage nach dem Ausgangspunkt, und auf diese Frage antworte ich: Die Herme ist einer der Ausgangspunkte. Der Herme verdankt die griechische Statue zwar nicht Alles, aber vielleicht das Meiste, das Beste, das Allerwesentlichste. Diese Ansicht ist seit Winckelmann oft vertreten und oft bekämpft worden *).

III.

Was ist denn die Herme? Sie ist ein aufgerichteter Steinblock, gekrönt mit einem Menschenhaupt — oder ein Menschenhaupt, auslaufend in einem der Länge des menschlichen Körpers entsprechenden viereckigen Fußpfeiler. Sie setzt sich also aus Kopf und Block zusammen. In ihr verbindet sich der edelste Theil der menschlichen Gestalt mit einer in einfachsten mathematischen Linien gehaltenen, ungegliederten Masse. Sie ist, kurz gesagt, ein köpfiger Block.

Und woher sein Name? Die Herme war ursprünglich Zeichen oder Bild des Gottes Hermes, und die einfachste, roheste Form ein aufgethürmter Steinhaufen, ein Pfahl (Herma). Davon ist die Benennung geblieben, auch als der Typus fein entwickelt und in mannichfachster Anwendung beliebt war.**)

Ein köpfiger Block! Fürwahr kein schönes Wort. Aber ist denn die Sache selbst viel schöner? Sehen wir uns die Herme darauf an, und registriren wir die Ein- und Vorwürfe, welche gegen sie erhoben worden oder erhoben werden können.

Der Haupteinwand faßt sich in den Worten Kopf und Block zusammen. Wie unvereinbar scheint das, und doch ist es hart und unvermittelt aneinander gefügt. Gibt das nicht einen der härtesten Contraste, die gedacht werden können? Härter, als der Contrast zwischen dem zackigen Gletscher und der blumigen Alpentrift, dringt er wie ein blankes Schwert ein auf unsere Empfindung und zerschneidet den Eindruck, welchen das Ganze als Kunstwerk machen soll. Die Kunst soll befriedigen und harmonisch stimmen, aber nicht zerschneiden oder auseinanderreißen. Wie läßt sich also der Typus der Herme im Tempel der Kunst rechtfertigen? erscheint er da nicht als illegitim? ist er nicht ein ästhetisches Monstrum, ein zu fliehendes oder zu vernichtendes Ungeheuer? Welche Bewegung im Antlitz und Haupthaar, und welche Starrheit im vierkantigen Pfeiler darunter, der in langen todten Linien zu Ende geht, ohne sich zu rühren und Etwas auszudrücken. Starr müßte der Kopf sein, wenn er dem Block entsprechen sollte; dann wüßte man wenigstens, woran man wäre. Aber das menschliche Antlitz will man doch nicht starr, die Haltung des Hauptes, von welchem in Wahrheit alle Bewegungen ausstrahlen, nicht bewegungslos. Wer würde das ertragen?

*) Vergl. Overbeck i. d. Berichten d. Sächs. Gesellsch. der Wissensch. Bd. 16 (1864) S. 167.

**) Winckelmann, Geschichte der Kunst I. 1, 9. Böttiger, Archäol. Andeutungen S. 45 ff. Gerhard, Archäol. Nachlaß aus Rom S. 197 ff. Preller, Griech. Mythologie I, S. 251.

Digitized by Google

Und doch ein sein bewegtes Antlitz und freiwallendes Haupthaar auf unlebendigem und unbeweglichem Block, wie reimt sich das? Man betrachte Hermen aus der römischen Kaiserzeit, wo man stark bewegte, seitwärts geneigte, stylloß individualisirte Portraitköpfe dem geradkantigen, aber stylvollen Marmorblock hundertfältig aufpfropfte; wer findet sich da nicht in den Tiefen seiner ästhetischen Gefühlswelt aufgewühlt und förmlich beleidigt! Die heißblütige Meerjungfer, welche im kaltblütigen Fischleib endigt, der Mephistopheles, welchem unter dem Gewande der Pferdefuß hervorkommt, das Heine'sche Gedicht, welches duftig beginnt, um mit einem Gedanken von abschreckender Häßlichkeit abzuschließen — das Alles scheint Nichts zu sein gegen den in der Herme uns aufgedrängten Widerspruch. Vor der Statue des Sophokles, oder der Minerva Medica oder der Pudicitia fühlen wir uns emporgezogen und in versöhnungsvoller Stimmung; aber Angesichts einer Herme, tauchen da nicht dunkle Empfindungen, ungelöste Räthsel, beunruhigende Probleme in unserem Gemüthe auf?

Auch das ist ein Problem, an welche Stelle im weiten Reiche der Künste die Herme gehört. Sie ist halb Skulptur und halb Architektur; ihr fehlt also der einfache Schwerpunkt in der Anlage, sie steht auf der Grenze zweier Welten. Wird sie sich so im Gleichgewicht halten oder nach der einen Seite fallen und nach welcher? Welche Folge von Fragen und welche Unruhe in unserer Seele! Die Karyatide wird vom Bauwerk beherrscht, welchem sie dient: da ist kein Zweifel; das Standbild auf stattlichem Piedestal beherrscht den Unterbau, der ihm dient: auch da ist kein Zweifel. Aber in der Herme scheint gegen die Herrschaft des Hauptes sich der große starre Block aufzulehnen, welcher den größten Theil des Körpers vertritt, und gegen die Herrschaft des Blockes scheint der Kopf zu protestiren, denn er bildet die Spitze und den Sitz der Seele. Oder soll man endlich sagen, Skulptur und Architektur seien hier ins Gleichgewicht gekommen? Auch die Schwelle sei eine Wirklichkeit, habe ein Recht des Daseins, und die Herme stehe auf der Schwelle und weise wie der Januskopf nach dieser und jener Seite, oder halte Wacht am Eingang von dem Architekturreich ins Skulptarreich, oder am Ausgang von diesem in jenes?

Aber bevor wir mit dieser Frage fertig sind, drängt sich ein neues Bedenken in die Erwägungen. Gott schuf den Menschen aus einem Erdkloß, welcher auch ein Stück Thon oder Marmor gewesen sein kann. Der Schöpfer hielt nicht inne, der Mensch ward fertig, und nur fix und fertig sehen wir den Menschen, anders nie; auch das neugeborne Kind ist ein fertiger Mensch, und es ist uns in der Wirklichkeit überhaupt der Anblick stückweise fertiger Organismen erspart. Wie der Mensch *ganz wird*, wenn er wird, so vergeht er auch *ganz*, wenn er vergeht, ganz auf ein Mal. Allein in der Herme steht der Mensch nur stückweise vollendet vor uns; ist es nicht, als ob da die schaffende Hand des Künstlers plötzlich erstarrt, der Künstler einen kühnen Anlauf genommen habe und dann kläglich erlahmt sei, statt des Leibes, den man erwartet, den Block uns gelassen, uns betrogen und genarrt habe? Der Künstler scheint also nicht, was er versprochen hat, zu halten; aber der Genießende verzeiht dem Schaffenden nichts so ungern, als vorzeitige Erschlaffung im Schaffen und als nach dem vollen Weckruf der Phantasie deren nur halbe Befriedigung. Solches Schaffen erhebt die Phantasie im ersten Augenblick nur, um sie im zweiten wieder herabzudrücken. Das ist grausam and despotisch; man will nicht Spiel der Laune sein, und das Schweifen des Blickes vom Kopf zum Block wirkt wie ein jäher Fall aus sonniger Luft in kalten Gletscherspalt.

So scheint es denn, könne die Herme höchstens gerechtfertigt werden in einem System geschichtlicher, nationaler Traditionen, deren Fäden und Falten den problematischen Körper anmuthig umspinnen und interessant verhüllen, so daß der Blick in der gegenwärtigen Gestalt eine ganze volksthümliche Vergangenheit mit umspannt. Was an Schönheit mangelt, wird vielleicht durch Pietät ersetzt. Das Roheste wird auf dem Goldgrund frommer Liebe dem pietätvollen Gemüth zum Herrlichsten und Schönsten. Ist die Herme außerhalb der Region der Pietät wirklich nichts oder nichts werth? Fast scheint es so, wenn wir der revolutionären That des Alkibiades gedenken, welcher in jener Nacht, als eine große athenische Flotte bereit zum Auslaufen nach Sicilien im Hafen lag, sämmtliche Hermen Athens verstümmeln oder umstürzen ließ. Athen hieß die Hermenstadt, denn alle Plätze und Straßen zierten Hermen, aber nicht Schönheit, sondern Pietät mochte sie adeln, und der Mann, in welchem sich der leichtlebige, witzige, ästhetische Sinn des Griechenthums mit dem frivolen Sinn der Zeit zu besonderer Höhe vereinigt hatte, fand vielleicht die Hermen unerträglich in der auf Schönheit gegründeten Stadt, eine unschöne Garnitur in der Burg der Schönheit. Man hielt den Alkibiades für den Urheber dieser That übersprudelnder Griechenlaune, und wer will leugnen, daß es in den Rahmen dieses Charakters paßt, die Pietät der Schönheit zu opfern und Athen auf diesem Wege ästhetisch zu modernisiren? Sei dem, wie es wolle: einräumen muß man, daß eine Herme, kahl and schmucklos aufgestellt im beliebigen beziehungslosen Raume, nicht schön, sondern unschön wirkt. Die Ansichten über ihren ästhetischen Werth werden immer auseinandergehen, und es wird nicht leicht sein, ihr Sympathien zu gewinnen. Unser mit modernen Stoffen überfüllter Geist wird an der Herme entschiedener, als an der Pyramide oder Sphinx, Anstoß nehmen, und aur, wer sich völlig hineingelebt hat in die antike Skulpturwelt, wird einen Zug in sich verspüren, welcher der räthselhaften Erscheinung entgegenkommend ist. Die Geschichte kann helfen. Ist es wahr, was hier behauptet wird, daß in der Herme sich eine Stufe der Statuen-Entwickelnag darstellt, so wird auch der typische Werth der Herme deutlich und faßbar; denn wenn ein reiches System sich stufenweise entwickelt, so hat jede Stufe, die zurückgelegt ist, ihren specifischen Werth; die wahre Schönheit kann nur schöne Momente durchlaufen; jede ihrer Stufen hat ihren Reiz für sich und bleibt interessant für alle Zeiten.

IV.

Verschaffen wir uns zunächst einen Ueberblick über das *Verbreitungsfeld* der Herme in der antiken Welt und die Vielfältigkeit ihrer Anwendung im Leben der Griechen nad Römer. Die Thatsache, daß Athen die „Hermenstadt" war, beweist allein schon, daß die Herme nicht ein absolut verwerflicher Typus ist, und der Umstand, daß Alkibiades eine Masse Hermen verstümmeln ließ, beweist, daß eine Masse vorhanden war. Wir wissen, daß durch ganz Griechenland und Italien allenthalben Hermen aufgestellt waren, auf den Plätzen, in den Straßen der Städte, an Kreuzwegen, Ecken und Eingängen der Häuser und Villen; sie schmückten Aus- und Eingänge, und in den Parks dienten sie, wie es scheint, nicht blos zur Belebung des Buschwerks und der Boskets, sondern auch als Pfeiler zur Befestigung der Gehege und Spaliere. Vielfach haben die Hermen unterhalb der Stellen, wo die Arme sich ansetzen müßten, kurze hervorragende Pflöcke, Kolben oder Stutzen, offenbar bestimmt, entweder Guirlanden überzuhängen, welche den Steinblock umgabea, oder Spaliere daran zu befestigen, welche durch die Hermensäule Halt gewinnea sollten. Durchwandert man heute die Museen und Parks von Florenz, Rom und Neapel, so trifft man die Hermen zu Hunderten; theils noch in der ursprünglichen Einheit von Kopf und Block, theils den Kopf vom Block getrennt und auf Tafeln oder Consolen frei aufgestellt. Man hat den werthvollen Marmorblock, welcher eigentlich dazu gehörte, abgeschnitten und weiter verwendet.

Sehen wir uns nun unter den zahlreichen erhaltenen Exemplaren der Herme um, so bietet sich uns die größte

Mannichfaltigkeit. Wir treffen da Säulen mit Idealköpfen, Götter und Heroen darstellend, und neben diesen Idealhermen mancherlei Portraithermen; geschichtliche Personen wurden, so scheint es, in dieser Form oftmals der Erinnerung anvertraut. Manche der Götterhermen mögen unmittelbar oder mittelbar dem Cultus gedient haben, aber neben diesen Culthermen (?) finden sich solche Darstellungen, in denen der Kunstzweck offenbar vorwiegt: ich möchte diese daher als Zierhermen bezeichnen. Das Gewöhnliche ist die einfache Herme, aber nicht selten sind auch Doppelhermen, d. h. Blöcke, welche nach Art des Januskopfes einen Doppelkopf tragen; ein bekanntes Beispiel davon ist die im Neapler Nationalmuseum befindliche Herme, welche die beiden großen Geschichtsschreiber Herodot und Thukydides darstellt.

Weniger wichtig ist die Verschiedenheit in der Behandlung des Blockes, welcher bald schlanker, bald breiter gehalten ist, oder nach unten zu bald mehr, bald minder sich verjüngt. Die Verjüngung ist offenbar die reifere und feinere Form, denn sie bringt Leben und Leichtigkeit in den schweren, kantigen Marmor, drückt eine gewisse Annäherung an den Aufbau der menschlichen Gestalt aus und läßt daher das Ganze weniger steif erscheinen.

Das Wichtigste in kunstgeschichtlicher Hinsicht scheint mir die stufenweise Herausarbeitung der menschlichen Gestalt aus dem Block und die Zuthat der Gewandung zu sein. Eine förmliche Scala der Entfaltung und der Gewandung läßt sich unterscheiden. Ich habe folgende Zeichnungen vor mir: 1) eine kleine (ungefähr zwei Fuß hohe) Herme aus afrikanischem Marmor (das Original im Japanischen Palais zu Dresden)*): Der Block ist steif und ohne Verjüngung, der Kopf oder vielmehr der steif und conventionell stylisirte Vollbart sitzt fast ohne alle Andeutung eines Halses auf dem Block; das Ganze ist ohne Anmuth; mir macht es den Eindruck, daß diese Herme sehr alt und für Cultuszwecke bestimmt war. 2) Im quantitativen Verhältniß des Gestalt- und Blocktheils steht jenem Exemplar am nächsten die gewöhnliche Art der Herme, wie wir sie uns regelmäßig vorstellen: Kopf mit Hals, und der letztere läuft, statt in Schultern und Arme, in den vierkantigen Block aus. 3) Es gibt aber auch Hermen mit entwickelter und beziehendlich bekleideter Büste, welche schließlich in dem vierkantigen Block ausläuft. Die Büste ist hier vollkommen durchgebildet, wie bei einer entwickelten Rundstatue, aber der einfache Block trägt sie. 4) In Pompeji steht vor dem Venustempel eine weibliche Herme, in Ueberlebensgröße, der einen Säule den Rücken kehrend, von ihr wenig entfernt, in die Straße hinausgerückt. Die Arme sind ins Gewand geborgen, welches bis an die Oberschenkel reicht und vollkommen entwickelt ist; man könnte das Ganze fast eine Gewandstatue nennen, aber es läuft in einen Block von etwa 2—3 Fuß Höhe aus und trägt insofern noch Hermencharakter. 5) In Olympia ist eine überlebensgroße weibliche Gewandstatue mit abgebrochenen Armen gefunden worden, deren Gestalt und Gewand bis in die Wadengegend durchgeführt ist, aber schließlich doch in einem vierkantigen Block (von etwa 1 Fuß Höhe) abschließt.*) Hier fehlt es, so kann man sagen, nur an der Ausarbeitung des Unterkleides, wie es bei Minervenbildern und anderen weiblichen Statuen die Füße knapp zu umgeben und halb oder ganz zu bedecken pflegt. Von da ist unmittelbar und einfach der Uebergang zur Vollstatue gegeben. Man stelle neben jene Olympische Gestalt die schöne Marmorstatue der s. g. Minerva Medica (im Vatican): da sind Untergewand und die Zehen der beiden vorragenden Füße gleichsam aus dem Block herausgearbeitet, aber die Festigkeit, Ruhe und Kraft des vierkantigen Block-Endes ist der entwickelten Statue wie ein Erbtheil geblieben, und man empfängt den Eindruck, daß der lebendige Körper ebenso sicher, wie der Block, seinen Platz behauptet, und der Schwerpunkt des Ganzen nicht fraglich ist.

Der Beweis ist also da, daß das Alterthum nicht bei der einfachen Herme (aus Kopf und Block) stehen geblieben ist, sondern stufenweise variirt und die Darstellung der Gestalt in allen Graden oder Zonen der Ausgestaltung beliebt hat. Die Frage bleibt übrig, ob hier blos ein freies Spiel mit dem Hermentypus auf der Höhe der Kunstentwickelung, oder ein Verhältniß geschichtlichen Wachsthums und Wagnisses der Skulptur vorliegt. Gewiß ist, daß in der einfachen Herme mehr die Architektur, in der Gewandherme (wie ich kurz die der Vollstatue angenäherte Herme nennen will) mehr die Skulptur zur Geltung kommt; demnach liegt es nicht fern, zu denken, daß je nach der Umgebung man in der classischen Zeit bald die eine, bald die andere Art frei gewählt hat. Mag sein! Aber auch der Gedanke drängt sich auf, daß in den verschiedenen Arten verschiedene Stufen kunstgeschichtlicher Reife ausgedrückt sind. Es würde zu erörtern sein, ob in den älteren Perioden die einfache Herme vorgeherrscht habe und erst in jüngeren Perioden der Fortschritt zu der der Statue sich annähernden Herme allgemein geworden sei. Aber selbst wenn sich dies nicht bewahrheiten sollte, würde die Annahme Wahrscheinlichkeit haben, daß die griechischen Bildhauer in der Sitte der Hermenbildung eine treffliche Schule hatten, welcher sie die hervorragenden Tugenden griechischer Skulptur verdankten: wovon nachher die Rede sein soll.

*) In Hettner's Katalog über die Bildwerke der Dresdner Antikensammlung (4. Aufl. 1881. S. 65), IV. Saal: Nr. 53.

*) Ein Gypsabguß im Dresdner Gypsmuseum.

Zur Geschichte deutscher Lieder.

Von **Albert Richter.**

1. Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Durch Friedrich Kind's Dichtung: „Georg Neumark und die Gambe" hat eine Sage große Verbreitung erlangt, welche zuerst wol von Amarantes (J. Herdegen), dem Geschichtschreiber der Pegnitzschäfer, schriftlich aufgezeichnet ist. Er berichtet in seiner „Historischen Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang. Nürnberg, 1744" (S. 384) angeblich auf Grund einer ihm gewordenen mündlichen Mittheilung eines „noch lebenden berühmten Gottesgelehrten": „In Hamburg lebte im Jahre 1653 Neumark dienstlos in großer Armuth, so gar, daß er seine Viola di Gamba, welche er vortrefflich spielen konnte, versetzen mußte. Endlich ward er recommandirt an den schwedischen Residenten, Hrn. v. Rosenkranz; der gab ihm zur Probe etwas an die Reichsräthe in Schweden aufzusetzen, und da es wohl gerieth, nahm er ihn zum Secretario mit hundert Thalern schwer Geld zur Gage. Als Neumark seine Viola di Gamba wieder eingelöset, machte er das Lied (Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.), und da er es componiret, spielte er es das erste mal mit Vergießung vieler Thränen."

In populären Literaturgeschichten, in Volksbüchern u. dgl. findet sich diese Sage oft als wirkliches Ereigniß dargestellt, in der Kind'schen Dichtung, sowie in einer wesentlich ausgeschmückten Prosadarstellung hat sie auch Aufnahme in Schullesebüchern gefunden.

Eine poetische Bearbeitung der Sage, weitschweifiger als die von Kind, bot auch J. D. Vörckel in seinem „Ehren-

Digitized by Google

gedächtniß evangelischer Glaubenshelden und Sänger" (Leipzig 1830) und eine Jugendschrift von Gust. Nieritz, die den gleichen Stoff behandelt, hat vier Auflagen erlebt.

Daß wir es nur mit einer Sage zu thun haben, wird unwiderleglich bewiesen durch Georg Neumark's eigene Worte. Ehe wir dieselben aber mittheilen, bedarf es eines kurzen Blickes auf Neumark's Lebensschicksale.

Er war geboren am 16. März 1621 zu Langensalza, wo sein Vater Tuchmacher war. Schon 1623 siedelte die Familie nach Mühlhausen über; es ist aber ein Irrthum, wenn viele Literaturgeschichten Mühlhausen als Geburtsort des Dichters angeben. Nach dem Besuche der Gymnasien zu Schleusingen und Gotha studirte er in Königsberg die Rechtswissenschaft, lebte dann eine Zeit lang amtlos in Hamburg und ward endlich 1652 als Secretär und Bibliothekar des Herzogs Wilhelm II. in Weimar angestellt. Hier ward er unter dem Namen „der Sprossende" auch unter die Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft oder des Palmenordens aufgenommen, dessen Erzschreinhalter er später war.

Nachdem Neumark dreißig Jahre lang dem weimarischen Fürstenhause gedient hatte, war er, wie er selbst sagt, „zu allen gehorsamsten und schuldigsten Diensten und Amtsverrichtungen leider ganz untüchtig worden". Er war u. a. erblindet. Die drei Fürsten Johann Ernst, Johann Georg und Johann Wilhelm ließen ihm jedoch seinen Amtstitel nebst allen daran hängenden Freiheiten und sicherten ihm den Fortbezug seines vollen Gehaltes bis an sein Lebensende zu. Für diese Wohlthaten dankte er in einem 43 Strophen langen Gedichte, welchem er viele Anmerkungen und eine Zueignung hinzufügte. In der letzteren, die vom 30. Juni 1681, also kurz vor seinem am 8. Juli desselben Jahres erfolgten Tode datirt ist, sagt er, daß er dies Gedicht „bei seiner langwierigen Zeit und verdrießlichen Einsamkeit ausgesonnen und seinen Kindern von Strophe zu Strophe nach und nach in die Feder dictirt" habe.

Der Titel dieses langen Gedichts, das auf zwölf Quartblättern bei dem Hofbuchdrucker Johann Andreas Müller zu Weimar gedruckt wurde, lautet: „Thränendes Haus-Kreutz, oder gestellten Sachen nach, Klag- Lob- und Dank-Opfer, welches zuförderst dem lieben barmhertzigen Gott zu Ehren: und denn, Denen Durchläuchtigsten Fürsten und Herren ..... vor sonderbahre erwiesene Gnad und Huld schuldigster maßen abgeleget Dero allerseits Durchläuchtigkeiten betrübter alter getreuer Diener Georg Neumark, Fürstl. Sächß. gesamter geheimer Secretarius, der Sprossende."

Das Interessanteste an diesem Schriftchen ist eine längere Anmerkung zu folgender Strophe:

Denk nur zurück, in was vor Jammer
Du dort in Cymbrien gesteckt,
Daß du mich oft in deiner Kammer
Mit Thränen hast zur Gnad erweckt,
Da du kein Mittel konntest finden,
Da keine Rettung zu ergründen:
Wer aber war dein Trost und Hort
Und half dir wieder herrlich fort?

Diese Anmerkung erzählt, wie der junge Neumark unter viel Noth und Sorgen seine Reise von Gotha nach Königsberg zurückgelegt und wie unter diesen Nöthen das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" entstanden sei. Sie widerlegt also mit Neumark's eigenen Worten die obenerwähnte Sage, nach welcher das Lied erst nach der Königsberger Universitätszeit und kurz vor der Uebersiedelung nach Weimar zu Hamburg entstanden wäre. Die ganze Anmerkung bietet außerdem so viel culturgeschichtliches Interesse, daß ihre unverkürzte Mittheilung wohl gerechtfertigt erscheint.

„Allhier kann ich zum Lobe Gottes und allen frommen christlichen jungen Fürsten und Studenten, welche in die Fremde reisen und etwas Rechtschaffenes in der Welt sehen und lernen wollen, aber nicht allezeit einen vollen Beutel mit Gold an der Hand haben, zu Trost ein sonderliches Exempel zwar harter Heimsuchung, doch bald wieder drauf erfolgter Hilfe und Gnade Gottes zu erzählen nicht unterlassen, welchergestalt als ich zu Gotha in dem Fürstl. Sächs. löbl. Gymnasio daselbst unter dem damaligen Directore Gymnasii Herrn Johann Weitzen und nachgehends unter dem Rectore Herrn Mag. Andreas Reyhern durch Gottes Segen die Fundamenta meines Studierens dergestalt geleget, daß ich von meinem itztbesagten Hrn. Präceptoren vor tüchtig gehalten wurde, die Universität nützlich zu besuchen, habe ich mich in Gottes Namen auf Gutachten meiner Eltern und Verwandten Anno 1640 im 21sten Jahre meines Alters, in der großen trübseligen Kriegszeit, mit etlichen Kaufleuten, so auf die Michaelis-Messe nach Leipzig reiseten, aus meinem Vaterlande erhoben. Da ich nach vollendeter Messen neben viel andern Leuten, welche bei und mit der starken Kaufmannsfuhre reiseten, auf der Garleber Heiden (bei Gardelegen in der Altmark) in der welterschollenen großen Plünderung all das Meinige an wenigen Reisegeldern, Kleidern und Büchern, welches in einem Kästlein zusammengepackt war, beraubet worden, und nichts mehr als mein Gebet- und Stammbuch, auch ein weniges an Gelde, so ich zu Leipzig zu mir gestecket, um davon auf dem Wege zu zehren, mit Gott davon gebracht, und also in das erste Reisenglück gerathen: was sollte ich nun thun? Wiederum zurück- und umkehren war wegen großer Unsicherheit gar nicht rathsam, entschlosse mich derohalben, unter dem Schirm Gottes mit ein paar guten Freunden fortzuwandern in Hoffnung, der liebe Gott würde mir ja unterwegens anhelfen. Da ich denn zum ersten nach Magdeburg gelangte, woselbst ich den berühmten Theologum Hrn. Doctor Reinhard Baaken, Pfarrherrn und zur Zeit Thum(= Dom)predigern daselbst, zusprach, mein Unglück klagte und um Beförderung bate, auch mein Stammbuch überreichte, worinnen er mir zum Glück meiner sel. lieben Mutter zweier Brüder, nämlich Hrn. Günther Heinrich Plattners, gewesenen sächs. Hof- und Consistorial-Raths allhier zu Weimar und Hrn. Gottfried Plattners, gewesenen Bürgermeisters in der kais. freien Reichsstadt Mühlhausen eingeschriebene Namen antraf, mit welchen beiden besagter Hr. Dr. Baake in jüngeren Jahren auf der Universität Wittenberg, seinem Bericht nach, gute vertraute Freundschaft gepflogen; dahero er groß Mitleiden wegen meines zugestoßenen Unglücks mit mir hatte, mich unterzubringen sich sehr bemühte und emsig Nachfrage hielte und mich inzwischen oft zu Tische sordern ließ, welches in die dritte Woche währete. Aber alles angewandten Fleißes ungeacht wollte sich vor mich nichts finden. Gab mir derowegen ein ansehnliches Viaticum und Recommendation-Schreiben nach Lüneburg an Hrn. Dr. Wilhelm Wulkovium, Bürgermeister und Syndicum des Orts, womit ich in Gottes Namen mit einem Boten, welcher eben damals dahin abgefertiget wurde, alleine, weil meine vorige zwei guten Gefährten schon vor acht Tagen sich weiter begaben, nach Lüneburg fortgereiset, da ich denn alsobald als ich hinkommen bei wohlbesagtem Bürgermeister Hrn. Dr. Wulkovio mich angemeldet, der auch nach durchlesenem Hrn. Dr. Baakens Schreiben mich ebenfalls, weil er mit denen vorhero benannten meinen Vettern Plattnern auch in guter Freundschaft gestanden, gutthätig aufgenommen und in meiner Gegenwart den Rectorem Gymnasii zu sich erfordert und ersuchet, sich zu bemühen, mir ein fein Hospitium auszumachen, worauf ich auch bis in den zwölften Tag gewartet; weil aber des lieben Gottes Hilfsstündlein noch nicht kommen, mußt ich zufrieden sein und war alle Nachfrage umsonst, dahero ich herzlich betrübet worden; weil aber Hr. Dr. Wulkovius mir gute Hoffnung machte und mich neben einer guten Verehrung nach Wiesen, so ein Flecken an der Elbe unweit Hamburg, an den Amtmann daselbst, der ihn jüngster Tagen schriftlich ersuchet, ihm einen Pädagogum, so ein Musikus, zuzuweisen, verschrieben, war ich wieder ziemlich Muths. Aber als ich daselbst ankommen, war vor zwei Tagen einer an die

Stelle befördert worden, worüber ich wieder herzlich erschrak; faßte mich derowegen, nachdem ich von diesem Amtmanne, dessen Namen mir entfallen, eine Recommendation nach Hamburg an den vornehmen bekannten Theologum Hrn. Dr. Joh. Müllern erhalten, in Jesus Namen auf ein klein Kaufmannsschiff, auf welchem ich einen ehrlichen Bürger von Hamburg antraf, mit dem ich in gute Kundschaft geriethe und Versprechung bekam, er wollte mich in Hamburg bei einen vornehmen Mann bringen, da ich gute Sache haben sollte, weil ich auf Instrumenten spielen könnte. Wie wir nun in die Stadt kamen, hat diese versprochene Beförderung, weil der vermeinte Hospes bettlägerig und todkrank worden, leider! auch keinen Fortgang gehabt. Hr. Dr. Müller aber gab mir gute Vertröstung mit diesen Worten: die Stadt wäre groß und wären viel Liebhaber von der Musik, ich sollte nur an guter Gelegenheit nicht zweifeln; ließ es auch an fleißiger Nachforschung nicht mangeln, welches in die vierte Woche währete. Mittlerzeit wurde ich mit Johann Naumannen, einem Buchführer des Ortes bekannt, der meine Schaferei „Belliflora", die ich, weil ich ohnedas müßige Zeit, ausarbeitete, zum ersten verlegte und mir vor meine Müh etliche Thaler zahlete, auch mir sonsten viel Gutes that, worüber ich froh wurde und wieder etwas Luft bekam. Als aber in dieser so großen Stadt mir es auch nicht glücken wollte, meines lieben Gottes Hilfe sich noch immer verborgen hielte und alle Hoffnung zur Beförderung vor meinen Augen erloschen war, nahm ich wehmüthig und voll Betrübniß von Hrn. Dr. Müllern und allen erlangten Bekannten Abschied und machte mich mit etlichen Hamburgischen Bierfuhren nach Kiel in Holstein, welche Landschaft vor Alters Cymbria hieß, auf den Weg und kam glücklich daselbst an, legte mich in eine Herberge voll kindlichen Vertrauens, mein himmlischer Vater würde sich ja endlich einmal wieder über mich erbarmen, mir unterhelfen und mich väterlich versorgen. Der Oberpfarrer daselbst, Mag. N. Becker, der ein Thüringer, nahm mich, als ich mich bei ihm angegeben und mein ausgestandenes großes Unglück der Veränderung erzählet, mitleidig und sehr freundlich an, zog auch den Stadtphysicum des Orts, Hrn. Dr. Paulum Mothen, mit dem er vertrauliche Freundschaft hielte, zu Rath, welche beide vornehme Männer sich meiner rechtschaffen annahmen und mich treulich versicherten, ich sollte unbefördert nicht von dannen ziehen, sie wüßten eine herrliche Gelegenheit vor mich, nur müßt ich mich eine Zeitlang gedulden, sie wollten mir inzwischen wechselsweise die Kost geben, welche angebotene Gutthat mich wieder etwas ermunterte. Es lief aber die erste, andere und fast dritte Woche hinweg, daß es sich wieder anließ, als wollte der liebe Gott noch nicht helfen, deswegen ich aufs neue in großen Kummer geriethe, sonderlich weil diese Tischgängerei, zwar nicht von den Herren, sondern von anderen zu Zeiten scheelsüchtig aufgenommen wurde, welches mich sehr schmerzete, zumal wenn ich meinen klagbaren Zustand überlegte, das ungestüme Schnee- und harte Winterwetter, bei welchem mir als einem abgeschälten und ausgeplünderten Menschen weiter zu reisen unmöglich war, vor Augen sahe, meinen ziemlichen ausgeleerten Beutel, in welchem ich eher die Naht als Münze fühlete, betrachtete, und mein elendes Wesen, indem ich nicht mehres als was ich am Leibe trug in Besitz hatte, bei mir erwoge, und daß ich einen Weg von meinem Vaterlande, welches in vollen Kriegsflammen stunde, und nichts daraus zu erlangen, zu Sinne zog, so wurde ich so melancholisch, daß oftmals ich des Nachts in meiner Kammer den lieben Gott mit heißen Thränen knieend um Hilfe anflehte, welches mein Weinen und Klagen der liebe und barmherzige Gott, des Güte alle Morgen neu und mich über mein Vermögen nicht versuchte, endlich ganz unvermeint angesehen und mir schleunig seine große Gnade und Hilfe erscheinen ließ, indem es sich begab, daß des Amtmanns daselbst, Hrn. Stephan Hennings, welcher abwesend und ins Amt Neumünster verreiset, Pädagogus neben andern liederlichen Purschen zu Zeche gangen, des Nachts herum geschwärmet und dergestaltige böse Händel verübet, daß sie aus Furcht, man würde sie bei den Köpfen nehmen und der Gebühr nach bestrafen, bei frühe heimlich aus der Stadt und darvon gelaufen, welcher Handel vorbesagte meine beide Patrone mir den Morgen darauf kund thaten und darbei sagen ließen, ich sollte getrost sein, es wäre nun die Stelle, worauf sie bisher gedacht, eröffnet, ich möchte mich nur bis zu des Herrn Amtmanns Heimkunft gedulden. Als dieser nun den dritten Tag nach Hause kommen, wurde ich Vormittags zu dem Herrn Oberpfarr, bei dem auch Dr. Moth gegenwärtig war, welche beide des Amtmanns vertraute familiare Freunde und wie Inspectores über dessen Kinder und derer Information, gefordert, da sie mir diese herrliche Condition und derer sämtlichen Umstände und ganze Beschaffenheit an- und vortrugen, auch alsobald den Nachmittag darauf in Gegenwart dieser beiden Beförderer wirklich angenommen wurde. Welches schnelle und gleichsam vom Himmel gefallene Glück mich herzlich erfreuete und noch des ersten Tages meinem lieben Gott zu Ehren das hin und wieder wohlbekannte Lied:

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit ꝛc.

aufzusetzen und hatte genug Ursache, der göttlichen Barmherzigkeit vor solche erwiesene unverfehene Gnade sowohl damals als noch itzo und bis an mein Ende herzinniglich Dank zu sagen. Und gebe einem christlichen Herzen zu bedenken, ob es nicht eine harte Heimsuchung Gottes sei, wenn ein junger Mensch von dem Vaterland weit entfernt und ganz ausgeplündert solchen Unglücksfällen keine Hilfe weiß, auch keinen Wechsel an baarem Gelde wiederum zu gewarten, und in so manchen schönen Städten, ungeacht so viel vornehme Patrone sich befunden, doch unbefördert immer weiter in die Welt reisen muß. Und ob es auch nicht vor eine sonderbare wieder darauf erfolgte Gnade des himmlischen Vaters zu achten sei, wenn man in der äußersten Noth, da alle Hilfe aus zu sein scheinet, ganz unverhofft eine solche vortreffliche Beförderung erlanget, wie Gott an mir gethan, indem ich zu solchen Leuten kommen, die mich recht väter- und mütterlich gekiebt, mit Kleidern und andern Nothdürften wieder versehen und, weil ich in dem Hause Morgens und Abends ordentliche Sing-, Bet- und Lesestunden angestellet, welches meinem Hrn. Amtmanne und dessen Eheweibe herzlich lieb, und vorhero niemals geschehen, und mit einem schönen Clavicymbel, so lange Zeit ungebraucht gestanden, darein spielte, auch der liebe Gott meine Kinderinformation merklich segnete, mir überflüssig Gutes thaten, ja endlich nach dreien Jahren mit einem stattlichen Zehrpfennige und anderm seinen nothdürftigen Vorrathe mich abfertigten, mit ihren eigenen Pferden und Kalesch neben dem Schreiber bis nach Lübeck fuhren und daselbst mich auf ein Schiff, so gleich segelfertig und auf guten Wind wartete, ganz frei bis nach Danzig verdingen und unterbringen ließen. Vor diese große Wohlthat dem Allerhöchsten nochmals Dank gesaget sei, und muß ich den lieben Leuten solche wohlgemeinte Aufnahm- und Versorgung in der Grube noch nachrühmen."

So weit Neumark's eigener Bericht, der Zeit und Veranlassung der Entstehung des Liedes über jeden Zweifel feststellt. Der Bericht giebt uns zugleich Kunde von Neumark's besonderer Tüchtigkeit in der Musik, und wenn wir aus anderen Quellen erfahren, daß die Gambe sein Lieblingsinstrument war und daß er dasselbe schon als Schüler in Gotha mit besonderer Fertigkeit spielte, so wird um so begreiflicher, daß die Sage dieses Lieblingsinstrument des Dichters mit der Entstehung seines bekanntesten und beliebtesten Liedes in Verbindung brachte

Wie bekannt und beliebt das Lied übrigens war und noch heute ist, läßt sich durch zahlreiche Einzelheiten erweisen. Unter den protestantischen Gesangbüchern wird kaum eins

Digitized by Google

sein, in dem das Lied nicht Aufnahme gefunden hätte; aber auch in katholischen Gesangbüchern findet es sich, wenn auch mannigfach geändert, und selbst ein israelitisches Gesangbuch in Württemberg hat dieses Lied aufgenommen. In Uebersetzungen findet es sich in holländischen, schwedischen, englischen und französischen Gesangbüchern; ein Missionär hat es sogar in die Sprache der Eskimos übersetzt und lateinische Uebersetzungen des Liedes giebt es aus älterer und neuerer Zeit.

Einzelne Dichter haben sich an Ergänzungen des Liedes versucht. So dichtete der Generalsuperintendent Valentin Sittig (gest. 1681) eine Strophe hinzu, ebenso der Consistorialrath Joh. Sebastian Christ in Coburg auf besondern Wunsch des Herzogs Bernhard des Frommen (gest. 1706).

Dergleichen Zudichtungen hörte Neumark bereits selbst singen; auch mußte er erleben, daß die Autorschaft des schönen Liedes von Unberechtigten in Anspruch genommen oder wenigstens Fremden zugeschrieben wurde. In der Vorrede zu seinen 1675 erschienenen „Geistlichen Arien" erzählt Neumark, wie er habe sehen und hören müssen, daß einige „Großdeuchter" ihm sein Lied abgesprochen nnd für ihre eigene Arbeit auszugeben sich unterstanden, also, daß einst eine vagirende Dirne vor seine Thür gekommen und „ermeldetes Lied ganz zerstümpelt und mit zwei anderen eingeflickten Strophen abgesungen", nnd nachdem er sie befraget, wo sie das Lied herbekommen, sie ihm zur Antwort gegeben, es hätte es ein vornehmer Pfarrer in Mecklenburg gemacht.

Bücherbesprechungen.

□ Hasse, Lic. theol., Dr. phil., em. Sup. u. Pfarrer, Grundlinien christlicher Irenik. Leipzig, J. Lehmann. — Der gelehrte Verf., der sich als solcher auch in dieser Broschüre documentirt, hat sich durch verschiedene Schriften literarisch bestens bekannt gemacht. Mit der vorliegenden Schrift nun wird der Verf. schwerlich Glück haben; trotz der offenbar guten Absicht, von der die Schrift eingegeben ist, und trotz des Aufwands von Gelehrsamkeit dabei, hat der Verf. weder den Protestanten, noch den Katholiken mit dieser Schrift einen wirklichen Dienst erwiesen. Wer die Gegensätze, welche zwei streitende Parteien trennen, verwischt, und die Spitzen derselben abbricht, um die beiden Parteien in einer unklaren Mitte zu vereinigen, der ist nicht geeignet zum Vermittler. Das gilt auch vom Verf. Besonders bei der Besprechung der einzelnen christlichen Hauptdogmen schwächt er so sehr den Gegensatz ab, daß nur ein Minimum übrig bleibt, während in Wahrheit die tiefsten Differenzen nicht blos in diesem und jenem einzelnen Dogma, sondern in den Haupt- und Grundzügen der gegenseitigen Anschauung liegen, die freilich nur dann wahrhaft erkannt wird, wenn man sie aus dem Ganzen heraus versteht. Was z. B. solche Centralpunkte anlangt, wie die Stellung des katholischen und des evangelischen Christen zur Kirche und zu Christo, die beiderseitige Anschauung von der Natur des Glaubens, die gegenseitige Lehre von Rechtfertigung und Heiligung, so geht der Verf. über die für jeden Kundigen offenbaren nicht blos dogmatischen, sondern ethischen Differenzen mit einer Leichtigkeit hinweg, die sich bei seiner Gelehrsamkeit nur aus seiner unbedingten Friedensliebe erklärt. Zwar verwahrt er sich gegen den Mißverstand der Confessionsmengerei der Henotik, er will nichts wissen von Indifferentismus, Union und Uniformität, aber doch soll seine Schrift, die er als einen „Aufruf und Beitrag zum Frieden unter den christlichen Confessionen und Nationen" bezeichnet, nach dem ganzen Anlauf, den sie nimmt, wiederum mehr sein, als blos eine Mahnung zu gegenseitiger Anerkennung und Verträglichkeit, und einer Erinnerung an die Gemeinschaft aller wahren Christgläubigen in Christo. Was eigentlich das letzte reelle Ziel ist, auf das der Verf. lossteuert, wird nicht klar. Wer möchte nicht mit dem Verf. den Frieden der Confessionen? Aber es giebt auch ein protestantisches: non possumus, gegenüber allen verlockenden Stimmen, die uns von jenseits zurufen: ut amnes unum. Es gehört eine große Harmlosigkeit, oder eine starke Neignng zu Singularitäten und Absonderlichkeiten dazu, aus diesem Friedensruf von drüben nicht den römischen Schall heraus zu hören. Bischof Ketteler hat s. Z. in einer glänzenden Schrift es ehrlich ausgesprochen: „bei aller Sehnsucht nach der Wiedervereinigung aller christlichen Confessionen dürfen wir Katholiken nie die Wahrheit verbergen, daß wir bei einer Wiedervereinigung nur an eine Rückkehr zur katholischen Kirche denken können". Was an der katholischen Kirche katholisch ist, d. h. der allgemeinen christlichen Kirche angehört, das acceptiren wir mit Freuden und anerkennen wir gern, was aber römisch daran ist, müssen wir ebenso entschieden desavouiren. Und leider wird von der jenseitigen Kirche das Römische jetzt viel mehr betont, als das Katholische. Es wird Zeit, daß in der Mitte der katholischen Kirche wieder Männer auftreten, wie ein Sailer, der edle Zeuge eines milden und versöhnlichen Katholicismus, der über den Gegensätzen eine höhere Einheit fand in glaubensinniger Mystik.

E. Charlotte v. Kalb, geb. Marschalk v. Ostheim (geb. 25. Juli 1761, gest. 12. Mai 1843), die nahe Freundin Schiller's, Jean Paul's und Hölderlin's, von der wir bisher nicht viel mehr wußten, als was uns die Biographen der genannten Dichter über deren Beziehungen zu ihr — mitunter recht mißverständlich — mitzutheilen für nöthig erachtet hatten, und E. Köpke in einer bereits 1852 veröffentlichten Schrift (Ch. v. Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe) zusammengestellt hat, ist in neuester Zeit wiederholt Gegenstand neuer Veröffentlichungen geworden. Zunächst veranstaltete der verdienstliche Biograph Schiller's, Emil Palleske 1879 unter dem Titel: „Charlotte" eine neu redigirte Sammlung der von ihr hinterlassenen, bis jetzt nur in einem äußerst verwahrlosten Zustande und nur für eine kleine Anzahl näherer Freunde bekannt gemachten Papiere. Wir haben dieselbe bereits in Nr. 100 des Jahrgangs 1879 dieser Blätter besprochen. Neuerlich hat Dr. Paul Nerrlich unter dem Titel: „Briefe von Charlotte von Kalb an Jean Paul und dessen Gattin" (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1882) 144 Briefe derselben an Jean Paul und dessen Gattin aus den Jahren 1796—1821 publicirt, die schon um deswillen ein besonderes Interesse ansprechen, weil die vorgedachten Aufzeichnungen Charlottens, wenn auch aus der letzten Zeit ihres Lebens stammend, schon mit dem Jahre 1791 abschließen.

Wollte man aus diesen Veröffentlichungen auf das Vorhandensein eines gegenwärtigen, besonders regen Interesses an der merkwürdigen Frau schließen, so dürfte das wol ein Irrthum sein; ja wir fürchten, daß unsere Zeit denselben sogar recht ungünstig ist. Wer liest heut' zu Tage Hölderlin's Hyperion? Wer begeistert sich an den Laura-Oden Schiller's? Ja, wo ist das große Publicum hin, das einst für Jean Paul schwärmte? Und doch muß man sich in die Zeit, zu welcher diese Götter galten, zurückversetzen, wenn man Charlottens Sein und Wesen und namentlich die Art und Weise, ihre Gefühle und Gedanken auszusprechen, recht verstehen und gerecht würdigen will. Von den Stimmführern der Sturm- und Drangperiode bis zu den Tagen der Romantiker waren Sätze, die, wie das Schillerische:

> Was schöne Seelen schön empfunden,
> Muß trefflich und vollkommen sein!

eine unbedingte Souverainetät des Ichs proclamirten, fast allgemeines Glaubensbekenntniß und sollten nicht blos für die Kunst, sondern auch für das Leben praktisch verwerthet werden. Den Nachweis aber, daß das fragliche Ich wirklich von einer schönen Seele bewohnt werde und im gegebenen Falle schön empfunden habe, sah man sich dabei in der Regel

als selbstverständlich nach. Wer sich nicht in jene, namentlich durch J. J. Rousseau angeregte Zeit zurück zu versetzen vermag, wer Schriften und Thatsachen jener Periode von den heute geltenden sittlichen und gesellschaftlichen Gesichtspunkten aus beurtheilen will, muß nothwendig in ein Chaos von Irrthümern verfallen. Wer z. B. die verehelichte Frau und Mutter dreier Kinder erst mit dem einen, dann mit dem anderen Dichter im leidenschaftlichsten Style verkehren sieht, wer in diesem Briefwechsel hört, daß ein Jean Paul, nachdem er mit Frau v. Krüdener geschwärmt, in rascheſter Aufeinanderfolge — in der That in nur 4 Jahren! — sowol mit Frau v. Berlepsch als mit Frau v. Kalb die Frage einer ehelichen Verbindung ernstlich erwägt, sodann von Liebe zu der späteren Gattin seines intimsten Freundes Otto, Amöne Herold, ergriffen wird, hierauf aber sich zuerst mit Frl. v. Feuchtersleben und, nach Lösung dieses Verhältnisses, mit Caroline Meyer, seiner endlichen Gattin, verlobt, der kann sich leicht versucht finden, zu glauben, daß er Verhältnissen gegenüber stehe, wie sie uns moderne französische Schriftsteller aus ihrem Babel schildern. Und doch ist dem durchaus nicht so! Es würde ebenso unrichtig sein, aus derartigen excentrischen Ueberschwänglichkeiten auf eine sittliche Verkommenheit, wie aus der Mangelhaftigkeit, mit welcher Frau v. Kalb z. B. ihre Muttersprache und namentlich deren Rechtschreibung handhabt, auf einen Mangel an Geist und intellectueller Bildung zu schließen. In der That war Ch. v. K. eine durchaus religiöse Frau, eine vortreffliche Mutter. Auch sehen wir aus diesen Briefen, daß sie mit ihrem Gatten, dem sie freilich fast willenlos angeheirathet worden war, in vollkommen anständiger Weise verkehrte. Dagegen gehen jene Gefühlswandlungen, so leidenschaftlich und schwärmerisch sie auftreten, in der Regel mit vollkommener Naivetät und Reinheit vorüber. „Die Idee ist bei mir Empfindung und Empfindung nur Idee", schreibt Charlotte von sich selbst in Nr. 79 dieser Briefe (S. 83); und weil man sich mit seinen Ideen viel wußte und es für heiligste Pflicht hielt, seine Gedanken offen auszusprechen, so plauderte man auch solche Empfindungen, die heut zu Tage ein weibliches Wesen streng geheim zu halten sich verpflichtet erachten würde und so flüchtiger Natur dieselben mitunter sein mochten, mit einer Harmlosigkeit aus, die uns geradezu erschreckt. Charlotte hat daher recht, wenn sie sich dagegen wehrt, daß ihre Aufzeichnungen gedruckt würden. „Die Worte sind starr, liegen da wie einzelne Steine; es erhält nur Sinn und Form, wenn es belebt und erlebt wird!" sagt sie (S. 126) ganz zutreffend. Wie sie aber (vergl. S. 177 f.) nicht unbedingt an dieser Ansicht festhält, so würde sie es auch dem Herausgeber dieser Briefe ebenso, wie dem Eingangs gedachten Herausgeber ihrer Memoiren Dank wissen, daß sie sich nicht streng an ihre Weisungen gebunden erachtet haben. Dienen doch diese Veröffentlichungen, wenn sie mit dem richtigen Verständniß der Zeit und ihrer Richtungen gelesen werden, wol dazu, ihr Andenken in den Augen der Nachwelt vor mannigfaltigen Mißverständnissen zu schützen. Der Hauptvortheil daraus wird freilich den Biographen Jean Paul's zufallen, für die die Erhaltung dieser Briefe in der That unschätzbar ist. In Bezug auf andere Zeitgenossen und in Betreff der damaligen literarischen Zustände ist dagegen die Ausbeute eine auffallend geringe. Schiller und Goethe werden zwar ein paarmal genannt, ebenso A. W. Schlegel, Frau v. Staël, Fouqué u. And. Die bezüglichen Notizen sind jedoch ohne hervorragende Bedeutung. Das kritische Talent war überhaupt bei Charlotte nicht sehr ausgebildet und wir müssen es geradezu als ein Curiosum bezeichnen, wenn wir finden, daß dieselbe S. 7 den Wunsch äußert, Jean Paul möchte doch einmal ein Schauspiel bearbeiten und dabei meint: „es müsse ihm leicht sein, von dem reichen, hohen Stamm einen Ast hinüber zu biegen in jenes Gefild". Bekanntlich entbehrte dieser Dichter des Sinnes für künstlerische Formen in dem Grade, daß ihm nicht einmal das kleinste Gedicht in Versen gelingen wollte. Was würde herausgekommen sein, wenn er sich in einer Dichtungsart zu bewegen versucht hätte, bei der die Form so wichtig ist, daß, wenn die Verfasser nur das theatralische Wesen beherrschen, selbst solche Machwerke wenigstens zeitweilig Beifall finden, welche auf Poesie nicht den mindesten Anspruch machen können, während selbst bedeutende Dichtungen, welche aber dieser Form entbehren, nicht vor dem Sturze zu retten sind? Es ist zu bedauern, daß wir nicht erfahren, ob und was der Dichter auf diese Zumuthung geantwortet hat.

Auf jeden Fall aber haben wir dem Herausgeber Dank zu sagen, daß er uns diese wichtige Urkundensammlung erhalten, und dieselbe mit Bemerkungen begleitet hat, die sich zwar durchaus nicht hervordrängen, wol aber dazu angethan sind, so manche Dunkelheit aufzuklären, die namentlich bei der Veröffentlichung einer einseitigen Correspondenz nothwendig übrig bleiben muß.

R—u. Selten ist auf dem Gebiete der deutschen Sprachforschung ein so bedeutendes und großartiges Unternehmen ins Werk gesetzt worden wie Dr. Wenker's Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland. Für heute begnügen wir uns mit einer kurzen Anzeige der erschienenen ersten Lieferung, welche zugleich mit der Einleitung zum Text ausgegeben worden ist*). Später gedenken wir, die Wichtigkeit und den ungemeinen Vortheil dieses Werkes für die Wissenschaft genauer darzulegen. Sprach- und Mundartkarten giebt es bereits mancherlei, aber sie beschränken sich auf die Andeutung allgemeiner Unterschiede. Hier nun soll mit Anlehnung an das System der Karte die grammatische Gestaltung des Einzelnen sichtbarlich vor Augen geführt werden. Daß ein Einzelner die geographische Abgrenzung der zahlreichen Mundarten und die Beschreibung und Fixirung der in ihnen geltenden Formen und Wörter nicht ohne fremde Hilfe zu unternehmen vermag, bedarf keiner Auseinandersetzung. Dr. Wenker suchte diese Hilfe vornehmlich bei den Volksschullehrern, und diese gewährten sie ihm in geradezu staunenerregender Weise. — Der Atlas wird in 13 Abtheilungen à circa 36 Blatt erscheinen; jede einzelne Abtheilung wird ein möglichst in sich abgerundetes Gebiet umfassen und auch einzeln käuflich sein, wogegen einzelne Lieferungen (6 Blatt) nicht abgegeben werden sollen. Die Verlagshandlung glaubt die Vollendung des ganzen Werkes bestimmt in 5—6 Jahren in Aussicht stellen zu dürfen. Möchte dieses förderliche Unternehmen neben der Anerkennung auch eine recht thätige Unterstützung finden!

** Das neunte Heft des IV. Jahrgangs der Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik, herausgegeben von Prof. Dr. Arendts in München, enthält u. A. eine kurze Biographie sowie das Bildniß des hiesigen Professors der Geographie Dr. Delitsch, welcher — wie es am Schlusse des „Elogiums" heißt, „gleichzeitig ein trefflicher Mittel- und Hochschullehrer — Prof. Delitsch's principaler Wirkungskreis ist bekanntlich die hiesige Realschule I. O. — vor Allem die Methodik der Geographie festigte, mit Fug und Recht die Kartographie in die Schule einführte, mit einem vielseitigen und gründlichen Wissen ausgestattet, so Anerkennenswerthes für die Verbreitung geographischer Kenntnisse, für die Popularisirung der Erdkunde geleistet und als Geograph sich doch selbst herangebildet hat zu einer Zeit, wo die Schule auf diesem Felde fast nichts zu bieten vermochte". In der Aufzählung der Delitsch'schen Schriften haben wir dessen Versuch einer übersichtlichen Darstellung der Oberflächenform Deutschlands auf orographischer und geologischer Grundlage zu leichterer Orientirung im deutschen Vaterlande vermißt.

*) Sprach-Atlas von Nord- und Mitteldeutschland. Auf Grund von systematisch mit Hülfe der Volksschullehrer gesammeltem Material aus circa 30 000 Orten bearbeitet, entworfen und gezeichnet von Dr. G. Wenker. Strassburg, Karl J. Trübner.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 60. Donnerstag, den 27. Juli. 1882.

Inhalt: Herme, Mumie und Statue in der antiken Welt. Von Dr. J. E. Kuntze. V. VI. und VII. — Bücherbesprechungen (Theologische Symbolik, von Dr. von Schéele. Encyklopädie der Naturwissenschaften. Vierteljahrsberichte über die gesammten Wissenschaften und Künste, über Handel, Landwirthschaft, Industrie und Erfindungen. Aus den Bauernstuben des Zschopau-Thales, von Wilhelm Werner. Weltpost, Blätter für deutsche Auswanderung, Kolonisation und Weltverkehr, herausgeg. von Richard Lesser).

Herme, Mumie und Statue in der antiken Welt.

Von Dr. **J. E. Kuntze.**

V.

Was wir von der Entwickelung des Hermentypus wissen, ist Folgendes. Der Hermescultus scheint sich von Arkadien aus verbreitet zu haben; schon frühzeitig tritt Hermes in den Sagen und Culten Athens auf, dort stand sein Bild im Tempel der Pallas Polias. Hermes ist seiner Grundbedeutung nach die befruchtende, zeugende Naturkraft, daher wird er zum geschäftigen Boten des Wolkensammlers Zeus, oder zur „vollstreckenden rechten Hand" dieses Himmelsherrschers. Als Segenspender in allen Gebieten der Natur und des Lebens wird er bald Heerdengott und bald Verkehrsgott. Seine Allgegenwart an Wegen, Plätzen und Durchgängen ward in ältester Zeit auf primitive Weise zum Ausdruck gebracht „durch aufgeschüttete Steinhaufen und durch eckſteinartige Pfeilerbildungen" (s. g. Hermäen oder Hermaken). Strabo traf in Aegypten solche Steinhaufen, durch ganz Griechenland scheinen sie im Alterthum verbreitet gewesen zu sein; am längsten erhielten sie sich an Kreuzwegen. Aus dem rohen Holz- oder Steinpfeiler entwickelte sich dann die (später s. g.) Herme im engern Sinne, oder das tetragone, d. h. vierkantige Bildwerk, wie es von den Griechen genannt wurde. Den Pfeiler krönte nun ein bärtiger (die ältere Art) oder ein jugendlicher Kopf, Arme und andere Glieder, auch der Heroldstab, wurden etwa durch Striche oberflächlich angedeutet; sie erhielten Inschriften; die an den Landstraßen und Kreuzwegen befindlichen hatten Angaben der Stadienzahl und der Richtung des Weges. Bei weiterer Ausbildung trat Gewandung (das Himation) hinzu.*)

Die Kunst bemächtigte sich der Herme als einer besonderen Aufgabe, und die Herme überflügelte bald die ähnlichen Darstellungen des Apollon und des Bacchos. An den Durchgängen in der Stadt, am Ausgange zur Burg Athens standen bekannte Hermen; ja an Spinnrocken und Bettstellen, als Schmuck in Paläſtren (Ringschulen) und Gymnasien wurden sie angebracht und allgemein beliebt; ihre Beliebtheit erkennt man namentlich auch aus den vielen Hermen auf Vasenbildern. Bärtige Hermen mit dem Stirnband müssen sehr häufig gewesen sein, wie aus der Auswahl zu schließen ist, welche das Capitolinische Museum zu Rom besitzt. Es war auch natürlich, daß die Bildhauer, welche die menschliche Gestalt in allen Lebenslagen zur Darstellung zu bringen beflissen waren, vorzugsweise an der Herme anknüpften, denn die Herme, welche von Anfang an frei und aufrecht stand, war der unmittelbarste Fingerzeig auf die menschliche Rundstatue, und der Gott, an welchen sie erinnerte, war derjenige Gott, welcher mit den Menschen überall zu thun hatte, ihrem ganzen Leben nahetrat und gewissermaßen der am meisten menschliche Gott war; er war „der Verkehrslustige überhaupt, der von allen Göttern am liebsten mit den Menschen und unter den Menschen verkehrt".*) Als Gott der Zeugung und als Führer der abgeschiedenen Seelen zur Unterwelt begleitete er, so zu sagen, jeglichen Menschen von der Geburt bis zum Tode; als Vorsteher der gymnasiastischen Wettkämpfe repräsentirte er die Schönheit und Kraftfülle der männlichen Gestalt, und sein Bild forderte vor allen anderen auf zur Entwickelung und Darstellung der menschlichen Idealgestalt, — ich möchte sagen: zur Darstellung des Menschen an sich. Hieraus ist wahrscheinlich auch der eigenthümliche und beliebte Typus des Hermaphroditen zu erklären, in welchem der die männliche und weibliche Seite der Menschheit zusammenfassende Idealmensch zum Ausdruck kam: ein freies Spiel der künstlerischen Phantasie, dessen tiefer Sinn darin zu Tage tritt, daß der Hermaphrodit als der Sprößling des Hermes und der Aphrodite (Venus) galt; männliche Gewandtheit und weibliche Anmuth — Eigenschaften, auf welche der echte Grieche den höchsten Werth legte — sollten sich in dieser Gestalt vereinigen.

In allmählicher Umbildung und Verklärung des Typus ward aus dem bärtigen und groben Mannskopf ein feiner Jünglingskopf, immer freier ward die volle Gestalt aus dem Block entbunden; der einfache gabelförmige Heroldstab ward zum kunstvollen Schlangenstab; oft trägt der Gott dann ein Stück der Heerde oder einen Geldbeutel nach Kaufmannsart; meist erscheint er unbekleidet in voller Gliederpracht, doch kommt er auch in leicht wallender halb zurückgeworfener Gewandung vor; bei Homer fehlt noch das Bild der Flügel,**) aber im Fortgange der Skulptur wird der plastische Ausdruck der Schwungkraft durch kleine Schwingen an Sandalen, Hut und Stab zur Regel. So ist's eine lange Geschichte vom Hermenpfeiler bis zum beschwingten Gott, welcher (wie die Neapolitaner Bronzestatue) der im Ausruhen begriffene und doch mit der vollen Beweglichkeit ausgestattete Götterbote ist, oder (wie der s. g. Antinous von Belvedere) das Ideal des griechischen Jünglings darstellt. Aus dem rohen Sinnbild (Eikon) ist die kunst- und beziehungsreiche Gestalt (Agalma) geworden.

Nicht unwichtig ist auch, daß zu den ältesten Statuen der freien (nicht cultusmäßigen) Kunst Athletenbilder gehörten; an den Schutzgott der Paläſtren konnten sich jene Bilder anlehnen; wir wissen ja, daß sie anfangs noch nicht eigentliche

*) Preller a. a. O., S. 252.

*) Vergl. Vers 334 im letzten Gesange der Iliade.
**) Voß hat falsch übersetzt (Iliade XXIV, 337).

Portraitstatuen waren. Darum war Hermes ihr natürliches und nächstes Vorbild, und von da aus mag sich auch die Statue oder Statuette als Weihgeschenk entwickelt haben.

Angesichts dieser Erscheinungen wird man die Ansicht nicht unnatürlich aber gewagt finden, daß die Herme die Vorstufe der Statue ist, daß an der Herme und ihrer fortschreitenden Entfaltung der griechische Kunstsinn sich allmählich zur vollendeten Rundstatue aufgeschwungen hat, und daß die Grade der Ausgestaltung des Hermenpfeilers gleichsam Stufen der emporsteigenden Skulptur gewesen sind. Der ursprüngliche viereckige Block steigt von der Höhe der Skulptur aus einer großen ungeöffneten Falte, welche sich allmählich aufthut und immer neue Motive in sich aufnimmt, bis die volle Gestalt des Menschen vom Kopf bis zum Fuß entfaltet vor uns steht. Freilich nennt das Fr. Thiersch „eine bequeme Herleitung", aber ist es nicht auch uns die natürliche Richtung des Blickes, daß er vom Kopf aus hin zum Fuß gleitet, im Kopf den Sitz der Seele faßt und dann die Fülle des seelischen Inhalts in ihrer Strömung durch die ganze Gestalt abwärts verfolgt und aufsucht? Unmöglich kann als Gegenbeweis der Umstand gelten, daß nach in der Zeit der Blüte der Kunst neben einander Hermen und Statuen in allen Nuancen vorkommen; denn warum sollten nicht frühere Stufen als eigene Typen festgehalten und fernerhin benutzt werden, auch nachdem die höhere Stufe erreicht ist? Gerade das ist, wie oben schon bemerkt, die Art des echten Genius, daß er jede Stufe seines Emporsteigens typisch durchbildet und zur allgemeinen Wahrheit erhebt, welche bleibenden Werth hat. Die Herme, auf der Grenze zwischen Architektur und Skulptur, spielt eine berechtigte Rolle auch in der vollendeten Kunstwelt. Die Herme ruht auf dem Gedanken, der schaffende Künstler habe dasjenige Quantum Material zur Hand genommen, welches erforderlich ist, um daraus die volle Gestalt erstehen zu lassen, aber er habe verzichtet auf das, was untergeordnet ist, im Hinblick auf den Dienst, welchen die Herme etwa als Pfeiler zu leisten bestimmt ist.

Von der von und seit Thiersch verfochtenen Ansicht, daß die Herme nicht die oder eine Vorstufe der Statue gewesen, und daß vielmehr ohne Weiteres an die Stelle roher Sinnbilder (Steine, Pfähle) vollständige Götterbilder — anfangs in roher, dann in immer künstlerischerer Ausführung — getreten seien, soll nachher die Rede sein. Hier kommt es mir zunächst darauf an, den kunstgeschichtlichen Werth der Herme für die Ausbildung der vollen Rundstatue deutlich zu machen. Dieser Werth würde meiner Ansicht nach auch dann unanfechtbar sein, wenn jene Ansicht wirklich in jeder Beziehung wahr sein sollte, denn sie würde der Annahme nicht entgegenstehen, daß die Hermenbildung eine bedeutsame Vorschule der Bildhauerwelt für die Statuenbildung war.

VI.

Inwiefern nun kann wol die Hermenbildung eine Vorschule für die Statuenbildung genannt werden, mit andern Worten, was verdankt die antike Statue der griechischen Herme? Suchen wir diese Bedeutung der Herme festzustellen. Ich will, worin ich sie finde, zunächst mit Einem Worte ausdrücken: das ist die Körperhaftigkeit der antiken Statue.

Ich verstehe darunter die feste Haltung, die ruhige Sicherheit, mit welcher sich die antike Statue im Raume behauptet, ihr Terrain einnimmt, in Verhältniß zum Fuß- oder Erdboden tritt. Man fühlt es immer ohne Schwierigkeit durch, daß sie (vergeistigte) Masse ist, daß sie aus einem „Erdenkloß" aus ponderablem Stoff besteht und ihren Schwerpunkt hat. Sie ist nicht ein Gedankending, sondern concrete Wirklichkeit, Ausdruck realer Lebensfülle; und so spricht sie uns an, bringt auf unsere Seele ein, nimmt sie in Beschlag und wirkt ästhetisch stimmend und mit Nachhaltigkeit. Die natürliche Schwere des Stoffs ist nicht negirt, wenn auch geistig überwunden.

Man betrachte zum Gegensatz eine Statue aus der Zopfzeit. Welche Unruhe, welche Unnatur, welche Unwahrheit! Aus Stein gemeiselt erscheint sie doch wie ein Brei, der in sich zusammensinken muß, aber wie ein Gemächte, das im nächsten Augenblick das Gleichgewicht verliert. Man möchte ihr beispringen, daß sie nicht umfällt; sie hat weder rechten Körper, noch deutlichen Schwerpunkt; sie krümmt sich knochenlos wie ein Wurm, sie steht und fliegt nicht, sie kann nicht leben und nicht sterben; das Riechfläschchen möchte man zur Hand haben, damit sie nicht ihr Letztes aushaucht. So ist sie denn die leibhaftige Unmöglichkeit, während die antike Statue die leibhaftige Wirklichkeit ist; darum repräsentirt jene nur einen Augenblick, diese aber erhebt sich über den Augenblick. Die Zopfstatue ist recht eigentlich ein Bild der Vergänglichkeit; sie ist nicht im Stande und nicht werth, im Gedächtniß sich einzugraben und einen dauernden Platz in unserer Phantasie einzunehmen; keinem Angriff hält sie Stand, sie verschwindet wie ein Nebelbild und gehört dem Reich der flatterhaften Träume; sie zerfließt wie ein Eiszapfen vor der Sonne des vollen Tages; trotz aller ihrer Biegungen und fließenden Linien bleibt sie kalt, während in der antiken Statue bei all' ihrer Ruhe warmes Leben pulsirt.

Die antike Statue hat wirklich Knochen und Muskeln, und die Oberfläche verräth den Knochenbau, hinter den Falten ihres Gewandes steckt wirklich ein Körper. Darum hat und behauptet sie ihren Platz in der Welt, den Nichts in der Welt ihr streitig machen kann. Die Kunst soll, denke ich, die Leidenschaft in uns zur Ruhe bringen, die Stimmung in Rahmen fassen, die Strafe unseres Phantasielebens keltern und läutern; aber die Zopfstatue setzt uns in Unruhe und Leidenschaft, wenn sie überhaupt wirkt; nur die antike Statue versetzt in ruhige, gesammelte Stimmung und führt für die Empfindung einen Abschluß herbei, für den man dankbar ist. Und gerade diese Tugend, so scheint mir, verdankt die antike Statue dem tetraganen, d. h. quadratischen Bildwerk der Griechen; denn der quadratische, sicher und deutlich fundirte Pfeiler erinnerte den Künstler mit immer unwiderstehlichem, unausweichlichem Nachdruck an den ponderablen Körperstoff, an den Schwerpunkt der Gestalt und an die erforderliche Basis. Platon spricht von einem „tetraganen" Sinn und meint die feste, unerschütterliche Gemüthsart, die über den Augenblick erhebt: solchen Gepräges ist die antike Statue, und ich wüßte nicht, welche Quelle dafür näher läge, als die allverbreitete, allbeliebte Herme und die an ihr reifende Gestaltenbildung. Die Hermenschöpfung ist noch heute eine treffliche Vorschule für den Bildhauer, welcher Menschen schaffen will.

VII.

Wenn ich nun aber die vollendete Statue der Griechenwelt vergleiche mit dem aus der Geschichte uns bekannten Temperament und Charakter der Griechen, so bekenne ich, noch vor einem Problem zu stehen. Es fehlt mir da an einer psychologischen Erklärung der Thatsache, daß dem leichten, wetterwendischen, auf der Welle des Augenblicks schaukelnden Sinn des Griechen die antike Statue entsprungen ist, an welcher nicht blos die Körperhaftigkeit, sondern als besonderer Charakterzug die Monumentalität zu rühmen ist. Der Sinn für das Monumentale eignet, so scheint mir, dem Griechen weniger als manchem anderen Culturvolk. Das wird uns recht klar, wenn wir den Aegypter und den Römer ihm gegenüber stellen. Der Pyramidenbau in Aegypten, das Rundbogenwerk in Italien erhebt sich ganz anders, als die griechische Tempelstructur über den Augenblick und predigt Unvergänglichkeit. Welche Dauerhaftigkeit und Stetigkeit in der ägyptischen wie in der römischen Organisation des Gemeinwesens, welche Zähigkeit hier im Festhalten an den überlieferten Ordnungen des Lebens, gegenüber dem mannigfaltigen und wechselvollen Spiel des griechischen Staatslebens

im Lauf der Jahrhundertel Man darf daher nicht leichthin über die Frage hinweggleiten, woher der Zug der Monumentalität kommt, welchen wir doch in der antiken Statue wahrnehmen.

Ich wage es, zur Erklärung dieses Zugs an einer ehedem allgemein herrschenden, jetzt aber vielfach angefochtenen Ansicht festzuhalten: daß hier ägyptische, später auch römische Einflüsse mitgewirkt haben. Wie alt die ägyptischen Einflüsse sind, kann innerhalb gewisser Grenzen dahin gestellt bleiben; genug, wenn feststünde, daß sie spätestens seit dem 8. und 7. Jahrhundert, wo Aegypten eine große Krisis durchlebte und sich dem Auslande zu erschließen begann, anzunehmen wären. Warum sollten gerade die Griechen mit ihrer receptiven Natur und ihrem in der ganzen Mittelmeerwelt, an allen Ecken und Enden anknüpfenden Streben gegen die imposante, monumentale Art der Aegypter sich verschlossen und verschmäht haben, aus dieser Art ihre Art zu ergänzen? Jedenfalls haben die Griechen selbst an frühzeitige Einflüsse Aegyptens geglaubt, wie ihre Mythen von Cekrops und Danaos beweisen. Auf der Burg in Athen sah Pausanias eine Bildsäule des Hermes, welche Cekrops geweiht hatte, und drei Bildsäulen der Aphrodite hatte Harmonia, des Kadmos Gemahlin, aufgestellt, dieser selbst ein Bild des Bacchos in Theben. Daedalos, welchen die Aegypter als Gott verehrten, ward von den Athenern dem Geschlecht ihrer Könige eingereiht; in Kreta sollte er das Labyrinth, in Aegypten den prachtvollen Pylon am Tempel des Phthas zu Memphis erbaut haben. Das Bild der Neitha-Athene auf den ältesten Münzen Athens soll sich fast wie eine Copie der libysch-äthiopischen Neitha-Isis auf den Mumienkasten ausnehmen. Es kommt auch weniger darauf an, ob die ägyptischen Einflüsse direct ihren Weg nach Griechenland fanden, als darauf, daß sie irgendwie stattfanden, und spricht doch Manches dafür, daß ägyptische und asiatische Kunst in Wechselwirkung standen, so daß Phönizien, Phrygien und Lydien die natürliche Brücke durch die kleinasiatische Küste und über Kreta nach Hellas bildeten. Ich möchte in dieser Beziehung auf Eine Erscheinung besonderes Gewicht legen.

Bekanntlich war bei den Griechen die Unsterblichkeitsidee wenig entwickelt. Es entsprach eben ihrem Sinn, den Augenblick des irdischen Lebens so zum Schwerpunkt des individuellen Daseins zu machen, daß für die Vorstellung eines Jenseits gar wenig Material übrig blieb; und ihre leichtlebige Individualität hatte kein rechtes Bedürfniß, sich nach dem Tode zu conserviren. Demgemäß verschwamm den Griechen das Bild der Ahnen rasch, einen Ahnencultus gab's nicht bei ihnen, die Seele vegetirte nur als (blutloser, schwebender, unstäter) Schatten im freudlosen Dämmerschein der Unterwelt, und wer unter die Götter versetzt ward, behielt nicht viel von seiner concreten Individualität; auch die Götterwelt lebte eigentlich auf Erden, obschon auf der Höhe des Olymps. In der gesammten griechischen Mythenwelt fehlt ein rechter Typus der unsterblichen Menschenseele; die Dioscuren (Kastor und Polydeukes oder Pollux) füllten sehr kärglich hier und da die Lücke aus; aus diesem Mangel erklärt sich vorzugsweise die Einrichtung und Bedeutung der eleusinischen Mysterien, denn „sie gewährten bessere und süßere Hoffnungen über des Lebens Ende" und versprachen den Eingeweiheten „besondere Privilegien im Reiche des Pluton und der Persephone" (Proserpina). Die ägyptische Priesterlehre, gemengt mit Orphischen und Pythagoreischen Satzungen, wirkte hier in das griechische System herüber.

Es ist natürlich, daß namentlich in der Zeit, als das griechische Volk an seiner Volksreligion und seiner Erdenherrlichkeit irre zu werden anfing, es sich nach fremdem Trost umsah und fremden Einflüssen zugänglich ward. Wie mochte da vor Allem der große Apparat der Verewigung des individuellen Lebens, welchen die ägyptische Sitte im Lauf der Jahrtausende construirt hatte, imponiren! Erhebung über den Augenblick, Rettung des Individuums in eine dauerhafte Zukunft ward die Loosung Vieler, in der fortschreitenden Philosophie der Griechen fand die Unsterblichkeitsidee eine relativ gesicherte Stätte, und die griechische Kunst, die griechische Skulptur sollte sich diesem Zug zum Monumentalen entzogen haben? Wir treffen doch im römischen Leben gleichfalls ein Einfluten fremder Anschauungen und Motive, und das spröde Römerthum erschloß sich denselben, nahm sie in sich auf und assimilirte sie seiner Art. Schon seit der Tarquinierzeit fand periodenweise solche Reception statt. Nicht anders wird es bei den Griechen gewesen sein, und es scheint mir, was die Skulptur speciell anlangt, daß hier in der That eine Receptionslinie erkennbar ist, eine Linie, welche von der Mumie ausgeht. Fr. Thiersch geht sicherlich zu weit, wenn er überhaupt den Uebergang vom rohen Sinnbild zum menschlichen Standbild auf Rechnung fremden, besonders ägyptischen Einflusses in Hellas setzt, aber mir ist kein Zweifel, daß ohne einen adminiculirenden Einfluß dieser Art ungelöste Räthsel bleiben.

Bücherbesprechungen.

□ **Theologische Symbolik.** Von Dr. von Schéele, Prof. der Theol. zu Upsala. Aus dem Schwedischen. 3. Theile. — Dieses symbolische Werk, dessen erste beide Bände in Gotha bei G. Schloeßmann erschienen sind, während der dritte Band in Leipzig von Joh. Lehmann verlegt worden ist, gehört ohne Zweifel zu den hervorragenderen literarischen Erscheinungen auf theologischem Gebiete, die wir unsern nordischen Nachbarvölkern verdanken. Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der deutschen und der nordischen Kirche und Theologie sind in den letzten Jahrzehnten zum wesentlichen Gewinn beider Theile gepflegt worden. Was die nordische Theologie von der deutschen zu lernen hat, ist namentlich wissenschaftliche Schärfe, systematische Auffassung und Darstellung, energische Durchführung der philosophischen und theologischen Principien. Was die deutsche Theologie hinwiederum an der nordischen lernen kann, ist die innigere Verbindung der theologischen Wissenschaft mit der Praxis der Kirche, der freie und offene Blick, wie ihn die hervorragenderen nordischen Theologen, Allen voran ein Martensen, für die Berührung der Theologie mit den Gebieten des natürlichen Geisteslebens, mit der allgemeinen Bildung, spec. mit der ästhetischen Literatur haben, und die Vollendung der Form, die ein wesentlicher Vorzug derselben ist. Manche der hervorragenderen theologischen Werke des Nordens sind musterhaft in der edlen Eleganz, in der Feinheit und Schönheit des wissenschaftlichen Ausdrucks, wobei freilich nicht verkannt werden kann, daß die schöne Form manchmal einen Mangel an Schärfe und Tiefe verbirgt. Die Vorzüge der nordischen Theologie, insonderheit nach der formellen Seite, theilt auch das vorliegende Werk, das insbesondere sehr geeignet ist, die studirende Jugend in die Welt der verschiedenen Anschauungen der einzelnen Confessionen und speciell in die denselben zu Grunde liegenden religiösen Motive einzuführen; aus gleichem Grunde eignet es sich namentlich auch für kirchlich interessirte Laien, die in die Principien der einzelnen christlichen Confessionen ohne pedantische Gelehrsamkeit, auf freierem und interessanterem Wege, einen tieferen Einblick gewinnen wollen, der überall zum orientirenden Blick über das große Ganze wird, während nicht wenige symbolische Darstellungen den Gegenstand zersplittern, die Theile in der Hand haben, aber nicht das geistige Band, das sie verbindet. Der Verf. hat ein großes Geschick, den Stoff auf eigenthümliche Weise unter ansprechende Gesichtspunkte zu gruppiren und mit fesselnder, lichtvoller Klarheit darzustellen. Bei aller confessionellen Bestimmtheit und Treue gegen die lutherische Kirche

hat doch der Verf. einen offenen Blick für die Eigenthümlichkeiten der andern Confessionen, die er aus sich selbst heraus zu würdigen versucht, und ein ökumenisches Herz, das über der Mannigfaltigkeit der verschiedenen kirchlichen Sonderbildungen die Einheit des christlichen Geistes nicht übersieht. Zur Kennzeichnung seines Standpunktes dienen die folgenden Worte des Verfassers: „Ohne den symbolischen Aussprüchen eine absolute Vollkommenheit beizumessen, oder das Bedürfniß einer künftigen symbolischen Entwickelung in Abrede zu stellen, können wir dennoch die apostolische Ermahnung: „so lasset uns halten an dem Bekenntniß" getrost auf unsere Symbole anwenden, in der Ueberzeugung, daß jeder gesunde und wirklich segensreiche Fortschritt seinen Ausgangspunkt nehmen muß in der Treue gegen die Vergangenheit und in der Liebe zu dem Guten, das von unsern Vätern mit unglaublicher Anstrengung erworben und uns anvertraut ist, nicht daß wir es der Vergessenheit, der Geringschätzung preisgeben, sondern, wohl und sorgsam verwahrt, unsrer Nachwelt überliefern, bis die rechte Zeit gekommen ist, welche, getauft mit Geist und Feuer, neue Formen zu schaffen vermag, die dem ewig giltigen Wahrheitsgehalte besser entsprechen, und voller auszusprechen vermag, was die Alten im Grunde auch meinten, aber mit ihren minder entwickelten Hilfsmitteln nicht zu sagen vermochten. Laßt uns also Luther's Rath befolgen und an dem Bekenntniß, das wir besitzen, festhalten, „bis der heitige Geist etwas Besseres giebt"." Zum Schluß fügen wir noch die Bemerkung hinzu, daß im ersten Theil das apostolische Symbal, die griechisch-katholische und die römisch-katholische Kirche mit ihren kirchlichen Anschauungen zur Sprache kammen, während der zweite Theil die evangelisch-lutherische, der dritte die reformirte Kirche mit den verschiedenen protestantischen Secten behandeln.

** Von der im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erscheinenden Encyklapädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von den Professoren Jäger, Kenngott, Ladenburg, v. Oppolzer, Schenk, Wittstein, v. Zech und Geh. Rath Dr. Schlömilch, liegen drei neue Lieferungen vor, die 29. und 30. der 1. Abtheilung, enthaltend die Fortsetzung des Handbuchs der Botanik: „Die Bacillariaceen" von Prof. Dr. Peitzer, System der Pflanzenphysiologie von Prof. Dr. Detmer, Die physiologischen Leistungen der Pflanzengewebe von Dr. Haberlandt, und die 3. Lieferung der 2. Abtheilung, mit welcher das Handwörterbuch der Chemie beginnt, welches nach dem Vorworte des Verfassers, Ladenburg-Kiel, aus einer verhältnißmäßig kleineren Anzahl umfängticherer Artikel bestehen wird, die alphabetisch geordnet sind und eine möglichst kurze aber annähernd vollständige Mittheilung des Thatsächlichen aus dem Gebiete der reinen Chemie geben werden. Außerdem sollen die theoretische und physikatische Chemie eingehend behandelt, von der physiologischen und technischen Chemie dagegen nur die wichtigsten Capitel zugelassen werden.

** Die von Richard Fleischer unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter und Fachmänner herausgegebenen, bei Gustav Hempel in Bertin erscheinenden Vierteljahrsberichte über die gesammten Wissenschaften und Künste, über Handel, Landwirthschaft, Industrie und Erfindungen fahren fort über die wichtigsten Farschungen und Fortschritte auf den gedachten Gebieten in für sich abgeschlossenen Abhandlungen bez. Berichten Ausschluß zu geben. So enthalten die Hefte 2—4 des 1. Bandes Berichte dieser Art über Geologie und Gesteinslehre von Prof. v. Lasaulx, über Kriegswissenschaft von Generalmajor v. Bonin, über Staats- und Rechtswissenschaft von Legationsrath v. Geßner — unseres Erachtens einer der weniger hervorragenden Aufsätze der Zeitschrift —, über Mathematik von Prof. Dr. Reidt, über Geschichte von F. v. Krones, über Nautik von v. Henk, über Landwirthschaft von Prof. Dr. Birnbaum, über Philosophie von Prof. Bona Meyer, über Zoologie von Präsident v. Homeyer u. s. w. Am Schlusse des 4. Heftes beginnt ein Bericht von A. Lammers über Nationatökonomie, der nach der Einleitung zu urtheilen einen Ueberdlick über die neueste einschlägige Literatur, insbesondere auch soweit dieselbe auf die wichtige Frage der praktischen Armenpflege sich bezieht, enthalten wird.

K. 8. Aus den Bauernstuden des Zschopau-Thales. Charakteristische Bilder in mittelsächsischer Mundart von Wilhelm Werner. 2. Auflage. Mittweida, Reinhardt Schulze. — Verfasser dieses Büchleins hat sich die „Schlesischen Gedichte" von Karl v. Holtei (nicht Holdei, wie es in der Vorrede heißt) und Anton Sommer's „Bilder und Klänge aus Rudolstadt" zum Muster genommen, ohne freilich an diese seine Muster aber gar an Hebel's „Allemannische Gedichte" heranzureichen. Die Hauptschuld liegt an dem Dialekt selbst, wie er in einigen Dörfern um Mittweida gesprochen wird; derselbe kann sich an Wohlklang mit keinem von den drei hier angeführten messen. Auch geht dem Verf., wie er selbst bekennt, eine eigentliche dichterische Ader ab; dafür hat er aber einen gesunden Humor und weiß sein heimisches Sprachidiom mit großer Fertigkeit zu handhoben. Es begreift sich sonach leicht, daß seine bescheidenen Dichtergaben in seiner engeren Heimath vielen Anklang gefunden haben, und sie verdienen das auch in der That, ja einige dieser Gedichte könnten auch außerhalb des Zschopauthales sich Freunde erwerben, so: Nr. 1 „Soat mer nurr, woas draus wäarn sull", Nr. 3 „A Schlitt'nfuhr", Nr. 5 „Sinstn un Itze" und Nr. 8 „Durf und Gnäßstoadt". Auf S. 9 muß es übrigens jedenfalls „Der Annre kaost f'ch (= sich) statt „Der Annre kaast 'ch", S. 39, Zeite 6 von unten „Denn draußn" statt „Den draußu" heißen, was bei einer etwaigen 3. Auflage des Büchleins zu berichtigen wäre; denn Drucksehler in einem mundartlichen Schriftchen erschweren das Verständniß wesentlich.

—*— Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung, Kolonisation und Weltverkehr. Herausgeber: Richard Lesser. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen. Leipzig. 2. Bd. 1882. Weltpost-Verlag. — Zu wiederholten Malen haben wir schon in diesen Blättern des von Richard Lesser ins Leben gerufenen Unternehmens gedacht, welches in erster Linie den Zweck hat, dem Auswanderer ein unparteiischer Berather und treuer Führer und ein Organ für die deutsche Colonisation in fremden Welttheilen zu sein. Wieder liegen uns eine Anzaht von Heften vor, sechs des zweiten Jahrganges, welche den Beweis liefern, daß der Herausgeber das Richtige getroffen hat und es namentlich versteht, die wichtigen, in Betracht kommenden Fragen und Gegenstände den größeren Kreisen, für welche sie bestimmt sind, anzupassen und allgemein verständtich zu machen. Aber nicht nur in formeller Beziehung entspricht die „Weltpost" ganz den Bedürfnissen, sondern auch in Bezug auf den Inhalt, welchen zu erweitern und gleichzeitig auch zu vertiefen der rührige Verfasser fortwährend demüht ist. So ist auch mit Beginn des neuen Jahrganges mit der „Wettpast" ein Beiblatt: „Der Weltmarkt. Korrespondenzblatt für die Interessen des deutschen Handels und Maschinenwesens" verbunden worden, welches beabsichtigt, dem deutschen Handet und unserer Industrie wie dem deutschen Unternehmungsgeiste leitend und warnend, unterrichtend und fördernd zur Seite zu stehen und ihnen im Weltverkehre ein sicherer Führer zu sein. Zu diesem Zwecke bringt der „Wettmarkt" unter Anderem eine Rundschau des Welthandels nach den deutschen Consulatsberichten, Originalcorrespondenzen überseeischer Importeure, wichtige Mittheilungen für Ein- und Ausfuhr, Besprechungen von Neuheiten auf allen Gebieten, einen Sprechsaal zum Austausch der Erfahrungen deutscher Kaufleute und Industrieller, so auch das officielle Verzeichniß der deutschen Consulate, praktische Notizen, Patenteintragungen, Auszeichnungen und einen Briefkasten für Nachfrage und Angebot.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. A. Marbach in Leipzig.

№ 61. Sonntag, den 30. Juli. 1882.

Inhalt: Herme, Mumie und Statue in der antiken Welt. Von Dr. J. E. Kuntze. VIII. IX. X. XI. und XII. — Zur Geschichte deutscher Lieder. Von Albert Richter. 2. Befiehl du deine Wege. Bücherbesprechungen (C. A. Wolf, ein exegetischer und praktischer Commentar zu den drei Briefen St. Johannis. Salfeld, Luther's Lehre von der Ehe. Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Unbetretene Reisepfade in Japan).

Herme, Mumie und Statue in der antiken Welt.

Von Dr. J. E. Kuntze.

VIII.

Die Mumie spielte bekanntlich in der ägyptischen Welt eine ganz hervorragende Rolle. Gemäß der heidnischen Anschauung, welche noch im Homer oft hervortritt, daß der Leib das Hauptstück am Menschen sei und die Seele nur ein Schatten, hielten die Aegypter mittels Einbalsamirung den Leib des Verstorbenen fest und verewigten ihn; die Mumie war ihnen der unsterblich gemachte Mensch und der Centralpunkt ihres ganzen Verewigungssystems. In der Mumie hatte und sah man den Verstorbenen leibhaftig, die Maske auf dem Gesicht verewigte seine Züge, die Grabkammer sicherte den Bestand des Individuums. Aber man blieb dabei nicht stehen. Die Verehrung der Vorfahren verlangte, daß man sie sich unmittelbar gegenwärtig hielt und zu Theilnehmern des häuslichen Lebens machte. Man sehe z. B. die Hunderte kleiner Hausgötter im ägyptischen Museum zu Neapel, oder im 10. Saale des Japanischen Palais zu Dresden; von 1 Fuß bis herab zu eines Fingerglieds Maß finden sich da zahlreiche Exemplare dieser s. g. Usebfiguren in mehr oder minder sorgfältiger Ausführung, von Holz, Fayence, Erz oder Stein. Und nun vergleiche man sie mit den Mumien, die nicht weit davon liegen. Frappant ist die Uebereinstimmung in Styl und Gestalt, in der Umhüllung des Gesichts, in der Gebundenheit des ganzen Körpers bis zu den Beinen herab; offenbar sind diese kleinen Hausgötter nichts als Miniaturcopieen der Mumien, nur daß sie auf's Stellen berechnet sind, während die Mumien liegen: sie sind also aufrechte Mumiencopieen. Die Hausgötter hatte man bei sich im Hause, vielleicht auch auf der Reise, dann im Grabe; man lebte so mit den Ahnen fort in ununterbrochener Gemeinschaft, gehalten durch das Band sinnlicher Gegenwart: auch diese kleinen Hausgötter waren Ausdruck und Bedürfniß des monumentalen Sinnes der Aegypter.

Blicken wir weiter von Aegypten nach Kleinasien herüber, so treten uns Götterfiguren entgegen, welche in Styl und Form unwillkürlich an die ägyptischen Mumien und Hausdämonen (Ahnenbilder) erinnern. Man vergleiche z. B. die Darstellungen der Diana von Ephesus. Wir finden da freilich mehr Detail und Luxus, ein Wuchern der Formen, aber steife Haltung, gebundenen Körper, conventionelles, monumentales Wesen, kurz etwas Mumienhaftes. Vor mir liegen zwei Zeichnungen: die eine ist dem Gypsabguß*) einer Erzplatte von getriebener Arbeit, welche zu den Olympischen Funden gehört, entnommen und stellt die mit stylisirten Schwingen ausgestattete Diana dar; ihr Gewand ist steif, monoton und fast faltenlos bis herab über die Füße geführt und umschließt gleichsam einen leblosen Körper, der Gliederbau ist mumienhaft gebunden. Auch die andere Zeichnung stellt die Diana dar, mit mumienhafter Einfassung des Gesichts, mit halb anliegenden conventionell stylisirten Armen, und statt freifließender Gewandung zonenweise eingegürtet bis zu dem Fußgestell in steife hermenartig geschlossene Umrisse; sie ist Mumie, Herme und Statue auf ein Mal: besser wüßte ich das Gepräge dieser 1 Meter hohen, im 4. Saale des Japanischen Palais zu Dresden befindlichen Statuette gar nicht zu bezeichnen. Mit leichter Mühe gelangt man von der Mumie durch den Hausgott zu dieser Diana und von dieser zu der altgriechischen Rundstatue, an welcher nur allmählich Arme und Beine zu freier Action gelöst werden.

Wem fällt dabei nicht jener sinnige Mythus vom Oedipus ein? Die Sphinx legt dem Griechenvolk das Räthsel vor, dessen Lösung der Mensch ist; sie haust auf einem Felsen, und wer des Weges kommt, dem ist das Räthsel eine Frage auf Tod und Leben. Der Grieche löst das Räthsel, und die Sphinx geht unter. Die Sphinx aber ist in der Kunstwelt die Vorläuferin der statuarisch befreiten Menschengestalt; sie herrscht, bis diese gefunden ist. Die Sphinx ist die ägyptische Rundstatue, aber sie ist nur erst ein Thierleib, und in sitzender Haltung. Aus der Mumie muß ein freier Mensch, aus dem Thierleib mit Menschengesicht ein voller Mensch herausspringen: so ist das Räthsel gelöst. Die sitzende Gestalt muß aufrecht zu stehen kommen und so zur vollen Höhe und Reife heranwachsen, die ruhende Gestalt muß in individuelle Thätigkeit, in actives Dasein übergehen, die an allen Gliedmaßen gebundene Gestalt muß gelöst und frei werden. Diese entscheidende Wandelung repräsentirt der Königsohn von Theben. In seiner ersten Kindheit waren ihm die Füße zusammengebunden, daher sein Name; vom Ausland heimkehrend als Mann, löst er das Räthsel, die Sphinx stürzt sich vom Felsen, aus dem sie geboren; es beginnt die Emancipation der Kunst in Gang und Haltung der menschlichen Gestalt und die freie Bewegung der vollen Rundstatue im ästhetischen Rahmen. Der Hausgott mit gebundenen Beinen, die ruhende Gestalt der Sphinx: das ist nun ein überwundener Standpunkt. Der Mensch, der ganze Mensch, der Mensch in allen seinen Gliedern und bis zu den befreiten Füßen herab bildet nun das oberste Thema.

Daß das Bild der Sphinx von Aegypten her den Griechen zugekommen ist, läßt sich nicht in Abrede stellen, wir treffen es noch auf dem Helme der Pallas Parthenos zu Athen. Daß die Griechen selbst an einen alten Zusammenhang ihrer Cultur mit der ägyptischen geglaubt haben, ward schon bemerkt. Es läßt sich hinzufügen, daß im

*) Im Dresdner Gypsmuseum.

6. Jahrhundert v. Chr., wo „die poetischen Individuen" der Götter und Heroen zu „plastischen Gestalten" sich consolidirten, ein lebhafterer Verkehr der Griechenwelt mit den Herrschern und Völkern nicht blos Asiens, sondern auch Aegyptens nachweisbar ist. Endlich ist bemerkenswerth, daß um diese Zeit die Skulptur in Marmor (durch Dipaenos und Skyllis) von Kreta her ihre erste Vervollkommnung erfuhr, und daß die Aegypter von jeher gerade in der Steinskulptur groß waren. Wer möchte also, Alles zusammengefaßt, die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit in Abrede stellen, daß die griechische Marmorplastik sich unter dem mitwirkenden Einflusse ägyptischen Monumentalstyls ausgebildet und befestigt habe! Dem Werthe dieses Styls konnte sich der griechische Kunstsinn unmöglich verschließen, und wenn er ihn empfand, wird er sich ihn angeeignet und in griechischer Weise weitergebildet haben.

Der monumentale Zug in der griechischen Kunst scheint mir dieselbe vornehmlich den Römern empfohlen zu haben, denn diese hatten, ähnlich den Aegyptern, einen besonderen Sinn für das Monumentale. Die altitalische Sitte des Manen-Cultus kam dem ägyptischen Mumiendienst gewissermaßen halben Wegs entgegen, die Unsterblichkeitsidee war bei den Römern um einen Schritt weiter gediehen, als bei den Griechen. Es war den Römern ein nationales Bedürfniß, das Individuum auch über den Tod hinaus conservirt, activ, einflußreich zu denken, den Ahnen fortwaltend im Haus und Gut, es hütend und segnend, und die Reihe der Ahnen ward im Hause, beim Heerd gegenwärtig und im Gedächtniß eisenfest lebendig erhalten; genauer, als in der griechischen Anschauung, war in der römischen der Unterschied der Laren (als wesenhaft fortlebender Seelen) und der Larven (als unstäter und unseliger Seelen gespensterhaften Daseins) ausgebildet. Darum entsprach es auch dem römischen Sinn, die Gestalt des menschlichen Individuums so zu schildern, so in der Erscheinung zu gestalten, daß es monumentalen Eindruck machte und sicher überliefert ward. Der Latiner, wie der Sabiner pflegte seine Ahnenbilder; im Lar familiaris, dem Genius des Hauses, welcher im Sacrarium zwischen dem Penatenpaar stand, hatte man die Gegenwart des Ahnen. Vergleicht man aber die kleinen Figuren sabinischer Hausgötter*), so ähneln sie merkwürdig den ägyptischen, und man kann von der Mumie aus auch durch diese sabinischen Hausgötter leicht zur antiken Statue gelangen. Auf italischem Boden, in den Gebieten der sabellischen Stämme berührte und verschmalz sich im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. italische und griechische Art, und es wäre mithin nicht undenkbar, daß auch hier Etwas von Monumentalität dem Griechenthum zugeflossen wäre. Wie sich auf italischem Boden die heitere und leichte Kunst Griechenlands in eine ernste, gemessene und wuchtige Kunst, und der Reiz des Genusses in den Dienst für die Erinnerung umsetzte: so mag auch die römische Herrschaft dazu beigetragen haben, den monumentalen Zug in der antiken Kunst zur Reife zu bringen.

Was die Körperhaftigkeit räumlich, das wirkt und das ist die Monumentalität zeitlich. Beides zusammen macht die antiken Statuen zu festen Punkten in Raum und Zeit; sie gleichen lebendigen Quellen, athmen unablässig, trotzen der Zeit und verlieren ihre Wirkung nimmer.

IX.

Wenn wir aber in der Entfaltung der antiken Statue zwei Linien — die eine von der Herme, die andere von der Mumie aus — unterscheiden, so haben wir damit zugleich die Ausgangspunkte einiger Gegensätze, die im Umkreis der vollendeten Statue interessiren. Einmal bietet sich uns der Gegensatz der Körper- und Gewandstatue dar. Es ist klar, daß jene mehr von der Herme aus, diese mehr von der Mumie aus indicirt war, denn aus dem Hermenblock entwickelt sich leichter der nackte Körper, als ein Körper und eine Gewandung dazu, und der Gott Hermes selbst, als leichter Götterdate, ward gern ohne Umhüllung dargestellt, die Mumie aber, als eingehüllter und sargsam umwickelter Leib, ging zunächst in eine Gestalt im zusammengefalteten Gewand über, dessen Lösung die natürliche Aufgabe war, sobald seelisches Leben in den Leib gegossen ward.

Ein zweiter Gegensatz erscheint im Stand- und Sitzbild. Es ist wiederum klar, daß von dem aufrechten Hermenpfeiler der Weg zur aufrechten Menschengestalt der nächste ist, während die liegende, ruhende Mumie vergeistigt erscheint in der ruhevollen Sitzlage, in welcher sich z. B. die Agrippina auf dem Capitolinischen Museum befindet. Der Hermes, welcher im s. g. Antinous von Belvedere in freier und schwungvoller Haltung vor uns steht, erinnert durch seine Freiheit an den ursprünglichen Hermenpfeiler, welcher Selbstzweck war und durch seine absolut freie Stellung zur Unabhängigkeit des Gestaltens und zugleich zur Bewahrung des eignen Schwerpunktes aufforderte; jene Agrippina aber möchte ich eine vergeistigte Mumie nennen, denn sie liegt zwar nicht, aber sie ruht, halb sitzend, halb hingegossen; sie ist nicht eingewickelt in Tücher, aber feierlich eingehüllt in reiche Gewänder und von denselben umflossen; sie ist nicht der wirkliche Erdenleib, welcher einbalsamirt wäre, aber das Conterfei der wahren geschichtlichen Agrippina, in den Rhythmus des Monumentalen gefaßt und eine ästhetische Verewigung der leiblichen Erscheinung jener Persönlichkeit; es ist nicht die ursprüngliche Individualität in ein conventionelles Schema übersetzt, aber ein Abdruck derselben mit Ausschluß aller unwesentlichen und zufälligen Einzelnheiten. Und zugleich nehmen wir eine Annäherung der beiden Entwickelungslinien wahr, welche von der Herme und von der Mumie ausgehen, denn der Hermes mit Hut, Sandalen und Schwingen hat Etwas aus dem Garderobenvorrath der anderen Linie entlehnt, und anderseits läßt Agrippina durch den üppigen Faltenwurf ihrer Gewandung die Gestalt errathen und verfolgen und nähert sich darin dem Princip der Herrschaft des Körpers.

Endlich bringen uns die vorgestellten Beispiele, Hermes und Agrippina, von selbst zu dem dritten Gegensatz, welcher uns interessirt: dem von Ideal- und Portraitstatue. Das abstracte Eikon, das wir im Hermenpfeiler sahen, führt zum abstracten Agalma, zum Göttertypus, zum Menschen an sich über, aber die Mumie, in welcher ein bestimmtes, concretes Individuum verewigt ist, weist ebenso natürlich auf das Portrait hin. Freilich gilt auch hier, daß die zwei Linien sich annähern; in der berühmten classischen Statue des Saphalles, welche sich im Lateranischen Museum befindet, aber in der schönen, wenn auch nicht mehr ganz classischen Statue des Augustus, welche im Vaticanischen Museum steht und den Kaiser mit dem Herrscherstab und in idealer Rüstung, aber ohne Helm zeigt, ist der Kopf idealisirt, der Körper halb aber mehr als halb umkleidet und demnach zu voller Freiheit entbunden, die Gestalt in kräftiger aufrechter Haltung und doch so fest gegründet und unvergänglich im Ausdruck, daß sie mit der Mumie wetteifert in der Wirkung des Monumentalen.

Wir sind mit unserer Betrachtung beim Portrait und damit an der Grenze der Kunst im höhern Sinne angelangt. Die classische Kunst der Griechen hat ihren Schwerpunkt in der Idealstatue gesucht; im Portrait unterwirft sich die Kunst einem Zwecke außer ihr, sie wird zur Magd, und soll doch Herrscherin in ihrem Reiche sein. Wenn es wahr ist, daß die ägyptische Kunst „überall durch äußere Zwecke geleitet wird, daß sie bestimmte Begebenheiten, Acte, Verdienste beurkunden will, und daß sie gleichsam eine ausgeführte Denkschrift ist", so muß man sagen, daß auch das Portrait in dieses Monumentalsystem hineingehört, und die Kunst im

*) Ich besitze eine solche einen Finger hohe Figur, welche in der Gegend von Präneste (Palästrina) gefunden wurde.

Portraitbereich alle Ursache hat, auf ihrer Hut zu sein. Die römische Kaiserzeit erging sich gern und immer eifriger in diesem Bereich, und sie erfand auch in der Sockelbüste mit den geschwungenen Linien des Büstenabschlusses einen Typus, welcher etwas Rococomäßiges hat, aber eine dem Portrait correspondirende Erfindung ist. Die Frage liegt nahe, was vorzuziehen sei, die Herme oder die Sockelbüste, wenn es sich um Darstellung eines (menschlichen) Hauptes handelt. Ich entscheide mich dafür, daß für Idealköpfe die Herme, für Portraitköpfe die Sockelbüste das Richtige sei; ein Portrait auf einem Hermenpfeiler ist wenig anmuthend, ein mir liebes und persönlich vertrautes Gesicht wünsche ich mir nicht dem großen und kalten Pfeiler aufgepfropft; dagegen entspricht die geschwungene Linie der Büste dem malerischen Element, auf welches das Portrait immer angewiesen ist, während der Idealkopf, der uns nicht vertraut, sondern über uns erhaben ist, durch den Marmorpfeiler mächtig aus der Alltagswirklichkeit herausgelöst erscheint. Mit richtigem Takt also ist die römische Kaiserzeit für die Portraitaufgabe fortgeschritten zur Sockelbüste, und wir werden gut thun, nicht allzuvornehm auf diese Erfindung herabzublicken, wenn wir dem Portrait eine Stätte auch in der Skulpturwelt gönnen.

X.

Ich habe noch nach Einer Seite hin meine Ansicht zu befestigen und bez. genauer zu begrenzen. Wenn ich sagte, daß die Hauptwurzeln der antilen Statue im „tetragonen Werk" der Herme einerseits und im Grobesbild der Mumie anderseits liegen, so soll doch damit nicht Alles gesagt sein. Eine so großartige Aufgobe, wie die der Statuenbildung, wird nicht in einfacher Leistung gelöst, sondern viele Factoren müssen helfend mitwirken; ein großer Strom wird nicht aus einer oder zwei Quellen allein gespeist. So meine ich auch hier, boß dem Hauptstrome Seitenzuflüsse zu Hilfe gekommen sind, und ich will in dieser Beziehung zunächst die ägyptische Löwenfigur, Sphinx und Memnonssäule einerseits, die griechische Karyatide anderseits nennen.

In der Sphinx und in der Memnonssäule sehen wir den Anfang der Rundstatue (in der ägyptischen Cultur); bos lagernde Thier mit dem Menschenkopf, der sitzende Koloß — Beides aus dem Fels gehauen — ist Prophezeiung auf die freie menschliche Bildsäule, doch eben nur Prophezeiung, denn Beides ist noch architektonisch angelegt: die steife Sphinx dient dem Tempel, vor welchem sie lagert, die granitne Memnonssäule gleicht selbst einem kleinen Bauwerk; die Aufgabe der Skulptur ist da also noch nicht zur inneren Selbständigkeit gelangt. Frei ward die Bildsäule erst auf griechischem Boden, wo bos Individuum zuerst innerlich frei ward. Und in onderer Weise kann ebenda die Karyatide ols eine Vorstufe der Rundstatue angesehen werden. Noch ist der Körper hier nicht frei, sondern dient haltend, tragend, schmückend dem Bauwerl, aber es ist kaum zu zweifeln, daß an der Karyatide die Skulptur manchen ihrer Erhebungsversuche unternahm. Die Karyatide selbst stieg gleichsom am Bauwerk empor, und oben als Giebelstatue reichte die erhabene Bildsäule der freien Rundstatue auf freiem Piedestal die Hand.

Wir haben freilich bei dieser Vorstellung den Umstand festzuhalten, daß die Karyatide, indem sie dem Bauwerk dienend eingefügt ist, auf die Gruppenbildung hinweist, welche in selbständiger Entwickelungslinie ein Werk eignen Schaffens ist. Die vereinzelte Karyatide ist ohne Wirkung; indem sie über sich hinaus auf das Ganze des Bauwerks hinweist, welchem noch andere Karyatiden dienen, weist sie zugleich auf andere ihres Gleichen hin, und so ist das Ensemble eines Plurals gegeben, worin eben das Wesen der Gruppe liegt. Neben der Karyatide steht in dieser Richtung das Relief, das Geschwister des Gemäldes; auch das Relief — vom Bilderschmuck der Heroenschilde on*) — führt unvermeidlich zur Gruppenbildung, weil es fast ausnahmslos einem größeren Ganzen, dem Schild, dem Sarkophag, dem Fries als Zierrath dient. Die Laokoongruppe, Ares mit Aphrodite, die Niobidengruppe, der Farnesische Stier, Apollon mit den Musen liegen in dieser Linie, oder sie alle setzen die volle Entwickelung der freien Rundstatue voraus, sie sind das in die höhere Region der Rundstatue erhobene Relief und stellen die Skulptur am äußersten Rande ihres Reiches dar, wo der Abfall ins Malerische anhebt. E. Curtius hat neuerdings darauf hingewiesen, wie die statuarische Gruppe zu ihrer Vorläuferin die Zusammenstellung selbständiger Portraitstatuen unter monumentalem Gesichtspunlt hatte: da wird eben die Vollendung der freien Rundstatue vorausgesetzt.

Man könnte etwa einwenden, boß in der Karyatide doch schon mehr entwickelte Gestalt sei, ols in der (blos bis zum Hals entwickelten) Herme. Wol wahr! Aber die Karyatide sitzt fest und ist einverleibt, die Herme steht frei und ist in sich gegründet. Die Karyatide müßte erst von dem Schooß losgerissen werden, in welchem sie pflanzenhaft fest wurzelt, während die Herme freigeboren ist und demgemäß von Anfang an den Stempel der Freiheit trägt. Frei, wie Pallos aus dem Haupte des Zeus, entsteigt die Rundstatue dem Kopf der Herme; dazu gehört nur Schwung, aber Schwung eignet der hellenischen Phantasie ebenso, wie Riß und Bruch ihr fremd ist. Von der Karyatide zur freien Rundstotue ist ein weiterer Weg, als von der Herme aus; wir müssen von dieser ausgehen, wenn wir dem Geist der Antile in der organischen Art seiner Entwickelung wollen gerecht werden.

XI.

Ein Letztes bleibt mir übrig in Rechnung zu ziehen, es ist vielleicht von manchem Leser in erster Linie erwartet worden; absichtlich bringe ich dies zuletzt. Es ist das Cultusbild. Alle Kunst hat sich aus dem Schooße der Religion und des Cultus emporgerungen, die ältesten Bilder und Gestalten sind hieratisch; so muß denn, scheint es, das Gebiet des Cultusbildes die meiste und vornehmste Ausbeute für die Geschichte der Statue bieten, und Fr. Thiersch und Andere haben, unter Zurückweisung der Bedeutung der Herme, einen freien und unvermittelten Uebergang vom gestaltlosen Eikon (s. oben Nr. V) zum vollausgestalteten Agalma angenommen.**) Indem ich auf diese Frage eingehe, muß ich gleich anfangs bemerken, daß Thiersch in seiner hierhergehörigen Auseinandersetzung den höchst bedeutsamen Unterschied zwischen Cultusbildern und reinen Kunstbildern, wenn auch nicht überhaupt, so doch gerade an der entscheidenden Stelle***) außer Ansatz läßt, und auf diesen Unterschied kommt hier fast Alles an. Wenn er sich aber auf Homer beruft, welcher in der Odyssee (7, 91 ff.) von Jünglingsbildern aus Gold auf schön gefertigten Piedestalen redet: so wollen wir zwar nicht bestreiten, daß da Zierstatuen ohne Cultuszweck gemeint sind; allein Homer weist solchen Standbildern eine Stelle im Idealstaot und Idealpalast der Phäaken an; das Phäakenland liegt wie ein Feenland draußen am Rande der gewöhnlichen Welt; dort hat der Dichter den Ueberschuß seiner Phontasie untergebracht, welche den Rahmen der Wirklichkeit sprengt und mehr ein dichterischer Lichtblick in

*) Vergl. z. B. die Homerische Schilderung des Achilleusschildes im 18. Gesange der Iliade.

**) Thiersch, Ueb. die Epochen d. bild. Kunst unter den Griechen. 2. Aufl. S. 19—24 (Anm. 14).

***) z. B. auf S. 36 und 39. Die dort genannten Sammlungen von Bildsäulen zu Sikyon, Olympia u. s. w. waren doch gewiß nicht Cultusbilder, sondern Weihgeschenke und Schmuckstatuen. Sie zeigen uns die Linie der Kunstentwickelung, die von den goldenen Jünglingen Homer's an zu den Statuen des Phidias hinüberführte und mit den Cultusbildern wenig und immer weniger zu thun hatte. Vergl. jedoch S. 60, 224.

die Zukunft*), als ein Beweis für die reale Skulpturstufe jener Zeit ist.

Thiersch führt das in der Iliade (6, 301) genannte Palladium (ein sitzendes Pallasbild), einen Zeus mit drei Augen gleichfalls aus Troja, Schnitzbilder der Aphrodite und des Hermes, welche vom Verfertiger des Trojanischen Pferdes herrühren sollten, einen Hermes zu Trözen, an den einst Hewkles seine Keule gelehnt haben soll, einen Apollon in Messenien, welcher auf die Argonauten zurückgeführt wird, und ebenda eine Athene, aufgestellt von Diomedes zur Abwehr schädlicher Winde, auch noch manche andere Beispiele auf.**) Offenbar sind das lauter Cultusbilder, und Alles spricht dafür, daß diese Bilder ohne künstlerischen Sinn und lediglich zum Dienste religiöser Zwecke entstanden waren. So verlockend es auch ist, diese Erscheinungen in die Entwickelungskette der Kunst hineinzuflechten, so bedenklich muß das jedem erscheinen, welcher zwischen den Interessen der Religion und der Kunst unterscheidet. Dort gelten andere Gesetze, als hier; diese Gesetze brauchen sich nicht gerade zu widersprechen, ja sie können sich sogar unterstützen, und sollen dies, aber ihre Gesetze sind selbständig, eigenartig, und wenn auch, wie ich sagte, die Kunst ursprünglich dem Schooße der Religion entstieg, so geht sie doch, nachdem sich diese Entbindung vollzogen hat, ganz ihre eigne Bahn.

Eine Einmengung der ursprünglichen Cultusbilder in die Kunstentwickelung wäre ebenso unberechtigt, wie wenn man das römische Staats- und Rechtswesen aus dem römischen Cultus erklären wollte. Zwar ist auch für Rom wahr, daß ursprünglich die römische Politik in der Religion befangen lag, aber beides trennte sich theils schon unter den Tarquiniern, theils bei der Vertreibung derselben, als der Cultus den Magistraten abgenommen und dem Pontifex Maximus nebst dem Rex sacrorum zugetheilt wurde. Seitdem geht das Rechts- und Staatswesen seinen eignen Weg, welcher durch die Zwölftafelgesetzgebung (450 v. Chr) principiell befestigt wird. Der Cultus bleibt ein System daneben und keinem Kundigen wird es nun einfallen, das römische Staatssystem aus dem Cultussystem zu entwickeln und dieses als ein geschichtliches Glied in der Kette des profanen Staatssystems seitdem anzusehen; jedes folgt seinen Gesetzen, und später ist eher von einer Rückwirkung des profanen Staatswesens auf die Gestaltung des Götterdienstes, als von dem umgekehrten Verhältniß die Rede. Gerade so ist es, meine ich, in der griechischen Kunstgeschichte.

Bereits im Homer emancipirt sich die Kunst von der Religion, und seitdem durchläuft sie eine selbständige Entwickelung. Die Cultusbilder stehen abseits; sie sind primitiv, hieratisch, ureinfach, conventionell, traditionell. Nicht Schönheit, sondern Alter, nicht Kunstgenuß, sondern Glaube giebt ihnen Werth und bestimmt den Grad der Verehrung. Veränderung ihrer geweihten Gestalt wäre Bruch mit dem geheiligten Canon, Mißachtung ihres wunderbaren Ursprungs, ihrer Wunderkraft und daher Frevel. Pausanias sah im Heraeum zu Argos drei Bilder der Himmelskönigin aus verschiedenen Zeitaltern, aber nirgends eine Spur von allmählicher Entwickelung; das älteste derselben war aus Holz (aus wildem Birnbaum) und sitzend, wie das Palladium von Troja. Was selbst so beharrlich ist, kann unmöglich bewegende Kraft für Anderes sein; aber die Kunst, nachdem sie einmal auf eigene Füße getreten war, erscheint als unablässige Bewegung. Wer also die griechische Zierstatue aus dem Cultusbild ableiten und erklären will, gleicht dem, welcher die Stellung des römischen Consuls aus derjenigen des Pontifex Maximus oder Rex sacrorum, oder die italienischen Madonnenbilder aus den Heiligenbildern der Kirchen und Brücken ableiten und erklären wollte. Zuletzt ist freilich der in profaner Anwendung erstarkte Kunstsinn auch den Cultusbildern zu Statten gekommen, auch diese wurden nun in die Kunstregion gehoben, und das System der Attribute nahm an der allgemeinen ästhetischen Verfeinerung Theil, wie wir am Zeus Olympios und der Pallas Parthenos zu Athen, und heute wieder an der katholischen Holzschnitzerei in Süddeutschland gewahr werden.

Das Cultusbild also nimmt seine Stellung außerhalb der eigentlichen kunstgeschichtlichen Linie und wird erst spät in dieselbe deutlich hereingezogen, zu einer Zeit, wo der Cultus Gefahr läuft, seinen religiösen Glaubenskern einzubüßen, und Kunst und Philosophie anfangen, die Religion, so gut es eben ging, zu ersetzen. Ein Zeugniß für diesen Entwickelungsgang legt auch das Material ab, welches für Cultusbilder und Zierstatuen angewendet wurde. Das war nicht identisch, sondern die Cultusbilder gingen aus der Hand der Holzschnitzer hervor, und diese „wagten zeitig, besonders bei Göttern, deren Attribute eine vollständige Figur zur Grundlage forderten, wie bei der Pallas, ganze Bilder zu verfertigen. Solche Bilder galten noch später als die heiligsten". Sie wurden gewaschen, drapirt, gekleidet, geölt, geschmückt, gepflegt, mehr wie Puppen als wie Kunstwerke. Ihre Farben waren grell, die Gesichter oft vergoldet. Daneben gingen aus den Werkstätten der Töpfer Götterbilder hervor, namentlich solche, welche für den häuslichen Cultus bestimmt waren. Alle diese „entzogen sich durch die Pietät, mit der die alte Form festgehalten wurde, auch noch später der freieren Ausbildung der Kunst sehr häufig. Man gab in Colonieen getreu die Gestalt der Bilder der Metropolis wieder und ahmte die Figur des alten bei Erneuerungen genau wieder nach".*) Der Fortschritt im Material bestand hier darin, daß der Holzstock mit Gold und Elfenbein belegt ward; die Vollendung dieser Linie erkennen wir im Olympischen Zeus, der aus Gold und Elfenbein gefertigt war. Die freie Kunst der Skulptur aber schritt zum Erzguß, welcher von Aegina aus sich entwickelte, und zur Steinbildhauerei fort, welche von Aegypten und Kreta ausgegangen zu sein scheint. Auf der Höhe dieser Entwickelung steht die Pallas Promachos, jene über 50 Fuß hohe Erzstatue der Schutzgöttin Athens, auf der Burg zwischen Propyläen und Parthenon, welche erst nach Phidias' Tode fertig ward und ein Symbol des griechischen Kunstgenius als des Horts des gesammten athenischen Lebens war. Sie ist ein Bild der reinen Kunst, welche über Politik und Religion triumphirt, Selbstzweck geworden und recht eigentlich die Seele Athens ist.

XII.

Die Cultusstatue also und die Kunst- oder Zierstatue haben eine im Wesentlichen von einander unabhängige Entwickelung gehabt, und wir können gern einräumen, daß die Cultusstatue unmittelbar auf das rohe Cultussymbol gefolgt und im Cultusgebiet frühzeitig die naive rohe Statue und Statuette aufgetreten ist. Allein es ist darin kein Beweis dafür erkennbar, daß die Kunststatue ebenso frühzeitig und unvermittelt in das griechische Kunstleben eingetreten sei; Vieles spricht vielmehr, wie wir sahen, dafür, daß Herme und Mumie Hebammendienst leisteten und die kunstgeschichtliche Entwickelung fördern halfen, — die Herme insbesondere, welche frühzeitig, weit über den Cultuszweck hinaus, in den Dienst aller Seiten und Falten des Lebens eindrang, eignet sich ganz vorzüglich dazu, dem Sinne künstlerischen Zierens und Schmückens als Object und zum Anlaß zu dienen.

Die Herme und die Mumie sind nicht die einzigen Wurzeln, aber die wichtigsten. Neben ihnen haben die griechische Karyatide und das ägyptische Standbild eingewirkt, und es soll nicht verneint werden, daß auch das

*) Gerade so sind auch Wolfram v. Eschenbach und Albertus Magnus mit ihren genialen Bauplänen der Architektur ihrer Zeit vorausgeeilt.

**) Thiersch S. 9, 17.

*) K. O. Müller, Handbuch (2. Aufl. 1835) S. 44, 54, 62, 268 ff.

Relief einerseits, die Cultusstatue anderseits mitgewirkt haben, die Ausbildung der freien künstlerischen Rundstatue durch Darbietung neuer Motive zu beschleunigen und zu bereichern. Es mußte eben Vieles zusammenwirken, um den Adel und die Fülle der antiken Statuenwelt aus der namen- und personlosen Götterdämmerung der Pelasgischen Zeit ins volle Tageslicht zu heben.

Ich bemerkte schon, daß Fr. Thiersch die Herleitung der Statue aus der Herme „eine bequeme" genannt und verworfen hat*). Wie denkt er selbst sich denn die Ausbildung der griechischen Statue? Nachdem ein Jahrtausend hindurch der Geist und die Kunst von Hellas befangen gelegen habe in dem unwandelbaren Canon religiöser Tradition, sei (fast plötzlich) ein Erwachen des selbständigen Kunsttriebs eingetreten, und dieser Trieb habe die herrlichen Statuen aller Art gezeugt. Das Erwachen und Schaffen sei bedingt gewesen durch orientalische, namentlich ägyptische Einflüsse, die plastische Kunst, in der Fremde geboren, sei durch Ansiedler in Griechenland eingeführt worden. Aber welcher Glaube gehört dazu, sich vorzustellen, daß Hellas durch ein Jahrtausend in Banden des Schlafs gelegen, dann mit Einem Mal erwacht sei, dieses Erwachen durchaus fremdem Weckruf verdanke, und daß es zur schöpferischen Entfaltung des Eigensten, was Hellas an Kräften des Schaffens hatte, fremder Kräfte bedurft hätte! Und wie reimt sich damit der Umstand, daß gerade die Entfaltung des eigenen Geistes in Griechenland eine Ablehr von der traditionellen hieratischen Formen- und Formelwelt war, in welcher doch allein eine Verwandtschaft mit dem Orient erkennbar ist? Der orientalische, ägyptische Einfluß soll nicht überhaupt geleugnet werden, aber er kann doch nur adminiculirend gewesen sein, so etwa, wie auch dem römischen Geiste der Uebergang zum freien Rechtsstyl durch fremde (griechische) Einflüsse (seit den Tarquiniern und dann wieder in den XII Tafeln) erleichtert wurde.

Es ist deutlich erkennbar und ergibt sich aus Thiersch' eigener Darstellung (namentlich der 2. Abtheilung), daß im Laufe des 9. nnd 8. Jahrhunderts v. Chr. die plastische Kunst ihre ersten, vom Cultus befreiten, selbständigen Schritte wagte, denn um diese Zeit befestigten sich die homerischen Gesänge, in denen sich die Poesie vom Cultus befreit und überhaupt die Phantasie auf eigene Füße gestellt hatte, im 8. Jahrhundert zeigen sich die ersten Spuren des Gebrauchs (statt Geräthschaften) Bildsäulen von Göttern als Weihgeschenke zu stiften und bei den Tempeln, sowie in Hallen und Hainen aufzustellen — worauf dann bald auch die Sitte folgte, Menschen (Sieger in Wettspielen) durch Standbilder zu verherrlichen**) — und um dieselbe Zeit (im 8. Jahrh.) ward durch Rhökos von Samos der Erzguß erfunden, welcher in eine neue Bahn wies und vom Cultus (mit seiner Holztradition) abseits führte. Unter der Schule der Dædaliden, welche sich durch Holzarbeit und hieratische Gebundenheit charakterisirt, ist offenbar die altattische Cultustradition vorzustellen; der Umstand, daß diese Schule einen Zeitraum von fast 1000 Jahren ausfüllt, zeigt eben die Bewegungslosigkeit im Gebiet des Cultus und der Cultusstatue. Erst mit Hilfe des Erzgusses und der Marmorarbeit streifte die künstlerische Phantasie Griechenlands die traditionellen Fesseln völlig ab. Es ist dieselbe Zeit, in welcher überhaupt das griechische Leben, die griechische Cultur in geschichtlichen Fluß kommt*). Auch hier wiederholt sich die schon öfters gemachte Wahrnehmung, daß der griechische Culturgeist um etwa 4 Jahrhunderte dem römischen voraus ist; im 5. und 4. Jahrhundert vollendete sich zu Rom die Emancipation des Rechts- und Staatswesens aus der religiösen Tradition (Fas), dem Cultuswesen und dem hieratischen Rechtsstyl, um in selbständiger Bahn die Ordnungen der Energie, die Gestaltungen des juristischen Ethos anzurichten. Was für Rom die Zwölftafelgesetzgebung mit ihrem profanen Styl (im 5. Jahrh.) war, das war 4 Jahrhunderte zuvor für Hellas das homerische Epos. Man muß also die Entwickelung der profanen Skulptur von jenem homerischen Phantasiebild der Phäakischen Jünglingsstatuen an durch die Schule von Samos, durch Smilis aus Aegina, welcher die Haren im Heraeum zu Olympia schuf**), und durch die ersten Marmorkünstler***) hindurch bis auf die Standbilder homerischer Helden und die Herakles- und Hermes-Statuen des Onatas herab†), welche zu Olympia aufgestellt waren, als eine selbständige kunstgeschichtliche Linie verfolgen.

Was von Cultusmomenten etwa der antiken Statue anhing, das ist für uns fast ohne Werth; wir wissen an der Antike nur zu schätzen und zu verwerthen, was ästhetisch motivirt ist, denn nicht in der Religion, sondern in der Kunst war das Alterthum classisch, d. h. von maßgebendem Werth für alle Zeiten. Darum auch haben wir uns den Erzguß und die Marmorarbeit angeeignet, ein Standbild aus Gold und Elfenbein würde unseren ästhetischen Sinn schwerlich befriedigen. Aber die ästhetischen Typen der Antike erkennen wir an, und zu diesen zählt die Herme. Sie hat Bürgerrecht in der Kunstwelt erhalten durch den Brauch Athens, und wir werden ihr dieses Bürgerrecht nicht entziehen wollen. Sie stellt uns die unentfaltete Statue, eine Statue im Werden, dar und schildert den Augenblick des Pausirens an einem interessanten Punkt. Sie concentrirt die Aufmerksamkeit auf das Haupt, den Sitz der Seele und erinnert an das, was man Angesichts der bis zu den Fußzehen vollendeten Statue leicht einmal vergessen kann. Sie vermittelt die Skulptur mit der Architektur und stellt sich mit ihrem Janusgeist auf die Schwelle zwischen beiden, und nach dieser und nach jener weisend verknüpft sie Getrenntes und schlägt Brücken über Klüfte. Sie gleicht endlich der Knospe im Rosengarten der Skulpturwelt. Wie die Kunst im Großen, so ist auch die Skulptur im Kleinen ein Garten mit reichem Blumenflor. In diesem Flor ist die Menschengestalt die Rose. Wer möchte aber im Rosengarten neben der aufgeblühten Rose die naive, verschwiegene, versprechende Knospe missen? Das ist die Herme, wie die Mumie der verschlossenen Samenkapsel oder Hagbutte gleicht. Mumie und Hagbutte sind nicht schön, doch interessant, wir müssen sie ertragen; aber die Herme ist nicht blos interessant, sondern an richtiger Stelle auch schön, sie gleicht der Rosenknospe im Garten. Die entfaltete Rose ist schöner, aber darum nicht die Knospe unschön.

*) Thiersch, Ueb. die Epochen d. bild. Kunst S. 5. Im Folgenden (S. 6—63) ist dann die oben angeführte Ansicht ausführlich entwickelt.

**) S. Thiersch S. 225 u. 229.

*) Beginn der Olympiadenrechnung i. J. 773.

**) S. Thiersch a. a. O. S. 45 (Anm.).

***) Endoeos schuf Horen und Charitinnen aus Marmor: s. Thiersch S. 47. Viel besprochen ist die Bildsäule des Arrhachion aus Marmor, zur Zeit des Cyrus: s. Thiersch S. 54.

†) Ebendas. S. 199.

Zur Geschichte deutscher Lieder.

Von Albert Richter.

2. Befiehl du deine Wege.

An dieses Lied Paul Gerhardt's hat sich eine Sage angeknüpft, deren Inhalt in Kürze folgender ist: Paul Gerhardt, von dem großen Kurfürsten von Brandenburg seines Amtes als Prediger in Berlin entsetzt und des Landes ver-

wiesen, wandert mit Weib und Kind nach Sachsen aus. In einem Gasthofe an der sächsischen Grenze, wo seine Gattin ihres Jammers kein Ende weiß, dichtet Gerhardt, nachdem er sich in den Garten des Gasthofes zurückgezogen, das genannte Lied, das er dann der trauernden Gattin zu ihrem großen Troste vorliest. Bald darauf, noch in demselben Gasthofe, kommt ganz unerwartet ein Bote des Herzogs Christian von Sachsen-Merseburg, der Paul Gerhardt ein Jahrgehalt und eine Anstellung in des Herzogs Landen anbietet. Der große Kurfürst, der später davon Kunde erhält, wünscht nun den vertriebenen Prediger zurück, aber zu spät, da dieser bereits das Archidiaconat zu Lübben, das damals zu Sachsen-Merseburg gehörte, angenommen hatte.

Gegen die historische Wahrheit dieser Erzählung sprechen unwiderlegliche Zeugnisse. Zunächst ist Gerhardt gar nicht vertrieben worden, sondern lebte unangefochten in Berlin bis zu seiner Berufung nach Lübben, und als er dahin übersiedelte, war seine Gemahlin bereits verstorben.

Wenn in vielen Stücken die Regierung des großen Kurfürsten in ganz neue Bahnen einlenkte, wenn dieser Fürst dem eigentlich von ihm geschaffenen preußischen Staate den Geist eingehaucht hat, von dem derselbe sich später beseelt erwies, so ist dies auch auf dem Gebiete der kirchlichen Duldung der Fall. Es ist bekannt, wie er den Reformirten sogar im Auslande seinen Schutz angedeihen ließ; in seinem eigenen Lande gewährte er den Lutherischen und den Reformirten gleiche Rechte und Freiheiten. Ihn mußte es daher aufs Schmerzlichste berühren, wenn er das Gezänk und das Schimpfen der Geistlichen beider Confessionen gleichsam unter seinen Augen, selbst in Berlin fortgesetzt sah. Während die Reformirten von den lutherischen Predigern auf der Kanzel Sacramentschänder, Manichäer ꝛc. genannt wurden, rächten sich jene durch Bezeichnungen wie Ubiquitisten, Flacianer, Pelagianer ꝛc.

Unter solchen Verhältnissen lud der Kurfürst die Geistlichen beider Bekenntnisse zu Berlin und zu Köln an der Spree zu einem Religionsgespräch ein, „damit doch das unchristliche Verketzern, Verlästern und Verdammen, auch falsche Deuteleien und erzwungene Beschuldigungen gotteslästerlicher Lehren allerseits eingestellt; hergegen das wahre Christenthum und die Uebung der wahren, klaren und unstreitigen Gottseligkeit den Zuhörern ins Herz gepredigt werden mögte". Der Erfolg dieses Religionsgespräches entsprach den Erwartungen des Kurfürsten nicht; die gereizte Stimmung beider Parteien war durch das Colloquium nicht besänftigt worden, vielmehr hatten Bitterkeit und Verfolgungssucht dadurch nur zugenommen. Die Zänkereien, die Sucht, Nebendinge zu behandeln, als ob daran das Seelenheil hinge, dauerten auf der Kanzel und in der Presse fort.

Deshalb erließ der Kurfürst am 16. September 1664 ein Edict, in welchem beiden Confessionen volle Religionsfreiheit und völlige Gleichberechtigung zugesichert, aber auch den Predigern beider Confessionen aufs Schärfste anempfohlen wurde, sich aller öffentlichen Schimpfreden und Beschuldigungen zu enthalten. Die Berliner Prediger fanden durch dieses Edict ihr Gewissen beschwert und richteten sofort eine Eingabe gegen dasselbe an den Kurfürsten. Die eben so schnell erfolgende Antwort des Kurfürsten bemerkte u. a. spitzig genug, es sei nie des Kurfürsten Absicht gewesen, ihnen ihre Gewissensfreiheit zu nehmen, „es wehre denn, daß ihre gewißensfreyheit in Verläſtern, verlätzern und verdammen der Reformirten bestände".

Der Kurfürst befahl nun auch, daß alle Prediger durch Unterschrift eines Reverses sich zur Befolgung des Edicts verpflichteten, widrigenfalls sie zu gewärtigen hätten, ihrer Aemter entsetzt zu werden. Trotzdem verweigerten mehrere Berliner Prediger ihre Unterschrift. Der Propst Lilius und der Archidiakonus Reinhard, der später nach Leipzig ging, wurden deshalb ihres Amtes entsetzt.

Auch Paul Gerhardt verweigerte die Unterschrift. Man ließ ihm lange Zeit zum Bedenken. Als er eine letzte achttägige Frist mit den Worten zurückwies: „er habe sich schon längst bedacht und werde seine Meinung nicht ändern", erfolgte endlich auch seine Amtsentsetzung.

In Berlin erregte dieselbe viel größeres Aufsehen, als die der beiden früher abgesetzten Geistlichen, da er in seiner Gemeinde sehr hoch angesehen und beliebt war. Die Verordneten der Bürgerschaft zu Berlin nebst den Vorstehern verschiedener Gewerke, der Gewandschneider, Schuhmacher, Bäcker, Schlächter, Kürschner, Schneider und Zinngießer, reichten ein Bittgesuch für Gerhardt bei dem Kurfürsten ein und der Magistrat schloß sich demselben mit einem Schreiben an, in welchem er u. a. ausführte: Der Kurfürst selbst habe kein Bedenken getragen, Gerhardt's Lieder in das unter des Kurfürsten Namen ausgegebene Märkische Gesangbuch aufnehmen zu lassen; es werde auswärts ein sonderliches Nachdenken veranlassen, wenn ein so frommer, geistreicher und in vielen Landen berühmter Mann diese Stadt verlassen müsse. Gegen die Reformirten habe er sich immer so friedfertig verhalten, daß es seinetwegen des Edictes gar nicht bedurft hätte; es sei nicht Ungehorsam, sondern Aengstlichkeit, daß er die Unterschrift des Reverses verweigere und man müsse doch auf ein ängstliches Gewissen einige Rücksicht nehmen, selbst wenn die Gewissensskrupel unerhebliche Dinge beträfen. Auch die Stände nahmen sich Gerhardt's an und als der Kurfürst noch einmal Erkundigungen über Paul Gerhardt eingezogen hatte, eröffnete er dem Magistrat von Berlin: „daß weil er von Paul Gerhardt's Person keine Klage, außer der vernommen, daß er den Edicten zu subscribiren sich entzogen, S. Kurfürstl. Durchl. aber davor halten müßten, daß er die Meinung der Edicten nicht recht begriffen hätte: so wollten sie ihn hiermit pleno restituirt und ihm sein Predigtamt nach wie vor zu treiben, gestattet haben".

Der Magistrat beeilte sich, diese Freudenbotschaft Paul Gerhardt sofort mitzutheilen, sie auch in einer damals zu Berlin erscheinenden Zeitung, dem „Sonntagischen Mercurius", den Bürgern bekannt zu machen. Allgemein war die Freude über diese hochherzige Entscheidung des Kurfürsten. Nur Gerhardt selbst theilte diese Freude nicht; für ihn, den ängstlichen Mann, begann jetzt ein neuer Kampf mit seinem Gewissen. Der Kurfürst hatte durch einen seiner Geheimsecretäre dem Prediger die Nachricht von seiner Wiedereinsetzung selbst mittheilen lassen mit dem Bemerken, Se. Durchl. lebten der gnädigsten Zuversicht, er werde auch ohne Revers sich den Edicten gemäß zu bezeigen wissen. Und gerade diese vertrauensvolle Aeußerung des Kurfürsten war es, was Paul Gerhardt's Gemüth heftig beunruhigte. Ein unbedingter Rücktritt in sein Predigtamt war seiner Meinung nach ein stillschweigendes Versprechen, sich den Edicten gemäß zu verhalten und ein mündliches Versprechen ebenso bündig als ein in aller Form vollzogener Revers.

Er gab seinen Bedenken in mehreren Schreiben an den Magistrat Ausdruck, welche dieser dem Kurfürsten mittheilte. Letzterer schickte sie noch an demselben Tage mit folgender Randbemerkung zurück: „Wann der Prediger Paulus Gerhardt das ihm von Sr. Churf. Durchl. gnedigst wieder erlaubete amptt nicht wieder betreten will, so wirdt der Magistrat ehestens einige andere friedtliebende geschickte leüte zu ablegung der probepredigt einladen, dieselbe aber nicht eher vociren, bis sie zuvörderst Sr. Churf. Durchl. von Dero qualiteten Untgst. Bericht abgestattet haben." So war Gerhardt's Schicksal in seine eigene Hand gelegt und — er entsagte freiwillig seinem Amte.

In äußere Noth gerieth Gerhardt durch den Verlust seines Amtes nicht. Herzog Christian von Sachsen-Merseburg lud ihn ein, nach Merseburg zu kommen, als aber Gerhardt dies ablehnte, bewilligte er ihm ein Jahrgehalt, das bis zu seiner Wiederanstellung gezahlt werden sollte. Auch Gerhardt's

Digitized by Google

Gemeinde sorgte durch freiwillige Beiträge für ihres Predigers Unterhalt. Einer Anstellung im Auslande, die er, namentlich in dem streng lutherischen Sachsen, wol leicht gefunden hätte, trat der Wunsch, in Berlin zu bleiben, hindernd entgegen. Da löste sich im März 1668 ein Band, das ihn jedenfalls sehr an Berlin fesselte, seine Gattin starb. Um dieselbe Zeit erledigte sich das Archidiaconat zu Lübben in der Niederlausitz. Es wurden Verhandlungen mit Gerhardt angeknüpft und der Probepredigt folgte alsbald die Berufung.

Geht schon aus den bisherigen Mittheilungen die Unhaltbarkeit der oben mitgetheilten Sage hervor, so spricht gegen die Sage auch der Umstand, daß das Lied, dessen Entstehung nach jener Erzählung in das Jahr 1667 fallen würde, zum erstenmale gedruckt erschien in: Geistliche Seelen-Musik ꝛc. zum Druck befördert von Henrico Müllern. Rostock 1659, p. 436.

Die erste gedruckte Nachricht von jener Sage gab wol der Superintendent F. Chr. Fulda im Hallischen patriotischen Wochenblatt (Jahrg. 1799, S. 143) und wie sehr dieselbe dem deutschen Gemüthe zusagte, beweisen die mehrfachen poetischen Bearbeitungen derselben. Am bekanntesten unter denselben ist wol die poetische Erzählung von Schmidt von Lübeck. Im Jahre 1812 erschien: „Paul Gerhardt. Eine dramatische Poesie von Friedrich Raßmann. Duisburg und Essen", und dreißig Jahre später: „Paul Gerhardt. Historisch-dramatisches Gedicht in einem Aufzuge. Von Theodor Drobisch. Leipzig 1842."

Victor Strauß in seinen „Lebensbeschreibungen christlich-frommer Männer, Bielefeld 1844", datirt die Entstehungszeit unseres Liedes auf das Jahr 1657 zurück, einige Monate vor der Berufung Gerhardt's von Mittenwalde, wo er zuerst Prediger war, nach Berlin. Als Ursache des großen Herzeleids der Frau Gerhardt nimmt er die mancherlei Kränkungen an, welche die beiden Eheleute daselbst von dem Diaconus Allborn, der die erlittene Zurücksetzung bei der Berufung Gerhardt's nicht verschmerzen konnte, zu erleiden hatten. Historische Gründe wenigstens hat diese Annahme nicht gegen sich.

Bücherbesprechungen.

□ Carl August Wolf, P. emer., ein exegetischer und praktischer Commentar zu den drei Briefen St. Johannis. Leipzig, Verlag der Köhling'schen Buchhandlg. (H. Wolf). — Das Evangelium und die Briefe des Johannes haben von je für gläubige Contemplation und andächtige Forschung einen besonderen Anziehungspunkt gebildet. In neuerer Zeit, und speciell in den letzten zehn Jahren sind insbesondere hervorragende Arbeiten über die Briefe des Johannes erschienen. Zu den von dem Verf. des vorliegenden Commentars genannten Auslegern Disterdieck, Ebrard, Braune, die theilweise einer früheren Zeit angehören, ist namentlich noch Rothe's geist- und gemüthvolle Auslegung anzuführen. Wesentlich Neues hat der offenbar tüchtig geschulte Verf., der seinen Lebensabend noch zu einer fruchtbaren „Herbstsaat" benutzt, nach diesen Vorgängern, was namentlich die Auslegung anlangt, nicht beibringen können, zumal ja die Johannes-Briefe bei ihrer großen, edlen Simplicität der Diction exegetische Schwierigkeiten in viel geringerem Grade bieten, als andere neutestamentliche Briefe. Sehr dankenswerth namentlich für junge Theologen, die sich in die Briefe zum ersten Male hineinstudiren wollen, sind die lateinischen Uebersetzungen des Textes, die der Verf. jedem Abschnitt voranstellt, und die Dispositionen, die er von dem Inhalte der einzelnen Partien giebt. Nicht minder bietet er gute praktische Winke, die dem im Amte stehenden Geistlichen eine willkommene Anregung sein können. Was freilich den Plan und den Gang der ganzen Schrift, speciell des 1. Briefes Johannis anlangt, so ist es bis jetzt unseres Erachtens keinem Exegeten gelungen, einen solchen in einer wirklich genügenden, alle Bedenken überwindenden Weise aufzustellen, so viel sich auch der Scharfsinn der Gelehrten daran versucht hat. So klar das Grundthema des ersten Briefes Johannis ist: „lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt", so schwer läßt sich der innere Fortschritt der sich um diesen Mittelpunkt gruppirenden, von ihm ausgehenden und zu ihm wieder zurückkehrenden Gedankenbewegungen beschreiben; bei der mystischen Eigenthümlichkeit des Johannes wird dies nie ganz zu erreichen sein; auch dem Verf. ist es nicht gelungen.

□ Salfeld, Pastor zu Satow, Luther's Lehre von der Ehe. Synodalarbeit. Leipzig, Lehmann. Preis: 1 ℳ 20 ₰. — Gelegentlich der Einführung des Civilstandsgesetzes und der dabei geführten öffentlichen Debatten hat man sich in den verschiedenen Lagern in verschiedenem Sinne auf Luther und auf seine Anschauungen von der Ehe berufen, die Einen zu Gunsten einer strengen, die Anderen zur Unterstützung einer freieren Anschauung. Beides ist vielfach mit Unrecht geschehen und ohne genaue Kenntniß weder der wirklichen Ansichten Luther's, auf den alle Parteien ein Recht zu haben meinen, sich zu berufen, noch der Gegensätze, mit denen es Luther zu thun hatte, aus denen heraus erst seine Anschauungen wirklich verstanden werden können, und die Richtung, welche dieselben genommen haben. Es ist nicht leicht, die rechten Gesichtspunkte darüber, namentlich bezüglich der einzelnen einschlagenden Fragen, zu gewinnen, und die Behandlung der letzteren seiten Luther's, die, wie immer, auch hier auf großartigen und bedeutsamen Principien beruht, historisch zu verstehen; hervorragende Juristen, wie v. Scheurl und Sohm, und hervorragende Theologen, wie Kliefoth und Dieckhoff, haben sich darum bemüht. Vorliegende Schrift nun ist ein höchst schätzbarer Beitrag zur Lösung dieser Fragen. Mit ebenso großer Objectivität und Unbefangenheit, als principieller Schärfe und Klarheit setzt der Verf. unter wörtlicher, reichhaltiger Anführung der charakteristischsten Aussagen Luther's, wozu er namentlich auch seinen herrlichen Commentar zur Genesis benutzt, die Ansichten des Reformators über den Gegenstand nach der ethischen und nach der rechtlichen Seite aus einander, indem er dabei überall den Gegensatz ins Auge faßt, gegen den sich Luther's Aussagen richten. Besonders verdienstlich ist es, wie der Verf. den tief ethischen Zug zeigt, der Luther, wie überall bei seiner reformatorischen Arbeit, auch hier gegenüber dem gesetzlichen Formalismus der mittelalterlichen Kirche beherrscht, und ihn mit bewundernswürdiger Klarheit die Hauptpunkte erkennen läßt, auf die es ankommt. Wir wünschten das Schriftchen in den Händen zumal der „lutherischen" Theologen, aber auch Laien, namentlich Juristen, werden es mit großem Interesse und Gewinn lesen.

= Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen Schiller und Goethe und deren Werke betreffend, aus den Jahren 1773—1812 gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben der Werke dieser Dichter. Erste Abtheilung: Schiller. Erster Band 1781—1793. Zweiter Band 1794—1800. Leipzig 1882, B. Schlicke. — Dieses schon seit längerer Zeit erwartete Sammelwerk von Kritiken, welche Zeitgenossen über Schiller und Goethe veröffentlichten, liegt in seinen beiden ersten Bänden nunmehr vor, die sich, wie man aus dem vorgesetzten Titel des Buches ersehen mag, mit Schiller beschäftigen. Zu diesem „Schiller im Urtheile seiner Zeitgenossen" steht der dritte (Schluß-) Band noch aus, der von 1800—1805 gehen wird. Die zweite Abtheilung soll uns einen „Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen" bringen. Auch ein „Lessing im Urtheile seiner Zeitgenossen" ist, natürlich getrennt von oben genanntem Werke, in Aussicht ge-

nommen. Gewiß ist der Gedanke, welcher diesen drei Publicationen zu Grunde liegt, ein glücklicher: für den Literarhistoriker wie für den Laien bieten diese Bände eine willkommene Ergänzung der Werke dreier unserer größten Dichter. Ob das gesammelte Material ein vollständiges und correct wiedergegebenes ist, darüber könnte nur eine eingehende Untersuchung entscheiden*): hier genüge es, zu versichern, daß dieses gesammelte Material ein sehr reichhaltiges und interessantes ist. Der Leser, der seine Dichter als etwas unantastbar Heiliges zu betrachten von Jugend auf gewohnt ist, wird hier finden, daß die Urtheile, beispielsweise über Schiller, wie sie ihrerzeit gefällt wurden, sehr schwankend waren, daß dieser große Poet seinen Mitlebenden keineswegs aus der Masse der Producirenden so gewaltig hervorragte, wie er es unsrer Zeit ist, ja daß flache und ihm unebenbürtige Schriftsteller, wie z. B. Kotzebue, über Schiller zu postiren bei vielen selbst Urtheilsfähigeren ausgemachte Sache war. In Analogie hierzu ist es im lustigen Altengland Niemand eingefallen, William Shakespeare für etwas Großes zu halten: formgewandte Modepoeten genossen damals weit mehr Ansehen, als dieser Riese. Das ist stets so gewesen und natürlich: mächtige Berge kann man in ihrem ganzen Umfange erst erkennen und beurtheilen, wenn man von ihnen entfernt ist. Trotzdem ist es, namentlich bei den Kritiken über Jugendwerke Schiller's, oft äußerst interessant zu finden, wie hier und da doch eine ahnungsvolle Erkenntniß dessen durchbricht, was die Zukunft erst demonstriren sollte. Gleich die erste, schon öfter publicierte Kritik über die „Räuber" aus der „Erfurtischen Gelehrten Zeitung" vom 24. Juli 1781 beginnt mit dem Passus, daß „wenn wir je einen teutschen Shakespear zu erwarten haben, es dieser (Dichter, also Schiller) ist"; und die zweite Recension aus dem „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben" vom 28. September 1781 nennt das Trauerspiel „Ein Phänomen, das im Entstehen schon Aufsehen gemacht hat, und noch viel gröſseres machen wird, — — wenn vollends — — Da tritt ein junger Mann auf, der mit dem ersten Schritte schon Caravanen — von Theaterschriftstellern hinter sich schleudert — Wenn der nicht epoque macht für unsere Nationalbühnen!" Im Gegensatz hierzu schrieb der bekannte Mythologe Karl Philipp Moritz, später ein Freund dessen, den er hier schonungslos angriff, über „Kabale und Liebe" in der „Vossischen Zeitung" vom 21. Juli: „In Wahrheit wieder einmal ein Product, was unseren Zeiten Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke u. s. f. ... So schreiben heißt Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten; und darin hat denn der Verfasser diesmal sich selbst übertroffen .... Alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase." Gerechter muthen andere Besprechungen der Jugendwerke an: neben vernünftigen Lobeserhebungen finden sich ernste, kritische Winke, welche mit der Meinung der Nachwelt übereinstimmen: der sprachliche Wust in den „Räubern", die unmöglichen Metaphern, das allzu outrirte Pathos wird getadelt: in dieser Beziehung ist sehr eingehend und gerecht eine Kritik im „Pfälzischen Museum" vom Jahre 1783—1784 (Braun I. 64), eine schon öfter abgedruckte Kritik, die einen Jesuitenpater Klein zum Verfasser hat. Die Rathschläge, die man dem Dichter giebt, beziehen sich meist auf eine größere Einschränkung seines Feuers, bessere Ordnung, größere Ruhe und Harmonie, auf ein Maßhalten in Allem: „Der Verfasser hat gute Talente, aber sie bedürfen Ausbildung. Abentheuerliche Dinge sind nicht Zeichen von Genie" (I. 31) und man wünscht, „daß er bei dem Studio Shakespears weniger den Götz, als Lessing's Werke studiren mögte, da das Feuer seines Genies ohnehin mehr eines Zügels, als der Sporn bedarf" (I. 7). — Die Kritiken der beiden vorliegenden Bände erstrecken sich bis zum Wallenstein, diesen eingeschlossen. Die Originalorthographie ist beibehalten. Citate, Berichte über minder wichtige Aufführungen sind theils gekürzt, theils gestrichen worden. Wo nicht streng zwischen Schiller und Goethe geschieden werden konnte, z. B bei den Xenien, ist das Material schon in dieser ersten Abtheilung niedergelegt. Den Seitenzahlen der beiden Bände sind die Jahreszahlen dessen beigegeben, was auf den betreffenden Seiten abgedruckt ist. Störend, weil an sehr bevorzugter Stelle stehend, wirkt der Eingangspassus der Vorrede, der einen vollkommen schief ausgedrückten Gedanken aufweist: „Werthvoller als jede Meinung eines Nachgeborenen ist heute für uns die Meinung der Zeitgenossen Schiller's über seine Hervorbringungen." Werthvoll ist diese Meinung von Schiller's Zeitgenossen auf jeden Fall; aber weshalb eine Meinung aus jener Zeit, die vielleicht Falsches besagte, werthvoller als jede Meinung eines Nachgeborenen sein soll, die vielleicht Richtigeres enthält, blos weil jene älter als diese ist und ein Zeitgenosse Schiller's sie schrieb, vermag man nicht einzusehen. Interessanter möchte solche Meinung eher sein. So wie Braun den Satz hingeschrieben hat, kann er nur als confus bezeichnet werden. Julius Rissert.

—ψ—. Unbetretene Reisepfade in Japan. Eine Reise in das Innere des Landes und nach den heiligen Stätten von Nikko und Yepo von Isabella L. Bird. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen. Mit Illustrationen und einer Landkarte. Zwei Bände. Jena, Hermann Costenoble 1882. (1. Bd. S. XII, 299; 2. Bd. S. VII, 235; gr. 8°.) — Seitdem Japan, das Wunderland, welches Jahrhunderte lang, wir möchten sagen, hermetisch gegen die Außenwelt verschlossen gewesen war, seine Thore auch den Fremden geöffnet hat, ist dasselbe gleichsam zu einem Modeartikel geworden. Obgleich nun Handel und Wandel, Forschungs- und Vergnügungsreisende seitdem unausgesetzt friedliche Invasionen in das Land unternommen haben, so sind doch der unbekannten Strecken noch genug vorhanden, um die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Solche „unbetretene Reisepfade" führt uns nun die bereits durch frühere Schriften vortheilhaft bekannte Verfasserin des oben angeführten Werkes. Mit seiner Beobachtungsgabe ausgestattet und dabei trefflich unterrichtet, hat sie vornehmlich die Gegenden aufgesucht, in die vorher noch kein Reisender gekommen, wo die Cultur, gleichsam in ihren Urzuständen versteinert, sich Jahrhunderte hindurch unverändert erhalten hat. Was den Schilderungen der Verfasserin einen ganz besonderen Werth verleiht, ist der Umstand, daß sie es verstanden, das Volk im täglichen Leben, im Alltagskleide zu belauschen. Wer fremde Völker kennen gelernt hat, wird erfahren haben, wie allzuleicht sich dieselben durch heterogene Elemente beeinflussen, in ihrem natürlichen Treiben sich einschüchtern lassen. Die Reisende hat sich nun gleichsam ungesehen unter die Naturkinder gemischt und so den Vortheil gehabt, dieselben ganz in ihrer Ursprünglichkeit und Ungezwungenheit beobachten zu können. Hierin liegt unserer Ansicht nach der Hauptwerth des Buches, das durchaus selbständig und originell ist und weit über dem Niveau der gewöhnlichen Touristenliteratur liegt. Dazu kommt, daß es in der Darstellung frisch und klar und von jeder Künstelei frei ist, Eigenschaften, welche das Werk zu einer ebenso unterhaltenden und anziehenden Lectüre machen, wie dasselbe infolge seines Gehaltes belehrend ist. Die Ausstattung in Papier, Schrift und Bild ist eine ganz vorzügliche.

*) Die beiden Daten der, noch weiter unten citirten, Moritz'schen Recension von „Kabale und Liebe" werden von Polleske (Schiller I. 483) als 20. Juli und 4. Sept. 1784 angegeben: Braun notirt den 21. Juli und 6. Sept. Doch kann hier ein Versehen Polleske's vorliegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 62. Donnerstag, den 3. August. 1882.

Inhalt: Briefe aus Paris. — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Briefe aus Paris.

(Das Nationalfest vom 14. Juli. — Das Denkmal Michelet's auf dem Kirchhofe des Père La Chaise. — Die Memoiren des Generals Ségur.)

*** **Paris**, im Juli. Das Volk amüsirt sich! . . . Dieser Monarch — nach dem in Frankreich angenommenen Princip der Volks-Souverainetät — mit so viel Millionen Köpfen ist ebenso feurig und entzündbar in seiner Freude als leidenschaftlich und grausam in seinem Zorn. Das Nationalfest vom 14. Juli hat ihm wieder Anlaß gegeben, seiner Vergnügungslust, ja seinem Vergnügungsbedürfniß den Zügel schießen zu lassen. Es hat für einen Tag seine Lasten, sein Elend, seine Leidenschaften, seinen Haß vergessen und hat sich ganz der Freude und dem Reiz der traditionellen Vergnügungen hingegeben, mit denen man seine immer rege Schaulust zu befriedigen sucht. Im Grunde ist das Fest immer dasselbe; es ist immer dieselbe Decoration, es sind immer dieselben Fahnen, dieselben öffentlichen Belustigungen, dieselben Illuminationen und Feuerwerke; das Volk wird ihrer indessen nie überdrüssig. Wie die alten Römer bedürfen auch die modernen Franzosen dieser circenses, und wenn man sie ihnen giebt, sind sie zufrieden, ohne darnach zu fragen, woher sie ihnen kommen; das Volk lehnt sich zuweilen gegen Diejenigen auf, die es Tyrannen nennt, wenn diese Tyrannen ihm aber schöne Feste bieten, nimmt es diese Feste begierig an, gleichviel ob sie durch einen Cäsar oder durch die Republik bereitet worden sind; das Kaiserreich wurde von vielen Seiten gehaßt, das Napoleonsfest, das während der achtzehn Jahre der Regierung Napoleon's III. am 15. August begangen wurde, war indessen nicht minder populär, als es gegenwärtig das Nationalfest vom 14. Juli ist. Man fragt sich, ob dies Gleichgiltigkeit oder Unbeständigkeit ist? Es ist keines von Beiden; es ist einfach Vergnügungslust, die jedes andere Gefühl zum Schweigen bringt. Dem Reiz dieser öffentlichen Feste, die so lebhaft auf seine von Natur phantastische Einbildungskraft wirken, widersteht kein Franzose; in seinem Freudenrausche denkt er nicht mehr daran, wer ihn regiert; die officielle Etiquette des Festes ist ihm ganz gleichgiltig; er kümmert sich nicht darum, ob das Geburtsfest eines Königs oder der Jahrestag einer Revolution begangen wird; er feiert *sein* Fest, das ihm Freitheater, Illuminationen und Feuerwerke bringt, und das genügt ihm. Die Politik spielt bei diesen Volksfesten gar keine Rolle, sie werden nie durch Unruhen getrübt; das Volk will sich in seinem Vergnügen nicht stören lassen. So ist denn auch in diesem Jahre das Nationalfest ganz heiter und friedlich verlaufen.

Eine sehr amüsante Episode des diesjährigen Festes war das Bankett, welches einem Theil der in ein sogenanntes Schulbataillon formirten männlichen Schuljugend im neu aufgebauten Rathhause gegeben wurde. Es war dies die erste officielle Consecration der neuen, mit großem und allseitigem Beifall aufgenommenen Institution der Schulbataillone. Das stattliche kleine Bataillon, das fünfhundert Köpfe zählt, hatte zuvörderst auf dem Platze des Hôtel de Ville, dem historisch berühmten Place de Grève, vor einem enthusiastischen, ebenso zahlreichen wie dankbaren Publicum die Probe seiner erlangten Tüchtigkeit abgelegt; hierauf fand das Bankett der kleinen Soldaten und zwar gleichzeitig, wenn auch in einem anderen Raume, mit dem zu Ehren der Einweihung des neu aufgebauten Rathhauses veranstalteten officiellen Bankett statt, welches durch die Anwesenheit des Präsidenten der Republik ausgezeichnet war. Ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich zu behaupten wage, daß man sich bei diesem Kinderbankett besser amüsirte als bei dem officiellen Schmause im oberen Stock. Man suchte durch schöne und patriotische Reden den Enthusiasmus der bewaffneten jungen Schaar wach zu rufen, der Champagner hatte indessen diese Wirkung bereits erzielt und die an sie gerichtete Versicherung, daß sie die Hoffnung einer schöneren Zukunft Frankreichs seien, kam ihnen um so überflüssiger vor, als ihnen die durch Hühnerbraten und Aalpasteten repräsentirte Gegenwart bereits hinlänglich schön erschien.

Die Uniformirung dieser jungen Krieger ist etwas befremdlich; von Weitem hält man sie für Schiffsjungen; die Aehnlichkeit ist täuschend; man kann sich diese für ein Infanterie-Bataillon mindestens befremdliche Uniformirung nur durch eine vielleicht beabsichtigte Anspielung auf das Stadtwappen von Paris erklären. Dieses Wappen stellt ein auf hohem Meere wogendes Schiff dar mit der Umschrift: fluctuat nec mergitur; man kann demnach annehmen, daß das Pariser Schulbataillon die Bemannung des idealen Schiffes im Pariser Stadtwappen repräsentiren soll. Unter allen Umständen ist diese Uniformirung geschmackvoller als die während der Schreckenszeit von dem berühmten, glühend republicanischen Maler David für das damals schon in Paris errichtete Schulbataillon erfundene; man sieht, daß diese Institution in Frankreich nicht mehr neu ist; damals trug sie indessen einen andern Namen, man nannte die uniformirten Schulkinder ganz im Geschmacke der Zeit: „die Zöglinge des Mars" und der Maler David hatte für diese élèves de Mars das nachstehende Kostüm ausgedacht: eine griechische, durch einen Gürtel festgehaltene Tunika, dazu hohe Reiterstiefel; als Kopfbedeckung ein hohes Barett mit einem dreifarbigen Federbusch und als einzige Waffe das kurze Schwert der Helden der Iliade, das an einem Gehänge getragen wurde, auf welchem in goldenen Buchstaben die Worte: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit eingeprägt waren. So sah ein damaliges Schulbataillon aus. Wir müssen uns Glück wünschen, daß unsere modernen Republicaner dieses Kostüm nicht nachgeahmt haben. Man war aber damals an lächerliche Moden so gewöhnt, daß der Archaismus dieser Uniformen für sehr schön galt. Der Maler David hat in dieser Beziehung viel gesündigt und den Geschmack seiner Zeitgenossen verdorben; das von ihm in die Moden eingeführte neo-griechische Element spielte sogar auf

die Namen über; man nannte sich damals in Frankreich nicht mehr Peter oder Paul, sondern Philopoemen oder Alcibiades oder Achilles. Diese Moden sind glücklicher Weise vorüber; aber mit den neu gegründeten republicanischen Schulbataillonen nimmt man es sehr ernst und man will auch, daß die Kinder es ernst damit nehmen sollen; bei dem Fest-Bankett verfehlte man natürlich nicht, ihnen klar zu machen, ja ihnen gehörig unter die Nase zu reiben, daß sie alle Wohlthaten, die sie gegenwärtig genössen, der Republik zu danken hätten und daß sie dafür der Republik dienen und sie ewig lieben müßten .... „Ewig!" schworen natürlich die guten Jungen mit vollem Munde und ohne sich bei diesem Kindereid sonderlich viel zu denken.

Inmitten der diesjährigen Festfreuden und zwar gerade am Einweihungstage des neu aufgebauten Rathhauses fand an einem andern Ende von Paris, auf dem berühmten Kirchhofe des Père La Chaise, auf welchem so viele große und hervorragende Menschen nach Kampf und Drang, nach großen Thaten und bedeutenden Schöpfungen, nach Freud und Leid die Ruhe und den Frieden gefunden haben, eine imposante Manifestation zum Gedächtnisse Michelet's, eines der bedeutendsten Heroen der modernen französischen Literatur, statt. Die Enthüllung des dem großen Schriftsteller errichteten Denkmals fand in Gegenwart des denkenden, arbeitenden, die Künste und Wissenschaften pflegenden Paris statt; alle berühmten Namen der Gegenwart waren vertreten; es war eine erhebende und imposante Feier. Die Statue ist sehr gelungen, ein Kunstwerk; die ausdrucksvollen Züge Michelet's, des Geschichtsforschers, des Denkers und des Philosophen sind treu und glücklich wiedergegeben. Auf den Sockel der Statue sind die nachstehenden Worte mit goldenen Lettern eingegraben: „Gott empfange meine für so vieles Gute und für so viele Jahre der Arbeit und der Freundschaft dankbare Seele." („Que Dieu reçoive mon âme reconnaissante de tant de bien, de tant d'années laborieuses et d'amitiés!") Unter den Anwesenden befanden sich mehrere männiglich bekannte Atheisten, die indessen diese letzte Lehre des nunmehr in Gott ruhenden großen Schriftstellers schweigend hinnahmen. Es war ein sehr schöner Tag, der Himmel war fast wolkenlos, die Sonne schien klar, eine in diesem ausnahmsweise düstern, traurigen und nassen Sommer sehr seltene Erscheinung; „Michelet," rief einer der Anwesenden, „die Götter lächeln mild auf Dein Grabmal herab!" Auch bei diesem Ausrufe fürchtete man eine Explosion der Atheisten, die schon außer sich gerathen, wenn man von einem Gott spricht, geschweige denn, wenn von mehreren Göttern die Rede ist; aber die Atheisten schwiegen, sie mochten sich wol in der Minorität fühlen.

Es ist recht bedauerlich, daß sich gegenwärtig in Frankreich der religiöse Hader in Alles mischt; er spielt von dem politischen auf alle übrigen Gebiete hinüber und trübt selbst die reinsten und harmlosesten wie die erhabensten und verwickeltsten Fragen der Wissenschaften und der Kunst. Unter diesen Umständen blickt man immer wieder, um sich von der trüben und unfreundlichen Gegenwart zu erholen, auf andere Zeiten zurück, die von Religionszwist nichts kannten und die trotz mancher Verirrungen unter allen Umständen für Frankreich glorreicher und ehrenvoller waren, die sich demnach auch für das Studium lohnender erweisen. In dieser Beziehung ist mir soeben in dem „Journal des savants" eine interessante und amüsante Abhandlung unter die Augen gekommen. Es ist ein seltener Fall, daß dieses hochgelehrte Blatt etwas Amüsantes für das vulgum pecus bringt, unter welches ich mich zunächst und zu allererst selbst rechne. Das eigentlich nur abstract gelehrten Fragen gewidmete Blatt bringt ausnahmsweise Auszüge aus den „Memoiren des Generals Ségur", mit sehr interessanten Commentaren aus der Feder des Hrn. Wallon, Mitgliedes der französischen Akademie.

Ich finde in diesen Commentaren zunächst folgenden pikanten Zug: „Der General Ségur gehörte dem alten Adel an. Seinem Vater war von Ludwig XVI. kurz vor dem Sturze der Monarchie das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten angeboten worden. Sein Großvater, der Marschall Ségur, war unter der Schreckensherrschaft eingekerkert, nur durch ein Wunder der Guillotine entgangen. Der junge Ségur, der die Revolution nicht liebte, fühlte am 18. Brumaire beim Anblick der Dragoner, die auf Befehl Bonaparte's aus den Tuilerien nach Saint-Cloud marschirten, die militärische Vocation in sich wach werden." Das heißt mit anderen Worten, daß der junge Ségur in dem Säbel das einzige Instrument erblickte, um der Revolution, die er begreiflicher Weise „nicht liebte", ein Ende zu machen. Er wurde Soldat. Nach der Ansicht seiner Familie war dies damals ein wenig löblicher Entschluß. Er hielt es demnach für nöthig, die Erlaubniß dazu bei seinem Großvater, dem alten Marschall, zu erbitten, der krank und gelähmt in tiefer Zurückgezogenheit und materiell sehr eingeschränkt in Chatenay lebte. Daselbst angelangt erschien der junge Ségur in ganz bescheidener und demüthiger Haltung am Lager des kranken und gebrochenen Großvaters, der ihn sehr streng folgendermaßen anredete: „Du willst allen Erinnerungen Deiner Familie untreu werden und freiwillig in die republicanische Armee eintreten; aber alle Vorstellungen dagegen würden nichts fruchten, denn Dein Entschluß scheint mir gefaßt zu sein; erfülle demnach mit Gewissenhaftigkeit die Pflichten, die Du Dir selbst gewählt hast, damit Du Deinen Entschluß niemals zu bereuen habest." Ueber diese strenge Anrede des von ihm hoch verehrten Großvaters traten dem jungen Mann die Thränen in die Augen; von diesem Anblick gerührt, drückte der alte Marschall mit der einzigen Hand, die ihm noch übrig geblieben war, den Enkel an sein Herz und sagte mit weicher Stimme, indem er ihm zwanzig Louisd'or gab, das einzige Vermögen, über das er noch verfügen konnte: „Damit kannst Du Dich equipiren; sei treu und brav unter der Fahne, die Du Dir selbst gewählt hast und mache dem Namen, den Du trägst, Ehre!" Wie man sieht, war der alte Marschall ein strenger Legitimist, der seinen König nicht vergaß, gleichzeitig war er aber auch ein guter und loyaler Patriot.

Die Memoiren des Generals Ségur handeln fast ausschließlich von Napoleon I. bis zum Jahre 1814. Der große Eroberer hatte ihm eine fast mystische Verehrung eingeflößt, die sich mit seinen streng religiösen Ansichten verschmolz; er erblickte in dem großen Kaiser einen Auserwählten, ein unmittelbares Werkzeug des Himmels; der 18. Brumaire erschien ihm als die Ausführung einer höheren Mission. Dennoch war seine Bewunderung für den großen Mann nicht blind, er verhehlte sich die Schattenseiten seines Charakters keineswegs. Napoleon, der den alten Adel an sich zu ziehen wünschte, zeichnete den jungen Ségur vielfach aus und beförderte ihn in seinen sogenannten „inneren Generalstab" (état major intérieur). In dieser Stellung hatte der junge Capitän den Schloßdienst in den Tuilerien zu versehen und nahm Theil an den beim ersten Consul stattfindenden Abend-Empfängen. Die Gesellschaft, die er hier fand, entzückte ihn; er glühte für die schönen Schwestern Bonaparte's, für die graziöse Josephine und für deren reizende Tochter Hortense; am meisten aber beglückte ihn der nähere Umgang mit dem ersten Consul selbst, der sich bei diesen Abend-Empfängen, bei denen noch keine strenge Etiquette herrschte, ganz natürlich gab und sich fast immer von seiner liebenswürdigen Seite zeigte; wenn er wollte, konnte er sehr liebenswürdig sein. Auch in dienstlicher Beziehung, und namentlich was seine Person betraf, nahm es Bonaparte mit den Herren seines inneren Generalstabes nicht zu streng; so berichtet Hr. v. Ségur, daß eines Tages, als die jungen Herren in ihrem Dienstzimmer einen Höllenspectakel gemacht, Bonaparte, der im Nebenzimmer gearbeitet, die Thüre ganz leise geöffnet und die Herren „Schnapphähne" (chenapans), wie er sie titulirt, gebeten habe, ihrer

Freude einen etwas weniger lärmenden Ausdruck zu verleihen. Hr. v. Ségur zeigt uns Napoleon auch als Tänzer, versichert indessen gleichzeitig, daß er es in dieser Kunst niemals zu sonderlicher Fertigkeit gebracht hat, so daß die Damen, die er zum Tanze aufgefordert, in der Regel in stiller Verzweiflung gewesen sind.

Das waren die Tage des Friedens. Die Memoiren zeigen uns indessen den großen Kaiser natürlich auch auf den Schlachtfeldern. In dem Feldzuge, der Austerlitz zu seinen Glanztagen zählt, war Hr. v. Ségur dem Kaiser als Ordonanzofficier beigegeben; er erzählt aus diesem Feldzuge folgende hübsche Episode: „Nach der Schlacht von Elchingen, am Vorabend der Capitulation von Ulm, hatte sich ein armer kleiner, noch ganz junger Tambour mit einem zerschossenen Arm in einen Meierhof geflüchtet, der als Nachtquartier für den Kaiser ausersehen war. Man wollte den armen Jungen daraus vertreiben; der Knabe weigerte sich aber, den Platz zu räumen und erklärte resolut: es sei in dem Hause Platz genug, er sei verwundet, er friere und er werde bleiben! Mitten in dem Hin- und Herreden trat der Kaiser in das Zimmer; nachdem man ihm erklärt, um was es sich handele, befahl er, daß man den Tambour in Ruhe lassen solle, „er hat ganz recht, es ist hier Platz genug für uns Beide!" Als am nächsten Morgen die Officiere des Generalstabes ins Zimmer traten, um die Befehle in Empfang zu nehmen, fanden sie den Kaiser und den kleinen Tambour, Beide noch schlafend und Jeden an einer Ofenecke ausgestreckt; der Kaiser hatte noch einen kleinen Schwamm in der Hand, mit welchem er die Wunde des armen kleinen Tambours ausgewaschen hatte. Hr. v. Ségur ist Zeuge dieser Scene gewesen.

Ueber die Schlacht von Austerlitz, die er mitgemacht, schreibt Hr. v. Ségur: „Vor Beginn der Schlacht waren sämmtliche Marschälle um den Kaiser versammelt, um die letzten Instructionen zu empfangen; es war ein Halbkreis von lauter berühmten Kriegsmännern . . . ein interessanter Anblick! . . . ein feierlicher Moment! . . . Der Kaiser gab seine Befehle und die Marschälle sprengten auseinander, wie vom Blitze geschleudert, nach allen Windrichtungen! Und sollte mein Leben so lange dauern wie die Welt, würde sich doch die Erinnerung an dieses Schauspiel niemals aus meinem Gedächtniß verwischen."

Ich überspringe nun die hinlänglich bekannten, vielfach geschilderten und commentirten Kriegsjahre des Kaiserreiches und bitte nur um die Erlaubniß, noch eine Episode aus dem Jahre 1814 mittheilen zu dürfen, in welchem Napoleon sich noch einmal in seiner ganzen Größe als Feldherr gezeigt hat. Die Oesterreicher unter Schwarzenberg hatten bei Basel, die Preußen unter Blücher bei Mannheim den Rhein überschritten; Wellington war über die Pyrenäen gekommen; Bernadotte, König von Schweden, war in Belgien zum Feinde übergegangen. Die drei Monarchen von Rußland, von Oesterreich und von Preußen hatten in Langres ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Alles rückte gegen Paris vor. Die staunenswerthen Siege Napoleon's bei Champaubert, bei Montmirail und bei Château-Thierry hatten nichts gefruchtet. Napoleon hatte das Ultimatum des Congresses von Chatillon abgelehnt; er operirte im Rücken der Alliirten, um sie von ihrea Communicationen abzuschneiden, und hoffte, daß seine Unterbefehlshaber sie in ihrem Vormarsch auf Paris aufhalten würden. Napoleon selbst war für seine Person mit Post-Relais bis nach Fromenteau, fünf Stunden vor Paris, gefahrea; hier zeigt ihn uns Hr. v. Ségur, wie er mit seinem Kriegsminister zusammentrifft, der ihm erklärt, daß Alles verloren und nichts mehr zu hoffen sei; Napoleon giebt diesen Vorstellungen kein Gehör und versichert, daß er in vier Tagen die alliirten Armeen zurückschlagen werde. „Aber vier Tage," ruft er, „ich muß vier Tage haben!" und wirft sich auf die vor ihm ausgebreiteten Landkarten. „Hier," fährt er fort, indem er einen Punkt auf der Karte bezeichnet, „hier werde ich sie schlagen, aber ich brauche vier Tage und diese vier Tage müssen Sie mir auswirken!" Der Kriegsminister will Einwendungen machen, aber Napoleon läßt ihn nicht zu Worte kommen. „Ich will keine Demüthigungen mehr," ruft er zornig, „ich will keinen schmachvollen Frieden! Es handelt sich um die Ehre und um die Größe Frankreichs. Das Schwert allein kann in diesem letzten Kampfe entscheiden. Ich verlange nur vier Tage. Sie müssen sie mir beim Kaiser Alexander auswirken. Brechen Sie sofort auf. Ich selbst begebe mich nach Fontainebleau, um dort die Armee zu erwarten und Alles vorzubereiten, um Frankreich für die Demüthigung zu rächea, die es momentan hat ertragen müssen!" Das war der letzte Zornesausbruch des ins Herz getroffenen Löwen. Von der Aufregung und der Ermüdung erschöpft, brach der Kaiser zusammen und sank in einen Lehnsessel, wo er in einen tiefen Schlaf verfiel. Am nächsten Morgen ließ er sich nach Fontainebleau bringen, wo bekanntlich seine Abdankung erfolgte.

Ueber die Rückkehr von der Insel Elba und die „Hundert Tage" berichtet He. v. Ségur nichts; seine Memoiren schließen mit der Abdankung in Fontainebleau. Es sind in letzterer Zeit wieder sehr viele Memoiren über Napoleon I. veröffentlicht worden; nächst denen des Grafen Miot de Melitot halte ich die des Generals Ségur für die bedeutendsten und für den Geschichtsforscher nützlichsten.

Leipzig, 31. Juli. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichnetea buchhäadlerischen Novitäten eingegangen:

Allax, Aus der Rumänischen Gesellschaft. 2 Romane. Leipzig, Fr. Thiel. 2 M.

Aster, Aus des Klosters Wildenfurth vergangener Zeit. Gera, Barnschein & Lebe. 4 M.

Aus schwerer Zeit in Drebach. Zur Erinnerung an die Wasserfluth am 30. Mai 1882. Ehrenfriedersdarf, A. Löseke.

Bädeker's Reisehanddücher: Süd-Deutschtand und Oesterreich. 19. Aufl. 1882. 7,50 M.; Süd-Bayern, Tirol, Salzburg ɔc. 20. Aufl. 1882. 6 M.; Schweden und Norwegen. 2. Aufl. 1882. 9 M. Leipzig, Karl Bädeker.

Batbi's allgemeine Erdbeschreibung. 7. Aufl. van Dr. Jos. Chavanne. 2. bis 5. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 75 A.

Becker, Mignons Eiertanz. Eine Adventgeschichte. Leipzig, Fr. Thiel. 3 M.

Bermann, Alt und Neu. Vergangenheit und Gegenwart in Sage und Geschichte. 3. bis 6. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 A.

Blum, Die Entwickelung der Vereinigten Staaten von Nard-Amerika auf landwirthschaftl. Gebiete. Leipzig, Fr. Thiel. 1 M.

Borchert, Unter welfischem Scepter. Erinnerungen eines Hannoveraners. Hof, G. A. Grau & Cie. 1,20 M.

Bothofter van der Gattin und Schwiegermutter. Sammlung von Sprüchen, Scherzreimen und Anekdoten. Leipzig, Fr. Thiel. 1 M.

Brockbogel's gesammette Ramane, Navellen und Dramen. 37. bis 48. Lfg. Jeaa, Herm. Costenoble. à 50 A.

Brockhaus' Canversations-Lexiton. 18. Aufl. 28. bis 30. Heft. (Schluß des 2. Bds.) Leipzig, F. A. Brockhaus. à 50 A.

Chemnitzer Geschichte. Mittheilungen des Vereins für, III. Jahrbuch für 1879—81. Chemnitz, O. May's Verlag.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine, Juli ɔc. Leipzig, J. C. Hinrichs Viertelj. 2 M.

Deutsche Bücherei. 1. bis 12. Heft. Breslau, S. Schottländer. à 40 bis 75 A.

Deutsche Politik, Die, der preußischen Regieruag und die Hauptgegner derselben. Bertin, Frdr. Luckhardt.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. IV. Jahrg. 11. Heft. Wien, A. Hartleben. à 70 A.

Doppelwährung. Schriften des Deutschen Vereins für internationale, 7. Heft: Offener Brief an Ludw. Bamberger von Otto Arendt. Bertin, Walther & Apolant.

Du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne. 13. bis 15. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 1 M.

Digitized by Google

Duncker, Geschichte des Alterthums. 6. Bd. Leipzig, Duncker & Humblot. 13 M.

Ebeling, Zur Geschichte der Hofnarren. Friedrich Taubmann. Ein Kulturbild. 6 M.

Eichrodt, Gold. Sammlung des Ursprünglichen und Genialen in deutscher Lyrik. Leipzig, Fr. Thiel. 4 M.

Elb, Ueber Gebäudestatistik. Dresden, G. Schönfeld. 1,20 M.

Embachee, Lexikon der Reisen und Entdeckungen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 4,50 M.

3. Engelhaedt's Erzählung: Lieschen's große Reise. Basel, C. F. Spittler. 30 Pf.

Erdkunde zu Leipzig. Mittheilungen des Vereins für, 1881. Leipzig, Duncker & Humblot.

Europäische Wanderbilder. Nr. 29: Roé, Villach in Kärnten; Nr. 37: Neumann, Freiburg im Breisgau. Zürich, Oeell, Füßli & Co. à 50 Pf.

Frank, Fürst Bismarck und nicht seine Leute während des paelamentarischen Kriegs. 2. Aufl. Leipzig, Fr. Thiel. 3 M.

Freiberger Alterthumsverein. Mittheilungen vom, Bau H. Gerlach. 18. Heft 1881. Freiberg, Gerlach.

Freybe, Christoforus. Leipzig, Dörffling & Franke. 6 M.

Fricke's Vortrag auf der Meißner Conferenz: Metaphysik und Dogmatik. Leipzig, J. C. Hinrichs. 80 Pf.

Gegen den Exekutor! Reden des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck bei der Berathung der Tabaksmonopol-Vorlage. Berlin, Frdr. Luckhardt.

Geschichte der Kunst im Alterthum. 3. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 1,50 M.

Goethe's Werke, illustr. herausgeg. von Heinrich Düntzer. 4 u. 5. Lfg. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. à 50 Pf.

Handfertigkeits-Unterricht. Verhandlungen des Kongresses für, am 3. Juni c. in Leipzig. Seea, Ifkeid & Rietzschel. 1,20 M.

3. Harnier, Gottes Rettungswerk. Basel, C. F. Spittler. 1,60 M.

Hartmann, Arabischer Sprachführer. Leipzig, Bibliographisches Institut. 6 M.

Hasergal, Dem Herrn geweiht. Basel, C. F. Spittler. 80 Pf.

Heimburg's „Waldblumen". Acht Novellen. Leipzig, J. M. Gebhardt. 6 M.

3. Hohenhausen, Berühmte Liebespaare. 3. Folge. Leipzig, Bernh. Schlicke. 3,75 M.

Jacobi's Festtede zum 25jähr. Jubiläum des Deutschen Dispensory dee Stadt New Yoek and der Einweihung des Ottendorfer-Pavilions im Deutschen Hospital am 27. Mai c. New York, E. Steiger & Co.

Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. Von Gust. Schmoller. 6. Jahrg. 3. Hft. Leipzig, Duncker & Humblot. 6 M.

Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. 86. bis 94. Lfg. Leipzig, Otto Spamer. à 50 Pf.

Jung, Lexikon der Handelsgeographie. Leipzig, Bibliographisches Institut. 5,50 M.

Kalender und Statistisches Jahrbuch für das Königr. Sachsen ꝛc. auf 1883. Dresden, C. Heinrich. 1 M.

Kárala, Die Wettuhr. Zürich, J. Károla.

Karte von Aegypten und dem Sues-Canal. Gatha, Justus Perthes.

Katalog, Officieller, für die allgemeine deutsche Ausstellung für Hygiene ꝛc. Beelin Cassel, Theod. Fischee, und Berlin, Jul. Springer.

Kleinpaul, Rom in Wort und Bild. 21. bis 23. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. à 1 M.

Kuller, Neueste-Erfindungen und Erfahrungen. 8. Heft. Wien, A. Hartleben. à 60 Pf.

Kruczul, Die Heilung der Tuberculose. 2. Aufl. Braun, C. Winkler. 1 fl.

Lange, Special- und Verkehrskarte vom Königr. Sachsen und den angrenzenden Ländeen mit Ortsverzeichniß. Dresden, H. Jänicke. 1 Blatt à 1,25 M. Subscriptionspe. 12 Bl. à 75 Pf. Ortsverzeichniß 1,50 M.

3. Leixner, Unser Jahrhundert. 48. u. 49. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 Pf.

Litterarischer Merkur, 2. Jahrg. Nr. 13 u. 20. Berlin, Franz Neugebauer. Bieetelj. 75 Pf.

Lurm's Erzählungen: Wanderers Ruhebank. 2. Aufl. Leipzig, Bernh. Schlicke. 3,75 M.

Mariager, Aus Hellas. Fünf antike Erzählungen. Leipzig, Bernh. Schlicke. 3,75 M.

Medicus, Die niedere Thierwelt im Dichter- u. Volksmunde. Leipzig, Fr. Thiel. 1,50 M.

Menge, Geschichte der deutschen Literatur. 2. Aufl. Wolfenbüttel, Jul. Zwißlee. 9 M.

Meyer's Reisebücher: Dee Oeient. 1. Bd. Aigypten. 7,50 M.; 2. Bd. Palästina, Griechenland und die Türkei. 12,50 M. Leipzig, Bibliogeaphisches Institut.

Möbius, Deutsche Litteraturgeschichte. 6. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. 2 M.

Naldeahaaer, Das Weltall und seine Entwickelung. 13. Lfg. Köln, Ed. Heinr. Mayer. à 60 Pf.

v. d. Nasel, Repertorium des K. S. Verwaltungsrechts. 4. Aufl. 8. (Schluß-) Lfg. Leipzig, Roßberg. 1 M.

Nasikalien, Neue, von Rob. Fordeeg, Leipzig: Von Baumfelder, Behr, Gutmann, Halländer, Krug, Oesten, Simon und Weißenborn.

Mutter Zeller in Bruggen. Basel, C. F. Spittler. 50 Pf.

Neues Archiz für Sächs. Geschichte u. Alterthumskunde. 3. Bd. 2. Heft. Dresden, Wilh. Baensch. Jahrg. 6 M.

Niemann's Roman: Backchen und Thyrsasträger. 2 Bde. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 10 M.

v. Noorden, Europäische Geschichte im 18. Jahrh. 1. Abth. 1. bis 3. Bd. zus. 22 M. Leipzig, Duncker & Humblot.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Narwegen und Schweden ꝛc. 21. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 2 M.

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. Juli o. Breslau, S. Schottländer. Biertelj. 6 M.

Nawák, Die Neuorganisation der Leipziger Berufs-Feuerwehr. Leipzig, G. Knapp.

Orient siehe „Meyer's Reisebücher".

Ploß, Ueber das Gesundheitswesen und seine Regelung im Deutschen Reiche. Leipzig, Gustav Grädner 1,50 M.

Preußer, Diakonissin Louise Nätze. Leipzig, Dörffling & Franke. 3 M.

Reinhold, Gesetz betr. die Reichsstempelabgaben. Berlin, Fr. Kortkampf.

Römer's Roman: Frühling und Hochsommer. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Vertagsanstalt. 4,50 M.

Samaraw's Roman: Das Haus des Fabrikanten. 1. u. 2. Bd. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Vertagsanstalt. 8 M.

Schaefer, Deutsches Reisebuch. 1. Abth. Leipzig, Rother & Drescher. 75 Pf.

Schall-Bibliathek. 8. Heft: Fritzchen Stümpeelein's Buch der Lieder; 9. Heft: Sächsische Schnadahüpfeln und

Schalk-Kalender 1883 von Ernst Eckstein. Leipzig, Fr. Thiel. à 1 M.

Scherer, Geschichte dee deutschen Literatue. 6. Heft. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Schmidt, Der Einjährig-Freiwillige, der Reserve- u. Landwehr-Offizier. 3. Aufl. Beemen, G. A. v. Halem. 1,50 M.

Schnarr, Die sächs. Realschuladiturienten, ein Beitrag zur Statistik der Realschule I. O. Frankenbeeg, C. G. Raßberg.

Schurig, „Go", das Nationalspiet der Japanesen. 2. Aufl. Leipzig, Moeitz Ruht.

v. Schweiger-Lerchenfeld, Griechentand in Woet und Bild. 11. bis 13. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. à 1,50 M.

Stempelabgaben siehe „Reinhold".

Stern, Die tetzten Humanisten. Histarischer Roman. 2. Aufl. Leipzig, Bernh. Schlicke. 3,75 M.

Strettoa, Jessika's Mutter. Basel, C. F. Spittler. 30 Pf.

v. Studnitz, Unsere Binnenschiffsahrt. (29. Heft dee „Vallswirthschafttichen Zeitfragen".) Bertin, Leonhard Simion.

Tabaksmonapol siehe „Gegen den Exekutor".

Thumm, Glückliche Heimkehr aus langer Irre. 2. Aufl. 1,20 M.; Derselbe, Chaeakterbilder. aus dem chetstlichen Botke. 80 Pf. Basel, C. F. Spittler.

Turnvereine, Tänzler's Uebersichtskarte dee, des XIV. Kreises, „Könige. Sachsen". Leipzig, Ed. Strauch.

Umlauft, Die österr.-ungarische Monarchie. Geogeaphisch-statist. Handbuch. 2. Aufl. 18. bis 20. (Schluß-) Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 Pf.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. 7. u. 8. Heft. Leipzig, F. A. Brackhaus.

Vereins deutscher Studenten zu Breslau. Bericht über die drei ersten Semester des, Breslau, Rob. Nischkowsky.

Vom Fels zum Meer. Illustrirte Zeitschrift. 11. (Aug.-) Heft. Stuttgart, W. Spemann. Biertelj. 3 M.

Wahafried, Kamönealäage aus Deutschtands Dudetsack. Leipzig, Fr. Thiel.

Was mir mein Flachstüchlein erzählt hat. 5. Aufl. Basel, C. F. Spittler. 65 Pf.

Wechselstempel-Tarif. Berlin, Fr. Kortkampf.

Weiß, Nippsachen. Alleelei Moquantes. Leipzig, Fr. Thiel. 1 M.

Weltpaß. Blätter für deutsche Auswanderung ꝛc. 7. u. 8. Heft c. Leipzig, Rich. Lesser. Biertelj. 1,50 M.

Wichert's Ballsschouspiet: Peter Munk. Leipzig, Cael Krißner.

Willkam, Maegaeethe van Pfingk. Ein eamantisches Geschichtsbild. Leisnig, Herrm. Uteich. 50 Pf.

Winter, Studien zur Geschichte der christlichen Ethik. 1. Bd. Leipzig, Dörffling & Franke. 3 M.

Württemberg, Jahresbeeichte der Handels- und Gewerbekammern in, für 1881. Stuttgort, K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg.

Zeiträume und Entfattungen, Die, des göttlichen Heiteathes nach der heil. Schrift. Basel, C. F Spittler. 80 Pf.

Zinsen- und Dividenden-Tabelle, Allgemeine, von Franz Voigt. Coupons-Cassieee dee Berlinee Handelsgesellschaft. Ne. 2. u. 3 z. 12. Juli. Selbstverlag. Jährt. 10 M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. A. Marbach in Leipzig.

№ 63. Sonntag, den 6. August. 1882.

Inhalt: Zur Geschichte deutscher Lieder, von Albert Richter. 3. Christ ist erstanden. 4. Aennchen von Tharau. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Der Kölnische Krieg, von Max Lossen. Unterredungen aus der Volkswirthschaftslehre, von A. Patuschka. Lorck, Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst. Faulmann, Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst). — Verzeichniß der im Winterhalbjahre 1882/83 auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen.

Zur Geschichte deutscher Lieder.

Von **Albert Richter.**

3. Christ ist erstanden.

Es ist durchaus irrig, wenn man meint, das Mittelalter habe noch keine deutschen religiösen Lieder des Volkes gekannt. Zahlreiche Nachrichten belehren uns, daß das Volk an den hohen Festtagen der Kirche, zu Weihnacht, Ostern und Pfingsten, ferner auf Wallfahrten, beim Beginn der Schlacht, auf der Seereise ꝛc. deutsche Lieder gesungen habe. Bis ins zwölfte Jahrhundert lassen sich zurückverfolgen das Weihnachtslied: „Er ist gewaltic unde stare der ze wihnacht geborn wart; das ist der heilige Krist etc.“, das Osterlied: „Krist sich ze marterenne gap, or lie sich legen in ein grap etc.“, sowie das Osterlied: „An dem oesterlichen tage Maria Magdalêna gienc ze dem grabe etc.“

Aus demselben Jahrhundert wird berichtet, daß in der Schlacht vor Tusculum im Jahre 1167 der Heerführer Kaiser Friedrich Barbarossa's, der Erzbischof Christian von Mainz, einem Bannerträger das Feldzeichen entriß und, so heißt es bei dem betreffenden Geschichtschreiber, Morena, weiter: „er stimmte laut den deutschen Gesang an, den die Deutschen im Kriege zu singen pflegen: Christ der du geboren bist. Alle stürzten heftig in den Feind, die Schlacht ward gewonnen.“

Nach Ottokar's steirischer Chronik sangen in der Schlacht auf dem Marchfelde zwischen Rudolf von Habsburg und dem Böhmenkönig Ottokar, am 26. August 1278, die Deutschen, nachdem der Bischof von Basel das Lied angestimmt hatte: „Sant Mari, muoter unde meit (Magd), al unsrin nôt si dir gekleit (geklagt).“ Dasselbe Lied wurde von deutschen Kreuzfahrern vor der Schlacht bei Acca 1291 gesungen.

Bei der Schlacht am Hasenbühel (2. Juli 1298) wurde nach einem alten Berichte das Lied angestimmt: „In gotes namen varen wir, sinr gnâden geren wir, nû helfe uns diu gotes kraft etc.“ Dasselbe Lied war während des ganzen Mittelalters, namentlich bei Pilgerfahrten und Bittgängen, sehr gebräuchlich. Namentlich wird berichtet, daß die Kreuzfahrer auf ihrer Seereise dieses Lied gern gesungen hätten und selbst in dem Tristan Gottfried's von Straßburg wird es als auf der Seefahrt gesungen angeführt.

Bis ins dreizehnte Jahrhundert reichen auch die Nachrichten über das alte Pfingstlied: „Nun bitten wir den heilgen Geist“ zurück. Der mittelalterliche Wanderprediger Berthold von Regensburg, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, sagt in einer seiner Predigten von diesem Liede: „Es ist gar ein nützer Sang; ihr sollt ihn immer desto gerner singen und sollt ihn alle mit ganzer Andacht und mit innigem Herzen hin zu Gott singen und rufen. Es war gar ein guter Fund und es war ein weiser Mann, der dasselbe Lied zuerst erfand.“

Von Liedern deutscher Pilger erfahren wir auch durch den heiligen Franziskus, der im Jahre 1221 auf dem Ordenskapitel die versammelten Mönche durch den Bruder Elias u. A. in folgender Weise anreden ließ: „Meine Brüder, es giebt eine gewisse Gegend, Deutschland genannt, worin Christen wohnen und recht fromme, welche, wie ihr wißt, oft in unser Land mit langen Stäben und großen Stiefeln bei der heftigsten Sonnenhitze im Schweiße badend pilgern und die Schwellen der Heiligen besuchen und Loblieder Gott und seinen Heiligen singen.“

Eins der ältesten deutschen Lieder ist das noch heutzutage in unsern Kirchen gesungene Osterlied: „Christ ist erstanden.“ Es war dasselbe schon im dreizehnten Jahrhundert ein wohlbekanntes und oft gesungenes Kirchenlied und zwar war es der kirchlichen Liturgie in der Weise einverleibt, daß es von der ganzen Gemeinde gesungen wurde. So wird es ganz ausdrücklich erwähnt in einer aus dem dreizehnten Jahrhunderte stammenden Erläuterung der Osterfeierlichkeiten zu Wien. So finden wir auch in den meisten von 1480 bis 1522 gedruckten lateinischen Agenden den Anfang dieses Liedes mit deutschen Worten abgedruckt. Nur in solchen Bisthümern, deren Bewohner meist slavisch sprachen, finden wir in der Agende statt Christ ist erstanden: Surrexit Christus hodie. In der Würzburger Agende von 1482 heißt es: „Es werde begonnen Victimae paschali laudes; darnach das deutsche Lied: Christ ist erstanden;“ in der Breslauer vom Jahre 1496: „Darauf wird gesungen die Prosa Victimae paschali, ganz aus, und Christ ist erstanden.“ Aehnlich in den Agenden von Magdeburg 1497, Mainz 1480, Naumburg 1502, Passau 1490, Bamberg 1491 u. s. w. In der deutschen katholischen Liturgie hat sich nur noch ein Rest dieses ehemals von der ganzen Gemeinde gesungenen Liedes erhalten; es sind dies die meist isolirt verhallenden deutschen Worte: Christ ist erstanden, welche der Priester zu sprechen hat, der vor dem Altare die Auferstehungsceremonie begeht.

Von dem Priester Conrad von Queinfurt, der 1382 zu Löwenberg in Schlesien starb, ist ein alter Ostergesang erhalten, in welchem es u. A. heißt:

> In fröuden grôz lât ir iuch hiute hoeren,
> lât hellen (laßt hallen) mangen sûezen klanc,
> ir leie (Laien) in kirchen, ir pfaffen in den koeren,
> en widerstrît sî iur gesanc (singt um die Wette).
> nû singet: Christus ist erstanden
> wol hiute von des tôdes banden.

Auch bei den Passions- und Osterspielen, die anfangs in den Kirchen, später auf einer Bühne, die auf dem Marktplatze oder auf einer Wiese vor der Stadt aufgerichtet war, aufgeführt wurden, griff das umstehende Volk oft mit dem Gesang des: „Christ ist erstanden“ ein. Ein Spiel von der Auferstehung Christi, das im Jahre 1391 geschrieben ist, schließt: „nû singet alle geliche (zugleich): Crist ist erstanden“. Die alte Handschrift, welche eine Ordnung des Passionsspiels der St. Bartholomäistiftsschule zu Frankfurt am Main enthält, schließt mit den Worten: „Hic hortetur

homines cantare: Christ ist erstanden. Sic ludo fiat finis." Das sogenannte Redentiner Osterspiel, geschrieben 1464, schließt mit den Worten:

des wille wy uns vrouwen in allen landen
unde singen: Christus is upgestanden;

und ein Wiener Osterspiel vom Jahre 1472 hat am Schluß die Verse:

mit gesange lobeleich
singe wir alle gleich:
Christ ist erstanden.

Ein in Tirol aufgeführtes Osterspiel vom Jahre 1520 schließt mit den Worten: „Nun singt den bösen juden zu schanden: Christ ist erstanden." Daß das Volk auch außerhalb der Kirche und ohne Zusammenhang mit den Passionsspielen dieses Lied sang, geht aus mehreren Zeugnissen hervor.

Der als Reformator der Augustinerklöster in Norddeutschland berühmt gewordene Johann Busch (geb. 1400) erzählt in den von ihm selbst aufgezeichneten Denkwürdigkeiten seines Lebens, wie er einst, als er im Kloster Neuwerk bei Halle sich aufhielt, von dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg zur Osterfeier nach Giebichenstein eingeladen wurde. Er fährt dann fort: „Als wir ins Schloß zum Hofe gelangt waren, rief mir der Markgraf zu und sprach: Herr Propst seid willkommen! kommt zum Wasser und laßt euch waschen auf das Mittagsmahl. Als wir alle gewaschen waren, sangen sie sämmtlich im ganzen Hofe das deutsche Osterlied mit lauter Stimme:

Christus ist uferstanden
von des todes banden;
des sollen wir alle fro sein,
got wil unser trost sein.
Kyrieleison.

Nachdem man das dreimal gesungen hatte, schickte man sich an, zu Tische zu gehen."

In Nürnberg wurde dasselbe Lied von dem Volke hundert Jahre nach einander allemal bei der im Jahre 1424 zuerst stattgefundenen und bis zum Jahre 1524 beibehaltenen jährlichen öffentlichen Vorzeigung der zum kaiserlichen Kronschatze gehörigen Reliquien gesungen.

Auch als Schlachtlied ist dieses alte Osterlied erklungen. In der blutigen Schlacht bei Tannenberg in Preußen (14. Juli 1410) sang es das deutsche Ordensheer, nachdem es in langem Kampfe den König von Polen zum Weichen gebracht hatte.

Daß dieses Osterlied wol das in den Kreisen des Volkes am meisten bekannte Lied sein mochte, geht u. a. daraus hervor, daß es wiederholt zu Parodien benutzt wurde. Wir wissen von zwei Fällen, wo das Volk seinen Hohn und Spott über mißliebige Personen unter den Tönen dieses Liedes ergoß. Der eine dieser Fälle trug sich in Friesland, der andere im Elsaß zu.

Eine friesländische Chronik berichtet: „Als im Jahre 1506 Graf Edzard in die Stadt Groningen einzog, ward er feierlich empfangen mit Glockengeläute und mit Geschütz, und die Kinder auf der Straße sangen den Lobgesang von der Auferstehung Christi also verändert:

Christus is upgestande
her Vyt (Veit) mot (muß) an ût dissem lande,
des willen wy alle vro syn,
grave Edzard wil unse tröst syn.
Kyrie eleison."

Im Elsaß hatte der Herzog Karl der Kühne von Burgund, dem die Landgrafschaft nebst dem Breisgau, dem Sundgau und der Grafschaft Pfirt von Oesterreich verpfändet worden war, Peter Hagenbach als seinen Vogt eingesetzt. Dieser hoffte auch die freie Stadt Mühlhausen unter seine Herrschaft zwingen zu können, sah sich aber getäuscht, als Mühlhausen von anderen Städten Hilfe erhielt. Peter Hagenbach, entschlossen, den Widerstand zu brechen, zog in der Charwoche 1434 nach Breisach, um sich da zu befestigen. Am Charfreitage drang er mit seinen Soldaten in die Kirche, als eben der Pfarrer die Leidensgeschichte des Herrn vortrug und gebot dem Volke, den Spaten zur Hand zu nehmen und Gräben und Schanzen zu machen. Das war den Bürgern zu viel und als bald darnach unter des Landvogts eigenen Soldaten eine Meuterei ausbroch, drangen auch die Bürger aus allen Gassen hervor, umringten den Landvogt und nahmen ihn sammt Johann Werner von Pforr, den er zum Schultheiß gemacht hatte, gefangen. In raschem Proceß wurde er zum Tode verurtheilt und hingerichtet. In das Elsaß aber kehrte Herzog Siegmund von Oesterreich zurück. Da sangen die Kinder auf der Gasse:

Christ ist erstanden
der lantvogt ist gefangen;
des sollen wir alle fro sein.
Sigmunt sol unser trost sein,
Kyrie eleison!

Wär er nicht gefangen
so wär es übel gangen
seit dass er nun gefangen ist
so hilft in nichts sein böser list.
Kyrie eleison.

Wie allgemein das: Christ ist erstanden verbreitet war, erhellt auch aus den Schwänken des Tübinger Professors Heinrich Bebel (gedruckt Tübingen 1561). Er berichtet da u. a. von der Sitte früherer Jahrhunderte, daß der Prediger am Osterfeste auf der Kanzel irgend einen Schwank, das „Ostermärlein" erzählen mußte, worauf ein allgemeines Lachen, das „Ostergelächter" folgte. Daran anknüpfend erzählt er: „Ein Waiblinger Geistlicher verlangte einmal am Ostertage, wo es denn üblich sei, ein sogenanntes Ostermärlein in die Predigt einzumischen, daß derjenige Mann, so die Herrschaft in seinem Hause führte, das Christ ist erstanden anstimmen sollte. Da schwieg alles. Als nun aber der Prediger die Männer schmähete, da fand sich denn doch einer, der solche Schmach nicht dulden wollte: er hub den Lobgesang an und darnach führten ihn alle Männer zu einem Gastmahle und wußten nicht, was sie ihm alles Liebes und Gutes erweisen sollten. Im Jahre 1506, fährt Bebel fort, machte es ein Predigermönch in Marchtal ebenso. Da verlief sich aber die Sache anders. Als kein Mann anhub zu singen, da ließen die Weiber nicht lange auf sich warten und zeigten, daß sie die Herren im Hause waren.

Bei Luther findet das Lied: Christ ist erstanden mehrfache Erwähnung und man ersieht aus seinen Aeußerungen, daß er es in großen Ehren hielt. Er selbst lieferte eine Umdichtung desselben in dem Liede: Christ lag in Todesbanden, in welcher Form es in die meisten evangelischen Gesangbücher übergegangen ist.

In seinen Tischreden erzählt Luther Folgendes: „Es kamen etwa zween Jüden Rabini, Schamaria und Jacob, zu mir, beredeten sich mit mir und baten, ich wollte ihnen Geleitsbriefe geben. Dieselben gefielen ihnen wohl, wenn ich nur nicht den Tola, das ist Jesum den Gekreuzigten hätte hineingesetzt. Denn sie können's nicht lassen, sie müssen den Namen Jesus lästern und dem Liedlein: Christ ist erstanden sind sie überaus feind. (Das erinnert an den oben angeführten Schluß eines Tiroler Osterspiels.) Aller Lieder singt man sich mit der Zeit müde, aber das Christus ist erstanden muß man alle Jahre wieder singen."

In den lutherischen Gesangbüchern findet sich zuerst Luther's Umdichtung: „Christ lag in Todesbanden" aufgenommen und zwar in dem Walther'schen Gesangbuche von 1524. Der alte Originaltext findet sich erst in dem Klug'schen Gesangbuche von 1529, dann in dem Walther'schen von 1537 und in dem Babst'schen von 1545, dem letzten von Luther selbst redigirten Gesangbuche.

Demnach ist das alte katholische Lied zuerst in lutherischen Gesangbüchern abgedruckt. In dem 1537 erschienenen katholischen Gesangbuche von Vehe erscheint der alte Original-

Digitized by Google

legt um drei Strophen vermehrt, die sonst in keinem andern Gesangbuche vorkammen.

4. Aennchen von Tharau.

Von diesem Liede, das den Namen Simon Dach's wol am bekanntesten gemacht hat, wurde bis in die neueste Zeit erzählt, der Dichter habe es an die liebliche Tochter des Pfarrers Andreas Neander zu Tharau in Ostpreußen gerichtet, der er in herzlicher Liebe zugethan gewesen sei, die ihn aber verschmäht habe. Diese Annahme einer unglücklichen Liebe hat nicht nur in einem Gedichte von Gabriel Seidl Ausdruck gefunden, sondern selbst auf die Bühne ist diese Sage gebracht worden durch ein Drama von Wilhelm Hering (Willibald Alexis).

Seidl's Dichtung schließt mit der Strophe:

Doch Simon Dach verbleibet ihr treu bis in den Tod;
In Liedern nur ergießt er des Herzens herbe Noth;
Und daß noch jetzt des Aennchens von Tharau wird gedacht,
Hat nicht das Gold des Reichen, hat Simon's Lied gemacht.

Gegen das hier angenommene Treubleiben bis in den Tod spricht schon Simon Dach's nach allen Berichten seiner Zeitgenossen äußerst glückliche Ehe mit Regina Pohl, der Tochter des Königsberger Hofgerichtsadvocaten Christoph Pohl. Er schloß diese Ehe am 29. Juli 1641, nachdem das Lied „Aennchen von Tharau ist's, die mir gefällt" nachweislich im Jahre 1637 gedichtet war.

Es ist dies Lied aber nichts anderes, als ein Gelegenheitsgedicht, das Dach zu der 1637 stattgefundenen Vermählung des Pfarrers Johann Portatius zu Trempen mit der Tharauer Pfarrerstochter Anna Neander gefertigt hat. Wäre Dach der verschmähte Liebhaber der Braut gewesen, wie hätte sein Hochzeitslied, das er dem Bräutigam in den Mund legt, einen so gemüthvollen Jubelton anschlagen können?

Wenn aber das Dach'sche Gelegenheitsgedicht einen ganz anderen Ton anschlägt, als man ihn in den Gelegenheitsdichtungen des siebzehnten Jahrhunderts und namentlich in denen der schlesischen Dichter gewöhnlich findet, so ist zu bedenken, daß sich all' seine Gelegenheitsgedichte — und Dach's Gedichte sind fast sämmtlich Gelegenheitsdichtungen — in gleicher Weise auszeichnen. Da findet man persönliche Beziehungen nur selten, feile Lobeserhebungen fast gar nicht. Da verkünden die Hochzeitsgedichte nicht die Tugenden des Bräutigams und der Braut, nicht den Ruhm der hochgestellten Eltern des einen oder des anderen Theiles, da ist nichts zu bemerken von jenen lüsternen und schlüpfrigen Anspielungen, durch die viele Hochzeitsgedichte der schlesischen Dichterschule heutzutage wahrscheinlich der Sittenpalizei verfallen würden. Auch in Dach's Trauergedichten zu Begräbnissen sucht man meist vergeblich nach Lobeserhebungen des Verstorbenen; es sind in der Regel religiöse Dichtungen, die wol noch hindurchblicken lassen, daß sie einer besonderen Veranlassung, z. B. dem plötzlichen Hinscheiden eines sehr rüstigen Mannes, der Erlösung von langem Leiden, der Sorge hilflos Hinterbliebener u. s. w. ihre Entstehung verdanken, die aber im Uebrigen so allgemein gehalten sind, daß sie ohne Veränderung auf gleiche Fälle Anwendung finden könnten. Namen und Familienverhältnisse werden in seltenen Fällen erwähnt. Die beiden im Leipziger Gesangbuche wie in vielen anderen Gesangbüchern aufgenommenen Kirchenlieder Dach's: „O wie selig seid ihr doch ihr Frommen" und „Ich bin ja, Herr, in Deiner Macht" sind ursprünglich nichts anderes als solche Gelegenheitsdichtungen. Das erstere dichtete Dach 1635 auf Hiob Lepner's Tod, das letztere 1648 auf den Tod seines liebsten Freundes, des Dichters Robert Raberthin. In ähnlicher Weise sind andere bekannte Lieder Dach's entstanden; so das Lied: „Sei getrost, o meine Seele" beim Tode einer Frau Regina Schwartz, das Lied: „Halt aus mein Herz und sei bescheiden" trägt die Bemerkung: 1647. Auf Helene von Pröhken Tod. Auf den Tod eines Herrn Andreas von Kreytz lieferte Dach 1641 die Umdichtung des 90. Psalms: „Du, Gott, bist außer aller Zeit."

Auch die Hochzeitslieder Dach's sind mehr als gewöhnliche Gelegenheitsdichtungen. Eins seiner schönsten Lieder, das Frühlingslied: „Die Sonne rennt mit Prangen durch ihre Frühlingsbahn" trägt die Bemerkung: 1632. Auf Matthäus Stephan und Margarete Marderwolds Hochzeit. Ein ebenso schönes Lied: „Jetzt schlafen Berg und Felder", das den Wechsel zwischen Blühen und Welken, zwischen Freude und Schmerz in der Natur und im Menschenleben besingt und das nur in der Schlußstrophe mit den Versen: „Vermischtes Leid mit Freuden Muß jeder Ehstand sein" daran erinnert, daß es eigentlich ein Hochzeitsgedicht ist, sang Dach 1649 auf Reinmar Leo's Hochzeit.

Dach's bis jetzt bekannte Gedichte umfassen 1260 Nummern und die meisten derselben sind Gelegenheitsgedichte. Und er hat wol nur die wenigsten derselben auf eigenen Antrieb verfertigt, meist waren sie bestellt und er seufzt oft, daß es ihm nicht gelinge, die Last dieser Bestellungen von sich abzuwerfen. Er hatte einen kärglichen Verdienst von dieser Gelegenheitsdichtung, den er nicht entbehren konnte, er erwarb sich damit Gönner und Freunde, und so hat er Hochzeiten und Begräbnisse besungen bis an sein Ende. Daß er bei solchem fast fabrikmäßigen Versmachen manches Werthlose hervorgebracht, kann nicht überraschen, vielmehr ist zu bewundern, daß er trotz alledem ein echter Dichter blieb und daß auch die am wenigsten gelungenen unter seinen Gelegenheitspoesien oft noch hoch über ähnlichen Erzeugnissen gleichzeitiger Poeten stehen.

Das in Rede stehende Lied zur Hochzeit der Pfarrerstochter Anna Neander zeichnet sich vor allen anderen Dichtungen Dach's noch dadurch aus, daß es die einzige ist, in welcher sich Dach einer Mundart und zwar der samländischen bedient; alle übrigen sind hochdeutsch. Zu der großen Bekanntheit und Beliebtheit des Gedichtes hat wol am meisten Herder, der Landsmann Simon Dach's, beigetragen, der es ins Hochdeutsche übersetzt in seine „Stimmen der Völker" aufnahm.

Ueber die Braut, der das Lied gewidmet war, giebt die Tharauische Kirchenchronik weitere Auskunft. Es heißt da: „Andreas Neander, welcher Anno 1630 gestorben, hatt von seiner Ehegattin, die eine Sperberin von Geburt gewesen, nebst einem Sohne eine einzige von gestalt angenehme Tochter nahmens Annam hinterlassen, welche die Anke von Tharau ist, von der das bekandte Liedt oder Aria (Anke von Tharau ös de my gefällt) herrühret, so in Alberti Arien gedruckt zu finden ist, undt von dem berühmten Preußischen Poeten Simon Dach, welcher damahlen noch ein Studiosus gewesen, bei deroselben Hochzeit gemachet worden, indem dieselbe im 18. Jahr ihres Alters ist verheyrathet worden an Herrn Johannem Portatium der Zeit Pfarrer in Trempen Insterburgischen Ampts, nachmahlen aber in Lankischken Labiauschen Ampts."

Dieselbe Notiz in der Tharauischen Kirchenchronik berichtet auch von den ferneren Erlebnissen Aennchens von Tharau. Sie verlor ihren Gatten bald, heirathete nach dessen Tode „noch zwei Successores", den Pastor Gruben und darnach den Pastor Melchior Beillstein. Zum drittenmale Wittwe geworden, ward sie, da sie „ganz unvermögendt gewesen", von ihrem Sohne aus erster Ehe, Friedrich Portatius, littauischem Pfarrer in Insterburg, ins Haus genommen, verblieb, „da auch derselbige zu ihrem großen Leidwesen Anno 1688 im Osterfest verstarb", bei dessen Wittwe „biß an ihr seeliges Ende". Sie starb zu Insterburg 1689 „umb Michaelis im 74. Jahr ihres Alters".

So hat das durch Dach's Lied für alle Zeiten gefeierte Aennchen von Tharau sehr schwere Lebensschicksale gehabt, von denen sich die wenigsten etwas träumen lassen, welche mit fröhlichem Herzen singen:

Aennchen von Tharau ist die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.

Leipziger Theater.

Am 1. August erschloß sich wieder der Musentempel am Augustusplatze: eine neue Direction eröffnete die Saison. Auf Witte folgte Laube, auf Laube Haase, auf Haase Förster, auf Förster unser jetziger Director Stägemann. Nicht so friedlich war immer der Verlauf des Directionswechsels, wie man nach dieser schlichten Theaterchronik erwarten könnte: es fehlte nicht an Stürmen und Revolutionen und erbitterten Parteikämpfen. Keine der oft heftig angefeindeten Directionen hat indeß unser Theater unter das Niveau eines Stadttheaters ersten Ranges herabgedrückt, und wir sind überzeugt, daß auch der neue Director sich hierin allen seinen Vorgängern würdig anschließen wird. Sollte er sie übertreffen, um so besser. Niemand wird damit zufriedener sein als das Publicum und die Kritik.

Die Vorstellung des ersten Abends wurde mit einem von Wilhelm Henzen, dem neuen Dramaturgen, gedichteten Prolog eröffnet, der mit mehreren lebenden Bildern scenisch illustrirt war. Die Dichtung zeigte rühmenswerthe Formgewandtheit und an einzelnen Stellen poetischen Schwung. Es ist nicht leicht, solche dühnliche Gelegenheitsdichtungen zu machen und selbst Goethe verfiel dabei mehrmals in strohernes Allegorisiren. Bei uns ist Lipsia, die Stadtgöttin mit der Mauerkrone, eine stehende Figur, und sie führte auch in dem Henzen'schen Prolog das große Wort. Mit stolzem Selbstgefühl empfängt sie die Sprecherin der neuen Künstlerschaar und weigert ihr und ihrem Gefolge anfangs das Asylrecht. Freilich hätte die Sprecherin sich auch mit den künstlerischen Leistungen Lipsias vertrauter machen sollen: denn als diese ihre Bereitwilligkeit erklärt, ihr den Schatz derselben zu zeigen, da sagt die Sprecherin:

Ich lausche deinem Unterricht gespannt.

Sie hätte sich darüber schon vorher orientiren können. Nun erfährt sie, daß in Leipzig der Hanswurst verbrannt worden, daß die Bühne durch Gottsched und Lessing kraftvoll gereinigt worden, daß die deutsche Musik hier eine Heimath gefunden hat; die Reihe der berühmten Tonkünstler wird ihr vorgeführt und ihr rundweg erklärt, daß sie hier mit ihrer ganzen Schaar nur zu „verzagen" habe. Wir meinen, daß dieser Schluß der Lipsia nicht recht logisch ist: es ist ja mit keinem Wort von Künstlern und Sängern die Rede, welche die neue Kunstgemeinde bis zum Verzagen tief in den Schatten stellen könnten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Sprecherin muthig Stand hält, gegen feige Selbstverachtung protestirt, das Vergangene mit Begeisterung fortbilden will. Befremdlicher ist es, daß Lipsia sich so rasch bekehrt und die Sprecherin aufnimmt. Dann preist sie noch das kunstsinnige Bürgerthum und giebt der Sprecherin die Weisung, sich mit einigen Worten an das Publicum zu wenden. Diese schweigt erröthend und schlägt die Augen nieder; doch als ihr Lipsia Muth zuspricht, da faßt sie sich auch ein Herz und sagt mit größter Einfachheit und Innigkeit, wie die gedruckte Gebrauchsanweisung lautet: „Ihr Edeln, seid uns freundlich, seid uns gut." Das ist der Inhalt der Dichtung, die uns doch nach zwei Seiten hin nicht vollständig genügte. Einmal gemahnte sie mehr an den Prolog für eine Opernbühne: das Schauspiel wird darin sehr stiefmütterlich behandelt. Lessing mit dem „Jungen Gelehrten" und Gottsched mit dem „Sterbenden Cato", die gleichsom an der Wiege desselben stehen, sind doch keine genügenden Vertreter. Während die Musiker in aller Breite und in sehr gelungenen Versen charakterisirt werden, ein Katalog, zu dem noch das Photographiealbum lebender Porträtbilder kommt, werden Schiller, Goethe, auch der in Deutschland vollkommen acclimatisirte Shakespeare gar nicht genannt, die genialen Dioskuren nur in einem flüchtig vorüber gleitenden Vers erwähnt, die ganze Entwicklung des neuen Schauspiels todtgeschwiegen und nur die Romantik mit einigen versus memoriales ausgezeichnet. Auch diese Romantik ist aber mehr in der Oper zu Hause. Da unser neuer Director ein gefeierter Opernsänger ist, der auf drei Directoren folgt, welche als Dichter und Darsteller dem Bereiche des Schauspiels angehörten, so war um so mehr der Schein zu vermeiden, als solle die Oper besonders bevorzugt werden.

Dann aber dürfen wir von dem Prolog eines officiellen Dramaturgen wol auch erwarten, daß dos Programm der neuen Direction darin zur Sprache kommt. Henzen's Prolog beschäftigt sich aber wesentlich mit der Vergangenheit: von bestimmten Zielen, welche ins Auge gefaßt werden sollten, war gar nicht die Rede; höchstens könnte man aus dem Prolog eine Begeisterung für die mondbeglänzte Zaubernacht der Romantik herauslesen, wenn nicht blos die poetische Interpretation des Vorhangs den Dichter zu solchen Excursen veranlaßt hat. „Die monddeglänzte Zaubernacht" ist das Stichwort der Tieck'schen Dramatik: es wird im „Kaiser Octavianus" zuerst gebraucht. Nichts hat sich unfruchtbarer für die Fortbildung unserer Bühne erwiesen, als die Tieck'sche Romantik: mag ein Ferment derselben auch in dem Kunstwerk der Zukunft enthalten sein: im Drama der Gegenwart kann sie nur eine störende und trübende Wirkung ausüben. Statt des Programms erhalten wir nur von der Sprecherin die Versicherungen begeisternden Strebens-, während Lipsia sich zu der kühneren Wendung entschließt, sie hoffe, daß es den Künstlern glücken werde, Leipzigs Ruhm zu mehren.

Unerläßlich für jedes Festspiel sind die lebenden Bilder und doch sind sie ein Kreuz für die Regie und eigentlich auch für das Publicum, welches mit krampfhafter Hast das vorgeführte Bild zu erfassen und seinen Inhalt zu entziffern sucht. Oft gelingt dies beim besten Willen nicht rasch genug; denn wegen der angeborenen Unruhe der athmenden Menschen, die sich auf Unkosten der plastischen Geschlossenheit geltend machen könnte, schließt sich der Vorhang vor diesen Bildern meistens sehr bald wieder. Hr. Oberregisseur Gettke hatte die drei Bilder des Festspiels mit künstlerischem Verständniß gestellt. Das erste, die Verbrennung des Hanswursts darstellend mit den abziehenden Helden der Hanswurststücke, mit Lessing und Gottsched im Vordergrund, brachte einen abgeschlossenen Vorgang, der sich rasch fassen und übersehen läßt, zur Anschauung. Das zweite dagegen gemahnte wie ein Blatt aus einem Photographiealbum berühmter Musiker. Diese Aufgabe läßt sich in einem Wachsfigurencabinet besser lösen als in einem lebenden Bilde; sie stellt außerdem an die Regie die größten Anforderungen: denn es ist sehr schwer, Porträtähnlichkeit in treffenden Masken zu erreichen. Es war dies indeß diesmal, soweit sich die Tonkünstlergruppe in der Eile übersehen ließ, meistens gelungen. Auch der noch unter den Lebenden weilende Bayreuther Musikmessias erschien hier als Doppelgänger.

Das dritte Bild war am figurenreichsten, eine malerische Umdichtung des Bildes, welches der neue Vorhang zeigt. Dieser sicherte dem Festspiel einen Schlußeffect wie ihn weder dramatische Erfindung noch Darstellung hätte hervorbringen können. Nicht mit Unrecht durfte Lipsia den thatkräftigen Kunstsinn ihrer Bürger preisen: Einer derselben schenkte dem Theater einen neuen kostbaren Vorhang, ausgeführt von dem Hrn. Maler Hübner in Berlin, dem Sohne des Historienmalers Julius Hübner in Dresden. Der Vater hatte den Vorhang für das alte Dresdener Hoftheater gemalt, welches ein Opfer der Flammen geworden: nach dem Entwurf desselben ist der neue Leipziger Vorhang gemalt worden, der auf anwesende Dresdener einen durchaus anheimelnden, wehmüthigen Eindruck machte. Die allegorischen Figuren, die vom Dichter geführte Romanze, die anderen romantischen Gestalten, die auf einem Querstreifen angebrachten Figuren aus den Dramen der klassischen Dichter inspirirten zu jener Variante, welche uns das dritte Bild vorführt und in welcher diese Gestaltengruppen größere Bedeutung gewannen. Schade nur, daß man die mühsame und geschickte Gruppirung nicht

Digitized by Google

genug studiren konnte! Abgesehen von einer vielleicht etwas zu dunkeln Beleuchtung der Bilder ließen diese das Regietalent des Hrn. Gettke im besten Licht erscheinen; denn man kann jetzt überzeugt sein, daß die Regie auch die lebenden und bewegten Tableaux der großen Historiendramen mit gleichem Geschick und künstlerischem Geschmack arrangiren werde.

Als der neue Vorhang sich herunterssenkte, wurde er vom Publicum mit großem Jubel begrüßt. In der That wird es wol außer Leipzig keine zweite Stadt geben, in welcher einzelne Bürger dem Theater so großartige Geschenke und so bedeutende Zuwendungen machen.

Lipsia wurde von Frau Senger mit Hoheit dargestellt, die pathetischen Verse mit Adel und Nachdruck gesprochen. Die Sprecherin tritt in ihrer Schüchternheit sehr gegen diese hohe Dame Lipsia zurück: Frl. Saalbach sprach die wenigen Verse, die einen gewissen Aufschwung zulassen, mit Wärme. Im Uebrigen war sie eine sehr bescheidene Hilfeflehende; die Bitte um die Freundlichkeit und Güte des Publicums kam ihr gewiß aus dem Herzen: war es ihr doch zugefallen, die ersten Worte, die unter der Direction Stägemann auf der Bühne sich hören ließen, zu sprechen ... und das mußte die Befangenheit der Darstellerin noch erhöhen. Unter dieser unvermeidlichen Befangenheit litten auch die meisten, welche in der Darstellnng von Lessing's „Minna von Barnhelm" mitwirkten. Neue Collegen, ein neues Ensemble, ein neues Publicum: woher sollte da ein Gefühl voller Sicherheit kommen? Waren doch auch die Proben bald im Alten Theater, bald im Carolatheater, bald im Neuen Theater abgehalten worden, so daß auch die durch Proben zu gewinnende Vertrautheit mit den großen Räumen des letzteren fehlte. Dazwischen waren die Arbeiter thätig... Erfuhren wir doch erst infolge der entsetzlichen Katastrophe, welche am 2. August kurz vor Beginn einer Probe das Künstlerpersonal in Schrecken versetzte, daß der eiserne Vorhang, den das Publicum längst an Ort und Stelle glaubte, noch gar nicht befestigt ist. Wäre das bedauernswerthe schwere Unglück einige Minnten später passirt, so würden auch Mitglieder der neuen Künstlergemeinde und jedenfalls der Regisseur ihm zum Opfer gefallen sein. Bei dieser Unfertigkeit auch der äußeren Verhältnisse war an ungestörte Proben nicht zu denken, und die erste Aufführung mußte mehr oder weniger den Eindruck einer Zangengeburt machen. Gleichwol ging das Ensemble glatt und störungslos zusammen, nnd nur dem Spiele der Einzelnen merkte man die Befangenheit an, in welche sie die ganze Situation versetzte. Dies gilt auch von der Darstellerin der Titelrolle, Frl. Wilhelm, die einige gelungene Momente hatte, auch die Minna im Ganzen richtig als ein munteres, schalkhaftes, dabei gefühlvolles Mädchen auffaßte und frei von jener Weinerlichkeit hielt, mit der manche Künstlerinnen das Lessing'sche Mädchenbild retouchiren. Doch sprach Frl. Wilhelm nicht laut, nicht scharf bestimmt genug, so daß manches von ihrer Rede verloren ging. War es nicht die durchaus entschuldbare Unfähigkeit, die Räume des Neuen Theaters und seine Akustik nach Gebühr zu schätzen, so konnte man diese Ungleichheit und häufige Verwaschenheit der Rede nur der Anfängerschaft der Darstellerin schuld geben, die aber jedenfalls ein entwickelungsfähiges Talent zeigte. Am wenigsten befangen erschien Frl. Flössel als Franziska: sie setzte ihrer Rolle kecke Lichter auf und nachdem ihr degagirtes Spiel durch einen Hervorruf bei offener Scene belohnt worden war, schien sie sich in gesteigertem Uebermuth zu gefallen. Das Facit dieser unternehmungslustigen Darstellung war nun freilich nicht die correct nmschriebene Franziska Lessing's, sonbern eine echt moderne Soubrette, die aber durch die Urwüchsigkeit ihres Talentes interessirte. Dasselbe trat noch entschiedener hervor in der Rolle der Alwine Weiß in dem Benedix'schen Lustspiel „Der Störenfried", das im Alten Theater als erste Aufführung in Scene ging. Nachdem die Darstellerin einen munteren, an geflügelten Worten reichen Monolog Wilhelm Henzen's mit ebenso liebenswürdiger Naivetät, wie klarer Präcision und einem Farbenspiel des Vortrags, welches jede schalkhafte Wendung zur Geltung kommen ließ, gesprochen hatte, zeigte sie als Alwine Weiß, daß sie auch für den Ausdruck natürlichen Gefühls und kindlicher Unschuld die durchaus geeigneten Mittel der Darstellung besitze.

Der Befangenheit des ersten Abends wollen wir es auch zuschreiben, daß Hr. Meyer als Werner nicht ganz den rechten Ton traf, zu sehr ins elegisch Gefühlvolle verfiel, während er als Lonau im „Störenfried" uns ein kräftig und edel gehaltenes Bild des tüchtigen und männlichen Stadtsyndikus gab. Auch der Tellheim des Hrn. Baxmann erschien uns, abgesehen von einzelnen Stellen kräftiger Erhebung, nicht farbenfrisch genug. Der Just des Hrn. Moritz war keine Schablonenfigur, aber auch zu wenig aus Einem Gusse, etwas zu sehr vom modernen Humor zersetzt. Derselbe Darsteller zeigte als der alte Leberecht Müller im „Störenfried" ein recht tüchtiges originelles Zeichnungstalent, aber auch die Geneigtheit, etwas über die Stränge zu schlagen. Der Wirth des Hrn. Rohland war beweglich, sein Henning im „Störenfried" verfimpelt. Riccaut de la Marliniere wurde von Hrn. Grnde sehr maßvoll, frei von allen chargirten Zusätzen durchgeführt.

Im „Störenfried" gab Frau Baumeister die Geheimräthin Seefeld mit Eleganz und dem nöthigen graziösen Ton; Frl. Saalbach zeigte als Thekla warmen Ausdruck der Empfindung. Hr. Teucher war als Hubert Maiberg ein Liebhaber von ungezwungen natürlichem Spiel. Frl. Mantenssel (Babette), Frl. Heinrich (Minette) und Hr. Tietz als Gärtner Ehrhardt, gaben gut ausgeführte Episoden.

Am Eröffnungsabend im Neuen Theater erschien am Schluß auch Hr. Director Stägemann und richtete einige anspruchslose Worte an das Publicum, die den besten Eindruck machten. Wenn „Minna von Barnhelm" im Ganzen nnr mäßigen Beifall fand, so wurde der „Störenfried" dagegen mit großer Lebhaftigkeit anfgenommen. Er wurde nicht nnr besser gespielt; er ist nicht blos ein leichteres Stück, sondern es bewährte sich auch von Neuem die größere Empfänglichkeit des Publicums im Alten Hause, sein lebhafteres Entgegenkommen, wie es auch Wilhelm Henzen in den gelungenen Versen seines Prologs anerkennt:

Hier thut die Kunst an Lust und Scherz sich gütlich;
Denn alte Häuser sind ja stets gemüthlich.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

—m— Der Kölnische Krieg. Von Max Lossen. Vorgeschichte 1565—1581. Gotha, Fr. A. Perthes 1882. 8°. (15 M.) — Zweimal wurde im 16. Jahrhundert der Versuch gemacht, das Erzstift Köln der Reformation zu gewinnen: 1513—1545 durch den Erzbischof Hermann von Wied, über den wir seit einigen Jahren die tüchtige Monographie Barrentrapp's besitzen, dann (obwol inzwischen durch die allerdings unter Protest der evangelischen Reichsstände erfolgte Aufnahme des „geistlichen Vorbehaltes" in den Augsburger Religionsfrieden der Grundsatz, daß geistliche Reichsstände durch ihren Uebertritt zur neuen Lehre ihre geistlichen Fürstenthümer aufzugeben gezwungen seien, durchgedrungen war) 1582 durch Erzbischof Gebhard Truchseß. Des letzteren Unternehmen führte zum sogenannten Kölnischen Kriege, in dem Gebhard unterlag. Wäre sein Vorhaben gelungen, so wäre es namentlich deshalb von unberechenbarer Bedeutung für die Geschichte des deutschen Reichs gewesen, weil durch die Umwandlung des Erzstifts Köln in ein weltliches Kurfürstenthum die Majorität im Kurfürstencollegium aufgehört hätte, eine katholische zu sein. Der Kölnische Krieg

bildet daher eine hochwichtige Episode in der Reichsgeschichte des 16. Jahrhunderts und verdient wol eine eingehende Untersuchung, die allerdings weit ausholen mußte, um zu befriedigenden Resultaten zu gelangen. Der stattliche, uns vorliegende Band, der nur die Vorgeschichte des Kölner Kriegs enthält, liefert den Beweis, daß der Verfasser der großen Aufgabe, die er sich gestellt hat, vollkommen gewachsen ist; er beherrscht das gewaltige archivalische Material, auf dem sich das Werk aufbaut, mit vollkommener Sicherheit und weiß dasselbe zu einem wohlabgerundeten Ganzen zu gestalten, wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß die Lectüre des Werks eine leichte sei. Im Vordergrund steht die Geschichte des Erzstifts Köln seit der Wahl Salentins von Isenburg zum Erzbischof (1567) und namentlich die Bewerbungen um dasselbe, bei denen schließlich Gebhard 1581 den Sieg über den bayrischen Prinzen Ernst davon trug. Um zur Klarheit über diese Vorgänge zu gelangen, bedurfte es eingehender Untersuchungen über die Politik der Häuser Bayern und Jülich und über die niedersächsischen Hochstifter, insbesondere über das Stift Münster. Wir vermeiden es, näher auf die Resultate dieser weitverzweigten und verwickelten Forschungen einzugehen. Das Buch gehört jedenfalls zu den gediegensten Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte des 16. Jahrhunderts, die wir bis jetzt besitzen.

** Unterredungen aus der Volkswirthschaftslehre. Für Fortbildungsschulen und zum Selbstunterrichte bearbeitet von A. Patuschka, Mittelschullehrer. Schmölln, Reinhold Bauer, 1882. — In den vier Hauptabschnitten: Güterproduction, Umlauf der Güter, Einkommen der Güter, Güterverbrauch oder Consumtion hat sich der Verfasser bemüht, das Wichtigste aus der Volkswirthschaftslehre, soweit dasselbe sich zum Unterrichte in der Fortbildungsschule eignet, zusammenzustellen und populär darzustellen. Man könnte das Werkchen einen vervolksthümlichten „Roscher" nennen. Der Verfasser geht bei dem Unterrichte von den Erscheinungen des wirthschaftlichen Lebens selbst aus und nimmt erläuternde Beispiele mit Vorliebe aus der biblischen Geschichte, oder aus der Heimath. Dadurch hat sein Leitfaden für die Volkswirthschaftslehre allerdings zuweilen einen allzu sichtbaren „Schmöllner" Anstrich erhalten. Auch ist der Verfasser bei Abfassung seines Leitfadens so gewissenhaft gewesen, jede witzige Bemerkung, die er in der Praxis, d. h. bei Ertheilung des Unterrichts in der Volkswirthschaftslehre, hat fallen lassen, mit photographischer Treue zu fixiren. Daß das Werkchen dadurch inhaltlich immer gewonnen hätte, wollen wir nicht behaupten: einige der von dem Verfasser angezogenen erläuternden Beispiele sind geradezu banal — wir denken beispielsweise an den S. 97 citirten Ausspruch des jungen Pfarrers, der übrigens S. 121 zum Ueberfluß noch einmal angezogen wird, an die Bemerkungen S. 147 unter c, S. 57 u. s. w. —, auch ist die Sprache zuweilen nichts weniger als gewählt. Trotzdem wollen wir recht gern glauben, daß der — übrigens außerordentlich belesene — Verfasser mit seiner Lehrmethode erfolgreich gewirkt hat und noch wirkt und daß seine Collegen aus den vorliegenden „Unterredungen" Manches entnehmen und mit Erfolg werden verwerthen können. Der Preis 80 ₰ bez. 1 ℳ für das Exemplar muß als sehr billig bezeichnet werden.

— Lorck, Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst. 1. Theil. Leipzig, J. J. Weber. 1882.

Faulmann, Illustrirte Geschichte der Buchdruckerkunst. Lief. 12—18. A. Hartleben's Verlag.

Die beiden vorliegenden Schriften über die geschichtliche Entwicklung der von Johann Gutenberg erfundenen Kunst sind für ganz verschiedene Leserkreise berechnet: Lorck wünscht seinem Buche Lob in den Fachkreisen und bei den Historikern, Faulmann dagegen strebt einen weiten Leserkreis an. Während aber der erstere allerlei sachliches Material, als Citate, Belege, neueste Untersuchungen von Fachgelehrten und eigene Philosopheme ins Treffen führt, sucht er doch wieder ab und zu durch lebendige fesselnde Darstellung auch den gebildeten Laien zu unterhalten; wogegen der Stil des letzteren oft eine Trockenheit erreicht, die dem strengen Forscher und gründlichen Kenner seines Zweiges gerne verziehen wird. So weit sich dies aus den Theilen, die Referent bespricht, ersehen läßt, gehen aber beide Schriften kaum über eine Geschichte der Buchdrucker hinaus, am ehesten versucht noch Lorck, der Kunst Entfaltung neben der der Drucker zu betonen. Sein Interesse für alle Zweige, die mit dem Bucherzeugen in näherer Beziehung sind, und seine fleißige Untersuchung über Leipziger Quellen macht dies Werk für unsere Stadt besonders werthvoll und manches sehr bemerkenswerthe Detail über Leipzigs frühere Drucker, Illustratoren und Buchbinder erfahren wir darin. Allerdings tritt die Besprechung der Sache gegen die der damit verwachsenen Personen in den Hintergrund, so viele interessante Bemerkungen auch der Leser in dem Halbbande vorfindet. Diese Absicht des Verfassers, seine Resultate und Beobachtungen über Druck, Verlagsverhältnisse, Illustrationswesen, die Entwicklung der vervielfältigenden Künste und die Buchbinderei mitzutheilen, entzieht aber der eigentlichen Geschichte der Buchdruckerkunst viel Raum und läßt uns darum wichtige, diese Kunst betreffende Abschnitte schmerzlich vermissen. So würde jeder Leser und Bücherfreund, vornehmlich aber der Drucker dem Verfasser dankbar sein, wenn derselbe, nachdem er doch den richtigen Gedanken ausspricht, daß in ästhetischer Beziehung die ältesten Drucke auch unserer Zeit als Vorbilder dienen müssen, diese Seite des Druckwesens mit Beispielen belegt und durch Untersuchungen über die Gestaltung einer mustergiltigen Druckseite, über den Zusammenhang zwischen geometrischer und ornamentaler Construction der Druckseite und den einzelnen Buchstaben und über die Anwendung der Schönheitsgesetze, die Erzielung der Harmonie unter steter Rücksichtnahme auf den Zweck der leichten und angenehmen Lesbarkeit ebenso unterhalten, als (was noch wichtiger und nothwendiger ist) allgemein belehrt hätte. Freilich ist eine Belehrung dieser Art ohne Anwendung von Illustrationen sehr schwierig. Damit aber wären die natürlichen Grundlagen für eine ästhetisch-kritische Geschichte der Buchdruckerkunst gegeben, bei welcher auch die verdienten Drucker gewinnen würden, weil sich dem Leser durch die gegebenen Beweise die Ueberzeugung aufdrängen müßte, daß die genannten Personen ihre Lorbeeren mit Recht tragen. So viele Werke aber auch über die Geschichte der Buchdruckerkunst existiren, kein einziges behandelt dieses dankbare Gebiet und giebt uns Aufschluß darüber, worin es lag, daß gewisse Druckerzeugnisse von Amateuren bevorzugt wurden, was Bücherfreunde an den Lettern Schöffer's, an den Baseler und Venetianerdrucken, an gewissen besten Elzevirdrucken u. a. so hochschätzen u. dgl. Die Worte „Ebenmaß, Eleganz, leichte Lesbarkeit" sind freilich richtig und wahr, allein, weil es gar viele Lösungen dafür giebt, zu unbestimmt und nicht unterrichtend genug. Hinsichtlich der Ausstattung beider Werke haben sich die Verleger entschieden vor Augen gehalten, daß eine Geschichte der Buchdruckerkunst selbst eine musterhafte Druckleistung bieten solle und haben sich beide vorzüglicher Officinen bedient; Lorck's Werk ist aus der Officin von Drugulin in Leipzig, Faulmann's Arbeit aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei hervorgegangen; wenngleich beide Werkstätten an diesen Büchern von ihrem Können Zeugniß geben, so ist auch nach dieser Richtung das Lorck'sche Werk vorzuziehen wegen der geschmackvollen Anlage des Titels, Wahl der Lettern, harmonischen Formirung der Seiten u. dgl. Man betrachte nur bei Faulmann's Werk die beiden Seiten 358 und 359 mit den sieben fetten Worten, welche allzu sehr auffallen, mit den fünf verschiedenen Schriftgrößen, mit den drei Fliegenköpfen, welche bei sorgfältiger Revision gewiß zu vermeiden gewesen wären, und man wird zugeben, daß bei sorgfältiger Anlage dies hätte besser gemacht werden können; wie viel in dieser Beziehung als Schuld dem Autor

beigemessen werden kann, läßt sich wol nicht eruiren, jedenfalls ist es seine Schuld, daß die beiden ersten Zeilen der erstgenannten Seite mit demselben Worte beginnen u. s. w. Bei allen diesen und ähnlichen Mängeln ist doch Faulmann's illustrirte Geschichte ein willkommenes, mit guten Proben versehenes Buch. Lord's Handbuch giebt in seinem ersten Theile eine klare Uebersicht über die Erfindung und Ausbreitung der Buchdruckerkunst zwischen 1450—1750. Beide Werke enthalten vielfache und lehrreiche Aufschlüsse. Fbg.

Verzeichniß der im Winterhalbjahre 1882/83 auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen.

(Anfang: 16. October. Schluß: 15. März.)

I. Theologische Facultät. Proff. ordd. Hofmann (Decan bis 31. October): Praktische Theologie I. Theil; Pädagogik und Geschichte derselben; Auslegung der Briefe Johannis; katechetisches Seminar; pädagogisches Seminar: a) praktische Uebungen; b) Besuche an Lehr- und Erziehungsanstalten. — Kahnis: Kirchengeschichte II. Theil; Dogmengeschichte; Uebungen des theologischen Vereines. — Luthardt: Auslegung des Johannesevangeliums; Dogmatik; dogmatische Gesellschaft; Lausitzer Predigergesellschaft. — Lechler: Kirchengeschichte I. Hälfte; Grundsätze des evangelischen Kirchenrechts; Lausitzer Predigergesellschaft. — Delitzsch: Einleitung in das Alte Testament; Erklärung des Jesaia; Lausitzer Predigergesellschaft; studentischer Missionsverein; englische exegetische Gesellschaft (jüdische Cultusalterthümer). — Fricke: Theologische Ethik; Auslegung der Briefe Pauli an die Galater und an Philemon; exegetisches Seminar A. u. N. T.; Lausitzer Predigergesellschaft. — Baur: Erklärung der Genesis; System der praktischen Theologie II. Theil; homiletisches Seminar; Lausitzer Predigergesellschaft. — Schmidt (Decan vom 1. Noaember an): Encyklopädie der Theologie; Auslegung der beiden Corintherbriefe; evangelische Katechetik; katechetische Gesellschaft; Lausitzer Predigergesellschaft. — Prof. ord. hon. Hälemann: Lateinische Auslegung des Briefes Pauli an die Colosser; exegetischer Verein des A. und N. Testaments. — Priv. Doce. Guthe: Erklärung der Psalmen; das moderne Palästina, seine Bewohner, Religionen und Cultur; theologische Gesellschaft. — Ryssel: Hebräische Grammatik; hebräische Gesellschaft; über den Unsterblichkeitsglauben im Alten Testament. — König: Biblische Theologie des Alten Testaments; Chronologie der Geschichte Israels. — Schultze: Einleitung in das Neue Testament; kirchenhistorische Gesellschaft. — Schnedermann: Biblische Theologie des Neuen Testaments; exegetische Gesellschaft Neuen Testaments.

II. Juristische Facultät. Praff ordd. Friedberg (Decan bis 31. October): Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte; deutsches Reichs- und Landesstaatsrecht; Handels-, Wechsel- und Seerecht; Uebungen der kirchenrechtlichen Gesellschaft. — Windscheid ist mit Urland abwesend. — Osterloh: Deutscher Civilproceß; civilproceßrechtliches Seminar. — Müller: Königlich sächsisches Privatrecht auf der Grundlage des bürgerlichen Gesetzbuchs, II. Theil; ausgewählte Lehren des sächsischen Privatrechts. — Schmidt: Institutionen und äußere Geschichte des römischen Rechts; Pandekten I. Theil (mit Ausschluß des Familien- und des Erbrechtes). — Kuntze (Decan vom 1. November an): Innere Geschichte des römischen Rechts (nebst römischem Civilproceß); Pandekten II. Theil (Familien- und Erbrecht); römisches Staatsrecht (für Juristen und Philologen). — Stobbe: Deutsches Privatrecht mit Einschluß des Lehnrechts; katholisches und evangelisches Kirchenrecht; germanistische Uebungen. — Binding: Gemeines deutsches Strafproceßrecht; deutsches Reichsstaatsrecht; Strafrechts-Praktikum. — Wach: Strafrecht; Geschichte des römischen Civilprocesses; Civilproceß-Praktikum. — Prof. ord. hon. Voigt: Encyklopädie des Rechts. — Proff. extr. Götz: Internationales Privatrecht; Themata aus dem Handels- und Wechselrecht; Pandekten (Familien- und Erbrecht) in colloentorischer Form. — Lenel: Pandekten II. Th. (Familien- und Erbrecht); praktische und exegetische Uebungen im Gebiet des Pandektenrechts. — Weismann: Encyklopädie des Rechts; summarische Processe und Konkursproceß. — Stammler: Preußisches Civilrecht; Pandekten-Repetitorium (mit praktischen und exegetischen Uebungen). — Wagner: Handels- und Wechselrecht; Seerecht; Völkerrecht. — Schwalbach: Civilproceß; Grundzüge des normaligen gemeinen Civilprocesses; Interpretationsübungen über die proceßrechtlichen Theile des Corpus juris canonici.

III. Medicinische Facultät. Proff. ordd. Thiersch (Decan bis 31. October): Vorlesung über Chirurgie II. Theil; chirurgische Klinik. — Radius: Oeffentliche und private Hygiene; Pharmakognosie mit Demonstrationen. — Credé: Geburtshilfliche und gynäkologische Klinik und Poliklinik; über geburtshilfliche Operationen, mit Einübung derselben am Phantome. — Wagner: Medicinische Klinik; Cursus der Percussion und Auscultation (in Verbindung mit Hrn. Dr. med. Lenhartz). — Ludwig: Physiologie der Empfindung und Bewegung; physiologische Besprechungen; Arbeiten für Geübtere im physiologischen Institut. — Coccius (Decan vom 1. Noaember an): Klinik für Augenkrankheiten; Augenspiegelcursus; specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des Augapfels. — His: Systematische Anatomie des Menschen (Eingeweide, Nerven und Sinnesorgane); Präparirübungen. — Braune: Systematische Anatomie des Menschen (Knochen, Gelenke, Muskeln und Gefäße); Präparirübungen. — Cohnheim: Allgemeine Pathologie; demonstrativer Cursus der pathologischen Anatomie, zugleich mit Sectionsübungen; praktisch-mikroskopischer Cursus der pathologischen Histologie; experimentelle und mikroskopische Arbeiten im pathologischen Institut. — Hofmann: Ueber die Ernährung des Menschen, sowie über Nahrungsmittel und ihre Verfälschungen; Cursus über hygieinische Untersuchungsmethoden; experimentelle Arbeiten und Uebungen im hygienischen Institut. — Erb: Specielle Pathologie und Therapie II. Theil (Krankheiten des gesammten Nervensystems); medicinische Poliklinik. — Proff. extr. Sonnenkalb: Staatsärztliches Praktikum; gerichtliche Medicin für Juristen. — Carus: Anatomie und Physiologie der Hausthiere. — Winter: Einleitung in das Studium der Medicin; Receptirkunst, nebst Uebersicht der wichtigsten Arzneimittel. — Hennig: Geburtshilfe, theoretisch und praktisch; pädiatrische Klinik. — Reelam: Communal-Hygiene (d. h. öffentliche Gesundheitspflege in kleinen und großen Gemeinden) mit Experimenten und Demonstrationen; gerichtliche Medicin (mit Demonstrationen). — Schmidt: Chirurgische Poliklinik; Anatomie am Lebenden. — Wenzel: Repetitorium der gesammten systematischen Anatomie des Menschen; anatomisch-physiologisch-diätetische Vorträge für Nichtmediciner, insbesondere für Pädagogen und Studirende der Naturwissenschaften, I. Theil. — Rauber: Entwickelungsgeschichtliches Praktikum (Wirbelthiere und Wirbellose); Urgeschichte des Menschen. — Heubner: Districtspoliklinik; specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des Kindesalters. — Hagen: Ottatrische Poliklinik; laryngiatrische Poliklinik; Cursus der Ohrenheilkunde mit Demonstrationen; Cursus der Laryngoskopie. — Brenner ist beurlaubt. — Flechsig: Psychiatrische Klinik. — Drechsel: Physiologisch-chemisches Praktikum; physiologische Chemie mit besonderer Berücksichtigung des Stoffwechsels. — Weigert: Praktisch-mikroskopischer Cursus der pathologischen Histologie; pathologisch-anatomische Besprechungen. — Priv. Doce. Meißner: Gerichtliche Geburtskunde; theoretische und praktische Operationslehre für Geburtshelfer. — Haake: Gynäkologische Klinik; Repetitorium der Geburtshilfe. — Naumann: Allgemeine Pharmakodynamik und Hydrotherapie. — Friedländer: Specielle Pathologie und Therapie der Localkrankheiten. — Fürst: Einleitung in die Geburtshilfe, nebst Phantom- und Touchirübungen; über Vaccination, nebst Impfübungen; pädiatrische Poliklinik. — Schräter: Augenspiegelcursus (in sechswöchentlichen Cursen); Pathologie und Therapie der Augenkrankheiten; Anleitung zur Augenuntersuchung; Polikliaik für Augenkranke. — Leopold: Klinische Vorträge über Gynäkologie, mit Krankenvorstellung; Phantomübungen; gynäkologische Poliklinik. — Schön: Augenspiegelcursus; Augenoperationscursus; augenärztliche Untersuchungsmethoden. — Tillmanns: Chirurgischer Operationscursus; chirurgischer Verbandcursus; über Fracturen und Luxationen. — Schildbach: Orthopädische Poliklinik. — Baelz ist beurlaubt. — Hesse: Operative Zahnheilkunde; über Pflege und Behandlung der Zähne (für Mediciner). — Küster: Augenärztliche Poliklinik; augenärztliche Propädeutik (äußere Untersuchung, Ophthalmoskopie und Functionsprüfung des gesunden und kranken Auges). — von Lesser: Chirurgische Poliklinik; chirurgischer Verbandcursus; über lebensrettende Operationen mit Versuchen und Demonstrationen. — Huber: Pathologische Anatomie des Digestionsapparates. — Strümpell: Klinische Propädeutik; specielle Pathologie und Therapie der acuten Infectionskrankheiten. — Gaule: Praktisch-mikroskopischer Cursus der normalen Histologie; histologisches Laboratorium; über die Centralorgane des Nervensystems; physiologische Versuchsmethoden. — Moldenhaaer: Ueber die Untersuchungsmethoden des Hörorgans; Ohrenspiegelcursus. — Sänger: Geburtshilfliche Propädeutik (theoretische Geburtshilfe und Phantomübungen); Repetitorium der Geburtshilfe mit Phantomübungen; Physiologie und Pathologie des Wochenbettes. — Kölliker: Chirurgische Propädeutik; Verbandcursus; die chirurgischen Krankheiten der männlichen Harn- und Geschlechtsorgaae; chirurgische Poliklinik. — Emmerich ist beurlaubt. — von Frey: Ueber Verbauung und Resorption; physiologische Versuchsmethoden. — Landerer, chir.-klin. Assistent (im Auftrage von Dr. med. Thiersch): Chirurgischer Verbandcursus.

IV. Philosophische Facultät. Wundt (Decan bis 31. October): Geschichte der neueren Philosophie mit einer einleitenden Uebersicht über die Geschichte der älteren Philosophie; psychologische Gesellschaft; psychophysische Uebungen für Vorgerücktere (Fortsetzung). — Drobisch: Ueber Kant's Theorie und Kritik des menschlichen Erkenntnißaermögens (Schluß). — Fechner ist vom Abhalten der Vorlesungen dispeasirt. — Flrischer: Erklärung des Koran nach Beidhâwi;

Erklärung der Hamâsa; Erklärung des Diwans von Hafiz; Erklärung von Wickerhauser's türkischer Chrestomathie; Uebungen der arabischen Gesellschaft. — Roscher: Praktische Nationalökonomik und Wirthschafts-Polizei; Finanzwissenschaft; Hauptlehren der landwirthschaftlichen Politik und Statistik. — Hankel: Physik II. Theil (Magnetismus, Elektricität und Wärme); physikalische Uebungen für künftige Lehrer und Mediciner; physikalische Uebungen füe Fortgeschrittenere. — Zarncke (Rector Magnificus bis 31. October): Geschichte der deutschen Literatur bis zur Reformation; Uebungen des deutschen Seminars. — Overbeck: Einleitung in die griechische Mythologie; Uebungen des archäologischen Seminars. — Curtius: Griechische Grammatik; Uebungen des philologischen Seminars; grammatische Gesellschaft. — Masius: Geschichte der Pädagogik I. Theil; allgemeine Didaktik; Uebungen des pädagogischen Seminars nebst Vorträgen übee Methodik. — Ebert: Einleitung in das vergleichende Studium dee romanischen Sprachen; Erklärung altfranzösischer Gedichte nach Bartsch's Chrestomathie de l'ancien français; romanische Gesellschaft (Lectüre spanischer Dichtungen). — Kolbe: Organische Expeeimentalchemie; chemisches Praktikum für Anfänger; praktisch-chemische Uebungen und Untersuchungen für Fortgeschrittenere. — Voigt: Geschichte des deutschen Kaiseethums van Karl dem Großen bis zum Untergange der Staufen; Geschichte der französischen Revolution. — Scheibner: Theorie der ganzen Functionen; über lineare Gleichungen und Determmanten. — Schenk: Expeeimentalphysiologie der Pflanzen; botanisches Laboratorium für Anfänger und Fortgeschrittenere. — Neumann: Theorie des Newton'schen Potentials; Bespeechung mathematischer Aufgaben. — Leuckart: Vergleichende Anatomie; zoologisch-zootomische Uebungen für Anfänger und Geübtere; zoologische Gesellschaft. — Blomeyer: Allgemeine Grundsätze des Acker- und Pflanzenbaues; specieller Pflanzenbau tl. Theil (Cultur der Handelsgewächse und Wiesen). — Zirkel: Allgemeine Mineralogie nebst repetitoeischen Uebungen; mineralogische und geologische Arbeiten und Untersuchungen im Institut. — Wiedemann (Procancellarius vom 1. November an): Anorganische Experimentalchemie; chemische und physikalische Arbeiten im Laboratorium. — Lange: Geschichte der römischen Literatur; Uebungen der römisch-antiquarischen Gesellschaft. — Springer: Geschichte der italienischen Kunst seit dem XIV. Jahrhundert; kunsthistorische Uebungen; Anleitung zu kunsthistorischen Arbeiten für Geübtere. — Krehl: Grammatik der syrischen Sprache; Erklärung der äthiopischen Chrestomathie von Dillmann; Erklärung der Mu'allakât nach der Ausgabe von Arnold (Amr. b. Kalthûm). — Hildebeand: Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert bis zue Genieperiode; Erklärung des mittelhochdeutschen Gedichtes vom Meier Helmbrecht. — Fricker: Naturrecht (Rechtsphilosophie); Völkerrecht. — Ebers: Altägyptische Grammatik (für Anfänger). — Heinze: Psychologie; philosophische Uebungen über Spinoza's Ethik. — Leskien (Procancellarius bis 31. October): Vergleichende Geammatik der slavischen Sprachen; Erklärung altserbischer und altkroatischee Sprachdenkmäter. — Lipsius: Attische Staatsalterthümer; Uebungen des philologischen Proseminars; Uebungen der griechisch-antiquarischen Gesellschaft; Uebungen des kaiserlich russischen philologischen Seminars. — von Noorden: Geschichte des 19. Jahrhunderts; Uebungen des historischen Seminars (ausgewählte Fragen zur Geschichte Heinrich's IV. und Gregor's VII.). — Ribbeck (Decan vom 1. November an): Geschichte der attischen Komödte und Erklärung von Aristophanes' Wespen; Uebungen des philologischen Seminars; philologische Gesellschaft. — Windisch: Sanskrit-Uebungen füe Anfänger (nach Stenzler); Einführung in den Rig-Beda; Einführung in das Cymeische (oder Welsh); Pâli. — Wülcker: Historische Grammatik der englischen Sprache; altenglische Uebungen; neuengtische Uebungen. — Klein: Anwendung der Differential- und Integralrechnung auf Geometrie; geometrische Uebungen in Differential- und Integralrechnung; ausgewählte Capitel aus der Functionentheorie (nur für Fortgeschrittene); mathematisches Seminar. — Bruns: Himmlische Mechanik; Seminar für wissenschaftliches Rechnen. — Praff. ardd. han. Strümpell: Einleitung in die Philosophie und Logik; allgemeine Pädagogik; wissenschaftlich-pädagogisches Praktikum. — Marbach: Ueber Dampf und Dampfmaschinen. — Biedermann: Deutsche Culturgeschichte von den Anfängen des Deutschen Reiches (843) bis zu dessen Auflösung (1806) mit einem einleitenden Rückblick auf die ältesten Zeiten; Geschichte der deutschen Literatur im 16. und 17. Jahrhundeet; Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert; eultur- und literaturgeschichtliche Gesellschaft. — Credner: Allgemeine Gealogie; Paläontologie (Fortsetzung). — Wenck: Geschichte Deutschlands voat Augsburger Religionsfrieden (1555) bis zum Ausgange des dreißigjährigen Krieges; sächsische Geschichte. — Knop: Chemisches Praktikum; Vorlesungen über Agriculturchemie. — Stohmann: Technische Chemie oder chemische Technologie; die Milch, ihee Production und Verwerthung; Uebungen im Laboratarium des landwirthschaftlich-physiologischen Instituts. — Hermann: Einleitung in die Philosaphie und Logik; vergleichende Darstellung und Kritik der wichtigsten neueren philosophischen Systeme; über die Grunddegriffe der Aesthetik. — Mayer: Einleitung in die theoretische Mechanik; mathematisches Seminar. — von dee Gabelentz: Chinesische Grammatik; Mandschu-Grammatik; linguistische und sinologische Uebungen. — Proff. extr. Jacobi: Einleitung in das Studium der Cameralwissenschaften; allgemeine Landwirthschaftslehre; über Etymologie. — Minckwitz ist vom Abhalten der Vorlesungen dispensirt. — Eckstein: Cicero de aratore lib. I. lateinisch erkläet; Methodik des lateinischen Unterrichts (Fortsetzung); Uebungen des pädagogischen Seminars. — Brandes: Herodotos, Buch 1 und 2, vom historischen Standpunkte aus erläutert; Geschichte der germanischen Rechtsquellen bis auf den Sachsenspiegel; germanistische Gesellschaft. — Hiezel: Pharmacie (anorganische Präparate). — Seydel: Encyklapädie der Philosophie, d. i. systematische Erörterung der hauptsächlichsten philosophischen Probleme und Streitfragen; Gesammtübersicht der Geschichte der Philosophie. — Pückeet: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation; preußische Geschichte vom großen Kurfürsten bis zum Tode Friedrich's des Großen. — Birnbaum: Thierzucht II. Theil; über Buchführung; über Taxations- und Ertragsanschläge; Geschichte und Literatur der Land- und Volkswirthschaft mit Berücksichtigung dee Tagesfragen. — Zürn: Anatomie und Physiologie der Haussäugethiere; Beurtheilungstehre des Pferdes, nebst Demonstrationeu am lebenden Pferde; mikroskopischer Cursus. — Caetanjen: Gerichtliche Chemie, mit Expeeimenten. — Paul: Geschichte der Musik vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart; die Lehre van der Harmonik, mit praktischen Uebungen; die musikalische Metrik und Rhythmik mit besonderer Berücksichtigung der griechischen Musik. — von der Mühll: Einleitung in die Differential- und Integralrechnung; über die mathematische Theorie des Lichtes; mathematisch-physikalische Uebungen im mathematischen Seminar. — Delitzsch: Abriß der Geschichte der Erdkunde; Methodik des geographischen Unterrichts; geographische Gesellschaft. — Arndt: Allgemeine Verfassungsgeschichte des Mittelalters; deutsche Geschichte vom Interegnum bis zur Reformation; Uebungen des historischen Seminars. — Gardthausen: Quellenkunde zur geiechischen und römischen Geschichte; Uebungen des historischen Seminars. — Hiezel: Geschichte der griechischen Literatue; Einleitung in die platonischen Schriften. — Delitzsch: Geschichte Babyloniens und Assyriens, mit besonderer Berücksichtigung Israels; Hebräisch: Erklärung des Deuteronominm; Assyrisch I. Cursus: kurzgefaßte Grammatik nebst Erklärung leichterer Keilschrifttexte; Assyrisch III. Cursus: Erklärung schwerer, besonders dilinguer Keilschrifttexte. — Wiedemann: Allgemeine Physik, insbesondere Molecularphysik. — von Meyer: Theoretische Chemie. — Weddige: Chemie der aromatischen Verbindungen. — Priv. Doce. Weiske: Uebersicht der Physik. — Sachße: Einleitung in die Agriculturchemie. — Luerssen: Naturgeschichte der Algen, Pilze und Flechten; Repetitorium der Botanik. — Wolff: Philosophische Ethik. — Rolph ist beuelaubt. — Brugmann: Grammatik der Sanskrit-Sprache (nach Stenzler's Elementarbuch); Erklärung von Kâlidâsa's Çakuntalâ; Uebungen des kaiserlich russischen philologischen Seminars. — Walcker: Die Arbeiterfrage mit besonderer Berücksichtigung der englischen und deutschen Gewerkvereine; nationalökonomische und statistische Uebungen. — Friedberg: Theoretische Nationalökonomik; Oekonomik des Eisenbahnwesens. — Birch-Hirschfeld: Uebee die Artussage und Interpeetation des Chevalier au lyon (Ausgabe von Holland); Geschichte der peovenzalischen Literatur; Uebungen auf dem Gebiete des Neufranzösischen. — Lindner: Allgemeine Religionsgeschichte; altpersische Grammatik und Erklärung der Keilinschriften; Lectüre ausgewählter Stücke des Aoesta. — Chun: Specielle Zoologie der Wirbelthiere. — Meyer: Geschichte des alten Aegyptens; Uebungen des historischen Seminars. — Creizenach: Geschichte der neueren deutschen Literatur II. Theil (vom Beginn der Genieperiode bis auf Goethe's Tod); Erklärung von Voltaire's Merope. — Ost: Historische Einleitung in das Studium der Chemie. — Hahn: Ausgewählte Abschnitte aus der physischen Erdkunde (Meteorologie und Hydrographie); Geographie von Nordamerika mit besonderer Berücksichtigung der Bereinigten Staaten; Uebungen der geographischen Gesellschaft. — Holzapfel: Erklärung ausgewählter Briefe Cicero's; Uebungen über Plutarch's Cicero. — Rohn: Projectivische Geometrie; Uebungen hierzu. — Schreiber: Bildwerke zu Homer und den Kyklikern; Einleitung in die griechischen Privatalterthümer mit Rücksicht auf die Kunstdenkmäler; archäologische Uebungen. — Techmer: Einleitung in die Sprachwissenschaft I. Theil: Physiologie der hörbaren Sprache (Phonetik); Uebungen der Gesellschaft für Sprachwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung der neueren Sprachen und der Sprachphysiologie. — Marshall: Darwin'sche Theorie. — von Bahder: Grammatik des Alt- und Mittelhochdeutschen; Uebungen des deutschen Seminars. — Feaisse: Gewebelehre der Thiere mit Einschluß der Zellenlehre; praktischer Cursus der Gewedelehre (im Anschluß an die oorthergehende Vorlesung). — Schur: Allgemeine Theoeie der bestimmten Integrale; geometrische Uebungen. — Dyck: Functionentheorie; Uebungen zu dieser Vorlesung; geometeische Uebungen aus Differential- und Integralrechnung. — Harzer: Theorische Astronomie. — Langer: Allgemeine Musiklehre; musikalische Formenlehre; liturgische Gesangsübungen; Uebungen des Universitäts-Sängervereins der Paulinee.

Uebungen in Schattenlehre, Perspective, Freihandzeichnen und Malen: Directoe Prof. Niepee. In der königl. Kunstakademie (Schloß Pleßenburg).

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. A. Marbach in Leipzig.

№ 64. Donnerstag, den 10. August. 1882.

Inhalt: Gottfried Silbermann's erste Orgel in Sachsen. — Bücherbesprechungen (Handbuch des Hunde-Sports, von Oscar Horn. Handbuch des alpinen Sports, von Julius Meurer. Handbuch für den Turn- und Waffenunterricht der Jugend, von Scheibert und Hönig).

Gottfried Silbermann's erste Orgel in Sachsen*).

Nachdem Gottfried Silbermann während eines zehnjährigen Aufenthalts in Straßburg sich in der Werkstatt seines älteren, dort ansässigen Bruders Andreas zum tüchtigen Orgelbauer herangebildet hatte, kehrte er nach Sachsen zurück, um sich eine eigene Werkstatt zu gründen und dem Vaterlande seine Kraft und sein Talent zu weihen. In seinem Heimathdörfchen Kleinbobritzsch bei Frauenstein erkannte Niemand den Heimkehrenden, nicht einmal die Eltern, die ihn zum letzten Male als vierzehnjährigen Knaben gesehen hatten.

Gottfried war zu Haus als ein lockres Bürschchen berüchtigt gewesen, stets geneigt, lose Schelmenstreiche auszuführen, kein Mensch hatte daher Vertrauen in seine Zukunft gesetzt. Als er infolge einer seiner jugendlichen Tollheiten aus dem Vaterlande entfliehen mußte (er hatte nämlich einen höhern Frauensteiner Beamten gefoppt und mit einer Gespensterverkleidung derartig erschreckt, daß derselbe ernstlich erkrankte), hatte der Vater selbst an seinen ältesten Sohn Andreas in Straßburg, bei welchem Gottfried Unterkunft suchte, geschrieben: „Wenn Du den Gottfried aufnimmst, so steh Dich vor. Er ist ein Thunichtgut, ein verschlagener ausgelassener Bursche, der das Zeug hat, entweder ein großer Mann oder ein Spitzbube zu werden."

Aber das Blatt hatte sich in zehn Jahren gewendet. Gottfried kehrte als ein Anderer heim, als ein Mann und Künstler, der tüchtig gestrebt und gelernt hatte und bereit war, den Beweis seiner Künstlerschaft anzutreten. Allein in der Heimath, wo die alten lustigen Erinnerungen vor seiner Seele auftauchten, erwachte auch seine Neigung zu arglosen Foppereien und Neckereien von Neuem und, um sich wie einst als Knabe „einen Spas zu machen", ging er Tags nach seiner Ankunft ganz allein nach Frauenstein und setzte sich in eine vielbesuchte Bierschänke. Niemand von den Eintretenden erkannte ihn, man betrachtete neugierig und forschend den Fremdling im grünen Rock, welcher, die Tabakspfeife im lächelnden Munde und einen Krug Bier neben sich, hinter einem Tische saß, und dessen blühendes Antlitz gleichwol allen Gästen so freundlich entgegenblickte. Welchen Schabernack Gottfried Silbermann im Schilde geführt, ist nicht bekannt geworden, aber gewiß ist, daß seine Fremdlingskomödie ihm beinahe schlecht bekommen wäre. Der Zufall wollte es, daß an jenem Abende ein verdächtiges Subject von den Frauensteiner Gerichtsdienern in allen Wirthschaften gesucht wurde. Selbstverständlich kamen dieselben auch in dasjenige Bierhaus, in welchem Gottfried seine Schelmerei auszuführen gedachte und durch sein Benehmen bereits Aufsehen erregt hatte. Schon längst ging die Frage von Mund zu Mund: „Wer mag nur der im grünen Rock sein, der Allen zulächelt und Alle mustert und doch mit Niemand spricht?" Endlich machte man die Gerichtsdiener auf ihn aufmerksam, sie beobachteten den Fremdling, fanden sein Betragen ebenfalls auffällig und beschlossen, sich seiner womöglich zu bemächtigen, jedenfalls ihn auszuforschen. Einer der Diener der Gerechtigkeit trat an Silbermann heran, fixirte ihn scharf und redete ihn derb an: „Wer ist Er? Wo ist Er her?"

Silbermann, der sich deshalb die Pfeife nicht ausgehen ließ, entgegnete mit größter Ruhe: „Ich bin nicht weit her, ich bin aus Kleinbobritzsch, eine halbe Stunde von hier", nahm seinen Krug und that einen gehörigen Zug, wobei er dem ungestümen Frager fest ins Gesicht sah. Dieser gerieth fast in Zorn über die scheinbar unverschämte Antwort. Waren doch Bauern genug aus Kleinbobritzsch in der Schänke und hatten doch alle schon wiederholt versichert, daß sie den Mann im grünen Rock niemals gesehen. Die Angelegenheit wurde immer bedenklicher, die Justiz war ihrer Sache schon so gewiß, den Verdächtigen vor sich zu haben, den sie suchte, daß sie Gewalt brauchen wollte, als Gottfried plötzlich aufstand und sich zu erkennen gab.

Welch' ein Staunen unter den Gästen, welche Ausrufe der Verwunderung und der Freude über den Zurückgekehrten. Kaum hatte sich der erste Tumult etwas gelegt, als eine Stimme aus der entferntesten Ecke des Zimmers sich vernehmen ließ: „Was? Du wärst der Silbermannfriedel, mein alter Schulkamerad? Ja, Du bist's, ich erkenne Dich an Deiner buckligen Nase!" — Eine herzliche Umarmung folgte und noch manches Wiedersehen mit alten lieben Bekannten wurde an diesem Abend gefeiert. Der den Friedel zuerst als solchen anerkannte und umarmte, hieß Kaiser.

Gottfried Silbermann strebte nun zuerst danach, den Neubau der Frauensteiner Orgel in seine Hände zu bekommen. Daß Frauenstein eine neue Orgel haben müsse, weil die vorhandene alte in einem trostlosen Zustande war, das leuchtete Jedem ein. Begreiflich war es auch, daß der ins Vaterland Heimgekehrte wünschte, die erste Probe seiner Künstlerschaft in seiner Mutterkirche abzulegen, dort, wo er einst getauft und confirmirt worden war.

Allein ganz so, wie es noch heute zu gehen pflegt, wenn von einer Kirchengemeinde eine neue Orgel angeschafft werden soll, so verhielt es sich auch damals. Alle denkbaren Hindernisse wurden dem Project in den Weg gestellt. Die Nichtsachverständigen und Unmusikalischen, die kein Interesse an dem Bau hatten und also kein Geld dazu bewilligen wollten, riefen: „Was soll uns eine neue Orgel?!! Die alte pfeift noch lange gut genug!" — Unserm Silbermann gegenüber machte sich nun auch noch der Umstand in ungünstiger Weise geltend, daß er einst den Ruf eines lockern Burschen genossen und verdient hatte, daß man sich nur zu wohl seiner muthwilligen Streiche erinnerte und infolge dessen meinte: „Der Friedel war immer ein Thunichtgut, der den Leuten

*) Der berühmte Orgelbauer Gottfried Silbermann wurde am 14. Januar des Jahres 1683 zu Kleinbobritzsch bei Frauenstein in Sachsen geboren.

Digitized by Google

nur gar zu gern einen Possen spielte. Er wird's jetzt nicht besser machen und die ganze Kirchengemeinde hinters Licht führen."

Silbermann hätte wol Ursache gehabt, sich verletzt zu fühlen, wenn er das, was er in seinem Fach schon geleistet hatte, mit diesen beleidigenden Aeußerungen des Mißtrauens verglich. Allein die Ueberlegenheit seines Geistes und Talentes machte sich auch hier wieder geltend. Die kleinen Seelen konnten ihn nicht beleidigen. Er war sich seiner Künstlerschaft bewußt und es ließ ihn gleichgiltig, ob man ihm von so untergeordneter Seite Gutes oder Schlechtes zutraute. Woher auch sollten die Leute in der kleinen Heimath wissen, was er im fernen Elsaß gelernt und geleistet?

Silbermann ließ sich also von dem Project, seine Mutterkirche mit einer neuen Orgel zu zieren, durch keine Hindernisse abschrecken und, was ihn selbst als Künstler betraf, so sagte er sich tröstend und spottend zugleich: „Der Prophet gilt nichts im eigenen Vaterlande."

Doch würde er gewiß noch manchen Strauß auszufechten gehabt haben, um ans Ziel zu gelangen, wenn nicht der damalige Pfarrer Weber in Frauenstein ein besseres Zutrauen zu Gottfried's Talent und Energie gehabt hätte. Pfarrer Weber sagte ihm, die Gemeinde wolle nur deshalb von einer neuen Orgel nichts wissen, weil weder sie noch der Kirchenschatz hinreichende Mittel zu einem Neubau besäßen und richtete an Silbermann die Bitte, das alte Werk für ein Billiges zu restauriren.

Der Künstler ging ohne Bedenken darauf ein und versprach dem Pfarrer, die Orgel für den unglaublich geringen Preis von 16 Thalern herzustellen, welche Summe ihm auch sofort ausgezahlt wurde. Allein als das Werk nun einer genauen Inspection unterworfen und theilweis auseinander genommen wurde, zeigte es sich, daß jede Reparatur vergeblich, und daß Mühe, Arbeit und Material zum Fenster hinausgeworfen sein würden, welche man daran wenden wollte.

Nachdem der Meister dies Gutachten abgegeben hatte, blieb die ganze Angelegenheit wieder wochenlang unberührt und weder Reparatur noch Neubau wurden in Angriff genommen.

Da kam Silbermann endlich zu dem Entschluß, der Kirchengemeinde das Anerbieten zu machen, ihr aus eigenen Mitteln eine neue Orgel zu bauen, und nur die Rückerstattung der Auslagen zu fordern. Ja, er erklärte, daß er selbst auf diese Rückerstattung verzichten wolle, wenn das von ihm geschaffene Werk den Wünschen und Erwartungen nicht entsprechen sollte.

Auf solche uneigennützige, hochherzige Bedingungen konnte die Frauensteiner Commun unter allen Umständen eingehen, und sie that es, wenn auch nicht mit Dank, so doch mit Ausdrücken der Anerkennung für den guten Willen des jungen Künstlers.

Derselbe traf nun sofort seine Anstalten, um eine Werkstatt einzurichten. Noch zeigt man in Frauenstein ein Haus, in welchem die Orgel gebaut wurde. Geschickte Tischler und Mitarbeiter ward der Meister in Frauenstein und auswärts, das nöthige Holz und Zinn, sowie alles übrige Material, dessen er bedurfte, war bald herbeigeschafft, und mit wahrer Lust ging's an die Arbeit. Sie schritt außerordentlich schnell vorwärts, und während die ganze Gemeinde mit Spannung und nicht ohne Mißtrauen dem Zeitpunkt entgegen sah, wo der „lose Friedel", wie man ihn noch immer nannte, sein Werk fertig gestellt haben würde, wuchsen in der Werkstatt unter den Händen des Meisters und seiner Gehilfen die einzelnen Theile der Orgel für die Zusammensetzung heran. Gewiß ist, daß Silbermann nicht im Stande gewesen wäre, diesen kostspieligen Bau ohne allen und jeden Geldvorschuß von Seiten der Commun auszuführen, hätte er sich nicht schon in Straßburg durch seinen eminenten Fleiß ein ansehnliches Vermögen erworben gehabt.

Zur allgemeinsten Verwunderung begann er schon nach sechs Monaten das alte Werk abzutragen und das neue aufzustellen, und nachdem 33 volle Wochen ins Land gegangen, meldete er dem Stadtrath, die Orgel sei vollendet und könne schon in der nächsten Woche durch Sachverständige geprüft werden.

Dieser Umstand steigerte die Verwunderung. In so kurzer Zeit hatte der „lose Friedel" einen solchen kunstvollen Bau zu Stande gebracht? — Viele meinten mit Achselzucken: „Er wird auch danach sein. Die neue Orgel wird nicht viel taugen." Das bewog den Stadtrath, der sich selbst von diesem Mißtrauen nicht frei fühlte, in aller Stille mehrere Sachkenner von Ruf zur Prüfung einzuladen. Die namhaftesten waren der damalige Domorganist Georg Mentzer aus Freiberg und der Cantor von der Thomaskirche zu Leipzig, Kuhnau, welch letzterer als Orgelexaminator einen großen Ruf besaß.

Mit Silbermann's Zustimmung wurde die Prüfung in die erste Hälfte des Monats September verlegt.

Die Schilderung dieses Ereignisses war in späteren Jahren Meister Silbermann's Lieblingsthema. Obgleich er in seiner Werkstatt ein strenges Regiment führte, erzählte er doch, wenn er bei guter Laune war, gar gern manche interessante Thatsache und heitere Anekdote aus seinem Leben und kam mit Vorliebe auf die Prüfung der Frauensteiner Orgel zurück. Auf diese Art prägten sich seine Schüler, die bekannten Orgelbauer Schöne und Oehme, die Geschichte ein und überlieferten sie dann wieder ihren eigenen Schülern. So hat sie sich von Mund zu Mund fortgepflanzt, und wie sie hier folgt, ist sie zuletzt auf den verstorbenen Orgelbauer Knöbel in Freiberg übergegangen, der sie dem Schreiber dieser Zeilen mittheilte.

Daß Gottfried Silbermann einst ein kleiner Taugenichts gewesen, daß man aus diesem Grunde ein Vorurtheil gegen ihn hatte und kein vorzügliches, sondern ein recht schwächliches Kunstwerk von ihm erwartete: dieses Gerücht war bis zu den Herren Examinatoren hindurchgedrungen und äußerte in ihrem Benehmen seine Wirkung. Daher kam es, daß sie von Silbermann keine Notiz nahmen, als der Stadtrath, die geistliche Behörde, die Gemeindevorstände und ein großes Publicum versammelt standen, um ihren Einzug in die Kirche zu halten. Der Meister hielt sich deshalb in bescheidener Entfernung. Fühlte er doch, wie befliffen die hohen Herren waren, ihm ihre Wichtigkeit und Macht empfinden zu lassen.

Niemand kannte die Orgel, denn der Künstler hatte es zur Bedingung gemacht, daß vor der Uebergabe kein Mensch darauf spielen dürfe und daß die Kirche verschlossen bleibe, so lange er daran zu arbeiten und zu stimmen hätte. Endlich schlug die zur Prüfung anberaumte Stunde.

Der Leipziger Examinator, Cantor Kuhnau, ließ Silbermann herbeirufen und sagte, indem er die Taschenuhr mit Gravität hervorzog: „Nun ist es Zeit, Herr Orgelmacher, nun wollen wir in die Kirche, um Seine Orgel zu hören."

Silbermann verbeugte sich und folgte. Man begab sich zuerst in das Schiff der Kirche, um das Werk von unten in Augenschein zu nehmen. Aber wie man nun den Blick zu dem Chor emporrichtete, war nirgends eine Orgel zu sehen und Kuhnau rief deshalb dem Orgelmacher zu: „Nun, wo steckt denn Seine Orgel?" — Silbermann's Antwort war: „Kaiser, hier hast Du den Schlüssel zur Chorthür, geh' hinauf und ziehe den Vorhang weg."

Damit der Staub und das grelle Sonnenlicht der Politur der Zinnpfeifen nicht schade, hatte der Meister nämlich einen Vorhang vor den Prospect ziehen lassen, eine Vorsicht, die er später bei allen seinen Werken anwendete. Schreiber dieses hat selbst noch einige der Silbermann'schen Orgeln, mit derartigen Vorhängen bedeckt, angetroffen. Als der Prospect sich nun frei vor den Augen der zahlreichen, im ganzen Kirchenraum versammelten Volksmenge entfaltete, ertönte ein lautes Ach! der Bewunderung aus Aller Munde, und der

Leipziger Contor sogte: „Hm! Schön sieht's! Wenn's nur auch so klingt."

Man stieg zum Chor hinauf, Kuhnau trat schon mit größerem Interesse vor den Bau hin und betrachtete mit Wohlgefallen die zierliche Arbeit des Gehäuses, das schöne Bildhauer- und Schnitzwerk daran und die ganze stattliche Façade.

Silbermann schloß unterdessen die Thüren der Claviatur auf, steckte aber seine Schlüssel wieder zu sich. Und ols nun Kuhnau die elegant gearbeitete Claviatur und die geschmackvollen Registerknöpfe erblickte, rief er wiederum erstaunt ous: „Hm! Schön! Wunderschön! Appetitlich!" und setzte sich sogleich, ohne erst die regelrechte Prüfung der einzelnen Theile zu vollziehen, auf die Orgelbank, weil er es nicht erwarten konnte, in Erfahrung zu bringen, welcher Ton dem äußerlich so viel versprechenden Werke entströmen werde. Er zog alle Stimmen, während er sagte: „Die Register gehen ja so leicht, daß sie fast von selbst herauskommen," und fing nun an, mit dem vollen Werke zu spielen. Aber kaum hatte er einige Accorde gespielt, ols er von der Orgelbank herunter sprang, die Orgel onstorrte und ousrief: „Was ist dos für eine Wirkung von den wenigen Stimmen!"

Rasch setzte er sich von Neuem auf die Bank, stieß die Register bis aufs Principal 8 Fuß hinein und spielte weiter. Aber schon nach wenigen Modulationen sprang er obermals ouf, fuhr sich mit den Händen in die Haare und rief: „Mein Gott, was sind das für Töne! So was Schönes hab' ich jo in meinem ganzen Leben noch nicht gehört!"

Gottfried Silbermann hotte sich inzwischen vom Chore weg ouf die Seitenempore der Kirche begeben, wo seine Eltern Platz genommen hatten, und louschte mit lächelnder Miene, den Kopf in die Hände gestützt, den Ausrufen der Begeisterung und Bewunderung, die sein Orgelexaminator und die ganze Versammlung laut werden ließen. Regungslos blickte er vor sich hin und wartete der Dinge, die da kommen würden. Plötzlich hörte er seinen Namen von allen Seiten mit Enthusiasmus nennen. Die beiden Examinatoren, die Stadträthe, die geistlichen Behörden und wer sonst auf dem Chore Platz gefunden hatte, verlangten nach ihm, und als man ihn an der Seite seiner Eltern erblickte, wandte sich Alles der Empore zu, auf welcher der Bewunderte stand und Kuhnau umarmte und küßte ihn mit überströmender Herzlichkeit und brach in die Worte aus: „Herr Silbermann, Sie sind ein großer Mann. Ihres Gleichen giebt es nicht in ganz Deutschland. Sie müssen die neue Orgel in der Paulinerkirche zu Leipzig bauen. Kein Anderer ols Sie! Kommen Sie nur bald nach Leipzig und machen Sie nur Ihren Anschlag!"

Silbermann verneigte sich lächelnd und entgegnete: „Viel Ehre für mich, Herr Organist!" Kuhnau faßte ihn am Arme und führte ihn zum Chor zurück, wo mon sich an dem schönen Werke nun erst recht ergötzte, denn eine eigentliche Prüfung fand nicht statt, es war mehr eine Schoustellung der Vorzüge der Silbermann'schen Schöpfung, deren einzelne Theile eben solche Bewunderung erregten, als das Ganze.

Nun erst fühlten die Behörden und alle seine mißtrauischen Landsleute, wie wehe sie dem Meister gethan und wie hoch er seine Mutterkirche und die ganze Gemeinde geehrt hatte, indem er der letzteren das Anerbieten machte, den Orgelbau zu übernehmen. Mit großen Opfern hatte er sich in das heimathliche Gotteshaus eindrängen müssen, das ihm nun ein Prachtwerk höchster Künstlerschaft verdankte.

Nun endlich erkannte ouch Vater Silbermann, daß sein hochbegabter Sohn von ihm nicht verdientermaßen gewürdigt worden war, und mit Stolz und ganz umgewondeltem Herzen sah er, wie Hoch und Gering, Behörden und Gemeindeglieder, Bekonnte und Unbekannte, dem genialen Künstler huldigten, sich um ihn drängten, ein Wort von ihm vernehmen wollten, und wie Alles sich bestrebte, wieder gut zu machen, was Vorurtheil und Beschränktheit gesündigt hatten.

Silbermann nahm mit Ruhe, fast mit Gleichgiltigkeit, olle Lobeserhebungen auf, die ihm gespendet wurden, und zog sich mit seinem Freunde, dem Pfarrer Weber, der der Einzige gewesen war, welcher dem Talente des jungen Künstlers Vertrouen entgegengebracht hatte, ehe sich dasselbe so glänzend bewähren konnte, mit seinen Eltern und Mitarbeitern am Orgelwerke sehr bald zurück. In diesem Kreise fühlte er sich am wohlsten. Diejenigen, die ihn früher durch Mißtrauen und Geringschätzung verletzt hatten, und die ihn nun umschmeichelten und sich seiner Bekanntschaft rühmen wollten, waren nicht für ihn vorhanden.

Der Stadtrath aber besprach sich eifrig mit den Exominatoren und wünschte von ihnen vor allen Dingen zu wissen, welchen Werth das herrliche Werk habe, das Silbermann geschaffen und das alle Erwartungen so glänzend übertroffen.

Die Herren überlegten reiflich, ehe sie einen Ausspruch thaten, sie verglichen die neue Frauensteiner Orgel mit andern Werken, die sie in den letzten Jahren geprüft hatten, und kamen endlich zu dem Resultat, daß Silbermann's Orgel in Anbetracht der soliden Arbeit und des ausgezeichneten Materials, das dazu verwendet worden, sowie um der unvergleichlichen Kraft und Fülle des Tones willen einen Werth von wenigstens 800 ℳ habe.

Ein gewaltiger Schrecken bemächtigte sich des Stadtraths und sämmtlicher Behörden, als sie diesen Ausspruch von so competenter Seite vernahmen, und Staunen gesellte sich hinzu ob des Meisters uneigennütziger Gesinnung, da derselbe doch bis jetzt noch keine Anzahlung und keinen Vorschuß erhalten hatte, außer jenen 16 Thalern, die ihm Pfarrer Weber, ols die Orgel nur reparirt werden sollte, durch den Kirchvater einhändigen ließ.

Nicht ohne Zagen wandte sich der Stodtrath an Meister Silbermann und gestand ihm mit tiefem Bedauern, daß er nicht im Stande sei, den Preis zu zahlen, den die Orgel werth sei. Ein Capital von 800 Thalern könne man unter ollen Umständen nicht aufbringen und nur die Auslagen zurückzuerstatten, die Silbermann gehabt, erschiene doch gar zu unwürdig. Aus diesem Dilemma half abermals des Künstlers großherziger Sinn. Er antwortete den beschämten Vätern der Stadt: „Ich halte das Wort, das ich meiner geliebten Multerkirche gegeben hobe, und fordere nur den größten Theil meiner Auslagen zurück, nichts weiter. Diese betragen 160 Thaler 19 Groschen. Und damit soll die Orgel bezohlt sein."

Zugleich erklärte Silbermann, daß dieselbe vorläufig sein Eigenthum bleibe, daß er die Schlüssel noch nicht an die Kirchengemeinde übergebe, sondern daß dieselben zu jedem Gottesdienste vom Pfarrer Weber abgeholt und nach Beendigung der kirchlichen Feier wieder abgeliefert werden müßten. Uebergabe und Einweihung des Werkes könne erst dann stattfinden, wenn seine billigen Forderungen erfüllt und die obengenannte Summe bezahlt worden sei.

Man sollte num glouben, die Gemeinde würde sich aus allen Kräften bemüht haben, das Geld sodald als möglich zu beschaffen, da ihr in der vortrefflichen Schöpfung Silbermann's ein so kostbares Geschenk gemacht worden war. Allein Thatsache ist, daß sich der Meister schon längst in Freiberg befond, daß er sich daselbst etablirt und den Bau der Domorgel bereits begonnen hatte, als seine Auslagen für die Frauensteiner Orgel noch immer nicht zurückerstattet worden woren. Er sah sich endlich bewogen, die Schlüssel am 26. Juli 1711 zu übergeben und die Einweihung vor sich gehen zu lassen, welche Feierlichkeit am 8. Sonntag nach Trinitatis 1711 stattfand.

Superintendent Lehmann aus Freiberg hielt die Weihrede, auch Meister Silbermann wurde zu diesem Ehrentage in einem „Extra-Wagen" (ein solcher kostete damals von Freiberg nach Frouenstein 16 Groschen) herbeigeholt.

Das Fest soll in glänzender Weise verlaufen sein, ganz Frauenstein hat sich lange keiner Feierlichkeit zu erinnern gewußt, welche einen so tiefen Eindruck hinterlassen hätte.

Aber der Meister war noch immer nicht bezahlt. Er ließ sogar, wie die Urkunden besagen, noch 28 Thaler 19 Groschen fallen, beanspruchte schließlich nur 100 Thaler, aber auch diese Summe ging über die Mittel der Gemeinde.

Endlich suchte man dadurch aus der beklemmenden Situation einen Ausweg zu finden, daß der Rath und die arme Bürgerschaft (wie die Unterschrift in der Urkunde lautet) ein Gesuch an den König und Kurfürsten richteten, in welchem nach Darlegung des ganzen Sachverhalts unterthänigst gebeten wurde, den Betrag von 100 Thalern durch einen Zuschuß aus der Casse des Hospitals und durch ein gnädiges Geschenk des Kurfürsten gewähren zu wollen. Es ist anzunehmen, daß die unerquickliche Angelegenheit auf diese Art geschlichtet worden, wenigstens ist von der Schuld später nie mehr die Rede. W. H.

Bücherbesprechungen.

⊙ In Hartleben's Verlag (Wien, Pest, Leipzig) erscheint seit Jahren eine Sportbibliothek, welche — wie der Name andeutet — in einzelnen, für sich abgeschlossenen Bänden die verschiedenen Liebhabereien und körperlichen Beschäftigungen, denen Einzelne in ihren Mußestunden mit Passion, mit Lust und Liebe sich hinzugeben pflegen und denen fast immer eine gewisse gemeinnützige Grundlage eigen ist, fachmännisch dargestellt und nach ihrem Ursprunge, Zwecke und Ziele erläutert werden sollen. In dieser Weise ist bisher der Ruder-, Traber-, Renn-, Schieß-, Reit-, Jagd- und Fischereisport behandelt worden. Die beiden neuerdings erschienenen, außerordentlich geschmackvoll ausgestatteten Bändchen der Bibliothek führen den Titel: Handbuch des Hunde-Sports. Von Oscar Horn (mit 28 Abbildungen) und Handbuch des alpinen Sports. Von Julius Meurer (mit 7 Abbildungen und einer Karte der Alpen). Das erste führt sämmtliche Hunderacen in übersichtlicher Darstellung vor, die charakteristischen Merkmale jedes einzelnen Thieres, die sogenannten officiellen Racekennzeichen ebensowol wie die vorkommenden fehlerhaften Formen unter Beifügung guter Abbildungen bezeichnend, so daß jeder Hundebesitzer bez. Hundeliebhaber in der Lage ist, an der Hand desselben über die Racemerkmale der verschiedenen Hundegattungen sich sofort zu vergewissern und Bastarde von reinen und edlen Thieren zu unterscheiden. Im Anhange sind die Statuten des Vereins zur Veredelung der Hunderacen für Deutschland, welcher in Hannover seinen Sitz hat, sowie des Vereins zur Züchtung reiner Hunderacen von Süddeutschland (München), des Prüfungsclubes für Dachs- und Hühnerhunde (Berlin), sowie des Vereins für Hundezucht und Dressur in Böhmen, nebst den betreffenden Ausstellungs- und Prüfungsreglements mitgetheilt. — Das Handbuch des alpinen Sports dagegen wendet sich an die von Jahr zu Jahr sich vermehrende Kategorie der „Bergfexe", giebt theoretische und praktische Anleitungen für das Reisen in den Alpenländern, für den Aufenthalt im Gebirge, speciell auch Rathschläge für auszuführende Hoch- und Gletschertouren. Im letzten Abschnitte werden Mittheilungen über die verschiedenen großen alpinen Corporationen, Gebirgs- und Localvereine, deren Ziele, Bestrebungen und Statuten gegeben. Als den Anfang des alpinen Sports betrachtet der Verfasser die in den fünfziger Jahren in Aufnahme gekommenen, zu jener Zeit noch mit beträchtlichen Kosten verbundenen Reisen einer größeren Anzahl reicher und wohlhabender Leute in die Alpenländer. Die zahmste Art des Sports nennt derselbe das Aufsuchen von Gebirgsgegenden, das Pilgern auf bequeme Art von Ort zu Ort und Thal zu Thal, das Durchstreifen von Thal und Hügel von einem schön situirten Standquartiere aus, um sich an der prächtigen Gebirgswelt zu ergötzen. Die nächste Kategorie geht schon einen Schritt weiter, sie tritt den Bergriesen unter Aufwendung größerer Anstrengung und erhöhten Kraftaufwandes näher, und sucht die Spitzen der Berge zu erreichen, welche der „zahme" Sportsman sich zumeist nur von Unten anzusehen begnügt. Die Verehrer des alpinen Hochsports dagegen bewegen sich mit besonderer Vorliebe in den höchsten, verlassensten, ödesten und wildesten Regionen und je höher und schwieriger der Gipfel, je schreckenerfüllter und zerrissener die Eiskatarakte, je schroffer und unzugänglicher die Felsschroffe, desto reizvollere Objecte sind sie ihrer Thatenlust. — Die Alpen-Sportsmen jeder dieser Gattungen werden in dem vorliegenden Handbuche mannigfache dankenswerthe Hinweise auf neue Touren und auf erneute Befriedigung ihrer Liebhabereien finden. — Der Preis jedes der beiden Handbücher ist auf 3 Gulden = 5 ℳ 40 ₰ festgesetzt.

K. Handbuch für den Turn- und Waffenunterricht der Jugend von Scheibert und Hönig, Lehrer-Ausgabe. Leipzig, Verlag von Wold. Urban, 1882. 1 ℳ 75 ₰. — Dieses auf thatsächliche Erfahrungen an der Friedrich-Wilhelm-Schule in Stettin gegründete Buch will „das Turnen, das Spiel und die militärische Organisation als einen Weg ausstecken, auf dem die Jugenderziehung einlenken lernt von moderner Ueberschätzung der rein geistigen Bildung nach größeren Zielen der Neuzeit, nach der Ermannung der Jugend und der daraus entsprießenden Stärkung der Kraft des Vaterlandes". Es weht Jahn'scher Geist aus diesem Buche, welches in strenger Anlehnung an die preußischen Traditionen darnach strebt, durch Verpflanzung militärischer Organisation auf den Turnplatz, die Turnerei zur erziehenden Macht zu gestalten und sie vor Ausartung in Spielerei und Seiltänzerei zu bewahren. Sie will vor allen Dingen das Turnen zu einer allgemeinen, alle Glieder einer Anstalt vom Director bis zum letzten Schüler umfassenden und interessirenden Angelegenheit machen. In ihrem einleitenden Theile giebt sie Anweisung, wie dies Ziel zu erreichen sein möchte, und wie insbesondere die Aufstellung und Ueberwachung der Turngesetze und des Turnorganismus ein Mittel werden könne, die Schüler mit parlamentarischer Form und Ordnung bekannt zu machen, ihnen durch Schaffung zahlreicher Aemter Pflichtgefühl einzupflanzen und Pflichttreue anzuerziehen. Dem Lehrerstande soll der Turnplatz Gelegenheit zur Stärkung des eigenen sittlichen Lebens und zur Gewinnung neuer praktischer Gesichtspunkte für die Beurtheilung der Schüler darbieten. Der 1. (prakt.) Theil zeigt, wie ein echt deutscher Turnunterricht im Sommer an 2 vollen Nachmittagen den gesammten Cötus einer Anstalt vereinen und beschäftigen soll, um kameradschaftlichen Sinn, edle Umgangsformen, ästhetischen Sinn und künftige Wehrtüchtigkeit der Jugend einzuflößen. Im Winterhalbjahre soll der Turnunterricht auf 2 wöchentliche Stunden beschränkt werden, von denen je ein kleiner Theil darauf verwendet werden soll, die im 2. (theoret.) Theile enthaltenen Belehrungen über das deutsche Wehrwesen der Jugend vorzutragen und allmälig geläufig zu machen. Gerade dieser 2. Theil verleiht der Schrift eine Bedeutung, einen Werth, womit sie über die Kreise der höheren Schule hinausreicht, für welche sie ursprünglich und zunächst berechnet ist. Referent überzeugte sich durch einen Versuch in einer aus ländlichen Schülern gebildeten Fortbildungsschulclasse, daß die gegebenen Belehrungen einen auch für Schulen dieser Bildungsstufe höchst anziehenden und verständlichen Lehrstoff bieten, der gewiß in hohem Maße bedeutungsvoll und wichtig für dieselben ist, da sie einem Lebensalter angehören, das sozusagen an der Schwelle der Militärpflicht angelangt ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 65. Sonntag, den 13. August. 1882.

Inhalt: Georg Heinrich Pertz's Leben und literorische Wirtsamkeit, von C. A. Friedrich Pertz. — Leipziger Stadttheater, von R. v. Gottschall. — Soll das Recht auf die Lebensversicherungssumme zum Nachlaß des Versicherten gehören? von Alf. Lehmann. — Bücherbesprechungen (Jacobi, Erinnerungen an den Baron Ernst v. Kottwitz. Leben und Wirken des Georg Müller in Bristol, von W. Clous. Aus dem Hochgebirge von Granada, von Moritz Willkomm). — Dr. jur. Hermann Härtel's Legat.

Georg Heinrich Pertz's Leben und literarische Wirksamkeit.

Geschildert von **Carl August Friedrich Pertz.**

Als am 7. October 1876 in München Georg Heinrich Pertz sein langes, an gelehrtem Ruhm und wissenschaftlichen Verdiensten, die über allen Zweifel erhaben sind und bleiben werden, so reiches Leben beschlossen hatte, haben Zeitungen und literarische Zeitschriften, unter einfacher Registrirung des Ablebens dieses Heroen der Wissenschaft, die Erwartung ausgesprochen, daß demnächst ein ausführlicher Nekrolog des Verstorbenen erscheinen werde. Auch Julius Petzholdt hat in seinem „Neuen Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft. Jahrgang 1876, Seite 404 (Nr. 1062)" diesem gewiß von der gesammten Gelehrtenwelt getheilten Wunsche Ausdruck gegeben. Daß er nicht in Erfüllung gegangen ist, wird lediglich dem Umstande zuzuschreiben sein, daß der als Gelehrter und Mitarbeiter an den „Monumenta Germaniae historica" bekannte älteste Sohn von Georg Heinrich Pertz, der Professor Dr. Carl August Friedrich Pertz, früherer erster Custos an der Greifswalder Universitäts-Bibliothek, der nun seit dem 12. August 1881 auch schon zu den Heimgegangenen gehört, damals noch unter den Lebenden weilte und von diesem, als dem zunächst Berufenen, der am meisten authentische und zuverlässige Bericht über das Leben und Wirken seines Vaters erwartet werden durfte. Und diese Annahme hat sich als begründet erwiesen. Carl August Friedrich Pertz hat es sich angelegen sein lassen, dieser Ehrenpflicht durch Abfassung einer Biographie seines Vaters zu genügen, als deren Anhang er zugleich eine größere Anzahl von Briefen der Freunde und Mitarbeiter seines Vaters an dem Nationalwerke der „Monumenta" durch den Druck bekannt zu machen gedachte. Ueber dem Ordnen und Sichten dieses Materials hat ihn langwierige Krankheit und der Tod ereilt und es wird jetzt aus dem Nachlasse des Verfassers, durch einen seiner ehemaligen Collegen, diese Biographie, welche vom 16. September 1877 datirt und durch die Abhandlung von G. Waitz, Georg Heinrich Pertz und die Monumenta Germaniae historica (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. Bd. II., S. 451—473), eine Arbeit, welche die eigentlich biographische Seite gar nicht berührt, die gelehrte Thätigkeit von G. H. Pertz nur nach einer Richtung zum Gegenstand der Darstellung macht, an Interesse und Erheblichkeit nichts verliert, nebst drei Reisebriefen von Georg Heinrich Pertz an seine Eltern gerichtet, der Oeffentlichkeit übergeben.

Die alte Familie Pertz wirkte im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert als Hofbuchdinder der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, deren schöne Bände von dieser Familie geschaffen sind. Erst mein Großvater siedelte nach Hannover über; sein Vater, der letzte Hofbuchbinder in Wolfenbüttel, starb schon im November des Jahres 1753, bald nachdem ihm seine tüchtige Frau, eine geborene Bartels aus Hildesheim, einen Sohn Karl August am 8. August geboren hatte. Die Wittwe zog nach dem Tode ihres Mannes zu ihren Verwandten nach Hildesheim und siedelte erst nach dem siebenjährigen Kriege nach Hannover über, wo ihr Bruder Hofbuchbinder war, bei welchem ihr Sohn nach seiner Confirmation als Lehrling eintrat. Als dieser dann im Jahre 1773 Geselle geworden war, suchte er zu seiner Ausbildung Arbeit in Stade und Hamburg, kehrte aber vor Ablauf des Jahres wieder in das Geschäft seines Oheims zurück. Mehrere Jahre später wanderte er in derselben Absicht nach Rußland und arbeitete namentlich lange in Moskau, wo er sein Meisterstück machte und nach langer Wanderung erst im Frühjahre des Jahres 1794 nach Hannover zurückkehrte. Nach der Eröffnung seines Geschäftes am Holzmarkte verheirathete er sich mit Henriette Deppen, welche ihm am 28. März 1795 seinen ersten Sohn, Georg Heinrich Jakob, schenkte. Ein zweiter Sohn, Hermann Wilhelm, später Nachfolger seines Vaters als Hofbuchbinder, und eine Tochter Elisabeth, welche vor einigen Jahren unverheirathet in der Nähe ihrer Vaterstadt starb, war der Familienkreis, in welchem der älteste Sohn Georg aufwuchs, welcher später der Glanz der Familie wurde.

Mein Großvater kaufte im Frühlinge des Jahres 1800 sein geräumiges Haus in der Köbelinger Straße Nr. 52 und zog dann vom Holzmarkte dahin ein; dieses Haus kam erst nach dem Ableben seines zweiten Sohnes und Nachfolgers Wilhelm in andere Hände. Sein ältester Sohn Georg wurde zu Ostern des Jahres 1809 confirmirt und bezog nach abgelegtem Maturitätsexamen auf dem Lyceum im Herbste 1813 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren, überzeugte sich aber bald als Hörer der Vorlesung des Professors der Geschichte, Hofraths Heeren, daß die Geschichte sein Fach sei und trat in die philosophische Facultät über. Im Jahre 1815 verfaßte er dann auf den Rath seines Lehrers sein erstes Werk, „Die Geschichte der Merowingischen Hausmeier"[1]), eine schon früher oft behandelte Aufgabe, welche erst diese Arbeit zum Abschlusse brachte. Mit dieser Schrift erwarb dann mein Vater am 14. October des Jahres 1816 nach seiner glänzend bestandenen Prüfung den Doctorgrad, kehrte in sein väterliches Haus zurück und wurde dann bald am Königlichen Archive und der Königlichen Bibliothek angestellt, die in dem von Leibnitz hergestellten schönen Gebäude am später sogenannten Waterloo-Platz aufgestellt sind.

Am 5. Juli 1819 meldete sich dann mein Vater bei

[1]) Mit einer Vorrede von A. H. L. Heeren.

der Gesellschaft für die Herausgabe der Quellenscheiften der deutschen Geschichte des Mittelalters, welche der Staatsminister Frhr. vom Stein am Bundestage beantragt und durchgesetzt hatte, indem er sich bereit erklärte, die Quellen der Geschichte der Karolinger, welche er genau kenne, wissenschoftlich zu bearbeiten und doß er als Beamter des hannöverischen Archives schon bald ein Verzeichniß der dort befindlichen, für die Geschichte des deutschen Mittelalters wichtigen Handschriften für den ersten Band des Archivs einschicken werde[2]). Gleichzeitig erschien dann seine Promotionsschrift, die den Freiherrn vom Stein bestimmte, ihm die Möglichkeit zu verschaffen, die Quellen der alten deutschen Geschichte zu sammeln und im ersten Bande der Monumenta Germaniae historica herauszugeben. Er schrieb also am 21. December des Jahres 1819 an meinen Boter, daß er ihn aus seinem vorzüglichen ersten Werke als tüchtigen Historiker hoch schätze und ihm empfehle, auf Kosten der Gesellschaft die Bibliothek und das Staatsarchiv in Wien zu untersuchen, welche gerade an älteren Quellen so besonders reich seien und lud meinen Bater ein, ihn vor seiner Abreise in Nassau zu besuchen. Mein Vater nahm diese Einladung mit Dank on, meldete sich zu Ende des April 1820 on, sobald er den erbetenen Urlaub erhalten hatte, ward dann von Hrn. vom Stein am Abende des 26. April sehr herzlich empfangen und blieb den 27. und 28. in seinem Schlosse Nassou, wo der große Freiherr sich angelegentlich über seine bevorstehende Reise nach Wien und nach Italien mit ihm unterhielt. Am 29. schied mein Vater von Nassau, reiste nach Frankfurt, um sich dort den Directoren der Gesellschaft vorzustellen und berichtete dann am Abende seinen Eltern über seinen Empfang in Nassau und seine Reise nach Frankfurt[3]).

Seine weitere Reise nach Wien ging dann damals über Heidelberg, den Neckar hinauf nach Stuttgart, Ulm, Augsburg, München, Salzburg, Linz an der Donau, von da nach Wien, wo er am 19. Mai 1820 nach fast vierwöchentlicher Reise anlangte, aber erst am 28. Mai eine Wohnung fand. Wenige Tage später, am 1. Juni, ward dann die Wiener Hof-Bibliothek eröffnet, in welcher mein Bater achtzehn Monate täglich sechs Stunden mil bestem Erfolge arbeitete[4]).

Am 17. November 1821 verließ mein Vater Wien, landete om 28. am S. Markus-Platze in Venedig, wo er so eifrig arbeitete, doß er in 11 Tagen[5]) olle für deutsche Geschichte wichtigen Handschriften abschreiben konnte und am 9. December Nachmittags mit dem Lohnfuhrwerk nach Fusino, Padua, Bologna, über die Appenninen nach Florenz kam, wo er sechs Tage auf der Laurentianischen Bibliothek arbeitete und dann über Siena und Viterbo om 24. December in Rom eintraf[6]). Er fand dort als preußischen Gesandten den Geheimen Staatsralh Borthold Georg Niebuhr, als Gesandtschafts-Secretär Karl Josias Bunsen, seit 1840 preußischer Gesandter in London, den deutschen Gelehrten Friedrich Bluhme, der für juristische Studien in Italien reiste und bald durch seine Betheiligung an einigen wichtigen Rechtsquellen, den Langobordischen Gesetzen, der Kirchengeschichte des Gregor von Tours, sowie bei der Vergleichung der Handschriften des Paulus Diakonus eintrat, seitdem lebenslang Freund meines Vaters gewesen ist und später die beiden Familien ebenso befreundet gewesen sind. Mein Bater arbeitete in Rom in der Vaticonischen Bibliothek bis zur Mitte des Inni 1822, wo sie infolge der Hitze bis zur Mitte des Novembber geschlossen wird und beschloß demgemäß, diese Monate für die süditalienischen und sicilianischen Archive zu verwenden.

Dann verließ er Rom am 25. Juni[7]), erreichte Abends am 26. S. Germano, wo auf der Höhe eines steilen Felsgebirges das älteste Benediktiner-Kloster in Europa, Monte Casino[8]), steht. Da die höheren Geistlichen dieses Klosters sehr gefällig waren, so konnte mein Vater seine dortigen Arbeiten in vier Wochen abmachen. Dieselbe Begünstigung fand er auch in dem zweiten Benediktiner-Kloster La Cava, am Meerbusen von Salerno, einem der berühmtesten in Italien, in welchem er die Chronik des Klosters fand, und eine große Sammlung langobardischer Rechtsquellen mit vielen damals unbekannten Gesetzen, für deren Abschreift mein Vater nur drei Wochen zu verwenden hatte.

Zu Anfang des September reiste er nach Neapel[9]), wo er die Klöster sämmtlich arm an Handscheiften fand; so benutzte er in der Brancaccianischen Bibliothek nur die langobardischen Gesetze und ließ eine Handschrift des Martinus Polonus unberührt. Reicher an Urkunden für die Zeit Kaiser Friedeich's II. an Originalen und Transsumpten ist das Archio Monte Bergine, auf der Straße nach Apulien, in der Landschaft Avellino; doch wurde das Archiv dieses Klosters nach einem heftigen Brande in den am Fuße liegenden Ort Loretto hinunter verlegt, wo mein Vater die Urkunden abscheieb.

Nach einer viertägigen Ueberfahrt von Neapel, wohin mein Vater von Loretto zurückgekehrt war, nach Palermo, erlangte er infolge seines Eintritts in die Bibliothek des Fürsten von Fitolia am 13. October den Houptzweck seiner Reise nach Sicilien, da er die wichtige Handschrift des Petrus von Vinea, mit zahlreichen wichtigen, bisher völlig unbekannten Briefen zur Geschichte Kaiser Friedrich's II. und seines Hauses, von dem dortigen Archivare Pater Rossi auf die Empfehlung des Fürsten von Cassaro gleich erhielt und um so größerer Genuglhuung abschrieb, als es bekannt war, daß zu Anfang des Jahrhunderts dem neapolitanischen Geschichtschreiber Daniele, welcher von der Regierung eigens zu dem Zwecke abgeschickt war, um die Handscheift zu benutzen, ebenso wie später dem Bischofe Münter von Seeland, die Existenz einer derartigen Handscheift vollständig abgeleugnet worden war.

Als dann die Untersuchung der übrigen Archive und Bibliotheken in Sicilien kein Resultat ergeben hatte, entschloß sich mein Bater, innerhalb der nächsten sechs Tage, welche er bis zum Eintreffen des Dampfers in Palermo hätte vergeuden müssen, die altgriechischen Tempel von Segesta und Selinus aufzusuchen und reiste dann von dem alten Ageigentum, dem heutigen Girgenti, quer über das Gebirge nach Palermo zurück, wo er am 12. November anlangte. Als er dann am 15. das Schiff noch Neapel bestiegen hatte, wurde es während der Fahrt durch einen Seesturm nach Palermo zurückgeworfen. Nachdem sich dann am 16. Abends das Meer wieder beruhigt hatte, bestieg mein Vater das Schiff von Neuem, erreichte Neapel in der Nacht vom 18. und 19. und kehrte am Morgen des 21. November in seine Wohnung auf dem Capitol in Rom zurück.

Da inzwischen die Vaticanische Bibliothek wieder eröffnet war, arbeitete mein Boter dort[10]) neben den Arbeiten auf dem Vaticanischen Archiv[11]). Im December war auch Bluhme aus Oberitalien nach Rom zurückgekehrt, wo er zwar auch die Quellen des Römischen Rechts bearbeitete, aber daneben noch die Gelegenheit benutzte, die Langobardischen Gesetze mit den Handschriften in Florenz, Vercelli und Verono vollständig mit dem gedruckten Texte zu vergleichen und damit auszubeuten. Er verließ Rom achl Wochen früher

[2]) Archiv 1, 466—480.
[3]) Brief an seine Eltern Nr. 1.
[4]) Briefe an seine Eltern Nr. 2, 3, 4; auch Archiv 2, 150—379; 3, 150—677; 4, 170—502.
[5]) Archiv 4, 139—167.
[6]) Archiv 5, 1—5.
[7]) Archiv 5, 11—23.
[8]) Von S. Benedikt im Jahre 528, angeblich an Stelle eines Apollo-Tempels, gegründet.
[9]) Archiv 5, 16—19.
[10]) Vom 21. November 1822 bis zum 4. Juli 1823.
[11]) Archiv 5, 25—35.

als mein Vater, doch beweist sein Bericht [13]), was er in den von meinem Voter nur durchflogenen lombardisch-venetianischen Provinzen geleistet hat.

Am 6. Januor hatte ouch mein Vater seine Forschungen und Arbeiten im Vaticanischen Archive wieder aufgenommen. Ein wichtiger Besitz dieses Archives waren die Urkundenbücher der römischen Päpste, der Liber diurnus pontificum Romanorum, aus dem ochten Jahrhundert, der ober von meinem Voter nicht benutzt ist; dagegen hat er die Handschriften des Cencius abgeschrieben. Den größten Schatz dieses Archives bilden die zweitausend und sechzehn Bände der päpstlichen Regesten, nur vom Jahre 1178, der Regierung des Papstes Innocenz des Dritten an, erholten. Mein Vater beschränkte sich ouf die Abschrift der für die deutsche Geschichte wichtigen Briefe des Erzbischofs Reinold von Köln.

Am 4. Juli verließ mein Vater Rom und reiste über Siena nach Florenz, wo er ouf der Laurentiana die Handschrift des Jordanes mit dem Drucke verglich, reiste dann über Turin [13]), über den St. Bernhard, Lousanne, Bern [14]), St. Gallen [15]), Konstanz, Schaffhausen, Straßburg, Korlsruhe, Moinz, Coblenz, Köln, Dortmund nach Kappenberg, wo er vom 26. bis 30. August blieb, um dem Frhrn. vom Stein seine Wiener und italienischen Arbeiten vorzulegen und kehrte am 2. September noch Hannover zurück, wo er gerode zum Begräbniß seiner Mutter anlangte. — Am 5. September wurde er von der Regierung zum Registrator und zum Geheimen Archiv-Secretär ernonnt.

Die Aufgabe meines Voters nach seiner Rückkehr von Wien und Italien war zunächst die Bearbeitung der auf seiner mehr ols dreijährigen Reise gefundenen Quellen für den ersten Band der Schriftsteller; dann der Bericht über seine Reise für den fünften Band des Archivs [16]); die Verhandlungen mit der Hahn'schen Hofbuchhandlung über die Typen, das Papier und die Bedingungen des Verlags; die Correspondenz mit den Gelehrten, welche sich der Direction gegenüber bereit erklärt hotten, gewisse Arbeiten zu übernehmen; die Entscheidung der Direction über die Wahl der Mitglieder; endlich der Plon des Unternehmens.

Die letztgenannte wichtige Entscheidung über den Plan der beobsichtigten Quellensammlung der deutschen Geschichte des Mittelolters war bereits bold nach seiner Rückkehr von meinem Voter den Mitgliedern der Gesellschaft in Frankfurt zur Prüfung vorgelegt und einstimmig angenommen worden. Sie ist danoch in ihrem Wortlaute im fünften Bande des Archivs der Gesellschaft, dessen Leitung meinem Vater übertragen war, auf Seite 788—806 abgedruckt und die Norm für alle Bönde der Monumenta, welche unter der Leitung meines Vaters erschienen sind, geblieben, bis erst in den letzten Jahren das Quart-Format ongenommen ist. Nach Vollendung des größten Theils der Vorarbeiten für den ersten Bond der Monumenta ward dann im Februar des Jahres 1824 von der Versammlung zu Frankfurt beschlossen [17]), daß die Quellensammlung des deutschen Mittelalters unter dem Titel: „Monumenta Germaniae historica“ in fünf von einander unabhängigen Abtheilungen erscheinen solle; und zwar die erste Abtheilung unter dem Namen „Leges“, die zweite unter dem der „Scriptores“ (annales, chronica, historici, vitae), die dritte unter dem Namen „Diplomata“, die vierte unter dem Namen „Epistolae“, die fünfte endlich unter dem Namen „Antiquitates“.

[13]) Archiv 5, 575—630.
[14]) Am 1. August.
[15]) Vom 3.—7. August.
[16]) 8.—13. August.
[16]) Dieser Bericht ist unter dem Titel: „Reise nach Italien im Auftrage der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, vom November 1821 bis August 1823“ auch separat erschienen. Hannover, 1824. 8°. — Der Herausgeber.
[17]) Archiv 6, 255—257.

Zu Ende Moi desselben Jahres erhielt mein Vater die Ernennung zum Mitgliede der Florentiner Gesellschaft „Società colombaria“, [18]) datirt Firenze, Madio 24; am 21. März 1826 zum Ehrenmitgliede der Gesellschoft des vaterländischen Vereins in Böhmen zu Prag.

Am 15. August des Johres 1826 erschien der erste Band der „Monumenta“, Abtheilung II, Scriptorum tomus 1, ganz von meinem Vater bearbeitet. Nachdem der Frhr. vom Stein sein schöngebundenes Exemplar dieses so herrlich ousgestatteten ersten Bandes, den mein Vater gleich noch dem Erscheinen in den Göttinger gelehrten Anzeigen, Stück 143 und 144, angekündigt hatte, bewundernd betrochtet hotte, schrieb er meinem Vater om 20. August: daß seine Anzeige in den Göttinger gelehrten Anzeigen ihm unsägliche Freude bereitet habe, die noch in hohem Grade würde vermehrt worden sein, wenn er ihm diesen Bond persönlich überbrocht hätte; er bitte ihn jetzt durch seinen Besuch erfreuen zu wollen. Mein Vater erwiderte om 18. September, daß er jetzt nicht nach Kappenberg könne, da ihn eine dienstliche Arbeit verhindere, er werde ober seinen Besuch nachholen, sobald er den Urloub erhalte, um den er im Interesse des zweiten Bandes gebeten habe. Als er dann den Urlaub erhalten hatte, stattete er dem Frhrn. vom Stein den versprochenen Besuch vom 17. bis 19. October ab, besuchte vom 24. bis zum 29. October den Geheimen Staotsroth Niebuhr in Bonn, der ihm Empfehlungen für Brüssel und Paris mitgob, trof dann mit seinem Freunde, dem Bibliothekor Dr. Böhmer, zusammen und durchforschten beide die niederlöndischen Archive, die meinen Vater fünf Wochen in Anspruch nahmen. Dann traf er am 3. December in Paris ein, wurde von den Beamten der Königlichen Bibliothek sehr zuvorkommend empfangen, durch die Empfehlung Alexander's v. Humboldt in das Königliche Archiv eingeführt und theilte dann seine Arbeitszeit zwischen beiden Anstolten, so boß er täglich acht Stunden arbeitete.

Abends eröffneten sich meinem Vater die geselligen Kreise, namentlich der anziehendste von ollen, die Räume der Engländerin Mrs. Clarke, wo die ausgezeichneten Fremden und Einheimischen an bestimmten Abenden erscheinen konnten. Von Franzosen verkehrten dort die Historiker Faurier, A. Thierry, Mignet und Prosper Mérimée, mit denen mein Vater gern verkehrte.

Der Hauptreiz war indessen, daß er hier die Wittwe und die Töchter des Astronomen John Gornett fond, der zu Anfang des Jahrhunderts, infolge der Erschütterung aller Verhältnisse, mit mehreren befreundeten Familien von England noch Nordamerika übergesiedelt war und zwar Garnett nach dem Staate Neu-Jersey, ouf das von ihm erkoufte Gut White House, wo die drei Töchter eine herrliche Jugend verlebten. Leider wurde der Voter seiner Familie schon im Jahre 1820 entrissen und kehrte seine Wittwe, Mary Gordon, aus einer in England sehr hochstehenden Familie, mit ihren Töchtern wieder noch England zurück, siedelte aber bald noch Poris, in die Vorstadt und Straße Rue des Roules über, um dort mit vielen Familien, welche sie in Nordameriko besucht hatten, dem General La Fayette, der Familie Hyde de Neufville, der Mrs. Clorke, ihrer Tochter und Anderen, zu verkehren. Mein Voter fühlte sich durch die vollendete Anmuth der zweiten Tochter der Familie Garnett, Julio, den Zauber ihrer Unterhaltung und ihre tiefblauen, seelenvollen Augen so berauscht, daß er bald zu der Ueberzeugung gelangte, nicht ohne sie leben zu können. Auch sie bewies ihm bei Gelegenheit einer Einladung zum Diner bei ihrer Mutter durch ihr Benehmen, boß er ihr nicht gleichgiltig sei. Als mein Vater dann noch Beendigung seiner Arbeiten in Poris und vor seiner Reise nach London [19]) die Familie Garnett

[18]) Gesellschaft für Bildung.
[19]) Frühling 1827.

aufsuchte, um sich zu empfehlen, erhielt er von Julia eine warme Empfehlung an eine alte Freundin ihrer Familie, Mrs. Trollope, in Harrow bei London. Und als mein Vater dann nach seiner Antunft in London die Freundin aufsuchte, empfing sie ihn sehr herzlich, ließ ihn fühlen, daß sie durch Julia's Briefe bereits von ihrer gegenseitigen Liebe genau unterrichtet sei und nach dem Abschlusse seiner Arbeiten ihm in ihrem Hause in Harrow die Gelegenheit geben werde, seine Geliebte zu treffen. Während der nächsten sechs Wochen[20]) arbeitete dann mein Vater in der Handschriften-Bibliothek des Britischen Museums und der Universität Cambridge und erhielt bei seiner Rückkehr nach London am 5. Juli die Einladung nach Harrow. Bei seiner Ankunft fand er seine Geliebte und verlobte sich dann mit ihr nach einem innigen Verkehre von vier Wochen am 3. August; begleitete sie aber nach einigen Tagen nach Dover, da sie nach Paris zurückzukehren wünschte. Mein Vater arbeitete dann weiter in der Handschriften-Bibliothek des Britischen Museums, der Bodlejana in Oxford und der Bibliothek van Salisbury. Als er dann nach London zurückkehrte, übertrug ihm Graf Münster, der Vertreter des Königreichs Hannover bei König Wilhelm IV., die deutsche Uebersetzung seiner englischen Anklageschrift gegen den irrsinnigen Herzog Karl von Braunschweig, worauf der Graf meinem Vater seine Ernennung zum Bibliothekar der Königlichen Bibliothek in Hannover übersandte. Da damit mein Vater die Stellung erhalten hatte, welche ihm seine Verheirathung möglich machte, eilte er am 22. September nach Paris, traf dort am nächsten Tage ein und vermählte sich am 24. mit seiner Braut in der Kapelle der nordamerikanischen Gesandtschaft, durch ihren Prediger Rev^d. Mr. Jarvis, in Gegenwart seiner Schwiegermutter und der Schwestern seiner Braut, der Freundin Mrs. Trollope, der Miß Fanny Wright, des Generals La Fayette und des norbamerikanischen Consuls Cooper. Nach dem Hochzeitsessen verabschiedeten sich Mrs. Trollope nach England und Miß Wright nach Nordamerika, während die Neuvermählten einige Tage in Montmorency verlebten.

Am 8. October 1827 reisten sie nach Deutschland über Chalons, Metz, Saarbrücken, Kaiserslautern, nach Mainz, wo Dr. Böhmer sie begrüßte und einen schönen Tag in Bingen, auf dem Niederwalde mit ihnen verlebte; bei der Rochuskapelle, oberhalb von Koblenz, trennten sie sich. Von hier fuhren sie dann in einem Rheinboote nach Bonn und blieben die Nacht bei Niebuhrs; am nächsten Morgen folgten sie der Einladung des Frhrn. vom Stein nach Kappenberg, wo sie die gütigste Aufnahme fanden. Nachdem mein Vater ihm dann die Resultate seiner Reise vorgelegt hatte, drückte ihm Hr. vom Stein seine Bewunderung solcher Leistung aus und wie gespannt er auf den nächsten Band sei. Nach der Verabschiedung langten die Neuvermählten am 2. November in Hannover an und bezauberte die junge Frau den Vater ihres Mannes und seine Verwandten. Während des Winters lebten sie in der väterlichen Wohnung und machten täglich Spaziergänge um die Wälle.

Am 23. December wurde mein Vater zum Ehrenmitgliede der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Geschichte und Alterthumskunde in Leipzig" ernannt. Im Frühjahre des nächsten Jahres zogen er und seine Frau in ein Haus mit Garten vor der Stadt, wa er die auf seiner letzten Reise gesammelten Geschichtsquellen bearbeitete, während seine Frau sich eifrig mit der deutschen Sprache beschäftigte und sie bald sprechen und schreiben lernte; ber ab und zu nicht zurückzuhaltende engtische Ausdruck verlieh ihrer Sprache dabei einen hohen Reiz.

Am 28. März 1828 wurde mein Vater zum Mitgliede der „Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde" in Stettin ernannt; am 24. April zum Ehrenmitgliede des „Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens" zu Münster.

Am 1. November desselben Jahres wurde er durch die Geburt eines Zwillingspaares seitens seiner Frau sehr erfreut, eines Sohnes, der nach dem Frhrn. vom Stein „Karl," nach seinem väterlichen Großvater „August", nach dem Bibliothekar Dr. Böhmer „Friedrich" genannt und einer Tochter Marie, ganz das Ebenbild ihrer Mutter, während Karl seinem Vater ähnlich war; es war ein berauschendes Bild, als die Mutter am Weihnachtsabende mit beiden Kindern in ihren Armen am strahlenden Tannenbaume erschien. Leider verloren die Eltern die Tochter schon am 20. Januar 1829, ein Schlag, den die Mutter erst dann allmälig überwand, als ihr geliebter Mann ihr ein geräumiges Haus mit großem Garten zu Ostern in der Andert'schen Wiese gekauft und schön ausgestattet hatte; hier erholte sie sich nach und nach wieder.

Am 28. December desselben Jahres[21]) erschien der zweite Band der Monumenta, reicher als der erste, aus den von meinem Vater im Jahre 1827 in den Niederlanden, Paris und England gesammelten Quellen herausgegeben; mit Aufnahme der von Hrn. Ildefons v. Arx, Bibliothekar von Sanct-Gallen, nicht besonders bearbeiteten Quellen und des Lebens des heiligen Ansgarius, von Dahtmann bearbeitet, den der Frhr. vom Stein, nachdem er sein schönes Exemplar geprüft hatte, für reicher und noch vollendeter, als den ersten Band erklärte. Am 18. Mai 1830 wurde der zweite Sohn, Georg, geboren, mit benselben blauen Augen, wie meine theure Mutter.

Im folgenden Jahre starb am 2. Januar der Geheime Staatsrath, später Professor der alten Geschichte, Niebuhr in Bonn; noch tiefer fühlte mein Vater den Verlust des unsterblichen Staatsministers, Frhrn. vom Stein, des Wiederherstellers des preußischen Staates nach dem Schlage bei Jena und Auerstädt und Gründers der Gesellschaft für die Sammlung der Quellen der Deutschen Geschichte des Mittelalters, unter dem Titel der Monumenta Germaniae historica.

(Fortsetzung folgt.)

[20]) 18. Mai bis 4. Juli 1827.

[21]) Archiv 6, 234—294.

Leipziger Stadttheater.

Das Trauerspiel „Harold" von Ernst v. Wildenbruch, welches zweimal im Laufe der letzten Theaterwoche in Scene ging, fand den lebhaftesten Antheil des Publicums. Am ersten Theaterabend wurde der anwesende Dichter mit allen Hauptdarstellern nach jedem Act hervorgerufen und am Schluß mit Lorbeerkränzen ausgezeichnet.

Habent sua fata libelli! Die Trauerspiele Wildenbruch's schtummerten zum Theil seit Jahren im Pult des Dichters; die Intendanzen sandten sie zurück mit lithographirter oder sanftiger freundlicher Ablehnung; der Dichter schuf rüstig weiter, unbetümmert um die geringe Beachtung, die seinen Schöpfungen zu Theil wurde. Da ging eines schönen Tages ihm die Sonne des Theaterruhmes auf: das Victoriatheater in Berlin gab sein Trauerspiel: „Die Karolinger" und die Kritik erging sich im fast uneingeschränkten Lobe des Dichters. Das Stück wurde bald darauf am Dresdner und Wiener Hoftheater gegeben, das Trauerspiel „Harold" am Berliner Hoftheater, „Der Mennonit" am Frankfurter Stadttheater und an andern Bühnen; „Väter und Söhne" am Breslauer Lobetheater: das Talent des Dichters wurde sogar mit einer gewissen Ueberschwängtichkeit anerkannt. Im Laufe eines Jahres war das Pult des Dichters geleert; alle seine Stücke flogen aus und kehrten mit dem Lorbeer zurück. Wildenbruch war Mode geworden: das Erfreuliche dabei ist, daß auch einmal einem tragischen Dichter biese Gunst ber Directionen und des Publicums zu Theil wird, welche sich sonst nur dem leich-

teren Genre dramatischer Dichtung zuwendet. Und da Ernst v. Wildenbruch unzweifelhaftes Talent besitzt, so ist zu hoffen, daß es sich nicht um eine vorübergehende Laune des Tagesgeschmacks handelt, sondern daß der einmal geweckte Sinn für die neue Tragödie durch den Dichter selbst wachgehalten werden und auch andern gleichstrebenden Poeten zu Gute kommen wird.

Man hat Wildenbruch zu den Dichtern der Schiller'schen Richtung gezählt. Das ist nur insofern berechtigt, als er wie Schiller die geschichtliche Tragödie pflegt: doch sein dramatischer Styl ist wesentlich von demjenigen Schiller's verschieden. Den vollen dithyrambischen Erguß der Begeisterung, die ganze rückhaltlose Aussprache der Empfindungen, alles, was ins Gebiet der lyrischen Schönheit gehört, allerdings ein vielbestrittenes Grenzgebiet dramatischer Dichtung, würde man bei Wildenbruch vergeblich suchen. Eher strebt er nach jener markigen Concentration des sprachlichen und dramatischen Ausdruckes, die sich in Shakespeare's Dramen findet, unterscheidet sich aber von dem englischen Vorbild wieder dadurch, daß jene Einkehr ins Innere, jene tief psychologische Motivirung, vor allem aber die Sprache des Gewissens, die selbst bei Shakespeare's großen Verbrechern so laut und vernehmlich redet, seinen Helden fehlt. Dagegen läßt die äußere Lebendigkeit der Handlung nichts zu wünschen übrig und die rasch sich folgenden und energisch ausgearbeiteten Vorgänge auf der Bühne fesseln den Antheil des Publicums.

So lebendig ist gleich die Expasition im „Harald", der erste Act des Dramas. Wir sehen in dem Helden den angelsächsischen Patrioten, den Abkömmling jener stolzen Familie der Grafen von Godwin, welche etwas vom Geblüt des späteren Königsmachers Warwick in sich hat. Englands König, Eduard, steht ganz unter dem Einfluß der Normannen, welche übermüthig die Rechte des englischen Volkes kränken. Er ist zu Gast auf der Burg von Dover: dort aber weigert der Schloßherr Harald den Normannen, welche eben die Bürger von Daver mißhandelt haben, den Zutritt, vertheidigt diese Bürger, geräth in heftigen Conflict mit dem schwankenden König, der ihn verbannt und seinen jüngeren Bruder Wulfnath als Geißel behält.

Der zweite Act bringt die Aussöhnung Harold's mit dem schwächlichen König. Der junge Graf Godwin bringt in Landon ein, errettet die dem Tod geweihten Bürger von Dover: man hat inzwischen a rege male informato ad regem melius informandum appellirt und Eduard erblickt jetzt in dem kühnen Unternehmen Harold's eine rettende That. Nur etwas stört die Aussöhnung: der König hat sich verleiten lassen, Wulfnath, den Bruder Harold's, dem Normannenherzog Wilhelm auszuliefern. Darüber ist Gytha, Harold's Mutter, noch immer voll Entrüstung: doch der Sohn beschließt, selbst nach der Normandie zu eilen, Wulfnath zu lösen und mit zurückzubringen.

Im dritten Act sehen wir Harald bei den Normannen: des Herzogs Tochter, Adele, des kleinen Wulfnath Schützerin, rettet den Bruder aus den Gefahren, die ihm der Hinterhalt der Normannen droht. Es folgt das Unvermeidliche: die Liebe zwischen Harold und Adele. Dem Herzog ist sie willkommen; er strebt nach Englands Krone, er hat das Versprechen König Eduard's. Doch nicht blos durch Adele's Liebe, auch durch einen Eidschwur Harald's sucht er seine Ansprüche zu sichern.

Die Geschichtschreiber berichten verschieden über diesen Eid, doch sie kommen darin überein, daß Harald ihn geleistet und daß er versprochen, des Normannenherzogs Ansprüche auf die Krone Englands zu unterstützen, daß er aber später diesen Eid für aufgedrungen und unverbindlich erklärt habe, umsomehr, als er ohne Zustimmung des Volkes und der Edeln nicht habe über Englands Krone verfügen können.

Diese geschichtlichen Daten erschienen dem Dichter, gewiß mit Unrecht, in solcher Gestalt nicht verwendbar. Daß Harald seine ernstgemeinte Zustimmung zur Königswahl des Normannenherzogs geben sollte, war nach der ganzen Anlage des Stückes nicht möglich; auf der anderen Seite wollte der Dichter seinen Helden doch nicht mit der Schuld eines Eidschwures belasten, den er von Hause aus geschworen, mit der bösen Absicht, ihn zu brechen. So verfiel er auf den, wie uns scheint, unglücklichen Ausweg, seinen Helden überlisten zu lassen. Der Normannenherzog legt ihm einen Schwur vor, die Bestimmungen, die König Eduard über sein Erbe getroffen, zu unterstützen. Harold bezieht dies auf ein Erbe in der Normandie: er denkt gar nicht daran, daß es sich um Englands Krone handle. Obgleich unklar über den eigentlichen Inhalt des Schwures, leistet er ihn doch; der Normannenherzog sorgt dafür, daß es am kirchlichen Apparat und den nöthigen Zeugen nicht fehlt, und erst, nachdem Harald geschworen, erfährt er, um was es sich handle und stürzt fort in äußerster Empörung.

Das ist die Klippe des Stückes und es ist schlimm, daß sie gerade im Mittelpunkte desselben liegt. Ein dramatischer Held kann viele Fehler haben: er darf sogar große Verbrechen begehen, ohne unsere Theilnahme einzubüßen; aber er muß nicht klein, nicht bedauerlich erscheinen, er muß sich nicht dupiren lassen. Es ist das zwar selbst manchem Diplomaten von Ruf passirt; doch es ist kein Stoff für die Tragödie; der tragische Nimbus geht dabei verloren. Harold brauchte blos zu fragen, um welches Erbe es sich denn handle; ja er mußte dies fragen; die ganze Feierlichkeit des Eidschwurs, der noch dazu bei einem gewöhnlichen Lehnserbe ebenso überflüssig war, wie seine Hilfe dabei, mußte ihn stutzig machen, auch wenn er, von Liebe verblendet, noch so geneigt sein mochte, auf alle Wünsche des Normannenherzogs einzugehen. Wir können seine Entrüstung einige Augenblicke nachher, als das verhängnißvolle „Zu spät" eintritt und er erfährt, welchen Eid er geleistet hat, nicht theilen; wir sind nur über ihn entrüstet, daß er sich in so leichtsinniger Weise übertölpeln ließ.

Darunter leidet nun der ganze vierte Act, trotz des heldenhaften Aufschwungs in einzelnen Scenen und besonders am Schluß. Daß Harald den Diakonus tödtet, der seinen Eidbruch dem Volk verkündet, ist eine brüske Gewaltthat, die gegen ihn einnimmt. Das Volk wendet sich ab von ihm; am Schluß aber zieht Alles mit ihm in den Kampf gegen die Normannen.

Im fünften Act fehlt der Held. Die ersten Scenen führen uns Adelens Jammer um den kleinen Wulfnoth vor; dann handelt es sich um Harald's Leiche, die auf dem Schlachtfeld von Hastings liegt. Es ist am Schluß ein echt poetischer Zug, daß Wilhelm sich anfangs weigert, diese Leiche der Mutter Harold's auszuliefern, bis er erfährt, daß seine Tochter Adele gestorben ist, mit dem Wort der Liebe für Harold auf den Lippen.

Wir haben gesehen, wie das in der Mitte einsetzende Hauptmotiv für die tragische Bedeutung des Helden ungünstig ist. Davon abgesehen, hat das Stück Züge eines starken, besonders für theatralische Wirkungen glücklich organisirten Talentes: eine markige Situationsmalerei ist ihm eigen; einzelne Charaktere wie der des schwankenden Königs, der energischen Gytha, sind trefflich gezeichnet; Schlag auf Schlag folgt die Handlung; das Eingreifen der Volksgruppen besonders im zweiten und vierten Act ist mit Geschick und dramatischer Lebendigkeit arrangirt. Dagegen tritt die innere Entwicklung des Helden mehr zurück: charakteristisch ist der Mangel an Monologen, die für die psychologische Vertiefung doch fast unerläßlich sind. Die Diction des Trauerspiels hat einen festgeschlossenen Zug, hier und dort markige Kraft, manches treffende Bild; doch fehlt es nicht an empfindlichen Katachresen und an einzelnen trivialen, prosaischen Wendungen.

Die Aufführung stellte der Regie des Hrn. Gettke und dem Eifer der Direction, durch entsprechende glänzende Kostüme

und geeignete Decoratianen die Dichtung zu heben, ein rühmliches Zeugniß aus. Einige zu lange Zwischenacte bei den ersten Aufführungen sind wol auf die schwierigen Arrangements zu schieben. Die Volksscenen im ersten, zweiten und vierten Acte waren ganz lebendig arrangirt; die Unisonos der Menge gingen ohne Störung ab und mit kräftigem Zusammenklang.

Die Titelrolle wurde von Hrn. Baxmonn gespielt, der in den Hauptsituotionen Mark und Kroft zeigte: so bei dem heftigen Widerspruch gegen König Eduard's Normannenfreundschaft im ersten Acte, bei seinem kräftigen Einschreiten für die Geächteten von Dover im zweiten, bei dem Ausbruche einer Verzweiflung über den leichtsinnig geleisteten Schwur im dritten Acte und vor Allem bei der lasbrechenden Wildheit und dem heldenhaften Aufschwung im vierten. Auf den Höhepunkten der Handlung bewegte sich die Darstellung des Hrn. Baxmann mit vollkommener Sicherheit und blieb nicht hinter dem Kraftaufwand zurück, den sie verlangen. Dogegen fehlte ihm in den Liebesscenen der poetische Duft; wie überhaupt seiner Vortragsweise in den weniger getragenen Momenten eine gewisse Nüchternheit anklebt, welche der noch jugendliche Darsteller wol bald mit Erfolg bekämpfen wird.

„König Eduard" ist einer der gekrönten Schwächlinge, wie sie sich nicht nur auf dem Shakespeare'schen Bühnenrepertaire finden: die Wandelbarkeit dieses Fürsten in der Wildenbruch'schen Dichtung überschreitet freilich! fast das zulässige Maß: von jedem Windstoß wird der Charakter nach der entgegengesetzten Seite hingewirbelt und damit auch zum Theil die Handlung des Stückes. Hr. Grube gab ein vortrefflich gezeichnetes Bild des schwächlichen und schwankenden Königs. Gleich der Grundton, den er anschlug, hatte das Lebensmüde, wie es kränklichen Naturen eigen ist: auf diesem matten Untergrund trug der Darsteller mit Glück die Aufwallungen des monarchischen Selbstgefühls und höchster Erregung mit aufflackernder Helligkeit auf. Den Normannenherzog Wilhelm spielte Hr. Jügelt; wir sahen diesen Darsteller zum erstenmale. Er gab seinem Helden frische Rüstigkeit, einen Zug der Unternehmungslust und kühn zugreifenden Thatkraft. Seine Vortragsweise hat indeß einen leisen Beigeschmack, der nicht ganz angenehm berührt: worin er besteht, das kann die kritische Analyse erst nach wiederholter Untersuchung constatiren. Sehr gewinnend durch männliches Wesen und edle Erscheinung, wie durch poetisch angehauchten Vortrag war der Seneschall des Hrn. Meyer; ein kecker, herausfordernder Normann der Graf van Boulogne des Hrn. Schönfeld. Einige der Angelsachsen, besonders der Vetter des Grafen Godwin, sprochen zu laut: es ist natürlich, daß die Akustik des Neuen Theaters von den neuen Darstellern erst studirt werden muß.

Der Klerus ist in dem Wildenbruch'schen Drama zahlreich vertreten. Eine treffliche Gestalt, wie aus den Miniaturen eines alten Minnesangs herausgeschnitten, war der Diakonus Wilfried des Hrn. Teucher, ein sanftes, frommes Opfer des leidenden Gehorsams. Ein energischer Fürst der ecclesia militans war Hr. Doar als Erzbischof von Canterbury: der Darsteller hat ein kräftiges, gutgeschultes Organ und wird dem Sinne der Dichtung stets gerecht. Hr. Stürmer als würdiger Bischof Stigand und Hr. Bischer als Abt des Klosters Hyde waren würdige entsprechende Vertreter des Klerus. Der Bürger Edgar des Hrn. Moritz war ein kräftiger Volksredner. Das Personenverzeichniß der neuen Dichtung ist ja reichhaltig, daß wir nicht alle die angelsächsischen Großen, normännischen Barone, Bürger der Stadt Dover, Herolde, Diener, Trabanten, Pagen einzeln aufführen können; wir erwähnen nur, daß einer über seine Füße und seine Verse stolperte.

Von den weiblichen Hauptrollen treten nur zwei in den Vordergrund: Gytha, Harald's Mutter, und Adele, des Herzogs Wilhelm Tochter. Die erstere wurde von Frau Senger gespielt, und zwar mit einer Würde und edeln Kraft der Darstellung, welche alle Anerkennung verdienen. Mochte sie dem Sohne zustimmen oder sich von ihm obwenden: es war in begeisterter Mutterliebe wie in edlem Zorn stets ein Ton zu vernehmen, der uns ergreifend berührte. Frl. Salbach, welche die Adele spielte, ist eine ganz sympathische Erscheinung und hat in einzelnen Momenten eine ansprechende Wärme. Doch fehlt ihrem Vortrag noch die volle Ausgeglichenheit und ihrem Geberdenspiel die Sicherheit und studirte Schönheit. Noch ist der Wulfnoth der kleinen Helene Schneider zu erwähnen, die sich ganz gut aus der Affaire zog. Wulfnoth ist keine unwichtige Rolle: er giebt nicht nur zu einigen Rührscenen Anlaß, wozu schon Kotzebue mit Vorliebe die Kinder benutzte; er ist eigentlich, indem durch ihn Harald in die Normandie geführt wird, das eigentliche Agens des Stückes.

Wir werden, wie wir erfahren, im Laufe der Saison noch Wildenbruch's andere Trauerspiele: „Die Karolinger" und „Der Mennonit" auf unserer Bühne sehen: dann werden wir erst unser Gesammturtheil über den Dichter eingehender motiviren können.

Ueber die beiden ersten Debüts unserer neuen Tragödin, der Frau Irschik, „Iphigenio" und „Medea", werden wir demnächst im Zusammenhang berichten.

Rudolf von Gottschall.

Soll das Recht auf die Lebensversicherungssumme zum Nachlaß des Versicherten gehören?

Ueber diese Frage hot der Deutsche Juristentag Gutachten eingefordert: in seinem soeben erschienenen ersten Band der Verhandlungeu des 16. deutschen Juristentags finden sich S. 141 und S. 200 zwei Gutachten abgedruckt.

Das erstere, van Dr. Malß in Frankfurt a. M., beginnt mit einem Hinweise darauf, daß im Allgemeinen eine etwa beabsichtigte Cadificatian des Versicherungsrechtes zur Zeit nicht möglich, mindestens aber nicht räthlich sei. Denn es dürfte nicht bestritten werden, „daß die nöthigen versicherungsrechtlichen Rechtsüberzengungen, wie sie aus den vereinten Kräften des Lebens und der Wissenschaft hervorgehen müssen, um diesen Namen zu verdienen, vorerst im Bewußtsein des Volkes noch nicht vorhanden sind".

Insbesondere aber sei die Lebensversicherung zur Cadification unreif: die Controversen zwischen Thöl, Hinrichs und Predöhl, sowie Goldschmidt in der Definition der Lebensversicherung seien zu bedeutend, als daß es der Gesetzgebung möglich wäre, jetzt schon das absolut Richtige zu finden. Auch möchte man die gerade jetzt bevorstehende großartigste praktische Anwendung des Principes der Lebensversicherung bei den socialpolitischen Plänen des Reichskanzlers beachten.

Die aben gestellte Frage präcisirt Dr. Malß dahin:

Soll Derjenige, zu dessen Gunsten die Versicherung genommen wurde, ein den Gläubigern des mit Tode abgegangenen Versicherten vorgehendes Recht auf die Versicherungssumme haben?

Dr. Malß bejaht diese Frage. Und zwar nicht aus civilistischen Gründen, sondern aus socialethischen. Auch habe so die französische, belgische und schweizerische Judicatur seit Jahrzehnten entschieden.

Insbesondere jedoch erheische es das Bedürfniß der Gesellschaft und das Rechtsbewußtsein des Volkes, daß dem Umstande, daß der Versichernde doch zumeist gerade den Fall im Auge habe, er könne wirthschaftlich zu Grunde gehen, wolle aber Weib und Kind dennoch versorgt wissen, Rechnung getrogen werden müsse.

Diese Anschauung stimme ouch mit der des Reichskanzlers überein.

Zuletzt macht Dr. Malß nur den Vorbehalt: daß die

paulianischen Grundsätze die Zahlung der Prämie nicht anfechtbar erscheinen lassen.

M. E. bedürfen die hier in Kürze wiedergegebenen Ausführungen der an sich nicht umfangreichen Arbeit eine Einschränkung in der Bejahung der zuletzt aufgeworfenen Frage dahin, daß man dieselbe nur dann bejaht, wenn es sich um die Ehefrau oder um Descendenten unter vollendetem 30. Lebensjahr handelt. Andere Erben, bez. ältere Descendenten werden des gewünschten Schutzes infolge dessen, daß der Versicherte für sie zu sorgen keine Verpflichtung hatte, bez. daß sie selbst arbeits- und damit existenzfähig sind, nicht theilhaftig zu machen sein.

Das zweite umfangreichere Gutachten stammt aus der Feder des Privatdocenten Dr. Ludwig Elster zu Halle a. d. Saale.

Nach einer vortrefflichen Einleitung, in der Elster ausführt, das heutige Wirthschaftsleben sei beherrscht von dem veredelnden Principe der Nächstenliebe und Nächstensorge, nimmt er vor Allem Bezug auf den Zweck der Lebensversicherung. Er bespricht die deutsche Judicatur: diese sei gespalten, neige aber jetzt, insbesondere nach dem Urtheile des Reichsgerichts vom 25. Februar 1880, mehr und mehr dazu, die Versicherungssumme als einen nicht zum Nachlaß des Versicherten gehörigen Vermögensbestandtheil anzusehen.

Zwecks Beantwortung der gestellten Frage selbst, die ja nur eine solche de lege ferenda sei, schickt er I. einige Bemerkungen über den Zweck und das Wesen der Lebensversicherung voraus, und beantwortet dann

II. die Frage selbst mit Unterscheidung der möglichen Bezeichnung des Zahlungsempfängers auf dem Versicherungsscheine.

Elster rubricirt die Lebensversicherungsverträge zu Gunsten Dritter unter die pacta in favorem tertii: da bei den letzteren der Dritte infolge der Willensmeinung der Contrahenten unmittelbar ein selbständiges [nicht aber nothwendig unwiderrufliches] Recht erwirbt, so ergiebt sich, daß eine Acceptation des Dritten nicht erst nothwendig ist.

I. Zweck der Lebensversicherung: Derjenige, der sein Leben auf den Todesfall versichert, wünscht, daß nach seinem Tode ein Capital von gewisser Größe vorhanden sei, das zur Versorgung der Hinterbliebenen oder auch zu irgend einem andern wirthschaftlichen Zweck dienen soll. In Anknüpfung an diesen Satz giebt Elster eine vortreffliche Ausführung darüber, daß das Wesen der Lebensversicherung total verschieden sei von dem der Schadensversicherung. Seine Definition des Lebensversicherungsvertrages lautet: er ist ein zweiseitiger Vertrag, vermittelst dessen sich ein Contrahent (auch hier, wie bei den Schadensversicherungen, Versicherer genannt) gegen Entgelt (fortlaufende Prämie, Rise) einem Anderen (auch hier Versicherungsnehmer oder Versicherter genannt) gegenüber verpflichtet, Einzahlungen des Versicherten aufzusparen und zu verwalten und im Falle eines bestimmten Ereignisses (Tod oder Erleben eines bestimmten Lebensalters) diese durch nutzbare Anlegung beständig anwachsenden Einlagen, unter ev. Ergänzung auf eine bestimmte Summe, an den Versicherten, seinen Rechtsnachfolger oder an die in der Polize benannte dritte Person, zu deren Gunsten der Vertrag geschlossen, zurückzuzahlen.

Die Lebensversicherung erscheine als eine „verzinsliche Capital-Leihe" (Laband).

II. Zwecks Beantwortung des Fragethemas wird unterschieden:

1) Der oder die Dritten, zu deren Gunsten der Lebensversicherungsvertrag abgeschlossen ist, sind bestimmt benannt. Hierbei nun ist nach Elster's Ansicht die Acceptation des Dritten ganz irrelevant. Dem Promissar stehe noch immer das jus variandi zu.

Diese Auffassung entspreche auch der Praxis: keine einzige Versicherungsanstalt kenne eine Statutenbestimmung, nach der eine Acceptation des Dritten nothwendig sei. Daraus nun wird gefolgert: die Lebensversicherungssumme, die der Promissar zu Gunsten bestimmt genannter Dritter sich versprechen läßt, gehöre nie in das Vermögen des Versicherungsnehmers, und könne daher auch nie einen Theil des Nachlasses bilden.

2) Zu Gunsten von incertae personae: Auch hier verneint Elster die gestellte Frage, und zwar vor Allem aus dem Zweck des Vertrages heraus.

In einem Schlußworte deponirt Elster sein Motiv in dem Satze: „Das Recht hat sich der Volkswirthschaft zu beugen."

Die Ausführungen der letzten Seiten der Abhandlung sind so vortrefflich, daß ich nicht gewagt habe, Theile davon hier gekürzt wiederzugeben: sie übertreffen an Klarheit der Diction noch Elster's 1880 erschienene Schrift „Die Lebensversicherung in Deutschland".

Dennoch kann ich nicht umhin, wenigstens einigen Bedenken hier Platz zu gewähren. Abgesehen von den Anfechtungsbestimmungen in und außerhalb des Concurses, denen nach meiner Meinung selbstverständlich freier Lauf zu belassen sein wird, und zwar um so mehr, da gerade bei Lebensversicherungsverträgen eine fraudulose Absicht des Schuldners zuerst zu präsumiren sein wird, wird Folgendes hervorzuheben sein:

Elster gesteht dem Promissar ein freies jus variandi zu: gleichwol gehöre die Forderung auf die Versicherungssumme nicht zu seinem Vermögen. Das ist ein innerer Widerspruch. Ich kann nur über Vermögen verfügen, das mir gehört. Ich komme daher zu folgendem Resultat:

1) Es ist keine Person in der Polize genannt: die Versicherungssumme gehört beim Tode zum Nachlaß, während des Lebens zum Vermögen des Promissars.

2) Es ist eine zur Zeit des Abschlusses des Vertrages unbestimmte Person benannt, z. B. Erben:

a) die Versicherungssumme gehört beim Todesfall der unbestimmten Person, wenn sie existent geworden ist zu diesem Zeitpunkt; — sonst zum Nachlasse,

b) während des Lebens zum Vermögen des Promissors.

3) Eine bestimmte Person ist genannt: die Versicherungssumme gehört

a) beim Tode dem Genannten, wenn er existent ist; — sonst zum Nachlasse,

b) während des Lebens des Promissars zu dessen Vermögen, wenn er noch die Polize besitzt, damit also andeutet, er sei noch unschlüssig über die Ausübung des jus variandi; — jedoch zum Vermögen des Dritten, wenn dieser auch im Besitze der Polize ist.

Dies selbstverständlich unter Wahrung der Anfechtungsbestimmungen.

Dazu bewegt mich noch der Gedanke, daß eine rechtliche Verschiedenheit zwischen dem Vertrage, nach welchem die Summe beim Tode des Promissars gezahlt wird, und jenem, nach welchem sie bei Eintritt eines bestimmten Lebensalters gezahlt wird, doch nicht erfindlich ist.

Von Bedeutung aber wird die von mir hiermit empfohlene Unterscheidung beim Ausbruche eines Concurses über des Promissars Vermögen: dann gehört eventuell die Summe, bez. die Polize auch zur Masse, kann zurückgekauft werden.

Dr. Alf. Lehmann.

Bücherbesprechungen.

□ D. Jaeobi, Professor der Theol. an der Universität Halle, Erinnerungen an den Baron Ernst v. Kottnitz. Halle, Eug. Strien. 1 M. — Die ehrwürdige Persönlichkeit eines wahrhaft edlen Christen, des von Tholuck in einer seiner Schriften als „Potriarch" gefeierten Mannes, der in der Zeit der christlichen Erweckung im Anfang dieses Jahr-

hunderts in Berlin den Mittelpunkt der christlichen Kreise bildete, ist in diesem Schriftchen mit großer Pietät und urkundlicher Treue von dem Verf. geschildert, der einst als junger Mann den Segen eines näheren Umgangs mit dem damals bereits bejahrten Kottnitz genossen hat. Eine Fülle der interessantesten und liebenswürdigsten Züge theilt der Verf. aus eigenster persönlicher Anschauung mit, die ebenso charakteristisch sind für die ganze Art des damals in den lebendigen christlichen Kreisen herrschenden Geistes, wie für den Dargestellten selbst, der ein wahrhaft schönes Vorbild insonderheit eines adligen Christen ist, der auch die Vorurtheile seines Standes und seiner Herkunft vollständig überwunden und bei aller Vornehmheit seiner Erscheinung die lauteren Züge echt christlicher Demuth und großen Liebesreichthums an sich getragen. Wie v. Kottnitz mit diesen herzgewinnenden Zügen auch edle Geister, die auf anderem Standpunkt standen, doch zu tiefstem Respect vor seinem Christenthum gezwungen, davon erzählt der Verf. neben anderen folgendes schöne Beispiel. Als Fichte, der Philosoph, einmal von Kottnitz hörte, wie dieser täglich 600 arme Leute zu versorgen habe, und, wenn er oft nicht wisse, woher er das Brot für sie nehmen solle, zu dem Gebet seine Zuflucht nehme, da konnte der willensstarke Philosoph die Thränen nicht zurückhalten und bekannte: „Ja, lieber Baron, dahin reicht meine Philosophie nicht.“ Außer den Erinnerungen an diesen edlen Christen, eine wirkliche Patriarchengestalt unter den Erweckten, der Vielen ein geistlicher Vater geworden ist, enthält das Schriftchen viele interessante einzelne Züge von hervorragenden geistlichen und weltlichen Gestalten jener Zeit. Das Ganze ist so fesselnd und anziehend, mit einem so warmen Hauch pietätvoller Gesinnung geschrieben, daß die Lectüre ein wirklicher Genuß ist.

□ Leben und Wirken des Georg Müller in Bristol dargestellt von Pfarrer W. Claus. Basel, Spittler 1881. — Diese Biographie des durch die großartigen Waisenanstalten, die er in Bristol im Lauf der letzten Jahre gegründet und erhalten, weithin bekannt gewordenen Mannes ist ein wahrhaft ergreifendes Stück Geschichte des Reiches Gottes. Wie Gott den Mann aus einem in Unglauben und Sündendienst verbrachten Jugendleben herausgezogen, ihn zu einem Mann des Glaubens und zu einem Werkzeug seines Reiches gemacht, Das ist hier auf Grund eigener schriftlicher Aufzeichnungen des merkwürdigen Mannes und anderer zuverlässiger Quellen mit großer Sorgfalt und Liebe, wenn auch in zu breiter und weitläufiger Ausführung dargestellt. Was Glaube und Gebet vermögen, Das tritt Einem wahrhaft überwältigend in der Geschichte dieses englischen Francke entgegen, wie man Georg Müller mit Recht genannt hat.

— Aus den Hochgebirgen von Granada. Naturschilderungen, Erlebnisse und Erinnerungen von Moritz Willkomm. Wien, Karl Gerold's Verlag. — Moritz Willkomm, der als Botaniker geschätzte Bruder des bekannten Romanschriftstellers, hat, so viel mir bekannt, bereits im Jahre 1847 denselben Gegenstand, mit dem wir es hier zu thun haben, behandelt und zwar in seinem dreibändigen Werke „Zwei Jahre in Spanien und Portugal“. Diesmal nun hat er aus diesem größeren Werke sich einen Theil herausgegriffen, den er damals, wie er in der Vorrede vorliegenden Buches bemerkt, mehr skizzenhaft behandelt hatte. Aus diesem Grunde nun und weil gerade über die Hochgebirge von Granada uns nach seiner Ansicht ganz unzureichende, zum Theil sogar irrige Nachrichten vorliegen, hat er sich veranlaßt gesehen, eben nochmals — und in möglichst ausführlicher, erschöpfender Weise — sich mit diesem Gegenstande zu befassen, der allerdings ein höheres Interesse verdient, als ihm seither von anderen Reiseschriftstellern gewidmet worden ist; denn die grandiose Sierra Nevada zumal, mit ihren wildromantischen Bergen und idyllischen Thälern, muß nach Willkomm's Darstellung zu den schönsten, malerischsten, freilich gewöhnliche Vergnügungsreisende weniger anlockenden Punkten der Erde gehören. Und dies Interesse wird noch erhöht durch die Bevölkerung selbst, welche aus einer Mischung von Spaniern und Mauren besteht und in Sitten und Gebräuchen wie in ihrem orientalischen Gesichtsschnitt auch jetzt noch mehr oder weniger den Charakter der ehemaligen arabischen Bevölkerung gewahrt hat. Willkomm hat jene Gegenden wiederholt, im Frühjahr und Herbst, bereist und besonders auch der Pflanzenwelt eine ganz hervorragende Aufmerksamkeit geschenkt, so daß das Buch auch als eine Art botanischer Führer gelten kann, obwol es in der Hauptsache sich mehr mit Land und Leuten im Allgemeinen beschäftigt. Letzteres aber geschieht bei aller Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit doch in so lichtvoller und volksthümlicher Weise; daß das Buch der Theilnahme auch weiterer Kreise werth und geeignet ist, mehr, als dies bisher geschehen, die Schaar der Touristen, sofern sie für Naturschönheiten wirklich Sinn haben, jenen bisher wenig besuchten Gegenden zuzuführen. Daß dabei einzelne Partien des Werkes, da wo von botanischen, geognostischen und ähnlichen Dingen die Rede ist, in einem etwas trocknen Tone gehalten sind, liegt in der Natur der Sache und wird reichlich aufgewogen durch die plastische Schilderung der so eigenartigen Natur dieses Landes, des Hirtenlebens in demselben u. dgl. m. Um aber das Buch auch für diejenigen, denen es nicht vergönnt ist, sich seiner als Führer in jene Gebirge praktisch zu bedienen, noch anziehender zu gestalten, hat der Verfasser in einem längeren Anhang sein Augenmerk auf die dortige Sagen- und Märchenwelt gerichtet und uns außer einem kürzeren Märchen zwei Sagen aus jenen Gebirgsgegenden übermittelt, deren erste — zumal in ihrer novellistischen Ausarbeitung durch den Verfasser — eine mächtige und tiefpoetische Wirkung auf den Leser erzielt. Zwei Orientirungskärtchen, deren Entwurf ebenfalls Willkomm's Arbeit ist, bilden den Abschluß des brauchbaren Werkes.

Karl Siegen.

Der am 4. August 1875 verstorbene Dr. jur. Hermann Härtel hierselbst hat der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften ein Legat von 30 000 Mark ausgesetzt, um jungen, unbemittelten oder nicht ausreichend bemittelten, dem Deutschen Reiche angehörigen Gelehrten die Mittel zur Verfolgung bestimmter wissenschaftlicher Zwecke oder eine Belohnung für ausgezeichnete, innerhalb der letzten vier Jahre veröffentlichte wissenschaftliche Leistungen zu gewähren. Es müssen jedoch die betreffenden Gelehrten wenigstens ein Semester auf der Universität Leipzig studirt, die eigentlichen Universitätsstudien beendigt, durch eine wenn auch noch ungedruckte Schrift ihre Befähigung erwiesen haben und noch in keine besoldete Staatsanstellung eingetreten sein, wobei jedoch junge akademische Docenten und junge Gymnasiallehrer nicht unbedingt ausgeschlossen sind. Die vierte Verleihung der zweijährigen Zinsen dieses Legates, im Betrage von circa 2800 Mark, entweder in ungetrennter Summe an einen oder in zwei gleichen Hälften an zwei Bewerber, steht der mathematisch-physischen Classe der unterzeichneten Gesellschaft zu, und ist für wissenschaftliche Leistungen aus dem Gebiete der eben genannten Classe bestimmt. Zur portofreien Einsendung von Bewerbungsschreiben nebst den erforderlichen Beilagen an den derzeitigen Secretär der mathematisch-physischen Classe Professor Dr. W. G. Hankel (Thalstraße 15 c., physikalisches Institut) wird hiermit der 1. December 1882 als Schlußtermin festgesetzt. Die näheren Bestimmungen über die Verleihung sind aus einem gedruckten Regulativ zu ersehen, welches den bei dem genannten Classensecretär darum ansuchenden Bewerbern durch die Post zugeschickt wird.

Leipzig, 4. August 1882.

Die Königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 66. Donnerstag, den 17. August. 1882.

Inhalt: Georg Heinrich Pertz's Leben und literarische Wirksamkeit, von C. A. Friedrich Pertz. (Fortsetzung.) — Bücherbesprechungen (Eine Wallfahrt nach Jerusalem, von Moritz Busch. Aegypten und der Sues-Canal).

Georg Heinrich Pertz's Leben und literarische Wirksamkeit.

Geschildert von **Carl August Friedrich Pertz.**

(Fortsetzung.)

Seit dem Anfange des Jahres 1832 leitete mein Vater, der als Abgeordneter für die Stadt Hameln an der Weser allgemeines Vertrauen errungen hatte, die Hannöversche Zeitung, welche er zur angesehensten und verbreitetsten Zeitung in Deutschland erhob. Als aber am 7. Juni 1837 nach dem Ableben des Königs Wilhelm IV. der Herzog von Cumberland unter dem Titel „König Ernst August" in Hannover einzog, schon am Abende eine Liste von Ministern veröffentlichen ließ, die sämmtlich verhaßt waren, wie v. Schele, Graf Platen und Andere, bereits am nächsten Morgen, mit seiner und der Minister Unterschrift, die von König Wilhelm erlassene Verfassung, welche selbstverständlich von allen Mitgliedern der königlichen Familie angenommen und mit ihren Namen und Siegeln eidlich beschworen war, einfach als von ihm nicht angenommen und für ungiltig erklärte, erkannte mein Vater, daß unter einer Regierung, die weder göttliches noch menschliches Recht respectirte, keine unbestochene Redaction mehr geduldet werden würde und reichte sein Entlassungsgesuch von der weiteren Redaction der Hannöverschen Zeitung am 14. August dem Minister Stralenheim ein, mit der Motivirung, daß seine wachsenden Arbeiten in seiner Stellung als Beamter der Königlichen Bibliothek und des Staatsarchios ihm keine Zeit für die zeitraubende Controle der Zeitung übrig ließen. Mein Vater überließ nach dieser Eingabe die Zeitung dem nächsten Beamten und erhielt am 16. October seine Entlassung, so daß schon von Ende August an die Zeitung mehr und mehr herunter kam und keine gebildeten, unparteiischen Leser mehr fand.

Im April 1833 wurde mein Vater zum Mitgliede der „Polnischen historischen Gesellschaft[22])" in Warschau ernannt. Am 13. desselben Monats wurde der dritte Sohn, Hermann, geboren, der sehr schwächlich zur Welt kam und in seiner Jugend viel von seinem kräftigen Bruder Georg zu leiden hatte, jedoch später ein tüchtiger Ingenieur-Hauptmann geworden ist.[23]) Nachdem mein Vater die Erfahrung gemacht hatte, daß alle Versprechen der ersten Jahre von deutschen Professoren, Arbeiten für die Monumenta übernehmen zu wollen, vergeblich gewesen waren, fielen auch die Capitularien und Gesetze seiner Kraft anheim, die allen übrigen so hoch überlegen war. Nachdem er den ersten Band der Gesetze im Laufe der vorhergehenden Jahre bereits infolge seiner Arbeiten in Paris nahezu zum Abschlusse gebracht hatte, waren noch zahlreiche Capitularia in den noch nicht von ihm untersuchten süddeutschen Archiven vor dem Drucke zu bearbeiten. Mein Vater setzte sich zu dem angegebenen Zwecke mit seinem alten Freunde, dem Frankfurter Bibliothekar Dr. Böhmer in Verbindung und verabredete schriftlich eine gemeinschaftliche Reise, um die in den süddeutschen Archiven befindlichen Gesetze abzuschreiben. Er reiste demgemäß am 24. Juli 1833 von Hannover über Göttingen und Kassel nach Fulda, wo er am 27. eintraf und zwar reiche Sammlungen für die Geschichte des Stiftes, sowie für die ältesten Quellen der Geschichte des welfischen Fürstenhauses fand, die aber für einen späteren Besuch zu reserviren waren. Er reiste also am Morgen des 28. Juli über die Rhön, das Bad Kissingen an der anderen Seite, nach Würzburg, wo er auf der Universitäts-Bibliothek wichtige Handschriften abschrieb. Die beantragte Erlaubniß zur Benutzung des Königlichen Archivs hatte er noch nicht erhalten; sie traf aber am 1. August, an demselben Tage, an welchem er seine Arbeiten auf der Universitäts-Bibliothek abgeschlossen hatte, ein und da auch Dr. Böhmer gleichzeitig ankam, so deuteten Beide das Archiv am 1., 2. und 3. August Vormittags aus und reisten dann weiter nach Bamberg, wo mein Vater das „Original der Geschichte des X. Jahrhunderts in vier Büchern, von Richer" fand, die er und Dr. Böhmer gemeinschaftlich abschrieben. Da sie dann am 6. und 7. August in den Bibliotheken von Erlangen und Nürnberg nichts fanden, erreichten sie am 10. August die Stadt München, wo sie durch die bereitwillige Unterstützung des hannöverschen Gesandten, Hrn. v. Hormayr, gleich Zutritt zum Reichsarchive erhielten, das aber nur Dr. Böhmer benutzte, um die Originale der sächsischen Königs- und Kaiserurkunden zu copiren. Mein Vater arbeitete auf der Hof- und der Universitäts-Bibliothek und gewann für die Sammlungen der Capitulare und Reichsgesetze einen bedeutenden Zuwachs, so daß er gleich nach dem Abschlusse am 26. August nach Hannover zurückkehrte. Hr. Dr Böhmer blieb längere Zeit auf dem Münchener Reichsarchive und reiste dann für weitere Arbeiten nach Wien. Er hatte schon im Jahre 1831, im Anschluß an die späteren Ausgaben der Königs- und Kaiserurkunden als Abtheilung der Monumenta, vorbereitend die „Regesten der deutschen Königs- und Kaiserurkunden" herausgegeben, nämlich folgende Abtheilungen: 1) von Conrad I. bis Heinrich VII., 911—1313. Frankfurt (Varrentrapp) 1831, 4°; — 2) Regesten sämmtlicher Carolinger-Urkunden. Frankfurt 1833, 4°, die damals von Böhmer nach den besten Drucken gearbeitet waren; daß trotz aller Sorgfalt zahlreiche Irrthümer und Druckfehler vorkommen mußten, verstand sich ganz von selbst, da innerhalb der dreißiger und vierziger Jahre alle Archive strenge als „Geheime Staats- u. s. w. Archive" vor jeder Benutzung verwahrt wurden! Es ehrt also meinen verstorbenen Pathen hoch, daß er ein so wissenschaftliches Werk, wie diese Regesten, damals schon herauszugeben den Muth besessen hat, wie ihn nur die Liebe zur Wahrheit geben kann; namentlich da es sich dabei um so viele streng katholische Freunde handelt. Ich nenne die Namen Propst Döllinger, Professor Sepp und Lasaulx

[22]) Norrapas forufrapta folag.

[23]) Gestorben am 11. September 1881 als Major a. D. zu Hort, Grafschaft Norfolk in England. — Der Herausgeber.

in München, Clemens Brentano, als Hauptträger, und ich zweifle nicht, daß allgemein anerkannt werden muß, welcher pflichttreue Muth dazu gehört, Arbeiten zu veröffentlichen, die so zahlreiche Fälschungen aufweisen, wie das jede Seite dieser Regesten dem Kenner beweist. Auch hatte er seine Arbeit über die Reichsgesetze von 900—1400 schon im Jahre 1832 erscheinen lassen, welche ebenso der Ausgabe der Leges vorarbeiten.

Am 8. Januar 1833 wurde mein Vater zum correspondirenden Mitgliede der „Gesellschaft für Skandinavische Geschichte" in Stockholm und am 23. Juli ebenfalls zum correspondirenden Mitgliede der „Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte" in Kiel ernannt.

In demselben Jahre erschien der erste Band der ersten Abtheilung der Monumenta[24]), der Leges, wieder ganz von meinem Vater gesammelt und herausgegeben, enthaltend die ältesten deutschen Gesetze, die Merowingischen und die erste Hälfte der Karolingischen Capitularien bis zum Jahre 921.

Am 5. April des Jahres 1835 wurde mein Vater zum correspondirenden Mitgliede des „Vereins für Hessische Geschichte" zu Kassel — am 1. September zum Mitgliede der „Gesellschaft für Erhaltung der Denkmäler älterer Geschichte, Litteratur und Kunst" in Nürnberg — am 5. October zum Mitgliede des „Vereins für Mecklenburgische Geschichte" in Schwerin — ernannt.

Im August 1835 reisten mein Vater und Dr. Böhmer nochmals nach den Niederlanden[25]). In Aachen sahen sie bei Hrn. Prof. Quix eine Pergamenthandschrift Niederdeutscher Annalen; in Brügge eine Anzahl Handschriften aus dem vormaligen Kloster de Dunis; im Haag untersuchte mein Vater die Bibliothek, Dr. Bähmer das Archiv mit vielen Original-Urkunden; Leiden, Universitäts-Bibliothek, Capitularia, Gottesfrieden Kaiser Heinrich's IV., altes Bruchstück Adam's von Bremen, Briefe Gerbert's; Gent, Einhard's, Abts von St. Bava, zwei Original-Urkunden für das Kloster, Chartularium S. Bavonis; Brüssel, Königl. Bibliothek, darin: alte Antwerpener Handschrift von Thietmar von Merseburg. Dann reiste mein Vater nach Hannover zurück, während Dr. Böhmer sich nach Trier wandte, um die Bibliothek des Erzstifts zu untersuchen.

Im Sommer des Jahres 1836 reiste Lappenberg nach England und fand in der Handschriften-Abtheilung des Britischen Museums die wichtigen Handschriften der Gesta Trevirorum, des Regino und der Vita S. Willibrordi, die er abschrieb. Dann arbeitete er neun Tage in Middlehill, wo aber mehrere wichtige Handschriften nicht gefunden werden konnten.

Am Ende des August bis zum Ende des Septembers 1837 untersuchte mein Vater die Archive und Bibliotheken der Schweiz[26]) und Savoyens, arbeitete auf den Baseler und Genfer Universitäts-Bibliotheken und den Bibliotheken der Städte St. Juan, am Mont Cenis, Luzern, von Stift Engelberg im Canton Unterwalden, von Einsiedeln, Zürich, Stift Muri, Rheinau.

Mein Vater wurde am 7. September zum Mitgliede der „Gesellschaft der Wissenschaft" in Göttingen ernannt.

Auch Dr. Waitz[27]) untersuchte im Auftrage meines Vaters während der Jahre 1835, August, bis 1837, November, die Archive und Bibliotheken des südlichen Frankreichs. Im August des Jahres 1837 erschien der dritte Band der Scriptores.

Im October und November 1839 reiste mein Vater nochmals nach Paris[28]), da seine erste Reise dahin eine bedeutende Nachlese übrig gelassen hatte. Schon für die Geschichte der sächsischen Kaiserzeit war es nöthig, Paris wieder zu besuchen, bei dieser Gelegenheit auch die neuen Erwerbungen der Königlichen Bibliothek zu untersuchen und über die Erwerbung mancher wichtigen Handschrift Gewißheit zu erlangen. Er benutzte die älteste, in Unzialen geschriebene, Handschrift des Fredegars, ehemals dem alten Kloster Corbie angehörig; ferner die hier befindliche, einzige Handschrift des Lebens von Johannes van Garze, mit ihren verwitterten Stellen, welche mein Vater vielfach ergänzt hatte. Desgleichen das Leben des Adalbero und die aus der Bibliothek der Herzogin von Berry erworbenen Elsässischen Formeln, welche ebenfalls abgeschrieben wurden.

Mein Vater reiste am Abende des 11. November zurück, als Waitz nach dem Abschluß seiner Arbeiten in Lothringen nach Paris kam und gelangte am 18. November nach Hannover zurück.

Nach der Abreise meines Vaters arbeitete Waitz[29]) auf der Königlichen Bibliothek und dem Archive, für die sächsische und fränkische Periode; als dann Bethmann ebenfalls nach Paris kam, führte ihn Waitz auf der Königlichen Bibliothek ein, reiste dann nach Trier bis Ende Juli und kehrte Anfangs August 1840 nach Hannover zurück.

Heinrich Friedrich Knust[30]), aus Linden bei Hannover, reiste im Mai 1839 für Kirchenrecht nach Paris, übernahm mehrere Aufträge für die Monumenta, verglich einige Handschriften der Gesetze in der Königlichen Bibliothek, reiste am 28. Mai 1840 von Paris ab, betrat am 3. Juni den spanischen Boden, langte am 19. Juni in Madrid an, besuchte die Königliche Bibliothek und vollendete dort die von ihm übernommenen Arbeiten für die Monumenta. Bald aber trat eine alte Krankheit, die sich schon in Paris gezeigt und sich in der Hitze des Sommers in Madrid, in Toleda, im nächsten Sommer[31]) wieder in Madrid und im Eskurial weiter ausgebildet hatte, verstärkt auf; infolge seines Leidens entschloß er sich, am 22. August das Eskurial zu verlassen und nach Paris zurückzukehren; reiste also über Madrid[32]), Burgas, Bayanne, Bardeaux; am 23. September kam er nach Paris und waren hier alle seine Freunde über sein Aussehen entsetzt. Die ersten Octobertage entwickelten seine Lungen-Schwindsucht so stark, daß er in der Nacht vom 9. October schmerzlos endete. Geboren — wie schon oben erwähnt — in Linden bei Hannover am 26. October 1807, hat er das vierunddreißigste Lebensjahr nicht vollendet.

Auch Hr. Ludwig Bethmann[33]) verließ am 20. Juni 1839 Hannover, um die Niederlande und Belgien zu besuchen, begann seine Arbeiten auf der Burgundischen Bibliothek in Brüssel, wo er am 23. Juni ankam, bearbeitete die Handschriften für Thietmar, Prosper, Victor Bitensis, Benno, hörte dann in Brüssel vorläufig auf und nahm erst die kleineren Bibliotheken vor. Am 8. Juli besuchte er Namur, wo er drei Tage Arbeiten fand; während des 12.—23. Juni arbeitete er auf der Universitäts-Bibliothek zu Lüttich; vom 24.—26. Juli auf der Universitäts-Bibliothek zu Löwen; im Haag vom 29. Juli bis 14. August; vom 14. August bis 18. September auf der reichen Universitäts-Bibliothek zu Leiden, wo die Handschriften Gregor's von Tours, Prosper, Paulus Diakonus, Sigeberts; Utrecht, woselbst Paulus Diakonus; Arnhem, wo Capialbücher ꝛc. verglichen und copirt wurden. Zurück in Hannover 4. September 1841.

Mein Vater und Bibliothekar Dr. Böhmer[34]) reisten nach dem Elsaß, vom 2. bis 19. September 1841, kamen aber ohne Resultat zurück.[35])

---

[24]) Archiv 6, 717—741.
[25]) Archiv 7, 128—130.
[26]) ib. 168—173.
[27]) ib. 183—191.
[28]) ib. 8, 1—3.
[29]) Archiv 8, 11—23.
[30]) ib. 102—252.
[31]) 1841.
[32]) 11. Sept.
[33]) ib. 25—101, 20. Juni 1839 bis 4. Sept. 1841.
[34]) ib. 253—259.
[35]) An dieser Stelle wird eine literarische Arbeit von G. H. Pertz nachzutragen sein, nämlich: „Koenig Ludwig's und Arnulf's

Da der Oberbibliothekar der Königlichen Bibliothek zu Berlin, Geheime Regierungsrath Dr. Wilken, nach langen Leiden am 24. December 1840 abgeschieden war, verstand es sich von selbst, daß mein Vater wünschte, in diese ehrenvolle Stellung einzutreten und daß er dies dem preußischen Cultusminister Eichhorn mittheilen ließ. Jedenfalls hat der Geheime Cabinetsrath v. Hoppenstedt gewußt, daß mein Vater mit demselben unterhandelte und diese Thatsache am 27. September seinem vorgesetzten Minister v. Schele angezeigt. Der Letztere hatte dann dem Könige am 28. Vortrag gehalten, Seiner Majestät bemerkt, wie tüchtig der Archivrath Pertz sei und angefragt, ob es nicht im Interesse des königlichen Dienstes sei, ihn festzuhalten? worauf der König erklärte, „daß der Archivrath die neue Stelle nur annehmen möge, da Er nicht geneigt sei, ihm eine höhere Stellung anzuweisen". Darauf hat dann mein Vater auf die Anfrage des Ministers Eichhorn vom 11. November, ob er die Stelle annehmen werde, am 17. November sich dazu bereit erklärt. Am 27. December erhielt er dann vom Minister Eichhorn die Erklärung, daß er sich nach seinem letzten Briefe aufrichtig gefreut habe, seine Berufung in den diesseitigen königlichen Staatsdienst Allerhöchsten Orts in Antrag bringen zu können. Se. Majestät der König — heißt es dann in jenem Schreiben weiter — haben hierauf durch Allerhöchste Cabinetsordre vom 10. d. M. mich zu ermächtigen geruht, Ihnen, sobald Sie die Entlassung aus Ihrem jetzigen Dienst-Verhältnisse werden nachgewiesen haben, die Stelle des Ober-Bibliothekars bei der hiesigen Königlichen Bibliothek mit einem Jahrgehalte von 1200 ℛ und freier Wohnung in dem Bibliothek-Gebäude zu übertragen, Ihnen eine angemessene Entschädigung für Reise- und Umzugskosten zu gewähren und Ihnen auch, in Rücksicht auf eine für Sie noch näher zu ermittelnde Stellung bei dem Geheimen Staats- und Cabinets-Archive und die für das Ministerium des Königlichen Hauses zu übertragenden Arbeiten, von Ihrem Eintritte in den diesseitigen Staatsdienst an, eine jährliche Besoldungs-Zulage von 1800 ℛ zuzusichern. Des Königs Majestät haben endlich auch Allerhöchst Sich geneigt erklärt, Ew. Hochwohlgeboren, sobald Sie aus Ihrem gegenwärtigen Dienst-Verhältnisse ausgeschieden sein werden, das Prädicat eines Geheimen Regierungs-Raths beizulegen.

Am 10. Januar 1842 erhielt mein Vater einen zweiten Brief des Ministers Eichhorn, mit folgendem Inhalte:

„Aus Ew. Hochwohlgeboren gefälligem Schreiben vom 27. vorigen Monats und Jahres habe ich mit Vergnügen Ihre vorläufige Mittheilung in Betreff Ihres bei dem dortigen Gouvernement eingereichten Entlassungs-Gesuchs entnommen und sehe ich nun mit Verlangen Ihrer weiteren Anzeige von Ihrer erfolgten Entlassung aus dem Königlich hannöverschen Staatsdienste entgegen, nach deren Empfang ich sogleich wegen Ausfertigung Ihrer Bestallung als Oberbibliothekar bei der hiesigen Königlichen Bibliothek das Erforderliche veranlassen werde." (Es folgen noch einige Aeußerungen des Ministers über die von Pertz in Bezug auf seine Mitarbeiter, Dr. Bethmann und Dr. Waitz unterbreiteten Vorschläge.)

Die Entlassungsurkunde meines Vates aus dem Dienst in Hannover lautet so:

Ernst August, von Gottes Gnaden König von Hannover, Königlicher Prinz von Großbritannien und Irland, Herzog von Cumberland, van Braunschweig und Lüneburg ꝛc.

Unsern gnädigen Willen zuvor, Ehrbarer, Hochgelahrter Rath, und lieber Getreuer!

Eurem Ansuchen gemäß wollen Wir Euch von den in Unseren Diensten bisher bekleideten Stellen des zweiten Archiv-Sekretairs bei Unserem hiesigen Archive — des Bibliothekars bei Unserer hiesigen Bibliothek — eines Mitgliedes Unseres Ober-Schul-Collegii, auf Ostern dieses Jahres in Gnaden hiemit entlassen. Im Einverständnisse mit Sr. Durchlaucht, dem Herzoge von Braunschweig entlassen Wir Euch ferner auf denselben Zeitpunkt von der Stelle des Historiographen Unseres Braunschweig-Lüneburgischen Gesammthauses.

Indem Wir zugleich die wegen Eures Dienstverhältnisses bei Unserem hiesigen Archive erforderliche Bewilligung zum Eintritte in die Königlich Preußischen Dienste Euch zu ertheilen keinen Anstand nehmen, geben Wir sowohl in Betreff Eurer hiesigen Dienstführung, als auch rücksichtlich Eurer sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten Unsere Allerhöchste Anerkennung Euch gern zu erkennen, und sind Euch mit gnädigem Willen beigethan.

Hannover, den 24. Januar 1842.

Ernst August. Grf. v. Scheele.

Am 26. Februar erfolgte die Ernennung meines Vaters zum Oberbibliothekar der Königlichen Bibliothek zu Berlin, mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrathes, wie folgt:

„Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden,
König von Preußen,

Thun kund und fügen hiermit zu wissen, daß Wir den bisherigen Archiorath Dr. Georg Heinrich Pertz in Hannover zum Ober-Bibliothekar der hiesigen Bibliothek, unter Beilegung des Prädikats eines Geheimen Regierungs-Raths, allergnädigst ernannt und angenommen haben, unter der Bedingung, daß derselbe Uns und Unserem Königlichen Hause jederzeit treu und eifrig ergeben bleibe, die Pflichten seines Amtes mit Sorgfalt und Fleiß, rein und gewissenhaft erfülle, vornehmlich die besonderen Vorschriften für seinen Dienst genau befolge und sich das Beste der Bibliothek auf's äußerste angelegen sein lasse, überhaupt aber, so viel er vermag, zum Wohl des Staates, Unseres Königlichen Hauses und Unserer getreuen Unterthanen beizutragen suche.

Für die von ihm zu leistenden treuen Dienste soll derselbe aller mit dem ihm verliehenen Amte und Prädikate verbundenen Präragatioen und Gerechtsamen sich zu erfreuen und das ihm bewilligte Gehalt zu beziehen haben.

Urkundlich haben Wir diese Bestallung Allerhöchstselbst vollzogen und mit Unserm Königlichen Insiegel bedrucken lassen.

So geschehen und gegeben zu Berlin den 26. Februar 1842.

(L. S.) Friedrich Wilhelm.

Bestallung für den bisherigen Archivrath Dr. Georg Heinrich Pertz zu Hannover, als Ober-Bibliothekar der Königlichen Bibliothek zu Berlin, mit dem Prädikat eines Geheimen Regierungs-Raths. Eichhorn."

Am 6. April fuhren wir über Braunschweig, Halberstadt, Magdeburg mit Miethswagen, dann von Magdeburg bis Berlin mit dem Bahnzug, so daß wir am 10. April Abends in Berlin ankamen und im Rheinischen Hof abstiegen. Als sich dann am nächsten Vormittage herausstellte, daß die Dienstwohnung einer gründlichen Reparatur bedürfe und erst am 1. October bezogen werden könne, mietheten meine Eltern die halbe Bel-Etage in der Leipziger Straße Nr. 2, mit großem Garten dahinter, wo wir uns neben dem Thiergarten und dicht am Potsdamer Bahnhofe fanden.

Am 26. April zeigte der Minister meinem Vater an, daß er den Hrn. Geheimen Ober-Regierungsrath Dr. Kortüm beauftragt habe, ihn als Oberbibliothekar der Königlichen Bibliothek zu vereidigen und gleich in sein Amt einzuführen, auch habe er die Generalkasse seines Ministeriums angewiesen, ihm die Entschädigung für seine Reise- und Umzugs-Kosten, 500 ℛ, ferner sein vierteljährliches Gehalt von 300 ℛ auszuzahlen. Desgleichen sei der Hr. Finanz-Minister ersucht, ihm den von Sr. Majestät bewilligten Besoldungs-Zuschuß von jährlich 1800 ℛ vom 1. dieses Monats ab aus der General-Staats-Kasse zahlen zu lassen.

Urkunden für das Bisthum Verden und die Stiftungsurkunden von Gandersheim, Ramelslohe und Uelzen, als Probedruck eines Urkundenbuches der Welfischen Lande ..... herausgegeben. Hannover, 1840. 4°. — Der Herausgeber.

Die Königliche Bibliothek besaß bei dem Amtsantritte meines Vaters 300,000 Bände gedruckter Bücher, dazu eine große Anzahl ungebundener Schriften in Quart- und Octav-Format in Mappen, außerdem eine bedeutende Abtheilung von orientalischen und occidentalischen Handschriften[36]), von Karten und von werthvollen Musikalien. Doch fehlten noch die wichtigen Lese- und Bücher-Ausgabe-Zimmer, da die unteren Räume des Bibliothekgebäudes bisher für die Aufbewahrung der Garderobe des weiblichen Personals des gegenüberliegenden Opernhauses mißbräuchlich verwendet gewesen waren. Selbstverständlich ließ mein Vater ohne Weiteres durch den Vorstand des Opernhauses diese Garderobe entfernen und wurde dann die untere Etage links zum Bücher-Ausgabe-Zimmer, sowie zu Lese-, Handschriften- und Journal-Zimmern eingerichtet, so daß das wissenschaftliche Publicum entzückt war, der Besuch des Lesezimmers und die Ausgabe von Büchern jährlich wuchs, nicht minder wissenschaftliche Arbeiten immer mehr erleichtert wurden.

Zu Anfang des Monats October war dann der Umbau der Dienstwohnung fertig geworden und bezogen meine Eltern mit uns Kindern die schönen Räume der Behrenstraße Nr. 40, von wo aus in jeder der drei Etagen eine eiserne Thür in das Bibliothekgebäude hineinführte, so daß von da ob mein Vater immer der erste Beamte war, der Morgens in die Bibliothek eintrat und immer der letzte, der nach 1 Uhr Nachmittags in die Wohnung zurückkehrte. Das Nebenhaus Nr. 41 war der hintere Flügel des Palastes Sr. königl. Hoheit des Prinzen von Preußen, in welchem die prinzlichen Kinder, Prinzessin Anna und Prinz Friedrich Wilhelm mit der Gouvernante und dem Erzieher wohnten. Die Abend-Aussicht auf den Sternenhimmel und die doppelte Reihe der Laternen der ganzen Markgrafenstraße bis zum Kammergericht war für uns entzückend und ist mir noch jetzt eine schöne Erinnerung.

(Schluß folgt.)

[36]) Der neu ernannte Oberbibliothekar erkannte es bald als eine seiner vorzüglichsten Verpflichtungen, dafür Sorge zu tragen, daß genauere Handschriftenverzeichnisse, als bisher geschehen war, herzustellen und durch den Druck bekannt zu machen seien; sein Gedanke fand den Beifall des Königlichen Ministeriums und die Unterstützung der Königlichen Akademie der Wissenschaften, welche auf Pertz's Antrag wiederholt beträchtliche Geldmittel bewilligte, um zunächst die Verzeichnisse der orientalischen Handschriften durch dazu geeignete Gelehrte vollenden zu lassen. Der 1. Band, die Sanskrit-Handschriften, bearbeitet von Albrecht Weber, erschien mit Vorrede von Pertz begleitet in Berlin 1853. 4°. — Der Herausgeber.

Bücherbesprechungen.

— Eine Wallfahrt nach Jerusalem. Bilder ohne Heiligenscheine von Moritz Busch. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1881. — Wer an die Lectüre dieser Reisebeschreibung geht, der wird gut thun, vorerst das Vorwort einer aufmerksamen Durchlesung zu unterziehen, denn in ihr ist der subjective ethisch-religiöse Standpunkt klar gestellt, von welchem aus der Verf. die Dinge im gelobten Lande betrachtet. Er ist in den Sätzen S. 5 erkennbar, wo es heißt: „. . . Nach weniger (als der Katholik) wird der Protestant hier (in Jerusalem) seinen Frieden finden. Er wird, selbst wenn er zu den Gläubigen zählt, zu Rührung und Begeisterung erst auf künstlichem Wege, durch Reflexion, durch Gedanken an die Vergangenheit, nicht durch Einwirkung der Gegenwart gelangen, die nur dem von Luther überwundenen Mittelalter das Heil verkörpert bieten konnte. Der gebildete Protestant wird dazu am wenigsten befähigt sein. Wenn es dem Gebildeten allerdings begegnen kann, daß ihn die vorhin angedeutete Magie der Natur und Phantasmagorieen überrascht und auf Augenblicke über die Wirklichkeit täuscht, so wird er sich doch über kurz oder lang zum Widerstand ermannen und die Kraft wieder gewinnen, sich dem Baun zu entwinden, den Traum als Traum zu erkennen. In den Fall aber, im heiligen Lande von täuschenden Träumen befallen zu werden, kann er überhaupt nicht kommen. Niemals kann es geschehen, daß ihn die Kritik verläßt, niemals, daß sich in ihm die Meinung regt, ein Aeußerliches, ein Stein, eine Stadt, ein Land könne ihm Heil gewähren, ein Grab Leben in sich bergen. Er sieht in den sogenannten heiligen Orten im besten Falle nur solche, wo einmal Heilige gewandelt haben. Heiligkeit ist dadurch für ihn an diese Worte so wenig gebunden als Größe an die Religion, die Häuser und Gräber, die Degen und Federn großer Männer der Vergangenheit." Wer auf dem gleichen Standpunkt eines, unseres Bedünkens auch mit dem positiven Protestantismus unverträglichen, nahezu glaubenslosen Indifferentismus steht und dem zufolge an das Buch nicht mehr als den Maßstab einer guten Reisebeschreibung legt, der wird darin seine volle Befriedigung finden, denn eine solche Qualification wird auch die schärfste Kritik dem Busch'schen Buche nicht streitig machen können; der Verf. versteht, wie er dafür schon in früheren wohlgelungenen Reisebüchern Beweise erbracht hat, verständnißvoll zu beobachten und das Resultat seiner Wahrnehmungen in guter Erzählung wiederzugeben. Schreiber dieser Zeilen, der auf die Gefahr hin, vom Verf. seiner recht „mittelalterlichen" Zurückgebliebenheit tief bemitleidet zu werden, im Wesentlichen jene „Romantik" betreffs der heiligen Stätten theilt, welche der Verf. mit der Lauge des Spottes und Hohnes übergießt, vermag sich nicht zu jener „Höhe Busch'scher Weltanschauung" zu erheben und verlangt vom Reisewerke über das heilige Land mehr als eine gewöhnliche Reisebeschreibung, die heutzutage, wo die Reise nach Palästina so leicht gemacht ist, daß sie jeder gebildete Mensch mit leidlich gefülltem Portemonnaie unternehmen kann, keine besondere Heldenthat weiter ist. Immerhin ist es erfreulich, daß der Verf. von den Höhen der großen Politik, woselbst er eine Zeit lang nach literarischen Lorbeeren hausiren ging, wieder herabgestiegen ist auf ein Terrain, für das er jedenfalls viel besser zur Sache legitimirt ist. Den materiellen Erfolg hat er ja auch hier für sich — drei Auflagen von einem Reisebuche über Palästina sind heutzutage immerhin etwas Außergewöhnliches und liefern einen erklecklichen Ueberschuß über die Reisespesen, um welchen den Verf. mancher in diesem Artikel weniger glückliche Concurrent beneiden wird.

—ψ—. Aegypten und der Sues-Canal. Gotha, Justus Perthes, 1882. — Auch den Bedürfnissen und Anforderungen des Augenblickes gerecht zu werden, ist die weltberühmte Kartographische Anstalt von Justus Perthes in Gotha bemüht, wozu sie bei ihren außergewöhnlichen Hilfsmitteln vor allen Anderen in der glücklichen Lage sich befindet, sie braucht blos hineinzugreifen in ihre reichen Schätze, um das Erforderliche auch gleich bei der Hand zu haben. So liegt uns gegenwärtig eine Karte: „Aegypten und der Sues-Canal" vor, zu welcher die große Petermann'sche Karte des Mittelländischen Meeres in acht Blättern gedient hat. Ueber die Zuverlässigkeit und Genauigkeit dieser neuen Ausgabe brauchen wir wol hier kein Wort zu verlieren, der Name der Verlagshandlung ist dafür hinreichend Bürge. Angesichts der jüngsten Ereignisse in Aegypten genügt es, die Aufmerksamkeit auf das sehr handliche, alle wichtigen Punkte verzeichnende Blatt zu lenken. Noch wollen wir zu bemerken nicht unterlassen, daß eine Nebenkarte, das Nil-Delta und die Landenge von Sues im Maßstabe 1 : 1 500 000, während die Hauptkarte im Maßstabe 1 : 3 500 000 ausgeführt ist, darstellend, zu der ursprünglichen Petermann'schen Karte hinzugefügt ist, wodurch die Brauchbarkeit wesentlich erhöht wird. Auch eine kleine Nebenkarte des ganzen Mittelländischen Meeres mit Angabe sämmtlicher General-Consulate, Consulate, Vice-Consulate und Consular-Agenturen, wie der Dampferlinien wird sicher willkommen sein.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 67. Sonntag, den 20. August. 1882.

Inhalt: Georg Heinrich Pertz's Leben und literarische Wirksamkeit, von C. A. Friedrich Pertz. (Schluß.) — Leipziger Stadttheater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Wahre Geschichten zum Evangelium Lucas ꝛc., von W. Iselin. Die Heilung des Blindgebornen, von Herm. Dalton. Mittheilungen vom Freiberger Alterthumsverein. Deutsche Warte).

Georg Heinrich Pertz's Leben und literarische Wirksamkeit.

Geschildert von **Carl August Friedrich Pertz.**

(Schluß.)

Als früherer Geschichtsschreiber des Welfenhauses gab mein Vater Leibnitz's Annales imperii occidentis Brunsvicenses, aus der Originalhandschrift auf der Bibliothek zu Hannover, in vier Bänden heraus, Berlin 1843—1847, bei Reimer.

Mein Vater wurde am 29. Juni 1843 zum Mitgliede des „Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg" erwählt.

Da die Bibliotheken der österreichischen Provinzen Böhmen und Mähren keine Quellen des deutschen Mittelalters enthielten, traf mein Vater[37]), der am 11. September 1843 von Berlin über Dresden, Prag und Linz ging, sich mit Hrn. Dr. Böhmer am 24. September in Salzburg; man beschloß nach gemeinsamer Berathung am Sonntage, daß die wichtigen Handschriften des dortigen Archivs erst später zu benutzen seien und daß es vorerst besonders wichtig sei, die Annalen, Chroniken, Vitae und die Vergleichungen der Handschriften des Jordanes und Kosmas auf der Wiener Hofbibliothek zu verwerthen; Beide trafen am 28. September in Wien ein. Dort bearbeitete mein Vater die angegebenen Quellen, die er theils abschrieb theils verglich, trennte sich dann von Böhmer und reiste nach Brünn. Hier fand er im Augustiner-Kloster die Urkunden und Briefe der Könige Wenzel, Johannes, Kaiser Karls IV. und Jodokus, welche er aber nur ansah und kehrte dann am 7. October nach Berlin zurück.

Am 5. November wurde mein Vater zum auswärtigen Mitgliede der „Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften" in Prag ernannt; am 14. November zum Ehrenmitgliede des „Hennebergischen alterthumsforschenden Vereins" in Meiningen.

Am 18. Januar 1844 ward meinem Vater beim allgemeinen Ordensfeste der Rothe Adler-Orden vierter Classe verliehen.

Im Frühjahre desselben Jahres erschien der fünfte Band der Scriptores, datirt vom 17. October 1843.

Die neue Untersuchung der Handschriften-Bibliothek des Britischen Museums, der seit dem ersten Besuche meines Vaters im Juli des Jahres 1827 gemachten zahlreichen Erwerbungen und die noch nicht gesehene Handschriften-Bibliothek des Baronets Sir Thomas Phillipps, bestimmten meinen Vater im Jahre 1844, in den Monaten Juli bis Ende September eine zweite Reise nach England zu unternehmen[38]), da er erfahren hatte, daß sich die Handschriften-Abtheilung des Britischen Museums seit seiner ersten Reise um acht Tausend Nummern vergrößert und daß der seitherige Vorstand dieser Abtheilung, Sir Frederick Madden, ihm gestatten werde, von Morgens zehn bis Abends sieben Uhr zu arbeiten. Damit gewann mein Vater die Zuversicht, in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Abschriften einer großen Zahl der früher nur notirten Handschriften anzufertigen, die acht Tausend späteren Einkäufe genau zu prüfen und erforderlichenfalls das ihn Interessirende ebenfalls abzuschreiben; darunter die bisher verschollene Spangenbergische Handschrift der Lex Saxonum; die älteste angedruckte Vita S. Corbiniani, Aribone auctore; die Geschichte des Grafen Ludwig v. Arnstein und namentlich die ungedruckte Chronika von Piacenza.

Mein Vater reiste in dieser Absicht im Anfange des Juli 1844 nach London, wo er dann in angestrengter Arbeit in der Handschriften-Abtheilung des Britischen Museums die genannten Werke sämmtlich erhielt und abschrieb. Gleichzeitig erhielt er die Einladung des Baronets Sir Thomas Phillipps, ihn auf seinem Landgute Middle-Hill in Worcester-Shire zu besuchen, traf dort am 18. August ein, schrieb daselbst in vierzehntägiger angestrengter Arbeit alle Quellen aus den dortigen Handschriften ab, welche für die nächsten Bände der Monumenta nöthig waren, vor allem das Original der Chronik des Hugo von Flavigny und zwei alte Handschriften des Jordanes und Isidorus. Am 2. September schied dann mein Vater von Middle-Hill mit seines Besitzers Gastlichkeit und untersuchte in Oxford die alte Bodlejanische Universitäts-Bibliothek, wo er viele wichtige Quellen fand und abschrieb.

Als mein Vater in den letzten Tagen des September nach Berlin zurückkehrte, fand er den sechsten Band der Monumenta vor, der in der zweiten Hälfte des Juli während seiner Abwesenheit erschienen war. Er fand auch seine Ernennung zum Mitgliede der „Historisch-theologischen Gesellschaft" in Leipzig.[39])

Infolge der Uebersiedelung meines Vaters nach Berlin und da Dr. Waitz schon im Herbste 1842 mit der ältesten Tochter des Professors der Philosophie Schelling verheirathet, den Ruf als Professor an die Universität Kiel angenommen hatte, auch dahin übergesiedelt war, wurde es nöthig, neue Kräfte für die Bearbeitung der Geschichtsquellen heranzuziehen; und traten dann aus Ranke's Schule der Privatdocent der Geschichte in Berlin, Dr. Rudolf Köpke, und Dr. Roger Wilmans, als Mitarbeiter ein. Hr. Dr. Ludwig Bethmann[40]) übernahm eine längere wissenschaftliche Reise durch Süddeutschland und Italien während der Jahre 1844—1846.

Im Jahre 1845, am 16. Mai, ward mein Vater zum correspondirenden Mitgliede des „Vereins für Hamburgische

[37]) Archiv 9, 463—460.
[38]) Archiv 9, 486—504.

[39]) In diesem Jahre begann das Erscheinen der „Schrifttafeln zum Gebrauch bei diplomatischen Vorlesungen", die in 5 Heften (Hannover 1844—49. Folio) ausgegeben worden sind. — Der Herausgeber.
[40]) Archiv 8, 513—656.

Geschichte"; am 24. September zum Ehren-Mitgliede der „allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz", in Zürich; am 12. December zum Mitgliede der „Gesellschaft für Niederländische Sprachkunde", in Leiden, ernannt.[41])

Am 18. Januar 1846 erhielt mein Vater den Rothen Adler-Orden dritter Classe mit der Schleife, am 5. September ward er zum Ehren-Mitgliede der „Historischen Genossenschaft" in Utrecht ernannt.

Am Ende desselben Jahres erschien der siebente Band der Scriptores. Während der Zeit vom 27. August bis zum 30. November 1849 reiste der im Jahre 1846 eingetretene Mitarbeiter Dr. Wilhelm Wattenbach[42]) nach Oesterreich.

Am 11. Januar 1847 wurde mein Vater zum correspondirenden Mitgliede der „Akademie der Wissenschaften, der Litteratur und der Kunst" in Brüssel ernannt. Im Februar erschien der neunte Band des Archivs.

Während der Hitze im Juli reisten meine Eltern mit uns drei Söhnen nach dem Dorfe Suderode am Nordharze, dicht bei Gernrode, im Mittelpunkte der schönsten Ausflüge nach allen Seiten, die wir Alle sehr genossen.

Da die deutschen Verhältnisse inzwischen von der schon lange verheißenen Verfassung odhingen, von deren Bedingungen das Volk noch keine Ahnung hatte, so veröffentlichte mein Vater am 13. Mai die „Denkschriften des Ministers Frhrn. vom Stein über deutsche Verfassungen", welche klar machten, in welchem Geiste so wichtige Reformen auszuführen seien.

Am 22. März 1851 ward mein Vater zum Ehrenmitgliede der Kaiserlichen Bibliothek in St. Petersburg ernannt. Im Juli desselben Jahres erschienen der neunte Band der Schriftsteller, und der zehnte des Archivs[43]).

Nach langem Leiden und mehreren vergeblichen Badekuren, zuletzt in Soden, starb meine theure Mutter, die von Soden am 24. Juli des Jahres 1852 mit der Ueberzeugung zurückgekehrt war, den nächsten Morgen nicht mehr zu erleben. In diesem Glauben ergriff sie die Hand meines Vaters, der an ihrem Bette saß, und „dankte ihm für die seligen sechsundzwanzig Jahre, welche sie seiner Liebe verdanke, die durch kein liebloses Wort getrübt seien". Sie fügte dann nach einer Pause hinzu: „daß sie lange genug gelebt habe, um in der sicheren Ueberzeugung odzuscheiden, daß ihre lieben Söhne ihrer Unterstützung nicht mehr bedürften". Dann schlief die theure Mutter in meines Vaters Armen bis um fünf Uhr Morgens, wo sie ihn weckte, aber, als er sie mit einem Kusse beruhigte, ruhig weiter schlief, bis er sie plötzlich heftig athmen hörte und in ihren Gesichtszügen den Ausdruck heftiger Schmerzen wahrnahm. Bald wurde der Athem leiser und leiser und hörte nach kurzer Zeit ganz auf. Als der Hausarzt, Geheimer Medicinalrath Dr. Barez, in das Schlafzimmer eintrat und eine drenneade Kerze an ihren Mund hielt, die sich nicht bewegte, sagte er: „Sie hat ausgelitten!" — Die liebende Frau und Mutter war für immer geschieden, und die Stätte, welche sie durch ihre Liebe verschönt hatte, log nun einsam und öde da. Ihre sterblichen Uebereste ruhen im Erdbegräbnisse unserer Familie auf dem Dreifaltigkeits-Kirchhofe.

Am 26. August 1853 wurde mein Vater zum correspondirenden Mitgliede des „Vereins für Thüriagische Geschichte und Alterthumskunde" ernannt. Zu Anfang desselben Monats reiste mein Vater mit mir nach England; wir arbeiteten mehrere Wochen in der Handschriften-Abtheilung des Britischen Museums, in der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford und auf der Hondschriften-Sammlung des Baronets Sir Thomas Phillips, auf seinem Gute Middle-Hill in Worcester-Shire und kehrten dann nach London zurück. Nachher reiste donn mein Vater allein nach Manchester, um sich mit einer Tochter des Königlichen Jaspectors der Fabriken, Horner, zu verloden, während ich meine Tanten in Brighton desuchte, nach der Rückkehr meines Vaters nach London ihn dort auffuchte, um mit ihm im Anfange des Octobers wieder in Berlin zurück zu sein.

Mein Vater fand dann in seinem Zimmer den zehnten Band der Quellen-Schriften, der in der zweiten Hälfte des Septembers herausgekommen war. Bereits bald nach unserer Rückkunft hatte sich Dr. Bethmann mit seiner Braut verheirathet und reiste dann mit ihr zum letzten Male nach Italien; mit seiner Frau und einem zweijährigen Sohne am Ende des Jahres 1855 zurückgekehrt, wurde er zu Ostern des nächsten Jahres als Bibliothekar in Wolfenbüttel angestellt.

Am 3. November 1853 wurde mein Vater zum Ehrenmitgliede der „historischen und archäologischea Gesellschaft" in Mastricht ernannt.

Am 20. März des Jahres 1854 wurde er zum correspondirenden Mitgliede des „Kaiserlich-Königlichen Athenäum" in Florenz ernannt. Im Anfange des Mai reiste mein Vater wieder nach London, verheirathete sich am 18. Mai mit seiner Verlobten, Miß Leonore Horner, in Schottland geboren, in der Kapelle der Unitarier in London, getraut voa dem Prediger Jakod Martineau und kehrte dann mit seiner zweiten Frau nach Berlin zurück.

Im Juli 1854 erschien der eilfte, im August des Jahres 1856 der zwölfte Band[44]) der Geschichtschreiber des Mittelalters; im Jahre 1858 der elfte Band des Archivs, ebenfalls von meinem Vater herausgegeben.

---

[41]) In den s. g. Schulausgaben (Scriptores Rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae historicis recusi) sind von G. H. Pertz selbständig beardeitet: Einhard, Liudprand, Nithard, Richer, Widukind, Ruotger, Bruno, Wipo, Cnuto, Ryccardus de Saneto Germano, Addo. Bereits am 16. Juli 1843 hatte G. H. Pertz dem Minister Eichhorn den Wunsch zu erkennen gegeben, daß Se. Majestät in Berücksichtigung der überwiegend großen Anzahl unserer deutschen Landsleute, welche nicht Lateinisch verstehen und denen doch ein unmitteldarer Antheil an den Förderungsmitteln deutscher Geschichte ebenfalls zu wünschen wäre, auch den Gedanken aufnehmen möge, die wichtigsten dazu geeigneten lateinisch geschriebenen Quellen deutscher Geschichte in deutschen Uebersetzungen allgemein zugängtich zu machen und zwar mit der Bestimmung, daß als Honorar für die Uebersetzer eine mäßige Summe auf eine Reihe von Jahren bewilligt und der Verlag einem Buchhändler übergeben werden möchte, welcher die Schriften anständig drucken und jede einzelne zu möglichst billigem Preise ausgeben würde, um ihnen die weiteste Verbreitung zu sichern. Der Hr. Minister gewährte diesem Antrage seine Empfehlung und Se. Majestät erweiterte ihn durch Ausdehnung auf alte geographische und kirchliche Werle von entschiedenem Werthe, wovon vorzügliche Uebersetzungen gewünscht würden. Die Ausführung, soweit sie die Uebersetzung deutscher Quellenschriften und einer Auswahl geographischer Werke betraf, ward am 10. Juli 1844 G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke und K. Ritter übertragen. Das erste Geschäft, dem diese Gelehrten sich zu unterziehen hatten, war die Entwerfung der Pläne für beide Werle. Nachdem sie genehmigt und die Verabredungen mit Verleger und Gelehrten getroffen worden, erschien die Einladung zur Subscription. Die Theilnahme, welche diese Ankündigung in allen Theilen Deutschlands in den verschiedensten Kreisen fand, war der erfreulichste Beweis für das Bedürfniß einer solchen Sammlung. Die Ausführung stieß aber auf nicht vorhergesehene Hindernisse. Was die Ungunst der Zeitverhältnisse jedoch irgend gestattete, ist gewissenhaft geleistet, um das begonnene, ausschließlich zur Belehrung und Bildung unseres Volkes unternommene Werk zu fördern. Pertz's eigene literarische Theilnahme an dieser Sammlung von Uebersetzungen beschränkt sich auf die Vorrede zu Band I., welcher im Verlage von Wilhelm Besser in Berlin 1849 erschien. — Der Herausgeber.

[42]) Archiv 10, 426—692.

[43]) In diesem Jahre veröffentlichte G. H. Pertz die kleine Schrift (16 Seiten) „Die Königliche Bibliothek in Berlin in den Jahren 1842—1850. Berlin, 1851, 8°." Sie giebt eine kurze Uebersicht der bei der genannten Anstalt in den Jahren 1840—1850 eingetretenen Veränderungen. — Der Herausgeber.

[44]) Von Band 12 an hat mein Vater die Zahlen der Bände 13, 14, 16 ausgelassen, da sie für die drei Bände der ältesten Quellen, Gregor v. Tours, Fredegar und andere wichtige ältere Chroniken, welche die sträfliche Nachlässigkeit des Dr. Bethmann, trotz der wiederholten Ermahnungen meines Vaters, weder je bearbeitet, noch zurückgeschickt hat. Erst nach seinem erwünschten Abscheiden ist es mir im Auftrage meines Vaters gelungen, diese von Bethmann nie berührten wichtigen Texte in seinem Nachlasse zu finden und meinem Vater zurück zu bringen.

Am 29. November ernannte ihn die Kaiserlich-Königliche Akademie in Lukka zum correspondirenden Mitgliede.

Zu Anfang des Jahres 1859 ward der sechzehnte Band der Geschichtschreiber des Mittelalters ausgegeben. Am 16. September desselben Jahres wurde mein Vater zum auswärtigen Mitgliede der Kaiserlichen „Gesellschaft der Antiquare" in Paris ernannt.

Im Mai des Jahres 1861 erschien der siebenzehnte Band der Geschichtschreiber; im December des nächsten Jahres der achtzehnte Band derselben. Im Anfange des Jahres 1863 wurde der dritte Band der Gesetze ausgegeben. Im Anfange des Jahres 1866 der neunzehnte Band der Geschichtschreiber; im Anfange des Jahres 1868 der zwanzigste Band derselben. Im Juni desselben Jahres erschien der vierte Band der Gesetze, der letzte von meinem Vater herausgegebene.

Im August 1869 erschien der einundzwanzigste Band der Geschichtschreiber; im April 1872 der zweiundzwanzigste Band derselben. Im Mai desselben Jahres erschien der erste Band der Abtheilung III, Band 1 der Merowingischen Königsurkunden, nach ungenügenden Vorlagen von mir herausgegeben. Im Jahre 1874 der dreiundzwanzigste Band der Geschichtschreiber und der zwölfte Band des Archivs, beide die letzten von meinen Vater herausgegebenen Bände.

Von größeren geschichtlichen Arbeiten hat mein Vater nur das Leben des Staatsministers, Freiherrn vom Stein, in sechs Bänden, der letzte in zwei Abtheilungen, innerhalb der Jahre 1849—1855 in Berlin bei Reimer erschienen, abgeschlossen, dem dann im Jahre 1856 ein gleichlautender Abdruck mit kleinerer Schrift, in demselben Verlage, unter dem Titel: Aus Stein's Leben. Erste Hälfte. 1757—1814; zweite Hälfte, 1814—1831, gefolgt ist. Das zweite geschichtliche Werk, „das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau", ist auf drei Bände beschränkt geblieben, die ebenfalls im Reimer'schen Verlage in den Jahren 1864, 1865, 1869 herausgekommen sind, und nur von der Geburt des Helden im Jahre 1760, 27. October bis zum Ende des Jahres 1813 reichen, während die voraussichtlich folgenden drei Bände von einem tüchtigen Officiere geschrieben werden sollen und also den glänzenden Zug Gneisenau's von der Niederlage bei Ligny nach Belle-Alliance, in die Flanke der französischen Armee, welcher den Sieg der vereinigten preußischen und englisch-hannöverschen Armeen so glänzend macht, würdig darstellen werden.[45])

Am 18. Januar des Jahres 1860 erhielt mein Vater den Rothen Adler-Orden zweiter Classe mit Eichenlaub und da er gleich bei der Gründung der historischen Commission in München durch ihren Stifter, König Maximilian II. von Bayern, zu ihrem Mitgliede ernannt war, immer die Bestrebungen der Commission in allen Sitzungen eifrig unterstützt hatte, so verlieh der König meinem Vater schon am 26. Januar des Gründungsjahres 1860 den Maximilians-Orden. Den griechischen Erlöser-Orden hat mein Vater am 16./28. des Monats Juni im Jahre 1846 infolge seines warmen Antheils an der Gründung des jungen Königreiches und weil er die geschenkweise Ueberlassung der Doubletten der Königlichen Bibliothek in Berlin an die National-Bibliothek in Athen vermittelt hatte, von König Otto erhalten.

Von den Vorträgen meines Vaters in der Königlichen Akademie der Wissenschaften hat er die folgenden sieben aus den Abhandlungen der Akademie besonders herausgegeben: 1) Ueber eine Fränkische Kosmographie des VII. Jahrhunderts. Berlin, 1845. 4°. — 2) Ueber Wipo's Leben und Schriften. Ibid. 1851. 4°. — 3) Ueber die ältesten Plazentiner Chroniken. Ibid. 1853. 4°. — 4) Ueber die Vita Chrodegangi, episcopi Mettensis. Ibid. 1854. 4°. — 5) Ueber eine Rheinische Chronik des 13. Jahrhunderts. Ibid. 1855. 4°. — 6) Ueber die gedruckten Ablaßbriefe von 1454 und 1455. Ibid. 1857. 4°. — 7) Ueber die politische Bedeutung des Jahres 1830. Ibid. 1866. 4°.[46])

Mein Vater wurde am 20. November des Jahres 1863 zum auswärtigen Mitgliede des „Französischen Instituts" in Paris ernannt, der höchsten wissenschaftlichen Anerkennung, welche es in Frankreich giebt. Am 4. Februar des Jahres 1864 erhielt er das Ritterkreuz des Kaiserlich österreichischen Leopold-Ordens. Am 17. Februar desselben Jahres ernannte ihn der „Bergische Geschichtsverein" zu seinem Ehrenmitgliede.

Am 14. October im Jahre 1866 erhielt mein Vater von der Georg August-Universität zu Göttingen ein neues Doctor-Diplom von der Philosophischen Facultät, ausgestellt von dem Prorector, Professor Dr. Waitz, und dem Decan, Professor Freiherrn v. Leutsch. Auch die Königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin gab ihrer Verehrung durch eine Gratulations-Adresse zu diesem Tage Ausdruck, deren Wortlaut hier eine Stelle finden möge:

Die Hochschule Ihres heimathlichen Landes, die ruhmreiche Georgia Augusta, die Sie, hochgeehrter Mann, einst unter ihren Zöglingen sah, erneuert heute in Freude und Stolz das Ihnen vor fünfzig Jahren ertheilte Diplom eines Doctors der Philosophie und die Ihnen eng verbundene Akademie der Wissenschaften bittet Sie, zu dem Ehrenkranz eines solchen Diploms den Ausdruck ihrer herzlichen Wünsche hinzulegen zu dürfen.

In gehobener Theilnahme blicken wir, Ihre Genossen der Akademie, auf das halbe Jahrhundert, das Sie in wissenschaftlicher Arbeit mit umfassendem und dauerndem Erfolg vollbrachten. Wenn überhaupt ein Menschenleben zu preisen ist, welches in der Lösung einer eigenthümlichen Aufgabe seinen Mittelpunkt und seine Befriedigung fand, so hat das Ihrige noch den seltenen Vorzug, daß sich Ihre wissenschaftliche Lebensaufgabe mit den Erinnerungen und den Hoffnungen der deutschen Nation verflocht. Sie übernahmen des Freiherrn vom Stein Vermächtniß an die deutsche Wissenschaft und an Stein's großen Namen reihen sich Ihre rastlosen Arbeiten. Deutschland dankt Ihnen und wird Ihnen immer jene gelehrte Grundlage seiner Geschichte danken, welche Sie in dem Sinne des Freiherrn vom Stein in den „Monumenten" ausführten, bald mit eigener Hand, bald ebenbürtige Arbeiter sich zugesellend, immer das Ganze leitend und selbst auf folgende Geschlechter vorbereitend. Sie freuten sich des Aufschwunges, den auf solchem Grund die Forschung und Darstellung der deutschen Geschichte nahm; denn Sie schafften das Erz gediegen und geläutert zu Tage, aus welchem nun die Kunst der Geschichtsschreibung die Gestalten der vergangenen Zeiten bilden und darstellen konnte. Während Sie für die früheren Jahrhunderte die Schätze der Geschichte hoben, sammelten, sichteten, erfüllten sie den Beruf eines Geschichtschreibers an einer dem Herzen des deutschen Volkes nahe liegenden Zeit, indem Sie des Freiherrn vom Stein edles Leben durchforschten, urkundlich darstellten und in der Erinnerung und Empfindung der Nation erneuerten und jüngst zu dem Bilde des preußischen Staatsmannes den preußischen Helden Gneisenau hinzufügten. Wir können es uns nicht versagen, noch einer doppelten Bemühung, die uns näher angeht, dankbar zu gedenken. Was Sie für Leibnizen's

[45]) Dieser ehemals gefaßte Plan ist nicht verwirklicht worden. Fortsetzung und Schluß des Werkes (Bd. IV—V, Berlin, 1880.) hat Hans Delbrück besorgt. — Der Herausgeber.

[46]) Diese Angaben sind ungenau und durch folgende Nummern zu vervollständigen: 8) Ueber Leibnizen's kirchliches Glaubensbekenntniß. ibid. 1846. 8°. — 9) Ueber ein Bruchstück des 98. Buches des Livius. (Mit 2 Kupfertafeln.) ibid. 1848. 4°. — 10) Ueber die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth. (Mit 2 lithogr. Facs.) ibid. 1857. 4°. — 11) Ueber einige Handschriften deutscher Rechts- und Gesetzbücher. ibid. 1857. 4°. — 12) Ueber die Berliner und die Vaticanischen Blätter der ältesten Handschrift des Virgil. (Mit 3 Blättern in Licht-Steindruck in Folio.) ibid. 1863. 4°. — Der Herausgeber.

Werke thaten, theils in eigener Herausgabe der Annalen des Reichs, theils anregend und fördernd, das durfte unsere Akademie, deren Stiftung sich an Leibnizen's Namen anknüpft, mit besonderer Theilnahme begleiten. Sie hat ferner bei gelehrten Arbeiten zu großer Befriedigung erfahren, daß die Siegel, hinter denen sonst die Handschriften der Bibliotheken Europas wie eifersüchtig zurückgehalten wurden, mehr und mehr von den Bücherschränken sprangen und das wissenschaftliche Gut, das sie bargen, Gemeingut wurde, ja daß, wie eine sich bildende Sitte des Völkerrechts in der gelehrten Welt, selbst ein freigebiger Austausch von Ländern zu Ländern entstand. Keiner hat dafür mehr gewirkt, als Sie in der Stellung, welche Ihnen Ihr Name und Ihr Amt gaben.

In Deutschlands Entwicklung ist ein neuer Tag angebrochen und die Erfüllungen und Hoffnungen von heute sind den Erfüllungen und Hoffnungen jener Zeit verwandt, in welcher Sie in die Geschichtsforschung eintraten und Sie haben das Anrecht, heute mit doppelter Freude Ihres Freiherrn vom Stein und seiner nationalen Wünsche zu gedenken.

Mögen Sie noch lange Zeuge des Guten sein, das ein neues, mächtiges Deutschland, wie es kaum die Zeit der Hohenstaufen sah, für die Zukunft verheißt und möge es Ihnen beschieden sein, in alter Rüstigkeit und reicher Erinnerung noch lange des gelungenen und gelingenden Wirkens sich zu erfreuen!

Berlin, den 14. October 1866.

Die Königl. Akademie der Wissenschaften.

Trendelenburg. Haupt. Kummer.

J. Schulze. Boeckh. Bekker. Meineke. Bopp. Gerhard. Petermann. Reichert. Kirchhoff. Dove. Rieß. Poggendorff. Kiepert. Borchardt. Pinder. Müllenhoff. Du Bois-Reymond. Lepsius. Rödiger. Hanssen. Olshausen. Weierstraß. Hagen. Schott. Rammelsberg. G. Rose. Parthey. Magnus. Dirksen. Braun. Homeyer. Kronecker. Buschmann. Ranke.

Am 2. Januar des Jahres 1867 wurde er zum Mitgliede des „Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Diöcese Köln", erwählt.[47])

Am 19. Januar des Jahres 1872 erhielt er die zweite Classe des königlich preußischen Kronen-Ordens.

Am 9. Juli desselben Jahres wurde in Nassau vor dem Schlosse die erste Statue des Staatsministers Frhrn. vom Stein, von der Hand des Bildhauers Pfuel, des würdigen Schülers des großen Meisters Schievelbein, in Gegenwart Sr. Majestät des Königs und Kaisers, der Mitglieder des hohen Hauses, der edlen Tochter des Frhrn. vom Stein, Frau Gräfin v. Kielmannsegge, Sr. Durchlaucht des Fürsten Bismarck, meines Vaters als Biographen und des Künstlers enthüllt und bei dem Diner von Sr. Majestät auf meinen Vater als Geschichtschreiber des großen Staatsministers ein warmer Trinkspruch ausgebracht.

Da inzwischen mein Vater in seinem achtundsiebenzigsten Lebensjahre den Wunsch fühlte, von den schweren Pflichten als Oberbibliothekar und Leiter der Quellenausgabe der Geschichte des deutschen Mittelalters befreit zu werden, nachdem er meiner Zustimmung sicher war, reichte er seine beiderseitigen Entlassungsgesuche dem vorgesetzten Minister Hrn. Dr. Falk ein und wurden dieselben am 9. September 1873 von Sr. Majestät huldvoll genehmigt, ingleichen als Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste meinem Vater der Stern zum Rothen Adler-Orden zweiter Classe verliehen.

Am 26. October des Jahres 1875 wohnte mein Vater mit mir der Enthüllung des Stein-Denkmals bei, von des leider verstorbenen großen Bildhauers Schievelbein's Hand, auf dem Dönhofsplatze, gegenüber dem Hause der Abgeordneten, dessen Fenster die Damen besetzt hatten, während Ihre Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten, der Kronprinz, die Frau Kronprinzessin und die Gräfin v. Kielmannsegge in der Veranda am Abgeordneten-Hause gegenüber der verhüllten Statue saßen, das Stein-Comité an beiden Seiten der Statue, darunter mein Vater mit dem Verzeichnisse der in den Grundstein am Vormittage eingeschlossenen Andenken: der Biographie meines Vaters u. s. w. Es wurde dann auf Befehl Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit die Umhüllung der Stein-Statue weggezogen, die Pracht-Statue, die sich der des großen Kurfürsten würdig an die Seite stellen kann, mit allseitigem Jubel begrüßt und übergab dann mein Vater Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit die genannte Liste, worauf Se. Kaiserliche und Königliche Hoheit geruhte, meinen Vater durch eine eingehende und gütige Unterhaltung auszuzeichnen. Das war für meinen Vater vielleicht der schönste Tag seines Lebens, da er überall mit Jubel begrüßt wurde, als ich ihn zum Wagen führte.

Zu Anfange des Juli vorigen Jahres reiste dann mein Vater mit seiner Familie nach Tegernsee, um sich dort in der frischen Bergluft zu stärken, beeilte sich aber gegen Ende September, mehrere Tage vor der Eröffnung der Sitzungen der historischen Commission nach München zu gelangen, da sich seine Gedanken um so lebhafter mit den diesjährigen Arbeiten beschäftigten, als er das Jahr vorher verhindert gewesen war, sich an den Sitzungen zu betheiligen.

Hier traf ihn nun unerwartet am 4. October ein Schlaganfall, der seinen seit dreißig Jahren ihm eng verbundenen Freund, den Professor v. Giesebrecht, an sein Krankenlager führte, wo er meinen Vater gelähmt und sprachlos fand, aber doch fähig, seine Mittheilungen über die Arbeiten der Commission zu verstehen. Schon am 7. October wiederholte sich der Schlaganfall und als Giesebrecht gleich nachher wieder an seinem Lager stand, fand er die Züge des für immer Entschlafenen so wenig entstellt, daß man glauben könnte, er sei nur in einen tiefen Schlummer versunken.

Am 10. October traf die in München eingesargte Leiche in der Todtenhalle des Dreifaltigkeits-Kirchhofes in Berlin ein, wurde nach der ergreifenden Grabrede des General-Superintendenten, Propstes Dr. theol. Brückner, in dem Familien-Erbbegräbnisse, neben seiner geliebten ersten Frau, meiner theuern Mutter, am 11. October beigesetzt und ist dieses seitdem durch das von den Hinterbliebenen errichtete Denkmal würdig geschmückt.

Als Anhang zu der vorstehenden Biographie mögen die drei oben allegirten gemüthvollen Briefe von Georg Heinrich Pertz an seine Eltern eine Stelle finden.

1.

Frankfurt, den 29. April 1820.

Beste Eltern,

Sie würden schon früher Nachricht von mir erhalten haben, wäre ich nicht in diesen Tagen so wenig Herr meiner Zeit gewesen. Vor einer halben Stunde bin ich in Frankfurt Abends 9 Uhr angelangt, und werde hier wohl einige Tage bleiben müssen.

Meine Reise bis Göttingen war ganz ohne Interesse; Kassel, der erste mir bisher unbekannte Ort, gefiel besonders von Weitem, die weißen Häuser mitten in grünen Wiesen, im Hintergrunde die Wilhelmshöhe, gaben ihm ein sehr freundliches Ansehen. In den vier Stunden meines dortigen

[47]) In dieses Jahr fällt die Abfassung und Veröffentlichung der Schrift „Die Königliche Bibliothek zu Berlin in den Jahren 1842—1867". (Berlin 1867. 8°.) Nachdem die Königliche Bibliothek im Laufe jener Jahre zu einem Umfang und einer Blüthe gediehen war, welche ihr eine Stelle in der Reihe der ersten Weltbibliotheken sicherten, schien es G. H. Pertz geboten, auf den verflossenen Zeitraum einen dankbaren Rückblick zu werfen und beim Eintritt des letzten Drittels dieses Jahrhunderts durch eine kleine Schrift ihre Eigenthümlichkeit, ihre Entwicklung und ihren Standpunkt zu bezeichnen. Damit wurde auch der Hinweis auf einige der merkwürdigen Bestandtheile der Bibliothek verbunden. — Der Herausgeber.

Aufenthaltes sah ich die Stadt im Inneren ziemlich durch. Abends 5½ Uhr fuhren wir mit der Post nach Gießen; die Nacht hindurch war ziemliche Kälte; am Mittag erschien Marburg in einer sehr freundlichen Gegend am Ufer der Lahn, mit seinem Schlosse, seiner Kirche auf einem Hügel, wie von einem Walde blühender Obstbäume eingeschlossen. Die Gegend von da bis Gießen, immer im Thal der Lahn, ist sehr angenehm. Die folgende Nacht blieb ich in Gießen, einem sehr freundlichen Städtchen, auf der Grenze des Bier- und Weinlandes. Donnerstag früh nach Wetzlar, am Fuße mehrerer alter Burgen, deren eine der Stadt ganz nahe ist; nur das Innere dieses, wie mehrerer anderer Orte ist unangenehm, enge, bergige Straßen, schmal, und der freien Luft nicht leicht zugänglich. Von Wetzlar, immer nahe der Lahn, dem Städtchen Braunfels vorbei, über hohe Berge zu dem höchst freundlich gelegenen Weilburg, dann in Limburg an der Lahn Nachtruhe. Gestern Morgen fuhr ich über Dietz im Lahnthal immer hinab, bis wo sie näher zusammengedrängt wird, ein Berg den anderen fortsetzt, und der Weg in der Höhe, hart am Rande des Flusses geht, nach Nassau, dem Stammgute des Herrn vom Stein. Meine Aufnahme war höchst gütig; ich mußte bei dem Minister wohnen und war bei ihm zu Tisch und beim Thee; wir besprachen den Gegenstand meiner Reise mehrere Stunden hindurch und kamen darüber weiter, als durch zwanzig lange Briefe geschehen konnte. Heute früh verließ ich das freundliche Nassau und fuhr über Langenschwalbach und Wiesbaden im Taunusgebirge. Hier erblickte ich zum ersten Male den Rhein. Wie ein Silberstrom zog er sich zwischen seinen beiden Bergketten hin, die Waldgebirge heben sich um ihn immer höher und höher; in ihm Inseln, dann vor Allem schön die Festung Mainz, mit der Rheininsel und Kastell. Das Land ist mit Obstbäumen bedeckt, zu beiden Seiten der Landstraße laufen ununterbrochene Reihen der größten, blüthenüberdeckten Birnen- und Apfelstämme fort, die letzteren in solcher Pracht, als ich nie sah. Eine lange Hügelreihe bei Sachsenhausen erscheint jetzt ganz weiß! Montag Morgens, den 1. Mai. In Frankfurt kam ich bei schon eingebrochenem Abende an, und legte mich bald zu Bett. Gestern früh ging ich sogleich zum badischen Legationsrath Büchler, dem Secretär der historischen Gesellschaft, und ward von ihm zu den wichtigsten anwesenden Mitgliedern geführt: dem bayerischen Gesandten Frhrn. v. Aretin, dem württembergischen v. Wangenheim, dem Banquier Mülhans, dem österreichischen Gesandten Frhrn. v. Wessenberg, welche sehr theilnehmend — Einer von ihnen gegen zwei Stunden — mit uns sprachen, und mir die besten Empfehlungen nach Stuttgart, München und Wien mitgeben werden. Hr. Büchler führte mich auf dem hiesigen, vortrefflich eingerichteten, Casino ein, dem vorzüglichsten der hiesigen Clubs, und ward ich bei dem sehr gebildeten Hrn. Mülhans zu Tisch geladen, Abends in seine Loge im Theater geführt. Unter diesen Beschäftigungen und meinem Spaziergange in die umliegende Gegend verstrich der ganze Tag, ich hatte keinen Augenblick Ruhe, als im Bette. Daß ich die Stadt besah, die schönste, welche ich bis jetzt kenne, die Zeile, den Römerplatz, den Domhof, die Marienbrücke, werden Sie erwarten. Den heutigen Tag werde ich zu einer Fahrt nach Mainz und in den Rheingau verwenden; schon kommen die Pferde, also für jetzt Lebewohl!

Heidelberg, den 3. Mai. — Mainz, Kastel gegenüber, Biberich, und ein großer Theil des herrlichen Landes gegenüber zu beiden Seiten des Rheins sind an mir vorüber gegangen, ich war einen ganzen Tag in jenen köstlichen Gegenden. Ehegestern kehrte ich früh nach Frankfurt zurück, habe dort meine Anweisungen und Geld in Empfang genommen — mein Reisegeld von Hannover bis Wien beträgt 60 Stück Ducaten, womit ich sehr wohl auskommen kann — wovon ich Ihnen einen Theil zur Berichtigung meiner Rückstände in Hannover zusandte. Dann auf der Schnellpost nach Darmstadt, und durch die herrliche Bergstraße nach Heidelberg. Die Lage dieser Stadt am Neckar ist wunderschön; das Heidelberger Schloß, auf dem ich mit meinem höchst kundigen Führer, einem Mitgliede unserer Gesellschaft, einen ganzen Nachmittag blieb, liegt gerade über der Stadt, man sieht von oben den Rhein und Mannheim. Die dortigen Anlagen übertreffen Alles, was ich der Art sah.[1])

Morgen früh 5 Uhr geht es weiter nach Stuttgart. Ueber München erhalten Sie weitere Nachricht; in acht Tagen hoffe ich in Wien zu seyn. Grüßen Sie alle Verwandte und und Freunde. Ihr George.

2.

Wien, den 23. Mai 1820.

In der Hoffnung, theuerste Eltern, daß Sie meinen Brief aus Frankfurt und Heidelberg erhalten haben, fahre ich fort, Ihnen den Verlauf meiner Reise zu erzählen. In Heidelberg hielt ich mich zwei Tage auf, wie ich schon berichtet habe, am dritten Tage früh reiste ich mit der Diligence weiter, durch eines der schönsten Thäler Deutschlands, den Neckargrund, längs den Ufern des breiten Stroms, zwischen Bergen, Burgen, Wäldern, unter einem steten Blüthenduft der vollblühenden Obstbäume zu beiden Seiten des Weges. Wir kamen so bis Heilbronn, dann nach Ludwigsburg, einer schönen, regelmäßig gebauten, Stadt, die aber jetzt verlassen steht. Eine Stunde von da liegt Stuttgart, in einer sehr angenehmen Gegend, die durch Menschenhand noch sehr gewonnen hat. Nichts ist einem Spaziergange nach Kanstatt zu vergleichen, ein Theil des Weges und der Hügel, zu dem er führt, ist mit Rosenhecken bekränzt; unten im Kessel, von Bergen umschlossen, der Neckar, an ihm Kanstatt. In der Höhe die Ruinen des Stammschlosses Wirtemberg: in der Ferne die Rauhe Alp. Das Königliche Schloß in Stuttgart ist ausnehmend prächtig; die eine Königliche Bibliothek zwei- bis dreimal größer als die Hannoversche, und die Königliche Privatbibliothek steht in einem wahrhaft Königlichen Raume, und ist schön gebunden; sie enthält unter Anderen die kostbarsten Kunstwerke. Mehrere Stunden brachte ich bei dem berühmtesten deutschen Bildhauer, Dannecker, zu; seine Arbeiten übertreffen Alles, was ich noch sah. Die kolossale Büste Schiller's, und eine Christus-Statue sind seine Lieblingswerke, leider wird die letztere einst nach Rußland gehen, in die große Siegeskirche zu Moskau der Verehrung aller Nationen des großen Reiches hingestellt zu werden.

Dann Uebergang über die Rauhe Alp, Ruinen der Burg Hohenstaufen. Zu Ulm war der Münster der einzige Gegenstand meiner Aufmerksamkeit. Ueber die Donau nach Augsburg, dort über den Lech in Baiern. In der Königsstadt München blieb ich drei volle Tage, und hätte eben soviel Wochen, ja Monathe, dort bleiben können, ohne zu ermüden. Wie in Heidelberg und Stuttgart, so eröffneten mir auch hier die Empfehlungen des Baierischen Gesandten in Frankfurt und des Badischen Legationsrathes den Zugang zu alle den Schätzen, die ich in so kurzer Zeit nur irgend sehen konnte, dem reichen Münzkabinet, den naturhistorischen Sammlungen... dem Reichsarchiv, der Hofbibliothek u. s. w. Die Stadt Salzburg am Ausgang des Salzachthales, dann Linz, dann Wien am 19. Mai Abends, nach vierwöchentlicher Reise von Hannover ab. Leben Sie recht wohl und grüßen Sie alle Verwandte und Freunde. Ihr George.

3.

Wien, am 5. August 1820.

Ihr Brief, theuerste Eltern, hat mich nach so langem Zwischenraum, in welchem ich Nichts von Ihnen wußte, sehr

[1]) Mein Vater hat weder damals noch später eine so schmachvolle Ruine gesehen, wie das Schloß, das ..... Ludwig XIV. seinem General Melac befohlen hatte zu zerstören; nach dem seitdem alle großen Hunde in Süddeutschland zur Erinnerung an diese beiden ..... „Melac" genannt werden.

erfreut, und die Nachricht von Annettens Verheirathung ist mir ebenfalls recht angenehm. Statten Sie doch ihr und Oberdieck, sowie Tante und Onkel meinen besten Glückwunsch ab, und geben mir von Zeit zu Zeit Neuigkeiten von ihr.

Von meinem hiesigen Aufenthalt wünschen Sie wohl zu erfahren, und ich muß versichern, daß er mir sehr gefällt. Die Stadt ist schön, und besonders von den Spaziergängen zwischen ihr und den Vorstädten aus sehr freundlich, die Gegend reich und belebt. Mehrere Stunden umher sind nicht Dörfer, sondern Wohnsitze der Wiener für den Sommer, zwischen den mannigfaltigsten Anlagen: die Donau, mit ihren vielen Inseln, Getreidefeldern, Weingärten, Hügeln und Thälern neben einander, und auf mehreren Seiten von Gebirgen umschlossen, bilden ein Ganzes, dessen sich keine der großen Europäischen Städte, die am Meere liegenden ausgenommen, rühmen kann. Sonntags bleibe ich daher auch selten zu Hause; Schönbrunn, wo sich jetzt die Kaiserliche Familie aufhält; den Leopoldsberg an der Donau, von welchem aus man den größten Theil Niederösterreichs übersieht; Baden, das berühmte, von Fremden so stark besuchte, Bad, sah ich schon früher; den ganzen September, in welchem die Hofbibliothek geschlossen ist, werde ich zu einer Reise nach Grätz, und den durch ihre Bibliotheken wichtigsten Klöstern von Steyermark und Oesterreich verwenden, wobei ich einige interessante Männer kennen zu lernen hoffe. In dieser Hinsicht stehe ich hier in sehr angenehmen Verhältnissen, und beides, meine jetzige Stellung und meine Schrift, tragen dazu bei. Dadurch hatte ich auch vor einigen Wochen die Ehre, dem allgemein verehrten Erzherzoge Johann, Kaiserliche Hoheit, meine Aufwartung zu machen, und in einer langen Unterredung die völlige Bestätigung dessen zu erhalten, was ich vorher aus Schriften von dem Reichthume seiner Kenntnisse, und der hohen Bildung seines Geistes, erfahren hatte.

Mein Gehalt ist zu den Kosten meines hiesigen Aufenthaltes mehr als ausreichend. . . . . Meine hiesigen Arbeiten sind indessen so groß, daß ich schwerlich in einem Jahre fertig werde, und da ich viel dabei lerne, und Gelegenheit habe, mich in jeder Hinsicht zu bilden, so bin ich sehr wohl damit zufrieden; auch bekömmt mir nach der Bemerkung der hiesigen Bekannten mein hiesiger Aufenthalt gut.

Zu meines theuern Vaters Geburtstage kann ich meinen innigsten Glückwunsch diesesmal nicht persönlich abstatten; mögen Sie fühlen, wie herzlich er auch von der Ferne her ist, und wie lebhaft die Hoffnung, ihn zufrieden und ganz hergestellt zu hören.

Leben Sie Alle recht wohl, und grüßen wer uns wohl will.

Ihr George

Leipziger Stadttheater.

Es ist eine alte Klage, daß die Tragödie auf deutschen Bühnen mehr und mehr auf den Aussterbeetat gesetzt wird. Wenn auch in dieser Saison die Theater mit dem Wildenbruch'schen Drama wieder einen ernsteren Anlauf nahmen, so ist doch die Frage, wie lange dieser vorhalten wird. Nicht blos in der Abneigung des Publicums gegen ernstere Dichtung ist der Grund zu suchen, daß die deutsche Melpomene immer mehr verwaist; auch die darstellende Kunst trägt einen Theil der Schuld; denn die Tragöden und besonders die Tragödinnen gehören zu den künstlerischen Ausnahmeerscheinungen. Die Mehrzahl der Kunstnovizen wendet sich dem naiven und sentimentalen Genre zu: da läßt sich die Gunst des Publicums mit mäßigen Mitteln und Leistungen im Sturme erobern. Zeigt sich aber irgendwo ein tragisches Talent, so geräth es bald in den Bann des modernen Virtuosenthums. Auf Gastreisen in zwei Welttheilen will es meteorischen Glanz verbreiten: immer dieselben Rollen, nicht ebenbürtige, oft klägliche Mitspieler, aber viel Zeitungsruhm und viel Cassaeinnahmen, welche letztere den ersteren vermehren, da die ganze Presse dem Vorgange der Theateragenturblätter folgt und nur denjenigen Ruhm gelten läßt, welcher Casse macht! Eine Entwicklung großer Begabungen ist aber nur möglich in der Mitte eines künstlerischen Ensembles, unter den fortwährenden Anregungen, welche neue Aufgaben bieten; nur an solchem Spalier gezogen reift die schönste Frucht der Kunst. Große Talente wie Dawison sind am Virtuosenthum zu Grunde gegangen: mit seinem Austritt aus dem Ensemble des Dresdener Hoftheaters begann sein Stern sich zu neigen; körperlicher und geistiger Ruin war das Ende vom Liede. Gesundere Naturen werden zwar an dem Gastspieltreiben nicht zu Grunde gehen; aber der Bühne und der Literatur geht ihre Kraft mehr oder weniger verloren.

Es ist immer erfreulich, wenn die Selbstbesinnung begabte Talente noch zu rechter Zeit von so gefährlicher Bahn zurückruft, und deshalb haben wir es mit Genugthuung begrüßt, daß Frau Magda Irschik ein festes Engagement an der Leipziger Bühne angenommen hat. Frau Irschik hatte schon einmal einen festen Contract und zwar einen lebenslänglichen, mit dem Münchener Hoftheater abgeschlossen. Familienverhältnisse nöthigten sie zurückzutreten; die Nachfolgerin der Charlotte Ziegler konnte so wenig wie diese selbst jener Bühne auf die Dauer angehören und folgte ihr auf der Bahn der Gastreisen. Wie Dawison und Friedrich Haase, wie Fanny Janauschek und neuerdings Frau Geistinger und Frau Ellmenreich machte auch Frau Irschik die große transatlantische Tour, holte sich ihre Lorbeeren von den Ufern des Hudson und des Mississippi und setzte dann auf deutschen Bühnen ihr Gastspielturnier fort.

Von der Kritik unbestritten sind die Triumphe der Künstlerin nicht geblieben und wir in Leipzig, die wir sie bisher nie gesehen, konnten uns nach widerspruchsvollen Berichten kaum ein klares Bild von ihrer schöpferischen Kraft und ihrer Darstellungsweise machen.

Die in der Presse sehr verbreitete Laube'sche Schule und Kritik, der die meistens in absolute Nüchternheit ausartende realistische Lebenswahrheit das einzige und höchste Princip ist, trat natürlich einer Künstlerin feindselig gegenüber, deren Talent, wie wir uns jetzt überzeugen konnten, nach einer anderen Seite hin gravitirt; doch auch die unparteiisch anerkennende Kritik machte Ausstellungen an den Leistungen der Künstlerin, der es ebensowenig an enthusiastischem Lobe fehlte.

Wir haben sie jetzt in zwei Rollen gesehen, welche der antikisirenden modernen Dichtung angehören, als „Iphigenie" und „Medea". Es ist begreiflich, daß sich hervorragende Tragödinnen gern auf dem Kothurn des antiken Trauerspiels und neuer Nachdichtungen desselben bewegen: diese Rollen haben eine gewisse Größe und Hoheit, Getragenheit und würdevollen Faltenwurf, und lassen sich nicht im Stil der modernen bürgerlichen Lebensprosa spielen; sie athmen gleichsam in einem feineren, höheren Aether. Gleichwol würden wir den hochtragischen Frauengestalten Shakespeare's und Schiller's, wo es sich um Bewährung dramatischen Genies handelt, den Vorzug ertheilen: sie sind mehr aus den modernen Lebensbedingungen herausgestaltet, während jene Gestalten in das Gewölk des antik Sagenhaften gekleidet sind, welches die neuere Dichtung, bei allem Bestreben, das rein Menschliche in ihnen zur ausschließlichen Geltung zu bringen, doch nicht ganz abzustreifen vermag.

Sonst sind die beiden Heroinen Goethe's und Grillparzer's so entgegengesetzt, daß sich die Kunst dramatischer Individualisirung, wenn auch innerhalb der allgemeinen Schönheitslinien der Antike, wohl in ihnen bewähren kann: „Iphigenie" ist die Vertreterin der idealen Weiblichkeit in ihren schönsten Zügen, in ihrer reinsten Harmonie; ihre leise Schuld, die Absicht einer Täuschung des Königs, um den Bruder zu retten, wird

hinweggehaucht vom Athemzug der Wahrheit, jener die Brust befreienden Wahrheit, der sie ganz sich hinzugeben beschließt: Alles ist licht in dieser Gestalt: edel jede Regung des Gefühls, von sanftem Zauber und Ausdruck der Liebe zu den Ihrigen, der Freundschaft zum König, dem sie kein größeres Glück zu gewähren vermag. Ganz anders Medea, das dämonische mit allen Nachtgeistern vertraute Weib, die Barbarin aus Kolchis, der Heimath des goldenen Vließes und der Zaubertränke, vom Gatten verrathen, zum Schwert der Rache greifend, die Mörderin der eigenen Kinder! Dort bewegen wir uns im Reiche der ruhigen Schönheit, hier in dem der leidenschaftlichen Kämpfe!

Im Großen und Ganzen wurde Frau Irschik beiden contrastirenden Aufgaben gerecht: ihre „Iphigenie" war eine durchaus homerische Gestalt, allerdings von mehr lebendiger Bewegtheit, mit schärferer Herausarbeitung der Gefühlsaccente, als die gewöhnliche auf der glatten klaren Fluth der Goethe'schen Verse hingleitende Darstellungsweise in dieser Rolle zu geben pflegt: ihre „Medea" hatte mehr Wildheit im Grundton und im ganzen Wesen, als wir bei anderen Darstellerinnen zu finden gewöhnt sind, welche die aufstürmende Leidenschaft für die Höhenpunkte des Stückes aufsparen. Es war eine markige Zeichnung: hier und dort wilde Naturlaute, Aufschrei des Schmerzes und der Wuth, grell eingesetzt bis zur Grenzlinie, wo scharfe Charakteristik vom Reich des Schönen abschweift. Doch die Barbarin, die im mächtigen Kolchis mit den wilden Thieren und mit den Zauberdrachen kämpft, hat etwas von dem Urwüchsigen, Ungeläuterten jener ungezähmten Naturwesen in sich aufgenommen: ist sie doch mit ihnen allen auf dem gleichen Boden aufgewachsen.

Frau Irschik hat ein schönes Organ, das ebenso viel Kraft wie Wohllaut besitzt; sie brachte die Verse der Iphigenie, in denen der Genius der deutschen Sprache den schönsten Triumph feiert, oft zu berauschender Geltung; doch das Bewußtsein ihrer prächtigen Mittel verführt sie oft zu einer Sprachmalerei, in welcher sie der Modulationsfähigkeit ihres Organs gleichsam ein Fest giebt und statt des einfachen Portaments, das sie sonst vollkommen beherrscht, in der Höhe und Tiefe nach sprachlichen Effecten sucht. Diese allzu coloristische Declamation bringt bisweilen eine zu nachdrückliche Betonung des mehr Gleichgiltigen, das natürlich und einfach gesprochen werden soll, mit sich und gewinnt so bisweilen den Anschein des falschen Pathos. Wir sind weit davon entfernt, uns vor jedem stilvollen Vortrag, wie Laube und seine Leute es thun, zu bekreuzigen; denn die Dichter haben ihre schönen und unsterblichen Verse nicht gedichtet, damit sie von den Darstellern systematisch verhunzt werden, um dem ästhetischen Gewissen eines in der trivialen Prosa aufgehenden Dramaturgen zu genügen ... Doch es giebt hier eine Grenzlinie, wo das Stilvolle nicht pathetisch herausfordern, sondern maßvoll einfach sich geben muß. Die Klippe des Manierirten zu vermeiden, muß jeder Künstlerin ans Herz gelegt werden. Wenn die Sprünge in den Tonregistern auch in der „Medea" oft noch bedeutender erschienen, so darf man nicht vergessen, daß hier der leidenschaftliche Ausbruch und der jähe Affect, der oft plötzliche Stimmungswechsel zwischen Haß und Liebe in der Brust der Heldin sie bei Weitem mehr rechtfertigt, als dies in der gleichmäßig gestimmten, harmonisch bewegten Rolle der Iphigenie der Fall ist.

Wenn die Vortragsweise der Frau Irschik einer feindlichen oder einseitigen Kritik leicht Gelegenheit bieten konnte, die Darstellerin selbst mit irgend einem beliebigen Stichwort zu verurtheilen und in jenen Trichter des kritischen Inferno zu werfen, wo die Vertreterinnen des falschen Pathos von seiner Bleischwere erdrückt, im Sumpfe der Geschmacklosigkeit ersticken sollen: so muß man dagegen um so mehr die seltenen Vorzüge dieser Künstlerin betonen, deren ursprüngliche geniale Kraft sich nicht durch einen kritischen Machtspruch hinwegleugnen läßt. Abgesehen von dem prachtvollen Organ, das vom vollen Sturmglockenklang der Leidenschaft bis zum Geflüster liebender Hingebung eine ganze Scala von Tönen beherrscht: ist ihre Plastik tadellos, voll graziöser und ausdrucksvoller Bewegungen und ihre Attitüden sind ebenso malerisch wie plastisch; sie hat das echte Feuer des eingebornen Talentes. Wie schön spielte sie als Iphigenie die Scene des Wiedersehens mit dem Bruder; wie ergreifend war ihr edler Aufschwung zu dem Entschlusse, die Wahrheit zu bekennen; wie sanft rührend klangen die Abschiedsworte, die sie an den Barbarenkönig richtet. Wie mächtig stellte sie im zweiten Act der „Medea" die losbrechende Wildheit dar, wie ergreifend war sie in der Scene, in welcher sie Jason gegenüber zwischen Liebe und Haß in jähen Uebergängen schwankt. Die Griechin unter den Barbaren wie die Barbarin unter den Griechen wurden von ihr gleich charakteristisch aufgefaßt.

Die Vorzüge der Frau Irschik räumen ihr einen hohen Rang unter den deutschen Darstellerinnen ein; ihre Fehler können leicht beseitigt werden, wenn sie zu einem künstlerischen Läuterungsproceß sich Ruhe gönnt. Das kann nur in einem festen Engagement geschehen, wo besonders bei neu einstudirten Rollen gewisse Manieren der Sprache, die in den älteren vielleicht schon zu tiefeingewurzelt sind, keinen Platz mehr finden, wo die Darstellerin prima inter pares ist und nicht wie bei den Gastspielen eine alle anderen Mitwirkenden so weit überragende Erscheinung, daß sie ihre eigene Bravour zu rücksichtsloser Geltung bringt.

Frau Irschik fand lebhaften Beifall und wurde in beiden Stücken nach jedem Acte hervorgerufen.

Im Uebrigen gingen die Vorstellungen tadellos zusammen, obschon die Darstellungsweise der anderen Mitwirkenden von derjenigen des Gastes wesentlich abwich. In der „Iphigenie" waren ihr am meisten der Thoas des Hrn. Meyer und der Arkas des Hrn. Door congenial: beide brachten den Wohlklang der Goethe'schen Sprache zu schöner Geltung und gaben gut ausgeführte Charaktergemälde; es waren stilvoll aufgefaßte Barbaren. Der Orest des Hrn. Baxmann und der Pylades des Hrn. Schönfeld hielten im Ganzen mehr den Ton der gebildeten Umgangssprache fest. Die Wahnsinnsscene spielte Hr. Baxmann mit Kraft und Verständniß; im Uebrigen muß er seinem Organ doch noch mehr Schmelz zu geben suchen; es muß noch mehr in der poetischen Empfindung aufgehen. Pylades ist ein Verstandesmensch, deshalb verträgt er eher eine gewisse Nüchternheit des Tons. Hr. Schönfeld führte ihn als praktisch-gewandten Berather vor. Daß sich Hr. Jügelt gerade mit Vorliebe auf dem antiken Kothurn bewegt, möchten wir nach seinem Kreon nicht glauben: die Gestalt erschien uns nicht stilvoll genug, auch was den Vortrag der Verse betrifft. Frl. Salbach als Kreusa deckte die Rolle durch ihre Erscheinung, ihr Wesen, den Ton ihrer Sprache; sie war sanft und taubenartig fromm; doch ist ihren Bewegungen noch mehr Rundung zu wünschen. Jason wie die anderen Rollen, die uns Hr. Baxmann bisher vorführte, zeugen von der Gewandtheit und Sicherheit dieses Schauspielers, der auch über durchgreifende Kraft gebietet auf den Höhen des Affectes. Was er noch zu bekämpfen hat, ist eine gewisse Nüchternheit des Tons: es fehlt die gleichmäßige innere Durchwärmung seiner Rolle auch dort, wo nicht gerade zündende Kraft verlangt wird. Hr. Door bewies auch in seiner kleinen Rolle als Herold der Amphiktyonen, daß er die Bühnenrhetorik vollkommen beherrscht, während Frau Wollrabe als die Begleiterin Medea's durchaus nicht die Physiognomie einer dämonischen Hexe zeigte, die mit dem kolchischen Dynamit herumwirthschaften muß, sondern ein kleinbürgerliches mehr gemüthliches Wesen zur Schau trug.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

□ Wahre Geschichten zum Evangelium Lucas und zu vielen andern Stellen heil. Schrift A. u. N. T. gesammelt von W. Iselin. Basel, Spittler 1881. — Diese Schrift ist ein ganzes, reiches Magazin von Geschichten, die zur Illustration von christlichen Wahrheiten und zur Exemplificirung von Stellen der heiligen Schrift aus alter und neuer Geschichte, insbesondere auch aus der Geschichte Württembergs der merkwürdig belesene Verf. mit großem Fleiß gesammelt hat. Dazu ist das Buch mit Registern versehen, in denen theils die Quellen der Geschichten genau angegeben sind, theils die Bibelsprüche, zu denen sie gehören, theils die Hauptstücke des Katechismus mit ihren einzelnen Theilen, zu denen die Geschichten passende Winke und Erläuterungen geben. Namentlich das letztere Register ist ein Muster von Akribie und gründlichster Sorgfalt. Die Schrift bietet Geistlichen und Lehrern eine wahre Fundgrube von erbaulichen und erwecklichen Erzählungen, die mit Maß und richtigem Verständniß gebraucht eine Würze der Lehre und Predigt sein können. — Anknüpfend an diese Schrift notiren wir noch eine Anzahl kleiner erbaulicher Schriften in demselben Verlag, ein Schriftchen von Heinr. Zeller über biblische Hausandachten, Bilder- und Liedersammlungen unter dem Titel: „Der gute Hirte" mit Illustrationen, und eine sehr verdienstliche Zusammenstellung von Aussprüchen bewährter und hervorragender Glaubenszeugen, zur Anleitung und Ermunterung im christlichen Glaubens- und Heiligungskampf von einer frommen Christin, Minna Waldner, unter dem Titel: „Edelsteine" gesammelt und von Pfarrer Stähelin bevorwortet.

□ Die Heilung des Blindgebornen. Evangelische Betrachtungen von Hermann Dalton. Basel, Spittler, 1881. — Diese Betrachtungen über die höchst bedeutsame, tiefsinnige evangelische Erzählung von der Heilung des Blindgebornen (Joh. 9) sind homilienartige Auslegungen, die der als Prediger und Schriftsteller reichbegabte Verf. in der Zeit von Ostern bis Pfingsten vorigen Jahres seiner Gemeinde in St. Petersburg dargeboten hat. Sie sind gehalten unter dem unmittelbaren Eindruck des furchtbaren Attentats auf den Kaiser; die düsteren Schatten, die dieses entsetzliche Ereigniß mit seinem Blick in die finsteren Tiefen dämonischer Mächte über das ganze Volk und seine Stimmung in jenen Tagen geworfen, tauchen hin und wieder in den Betrachtungen auf, und mit gewaltigen, gewissenschärfenden, wie mit tröstlichen, auf die einzige Lichtquelle in solcher Dunkelheit hinweisenden Worten weiß der Verf. an das Herz seiner Gemeinde zu reden. Und doch steht diese Stimmung nicht im Vordergrunde: das Ganze ist in das Licht der Ewigkeit getaucht und in edler, gehobener Sprache führt der Verf. hinein in die seligen Tiefen des Evangeliums, wie in die dunkeln Tiefen der Sünde und des Leids. Unwillkürlich wird man ergriffen von der hohen Weihe, die auf diesen Andachten liegt.

—*—. Mittheilungen vom Freiberger Alterthumsverein, herausgegeben von Heinrich Gerlach. 18. Heft. 1881. Mit 2 Tafeln Abbildungen. — Unter den zahlreichen historischen Vereinen in unserem Sachsen nimmt der „Freiberger Alterthumsverein" eine ganz besonders hervorragende Stellung ein, Dank der außerordentlichen Thätigkeit, welche der an der Spitze desselben stehende Hr. Stadtrath Gerlach entfaltet. Die von demselben herausgegebenen Mittheilungen sind eine reiche Fundgrube zur Localgeschichte Freibergs und somit auch ergiebige Quellen für die allgemeine sächsische Geschichte. Auch das soeben erschienene achtzehnte Heft reiht sich würdig den Vorgängern an und legt Zeugniß ab von dem ernsten wissenschaftlichen Streben, welches den Verein beseelt, und das ganz besonders wohlthuend wirkt gegenüber dem Dilettantismus, der sich nur zu oft, und nicht selten in recht anmaßender Weise, in derartigen zumeist aus Liebhabern bestehenden Vereinigungen breit macht. Zunächst enthält das Heft eine recht tüchtige, auf gründliche Quellenstudien basirte Abhandlung des Cantors Hingst in Leisnig über Colmitz, als Fortsetzung einer Reihe von Artikeln über die alten Burgen und Rittersitze um Freiberg. Weiter enthält das Heft Nachrichten über die ältesten bronzenen Kanonen Sachsens, insbesondere die von Wolf Hilger in Freiberg mit zwei Tafeln Abbildungen von Hrn. Stadtrath Heinrich Gerlach, sowie von demselben den Text zu der zweiten Serie der Freiberger Photographien, durch deren Aufnahme sich der Verfasser ein großes Verdienst erworben hat. Es folgt nun ein Bericht über Freibergs Bauwesen im Jahre 1881 vom Stadtbaumeister Börner, ferner Freiberger Bürger-Chronik 1881, ebenfalls von Hrn. Stadtrath Gerlach und ein Bericht über die wissenschaftliche Literatur aus dem Jahre 1881, die Geschichte von Freiberg und Umgegend betreffend, vom Gymnasial-Oberlehrer Dr. Ed. Heydenreich. Leider müssen wir uns versagen, hier näher auf den reichen Inhalt der neuen Publication einzugehen, ganz besonders aber bedauern wir, nicht weitere Mittheilungen über die beiden eingangserwähnten, des Interessanten viel enthaltenden Aufsätze des Hrn. Cantor Hingst und des Hrn. Stadtrath Gerlach machen zu können.

S—n. „Deutsche Warte. Blätter für deutsche Cultur-Bestrebungen, Politik und Unterhaltung" betitelt sich ein neues Wochenblatt, das vom 1. September an unter der Redaction von Dr. Löwe (Berlin-Leipzig) erscheinen soll. Soweit die bereits ausgegebene Probenummer ersehen läßt, will sich das Blatt jedem Parteigezänk fernhalten, dabei aber, wie der Prospect besagt, alle wichtigen Zeit- und Streitfragen „in angenehmer Form" und sachgemäß besprechen, ebenso aber will es der Unterhaltung dienen und bemüht sich, möglichst vielseitig zu sein, selbst Romane und — was viele hoffnungsvolle Söhne Apolls besonders freuen wird — Gedichte sollen dem Leser geboten werden; von lyrischen Gedichten enthält schon die Probenummer allein vier, von denen mich namentlich die von Ludwig Reimann angesprochen haben. Der interessanteste Artikel der Probenummer ist jedenfalls der erste „Ueber Cultur- und Colonialfragen", der in ruhiger verständiger Weise dafür plaidirt, daß das Deutsche Reich Colonial-Besitz erwerben müsse. Wenn das Blatt, wie es verspricht, dieses Panier hochhält, so kann es versichert sein, sich viele Freunde und Anhänger zu erwerben. Der zweite Artikel „Zeitgeschichte" von F. v. K. ist zu kurz, als daß man sich aus ihm ein rechtes Urtheil darüber bilden kann, wie der Verf. in Zukunft diese seine Aufgabe lösen wird; daß er von aufrichtigster und innigster Vaterlandsliebe, von der Liebe zu Kaiser und Reich beseelt sein werde, wie er verheißt, darf man indeß schon nach diesem kurzen Versuch erwarten. Die Feuilleton-Plauderei „Vom Leben der todten Saison der Residenz" von Max Rusticus kann, wie schon der Titel zeigt, wenig Interesse bieten; doch kann die Rubrik „Plaudereien aus der Residenz" jedenfalls in späteren Monaten recht spannend werden. Etwas zu viel Spielraum scheint mir der edlen Pferdezucht eingeräumt; zwei längere Artikel „Der heutige Stand der Pferdezucht in Deutschland" von Dr. Paalzow und „Glossen zum vaterländischen Sport" von Dr. Max Bauer scheint mir für eine Nummer denn doch des Guten etwas zuviel. Dr. Löwe selbst beginnt eine Serie Artikel „Ueber den menschlichen Organismus", die wir willkommen heißen; eine Rubrik „Vor und hinter den Coulissen" desgleichen. Eine fernere Rubrik ist der Lyrik gewidmet; dann folgt eine Literarische Uebersicht, die freilich gerade nicht sehr vielseitig ist. Hieran reihen sich Universitätsnachrichten, Angaben über die Frequenz der Universitäten, über neue Erfindungen und Entdeckungen, Brieftaubenzucht und Dressur; eine Todtenschau, Kleine Chronik und ein Humoristicon; auch die Bestrebungen des „Rothen Kreuzes" sollen des Näheren gewürdigt werden. Das Blatt, das vierteljährlich 1 ℳ 50 ₰ kosten soll, verdient somit schon seiner Reichhaltigkeit wegen Empfehlung.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 68. Donnerstag, den 24. August. 1882.

Inhalt: Die vierte allgemeine lutherische Conferenz. — Bücherbesprechungen (Unterhaltungslitteratur).

Die vierte allgemeine lutherische Conferenz.

—A.— Es wird den Lesern dieses Blattes nicht unbekannt sein, daß die Lutheraner Deutschlands zur Wahrung und Pflege ihrer gemeinsamen Interessen von Zeit zu Zeit eine allgemeine Conferenz veranstalten, deren letzte vor drei Jahren in Nürnberg stattfand. Die vierte derartige Conferenz ist am 16. und 17. August dieses Jahres in Schwerin i. M. abgehalten worden. Sie war von ungefähr 500 Theilnehmern besucht, welche der Lage des Ortes entsprechend diesmal vorzugsweise aus den nördlichen lutherischen Kirchen stammten, während der Süden nur schwach vertreten war.

Die Conferenz wurde mit einem Gottesdienste im altehrwürdigen, köstlich restaurirten Dom eingeleitet, in welcher Pastor Büttner aus Hannover die Predigt über Off. Joh. 3, 10 hielt: „Dieweil du behalten hast das Wort meiner Geduld, will ich auch dich behalten vor der Stunde der Versuchung, die kommen wird über den ganzen Weltkreis, zu versuchen, die da wohnen auf Erden." Der Prediger entnahm aus diesem Worte des verklärten Herrn an uns 1) die Gewissensfrage: hast du behalten das Wort der Geduld Christi? und 2) den Trost der Verheißung: ich will dich behalten in der Stunde der Versuchung. War der erste Theil in Wahrheit eine Gewissenspredigt voll erwecklichen Ernstes zu nennen, so ergriff der zweite Theil die Herzen durch die Zuversichtlichkeit des Glaubens, mit welchem der Trost der Verheißung Christi verkündet ward für bevorstehende schwere Zeit. Durch diese Predigt wohl vorbereitet trat die Versammlung in die Berathungen des ersten Tages ein. Oberkirchenrath D. Kliefoth eröffnete und leitete dieselben mit bekannter sicherer Meisterschaft. Seine einleitenden Worte, denen er die Begrüßung der Conferenz seiten des im Auslande abwesenden Herrn Großherzogs voranschickte, welche ehrerbietig entgegengenommen und später telegraphisch erwiedert wurde, schilderten in wenigen markigen Strichen die Lage der lutherischen Kirche und die Gefahren, welche ihr von den in ihr selbst streitenden Richtungen, von den sectirerischen Bestrebungen verschiedenster Art ebenso, wie von falschen Unionsbestrebungen und endlich nicht zum Mindesten von der aggressiven Tendenz Roms drohen, und begründeten die Wahl der für die gegenwärtige Conferenz gestellten Themata mit dem Hinweis auf die Nothwendigkeit, daß die Kirche für Erhaltung des reinen Worts und Sacraments auch feste und dauerhafte Institutionen bedürfe. Der erste Gegenstand der Berathungen war: die Stellung der theologischen Facultäten und ihrer Mitglieder zur Kirche und die denselben daraus erwachsenden Aufgaben. Professor D. Dieckhoff aus Rostock hatte über diesen Gegenstand Thesen gestellt, welche er in längerer Ausführung begründete. Dieselben werden im Folgenden wörtlich angeführt, um zu kennzeichnen, wie die allgemeine lutherische Conferenz, welche zu den Thesen ihre ungetheilte Zustimmung erklärt hat, sich zu dieser augenblicklich gerade hochwichtigen Frage stellt: 1) Bei der Frage nach dem Verhältniß zwischen der theologischen Wissenschaft und der Kirche, wie sie sich in der Gegenwart gestaltet hat, handelt es sich im letzten Grunde darum, ob ferner die übernatürliche Offenbarung Gottes anzuerkennen ist oder nicht. 2) Der kirchliche Charakter der theologischen Facultäten ist dadurch nicht ausgeschlossen, daß die Universitäten Anstalten des Staates sind. 3) Aus der Zugehörigkeit der theologischen Facultäten zu der bestimmten Kirche, der sie angehören, folgt, daß die Theologie, welche sie vertreten und pflegen sollen, eine Theologie des Glaubens dieser Kirche sei. 4) Diese aus der Stellung der theologischen Facultäten zur Kirche folgende Forderung steht nicht im Widerspruche mit dem wissenschaftlichen Charakter der Theologie. 5) Die Professoren der Theologie sind auf das Bekenntniß der Kirche zu verpflichten. Diese Verpflichtung verliert ihre Bedeutung dadurch nicht, daß sie keine äußerlich buchstäbliche und keine äußerlich gesetzliche sein darf, und daß zudem den Vertretern der theologischen Wissenschaft die möglichst freie Bewegung auf dem Grunde des Glaubens der Kirche gewährt werden muß. 6) Der Kirche muß ein gesicherter Einfluß bei der Besetzung der theologischen Professuren zustehen.

Die Discussion über die Thesen fügte keine neuen Gesichtspunkte hinzu, sondern ergab Zustimmung der Versammlung in allem Wesentlichen. Mit besonderer Freudigkeit konnten auch die anwesenden Glieder der evangelisch-lutherischen Landeskirche im Königreiche Sachsen sich diese Thesen aneignen, da dasjenige, was sie aussprechen und fordern, den hier zu Recht bestehenden Verhältnissen thatsächlich entspricht.

War das erste Thema dem wissenschaftlichen Bereiche entnommen, so bewegte sich das zweite völlig auf praktischem Gebiete. Es handelte sich dabei um die Organisation der gemeinsamen Arbeiten unserer Kirche, unter welchen speciell die kirchliche Fürsorge für die Auswanderer ins Auge gefaßt wurde, während die Anbahnung einer übereinstimmenden und zusammenfassenden Behandlung der Arbeiten der innern Mission in lutherischen Kreisen überhaupt einer Specialconferenz vorbehalten blieb, welche am zweiten Tage unter Leitung des Vorsitzenden des sächsischen Landesvereins für innere Mission, Grafen Otto v. Vitzthum aus Dresden, mit dem gewünschten Erfolge gehalten worden ist.

Es ist bekannt, welchen Umfang die Auswanderung nach Amerika in Deutschland gewonnen hat, und wie viele Glieder unserer Kirche dieser dadurch verloren gehen, daß sie entweder aus allem und jedem kirchlichen Verbande scheiden oder den mannigfaltigen Secten anheimfallen. Gewiß gehört es zur mütterlichen Pflicht der Kirche, ihre Glieder auch dann geistlich zu versorgen, wenn dieselben in die Fremde ziehen. Am vollständigsten würde dies natürlich dadurch geschehen, wenn man geistliche Kräfte zur Verfügung stellen könnte, welche im Anschluß an die bereits in Amerika bestehenden lutherischen Synoden die Ausgewanderten zu Gemeinden sammelten und mit reinem Wort und Sacrament bedienten. Soweit kann sich nun zwar die geistliche Fürsorge der Mutterkirche zur Zeit

Digitized by Google

noch nicht erstrecken, wol aber kann und will man die Auswandernden mehr, als bisher geschehen ist, mit Rath und That in Bezug auf ihr geistliches und kirchliches Wohl — denn nur darauf hat eine kirchliche Conferenz ihr Absehen zu richten — unterstützen. Die beiden zur Sache bestellten Referenten, Kirchenrath D. Ruperti aus Eutin, welcher selbst eine Reihe von Jahren als Auswanderer-Missionar gearbeitet hat, und Hauptpastor Kreusler aus Hamburg, Vorsteher des dortigen Auswanderercomités, wiesen das Bedürfniß solcher geistlicher Fürsorge und die Pflicht der Kirche dazu in überzeugender, die Gewissen schärfender Weise nach und fügten die praktischen Vorschläge für die Ausführung hinzu. Auch fehlte es nicht an zustimmenden Zeugnissen aus der Mitte der Versammlung, welche darnach einstimmig den Ausschuß der allgemeinen lutherischen Conferenz bevollmächtigte und beauftragte, zur Organisation der Arbeit die Initiative zu ergreifen und sich zu diesem Zwecke mit dem evangelisch-lutherischen Auswanderer-Comité in Hamburg dahin ins Einvernehmen zu setzen, daß spätestens mit Anfang des folgenden Jahres die Arbeit auf Grund der zu schaffenden Organisation in genügender Weise in Angriff genommen werden könne. Die in gleicher Richtung neuerdings fertig gestellten literarischen Arbeiten, nämlich die Herausgabe eines „Kirchlichen Adreßbuchs für Nordamerika" (Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses in Commission) und der Druck eines „Kirchenpasses" mit Empfehlungsbrief an einen Geistlichen der lutherischen Kirche in Amerika werden dann erst recht zu geeigneter Verwendung kommen. Aber auch jetzt schon ist jedem Geistlichen, in dessen Gemeinde häufigere Auswanderungen vorkommen, zu empfehlen, daß er den auswandernden Gliedern seiner Gemeinde sowol das Adreßbuch, als auch den Kirchenpaß, zu welchem ein entsprechendes Couvert gehört, mitgebe. Das Couvert enthält, außer den nöthigen Angaben über die betreffenden Hafengeistlichen in den Abfahrtsstädten wie in Amerika, zugleich die nöthigsten Rathschläge und Verhaltungsmaßregeln für die Auswanderer. Kirchenpaß und Couvert ist von der Druckerei von Ackermann und Glaser in Leipzig, sowie durch den Landesverein für innere Mission und die Stadtmissionsvereine in Dresden und Leipzig zu beziehen, 1000 Expl. für 28 ℳ, je 100 Expl. für 3 ℳ. Möge denn die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Angelegenheit auch in kirchlichen Kreisen durch die Beschlüsse der allgem. lutherischen Conferenz gerichtet werden!

Der zweite Tag brachte ein treffliches Referat des Dr. Schnedermann, Religionslehrers am K. Gymnasium zu Leipzig, über das Verhältniß der gegenwärtigen Art der Gymnasialbildung zum Studium der Theologie, eine Arbeit, in welcher sich ebenso jener echt wissenschaftliche Zug zum Studium der alten Classiker, welcher den bekannten Ausspruch des seligen Winer „Der Protestantismus ist seiner Natur nach mit der Wissenschaft verwandt" erzeugt hat, wie tief christlicher Sinn aussprach. Es diente zu besonderer Freude und Erhebung der Versammlung, als nachher mehrere Schulmänner, namentlich Gymnasialdirector Hempel aus Schwerin und Oberlehrer Freybe aus Parchim im Wesentlichen denselben Anschauungen Ausdruck gaben und Prof. D. Luthardt aus Leipzig die Bedeutung der altclassischen Bildung in formaler und materialer Beziehung auch für die Theologen in classischer Rede zur Darstellung brachte. Aus allen Reden klang die einhellige Ueberzeugung heraus: das Gymnasium, wie es von der Reformationszeit her als Pflegestätte der classischen Sprachen, die nach Luther „die Scheide für das Schwert des heiligen Geistes" sind, bestanden hat und noch besteht und in Zukunft bestehen möge, muß die Bildungsstätte für die Theologen bleiben.

Der letzte Gegenstand, mit welchem die Conferenz sich beschäftigte, war die Herstellung eines allgemeinen Gebetbuches für die lutherischen Christen Deutschlands, über dessen Plan Pastor Kittan aus Priesnitz referirte. Es fehlt ja nicht an guten Erbauungsbüchern für die Hausandacht; aber das beabsichtigte Haus- und Kirchenbuch, wie es auch genannt wurde, soll die bewährtesten Schätze trefflicher Gebete und Lieder, welche die lutherische Kirche hervorgebracht hat, und die in verschiedenen Büchern zerstreut sind, sammeln und so neben Bibel und Katechismus ein weiteres Einigungsband der lutherischen Christen werden, ein rechtes Familienbuch für das christliche Haus und zugleich ein Kirchenbuch insofern, als es die Bedeutung des Kirchenjahres, der Gottesdienstordnung, der kirchlichen Handlungen dem Volk zum Bewußtsein bringt. Möge es gelingen, dasselbe als eine werthvolle Jubiläumsgabe zu Luther's 400jährigem Geburtstage dem deutschen Volke darzubieten!

Den Schluß der Conferenz bildete ein reich ausgestatteter liturgischer Vespergottesdienst in der herrlichen St. Paulskirche, in welchem Pastor Köhler aus Schwerin die Verhandlungen der Conferenz, ihre Hoffnungen und Befürchtungen in das Licht des göttlichen Wortes, Psalm 126 stellte und dieselbe erwecklich und tröstlich abschloß.

Wir können diesen kurzen Rückblick auf die Tage der Schweriner Conferenz aber nicht schließen, ohne noch der Leistungen rühmend und dankbar zu denken, mit welchen der dortige Schloßchor unter Leitung unseres Landsmanns, des großherzoglichen Musikdirectors Otto Kade, die Conferenz erbaut hat, sowol durch die trefflichen Ausführungen der musikalischen Theile der Liturgie in dem Eröffnungs- und in dem Vespergottesdienste, als auch durch eine musikalische Darstellung am Abend des ersten Conferenztages im Dom, in welcher kirchliche Tonstücke von Joh. Eccard, Leo v. Haßler, Heinrich Schütz, Seb. Bach, M. Hauptmann, Reißiger, Niels Gade und Mendelssohn-Bartholdy mit vollstem Verständniß und in außerordentlicher Zartheit zur Ausführung gebracht wurden. Für Freunde liturgischer Gottesdienste wollen wir nicht unterlassen zu erwähnen, daß der Vespergottesdienst mit den gesammten, dem Mecklenburg-Schweriner Cantional entnommenen und von Kade mehrstimmig gesetzten musikalischen Stücken in der herzoglichen Hofdruckerei von F. W. Gadow u. Sohn zu dem Preise von 50 ₰ in Druck erschienen ist. Leider war es uns nicht möglich, der Specialconferenz über Kirchengesang und Kirchengesangvereine beizuwohnen, welche dort, wo man solche Vorbilder kirchlicher Musik hat, besonders instructiv gewesen sein mag; wie denn auch die Theilnahme an den weiteren Specialconferenzen über Colportage und Bilderverkauf, über den lutherischen Gotteskasten dem Referenten durch seine Anwesenheit in der schon erwähnten Conferenz für innere Mission unmöglich gemacht wurde.

Alles in Allem dürfen wir getrost aussprechen, daß die vierte lutherische Conferenz ihre Vorgängerinnen an heilsamen Anregungen und geistlichen Gaben nicht nachgestanden hat. Mögen die ausgestreuten Samenkörner viel Frucht bringen und insonderheit das Band der Einheit sich immer fester und inniger um die Glaubensgenossen schlingen!

Bücherbesprechungen.

Unterhaltungsliteratur. Die Großfürstin. Roman von Gregor Samarow. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt (vormals Eduard Hallberger) 1882. — Der neueste Roman des früheren hannöverschen Regierungsrathes und derzeitigen fruchtbaren Romanschriftstellers Meding gehört wiederum in die Kategorie der „historischen", welche früher u. A. Louise Mühlbach mit Vorliebe gepflegt hat. Einen nennenswerthen Unterschied zwischen den Meding'schen und den Mühlbach'schen Producten vermögen wir nicht herauszufinden: Samarow zeichnet sich in seinen historischen Romanen durch dieselbe gewandte

Schilderung und theilweise gelungene Charakteristik aus, welche die Mühlbach'schen Romane einigermaßen genießbar gemacht hat; doch sind seine Producte schließlich ebenso lediglich der flachen Unterhaltung gewidmet, wie die letzteren. In der „Großfürstin" führt uns der Verfasser abwechselnd an den Hof der Kaiserin Elisabeth von Rußland und den großfürstlichen Hof zu Oranienbaum und schildert uns die Vorgänge und Intriguen, welche sich hier wie da abspielen, als es sich darum handelt, Rußland in das Bündniß hineinzuziehen, welches Oesterreich und Frankreich geschlossen hatten, um Preußen die unter dem großen Friedrich gewonnene Machtstellung wieder zu entreißen. Eine Hauptrolle spielt dabei die Großfürstin Katharina, die geistvolle und ehrgeizige Gemahlin des Großfürsten Peter III., der es beschieden war, später selbst die Kaiserkrone zu tragen und durch Verbesserung des See- und Kriegswesens, durch Belebung des Handels, der Industrie und Volksbildung und durch kluge Politik ihr Reich zu einem der mächtigsten in Europa zu gestalten. Sie ist es, die trotz der gegenseitigen Abneigung, die zwischen ihr und dem großfürstlichen Gemahl herrscht, die Fäden der Politik, ohne daß die despotische Kaiserin dies ahnt, in der Hand hat: ihr gelingt es schließlich — als infolge des gewagten Spieles, welches sie in der Politik sowol als in der Liebe zu dem Grafen Poniatowski, dem späteren Könige von Polen, spielt, sie bereits verloren scheint —, die letztere zu ihren Gunsten umzustimmen und ihre Stellung zu behaupten. Mit einer dramatisch angelegten Scene zwischen der Kaiserin Elisabeth, dem Großfürsten Peter und der Großfürstin Katharina schließt der fünfte und letzte Band des Romanes, und zwar in einer — etwas unvermittelten — Weise, die vermuthen läßt, der Verfasser walle die Darstellung der unmittelbar darauf folgenden wichtigen Ereignisse des Todes der Kaiserin Elisabeth, der kurzen Regierung des unfähigen Peter III. von Holstein, sowie des ruhmvollen Regiments der demselben als Kaiserin folgenden Gemahlin für einen neuen dickleibigen Roman sich vorbehalten, welcher vielleicht den Titel führen wird „Kaiserin Katharina"*). Einen Roman „Kaiserin Elisabeth" hat der Verfasser bekanntlich bereits früher erscheinen lassen.

Gleichfalls mit russischen — wenn auch moderneren — Verhältnissen dieses Reiches beschäftigt sich eine zweite uns vorliegende Schrift, die zwischen Roman, Reisebeschreibung und Culturstudie ohngefähr die Mitte inne hält: Das Gespenst des Zaren. Erlebtes und Erträumtes aus dem Reisetagebuche eines Buchhändlers. Zusammengestellt während einer Schlittenfahrt von Moskau nach Warschau im Januar 1860 von E. Sartorius. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Leipzig 1882, Verlag von Siegismund & Volkening. — Im Jahre 1860 ist dieses Buch geschrieben, zehn Jahre später zum ersten Male und weitere zehn Jahre später zum zweiten Male gedruckt worden. Der Verfasser — in weiteren Kreisen bekannt insbesondere durch seine Nachdichtungen der Psalmen und nicht zu verwechseln mit E. W. Chr. Sartorius, Oberhofprediger und Generalsuperintendent in Königsberg, welcher gleichfalls bekannter Schriftsteller war, aber bereits i. J. 1859 verstorben ist — scheint vor zwanzig Jahren als Buchhändler-Gehilfe in Rußland gelebt zu haben: die Vorrede zur 2. Auflage hat er in Boonville am Missouri in Nordamerika niedergeschrieben. Ist es Wahrheit oder Dichtung, erlebt oder erträumt, daß bereits vor zwei Jahrzehnten dem Verfasser von einem aus Mitgliedern der ältesten Adelsfamilien bestehenden Nihilistenclub die ernsthafte Proposition gemacht worden sein soll, seine Hand zur Ausführung eines Hauptcoups der Verschwörer darzubieten, nachdem man ihn zuvor mit Hilfe einer schönen jungen Aristokratin für die Zwecke der Partei zu gewinnen gesucht hatte? Unter dem Wiederhall der Schüsse des wahnwitzigen Mörders des Präsidenten Garfield hat der Verfasser die zweite Auflage seines „Gespenstes" vorbereitet: er fürchtet — wie er im Nachworte sagt — „das Wiedererscheinen des Gespenstes in der Wirklichkeit wie im Druck unter dem Druck der Zeit!"

Graf Rübezahl. Roman von Johannes van Dewall. In die Fremde. Roman von Johannes van Dewall. Mondscheingeschichten. Novellen von Johannes van Dewall. (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) — Beinahe jedes Referat über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur hat sich mit neuen Romanen oder Novellen des Hrn. van Dewall, dieses fruchtbarsten Schriftstellers unter den Oberstlieutenants a. D., zu beschäftigen. Wir sind auch diesmal nicht in der Lage, demselben das Zeugniß auszustellen, daß derselbe mit seinen höheren Zwecken wachse, daß mit der Zahl seiner geistigen Producte deren geistiger Werth Schritt halte. Ein Recensent lobte neulich von Dewall, daß derselbe immer ein willig und freundlich Ohr finden werde, da aus dem unerschöpflichen Born seiner Erfindungsgabe und seiner Erlebnisse, die sich so anziehend vermischen, stets ein neuer, origineller Staff in neuer und origineller Beleuchtung auftauche, und der behagliche, leichte, prickelnde Ton des Erzählers, der den Autor so ganz besonders unter unseren modernen Novellisten auszeichne, immer einschmeichelnd und meladisch anklinge. Wir meinen, gerade die neuesten Ramane Dewall's beweisen, daß der Barn seiner Erfindungsgabe und Erlebnisse recht wohl erschöpft werden könne. Im „Graf Rübezahl" finden wir einen Helden, der dem Leser alles andere, nur keine Sympathie einzuflößen vermag; dem Romane „In die Fremde" liegt einer der alltäglichsten Staffe zu Grunde, dessen Ausführung nicht minder alltäglich zu nennen ist, und in den „Mondscheingeschichten" sind mehrere von den Novellen, zu denen der Verfasser den Stoff in einem kleinen Bade am Strande der Ostsee gesammelt hat, zusammengestellt, die zum Mindesten nicht gleichwerthig und zum Theil sogar — zu vergleichen dem „Massenmörder" — mehr Aneldote als Novelle sind. Es ist zu beklagen, daß Dewall, anstatt sein Erzählertalent sorgsam zu cultiviren, mit demselben — um einen bergmännischen Ausdruck zu gebrauchen — geradezu Raubbau betreibt. Dagegen freut es uns conſtatiren zu können, daß derselbe in seiner neuesten, in der illustrirten Zeitschrift „Ueber Land und Meer" veröffentlichten Novelle: „Ein Mann", nach dessen Anfängen zu schließen, wiederum einer der früheren glücklichen Eingebungen gefolgt zu sein scheint: in demselben schildert er anmuthig und charakterisirend eine Officiersehe, und in Darstellung der Verhältnisse und Anschauungen dieser gesellschaftlichen Kreise sucht Dewall allerdings seines Gleichen.

Das Gold des Orion. Roman von H. Rosenthal-Bonin. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1882. — Das Strandungsrecht, d. h. das Recht der Küstenbewohner, gestrandete Schiffe und Schiffsgüter sich anzueignen, ist nachweisbar seit früher Zeit geltend gemacht, allerdings auch bereits seit etwa 7 Jahrhunderten scharf angefochten und bestritten worden. Ein Reichsgesetz aus der Zeit Königs Wilhelm aus dem Jahre 1255 untersagt dessen Anwendung ausdrücklich: trotzdem erhielt sich dasselbe noch Jahrhunderte hindurch, der Reichsabschied von 1559 hatte sich daher wiederholt mit dieser Materie zu beschäftigen und in späteren Gesetzen und Strandungsordnungen suchte man mit mehr oder weniger Glück

*) Wer sich für diesen Theil der Geschichte Rußlands sowie insbesondere für die Politik der Kaiserin Katharina II. interessirt, dem empfehlen wir das Studium der „Neueren Geschichte des Preußischen Staates vom Hubertusbnrger Frieden bis zum Wiener Congreß. Von E. Reimann", deren erster vor Kurzem (Gotha, Friedrich Andreas Perthes) erschieneuer Theil ein getreues Bild der zweiten Periode der Regierung Friedrich's des Großen, insbesandere aber der palnischen Verwickelungen nnd der hervorragenden, bisher aon den Hiſtarikern nicht genügend gewürdigten Antheilnahme gilt, den die Kaiserin Katharina an dem Plane zur ersten Theilung Polens gehabt hat, nachdem der aan ihr dem unglücklichen Lande als König aufgedrungene frühere Liebhaber Stanislaus Poniatowski durch sein Bestreben nach einer Stärkung der Staatsgewalt das Mißvergnügen seiner hohen Gönnerin erregt hatte.

dem Grundsatze Geltung zu verschaffen, daß Privatpersonen Strandgut wie gefundene Sachen zu behandeln und demgemäß damit zu verfahren haben. Auch die vom Deutschen Reiche unter dem 17. Mai 1872 erlassene Strandungsordnung beruht im Wesentlichen auf diesem Principe. — Wozu diese rechtshistorische Excursion? werden unsere Leser fragen. Die Leser des „Gold des Orian" dagegen werden uns, meinen wir, dieselbe Dank wissen, da die Basis dieses Romanes gerade die Frage des Strandungsrechtes bildet, an welchem die Bewohner einzelner Inseln trotz aller gegentheiliger Belehrungen und ohngeachtet der auf dessen Ausübung gesetzten Strafen zum Theil noch heute mit Zähigkeit festhalten. Der „Orion" ist ein gestrandetes Schiff, dessen Gold von einem ehrgeizigen jungen Küstenbewohner als Strandgut „geborgen" wird. Derselbe ergreift, nachdem er sich in den Besitz des auf dem Wrack vorgefundenen Geldschatzes — des Vermögens einer jungen, aus dem Schiffbruche geretteten Dame — die Flucht, unermüdlich verfolgt von der ihn liebenden Jugendgespielin, die ihn gern vor den Folgen seiner Uebelthat bewahren möchte, sowie von einem Seemann, den es drängt, der ihm nahestehenden Verlustträgerin wieder zu ihrem Vermögen zu verhelfen. Der kunstvoll geschürzte Knoten wird van dem Verfasser schließlich geschickt und wirkungsvoll gelöst.

Das stille Haus. Roman von Waldemar Herten. L'Adultera. Novelle von Theodor Fontane. Turkmenenrache. Roman von H. v. Lankenau. (Breslau und Leipzig, S. Schottländer 1882.) — Die Fontane'sche Novelle zeichnet sich durch gute Erfindung, geschickte Charakterisirung und fesselnde, durch einen gesunden Humor gewürzte Darstellung aus, leidet aber an dem Fehler, daß das schwere Vergehen, dessen sich die Heldin gegenüber dem gutmüthigen, wenn auch geistig und seiner Denkungsweise nach nicht ganz ebenbürtigen Ehegatten dadurch schuldig macht, daß sie denselben verläßt, um einem auf Empfehlung von Geschäftsfreunden ihres Gatten in ihr Haus aufgenommenen jungen Manne — noch dazu einem getauften Juden — zu folgen, ohne jede Sühne bleibt. Wie die Heldin über das Vergehen des Ehebruchs denkt, geht aus der Aeußerung hervor, mit der sie das Geschenk ihres aufmerksamen Ehegatten — eine Copie des bekannten Tintoretto: „L'Adultera" — entgegennimmt und mit der sie gleichsam ihren Verrath an dem Ehegatten einleitet: „Es ist eigentlich ein gefährliches Bild, . fast so gefährlich wie der ihm zu Grunde liegende Bibelspruch. Geweint hat sie . . . Gewiß. — Aber warum? Weil man ihr immer wieder und wieder gesagt hat, wie schlecht sie sei. Und nun glaubte sie's auch, oder will es wenigstens glauben. Aber ihr Herz wehrt sich dagegen und kann es nicht finden .... Und daß ich Dir's gestehe, sie wirkt eigentlich rührend auf mich. Es ist so viel Unschuld in ihrer Schuld ..... Und Alles wie vorherbestimmt ....." — Von dem Romane „Das stille Haus" läßt sich nicht viel sagen; die Handlung in demselben leidet an einer ausgeprägten Unwahrscheinlichkeit, im Uebrigen ist die Darstellung nicht ungewandt und insbesondere der Anfang hinterläßt einen behaglichen, befriedigenden Eindruck. — Der Roman „Turkmenenrache" interessirt durch die Schilderung des Gebietes des Amu-Daria, dessen rechtes Ufer, von der bucharischen Grenze an bis zu dessen Mündung wie das ganze Delta im Wege gütlicher Uebereinkunft in den Besitz der Russen gelangt ist. Der letzte linke Arm des Amu, der Taldik, fließt durch van Turkmenenstämmen bewohnte Ländereien. Zur Erforschung dieses Gebietes sind von der russischen Regierung wiederholt Expeditionen ausgerüstet worden. Ein Abenteuer, welches das Mitglied einer solchen Expedition, ein russischer Officier, mit der schönen Tochter des Häuptlings eines Turkmenenstammes gehabt hat, und die Rache, welche diese dafür ausübt, daß ihr Kind bei einem Kampfe ihres Stammes mit den Russen unter den Hufen des Pferdes des feindlichen Officiers sein Leben ausgehaucht hat, hat den Stoff zu dem vorliegenden Roman gegeben. — Eine erfreuliche Abweichung von der alltäglichen Romanliteratur bietet

Johannes. Roman von Gustav Krafft. Frankfurt a. M., Verlag von C. Kaenitzer, 1882. — Das ist eine einfache, ohne jedwede Effecthascherei wiedergegebene Herzensgeschichte zweier edler Naturen, die für einander geschaffen zu sein scheinen und sich dennoch nicht zu finden vermögen. Nach der Andeutung der Verlagshandlung ist „Gustav Krafft" nur das Pseudonym für den wahren Namen des Autors, welcher sich auf historischem Gebiete schnell Anerkennung zu verschaffen gewußt habe.

Von dem von uns wiederholt gewürdigten Volksschriftsteller Armin Stein (H. Nietschmann) liegen zwei neue Schriften vor: Cardinal Albrecht, historische Erzählung aus der Reformationszeit, und eine Neubearbeitung der Georg Rapp'schen Erzählung Witukind. Die erstere, im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle erschienen, bildet den VII. Band der deutschen Geschichts- und Lebensbilder des Verfassers, der darin nochmals in das Reformationsjahrhundert zurückgreift, dessen Darstellung ihm allerdings ganz besonders zu glücken pflegt. Es ist wiederum ein, auf streng historischen Forschungen basirendes, lebenswarmes Bild aus der herrlichen Reformationszeit, welches derselbe uns in seinem „Cardinal Albrecht" darbietet. Der zum Kurfürst Erzbischof von Magdeburg und später zum Cardinal erkorene Markgraf Albrecht von Brandenburg war bekanntlich einer der Hauptgegner Luther's und seiner Lehre geworden, nachdem dieser ihm den Ablaßkram verdorben und die Füllung seiner immerdar leeren Casse vereitelt hatte, obwol sein Herz anfangs laut und vernehmlich für den kühnen Reformator gesprochen hatte. Es ist das Verdienst des Verfassers, in der vorliegenden historischen Erzählung zum ersten Male klargestellt zu haben, welche selbstsüchtige Motive diesem im Herzen nichts weniger als papistisch gesinnten deutschen Fürsten, dessen Scepter „vom Rhein und Main bis zur Elbe und Saale herrschte", aus einem Paulus zum Saulus, aus einem Freunde der neuen Lehre zum Schildträger des Papstthums werden ließen. — Die Georg Rapp'sche Erzählung aus den Sachsenkriegen Karl's des Großen hat es verdient, daß sie von der Verlagshandlung (Leipzig, Johannes Lehmann) in dem neuen Kleide, welches sie ihr mit Arnim Stein's Hilfe umgehängt hat, zum zweiten Male in die Welt hinausgeschickt worden ist; sie ist der allgemeinen Beachtung würdig wegen der Fülle ihres culturhistorischen Gehaltes und der dramatischen Gestaltung des Stoffes. — Mit einem kurzen Hinweise auf

Ludwig Nonne's Roman aus der Reformationszeit: Georg von Frundsberg, 2 Bände (Gotha, Fr. Andr. Perthes), beschließen wir unsere heutige Umschau über die auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur erschienenen Novitäten. Das ist eine saft- und kraftvolle Schilderung der Art der „frommen" Landsknechte und ihrer Hauptleute, insbesondere der Kriegs- und Wanderzüge des berühmten Feldhauptmanns Georg von Frundsberg, des wackeren Haudegens und unwandelbaren Freundes von Luther und dessen neuer Lehre, gleichzeitig aber eine lebendige naturwahre Darstellung der in jener Zeit aus ihrer Verdumpfung erwachenden Mönchswelt, des seine Fesseln sprengenden deutschen Michels, des Wiedergewinnes der ureigenen deutschen Art in Religion, Sitte und Literatur! Die Sprache ist einfach und kräftig, hin und wieder etwas derb, wie es die Schilderung der landsknechtischen Art mit sich bringt; jedenfalls läßt der Gesammteindruck des Romans uns dessen Verfasser als einen wahren, begnadeten Dichter — Schiller bezeichnete allerdings den Romanschriftsteller nur als Halbbruder des Dichters — erscheinen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 69. Sonntag, den 27. August. 1882.

Inhalt: Aus dem Privatleben des Königs Johann von Sachsen, von J. Petzholdt. — Ein Prachtwerk über das Reich der Mitte, von Georg Müller-Frauenstein. — Leipziger Stadttheater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Brutus, von Heinrich Kruse. Berliner Leben, von Max Ring).

Aus dem Privatleben des Königs Johann von Sachsen.

„Bleibt es stets von einem gewissen Interesse," sind meine Worte in der Volksausgabe der v. Falkenstein'schen Gedächtnißrede auf den König Johann, wo ich eine kurze Darstellung von dessen regelmäßiger täglicher Lebensweise gegeben habe*), „zu erfahren, wie ein bedeutender Mann sein tägliches Leben eingerichtet hat, so muß sich dieses Interesse wesentlich steigern, wenn es gilt, die Lebensweise eines solchen Mannes, wie des Königs, der als Regent und Gelehrter so Vieles und Großes geleistet hat, näher kennen zu lernen." Man dürfe daher wol voraussetzen, hatte ich dem hinzugefügt, daß die nachfolgende Darstellung der gewöhnlichen Tagesordnung des Königs gewiß Vielen willkommen sein werde. Diese Tagesordnung, die ich, weil schon mitgetheilt, hier natürlich übergehen kann, betrifft nur die Zeit seit dem Regierungsantritte des Königs und weicht in wesentlichen Stücken von derjenigen ab, welche sich der König als Prinz, wo er von Regierungsgeschäften noch frei war — denn diese nahmen bekanntlich später einen großen Theil der Tageszeit des Königs in Anspruch — zur Regel gemacht hatte.

Unter den Papieren des Königlichen Nachlasses findet sich ein vom Prinzen für seine Beschäftigungen an den Wochentagen vorgezeichneter „Tag- und Stundenplan" aus dem J. 1823, also aus der Zeit nicht lange nach seiner Verheirathung und wo sich der Prinz noch nicht von der Erziehung von Kindern, noch auch, wie später, von Kammerverhandlungen in Anspruch genommen sah. Dieser „Tag- und Stundenplan" lautet: „Montags. ½7—½8 U. Kameralistische Lektüre; ½8—½9 U. Frühstück und Messe; ½9—½10 U. Briefe, Zeitungen und dergl.; ½10—1 U. Sitzung im Collegium; 1—2 U. Reiten; Nachmittags militairische Lektüre mit Lützerode — Dienstags. ½7—½9 U. wie Montags; ½9—12 U. Durchlesen der Akten (NB. wenn noch Zeit übrig ist, nach Befinden kameralistische Lektüre oder Poesie); 12—2 U. Reiten; Nachmittags Lektüre mit meiner Frau (NB. wenn ich den Abend mit meiner Frau lese, so wird der Nachmittag zum Studium der Mineralogie oder dergl. angewendet) — Mittwochs bleibt der Tag für Landpartien und dergl. aufgespart (NB. wenn dies nicht der Fall ist, so werden ½9—10 U. Poesie, dann nach Befinden Aktenlesen oder kameralistische Lektüre getrieben) — Donnerstags. ½7—½9 U. wie Montags; ½9—½10 U. Briefe, Zeitungen und dergl.; ½10—½12 Uhr Kameralistische Lektüre (NB. wenn keine Akten mehr zu lesen sind); ½12—1 U. Promenade mit Papa; Nachmittags wie Dienstags — Freitags. ½7—½9 U. wie Montags; ½9—½10 U. Durchlesen der Sachen zum Vortrag und dergl., nach Befinden Zeitungen; ½10—1 U. Sitzung im Collegium; 1—2 U. Reiten; Nachmittags wie Montags — Sonnabends. ½7 bis ½9 U. wie Montags; ½9—10 U. Kameralistische Lektüre; 10—12 U. Sitzung in pleno; 12—2 U. Promenade mit meiner Frau; Nachmittags bis ½6 U. Lektüre mit meiner Frau (NB. wie Dienstags); ½6—6 U. Rosenkranz — NB. Sollte ich mich das eine oder das andere Mal besonders zur Poesie aufgelegt fühlen, so können ihr nach Befinden ein paar Stunden gewidmet werden. Die Armenvorträge finden in Zukunft Mittwochs und Sonnabends um ½4 U. Nachmittags, die anderen Wirthschaftsvorträge um ½9 U. Morgens statt. Was verloren, ist verloren, wenn es nicht besonders dringend."

In späterer Zeit, zu Anfang der 1840er Jahre, wo inzwischen der sehnliche Wunsch des Prinzlichen Ehepaares nach Kindern in Erfüllung gegangen war, hatte sich der Prinz mit Rücksicht auf seinen vergrößerten Familienstand eine andere Tagesordnung vorgezeichnet, die jedoch, wenn der Landtag einberufen und der Prinz als bekanntlich sehr thätiges Kammermitglied dabei mit beschäftigt war, natürlich mancherlei Aenderung, hauptsächlich in den Mittagsstunden, erleiden mußte. Für den Winteraufenthalt in Dresden war vorgezeichnet: „½8 U. Besuch der Messe; 8 U. Frühstück mit den Kindern. (NB. Nach dem Frühstücke bleiben die Kinder bis 9 oder ½10 U., nach Maßgabe des Beginnens der Lehrstunden, bei meiner Frau); 9—½3 U. Verweilen theils zu Haus, theils bei den Lehrstunden der Kinder; ½3—4 U. Promenade; 4 bis 5 U. Diner; 5—6 U. allein zu Haus; 6—½9 U. mit den Kindern (NB. die Kinder kommen nicht alle zugleich; manchmal früher, manchmal später spielen: ich selbst erst gegen 7 U.). Um ½8 U. soupiren die Kinder bei meiner Frau; ½9 U. Thee, entweder bei der Königin oder bei uns (NB. im letzteren Falle bleiben die Knaben bis 9 U. dabei); ½11 U. Zurückziehen. NB. Selten besuchen wir das Theater um 6 U. Einmal in der Woche ungefähr ist Gesellschaft beim Thee, der dann etwas länger dauert." Dagegen war die Tagesordnung für den Sommeraufenthalt in Pillnitz folgende: „½8 U. Besuch der Messe; 8 U. Frühstück mit den Majestäten und den Kindern (NB. nach dem Frühstücke bleiben die Kinder bis 9 oder ½10 U., nach Maßgabe des Beginnens der Lehrstunden, bei meiner Frau); 9—3 U. Verweilen theils zu Haus, theils bei den Lehrstunden der Kinder; 3—½5 Uhr Diner; ½5—6 U. allein zu Haus, oder bei den Kindern; 6 U. Promenade mit den Majestäten, deren Dauer unbestimmt, und sodann Thee mit der Gesellschaft (NB. Wenn zwischen der Promenade und dem Thee noch Zeit übrig ist, werden die Kinder in Eile noch einmal besucht); ½11 U. Zurückziehen." Infolge der Anordnung des Leibarztes Hof- und Medicinalrath Dr. Carus war zwar mit Rücksicht auf

*) Zur Charakteristik König Johann's von Sachsen in seinem Verhältniß zu Wissenschaft und Kunst. Gedächtnißrede von Dr. Johann Paul von Falkenstein. Neue und in den Beilagen veränderte Auflage, besorgt von J. Petzholdt. Dresden, v. Zahn. 1874. 8°. S. 59—62.

das körperlich nicht ganz günstige Befinden der Gemahlin des Prinzen für einige Zeit eine Abweichung von dieser Tagesordnung, soweit sie das Zusammensein mit den Kindern betraf, dringend anempfohlen worden; allein diese Abweichung berührte lediglich das Leben der Prinzessin, das des Prinzen so viel wie gar nicht.

Hatte der Prinz bei seinen Besuchen der Lehrstunden der Kinder zunächst und vornehmlich den Zweck, einestheils die Lehrweise der Lehrer genau kennen zu lernen und zu verfolgen, anderntheils aber auch den Fleiß und die Fortschritte der Lernenden zu überwachen und deren Aufmerksamkeit auf den Unterricht durch seine Anwesenheit möglichst rege zu erhalten, so ist er später bei den Lehrstunden seiner Töchter insofern selbst mit thätig gewesen, als er den Unterricht derselben in der Geschichte — worin er sich, seiner eigenen Aussage in den „Lebenserinnerungen" nach, Dank dem Unterrichte seines früheren Studiendirectors Domherrn Aloys Freiherrn v. Wessenberg, „eine ziemliche Festigkeit" angeeignet hatte — selbst übernommen hat. Zu diesem Zwecke bearbeitete er, um nicht seinen Töchtern eines der gedruckt vorhandenen, möglicherweise nicht überall passenden Lehrbücher in die Hand geben zu müssen, unter Zugrundelegung guter und ausgewählter Geschichtswerke, sogar mit Zuhilfenahme von Quellenschriften eigene Hefte, die er theils selbst niederschrieb, theils seinem Bibliothekar mit Geläufigkeit in die Feder dictirte; Abschriften davon erhielten die jungen Prinzessinnen zum Privatstudium in die Hände. Die Grundsätze, nach denen der Prinz den Unterricht seiner Kinder geleitet wissen wollte, finden sich in den dem Erzieher seines Sohnes Albert, Geheimrath Dr. v. Langenn, sowie dem späteren Begleiter dieses Prinzen, Major v. Mangoldt, gegebenen, darauf bezüglichen Vorschriften ausgesprochen. Dem Geheimrath Dr. v. Langenn war darin als Richtschnur vorgezeichnet: „Ueberladung mit geistiger Anstrengung, unter welcher die Gesundheit des Körpers und die Frische des Gemüths leidet, ist bei dem Unterricht zu vermeiden. Die Beaufsichtigung der Lehrer ist eine besondere Obliegenheit des Erziehers; er hat darauf zu sehen, daß dieselben keinen nachtheiligen Einfluß irgend einer Art ausüben, und nicht durch Saumseligkeit Zeitverlust verursachen und der Gewöhnung an Unfleiß Vorschub thun. Mit Strenge ist darauf zu sehen, daß die Lehrstunden zur bestimmten Zeit beginnen, aber auch schließen; Ungenauigkeit in ersterem Bezuge führt Zeitverlust herbei und in letzterem Bezuge Unlust bei den Lernenden. Besondere Berücksichtigung verdient auch das Anhalten zu angemessener Selbstbeschäftigung." Und in der dem Major v. Mangoldt ertheilten Vorschrift war gesagt: „In Bezug auf den Unterricht selbst ist darauf zu sehen, daß die Stunden richtig gehalten werden, Lehrer und Schüler ihre Schuldigkeit thun und der Unterricht ein fruchtbringender sei. Dem Privatfleiß ist eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und darauf zu sehen, daß die Privatbeschäftigungen mit Ausdauer, Zurathehalten der Zeit und gehöriger Zeiteintheilung verrichtet werden."

Bei der zuletzt angeführten Tagesordnung könnte es vielleicht auffällig erscheinen, daß sich darin des Reitens, welches bekanntlich der Prinz von Jugend auf und stets sehr geliebt hat, gar keine Erwähnung gethan findet; zur Aufklärung darüber ist jedoch zu bemerken, daß der Prinz sehr häufig die „Promenade" mit einem Ritt zu vertauschen und namentlich im Sommer noch vor Beginn der gewöhnlichen Tagesbeschäftigungen, also schon in zeitiger Morgenstunde und noch vor der Messe und dem Frühstücke, auszureiten pflegte. Ueber seine bereits in frühester Jugend erwachte Liebe zum Reiten schreibt der Prinz in seinen „Lebenserinnerungen": „Ein entzückender Tag (a. 1810) war der, an welchem ich von meinem Vater ein Pony geschenkt bekam. Ich hatte stets große Neigung zu reiten, und sah mit Neid meine Brüder Reitunterricht nehmen. Wenn sich Gelegenheit bot, auf ein Pferd zu steigen, so ließ ich sie nicht unbenutzt, besonders stellte ich mich öfters müde auf den Spaziergängen, um auf das Pferd des Reitknechtes, der uns stets auf denselben begleitete, gesetzt zu werden. Mein Vater mochte es für besser halten, diesen kleinen Intriguen ein Ende zu machen und meiner Neigung legitime Befriedigung zu verschaffen. Mit zugehaltenen Augen wurde ich eines Abends auf den Pillnitzer Wirthschaftshof geführt, und durfte sie nicht wieder öffnen, als bis der kleine Mohrenkopf, Mehmed genannt, vor mir stand. Ich glaube kaum, daß ich in meinem Leben viel glücklichere Stunden gehabt habe; denn die Freuden der Kinder über Kleinigkeiten sind ebenso groß, als diejenigen, welche wir später über sogenannte wichtige Dinge empfinden. Ich richtete mich auch bald auf dem kleinen Thiere ein, und ritt im nächsten Jahre mit meinen Brüdern spazieren. Die Freude am Reiten, die ich damals mir angeeignet, ist mir durch das Leben geblieben." Und aus der Zeit seines Aufenthaltes in Prag (1813—15), wohin sich infolge der Gefangennahme des Königs Friedrich August des Gerechten der übrige Sächsische Hof zurückgezogen hatte, schreibt der Prinz in den „Lebenserinnerungen" dann noch weiter: „Das Pony verschenkte ich an Fr. v. Reitzenstein und fing an, große Pferde zu reiten. Diese Uebung wurde überhaupt sehr eifrig betrieben. Ein namhafter Theil des Königlichen Stalles, der sogenannte Schulstall, war nach Prag geflüchtet worden. Wir bestiegen nach und nach fast alle vorhandenen Reitpferde, und ich für meinen Theil bin mir bewußt, unter Leitung des tüchtigen Bereiter Teucher in dieser edlen Kunst ziemliche Fortschritte gemacht zu haben." Namentlich benutzte der Prinz seinen Aufenthalt auf dem Rittergute Jahnishausen im Frühjahre sowol als auf dem Schlosse Weesenstein im Spätsommer zu öfteren Ausflügen zu Pferd. Für dergleichen Ausflüge, mit denen er gelegentliche Besichtigung der zu seinem Besitzthume gehörigen Felder zu verbinden liebte, ward wol auch dann und wann ein eigenes Programm im Voraus entworfen. — Noch in den ersten Tagen der schweren Krankheit, welcher der König schließlich erliegen sollte, machte derselbe dann und wann zu allenfalls günstiger Stunde den Versuch, ein Pferd zu besteigen, bis dies die Umstände durchaus nicht mehr gestatteten. Aber auch dann noch regte sich in dem König, sobald er nur irgend welche Kräftigung verspürte, der Wunsch, wenn nicht zu reiten, doch wenigstens sein Reitpferd zu sehen. So liest man in den Aufzeichnungen, welche der für die Dauer der Krankheit zum Privatsecretär des Königs ernannte Dr. Stübel über seine Beobachtungen in dieser Dienststellung gemacht hat, die gegen Ende des Monats August 1873 niedergeschriebene Bemerkung: „Mit der zunehmenden Kraft regte sich in dem König auch wieder der Wunsch zu reiten; war ihm doch von jeher mit die genußvollste Stunde des Tages gewesen, wo er sein Pferd unter sich austraben lassen konnte. Und nun machte es ihm großen Kummer, daß es ihm vielleicht in diesem Leben nicht wieder vergönnt sein könnte, auf ein Pferd zu steigen. In den Tagen nun, wo er im Garten wieder herumging, mußte nach dem Rapport ein Reitpferd in der an den Kindergarten [den gewöhnlichen Aufenthaltsort des Kranken im Freien] grenzenden Allee bereit stehen. Dorthin wurde alsdann ein Lehnstuhl getragen, und hier hat sich der König seine alten vierbeinigen Freunde vorreiten lassen, hat die herzlichste Freude bei dem Anblicke ihrer edlen Bewegungen empfunden, ist schließlich an sie herangetreten, hat sie auf den Hals geklopft, ihnen zugesprochen und — wol auch von ihnen Abschied genommen."

„Des Königs anderer treuer vierbeiniger Freund", fährt dann Dr. Stübel in seinen Aufzeichnungen fort, „der Pudel Rappo war in dieser Beziehung glücklicher: er hatte freien Zutritt zu seines Herrn Zimmern, und ist bis zuletzt um ihn herum gewesen. Wie oft hat er später in des Königs Zimmer, während ich vorlas, zu meinen Füßen gelegen und plötzlich angefangen laut zu schnarchen; er mußte jedoch sehr gut bei seinem königlichen Herrn stehen, denn

er durfte sich noch viel mehr erlauben." — Aus Anlaß der bekannten Vorliebe des Königs für seinen Rappo hat der Thiermaler Siegm. J. Dahl in Dresden das Bild des Pudels in Oel gemalt und dasselbe bei Gelegenheit des goldenen Königlichen Ehejubiläums im November 1872 als Festgeschenk überreicht, worüber der König so erfreut war, daß er das Bild photographisch vervielfältigen ließ, um es an „Rappo's Freunde" zu verschenken.

Bei Promenaden liebte es der König, einen Spazierstock mit sich zu führen; für Spazierstöcke hatte er eine besondere Liebhaberei — ein Umstand, welchen die Familien-Mitglieder und andere hohe Anverwandte gern dazu benutzten, den König, um ihm eine Freude zu machen, bei passender Gelegenheit mit dem Geschenk eines Spazierstockes zu überraschen. Die Zahl der Spazierstöcke war auf diese Weise zu einer ganzen Sammlung von nicht weniger als 150 Stück angewachsen, von welcher der König selbst ein in der Mußezeit nach überstandener Masernkrankheit zu Anfang des J. 1861 begonnenes Verzeichniß geführt hat. In diesem Verzeichnisse finden sich die Stöcke nach Maßgabe ihrer Gleichartigkeit geordnet zusammengestellt und mit Angabe des Namens des Geschenkgebers sowol als der Zeit der Erwerbung versehen. Es gewährte dem König Vergnügen, seine Stocksammlung gelegentlich Jemandem, der sie noch nicht kannte, zeigen zu können. So schreibt z. B. die Königin der Niederlande Sophie aus dem Haag am 8. December 1865: „Während meines glücklichen Aufenthaltes in Dresden hatten Ew. Majestät die Güte, mir Ihre zahlreiche Sammlung von Stöcken zu zeigen, mir zu sagen, daß es Ihre Liebhaberei sei. Ich kann leider nicht darauf Anspruch machen, diese Sammlung mit einem schönen Exemplare zu bereichern, aber ich komme mit der bescheidenen Bitte, mir zu erlauben, ein Stück aus fernen Landen zu bringen, das wenigstens echt ist. Der Stab eines Häuptlings von Sumatra ist mir zu Händen gekommen, er ist aus Palmenholz und enthält eine Schwertklinge; er wurde dem Häuptlinge selbst abgenommen, und ich bitte Ew. Majestät, mir zu erlauben, Ihnen den Stab anzubieten. Wenn derselbe das Glück haben sollte, an Ihrem nahen Geburtstage in Ihre Hände zu gelangen, so möge er Ihnen sagen, daß in der Ferne ein inniges Gebet für Ihr Wohl und Ihr Haus emporsteigt aus einem dankbaren, ergebenen Herzen." Als Seitenstücke zu diesem Stabe sind aus der Königlichen Stocksammlung zwei aus Jena stammende, dem Könige von dem vormaligen Chef des Niederländisch-Ostindischen Geniecorps Generallieutenant a. D. Wolf Curt v. Schierbrand geschenkte Stöcke, der eine aus Theeholz und der andere aus Betelholz, sowie außerdem noch ein 1 m 15 cm langer und 15 mm oben, 13 mm unten dicker Rottang-Stab, auf welchem sich Lampong-Schriftzeichen eingeritzt befinden, hervorzuheben. Der letztere war von dem vormaligen Niederländisch-Ostindischen Generalgouverneur Baron Sloet van de Beele aus Sumatra mitgebracht und dem Könige verehrt worden; der Geschenkgeber hatte launig dazu bemerkt: augenscheinlich habe der Stab irgend einem Lamponger als Spazierstock gedient, und könne mit partieller Aufopferung der Schrift am dicksten Ende auch jetzt noch dazu gebraucht werden, so daß der König, als gegenwärtiger Besitzer, einen Spazierstock wie kein anderer Souverain der Welt haben würde. In dem Stockverzeichnisse finden sich unter fünf Abschnitten: A. 36 Stöcke von Elfenbein oder mit Elfenbeinknopf, B. 10 mit Porzellan- oder Email-Knopf, C. 23 mit Steinknopf, D. 26 mit Metallknopf und E. 55 aus verschiedenen Stoffen aufgezählt. Man darf wol gern glauben, daß von allen den Stöcken für den König ein jeder seinen Werth hatte; gleichwol bevorzugte er davon besonders solche, die entweder zu den seltneren Stöcken gehörten, oder etwas an sich trugen, was liebe Erinnerungen erweckte. Von letzteren verdienen vielleicht genannt zu werden: ein Stock mit Elfenbeinknopf und den Portraits von Antoinette, Mathilde und Friedrich August, der Enkel des Königs, Geschenk von dessen Sohne und Schwiegertochter Prinz und Prinzessin Georg; zwei Elfenbeinkrücken, eine jede mit den Portraits dreier Enkel, ebenfalls Geschenk der Prinzessin Georg; ein Stock mit Porzellanknopf und dem Bilde der Festung Königstein, zur Erinnerung an den dortigen Aufenthalt im J. 1849; ein Stock mit Porzellanknopf und Inschriften, „Geschenk meiner seligen Mutter an meinen seligen Vater, aus dessen Nachlasse der Stock an den Oberhofmarschall v. Reitzenstein gegeben und von diesem wieder an mich vermacht worden ist"; eine Porzellankrücke mit der Ansicht des lieben Pillnitz, eine Gabe des Bruders und der Schwägerin König Friedrich August und Königin Marie; ein Stock mit blau emaillirtem Knopf und dem Portrait der Tochter Prinzessin Sidonie, dem Könige von seiner Gemahlin geschenkt; ein Stock mit Bernsteinknopf und Portraits, eine Gabe der Schwägerin Königin Marie; ein Stock mit Böhmischen Granaten und dem Portrait der Enkelin Marie Josephe, dem Könige von dem Prinzen und der Prinzessin Georg verehrt; ein Stock mit Goldknopf und den Portraits der Gemahlin, sowie des Prinzen und der Prinzessin Georg, ebenfalls von den beiden Letzteren verehrt; „ein Goldstab mit Souvenir in Brillanten, Geschenk meiner Schwägerin Marie aus dem Nachlasse meines seligen Bruders, der ihn von meinem Vater ererbt"; ein Stock mit Stahlknopf und dem Sächsischen Wappen, sowie dem Portrait des Sohnes Albert als Kind, „aus dem Nachlasse meines Vaters, früher von meinem Bruder Fritz an diesen geschenkt"; ein Stock mit Goldknopf und dem Portrait der Enkelin Margarethe, eine Gabe von der Gemahlin des Königs; zwei Stöcke mit Goldknöpfen und den Photographien der Gemahlin des Königs, der eine von der Schwägerin Königin Elisabeth und der andere von dem Neffen Erzherzog Ludwig Victor geschenkt; ein Holzstock mit der Ansicht von Frankfurt a. Main und, im Innern, dem Portrait des Kaisers Franz Joseph, eine Gabe der Schwägerin Königin Marie zur Erinnerung an den Deutschen Fürstentag im J. 1863. Neben diesen Stöcken dürften noch aus der Zahl der seltneren Stücke hervorzuheben sein: Zwei Palmzweige, der eine vom Vater Prinz Maximilian und der andere von der Tochter Herzogin Elisabeth von Genua geschenkt; ein Oelzweig aus dem Heiligen Lande, von einem Reisenden von dort mitgebracht und verehrt; ein Myrthenzweig aus Algerien, Gabe des Sohnes Prinz Albert; ein Stock aus Myrthenholz, Gabe des Schwiegersohnes Großherzog Ferdinand; ein Stock aus Oelbaumholz, von der Gemahlin geschenkt; ein Japanesischer Stock aus Flechtwerk, Geschenk der Schwägerin Königin Marie; zwei Chinesische Stöcke, wovon der eine gekauft ist und den anderen mit Antilopenkopf der König von seiner Gemahlin erhalten hat; ein mit Perlmutter ausgelegter Indischer Stock, Gabe der Schwägerin Erzherzogin Sophie; ein Persischer Stock von der Wiener Weltausstellung, von dem Prinzen und der Prinzessin Georg verehrt.

J. Petzholdt.

Ein Prachtwerk über das Reich der Mitte.

Von Dr. **Georg Müller-Frauenstein.**

Seit dem großen Reisebericht von Heinrich Barth, welcher in fünf Bänden von 1855 bis 1858 erschien und zuerst dem deutschen Publicum eine eingehende Kenntniß des nördlichen Afrika südlich der Küstenlandschaften, vor allem der Sahara und des Sudan, ermöglichte, ist keine Veröffentlichung auf geographischem Gebiete in unserer Muttersprache erschienen, welche so sehr verdiente, allgemeiner bekannt zu werden als v. Richthofen's „China". Indem ich dieses Urtheil aus-

ſpreche, glaube ich weder Nachtigal's „Sahara und Sudan", noch Schweinfurth's „Im Herzen von Afrika" zu nahe zu treten, welche Werke ſanft von gleicher Bedeutung ſind wie die genannten. Das Charakteriſtiſche der Reiſen von Barth und von Richthofen liegt darin, daß ſie zuerſt von zwei ungeheuren Länderſtrecken den Schleier hinwegziehen, den Jahrtauſende nicht zu zerreißen vermochten, beſonders aber darin, daß dieſe Länder die Neu- und Wißbegier ſchon ſeit lange reizten und daß ſich in den Kreiſen der Gebildeten immer mehr und mehr eine Art Drang ausgebildet hatte, endlich über das rieſige Sandmeer und das ſüdlich davon gelegene Negergoldland und andererſeits über das Reich der Mitte und der bezopften Menſchen etwas Gründliches, auf das man nun bauen könne, zu hören. In außerordentlichem Maße hat, in Deutſchland wenigſtens, Barth's Buch für das allgemeine Intereſſe an der Geographie gewirkt, obgleich es doch gar nicht ſo gewandt geſchrieben, vielmehr mit einer gewiſſen Schwerfälligkeit und mit geringem Entgegenkommen für den Geſchmack eines weiteren Leſerkreiſes abgefaßt war. Es hat ſicherlich trotzdem in erſter Linie den bald entſtehenden geographiſchen Geſellſchaften mit ihrem Specialgebiet Afrika den Weg ebnen helfen, und manches jetzige Mitglied eines Vereines für Erdkunde, das alljährlich ſeinen Obolus für den nimmerſatten und doch ſo goldreichen Moloch Afrika opfert, mag ſich nachträglich bei Heinrich Barth bedanken, der ihn zuerſt in den Zauberkreis des ſchwarzen Erdtheiles gezogen hat. In den Augen der Leſer von Reiſebeſchreibungen ſind freilich heute Barth's Lorbeeren verwelkt, die Geographen von Fach aber reihen ihn noch immer unter die größten Entdecker auf afrikaniſcher Erde.

Neben ihn ſtelle ich heute vor den Augen meiner Leſer F. v. Richthofen. Sein großes, jetzt zur Hälfte abgeſchloſſenes Werk über China iſt zwar äußerlich noch unhandlicher für die große Leſewelt, die zwei bis jetzt erſchienenen gewaltigen Quartbände erſcheinen als Rieſen ſelbſt neben den dicken Büchern Barth's, auch der Preis wird ein ganz reſpectabler, da ſchon allein dieſe neben mir liegende Hälfte des Werkes in runder Summe 70 Mark koſtet, der Inhalt iſt ferner zum Theil nur Gealogen und geologiſch geſchulten Geographen verſtändlich, es iſt alſo, beſonders im zweiten Theil, Vieles dem großen Publicum geradezu unmöglich zu leſen — und trotzdem muß Jeder, der die Erdkunde nicht als Gebiet wiſſenſchaftlicher Geheimniſſe, ſondern als eminent praktiſche, möglichſt allgemeine Verbreitung erheiſchende Wiſſenſchaft anſieht, aus ganzem Herzen wünſchen, daß die Fülle von Kenntniſſen, die hier aufgeſpeichert liegt, der Maſſe unſeres Volkes, ſoweit nur irgend möglich, zugute komme.

Es ſind in erſter Linie neben rein wiſſenſchaftlichen volkswirthſchaftliche Fragen, die durch v. Richthofen's Lebensarbeit ihrer Aufhellung entgegengeführt werden, und zwar in einer faſt muſtergiltigen Weiſe. Ueberall merkt der Leſer inſtinctiv, wie vollſtändig der Gegenſtand beherrſcht und geiſtig durchdrungen iſt, und in manchen Capiteln tritt eine ſo ſtaunenerregende Literaturkenntniß zu Tage, daß unſere gelehrte Welt nur in Karl Ritter's Rieſenwerk etwas Vergleichbares über Aſien beſitzt. Dazu iſt die Darſtellung eine durchaus angemeſſene; vortrefflich verſteht der Schriftſteller allgemeine Ueberſichten zu geben. Da bleibt er frei von jeder Anwandlung, in Einzelheiten einzugehen, immer ſteht das Ganze klar vor unſeren Augen, gleichmäßig fließt in wahlgewählten, nicht ſelten von faſt dichteriſchem Schwunge getragenen Worten die Rede dahin.

Frhr. Ferdinand v. Richthofen war von Europa abgefahren im Jahre 1860, ſeine wichtigſten ſieben Reiſen in China fallen in die Zeit von 1868 bis 1872, er kehrte nach Deutſchland noch im letztgenannten Jahre zurück. Außer wenigen Reiſebriefen veröffentlichte er nichts über ſeinen Aufenthalt in Oſtaſien, bis 1877 der 1. Band des auf 4 angelegten großen Werkes: China, Ergebniſſe eigener Reiſen und darauf gegründeter Studien*) erſchien. Dieſem einleitenden Theile folgte im Frühjahr 1882 der 2. Band, das nördliche China im Einzelnen behandelnd.**) Schon der Umſtand, daß über vier Jahre verfloſſen ſind, ehe dem erſten ein zweiter Band folgen konnte, wird den Referenten entſchuldigen, wenn er ein noch nicht vollendetes Werk hier behandelt.

v. Richthofen iſt inzwiſchen Profeſſor an der Univerſität Bonn geworden, die Pflichten dieſes Amtes mußten und müſſen auch ferner auf die Herausgabe unſeres Werkes verlangſamend einwirken, doch iſt wol ein ſchnelleres Tempo für die Zukunft zu erwarten. Folgen ſoll zunächſt die das nördliche China umfaſſende Abtheilung des Atlaſſes, dann wird der vierte, die Paläontologie enthaltende Band ausgegeben werden; längere Zeit wird der dritte bedürfen, welcher Südchina behandelt, wie auch einige andere auf v. Richthofen's Reiſen berührte Gebiete Oſtaſiens, ſo Japan, Formoſa, Manila, Siam und Java; den Schluß wird der Reſt des Atlaſſes bilden.

Was zunächſt den Bilder- und Kartenſchmuck der zwei erſchienenen Theile betrifft, ſo iſt derſelbe in dem erſten weitaus bedeutender als in dem dieſes Jahr ausgegebenen, trotzdem in dem letzteren die Zahl der Holzſchnitte ungemein gewachſen iſt. Diejenigen des erſten, des allgemeinen Theils beſchäftigen ſich aber mit allgemeiner intereſſanten Gegenſtänden, einerſeits mit den chineſiſchen Löß- und den Himalayalandſchaften, andererſeits mit uralten Urnen aus der Zeit der Dynaſtien Shang (1766—1496 v. Chr.) und Tſhou (von 1100 v. Chr. an), den ſogenannten Ting, mit 3 Füßen und 2 Ohren. Von den Bildern des zweiten iſt das farbige Tafelbild von Intereſſe: Eine Ausſicht von den Höhen bei Tſhanghſiu (nicht fern vom Süduſer des inneren gelben Meeres), wo die Plateaubildung der ſiniſchen Formation hervortritt. Weniger geglückt iſt die Ausſicht von den Tempelhügeln auf die Ebene von Peking (S. 309). Von den zahlreichen geologiſchen Durch- und Querſchnitten, Idealprofilen u. ſ. w ſind allgemeiner anziehend von den Holzſchnitten beſonders Fig. 68: das Thor Küyungkwan im Engpaß von Nankou, Fig. 78: Ausſicht von dem Dorfe Yenta, auch Fig. 2: Gneißconglomeratbänke, Fig. 13: das Teufelsgebirge, 14: der große Waiſenberg, 18: Quarzitgebirge, 20: der ſchwarze Berg und 24: Engen im Porphyrit. Für den 3., alſo den zuletzt erſcheinenden, Band ſind ſchon jetzt einige größere landſchaftliche Anſichten vollendet.

Die beiden Karten des neueſten Bandes geben werthvolle, von Richthofen verbeſſerte Bilder des nördlichen China, die eine berückſichtigt in erſter Linie die Tektanik, den inneren Bau und die geologiſche Geſchichte, der zweite allgemein die Orohydrographie des Landes; beide enthalten viele völlig neue Aufſchlüſſe über Einzelheiten der Gebirgswelt Nordchinas. Von den 11 Karten des 1. Bandes betonten die erſten vorwiegend die Streichungsrichtung der großen innerаſiatiſchen Gebirge und die Anordnung der Steppen- und Lößgebiete, die übrigen bilden zuſammen eine Art hiſtoriſchen Atlaſſes für China. Die folgende Zuſammenſtellung wird das Geſagte ausführen. Die erſte Karte geſtattet einen ganz allgemein gehaltenen Ueberblick über v. Richthofen's Reiſen und die Provinzen Chinas, die 2. und 3. aber veranſchaulichen die Anordnung der centralen und Lößgebiete, der Gebirge und Steppen Innerаſiens und ſind von hohem wiſſenſchaftlichen Werth. Da ſehen wir auf der einen die Grenzen des ehemaligen Binnenmeeres im Herzen des Continents mit den Inſeln, die beim Abzuge deſſelben nach einander über den Waſſerſpiegel emporragten; deutlich trennen ſich von einander die Gebiete der großen inneren Salzablagerungen, alſo die heutige Wüſte Gobi, von denen der durchfurchten Salzſteppen

*) 4°, XLIV, 758 Seiten, mit 29 Holzſchnitten und 11 Karten. Berlin, D. Reimer.

**) 4°, XXIV, 792 Seiten, mit 126 Holzſchnitten, einer farbigen Anſicht, 2 Karten und 5 geologiſchen Profilkarten.

oder des Lößbodens, die Culturstriche von den Sandwüsten und Kiessteppen. Die andere bezweckt die Vertheilung der über 3000 m steigenden Gebirge, der Steppen niederster und mittlerer Stufe, ferner der Hochsteppen und der angebauten Thalebenen vor Augen zu führen, sie bildet aber zugleich den Uebergang zu den historischen Karten, indem sie durch verschiedenes Colorit die Beschaffenheit und Gestalt des Bodens, je nachdem er die Ansiedelung und die Wanderung begünstigt oder erschwert, ganz klar zur Kenntniß bringt und nun die Ursitze, früheren Wanderungen und zeitweiligen Wohnplätze einiger Völker, wie der Chinesen, der Tukhara oder Yuetshi, der Uiguren, Sz', Usun und Hiungnu darauf einträgt. Die älteste Heimath der Chinesen wird hier an den Südrand des Tarymbeckens, in die Gegend des heutigen Yarkand und Khotan gelegt und die Einwanderung in das nach ihnen benannte östliche Culturland als an den nördlichen Abfällen der hohen Kwenlunkette entlang in das Thal des Weiho erfolgt angenommen, jenes Hwanghonebenflusses, der die Sehne zu dem großen nördlich gerichteten Bogen des Hauptstromes darstellt. Die 4. Karte des 1. Bandes zeigt die Gebirge und Flüsse Chinas nach dem Buche Yükung, also vor dem Jahre 2000 v. Chr., die 5. die muthmaßlichen Sitze des eingewanderten Culturvolkes unter den Kaisern Yau, Shun und Yü in derselben Zeit, die 6. die Provinzialeintheilung am Anfange der Tshoudynastie um 1100 v. Chr., die 7. die Lage und Ausdehnung der späteren Vasallenstaaten und die Wohnsitze der unabhängigen Stämme in der 2. Hälfte der Regierung der Tshou um 600—500, also China im Zeitalter des Confucius, die 8. veranschaulicht die Verkehrsbeziehungen Chinas von 128 v. Chr. bis 150 n. Chr., die 9. die Reisewege buddhistischer Pilger, vor allem des berühmten Hsüentsang, von China nach Indien und die Kenntnisse, auch die muthmaßliche Handelsstraße der Araber in Centralasien, die 10. stellt eine Karte von China dar zur Erklärung einiger Namen aus den Perioden der Dynastien Yan, Tang und Yuen und sucht die Angaben von Ptolemäus, arabischen Schriftstellern und Marco Polo zusammenzuschweißen, die 11. endlich giebt die Reisewege durch Centralasien zur Zeit der Mongolenherrschaft wieder.

Schon die trockene Aufzählung der kartographischen Leistungen, welche in den zwei Bänden geboten werden und welche in der Hauptsache doch nur den Zweck haben, dem Text orientirend zur Seite zu stehen, ohne damit dem eigentlichen Atlas vorzugreifen, dürfte von der Vielseitigkeit und Großartigkeit des vorliegenden Werkes einen Begriff gewähren. Noch mehr hoffe ich dies durch eine möglichst kurz und populär gehaltene Besprechung des Inhalts zu erreichen, bei welcher ich natürlich gerade von den fachwissenschaftlich bedeutungsvollsten Partien absehen muß und aus großen Gebieten oft nur Weniges herausgreifen kann.

Der erste, einleitende Band zerfällt in 2 Abtheilungen, eine rein geographische, worin die Grundzüge der Gestaltung von Centralasien, sowol nach dem allgemeinen Charakter der Oberfläche als nach der Anordnung der Höhenverhältnisse und das Verhältniß dieses Kernes des Erdtheiles zu China zur Darstellung kommen, und eine fast doppelt so große geschichtliche, welche die Entwickelung der Kenntniß von China zum Thema hat. Die kleinere 1. Hälfte dieses Bandes reformirt unsere ganze Anschauung über Centralasien, indem sie die von dem Boden selbst bedingte Stellung Chinas zu dem übrigen Asien in eine ganz neue, durch die geologische Forschung ermöglichte Beleuchtung rückt, die größere 2. aber giebt gewissermaßen eine Vorgeschichte zu des Reisenden Arbeiten, d. h. ein Referat über die Quellen, die ihm zu Gebote standen. Die Resultate der eigenen Studien und Reisen, soweit sie Nordchina betreffen, liegen dann in dem 2. Bande vor, der sich außer einem einleitenden Capitel in eine 1. Abtheilung über die südliche Mantschurei, das Grenzland gegen Korea und das russische Amurland, eine 2. über das nordöstliche und eine 3. über das nordwestliche China gruppirt.

Das 1. Capitel des ersten Bandes ist allgemein als eine Meisterleistung anerkannt worden und es hat unverkennbar in den letzten 5 Jahren auf die ganze geographische Terminologie einen gewichtigen Einfluß geübt. v. Richthofen theilt in demselben das innere Asien auf eine neue, höchst ansprechende Weise ein in ein abflußloses Centrum, eine Zone des Ueberganges, wo entweder abflußlose Gegenden im Laufe der letzten geologischen Zeit zu abfließenden oder wo die früheren Abflüsse gestaut und unmöglich gemacht worden sind, und endlich die Gebiete des abfließenden Wassers rings um den Kern Mittelasiens, wo die Flüsse entweder nach dem Meere selbst oder nach den seenartigen Ueberresten desselben auf dem Festlande, wie dem Kaspischen, dem Aral-, dem Balgaschsee ꝛc. abströmen. Das eigentliche Centralasien ist nun das zusammenhängende continentale Gebiet der alten abflußlosen Wasserbecken zwischen Tibet und Altai, Pamirhochebene und den großen chinesischen Strömen, es steht durch den Hindukusch in Verbindung mit dem weniger bedeutenden, aber ebenso abflußlosen Hochland von Iran und zeigt auf der ganzen weiten Erdoberfläche am allerdeutlichsten, wie die Bodenformen, die ganze Beschaffenheit des Bodens durch den Umstand verändert werden, daß die Producte der Zersetzung der Gesteine im Lande selbst zurückbleiben. Höchst interessant ist es nun weiter, dem Einfluß dieser scheinbar unbedeutenden Thatsache auf die Menschen nachzuspüren und zu vergleichen, wie anders als hier sich in solchen Gegenden, wo die Gewässer ihre Gerölle und Geschiebe bis zum Meere hinabtragen, der physiognomische Charakter der Landschaft, die Existenzbedingungen der organischen Welt, die Lebensweise der Menschen, die Verbreitung der Stämme und ihre Geschichte gestalten. „Starr und öde dehnt sich das weite Centralasien aus, ein Continent im Continent. Lebensvoll und in unendlicher Mannigfaltigkeit der Gestaltungen lagern sich herum die peripherischen Gebiete. Als eine nur in der unvollkommensten Weise zu überwindende Schranke scheidet jenes die Culturvölker des Ostens von denen des Westens, und diejenigen des Südens von den unwirthlichen, aber doch die feste Ansiedlung begünstigenden Landstrichen des Nordens."

Aus den 6 andern Capiteln der 1. Abtheilung hat ferner große Sensation gemacht alles, was über die Lößlandschaften im nördlichen China und ihre Beziehungen zu Centralasien gesagt ist. Diese fruchtbare gelbe Erde, welche sich um die alten Gebirgsformen wie über die weiten Ebenen als ein höchst wichtiger Culturfactor gelegt hat, ist ganz besonders durch v. Richthofen zu einem vielgenannten geographischen und volkswirthschaftlichen Element geworden; sie wird im 2. und 5. Capitel sowol nach ihrer Entstehung als ihrem Einflusse und ihrer Verbreitung in China und Iran wie in den nordamerikanischen Prärien und den südamerikanischen Pampas besprochen. Aus den übrigen Abschnitten, welche die Bildung und Umbildung der Salzsteppen, die Zone der Uebergangslandschaften rings um dieselben, endlich das Gebirgsgerüst von Centralasien behandeln, erscheint von allgemeinerem Interesse das Resultat, welches sich für die Trennung der heutigen Gebirgssysteme ergiebt. Da rückt nämlich ein bisher wenig genanntes und erst im letzten Jahrzehnt (in erster Linie durch den russischen Obersten Przewalsky) durchforschtes Gebirge in den Mittelpunkt der Darstellung, der Kwenlun. Er ist länger als alle anderen Gebirge Centralasiens, auch als der Himalaya, zieht sich mindestens 37, wahrscheinlich 42 Längengrade zwischen 33 und 40° n. Br., im Ganzen unter 35° n. Br. von West nach Ost bis fast zum Meere und wird von Richthofen in drei Theile zerlegt. Der westliche fängt an südlich von Kaschgar und Yarkand, der mittlere beginnt zwischen Lop- und Tengri-nor, der östliche aber setzt an in der Mitte der beiden Bogen, welche der Hwangho und Yangtszekiang in ihrem auseinanderfliehenden Laufe bilden, und reicht bis in das eigentliche China, dessen bedeutendstes

Digitized by Google

Gebirge sein mächtigster Stamm ist, während eine Menge Parallelketten immer breiter auseinandergehen. Von diesem Ostkwenlun ist später im 2. Bande ausführlicher die Rede. In Betreff des geologischen Alters kann sich kein in seinem Bau bekanntes Gebirge von ähnlicher Ausdehnung, weder in Asien noch in anderen Erdtheilen, mit dem Kwenlun vergleichen; seine im westlichsten Theile etwa 6000 m hohen Kämme sind seit der silurischen Periode nie mehr vom Wasser bedeckt gewesen. Das Gebirge südlich vom Kwenlun nennt unser Autor nur Himalaya, trennt also, wie es auch schon andere Geographen thun, nicht den Karakorum als selbständig ab. Im Bogen von SO. nach NW. sich ausdehnend schiedt der Himalaya westlich vor den Kwenlun die Kyzylyartkette und trennt diesen damit von der Pamir; die letztgenannte kleine Hochebene aber wird wieder im rechten Winkel zum Himalaya durchsetzt von NO. aus durch das Tienshansystem, dessen westliche Enden bis Herat und Ormuz, also zum persischen Golf reichen, während seine östlichen Theile zur Mantschurei ziehen. Von NW. nach SO. trifft auf den Tienshan das Karatau- oder Altaisystem, dessen westlichste Parallelsalten v. Richthofen südlich vom Kaspisee, im Elburs und in den Ketten des iranischen Hochlandes findet. Für die östliche Umrahmung der innerasiatischen Hochebenen führt unser Reisender die Bezeichnung: Sinisches System ein; dieses verbindet, von SW. nach NO. streichend, den Osthimalaya mit dem mittleren Kwenlun, breitet sich nach Osten weit aus und findet sich in Ketten der obengenannten Richtung auch noch vom östlichen Kwenlun südlich und nördlich. Sein Nordostende bildet das Gebirgsland von Shantung, welches Korea entgegenstrebt, sein interessantester Theil ist das Tanglagebirge, das zu den wichtigsten Grenzscheiden zwischen den centralen und peripheren Gebieten Innerasiens gehört, indem es die auf seinem südöstlichen Rande gelegenen Quellen der großen hinterindischen Ströme von dem Plateau von Tibet trennt. Endlich reicht von SSO. nach NNW., im stumpfen Winkel fast bis zum Kwenlun über den Yangtszekiang hinaufziehend, das hinterindische System, es durchsetzt im spitzen Winkel die sinischen Gebirge nördlich des genannten Flusses.

Damit sei dem rein geographischen Theile des ersten Bandes Genüge geschehen; eine noch viel größere Anziehungskraft aber muß auf jeden Gebildeten der 2. Theil üben, da in ihm eins der unbekanntesten und doch wichtigsten Gebiete mit überraschender Vollständigkeit und in einer Form behandelt wird, welche die Schwierigkeiten wie spielend überwindet, das der alten chinesischen Geschichte und der Geschichte der chinesischen Geographie. Man lächle nicht darüber, daß ich dies eins der wichtigsten Gebiete nenne, sondern bedenke, welche ungeheure Lücke in der Kenntniß der meisten Menschen besteht, wenn sie so winzig wenig von einem Lande wissen, dessen Cultur sich — ein einzig dastehendes Beispiel in der Geschichte der Menschheit — durch 4 Jahrtausende, wenn auch mit manchen Schwankungen, in ihrer Originalität und ihrer hohen Entwicklung bis heute erhalten hat, dessen Bevölkerung fast den dritten Theil der ganzen Menschheit, nämlich wenigstens 430 Millionen ausmacht, also mehr als alle Europäer zusammengenommen, und dessen Ausdehnung doch noch nicht einmal der Hälfte unseres Erdtheiles gleichkommt! Man vergleiche, daß das eigentliche China mit der eben genannten Bevölkerungsziffer 73 000 Q.-M. mißt, während Europa ohne Rußland 79 600 Q.-M. zählt und darauf ungefähr 236 Millionen Menschen ernährt! Nun sind wir heute allerdings gewohnt, „die chinesische Cultur von oben herab zu betrachten, nicht nur weil wir uns bewußt sind, in jeder geistigen und materiellen Beziehung weit voran zu stehen, sondern auch weil wir in ihr die meisten derjenigen Elemente vermissen, welche die sittliche Höhe und die Entwicklungsfähigkeit der westlichen Cultur bedingen und ihr die Herrschaft der Welt verschafft haben. Vor Allem betrifft dies das Fundament alles wissenschaftlichen und überhaupt geistigen, daher auch des selbstgeschaffenen industriellen Fortschrittes, nämlich das Forschen nach Ursache und Wirkung, das Streben nach Erkenntniß und nach Wahrheit. Aber um so mehr müssen wir der auf der einfachen realen Grundlage positiver Pflichterkenntniß und der empirischen Benutzung der Erfahrung aufgebauten Cultur und der von ihr erreichten Höhe unsere Anerkennung zollen." (II, 2.) (Schluß folgt.)

Leipziger Stadttheater.

Wir haben über eine Reihe von Lustspielaufführungen zu berichten, in denen unser neues Ensemble sich nach besten Kräften zu bewähren suchte, in erster Linie über eine Novität, das Lustspiel: „Jourfix" von Hugo Bürger, welches bereits häufige Wiederholungen im Alten Theater erlebt hat. In der neuen comfortabeln, ebenso eleganten wie sichern Einrichtung erweist sich das letztere jetzt als ein treffliches Lustspieltheater: gleichwol müssen wir nach wie vor die ersten Aufführungen der Lustspiele für das Neue Haus in Anspruch nehmen. Das eigentliche Theaterpublicum, welches constant bleibt und das Hauptinteresse an den Vorführungen der Bühne hat, ist das Abonnentenpublicum, und ihm darf das Vorrecht, über die premières zu Gericht zu sitzen, unter keiner Bedingung entzogen werden. Das entscheidende Verdict über die Lebensfähigkeit der Stücke wird nur im Neuen Hause ausgesprochen, und da es für die Direction selbst von Interesse ist, genau darüber unterrichtet zu sein, inwieweit eine Novität bei dem Leipziger Publicum Anklang findet, so muß sie schon aus diesem Grunde bei einer première an das Urtheil des Neuen Hauses appelliren. Das Alte Theater bleibt ihr ja für Wiederholungen, und selbst der Neigung, einem Stücke, auch vor bisweilen leeren Häusern, recht lange ein künstliches Leben zu erhalten, tritt dort kein Hinderniß in den Weg.

Nach den Urtheilen der Berliner Blätter soll „Jourfix" hinter den früheren Lustspielen Bürger's zurückstehen und allzu sehr auf das Gebiet der Posse hinabgleiten: wir können diesem Urtheile nicht durchaus beipflichten; einen Vorzug vor „Gabriele", „Frau ohne Geist" und „Gold und Eisen" hat das neue Stück unbedingt; es fehlt ihm die erkünstelte Motivirung, durch welche jene Stücke für einen gesunden Geschmack wenig genießbar wurden. Das Streben, einen höheren Ton anzuschlagen, ist zwar in ihnen unverkennbar, ebenso das Muster der comédie der Franzosen mit ihren größeren Gefühlsscenen: doch die peinliche Gewissenhaftigkeit in äußerlichen Motivirungen konnte nicht das Unglaubwürdige der innern Vorgänge verdecken. So mühselig war das dramatische Gerüste zusammengezimmert, daß man sich gerade wegen der vielen und nicht immer stichhaltigen Stützen nicht sicher auf demselben fühlen konnte.

In „Jourfix" hat es Bürger sich und uns viel leichter gemacht. Die Handlung ist durchsichtig, allerdings auch dürftig, die Motive sind einleuchtend, wenn auch etwas gewöhnlich; aber die gute Laune, die in dem Stücke herrscht, ist weit natürlicher und ungezwungener, als der Humor in den größeren Schöpfungen Bürger's, die auf einem großen Kothurn des Conversationstons einhertrotten, und hierin müssen wir gerade einen Fortschritt erkennen. Das Stück hat ein paar ergötzliche Situationen und einige glückliche Einfälle. Es ist leichtgearbeitete Waare; aber eine Kritik, die es sich zur Aufgabe macht, nicht blos das einzelne Stück, sondern seine Stelle im Entwicklungsgange des Dichters zu beachten, wird gerade in der größeren Leichtigkeit des Aufbaues und der Ausführung bei einem Dichter, wie Hugo Bürger, der bisher an einer gewissen Schwerfälligkeit des dramatischen Schaffens litt, eine Wendung zum Bessern begrüßen. Viel-

Digitized by Google

leicht bezeichnet das Stück blos ein Zwischenstadium, in welchem sich der Autor es wol etwas zu leicht gemacht hat, und im nächsten Werke trifft er dann die rechte Mitte.

Der Kern der Handlung besteht in der Liebe eines berühmten Reisenden zur Tochter eines Rentiers, die er bei einem Jourfix der Mutter kennen lernt. Der aufkeimenden Liebe in seinem Herzen stehen zwei Hindernisse entgegen. Einmal weiß er, daß sein Jugendfreund Botuschanu um das Mädchen wirbt, dann aber sind seine Sammlungen zu Grunde gegangen und er will seine Reise nach Asien noch einmal machen. Der edle Jugendfreund verzichtet, wie der Reisende vorher ihm zu Gunsten verzichten wollte; Botuschanu kann mit gutem Gewissen zurücktreten, da ihn das Mädchen gar nicht mag. Daneben vergönnt uns der Dichter, einige Blicke in das häusliche Interieur eines jungen Arztes zu thun, der in der Hauptstadt auf einmal weltmännische Manieren sich aneignet, den häuslichen Herd vernachlässigt, ja dem gefährlichen Laster des Spieles zu huldigen anfängt, bis ihn seine Frau wieder curirt und zwar durch geheime Abschrift eines Manuscriptes, eines von ihm verfaßten gelehrten Werkes, das er ganz bei Seite geschoben: es folgt Versöhnung und Besserung. Dies Motiv erschien uns nicht neu, obschon wir uns nicht auf das Stück besinnen können, wo die Abschrift eines solchen medicinischen Werkes eine ähnliche Rolle spielt.

Der berühmte Weltreisende verliert in unsern Augen etwas von seinem Nimbus durch die zu seinen Gunsten eröffnete Subscription: er macht zu sehr den Eindruck eines armen Reisenden, für den eine Collecte veranstaltet wird. Dagegen gewinnt er wieder unsern Antheil durch seine genaue Kenntniß des britischen Dichters, dessen Verse er in Hinterasien bei den Mandschu der Wüste Gobi nicht vergessen hat.

Hugo Bürger hat den Lustspielen G. v. Moser's, der hierin ein Meister ist, die gewandte Benutzung der Bühnenrequisite abgelernt: dasjenige, was wir den Detailkram der Bühne nennen möchten, kann bei geschickter Ausbeutung kleine komische Wirkungen erzielen, deren Summe für den Erfolg der Stücke nicht gleichgiltig ist und welche die Handlung äußerlich beleben: wir erwähnen nur den Lampenteller, die Subscriptionsliste, das Clavierspiel, die Tablette mit den Salongetränken und das Seidel Bier im Nebenzimmer u. A.

Was die Composition des Stückes betrifft, so hat Bürger nach unserer Ansicht den Fehler begangen, den Schwerpunkt nicht genug auf den Jourfix zu legen, der ja nur zufällige Veranlassung für die Begegnung der Liebenden giebt. Der Gedanke, einen solchen Jourfix satyrisch zu gestalten, ist ein glücklicher: dann mußte aber die ganze Handlung sich auf denselben beziehen und er nicht blos als ein hors-d'oeuvre erscheinen. Am günstigsten wäre es gewesen, wenn die Muse dem Dichter eine Erfindung eingegeben hätte, durch welche die Lösung und Katastrophe der Handlung an einem Jourfix stattfinden konnte und dieser gleichsam die Schlußillustration des Ganzen bildete. Bei dem Wege, den der Dichter jetzt eingeschlagen, war es unvermeidlich, daß die letzten beiden Acte etwas nachschleppten, während der zweite mit dem satyrisch beleuchteten Jourfix und seinen Porträt- und Charaktergruppen den Höhenpunkt der Handlung bezeichnet.

Außer dem Jourfix sahen wir noch zwei der beliebtesten Repertoirelustspiele: „Rosenmüller und Finke" von Töpfer und „Die Journalisten" von Gustav Freytag, das erstere wol das gelungenste Stück des derbzugreifenden Autors, welcher der Kotzebue'schen Schule angehört, mit etwas schablonenhaften Parallelen der Handlung und der Charaktere, aber doch symmetrisch aufgebaut, voll frischen Humors und realistischen Lebens; das zweite Stück mit seiner Jovialität und der überaus discreten Behandlung des politischen Parteigetriebes, mit einigen köstlichen Scenen eine Perle unseres Repertoires.

Diese Lustspiele, die sich innerhalb des modernen Lebens bewegen, gaben dem neuengagirten Personal hinlänglich Veranlassung, uns sein künstlerisches Können zu zeigen. Abgesehen von den „Journalisten" sahen wir nicht die ersten Aufführungen dieser Stücke und durften annehmen, daß durch die Wiederholungen das Zusammenspiel bereits gekräftigt war. Ein frischer Zug und flotter Ton war bei allen diesen Vorstellungen nicht zu verkennen; ebenso wenig die Eleganz der scenischen Einrichtungen, auf welche die Direction besonders bedacht zu sein scheint. Das Ameublement und die Zimmerdecorationen sind stets ebenso passend wie geschmackvoll: und nur etwas zu lange Verwandlungspausen, die mit der Verschönerung der Bühne im Zusammenhang stehen, wären zu tadeln.

Was die Mitglieder des neuen Ensembles betrifft, so haben sich einige in den bisherigen Aufführungen ganz tapfer bewährt. Als der star des Lustspiels, wie es im Jourfix heißt, ist Frl. Flößel zu bezeichnen, eine Soubrette, die wol den echten Tik und Chik für derartige Rollen hat. In dem Bürger'schen Stücke spielte sie die Hedwig, eine jener den französischen Mustern nachgezeichneten ingénues, die ihr Herz entdecken und denen es wie der Birch-Pfeiffer'schen Lorle siedig heiß über den Rücken läuft, wenn der Rechte kommt. Frl. Flößel spielte die große Scene mit dem Weltreisenden nicht ohne entsprechenden Gefühlsausdruck; das Erwachen der Neigung wußte sie zart wiederzugeben und spielte auch sonst mit allerliebstem Humor. Ein wenig stereotyp sind freilich! diese Mädchenfiguren alle; doch das ist die Schuld der Dichter, die sie zu sehr nach derselben Schablone zeichnen.

Was unsere anderen Darstellerinnen in diesen drei Lustspielen betrifft, so kann das Urtheil über sie weniger abschließend sein: so fertig wie Frl. Flößel in ihren Rollen ist, sind sie nicht. Am nächsten kommt ihr hierin wol Frl. Bruckmüller, welche die Rosamunde in „Rosenmüller und Finke" und, wie wir gleich hinzufügen wollen, auch die Amalie in den „Räubern" mit sicherer Routine spielte und auch über ein klares Organ gebietet. Wir hätten zwar ihrer Amalie noch mehr Ueberschwänglichkeit des Gefühls gewünscht: immerhin zeugte ihre Darstellung von geistiger und künstlerischer Bildung. Wir geben das Urtheil mit allem Vorbehalt: denn wir müssen noch mehr Leistungen der jungen Darstellerin abwarten, als diese beiden einander ziemlich fernliegenden Partien. Frl. Wilhelm hat außer der „Minna von Barnhelm" uns jetzt die Adelheid in Freytag's „Journalisten" vorgeführt, eine schöne, aber schwierige Rolle, weil sie große Natürlichkeit, unbefangene Heiterkeit, überlegenen Verstand und festen Willen verlangt: denn diese Adelheid ist eigentlich die Hauptrolle des Stückes, sie setzt die ganze Maschinerie desselben in Bewegung und selbst der so geistig bedeutende redefertige Bolz spielt ihr gegenüber eine ganz passive Rolle, die erst am Schluß durch seinen Heirathsantrag sich in eine active verwandelt. Frl. Wilhelm faßte die Rolle wol richtig auf, gab ihr den heitern Grundton und anziehende Wärme an den geeigneten Stellen: doch sie beherrscht noch nicht genug die äußere Technik des Vortrags, überstürzt sich oft und weiß mehr gleichgiltiger Rede nicht das feinere Gepräge zu geben, welches der Conversationston auf der Bühne doch immer verlangt. Als Frau des Arztes Volkart in „Jourfix" zeigte sie anmuthige Gewandtheit; aber auch in diesem Stücke, dessen Ton allerdings tief unter dem der „Journalisten" steht, sprach sie Manches zu beiläufig und deshalb nicht durchweg verständlich; Frl. Salbach hatte zwei sehr blasse und undankbare Rollen in diesen Stücken zu spielen; die zwei Officierstöchter, die Ida in den „Journalisten" und die Ernestine in „Rosenmüller und Finke". Auch sie läßt es noch an Präcision der Rede fehlen im gewöhnlichen Gespräch und ihr Organ setzt erst voller ein, wenn eine gewisse Erwärmung eintritt. Als komische Alte glich Frau Wollrabe den wenig günstigen Eindruck, den sie auf dem Grillparzer'schen Kothurn als Gora

gemacht hatte, wieder aus: ihre Haushälterin in dem Töpfer'schen Stück und ihre Lotte in den „Journalisten" waren ganz erheiternde komische Figuren. Etwas Derbes, aber auch Frisches hat Frl. Manteuffel in ihrem Spiel: ihre Ulrike in „Rosenmüller und Finke" war freilich! nicht fein genug; man traute ihr zu, daß sie, abgesehen von diesem einen leichten „Spitz", gewohnt sei, ins Glas zu gucken. Daß Frau Senger die schöngeistelnde Frau Buchholz treffend darstellen würde, war zu erwarten.

Von den Darstellern erwähnen wir zuerst Hrn. Moritz, welcher den Rentier Buchholz in „Journfix" und den Großkaufmann in dem Töpfer'schen Stücke spielte: die erste Rolle war ein sehr gut gezeichnetes Charakterbild; der Emporkömmling mit seiner derb verständigen Weise, seiner Abneigung gegen den Salon, seiner Vorliebe für das Seidel Bier, trat in allen seinen Beziehungen zu Frau und Tochter und zu den Gästen des Hauses glaubwürdig vor uns hin. Besonders in der Scene mit dem Weltreisenden war er recht ergötzlich. Dagegen konnten wir uns mit dem Großkaufmann nicht befreunden: er war uns zu nervös, zu quecksilbern; er hatte zu wenig feste Haltung. Ueberdies hatte Hr. Moritz seinem Organ eine eigenthümliche Tonfärbung zugemuthet, die den Wortlaut oft undeutlich machte. Wie immer stattete der Darsteller seine Rolle mit originellen humoristischen Nüancen aus, die für sein ursprüngliches Talent Zeugniß ablegten. Hr. Teuchert zeigte als Arzt Volkart in „Journfix" sich als gewandten Lustspielschauspieler; Hr. Vischer gab als Georgios Botuschann eine sehr ergötzliche Charge, ohne aus diesem Rumänen eine Caricatur zu machen. Männlich und würdig war der Oberst Berg des Hrn. Daor in den „Journalisten". Hr. Müller zeigte als Bürgermajor in „Rosenmüller und Finke", besonders aber als Piepenbrinck in den „Journalisten" einen trockenen Humor, der nicht ohne Anklang blieb, und eine Begabung für Darstellung des mehr oder weniger lächerlichen Philisterthums. Die Herren Tietz, Stöckel und Stürmer sind in ihren trefflichen Leistungen von früher bekannt.

Der Löwenantheil an zwei Lustspielabenden fiel Hrn. Schönfeld zu, der als Conrad Bolz und als Reisender Dr. Müller zwei Charakterköpfe aus der Gemäldegallerie moderner Bonvivants gab. Hr. Schönfeld zeigte Frische und Jovialität in beiden Rollen, die er übrigens gut auseinander hielt, indem er den Bolz feiner schattirte, als den Weltreisenden aus der Wüste Gobi, eine Freytag'sche Figur in ein sanfteres Licht rückte, als den Stammhalter eines Bürger'schen Lustspiels. Nur hin und wieder störte uns eine etwas theatralische Haltung, freilich nicht entfernt so wie bei seinem Karl Moor in den „Räubern", den er zwar correct, aber ohne das hinreißende Feuer, die stürmische Elementargewalt spielte, ohne welche diese Schiller'sche Jugendgestalt nicht durchgreifende Wirkung ausüben kann.

Die Aufführung der „Räuber" im Kostüm des achtzehnten Jahrhunderts und nach der ursprünglichen Dichtung Schiller's entsprach durchaus unsern früher öfters gemachten kritischen Bemerkungen. Nur in solcher Bühnengestalt kann der Geist einer Dichtung, die im tintenkleckfenden Säculum spielt und durch und durch mit der Philosophie der französischen Freigeister und Encyklopädisten gesättigt ist, zu entsprechender Geltung kommen. Eine Menge diesmal restaurirter Stellen des ursprünglichen Textes wiesen sogar auf die Moden jener Zeit hin. Den Schluß, welchen Schiller ursprünglich seinem Werke gab, den Selbstmord von Franz, welcher die Begegnung mit Karl ausschließt, halten wir für den einzig richtigen: in der Theaterbearbeitung hat Schiller durch die widernatürliche grelle Scene zwischen den Brüdern sein eigenes Werk verpfuscht. Die Inscenirung, die Hr. Grube geleitet, war sehr stilvoll und durchaus angemessen. Auch trug dieser Darsteller als Franz Moor den Preis des Abends davon: er spielte die Rolle ohne Uebertreibung, auch ohne diejenige einer falschen Idealisirung, welche seine Häßlichkeit zu einer hypochondrischen Einbildung zu machen sucht. Ebenso wenig natürlich verfiel er in grelle Verzerrung. Der Aufschrei der Affecte, besonders des Schreckens und der Wuth gelang ihm indeß vortrefflich. Die Charakterköpfe der Räuber waren von den Darstellern mit scharfer Zeichnung ausgeprägt; die Ensembleſcenen hatten den Sturm und Drang, wie ihn die Jugenddichtung Schiller's verlangt.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

— Brutus. Trauerspiel von Heinrich Kruse. Zweite Auflage. Leipzig 1882, S. Hirzel. — Von Heinrich Kruse, einem der bedeutenderen und auf jeden Fall eigenartigen Tragiker der neuesten Zeit, liegen bis jetzt elf Trauerspiele gedruckt vor (sämmtlich bei Hirzel), von denen ungefähr die Hälfte auch die Bühne beschritten haben; von vieren derselben waren bisher auch erneute Auflagen nöthig geworden. Jetzt ist oben genanntes Trauerspiel „Brutus" gleichfalls in zweiter Auflage herausgekommen. Dies Stück gehört wol zu den schwächeren Kruse's. Es behandelt denselben Stoff, wie Shakespeare's „Julius Cäsar", und mit dieser Bemerkung ist auch zugleich das heikle Bedenken ausgesprochen, über das wol die meisten Leser nicht hinauskommen werden. Liegt, von Meisterhand bearbeitet, einmal irgend ein historischer oder mythologischer Stoff schon als Kunstwerk fertig vor, so bringt man Denen, die wieder daran rühren, ein entschiedenes Mißtrauen entgegen. Im vorliegenden Falle wird dasselbe auch soziemlich gerechtfertigt. Jeder, der Kruse's „Brutus" liest, wird zugeben, daß er seine eigenen Wege genommen, Shakespare selbst nicht benutzt habe, aber diese Wege waren eben nicht die bedeutenderen. Der Autor war jedenfalls anderer Meinung. Julius Rissert.

△ Berliner Leben. Kulturstudien und Sittenbilder von Max Ring. Leipzig, Bernhard Schlicke, Berlin, Nicolai'sche Buchhandlung, 1882. — In dem vorliegenden Bande sind die in verschiedenen Zeitschriften, insbesondere in der Gartenlaube bereits früher veröffentlichten Berliner Skizzen des Verfassers im Vereine mit einigen noch ungedruckten das Berliner Leben betreffenden Aufsätzen desselben zusammengestellt und gewissermaßen zu einer — wenn auch nicht zusammenhängenden — Chronik der Reichshauptstadt und culturgeschichtlichen Darstellung der Entwickelung des Berliner „Volksstammes" mit seinen Eigenheiten, Sitten und Gewohnheiten, Tugenden und Fehlern, Licht- und Schattenseiten vereinigt worden. Wir erfahren aus dem Buche Näheres über die Sprache und den Witz der Berliner, über die Geschichte des Kladderadatsch und der Berliner Localposſe, die literarischen Vereine des früheren und jetzigen Berlins, die Kirchhöfe, Wohlthätigkeitsanstalten, Denkmäler, die charakteristischen Typen vom Weißbierphilister bis zum Bauernfänger herunter u. a. m. Die einzelnen Aufsätze sind freilich, wie wir schon andeuteten, etwas zusammenhanglos aneinander gereiht, aber zumeist frisch und unterhaltend geschrieben und enthalten manches Wissens- und Bemerkenswerthe. In Bezug auf die Schätzung seiner Thätigkeit als Schriftsteller ist der Verfaſſer — welcher nach Aufgabe seiner ärztlichen Praxis sich lediglich der Schriftstellerei zugewandt hat — in dem Buche sich nicht ganz treu geblieben. Während er S. 115 unter den seltenen Talenten, „die sich in der deutschen Literatur einen weit über die Grenzen Berlins reichenden Namen erworben haben" und in den Sitzungen der Gesellschaft „Tunnel" sich eine Zeit lang zusammenfanden, u. A. auch einen gewissen Max Ring aufführt, spricht er an einer anderen Stelle von seinen bescheidenen schriftstellerischen Leistungen, wegen deren ein Berliner Wucherer, dem er zu Leibe gegangen war, ihn mit einer Fluth von Artigkeiten und Complimenten überhäuft habe.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jedes Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 70. Donnerstag, den 31. August. 1882.

Inhalt: Ein Prachtwerk über das Reich der Mitte, von Georg Müller-Frauenstein. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Nach dem Süden! Wanderungen durch die Schweiz und die Riviera von Woldemar Kaden und Fritz Wernick. Unter den Linden, romant. Volksschauspiel von Jul. Große und Eugen Friese. Die Andreasnacht, romant. Volksschauspiel von Eugen Friese). — Sitbermann-Stiftung zu Frauenstein.

Ein Prachtwerk über das Reich der Mitte.

Von Dr. **Georg Müller-Frauenstein.**

(Schluß.)

In diesem Sinne kann man der ganzen Geschichte und Cultur, mit der sich, von den Aegyptern, Akkadiern und Chaldäern angefangen bis auf die Gegenwart, unsere gebildete Welt allein beschäftigt, die chinesische auf der anderen Seite als fast gleichberechtigt gegenüberstellen und noch in schier unerschöpflicher Weise aus ihr lernen. Denn Europa hat zwar (II, 13) durch reiche Gliederung der Küsten und der Bodengestaltung einen Vorrang, welcher es besonders zur Entwicklung einer durch internationale Berührung sich stetig steigernden Cultur geeignet macht, aber in allen anderen Beziehungen gebührt China die Palme unter den continentalen Ländern der gemäßigten Zone. Es hat unter diesen die größten Ströme, eins der gesegnetsten Alluvialgebiete, den regelmäßigsten Wechsel der Jahreszeiten, die blüthenreichste Pflanzenwelt und, wie es scheint, den größten Reichthum an fossilem Brennstoff. Daher kann unser Autor der Zukunft dieses von unserer gebildeten Welt noch so wenig gekannten Volkes eine Perspective folgender Art eröffnen (II, 14): Dem riesenhaften Wachsthum dieser großen, consolidirten ethnischen Macht scheint in der That eine Grenze nicht gesetzt zu sein, da die beispiellose Vermehrungsfähigkeit durch von Alters her geheiligte Familien-Institutionen gefördert wird. Im Kampf ums Dasein bei der Berührung mit anderen Völkern sichern ihr aber drei Attribute den Sieg. Denn vor Tropenbewohnern und ungebildeten Racen hat der Chinese die rastlose Arbeitsamkeit voraus, vor den Culturstämmen Europas die Genügsamkeit und, wie es scheint, vor allen anderen Erdbewohnern die Fähigkeit, sich jedem Klima zu accommodiren. Die Menschenfluth, welche im eigenen Lande nicht mehr Raum findet, wird daher durch ihr Ueberquellen und ihre erstickende Macht ein drohendes Element für die Bevölkerung großer Nachbarreiche und überseeisch erreichbarer Länder. Aber in ungleich höherem Maße wird ihre Gefahr wachsen, wenn die Chinesen sich die praktisch verwerthbaren Elemente aus der westlichen Civilisation aneignen, einen Theil des Welthandels in ihre Hände nehmen, vermöge ihres Kohlenreichthums billige Fabrikate herstellen und zugleich durch Kriegsmacht ihre Stellung behaupten werden.

Wenn Erwägungen dieser Art den Leser beherrschen, wird schwerlich Langeweile über ihn kommen bei dem Studium des 8. Capitels, welches das Buch Yükung, die älteste Reichsgeographie von China, des 9., welches die Entwicklung der Kenntniß des eigenen Landes bei den Chinesen, und zuletzt des größten, des 10., welches die verschiedenen Phasen des Verkehrs zwischen China und den Völkern im Süden und Westen von Centralasien behandelt. Bis zur Entdeckung des Seewegs nach Indien ist die Kunde des eigenen Landes bei den Chinesen unabhängig geblieben von dem, was die Westvölker von dem Reiche der Mitte wußten und urtheilten. Erst später hat die wissenschaftliche Methode des Westens befruchtend gewirkt, auch diese Periode ist heute aber bald zu Ende; nur die Culturvölker Europas vermögen die Aufgabe, das gewaltige Land zu erforschen, zu lösen.

Das höchste Interesse in der einheimischen Literatur beansprucht nun das Buch Yükung, über dessen Werth im Allgemeinen der Münchener Gelehrte Plath, schon vor v. Richthofen's Rückkehr von seinen Reisen, Sicheres festgestellt hat. v. Richthofen glaubt aber auch die zahlreichen geographischen Schwierigkeiten in demselben auf eine überzeugende Art lösen zu können, so daß es ihm feststeht: diese „Tributrolle des Yü", das 6. der Bücher Shuking, ist die älteste geographische und statistische Beschreibung eines Landes, die auf uns gekommen ist. Sie sei durch Yü, der Minister der öffentlichen Arbeiten unter Kaiser Yau war, von dessen Nachfolger Shun adoptirt und später selbst Kaiser wurde, oder wenigstens zu seiner Zeit (um 2300 v. Chr.) abgefaßt. Das Yükung stellt die räumliche Ausdehnung und die Verwaltung des Reiches von Kaiser Yau dar und läßt sichere Blicke in die noch fernere Vorgeschichte des chinesischen Volkes und seiner Culturentwicklung thun, es giebt mehr Information über Culturgeschichte, Staatsverfassung, Verkehrswesen, Handel und Gewerbe jener Jahrhunderte, als uns die Geschichtsquellen irgend eines Volkes in so alter Zeit bieten und als, in Beziehung auf China, alle anderen Geschichtsquellen des ganzen nachfolgenden Jahrtausends zusammen enthalten. Schon dieses Capitel gewährt einen überreichen, bis jetzt nur wenig Fachgelehrten bekannten Stoff; v. Richthofen giebt ebenso den Text des interessanten Buches wie die Geschichte seiner Erklärung bei den Chinesen und den europäischen Sinologen, endlich aber, was für uns das Wichtigste, seine eigene wohlüberlegte Deutung der 5 Theile desselben. Man findet darin nicht nur eine allgemeine Uebersicht der Grenzen des Reiches, wie sie heute an der Spitze jeder modernen Geographie steht, sondern auch eine detaillirte Beschreibung der damaligen 9 Provinzen, mit ihren speciellen Grenzen und den Namen der von Yü auf seiner Inspectionsreise besuchten Districte, mit den Flüssen, Seen und Sümpfen, die nach seinem Plane entweder zur Bewässerung benutzt oder eingedämmt werden sollten, mit den Bergen, der Farbe und Beschaffenheit des Bodens, der Ertragsfähigkeit desselben, den Abgaben und Tributen der Lehnsfürsten, endlich bei jeder Provinz mit dem Weg derselben nach der Hauptstadt des Reiches. Die 9 vorzüglichsten Gebirgsketten wie die 9 wichtigsten Ströme, entsprechend den 9 Provinzen, erhalten eine nach unseren Begriffen allerdings wenig genügende, aber immerhin sehr beachtenswerthe Schilderung, daneben aber steht das interessanteste und am meisten mißgedeutete Stück, eine Uebersicht über Yü's Arbeiten für die materiellen Verbesserungen in Bezug auf

Verwaltung und Regulirung. Ich kann nur flüchtig hinweisen darauf, welche Wichtigkeit diese Angaben haben müssen, wenn es gelingt, wie v. Richthofen es durchgeführt zu haben meint, die alten Namen mit den neuen zu identificiren und so, was vor mindestens 4000 Jahren da war, neben das zu halten, was heute ebenda ist. Werden doch z. B. im Yükung selbst so einzelne Punkte aufgezählt, wie die Tributartikel der einzelnen Provinzen!

Von diesem interessantesten aller chinesischen Werke wendet sich unser Buch im 9. Capitel zu den späteren Zeugnissen der chinesischen Erdkunde und Kartographie; auf die letzteren geht es am ausführlichsten ein; wir wollen nur beiläufig erwähnen, daß die ältesten kartographischen Darstellungen um das Jahr 2200 v. Chr. angesetzt werden. Fast die Hälfte des ganzen ersten Bandes nimmt das 10. und letzte Capitel ein, worin eine Geschichte des Verkehrs zwischen China und der Außenwelt, also des Handels und der Reisen von und nach China und damit zugleich in nuce eine politische Geschichte dieses Landes geboten wird. Das ist ein ganz vorzüglicher Abschnitt unseres Werkes, in dem die Frucht der Lectüre sowol zahlreicher chinesischer wie der in europäischen Sprachen abgefaßten Bücher, die China behandeln, dargereicht wird. Ich zähle nur einige darin durchgearbeitete Themata auf, um die Lectüre gerade dieser Partie zu empfehlen. Mich hat bei ihrem Studium der Gedanke nicht verlassen: Wie schade ist es, daß diese reiche Quelle der Geschichte nicht nur Chinas, sondern ganz Asiens für so viele Freunde dieses Stoffes fast unzugänglich bleiben, wie schade, daß dieses Capitel nicht in einer billigeren und handlicheren Ausstattung einer weiteren Verbreitung entgegen geführt wird! Was man im alten Indien, im Westen Asiens, in Griechenland und Rom von China wußte und umgekehrt, welche Rolle seit alter Zeit die chinesische Seide auf den Märkten Vorderasiens spielte, wie dieses Volk dreimal, im 2. Jahrhundert vor Christus und im 1. und endlich im 7. Jahrhundert nach Christus seine Macht gegen West ausdehnte und z. B. zur Zeit Trajan's nur durch das Kaspische Meer von den Grenzen des römischen Reiches getrennt war, welche Wichtigkeit für die Ausbreitung des geographischen Wissens dem Mongolenreich zukommt, wie vor der Umsegelung des Caps der guten Hoffnung in halbmythischer Weise die Geographie von Ptolemäus, die Reiseberichte von Marco Polo, die Kunde vom Lande Kutaya, vom Priester Johannes und vom großen Khan verbunden wurden, und wie dann mit dem Erscheinen der katholischen Missionäre die eigentliche Periode der geographischen Forschungen in China begann, das wird in großen Umrissen wie im Einzelnen mit einer erstaunlichen Literaturkenntniß ausgeführt. Wir finden hier umfangreiche Abhandlungen, die sich leicht aus dem Ganzen herausschälen lassen, z. B. darüber, was aus der Vorgeschichte der Chinesen Gemeinsames mit derjenigen anderer Völker gefunden worden ist, welcher Gemeindesitz von Kenntnissen seit ältester Zeit bei Kaukasiern und Mongolen nachgewiesen werden kann, wie sich nach chinesischen Quellen die vorhistorische Zeit dieser Nation gestaltet, was von Ptolemäus' Angaben zu halten, wie der Name China zu erklären ist u. s. w.

Die letzten Seiten des ersten Bandes stellen noch einmal unter der Ueberschrift „Rückblick" die heutigen Aufgaben der wissenschaftlichen Geographie, wie sie v. Richthofen gegenüber Humboldt, Ritter, Peschel ꝛc. auffaßt, fest und bestimmen dieselben dahin, daß nur die Oberfläche der Erde an sich, unabhängig von ihrer Bekleidung und von ihren Bewohnern, den Hauptinhalt ausmachen müsse, und so beginnt auch der zweite Band mit der Erklärung, daß die Erforschung des äußeren und inneren Baues die Grundlage der Kenntniß eines jeden Landes bilde.

Der Schwerpunkt des 2., Nordchina behandelnden Bandes liegt demgemäß auch in der geologischen Behandlung dieser Hälfte des eigentlichen China und in der Eintragung der gewonnenen Resultate in Karten. Da ein derartiger Stoff sich nur wenig für eine allgemeine Besprechung eignet, so ist eine größere Kürze eben sowol geboten als möglich.

Schon die oben mitgetheilte Inhaltsangabe verräth, daß das erste Capitel, die einleitende Uebersicht, für unsere Zwecke am werthvollsten sein wird. Und es berichtigt nun auch dasselbe alle unsere bisherigen Anschauungen hinsichtlich des Gebirgsbaues von Nordchina und der südlichen Hälfte des Reiches, soweit diese im Zusammenhange mit berührt wird, in ihren Grundzügen. Mit Ausnahme der Stellung des Peling sind sämmtliche bis jetzt auf unseren Karten eingetragene Gebirgslinien irrig; selbst die neueste Ausgabe des ausgezeichneten großen Stieler'schen Atlasses, welche für China doch die Quellen bis zum Jahre 1881 (Kreitner's Angaben) verwerthet, muß also noch manche Irrthümer in Betreff des orographischen Baues enthalten. v. Richthofen erklärt die in Europa benutzten Namen der chinesischen Gebirge ausnahmslos für in China selbst gar nicht gebraucht; der Name Ling z. B. heißt gar nicht Gebirge, sondern Joch oder Paß, und er zerstört zugleich das ganze bequeme Schema, das sich so leicht dem Gedächtnisse einprägte, mit den Bezeichnungen: Pe-, Nan-, Tapa-, Yung-, Mu-, Lu-, Mei-Ling ꝛc. Dafür tritt als östlicher Kwenlun zum Theil an die Stelle des Peling ein Tsinling- und ein Hwaigebirge. Dieser Ostkwenlun scheidet Nord- und Südchina, Hwangha- und Yangtsekiang-gebiet, die lößbedeckten Länder des Nordens von den lößfreien des Südens, die landschaftlich im Ganzen einförmigen alten Steppenbecken, welche heute mit Weizen-, Baumwollen- und Hülsefruchtkultur bedeckt sind, von den südlichen tiefdurchschluchteten Gebirgen und fruchtbaren Alluvialthälern, welche sich einer immergrünen, üppigen Bekleidung und des Reisbaus, der Theepflanzungen, Seidenzucht und Zuckerrohrplantagen erfreuen. Im Norden folgt der Feldbau dem Löß bis zu 8000 Fuß Höhe, im Süden steigt er selten bis zu 2000, der Norden ist das Land der Straßen für den Wagenverkehr, der Süden der der engen Saum- und Fußpfade, dafür ist im letzten die Schifffahrt weit bedeutender als im ersten. Je weiter man aber nach Osten kommt, um so mehr verschwinden diese Gegensätze, um schließlich in der großen, sich vorlagernden Ebene ganz zu verschwinden. Von der letzteren gehören zum Yangtsekiang, also zu Südchina, nur 2280, zum Hwangho dagegen 5580 Q.-M., und so spielt dieselbe in dem vorliegenden zweiten Bande eine höchst bedeutende Rolle. In dem wenig unterbrochenen Gebirgslande des Nordwestens lassen sich keine dominirenden Gebirge nachweisen, nur Gebirgslandschaften, die zumeist mit einander in einer noch engeren Verbindung stehen, als z. B. diejenigen von Mitteldeutschland. Aus der Ebene erhebt sich isolirt im Osten, zwischen dem inneren und äußeren Theile des gelben Meeres, das Gebirgsland von Shantung, dessen östliche Hälfte schon mit den Gebirgen der südlichen Mantschurei und Korea harmonirt und in innerem Zusammenhang steht. Wie v. Richthofen diese Namen: Aeußeres und inneres gelbes Meer einführt (das letztere bisher Golf von Petsheli und im nördlichen Theile von Liautung genannt), so auch den der gelben Ebene für die ganze größere Nordhälfte des chinesischen Tieflandes, da sie ja durchaus von dem gelben Fluß, dem Hwangho, bestimmt wird. Sie liegt fast ganz zwischen den im Laufe der Jahrtausende von diesem Riesenstrome nach einander benutzten Mündungen, denn zwischen der ältesten, nördlichsten, ehemals östlich von Peking endenden, und der bis 1862 gebrauchten südlichsten liegen nicht weniger als 5½ Breitengrade, also über 80 Meilen Luftlinie. Völlig verkehrt wäre es aber, von einem Delta des Hwangho zu sprechen, da er durchaus nicht gleichzeitig mehrere Mündungsarme benutzt. Im südlichen China tritt, wie gesagt, das Tiefland zurück neben den meist ganz parallelen Gebirgsfalten, die sich weithin, meist von SW. nach NO.,

ausdehnen. Dieses Gebiet bildet in Betreff seiner Wasserscheiden das directe Gegentheil von Europa. Es giebt nämlich absolut keine, die Gewässer scheidenden Gebirgsketten wie die Alpen, Pyrenäen, Karpathen, sondern „rostartig" sind die Faltungswellen angeordnet; die Flüsse folgen nur auf kurze Zeit einer Thalmulde, durchbrechen bei erster Gelegenheit eine der sie einschließenden Ketten, fließen in der nächsten Mulde eben so nur eine kleine Strecke, bis sie nach einer Reihe von Durchbrüchen und Parallelstrecken einen größeren Fluß oder das Meer erreichen. Hier findet v. Richthofen im Allgemeinen die Formen und Richtungen des sinischen Gebirgssystems vorherrschen; im Westen bilden tiefdurchfurchte, zum Theil von Gletschern bedeckte, dicht gedrängte Riesenmauern den Rand gegen Osttibet, im Süden setzen sich die Züge des hinterindischen Faltungssystems an.

Eine kurze, aber übersichtliche Besprechung der 18 Provinzen des eigentlichen China, jeder einzelnen nach ihrer Bodengestaltung, Bebauung und Bevölkerung, beendet das erste Capitel. Mit dem nördlichen Anhängsel derselben, Shöngking, der südlichen Mantschurei, dem Stammlande der jetzigen Kaiserfamilie, beginnt hierauf die Specialuntersuchung. Sie geht von diesem äußersten Nordosten nach Westen quer durch das nördliche China und soll im dritten Bande das südliche in umgekehrter Reihenfolge, von West nach Ost geordnet, behandeln, so daß unser Führer bei Shanghai von dem Riesenreiche Abschied zu nehmen gedenkt, jenem Hafenplatze, dessen große Bedeutung als Knotenpunkt aller internationalen Verkehrs- und Handelsbeziehungen dann klar zu Tage treten wird, nachdem das ganze Reich durchreist ist. Auch Korea und seinen Bewohnern gönnt unser Buch mehrere Seitenblicke, besonders wo es das sogenannte Kaulimönn behandelt; die Koreaner erscheinen schöner und kräftiger gebaut als die Chinesen und Japanesen, sie kleiden sich in der Regel ganz weiß, sind reinlicher als die Kinder des Reiches der Mitte, vor Allem aber auch wißbegieriger, mehr selbst als die Japanesen. Von der 2. Abtheilung besitzen die meiste Anziehungskraft die allgemeinen Abschnitte über das Gebirgsland von Shantung, über Peking und seine Umgebung und die Uebersichten über die Provinzen Shansi, das Land der Kohle und des Eisens, und Honan. Aus der 3. ist hervorzuheben die kurze Beurtheilung von Shansi, einer wahren Kornkammer, und des ehrwürdigsten Bodens chinesischer Geschichte, mit uralten Residenzen, der geistvolle Vergleich zwischen dem Bau des Kwenlun und der Alpen, und das ganze 13. Capitel über Nord-Shansi und Kansu. Wie in der Provinz Tschili um die heutige Residenz Peking, so gruppirt sich hier Alles um die im Thale des Weiho, nördlich vom Tsinling gelegene alte, jederzeit aber bedeutende Stadt Hsinganfu. Diese ehemalige Hauptstadt Chinas, noch jetzt eine Million Einwohner zählend, ist heute wie früher der politische und commercielle Mittelpunkt für den ganzen Nordwesten des Reiches, vermittelt den Handel mit Centralasien und wird jedenfalls selbst Europa in seine Handelssphäre ziehen, wenn erst die Eisenbahnfrage Chinas und besonders die der Verbindung seiner inneren Provinzen über das Innere des Continents weg mit Westasien entschieden sein und zu großen Banken noch Art der Pacificbahnen geführt haben wird.

Die hier von allen Seiten beleuchteten, zukünftigen Eisenbahnen und ihre Voraussetzung, die Kohlenfelder, führen uns zum Schluß noch einmal zurück von den allgemein interessanten Thematen zu dem neuesten und werthvollsten Stoffe unseres Buches, zu den weit umfangreicheren Capiteln, welche die einzelnen geologischen Beobachtungen auf den Reisen des Verfassers in Nordchina behandeln. Ueber sie orientirt am besten das letzte Capitel: Die geologischen Ergebnisse. An diesem Orte sei nur auf den 2. und 4. Abschnitt dieses Resumés hingewiesen, die Umgestaltung des nördlichen China durch von außen wirkende Agentien seit der postcarbonischen Festlandsbildung und die nordchinesischen Kohlenfelder; sie berühren Gebiete, welche auch von nicht speciellen Geognosten bearbeitet werden, das erste ist für jeden modernen Geographen, das zweite für die weitesten Kreise, in erster Linie auch kaufmännische, von hohem Werthe. Mit der Schlußprophezeiung des letzten sei auch an dieser Stelle der Schluß gemacht: Daß nämlich von der zukünftigen Ausnutzung der Kohlenfelder in den Küstenprovinzen Chinas ein großer Aufschwung verschiedener, mit Dampfmaschinen zu betreibender Industrien in diesem Lande zu erwarten sei und daß eine Eisenbahnverbindung der Kohlenfelder von Shansi mit der großen Ebene und den Küstenhäfen geradezu einen Umschwung im Welthandel und Weltverkehr noch sich ziehen müsse.

Bücherbesprechungen.

—ch. Nach dem Süden! Wanderungen durch die Schweiz und die Riviera von Woldemar Kaden und Fritz Wernick. Leipzig, Verlag von Edwin Schlömp. — Der letztere der beiden Autoren, der rühmlichst bekannte Verfasser der „Städtebilder", hat den Hauptbeitrag zu diesem Werke geliefert. Mit seiner meisterhaften Schilderungsgabe versetzt er uns in die Hochgebirgslandschaft des Ober-Engadin, in die vielbesuchten Cur- und Erholungsorte Pontresina und St. Moritz, dann noch Tarasp und Davos. Im zweiten Theile entwirft er ein glänzendes Bild der Riviera, jener Uferstrecke par excellence, auf welcher wir, nachdem wir von Pisa aus Spezia erreicht haben, am Mittelmeer entlang Genua, Nizza, Monaco, Cannes, zuletzt Hyères kennen lernen. Den Schluß des Bandes bildet eine Schilderung des, infolge der regelmäßigen Besuche Napoleon's III. so oft genannten Weltbades Vichy. Man kann Fritz Wernick in seiner Specialität geradezu einen Classiker nennen. Wie man von Landschafts- und Architektur-Malern spricht, so könnte man ihn mit Fug und Recht einen Landschafts- und Architektur-Dichter nennen. Er sieht und reproducirt die Welt wie ein echter Künstler, rein, objectiv, alles Nebensächliche in den Hintergrund schiebend, alles nicht zur Sache Gehörige übergehend, nur das Maßgebende, Wesentliche, das, worauf es ankommt, ins Auge fassend. Und das giebt er mit einer Treue, mit einer Feinheit der ästhetischen Empfindung, mit einer Begeisterung wieder, deren eben nur ein Künstler fähig ist. Dabei hat er es nicht verschmäht, durch die eingehendsten Studien in die Tiefe der von ihm geschilderten Objecte einzudringen, um uns mit der Erscheinung zugleich deren Genesis und geistige Bedeutung klarzulegen. An der Hand dieses Führers, wenn auch nur in der Phantasie, die Wunderwerke der Natur, die großen Schöpfungen des Culturlebens kennen zu lernen, ist einer der anregendsten, veredelndsten, Geist und Gemüth bereicherndsten Genüsse. Wernick's Künstlernatur, seine Eigenheit, daß er immer nur die Sache und immer nur das Wesentliche der Sache im Auge hat, bewahrt ihn vor dem Hauptfehler, mit dem die Werke so vieler Reiseschriftsteller behaftet sind. Sie achten eben ihr liebes Ich immer für das Wichtigste und glauben ihre Leser weit besser mit ihren geistreichen Einfällen und persönlichen Erlebnissen zu unterhalten als mit einer getreuen Schilderung der bereisten Orte. Vielleicht ist das aber auch nur ein Nothbehelf, durch welchen der Mangel an Talent ausgeglichen werden soll. Es kann eben nicht Jeder so schildern, wie Fritz Wernick. Das sieht man recht deutlich aus dem kleinen Beitrage, den Woldemor Kaden zu dem in Rede stehenden Buche geliefert hat und durch den ein Vergleich herausgefordert wird, der im Interesse dieses sonst gewiß recht gewandten, kenntnißreichen und von den besten Intentionen beseelten Schriftstellers besser unterblieben wäre.

So geläufig er über das, was er gesehen hat, zu plaudern versteht, so eifrig er beflissen ist, durch poetische Citate, gelehrte Anmerkungen und Betrachtungen zu zeigen, daß er sich mit seinem Gegenstande ernsthaft beschäftigt hat, — das, was er eigentlich soll und wol auch beabsichtigt, uns den Gegenstand selbst vor die Seele zu stellen, das vermag er nicht. Er giebt eine Menge Einzelheiten, die aber durchaus nicht zu einem Ganzen krystallisiren wollen; er ist überreich an Bildern und schmückenden Beiwörtern, aber es gelingt ihm kein Bild. Wir erfahren von ihm in dem vorliegenden Werke alles mögliche Interessante über Ragatz und Pfäfers, Interlaken, Montreux und Leuk, aber wir sind nicht im Geiste „dort gewesen". Und das können wir von allen den Orten sagen, die uns Fritz Wernick geschildert hat. Mit seinen Augen sehen wir besser als wir mit unsern eigenen gesehen haben oder gesehen haben würden. Und wer mit Genuß und Nutzen reisen will, der lerne von ihm sehen und verstehen!

— 1) Unter den Linden. Romant. Volksschauspiel aus der Vorzeit Berlins von Julius Große und Eugen Friese. 2) Die Andreasnacht. Romant. Volksschauspiel aus Sachsens Vorzeit von Eugen Friese. Dresden, R. v. Grumbkow's Hof-Verlag. — Wir haben es hier mit zwei Dramen zu thun, von denen ich nur das letzterwähnte für bühnenfähig halte. Julius Große ist einer unserer besseren Dichter und genießt als Romanschriftsteller, als Epiker und Lyriker einen ausgezeichneten Ruf, seine Achillesferse war aber stets seine Vorliebe für die dramatische Literatur, und die ganze Reihe von Dramen, die er gedichtet, sind zwar reich an poetischen Schönheiten, als Bereicherung des Bühnenrepertoires können sie nicht gelten. Es ist somit für Eugen Friese keine gute Vordedeutung, daß dieser namhafte Epiker als Mitarbeiter auf dem Titel des erstern romantischen Volksdramas figurirt, dessen Figuren mit kaum einer Ausnahme bloße Schemen sind und dessen Handlung sich um keinen bestimmten Punkt concentrirt und sich nicht nothgedrungen aus sich selber, aus den Charakteren entwickelt, sondern mehr oder weniger äußerlich vom Zufall fortgetrieben wird; wo aber vor allem in einem Drama keine einzige Person vorhanden ist, wie hier, welche im guten oder schlimmen Sinn unser Interesse von Anfang an erregt, da hat das Drama seinen Zweck verfehlt. Auch die Diction, so poetisch schön sie meist ist, ist nicht selten mißlungen, und die gereimten Jamben nehmen sich gar oft aus, als gingen sie auf Stelzen, so daß man sich an manchen Stellen verwundert fragt, ob daran derselbe Julius Große mitgearbeitet habe, dessen schwungvolle Kriegslieder uns auch in der Form den wahren Meister bewundern lassen. Möglich, daß das Drama „Unter den Linden" bei vorzüglicher Besetzung in Berlin und der Mark einigen Erfolg hat, für das deutsche Theater als solches scheint es mir kein Gewinn. — Dagegen ist das zweite Drama „Die Andreasnacht", das Eugen Friese allein zum Verfasser hat und in Prosa geschrieben ist, ein glücklicher Wurf, und scheint, nach dieser Probe zu urtheilen, Friese berufen, das so wenig gepflegte Volksschauspiel noch mit manchem guten Stück zu bereichern. Obwol auch „Die Andreasnacht" noch kein vollendetes, in sich völlig abgerundetes Bühnenwerk ist und die Motivirung der Handlung sich gleichfalls nicht immer mit zwingender Gewalt aus den Charakteren ergiebt, so haben wir doch hier wenigstens Charaktere und eine wirklich dramatische Handlung, welche sich in spannender, meist folgerichtiger Weise aufbaut und abwickelt, und vor allem auch eine echt dramatische, ja tragische Grundidee. Denn daß der wider Willen zum Henker ernannte Claus Polster (das Stück spielt in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Meißen), wegen seines ehrlosen Gewerbes gebrandmarkt, sich unerkannt das Herz eines reichen Bürgermädchens gewinnt und diese trotz aller Ränke seiner Gegner zuletzt als Siegespreis erhält, das ist gewiß ein für das Drama dankbarer Stoff, der Gelegenheit zu den effectvollsten, ergreifendsten Scenen giebt. Und Friese hat es glücklich verstanden, diesen Stoff bühnengemäß zu bearbeiten, derart, daß sein Drama auch höher gespannte Erwartungen rechtfertigt. Namentlich ist die Figur des Sebastian v. Reibisch, dieses alten Haudegens, durch dessen Eingreifen die Ehe zwischen Claus und der schönen Liesbeth ermöglicht wird und der den eigentlich treibenden Factor in dem Stück bildet, von unbedeutenden Auswüchsen abgesehen, dem Dichter vortrefflich gelungen, aber auch das Liebespaar und die Nebenfiguren, bis zu den nebensächlichsten, muthen uns an wie Menschen von Fleisch und Blut und greifen in wirksamer Weise in den gesunden Organismus der Handlung ein.

Karl Siegen.

Silbermann-Stiftung zu Frauenstein.

Im Anschluß an den Artikel in Nr. 64 d. Bl. über „Gottfried Silbermann's erste Orgel in Sachsen" dürfte es beim Herannahen des 200. Jahrestages seiner Geburt (14. Jan. 1683) an der Zeit sein, auf eine Stiftung seines Namens aufmerksam zu machen. Dieselbe entstand vor nun bald zwanzig Jahren auf Anregen des Superintendenten Dr. Haan zu Leisnig, früheren Rectors in Frauenstein, und des dasigen Organisten, Rector Köhler. Am Geburtshause der Gebrüder Andreas und Gottfried Silbermann in Kleinbobritzsch bei Frauenstein, an der Klingenberg-Frauensteiner Poststraße, wurde unter entsprechender Feierlichkeit eine Gedenktafel angebracht. Der Ueberschuß der gesammelten Gelder wurde verzinslich angelegt, mit der Bestimmung, von den Zinsen junge Leute aus Silbermann's Geburts- und Heimathskirchorten, Kleinbobritzsch und Frauenstein, die zum Orgelbau Talent zeigen würden, zu unterstützen, womöglich von Silbermann's 200. Geburtstage an, wenn jener Ueberschuß durch Zins auf Zins und durch erhoffte weitere Beiträge die Höhe von 300 Thalern, jetzt 900 Mark, erreicht haben würde. Mit den bisherigen Zinsen beträgt indeß das Stiftungscapital erst 806 ℳ 44 ₰. Fernere Zuschüsse zur Verwaltungsstelle (der Stadtcasse zu Frauenstein) würden daher sehr erwünscht sein und wird darum hiermit gebeten. Dem Amtskalender für ev.-luth. Geistliche im Königreich Sachsen (Frankenberg, C. G. Roßberg), dessen Redaction in dem nun bald auszugebenden Jahrgang 1883 einen Artikel über G. Silbermann und seine Orgeln zu bringen beabsichtigt, sind dazu auf ihr Ersuchen, außer einem Schriftchen von Janke: „Gaben für Geist und Gemüth" (Leipzig, H. Fritzsche), worin sich ein Verzeichniß der ca. 50 Silbermann'schen Orgeln findet, mehrere Unterlagen aus Frauenstein u. a. O. zugegangen. Jene erste in Sachsen, deren romantische Entstehungsgeschichte die Leser d. Bl. dem Hrn. „W. H." in Nr. 64 verdanken, wurde bald nach ihrer Erbauung bereits im Jahre 1728 durch Frauensteins zweiten Stadtbrand schwer beschädigt, doch noch vom Meister selbst 1729 wieder hergestellt. Sie war ein bescheidenes Werkchen, auf der zweiten Empore der Stadtkirche dicht unter der damals flachen Decke gleich einem Schwalbennest angeklebt. Nach anderthalbhundertjähriger Bewährung von den Flammen der dritten Feuersbrunst, welche mit dem Kern des Städtchens auch die obere Stadtkirche bis auf die Umfassungsmauern in den ersten sechs Stunden des 3. October 1869, eines Sonntags, in Asche legte, abermals und zwar gänzlich zerstört, hat sie der Kirchenvorstand, unter dem Vorsitz des Unterzeichneten, durch ein von Kreuzbach in Borna errichtetes, viel umfänglicheres und gewaltigeres Werk, mit Benutzung der bedeutenden Fortschritte, welche die Orgelbaukunst seit Silbermann gemacht hat, ersetzen lassen.

Frauenstein, im August 1882. Lic. Dr. Hasse.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 71. Sonntag, den 3. September. 1882.

Inhalt: Nachträgliches aus Bayreuth, mitgetheilt von Hans Marbach. — Ueber die Entwickelung der Freiberger Hüttenwerke, von Oberbergrath Merbach. — Bücherbesprechungen (Geschichte der Vertheidigung des Christenthums, von Dr. theol. Haan. Grundlinien christlicher Ieenit, von Dr. Hasse. Sterne und Menschen, von Rudolf Falb. Lexikon des Handels- und Gewerberechts für den Kaufmann und Gewerbetreibenden, von Dr. Löbner). — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Nachträgliches aus Bayreuth.

Mitgetheilt von **Hans Marbach.**

Schon einmal ist in diesen Blättern von Wagner's „Parsifal" die Rede gewesen. Damals durfte man es allenfalls noch wagen, einen Protest laut werden zu lassen. Selbst die überzeugtesten Wagner-Verehrer mochten sich im Stillen bangend fragen, ob dem Meister noch einmal der große Wurf gelungen sei; ob diese gewaltige Schaffenskraft nicht doch nachgelassen habe; ob das zu Erwartende nicht doch eine bloße abgeschwächte Wiederholung des schon Dagewesenen sein würde. Dazu kam, daß der Reiz der Neuheit, welcher zu dem Gelingen der ersten Festspiel-Aufführungen in Bayreuth gewiß Vieles beigetragen hatte, dieses Mal wegfiel; es verlautete auch schon, daß sich kaum zu den drei ersten Vorstellungen ein hinlänglich zahlreiches Publicum einfinden würde, um die Temperatur, die zu einem vollen Erfolge nöthig ist, zu erzielen. — Alle diese Befürchtungen haben sich nun als grundlos herausgestellt. Das Wagnerthum hat auf der ganzen Linie triumphirt. Wo soll man nun den Muth hernehmen, noch einmal seine Stimme zu erheben, oder vielmehr nicht zu erheben, sondern nur den leisen Zweifel auszusprechen, ob das von so Vielen als vollendet Gepriesene auch wirklich das sei, was den höchsten Anforderungen, die man an ein Kunstwerk stellen könne, genüge?

Wir sind zwar an dieser Stelle nicht der Gefahr ausgesetzt, daß uns ein enragirter Wagner-Apostel, um uns eines Besseren zu belehren, als ultima ratio das berüchtigte Bayreuther Bierseidel an den Kopf wirft. Auch würde es uns nicht allzusehr bekümmern, wenn man uns der Gesinnung ziehe, die Shakespeare's Cassius verräth, wenn er vom Cäsar sagt:

> Ja er beschreitet, Freund, die enge Welt
> Wie ein Colossus, und wir kleinen Leute,
> Wir wandeln unter seinen Riesenbeinen
> Und schaun umher nach einem schnöden Grab.

Der Neid ist gerade keine schöne Empfindung, aber sie ist in der Menschheit ziemlich verbreitet und es giebt viele sonst höchst achtbare Leute, die sie mit Vorliebe cultiviren und von ihr sogar zu löblichem Streben angespornt werden.

Aber was wir befürchten, ist ein Anderes. Es ist eine eigene Sache um alles Kritisiren und Aesthetisiren. Man steht da immer vor der höchst schwierigen, fast unlösbaren Aufgabe, einer Empfindung verstandesmäßigen Ausdruck zu geben. Man kann wol von allgemeinem Lob und Tadel auf immer speciellere Details eingehen und auf Das und Jenes, was uns gefällt oder mißfällt, mit dem Finger deuten, aber den eigentlichen Grund, weshalb Dies und Jenes diesen oder jenen Eindruck auf uns macht, vermögen wir kaum zu entdecken. Der gelehrteste und feinfühligste Musikkritiker wird oft in der Lage sein, sich nicht deutlicher verständlich machen zu können, als der schlichteste Laie, der sein Urtheil symbolisch dadurch zu erkennen giebt, daß er in die Hände klatscht oder sich die Ohren zuhält. — Und dazu kommt noch, daß man selbst im günstigsten Falle immer nur von denen verstanden wird, die uns oerstehen wollen.

Solche Bedenken mögen wol einen kunstverständigen Freund, der einigen Aufführungen des Parsifal beiwohnen wollte, und den ich bat, mir einen ausführlichen, zum Abdruck in diesen Blättern bestimmten Bericht über dieselben zu schreiben, bewogen haben, mir diese Bitte abzuschlagen. Auf mein Drängen sagte er mir nur zu, mir seine Eindrücke in einem Briefe kurz zu schildern, den ich, wenn er mir nach Form und Inhalt dazu geeignet erscheine, den Lesern dieser Blätter mittheilen dürfe. Ich hoffe mir den Dank wenigstens einiger derselben zu verdienen, wenn ich im Folgenden von dieser Erlaubniß Gebrauch mache. Der Brief lautet:

Lieber Freund!

„Nach dem Parsifal giebt es Niemand mehr, der nicht an Wagner glaubte", sagte mir ein zuversichtlicher Anhänger der Sache Wagner's, indem er meinen skeptischen Sinn zu bekehren und mich zu überreden suchte, das Bayreuther Ereigniß selbst zu erleben. Nun, Sie wissen, ich habe mich überreden lassen; daß die Bekehrung aber noch immer ausgeblieben ist, das brauche ich Ihnen nicht erst zu versichern. Wir haben ja oft genug diese Dinge durchgesprochen und uns gewunderl, daß ein so einfaches Sachoerhältniß so viel Streit und Verwirrung hervorrufen kann. Was heißt es denn, an Wagner glauben oder nicht glauben? Muß denn der Eindruck, den man von einem Wert empfängt, welches das äußere Gewand eines Kunstwerkes trägt, ein künstlerischer sein? Ich meine, unsere Zeit lieferte Beispiele genug von dem Gegentheile. Und ist es nicht selbstoerständlich, daß Derjenige, der wesentlich für künstlerische Eindrücke empfänglich ist, wenig berührt wird von Wirkungen, die die gewaltigste Macht auf andere Gemüther ausüben? Das Werk Wagner's wird als ein Beweis der künstlerischen Kraft unserer Zeil angesehen, seinen Erfolg betrachtet man als ein Zeugniß, daß den Menschen auch heutzutage künstlerische Empfänglichkeil innewohnt. Die Wenigen, die das Gegentheil behaupten, haben Recht und werden Recht behalten, aber sie irren ihrerseits, wenn sie meinen, sie könnten ihre Ueberzeugung da zur Geltung bringen, wo alle Vorbedingungen zu einem Verständniß derselben fehlen. Man mag die Macht, die Wagner ausübt, als ein Verhängniß betrachten; gegen ein Verhängniß giebt es aber keinen Widerstand; man muß es sich vollziehen lassen und anderer Zeiten harren.

Doch dies Alles wollen Sie nicht von mir wissen; wir sind ja über diese Punkte einig. Den Eindruck sollte ich Ihnen schildern, den das Werk macht, unbekümmert darum, welcher Art dieser Eindruck ist. Und dieser Eindruck ist oorhanden, groß, einheitlich, gewaltig, wie er so vielfach schon geschildert und gepriesen worden ist. Nur wer sich absichtlich

Digitized by Google

verhärtet, wird sich diesem Eindruck entziehen können. Die ersten Klänge, die wir vernehmen, entführen uns der herkömmlichen Gewohnheit des Daseins; sie beflügeln unsere Seele, daß sie sich erheben kann in eine Welt, die wir nicht kannten und die ein seherischer Geist vor uns aufzuthun scheint. Der Vorhang öffnet sich und wir treten ein in diese Welt. Nicht wie ein Schauspiel zieht sie an uns vorüber; wir vergessen, daß wir da sind, um etwas zu hören und zu schauen, was vor uns und für uns vorgeht; die Vorstellung der Bühne versinkt, der Vorgang selbst überwächst die Bühne, erfüllt das Haus; die Schranken versinken, in die er eingeschlossen ist; das Bewußtsein schwindet, daß da draußen noch eine andere Welt ist, der wir angehören; wir sind entrückt, und fühlen uns einem Erlebniß hingegeben, dergleichen wir noch niemals erfahren haben. Bis zu Ende bleiben wir unter diesem Bann. Wie ein gewaltiges Instrument, von unsichtbaren Händen gespielt, sendet das Orchester seine Klänge herauf, umgiebt uns gleichsam mit einem großen fluthenden Element der Töne, von dem wir getragen werden von Bild zu Bild, von Vorgang zu Vorgang. Das Fremdeste erscheint uns nun bekannt, das Wunderbarste möglich. Wir fühlen die Leiden des Amfortas; wir erleben die ersten Dämmerungen der Erkenntniß in der unkundigen Seele des Parsifal; wir sehen ihn eintreten in den schimmernden Tempel des Gral und Zeuge werden des geheimnißvollen Wunders. Wir fühlen, wie ein dunkles Sehnen ihn hinzieht zu der Gemeinde, die er staunend zum ersten Male erblickt, mit ihr eines Heiles theilhaftig zu werden, das er noch kaum begreift. Offen liegt sein Inneres vor uns, da er von dem dunklen Bewußtsein zurückgehalten wird, daß er noch ein Fremdling ist in dieser Genossenschaft, daß er vielleicht berufen ist, aber noch nicht auserwählt. Er kehrt zurück in die unheilige Welt und theilnahmvoll begleiten wir ihn auf seinem Prüfungsgang. Wie oft ein Erlebniß der Kindheit ein bedeutungsvolles Vorspiel der Kämpfe des Lebens ist, so erscheint uns die Bedrängniß, in die Parsifal durch die Blumenmädchen in Klingsor's Zaubergarten geräth, wie ein solcher kindlich unschuldsvoller und doch vorbedeutender Vorgang; wie ein märchenhaftes Spiel zieht er an uns vorüber. Ihm folgt die ernste Versuchung durch Kundry; Parsifal reift zum Mann und in diesem ersten Kampf zeigt sich seine Bestimmung: nicht hinabgezogen wird er von den verführerischen Mächten des Lebens zu thatenlosem Genuß, zu erschlaffendem Verderben; wie erleuchtet von oben wird er sich der höchsten Fähigkeit seines Herzens bewußt, der Fähigkeit mitleidsvoller Liebe. Sie ist es, die ihn aufwärts führt durch alle Leiden und Irrnisse des Lebens, die ihn von Stufe zu Stufe emporgeleitet bis zu seiner höchsten welterlösenden Bestimmung. Wir folgen ihm auf dieser aufsteigenden Bahn; wir sehen ihn zurückkehren in den heiligen Bezirk, den er frühe betreten hatte, ohne ihn doch besitzen zu können; nun scheint er uns hier kein Fremdling mehr zu sein; ein heimathliches Gefühl überkommt ihn, da die ersehnten Hallen sich vor seinen Blicken wieder öffnen. Eine unaussprechliche Beruhigung und Beseligung erfüllt uns bei den letzten Vorgängen, die sich vor uns vollziehen. Indem wir sehen, wie Parsifal den Fluch von Kundry, das Leiden von Amfortas nimmt und selbsterlöst Erlösung bringt, glauben wir ein besonderes Heil errungen, ein höheres Dasein gewonnen zu haben. Der Vorhang schließt sich zum letzten Male; noch einmal steigt die Fluth der Töne auf, dann sinkt sie in sich selbst zurück, wir sind uns selbst und dem Leben zurückgegeben.

Schon diese kurze Schilderung sagt Ihnen, daß Alles, was den Werken Wagner's charakteristisch ist, hier seine höchste Reife und Vollendung erlangt hat. Sie können denken, daß mir Alles wieder mit erneuter Lebhaftigkeit vor die Seele trat, was so oft den Gegenstand unserer Gespräche bildete. Was das Streben und Schaffen Wagner's groß, epochemachend erscheinen läßt, das liegt so offen da, ist so begreiflich, erscheint so unwidersprechlich! Was ihn dagegen trotz alledem zu einem unechten Sohn der Kunst macht und den Widerstand Derer herausfordert, die sich keiner Täuschung hingeben, das beruht auf so feinen, unserer Zeit so fremden Ueberlegungen! Wer muß nicht diese selbstbewußte Kraft, diese staunenswerthe Entwicklung bewundern! Nahezu ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit diese große Laufbahn begonnen hat. Durch alle Wechselfälle des Schicksals hindurch, inmitten aller der Feindseligkeiten, die die wilde Welt dem Strebenden bereitet, hat dieser selbständige Geist seinen Weg verfolgt. Erst einsam kämpfend, allmälig Anhänger gewinnend, Mitstreiter unter seiner Fahne sammelnd, steht er jetzt an der Spitze ungezählter Schaaren, eine Macht unter den großen Mächten, die das geistige Leben der Zeit beherrschen. Er hat vollbracht, was als Wunsch in manchem Herzen lebte, als Forderung von manchem Munde ausgesprochen wurde; er hat inmitten der positiven und praktischen Tendenzen unserer Zeit ein ideales Gut geschaffen und es zu einem Werth gemacht, welcher leidenschaftlich gehütet und vertheidigt wird von Denen, die ihn besitzen und den auch Diejenigen immer eifriger begehren, die ihn bisher verwarfen. Er hat die Kunst aus einer unwürdigen Lage erlöst und ihr Werth und Wichtigkeit wiedergegeben. Waren wir nicht oft empört, wenn wir sahen, daß die Kunst unterthon geworden war der Vergnügungssucht, der modischen Liebhaberei, dem dünkelhaften Mäcenatenthum, der niedrigsten Speculation; wenn wir alle die Folgen sahen, die aus solchen Zuständen sich entwickeln mußten, das Emporkommen der Mittelmäßigkeit, den Erfolg persönlichen Ehrgeizes und äußerlichen Streberthums, die Verkümmerung, der das ernste Talent, die Verbitterung, der die Selbständigkeit und der künstlerische Stolz anheim fielen! Freilich hat dies nicht mit einem Male anders werden können; aber wenn Sie mit mir im Bühnenhause von Bayreuth gesessen hätten, Sie hätten mit mir zugeben müssen, daß hier ein großes Beispiel gegeben ist. Nicht dienend, sondern herrschend erscheint hier die Kunst, die ernste Angelegenheit, der sich Mitwirkende und Schauende unterordnen, das äußere Ereigniß und das innere Erlebniß, das Alles vergessen macht, was dem Einzelnen sonst wichtig scheint. Ueberschaut man von hier aus, welche Wandlungen Wagner im Widerspruche mit Herkommen und Gewohnheit in dem Verhältniß der Menschen zur Kunst erzwungen hat, so muß man erstaunen. Was sich scheu zurückgezogen hatte auf enge Kreise der Gebildeten, was sich mühsam fortpflanzte von Einzelnen auf Einzelne, was als ein besonderes Gut gehütet wurde von Solchen, die sich wie Fremdlinge in einer Zeit erschienen, der die Kunst fremd geworden war, das ist die öffentliche Angelegenheit des Volkes geworden. Wagner ist es, der die höchsten Fragen der Kunst wieder in den Vordergrund des allgemeinen geistigen Interesses gerückt hat, er ist es, der die gleichsam latente Begeisterungsfähigkeit der Menschen frei gemacht und einen Enthusiasmus entzündet hat, wie er wol überhaupt selten künstlerischen Leistungen gezollt worden ist.

Und noch mehr! Sie wissen, daß wir Alle die traurigen künstlerischen Zustände, die wir beklagten, als die nothwendigen Folgen der Erlahmung erkannten, die in der künstlerischen Production eingetreten war. Zahlreich waren die Talente, aber es waren Blätter an den Bäumen im Haine der Musen, keine Stämme. Die Fluthzeiten auf allen Gebieten der Kunst waren vorüber, nun ebbte es langsam und langsamer und immer unmerklicher wurde die Bewegung in dem gleichförmigen Element. Hat Wagner nicht eine neue Fluth heraufgeführt und sind dieser Fluth nicht Gestalten entstiegen, wie sie vormals nicht gesehen worden waren; leben diese Gestalten nicht im Bewußtsein der Gegenwart, werden sie nicht von der jungen Generation hinübergetragen in eine neue Zeit?

Alles dies haben wir ja immer gern zugegeben, wenn

es von Denjenigen geltend gemacht wurde, die uns von der Größe Wagner's zu überzeugen suchten. Auch mußten wir Diesen beipflichten, wenn sie sich gegen den Widerstand auflehnten, der der Person und den Werken Wagner's von vielen Seiten entgegengestellt wurde. Wagner hat jetzt die Begeisterungsfähigkeit der Jugend, die naive Empfänglichkeit des Volkes für sich. So lange er auf die Menge der sogenannten Gebildeten angewiesen war, ist ihm Gleichgiltigkeit und Ungerechtigkeit so wenig erspart geblieben, wie jedem Strebenden. Hier herrscht jene Trivialität, die keinen Aufschwung dulden will, weil sie selbst keines Aufschwungs fähig ist; hier lebt jener Haß gegen die Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit, weil die Eigenliebe unter der Anerkennung fremden Uebergewichtes leidet. Wer seine eigenen Wege geht und um des Werkes willen, das er vollbringen will, das Thun und Treiben der Menge flieht, der wird der Ueberhebung angeklagt; wer keine Concession macht, sondern Das, was er zum Gelingen seines Werkes für recht und nothwendig erkannt hat, unablässig fordert und allmälig durchsetzt, den schilt man eigensinnig und maßlos; wer, da er Anderes schafft, als die Menge, auch andere Bedingungen des Daseins braucht, der ist bis in sein innerstes persönliches Leben hinein nicht vor Anfeindungen und Verleumdungen sicher. Und wie ist das Urtheil beschaffen, dem man in diesen Kreisen begegnet! Schelten nicht Viele diese Kunst krankhaft und rühmen sich ihrer gesunden Natur nur deshalb, weil ihnen Alles krankhaft erscheint, was außerhalb der Enge ihres philiströsen Horizontes liegt? Werden die Werke nicht als ermüdend und langweilig von Denen verschrieen, die Unterhaltung bei den schalsten Erzeugnissen der mittelmäßigen Talente finden? Werden sie nicht als unsittlich von Denen gebrandmarkt, deren Begriffe von Sittlichkeit keine andere Grundlage haben, als den conventionellen Moralcodex? Aber auch bei Denen, die es sich zum Beruf machen, durch ihr Urtheil das Urtheil des Publicums zu bilden und zu bestimmen, finden wir mit wenig Ausnahmen falsche Standpunkte und engherzige Anschauungen. Erinnern Sie sich noch der Masse von Schriften, die nach den Bayreuther Nibelungen-Aufführungen im Jahre 1876 ans Tageslicht gelangten? Mit wie kleinen Maßstäben unternahm man es, eine große Sache zu messen. Und um ein Wesentliches klüger und größer ist man auch in diesen letzten sechs Jahren nicht geworden. Und endlich Diejenigen, die am competentesten erschienen, die künstlerischen Fachgenossen Wagner's, haben sie, wenn sie die neue Erscheinung verdammten, jemals Gründe vorgebracht, die uns überzeugend erschienen wären? Alle großen Künstler sind als Neuerer in ihrer Zeit aufgetreten und haben den erbitterten Widerstand Derer zu überwinden gehabt, die an den überlieferten Formen der Kunst hingen, aber in der neuen Ausdrucksweise dasselbe Streben nicht wiederzuerkennen vermochten, welches sich unter anderen Bedingungen jene Formen geschaffen hatte. Wie gern hätten wir unseren Zweifel an Wagner's Bedeutung durch sachliche Gründe zur Ueberzeugung von seinem künstlerischen Unwerth steigern lassen; aber wir mußten uns eingestehen, daß die Einwürfe, die gegen ihn geltend gemacht wurden, doch nur Nebensachen trafen, die Hauptsache aber, auf die es bei aller Kunst ankommt, unberührt ließen.

Lieber Freund, da sind wir eben wieder da angelangt, wo sich uns, wie schon so oft, die ganze Schwierigkeit des Urtheils zeigt. Ließe sich jener Hauptpunkt, auf den es in aller Kunst ankommt, mit einem Worte aussprechen, so wäre es leicht zu sagen, was man mit der Behauptung meint, daß Gehalt und Wirkung der Werke Wagner's nur zu sehr geringen Theilen künstlerischer Natur sind. Sich jenem Eindruck hinzugeben, dazu gehört ja im Grunde nicht mehr als ein empfängliches Gemüth; ein künstlerisches Organ ist dazu nicht erforderlich. Wir kennen Einzelne, die den geheimsten Sinn des künstlerischen Strebens in sich tragen; sie bleiben unberührt von all den Wirkungsmitteln, durch die sich Wagner des Menschen zu bemächtigen sucht. Jener Sinn aber ist heutzutage in der Menge der Gebildeten so gut wie der Ungebildeten durchaus unlebendig, und Wagner ist gerade darum der Mann seiner Zeit, weil die Art seiner schaffenden Fähigkeiten mit der Art der Empfänglichkeit zusammentrifft, die dem heutigen Publicum charakteristisch ist. Man braucht nicht so weit zu gehen, den Eindruck, dem sich die Menge hingiebt, für einen eingebildeten, unwahren zu halten, die Werke selbst auf äußerliche Motive und auf bloßes Geschick in der Verwendung künstlerischer Mittel zurückzuführen. Nein, die ergreifende Wirkung, die so Viele an sich spüren, ist so gut eine wahre, als sicher die Schöpfungen Wagner's, musikalisch und dichterisch, aus den letzten Gründen seiner Persönlichkeit stammen. Aber das Publicum ist immer geneigt, aus dem Grade seiner Ergriffenheit auf die künstlerische Bedeutung des Werkes zu schließen, von dem es sich ergriffen fühlt; es unterscheidet die Arten der Wirkung nicht, wenn es nur überhaupt eine Wirkung empfindet, und Sie wissen, daß wir uns oft genug darüber gewundert haben, Diejenigen der Kunst Wagner's unterliegen zu sehen, die wir sonst als eines künstlerischen Erlebnisses gänzlich unfähig erkannten. Es liegt in dem Schaffen Wagner's eine merkwürdige Consequenz; die natürlichen Lebensbedingungen der Kunst werden zur Seite geschoben und durch künstliche willkürliche ersetzt, damit ein Werk möglich wird, welches den Schein der Kunst trägt, ohne daß es doch von dem künstlerischen Triebe erzeugt wäre. Mich hat es immer befremdet, daß Etwas als die Bedingung künstlerischen Schaffens und künstlerischen Empfindens ausgegeben wird, was mir immer nur als ein glücklicher Nebenumstand erschienen ist: diese peinliche Construction der äußeren Form des sogenannten vollendeten Kunstwerkes, der Versuch, uns zu überreden, daß die Kunst zu ihrer höchsten Erscheinung nicht kommen könne, wo sie sich nicht vor allem diese Bedingungen erzwingt. Die Kunst, die im Leben steht, aus dem Leben herauswächst, jeden Boden benutzt, auf dem sie gedeihen kann, allen Verhältnissen sich anbequemt, wenn sie nur Raum zur Entwicklung hat, sie wird als künstliches Gewächs auf einen besonders zubereiteten Boden versetzt. Sieht man sich aber einmal der freien weiten Welt entzogen, so verfällt man der besonderen Welt, die Einem hier erscheint. Man steht wie unter einem Zauber; und wie man einen Natureindruck dadurch zu verstärken, zu vertiefen, die Erscheinung dadurch zu erfassen, sich anzueignen meint, daß man die Empfindung steigert, zu der man sich angeregt fühlt, so auch hier. Bis zu dem äußersten Maß wird unsere Empfindungsfähigkeit durch die Macht der Töne angespannt, um uns die Welt, die uns vorgeführt wird, zu einer so eindringlichen zu machen, daß wir uns selbst über ihr vergessen, in sie hineingezogen werden und in ihr zu einem neuen anderen Leben zu erwachen meinen. Wer darin sein Glück findet, sich dem Sinnlichen und der Empfindung hinzugeben, der wird sich in der Welt Wagnerischer Schöpfungen heimisch fühlen, und wenn er diese Welt für das Reich der Kunst hält, so wird er dasselbe um so mehr als über dem Reiche der Natur stehend ansehen, als es durch bedeutungsvolle und tiefsinnige Züge auch den denkenden Geist vielfach beschäftigt. Im Grunde aber unterscheidet sich diese Wirkung nicht von derjenigen, die die Natur selbst auf uns ausübt; es ist der Art nach eine Naturwirkung, keine Kunstwirkung, und wer dies einmal erkannt hat, über den wird der Zauber keine Macht mehr haben. Wir Alle haben an den großen Beispielen, die ja noch nicht so weit hinter uns liegen, gelernt, daß die Kunst nicht dazu da ist, den Menschen von Natur und Welt zu isoliren, ihn in Empfindungen zu versenken und ihn mit künstlichen Vorstellungen zu erfüllen. Ihre große oft gelöste und doch immer unendliche Aufgabe liegt vielmehr darin, dem Menschen die Sinne zu öffnen für Natur und Welt, ihn aus der Dumpfheit seines Sinnenlebens zu erlösen, die Welt, die unentwickelt in ihm, vor ihm liegt, zu einem Reiche geordneter, zu tausendfältigen

Bezügen sich verbindender, in tausendfältigen Sonderungen auseinander tretender Vorstellungen zu entwickeln. Wer die Kunst in diesem Sinne als ein erziehendes, bildendes, aufklärendes Element in sein Dasein aufgenommen hat, auf den wird die Kunst Wagner's keinen ergreifenden, erhebenden, sondern einen peinlichen, beengenden Eindruck machen; er wird erkennen, daß er hier nicht von der Natur zur Kunst emporgeleitet wird, sondern daß ihm an Stelle der Welt, in der wir Alle leben, die uns Allen angehört, eine künstlich gemachte, unwahre Welt aufgenöthigt werden soll.

Und betrachten wir diese Welt genauer, so entdecken wir, daß in ihr Mächte heraufbeschworen sind, die zu den verhängnißvollsten des menschlichen Lebens gehören. Sie kennen die großen Gegensätze unserer Zeit; dem beschränkten Uebermuthe verstandesmäßiger Erkenntniß, schulmäßiger Weisheit gegenüber regt sich allenthalben das irregeleitete Bedürfniß nach geheimnißvoller Vertiefung in die Räthsel der Welt, nach mystischer Erleuchtung. Diesem Bedürfniß kommt der tiefe Sinn entgegen, der die Dichtungen Wagner's durchzieht. Oft genug schon hat dieser finstere Geist die Gemüther der Menschen beherrscht, seine Wirkungen weithin geltend gemacht. Selbstgerechtigkeit, Unduldsamkeit, Fanatismus, Schwärmerei und Schlimmeres waren immer in seinem Gefolge. So bedenkliche Folgen von den Werken eines einzigen Mannes zu fürchten, ist vielleicht übertriebene Besorgniß; zudem ist das Beispiel, welches die Schaar der nächsten Anhänger Wagner's giebt, mehr komisch als bedenklich. Immerhin ist es bezeichnend, daß sich auch der Kunst Tendenzen bemächtigt haben, die sich allenthalben im geistigen Leben geltend zu machen suchen.

Ich breche hier ab, um Sie nicht allzu sehr zu ermüden. Noch Manches ging mir durch den Kopf, als ich das Bayreuther Haus verließ, als ich den Eindruck beobachtete, den die Menge empfangen hatte, als ich mir über die Wirkung Rechenschaft zu geben suchte, die ich selbst in mir spürte. Es war mir, als ob am nächtlichen Himmel plötzlich ein leuchtendes Phänomen erschienen sei, die Sterne verdunkelnd, von Vielen selbst für ein neues Gestirn gehalten; aber es verlosch und verschwand spurlos und die Sterne sandten nach wie vor ihr ewiges Licht hervor. Mit diesem Gleichniß wollen wir uns trösten!

Ihr C. F.

Ueber die Entwickelung der Freiberger Hüttenwerke.

Vom Oberhüttenverwalter, Oberbergrath **Merbach.**

Im Mulden- und Münzbachthal bei Freiberg finden sich alte Schlackenhalden, die durch ihre Anzahl wie Größe beredtes Zeugniß ablegen von dem großen Umfang, den das hiesige Hüttenwesen schon vor Jahrhunderten gehabt.

Eine große Zahl meist Privatpersonen gehöriger Hütten verschmolz die Erze des Freiberger Bergbaues.

Ein so außerordentlich zersplitterter Betrieb mußte natürlich sehr theuer und auf die Dauer unhaltbar sein, wir sehen daher seit 1530 verschiedene Hütten in landesherrlichen Besitz, andere zum Erliegen kommen. Noch immer aber zählte man 1587 acht Hütten, zu denen 1612 noch eine neunte hinzukommt.

Ueber den Betrieb dieser Hütten geben verschiedene Berg- und Schmelzordnungen, so eine von Churfürst August 1556 und von Churfürst Christian 1589 einigen Aufschluß, jedoch nicht eben erfreulicher Art, dieselben handeln vielfach von Bedrückung der Gruben, Brennmaterialverwüstung, schlechtem Schmelzgang u. s. w. und suchen durch die detaillirtesten Vorschriften Besserung zu schaffen.

Allein jeder Fortschritt wird bald darauf gehemmt durch die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges und der mehrfach in Freiberg auftretenden Pest, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn Berg- und Hüttenwesen fast dem Erliegen nahe kommen, fiel doch die Jahresproduction an Silber in dieser Zeit bis auf 2500 Pfd.

Den ersten und gar mächtigen Schritt zum Besserwerden that Churfürst August der Starke, König von Polen. In richtiger Erkenntniß, daß die Zersplitterung des Hüttenwesens vor allem verderblich sei, errichtete er durch ein Decret de dato Warschau, den 4. Mai 1710, die Generalschmelzadministration. Dieselbe bezweckte eine Centralisation des ganzen Schmelzwesens, schuf für alle Gruben eine Centralerzeinkaufsstelle, an welcher jeder Zeit unter strengster staatlicher Controle Erze nach fest normirten Taxen eingekauft wurden. Ebenso wurden für die Ermittelung der Metallgehalte im Erz besondere Vorschriften erlassen und so die Gruben vor der früher gewiß oft großen Willkür im Bezahlen und Probiren der Erze geschützt.

Die nächste Folge war, daß die Zahl der vorhandenen Hütten sich auf drei verminderte, diese aber an Umfang beträchtlich wuchsen.

Es waren dies die obere und untere Muldner Hütte, letztere der Sage nach aus dem 13. Jahrhundert stammend, seit 1825 vereinigt zur „Muldner Hütte", und die 1612 von den auf den mächtigen Halsbrückner Erzgängen bauenden Gewerken errichtete „Halsbrückner Hütte".

Die Art des Betriebes auf diesen Hütten war natürlich sowol bezüglich der benutzten Apparate als des ganzen Schmelzverfahrens noch sehr primitiver Art. Man verschmolz die silberhaltigen Erze unter Zuschlag von Bleierzen auf silberhaltiges Blei, Werkblei, unter Zuschlag von geröstetem Rohstein, den man gewann durch Verschmelzen von silberhaltigen Schwefelkiesen. Das Werkblei wurde abgetrieben und die fallenden Glätten zumeist zum Schmelzen zurückgegeben, da die zu Gebote stehenden Bleierze zur Extraction des Silbers nicht genügten. Daß von dem vorgelaufenen Blei fast nichts ausgebracht, vielmehr alles durch Verflüchtigung und Verschlackung verloren ging, kann bei diesem Verfahren nicht Wunder nehmen.

In den Jahren 1761 bis 1770 ergab sich durchschnittlich ein Bleiverlust von nicht weniger als 81,5 % und noch vor ca. 40 Jahren gewann man nur die Hälfte des vorgelaufenen Bleies; erst mit Einführung unserer neuen Hohöfen gelang es, den Bleiverlust auf ein Minimum zu reduciren, obgleich jetzt die Bleibestimmung in den eingekauften Erzen eine viel genauere ist, als früher.

Auffallen muß es dagegen, daß die aus den ältesten Zeiten stammenden Schlacken so metallarm sind, daß die Versuche der Neuzeit, dieselben nochmals zu verschmelzen, zumeist resultatlos verlaufen sind. Es wird dies nur dadurch erklärlich, daß man alle irgendwie schwierig zu verarbeitende Erze von den Hütten zurückwies und beim Schmelzen enormes Brennmaterial vergeudete.

Das allmälige Wiedererstarken des Berg- und Hüttenwesens documentirt sich dadurch, daß in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts die Silberproduction auf 20 000 Pfd. stieg, und so erfreulich dies war, so stieg mit ihr doch auch der Consum an Holz und Holzkohlen in besorgnißerregender Weise, denn abgesehen von den stetig steigenden Preisen stellte sich auf den Hütten zeitweilig Mangel an Holz ein.

Um so bedeutungsvoller mußte daher die in's Jahr 1784 fallende Einführung der Amalgamation auf Halsbrückner Hütte werden, eines Processes, der nur zu der vorbereitenden Röstung der Erze Brennmaterial erfordert, im Uebrigen aber, wie bekannt, das Silber auf nassem Wege mittels Quecksilber aus den Erzen abscheidet.

Digitized by Google

Das 1784 errichtete Amalgamirwerk ward 1792 durch Feuer zerstört, aber bald wieder aufgebaut.

65 Jahre ist es dann im Betrieb gewesen, hat in dieser Zeit einen nicht geringen Grad von Berühmtheit erlangt und einen gewaltigen Strom fremder Fachgenossen nach Halsbrücke gelenkt.

Die großen Fortschritte, die man im Schmelzwesen in neuerer Zeit machte, erschwerten dem Amalgamirverfahren die Concurrenz mit den Schmelzprocessen gar sehr und 1857 erlag es in diesem Kampfe.

Man kann aber des Amalgamirwerkes nicht gedenken, ohne zugleich zu erwähnen, daß in demselben die erste Leuchtgasfabrik des Continentes erbaut worden ist. Auf Anregung des Professors an hiesiger Bergakademie Lampadius, der bereits 1811 an seinem Wohnhaus, dem Hôtel zum rothen Hirsch gegenüber, eine Laterne mit Leuchtgas brennen ließ, von ihm Thermolampe genannt, ward 1815 auf dem Amalgamirwerk eine Gasanstalt errichtet. Die Originalzeichnung derselben ist noch vorhanden.

Daß es bei dem bereits erwähnten Mangel an Holz nicht an Versuchen gefehlt hat, dasselbe durch mineralische Brennstoffe zu ersetzen, bedarf kaum der Erwähnung. Versuche, mit Steinkohlen Erze zu rösten, scheinen schon in sehr früher Zeit gemacht worden zu sein. Ein Actenstück vom Jahre 1635 erwähnt derartige Versuche. Im Jahre 1820 consumirten die Hütten bereits 40 000 Centner Steinkohlen. Große Schwierigkeiten brachte die Einführung des Kokes an Stelle der Holzkohlen, die hierzu sehr gründliche Veränderungen der Gebläsemaschinen (Balgenkünste, Kastengebläse) erforderlich waren, allein schon im Jahre 1823 sehen wir die Holzkohlen fast ganz verdrängt. Läßt sich aus Vorstehendem ein stetiges Vorwärtsschreiten im Hüttenbetriebe erkennen, was in verminderten Metallverlusten, höheren Erträgen und damit zusammenhängend in vielfachen Erhöhungen der Erzbezahlungstaxen Ausdruck findet, so beginnt geradezu eine neue Periode mit Einführung der englischen Schmelzflammenöfen. Die Erbauung des ersten derartigen Ofens fällt in das Jahr 1845, in welchem zugleich auch von dem verstorbenen Oberhüttenvorsteher Wellner die sogenannten Doppelschachtöfen eingeführt wurden, die durch Brennmaterialersparniß, Ermöglichung längerer Schmelzcampagnen, das Schmelzwesen wesentlich förderten.

Die currente Einführung des Flammenofenprocesses fällt in das Jahr 1852. Ohne auf die Construction dieser Oefen und den in ihnen betriebenen Proceß näher einzugehen, ist nur zu erwähnen, daß dieselben hauptsächlich zur Verschmelzung armer Erze bestimmt waren: kiesige Erze, theils geröstet, theils roh, wurden mit silberarmen quarzigen Erzen und den noch Metall haltenden Schlacken der Schachtöfen auf Rohstein verschmolzen, d. i. ein Gemenge von Eisen, Silber, Blei mit Schwefel. Diese Arbeit trat also an die Stelle der alten in Schachtöfen betriebenen Roharbeit, die äußerst kostspielig war und eine Massenverarbeitung armer Erze daher nicht zuließ.

Die nächste Folge des Flammenofenbetriebes war, daß die Gruben arme Erze, die man früher zurückweisen mußte, in großen Mengen zur Hütte liefern konnten. Der Absatz derartiger Erze ist aber eine Lebensbedingung für viele Freiberger Gruben, da nach der Beschaffenheit der Erzgänge die Gewinnung armer Erze nothwendig ist, um neue reiche Erzmittel auszurichten.

Der Umstand, daß die Erzlieferung zu den Hütten vom Jahre 1845 bis 1865 von 200 000 auf 520 000 Ctr. stieg, spricht wol am besten für den gewaltigen Einfluß der Einführung der Flammenöfen.

Doch daß kein Licht ohne Schatten, sollte man auch hierbei bald erfahren. Denn mit Einführung der Flammenöfen beginnt zugleich eine sehr ernste Periode für die Freiberger Hütten.

Vergegenwärtigt man sich die enormen Erzmengen, die die Flammenöfen verschmolzen, daß der größte Theil des in diesen Erzen enthaltenen Schwefels und Zinkes verbrannte und durch die Essen ausströmte, so kann es nicht Wunder nehmen, daß eine derartige Rauchvermehrung auf die Umgebung der Hütten nicht ohne schädlichen Einfluß blieb. Die Art und Weise, wie von allen Seiten Ansprüche auf Vergütung dieser Rauchschäden geltend gemacht wurden, ließen bald die Unmöglichkeit, sich mit Entschädigungen zu begnügen, erkennen, es galt, sollte anders, wenn auch nicht die Existenz, so doch wenigstens die Fortentwickelung der Hütten nicht ernstlich bedroht sein, den Hüttenrauch unschädlich zu machen.

Die schädigenden Bestandtheile des Hüttenrauches sind schweflige Säure und Flugstaub, d. i. ein Gemenge von Erzstaub mit arseniger Säure, Blei und Zink in verschiedenen Verbindungen, welche Stoffe theils mechanisch durch den Essenzug aus den Oefen weggeführt, theils durch die hohe Temperatur bei den verschiedenen Hüttenprocessen dampfförmig entweichen.

Hiernach zerfallen alle die mannigfaltigen Versuche, den Hüttenrauch unschädlich zu machen, in 2 Gruppen und zwar:

1) in die Unschädlichmachung der schwefligen Säure,
2) in Auffangen des Flugstaubes.

Als das einzige sichere Mittel, die schweflige Säure unschädlich zu machen und zugleich zu verwerthen, erkannte man nach langen schwierigen Versuchen die Benutzung derselben zur Schwefelsäurefabrikation. Im Jahre 1857 errichtete man auf Muldner Hütte die erste Schwefelsäurefabrik. Obgleich dieselbe nur sehr bescheidene Dimensionen hatte, so waren doch die erzielten Resultate derartig, daß man in rascher Folge immer neue und größere Anlagen schuf.

Heute arbeiten auf den Freiberger Hütten 7 Bleikammersysteme mit 20 000 cbm Kammerraum und einer Tagesproduction von 1000 Ctr. Schwefelsäure. Erwägt man, daß sämmtliche Erze, deren Schwefel dieses Säurequantum liefert, früher wegen ihres Silbergehaltes eben auch verschmolzen wurden, so bedarf es wol keines weiteren Beweises dafür, daß die Schwefelsäurefabriken das kräftigste Mittel zur Unschädlichmachung des Hüttenrauches sind.

Für eine so gewaltige Säureproduction regelmäßig Absatz zu schaffen, würde wol unendlich schwierig sein, wäre nicht mit der Entwickelung der Schwefelsäurefabrikation ein jetzt mächtig blühender Industriezweig entstanden, die Fabrikation künstlicher Düngemittel, die nicht weniger als die Hälfte der ganzen Freiberger Production verarbeitet.

So ist denn das, was einst die Früchte der Felder im weiten Umkreis der Hütten mehr oder minder schädigte, zum Mittel geworden, unserem kärglichen Boden reiche Ernten abzugewinnen.

Der 2. Theil der Hüttenrauchfrage war die Gewinnung des Flugstaubes. An dieser Aufgabe ist seit ca. 30 Jahren gearbeitet worden und obgleich bisher viel erreicht worden ist, so regen die erzielten Resultate nur zu immer neuer Arbeit an.

Zunächst versuchte man die Abscheidung des Flugstaubes dadurch zu bewirken, daß man den Rauch von den Oefen weg in lange Canäle, ober- und unterirdische, und Kammern leitete, in denen derselbe sich abkühlen und seine Geschwindigkeit so weit vermindern sollte, daß sowol mechanisch fortgerissene Erztheile als auch die dampfförmig entweichende arsenige Säure ꝛc. sich niederschlagen konnten. Durch sehr hohe Schornsteine, z. B. einen von 60 m Höhe und 4 qm innerem Querschnitt, sollten dann die Gase in die Atmosphäre ausströmen, und glaubte man, sie würden dann so verdünnt sein, daß Schäden kaum durch sie verursacht werden könnten. So einfach dies schien, so schwierig gestaltete sich die Sache in der Ausführung. Alle früheren Versuche scheiterten an dem viel zu geringen Umfang dieser Condensationsanlagen, die Flugstaubablagerung war zu gering und die Wirkung der hohen Essen schien nur die zu sein, den Schaden in der

Digitized by Google

Nähe zwar zu vermindern, ihn aber auf größere Entfernungen fortzupflanzen.

Ebenso mußte man bezüglich des Materials zu diesen Canälen und Kammern vielfache, mitunter recht unangenehme Erfahrungen sammeln.

Jetzt haben die Freiberger Hütten einen Rauchcondensationsapparat von 22 000 cbm Fassungsraum und erzielen wir mit demselben sehr erfreuliche Resultate.

Ohne auf Specialitäten eingehen zu wollen, mag nur die Rauchcondensationsanloge auf Halsbrückner Hütte erwähnt werden. Dort machten verschiedene Verhältnisse die Errichtung eines hohen Schornsteins unmöglich und gelangte man daher bei Vergrößerung der Flugstaubkammern bald an den Punkt, wo die durch diese Kammern herbeigeführten Zugwiderstände vom Schornstein nicht mehr überwunden wurden, den Oefen also der erforderliche Zug fehlte. Deshalb hat man dort einen Ventilator in den Flugstaubcanal eingebaut von 5 m Durchmesser, von Eisen construirt; da aber die Rauchgase das Eisen angreifen, wenn die Temperatur derselben so niedrig wird, daß sich die in denselben enthaltene Schwefelsäure condensirt, so hängt der Ventilator an einer Stelle des Canals, wo der Rauch 350—400° C. hat. In dieser Temperatur arbeitet derselbe seit 2 Jahren tadellos Der in sämmtlichen Condensationsanlagen gesammelte Flugstaub bedurfte aber einer weiteren Verarbeitung, um das in demselben enthaltene Arsenik zu verwerthen und so entstand 1862 eine besondere Arsenikhütte, die zunächst nur aus Flugstaub weißes Arsenmehl darstellte, nach und nach aber auch arsenreiche Erze direct verarbeitete und daraus alle im Handel gewünschte Arsenikalien gewann.

Auch die seit 1857 begonnenen, aber erst seit circa 15 Jahren zum Abschluß gekommenen Versuche, Zink zu gewinnen, hatten zunächst nur den Zweck, den Hüttenrauch zu vermindern. Fast sämmtliche kiesige Erze der Freiberger Gruben sind zinkblendehaltig und beim Verschmelzen dieser Erze in Flammenöfen verbrannte das Zink und vermehrte die schädlichen Substanzen des Rauches. Eine separate Verarbeitung der Blenden unter Gewinnung von Zink mußte daher ebenfalls rauchvermindernd wirken.

Die günstigen Resultate, die man bei der Schwefelsäure-, Arsenik- und Zinkfabrikation zu verzeichnen hatte, ermöglichten es, in den Erzen Schwefel, Arsenik und Zink besonders zu bezahlen, wenn es bis zu einem gewissen Grade concentrirt zur Anlieferung gelangte. So wurde für die einst gefährlichsten Feinde unserer hüttenmännischen Processe im Jahre 1881 den Gruben die Summe von

161 000 ℳ.

bezahlt.

Der Gesammtwerth aller die Unschädlichmachung des Hüttenrauches bezweckenden Anlagen beziffert sich jetzt zu

2 885 000 ℳ,

und die Frage, was man damit erreicht, sind mit einigen Zahlen zu beantworten.

Mit diesen Anlagen producirte man 1881

298 000 Ctr. div. Schwefelsäuren,
22 500 " " Arsenikolien,
2 700 " Zink,

und gewann außerdem noch Blei und Silber im Flugstaub im Werthe von etwa 58 000 ℳ.

Der Gesammtwerth aller dieser Producte betrug

1 157 000 ℳ.

Die stetig wachsende Schwefelsäurefabrikation konnte auf die übrigen Hüttenprocesse, namentlich die Flammenofenprocesse, nicht ohne Einfluß bleiben. Denn wie erwähnt bedarf man zu denselben rohe Schwefelkiese, diese aber konnten mit größerem Vortheile auf Schwefelsäure verarbeitet werden. Leider ließen sich aber die Flammenöfen noch nicht entbehren zum Verschmelzen armer Erze und der von den Schachtöfen fallenden metallhaltigen Schlacken.

Daher muß die Einführung der Pilz'schen Hohöfen an Stelle der Schachtöfen im Jahre 1865 als ein außerordentlich wichtiges Ereigniß verzeichnet werden. Denn diese Oefen arbeiten so vorzüglich, daß man auch die ärmsten Erze in denselben mit Vortheil verschmelzen kann.

Mit der Einführung dieser Oefen fielen die Flammenöfen und seit 1867 benutzt man sie nur noch zur Verarbeitung kupferhaltiger Producte.

Neben diesen großen Umänderungen in den Hüttenprocessen möchte noch, ohne auf Specialitäten einzugehen, die Umwandlung der auf Gewinnung des Kupfers berechneten Processe, die jetzige Art der Werkbleiverarbeitung, die Einführung der Wismuthgewinnung, die Erbauung der Goldscheideanstalt 1864 auf Halsbrücke, die Darstellung rauchender und wasserfreier Schwefelsäure nach Winkler's Verfahren u. s. w. genannt werden. Daß sich die Freiberger Hütten bei ihrer steten Entwickelung mit den inländischen Erzen nicht genügen lassen konnten und daß man daher sein Auge auf Erzschätze des Auslandes, besonders Amerikas, richtete, dürfte nicht unerwähnt bleiben. Seit mehr denn 30 Jahren werden amerikonische Erze verschmolzen und immer erfreulicher gestalteten sich, trotz aller Concurrenz auch in diesem Geschäft, die Zufuhren. Die fremden Erze repräsentirten im Jahre 1881 zwar nur ca. 3 % des Gewichts aller verarbeiteten Erze, aber ca. 25—30 % des Gesammtwerthes.

Zum Schluß mögen das Bild der Entwickelung des Freiberger Hüttenwesens noch einige Zahlen markiren.

Ein Vergleich des Jahres 1881 mit dem Jahre 1765, für welches in der Festschrift für das 100jährige Akademiejubiläum durch den früheren Oberberghauptmann v. Beust die zu erlangen gewesenen Zahlen Aufnahme gefunden haben, ergiebt Folgendes:

In diesen 116 Jahren stieg die Erzverarbeitung von
76 494 Ctr. auf 643 898 Ctr.,
der Werth dieser Erze von
711 156 ℳ auf 6 104 066 ℳ.
Das Ausbringen betrug an Silber

1765:	1881:
10 156 Pfd.	78 267 Pfd.

Das Gesammtausbringen resp. Verkauf an Blei

1447 Ctr.,	99 212 Ctr., davon ca. 30 % verarbeitet zu Blech, Röhren, Schrot ꝛc.,

an Kupfer

533 Ctr.,	7793 Ctr. in 30 682 Ctr. Kupfervitriol.

Weiter ward 1881 producirt (verkauft)

318 Pfd. Gold,
2400 " Wismuth,
2678 Ctr. Zink,
22 500 " Arsenikalien,
302 340 " Producte der Schwefelsäurefabrik.

Der Gesammtwerth der Production betrug

1765:	1881:
940 413 ℳ,	9 587 416 ℳ.,

der Reinertrag

100 068 ℳ,	1 904 691 ℳ.

Diese Zahlen dürften ohne Zweifel einen erfreulichen Aufschwung des Hüttenwesens und nicht minder des Bergbaues constatiren. Dies muß aber um so mehr hervorgehoben werden, als auf dem Bergbau auch in neuerer Zeit ein schwerer Druck lastet. Die goldnen Früchte, die dem internationalen Handel und Verkehr durch die Einführung der Goldwährung reifen mögen, bezahlt Freibergs Bergbau mit einer Einbuße on der Silberbezahlung von ca. 600 000 ℳ pro Jahr.

Nicht minder wird für den Bergbau nachgerade besorgnißerregend die Entwerthung des Bleies, hervorgerufen durch eine Ueberproduction in Ländern, denen die Natur verschwenderisch gab, was sie uns kärglich zugemessen, und

die doppelt drückend wird, seit Nordamerika durch einen enorm hohen Einfuhrzoll auf Blei in wenig Jahren eine Bleihüttenindustrie großgezogen hat, die nicht nur den eigenen Bedarf deckt, sondern bereits nach Ländern exportirt, die früher auf Deutschland angewiesen waren.

Trotz alledem giebt uns ein Blick in die Vergangenheit das Recht, zu hoffen, Freibergs Berg- und Hüttenwesen werde auch ferner blühen und gedeihen und in der reichentwickelten Industrie unseres Vaterlandes eine hervorragende Bedeutung sich erhalten.

Bücherbesprechungen.

□ „Geschichte der Vertheidigung des Christenthums" betitelt sich eine jüngst vom Kirchenrath Dr. theol. Hoon im Verlag von Roßberg in Frankenberg herausgegebene Schrift. Daß der Titelausdruck: „Geschichte" nicht im strengen wissenschaftlichen Sinne einer genetischen Darstellung des Entwickelungsganges der christlichen Apologetik zu verstehen ist, lehrt schon ein flüchtiger Blick wie auf den Umfang (94 S.), so in den Inhalt des mit einer Menge von Namen, von Jahreszahlen und Citaten gefüllten Schriftchens. Der Verf. selbst hat daher auch wohlweislich in seinem Vorwort den Ausdruck: „Geschichte" dahin modificirt, daß er nur „Andeutungen" habe geben wollen. Wer nicht mehr verlangt, als dies, und sich mit einem ungefähren Umriß der Sache begnügt, auch allerlei anekdotenhafte Züge, von denen übrigens manche ganz interessant sind, mit in den Kauf nimmt, der wird finden, was er sucht, so insofern noch mehr, als der Verf. unter der Geschichte der Apologetik, gegen den herrschenden Sprachgebrauch, auch diejenige der Polemik innerhalb der verschiedenen christlichen Confessionen, die Darstellung ihrer Gegensätze, mit einbegreift. Daß der greise Verf. nicht eben sehr kritisch verfährt, beweist u. A. z. B., daß er unter den Freidenkern Jacob Böhme und weiterhin Schelling, Hegel, Oersted mit aufführt, dagegen unter den christlichen Apologeten Goethe und Napoleon I. nennt wegen einzelner apologetischer Aussprüche, in welchen diese die hohe Bedeutung des Christenthums und den unvergleichlichen Werth der Bibel anerkannt haben. Einen weniger bekannten Ausspruch Napoleon's, den der Verf. mittheilt, möchten wir hier wiederholen. Er sagt: „Das Dasein Christi ist, ich gebe es zu, ein ganz mysteriöses Gewebe, aber dieses Mysterium entspricht den Schwierigkeiten, die in allen Existenzen sind. Man verwerfe es, und die Welt ist ein Räthsel, nehmen wir es an, so erhalten wir damit eine wunderbare Erklärung der Geschichte der Menschen. Das Evangelium ist kein Buch, sondern ein Leben, mit einer Macht, die Alles überwältigt, was sich ihr entgegenstellt. — Es besitzt eine Jugend und eine Wärme, die zugleich auf das Verständniß einwirkt und das Herz durchdringt."

□ Der Verf. der Schrift: „Grundlinien christlicher Irenik", Lic. Dr. Hasse, hat die über dieselbe in Nr. 59 dieser Blätter erschienene Anzeige in einer „Replik" beanstandet, und zwar hauptsächlich insofern, als er in derselben den Unterschied zwischen „Henotik" und „Irenik", von welchem der Verf. ausgegangen, nicht genügend beachtet findet. Die Schuld dieses angeblichen Mißverständnisses trägt aber nicht der Rec., sondern der Verf. Denn das eben ist, und nicht blos nach der Ansicht des Rec., der Mangel der übrigens gelehrten Schrift, die im Einzelnen viel Treffliches enthält, daß der Verf., trotz der wiederholt ausgesprochenen Absicht, keine Henotik zu schreiben, doch in der Ausführung diesen Gesichtspunkt nicht festhält, und die Differenzen der beiden Confessionen, der lutherischen und der römischen, auszugleichen sucht, indem er sie verwischt, und dies nicht etwa blos in Nebendingen, sondern gerade in solchen Hauptpunkten, wie in der Lehre von der Rechtfertigung, von der Kirche u. a. Ein solches Verfahren dient aber vielmehr der „Henotik" als der „Irenik", die das Trennende anerkennt, aber über dem Trennenden, mitten durch die Dialektik der Gegensätze hindurch, die höhere Einheit sucht. Wenn weiter der Verf. sich darüber beklagt, daß der Rec. seine Broschüre in ein Verwandtschaftsverhältniß zu dem römischen Propagandablatt: „ut omnes unum" gebracht habe, so hat er die Anzeige mißverstanden; freilich, so wenig es sicherlich die Absicht des Verf. gewesen ist, den Tendenzen jenes Blattes zu dienen, so wird man doch thatsächlich auf römischer Seite seine Schrift mit diesen Bestrebungen in Verbindung bringen und sie wohlgefällig unter die Zeichen „kirchlicher Selbstbesinnung" in der protestantischen Literatur registriren. So berechtigt die Irenik ist, deren Stimme in keinem christlichen Zeitalter verstummen wird, bis das Ziel der Einen Kirche erreicht ist, und so sehr wir wiederholt die wohlmeinende Absicht des gelehrten Verf. anerkennen, so meinen wir doch, daß gerade der gegenwärtige Zeitpunkt, wo die römische Kirche im Vollgefühl ihrer Macht mit Prätentionen hervortritt, die das protestantische Ehrgefühl aufs Aeußerste verletzen, für irenische Tendenzen am wenigsten geeignet erscheint.

P. Sterne und Menschen. Skizzen und Glossen aus der Mappe eines Naturforschers. Von Rudolf Falb. A. Hartleben's Verlag. — Unter obigem Titel veröffentlicht der durch seine Erdbebentheorie bekannte Verfasser eine Reihe von Artikeln aus verschiedenen Gebieten der Astronomie. Namentlich sind es die Astrologie, die Nebulosen, Cometen und Sternschnuppen, die Chronologie und das Kalenderwesen, die er in den Kreis seiner Betrachtung zieht; zum Schlusse sind noch einige Capitel angefügt, die mehr allgemeineren Betrachtungen gewidmet sind. Der Verfasser hat sich nicht nur darauf beschränkt, die Resultate der Forschungen und die von Anderen hierauf gegründeten Hypothesen zu geben, sondern giebt stellenweise auch seine eigenen Anschauungen, worin vielleicht manchmal etwas mehr Reserve anzurathen gewesen wäre. Auch bei Erwähnung von Hypothesen Anderer hätte des Oefteren mehr hervorgehoben werden müssen, daß dieses eben nur Hypothesen sind. Der Laie, für den das Buch doch gerade geschrieben ist, wird sonst zu leicht verleitet, alles dieses für fest erwiesene Thatsachen zu betrachten, namentlich, wenn dabei noch Zahlenangaben in's Feld geführt werden. Zu bedauern ist überdem, daß der Verfasser bei den auf exacten Messungen beruhenden Angaben nicht immer die neuesten Werthe anführt; so ist z. B. Seite 64 für die Entfernung von Polaris noch der alte Struve'sche Werth gegeben. Wenn auch durch den Zusatz „Glossen" auf dem Titel manche Abschweifungen auf andere Gebiete und Freiheiten der Darstellung von vornherein gedeckt werden, so ist der Verfasser in dieser Hinsicht doch zuweilen entschieden zu weit gegangen. Redewendungen wie „die Pariser Akademie hat so lange den Fall von Meteorsteinen für ein Märchen erklärt, bis man ihr einen noch ganz heiß unter die Nase rieb" (S. 65) muß man mit aller Entschiedenheit zurückweisen; leider finden sich derartige Redeblumen nur zu häufig. Das ganze Capitel IV, welches die Sternbilder abhandelt und die Ueberschrift „die himmlische Menagerie" trägt, hätte in dieser Form lieber ganz wegbleiben können, da es entschieden den Eindruck einer „Bierzeitung" macht. Ebenso hätte für Capitel V nicht die unglückliche Form des Gespräches gewählt werden sollen, in welchem sich die eine Person sogar zu dem uralten Calauer versteigt: wohin sollten sich die Menschen flüchten, wenn der Mond abnimmt? — Im Uebrigen zeichnet sich der Verfasser durch eine sehr bilderreiche, von zahlreichen dichterischen Citaten unterstützte Sprache aus. Zum Schlusse nun noch einige Bemerkungen

über die in dem Buche enthaltenen Abbildungen, die sich weniger gegen den Verfasser als gegen Verlagsbuchhandlungen derartiger populärer Bücher im Allgemeinen richten. Die Beigabe von Abbildungen zur Erleichterung der Anschauung ist an sich eine sehr schöne Sache, die man nur begrüßen kann. Dabei muß aber vorausgesetzt werden, daß es sich um wirklich gute, die wirklichen Verhältnisse richtig darstellende Abbildungen handelt. Leider entsprechen aber in solchen populären Darstellungen manche Abbildungen der Wirklichkeit durchaus nicht und wirken nicht nur nicht erklärend, sondern sogar verwirrend. Statt solche mißlungene Zeichnungen erst nach aus anderen Büchern zu entnehmen, wie es wunderbarer Weise gerade bei solchen schauderhaften Abbildungen der Fall ist, hätte man besser gethan, sie lieber ganz wegzulassen. Hierher gehören die Figuren 6 und 8. An kühner Phantasie läßt auch Figur 13 nichts zu wünschen übrig, das Firmament des Saturn darstellend. Hier hat es der Zeichner sogar fertig gebracht, aller Wirklichkeit zum Hohn zwei Monde des Saturn fast neben einander zu zeichnen, von denen der eine voll ist, der andere aber erst eine ganz schmale Sichel bildet. — Abgesehen von den angezogenen Punkten ist das vorliegende Buch als recht interessant und lesenswerth zu empfehlen.

⊙ Die Reihe der Meyer'schen Fach-Lexica hat neuerdings einen erwünschten Zuwachs erhalten durch das Lexikon des Handels- und Gewerberechts für den Kaufmann und Gewerbetreibenden von dem Secretär der Handels- und Gewerbekammer in Zittau Dr. Löbner (Leipzig, Verlag des Bibliographischen Institutes 1882). In alphabetischer Reihenfolge werden in demselben die verschiedenen der Handels- und Gewerbegesetzgebung, dem Genossenschaftswesen, dem Marken-, Musterschutz- und Patentwesen, der Stempelgesetzgebung u. s. w. angehörigen Begriffe kurz erläutert, um den Angehörigen des Handels- und Gewerbestandes die Füglichkeit zu bieten, über die einschlagenden Gesetzesvorschriften aber die Bedeutung gewisser in denselben vorkommenden technischen Bezeichnungen mit Leichtigkeit sich orientiren zu können. Die einzelnen Artikel sind knapp gefaßt und zumeist dem Fassungsvermögen des Laien, d. h. des Nichtjuristen angepaßt; hier und da sind zur besseren Erläuterung der angezogenen gesetzlichen Bestimmungen Beispiele aus der Praxis, zweckmäßige Winke und die anzuwendenden Formulare beigefügt, auch statistische Notizen sind an geeigneter Stelle eingefügt. Selbstverständlich hat das Lexikon des Handels- und Gewerberechts einen rein praktischen Zweck und muß auch lediglich von diesem Standpunkte aus beurtheilt werden.

Leipzig, 31. Aug. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Barry, Die natürliche Theologie. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 4 ℳ.
Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo. Jena, Herm. Costenoble.
Brentano, Troia und Neu-Ilion. Heildrann, Gebr. Henninger. 2 ℳ.
Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 31.—33. Hft. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 50 ₰.
Burckhardt, Das Buch der jungen Frau. Leipzig, J. J. Weber. 2 ℳ.
Cavallerist'sche Briefe an einen Waffengenossen. Berlin, Wilh. Baensch. 5 ℳ.
Conservoline Normalschrift, Allgemeine, Auguste. Leipzig, J. C. Hinrichs. Viertelj. 2 ℳ.
Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 12. Hft. Wien, A. Hartleben. à 70 ₰.
Du Chaillu, Im Lande der Mitternachts-Sonne. 16. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 1 ℳ.
Freiberg, Führer durch, und die Muldner Hütte. Freiberg, J. G. Engelhardt.
Freudenstein, Das Reichs-Wuchergesetz. Minden, J. C. C. Brun. 3,50 ℳ.
Gesetz über die Gymnasien, Realschulen und Seminare ꝛc. Dresden, F. C. Meinhold & Söhne. 80 ₰.
Gilow, Dat Ball un de Preisters. Treptow a. d. Tollense, Chr. Gilow's Selbstverlag. 2 ℳ.
Goethe's Werke illustr. herausgeg. von H. Düntzer. 6. Lfg. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. à 50 ₰.
Göhinger, Reallexikon der deutschen Alterthümer. 14. und 15. Heft. Leipzig, Waldemar Urban. à 1 ℳ.
Gensse's Vortrag: Das Wesen der konservativen Partei und ihre Stellung zur Reformpolitik des Reichskanzlers. Marienburg, Otto Hald. 15 ₰.
Haan, Geschichte der Vertheidigung des Christenthums. Frankenberg, C. G. Rasberg. 1,80 ℳ.
Honeggee, Allgemeine Kulturgeschichte. 1. Bd. Leipzig, J. J. Weber. 7,50 ℳ.
Horn, Das Quellensuchen und das Quellenfinden. Kiel, Frdr. Berg.
Jskraut, Sedanfeier für Schule und Haus. 3. Aufl. Barmen, Hugo Klein. 40 ₰.
Kalender: Der Gesellschafter. Balkskalender für 1883. 43. Jahrg. Oldenburg, Gerhard Stalling.
Karten: Debes' Karte von Unter-Egypten ꝛc. Leipzig, Wagner & Debes. 1 ℳ. — Specialkarte des Kriegsschauplatzes: Von Alexandria bis Tanta. Gotha, Justus Perthes. 80 ₰.
Kleinpaul, Rom in Wort und Bild. 24. bis 26. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. à 1 ℳ.
Kneschke, Deutsche Lyriker seit 1850. 5. Aufl. 1. bis 3. Lfg. Leipzig, Rudolf Lincke. à 50 ₰.
Koller, Neueste Erfindungen und Erfahrungen. 9. Heft. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.
Kretschmer und Rahebuch, Die Trachten der Völker. 2. Aufl. 25. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag. 4 ℳ.
Krummacher, Johann Hinrich Wichern. Ein Lebensbild der Gegenwart. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 2,40 ℳ.
Küly, Die epistalischen Perikopen. 2. Bd. 1. Lfg. Marburg, N. G. Elwert. 2,50 ℳ.
v. Leixner, Unser Jahrhundert. 50. u. 51. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 ₰.
v. Leixner, Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen. 16. bis 21. Lfg. Leipzig, Otto Spamer. à 50 ₰.
Lindau, Bayreuther Briefe vom reinen Thaten. 2. Aufl. Breslau, S. Schottländer. 1 ℳ.
Lutherischen Conferenz. Für die Tage der, Drei Separatabdrücke aus der Zeitschrift: „Der Mecklenburger". Schwerin, A. Schmale.
Lynor, Zwei Frauen. Erzählung aus dem Leben. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 5 ℳ.
Maurer, Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte. Leipzig, J. J. Weber. 7 ℳ.
Muldenhauer, Das Weltall und seine Entwickelung. 14., 15. u. 16. Lfg. Köln, Ed. Heinr. Mayer. à 80 ₰.
v. Mayden und Fraubreger, Die Erfindungen der neuesten Zeit. 10. bis 16. Heft. Leipzig, Otto Spamer. à 50 ₰.
Neumann's geographisches Lexikon des Deutschen Reichs. 1. Lfg. Leipzig, Bibliographisches Institut. à 50 ₰.
Norderney, Das königl. Nordseebad. Eine Skizze von Cael Berenberg. Norden und Norderney, H. Braams.
Nordlandsfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen ꝛc. 22. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 2 ℳ.
Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. Aug. a. Breslau, S. Schottländer. Viertelj. 5 ℳ.
Poerot und Chipiez, Geschichte der Kunst im Alterthum. Deutsche Ausg. 4. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 1,50 ℳ.
Rlunác's Reisehandbuch für das Königreich Böhmen. I. u. II. Prag, Franz Rziwnatz. Jus. 9 ℳ.
Schuberth, Hand- und Hülfsbuch für Metallarbeiter. 6. bis 10. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.
v. Schweiger-Lerchenfeld, Die Adria. 5. bis 10. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.
Smiles, Georg Moore, ein Kaufmann und ein Menschenfreund. Aus dem Englischen von Aug. Daniel. Gotha, Frdr. Andr. Perthes. 6 ℳ.
Thomson, Expedition nach den Seen von Central-Asien 1878 bis 1880. Jena, Herm. Costenoble.
Tölle's Vorteag: Die Ideale des Lebens. Halle a/S., Eugen Strien.
Tormin, Bühnengeheimnisse. Berlin, E. Mecklenburg, Krausestr. 42.
Vollmöller, Sammlung französ. Neudeucke. 3.: Robert Garnier Les Tragedies. Heildrann, Gebr. Henninger. 3,60 ℳ.
Vom Fels zum Meer. Illustr. Zeitschrift. Sept.-Heft. Stuttgart, W. Spemann. Viertelj. 3 ℳ.
Wagner's Parsifal. Besprochen von Max Kalbeck. Breslau, Schletter.
Wasserversorgung, Preisgekrönte Abhandlung über die Frage: Wie ist die, für Feuerlöschzwecke in Kleinstädten und Dörfern zu organisiren? Chemnitz, Wilh. Adam.
Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung ꝛc. 9. u. 10. Heft. Leipzig, Rich. Lesser. Viertelj. 1,50 ℳ.
Wernick, Nach dem Süden! Wanderungen durch die Schweiz und die Riviera. Leipzig, Edwin Schlömp.
Willkomm, Führer ins Reich der Pflanzen. 2. Aufl. 11. u. 12. Lfg. Leipzig, Herm. Mendelssohn. à 1,25 ℳ.
Wuchergesetz siehe „Freudenstein".

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 72. Donnerstag, den 7. September. 1882.

Inhalt: Briefe aus Paris. — Bücherbesprechungen (Der Optimismus als Weltanschauung, von Julius Duboc. Procentische Zusammensetzung und Nährgeldwerth der menschlichen Nahrungsmittel, von Dr. J. Koenig. Leitfaden der Wechsellehre, von Friedr. Steinitz).

Briefe aus Paris.

(Die Leiden der Minister der Republik. — Tod des Generals Ducrot. — Von den Assisen. — Ein Ausflug nach Montmorency.)

** **Paris**, im August.

Ha, welche Lust, Minister zu sein! . . . Bei den unaufhörlichen Ministerwechseln, deren verwunderter Zeuge ich seit Einsetzung der dritten Republik in Frankreich, also seit nunmehr nahe an zwölf Jahren, gewesen bin und sehr berechtigter Voraussetzung nach noch mehrere Jahre hindurch sein werde, ist mir unwillkürlich die bekannte Arie aus der „Weißen Dame" mit dem oben angeführten umgeänderten Text eingefallen. Ich kenne hier einen alten liebenswürdigen Secretär in einem der Ministerien, einen Ministerial-Secretär, wie man bei uns sagen würde, hier nennt man ihn kurzweg monsieur le secrétaire, der nun schon seit den ersten Regierungsjahren Napoleon's III., seit 1853 mit immer gleich guter und heiterer Laune seines Amtes übt und der seit Einsetzung der dritten Republik, die ihm aus tiefstem Herzensgrund zuwider ist, bereits zwölf verschiedenen Ministern mit dem üblichen unterthänigen Morgengruß die eingegangenen Actenstücke, Briefe u. s. w. vorgelegt hat. Dieser alte, heitere Herr, der sich seinen französischen Humor glücklich bewahrt hat und der mit der Zeit ein vollkommener Philosoph geworden ist, sagte mir bei der vor einigen Wochen erfolgten Ernennung seines neuen, also nunmehr zwölften Ministers, der nebenbei ein sehr reicher Mann ist: „Was muß dieser unglückliche Mensch nur dem lieben Gott angethan haben, daß er mit einem Ministerportefeuille gestraft worden ist! Er hat eine halbe Million Franken Renten, was hilft ihm denn sein vieles Geld? Jeden Morgen mit dem Glockenschlage sieben Uhr kommt er mit noch verschlafenen Augen ins Ministerium und Abends um fünf Uhr hat er in der Regel noch nicht Zeit gehabt zu frühstücken. Um sieben Uhr würde er gern sein Diner einnehmen, aber Gott bewahre, das ist gerade der Moment, wo sich die einflußreichen Persönlichkeiten bei ihm melden lassen, weil sie glauben, daß sich um diese Zeit die Schaar der gewöhnlichen Bittsteller zurückgezogen haben wird; da nun diese einflußreichen Herren, meist Abgeordnete verschiedener Departements, alle denselben Gedanken haben, so kommen sie alle auf einmal; der unglückliche Minister weiß nicht, welchen er zuerst anhören soll; an seine Mahlzeit kann er unter diesen Umständen natürlich nicht mehr denken; er wirft hinter einer spanischen Wand ein paar Bissen eilig in den Mund und dann geht in der Regel das Gezänk los. Die einflußreichen Herren verlangen, daß er ihnen den Mond vom Himmel herunterlangen soll; den Gefallen kann er ihnen natürlich nicht thun, sie verlangen indessen, daß er ihnen sagen soll, warum er es nicht kann? Sie können sich denken, wie angenehm derartige Auseinandersetzungen sein müssen, noch dazu mit leerem Magen. Nach Mitternacht, oft erst lange nach Mitternacht, kommt auch für diesen Märtyrer der Augenblick der Ruhe; er ist in der Regel so müde, daß er kaum noch einen Fuß vor den anderen setzen kann und Einer von uns muß ihn an seinen Wagen führen, denn er bewohnt das Palais des Ministeriums nicht, in der ganz richtigen Voraussetzung, daß seine ministerielle Herrlichkeit nicht von langer Dauer sein wird. Am nächsten Morgen beginnt für ihn dasselbe Leben wieder und das dauert so lange, bis eine Laune der Kammer ihm sein Ministerportefeuille wieder entreißt; all seine Mühe, seine Arbeit, seine Dienstbereitwilligkeit bleiben somit ohne Lohn und ohne Anerkennung. Ich frage Sie, wie es möglich ist, daß ein Mann, der so viel Geld hat und ein so angenehmes Leben führen könnte, sich entschlossen hat, Minister zu werden?" Auf diese directe Frage des guten, alten, philosophischen Ministerialsecretärs fand ich keine andere Antwort als den Hinweis auf ein Stück im Theater Français, das in Jahresfrist bereits über hundert Mal gegeben worden ist und das immer noch großen Beifall findet. In diesem Stücke — „Le monde où l'on s'ennuye" von Pailleron — erscheint ein Unterpräfect, der auch gern Minister sein möchte; auf die erstaunte Frage warum? antwortet er: „Ja, ich möchte gern Minister werden, lediglich um nicht aufzufallen — pour ne pas me faire remarquer —." Ich meine, daß der Autor dieses erwähnten Stückes die ernste Frage des Ehrgeizes nicht ernst genug genommen hat. Der Ehrgeiz ist oft eine Tugend, öfter noch eine Schwäche und zwar eine sehr alte Schwäche des menschlichen Geschlechtes. Der Herzog von Saint-Simon, der seinen Namen durch seine classischen Mémoiren unsterblich gemacht, hat sein halbes Leben lang nach einem Ministerportefeuille unter Ludwig XIV. vergebens geschmachtet; wenn diese Sehnsucht bei einem so hervorragenden Mann entschuldigt wird, verdient sie bei untergeordneteren Menschen noch mehr Nachsicht.

Der Wunsch nach einem Ministerportefeuille würde mir allenfalls begreiflich erschienen sein in der ehemaligen Türkei, ich sage der ehemaligen Türkei, weil sich in der heutigen doch auch Manches geändert hat. Ein Sultan ging damals in den schattigen und duftenden Vorstädten seiner Residenz spazieren und gewahrte einen Gärtner, der seine Blumen begoß und dessen Gesicht ihm gefiel; er ernannte ihn sofort zu seinem Vezier oder Minister. Welch ein Glück für den Gärtner, der nebenbei fest darauf rechnen konnte, daß er ein sehr guter Minister sein werde, denn nach den damaligen türkischen Grundsätzen empfing jeder Türke schon durch die bloße Ernennung des Sultans die zu seinem Amte erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten. Dieser alte türkische Grundsatz hat gegenwärtig auch in dem modernen republicanisirten Frankreich Eingang gefunden, mit dem einzigen Unterschiede, daß hier die Sultanslaunen durch die vox populi vertreten werden. Ich will indessen keine weiteren Vergleiche zwischen der ehe-

maligen Türkei und dem modernen Frankreich anstellen; ich ziehe es vor, zu Ludwig XIV. zurückzukehren, der in seiner Weise auch ein Sultan war. Der glücklichste Minister Ludwig's XIV. war der Graf Chamillard, dem es gelungen war, durch sein vortreffliches Billardspiel die Gunst des Königs für sich zu gewinnen; man muß es doch wol als ein Glück bezeichnen, wenn es einem Manne gelingt, sich durch ein derartiges Talent bis zum Minister aufzuschwingen. Unter Ludwig XV. zeichneten sich die Ministerien durch ihre lange Dauer aus; der Graf Maurepas z. B. war unter diesem Monarchen mit kurzen Unterbrechungen vierzig Jahre hindurch Minister; also gerade neun und dreißig Jahre länger als der langlebigste Minister der dritten französischen Republik. Unter der großen Revolution war die Stellung der Minister keineswegs beneidenswerth; auch ihre Köpfe saßen damals nicht fest auf den Schultern. Die Glanzperiode für die französischen Minister war die Zeit der Restauration und der Regierung Ludwig Philipp's; damals hatte Frankreich das Glück, einzelne wirklich hervorragende Minister zu besitzen, die allerdings auch häufig wechselten. Unter Napoleon III. gewannen die Ministerien wieder mehr Dauer; der Kaiser hielt auf seine Ministerien und hielt sie. Der geradezu erschreckende Ministerverbrauch, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist erst mit der dritten Republik eingetreten; eine so häufige Wiederkehr von Ministerkrisen — vierzehn in zwölf Jahren — hatte man selbst in Frankreich noch nicht erlebt.

Es ist nicht leicht und wol auch keine sonderliche Freude, dieser Republik zu dienen, die ihre eifrigsten Diener wie ihre Vernunftanhänger mit der gleichen Undankbarkeit behandelt. Eines der am härtesten getroffenen Opfer dieser republicanischen Undankbarkeit war der vor ganz Kurzem verstorbene General Ducrot. Dieser General, der seinen Patriotismus bis zum Wortbruch getrieben hatte — ich spreche hier vom französischen Standpunkte aus und will diesen Wortbruch durchaus nicht entschuldigen —, ist für alle seine Aufopferung von der Republik bis an sein Lebensende mit Undank, mit verleumderischen Schmähungen, mit ungerechten Angriffen überhäuft worden. Der Feind, dem er sein Wort gebrochen, hat sich für diesen unglücklichen General edler und großmüthiger gezeigt als seine eigenen Landsleute, und ich bin überzeugt, daß man in Deutschland nicht wie hier auch noch seinen Sarg mit Schimpf belastet haben wird.

Der General Ducrot war einer der hervorragendsten Offiziere der französischen Armee; bei Sedan mußte ihm das Commando förmlich entrissen werden, um die Capitulation zu ermöglichen, von der er absolut nichts hören wollte. Aber auch nach diesem für sein Soldatenherz so schmerzlichen Ereignisse gab er die Hoffnung noch nicht auf; er brach sein Wort als Gefangener — ich wiederhole, daß ich diese Handlung in keiner Weise entschuldigen oder gar rechtfertigen will — und eilte nach Paris, um sich an der Vertheidigung der Stadt zu betheiligen und eine Armee neu zu organisiren. Aber auch hier blieben alle seine Anstrengungen erfolglos.

Wer wird jemals diese Belagerung von Paris beschreiben, die Victor Hugo in seiner Manier besungen hat! Die besten und geübtesten Analytiker schrecken vor dieser Aufgabe zurück; sie sagen sich, daß es noch zu zeitig ist; gleichzeitig gestehen sie sich wol auch, daß zu der Schilderung des damaligen Zustandes von Paris, namentlich des geistigen Zustandes dieser Stadt von zwei Millionen Menschen, die fünf Monate hindurch von der übrigen Welt abgeschnitten war, ein mehr als gewöhnliches Talent gehört. „Ein in Sparta verwandeltes Athen, war Paris bereit, sich unter seinen Trümmern zu begraben, um sich nicht ergeben zu müssen!" Diese lyrischen Lobsprüche sind übertrieben; man muß indessen zugeben, daß die Uebertreibungen im entgegengesetzten Sinne ebenfalls unwahr sind und daß Paris damals gethan hat, was es thun konnte. Niemals hat sich wol eine ganze Stadt einem einzigen Menschen vertrauensvoller hingegeben als Paris sich damals geradezu blindlings dem General Trochu anvertraut hat, der dieser Aufgabe in keiner Weise gewachsen war. Das moderne Babylon, wie es vielfach unverdient genannt wird, hat damals bewiesen, daß es jeder Aufopferung fähig ist; Alles aber schien vereinigt, um die große Stadt zu demoralisiren; der Vertheidigungsmuth, von dem sie durchglüht war, blieb unerkannt und unbenutzt; das hat die populäre Reaction hervorgerufen, die später ebenso entsetzlich wie verwerflich in die Commune ausartete. Man macht sich mit Recht über die Zimmer-Strategen lustig, aber alle Pariser, welche die Belagerung mitgemacht haben, und wenn man sie sämmtlich an die Mündung einer Kanone binden oder in einen Riesenmörser stampfen wollte, würden sich doch die feste Ueberzeugung nicht aus dem Herzen reißen lassen, daß der General Trochu damals hätte Paris retten können. Trochu war, glaube ich, die bitterste und empfindlichste Enttäuschung, die Paris jemals erlebt hat. Alle Hoffnungen waren auf diesen schönrednerischen General gesetzt, der, jedweder Größe entbehrend, ebenso unfähig war, die Stadt Paris zu vertheidigen, als er sich unfähig gezeigt hatte, die Kaiserin zu retten, die sich unter seinen Schutz gestellt hatte. Trochu war auch Ducrot's böser Geist, der sich von ihm leiten ließ. „Der Gouverneur von Paris wird nicht capituliren!" hatte der General Trochu feierlich erklärt; am nächsten Tage capitulirte Paris. „Ich kehre siegreich oder todt zurück!" hatte der General Ducrot vor der Schlacht von Champigny in einer Proclamation an seine Truppen versichert; er kehrte aber besiegt und lebend zurück; er hatte freilich Alles gethan, was in seinen Kräften gestanden hatte, um sein Wort zu erfüllen, während der General Trochu sich durch eine keineswegs loyale Ausflucht geholfen und einen anderen General an seiner Stelle hatte capituliren lassen. Wie oft sind den beiden Generalen diese unglücklichen Phrasen, allerdings nicht mit Unrecht, vorgeworfen worden! Der General Trochu ist so gut wie todt, er ist von der Welt verschwunden und hat sich in einem kleinen Städtchen in der Bretagne, in Quiberon, begraben; der General Ducrot ist wirklich todt; er ist nicht der Unglücklichere; sein Leben war vergiftet. Wie sehr er die fortwährend auf ihn gerichteten Angriffe empfand, beweist die von ihm ausdrücklich getroffene, fast rührende testamentarische Bestimmung, nach welcher er ganz in der Stille und ohne alle militärischen Ehren begraben sein wollte. Wenn man an die glänzenden Tage des Krimkrieges und des italienischen Feldzugs denkt, in denen der Verstorbene so viele Lorbeeren gepflückt hat, so kann man sich vorstellen, was dieser Veteran unter den später erlebten Niederlagen gelitten haben muß, zu denen sich noch die abscheulichsten und verleumderischsten Angriffe gesellten, die nur der Parteihaß zu ersinnen vermag.

Um in der Actualität zu bleiben, müßte ich eigentlich nun von dem Proceß Fenayrou sprechen, von jenem schaudervoll entsetzlichen Proceß, der ganz Europa beschäftigt hat und der sogar in amerikanischen Journalen illustrirt worden ist. Eine verheirathete Frau hat ihren Geliebten ihrem Manne geradezu ans Messer geliefert und sie hat mit ihrem Schwager zu dem Morde das Licht gehalten ... eine recht angenehme Familie! Die Leser dieser Blätter werden vermuthlich über diesen Proceß schon mehr gehört und gelesen haben, als ihnen vielleicht lieb ist; ich will mich also bei dieser empörenden Unthat nicht länger aufhalten und nur noch mittheilen, daß dieselbe gegenwärtig hier zu einem Drama verarbeitet werden soll; zwei Autoren streiten sich bereits um das Vorrecht dazu, denn jeder von ihnen behauptet, daß die erste Idee zu der schönen Arbeit von ihm ausgegangen sei; man weiß noch nicht, welchem die Palme zuerkannt werden wird; man ist indessen hier auf das Stück bereits sehr gespannt und es wird gewiß ein zahlreiches Publicum finden ... auch ein Zeichen der Zeit! Die Mörderfamilie wurde von den Assisen in Versailles abgeurtheilt. Die alte Stadt Ludwig's XIV., die jetzt eine ganz stille, friedliche Provinzialstadt ist, schien ganz bestürzt über diese un-

Digitized by Google

willkommene Ehre, die ihren Namen wieder für einige Tage in den Vordergrund drängte. Ich habe einer der Sitzungen dieses entsetzlichen Processes beigewohnt; der Andrang dazu war so gewaltig, daß man nur mit der größten Mühe einen Platz erobern konnte. Der Eindruck, den diese neugierige wilde Menschenmenge und der Anblick der drei Verbrecher auf mich machten, die den besseren Ständen angehörend „sogenannte" gebildete Menschen sind, war so peinlich, daß ich mich sehr bald aus dem Gerichtssaal flüchtete und hinaus eilte ins Freie, so weit als möglich von diesem düstern Bilde menschlicher Verirrungen und Greuelthaten. Das Herz that mir weh und für alle mittelbaren oder unmittelbaren Wunden des Herzens ist die Natur der beste Arzt.

Der Zufall, dem ich mich insofern überlassen, als ich mir vorgenommen, den ersten abgehenden Zug zu benutzen, führte mich in die gesegneten Fluren von Montmorency. Hier kam ich mitten in die Ernte. Die Schnitter sangen bei ihrer emsigen Arbeit ein altes Lied, dessen Refrain lautete:

Mariez-vous, car il est temps,
Belle rose du printemps.

Mit den Worten belle rose führten sie schöne Fioriturен und Triller aus, die das Echo von den nahen Hügelketten wiedergab und das Wort printemps bildete den Schlußaccord. Es war nichts Außerordentliches dabei, aber das schöne Landschaftsbild, dieses Fest des triumphirenden Sommers, dieses harmonische Ganze, in welches ab und an auch noch ein Lerchentriller leicht und melodisch tönte, machte in der Geistesstimmung, in der ich mich befand, einen sehr wohlthuenden Eindruck auf mich; ich suchte das schöne Bild festzuhalten und empfand wieder einmal ganz, welchen Zauber, welchen freundlichen und beruhigenden Zauber die Natur auf uns auszuüben vermag . . . . . Berühmtere Menschen als ich haben diesen Zauber voll empfunden und haben ihn glücklicher wiederzugeben vermocht. Montmorency, der Lieblingsaufenthalt Rousseau's, ist gerade der Ort, um dies zu bestätigen; die Erinnerungen an den großen Genfer sind hier noch sehr lebendig, wenn sie auch im übrigen Frankreich so ziemlich eingeschlafen sind. Wer liest heute noch die „Neue Heloise"? Man sagt, das Buch sei veraltet. Ist es nicht vielmehr der Geschmack des Publicums, der alt geworden ist? Die glühende, naive, glückliche Begeisterung früherer Geschlechter ist unserer Generation fremd.

In diese Reflectionen vertieft, gelangte ich an das freundliche Landhaus in Montmorency, das mir zur Sommerzeit öfters seine Thüre gastlich öffnet; ich begrüßte die mir befreundete Familie, die nach des Tages Last und Hitze am Abendtische versammelt saß; es wurde just ein Familienfest gefeiert; die glückliche und ersehnte Rückkehr des einjährig Freiwilligen, der im vergangenen Jahre in die Armee getreten war und sich nun bei den mütterlichen Fleischtöpfen von den ausgestandenen Strapazen erholte. Der schmucke, junge Mann holte von dem Credenztische im Speisezimmer die Weinflasche herab, die er nach einer alten französischen Sitte mit einem bunten Bande umwunden, vor seinem Abgange zur Armee, im vergangenen Jahre, dahin gestellt hatte. Dieser Flasche sollte nun der Hals gebrochen werden. Es stand noch eine andere mit einem bunten Bande umwundene Flasche auf dem Credenztische, die indessen vermuthlich nie heradgenommen werden wird, denn der Sohn des Hauses, der sie vor seinem Abmarsche nach Tunis dahin gestellt hat, ist nicht zurückgekehrt .... Ich wollte, Hr. Gambetta hätte den thränenvoll schmerzlichen Blick gesehen, den die Mutter nach jener Flasche warf; dieser Blick würde den pseudo-großen Mann vielleicht von seinen bramarbasirenden Kriegsgelüsten geheilt haben.

Bücherbesprechungen.

—ψ—. Der Optimismus als Weltanschauung und seine religiös ethische Bedeutung für die Gegenwart. Von Julius Duboc. Bonn, Verlag von Emil Strauß, 1881. (S. VIII, 399; 8°.) „Actio et reactio semper sunt aequales." Dieser Satz hat nicht nur auf dem physischen, sondern auch auf dem geistigen Gebiete seine vollste Geltung. Dem in der Romantik auf die Spitze getriebenen Idealismus mußte nothwendig und naturgemäß der Realismus folgen, dem Spiritualismus stellte sich der Materialismus entgegen, wie im Großen und Ganzen den Dichtern und Denkern die beobachtenden, nur der Erfahrung huldigenden Naturforscher; den Weg der Deduction kreuzte der der Induction, und so suchte auch die pessimistische Weltanschauung die optimistische zu verdrängen. Wenn jene diese zu überwinden drohte, so hat sie es weniger der Ueberzeugungskraft ihrer Argumente als vielmehr den Taschenspielerkunststückchen zuzuschreiben, mit denen sie verstanden hat, die Menge in unserem für solche Kniffe empfänglichen Zeitalter zu düpiren. Uns ist dabei immer der treffliche Holzschnitt von Karl Rethel in: „Auch ein Todtentanz aus dem Jahre 1848" in den Sinn gekommen, auf welchem der Tod beweist, daß ein Pfeifenstummel mehr wiege als eine Krone, indem er die Wage beim Zünglein anfaßt. — Der Verfasser des oben erwähnten Werkes nun, „als Atheist, der sich als solcher bekennt", aber dabei sich zu den Unüberlegten rechnend, „die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten", macht den Versuch, „sich gegen den Niedergang des religiösen Bewußtseins in der Gegenwart" zu richten. Zunächst ist es die „Erschütterung des Jenseits im Bewußtsein" mit allem, worin dieses seinen Halt und Bestand hat, also alle positiv religiösen Vorstellungen Gottes und der Unsterblichkeit, welche der Verfasser einer Betrachtung unterzieht. Er bemerkt dabei ganz richtig, daß unsere gegenwärtige Weltanschauung ganz besonders im „Diesseits" wurzele und dasselbe zu einseitig berücksichtige, jenes Gebiet des Seins, welches uns allerdings zunächst liegt und das wir aus der Erfahrung kennen und das uns begrifflich zugänglich ist, immerhin aber von der Seinstotalität nur einen Bruchtheil bildet. So spricht der Verfasser von dem „Jenseits" als einem „hehren Geheimniß", das aber durch unser viel zu ausschließliches modernes Leben im „Diesseits" erschüttert wird. — Darauf geht er auf den Sinn des „Seins im Optimismus" über und bemerkt hier: „Wie als das wesentlichste, charakteristische Merkmal der pessimistischen Weltanschauung das anzusehen ist, daß sie eine Entwickelung zum Besseren im und am Leben, eine Entwickelung, die den lebendigen Inhalt des Seins nicht fahren läßt, nicht preisgiebt, die sich also als eine fortdauernde Bejahung des Lebens im Weltproceß darstellt, in Abrede stellt, so ist umgekehrt als das charakteristische Merkmal der optimistischen Weltanschauung oder des Optimismus eben diese Ueberzeugung von einem Fortschreiten in der innerlichen Weltbewegung zu einem höheren vollkommneren Lebensinhalt anzusehen." In diesem zweiten Theile versucht nun der Verfasser das „Hehre als religiös-ästhetischen Eindruck gegenüber dem Weltganzen und außerhalb der positiven Religionsnormen" zu rechtfertigen. An die Stelle des sic volo sic jubeo-Principes des religiösen Wunschverlangens, sagt er, hat die Auffassung und Bewältigung des Thatbestandes zu treten. Diese Entwickelung trifft zuerst auf die ihr den Weg versperrende pessimistische Theorie und das Gebiet mehr oder minder verwandter Ansichten, deren Würdigung und Richtigstellung sie unternehmen muß. Sie versucht dann eine systematische Begründung des Optimismus als Sinn des Weltprocesses, wie wir oben angeführt haben. In dem dritten Abschnitt „die Preisgebung des Individuums" wird aus dem erwähnten philosophischen Standpunkte die Consequenz für das religiös-ästhetische Empfinden in Bezug auf

Digitized by Google

die auch vom Optimismus ja nicht zu leugnende aufgehäufte Noth der Individuen gezogen, während der letzte Abschnitt die Tragweite des religiösen Optimismus in Bezug auf das praktisch-sittliche Verhalten untersucht. Leider müssen wir uns versagen, auf die Auseinandersetzungen des Verfassers hier näher einzugehen, doch wird das von uns Angeführte wol schon genügen, um die Stellung desselben sowol im Allgemeinen, wie dem Pessimismus gegenüber zu kennzeichnen und die Tendenz der Schrift zu charakterisiren. Dabei können wir jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß derartige Untersuchungen, die „Caviar fürs Volk" sind, nicht vor das Forum der großen Menge gehören, die wol lauten, aber nicht zusammenschlagen hört, wie beherzigenswerthe Gedanken, freilich neben manchem Anderen, dem wir nicht beipflichten können, auch die interessante Schrift enthalten mag, deren Vorwurf aber nur in wirklich philosophisch gebildete Kreise gehört, während derartige Auseinandersetzungen für die Masse, auf welche die Form der Schrift berechnet ist, ganz unverdaulich, wenn nicht gar gefährlich und schadenbringend sind.

— Procentische Zusammensetzung und Nährgeldwerth der menschlichen Nahrungsmittel nebst Kostrationen und Verdaulichkeit einiger Nahrungsmittel. Graphisch dargestellt von Dr. J. Koenig, Prof., Vorsteher der agricultur-chem. Versuchsstation Münster. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1882. — Nach den maßgebenden Untersuchungen von Pettenkofer und Voit in München sind als die hauptsächlichsten Bestandtheile der menschlichen Nahrung Stickstoff-Substanz, Fett und Kohlehydrate anzusehen. Von diesen hat erstere die größte Bedeutung, insofern aus ihr das Blut, sowie die Gesammtheit aller Organe und Gewebe des Körpers gebildet wird. Sie unterliegt einem fortwährenden Zerfall und muß deshalb täglich ersetzt werden. Dagegen wird das Fett der Nahrung als solches im Körper abgelagert oder es wird zu Kohlensäure und Wasser oxydirt, resp. verbrannt. Die Kohlehydrate endlich zerfallen durchweg dem sofortigen Verbrennungsprocesse; Fett und Kohlehydrate können sich bis zu einer gewissen Grenze im Verhältnisse von 1,75 : 1 in der Nahrung ersetzen. Bei Mangel an Fett und Kohlehydraten aber wird zur Vollführung der Lebensfunction eine erhöhte Menge Stickstoff-Substanz umgesetzt; sie schützen daher letztere vor Zerfall. Die Stickstoff-Substanz kann aber niemals durch Fett und Kohlehydrate in der Nahrung gedeckt werden, eine der Größe des Organs und der Arbeitsleistung entsprechende, minimale Menge bleibt dem Zerfall ausgesetzt, sie bildet gleichsam die Maschine, während Fett und Kohlehydrate das Heizmaterial abgeben. Die gedachten Hauptbestandtheile der Nahrung müssen aber, soll der Organismus gedeihen und leistungsfähig erhalten werden, nicht blos in der richtigen Menge, sondern auch in dem richtigen Verhältniß zu einander genossen werden. Es giebt nun aber die Erfahrung an die Hand, daß diesen Anforderungen die in öffentlichen Anstalten, wie in Gefangen- und Zuchthäusern, in Arbeiter-Menagen, Volksküchen u. s. w. hergestellte Nahrung häufig nicht entspricht. Der durch seine „Chemie der menschlichen Nahrungs- und Genußmittel" sowie durch „Die Zusammensetzung und Verdaulichkeit der Futterstoffe" belannte Verf. hat nun die in dem Titel angegebene Aufgabe in graphischer Form durch eine 82 cm breite und 67 cm hohe Tafel mit Zuhilfenahme von 5 verschiedenen Farben in sehr zweckmäßiger, anschaulicher Weise gelöst. Die betreffende Tafel besteht aus 3 Abtheilungen. Die erste derselben enthält die Kostrationen pro Tag für verschiedene Lebensalter. Hiernach bedarf ein Kind bis 1½ Jahr 30 gr Stickstoff-Substanz, 42 gr Fett und 70 gr Kohlehydrate, Kinder von 7—15 Jahren 76 gr Stickstoff-Substanz, 44 gr Fett, 320 gr Kohlehydrate u. s. w. — Die 2. Abtheilung behandelt die procentische Zusammensetzung und den Nährgeldwerth von 100 Nahrungsmitteln und erstreckt sich: a) auf die animalischen Nahrungsmittel (Fleisch, Schlachtabfälle, Fische, Fleischconserven und Würste, Milch und Molkenpräparate), b) auf die vegetabilischen Nahrungsmittel (Samen, Mehl und präparirte Mehle, Brod, Wurzelgewächse und Gemüse). — Die 3. Abtheilung endlich verbreitet sich über die Verdaulichkeit einiger Nahrungsmittel und giebt z. B. an, wie viel von 100 Theilen Stickstoff-Substanz Fett und Kohlehydrat bei dem Genusse von Fleisch, Eiern, Milch, Käse sowie von verschiedenen Vegetabilien in die Verdauung übergehen. Die vorliegende Arbeit hat als eine sehr werthvolle Publication zu gelten und ist selbiger recht weite Verbreitung, namentlich zur Benutzung in Volksküchen, in Gefangen-Anstalten, Krankenhäusern, Laboratorien, Schulen u. s. w. lebhaft zu wünschen.

** Der Verfasser des neuerschienenen Leitfadens der Wechsellehre mit einer gemeinfaßlichen Erläuterung der Allgemeinen Deutschen Wechsel-Ordnung erweitert auf ihr Geltungsgebiet in Oesterreich und Ungarn und einer vergleichenden Darstellung des ausländischen Rechtes mit Rücksicht auf Frankreich, Italien, Holland und England. Zum Gebrauch an Handelsschulen, zum Selbstunterricht und als Nachschlagebuch für Kaufleute bearbeitet von Friedrich Steinitz, Lehrer an der Oeffentlichen Handelslehranstalt in Leipzig (Roßberg'sche Buchhandlung 1882) weist in dem Vorworte ausdrücklich darauf hin, daß seine Absicht bei Abfassung des Werkchens nur dahin gegangen sei, die Wechsellehre, die ja ein wichtiges Glied in der Reihe der Handelswissenschaften sei, in gemeinverständlicher, keine juristischen Vorkenntnisse oder höhere wissenschaftliche Bildung voraussetzender Weise darzustellen, dadurch dem Laien, dem Nichtjuristen das Verständniß dieses Wissenszweiges zu vermitteln und eine Unterlage für den Unterricht in der Wechsellehre an Handelsschulen zu beschaffen. Legt man diesen Maßstab an das Werkchen an, so wird man demselben die Existenzberechtigung trotz der bereits vorhandenen zahlreichen Publicationen über das deutsche u. s. w. Wechselrecht nicht absprechen können. Dasselbe enthält u. A. zahlreiche Wechselformulare, Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe Deutschlands, Oesterreichs u. s. w. über die einzelnen das Wechselrecht betreffenden Fragen, auch eine orientirende Uebersicht über das deutsche, österreichische und ungarische Wechselrecht. Der Lehrstoff ist übersichtlich geordnet und klar und gemeinverständlich dargestellt. — Dasselbe Thema behandelt das zweite Heft der nach einer unserer früheren Anzeigen neuerdings im Verlage von J. C. C. Bruns zu Minden erscheinenden, von Gustav Freudenstein herausgegebenen „Blätter für populäre Rechtswissenschaft", welches den Titel führt: „Wechselklagen und Wechseleinreden nach der Wechselordnung und dem bürgerlichen Rechte, leichtfaßlich dargestellt unter besonderer Rücksichtnahme auf die Praxis des Reichsgerichts". Das vorliegende Heft behandelt „abweichend von der systematischen Stoffanordnung der Deutschen Wechselordnung", wie es in der buchhändlerischen Anzeige u. a. heißt, im Wesentlichen den materiellen Theil des Wechselrechtes; die Darstellung der processualen Normen über Wechselklagen und Wechseleinreden soll in einem späteren Hefte besonders dargeboten werden. Ob unter den Laien, für welche diese „Sammlung gemeinverständlicher und leichtfaßlicher Abhandlungen aus dem Civil- und Strafrecht" hauptsächlich bestimmt ist, Viele sich finden werden, die an der Hand dieser Abhandlungen in die verschiedenen Gebiete des Privatrechts einzudringen sich bemühen, ist uns ebenso zweifelhaft, als ob sich die Hoffnung des Herausgebers erfüllen werde, daß diese Blätter es Jedem ermöglichen, „in Erfüllung der bestehenden Bürgerpflichten den Gesetzen gemäß zu leben und sich darnach zu achten, das eigene Recht zu wahren und das fremde zu respectiren".

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 73. Sonntag, den 10. September. 1882.

Inhalt: Hermann Hettner, von Adolf Stern. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechung (Neuere Touristen-Literatur).

Hermann Hettner.

Von **Adolf Stern.**

Wenige Monate sind seit dem Tode Hermann Hettner's verflossen und noch ist die Zeit nicht gekommen, in der sich die Ueberlebenden völlig Rechenschaft über die Größe des Verlustes geben können, den im Allgemeinen die Wissenschaftsgebiete, in welchen Hettner gewirkt, im Besondern die Lebenskreise erlitten haben, denen er als hervorragendes Glied angehörte. Gleichwol mag und muß es versucht werden, ein Bild vom Leben und Wirken des bedeutenden, in seiner Eigenart einzigen und in mehr als einem Sinne unersetzlichen Mannes zu geben, dem ein glückliches Schicksal eine große viel umfassende Thätigkeit, günstige, seinen innersten Neigungen entsprechende Lebensverhältnisse gegönnt hatte, während ein minder glückliches ihm noch in der Vollkraft des Wirkens und inmitten unausgeführter Arbeitspläne allzu früh Halt gebot. Hermann Hettner gehörte zu jenen Männern der deutschen Wissenschaft, deren Name weit über die Grenzen ihres Fachs hinaus gekannt und anerkannt war, Grund genug, daß sich nach seinem Scheiden in Liebe und Haß zahlreiche Stimmen vernehmen lassen werden. Doch ist kein Grund zu zweifeln, daß die ersteren überwiegen müssen: Hettner's reiche Wirksamkeit hat immer Tausende erhoben, erquickt und zu Dank verpflichtet, wo sie bei Hunderten das Bewußtsein entschiedenen Gegensatzes und die Empfindung feindlichen Grolls erweckte. Selbst die Gegner aber werden doch einräumen, daß es sich bei dem berühmten Kunst- und Literarhistoriker um eine ungewöhnliche Kraft, um eine scharfgeprägte, mannhafte Persönlichkeit handelt, deren Thun und Lassen so wenig mit ein paar wegwerfenden, als umgekehrt mit ein paar lobenden Phrasen charakterisirt werden kann.

Hermann Theodor Hettner war der Sohn eines wohlhabenden Landwirths, welchem das Rittergut Leisersdorf bei Goldberg im obern Katzbachthale gehörte. Dort wurde er am 12. März 1821 geboren und genoß in seinen Knabenjahren das ganze Glück einer in dörflicher Umgebung verbrachten Jugend. Wie oft in seinen spätesten Mannestagen pries er dies Glück und erklärte, daß überhaupt Niemand, der nicht zwischen Wald und Feld aufgewachsen sei, rechte Knabenjahre gehabt habe. Nachdem er den ersten Unterricht von Hauslehrern empfangen, bezog er in seinem zwölften Lebensjahre das vortreffliche Gymnasium zu Hirschberg. Hier erwies er sich rasch als einen der befähigtsten Schüler und zeichnete sich in den alten Sprachen und der Geschichte in so besonderer Weise aus, daß er das persönliche Interesse seiner hervorragendsten Lehrer erweckte. Namentlich zwei: der Director Karl Linge, einer der vielen bedeutenden Humanisten, die aus der St. Afraschule in Meißen hervorgegangen sind, und dann Karl Ernst Schubarth, der erste in die Tiefen des Dichtergeistes eindringende Commentator Goethe's, wirkten anregend und fördernd auf Hettner ein. Linge verdankte er seine Belesenheit in den griechischen Dichtern und römischen Historikern, ihm das elegante klare Latein, das Hettner in der Weise einer ältern Generation noch sprach und schrieb. Schubarth aber, der Faustcommentator, lenkte die Empfänglichkeit des Knaben und werdenden Jünglings auf die deutsche Literatur und erfüllte ihn mit jener Ehrfurcht vor Goethe's Genius, welche Hettner fruchtbringend durchs Leben begleitet hat. — 1838 bezog Hettner noch einem glänzenden Abiturientenexamen die Universität. Er ging zunächst nach Berlin, wo er Philosophie studiren wollte. Noch stand die Schule Hegel's in Blüthe und beherrschte die preußischen Universitäten. Hettner fühlte sich von der energischen Systematik und consequenten Logik der mächtigen Philosophie lebhaft angezogen und doch von der Abstraction und souveränen Verachtung des Concreten entschieden unbefriedigt. Mit doppeltem Eifer wandte er sich darum, neben den philosophischen, historischen und philologischen Studien bei Ranke und Böth zu, beiden großen Meistern verdankte er einen wesentlichen Theil seiner Bildung. Gleichwol blieb er zunächst der Philosophie treu und folgte ihren Wandlungen bis in die „Halleschen Jahrbücher" hinein, deren Glanzzeit in seine Studienjahre fiel. Drei Semester in Heidelberg, wo Hettner beim Corps der Saxoborussen eintrat und sich als flotter, ja verwegner Corpsstudent hervorthat, wurden für die spätere Laufbahn hauptsächlich durch Schlosser's eifrig gehörte Vorträge wichtig. 1841 vertauschte er wiederum Heidelberg mit Halle, wo er, hauptsächlich bei Erdmann und Schaller hörend, 1842 seine philosophischen Studien mit der Doctordissertation: „Ueber die innere Einheit der aristotelischen Logik und Metaphysik" zum Abschluß brachte. — Ueber die künftige Laufbahn hatte sich der junge Gelehrte bereits so weit entschieden, daß er sich nach Breslau begab, um dort zunächst seine Studien privatim fortzusetzen und sich bei passender Gelegenheit zu habilitiren. Noch war es zunächst auf die abstracte Aesthetik abgesehen. Allein der Widerspruch, den Hettner bei eingehenderem Studium der Literatur- und Kunstgeschichte zwischen seinen unmittelbaren Eindrücken und Erkenntnissen und dem überlieferten speculativen Schematismus empfand, die wachsende Ueberzeugung, daß für die rechte Würdigung der künstlerischen Schöpfungen die Culturgeschichte die Basis sei und daß er vor allen Dingen tiefere Eindrücke von den Erscheinungen und Individualitäten der bildenden Kunst bedürfe, hinderte ihn vorzeitig die Universitätscarriere einzuschlagen. Sein Interesse hatte sich schon seit den Reisen, die der Primaner und der Student nach Dresden und Wien unternommen, vorzugsweise der Geschichte der Malerei und Plastik zugewendet. Jetzt trachtete er noch neuen vielseitigeren Anschauungen, namentlich der Kunst. Begünstigt wie wenige durch äußere Verhältnisse, ging Hettner im Herbst 1844 nach Italien, wo er bis zum Frühling des Jahres 1847 verweilte. Noch einmal begann für den jungen Gelehrten eine arbeits- wie genußreiche Studienzeit, in Rom, Neapel und Sicilien versenkte er sich in die Schätze der antiken wie der Renoissancekunst, die „Fülle der Gesichte", nach

der er sich gesehnt hatte, überwältigte ihn fast, so daß seine literarischen Vorsätze nur langsam zur Reife gediehen. Die „Deutsche Vierteljahrsschrift" von Otto Wigand in Leipzig, eine jener nie recht gedeihenden Fortsetzungen der inzwischen verbotenen „Halleschen Jahrbücher", brachte eine Abhandlung, welche der Metaphysik in der Kunstästhetik den Krieg erklärte. Hettner's Hauptarbeit in Italien aber war die „Geschichte der neapolitanischen Malerschulen" (in Schwegler's „Jahrbüchern der Gegenwart" 1847 veröffentlicht), eine auf eingehenden Studien beruhende geistvolle Schrift, welche die volle Befähigung des jungen Autors für die Kunstgeschichte erwies. Auch die archäologischen Studien dehnte er weiter aus, als er ursprünglich beabsichtigt hatte, wovon wenig später sein Erstlingsbuch, die „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten" (Oldenburg, 1848), Zeugniß ablegte.

Die persönlichen Beziehungen, welche Hettner in Italien anknüpfte, waren um so zahlreicher, als gerade in den Jahren zwischen 1844 und 1846 eine ganze Colonie von deutschen Künstlern, Gelehrten und hervorragenden Schriftstellern sich in Rom zusammenfand. Hettner stand in besonders intimem Umgange mit Adolph Stahr (ein Verhältniß, das auch in Deutschland noch einige Jahre fortbestand, später aber gelöst ward), er trat in Verkehr mit Friedrich Hebbel, dem Dichter, mit Th. Mommsen, dem Historiker, mit den Malern Rahl, Gurlitt, den Bildhauern Achtermann, Jerichau und zahlreichen Anderen. Damit nichts dem Glück dieser italienischen Jahre fehle, fand Hettner auch Liebesglück. Er lernte in Rom Marie v. Stockmar aus Koburg, die einzige Tochter des bekannten Koburger Hausdiplomaten Freiherrn v. Stockmar, kennen, dessen Vertrauensstellung an den Höfen von London und Brüssel aus seinen eigenen wie aus anderer Memoiren immer bedeutsamer hervorgetreten ist. Mit der Aussicht auf die Hand des liebenswürdigen Mädchens kam Hettner nach Deutschland zurück und habilitirte sich 1847 an der Universität Heidelberg für Aesthetik, Kunst- und Literaturgeschichte. Es war seine Absicht, der ersteren, der Kunstgeschichte, den Vorzug zu geben, die Verhältnisse der Universität brachten es mit sich, daß die literarhistorischen Vorlesungen bald in den Vordergrund traten, die glänzende und seltene Lehrgabe des jungen Docenten wurde in jedem Gebiet anerkannt, aber das Interesse an der Literatur war begreiflich genug stärker, als dasjenige an den bildenden Künsten. So ward auch Hettner's nächste literarische Thätigkeit eine wesentlich literarhistorische. Sein Buch über „Die romantische Schule in ihrem Zusammenhange mit Goethe und Schiller" (Braunschweig, 1850) fand begreiflicherweise so viel Anerkennung, als herbe Abweisung. Seit der Kritik der Jungdeutschen und der „Halleschen Jahrbücher", seit dem Verdammungsurtheil, welches Gervinus über die Romantik gesprochen, galt es schlechthin als unerlaubt, die tieferen Wurzeln der Romantik aufzuzeigen, die Entstehung der romantischen Bestrebungen aus gewissen Bestrebungen unserer classischen Dichter und Schriftsteller nachzuweisen und ihre Nachwirkungen in vielem Besten der modernen Literatur zu erkennen. Indem Hettner sich dieser bedenklichen Aufgabe widmete, erwies er freilich seine Selbständigkeit und seine ästhetische Feinfühligkeit. Aber er ließ sich auch vom Enthusiasmus des Widerspruchs und dem ersten Feuer seiner neuen Anschauung über die Grenzen fortreißen und gab den Gegnern Waffen in die Hand. Gleichzeitig oder bald nachher entstanden eine Reihe vortrefflicher kleinerer Abhandlungen, die zum Theil, wie namentlich die „Ueber die französische Tragödie" (in den „Blättern für literarische Unterhaltung" erschienen), nun als Vorstudien zur Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts gelten durften.

Während diese Arbeiten entstanden, lebte Hettner in seiner neugegründeten Häuslichkeit in dem schönen Heidelberg, sah die Stürme der deutschen und der badischen Revolution von 1848 und 1849 an sich vorüberbrausen und verfolgte mit aufmerksamem Blick und lebhaftem Antheil die Bewegung der Zeit, obschon er keine Versuchung spürte, den wissenschaftlichen Beruf mit dem politischen zu vertauschen. Ostern 1851 erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor der Kunst- und Literaturgeschichte an die Universität Jena. Auch hier lagen die Verhältnisse ähnlich wie in Heidelberg, die literaturgeschichtlichen Vorträge mußten neben den kunstgeschichtlichen fortgesetzt werden. Seinen lebendigen Antheil an der deutschen Dichtung der Gegenwart und ihren berechtigten wenn schon vielfach verworrenen Bestrebungen suchte Hettner in einer besonderen Schrift „Das Drama der Gegenwart" (Braunschweig, 1852) Ausdruck und in gewissem Sinne Abschluß zu geben. Die Bedeutung dieser Schrift lag vor Allem darin, daß hier von akademischer Seite von dem Drama der „Epigonen" überhaupt Notiz genommen und zugestanden ward, daß eigenthümliche Momente des Lebens wie der künstlerischen Entwickelung in der Dichtung seit 1830 enthalten seien. Die Stellung freilich, die Hettner diesen Momenten gegenüber einnahm und die Fingerzeige, die er für die Weiterbildung der modernen Dramatik gab, verriethen, daß der so feinfühlige Aesthetiker den Punkt, wo aus dem Zwang und Drang des Lebens eine besondere Kunstrichtung und Kunstform entspringt, nicht immer scharf genug ins Auge faßte und daß er die falschen Literaturtheorien des jungen Deutschland und der „politischen" Dichtung, die in seine Jugend hineingeklungen waren, nicht völlig abzustoßen vermochte. Der Vermittlungsversuch, den er zwischen dem Wortdrama und dem Musikdrama Richard Wagner's vorschlug, das eben damals neu verkündet war, ist aus guten Gründen von productiven Kräften nicht unternommen worden. Von viel größerer Bedeutung zeigten sich die Capitel über die moderne bürgerliche Tragödie, über das neuere Lustspiel. Ueberhaupt bleibt die geistvolle Hettner'sche Schrift ein bedeutsames und denkwürdiges Zeugniß dafür, wie stark in den ersten fünfziger Jahren die Hoffnungen auf einen Wiederaufschwung des deutschen Dramas noch waren und wie wenig dabei die, wie es scheint, unaufhaltsame Degeneration unserer Bühnenverhältnisse wie unserer Schauspielkunst in Anschlag gebracht wurde. — Hettner's lebendiger Antheil an diesen Dingen ward durch die weimarische Bühne, welche damals unter Beaulieu-Marconnay's und Liszt's Leitung eine kurze Periode des Glanzes erlebte, genährt.

Seine literarhistorischen Studien führten ihn immer tiefer in die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts ein, zu den Anregungen, welche ihm früher Ranke und Schlosser gegeben, traten jetzt diejenigen des großen englischen Whighistorikers Macaulay hinzu. Der Vortrag, den er 1853 in der Berliner Singakademie hielt und als besondere kleine Schrift „Robinson und die Robinsonaden" (Berlin, 1854) veröffentlichte, war bereits ein Vorläufer zur „Englischen Literaturgeschichte", deren Grundlinien in den Jenenser Jahren Hettner's gezogen wurden. Gleichwol gewann es damals den Anschein, als werde sich Hettner ausschließlich auf die Kunstgeschichte zurückziehen. Die stärkste Aufforderung dazu fand er in der Reise nach Griechenland, welche er 1852 im Verein mit Göttling dem Philologen und dem Archäologen Ludwig Preller unternahm und als deren literarische Frucht die vortrefflichen, durch und durch tüchtigen und dabei selten liebenswürdigen „Griechischen Reiseskizzen" (Braunschweig, 1853) erschienen. Wenige Bücher spiegeln so treu die eigenthümliche Persönlichkeit des Autors. Die Paarung streng wissenschaftlicher Interessen mit lebendiger, ja leidenschaftlicher Antheilnahme an den Erscheinungen der Gegenwart, die Beziehungen beider zu einander, die scharfe Beobachtung und Vergleichung und die jugendliche Lust an geistvollen Hypothesen und raschen Combinationen, die Frische und dabei doch die reine Sorgfalt des Stils, Alles bis auf eine gewisse geistige Kampflust, zeigen im Keime die besten Eigenschaften des spätern Hauptwerks und haben etwas von der lebendigen nie versiegenden Wirkung seiner Vorträge. Es war eine große, aber wohlverdiente Ehre, welche dem Buche

durch die hoch anerkennende Besprechung J. Fallmerayer's, des orientalischen Fragmentisten, zu Theil wurde.

Die wissenschaftlichen Fragen, welche in den „Griechischen Reiseskizzen" abgehandelt und berührt wurden, waren ausschließlich kunstwissenschaftliche und archäologische, mit dem Problem der Polychromie beschäftigte sich Hettner auch noch längere Zeit nach seiner Rückkehr aus Griechenland. Andere kunstgeschichtliche Studien wurden ihm durch die Herausgabe der „Nachgelassenen Schriften" Anselm Feuerbach's nahegelegt, welche er mit der Wittwe desselben Henriette Feuerbach gemeinsam besorgte. Auch einige kleinere Abhandlungen zur Geschichte der Malerei entstanden in dieser Zeit. Daneben aber regte sich wieder und wieder der Gedanke an die umfassende cultur- und vor allem literargeschichtliche Darstellung des achtzehnten Jahrhunderts, eine Darstellung, in welcher der Natur der Sache nach die kunstgeschichtlichen Momente nur einen bescheidenen Raum in Anspruch nehmen konnten. Der Gedanke gewann Reife und Gestalt, just in demselben Zeitraum, wo Hettner durch eine Berufung, die sich ausschließlich an die Adresse des Kunsthistorikers richtete, seiner akademischen Wirksamkeit in Jena entrückt wurde. Im Anfange des Jahres 1855 trat Hettner in die Stellung ein, in welcher er fortan siebenundzwanzig Jahre hindurch verharren und seine ganze Bedeutung zum Theil erst gewinnen, jedenfalls voll erweisen sollte. An Stelle des verstorbenen Geheimen Hofrath Schulz ward Hettner zum Director der königlichen Antikensammlung, sowie des Museums der Gypsabgüsse, gleichzeitig auch zum Professor der Kunstgeschichte und zum Mitgliede des akademischen Rathes der königlichen Akademie der bildenden Künste zu Dresden ernannt. Später ward ihm auch die Direction des „Historischen Museums" (der alten „Rüstkammer") und die Leitung des hauptsächlich durch seine Bemühungen zu Stande gekommenen Rietschelmuseums übertragen. 1868 begann er kunstgeschichtliche Vorträge auch am Polytechnikum zu halten und trat 1872 bei der letzten endgiltigen Reorganisation desselben, durch welche die ehemalige polytechnische Schule sich zur technischen Hochschule umwandelte, als ordentlicher Professor der Kunstgeschichte in den Lehrkörper des Polytechnikums ein.

Es war eine große und reiche Wirksamkeit, die sich vor Hettner in Dresden aufthat. Aber die Anfänge der Dresdner Zeit waren nicht glücklich: eine schwere Krankheit, die Folge einer auf der kurzen Reise von Jena nach Dresden davongetragenen Erkältung, warf ihn wochenlang aufs Lager und drohte ihn der kaum angetretenen Thätigkeit wieder zu entreißen. Und bald, nachdem er selbst genesen war, begann ein unheilbares Siechthum seiner Gattin und ihr früher Tod verödete sein Haus. Erst nach einigen Jahren und nachdem er durch eine zweite Heirath mit Anna Grahl, der Tochter des Malers Professor Grahl, eine ihn verstehende Lebensgefährtin und eine reichbeglückte Häuslichkeit wiedergewonnen, kehrten ihm volle Freudigkeit und Arbeitslust zurück.

Zunächst führte ihn sein neues Amt zu gewissen kunstgeschichtlichen Studien und Arbeiten. Hierzu gehören die beiden trefflichen Kataloge, die „Bildwerke der königlichen Antikensammlung zu Dresden" (Dresden, 1856) und „Das königliche Museum der Gypsabgüsse" (Dresden, 1856, 4. Auflage 1881), hierzu eine Reihe von Artikeln über das eben vollendete und eingeweihte neue Museum in Dresden, hierzu eingehende Besprechungen der lebendigen Dresdner Kunstthätigkeit, an der ihn in erster Linie die Schöpfungen Rietschel's, Schnorr's, Hähnel's und Ludwig Richter's interessirten. Mit Rietschel und Schnorr befreundete er sich bald intim, auch zu den Dresdner literarischen Kreisen, denen damals noch Gutzkow, Berthold Auerbach, Otto Ludwig, W. Wolfsohn, beide Banks u. A. angehörten, trat er in nähere Beziehungen. Seine geistige Regsamkeit, sein allseitiger Antheil waren überall willkommen, bald ergab es sich von selbst, daß er bei allen geistigen Bestrebungen und Festen in den Mittelpunkt trat und daß man sein geistvolles Wort, sein klares Urtheil von den verschiedensten Seiten in Anspruch nahm. Hettner konnte um so williger und liebenswürdiger allen Wünschen und Anforderungen dieser Art genügen, als er seiner selbst und seines Ernstes für die dauernde consequente Arbeit völlig gewiß war. Was ihn in den nächsten Jahren, in denen er größere kunsthistorische Studienreisen nach Paris, nach Belgien und nach England unternahm und in denen ihn der Gedanke eines größeren Werkes über die Spätrenaissance und Gegenreformation, in dessen Vordergrund Rubens gestanden haben würde, lebhaft beschäftigte, von einem solchen Buche zurückhielt, war nicht das Weberdenkmal, waren nicht die kunstgeschichtlichen Vorträge für das größere Publicum, die er im Saale des Zwingers hielt, war nicht einmal die geschmackvolle Neuaufstellung und Neuordnung des Mengs'schen Museums, der er ernste Sorgfalt und Arbeit widmete, sondern die Weiterführung und Vollendung jenes größeren literatur- und culturgeschichtlichen Werkes, das er von Jena mit sich gebracht hatte und das ihn je länger je mehr fesselte und zu den eingehendsten literarhistorischen Studien neben den kunstgeschichtlichen veranlaßte. Hettner's ursprüngliche Anlage, wonach er auch die Geschichte der deutschen Literatur nur bis zum Ende der eigentlichen Aufklärungsepoche zu behandeln gedacht hatte, so daß Lessing den Abschluß hätte bilden müssen, würde eine viel frühere Vollendung gestattet, trotzdem Jahre in Anspruch genommen haben. Nun erwuchs aber der Wunsch, auch die Vollendung der deutschen Geistesentwickelung in Kant, Goethe und Schiller, sowie rückgreifend die Anfänge des Umschwungs darzustellen aus den tiefgehenden Studien, die Hettner seinem Werke widmete. Es läßt sich darüber streiten, ob die Festhaltung des ursprünglichen Plans nicht vortheilhafter gewesen sein würde, jedenfalls hätte sie uns eine Anzahl meisterhafter literarischer Charakteristiken und feinsinniger Gruppirungen beraubt, durch welche gerade die letzten Bände der deutschen Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts ausgezeichnet sind.

Die Vollendung des großen Hauptwerkes, durch welches Hettner's Name dem gebildeten deutschen Publicum vertraut und theuer wurde, würde an sich bei der Gewissenhaftigkeit, mit der Hettner arbeitete, und bei dem Drange zu schöner, klarer, gewinnender Darstellung, welcher ihn beseelte, eine geraume Zeit erfordert haben. Diese Zeit wurde verlängert durch die Nothwendigkeit, neben den literargeschichtlichen die kunsthistorischen Studien in umfassender Weise fortzusetzen. Es ist ein Irrthum, wenn angenommen wird, Hettner habe sich in irgend einer Periode seines Lebens von der Kunstgeschichte ganz ab- und der Literaturgeschichte ausschließlich zugewandt. Wenn sich die literarischen Zeugnisse seiner kunstwissenschaftlichen Thätigkeit während der beiden Jahrzehnte, in denen er die Literaturgeschichte schrieb, auf eine Anzahl vortrefflicher Aufsätze (namentlich in der Lutzow'schen Zeitschrift „für bildende Kunst") beschränken mußten, so blieb er doch in lebendiger Theilnahme allen Leistungen und Bewegungen auf seinem ursprünglichen Wissenschaftsgebiete zugewandt. Durch sein Leben zog sich die Sehnsucht, manche kunstwissenschaftliche Fragen, welche ihn lebhaft beschäftigten, eingehend und öffentlich zu erörtern; selbst in gewissen vorzüglichen Capiteln der Literaturgeschichte — wir erinnern beiläufig an die Capitel über Winckelmann und Wilhelm Heinse — verräth sich diese Sehnsucht. Aber begreiflich genug mußten sie zurückstehen, bis das einmal begonnene und im größten Stil durchgeführte Werk zu seinem Abschluß gelangt war.

Hettner's „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" (Braunschweig, 1856—1870), die das Hauptwerk seines Lebens bleiben sollte, umfaßt drei Theile in sechs Bänden, von denen je einer auf die englische und französische Literaturgeschichte, vier auf die deutsche kommen. Die Anlage rechtfertigt sich

vollständig durch den Gang jener geistigen Bewegung, auf deren Darstellung Hettner es ursprünglich vorzugsweise abgesehen hatte. Die Darstellung hielt von Haus aus eine glückliche Mitte zwischen einer specifisch wissenschaftlichen, die sich lediglich an Fachgenossen wendet, und zwischen der flach populären Weise, mit welcher Kunst- und Literaturgeschichte vielfach behandelt werden. Nur ein Mann von Hettner's umfassender Bildung, seiner außerordentlichen Kraft, große Stoffmassen zu bewältigen und in beinahe künstlerischer Gruppirung übersichtlich darzustellen, konnte das vielseitige Werk überhaupt unternehmen. Der Grundgedanke des gesammten Buches, der den rothen Faden in der unendlichen Mannichfaltigkeit einer Uebersicht bildet, die sich auf das gesammte Culturleben der drei hervorragendsten europäischen Völker erstreckt, im 18. Jahrhundert, war der, den inneren Zusammenhang und die Wechselwirkung der verschiedenen geistigen Erscheinungen nachzuweisen. „Weil die Literatur der Aufklärung nicht ausschließlich diesem oder jenem Volke zufällt, sondern nach einer bekannten Bezeichnung Goethe's durchaus Weltliteratur ist, so kann eine Geschichte der Aufklärung nur eine allgemeine, d. h. eine die Wirkungen und Gegenwirkungen aller abendländischen Völker in gleicher Weise umfassende Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts sein. Und umgekehrt ist eine solche allgemeine Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in ihrem innersten Wesen durchaus Geschichte der Aufklärung." „Bisher haben sich," fährt die Einleitung zum ganzen Werke fort, „nur zwei Geschichtschreiber dieser großen Aufgabe unterzogen: Villemain unter den Franzosen, und Chr. Fr. Schlosser unter den Deutschen. Beide haben dafür überall die verdienteste Anerkennung gefunden; aber Villemain schließt aus Unkenntniß der deutschen Sprache die deutsche Literatur ganz und gar aus, und Schlosser, der nach der ganzen Anlage seiner berühmten Geschichte des 18. Jahrhunderts den politischen Ereignissen mehr Raum geben mußte, als den literarischen, begnügt sich in seiner Literaturbetrachtung meist nur mit Winken und Andeutungen. Wem es daher gelänge, die Umrisse jener großen Vorgänger würdig auszufüllen, der dürfte hoffen, eine nicht ganz unverdienstliche That begonnen zu haben. Der Gang der Darstellung ergiebt sich aus der Sache selbst. Der Ausgangspunkt ist die englische Literatur, denn dort liegen in dem Aufblühen der Naturwissenschaften, in der Erfahrungsphilosophie und im Deismus die ersten selbständigen Aeußerungen des neuen Geistes. Der erste Theil enthält daher die Geschichte der englischen Literatur, von der Wiederherstellung des Königthums bis zu der Zeit, in welcher die englischen Aufklärungsideen ihren Weg nach Frankreich finden, und Voltaire, Montesquieu, Rousseau und die Encyklopädisten den englischen Schriftstellern den Rang ablaufen. Der zweite Theil stellt die Entwickelung dieser neuen französischen Literatur dar und deren umgestaltenden Einfluß auf das Leben und die Bildung aller übrigen Völker, der dritte Theil die deutsche Literatur in ihrer Wechselwirkung mit der französischen und englischen. An diese drei Hauptgruppen schließen sich die Literaturen der übrigen Völker. Sie treten überall nur empfangend und nachahmend auf, nirgends bestimmend und anführend. Die Geschichtschreibung vollzieht daher lediglich das Gericht der Geschichte, wenn sie sie nicht als selbständige Epopöen, sondern nur als Episoden behandelt."

Mit der treuesten Hingebung an diese erwählte Aufgabe, mit dem gewissenhaftesten Fleiß nach der vollständigen Erreichung seines Ziels, nach einer endgiltigen und erschöpfenden Darstellung des überreichen Stoffes strebend, hat Hettner seinen Plan durchgeführt und, wie schon angedeutet, noch wesentlich erweitert. Nicht überall mit dem gleichen Glücke, nicht in jeder Einzelheit mit derselben geistigen Schärfe, derselben feinen Anempfindung, welche die Haupttheile des Buches auszeichnen und ihnen das Gepräge einer Arbeit van bleibendem Werth verleihen. Aber wenn es auch in der Natur der Sache liegt, daß eine derartige Darstellung gar nicht unternommen werden kann, ohne stellenweis hinter den idealen Anforderungen des Vorwurfs zurückzubleiben, so ist doch unseres Erachtens Hettner demselben so nahe gekommen, wie dies für den gegebenen Zweck überhaupt möglich war. Der Ernst seiner Forschung, das Gewicht seines Urtheils, der Reiz und die Frische seines Stils sind selbst von Gegnern rühmend hervorgehoben worden, und jede erneute Lectüre der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts läßt dieselben mehr und mehr hervortreten.

Es konnte bei einer Geschichte der Aufklärung, die Hettner's Werk im ersten Entwurf war und im Wesen geblieben ist, nicht an die Beschränkung auf die Dichtung oder die schöne Literatur gedacht werden, welche andern Literaturhistorikern zu Gute kommt. Der Verfasser mußte sich von vornherein entschließen, seinen Blick auf alle Gebiete des Geistes, auf die verschiedenen Strömungen der Wissenschaft, auf sämmtliche Lebensäußerungen der Kunst im Zeitraum eines Jahrhunderts und der angrenzenden Jahrzehnte zu richten. Die Vertauschung des Standpunktes absoluter Aesthetik mit dem culturgeschichtlichen, die bei dem gewählten Stoff unvermeidlich war (und vielleicht für noch manchen andern unvermeidlich oder wenigstens ersprießlich sein dürfte), führte die Berücksichtigung der politischen und socialen Lebenserscheinungen neben den literarischen und künstlerischen mit sich. Während sich somit das Material des Werkes riesenhaft häufte, mußte der Verfasser andererseits auf Einschränkungen bedacht sein und entschloß sich, alle blos wiederholenden, nachahmenden, nicht in irgend einer Weise wahrhaft charakteristischen Erscheinungen, die Unzahl der in den Literaturgeschichten fortlebenden Dichter und Erzähler dritten und vierten Ranges, die Unzahl völlig gleichartiger Bücher bei Seite zu lassen. „Bibliographische Vollständigkeit," deutete schon das Vorwort des ersten Bandes an, „ist hier nirgends beabsichtigt. Die Literaturgeschichte ist nicht Geschichte der Bücher, sondern die Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Formen." Manchem ist denn der Autor in seinen Ausschließungen zu weit gegangen, man hat ihm Vernachlässigung sonst hoch gehaltener Partien der Literaturgeschichte vorgeworfen. Dies ist hier und dort nicht völlig unbegründet; im Ganzen gruppiren sich bei einer Darstellung, welche von der theologischen und philosophischen Speculation bis zur Novellistik, von der Architektur bis zur Musik alle Leistungen und Strebungen berücksichtigt, die literarischen Erscheinungen unzweifelhaft anders, als bei einer solchen, die es nur mit Dichtern zu thun hat.

Hettner's Werk beginnt mit der „Geschichte der englischen Literatur, von der Wiederherstellung des Königthums bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, 1660—1770" (Braunschweig, 1856, 4. Auflage 1881). Die drei Bücher desselben behandeln „Das Zeitalter der letzten Stuarts", „Das Zeitalter der Königin Anna", „Das Zeitalter Georg II. und Georg III." Alle drei Bücher zerfallen wieder in zwei Hauptabschnitte, deren erster der Wissenschaft, der zweite der Dichtung gewidmet ist. „Newton und die Naturwissenschaft" und „Die Anfänge des Deismus" (Herbert, Rochester und Blount, mit Rückblicken auf die Nachwirkungen Spinoza's und der hugenottischen Flüchtlingsliteratur, zumal Bayle's), endlich die Darstellung der politischen Gegensätze der Zeit, die sich in Hobbes' und Filmer's Werken für das absolute Königthum, in Algernon Sydney's und Locke's Begründungen der „Volkssouverainetät" aussprechen, eröffnen das Ganze und führen uns in die Mitte beinahe aller Bestrebungen des 18. Jahrhunderts. Auf Newton und seine Schule, auf den Deismus, auf die Staatstheorie der Engländer, welche in der Revolution von 1688 einen so überwältigenden realen Sieg feierte, lassen sich zahlreiche Weiterentwickelungen des Zeitalters unschwer zurückführen. In der Geschichte der Dichtung sind weniger scharf bestimmte Ausgangspunkte vorhanden, und so geneigt auch die moderne Kritik sich zeigt, Alles auf die Erscheinungen der Zeit, auf Allgemeinheiten zu beziehen,

Digitized by Google

so wird sie hierbei in den verschiedenen Individualitäten auf dem Gebiete der Kunst jederzeit ein Hinderniß finden und entweder Verzicht auf ein allgemein giltiges Gesetz leisten oder dasselbe ziemlich gewaltsam substituiren müssen. Es ist außerordentlich anerkennenswerth, mit welcher Frische und wie frei von jedem Systemdünkel der Verfasser sich bemüht zeigt, der Mannichfaltigkeit der Naturen, ihrer Anfänge und Ziele gerecht zu werden, und mit welch feinem Blick er dennoch das einzige gemeinsame Moment überall zu erspähen weiß. Denn bekanntlich kreuzten sich in der englischen Literatur des 18. Jahrhunderts zwei entschiedene Gegenströmungen. Während von England aus die wissenschaftlichen Systeme, die Gedanken ihren Siegeslauf beginnen, welche den monarchischen und kirchlichen Absolutismus der Periode Ludwig XIV. vernichten sollten, wirkte die Kunst, die sich eben dieser Absolutismus geschaffen, auf jene des freien Englands zurück. „Wie ganz Europa, so wendete sich auch England mit seiner Bildung den Römern zu und den Franzosen, die die Renaissance am glänzendsten ausgeführt hatten. Die englische Dichtung folgt nur dem großen geschichtlichen Zuge, wenn sie jetzt, von aller volksthümlichen Grundlage völlig losgerissen, nach einem Ausdruck, den Luther einmal von der Musik gebraucht, nicht mehr fein fröhlich, willig, mild und lieblich einherschreitet, sondern gezwungen, genöthigt und schnurgleich an die Regeln gebunden."

In der Schilderung dieser großen Gegenströmungen nun — einer Wissenschaft, die selbständig, eigenartig aus dem Boden der englischen, politischen Entwickelung erwachsen ist, deren naturwissenschaftliche Forschungen, deren Erfahrungsphilosophie, deren Deismus und „reine Moral" dem übrigen Europa voranleuchteten, einer Kunst, welche in ihren bedeutendsten Vertretern, wie Dryden, Pope, Odwey, Addison, durchaus dem französischen Geschmack untergeordnet erscheint — bewährt Hettner eine seltene Meisterschaft der Charakteristik. Und selbst in der Oekonomie seines Buches prägt sich die Consequenz aus, mit der er seinen Grundgedanken festhält und allein das England Eigenthümliche mit besonderer Ausführlichkeit hervorhebt. Die Abhandlungen über Locke und Shaftesbury, über die Freimaurer sind umfassend; unter den Dichtern widmet er erst Daniel Defoe und Swift als denjenigen, welche nicht auf dem Boden der Fronzosennachahmung stehen, eine größere Theilnahme. Im dritten Buche ist ein gewisser Kampf mit der Vielartigkeit des Stoffes nicht zu verkennen. In den Capiteln „Politik und Volkswirthschaft" (Bolingbroke, die Juniusbriefe, Adam Smith), in „Weiterentwickelung des Deismus und der Sittenlehre" (Tindal, Morgan, Chubb, Hutcheson, Ferguson bis zu den Anfängen des Naturalismus in Hartley und der weltmännischen Sittenlehre der Bolingbroke und Chesterfield), endlich in dem Abschnitte „die Kunstwissenschaft", von der Kritik Samuel Johnson's, des letzten Vertreters des französischen Geschmacks, der doch zugleich an der Neuherausgabe, Neuerkenntniß Shakespeare's theilnimmt, bis zur Herausgabe der altenglischen Balladen durch Bischof Percy, bis zu den Schriften Joseph Warton's, Hugh Blair's und Young's, denen Hogarth's „Analysis of beauty" für die bildende Kunst zur Seite geht, war eine unendliche Reihe von Menschen und Büchern zu charakterisiren. Hier mußte sich der Verfasser oft auf bloße Andeutungen beschränken. In der Schilderung der gleichzeitigen Dichtung ragt das Capitel „Der Roman" (Richardson, Fielding, Goldsmith, Smollet, Sterne) durch treffende Kritik wie durch farbige Lebendigkeit hervor; in den Abschnitten über „Das Drama" und „Epos und Lyrik" wäre stellenweis eine größere Ausführlichkeit, namentlich bei so charakteristischen Erscheinungen wie Sheridan zu wünschen. Die naheliegende nicht uninteressante Parallele zwischen der „Lästerschule" und dem revolutionären Lustspiel Beaumarchais' hat sich der Verfasser entgehen lassen. Wesentlicher als diese Zufälligkeit ist ein Mangel, der in der Charakteristik des Wiedererneuerers echter Lyrik, Robert Burns, hervortritt. Der sonst die culturgeschichtliche Seite seines Stoffes mit großem Glücke hervorhebende Hettner betont bei Burns offenbar den Zusammenhang mit dem Volksleben und der unmittelbaren historischen Vergangenheit, den letzten jacobinischen Aufständen und Unabhängigkeitskämpfen Schottlands zu wenig. Aber die geistige Bedeutung des Pflügers von Ayrshire hebt er vollkommen hervor, indem er (was die englischen Literarhistoriker gern vermeiden) ihn weit über William Cowper hinausstellt und geradezu ausspricht, daß Scott und Moore, die Seeschule, Byron und Shelley, kurz die gesammten neuenglischen Dichter, auf Burns' Schultern stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Leipziger Theater.

Eine Reihe von Vorführungen zeigte uns unser neues Schauspielpersonal in der verschiedenartigen Beleuchtung, wie sie die verschiedenartigen Talente der Dichter über ihre Werke ausbreiten. Jeder Poet, der diesen Namen verdient, hat seinen eigenen Stil ... und da auch jeder Darsteller seine individuelle Eigenart besitzt, so ist ein Zusammenklang von Dichtung und Darstellung auch beim besten Willen und auch bei anerkennenswerthem Talent der Darsteller nicht immer erreichbar. Es ist daher sehr schwierig, nach einigen Rollen ein zusammenfassendes Urtheil über einen Künstler zu fällen. Bei einzelnen Debuts wird allerdings das der Eigenart desselben Entsprechende hervorgesucht werden: wenn aber ein ganzes Ensemble debutirt, wie dies jetzt bei uns der Fall ist, so kann es dem Einzelnen wol passiren, daß er in einer Reihe von Rollen auftreten muß, die ihm nicht „liegen", aber mindestens ihm nicht Gelegenheit geben, sich in besonders günstigem Lichte zu zeigen. Seitdem der Bühnenkartellverein officiell die Rollenfächer cassirt hat und diese in den Contracten nicht mehr besonders erwähnt werden, sollte man freilich! meinen, daß das Talent der Darstellung jetzt ein universelles geworden und daß jeder Darsteller alle Rollen zu spielen vermöge, die ihm überhaupt zuertheilt werden in Tragödie, Komödie, Historie, Pastorale, Pastoral-Komödie u. s. f., um mit Polonius zu sprechen. In der That haben Dramaturgen, wie Heinrich Laube, diese Ansicht in einer fast verwegenen Praxis vertreten und ihre Künstler in allen Gegenden der dramatischen Windrose herumgesprengt. Was hat z. B. der hochbegabte Mitterwurzer nicht alles im Laufe einer Woche gespielt: heute Posa, morgen Geßler, übermorgen einen urkomischen Wiener Schuster. Doch es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen ... schon die dem Schneider zugängliche äußere Individualität der Darsteller ist eine unüberwindliche Schranke; ein Embanpoint, das sich sehen lassen kann, und ein allzuniedriges Rekrutenmaß können das größte Genie lähmen, mindestens auf einen engen Rollenkreis beschränken. So giebt die officielle Aufhebung der Rollenfächer, die sich durchaus nicht fortdecretiren lassen und von selbst geltend machen, höchstens den Directionen Gelegenheit, die Künstler, die sie los werden wollen, in unpassenden Rollen auf die Bühne zu stellen. Die Emancipation von den Rollenfächern ist ein Act des dramaturgischen Aberglaubens und wird deshalb immer illusorisch bleiben. Zu diesem Aberglauben gehört aber auch die oft ausgesprochene Meinung, daß sich der echte Künstler in Nebenrollen ebenso bewähre, wie in Hauptrollen. Man lasse irgend eine Berühmtheit einen Monat lang Nebenrollen spielen ... und ihr Ruf wird in bedenklicher Weise erschüttert sein. Die gefeierte Künstlerin, welche heute als Donna Diana brillirt, möge einmal die Prinzessin Fenice dafür spielen und sie wird ihren Lorbeer sehr sicher aufhängen müssen, wenn

Digitized by Google

er nicht herunterfallen soll. Ja es ist möglich, daß sie die kleine Rolle auch noch schlecht spielt; denn sie würde ihr nicht liegen: sicher aber kann sie keine Wirkung damit erzielen. Wo nichts ist, sagt ein altes Sprichwort, hat der Kaiser sein Recht verloren. Der Schwung der Dichtung kann auch mäßige Darsteller tragen, daß sie an derselben Stelle den Applaus einheimsen, wo dem „berühmten Gast" der jeder Berühmtheit schuldige Tribut ausgezahlt wird; aber bei sogenannten „matten Abgängen" wird auch der gefeierte Darsteller sich mit einigen sehr spärlichen Rechenpfennigen des Beifalls begnügen müssen oder ganz leer ausgehen, ebenso gut wie der unberühmte. Wir führen dies nur an, weil es die Kritik zur Vorsicht mahnt gegenüber den Vorführungen einer ganz neuen Gesellschaft. Wenn sie sich ein Urtheil über den Darsteller nach dieser oder jener Rolle bilden will, so zeigt dieser sich auf einmal in einer anderen wieder in einem überraschenden Lichte. Ob einzelne Fehler und Schwächen vorübergehende lapsus calami der dramatischen Kunst oder ob sie stereotyp sind, kann ebenfalls erst eine Reihe von Darstellungen verschiedener Rollen ergeben. Ebenso läßt sich erst allmälig über die Verwandlungsfähigkeit der Künstler ein Urtheil gewinnen und darüber, ob ihnen der Vers oder die Prosa, ob ihnen Schiller, Goethe oder Shakespeare, Freytag oder Scribe, Heyse oder Moser „besser liegt"!

So ist z. B. der Versuch mit einem Scribe'schen Lustspiel wenig gelungen; die Aufführung von „Ein Glas Wasser" war die schwächste von allen bisherigen. Scribe's seiner Esprit verlangt congeniale Darsteller; doch wo die Dichtung ein Glas moussirenden Champagner credenzt, reichte uns die nüchterne Darstellung diesmal ein Glas Wasser. Frau Senger ist eine vorzügliche Schauspielerin für tragische Mütter, schwunghafte Repräsentationsrollen und gediegene jüngere und ältere Frauen aus bürgerlichen Kreisen. Doch für eine so hochmüthige und geistreiche Dame wie die Herzogin von Marlborough fehlte ihr die marmorne Haltung, der schneidende Sarkasmus, das geistig Ueberlegene und Verachtende im Ton und nur in einzelnen Momenten des Affectes brachte sie den Charakter zu entsprechender Geltung. Hr. Baxmann war ein durchaus nüchterner Bolingbroke; ihm fehlte der Grundton für die Rolle, in deren Durchführung er alle feineren Schattirungen des Esprit vermissen ließ. Auch Frl. Flößel als Abigail war nicht bei bester Laune: sie gab sich offenbar Mühe, stilvoll zu spielen; darüber verlor sie aber zum Theil den frischen Humor, der ihr sonst eigen ist. Da war der vielgeliebte Masham des Hrn. Purschian noch frischer. Die Königin wurde von Frl. Hahn gespielt: das Charakterbild der verliebten, unentschlossenen, beschränkten Monarchin war in correcten Umrissen hingestellt; die Beleuchtung darf zwar nur eine matte sein; zu helle Farben würden bei diesem Bilde stören; doch konnte die Darstellerin hier und dort wol ein wärmeres Licht aufsetzen. Daß sie dies wohl vermag, zeigte sie als Klärchen im „Egmont", in der Marktscene bewährte sie Kraft und Feuer, wenn es uns auch nicht ganz richtig auf die Reden vertheilt schien. In der ersten Scene schlug sie einen frischen Ton an, wie er sich für das niederländische Mädchen paßt; auch die Sterbescene spielte sie nicht ohne Gefühlswärme. Was Sicherheit der dramatischen Routine betrifft, so erscheinen uns von den vorgeführten jüngeren Kräften Frl. Bruckmüller und Frl. Hahn als diejenigen, denen hierin der Preis gebührt.

Bei der Aufführung des „Egmont" verdiente das sehr lebendige Arrangement der Volksscenen Anerkennung. Egmont ist eine dramatische Gestalt, welche sich mit der besonders den Schiller'schen Dramen entnommenen Heldenschablone so wenig deckt, daß selten ein Darsteller für ihn den richtigen Ton trifft. Es gehört dazu eine graziöse Leichtigkeit, die sich zum heldenhaften Aufschwung nur ausnahmsweise gesellt. Hr. Baxmann hatte in der Scene der Gefangennahme und in der Kerkerscene Kraft und Schwung und gab sich auch sichtlich Mühe, alles Pathetische zu vermeiden und seinem Helden etwas Ungezwungenes und frei Bewegliches zu verleihen. Eine gute Maske hatte der Alba des Hrn. Grube, der in der Rolle nicht ein allzu langsames Tempo annahm und das energisch Befehlshaberische zum Ausdruck brachte. Hr. Meyer fand als Oranien beim Abschied warme Herzenstöne. Frau Irschik als Margarethe sprach mit Verständniß; ihr schönes Organ kam wieder zu erfreulicher Geltung. Sehr feurig war der junge Alba des Hrn. Purschian und ein sprachgewandter Rabulist der Vansen des Hrn. Moritz.

Für die langweilige Aufführung von „Ein Glas Wasser" mochte die frische Darstellung der „Journalisten" Freytag's entschädigen. Hier zeigte Hr. Schönfeld als Bolz sein Talent für leichtledige Charaktere in etwas höherem Stil im besten Licht: er hatte warmen Humor, trat nicht zu ungezogen herausfordernd auf — die Klippe der Rolle im dritten Act — und fand auch die sanftere Beleuchtung für die weicheren und wärmeren Stellen, in denen „das Taschenherz zum Privatgebrauch", das der übermüthige Journalist besitzt, zu ticken anfängt. Eine gediegene Leistung war der Obrist Berg des Hrn. Door. Der Bellmaus des Hrn. Stöckel und der Schmock des Hrn. Tietz sind uns von früher noch in guter Erinnerung. Der Piepenbrink des Hrn. Müller war ein ganz glaubwürdiger Philister. Die Adelheid des Frl. Wilhelm hatte Momente ungezwungener Munterkeit und im Ganzen eine ansprechende Repräsentation: nur fehlte der Rolle, besonders in Bezug auf den sprachlichen Vortrag, noch die gleichmäßige künstlerische Durcharbeitung.

Dem am Horizonte auftauchenden „Reif-Reiflingen" von G. v. Moser mußte natürlich die Aufführung von „Krieg im Frieden" vorausgehen, in welchem sich dieser gemüthliche Officier so ergötzlich einführt: wie könnten wir uns sonst für sein späteres Schicksal interessiren? Hr. Stöckel ist uns von früher als ein sehr glücklicher Vertreter dieses unglücklich verliebten und überaus kameradschaftlich gesinnten Lieutenants bekannt: ebenso Hr. Tietz als wenig germanischer Officiersbursche. Hr. Schönfeld spielte den Hrn. v. Folgen in ansprechender Weise: militärisch fest, geistig überlegen, mit modernem Gefühlsausdrucke. Die Bourgeois der Herren Moritz und Müller waren gute Charakterbilder, ebenso hatte der General des Hrn. Meyer und der Stabsarzt Schäfer des Hrn. Baxmann, der Apotheker des Hrn. Teucher durchaus entsprechende Haltung. Frau Baumeister zeichnete die Frau Heindorf mit etwas blassen Umrissen: Frl. Flößel dagegen ging gehörig ins Zeug als wilde mit der Reitpeitsche hinausstürmende Magharin Ilka: sie hatte Race im Spiele; doch die Rolle verlangt eigentlich mehr Repräsentation und Salonton. Frl. Flößel hat nicht das Bühnenmaß für dieselbe: sie war zu sehr wilde Hummel. Neu führte sich Frl. Petri in der kleinen Rolle der Elsa bei uns ein; sie zeigte ein munteres Spiel, außerdem Frl. Buse, die früher hier als Soubrette engagirt und recht beliebt war. Jetzt ist sie ins Fach der Mütter übergegangen und spielte die Frau Henkel ganz angemessen. Wir sind nun auf die weiteren Fata des wackern Reif-Reiflingen gespannt: Moser hat sie allein ausgesponnen, der andere Mitschöpfer v. Schönthan hat seine Hand von seinem Geschöpfe abgezogen.

Am Vorabend des Sedantages ging Paul Heyse's Schauspiel: „Colberg" hier in Scene und zwar überhaupt zum ersten Male. Der patriotische Ton, der in diesem Stücke herrscht und der sich von allen Uebertreibungen fernhält, kam der gehobenen Stimmung entgegen, die mit der Sedanfeier in Deutschland stets verknüpft ist: doch hat das Stück auch einen selbständigen Werth, der es zu einem von Gelegenheitsaufführungen unabhängigen Repertoirestücke zu machen wohl geeignet scheint. Zwar fehlt ihm die Energie des dramatischen Fortgangs und das Ganze löst sich in einer Reihe von Tableaux, Genrebildern und Charakterstudien auf:

aber diese alle sind mit einer so feinen Jovialität gezeichnet, daß sie überaus ansprechend sind, so daß das Ganze, wenn es auch nicht eine hinreißende Wirkung ausübt, doch die Gemüther zu erwärmen vermag.

Die Composition des Stückes ist mehr episch und novellistisch als dramatisch: es liegt dies vorzugsweise daran, daß der freierfundene Held des Dichters, an dessen Geschick wir einen gewissen Antheil nehmen, nicht recht in den Mittelpunkt der Handlung gestellt ist. Die geschichtlichen Charaktere, Gneisenau und Nettelbeck, drücken auf ihn, und diese, wiederum besonders der letztere, erheben sich zu keiner dramatischen Action. Die Belagerung einer Stadt ist ein epischer Vorgang. Die tapfern und unerschrockenen Vertheidiger flößen uns alle Achtung ein; doch sie sind keine dramatischen Helden, wenn sie nicht in eine spannende Handlung verflochten sind. Heinrich Blank hat alles Zeug zum dramatischen Helden: er ist im Conflict mit seiner Familie, besonders mit seiner Schwester Rosa, die sogar zum Könige eilt, um für die Stadt einen besseren Commandanten sich zu erbitten. Und in der That erscheint auch Gneisenau in Colberg als neu ernannter Befehlshaber. Heinrich Blank aber ist ein Franzosenfreund, ein Napoleonschwärmer und als die Uebergabe von Danzig bekannt wird, predigt er auf dem Markte Rebellion gegen den lorbeertollen Commandanten, stellt Gneisenau zur Rede und verlangt, daß dieser auch Colberg übergebe. Gneisenau will ihn arretiren lassen, er setzt sich zur Wehr; der Commandant geht selbst auf ihn zu und faßt ihn am Arm; das Pistol geht los, Heinrich wird verhaftet. Das Kriegsgericht verurtheilt ihn zum Tode. Nachdem Officiere und Bürgerschaft jede Capitulation zurückgewiesen haben, begnadigt Gneisenau den Rebellen dazu, Colberg zu verlassen, als der Einzige, der den Fall der Festung überlebe. Das versetzt ihn in höchste Aufregung: eine innere Wandlung geht mit ihm vor; er empfindet dies als furchtbare Strafe und würde den Tod vorziehen. Gneisenau bleibt unerbittlich: doch insgeheim giebt er den Befehl, Heinrich auf der Straße entwischen zu lassen. Dies geschieht: und nun zeichnet er sich bei der Vertheidigung der Stadt tapfer aus und es gelingt ihm, durch einen kühnen Angriff die vom Feinde vorenthaltene Friedensbotschaft, die Kunde von der Errettung der Stadt, zu erobern.

Hier liegt dramatische Entwicklung und Wandlung vor; aber sie ist nicht genug vertieft; der Dichter hatte nicht Muße dazu, weil er seinen Gneisenau und Nettelbeck in den Vordergrund stellen mußte. Aus einer Tragödie Heinrich Blank — der tragische Ausgang hätte nicht überrascht — wurde dadurch ein Schauspiel: Colberg, dem überhaupt der dramatische Held fehlt. Wenn die Scenen auf dem Rathhause durch eine feine Genremalerei, welche sogar den fünffüßigen Jambus plötzlich in gereimte Hans-Sachs-Verse übergehen läßt, und die Capitulationsscene durch den heldenmüthigen Ernst der Officiere und Bürger interessiren: so sind es doch nur die Scenen, in denen Heinrich Blank und seine Schwester Rosa die Helden sind, die durch Spannung und Schwung fesseln.

Hr. Purschian spielte den Heinrich Blank, unterstützt durch ein kräftiges, wohllautendes Organ, mit vielem Feuer und Frl. Salbach als Rosa sprach die Erzählung ihres Empfanges beim Könige ganz trefflich, zeigte auch sonst viel Wärme der Empfindung, läßt aber noch Bühnenroutine und ein abgerundetes Geberdenspiel vermissen, wie sie auch in Ausbrüchen des Affects bisweilen eine explodirende Heftigkeit zeigt.

Der Gneisenau des Hrn. Baxmann war eine treffliche Leistung, die Maske wohl gelungen, die ganze Haltung von fester Entschlossenheit und doch von einem jugendlichen Hauch durchdrungen. Der Nettelbeck des Hrn. Door war ebenfalls eine markige Gestalt, von großer Wärme der Empfindung: vielleicht konnte die seemännische Rauhheit und Jovialität noch mehr hervorgehoben werden. Von den Genrefiguren trat am meisten der Rector des Hrn. Bischer hervor, der die Rede im Rathskeller trefflich sprach; der Uebergang aus der pädagogischen Weitschweifigkeit zu patriotischer Erwärmung war sehr wohl gelungen. Hr. Bischer gab uns das Bild eines liebenswürdigen, warmherzigen Pedanten.

Auch die andern Genregestalten aus dem Militär und Civil fanden tüchtige Vertreter, wie überhaupt die ganze Vorstellung gut zusammenging: man muß es hervorheben, daß die Regie durchweg auf lebhafte Herstellung der Ensemblescenen mit möglichst großem Personal und die Direction auf passende und elegante Ausstattung bedacht ist. Das Ensemble selbst ist noch immer in voller Wandelung und der Proceß der Endosmose und Exosmose noch nicht beendigt. Einzelne Kräfte verschwinden, andere treten wieder ein. Mit dem Eintritte der Wintersaison indeß wird dieser Proceß wol zum Abschluß gekommen sein. Hoffentlich hat sich dann das Motto: „Prüfet Alles und das Beste behaltet" bewährt.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechung.

—*—. Neuere Touristen-Literatur. Die Wanderluft, auch ein Zeichen unserer Zeit, strebt immer mehr in die Weite, zieht immer größere Kreise, gewinnt sich zahlreichere Anhänger. Die breitgetretenen Pfade unserer Heimath, der Schweiz, Italiens genügen ihr nicht mehr, sie verlangt nach stärkeren Reizen, nach neuen kräftiger wirkenden Ueberraschungen. Kein Wunder, daß da der Orient mit seinen Zaubern, seiner Poesie geeignet ist, dem unstillbaren Verlangen reiche Befriedigung zu gewähren. Diesem Streben in die Ferne Vorschub zu leisten, ist nun auch die Literatur nicht wenig bemüht, ja im Grunde kann man wol sagen, daß sie es gewesen ist, welche es neben der Vervollkommnung der Transportmittel mit geweckt hat. Aber nicht nur anregend und aufmunternd hat die Literatur auf den in unserer Zeit erwachten Wandertrieb gewirkt, sondern auch fördernd und unterstützend. Als ein solches Hilfsmittel begrüßen wir in erster Linie und vor allen anderen die jüngst erschienenen beiden Bände der Meyer'schen Reisebücher „Der Orient. Hauptrouten durch Aegypten, Palästina, Syrien, Türkei, Griechenland. Leipzig, Bibliographisches Institut", von denen der erste Aegypten, der zweite Palästina, Syrien, die Türkei und Griechenland umfaßt. In einem überaus handlichen Formate bietet dieser Führer bei der höchstmöglichen Compendiosität die ausgiebigste Belehrung über den gesammten Orient, wobei stets darauf mit Rücksicht genommen ist, daß der Reisende nicht nur sehen und den Gesichtskreis seines Wissens vermehren, sondern auch genießen und zwar mit der möglichsten Bequemlichkeit genießen will. So ist für alles trefflich gesorgt, was zur Befriedigung sowol der materiellen, formellen wie geistigen Bedürfnisse dient. Der Führer ist überaus reich an Inhalt, zuverlässig in seinen Angaben, wie außerordentlich praktisch und bequem zu handhaben. Kaum irgend eine Frage, die das Reisen im Allgemeinen, wie im Speciellen betrifft, wird unbeantwortet gelassen, ebenso erhalten wir über Land und Leute, wie über deren Geschichte und gegenwärtige Verhältnisse die nöthige Auskunft. Alles in Allem: keine bessere Anleitung zum Reisen im Orient, kein zuverlässigerer Führer existirt für diese Ländergebiete, als die beiden erwähnten Bände von Meyer's Reisebüchern. — Nicht unterlassen wollen wir bei dieser Gelegenheit auch auf das in demselben Verlage erschienene Werkchen: „Arabischer Sprachführer für Reisende von Dr. M. Hartmann, Kanzlei-Dragoman bei dem Kaiserlich Deutschen Consulat zu Beirut", die Aufmerksamkeit zu lenken, welcher in Kürze mit der arabischen Grammatik, sowie mit den wichtigsten Redensarten bekannt macht,

außerdem aber auch noch ein deutsch-arabisches und arabisch-deutsches Vocabular, sowie in einem Anhange Mittheilungen über Maße und Münzen, wie über Post und Telegraphen enthält. Die dabei befolgte Methode ist sehr praktisch und dürfte auch ein geringeres Sprachtalent ermuthigen, sich, wenn auch nur ganz oberflächlich, mit dem Arabischen, der Hauptsprache in Aegypten und Syrien, bekannt zu machen. — Den Strom der Reiselustigen nach einem uns allerdings näher liegenden, demohngeachtet aber noch weniger bekannten Gebiete zu lenken, ist die rührige Hartleben'sche Verlagsbuchhonblung bemüht, nach einem Gebiete, das zwar Wien als Ausgangspunkt hat, uns aber die Romantik der Natur in ihrer ganzen Ursprünglichlichkeit in den verschiedensten Formen und heterogensten Gestalten kennen lehrt. Da werden wir ebenso in eine großartige Alpenwelt eingeführt, wie wir den eigenartigen Reiz und die Poesie unabsehbarer Ebenen kennen lernen. „Das Handbuch für Touristen und Geschäftsreisende", wie der Gesammttitel lautet, zerfällt in eine Anzahl „Illustrirter Führer", welche bis jetzt die Zahl neun erreicht haben. Da haben wir zunächst einen „Führer auf der Donau von Regensburg bis Sulino". Wer den Contrast der Scenerien liebt, dem kann man eine Donaufahrt dringend empfehlen, er wird eine ebenso großartige, wie eigenartige Natur finden, so eigenartig, daß selbst die Monotonie der weiten Ebenen interessant wird, wie vielmehr der grandiosen Berglandschaften. Wir haben diesen Führer auf einer jüngsten Donaureise benutzt und können sonach dessen Brauchbarkeit aus eigener Erfahrung bestätigen. Doch die Hartleben'schen Illustrirten Führer beschränken sich nicht nur auf die große internationole Wasserstraße, sondern sie dringen auch tiefer in das Land ein, sie eröffnen neue Wanderstraßen, die noch vor Kurzem für den Touristen verschlossen waren und von Hindernissen starrten, wo der Slovale mit dem Baren um die Wette hauste oder der Betyár die Wege unsicher machte. Das ist jetzt wesentlich anders geworden, Dank vorzugsweise den nach dem Muster der deutschen und Schweizer Alpenvereine gegründeten Karpathen-Vereinen, die rastlos thätig sind, neue Bahnen zugänglich zu machen und die Wege den Reisenden zu ebenen, wie man sich aus den Jahrbüchern des Ungarischen Karpathen-Vereines, die bereits die Zahl acht erreicht haben, wie aus denen des siebenbürgischen überzeugen kann. Den Reisenden durch die großartige Alpennatur des nördlichen und östlichen Ungarns und Siebenbürgens, wie durch die weiten aber originellen Ebenen der Donau- und Theißniederung mit deren Nebenflüssen zu geleiten, sind die Hartleben'schen Führer ganz besonders geeignet, wir wüßten keine anderen Reisebücher denselben auf dem besogten Gebiete an die Seite zu stellen. Außer dem schon erwähnten „Illustrirten Führer auf der Donau" haben wir ferner illustrirte Führer durch Ungarn und seine Nebenländer, durch die Karpathen und oberungarischen Bodeorte, durch die ungarischen Ost-Korpathen, sowie durch Budapest und Umgebungen. Alle diese kleinen Bändchen zeichnen sich durch ihre Zuverlässigkeit, wie durch ihre Gründlichkeit aus, ebenso sind sie in Anordnung und Ausstottung vorzüglich, wöhrend Karten, Pläne und Illustrationen sauber und klar ausgeführt sind. Wer sich nur auf „die hohe Tatra" beschränken will, dem kann auch sehr das unter Mitwirkung einheimischer Kenner und Freunde der Tatra von Professor Karl Koldenheyer bei Karl Prochaska in Teschen herausgegebene und wiederholt aufgelegte Werkchen empfohlen werden, desgleichen für Siebenbürgen das Reisehandbuch von E. Albert Bielz, Hermannstadt bei F. Michaelis. — Ueber K. Baedeker's Handbücher für Reisende sind keine Worte mehr zu verlieren, es genügt zu erwähnen, daß jede neue Auflage alle Veränderungen gewissenhaft registrirt. So liegen uns jetzt „Süd-Deutschland und Oesterreich" in neunzehnter, und Süddaiern, Tirol und Salzburg, Oesterreich, Kärnten, Krain und Küstenlond in zwanzigster Auflage vor und rechtfertigen ihren alten Ruf. Wer sich für einige specielle Punkte unserer deutschen Alpenwelt besonders interessirt, dem kann auch der „Illustrirte Glockner-Führer von Josef Radl" sowie von demselben der „Illustrirte Führer durch dos Pusterthal und die Dolomiten mit Ausflügen in die Glockner-, Venediger-, Rieserfarner- und Zillerthaler-Gruppe" empfohlen werden. — Für diejenigen, denen mehr der Norden mit seiner stimmungsvollen Natur anheimelt, wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß von K. Baedeker's Reisehandbuch für Schweden und Norwegen auch soeben eine neue Auflage erschienen ist, durch welche die frühere vollständig außer Cours gesetzt wird. — Wer weniger in die Ferne strebt und sich am naheliegenden Schönen genügen läßt, der findet reichen Stoff zur Anregung seiner Wanderlust in dem soeben erschienenen „Reisehandbuch für das Königreich Böhmen mit zwölf Karten und Plänen von Franz Kövnáč in Prag". Namentlich die, welche nicht nur genießen, sondern auch Belehrung schöpfen wollen, werden in dem stattlichen Bande reiches Material und Befriedigung ihrer Wünsche finden, der namentlich ebenso auf die malerischen Naturschönheiten, wie auf den reichen Schatz von Kunstdenkmälern und historischen Erinnerungen des gesegneten Landes Rücksicht nimmt und wol dazu beitragen wird, daß das schöne Böhmerland noch mehr als bisher von dem reisenden Publicum gewürdigt werde. — Ein ganz neues, eigenartiges Unternehmen, höchst originell in der Idee, wie praktisch in der Ausführung, tritt uns in dem „Deutschen Reisebuch nach amtlichen Quellen bearbeitet vom Ober-Postdirections-Secretär a. D. Schaefer in Dresden-Blasewitz" entgegen, von welchem die erste Abtheilung, Königreich Sachsen, Thüringen, Nord-Böhmen und das Riesengebirge umfassend, vorliegt. Das im Verlag von Rother und Drescher in Leipzig erscheinende Unternehmen ist in graphischer Darstellung so eingerichtet, daß es Landkarte und Coursbuch zugleich vertritt. So bietet es auf beschränktem Raume einen Gesammtüberblick über den unmittelbaren Zusammenhong der Eisenbohnzüge und Personenposten, mit deren Abgangs- und Ankunftszeiten, sowie über die sämmtlichen Verbindungen jedes einzelnen Ortes, so daß dadurch nicht nur die Entwerfung eines Reiseplanes überhaupt, sondern auch die rasche Auffindung des kürzesten und schnellsten Reisewegs von jedem beliebigen Orte aus sehr erleichtert, ja wir möchten sagen, gleich durch einen Blick ermöglicht wird und nicht erst langes Suchen und Studiren erfordert. Weiter finden wir Angaben über die verschiedenen Billetsorten, welche auf den sächsischen Bahnen zu haben sind, ferner Kilometer-Tabellen und einen Normal-Personengeld-Tarif, sowie eine Karte der söchsisch-böhmischen Dampfschifffahrt mit den Billetpreisen und endlich ein Verzeichniß der Rundreise-Billets, welche auf den sächsischen Stationen zu haben sind. — Schließlich wollen wir noch die Aufmerksamkeit auf die im Verlage von Orell, Füssli und Co. in Zürich erscheinenden „Europäischen Wanderbilder" lenken. Es sind dies anziehende Monographien, welche über die Reiseführer hinausgehen und in künstlerischer Form und Ausstattung uns kleine Skizzen und Gemälde von gewandter Feder bringen. Die Illustrationen sind geradezu reizend und gehören zu dem Besten, was der Holzschnitt in dieser Beziehung liefert. Vor uns liegt dos 29. Heft „Villach in Kärnten und seine Umgebung von Heinrich Noé, mit zehn Illustrationen von J. Weber und einer Karte", und das 37. Heft „Freiburg im Breisgau von L. Naumann", mit 31 Illustrationen gleichfalls von J. Weber und einer Karte. Sowol in textlicher, wie künstlerischer Beziehung sind die kleinen Heftchen ganz vorzüglich und wol angethan, Lust und Liebe zum Wandern zu erwecken.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 74. Donnerstag, den 14. September. 1882.

Inhalt: Hermann Hettner, von Adolf Stern. (Fortsetzung.) — Bücherbesprechung (Encyklopädie der Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung, herausgegeben von Franz v. Holtzendorff).

Hermann Hettner.

Von **Adolf Stern.**

(Fortsetzung.)

Ueberblicken wir die ganze „Geschichte der englischen Literatur von 1660—1770", wie sie Hettner geboten hat, so finden wir, daß dieselbe mit einer Ausnahme die erstrebte innere Vollständigkeit, die Berücksichtigung aller irgend wesentlichen Erscheinungen erreicht hat. Die Ausnahme betrifft die übergangenen, gleichwol nicht unwichtigen Anfänge der englischen Geschichtschreibung. Wenn es gerechtfertigt sein mag, die großen englischen Historiker des 18. Jahrhunderts (Hume, Robertson und Gibbon) erst in der Geschichte der französischen Literatur und in dem Capitel über die nach außen wirkende „Macht der französischen Aufklärungsliteratur" zu nennen, so hätten doch im ersten oder zweiten Capitel die mithandelnden Geschichtschreiber der Revolutionen von 1640 und 1688, wie Clarendon, Gilbert Burnet u. A., um so weniger unerwähnt bleiben dürfen, als der Verfasser später bei der deutschen Literatur minder wichtiger Anfänge sorgfältig gedenkt. Abgesehen von dieser Ausnahme glauben wir kaum, daß dem scharfen Auge des Literarhistorikers irgend ein bedeutendes Element des englischen Cultur- und Geisteslebens im 18. Jahrhnnbert entgangen ist. Die klar übersichtliche Composition des Buches, die trefflich durchgeführte Consequenz der Grundanschauung, das warme liebevolle Interesse an den geschilderten Erscheinungen, das Maß im Urtheil, die Frische der Darstellung sind, wie schon gesagt, hohe Vorzüge. Die Selbständigkeit des Verfassers im Großen und Ganzen bleibt unbezweifelt, obschon sie auf einen Uebelstand hin vielseitig und hart angefochten worden ist. Nicht nur, daß Englands größter Geschichtschreiber, Macaulay, in seiner „Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Jakob's II." eine classische Darstellung aller Culturerscheinungen der ersten Hälfte des von Hettner geschilderten Zeitraums gegeben hat: auch seine in Deutschland allverbreiteten „Essay's" enthalten glänzende Abhandlungen über eine große Zahl von Autoren und Werken, die in den Bereich der Hettner'schen Geschichte fallen. Der Verfasser war daher in der schlimmen Situation, einen Schriftsteller und noch dazu einen vielgelesenen entweder in ungewöhnlicher Weise benutzen oder auf die vollendete Sachkenntniß, das schlagende Urtheil desselben Verzicht leisten zu müssen. Daß er es vorzog, Macaulay lieber häufig und ungewöhnlich oft zu citiren, statt ihn zu umschreiben oder ihm, trotz innerer Uebereinstimmung, zum Erweis der Selbständigkeit zu widersprechen, ist nach unserer Meinung weit eher ein Lob, als ein Tadel. Und alle Partien, welche zu keinem Bezug auf Macaulay nöthigten, erweisen so hinlänglich die eigene Auffassung, das eigene scharfe Verständniß Hettner's für die Zustände Englands und seiner Literatur, daß man ihm die vielfache Uebereinstimmung mit Macaulay keineswegs als eine Anlehnung verübeln darf, sondern in ihr eine Unbefangenheit zu erkennen hat, der es überall um die bestmöglichste Darstellung, die treffendste Bezeichnung zu thun ist, auch wenn dieselbe in Einzelheiten von einem Andern gegeben werden sollte.

Eine andere Zahl von Angriffen, die im Laufe der Jahre und zum Theil infolge der unverhofft glänzenden Aufnahme und weiten Verbreitung des Hettner'schen Werkes stattfanden, gründete sich auf die Behauptung, daß der Verfasser einen Theil der besprochenen Autoren gar nicht oder nicht genügend gekannt habe. In Angriffen dieser Art traten nur üble Symptome einer Zeitkrankheit hervor. Jeder Specialist, der in seiner Vorliebe für den von ihm erwählten und gewissenhaft behandelten Stoff zu andern Resultaten, als zur beinahe unvermeidlichen Ueberschätzung eines Schriftstellers oder einer Schrift gelangt ist, zeigt sich geneigt, den Allgemeindarsteller der Ignoranz oder der Leichtfertigkeit zu beschuldigen. Es ist einfach unmöglich, ohne in nebensächliche und untergeordnete Einzelheiten einzugehen, den schlagenden Beweis der Lectüre, der Kenntniß des in Rede stehenden Poeten oder Essayisten zu geben und es würde zu unberechenbaren Consequenzen führen, wenn überall kein Gesammturtheil mehr ausgesprochen werden sollte. Immerhin möchte Hettner wohlgethan haben, in gewissen Fällen an die Stelle der allzuknappen, nur eine gewisse Haupteigenthümlichkeit der von ihm besprochenen Erscheinung ins Auge fassenden und auch diese wieder der getroffenen Gruppirung unbarmherzig unterordnenden Charakteristik, eine mehr detaillirte Art des Urtheils gesetzt zu haben, bei der in bezeichnenden Worten und kurzen Wendungen die Vertrautheit mit der besprochenen Sache wenigstens dem Unbefangenen völlig klar gewesen wäre. Ihm indeß schien die Gefahr durch Berücksichtigung solcher Wünsche in unerträgliche Breite getrieben zu werden und das Interesse des Publicums (welches sich immer nur auf die Haupterscheinungen und Hauptentwickelungen erstreckt) herabzumindern, viel wesentlicher als die der Unkenntniß Pope'scher Lehrgedichte und Cowper'scher Lyrik geziehen zu werden.

Der zweite Theil, die „Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert" (Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1860; 4. Auflage 1881) bildet in einem gewissen Sinne den Mittelpunkt der Darstellung, wenigstens insofern die französische Literatur die Weiterbildung der englischen Ideen übernimmt und damit nicht nur auf alle anderen romanischen Völker, nicht nur auf England zurück- und mit diesem vereint auf Deutschland wirkt, sondern auch, weil bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die französische Literatur die Weltliteratur ist — eine Stellung, zu der sich die deutsche erst nach harten Kämpfen mit ihr zu erheben vermag. Die Allverbreitung der französischen Sprache, welche aus der Periode Ludwig XIV. stammte, wurde das Hilfsmittel, den großen Krieg gegen die weltlichen und kirchlichen Autoritäten eben dieser Periode zu eröffnen. Bei der Darstellung dieser Literatur galt es eine Schwierigkeit zu über-

Digitized by Google

winden, welche nicht gering angeschlagen werden darf. Weil wir Deutschen erst in der Empörung gegen die Herrschaft des französischen Geschmacks, im schärfsten Gegensatz zu den Strebungen der Franzosen eine geistige und künstlerische Selbständigkeit erobert haben, ist uns neben einer Geringschätzung des besiegten Gegners auch eine gewisse Bitterkeit zurückgeblieben. Und während dies mehr den classischen Autoren des 17. Jahrhunderts gilt, erfreuen sich auch die Aufklärungsschriftsteller unter uns einer sehr mäßigen Schätzung. „Nach den Gewaltthätigkeiten und Ueberstürzungen der französischen Revolution haben wir uns gewöhnt, über diese französische Aufklärungsliteratur ohne alle Einschränkung unerbittlich den Stab zu brechen. In Frankreich zieht man diese Schriftsteller mitten in das wogende Parteigetriebe des Tages, in England und Deutschland liest und kennt man sie nicht mehr, aber man schmäht sie, man spricht nur von ihrer Frechheit und Haltungslosigkeit, man sieht in ihnen nur den Auswurf eines verwilderten Zeitalters, man fragt und untersucht nicht, ob nicht auch etwas Gutes und Segensreiches in ihnen sei. Kein Vernünftiger wird die schweren und groben Fehler und Verirrungen dieser Schriftsteller vertheidigen oder gar in Abrede stellen. Sie sind die Kinder einer verdorbenen Zeit, das Erz ist überdeckt mit Schlacken. Sie haben oft nur spottenden Witz, wo wir sittlichen Ernst und wissenschaftliche Gründlichkeit fordern. Sie geben als wissenschaftliche Gewißheit, was nur persönliche Ansicht oder höchstens geniale Vermuthung ist. In ihren Angriffen gegen Kirche und Religion leitet sie oft weit mehr blinde Gehässigkeit, als sachliche Wahrheitsliebe; in ihren Forderungen an den Staat sehen sie nur allzu oft ab von den Gesetzen und Bedingungen der Wirklichkeit. Alles öffentlichen Lebens ermangelnd, hatten sie keine Einsicht in die Hindernisse, welche die gegebenen Verhältnisse oft den wünschenswerthesten Verbesserungen entgegenstellen, und wurden daher um so dreister und absprechender. Aber man ist schuldig zu sagen, daß ihren Irrthümern nichtsdestoweniger ein unverwüstlicher Kern von Wahrheit, ihrem Denken und Wirken hochherzige Begeisterung und Thatkraft innewohnt. In einer Zeit, da religiöse Verfolgung, Folter, willkürliche Haft, Ungerechtigkeit des Richterspruchs, Erpressungen jeder Art die täglichsten und völlig zu Recht bestehenden Dinge waren, da waren sie es, die mit dem überzeugenden Gefühl tiefster Empörung gegen Alles, was sie für Mißbranch hielten, mannhaften Krieg führten, unermüdlich auf Aufklärung und religiöse Duldung, auf Befreiung und Erleichterung der gedrückten Volksclassen drangen und die verlarenen, aber unverbrüchlichen Rechte der denkenden Erkenntniß und der angeborenen Menschenwürde wiedereroberten. Dies ist bei allen ihren Schwächen ihre Größe, ihre unvergängliche geschichtliche Bedeutung."

Der deutsche Geschichtschreiber der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts fand sich durchaus in dem Falle, eine Reihe von „Rettungen" üben zu müssen. Denn jedes Verdienst und jede Bedeutung dieser Literatur waren in dem langwierigen und hartnäckigen nationalen Kampfe gegen dieselbe in Abrede gestellt worden aber in völlige Vergessenheit gerathen. So sieht sich Hettner schon in seinem Einleitungscapitel „Ludwig XIV., seine Größe und sein Verfall" zur Mahnung an die Vorzüge der Corneille-Racine'sche Dramatik, welche wegen der höfischen Unfreiheit und Gespreiztheit derselben völlig gelengnet werden, genöthigt. Und weiterhin galt es, jene französische Autoren aus dem Beginne des 18. Jahrhunderts hervorzuheben, die wie La Bruyère und Le Sage nur mit Unrecht in der allgemeinen Verdammung der Leblosigkeit und akademischen Correctheit des französischen Classicismus mit inbegriffen sind. Aber die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen erst im zweiten Abschnitt des ersten Buches, der „Die Regentschaft des Herzogs von Orleans und das Ministerium des Cardinal Fleury" umfaßt. Hier liegen die Anfange einer Oppositionsliteratur, „Die ersten Einwirkungen Englands auf Politik und Naturwissenschaft" (Maſſillon, St. Pierre, d'Argenson, Maupertuis), hier jene specifisch französische Befreiung von den Fesseln des Classicismus in Dichtung und Kunst, die freilich zunächst nur (in den Dichtungen Prevost's, Crebillon's und Grosset's, in den Bildern Watteau's und Boucher's) eine Befreiung zur Ueppigkeit, zur Frivolität, selbst zur nackten Schamlosigkeit war. Aber bereits in Nivelle de la Chaussée's Komödien, in Chardin's aus dem bürgerlichen Leben gegriffenen Bildern haben wir die Vorläufer jener bessern Richtung, die mit der Aufklärungsliteratur im Zusammenhang steht. „Die Blüthe der französischen Aufklärungsliteratur" schildert das zweite Buch, welches die französische Literatur unter Ludwig XV. in drei großen „Voltaire und Montesquien", „Diderot und die Encyklopädisten", „Rousseau und seine Schule", überschriebenen Abschnitten bespricht. Sämmtliche Abschnitte sind durch eine Reihe trefflich geschriebener, auf umfassender Kenntniß der Zeit und der Zustände beruhender Charakteristiken ausgezeichnet, unter denen die mit Recht breit ausgeführte Voltaire's, diejenige Diderot's, Rousseau's, Beaumarchais' und M. Grimm's, des Herausgebers der „Correspondance littéraire", besonders hervorragen. Manches in diesen Abschnitten ist neu, insofern der Verfasser neben der im Druck erschienenen auch die im Gothaer Archiv befindliche handschriftliche berühmte „Literarische Correspondenz Grimm's" benutzt hat. Aber auch was längst bekannt war, ward von Hettner in einer Weise behandelt und neu belebt, die einfach mustergiltig genannt zu werden verdient. Männern wie Voltaire, Diderot, Beaumarchais, Rousseau gegenüber, bewährt sich die früher gerühmte Schärfe des Urtheils nicht minder, als die Entschlossenheit, das Große, Bedeutsame und Bahnbrechende anzuerkennen, selbst wa es an mit Recht und Unrecht gehaßte Namen geknüpft ist. — Das dritte Buch der französischen Literaturgeschichte behandelt „Die Macht der französischen Aufklärungsliteratur", faßt zunächst noch einmal die Grundgedanken derselben zusammen und schildert alsdann außer den bereits erwähnten Rückwirkungen der Aufklärungsliteratur auf England, die auf Italien (in Beccaria, Filangieri, Goldoni, Alfieri) und Spanien (Campomanos und seine Schule). In verständiger Berücksichtigung des überreichen Stoffes muß die Knappheit der Darstellung, das Skizzenhafte einzelner Ausführungen durchaus gebilligt werden; der Verfasser würde bei einem andern Verfahren die Raumgrenzen eines Werkes weit überschritten haben, welches sich an die allgemeine Bildung, nicht an die specifische Wissenschaft wendet.

Der bedeutendste Theil des Hettner'schen Buches indeß ist nach unserm Urtheil der letzte, welcher die „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert" (Braunschweig, 1862—1870; 3. Auflage 1881) enthält und der wiederum drei zu Bänden, ja das letzte selbst zu zwei Bänden ausgedehnte Bücher enthält, welche die Zeiten „Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen", „Das Zeitalter Friedrich's des Großen" und „Das classische Zeitalter der deutschen Literatur", letzteres wieder in zwei großen Hauptabschnitten: „Die Sturm- und Drangperiode" und „Das Ideal der Humanität" behandeln. Allerdings fiel hier der Vortheil hinweg, den bei der englischen und französischen Literaturgeschichte der Umstand bot, seit langer Zeit wieder der Erste zu sein, der den Stoff neugestaltete. Im Gegentheil hat sich die Ueberzahl der modernen Literarhistoriker gerade auf diese Periode der deutschen Cultur und Literatur geworfen und eine thatsächliche Neubehandlung derselben scheinbar unmöglich gemacht. Aber auch nur scheinbar. Wer irgend mit den literarischen Dingen sich eingehender und specieller besaßt hat, weiß, daß eine der Hettner'schen ähnliche Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts nicht existirte, daß zahlreiche Erscheinungen auf diesem Gebiet nur geeignet waren, ein durchaus falsches Bild der wissenschaftlichen und künstlerischen Entwickelung unseres Volkes hervorzurufen. Denn im

Digitized by Google

Allgemeinen waren nur zwei Wege betreten worden. Entweder man trat nüchtern philiströs für die Nüchternheit und theilweise Oede unserer Literatur vor Lessing ein, oder man schloß sich der üblichen bitteren rigoristischen Verurtheilung des ganzen 18. Jahrhunderts bis zum Auftreten Lessing's an. Ja, es ward eine Art Gesetz kritischer und literarischer Vornehmheit, auf die ganze Lessing vorangehende Entwickelung mit der höchsten Geringschätzung und herbsten Abweisung herabzusehen. Dem gegenüber und dem Charakter seines gesammten Werkes, seiner wesentlich nachempfindenden, die Zeitschriftsteller aus ihren Bedingungen und Voraussetzungen heraus beurtheilenden Kritik geteeu, schlug Hettner einen völlig andern Weg ein. Der Grundton und Grundzug seiner Darstellung auch der deutschen Literatur, selbst da, wo dieselbe unzweifelhaft noch der englischen und französischen untergeordnet scheint, ist durchaus positiv. Der Verfasser lieferte den Beweis, daß sich die zuteeffendste Sicherheit des Urtheils mit wirklicher Pietät vereinigen läßt, daß man sich der höchsten und letzten Kunstforderungen bewußt sein kann, ohne Die anzuklagen und zu lästern, welche kaum in der Lage waren, den rohesten und untergeordnetsten zu genügen. Hettner's deutsche Literatur unterscheidet sich in diesem Bezug von den negirenden Werken desselben Vorwurfs durch jene Eigenschaften, die jederzeit productive Kritik und Skepticismus, Wahrheitseifer und Zerstörungsteieb von einander trennen werden. „Wissenschaftlich", so leitet der Verfasser den dritten Theil seines Werkes ein, „wissenschaftlich ist das 18. Jahrhundert das Zeitalter der deutschen Aufklärung, die Befreiung vom Buchstaben oder, um mit Kant zu reden, der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit; künstlerisch ist es die Erstreebung einer eigenen selbständigen Kunst und Dichtung, die Eroberung eines idealen und doch volksthümlichen Stils, dessen Verwirklichung sich zuerst in Lessing, und sodann in seiner höchsten Vollendung in der schönen und freien Dichtung Goethe's und Schiller's darstellt. Es ist daher wenigstens für Deutschland ein durchaus richtiger Ausdruck, wenn man das 18. Jahrhundert die bewußte Wiederaufnahme und Fortbildung der in der Mitte des 16. Jahrhunderts gewaltthätig und vorzeitig abgebrochenen großen Reformationsideen genannt hat." Folgerichtig beginnt daher Hettner's deutsche Literaturgeschichte in der Einleitung „Die deutsche Bildung des 16. und 17. Jahrhunderts" bei diesem vorzeitigen Abbruch. In großen Zügen charakterisirt er die Erstarrung, in welche das gesammte deutsche Culturleben bereits während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verfiel. Noch eben hatten mit und neben den großen Reformatoren die Humanisten ihre Bestrebungen weithin ausgebreitet, hatten große Künstler, wie Albrecht Dürer und Holbein, die deutsche Kunst fast bis zur erreichten Höhe der italienischen geführt, noch eben war in Hans Sachs ein Vorläufer echter erzählender Poesie und eines nationalen Dramas erschienen und plötzlich kam jener Stillstand, in dem verhängnißvolles theologisches Parteigezänk allein noch veerieth, daß es ein geistiges Leben in Deutschland gab. Die Volksphantasie, die noch in den Sagen von Faust und dem ewigen Juden ihr Walten bethätigt hatte, schien mit dem großen 16. Jahrhundert zu ersterben. „In der dumpfen Enge kleiner Verhältnisse und unter dem überwuchernden Unwesen steifen Gelehrtenthums ist dem holden Gaukelspiel der Phantasie nirgends mehr Raum gestattet. Auch in den anderen Ländern hatte die Renaissance die neulateinische Dichtung hervorgebracht, aber sie hatte neben und über dieser zugleich die reinsten und lebensvollsten volksthümlichen Blüthen getrieben; in Deutschland aber tritt die Renaissance zunächst fast ausschließlich in der todten, einseitig gelehrten Form der neulateinischen Dichtung auf und kennt keinen anderen Maßstab, als den rohen der handgreiflichen Nützlichkeit. Nur die Musik verhaerte in fester, ruhiger Thätigkeit. Still und unbemerkt nährten die schlichten deutschen Cantoren die erstorbene und verfolgte Innerlichkeit deutschen Volkssinnes, während ringsum deutsche Sitte und Denkart unwiderbringlich verloren schien." Als die Summe aller Einzelbetrachtungen muß der Ausspruch gelten: „Tiefkrank ging Deutschland in den unglückseligen 30jährigen Krieg — bis zum Tode erschöpft war es am Ende desselben." Mit epigrammatischer Kürze schildert dann Hettner die einzelnen Zustände nach dem 30jährigen Kampfe: die elenden deutschen Staatsverhältnisse, den genußsüchtigen Absolutismus, die jämmerliche Servilität des Volkes. Er charakterisirt die öde und lastende Schwere der herrschenden Orthodoxie, die Intoleranz der lutherischen Staatskirchen. Er wirft einen Blick auf die Ausländerei der höheren Stände, den verkommenen Pedantismus des zünftigen Gelehrtenthums, die beengte, gedrückte Lage der Bürger und Bauern, und kommt dann auf seine eigentliche Aufgabe zurück. „Versetzen wir uns", sagt er, „in diese dumpfen, zerrütteten, hoffnungslosen Meinungen, Sitten und Zustände, so gleicht es fast einem Wunder, daß Deutschland aus diesem Verfall sich erlöste und in verhältnißmäßig kurzer Zeit in Kunst und Wissenschaft, in Sitte und Bildung die anderen vorgeschrittenen Länder nicht nur einholte, sondern sogar überflügelte. Wo also lag der fruchtbare Keim rettender Verjüngung und Wiedergeburt? An sich klar, wahrhaft und im tiefsten Grunde konnte das Uebel nur gehoben werden, wenn das stockende Leben wieder in Fluß kam, wenn ein frischer, überwältigender nationaler Gehalt die verknöcherten und verflachten Gemüther zu spornender That und Begeisterung rief. Dies ist das Geheimniß, warum Friedrich der Große, trotz seiner Verkennung und Mißachtung des deutschen Geistes, nichtsdestoweniger im höchsten Sinne ein Befreier der Deutschen wurde. Glücklicherweise aber erhoben sich doch schon vorher einige vorbereitende höchst segensreiche Anfänge. Die Ausländerei, welche Deutschlands tiefstes Verderben war, wurde zugleich der Grund seiner Rettung."

Und damit knüpft der Verfasser an seinen Grundgedanken, den der Wechselbeziehung und Wechselwirkung der verschiedenen Literaturen im 18. Jahrhundert, wieder an. Es waren vorzüglich die Einflüsse der englischen und französischen Freidenker, die zur Emancipation der deutschen Wissenschaft von der ausschließlichen Obmacht der Theologie leiteten. Als die Lebensfrage der Dichtung bezeichnet Hettner die Versöhnung des Gegensatzes, der sich seit dem Verfall der Reformation zwischen den Forderungen der gelehrten Kunstdichtung der Renaissance und dem unmittelbaren Volksbedürfniß herausgestellt hatte. Nnn gilt es ihm, die verschiedenen Elemente der Renaissance nachzuweisen, die nach einander eintretenden Wirkungen Tasso's und seiner Schule, Marine's und des französischen Classicismus, andererseits aber die Gegenströmungen der spanischen und englischen Romanliteratur, der englischen Bühne zu berücksichtigen. Mit außerordentlicher Feinheit sind diese Wirkungen erforscht, mit überzeugender Kunst dargestellt. Und doch liegt an diesem Punkte die Achillesferse des Hettner'schen Werkes. Die consequente Durchführung seines Lieblingsgedankens bringt den Autor in die Gefahr, die ureigenen Kräfte, die im deutschen Volke selbst noch lagen, die innerste Gesundheit und Tiefe des deutschen Wesens, welche zuerst die gedeihliche Aufnahme der fremden Elemente und dann in unmittelbarer Folge ihre Ausscheidung oder völlige Verdeutschung und Umwandlung möglich machte, zu verkennen oder zu unterschätzen. Allerdings hebt er die hohe Bedeutung der Musik als des wahren Asyls deutschnationalen Empfindens und Wollens in jener Zeit hervor. Aber ohne alle Frage lassen sich, neben den unbestrittenen, von Hettner besonders betonten Einwirkungen des Auslandes, bereits Keime jener Selbständigkeit finden, welche in Lessing siegreich durchbricht. Diesen Keimen und Kräften ist der Verfasser nicht ganz ebenso liebevoll nachgegangen wie den Einwirkungen des Auslandes, oder wenn doch, hat er sie zu Gunsten seines Lieblingsgedankens in Schatten gestellt.

Hiervon abgesehen, erweist sich seine Darstellung des

18. Jahrhunderts von der höchsten Frische und lebendigsten Anschaulichkeit. Eine reiche Zahl längstvergessener Thatsachen lebt im Zusammenhang seiner Darstellung neu auf. Er beginnt mit den „Einwirkungen der fremden Philosophie", den Cartesianern und Spinozisten, unter ihnen Balthasar Bekker, der in der „Bezauberten Welt" den Hexen- und Teufelsglauben auf das Stärkste angriff, und der berüchtige Kunzen, der aber doch wol mehr als sektenstiftender Abenteurer, denn als Nachfolger Spinoza's, zu gelten hat. Das erste Capitel des ersten Buches „Der Pietismus" behandelt vorwiegend Arnold, Spener und Dippel, das zweite „Die Befreiung der Wissenschaft von der Obmacht der Theologie" durch Samuel Pufendorf, Christian Thomasius, Leibniz. Die Lebensbilder und Beurtheilungen dieser Männer gehören mit zum Vorzüglichsten des Buches. Das dritte Capitel „Der Gegensatz zwischen Renaissance und Volksthümlichkeit in Kunst und Dichtung", verfolgt in Roman, Drama und Lyrik einerseits die italienischen und französischen Einwirkungen, andererseits die spanischen und englischen. Die letzteren finden sich bei den wenigen Autoren und Werken, die sich von der allgemeinen Trostlosigkeit unterscheiden. Der frischeste und beste Roman der Zeit, Grimmelshausen's „Simplicissimus", hatte die spanischen Schelmenromane zum Vorbild und rief wiederum selbst eine ganze nachahmende Literatur hervor. Im Drama betont Hettner die Bestrebungen Christian Weise's, des poetischen Schulrectors von Zittau, der nicht nach dem, was er geleistet, sondern nach dem, was er gewollt, zu beurtheilen und in diesem Sinne ein Vorläufer nicht nur Gellert's, sondern selbst Lessing's ist. In der Lyrik ist die von Hettner den Hoffmann v. Hoffmannswaldau, Canitz, Besser, König und Anderen gegenüber mit Recht hervorgehobene Erscheinung Chr. Günther's ein schlagender Beweis für das, was wir oben die ureignen Kräfte nannten, die im deutschen Volke selbst noch lagen. Naturgemäß schließt sich der Darstellung der Dichtung ein Blick auf die Musik und die bildende Kunst an. Besonders interessant erscheint hier Andreas Schlüter, der Schöpfer der großen Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der Berliner Schloßbrücke, der Haupterbauer des preußischen Königsschlosses selbst, eine der tiefbedeutsamsten Gestalten aller Kunstgeschichte, insofern er den Beweis giebt, daß auch in der gesunkensten Zeit, auch unter den erbärmlichsten Verhältnissen ein Künstler von echtem, bedeutsamem Wollen wenigstens eine gewisse Kunsthöhe zu erreichen vermag.

Der zweite Hauptabschnitt des ersten Buches hat die Zeit von 1720—1740 zum Gegenstand. Die Strömungen werden breiter und vielseitiger, unbedeutende Anfänge wandeln sich in große Entwickelungen. Der Rationalismus, schüchtern unter dem Schirm fremder Namen in die deutsche Geisteswelt getreten, beginnt Macht zu erlangen und zu äußern. Das „Vordringen des Rationalismus" zeigt sich am besten in der Wirksamkeit und den Schicksalen Christian Wolff's, dessen Charakteristik daher dies Capitel eröffnet. Ihr folgen dann die wichtigsten Erscheinungen und Gestalten der weiter und weiter um sich greifenden „Aufklärung". Dem Historiker kann natürlich nicht in den Sinn kommen, das Oede, Nüchterne, Trockne, Armselige dieser Richtung irgend in Abrede zu stellen, aber er weist mit derselben Entschiedenheit, mit der er dies hervorhebt, auch auf den berechtigten Kern in den Bestrebungen hin. Persönliches Interesse nehmen in Hettner's biographischen Skizzen vor Allen Johann Lorenz Schmidt, der Verfasser der berüchtigten Wertheimer Bibel, und Johann Christian Edelmann in Anspruch, der vom Pietismus und einem unfreiwillig komischen „Urchristenthum" zum kühnsten Spinozismus gelangte, welcher sich in dem sonderbaren Buche „Moses mit dem aufgedeckten Angesicht" ausspricht. Das folgende Capitel behandelt die gleichzeitig erfolgten Versuche zur Begründung einer wirklichen Geschichtschreibung an Stelle des Notizenkrams der Polyhistoren (Mosheim's Kirchengeschichte), sowie den beginnenden Aufschwung der Philologie. Alsdann kehrt der Verfasser auf das Gebiet der Kunst zurück und schildert nun den „Gesteigerten Kampf zwischen Renaissance und Volksthümlichkeit und beginnende Versöhnung". Er beginnt hier bei den unter Nachahmung englischer Vorbilder entstandenen moralischen Wochenschriften, geht über auf die Robinsonaden, und widmet besondere Aufmerksamkeit der „Insel Felsenburg", — in der That eines der merkwürdigsten Bücher dieser Zeit, sowol durch seinen Empfindungskern, als durch die überraschende Kraft und Reinheit seiner Gestaltung. In der neuesten Auflage der „Deutschen Literaturgeschichte" hat sich Hettner den Nachweisungen angeschlossen, welche der Verfasser dieses Aufsatzes über den „Dichter der Insel Felsenburg", den Journalisten Joh. Chr. Schnabel, vor einigen Jahren gegeben hat. — Den Anfängen des Romans schließen sich in der Lyrik Haller und Hagedorn an, die ebenfalls wesentlich englische Muster vor Augen haben.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechung.

** Nachdem die dritte Auflage des v. Holtzendorff'schen alphabetisch geordneten Rechtslexikons fertiggestellt worden ist, bereitet die Verlagshandlung von Duncker & Humblot hier auch eine neue — und zwar ist dies die vierte — Auflage von der Encyklopädie der Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung, herausgegeben unter Mitwirkung vieler Rechtsgelehrter von Dr. Franz v. Holtzendorff, vor. Diese Encyklopädie ist bekannt und beliebt wegen der compendiösen und übersichtlichen Bearbeitung der einzelnen Rechtsdisciplinen; in der neuen Auflage werden einzelne der systematischen Darstellungen in durch die Einführung der neuen Justizgesetze im Deutschen Reiche bedingter Neubearbeitung erscheinen; an die Stelle des bisherigen einleitenden Artikels aus der Feder des früheren Leipziger Professors der Staatswissenschaften Ahrens ist eine Abhandlung des Professors an der Universität München H. Geyer, „Philosophische Einleitung in die Rechtswissenschaft", getreten, in welcher sowol eine Uebersicht über die Geschichte, als eine systematische Uebersicht der Rechts- und Staatsphilosophie gegeben wird, und welche den früheren Ahrens'schen Artikel allerdings tief in den Schatten stellt. Die Mitarbeiter des Werkes hinsichtlich der Darstellung der geschichtlichen Grundlagen der deutschen Rechtsentwickelung und der Rechtsquellen sind die Professoren Pernice, Hinschius, Brunner, Maurer, Behrend; die Abhandlungen über das Privatrecht (heutiges römisches, deutsches Privatrecht, Reichscivilrecht, Handels-, See- und Wechselrecht, das französische Civilrecht, das internationale Privatrecht) liefern die Professoren Bruns bez. Eck, Behrend, Mandry, Endemann, Rivier (Brüssel) und v. Bar, die über das öffentliche Recht (Civilproceß, Kirchenrecht, Strafrecht, Strafproceß, das deutsche Verfassungsrecht, Verwaltungsrecht, das europäische Völkerrecht) die Professoren v. Bar, Hinschius, Geyer, John, v. Holtzendorff und Ernst Meier; außerdem wird die neue Auflage noch eine Darstellung des englischen Verfassungsrechts aus der Feder des geistvollen und gründlichsten Kenners dieser Disciplin Prof. Gneist, und des deutschen Fürstenrechts von Prof. H. Schulze enthalten. Das Werk erscheint gleichfalls lieferungsweise und zwar in etwa 18 Lieferungen zum Preise von je 1 ℳ 20 ₰; nach dem Prospecte wird dasselbe bereits bis zum Herbste d. J. vollständig vorliegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 75. Sonntag, den 17. September. 1882.

Inhalt: Hermann Hettner, von Adolf Stern. (Schluß.) — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Didaktik, von Otto Willmann. „Deutsche Bücherei." Neues über Aegypten).

Hermann Hettner.

Von **Adolf Stern.**

(Schluß.)

Scharf verkörpert erscheinen weiterhin die Gegensätze zwischen den um Alleinherrschaft streitenden französischen und englischen Vorbildern, in Gottsched einerseits, Bodmer und Breitinger andererseits. Hettner läßt dem wirklichen, mit Unrecht geleugneten Verdienst Gottsched's, als unermüdlichen Vorfechters einer deutschen Gesammtliteratur, alle Gerechtigkeit widerfahren, kann aber von der jämmerlichen Plattheit und Nüchternheit, die dem großen Duns einmal eigen war, unmöglich viel hinwegnehmen. Er verschweigt auch die Mängel der Schweizer nicht, doch bleibt ihr (neuerlich geleugneter) Fortschritt Gottsched gegenüber alle Zeit anerkennenswerth und für die folgende Periode ins Gewicht fallend. Besonders werthvoll erscheint uns das Capitel, in dem „Der Kreis der Bremer Beiträger" — Joh. Elias Schlegel, Zachariä, Rabener und Gellert — besprochen wird. Gerade in Bezug auf diese Autoren hat sich die neuere Kritik fast lediglich begnügt, alle ihre in die Augen springenden Mängel und Unzulänglichkeiten in herber Weise aufzuzählen, so daß es zuletzt schier unbegreiflich ward, wie denn dieselben überhaupt eine Wirkung und zwar zum Theil eine so mächtige, ihrer Zeit hervorzurufen vermochten. Hettner setzt sie wieder in ihr Recht ein, er betrachtet Elias Schlegel, den Kritiker, als den unmittelbaren Vorläufer Lessing's, er vindicirt Rabener, trotz seines matten, einförmigen, größtentheils philiströsen Witzes, eine unermeßliche Bedeutung für unsere gesammte Volksbildung, indem sich in ihm das deutsche Bürgerthum auf sich selbst besann, und er nennt Gellert „den ersten in der Form ureignen deutschen, in seiner Gesinnung wahrhaft erweckenden und befreienden Schriftsteller". Seine Charakteristik dieses von der altbürgerlichen Nüchternheit noch immer überschätzten, von der Geistreichigkeit unverantwortlich herabgezogenen Autors ist in ihrer schlagenden Art unübertrefflich. Den Schluß des ersten Buches bildet die kurze Darstellung der Entwickelung der deutschen Musik, an die großen Namen Bach's und Händel's und an den Hasse's geknüpft, sowie der bildenden Künste, hauptsächlich des Dresdener Kunstlebens, welches freilich noch immer Nachahmer, wie Dietrich, als seine Spitzen betrachten mußte.

Auch das zweite Buch der deutschen Literaturgeschichte Hettner's zerfällt in zwei Hauptabschnitte, von denen der erste die Zeit „Von der Thronbesteigung Friedrich's des Großen bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges", der andere „Vom Beginn des siebenjährigen Krieges bis zur Sturm- und Drangperiode" umfaßt. Mit Recht steht am Eingang dieses ganzen Buches die Charakteristik Friedrich's des Großen selbst, ein enthusiastischer Nachweis seiner tiefgreifenden, die deutsche Cultur mächtig fördernden Bedeutung. Je herber und einseitiger der größte preußische Herrscher von ausländischer Geschichtschreibung aber wieder beurtheilt war, je mehr man sich bestrebte, zu betonen, daß er ein Despot, und ignorirte, daß er der aufgeklärteste und freisinnigste aller Despoten war: um so verzeihlicher ist es, wenn ein Culturhistoriker allzu scharf die Beiworte hervorhebt und allzu milde das Substantiv in den Hintergrund rückt, wie es Hettner unzweifelhaft thut. Aber treffend ist der Kern dieser Charakteristik, wenn von Friedrich II. gesagt wird: „Hervorgegangen aus jener unaufhaltsam vorschreitenden Aufklärungsphilosophie, welche sich in England und Frankreich ausgebildet und in der letzten Zeit auch in Deutschland durch Thomasius, Leibniz und Wolff die wirksamste Vertretung und Verbreitung gefunden hatte, ist es seine eigenste geschichtliche Bedeutung und der Kern seiner unvergänglichen Größe, daß er diese bisher verfolgten und unterdrückten Gedanken und Bestrebungen fortan in Staat und Kirche zur herrschenden Macht erhob."

Allein eben weil dies der Fall war, wird von hier an der Maßstab, der an die Weiterentwickelung der deutschen Aufklärung zu legen ist, denn doch ein wesentlich anderer. Was unter früheren Zuständen bei aller Dürftigkeit und Einseitigkeit jedenfalls eine energische Begeisterung, einen wagenden Muth, eine Ueberzeugung, die das Märtyrerthum nicht scheute, vorausgesetzt hatte, das ward jetzt Modesache, ward unter der Begünstigung der öffentlichen Meinung weiter ausgebildet. Daß daher die Flachheit und Würdelosigkeit neben dem redlichen Wahrheitseifer und dem Ringen nach Erkenntniß erschreckend wuchsen, war nur natürlich, verdiente aber auch mit unerbittlicher Schärfe hervorgehoben und gerügt zu werden. In seiner Darstellung „Der Deismus und die Kritik der Offenbarung" hat es Hettner noch mit den großen und ernsten Vertretern des Rationalismus, mit Sack, Spalding, Jerusalem, vor Allem mit dem „Wolfenbüttler Fragmentisten", dem Hamburger Reimarus, zu thun. Er weist indeß schon hier mit Recht auf das Seichte und Ungenügende in dem „theologischen Justemilieu der rationalistischen Consistorialräthe", auf das Unhistorische der Offenbarungskritik des Hamburger Professors hin. Bei der Weiterschilderung der Aufklärungsliteratur dagegen, welche sich in mehreren Capiteln des zweiten Hauptabschnitts: „Die Popularphilosophie und der theologische Rationalismus" (die Popularphilosophen; Fr. Nicolai und seine Zeitschriften; Moses Mendelssohn; die Moralisten; die Anfänge der Kant'schen Philosophie; Semler, Bahrdt, der aufgeklärte Katholicismus ꝛc.) findet, setzt der Historiker einigermaßen außer Augen, daß der Kampf, den es zu bestehen galt, zum guten Theil ein so müheloser als würdeloser war. Im Bestreben, der vielgeschmähten, von älterer und neuerer Romantik verlästerten rationalistischen Literatur dieser Epoche gerecht zu werden, überschreitet Hettner an mehr als einer Stelle die haarscharfe Grenzlinie, welche für immer zwischen

der Anerkennung gezogen bleiben muß, auf welche die späteren deutschen Popularphilosophen und Rationalisten ein Recht haben, und zwischen einer nachwirkenden Werthschätzung, die nur wirklich productiven und innerlich edlen Bestrebungen zu Theil werden darf. Es wäre kaum ein Glück, wenn wir in der Beurtheilung der Nicolai und Genossen auch nur einen Schritt über diese Linie wieder hinausthäten!

Kehren wir zum ersten Abschnitt des zweiten Buches zurück, so wird zunächst der wissenschaftliche Kampf gegen den Despotismus in den Persönlichkeiten und Schriften Johann Jakob Moser's und jenes Johann Michael von Loen geschildert, dessen Goethe in „Wahrheit und Dichtung" Erwähnung thut. Das vierte Capitel behandelt die „Anfänge einer deutschen Aesthetik" (Baumgarten, G. F. Meier, J. A. Schlegel). Das fünfte endlich geht wieder zur Dichtung über und charakterisirt zunächst die sogenannte Halle'sche Dichterschule, die Anakreontiker und Idyllendichter (Pyra, S. G. Lange, Gleim, Uz, E. v. Kleist, S. Geßner), eine Poetengruppe, welche in einzelnen Literaturgeschichten noch immer überschätzt wird. Hettner weist mit überzeugender Sachkenntniß nach, wie diese ganze „ungereimte" Anakreontik, ganz abgesehen von ihrer inneren Hohlheit an sich, im Wesentlichen nur aus englischen Einwirkungen hervorgegangen ist. Gilt dies doch selbst von den besseren, Höheres erstrebenden Dichtern, von E. v. Kleist, dessen „Frühling" direct an Thomson erinnert, von Sal. Geßner, dessen vielbewunderte Idyllen gewiß eher auf die beschreibenden englischen Gedichte, ja auf die französische Schäferpoesie zurückweisen, als auf Theokrit. An die Besprechung dieser Dichter schließt sich die eingehende Biographie und höchst geistvolle Beurtheilung Klopstock's. Es klingt hart, wenn der Verfasser den Dichter des „Messias" den zuvor erwähnten Zeitgenossen nur an Tiefe und Vielseitigkeit der Bildung, an Weite des Blicks, an Mächtigkeit der Empfindung, an Kühnheit, Ausdauer und überströmender Begeisterung, „nicht aber an eigentlicher Dichterkraft" überlegen nennt. Für Dichterkraft hätte hier wol Gestaltungskraft stehen sollen, weil Klopstock's poetische Kraft im Wesentlichen eine lyrische ist. Abgesehen davon, ist die Charakteristik Klopstock's, der Vergleich desselben mit Lessing, welcher das gleiche Streben nach einer volksthümlichen und doch zugleich künstlerisch idealen Stellung hat und der hieran geknüpfte Nachweis, inwiefern Klopstock Alles fehlte, dies Ziel auch zu erreichen, die scharfe Unterscheidung dreier verschiedener Epochen in Klopstock's geistiger Entwickelung, ganz vorzüglich und der Abschnitt über ihn ohne alle Frage einer der besten im Werke. Das sechste Capitel bespricht bildende Kunst und Musik dieses Zeitraums (Knobelsdorff's Bauten, Graun, das Singspiel, Ph. Em. Bach).

Der zweite Hauptabschnitt wird durch ein Capitel „Der siebenjährige Krieg und der aufgeklärte Despotismus" eingeleitet. In wenigen treffenden Worten erinnert der Verfasser an die culturhistorische gewaltige Bedeutung des siebenjährigen Krieges, an den geistigen Aufschwung, den er unmittelbar hervorrief, und mit wohlthuender Wärme schildert er alle Segnungen der folgenden Zeit, bezeichnet aber zugleich scharf die Schranken, die auch ihr gesetzt blieben und die erst von den neu erwachsenden Generationen niedergeworfen wurden. Bei der schon erwähnten Einzelbesprechung der späteren Popularphilosophen, denen sich auch die Charakteristik der „Erziehungs- und Volksliteratur" anschließt, übersieht Hettner, wie gesagt, die Schranken der Zeit nirgends, aber er scheint einigemal die der eignen selbstgefälligen rechthaberischen Beschränktheit, welche vielen „Aufklärern" eigen waren, mit ihnen zu verwechseln. Für die ersteren sind die Nicolai, Engel, Biester und Genossen nicht, für die letzteren jedoch überall verantwortlich, und auch Hettner's treffliche Hervorhebung ihrer vergessenen Verdienste kann sie schwerlich von dieser Verantwortlichkeit befreien.

Die Bedeutsamkeit, Energie und Lebendigkeit der Hettner'schen Darstellung wächst, je weiter wir in seinem zweiten Buche vorschreiten. Von außerordentlichem Interesse ist seine Geschichte der „Illuminaten", die er, wie alles geheime Ordenstreiben der Zeit, als einen „Auswuchs der allgemeinen Unfreiheit und Bedrückung, welche jeder kraftvollen Regung des öffentlichen Lebens den Athem abschnitt", bezeichnet, deren bewegenden Grundgedanken, „die Nothwendigkeit des Heraustretens der Wissenschaft aus der Schulstube", er nichtsdestoweniger als gesund und unverlierbar ansehen muß. An die schüchternen, mehr als vagen politischen Stimmungen, die im Illuminatenwesen vielleicht mitwirkten, schließt sich naturgemäß das Capitel über „Politik und Geschichtschreibung" (Moser, Sonnenfels, Tholin, J. Möser), in dem die schneidig scharfe Charakteristik Justus Möser's das Beste ist, was über diesen Autor in neuerer Zeit geschrieben wurde, an. Die Bewunderung Goethe's für dessen (auch hier mit Recht hervorgehobene) eminente Vorzüge hat eine seltsame Täuschung über seine inhumane, lediglich für den Besitzenden freisinnige, die Besitzlosen unbarmherzig mit Füßen tretende Grundanschauung hervorgerufen. Die entrüstete Entschlossenheit, mit welcher Hettner dies vor Allem betont und hervorhebt, hindert ihn natürlich nicht, wie dem Publicisten, so auch dem Geschichtschreiber Möser bewundernde Anerkennung seiner großartigen, echt historischen Gesichtspunkte zu zollen, in denen er selbst für die neueste deutsche Geschichtschreibung noch mustergiltig bleibt. An die Geschichte schließt sich die „Kunstgeschichte", und ihrem großen Begründer Winckelmann widmet Hettner einen der schönsten und bestgeschriebenen Abschnitte seines ganzen Werkes. Die wunderbare Erscheinung des Mannes, die gewaltige Selbständigkeit seiner Natur und seines Geistes, der unermeßliche Einfluß, den er auf die Entwickelung des ganzen deutschen Kunst- und Geisteslebens gewann, das Alles spiegelt sich in Hettner's pietätvoll begeisterter, nichtsdestoweniger scharfer Charakteristik wieder. Für den eben gerühmten positiven Grundton des Verfassers ist das Capitel über Winckelmann eines der vollgiltigsten Zeugnisse. Was auch die fortgebildete Kunstwissenschaft über Winckelmann hinaus erreicht haben mag, sie darf nicht vergessen, daß sie auf seinen Schultern steht. Hettner ist sich dieser Verpflichtung klar bewußt und trägt seine Dankesschuld in einer Abhandlung ab, die, wie gesagt, eine Zierde seiner Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts ist.

Zur Dichtung zurückkehrend schildert der Verfasser zunächst die „Ausläufe der Klopstock'schen und Gleim'schen Dichtung", und geht dann zu Wieland über, dessen Kritik vielleicht die einzige ist, in welcher der Verfasser unwillkürlich in den herben Ton mit einstimmt, den die neuere Literaturwissenschaft über Wieland anschlägt. Bei aller Richtigkeit der geltend gemachten Vorwürfe, bei der unbedingt nicht zu leugnenden Frivolität (auch künstlerischen, nicht blos sittlichen Frivolität) und Oberflächlichkeit der meisten Wieland'schen Schriften, fällt doch das vom Verfasser selbst citirte Goethe'sche Wort: „In Nichts ein Meister, in Allem ein Andeuter und Erwecker", viel schwerer ins Gewicht, als man neuerdings zugeben will. Das Zeugniß, welches Goethe für den Einfluß Wieland's auf die strebende Jugend abgelegt hat, dünkt uns entscheidend. Und wenn nur einige der poetischen Erzählungen und der „Oberon" (die „Geschichte der Abderiten" wäre wol auch hinzuzurechnen?) für uns nachlesbar sind, so gilt dies ja in erhöhtem Maße von den Dichtern der vorwieland'schen Zeit, denen man gleichwol gerechter wird. — Der ganze übrige Theil des zweiten Buches (nahezu ein Viertel des gesammten Bandes) ist Lessing gewidmet. Bei Besprechung dieses Heroen hatte der Verfasser zwei Gesichtspunkte im Auge. Zunächst galt es, wie kaum betont zu werden braucht, den großen Bahnbrecher und Begründer unserer eigentlich classischen Literatur in seiner ganzen Geistesgröße, seiner Energie, Tiefe und rastlosen Vielseitigkeit mit gebührender Bewunderung zu schildern. Es galt, an die gewaltigen Resultate Lessing's auf dem Gebiete der Kritik, an die unsterblichen dichterischen

Digitized by Google

Leistungen desselben, wenn auch nur in kurzer Charakteristik, so doch alles Wesentliche betonend, in der Hauptsache erschöpfend, zu mahnen. Es galt, die beträchtliche Höhe zu messen, welche Lessing über seinen besten Zeitgenossen erreicht und behauptet hat, die mächtige Vertiefung seiner Natur gegenüber der rationalistischen Flachheit nachzuweisen. Aber während dies Alles, und, wie wir meinen, in prägnanter Weise, geschieht, mußte der Verfasser anderntheils mit einer gewissen Schärfe die Mängel und Schranken auch Lessing's hervorheben. Daß er dies nicht im Eifer moderner Negation, sondern lediglich im Interesse historischer Wahrheit und seiner nachfolgenden Darstellung gethan hat, ist augenscheinlich und kann auch nur von jenen neueren Realisten bestritten werden, die allerdings geneigt sind, Lessing selbst über Schiller, wenn nicht gar über Goethe hinauszustellen. Damit ist der Nachweis, den Hettner über das Verhältniß der Lessing'schen Production und Erkenntniß zu den höchsten Forderungen des Drumas führt, kein müßiger, sondern nothwendig und dankenswerth, wie beinahe jeder Theil seines Werkes. Das Schlußcapitel über „Die bildende Kunst und Musik" (Rafael Mengs, Chodowiecki, Gluck, Haydn u. s. w.) betont vor Allen Haydn und scheint uns den mächtigen Gluck zu unterschätzen, was freilich seit den Kämpfen, die Richard Wagner's Auftreten hervorgerufen, allgemein üblich wurde.

Hier hätte die Geschichte der deutschen Geistesentwickelung, soweit sie mit der englischen und französischen in einem wesentlich empfangenden Zusammenhange steht, geschlossen werden müssen. Sowol Winckelmann als Lessing ragen beide bereits über die „Aufklärung", diese selbst im weitesten Sinne genommen, hinaus. Aber begreiflich genug drängte es den Verfasser, nun auch jene glarreiche Erfüllung des Verheißenen, jene Periode der deutschen Literatur vom letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts darzustellen, in welcher der so lange vom Ausland abhängige deutsche Geist die Führung und Herrschaft an sich nahm. Hettner's Drittes Buch des dritten Theils ist nicht mit Unrecht unter dem besonderen Titel „Goethe und Schiller" (1876) als eignes für sich bestehendes Werk ausgegeben warden: es ist eben eine Fortsetzung der Geschichte der Aufklärung, aber es beginnt mit der Darstellung des großen Kampfes gegen die Aufklärung, welcher als „Die Sturm- und Drangperiode" sich als die denkwürdigste Umwälzung des deutschen Lebens und Geistes erweist. Mit Recht betont Hettner neben der literarischen die gesellschaftliche Seite dieser wichtigen Revolution und uns dünkt, er hätte in dieser Richtung noch um einen guten Schritt weiter gehen können. Seine Gesammtdarstellung der Bewegung ist gegenüber anderen neuerdings beliebten Auffassungen eine durchaus apologetische. Nur wer es nicht begriffen hat, daß der Rationalismus und die literarische Nützlichkeitsschule, als deren Choragen sich Nicolai und Engel noch Jahrzehnte lang hervarthaten, gar keine Entwickelung zuließen, daß man mit der moralisirenden Dichtung, die keine Dichtung war, der Wirklichkeit des Lebens nur in verkümmerter Weise nahezukommen vermochte, wer nicht sehen kann, daß in dem einen Goethe'schen „Werther" tausendmal mehr Natur und „Realität" vorhanden ist, als in den Romanen der Berliner Aufklärer, klagt den „Sturm und Drang" schlechthin als eine Verirrung an. Hettner leugnet keine der Ausschreitungen, welche aus der Entfesselung der Phantasie und Phantastik, der berechtigten Leidenschaft, wie des wüsten Egoismus hervorgingen. Er verurtheitt auf's Schärfste die einzelnen Ueberhebungen und willkürlichen Phantasieexperimente der Stürmer und Dränger, aber er hält an der Anschauung fest, daß aus dem Sturm und Drang nicht nur unsere classische Literatur, sandern das Meiste, was uns an unserem gesellschaftlichen Dasein und unserer Bildung theuer uad unentbehrlich ist, erwachsen sei. Sein erstes Capitel „Herder" bespricht eingehend die Erscheinung des großen Schriftstellers, in dessen Geiste alle Bestrebungen, aber auch alle inneren Widersprüche der Sturm- und Drangperiade vereinigt waren. In Zweifel ziehen läßt sich, ob Hettner's Auffassung, daß Herder's persönliche Verbitterung nnd unselige Melancholie auf einen tiefen Zwiespalt in seinem Innern und den Widerwillen gegen seinen geistlichen Beruf zurückzuführen sei, die richtige ist, und ab nicht Verbitterung und Metancholie vielmehr aus der ursprünglicheren Anlage und frühesten Entwickelung Herder's zu erklären sind. Das zweite Capitel „Gerstenberg" stellt den Zusammenhang der Sturm- und Drangperiade mit dem Klopstockianismus dar, das dritte „Goethe bis zur italienischen Reise" erweist sich als eines der vorzüglichsten des ganzen Buches und offenbart die tiefe Pietät wie das feine Verständniß Hettner's für den jugendlichen Genius Goethe's. Das vierte Capitel „Die Goethianer" bespricht Lenz, Klinger und Friedrich Leopald Wagner. Von größerer Bedeutung sind im fünften und sechsten Capitel zwei der literarischen Meisterbilder Hettner's: „Maler Müller" und „Wilhelm Heinse", zwei völlig entgegengesetzte prablematische Naturen mit der lebendigsten Anschaulichkeit, in knapper, deutlicher Detaillirung vor Augen gestellt. Die Capitel über „Die Gefühlsphilosophen und die pietistischen Schwärmer" (Hamann, Jacabi, Lavater, Jung-Stilling, Claudius) verhalten sich zu den dargestellten Richtungen und Bewegungen großentheils gegnerisch. Doch eben in dieser Gegnerschaft tritt die seltene Gerechtigkeitsliebe und die Fähigkeit Hettner's, den berechtigten Zug und Kern in Naturen zu verstehen, die ihm keineswegs congenial sind, in erfreulicher Weise hervor. Auch „Der Göttinger Dichterbund", das achte Capitel, giebt Hettner Anlaß, dies An- und Nachempfindungsvermögen zu erweisen. Nur Bürger scheint er zu unterschätzen oder scheut es vielmehr, seiner Meinung über die tiefgreifende Bedeutung der Bürgerschen Dichtung einen breiteren und volleren Ausdruck zu geben. Hettner's Eigenthümlichkeit brachte es mit sich, daß er meist mit außerordentlichem Billigkeitsgefühl und dem feinsten Spürsinn für die Schwächen der vorangegangenen kritischen Urtheile ein revidirtes, den Fall in eine besondere Beleuchtung rückendes Endurtheil abgab, daß er aber scheute, sich in einen geradezu schroffen Gegensatz zu seinen Vorgängern zu setzen. Das neunte Capitel behandelt „Schiller. Bis zu seiner ersten Uebersiedlung nach Weimar 1787" und durchbricht, wie das schon im Goethecapitel geschehen, die sanst unbedingt festgehaltene Methode, jeden Dichter als einheitliche geschtassene Persönlichkeit, in seiner Tatalerscheinung und Totalwirkung zu charakterisiren. Es kam eben dem Verfasser der Literaturgeschichte hier vor Allem auf den Nachweis des inneren Reichthums und der großen fruchtbringenden Anregungen des Sturmes und Dranges an, er fühlte die ganze Mißlichkeit des Verfahrens, Goethe und Schiller, weil sie den Sturm und Drang in sich abgeklärt, völlig von einer Epoche abzutrennen, der sie mit den stärksten Wurzeln ihrer Kraft angehört haben. Die Abklärung gelang ja schließlich auch aaderen minder mächtigen Naturen: Niemand kann der Sturm- und Drangzeit gerecht werden, der es vergißt, daß sie uns Herder's „Volkslieder" und „Ideen zur Philosaphie der Geschichte der Menschheit", daß sie Vaß' „Homerübertragung und Idyllen", Hölty's und Claudius' Lieder und Bürger's Balladen, Iffland's bürgerliche Dramen und die einst so kräftig wirksamen Ritterdramen Törring's, Baba's, Merck's geistvolle Lebensbilder und Karl Phitipp Moritz' „Antan Reiser" hinterlassen. — Hettner's zehntes Capitel „Theater und Raman" versucht einen Theil der Schöpfungen zweiten und dritten Ranges zu charakterisiren; zwanglos und ohae den Zweck des Ganzen zu gefährden, hätte sich diese Darstellnng weiter ausdehnen lassen. Die zahllosen und meist vergessenen Dramen und Romane der Sturm- und Drangperiode enthalten die Keime zu der Belletristik, welche zum guten Theil noch heute lebt und herrscht.

Ihren Abschluß findet die Hettner'sche „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" im zweiten Abschnitte des

dritten Buchs dritten Theils „Das Ideal der Humanität". Die Grenze zwischen der Sturm- und Drangperiode und der eintretenden neuen Zeit ist im Wesentlichen durch das Erscheinen der Kant'schen Hauptwerke bezeichnet, das erste Capitel „Kant" behandelt daher die Thätigkeit und die tiefgreifenden Wirkungen des Denkers von Königsberg. Das zweite bis vierte Capitel gelten dann wieder Goethe und Schiller, schildern und charakterisiren „Goethe in Italien und die ersten Jahre nach seiner Rückkehr", „Schiller's geschichtliche und philosophische Studien", endlich „Das Zusammenwirken Schiller's und Goethe's". Hier nun kommt der Verfasser in den eigenthümlichen Fall, zu gleicher Zeit dem künstlerischen Zusammenwirken, welchem die herrlichsten Resultate entsprangen, seine ungetheilte Bewunderung zu widmen und doch die bedenklichen Consequenzen scharf hervorzuheben, welche aus Goethe's und Schiller's antikisirender Kunsttheorie hervorgingen. Hierdurch wird er nicht nur zum Vertheidiger der Romantik, sondern seine Kritik der classischen Literaturperiode greift unmittelbar in die Literatur der Gegenwart ein. Denn im Gegensatz zur einseitig antikisirenden und bis zur bloßen Allegorie symbolisirenden Kunstanschauung, im Rückgang auf die Unmittelbarkeit und frische Natur, welcher sich Goethe und Schiller — zuletzt wider ihren Willen, aber dem kategorischen Imperativ des echten Dichtergeistes gehorchend — beugten, liegt die beste Berechtigung aller poetischen Bestrebungen der Epigonen! — Die weiteren Capitel Hettner's gelten der „Philologie und Geschichtsschreibung" (Chr. G. Heyne, F. A. Wolf; Schlözer, Johannes Müller und Spittler), dann dem unglücklichen „Georg Forster", dem Hettner wieder eines seiner fein ausgeführten literarischen Porträts widmet, den „Nachklängen der Sturm- und Drangperiode", unter denen er die in ihrer Wichtigkeit hier zum ersten Male klar gewürdigten letzten Romane Klinger's, die Dichtungen Jean Paul's und Hölderlin's begreift und denen er die „Anfänge der Romantiker" hinzufügt. Das achte Capitel schildert „Das Wiederaufleben der bildenden Kunst" (Carstens, Thorwaldsen, Schinkel und die „Nazarener"), das neunte, an welchem der verstorbene Julius Rietz Antheil hatte, „Die Classiker und Romantiker in der Musik" und endlich das Schlußcapitel „Die letzte Lebensepoche Goethe's". Hettner ringt in diesem Theil seiner Arbeit, wie alle Darsteller dieser Zeit, mit der Schwierigkeit, daß Goethe an seinem langen, ruhmreichen und ununterbrochen thätigen Lebensabend Zeuge literarischer und künstlerischer Entwickelungen wurde, deren Charakteristik in eine „Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts" entschieden nicht mehr gehört. So gut es irgend thunlich war, hat er die Schwierigkeit überwunden, die Hereinziehung aller Entwickelungsmomente und Erscheinungen, welche nicht aus dem 18. Jahrhundert stammen, vermieden und die letzten Darlegungen seines großen Werkes mit den Ausgangspunkten verknüpft. Die Hettner'sche „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" ist mit Unrecht beschuldigt worden, lediglich eine Folge von Essays zu sein. Der Gedankengang Hettner's und der Aufbau seines Werkes ergiebt sich für denjenigen, der sich durch die reiche Galerie literarischer Porträts nicht abziehen und beirren läßt, klar genug und der Totaleindruck ist weit einheitlicher, als man der bunten Fülle des behandelten Stoffes gegenüber annehmen sollte.

Die Vollendung dieser großen Lebensaufgabe fiel beinahe mit Hettner's fünfzigstem Lebensjahre zusammen. Gewisse literarhistorische Nebenarbeiten, welche zur Literaturgeschichte in einem Bezug standen, waren theils während der verflossenen Jahre erschienen, theils traten sie später hervor. Dazu gehörte die Herausgabe von „Wilhelm von Humboldt's Aesthetischem Versuch über Goethe's Hermann und Dorothea" (Braunschweig, 1861), die Herausgaben einer Auswahl aus „Maler Müller's Dichtungen" (Leipzig, 1868), dazu der „Briefwechsel Georg Forster's mit Sömmering" (Braunschweig, 1879), sowie die biographischen Artikel über die Romantiker, die Hettner für die „Allgemeine deutsche Biographie" übernahm. Doch hatte Hettner für die Zeit des Abschlusses seines umfassenden Werkes mit aller Bestimmtheit die Rückkehr zur Kunstgeschichte ins Auge gefaßt. Die lange Entbehrung einer größeren kunstgeschichtlichen Arbeit, die inzwischen erfolgte Häufung seiner Vorarbeiten und Sammlungen für kunstwissenschaftliche Themen, ließen ihn nur eine kurze Erholungsfrist zwischen das eben abgeschlossene große Werk und neue Arbeiten setzen. Aber naturgemäß begann er wieder mit kleineren Abhandlungen, Vorstudien zu dem großen Buche über „Die Renaissance", dessen Plan er in seiner Festrede zum Geburtstage des Königs Albert (23. April 1877) im Dresdner Polytechnikum in energischen Grundlinien zeichnete. — Zu den besten kleineren kunstgeschichtlichen Arbeiten der nächsten Jahre gehörte die Schrift „Der Zwinger zu Dresden" (Leipzig, 1874), mit der Abhandlung „Rafael und die Anfänge der deutschen Reformation" (in Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst) betrat der Schriftsteller schon das Gebiet seiner „Italienischen Studien". Dieselben entstanden zum Theil auf italienischem Boden, 1875 und wieder 1876 verbrachte Hettner mehrere Monate in Italien und suchte die altgeliebten Stätten, an denen er aus glücklichen Jugendtagen heimisch war, mit neuer Lust auf. So konnte er in seinem letzten selbständigen Werke „Italienische Studien. Zur Geschichte der Renaissance" (Braunschweig, 1879) eine Reihe von Untersuchungen und Darstellungen bieten, die, von ernsten umfassenden Studien genährt, von voller lebendiger Anschauung getränkt waren. Grundverschieden sind ihrer Anlage und Aufgabe nach die sechs Abschnitte des bedeutenden Buches, aber alle helfen das tiefere Verständniß jener großen Renaissancebewegung in der Kunst stärken, der Hettner gleichsam mit Leib und Seele zugethan war. Die erste Abhandlung „Zur Streitfrage über Nicolo Pisano" war eine Untersuchung des Verhältnisses jenes denkwürdigen Bildhauers des dreizehnten Jahrhunderts zu dem süditalienischen Byzantinismus und ein entscheidender Nachweis, daß die antikisirende Kunstweise des Bildners der Kanzel im Baptisterium zu Pisa durchaus mittelitalienischen Ursprungs sei und brachte eine Erörterung der Composition und des Ideengehalts der genannten Kanzel. — Der Aufsatz „Der Ursprung der Renaissance", welcher Hettner's Studien über Petrarca und Boccaccio mit einschloß, gab außerdem die beiden interessanten Untersuchungen „Die Monumentalität der Kunst" und „Der Kampf um Formensprache und Technik". Eine mehr ins Detail eindringende, in ihrer Art hochbedeutsame Arbeit, ein denkwürdiges Zeugniß für Hettner's Scharfblick und seine Spürkraft, wo es sich um die reale Nachwirkung zeitbeherrschender Ideen und Phantasievorstellungen handelt, sind die Blätter über „Die Dominikaner in der Kunstgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts". Fünf Einzelabschnitte „Die Altarbilder Traini's und Orcagna's", „Der Freskencyclus der Spanischen Capelle in S. Maria Novella zu Florenz", „Der Triumph des Todes im Camposanto zu Pisa", „Fiesole und die Fresken Filippino's in S. Maria sopra Minerva zu Rom" und „Die Kunstanschauung Savonarola's" bieten eine Fülle der geistvollsten, völlig neuen Nachweise über den Zusammenhang gewisser künstlerischer Erscheinungen mit der Dominikanertheologie. Die kleine Abhandlung „Das Cambio zu Perugia" mit der Darstellung des Gedankenganges der einzigen größeren cyclischen Composition Perugino's im Gerichtssaal der Wechslerzunft ist eine interessante Studie. Von größerer Bedeutsamkeit erscheint der Aufsatz „Religiöse Wandlungen der Hochrenaissance", der wiederum drei wichtige Abschnitte in sich begreift: „Das Wiederaufleben des Platonismus", „Rafael und die kirchlichen Bewegungen unter Julius II. und Leo X." und „Michel Angelo und die sixtinische Kapelle". Von besonderer Selbständigkeit und Anlaß zu manchen Controversen gebend, ist der Abschnitt über Rafael und die kirchlichen Bewegungen unter den Päpsten Julius II. und Leo X., in welchem Hettner den geschichtlichen Zusammen-

Digitized by Google

hang zwischen den Fresken der Stanzo d'Eliodoro, der Stanza dell' Incendio und des Constontinsaales und zwischen den das Lateranische Concil von 1512—1517 bewegenden Ideen nachzuweisen sucht. Nach seinen Untersuchungen sind die späteren rafaelischen Fresken „der künstlerische Ausdruck der hochfliegenden Machtansprüche des neuerstarkten Papstthums, der Vollgewalt der Kirche, der Majoritas ecclesiae". An Reichhaltigkeit und innerer Tiefe kann sich die letzte Abhandhandlung „Die Spätrenaissance", trotz der in ihr enthaltenen vortrefflichen Charakteristik Tasso's nicht mit den „Religösen Wandlungen der Renaissance" vergleichen, diese Studie weist eben überall über sich hinaus auf Ergänzungen und Vervollständigungen, wie sie Hettner geplant hatte. Seine Wiederaufnahme der in den „Italienischen Studien" zuerst behandelten Themen belegt noch der letzte Aufsatz, den er schrieb: „Die Franziskoner in der Kunstgeschichte". Auch für ihn wie für die gehofften Fortsetzungen hätte das schöne Motto gelten dürfen, das Hettner aus Rumohr's „Italienischen Forschungen" seinen „Italienischen Studien" vorangesetzt hatte: „Gonz wie im Leben, wie in der Natur, ist in der Kunst nichts schön, was nur der Schönheit willen schön sein will; die nöthige Wesenheit ertheilt aber dem Kunstwerk dessen unmittelbarer Zusammenhang mit dem gesammten Leben der Zeit, aus deren echtem tiefgefühltem Verlangen und Bedürfen dasselbe hervorgegangen ist."

Leider war Hettner weder die Fortsetzung seiner „Italienischen Studien" noch die Durchführung eines seiner weiteren Arbeitspläne mehr gegönnt. Seit 1879 erschien die bis dahin so kernhafte Gesundheit des thätigen und ledensheitern Mannes gebrochen. Einer schweren Krankheit, deren eigentliche Natur erst spät erkannt ward, leisteten seine geistige Frische und sein Pflichteifer energischen Widerstand, wiederholt war er gezwungen, seine Vorträge on Akademie und Polytechnikum einzustellen, immer wieder, sobald er nur einige Erleichterung und Kräftigung spürte, nahm er sie auf. Seit dem Herbst 1881 war für seine Umgebungen und Freunde kaum eine Täuschung über den endlichen Ausgong der Leiden, von denen er wiederholt desallen wurde, mehr möglich, wenn schon gute Tage und an ihnen die regelmäßige Wiederkehr seiner geistigen Spannkraft, seines Antheils an Menschen nnd Dingen, jedesmol solche milde Täuschung erweckten. Am zweiten Pfingsttage dieses Jahres, dem 29. Mai in der Mittagsstunde, entschlief er. In ihm ging eine jener Kräfte zur Ruhe, mit denen unser modernes Leben nur in spärlicher Weise gesegnet ist, eine jener mächtigen bewegenden Persönlichkeiten, an deren Verschwinden aus dem sie umgebenden Lebenskreise sich so schwer Glauben gewinnen läßt. Daß die persönliche Erinnerung unter den Freunden nicht erlöschen kann, bedarf keiner Versicherung, daß seine rühmliche Lebensarbeit weder ohne Frucht und Folge bleiben, noch sein Name aus den Ehrentafeln der deutschen Literatur verschwinden wird, erhellt ous Allem, was über diese Lebensarbeit hier gesagt werden konnte.

Leipziger Theater.

Wenn man seinem ästhetischen Gefühle folgt, so wird mon erwarten, daß die Fortsetzung eines Stückes ganz in demselben Stile abgefaßt sei, wie das Stück selbst. Das ist bei G. v. Moser's „Reif-Reiflingen", der jetzt im Neuen und Alten Theater das Publicum anzieht, nicht ganz der Fall: denn „Krieg im Frieden" war immerhin ein Lustspiel; „Reif-Reiflingen", das Folgestück, wird vom Dichter selbst als ein Schwank bezeichnet und diesen Schwank hat er sogar mit einigen Couplets ausgestattet. Wo Moser selbständig und allein schafft, da wird er zwar nie seine gute Laune verleugnen; doch er hot donn stets eine starke Neigung, von dem Niveau des Lustspiels zu dem des Schwankes herabzugleiten. Dies ist nun auch in „Reif-Reiflingen" der Fall; mindestens die Couplets, die so lebhaft on die Gesangsposse erinnern, hätte er seinen Helden erlassen können. Das ganze Stück ist eine lockere Composition, in welcher lauter zusällig aufgegriffene Motive aneinandergereiht sind. Wenn man einen durchgängigen Faden sucht, so könnte man ihn nur in den fortwährenden Verlegenheiten suchen, in welche „Reif-Reiflingen" geräth, von seinem ersten Auftreten an, wo man den überzähligen Gast nicht unterzubringen weiß und wo er aus einem Gastzimmer des Schlosses ins andere abenteuert und stets den dort eingeführten Damen eine unwillkommene Ueberraschung bereitet, bis zu den Scenen, in denen er als freiwilliger Tugendwächter einer verheiratheten Frau die Eifersucht seiner Geliebten erräth: ein Mißverständniß, das sich am Schluß aufklärt, so daß der galante Reif-Reiflingen am Schluß, nachdem er so viele herzkränkende Leiden erduldet, endlich im Hafen einer glücklichen Ehe landet. Das ist nnn alles locker genug verknüpft: die Liebe des schüchternen Provisors zur Förstertochter schiebt sich ziemlich breit in die Handlnng ein und wenn Reif-Reiflingen als Mitverschworener des Apothekers, der, als Feuerwehrmann verkleidet, seine Gattin unter dem Vorwand ernster Bürgerpflichten im Stich läßt, um Skat zu spielen, bei der Entdeckung mit Hovarie erleidet und die Ungnade der energischen Elsa sich zuzieht, so bleibt auch dies ohne weitere Folgen; denn die Odyssee Reif's von Reiflingen mit den vom Dichter verhängten Mißgeschicken naht sich dem Ende und der Dichter ist nicht so grausom, seine Leiden verlängern zu wollen. Er hat jener Ilka, die in dem ersten Stücke ihm einen Korb ertheilt, eine nicht ganz so pußtenhaft wilde Schwester Priska an die Seite gestellt, welche on dem muntern Lieutenant von Hause aus Gefallen findet und nachdem sie einige eifersüchtige Launen und Grillen bekämpft hat, die sich als grundlos erwiesen, ihm ihre Hand reicht.

Wenn mon das Gewebe dieses Schwankes auseinandertrennt, so zeigt es sich, wie locker er zusammengeheftet ist: man findet eigentlich nur Motive und Charaktere, die man aus andern neuern Lustspielen zur Genüge kennt. Zweierlei indeß verschafft dem Stücke eine gute Wirkung: Moser weiß das Publicum bei bester Laune zu erhalten durch eine ungezwungene Munterkeit, die sich dem Publicum mittheilt und seine kritischen Bedenken entwaffnet, und dann ist sein Held wirklich eine typische Figur, die dem Poeten der modernen Lieutenontsstücke wohlgelungen ist und auf Originalität Anspruch machen darf. Reif-Reiflingen ist ein durchaus liebenswürdiger Charakter von einer köstlichen Naivetät. Es gab eine Zeit, wo auch in den Birch-Pfeiffer'schen Stücken die stets mit dem Lorgnon bewaffneten Officiere nichts weniger als sympathische Figuren waren und wo die Dichter der Stimmung des Publicums entgegen zu kommen glaubten, wenn sie dieselben in möglichst ungünstigem Lichte erscheinen ließen; jo mon sollte damals nicht mit ihnen, sondern über sie lachen. Dies hat sich nach den großen Kriegen gänzlich geändert. G. v. Moser hat hierin den Ton angegeben: sein „Veilchenfresser" war der erste wahrhaft sympathische Officier nnd seitdem sind die älteren und jüngsten Lieutenants auf unserer Bühne völlig heimisch geworden. Reif-Reiflingen hat sich aber bei seiner letzten Menschwerdung seine stehende Redensart: „das ist ja unter Kameraden gonz egol", möglichst abgewöhnt und dafür eine Menge von Kunstausdrücken aus den verschiedensten Disciplinen angeeignet, die ihm bisweilen fast einen zu gelehrten Anstrich geben; denn Reif-Reiflingen macht nicht den Eindruck, als ob er zuviel in die Bücher hineinguckte.

Die beiden ersten Acte bilden eine muntere Introduction; nachher spielt sich das Stück mit etwas verbrauchten Motiven ob; doch die gute Laune des Autors trägt über viele Klippen und

noch mehr über viele Sandbänke hinweg. Im Ganzen muß man freilich sagen, daß das Stück zur leichtesten dramatischen Waare gehört, die aber jetzt wie Kork oben schwimmt. Etwas mehr Vertiefung, architektonischen Aufbau, feine Intrigue und symmetrische Ausarbeitung eines Grundgedankens könnte man freilich der neuen Lustspielmuse wünschen. Das Publicum zeigt sich allzu genügsam und so wenig man dem durchaus harmlosen Genre sein Existenzrecht verkümmern darf, so wenig darf man ihm doch ein entschiedenes Vorzugsrecht auf der Bühne einräumen, ohne das Niveau derselben wesentlich herabzudrücken. Die gute Laune mit ihren harmlosen Kalauern und sceniſchen Mätzchen darf doch nicht den feineren Esprit, den echten Witz von der Bühne verdrängen. Die Gewöhnung des Publicums an solche leichte Waare, welche die Häuser füllt, kann dazu führen, daß gediegeneren Productionen der Raum verringert wird.

Gespielt wurde ganz flott und der Beifall des fast ausverkauften Hauses war natürlich sehr lebhaft: Reif-Reiflingen ist ja ein Liebling des Publicums und man bereitet ihm von Hause aus den freundlichsten Empfang. Hr. Stöckel hat schon in „Krieg im Frieden" für diese Rolle den rechten Ton gefunden: und er führte dieselbe auch in dem neuen Stück in gleicher Weise durch. Das war ganz der gutmüthige Officier, der harmlose Don Juan, man könnte sagen der Naturbursche mit den Epauletten, der sich von dem miles gloriosus der früheren Lustspiele so wesentlich unterscheidet. Auch für den Gesang reichte Hr. Stöckel aus: Reif-Reiflingen ist ja kein Sänger von Fach und für den Hausbedarf kann ja auch ein nicht aus den Opern- und Operettenkritiken bekannter Darsteller die vocalen Leistungen bestreiten. Hr. Stöckel hat einen durchaus natürlichen, ungezwungenen Ton: ohne einen solchen würde Reif-Reiflingen leicht zu einem Zerrbild werden. Ebenso natürlich frisch und lebendig war der Folgen des Hrn. Schönfeld. Der Apotheker Hoffmeister des Hrn. Teucher war ebenso wie der Stadtrath Henkel des Hrn. Müller pures Genrebild. Was die Frauenrollen betrifft, so war die magyarische Ilka als Frau von Folgen in den Händen des Frl. Saldach, welche sie sehr lebendig spielte, freilich nach ihrer ganzen Individualität und ihrem mehr gemüthswarmen Sprechton ihr nicht soviel Race geben konnte, wie früher Frl. Flößel in „Krieg im Frieden". Auch war die kleine Magyarin aus diesem Stücke gehörig in die Höhe geschossen. Dafür hatte sie nun eine kleine Schwester, denn Frl. Flößel spielte die Priska, die eigentliche weibliche Hauptrolle des Stückes, eine weit gemäßigtere Ungarin, die nur zuweilen vom Eifersuchtsteufel in Flamme gesetzt wird, sich aber am Schluß doch des guten Reiflingen erbarmt und ihn in den Hafen einer voraussichtlich glücklichen Ehe bugsirt. Die kleine Apothekersfrau Elsa des Frl. Petri hatte einen sehr resoluten Ton, wo es angebracht war, und die spukhafte Tante der Frau Baumeister, die gegen den winddeuteligen Reif-Reiflingen einen gediegenen Widerwillen hegt, brachte ihre moralisch begründete Aversion gelegentlich zu ergötzlicher Geltung.

Die Förstertochter des Frl. Heußner sang und spielte frisch und anmuthig: die junge Darstellerin, die in zwei Sätteln gerecht ist, machte den Wunsch in uns rege, sie auch öfter im recitirenden Schauspiel begrüßen zu können.

Auch alle kleineren Rollen wurden so dargestellt, wie sie wol der Phantasie des Dichters vorgeschwebt haben mochten: sie wuchsen ja alle nicht über das übliche Bühnenmaß hindurch. Gegen „Krieg im Frieden" steht „Reif-Reiflingen" allerdings zurück; das Stück wird eine Zeit lang ein genügsames Publicum amüsiren; aber eine so lange Dauer auf dem Repertoire wie „Krieg im Frieden" können wir dieser zwitterhaften Lustspielposse nicht versprechen.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

Kr. Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung dargestellt von Otto Willmann. I. Bd. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 1882. — Der Verfasser, ordentlicher Professor der Philosophie und Pädagogik, sowie Director des päd. Seminars an der Universität Prag, hat sich die bedeutsame Aufgabe gestellt, für die Betrachtung des unterrichtswissenschaftlichen Theils der Pädagogik einen neuen, wesentlich erhöhten Gesichtspunkt zu finden und zu demselben hinanzuleiten. Um einer leicht möglichen Unterschätzung des Werthes dieses Buches vorzubeugen, ist es nothwendig, vor Allem darauf hinzuweisen, daß hier das Wort „Didaktik" in einem weit umfassenderen Sinne gebraucht wird, als wir uns gewöhnt haben, dasselbe anzuwenden. Während im gewöhnlichen landläufigen Sinne unter Didaktik nur die Unterrichtslehre, bez. die Unterrichtskunst verstanden wird, greift O. Willmann auf den Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts zurück und befaßt unter dem Namen Didaktik die Lehre von der Bildungsarbeit, wie sie sowol in ihrer collectiven Gestaltung: dem Bildungswesen, als in ihren individuellen Erscheinungen: dem Bildungserwerbe durch die Einzelnen, sich darstellt. Die Didaktik ist ihm „eine Disciplin, welche das Lehren und Lernen im Großen und im Einzelnen, als Leistung des Individuums und als collective Thätigkeit untersuchen und regeln soll". Aus dieser Erfassung seiner Aufgabe ergiebt sich für den Verfasser die Nothwendigkeit eines doppelten Verfahrens: Er muß einmal zur Feststellung der individuellen Leistungen die philosophische Betrachtungsweise in Anwendung bringen, anderseits aber auch seinen Gegenstand historisch betrachten, insofern als die Lehr- und Lernthätigkeit der Individuen sich naturgemäß zu allgemeiner Volksbethätigung zusammenschließt und einen tiefeinschneidenden Einfluß auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens, also eine sociale Bedeutung gewinnt. Somit gelangt der Verfasser dahin, daß er die Bildungsarbeit in ihren Beziehungen zum socialen Leben und in ihrer Bedeutung für die Socialforschung auffaßt und betrachtet. Was bisher oft genug in populär gewordenen Redensarten gedankenlos nachgesprochen und unerwiesen behauptet wurde, daß Bildung eine Macht sei, weist Willmann's Buch historisch nach, indem es zeigt, wie allenthalben das Bildungswesen im innigsten Zusammenhange steht mit dem geistigen und sittlichen Inhalte einer Zeit, einerseits aus demselben erfließend, anderseits denselben bewahrend und weiterbildend. Das ganze Werk Willmann's ist auf 2 Bände berechnet. Der vorliegende, in sich abgeschlossene 1. Band zerfällt in 2 Theile: eine Einleitung, welche in 4 Capiteln die Grundsätze entwickelt, welche den Verf. bei seinen Untersuchungen leiten, und die Beziehung erörtert, in welcher die Didaktik zur Socialforschung, zur Geschichte der Bildung, zur Pädagogik und zu der Fachwissenschaft steht, und einen 1. Abschnitt, welcher die geschichtlichen Typen des Bildungswesens zum Gegenstande hat. Diesem 1. Bande, welcher vorwiegend einen wissenschaftlich grundlegenden und vorbereitenden Zweck verfolgt, soll im Laufe des nächsten Jahres ein 2. Band folgen, dem die wesentlich praktische Aufgabe zufällt, auf Grund jenes wissenschaftlichen Unterbaues in 5 Abschnitten von den Bildungszwecken, dem Bildungsinhalte, dem Bildungserwerbe, dem Bildungswesen und der Bildungsarbeit in ihrer Stellung zur Cultur und Gesittung zu handeln. Ein jedes Buch, welches wir lesen, hinterläßt in unserer Seele zunächst einen ganz allgemeinen Eindruck, der aber doch bestimmt genug ist, um unserem Urtheile über dessen Werth und Bedeutung eine feste Richtung zu geben, und von dem wir erst zu einer eingehenden Auffassung und Aneignung seines Inhaltes fortschreiten. Dieser erste Eindruck ist in jedem Falle bestim-

mend für unsere künftige geistige Stellung zu dem Buche. Wir können uns angezogen oder abgestoßen fühlen und werden, je nachdem, dem Buche eine fortgesetzte, immer mehr sich vertiefende Aufmerksamkeit schenken oder uns alsbald von demselben lossagen, froh und zufrieden, die Geistespfade, die es führt, einmal durchlaufen zu haben. Der Eindruck, welchen die Lectüre des Willmann'schen Buches als ersten und bestimmenden in uns zurückläßt, ist der des Stoff- und Gedankenreichthumes. In fast überwältigender Fülle bringt das vom Verf. mit staunenswerthem Fleiße angesammelte und in diesem Werke zum stilvollen Geistesbaue zusammengefügte sachliche und logische Material auf den Leser ein und derselbe fühlt sich durch eine längere Zeit an dieses Buch geistig gebunden. Der ernste Leser sieht sich förmlich gezwungen, bei diesem Werke zu verweilen, sich mit Concentration der Kraft in dessen Inhalt und dessen Form zu versenken, um alsdann aus solcher, auch sittlich segensreichen Geistesarbeit immer steigenden Gewinn davon zu tragen. Ein Versuch, in weitesten Umrissen den Gedankengang des Verfassers anzudeuten, wird das Werk am Besten charakterisiren und die Richtigkeit obigen Urtheils erweisen: „Mit Recht hat man die menschliche Gesellschaft von jeher mit dem menschlichen Organismus verglichen, gleich dem sie erzogen und gebildet werden muß. Bilden ist inneres geistiges Gestalten durch Arbeit des zu bildenden Subjects und Mitarbeit anderer Factoren. Alles, was der Bildung dient, faßt der Autor unter dem Namen des Bildungswesens zusammen. Weil das Erziehungs- und Bildungswesen zunächst das Individuum ins Auge faßt und demselben gegenüber praktische Ziele verfolgt, ist es schwer, die Erziehungs- und Bildungslehre zur Wissenschaft zu erheben. Nur dadurch wird dieses innere Ziel der Pädagogik und Didaktik erreicht, wenn deren Horizont ausgedehnt wird auf die großen Collectiverscheinungen, in denen die erziehende und bildende Thätigkeit der Menschen Gestalt gewinnt, und sie auf diese Weise mit Untersuchungen in Contact gesetzt werden, welche auf die socialen Phänomene im Einzelnen und im Ganzen gerichtet sind. Zu diesem Behufe muß das bisher vorwiegend festgehaltene Individualitätsprincip aufgegeben und der von älteren, wie neueren Pädagogen und Didaktikern bisweilen beschrittene, aber immer zu bald wieder verlassene Weg der historischen Betrachtungsweise aufs Neue eingeschlagen und mit Consequenz festgehalten werden. So löst sich auch die scheinbar unzertrennliche Verbindung von Pädagogik und Didaktik einerseits eben so natürlich, als anderseits die Didaktik ins rechte Verhältniß zu den Fachwissenschaften gesetzt wird. Es hat nämlich die Pädagogik alles das für sich in Anspruch zu nehmen, was zur Ausgestaltung der Strebungen und Gefühle „des Herzens" dient, während die Didaktik die Ausbildung der Intelligenz „der Köpfe" zum Gegenstande hat. Der weite, fast unüberschaubare Umfang, welchen beide Gebiete gewonnen haben, rechtfertigt deren gesonderte Behandlung. Die Auffassung der Didaktik als besondere Wissenschaft verheißt insofern praktischen Gewinn, als dadurch ein heilsamer fester Damm gewonnen wird, sowol gegen die Verflachung der Bildung, als jene unorganische Aufschichtung des Wissenstoffes, an der unsere modernen Lehrpläne am meisten leiden. Lehrkundige müssen an die Lösung der Aufgabe herantreten: in weitblickender Vertretung der Gesammtaufgabe des Unterrichts das aus den Schätzen der Wissenschaft auszuwählen und zum Lehrgute zu gestalten, was im Geiste des Zöglings zu einem Gedankenkreise sich vereinen, zu einem Totaleffecte sich verschmelzen läßt, der nicht blos ein intellectueller, sondern auch ein ethischer ist und sittliche Lebenserneuerung für das Individuum, wie für die menschliche Gesellschaft verbürgt." Im 2. Theile giebt das Buch noch eine Betrachtung über das Verhältniß der Bildung zur Cultur, Civilisation und Gesittung an der Hand der Geschichte, eine Darstellung der typischen Formen, welche die Bildungsarbeit angenommen hat, in dem morgenländischen, dem griechischen, dem römischen Culturkreise, unter dem Einflusse des Christenthums auf römischem Boden, im Mittelalter, zur Zeit der Renaissance, der Aufklärung und als moderne Bildung. Auf verhältnißmäßig engem Raume wird hier eine auch für Nichtfachleute in hohem Grade anregende Geschichte des geistigen Lebens der Menschheit geboten, indem das Bildungswesen der verschiedenen Völker und Zeitalter nach seinen Grundsätzen und Zielen, seinem Inhalte, seinen Veranstaltungen und seiner inneren Verknüpfung nicht nur in ganz allgemeinen Zügen, sondern in liebevollem Eingehen auf die charakteristischen und interessanten Einzelnheiten dem geistigen Auge vorgeführt wird.

** Unter dem Namen „Deutsche Bücherei" ist ein neues buchhändlerisches Unternehmen aufgetaucht. Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottländer in Breslau läßt nämlich unter diesem Titel zwanglose, hübsch ausgestattete Heftchen zu dem billigen Preise von 50—75 ₰ mit für sich abgeschlossenen, kurzen Abhandlungen und Aufsätzen zum Theil von Schriftstellern ersten Ranges aus den verschiedensten Gebieten der Literatur, Wissenschaft und Kunst erscheinen. Die uns vorliegenden Hefte I—XII bieten der Reihe nach folgende von uns nach ihrem Inhalte kurz skizzirte Aufsätze bez. Abhandlungen dar: Geschmack und Gewissen. Von Moritz Carrière (eine ästhetische Untersuchung über die Beziehungen von Aesthetik und Ethik; die in einer Note in der Einleitung geführte Polemik gegen die Einwände, welche von den Gegnern des von dem Verfasser vertretenen Systems der Ästhetik erhoben worden sind, will uns an dieser Stelle nicht recht passend erscheinen). Mein Grad in Theben. Von Georg Ebers (Erinnerungen an einen längeren Aufenthalt des Verfassers in einer Todtenwohnung des alten Theben und Schilderung dessen, was es von deren Pforte aus zu sehen gab). Die Sage vom Parzival und dem Gral. Von Wilhelm Hertz (mit Hinblick auf die derzeitigen Bayreuther Aufführungen des Wagnerschen Parsifal ein recht zeitgemäßes Thema). Ferdinand Lassalle's letzte Rede. Eine persönliche Erinnerung von Paul Lindau. (Der Inhalt dieser von Lassalle vor der Appellkammer zu Düsseldorf gehaltenen Vertheidigungsrede ist zwar in weiteren Kreisen bekannt; nicht bekannt ist aber, in welcher Weise Lassalle seine Reden vorher zu skizziren pflegte, und dies zeigt der Verfasser an der Hand des ihm von Lassalle überlassenen Manuscriptes.) Die Kunst und der Kaufmann. Von Wilhelm Lübke (eine Erörterung des Antheiles des bürgerlichen Elementes, insbesondere des Kaufmannsstandes an der Pflege der Kunst und des Einflusses, den der Gedankenkreis, die Anschauungswelt dieser Kreise auf das Schaffen der Künstler ausgeübt hat). Ein frommer Angriff auf die heutige Wissenschaft. Von Karl Vogt (eine des Verfassers in Bezug auf Grob- und Derbheit vollkommen würdige Vertheidigung der Vivisection). Ueber das Erröthen. Von J. Henle (eine physische, physiologische und psychologische Erklärung der Ursachen einer „plötzlichen Erweiterung der kleinsten arteriellen und der Capillargefäße der Haut", als welche das „Erröthen" sich darstellt). Ueber menschliche Willensfreiheit und strafrechtliche Zurechnung, ein Vortrag, welchen der bekannte österreichische Jurist, frühere Oberstaatsanwalt Eduard Graf Lamezan am 26. Februar 1880 — ob zur Erbauung vieler Zuhörer, bezweifeln wir, da dieselbe allzu rechtsphilosophisch gefärbt ist — im Leseverein der Akademischen Lesehalle an der Universität Wien gehalten hat. Die Concurrenz in der Natur. Von Wilhelm Preyer. (Darlegung, daß die Harmonie in der Natur eine Illusion ist, daß das Lebende mit dem Todten in derselben, sowie die Theile des lebenden Körpers untereinander in fortwährender Concurrenz sich befinden, die im Compromisse der Arbeitstheilung ihre Schlichtung findet.) Richard Wagner. Von Eduard Schelle. Mit einem Porträt Wagner's in Radirung („Wagner hat die

symphonischen Errungenschaften der nachmozart'schen Zeit in sich aufgenommen, sie in seinem Musikdrama bis zu der äußersten Grenze ausgestaltet und damit der neuesten Entwickelungsphase das Schlußsiegel aufgedrückt. Ein Schritt über die Nibelungen-Trilogie hinaus müßte zur Pantomime führen, ein weiterer aus dieser zu der reinen Symphonie zurücklenken"). Ueber Blindsein. Von H. Schmidt-Rimpler (Betrachtung vom historischen, ärztlichen und statistischen Standpunkte, Darlegung der Organisation der Blindenschulen) und endlich Der Palatin und seine Ausgrabungen. Von R. Schöner (eine Beschreibung des alten Rom, so weit die neueren Ausgrabungen uns eine Vorstellung von demselben verschafft haben). Es ist zu wünschen, daß die deutsche Bücherei fortfahren möge, in der bisherigen Weise ihrem Leserkreise Aufsätze aus den verschiedenartigsten Gebieten der Kunst und Wissenschaft von hervorragenden deutschen Schriftstellern zu billigem Preise zu übermitteln.

** Illustrirte Lieferungswerke. Wir berichten nachstehends über den Fortgang einzelner lieferungsweise erscheinender, in der Mehrzahl in das Gebiet der sogenannten „Prachtwerke" hineingreifender buchhändlerischer Unternehmungen und constatiren zunächst, daß die bisher erschienenen 5 Lieferungen der im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) vorbereiteten, von den ersten deutschen Künstlern illustrirten und von dem bewährten Goethe-Kenner und Biographen Heinrich Düntzer herausgegebenen Auswahl aus Goethe's Werken bei der Kritik und im Publicum den verdienten und von uns prophezeiten Beifall gefunden haben. — Auch die illustrirte Prachtausgabe der gesammten Werke Lessing's, welche die Sigmund Bensinger'sche Verlagshandlung in Wien unter Laube's Oberleitung und Textrevision in 50 elegant broschirten Lieferungen erscheinen läßt, und von welchen uns bisher 14 Lieferungen zugegangen sind, zeichnet sich durch vortrefflichen Bilderschmuck, künstlerische Illustrationen (Holzschnitte), Initialen und Randverzierungen aus. — Das illustrirte Prachtwerk „Aegypten", dargestellt in 782 Bildern von unseren ersten Künstlern, beschrieben von Georg Ebers, scheint auch in der zweiten Auflage bereits fertiggestellt zu sein. Uns liegt dasselbe bis zur 20. Lieferung — d. i. also etwa zur Hälfte — vor, doch reicht dieser Theil bereits aus, um erkennen zu lassen, daß dieses Werk eine Zierde literarisch-artistischer Production, ein künstlerisch werthvolles Prachtwerk, ebenso wie ein lehrreiches und unterhaltendes Buch sein und bleiben wird. — Von den im Verlage von Heinrich Schmidt und Carl Günther in Leipzig erscheinenden beiden gleichartigen und gleichwerthigen Prachtwerken: Rom in Wort und Bild (Text von Dr. Kleinpaul) und Griechenland in Wort und Bild (Text von A. v. Schweiger-Lerchenfeld) ist das erstere bis zur 23., das andere bis zur 13. Lieferung gediehen. Der dritte Haupttheil der geradezu hervorragenden Kleinpaul'schen Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna, welcher mit der 21. Lieferung beginnt, wird mit einer ebenso eingehenden als warmen Schilderung der Peterskirche eingeleitet. „Sanct Peter! Dieser Name ist fast so groß wie Rom selbst. Wer ihn ausspricht, der hat das Gefühl, ein Wunder der modernen Welt zu nennen; die Eingeborenen zeigen es in der Ferne; und der Fremde, der es zum ersten Male erblickt, bleibt mit offenem Munde stehen: er wird überwältigt wie von einem Donnerschlage." In „Griechenland" führt uns der Verfasser in den neuesten Lieferungen von Livadhia nach Delphi, dem heiligen Mittelpunkte der hellenischen Welt, diesem ehemaligen Complexe von für Cultuszwecke und Wettspiele bestimmten Baulichkeiten. Eine treffliche Illustration der letzten Lieferung stellt einen Asketen des Klosters Burkano vor. — Von den „malerischen Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales", Nordlandfahrten (Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig) ist die rückständige 17. Lieferung, deren Ausgabe durch unvorhergesehene Hindernisse verzögert worden war, nachgeliefert worden, außerdem haben die Lieferungen 19—21 die Presse verlassen. In der letzten finden wir das Schloß Windsor beschrieben und dessen Hauptpunkte in guten Abbildungen dargestellt. Ein Vorzug des seinem Abschlusse nahen Werkes ist, daß 1—3 Lieferungen stets ein abgeschlossenes Ganze und somit ein handliches Reisealbum bilden. Ob freilich die Verlagsbuchhandlung einzelne Lieferungen überhaupt abgiebt, ist uns nicht bekannt.

— Neues über Aegypten. Es sind jetzt eine Anzahl von Specialkarten erschienen, welche es dem Zeitungsleser ermöglichen, den kriegerischen Operationen in Aegypten zu folgen. Unter ihnen nimmt die in der geographischen Anstalt von Wagner und Debes zu Leipzig erschienene Operationskarte von Unter-Aegypten und dem Sueskanal im Maaßstab von 1 : 500 000, Preis 1 ℳ 20 ₰, einen hervorragenden Platz ein. Sie ist nach neuesten, zum Theil noch nicht veröffentlichten Materialien bearbeitet, stützt sich im Allgemeinen auf die mit arabischer Schrift versehene ägyptische Generalstabskarte von Mahmud Bey und gewährt mit ihren mehr als 1500 Ortsbezeichnungen die Möglichkeit, den militärischen Begebenheiten Schritt für Schritt zu folgen. Die Karte bietet trotz dieser vielen Namen, wenn man sich an den grünen Farbenton gewöhnt hat, ein klares übersichtliches Bild und hat anderen, in größerem Maßstabe entworfenen Blättern gegenüber den Vortheil, daß das ganze Unterägypten auf einem Blatte vereinigt ist. — Von einem Plan Croquis, indiquant les maisons qui ont été brulées après le bombardement du 11. Juillet, dressé par l'ingénieur Ulisse Calvi, welcher am 11. August in Alexandrien selbst im Maßstabe von 1 : 4000 zum Preise von 1 ℳ 20 ₰ erschienen ist, hat Julius Dase in Triest den Vertrieb für Deutschland und Oesterreich übernommen. Auf dem mit einfachen schwarzen Strichen entworfenen interessanten Blatte ist die große Zahl der niedergebrannten Gebäude mit rother Farbe kenntlich gemacht und ein beigedrucktes mit Zahlen versehenes Renvoi giebt an, in wessen Besitz die einzelnen Gebäude sich befanden, bezw. welchen Zwecken sie dienten. Besondere Buchstaben bezeichnen den Platz auf der Place des Consuls, wo die ersten Plünderer, welche den Engländern in die Hände fielen, füsilirt worden sind, das Tribunal de la réforme, in welchem sich das englische Kriegsgericht etablirt hat und die Plätze, bis wohin englische Projectile ihren Weg gefunden haben — Aegypten. Auf Grund fünfzehnjähriger Erfahrungen, mit Berücksichtigung der neuesten Ereignisse von Carl Stangen, ist eine 63 Seiten umfassende Broschüre betitelt, welche soeben zum Preise von 1 ℳ bei Heinrich Schmidt und Carl Günther in Leipzig erschienen ist. Der Verfasser hat sein Buch in die Abschnitte getheilt: Der Fremden-Verkehr in Aegypten, die lebendigen Zeugen der Geschichte, die Dynastie Mohamed Ali's, das ägyptische Volk, Bildungsanstalten, der Nil, Pflanzen und Gewässer, die Thierwelt, der Suezcanal, die Hafenstädte, die neuesten Ereignisse. Aus der Aufzählung derselben ergiebt sich schon, daß der jedem Thema zugestandene Raum nicht sehr erheblich ist und wenn wir es also hier mit wenigen kurzen, aus der nach gewisser Richtung hin gewiß scharf ausgeprägten Kenntniß von Land und Leuten hervorgegangenen Andeutungen zu thun haben, so sind neue Thatsachen selbstverständlich kaum verzeichnet und die vom Hasse gegen England dictirten Urtheile über so manche Verhältnisse erschweren es dem Leser, sich ohne Voreingenommenheit ein Bild von den Verhältnissen zu machen, wie sie sich im Lande der Pharaonen entwickelt haben. Immerhin bietet die Broschüre manches Interessante und ist ganz geeignet, dem Zeitungsleser in jetziger Zeit einen Anhaltspunkt für die Beurtheilung vieler Vorkommnisse auf militärischem und politischem Gebiete zu gewähren.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 76. Donnerstag, den 21. September. 1882.

Inhalt: Indische Elephanten in Afrika, von Herrmann Vogt. — Bücherbesprechungen (Die Völker Oesterreich Ungarns. Neumann's Geographisches Lexikon des Deutschen Reiches. Meyer's Fach-Lexika).

Indische Elephanten in Afrika.

Eine der größten Schwierigkeiten, wie sie in so mannigfacher Art dem kühnen Forschungsreisenden im schwarzen Erdtheile sich entgegenstellen, besteht bekanntermaßen in dem Fehlen der Lastthiere. Das umfängliche Gepäck muß auf menschlichen Schultern fortgeschafft werden und wie dabei nicht allein die Ernährung einer bedeutenden Colonne von Menschen eine Rolle spielt und die Reihen derselben sich nur zu oft durch Desertion, wie infolge von Krankheiten oder Tod lichten, so muß außerdem nothgedrungen zu einem häufigen Wechsel dieser Träger geschritten werden, denen das Betreten fremden Gebietes von den nachbarlichen Fürsten selten gestattet wird und die sich auch aus Furcht vor Tod und Sklaverei häufig weigern, die Grenze des eigenen kleinen Landes zu überschreiten. Unser hochverdienter Landsmann, der inzwischen leider verstorbene Professor Petermann schlug deshalb bereits 1874 dem Vorstande der afrikanischen Gesellschaft in Berlin die Benutzung indischer Elephanten bei afrikanischen Entdeckungsreisen vor und motivirte im folgenden Jahre diesen „Elephantenantrag" noch ganz ausdrücklich. „Die zu erforschenden feuchten Waldgebiete Aequatorialafrikas erscheinen für die Natur und Gewohnheiten des gezähmten indischen Elephanten, wie er in der Armee, zur Tigerjagd, zum Tragen von Lasten, zu Reisen verwandt wird, wie geschaffen. Vielleicht kein anderes Thier und sicherlich kein Mensch würde der dichten afrikanischen Urwälder leichter Herr werden, als der Elephant; dichtes Unterholz und Gestrüpp würde ihn nicht bekümmern, denn er würde es unter seinen breiten Füßen zusammentreten, die Aeste, welche von den Bäumen herunterhängen, würde er mit dem Rüssel abbrechen und bis auf die stärkeren Theile verspeisen. Mit der ihm angeborenen Klugheit ist er ein ausgezeichneter Pfadfinder, auch in Gebirgen, wo er die günstigsten Pässe auszuwählen versteht, so daß dadurch menschliche Straßenbauer in Erstaunen versetzt werden; auf diese Weise übersteigt er Gebirge, die für die besten Pferde unbesiegbare Hindernisse bieten. Nicht minder versteht er sich auf's Schwimmen. Die geistigen Fähigkeiten des Elephanten sind außerordentliche und erreichen im Umgange mit Menschen eine wahrhaft bewundernswerthe Höhe; sein Charakter ist mild und ruhig und er lebt eigentlich mit jedem Geschöpf in Freundschaft und Frieden. Die Stimme des Führers reicht hin, den Elephanten in seinen Verrichtungen zu leiten." Petermann's Vorschläge blieben ungehört und wol zumeist an der „Trägerfrage" ist denn auch die deutsche Expedition an der Loangoküste gescheitert.

Fünf Jahre später, 1879, wurde von anderer Seite der Versuch mit Elephanten gemacht und ist vortrefflich gelungen. Oberst Gordon, derselbe, welcher für den Vicekönig von Aegypten die Negerländer am obern weißen Nil bis zu den großen Nilseen erobert hatte, erhielt von diesem Fürsten die Verfügung über sechs Elephanten, unter denen fünf aus Indien geschenkte sich befanden, während der sechste ein kleiner afrikanischer gezähmter Elephant war. Dieser letztere Umstand beweist neben den Mittheilungen über die Kriegselephanten Hannibal's und manchen anderen Zeugnissen zur Evidenz, daß der afrikanische Elephant sich gerade so gut abrichten läßt, wie der asiatische, und daß derselbe in früheren Zeiten auch vielfach gezähmt worden ist. Oberst Gordon entsendete nun mit diesen sechs Elephanten eine Expeditian, welche 31 Tagemärsche nach Süden vordrang. Die Elephanten beachteten kein Hinderniß, durchschwammen drei Mal den Nil trotz seiner beträchtlichen Breite, sorgten selbst für ihr Futter, bewiesen große Ausdauer und da auch während der Märsche indische Wärter zu ihrer Pflege nicht nöthig gewesen waren, so schien die Brauchbarkeit der indischen Elephanten in Afrika damit erwiesen.

Uebrigens hatten schon ein Mal 1867, im Feldzuge der Engländer gegen König Theodoros von Abessinien, indische Elephanten auf afrikanischem Boden eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt. Vier und vierzig gezähmte Elephanten wurden auf zwei Schiffen nach Abessinien übergeführt, überstanden die Seereise gut und schleppten dann mit Leichtigkeit die zwölfpfündigen Armstrongkanonen und achtzölligen Mörser, Lasten, welche bis zu 18 Ctr. betrugen, den langen ungebahnten Gebirgsweg bis Magdala in einer durchschnittlichen Meereshöhe von 8000', welche sich stellenweise zur Höhe der riesigsten Alpengipfel, von 11 000' erhob; der Versuch war gewagt, aber er gelang und van den an die guten indischen Wege und regelmäßige ausreichende Verpflegung gewöhnten Thieren kehrten trotz der beispiellosen Märsche, der ihnen gänzlich ungewohnten waldlosen, wasserarmen Hochflächen und des häufigen Futtermangels bei einer oft unter den Gefrierpunkt sinkenden Temperatur 39 wohlbehalten nach Indien zurück. Nur fünf von den 44 fielen oder mußten erschaffen werden. Anfangs fürchtete man, daß die steinigen Wege den Elephanten wunde Füße machen würden und ließ zum Schutz dicke lederne Schuhe anfertigen. Aber diese Vorsicht erwies sich bald als überflüssig, denn die klugen Thiere wußten ihren Weg sehr geschickt zu wählen, hoben die Steine auch wol mit dem Rüssel fort und thatsächlich litten ihre Füße viel weniger, als die Hufe der gleichfalls mitgeführten Kameele.

Ueber einen weiteren interessanten Versuch, welcher gleichfalls 1879 unter den Auspicien des Königs der Belgier zum Gebrauch des indischen Elephanten auf afrikanischem Boden gemacht ist, sind in neuerer Zeit eingehendere Details bekannt geworden. Der Führer jener Expedition, F. Falkner Carter, ist auf seinem Rückmarsche von Tanganyika im Kampfe mit den Eingeborenen gefallen und der zweite im Commando, Mr. L. K. Rankin, hat vor wenigen Wochen in den englischen „Proceedings of the Royal Geographical Society" (Maiheft) den ersten Theil des Marsches, welcher von Dar-es-Salam an der Ostküste Afrikas, Sansibar gegenüber, am 2. Juli seinen Ausgang nahm, beschrieben. Vier Elephanten, darunter derjenige, welcher während des Aufent-

haltes des Prinzen von Wales in Indien diesem hohen Herrn als Reitthier gedient hatte, waren dem Könige der Belgier von der indischen Regierung zum Geschenk gemacht. Bereits einige Zeit vor dem Antritte des Marsches waren sie, nicht ganz ohne allerlei kleine Zwischenfälle, in der Mfesani-Bai gelandet und hatten den Marsch nach Dar-es-Salam zu Fuße zurückgelegt, wo sie auf das Eintreffen der Leiter der Expedition warteten. Mit den Herren Carter und Rankin bestand diese aus 75 Personen, schwarzen Trägern, indischen „Mahouts", den Elephantenwärtern, indischen Kulis und Arabern. Der erste Marschtag erscheint selbst einer wohldisciplinirten Truppe als der schwierigste und unangenehmste, da noch nicht Alles in der nöthigen Harmonie vor sich gehen will, um wie viel mehr in solchem Falle. In der That kamen denn die letzten Nachzügler erst fünf Stunden später auf dem ersten Lagerplatze bei Ugongo an. Hier mußte zwei Tage gerastet werden, um das Gepäck gleichmäßiger zu vertheilen und wesentlich zu erleichtern, so daß jeder Träger nunmehr genau 60 Pfd. zu tragen hatte. Das Umpacken der Ballen und das Zurücklassen einer Menge von „Luxusgegenständen", d. h. von nur irgend entbehrlichen Sachen scheint sich bei jeder Expedition nach dem Innern Afrikas zu wiederholen, so daß der Marsch einer Karawane, wie in den Pampas an der Menge der Pferdecadaver und in der Sahara an den Karkassen der gefallenen Kameele, so hier an den liegen gebliebenen Ballen zu verfolgen ist. Am zweiten der Marschtage ereignete sich der erste Unfall mit einem Elephanten. An einer weichen Stelle, welche durch die drei ersten Lastthiere bereits glücklich passirt war, sank der vierte Elephant bis zur Schwanzwurzel ein. Alles stürzte zur Hilfe herbei. Der Berg von Gepäck, unter demselben vier große „Elephantenkisten", wurde gelöst, und lag überall zerstreut umher, bis es dem so erleichterten Koloß mit großer Mühe und manchem Gebrüll endlich gelang, auf festen Boden zu gelangen. Auch ein Esel sank bis an die Gurten ein und mußte auf ähnliche Weise befreit werden.

Derartige Unfälle wiederholten sich nun täglich und brachten manchen Zeitverlust mit sich. Zuweilen brachen zwei Elephanten an verschiedenen Stellen durch und mittels Unterlagen von abgehauenen Aesten mußte ihnen die Möglichkeit geschaffen werden, sich herauszuarbeiten. Ihre Klugheit indeß bewies sich auch hier. Mit dem Rüssel untersuchten sie zweifelhafte Stellen und waren nicht zu bewegen, einen ihnen unsicher scheinenden Fleck zu überschreiten. Einer der männlichen Thiere — „Sundar-Gäj" — pflegte bei solchen Gelegenheiten in das Dickicht der Dschungel zu brechen und sich trotz der keineswegs gesparten Schläge und Stiche mit dem spitzen Hakenstocke und trotz des Anlegens der mit scharfen Stacheln versehenen Eisenkette entschieden zu weigern, vorwärts zu gehen. Die einzige Möglichkeit, seinen Widerstand zu brechen, bestand in der Ueberredung durch das Weibchen, Sufán-Kalli mit Namen, welche ihren mächtigen Kopf an dem seinigen zu reiben und ihn so zu bewegen versuchte, ihr über die bedenkliche Stelle zu folgen. Einmal sollte er rückwärts mittels einer um den Hinterfuß geschlungenen Kette durchgezogen werden, aber er erwies sich als der Stärkere und zog das Weibchen hinter sich her. Halfen weder Strafen, noch Liebkosungen, so mußte man sich eben entschließen, im Umwege die Stelle zu umgehen.

Der Schaden, welcher bei solchen Gelegenheiten in den Reis- und Kornfeldern angerichtet wurde, war zuweilen beträchtlich und mußte jedes Mal ersetzt werden. Die Einwohner pflegten die Karawane, zwar bewaffnet mit Bogen und vergifteten Pfeilen, aber außer Schußweite im Dschungel zu begleiten und ließen dann im Näherkommen das drohende: Mhongo, Mhongo, d. h. Entschädigung, erschallen. Zuweilen war die Lage wol kritisch, indeß ließ die Furcht vor dem Feuergewehr und die Art und Weise, in welcher Carter mit ihnen umzugehen und ihre gerechten Ansprüche zu befriedigen verstand, es nie zu einem feindlichen Zusammentreffen kommen.

Die schwarzen Träger erwiesen sich, obgleich furchtsam und scheu, als zuverlässig und treu. Doch wollen sie streng und gerecht behandelt sein und gleichen in dieser Beziehung großen Kindern. Sorglosigkeit ist ihre Hauptcharaktereigenschaft. Wenn sie auch während des lang andauernden Marsches über Anstrengungen und Strapazen klagen mögen, so ist das Alles vergessen, sobald die schwere Last von ihren Schultern genommen, und sie sitzen während der ganzen Nacht singend und sich Schauergeschichten erzählend, welche in der Furcht vor Dämonen, Teufeln und wilden Thieren in der am folgenden Tage zu durchschreitenden Gegend oft zu Desertionen führen, um das hellodernde Feuer. Nicht selten geräth dabei die leichte Strohhütte in Brand und setzt die ganzen Vorräthe der Expedition ernster Gefahr aus.

Am 7. Juli erreichte die Expedition bei Vikeruti das Ende des gebahnten Weges, welcher auf Kosten von Sir Fowell Buxton und Mr. Mackinnon von Dar-es-Salam bis hierher auf die Entfernung von 41 (engl.) Meilen geführt ist.

An diesem Orte wurde zwei Tage verweilt, um den Pfad im Dschungel für die Elephanten auszuhauen und noch einige Lebensmittel zu erhalten. Der fernere Weg führte durch reich angebaute Gegenden, in denen neben Mais, Cassava, Hirse, Bohnen und Bananen auch der Tabak gedeiht. Die den Pfad kreuzenden Gewässer wurden von den Elephanten durchwatet oder durchschwommen, nachdem ihnen, wo es nöthig erschien, durch einen Abstich der steilen Ufer der Zugang erleichtert war. Giraffen und Zebras wurden bemerkt, ohne daß man zu Schuß gekommen wäre.

Am 17. Juli kam man in das Gebiet der Tsetsefliege, welche die Elephanten in einer Weise umschwärmte und verfolgte, daß das Blut in stetem Laufe an den Flanken herunterfloß. Wenn die braven Thiere nun auch entsetzlich unter dieser Plage zu leiden hatten, so zeigte sich bei ihnen doch trotz der tagelangen Dauer derselben weder innerhalb der nächsten acht Tage, noch später irgend eines der mit der Tsetsevergiftung verbundenen Anzeichen, wie Trägheit, trauriges Aussehen und Thränen der Augen, während die Esel sterbend in Mpwapwa ankamen, und es scheint damit eine der drei Hauptaufgaben der Expedition zur Zufriedenheit gelöst. Der indische Elephant ist ungeachtet der Verweichlichung, wie Gefangenschaft und künstliche Behandlungsweise sie im natürlichen Gefolge mit sich bringt, im Stande, der Tsetsefliege zu widerstehen.

Im weiteren Verlaufe des Marsches fand sich auch wiederholt Gelegenheit, zu beobachten, mit welcher Geduld, Willigkeit und klugem Urtheil die mächtigen „Gewichtsträger" es verstanden, die mancherlei Ansprüche an ihre Kraft und Geschicklichkeit, wie gelegentliche Gefahr zu überwinden und im Auf- und Niederklettern steiler Abhänge, beim Ueberschreiten ausgewaschener Flußbetten, über steiniges Geröll und umgestürzte Baumstämme mit unfehlbarer Sicherheit fortzuschreiten, wenn sie auch zuweilen stehen blieben und wie Hilfe heischend unter dem trompetenartigen Gebrüll sich umschauten. Einstmals war der eigensinnige Sandar-Gäj, oder „Old Musty", welcher durchaus dem bereits ausgetretenen Pfade der übrigen Elephanten folgen wollte, mit den Vorderfüßen derartig im Flußbette eingesunken, daß seine Ladung halb unter Wasser sich befand und der kolossale Kopf auch nur mit einer Seite aus dem nassen Elemente hervorragte. Man fürchtete, er würde ersaufen und seine Bemühungen, sich der gefährlichen Lage zu entziehen, ließen ihn immer tiefer einbrechen, bis es nach stundenlanger Arbeit endlich gelang, ihn zu befreien.

Das Gepäck der Thiere stand an beiden Seiten gegen 6′ von ihnen ab und es mußte somit ein 12′ breiter und 11′ hoher Pfad für dieselben durch das dichte graue Dorneadickicht gehauen werden, so daß allerdings mit vieler Mühe und Arbeit bis Mpwapwa statt des zuletzt kaum für einen kleinen Karren Raum gewährenden Pfades ein breiter, gang-

Digitized by Google

barer Weg hergestellt ist. Diese Arbeit wurde besonders schwer, seit bei Kirasa und Kioro die letzten Ochsenwagen angetroffen waren, welche der Forschungsexpedition des Mr. Roger Price angehört hatten. Die Dornen und Stacheln in den Dickichten sind so groß und stark, daß sie nicht ungefährliche Wunden verursachen und den Reiter beinahe vom Elephanten reißen. Die Dichtigkeit der Dschungeln wird am Besten illustrirt durch die Thatsache, daß die Träger mehrfach fünf Stunden vor den Elephanten den Lagerplatz erreichen konnten.

Am 3. August erreichte die Karawane, freundlichst bewillkommnet durch Mr. Last von der Church Missionary Society, Mpwapwa und hatte damit den ersten Theil ihrer Aufgabe in etwa der halben Zeit gelöst, die man von vornherein für nöthig erachtet hatte. Die Elephanten waren indeß ziemlich eingefallen und auch die Träger bedurften nach angestrengtem 33tägigem Marsche dringend der Ruhe, welche auf 12 Tage festgesetzt wurde, sich aber bis auf einen Monat hinauszog, weil weder die Güter von Sansibar noch die belgische internationale Expedition unter Capitän Popelin und Dr. van der Heuven, mit welcher vereint der Weitermarsch angetreten werden sollte, rechtzeitig eintrafen. Auf dem ganzen Marsche war kein Todesfall und nur acht Desertianen von Negern vorgekommen.

Von hier aus entsendete Mr. Carter einen Bericht an den König der Belgier, worin er melden konnte, daß der Versuch mit den indischen Elephanten vollständig gelungen sei. Dieselben hatten während 23 Tagen den Bissen der Tsetsefliege widerstanden und sich während eines Monats von dem Futter, wie die Gegend es bot, genährt, waren also billig zu erhalten, und waren im Stande gewesen, auf dem ganzen Wege bei verschiedenster Bodenbeschaffenheit unter 1500 Pfd., etwa dem doppelten des sonstigen Durchschnittsgewichts, alle Hindernisse und Schwierigkeiten sicher zu überwinden. Unter den Gesammtausgaben der Expedition, welche sich bis Mpwapwa auf rund 740 Rupien (zu 2 ℳ) beliefen, figuriren nur 25 Rupien als Auslagen für vier Elephanten, und in dieser unbedeutenden Summe sind noch die Entschädigungen inbegriffen, welche für niedergetretenes Korn zu zahlen waren.

Wenige Tage nach Absendung des oben erwähnten Berichts mußte die freudige Stimmung der Expedition indeß einen schweren Rückschlag erleiden, indem zwei Elephanten verendeten. Die Section, bei welcher sich das gesunde Herz des größesten Thieres 16 Zoll lang und 31 Pfd. schwer erwies, förderte kein Zeichen innerer Krankheit zu Tage. Die Elephanten waren infolge der anstrengenden Arbeit bei fortwährender Ueberlastung und ungenügender Ernährung eingegangen, denn während sie in Indien mit weißem Brote und ähnlichem Kraftfutter im Stalle sorgsam gepflegt wurden, hatten sie auf dem Marsche nach kurzem Uebergangsstadium in Dar-es-Salam vorzugsweise für sich selbst zu sorgen gehabt, da nur wenig Reis und Korn für sie angekauft wurde.

Nach der Ansicht des Mr. Rankin trifft eine gewisse Mitschuld an diesem Unglück den Führer der Expedition, welcher seiner Instruction entgegen, voll Eifer und Ungeduld vorwärts zu kommen, versäumt hatte, eine genügende Zahl weiterer Hilfsträger in Dienst zu nehmen, so daß die Elephanten immer schwerer und bis über das Doppelte der Durchschnittslast von 700 Pfd. hinaus belastet wurden, als sich die Bürde für die Träger zu schwer erwies.

Die Möglichkeit der Benutzung indischer Elephanten zu weiterer Afrikaforschung bleibt nichtsdestoweniger bestehen und sind den Mittheilungen des Mr. Rankin zufolge außer größerer Sorgfalt und Rücksichtnahme in Bezug auf die Thiere selbst in späteren Gebrauchsfällen besonders zwei Schwierigkeiten in Betracht zu ziehen. Die eine besteht in der allgemein angenommenen, aber keineswegs erwiesenen Unfähigkeit der Inder, dem afrikanischen Klima zu widerstehen, und die zweite erwächst aus dem Umstande, daß die indischen Elephantenführer sich schwer geneigt zeigen, von der ererbten Kunst, mit dem ihrer Sorgfalt anvertrauten Thiere umzugehen und es zu leiten, Anderen Mittheilung zu machen. So hatte die Expedition des Mr. Carter eine Abtheilung Araber aus Sansibar, welche hindostanisch sprachen, nur zu dem Zwecke mitgeführt, den Umgang mit Elephanten zu erlernen, ohne daß dieselben während des ganzen Monats auch nur im Geringsten dazu im Stande gewesen wären. Mr. Rankin hält es deshalb für wünschenswerth, Afrikaner nach den Elephantenstallungen von Bombay zu schicken, um an Ort und Stelle die geheimnißvolle Kunst sich anzueignen. Die auf ein Jahr gemietheten 13 indischen „Mahouts" schienen, mit Ausnahme von zweien, schwächlich und wenig sorgsam ausgewählt. Sie waren stets krank, klagten und mußten oft das Essen der Europäer erhalten, während diese selbst und die schwarzen Träger leer aus-gingen.

Wie diese Expedition trotz des Verlustes zweier werthvoller Thiere ein neues Glied in der Kette von Beweisen bildet, die der Afrikaerforschung eine neue Aera zu eröffnen scheinen, falls man sich entschließt, den Elephanten als Lastträger zu verwenden, so wollen wir hoffen, daß auch die deutsche afrikanische Gesellschaft bei ihren ferneren Unternehmungen die „Elephantenfrage" gebührender Berücksichtigung würdigt.

Herrmann Vogt.

Bücherbesprechungen.

—ψ—. Die Völker Oesterreich-Ungarns. Ethnographische und culturhistorische Schilderungen. Wien und Teschen, Verlag von Karl Prochaska. — Das bereits von uns in diesen Blättern (Wissenschaftliche Beilage Nr. 67 und Nr. 104 des vorigen Jahrganges) erwähnte literarische Unternehmen der überaus rührigen Verlagshandlung von Karl Prochaska in Teschen, die Darstellung der Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie nach ihrer anthropologischen, ethnologischen und culturhistorischen Seite, nimmt seinen ungestörten und raschen Fortgang, indem wiederum eine Anzahl neuer Bände erschienen sind, welche uns gegenwärtig vorliegen, und die nicht minder als die früheren ein hohes Interesse in Anspruch nehmen, ja in mancher Beziehung noch von ungleich größerer Bedeutung sind, als die von uns bereits besprochenen, indem sie sich vorwiegend mit der deutschen Bevölkerung befassen. In drei stattlichen Bänden sind bis jetzt behandelt: „Die Deutschen in Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Krain von Dr. Karl Schober", ferner „Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen von Dr. J. H. Schwicker", und „Die Tiroler und Vorarlberger von Dr. Josef Egger"; es fehlt sonach nur noch ein Band, welcher die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien zum Vorwurf haben wird, um die Nationalität in allen ihren Theilen zur Darstellung gebracht zu haben, welche den Schwerpunkt des Reiches bildet. Zwar hat das Werk neben der wissenschaftlichen Gediegenheit den „Geist der Versöhnung" auf seine Fahne geschrieben, der augenblicklich mehr denn je in Oesterreich mangelt. Demohngeachtet, ja gerade wegen seiner Toleranz muß es in den gegenwärtigen Wirren auch von Seiten der vorurtheilsfreien Politiker hoch willkommen geheißen werden, indem es sine ira et studio, rein wissenschaftlich objectiv die ethnographischen und culturhistorischen Verhältnisse aller Völker Oesterreich-Ungarns in ihrem Sein und Werden zur Darstellung bringt und so die Grundbedingungen zu einer naturgemäßen Existenz behandelt. Gerade in dieser Beziehung müssen wir die drei uns vorliegenden,

Digitized by Google

die Deutschen in Oesterreich-Ungarn umfassenden Bände mit Freuden begrüßen und ihnen, bei dem Interesse, welches hier im Reiche den Stammesgenossen in dem benachbarten und befreundeten Staate entgegengebracht wird, einen recht großen und recht aufmerksamen Leserkreis wünschen, denn nur bei richtiger Erkenntniß und Würdigung der ethnographischen, historischen und culturlichen Verhältnisse wird man sich eine unbefangene Meinung über die gegenwärtigen Zustände bilden und dieselben rein sachlich beurtheilen können. Von ganz besonderem Interesse unter den gegenwärtigen unerfreulichen Verhältnissen ist der Band, welcher die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen behandelt. Der Verfasser hat es nicht umgehen können, hier und da die Rolle des blos erzählenden Historikers und schildernden Ethnographen mit der eines Beurtheilers der modernen Tagesströmung zu vertauschen. Wo dies vonnöthen war, da geschah es, wie Schwicker selbst betont, „in der pflichtmäßen Absicht, vorgefaßte Meinungen und einseitige Ansichten zu berichten, die Gemüther durch ruhige Erörterung zu besänftigen, „den Streit der Meinungen" auszugleichen". Mit Freuden können wir bestätigen, daß der Verfasser diesem Grundsatze im Großen und Ganzen treu geblieben ist und den Magyaren giebt, was der Magyaren ist, sowie den Deutschen, was der Deutschen. Wenn wir hier und da nicht ganz mit dem Verfasser übereinstimmen können, so müssen wir bei allen Ansprüchen an Objectivität doch auch dem Standpunkte Rechnung tragen, von welchem aus derselbe die Situation überschaut. — Nicht minder lehrreich und anziehend, als dieser Band, sind auch die beiden anderen, die Deutschen in Tirol und Vorarlberg, sowie die Deutschen in Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Krain behandelnden Bände, wenn sie auch gleichwol nicht so spannend sind wie jener, immerhin aber im höchsten Grade werth, die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, besonders des Geschichtsforschers und Culturhistorikers. — Noch bleibt uns übrig anzuführen, daß auch von den slavischen Stämmea bereits vier in zwei Bänden absolvirt worden sind, und zwar „Die Polen und Ruthenen in Galizien von Dr. Josef Szujski, ferner „Die Slovenen von Josef Suman" sowie „Die Kroaten im Königreiche Kroatien und Slavonien von Josef Stará". Wir müssen uns darauf beschränken, diese gleichfalls tüchtigen Arbeiten hier angeführt zu haben, wie gern wir auch auf deren reichen Inhalt näher eingegangen wären. Dem Unternehmen aber, das so vielverheißend begonnen, wünschen wir einen gleich günstigen Fortgang und ein glückliches Ende. Hoffentlich werden die noch übrigen Bände, vier an der Zahl, nicht allzu lange mehr auf sich warten lassen und sich den früher erschienenen sieben würdig anreihen.

—ψ—. Neumann's Geographisches Lexikon des Deutschen Reiches. Mit Ravenstein's Specialatlas von Deutschland, vielen Städteplänen, statistischen Karten und mehreren Hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtewappen. 1.—4. Lieferung. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts 1882. — Allseitig muß das neue literarische Unternehmen des Bibliographischen Instituts mit Freudea begrüßt und willkommen geheißen werden. So productiv auch unser Büchermarkt ist, so fehlte es doch bislang an einem genauen und zuverlässigen Werke über das Deutsche Reich in geographischer, topographischer und statistischer Beziehung, denn Rudolph's Ortslexikon von Deutschland kann bei dem Aufschwung, welchen das Reich genommen, und bei den Veränderungen, Umgestaltungen und bei dem raschen Anwachsen der Bevölkerung in keiner Weise mehr genügen. Dem allseitig dringend gefühlten Bedürfniß soll nun Neumann's geographisches Lexikon abhelfen, und daß dies in einer gerechte Ansprüche befriedigenden Weise geschehen wird, dafür bürgt sowol die Leitung des Unternehmens wie der Name der auf dem Gebiete der Encyklopädie so bewährten und unübertroffen dastehenden Verlagshandlung. Das Werk wird Auskunft geben nicht nur über sämmtliche deutsche Staaten und deren Provinzen, Regierungsbezirke, Kreise u. s. w., sowie über alle irgendwie erwähnenswerthen Ortschaften, herunter bis zu den kleinsten, sondern es wird auch alle Gebirge, Berge, Seen, Flüsse, überhaupt alle im Deutschen Reiche vorkommenden topographischen Namen anführen. Da das Werk vorzugsweise den praktischen Interessen dienen soll, so ist auch ganz besonders den Verkehrsanstalten, sowie der Industrie, dem Handel und den Gewerben die größte Aufmerksamkeit geschenkt worden. Daß überall die besten und zuverlässigsten Quellen, bei statistischen Angaben die officiellen Erhebungen benutzt worden sind, versteht sich wol bei dem Ansehen des Bibliographischen Instituts von selbst. Auch der neuen Gerichtsorganisation ist die größte Aufmerksamkeit geschenkt worden und wie für die kleinsten Orte die nächsten Poststationen, so sind für dieselben auch die zuständigen Gerichtsbehörden erster und zweiter Instanz angeführt worden. Nach den uns vorliegenden vier ersten Heften zu urtheilen befleißigt sich die Redaction des Werkes einer peinlichen Genauigkeit und Sorgfalt und versteht das vielseitige und reiche Material wohl zu ordnen und zu gliedern, so daß das Werk ein ebenso zuverlässiges wie praktisches Nachschlagebuch, dem wir den besten Erfolg wünschen, bilden wird.

—*—. Wir möchten sagen, in phänomenaler Weise hat sich Meyer's Conversations-Lexikon Bahn gebrochen. In allen Welttheilen, „so weit die deutsche Zunge klingt", ist es zu finden, hat es im „Kampfe ums Dasein" den Sieg davongetragen. Daß aber das „Bibliographische Institut" bei seiner Rastlosigkeit sich mit diesen Erfolgen nicht begnügen würde, war einleuchtend. So tritt es dean gegenwärtig mit einem neuen encyclopädischen Unteraehmen vor, das ebenso eigenartig wie praktisch zu nennen ist. Wir meinen „Meyer's Fach-Lexika", eine Sammlung bequemer und billiger Nachschlagebücher, deren jedes ein besonderes Fach in sich begreift und von einem in dem betreffenden Fache anerkannt tüchtigen Specialisten mit richtigem Verständnisse der Vorkenntnisse, welche beim Laien vorauszusetzen sind, verfaßt ist. Wie das Conversations-Lexikon, so bilden Meyer's Fach-Lexika in ihrer Gesammtheit eine kleine Universal-Bibliothek, aber nicht wie jenes in der Anordnung des Stoffes ohne jegliche Rücksicht auf den Inhalt, sondern auf die Gleichartigkeit desselbea beschränkt. So erhalten wir in dem Werke, welches nach seiner Vollendung fast vierzig Bände füllen wird, die ausgiebigste Belehrung über das Gesammtwissen, nach dem Inhalte zusammengefaßt, während jeder Band wiederum ein in sich abgeschlossenes Ganze bildet und ein bestimmtes Fach erschöpft, so daß auch derjenige, dem es nicht auf Universalität ankommt, in den Stand gesetzt wird, für wenige Mark dasjenige Buch sich zu eigen zu machen, welches gerade dem Gegenstande seiner Neigung oder seines Interesses dient. Dabei hat er sich einer Ausgiebigkeit und Bequemlichkeit zu erfreuen, wie sie ihm das zehn- oder zwanzigfach theurere Conversations-Lexikon vielleicht nicht einmal gewähren würde. Bis jetzt sind von dem Unternehmen bereits zwanzig Bande ausgegeben worden, während die übrigen in rascher Folge erscheinen sollen. Allen können wir bei einheitlicher Durchführung möglichste Gründlichkeit im engsten Raume nachrühmen, so daß wol selten eiae Frage unbeantwortet bleibt. Wie das Conversations-Lexikon im Hause, so werden die Fachlexika in der Studirstube, im Comptoir, im Atelier, in der Werkstatt, im Bureau und noch an manchem anderen Orte sehr willkoamen sein und sich einer guten Aufnahme zu erfreuen haben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 77. Sonntag, den 24. September. 1882.

Inhalt: Die Darstellung der Venus bei den Alten und bei Thorwaldsen, von Gustav Portig. — Malta, von W. Bernhardin. — Bücherbesprechungen (Deutsche Litteraturgeschichte von Dr. Paul Möbius. „Deutsche National-Literatur", herausgeg. von Jos. Kürschner. „Zeitfragen des christlichen Volkslebens." Neues Archiv für Sächs. Geschichte und Alterthumskunde. Mittheilungen des Vereins für Erdkunde. „Humboldt").

Die Darstellung der Venus bei den Alten und bei Thorwaldsen.

Von **Gustav Portig.**

Seit Polyklet und Dürer bis auf den heutigen Tag hat man immer wieder gesucht nach einer „Norm" der menschlichen Gestalt; weil von einem „Schönheitsideal" nur bei der kaukasischen Rasse überhaupt die Rede sein konnte und weil wiederum in dieser nur der Typus weniger Völker maßgebend sein durfte, so glaubte man, das Bild eines vollendet schönen Menschen nur dadurch herstellen zu können, daß man der Natur die in ihr zerstreut vorkommenden schönsten Theile des menschlichen Körpers ablauschte und dieselben zu einem wundervollen Ganzen verband. Im Widerspruch zu dieser Theorie erklären wir es für eine ganz unlösbare Aufgabe, den Normalmenschen schlechthin in Marmor, Erz oder Farbe zu construiren. Handelt es sich um das Ideal des menschlichen Leibes, so erscheint dieses vertheilt an die beiden Hälften des Menschen. Wir halten es für eine Einseitigkeit, nur den weiblichen Körper als den Ausdruck der höchsten menschlichen Schönheit überhaupt anzusehen. Sowie sich der geistige Mensch in die zwei sich ergänzenden Hälften theilt, ebenso auch der leibliche: der vollständig erblühte und noch in vollster Jugendblüthe stehende Leib des Jünglings und der Jungfrau sind beide ein Höchstes in ihrer Art. Sieht man ab von der Schönheit des nackten Körpers und beschränkt man sich auf die charakteristisch ausdrucksvolle Schönheit des Kopfes, so kann man außerdem noch vom Ideal eines Kindes, eines Mannes, eines Greises, vom Ideal auch des Weibes reden. Das Ideal leiblicher Schönheit des Menschen gliedert sich eben je nach dem Geschlecht und dem Alter; ob es aber selbst in dieser Vertheilung als ein abstractes gedacht werden kann, oder nicht vielmehr die besondere Beziehung irgend einer passenden Situation oder Seelenstimmung hinzugenommen werden muß, lassen wir als offene Frage dahingestellt. Jedenfalls ist hier eine kunstgeschichtlich gegebene Thatsache ästhetisch von höchster Bedeutung: wir meinen die Erscheinung, daß die alten Griechen die geistig voranstehenden Götter des Olymp — Zeus, Hera, Pallas Athene — niemals völlig nackt darstellten und daß nur die Meister der eigentlich classischen Periode — Phidias und Polyklet — der Verkörperung der geistig bedeutendsten Götter ihre Kraft widmeten. Wenn ein Meister wie Phidias allerdings auch den Typus der Amazone gern behandelte, welcher nach der Ansicht mancher Kunstforscher den Uebergang zu dessen „himmlischer" Aphrodite gebildet haben soll, so gestehen wir offen, daß wir uns in der Venus gerade dieses Künstlers nicht eine jeder Gewandung entbehrende Göttin, sondern nur ein irgendwie bekleidetes, vom Atheneideal nicht allzuweit entferntes Weib zu denken vermögen. Hiermit stimmt auch das über die Aphrodite des Praxiteles Berichtete. Erst die Nachfolger des Phidias wagten es, zur völligen Nacktheit überzugehen, weil sie sich nicht die Kraft zutrauten, die grandiose Einfalt im Stil desselben festzuhalten. Obwol es Künstler ersten Ranges, wie Praxiteles und Skopas, waren, welche sich dieser neuen Aufgabe zuwendeten, so ließen sie doch die völlige Harmonie von Gehalt, Composition und Technik fallen, und verlegten den Schwerpunkt ihrer Leistungen mehr in die letztere sowie in die Scenerie. Deshalb suchten sie ihre Stärke in der Darstellung der jüngeren Götter: des Apollon und der Artemis, der Aphrodite und des Eros. Dieser Nachblüthe der eigentlich classischen Periode nun verdanken wir noch mehrere Statuen der Aphrodite (Venus) von unvergänglichem Werth. Aus zwei Gründen legte man lange Zeit auf letztere das größte Gewicht. Das eine Mal, weil man im nackten weiblichen Körper das Ideal menschlicher Schönheit überhaupt sah; das andere Mal, weil man vom vermeintlich christlichen Standpunkte aus die Darstellung des Nackten viele Jahrhunderte lang verwerflich gefunden hatte und also auf plastische Schöpfungen des classischen Alterthums beschränkt war. Man verwechselte zu lange die beiden Begriffe „Fleisch" und „Leiblichkeit"; man vergaß, daß die Schrift unter „Fleisch" entweder das rein Sinnliche, rein Vergängliche am Menschen oder die geistig-leibliche sündige Richtung der Menschennatur verstand, während doch der Leib als solcher wie ein Tempel des göttlichen Geistes geschätzt und gepflegt werden sollte. Trotzdem sind gewisse Grenzen auch noch heute dem christlichen Bildhauer oder Maler gezogen. Daß der Jesusknabe völlig nackt dargestellt wird, vertragen wir wohl; auch in der Abbildung der Taufe, der Kreuzigung und der Auferstehung ist für den Maler eine decente Behandlung des Leibes Christi noch zulässig; schlechthin verwerflich aber ist es, wenn Michelangelo den Auferstandenen völlig nackt in Marmor hinstellt. (In der Kirche San Maria sopra Minerva zu Rom.) Wol erscheint hier Christus durchaus mild und würdevoll, wol ist sein Oberleib eins der schönsten Motive der neueren Kunst; aber trotz der Ausrüstung mit dem Kreuz erinnert dieser Christus mehr an einen antiken Heldenjüngling als an den auferstandenen Erlöser der Menschheit. Auf der anderen Seite aber war es vom religiösen wie vom ästhetischen Standpunkte aus widersinnig, dem Michelangelo die nackten Gestalten selbst da zu verwehren, wohin sie gehören: in der Darstellung des „Jüngsten Gerichtes". Doch hatte er Hunderte von solchen in allen möglichen Bewegungen und seelischen Nuancen gemalt; aber seine gewaltige Schöpfung mußte es sich gefallen lassen, daß nachträglich ein unbedeutender Mensch die Blößen der Verdammten mit Farben zudeckte! An und für sich wird die Darstellung des Nackten sowol der Plastik wie der Malerei zu gestatten sein; nur ist zu verlangen, daß die Nacktheit jedesmal durch die eigenthümliche Situation der dargestellten Gestalt begründet erscheine und niemals zur bloßen Schaustellung sinnlicher Reize als solcher werde. Letztere ist in gewissen Scenen der griechischen Mythologie unvermeidlich, während

die Gestalten des Paradieses durchaus unanstößig sind. Auch zweifeln wir keinen Augenblick, daß selbst die vollendetste Darstellung des nackten weiblichen Körpers in Farben einen gewissen Ueberschuß von sinnlichem Reiz behält; so hoch wir den saftigen warmen Fleischton eines Tizian zu schätzen wissen, so steht uns doch die keusche kühle Weihe einer unverschleierten Venus in Marmor höher als einer solchen in Farben. Das ganze christliche Mittelalter freilich wallte mit der Darstellung der Schönheitsgöttin nichts zu thun haben; erst die Renaissance, nach mehr aber Canova griffen zu diesem Ideal der Antike zurück. Diese Zurückhaltung ist schon vom rein technischen Standpunkte aus sehr begreiflich, denn auf solchem kann dem Bildhauer keine schwerere Aufgabe gestellt werden, als die weichen ineinander verschwimmenden Linien des nackten weiblichen Körpers zu treffen und dennoch das Knochengerüst desselben ahnen zu lassen. Wie eminent schwierig es aber ist, das Nackte als völlig rein, als durchaus vom Geist beherrscht hinzustellen, beweisen die drei Grazien von Canova und die von Thorwaldsen. Die des ersteren sind nicht gerade lüstern, aber sie gehen doch darauf aus, anmuthig zu erscheinen und haben zum Theil eine gezwungene Stellung; die Grazien Thorwaldsen's aber wissen gar nicht, daß sie beobachtet werden: ihre Nacktheit verschwindet unter dem Ausdruck höchster seelischer Reinheit.

Wenn wir nun im Folgenden den Venustypus des Alterthums einer Betrachtung unterziehen, so greifen wir nur die drei werthvollsten Verkörperungen desselben heraus: die Aphrodite des Praxiteles auf Knidos, die Aphrodite von Melos und die Mediceische Venus. Die erstere war unter den zahlreichen Venusdarstellungen des Alterthums die berühmteste. Praxiteles (um 360 v. Chr.), einer der größten griechischen Bildhauer nach Phidias, hatte sie in parischem Marmor gearbeitet. Nach ihrer Vollendung wurde sie aufgestellt in einem tempelartigen Bau, welcher von beiden Seiten zugänglich war; dorthin wurden zahllose Reisen unternommen, um das Original leibhaftig schauen zu können. Dieses selbst, welches wir nur aus Beschreibungen sowie aus Knidischen Münzen kennen, ging im 5. Jahrhundert n. Chr. bei einem Brande zu Konstantinopel zu Grunde; wir besitzen jedoch noch Nachbildungen in Rom und München. Praxiteles wagte es zum ersten Mal, die Aphrodite als Göttin der Schönheit völlig nackt erscheinen zu lassen; in sehr bezeichnender Weise aber stellt er die Nacktheit nicht um ihrer selbst willen zur Schau, sondern begründet sie durch die eigenthümliche Lage, in welcher sich Aphrodite gerade in dem festgehaltenen Augenblicke befindet. Sie hat sich soeben des letzten Gewandes entledigt, welches sie mit der Linken auf eine neben ihr stehende Vase legt, und steht im Begriff in das Bad zu steigen. Darauf deutet auch die bewegliche Stellung des auf dem rechten Fuße ruhenden, leise nach links vorgebeugten Körpers. Das ist eben eine Stellung, welche Jemand nur vorübergehend zu einem bestimmten Zwecke einnehmen kann. Genau dieser Situation entsprechend ist auch das Haupt zur Seite gewendet und das Auge folgt der Richtung der linken Hand, welche das Gewand fallen läßt. Die Knidische Venus macht durchaus nicht den Eindruck, als fürchte sie beobachtet zu werden; dennoch deuten die Führung der rechten Hand und die etwas eingezogene Haltung des Unterkörpers auf das unwillkürlich hervorbrechende Gefühl weiblicher Schamhaftigkeit. Der ganze Körper zeigt eine so vollendete Reinheit und Schönheit der Linien, daß keine Feder dieselbe zu schildern vermag. Das Antlitz ist eingerahmt von leicht gewelltem, mäßig starkem Haupthaar; zwischen Stirn und Augen treten die entzückend edel gezeichneten Brauen heraus; die schmal geöffneten freundlichen Augen scheinen in einem leisen, feuchten Glanz zu schwimmen; der wenig erschlaffene Mund ist umspielt von einem sanften Lächeln, als dem Ausdruck der halben Anmuth, deren Erscheinung die ganze Gestalt ist. Vergegenwärtigt man sich die Situation, in welcher Aphrodite hier gedacht wird, sowie die eigenthümliche Körperhaltung, welche der Figur verliehen ist, so legt sich der Schluß nahe, daß die Knidische Venus mehr das vollendet schöne irdische Weib als die Göttin verkörpern soll. Demnach spricht es für ihren ästhetischen Werth, daß sie frei ist von jeder Selbstgefälligkeit und Lüsternheit; sie gleicht wirklich einer Blume, welche selbst nichts weiß von dem Duft und Glanz, womit sie Andere erfreut. Daß Praxiteles selbst in seiner Aphrodite das Ideal der Göttin und nicht blos des schönen irdischen Weibes erreichen wollte, beweist der Umstand, daß er in Thespiä neben der Statue der Phryne das Gebild der „Göttin des bezaubernden Liebreizes" aufstellte. Da verblich allerdings die gefeierte Schönheit der berühmten Hetäre gegenüber derjenigen der Knidierin.

Unter den uns erhaltenen Venusstatuen des Alterthums die werthvollste ist die Venus von Milo, auf welche man in unserem Jahrhundert ähnliche Lobeshymnen gesungen hat, wie im vorigen auf den Apoll von Belvedere (Winckelmann). Sie ist aus Marmor gearbeitet und wurde im Februar 1820 auf der Insel Milo (Melos) von einem Bauer in einem Garten entdeckt. Der Marquis de Rivière kaufte sie, um sie dem Könige von Frankreich zu schenken, und dieser wies ihr einen Platz im Louvre an. Wie man in Florenz die Perlen der dortigen großen Sammlungen in einem einzigen Zimmer — der Tribuna — vereinigt; wie man in Dresden der Sixtinischen Madonna einen besonderen Raum als Heiligthum der Kunst eingeräumt hat: so hebt sich die Venus von Milo im Louvre zu Paris auch äußerlich ab von ihrer Umgebung, um sie als Krone der dortigen Werke der Plastik allen Augen leuchten zu lassen. Freilich können wir nicht finden, daß der gelblich gewordene Marmor der Statue den Genuß des Anblicks erhöhe; die volle reine Weiße des Marmors macht bei derartigen Gestalten auf uns einen höheren Eindruck von Idealität, als irgend welche Färbung. Als man zwei Jahre nach der Entdeckung des kostbaren Fundes die fehlenden Theile der Figur suchte, fand man noch ein Stück des linken Oberarmes und einer linken Hand, welche einen Apfel umfaßte. Wenn wirklich diese Theile einst zur Statue gehörten, so wäre die Göttin dargestellt, wie sie triumphirend den Apfel des Paris mit der Linken emporhält. Abgesehen davon, daß die Aphrodite gegenüber dem Paris als Preisrichter der Schönheit doch wol völlig nackt zu denken wäre, scheint viel richtiger eine solche Deutung der Situation zu sein, durch welche beiden Armen eine und dieselbe Action zugewiesen wird. Deshalb dachte man sich die Göttin zur Gruppe mit ihrem Gemahl Ares vereinigt, welchem sie den linken Arm über die Schulter lege, während ihre Rechte wie bittend sich zu ihm wende. Auch diese Erklärung ist nicht haltbar, und zwar darum, weil für eine solche Stellung der Körper viel zu wenig in das Profil gerückt ist und die Beugung des Oberkörpers nach rechts unbegreiflich bleibt. Den meisten Beifall findet noch die Annahme, daß die Göttin den Schild des Ares mit beiden Händen vor sich hingehalten habe als ein Zeichen des Triumphes. Indeß scheint auch dieser Weg nicht zum Ziele zu führen, denn es ist doch kaum denkbar, daß ein Künstler der blasen Spielerei wegen die Göttin einen Schild mit Anstrengung vor sich hinhalten läßt. So bleibt es räthselhaft, in welcher Situation die Aphrodite gedacht ist; so lange wir aber darüber keine Gewißheit haben, fehlt uns auch der sichere Maßstab zur Beurtheilung der Composition. Leider ist uns auch der Name des Schöpfers der Venus von Milo verborgen, und es kann deshalb nur als wahrscheinlich angesehen werden, daß wir es mit einem Originalwerk zu thun haben. Die großen, stolzen und doch lebensvollen Formen sowie das Scharfkantige des Gewandes lassen vermuthen, daß die Zeit der Parthenonsculpturen noch nicht lange hinter dem Künstler lag.

Wenn nun schon um der beiden fehlenden Arme willen die Erklärung der Composition fast unüberwindliche Schwierigkeiten bietet, so ist es geradezu als ein Fehler zu bezeichnen,

daß der Oberkörper sich heraushebt aus einer Gewandung, welche ohne irgend greifbares Motiv den Unterkörper verdeckt. Mag man auch das Herabsinken des Gewandes aus der Action der beiden Arme herleiten: es bleibt immer etwas Gezwungenes zurück in der Zumuthung, daß das Kleid der Göttin in dieser kaum glaublichen Weise herabgefallen sein soll. Allerdings erinnert das Ganze lebhaft an das Hervorsprießen einer Blumenkrone aus dem Kelch; aber das in der Natur so schöne und organisch vermittelte Bild hat an einer Statue nothwendig einen Beigeschmack des Erkünstelten. Dieser Mangel wird indeß aufgewogen durch die größten Vorzüge. Die Behandlung des Fleisches an der Venus von Milo ist vielleicht das Vollendetste, was wir in dieser Beziehung aus dem Alterthum besitzen. So nur kann das „in ewiger Jugend blühende" Fleisch gedacht werden, welches Homer der Göttin beilegt. Da ist Fülle ohne Ueppigkeit, Weichheit ohne Glätte. Obwol das Fleisch voll entwickelt ist, fließen doch die einzelnen hervortretenden Muskelpartien sanft ineinander über; naturgemäß treten nur diejenigen Theile etwas hervor, auf welche durch die Haltung der Arme sowie durch das Ruhen auf dem rechten Bein ein Druck geübt wird. Die Nase ist nach dem unteren Ende edel und fein geschnitten; da, wo sie in die Stirn übergeht, zeigt sie eine den hoheitsvollen Augen entsprechende Kraft. Die Linie der Augenbranen ist vollendet schön; das Haar liegt in regelmäßigen einfachen Wellen um den Kopf; die Lippen sind ein wenig geöffnet und nicht ganz so zart wie bei der Venus von Knidos. Der leise Anflug sehnsüchtigen Verlangens, das emporgezogene untere Augenlid, welche der Knidierin eigen sind, fehlen bei der Venus von Milo. Auch zeigt das Antlitz der letzteren ein mehr rundes Oval, während der Knidischen, noch mehr aber der Mediceischen Aphrodite der längliche Gesichtstypus eigen ist. Der eigentliche Schwerpunkt aber des hoheitsvollen Antlitzes ist bei der Venus von Milo das Auge, dessen machtvoller und tiefer Blick sie am meisten als Göttin charakterisirt. Ueberhaupt ist die Venus von Milo derjenigen des Praxiteles an geistigem Ausdruck überlegen. Während letztere als irdisch schönes Weib das Gefühl der Schamhaftigkeit nicht verbergen kann, beweist „die hohe Frau von Milo" (Valentin) durch ihre Gewandung und Haltung, noch mehr aber durch die reine Würde ihrer Züge, daß sie viel zu sehr die Göttin der himmlischen Schönheit ist, um auch nur denken zu können an die Attribute ihres Geschlechts. Nicht die unschuldsvolle Naivetät der kaum erblühten Jungfrau, sondern die vollbewußte Hoheit des Weibes tritt uns in dieser Gestalt entgegen, und zwar so überwältigend, daß ein Gedanke an die weiblichen Reize gar nicht aufkommen kann. Man ist so weit gegangen, in den Zügen der Venus von Mila nicht blos die Göttin, sondern sogar eine gewisse kalte Hoheit sehen zu wollen. Wir können diese Ansicht nicht theilen. Wol überwiegt der Ausdruck der Göttin den des schönen Weibes; aber ein Hauch von Liebe und Liedlichkeit liegt denn doch auch über diesen Zügen, mindestens ungleich mehr als über denjenigen einer Juno oder Minerva. Die holde Anmuth, die süße Weichheit der Knidischen Venus erweckt das Verlangen nach dem Besitz dieses herrlichen Weibes; die Venus von Mila aber ist unnahbar: sie will erobert sein wie eine Brünnhilde.

Die Venus von Medici ist gleichfalls eine Marmorstatue, welche zu Rom im Porticus der Octavia ausgefunden wurde; früher befand sie sich in der Villa Medici zu Rom, seit 1770 gehört sie zu den Kunstschätzen der Florentiner Sammlungen. Kleomenes, der Sohn des Apolladar aus Athen, hat sie verfertigt, ein Künstler, welcher um die Zeit des Augustus gelebt haben mag. Der neben der Göttin ruhende Delphin soll andeuten, daß sie soeben dem Meer entstiegen ist und deshalb keines Gewandes bedarf; als „Schaumgeborne" (Anadyomene) kann sie nicht einmal irgend welche Bekleidung ablegen, wie die Knidierin dies thut. Diese Motivirung der völligen Nacktheit ist ja an und für sich vortrefflich; aber im Anschluß an sie mußte dann die Venus unbedingt als hoheitsvolle Göttin dargestellt werden. Was hat nun der Bildhauer gethan? Er läßt sie den Kopf zur Seite wenden, um zu spähen, ob sie belauscht werde; ja, noch mehr: mit beiden Händen macht sie sehr bezeichnende verdeckende Bewegungen. Während bei der Venus von Knidos die Haltung der rechten Hand noch erträglich ist, wird sie bei der Venus von Medici für ein feineres Gefühl geradezu widerwärtig. Nicht wie eine Göttin, sondern wie eine Kokette affectirt die Mediceische Venus weibliche Scham; sie erkünstelt jene Sorte von Unschuld, welche nur scheinbar verhüllt, nur anfänglich abwehrt, um desto anreizender zu wirken. Während ferner die beiden oben erwähnten Aphroditen über das Maß der gewöhnlichen Frauengröße hinausgehen, ist die Venus von Medici eine zierliche irdische Jungfrau, deren zarte feine Formen den ersten Jahren des Jungfrauenalters angehören. Die Mediceische Venus ist früher weit über Verdienst gepriesen worden. Winckelmann verglich sie mit der Rose, welche nach einem schönen Morgenroth beim Aufgang der Sonne erwacht; Feuerbach sah in ihr die Meeresgöttin, welche eine glückliche Fahrt verheißt und darum die Meeresfläche überschaut. Allerdings zeigt die Statue eine vollendete Technik und weichen Schmelz der Behandlung, aber die ganze Composition trägt zu sehr den Stempel der Effecthascherei und des theatralischen Pathos. Dieses völlig nackte, seiner Reize durchaus bewußte Weib übt einen unendlich feinen sinnlichen Zauber auf den Beschauer aus. Das Haar ist mit einer absichtlich verführerischen Zwanglosigkeit gewunden und legt sich mit affectirter Nachlässigkeit tief über das Ohr. Die unteren Augenlider sind so weit emporgezagen, daß die schmalen Augen in Lüsternheit zu schwimmen und durch ihren feuchten Glanz die sittlich ästhetische Verschwommenheit anzudeuten scheinen, deren charakteristischer Ausdruck eben diese ganze Venus ist. Hierzu stimmt auch das Grübchen im Kinn, welches gerade für den Typus der blos reizenden Schönheit eine angenehme Zugabe ist, aber dem Stil der reinen hehren Kunst nicht entspricht. Daß die Statue im Alterthum vergoldete Haare, Armbänder und Ohrringe getragen, halten wir für nebensächlich; diese Concession des Künstlers an die damalige Mode stört uns heutzutage nicht mehr.

Unter den modernen Meistern ersten Ranges haben sich Canova und Thorwaldsen wieder an die Darstellung der Venus gewagt. Ersterer vereinigt sie mit Ares zur Gruppe, letzterer behandelt sie als Einzelfigur. Wenn man auch sagen muß, daß Canova nur die Formen und den Geist der römischen Nachblüthe antiker Plastik zu wiederholen verstand, so ist doch die genannte Gruppe eine seiner besten Arbeiten. Thorwaldsen's Venus aber überragt nicht blos die seinige, sondern auch diejenigen des Alterthums. Wir wissen, daß wir mit diesem Urtheil bei den specifischen Verehrern der Antike auf entschiedenen Widerspruch stoßen und daß auch die unbefangenen Freunde der christlich-modernen Kunst dasselbe für sehr kühn halten werden. Es sei uns daher gestattet, von vornherein auf Folgendes hinzuweisen, um vor dem Vorwurf subjectiver Liebhaberei geschützt zu sein.

Ein wirkliches Urtheil über Meisterleistungen der Plastik kann man sich nur dann bilden, wenn man die Originale sehen und studiren darf. Der kalte, stumpfe, todte Gipsabguß ist durchaus nicht im Stande, die Feinheiten der Technik und besonders den geistigen aber seelischen Ausdruck wiederzugeben, welche der Künstler allerdings aus dem Marmor herausscheinen lassen kann. Ohne daß wir die Originale in Paris, Florenz und Kopenhagen gesehen, zum Theil wiederholt gesehen hätten, würden wir uns außer Stande fühlen, einen Vergleich anzustellen. Die Meinung, daß der Antike der Vorzug gebühre, haben wir so lange festgehalten, bis wir Thorwaldsen's Venus in der dänischen Hauptstadt mehrmals im Verlauf von fünf Jahren geschaut hatten. Die Dänen

sind sich, wenn wir uns nicht ganz täuschen, des unvergleichlichen Werthes bewußt, welchen die Aphrodite ihres großen Meisters besitzt; bei uns aber dürfte es ziemlich schwierig sein, eine Lanze zu Gunsten Thorwaldsen's zu brechen und Sieger zu bleiben. Der eine Vorzug der Thorwaldsen'schen Schöpfung läßt sich allerdings auch an Abgüssen, der andere aber nur am Original erkennen, und auf dieses müssen wir verweisen. Gehen wir demnach, um zum Ziele zu gelangen, zunächst von einigen geschichtlichen Gesichtspunkten aus.

Wir sind gefaßt auf den Einwurf, daß Thorwaldsen's „Venus mit dem Apfel" keine Originalarbeit sei. Hierauf möchten wir Folgendes erwidern. Auch die berühmte Knidische Aphrodite war keine solche im strengsten Sinne des Worts. Das ganze Volk, die Dichter und die Tradition der Bildhauer hatten dem Praxiteles den Venustypus, bedeutende Meister wie Alkamenes und Agorakritos hatten ihm vorzügliche Darstellungen der Göttin überliefert, zu denen er das Motiv der dem Bade entsteigenden Aphrodite neu erfand. Ebenso hat der Schöpfer der Venus von Milo höchst wahrscheinlich die Knidische gekannt, möglicherweise auch noch andere berühmte Ausführungen des Venustypus. Thorwaldsen hingegen konnte die Venus von Milo noch gar nicht für sich verwerthen, denn diese war noch nicht aufgefunden, als er an der seinigen arbeitete; die Aphrodite aber des Praxiteles konnte er sich weniger reconstruiren als wir, die wir das Original jetzt aus Münzen kennen. Uebrigens liegt denn doch auch zwischen dem Bilde einer kleinen Medaille und der lebensgroßen Ausführung in Marmor noch eine himmelweite Entfernung. Hierzu tritt noch ein anderer Umstand von größtem Gewicht. Thorwaldsen hat, in der Vollkraft seines Schaffens stehend, gerade an die Composition der Venusstatue ein so eingehendes Studium gesetzt, wie außerdem nur noch an die Christusgestalt. Derselbe große Meister, welcher so leicht gearbeitet wie kein anderer, also daß er z. B. die Riesenaufgabe des „Alexanderzuges" in drei Monaten vollendete, hat doch drei Jahre (von 1813 bis Anfang 1816) an dieser seiner Venus gearbeitet, um dem Ideal des weiblichen Körpers möglichst nahe zu kommen. Schon früher, im Jahre 1804, hatte er eine Skizze zur Venus entworfen und 1805 die Arbeit selbst in Angriff genommen. In einem Briefe vom 4. Februar 1809 empfahl er sodann die fertig gewordene Statue sammt einer stehenden Psyche und der Gruppe „Amor und Psyche" der Schloßbaucommission zu Kopenhagen zur Aufstellung im dortigen Schlosse. Als er eine ausweichende Antwort empfing, so trug er dem Fürsten Malthe von Putbus seine Arbeit an. Dieser gab ihm für die Statuen der Venus und des Bacchus, sowie für eine Wiederholung von „Amor und Psyche" 400 Napoleonsd'or. Später führte Thorwaldsen die Statue der Venus noch einmal für den Grafen Woronzoff in halber Größe und endlich noch einmal in natürlicher Größe aus. Mit dieser letzteren haben wir es zu thun; hieraus geht hervor, wie ganz besonders Thorwaldsen gerade für diese Composition ausgerüstet war. Schließlich oder betonen wir noch nachdrücklich, daß Thorwaldsen's Stärke gerade auf diesem Gebiete lag. Abgesehen von seiner unerreichten Vollendung des reinen griechischen Reliefstiles, vermochte er wie kein Anderer ideal gehaltene Frauengestalten der antiken Mythologie darzustellen. Für das Leidenschaftliche, ohnehin der Plastik ferner Liegende, war er weniger geeignet; ebenso erreicht er in geschichtlichen Vorwürfen nicht die scharfe Charakteristik, deren Rauch und Rietschel fähig waren. Die ruhige Anmuth, die Unnahbarkeit eines reinen Weibes hat er aber in seinen drei Grazien, seiner Psyche, Venus und Hebe vollendet dargestellt, ohne hierbei in die Sphäre der hoheitsvollen Göttin hineinzugerathen, in welche die Venus von Milo gehört. Die Venus lag seiner künstlerischen Eigenthümlichkeit so nahe, wie nur wenig andere Gestalten; es fragt sich daher, in welchen Zügen er die beiden besten Aphroditen des Alterthums übertroffen habe. — Thorwaldsen hat erstens die Fehler in der Composition vermieden, welche wir oben an jenen hervorgehoben haben. Er läßt die Venus mit der linken Hand ihr Gewand auf einen Baumstamm niederlegen und mit der Rechten den von Paris ihr geschenkten Apfel betrachten: sie ist offenbar freudig bewegt über den ihr zu Theil gewordenen Siegespreis. Hierdurch vermeidet der Künstler auf die natürlichste Weise die bedeckende Haltung der rechten Hand, welche an der Aphrodite von Knidos vom höchsten Standpunkte aus immer ein Fehler bleibt. Mag das Gefühl und die demselben entstammende Bewegung der Knidischen Venus an sich natürlich sein: die Plastik darf doch nicht in ihren höchsten Leistungen das Auge unzähliger Beschauer unwillkürlich auf einen Punkt lenken, welcher für die bildende Kunst niemals vorhanden sein soll. Wir wissen sehr wohl, daß in der Skulptur und Malerei der christlichen Welt die von uns beanstandete Haltung der einen oder beiden Hände sich wiederholt findet. (Z. B. an der Eva des Brüggemonn'schen Altars in Schleswig, an der Eva des van Eyk'schen Altarwerkes von Sct. Bavo zu Gent, in der Scene „Vertreibung aus dem Paradies" von Masaccio in der Brancacci-Kapelle zu Florenz, in der Venus Anadyomene des Sandro Botticelli in den Ufficien daselbst, auf den Evagestalten des A. Dürer, L. Cranach u. A.) Auf Gemälden ziehen wir immer noch eine Verhüllung durch Gewandung oder Gliederstellung einer solchen durch die Hände vor; hierbei lassen wir der Malerei ein solches Recht aus einem Grunde, welcher sich selbst der Andeutung entzieht. Der Plastik aber können wir jenes Zugeständniß nicht machen, weil sie nicht den vollen Schein des wirklichen Lebens, sondern nur das Wesen der Gestalt als solcher wiedergeben soll.

Die zweite Eigenthümlichkeit der Thorwaldsen'schen Venus liegt im Gesichtsausdruck. Mögen auch die Ansichten über das, was im Kopf der Venus von Knidos und in dem der Venus von Milo sich ausspricht, auseinandergehen: darin sind sie doch alle einig, daß in der ersteren mehr das schöne Weib, in der anderen aber mehr die Göttin der Schönheit erscheint. Nun denn! Die Venus von Thorwaldsen zeigt in ihrem Antlitz die vollendete Vermählung von Göttin und Weib, sie ist die höhere Einheit jener beiden kostbarsten Aphroditebilder des Alterthums. Hoheit und Anmuth, Schönheit und Sinnigkeit, Unnahbarkeit und hingebende Liebe in wundervoller Harmonie verklären diese Züge. Bei der Venus von Milo soll nur die Hoheit der Göttin geschaut und auch der leiseste Zug von irdischem Liebesverlangen fern gehalten werden; aber dieses Gefühl wird noch künstlich gesteigert durch die erzwungene, unmotivirte Gewandung, welche den untern Theil des Körpers bedeckt. Bei der Venus von Thorwaldsen wird dieselbe Wirkung ohne jenes zu weit hergeholte Mittel erreicht; sie steht da ohne irgend welche Hülle und doch beherrscht das Antlitz so sehr die ganze Figur, daß dadurch wie von selbst die Betrachtung der übrigen Körperreize in die ihr gebührenden Schranken gewiesen wird. Es ist bei dieser Venus wie bei den drei Grazien desselben Meisters: sie alle wissen gar nicht, daß sie nackt sind. Dennoch stellen wir die „Venus mit dem Apfel" hinsichtlich des Gesichtsausdruckes noch über die drei Grazien von Thorwaldsen und die technisch so wundervolle „Ariadne auf dem Panther" von Dannecker. Die Züge der letzteren athmen die ganze Strenge der classischen Formenschönheit, aber die Venus von Thorwaldsen ist gesättigt mit antikem und germanischem Geiste zugleich. So behaupten wir denn nicht, daß Thorwaldsen's Venus das Ideal der weiblichen Schönheit überhaupt verkörpere, wol aber, daß sie die Vollendung des Venustypus sei. Wir wiederholen: das Köstlichste an solch einem Kunstwerk will vom Original abgelesen sein. Dieses athmet den Geist des Unsterblichen, dort an derselben Stätte, wo dessen irdisches Theil in Staub zerfällt. Auf jenes einfache Grab legen wir auch diese Skizze als Zoll unserer Bewunderung und Dankbarkeit

Malta.

Malta ist nur ein Fels; aber es giebt große Staaten, welche eine so reiche Geschichte nicht haben, und neue Erlebnisse stehen ihm vielleicht bevor; denn keiner der großen Oceane der Welt kann in Bezug auf historische Bedeutung in Vergangenheit und Zukunft mit dem räumlich enger begrenzten Mittelmeer oerglichen werden. Seit der Ansiedelung der Phönizier auf dieser Insel bis auf den Tag, da sie britisches Eigenthum wurde, welcher Wechsel, welche Umwälzungen! Im Alterthum machte Griechenland daraus eine Colonie, Karthago eine Eroberung, Rom eine Municipalstadt. Nach dem Untergang des weström̈ischen Kaiserthums unterjochten es abwechselnd die Gothen, die Sarazenen, die Normannen, die Sueven. Später theilte es das Schicksal des Hauses Arragonien, und nachdem es in die Gewalt Karl's von Anjou gerathen war, sah man es wieder in den Besitz der Erben Conradin's und dann ohne Kampf, infolge einer freiwilligen Abtretung, in die Hände der Johanniter fallen. Dann vertrieben nach und nach aus Jerusalem, Cypern, Rhodos, wußte der Orden nicht, wo er seine zerstreuten Trümmer sammeln sollte, als Kaiser Karl V., von so großem und edlem Mißgeschick gerührt, ihm einen Wohnsitz auf diesem Fels anbot unter der Bedingung, Tripolis zu beobachten und gegen die Barbareskenstaaten zu kämpfen. Aus dieser Epoche stammen die glorreichsten Erinnerungen Maltas. Die Geschichte der Belagerung, welche La Valette und seine Kampfgenossen ausgehalten haben, ja die rauhen Tumulte geschichtlicher Hergänge überhaupt, haben den Sagenklang von der Liebe der Kalypso übertönt, deren Aufenthalt die Dichter auf diese imposanten Klippen verlegt hatten.

Die maltesische Bevölkerung mußte, so vielen Invasionen ausgesetzt, ihre ursprüngliche Physiognomie verlieren und viele Züge von ihren Eroberern annehmen. In Kostüm, Sitten und Sprache zeigen die Bewohner eine Mischung des Italienischen, Spanischen und Arabischen, doch wer ihnen am wenigsten gleicht, das sind ihre gegenwärtigen Herren, die Engländer. — „Der kalte und schweigende Midshipman, der Lieutenant mit Lilien und Rosen im Gesicht wie eine junge Miß, der Corporal in seiner engen rothen Jacke bilden einen wunderlichen Contrast zu dieser halbentblößten und lärmend sich tummelnden Bewohnerschaft mit dem lebhaften Auge und dem sonnenverbrannten Teint, die sich drängt und stößt auf den Straßen, Plätzen und im Hafen." Alle Reiseberichte sind in dieser Beziehung gleichlautend; England liegt in Garnison auf Malta, dies ist Alles; es hat daselbst Soldaten, weiter nichts. Etwas anderes wollte die englische Politik auch gewiß nicht. Man hat in Malta einen bewundernswürdigen militärischen Posten gesehen, der das mittelländische Meer nahezu ganz beherrscht und in dieser Hinsicht sind alle Erwartungen auch befriedigt worden. Aus dem Fels, den Karl V. den Johannitern gab, haben diese eine der ersten Citadellen der Welt gemacht und wenn Bonaparte sie im Vorbeigehen genommen hat, so geschah es, weil er, wie einst der brave Casarelli sagte, Jemand dort hatte, der ihm die Thore öffnete. Wälle erheben sich über Wälle, Basteien über Basteien; von allen Seiten drohen Forts, deren Feuer sich kreuzen. „Es giebt nicht einen Stein," — sagte ein Reisender schon in den vierziger Jahren — „der nicht eine Kanone trägt." Angesichts der höchst vollkommenen Geschosse unserer Tage ist zwar das Prädicat der Unüberwindlichkeit schon manchem Festungspunkte entrissen worden, aber die Eroberung Maltas als eines Felsens, als einer Insel mit großen Magazinen, dürfte wol in der That mehr Opfer kosten, als sein Besitz vielleicht werth sein mag.

Die Festungswerke in ihrer großen Ausdehnung bilden eine Stadt für sich, die ihre Viertel, Straßen und Einwohner enthält, und wenn man diese verläßt, gelangt man in die eigentliche Bürgerstadt Lavalette. Hat der Reisende vorher bewundert, was die einstigen Besitzer von Malta gethan haben, um ihren Wohnort zu befestigen, so sieht er nun, wie sie auch bemüht waren, ihn durch die Bürgerstadt zu verschönern. Sie haben die Kunst verstanden, auf einem kegelförmigen Berge eine geräumige Stadt mit Straßen zu erbauen, an deren geraden und regelmäßigen Fronten Häuser und Villen sich erheben, deren Bauart der Mehrzahl nach an Rom und Florenz, zum geringeren Theil aber an Konstantinopel erinnern, ja, einige dieser Villen sind in den Fels eingehöhlt und ziehen sich unter einer Wölbung hin, von welcher aus man fast stets das Meer überblicken kann. Neben der weitberühmten Johanneskirche und dem Hause des Großmeisters fallen dem Fremden am meisten die Herbergen auf, umfangreiche Paläste, die an der Hauptfront noch Trümmer von Wappen zeigen und so an ihre ehemalige Bestimmung erinnern. Jede der sieben Sprachen unterhielt nämlich auf Malta ein Gasthaus, wo alle Geistliche, sowie Ritter und dienenden Brüder den Mittagstisch einnehmen durften. Aus dem Schatz des Ordens empfing der Wirth Naturallieferungen oder Geld; um ihn aber für Fälle, in denen dieser Ersatz nicht ausreichte, schadlos zu halten, bekam er die erste vacant gewordene Stelle seiner Zunge. Die Polizei in diesen Hôtels war streng. Berauschung wurde mit siebentägigem Fasten und mit Geißelung, Mißhandlungen der Dienerschaft mit vierzehntägigem Fasten, beim zweiten Male mit zweimonatlicher Einkerkerung im Thurm, beim dritten Mal mit Verlust zweier Jahre an der Anciennetät, und fand Blutvergießen dabei statt, noch viel härter bestraft. In den letzten Zeiten aber wurden diese Gesetze wol nicht besser beachtet wie jene gegen das Concubinat, so daß die Zügellosigkeit kurz vor dem Verfall alles Maß überschritt.

Der Anblick des Hauses Paradisi, in welchem der General Bonaparte im Jahre 1798 wohnte, ruft uns das traurige Ende des Malteserordens zurück. Von Außen ist das Haus fast unbedeutend; der Sieger versagte sich also den stolzen Genuß, im Palast des Großmeisters Quartier zu nehmen. Der Parteigeist hat, wol mit Unrecht, nicht unterlassen, Bonaparte die Art der Einnahme, welche die Capitulation oom 11. Juni und die Auflösung des Ordens herbeiführte, zum Vorwurf zu machen und sein Verfahren als perfid und unpolitisch darzustellen; namentlich hat ein gewesener Oberst, der seine Uniform mit einem Trappistengewand vertauschte, sich zum Anwalt dieser Beschuldigungen aufgeworfen. Es ist der Pater Géramb, der über Verrath und Treulosigkeit klagte, weil der französische General, als er seiner Flotte die Landung in den Häfen und die Mittel zur Verproviantirung verweigert sah, seine Truppen ausschiffen ließ und die Einverständnisse, die er auf dem Platze unterhielt, sowie die für ihn vorhandenen Sympathien zum Vortheil seines Landes benutzte und sich der Insel bemächtigte. Im Gegentheil würde Napoleon einen großen Fehler begangen haben, wenn er, auf seiner Expedition nach Aegypten begriffen, jenes mächtige Arsenal in seinem Rücken gelassen und den Engländern, die sich weniger gewissenhaft gezeigt hätten, als Beute preisgegeben hätte. Die Engländer hätten damals dort genügende Waffen zur Befriedigung ihrer Rache gefunden. Seine That bestand also darin, seinen Gegnern um einige Tage zuvorzukommen.

Der Johanniterorden hat sein Ziel gehabt; er wurde gegenstandslos von dem Tage an, da der Islam aufhörte, Europa gefährlich zu sein. Die Ritter selbst scheinen dies erkannt zu haben, da der größte Theil seinen Posten verließ und Söldlingen die Obhut anvertraute, um an den Höfen von Frankreich, Deutschland und Italien seine Tage zu verleben. Daß diese Gesellschaft vor der französischen Occupation bereits ihrer Auflösung nahe war, ergiebt sich daraus, daß sich kaum ein Schein von Widerstand auf den Wällen zeigte,

Digitized by Google

an welchen doch einst alle Anstrengungen Soliman's gescheitert waren. Anstatt das Beispiel seiner Vorgänger nachzuahmen, gab der Baron von Hompesch zuerst das Zeichen zum Rückzuge und aus den Forts wurde das feindliche Feuer nicht erwidert. Nur die Insel Gozzo unter dem Commandanten de Mesgrigny leistete Gegenwehr. Frankreich wußte das Leichterworbene nicht zu behaupten. Schon nach zwei Jahren sah sich General Vaubois nach einer langen und strengen Blokade gezwungen, den Engländern die Insel zu überlassen, nach der sie so lange gelüstet und in deren ungestörtem Besitz sie seither geblieben sind.

Der Herzog von Wellington behauptete, man müsse auf Malta ebenso strenge Manneszucht halten wie auf dem Verdeck eines Schiffes und so ließ man denn auch im Anfang das Colonial-System mit aller Strenge walten und vor erst nach vielen Jahrzehnten zu bewegen, dem Volksgeiste der maltesischen Bevölkerung einige Zugeständnisse zu machen. Ungeachtet der Summen, welche England daselbst auf die Unterhaltung einer bedeutenden Seemacht und Landmacht verwendet, ist das Elend im Volke sehr groß und dem Reisenden durch das Zuströmen von Bettlern erkennbor; ein auffallender Gegensotz zu den prachtvollen Palästen, die sich von allen Seiten erheben und von einstiger Größe zeugen. Die Unkeuschheit trägt dort einen traurigeren Charakter als irgendwo, denn sie ist eine von den Formen der Dürftigkeit; die blassen Gesichter und welken Züge der Mädchen sprechen für ihre Entbehrungen. Mitten in diesem Elend aber fehlt es nicht an Gelegenheit zum Genuß, ja etwas Fröhlicheres und Belebteres ist nicht denkbar, als Lavalette zur Abendzeit. Die Bevölkerung hat sich in die Straßen ergossen, Kaffeehäuser, Kaufläden und Schenken hallen wieder von dem Jubel der Matrosen aus allen Nationen, Musikbanden ziehen umher und locken zierliche Frauen an die Fenster und Balcone. Von der Seeseite her ist dos Gemälde noch reizender. Während der ganzen Nacht sind die Häfen von tausenden von Barken durchkreuzt, die Fonale an ihren Vordertheilen ausgesteckt haben. Dies bringt eine zouberische Wirkung hervor und läßt vergessen, daß ein guter Theil der Bewohner von Malta am Tage wenig gegessen hat.

Den Hauptanziehungspunkt für gebildete Reisende bietet aber die St. Johanneskirche. Sie ist von Außen zwar schön und regelmäßig, im Stil der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gebaut, aber sonst nicht bewundernswürdig; dagegen aber muß man im Innern die Augen schließen, um nicht geblendet zu werden von dem Glanze der Vergoldung, der zahllosen Wappen, der Frescogemälde, der Mosaikbilder, der herrlichen Sculpturen an den Gradgewölben. Die ganze Kirche und die Seitenkapellen sind mit Leichensteinen gepflastert, auf welche die Namen der Ritter aller Notionen — aller Zungen, um es in der Ordenssprache zu sagen — eingegraben sind, die überdies zu den sonderbarsten Zusammenstellungen Anlaß geben: Miradeau neben einen Montmorency! — Jede „Zunge" hat ihre Kapelle und ist bemüht gewesen, sie zu schmücken. Tiefer einwärts zeigt sich die Gruft der Großmeister: „Ich bin da hinabgestiegen" — schreibt ein Franzose — „beim Schein der Fackeln und es schien mir, als ich mich den ruhenden Bildsäulen der Villiers de Isle-Adam und der La Valette näherte, als ob ihre stolzen Herzen noch unter dem Metall schlügen." Die Tage sind noch nicht sehr fern hinter unserer Zeit als die Reisenden zuweilen einen alten blinden Ritter, auf den Arm eines jungen Seminaristen gestützt in die Halle treten sahen. Er war schwarz gekleidet und trug ein weißes Kreuz auf der Brust. Nach einem kurzen Gebet vor dem Altar ließ er sich in einen Chorstuhl nieder und verfiel in einen tiefen Schlaf. Ernste Empfindungen erwecken der morsche Rest einer einst prächtigen Eiche, eine Ruine, ein Lied aus alter Zeit; die Trogik des Eindrucks aber, den die Erscheinung dieses schlummernden Greises an diesem Punkte der Erde hervorrief, hotte etwas Peinliches. Warum auch war er am 11 Juni 1798 nicht auf einem Wall seines Montserats gefallen?

Die Meereswellen und die Wogen der Geschichte schlagen an diesen Fels.

W. Bernhardin.

Bücherbesprechungen.

— Deutsche Litteraturgeschichte von Dr. Paul Möbius, Oberschulrath. 6. vervollständigte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. — Wenn ein Werk bereits die sechste Auflage erlebt hat, so spricht dos eigentlich schon für sich selbst und da die bisherigen Auflagen vorstehenden Werkes bereits in diesen Blättern gebührend gewürdigt worden sind, so können wir diesmal einfach kurz den Erfolg bestätigen, indem es diesem Katechismus der deutschen Literoturgeschichte gelungen ist, sich in weitesten Kreisen einzubürgern und nicht nur in den Schulen, sondern auch bei den Erwachsenen unseres Volkes Eingang zu finden. Auf circa 200 Seiten wird hier bei einem äußerst billigen Preise in sorgfältiger Bearbeitung eine solche Fülle des Materials geboten, wie sie auf so beschränktem Raume sich selten finden wird; denn nicht nur, daß mit wenigen Ausnahmen die ganze deutsche Schriftstellerwelt (im weitesten Sinne des Wortes) uns hier vorgeführt wird, auch die Quellen-Literotur ist in aller Kürze, doch ausreichend vertreten, und sachliche Ausstellungen dürften nur sehr wenige an dieser Literoturgeschichte zu machen sein. Daß ein solcher Literaturgeschichtsabriß indeß nicht ganz fehlerfrei sein kann, liegt auf der Hand, und namentlich ließen selbst bei größter Gewissenhoftigkeit des Herausgebers und des Correctors sich eine Reihe Zahlenfehler kaum vermeiden. Wenn ich daher im Nachstehenden eine Anzahl nothwendiger Ergänzungen und Berichtigungen aufzähle, so darf ich mich gewiß nicht nur des Dankes aller Köufer dieses sehr empfehlenswerthen Buches, sondern auch des der Verlagshandlung und des Verfassers selbst gewiß halten; mog von den Käufern jeder das Betreffende in seinem Exemplar berichtigen, wobei übrigens bemerkt sein soll, daß auch mir, so genau ich das Ganze controlirt habe, immerhin noch das eine oder andere entgangen sein kann; die neueste Literatur zumal anlongend, fehlt es ja ohnedies noch an dem nöthigen Material, um eine solche Controle auch nur annähernd genau zu üben. Hinsichtlich des Nibelungenliedes reicht die angezogene Literatur nur bis in die 70er Jahre unseres Jahrhunderts, nachzutragen dürfte hier noch sein Dr. J. A Griesmann's „Einführung in das Nibelungenlied und die Gudrun. Leipzig 1880". Nicht erwähnt finde ich ferner Adalbert Schröter's meisterhafte Nachdichtungen des Walther v. der Vogelweide ꝛc. Heinrich v. Meissen's (Frauenlob's) Todesjahr ist 1317 (in Klammern mit Fragezeichen 1818 angegeben), nach Karl Bartsch, Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrh., aber ist der Dichter am 29. Nov. 1318 gestorben. Seite 41 schreibt Möbius den von mir und vorher von Watterich und von Schlüter-Mosler übersetzten Lobgesang auf die Jungfrau Maria noch dem Gottfried von Straßburg zu, obwol Fr. Pfeiffer längst überzeugend nachgewiesen hat, daß diese Ansicht unhaltbar ist. Geiler v. Kaisersberg ist nach Goedeke und anderen nicht 1450, sondern schon 1445 geboren, Georg Rudolf Weckherlin lebte nach derselben Quelle nicht von 1585—1650, sondern von 1584—1651. Zu den Acten des Palmenordens oder der Fruchtbringenden Gesellschaft wären noch zwei längere Aufsätze aus Hoffmann v. Fallersleben „Fündlingen", 1859 „Briefe aus dem Erzschrein der Fruchtbringenden Gesellschaft" (im Weimarischen Hauptstootsarchive) und Heinze „über die Fruchtbringende Gesellschaft" anzuführen gewesen. Friedrich v. Spee muß nach

den bisher bekannten Quellen 1591 oder 92 (nicht aber erst 1595) geboren sein. Der geistliche Liederdichter Ernst Christoph Homburg (1607—81), der Verfasser des Liedes „Jesu, meines Lebens Leben" ist vergessen worden. Der Zittauer Rector Christian Weise starb nicht 1603, sondern 1608, erstere Zahl bei Möbius jedenfalls Schreib- oder Druckfehler, ebenso wie der Name Laurenberg statt Lauremberg. Gottsched ist nicht 1705, sondern nachweislich schon 1700 geboren, 1723 warb er bereits Magister. Die Neuberin ist laut Geburtsschein nicht 1692, sondern erst 1697 geboren, Ewald Christian v. Kleist (noch Körte) nicht 1705, sondern 1715. Cronegk starb 1758 (nicht 1785). Heinze's Geburtsjahr ist nicht 1746, sondern 1749. Bei Goethe ist die wichtige Schrift Robert Keil's „Vor 100 Jahren", des Dichters Tagebuch enthaltend, bei Schiller Paul Trömel's „Schillerbibliothek" und die interessante Bühnenbearbeitung der „Räuber" als Trauerspiel (1782) übersehen worden. Das Geburtsjahr H. Josef v. Collin's ist nicht 1771, sondern 1772, das Todesjahr Joh. Christ. Adelung's nicht 1809, sondern schon 1806 u. dgl. Doch sind dieser Ergänzungen und Berichtigungen angesichts des gewaltigen Stoffes, der hier zusammengedrängt und mit großer Geschicklichkeit und sehr übersichtlich und gewissenhaft verarbeitet worden ist, so wenige, daß man ein besonderes Gewicht darauf nicht legen darf und daß gleichwol die Literaturgeschichte als einer der sichersten und billigsten Führer dieser Art jedem Literaturfreund die besten Dienste zu leisten geeignet ist. Die Ausstattung des Buches ist elegant. Karl Siegen.

— Vor mir liegt das erste Heft eines neuen Unternehmens der Verlagshandlung Spemann in Stuttgart welcher das Publicum bereits die auch in diesen Spalten wiederholt besprochene Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" verdankt, betitelt: „Deutsche National-Literatur. Historisch kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner" (Preis der Lieferung 50 ₰), welches Unternehmen mir der Aufmerksamkeit des Publicums werth zu sein scheint. Es tauchen derartige literarische Collectiv-Unternehmungen ja oft genug auf, um womöglich bald wieder zu verschwinden, so daß der Literaturfreund solch erstes Heft stets mit einem gewissen Mißtrauen zu betrachten gewohnt ist: hier bei der „Deutschen National-Literatur" schwindet das Mißtrauen, sobald man sich mit dem Plane des Unternehmens näher bekannt gemacht hat. Dasselbe ist für das große Publicum berechnet und soll bei einer Ausgabe von 1—2 Lieferungen wöchentlich (à 50 ₰) in 3—4 Jahren vollendet vorliegen. Das Werk umfaßt in Einleitungen und Originalwerken die gesammte deutsche Literatur von den frühesten Anfängen derselben bis auf unsere Tage und soll sein, wie es in der Ankündigung heißt, „die innige Vereinigung von literarischen Werken und kritischem Material, planvoll ausgedehnt nicht auf ein Werk, nicht auf eine Epoche der Zeit oder der geistigen Strömung, sondern auf die Gesammtheit der deutschen Literatur". In wieweit das Material, das in sieben Epochen (bis 1100, 1100—1300, 1300—1500, 1500—1624, 1624—1750, 1750—1805, seit 1805) eingetheilt ist, vollständig vorliegen wird, in wieweit ein älteres Schriftwerk einer allgemeinverständlichen Modernisirung (Uebersetzung oder Bearbeitung) unterzogen werden soll, bleibt noch abzuwarten. Für das Mittelalter, für die Dichter des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts lag solch eine Collection ja bisher schon vor: auch die sogenannte Hempel'sche Nationalbibliothek gab die Schriftsteller und Poeten des vorigen und dieses Jahrhunderts in einer Sammlung heraus: aber in dieser Vollständigkeit existirte eine „Deutsche National-Literatur" bisher noch nicht. In dieser Vollständigkeit liegt der eigentliche Werth, die eigentliche Bedeutung dieser Kürschner'schen Ausgaben. Denn diesem, dem Herausgeber Prof. Joseph Kürschner in Stuttgart, gebührt die Anerkennung, die Idee zu dem Unternehmen gefaßt und realisirt zu haben. Selbst als Herausgeber neben seinen Mitarbeitern thätig, wird er dem Werk noch zwei werthvolle Anhänge hinzufügen: Einen Grundriß der deutschen Literaturgeschichte mit vergleichenden Tabellen und ein Register in lexikalischer Form zu sämmtlichen Bänden der Deutschen National-Literatur. 36 Mitarbeiter des Unternehmens sind auf dem Titelblatt des ersten Heftes genannt, sämmtlich Fachmänner guten Namens; es seien davon genannt: Dr. Arnold, Dr. Gustav Balke, Prof. Dr. Karl Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Dr. F. Bobertag, Dr. Robert Boxberger, Dr. Wilhelm Creizenach, Prof. Dr. Heinrich Düntzer, Prof. Dr. Ludwig Geiger, Frhr. v. Liliencron, Dr. P. Nerrlich, Dr. Heinrich Pröhle, Prof. Dr. K. Schröer, Prof. Dr. Adolf Stern, Dr. Theophil Zolling. Das erste Heft enthält Goethe's Faust bis zur Schülerscene, eingeleitet durch Heinrich Düntzer, das zweite soll den Simplicissimus von Grimmelshausen, edirt von F. Bobertag, bringen. Daß die Verlagshandlung auf künstlerischen Schmuck und feine Ausstattung Werth legt, konnte bereits bei der Besprechung von „Vom Fels zum Meer" betont werden. Dem ersten Heft sind zwei künstlerische Beilagen angefügt: ein Autograph aus dem Faustmanuscript der kgl. Bibliothek zu Berlin und eine Nachbildung einer Handzeichnung Goethe's aus dem Jahre 1806, eine felsige Landschaft mit Fluß und Ruine darstellend. In nicht uninteressanter Weise werden die drei leeren Umschlagseiten des Heftes zu einer Art Zeitschrift benutzt, genannt: „Signale aus der literarischen Welt", Neuigkeiten vom Büchermarkt, vom Theater, Personalien u. a. m. dringend; sie sollen mit jedem Hefte erneuert und fortgesetzt werden. Inwieweit sich das deutsche Publicum abonnirend an dem neuen Unternehmen betheiligen wird, ist natürlich schwer vorauszusagen: gewünscht im allseitigen Interesse kann eine zahlreiche Betheiligung nur werden. Das Werk ist solche werth. Zweck des vorstehenden Hinweises auf die „Deutsche National-Literatur" war, diese Betheiligung noch besten Kräften zu fördern.

Julius Rissert.

Fr. Von den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" ist neuerdings Heft 7 und 8 des siebenten Bandes erschienen und damit dieser selbst zum Abschluß gekommen. Heft 7 bringt eine gediegene Abhandlung von Fr. Reiff über „das Gewissen". Die Wahrnehmung, daß man kaum in irgend einer Zeit so viel vom „Gewissen" gesprochen, wie heute, daß unser Zeitalter recht eigentlich die „Aera der Gewissensfreiheit" ist u. s. w. legt die Frage nahe, ob wir denn wirklich in dem Gewissen die hauptsächlichste der bewegenden Mächte unserer Zeit zu erkennen haben? Es scheint nicht so. Verf. lehrt, daß man zweierlei Zeiten zu unterscheiden habe, in denen man das Gewissen hauptsächlich im Munde führt. Die einen sind Perioden, wie die Reformationszeit, wo das Gewissen mit seinen heiligen Interessen wirklich eine weltbewegende Macht war, wo die Angst um die Ewigkeit mit alles überwältigender Energie sich auf den Glauben warf und dem entsprechend wirkte. Die anderen sind dagegen jene Perioden, in welchen der alte Glaube, die Zeit des latenten, aber um so kräftiger wirkenden Gewissens, im Dahinsinken begriffen ist und der Mensch, statt auf dessen bindende Macht, vielmehr auf das sich beruft, was ihm innerlich an verpflichtender Norm noch geblieben ist. Hier ist das Gewissen nur ein Surrogat und die Berufung auf dasselbe im Grunde genommen nur die erste Etappe, um unter dem Schein, eine bessere Autorität aufzurichten, vielmehr von aller Autorität sich los zu machen. Es scheint, daß die Gegenwart dieser letzteren Periode angehört. Doppelt nothwendig wäre es dann, das rechte Gewissen im Volke wieder zu wecken und zu stärken. Von dieser Voraussetzung aus hat Reiff mit großem Ernst und eindringlich über das Gewissen geschrieben und zwar so, daß er 1) das Wesen des Gewissens, 2) das Gewissen und die Sünde, 3) das Gewissen und die Gnade, 4) das Gewissen

im praktischen Leben und 5) die Pflege und Erziehung des Gewissens behandelt. — Im 8. Hefte stellt Ludw. Kelber in interessanter, geistvoller Weise Erörterungen an über Möglichkeit und Zulässigkeit einer „dramatischen Darstellung des Lebens Jesu". Die Frage ist uralt. Das Mittelalter hat sie bejaht und demnächst in den sogenannten Passionsspielen und Mysterien Christus auf die Bühne gebracht. Neuere, darunter Angehörige der verschiedensten kirchlichen Richtungen, Hase, Rothe, Nitzsch, neuerdings Mortensen, haben sie verneint. Wie uns scheint, mit Recht. Kelber kommt insofern zu einem anderen Resultat, als er unter gewissen Voraussetzungen die dramatische Darstellung des Lebens Jesu nicht blos zulässig findet, sondern geradezu fordert oder doch erwartet. Aber freilich die Voraussetzungen sind solche, daß auch so die theatralische Aufführung einer Tragödie Christus praktisch fast unmöglich scheint, oder wie Kelber selber sagt, „auf unbestimmte Zeit, etwa auf das 1000jährige Reich als einer Periode der Versöhnung zwischen Cultur und Christenthum oder doch dessen Vorstufen" zu vertagen ist. Heft 8 bildet, wie gesagt, den Schluß des VII. Bandes der Zeitfragen. Der neue VIII. Band wird zunächst eine Abhandlung des bekannten und gefeierten Novellisten Victor v. Strauß und Torney über „Das unbewußt Weissagende im vorchristlichen Heidenthum" bringen. Möge dem schönen Unternehmen die Gunst des Publicums in immer reicherem Maße sich zuwenden, es verdient dieselbe im höchsten Grade.

** Das zweite Heft des 3. Bandes des Neuen Archives für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde (Dresden, Wilhelm Baensch) bringt an größeren Aufsätzen und Abhandlungen „Das Landeswappen der Oberlausitz, von Prof. Dr. Knothe in Dresden — dasselbe stimmt, wie der Verfasser nachweist und historisch klärt, mit dem Bautzner Stadtwappen fast allenthalben überein —, „Das Freiberger Bergrecht", vom Bergdirector W. Herrmann in Dresden und dem Herausgeber — Untersuchung über den Ursprung dieses demnächst im Codex diplomaticus Saxoniae regiae in einer neuen Ausgabe zu veröffentlichenden Codex des Bergrechtes, und über dessen Verhältniß zum sogen. Iglauer Bergrechte — und „Ein Bericht über das Armen- und Zuchthaus zu Waldheim (im Jahre 1716 eröffnet) aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts". Mitgetheilt von Dr. Bruno Stübel, Bibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Leipzig; besonders interessirt hat uns in dem Letzteren die nach den mitgetheilten Auszügen ganz sachgemäße und vortreffliche Hausordnung, die für die Insassen der Anstalt im Jahre 1739 erlassen worden ist.

—ψ—. Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig. 1881. Nebst dem einundzwanzigsten Jahresberichte des Vereins und drei Karten. Leipzig, Duncker & Humblot 1882. (187 S.; 8°.) — Während der „Verein für Erdkunde" hier in seinen Versammlungen, welche allmonatlich in der Winterzeit abgehalten werden, vornehmlich bestrebt ist, die geographischen Wissenschaften im weitesten Umfange den größeren Kreisen der Gebildeten zu vermitteln, verfolgt er in seinen „Mittheilungen" streng wissenschaftlichere Zwecke. Das neueste, soeben erschienene Heft, das einundzwanzigste seit dem Bestehen des Vereins, legt dafür Zeugniß ab. Der Inhalt ist ein so reicher, daß wir unmöglich auf denselben hier näher eingehen können, nur erwähnen wollen wir, daß derselbe einen sehr interessanten Artikel über chinesische Quellen zur Geographie von Kuangtung, mit besonderer Berücksichtigung der Halbinsel Leichau von Dr. Fr. Hirth enthält, welcher durch seine Stellung als Inspector of Chinese Maritime Customs Gelegenheit gehabt hat, die Originalquellen benutzen zu können. Noch enthält das Heft einen Aufsatz von Dr. A. v. Danckelman: „Wesen, Aufgabe und Ziele der modernen Meteorologie", ferner von dem Privatdocenten an unserer Universität, Dr. F. G. Hahn, eine Abhandlung: „Zur Geschichte der Grenze zwischen Europa und Asien", sowie von der Direction der Leipziger Sternwarte die Resultate der meteorologischen Beobachtungen in Leipzig im Jahre 1881, worauf der einundzwanzigste Jahresbericht folgt. Nach demselben begann das Jahr 1881 mit einem Bestand von 426 ordentlichen und 10 Ehrenmitgliedern. Durch die im Lauf des Jahres erfolgten 34 Neuaufnahmen erhöhte sich die Zahl der ersteren auf 460, während die Zahl der außerordentlichen Mitglieder durch Ernennung von 8 Ehren- und 6 correspondirenden Mitgliedern auf 24 gebracht wurde; dagegen schieden durch Abmeldung, Wegzug und Tod 29 ordentliche und 1 Ehrenmitglied aus. Ganz besonders hat es sich der Vorstand angelegen sein lassen, für gehaltvolle Vorträge und für Erweiterung, Vermehrung und Vervollständigung der Bibliothek zu sorgen. Auch gewährte der Verein aus der „Carl Ritterstiftung" namhafte Unterstützungen an Reisende und an die „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland".

—ψ—. Humboldt. Monatsschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Herausgegeben von Dr. G. Krebs. Januar bis Juni 1882. 1. Jahrgang, 1. Halbband. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke. — Obgleich an naturwissenschaftlichen Zeitschriften, welche nicht nur für den Fachmann, sondern auch für weitere Kreise berechnet sind, kein Mangel ist, so muß doch die vorstehend erwähnte Monatsschrift willkommen geheißen werden, da sie in einem Geiste gehalten ist, der leider immer mehr aus unserer Wissenschaft schwindet, ja von den eingefleischten Zunftgelehrten als verpönt hingestellt wird. Freilich bei der außerordentlichen Specialisirung der Naturwissenschaft, und bei der Vertiefung in deren einzelne Theile, ist eine Behandlung derselben im Geiste des größten Universalgenies, Alexander's v. Humboldt, bereits gegenwärtig, nicht viel über zwei Decennien nach dessen Tode, fast zu einem Dinge der Unmöglichkeit geworden, so daß es kaum noch eine Naturwissenschaft im Sinne ihres großen Meisters giebt, der ebenso universell als Beobachter wie als Denker war. Wie wichtig und förderlich dies nun auch für die einzelnen naturwissenschaftlichen Disciplinen ist, so hinderlich und beklagenswerth ist dies hinwiederum für die Wissenschaft im Allgemeinen, die doch immer das letzte Ziel ist, auf welches wir hinzusteuern haben. Die „Monatsschrift für die gesammten Naturwissenschaften" will nun, gestützt auf die Humboldt'sche Vaterschaft und mit dessen Namen geschmückt, einen Weg der Vermittelung jener beiden Richtungen einschlagen. In dieser Beziehung wird sie nicht minder dem Fachmann nothwendig, wie dem größeren Kreise der Gebildeten willkommen sein, kann doch jener nunmehr, unbeschadet seiner Specialforschung, diese nunmehr immer mit dem Ganzen in Zusammenhang bringen, während dem Laien, fern von jener, in der Gegenwart sich leider allzu breit machenden trivialen Popularisirung der Wissenschaften, eine ebenso nahrhafte wie schmackhafte Kost geboten wird. Der erste Halbband des erwähnten Unternehmens liegt jetzt abgeschlossen vor uns, so daß man bereits ein Urtheil über dasselbe haben kann. Die Einzelleistungen aus den Gebieten der Physik, Chemie, Anatomie, Physiologie, Anthropologie und Ethnologie, der Astronomie und Geographie, wie der beschreibenden Naturwissenschaften, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie und Geognosie werden hier zusammengefaßt in einem Bilde, das würdig ist des großen Namens, welchen dasselbe sich beigelegt hat, und zu welchem eine große Anzahl hervorragender Gelehrter Deutschlands, theilweise die ersten und bedeutendsten Vertreter ihres Faches, das Ihre beigetragen haben. Wir werden nicht unterlassen, von Zeit zu Zeit auf das Unternehmen zurückzukommen und über dessen Gedeihen zu berichten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 78. Donnerstag, den 28. September. 1882.

Inhalt: Ein Bilderbuch aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, von Carl Albert Regnet. — Leipziger Theater, von H. Marbach. — Bücherbesprechungen (Mexikanische Skizzen, von Karl Baron v. Malortie. Allgemeine Culturgeschichte, von J. J. Honegger).

Ein Bilderbuch aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von **Carl Albert Regnet.**

Die königl. bayerische Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen in München bewahrt einen mit der Inventar-Nummer 155 139 bezeichneten Folioband von 40 Centimeter Breite zu 32½ Centimeter Höhe, der in purpurrothes Glanzpapier mit aufgedruckten goldenen Blumen und weiblichen Figürchen gebunden und auf dem Rücken und an den Ecken mit weißem Pergament geschützt ist.

Dieser Band enthält außer einigen leeren Blättern am Ende vierzehn andere und zwar Doppelblätter, die in einer so eigenthümlichen Weise mit in Wasserfarbe ausgeführten Bildern geschmückt sind, daß es wohl gerechtfertigt sein dürfte, selben näher zu besprechen.

Die Gegenstände, welche darin dargestellt erscheinen, sind Scenen aus dem Straßen- und häuslichen Leben der Bewohner der vormaligen Reichsstadt Augsburg und bieten einen reichen Schatz culturhistorisch interessanter Einzelheiten.

Wie die Verschiedenheit der angewendeten Maltechnik erkennen läßt, waren bei Herstellung dieses in seiner Art wol einzig dastehenden Werkes zwei Kräfte thätig, welche sich in den architektonischen und figürlichen Theil der einzelnen Bilder theilten. Selbst die von ihnen verwendeten Farben sind verschiedener Natur: die Architektur erscheint ausschließlich mit Deck-, die Figuren sind vorwiegend mit durchsichtigen Saftfarben gemalt.

Vor Allem ist festzustellen, daß diesen bildlichen Darstellungen keinerlei künstlerischer Werth innewohnt, indeß sind die figürlichen Abbildungen in Bezug auf Charakteristik sowol als auf Sauberkeit der Zeichnung und Ausführung entschieden weit höher zu stellen als die architektonischen, welche eine ausgesprochen handwerksmäßige Behandlung, völlige Unkenntniß der Linear-Perspective und auffälligen Mangel an Farbensinn zeigen.

Was den ursprünglichen Zweck des Buches anlangt, so stellen die verwertheten Stoffe völlig außer Zweifel, daß es zur Unterhaltung eines Mädchens einer wohlhabenden Augsburger Kaufmanns-Familie hergestellt wurde: Momente aus dem Leben der Männer sind im Allgemeinen ferne gehalten, in einzelnen Fällen aber nur solche ausnahmsweise aufgenommen, wenn sie das Leben der Familie näher berühren. Dagegen bilden Scenen aus dem häuslichen Leben der Frauen und was damit mehr oder minder nah in Verbindung steht, die Mehrzahl der Darstellungen.

Andererseits scheint der individuelle Charakter einzelner Blätter darauf hinzuweisen, daß den ausführenden Kräften bestimmte Localitäten und selbst Persönlichkeiten vorschwebten und daß dieselben dem Wohnhause und der Familie der glücklichen Besitzerin des Buches entnommen sind, der selber wir darin ein paar Mal zu begegnen glauben.

Ist das Angeführte eigenartig genug, so ist es doppelt die Art und Weise der Herstellung der einzelnen Bilder. Es steht außer Zweifel, daß der architektonische Theil eines jeden einzelnen Blattes ganz selbständig für sich ausgeführt wurde. Andererseits aber wurden Geräthe, Hauseinrichtungs-Gegenstände und Figuren aller Art zwar gleichfalls gesondert, aber gleichwol immer im Hinblick auf die auf den einzelnen Folien abgebildeten Localitäten hergestellt, mit denen sie in Verbindung gesetzt zu werden bestimmt waren. Mit anderen Worten, die bezeichneten Dinge wurden auf Papier gemalt, säuberlich ausgeschnitten und dann an passender Stelle die bezüglichen Folien aufgeklebt. Dabei ward aber in einzelnen Fällen nicht die ganze Rückseite des ausgeschnittenen Bildchens mit Klebestoff bestrichen, nämlich dann, wenn durch die theilweise Beweglichkeit desselben die Illusion erhöht wurde. Dabei zerstörte der angewendete Klebestoff die Malerei nicht, so daß es möglich war, die aufgeklebten Bildchen je nach Lust bald hierhin, bald dorthin zu versetzen, ein Verfahren, das der kleinen Eigenthümerin des Buches und ihrer Gespielinnen Vergnügen begreiflicher Weise nicht wenig erhöht haben mag.

Nach diesen allgemeinen Nachrichten möge eine kurze Betrachtung der Bilder gestattet sein.

Das erste Doppelblatt zeigt die Fleischbank in Augsburg mit drei angrenzenden Privathäusern. Zwischen den Mittelfenstern des zweiten Stockwerks der ersteren zeigt sich auf Goldgrund das Augsburger Stadtwappen, der Pyr oder Pinienapfel. Die geöffneten Thüren gestatten den Einblick ins Innere der Bank, wo ein Metzger Fleisch aushaut und seine Frau solches wägt, während hinter der anderen Thüre eine andere Metzgersfrau mit einer Kundin plaudert. Ueber dem Seitenportal sieht man einen Ochsen und ein Kalb in plastischer Arbeit.

Auf den drei Stufen zur Fleischbank sitzen Verkäuferinnen von Lebensmitteln, als Butter, Eiern, Geflügel, Obst ꝛc. und dicht am Gebäude befindet sich ein Lädchen, worin ein schmuckes Mädchen in der Tracht der Zeit Obst und Kartoffel ausgelegt hat. Ganz im Vordergrunde haben sich drei Fischhändlerinnen mit ihren Tischen, Lägeln und Schäffeln voll Fische installirt.

Die drei Bürgershäuser zur Linken wenden der Straße ihre Giebelseiten zu. An jedem ragt ein Wasserspeier weit über das Dach vor. Alle drei sind mit greller Farbe angemalt und die Ziegeldächer hochroth. Das Letztere gilt auch von den Fensterrahmen und darf man wol annehmen, daß damit der bekannten Vorliebe der Kinder für grelle leuchtende Farben eine Concession gemacht werden wollte. Am mittleren Hause springt ein Dächlein über eine kleine Verkaufs-Auslage vor, die aus einem gründehangenen Tische besteht, worauf ein Glaskästchen Zuckerwaaren zu enthalten scheint. Vor den Häusern bewegen sich bunt gemischt ländliche Verkäufer und Verkäuferinnen von allerlei Lebensmitteln und kauflustige Bürgersfrauen und Dienstmädchen in ihrer schmucken Tracht. Die Bauersleute haben eigenthümlich geformte Behälter für

Digitized by Google

Eier vor sich stehen; dieselben zeigen die Gestalt eines Halbkreises und sind deren mehrere über einander gestellt. Dermalen befinden sich solche nicht mehr in Gebrauch.

Im Ganzen beträgt die Zahl der beweglichen Figuren 28, darunter nur 6 männliche. Außerdem sind auch die Tische der Fischverkäuferinnen sammt Zubehör ausgeschnitten und aufgeklebt.

Auch das zweite Blatt zeigt eine Straßen-Scenerie mit sieben Giebelhäusern, deren eines mit zwei stattlichen Erkern ausgestattet ist, während sich vor einem zweiten eine durch ein vorspringendes Dächlein geschützte Waarenauslage befindet. Eine durch ein reichdecorirtes Eisengitter geschlossene Thüre zeigt fruchtbeladene Birn- und Aepfelbäume. Zwischen den Häusern und der Straße läuft ein schmaler Streifen von Ziegelsteinen, der Vorläufer des heutigen Bürgersteiges. An jeder Hausthüre zeigt sich ein Glockenzug. Ueber ein Dutzend Spuren von Klebestoff weist darauf hin, daß auch dies Blatt mit Figuren ꝛc. beklebt war. Leider sind selbe bis auf einen Korren mit einem Fasse obgelöst worden und verloren gegangen.

Das vierte Doppelblatt führt uns in eine ebenerdige Hausflur, ein von vier Säulen getragenes, weiß ausgetünchtes, durch zwei hohe vergitterte Fenster erhelltes stattliches Gewölbe, von welchem aus man mittels einer von einer kleinen Säule gestützten Freitreppe mit zierlichem Eisengitter in das obere Stockwerk gelangt. Das Backsteinpflaster ist durch rothes Glanzpapier mit aufgetragenen Quadraten dargestellt. An der Fensterwand stehen zwei sogenannte Bauernbänke, deren Vorderseite und Rücklehnen mit flachen Schnitzereien geziert sind, deren Mittelpunkt eine große Maske bezugsweise eine bis zum Gürtel sichtbare weibliche Gestalt bildet. Die bunte Bemalung, mit welcher der Maler dieses Interieurs diese Bänke ausgestattet hat, darf ebenfalls ohne Zweifel als eine Concession an den Kindergeschmack betrachtet werden. An der gleichen Wand hängt (aufgeklebt) eine Karte von Ungarn in zwei ganz gleichen Exemplaren. Selbe ist in Kupfer gestochen und kehrt in unserem Buche noch öfter wieder.

Auf dem vierten Blatte sehen wir eine Art Vorzimmer im oberen Stockwerke. Es steht mit der eben erwähnten Hausflur durch die Treppe, von der dort die Rede war, in Verbindung: man sieht links im Bilde den unmittelbar in den Roum führenden Ausgang derselben. Dieser Raum ist weiß getüncht und durch vier Fenster erhellt. Die Hohlkehle zwischen Wänden und Decke zeigt eine reliefartige Decoration in Grau. Die Fenster sind mit Rundscheiben verglost, dieselben wechseln aber mit Schubfensterchen, woraus wol der Schluß gezogen werden darf, daß jene runden Gläser sogenannte Butzen sind. Da sie keinen Blick nach Außen gestatteten oder denselben doch wesentlich erschwerten, liebte man in olter Zeil in den Fenstern auch flache Glastafeln anzubringen. Sechs Bilder, Landschaften, in Goldrahmen schmücken die Wand.

Nächst dem Treppenausgang stehen ein Tisch und zwei Stühle mit hohen Rücklehnen. Ueber den Tisch ist ein buntgestreifter Teppich gebreitet, dessen Muster und Farbenzusammenstellung im Bezuge der Stühle anklingt. Weiterhin steht an der Wand eine der in früherer Zeit beliebten Truhen, die nachmals von der Kommode verdrängt wurden Unfern davon gewahrt man, von allen Seiten freistehend, einen großen viereckigen Tisch mit eingezogener Kelheimerplatte und Einlege-Arbeit im Rahmen, dann weiterhin einen Vorrathsschrank von gelb und brauner Farbe.

Als Staffage dienen zwei hübsch gekleidete schmucke Dienstmädchen mit einem Frauenhemd auf einem jetzt außer Gebrauch gekommenen Geräthe, das einem großen, auf drei Beinen stehenden Nähkissen ähnlich ist.

Auf dem fünften Doppelfolioblatt sehen wir ein Gemach abgebildet, das gleichzeitig als Wohnzimmer der Familie und als Schlafzimmer eines Gliedes derselben zu dienen scheint Hier begegnen wir schon dem Comfort eines wohlhabenden Hauses. An den mit Butzen und Glastafeln verglasten vier Fenstern sind, von rothen Schleifen zurückgehalten, weiße Gardinen angebracht. Zwischen den Fenstern hängen sechs Landschaften in reich geschnitzten Goldrahmen und unter der Decke läuft eine Decoration hin, welche ohne Zweifel eine Vertäfelung darstellen soll.

Ein links in der Ecke stehender würfelförmiger Gußeisenofen mit der Johreszahl 1728 trägt eine große plastische Gruppe, wol aus weißglasirtem Thon, Merkur und Amor darstellend, und erhöht den Eindruck des Behagens, den das ganze Gemach macht. Nahe dabei stehl ein breites Bett mit erhöhtem Kopfende und ohne Beine. Die Kissen sind mit purpurrothem weiß decorirtem und das Deckbett mit blauroth-grün und purpur gestreiftem Zeuge bezogen. An einem weiß behangenen Tische, ouf dem eine Schüssel und ein Topf stehen und mehrere Wäschestücke liegen, hontiren ein paar Mädchen mit Wösche offenbar feinerer Art.

Weiterhin gewahrt mon einen hohen Waschtisch mit Zinnkanne und mehreren Thürchen ober- und unterhalb derselben, der einen geschnitzten Aufsatz trägt. Weiterhin folgt ein großer Wäsche- oder Kleiderschrank mit zwei Abtheilungen, deren jede Flügelthüren zeigt, gewundenen Säulen und reichem Schnitzwerk. Ein großer Tisch mit schrägen Beinen und mit einem buntfarbigen, golddefransten Teppich behangen und vier mit gleichem Stoffe bezogene und mit goldenen Fransen behongene Stühle mit hohen geraden Rücklehnen und endlich ein großer Spiegel in breitem Goldrahmen weisen auf die Wohlhabenheit der Besitzer hin, lassen ober zugleich erkennen, boß es der damaligen Lebensanschauung entsprach, derartig reich ausgestattete Räume mit den Dienstboten zu theilen, die freilich einen Theil der Familie bildeten. (Schluß folgt.)

Leipziger Theater.

Die Geier-Wally hat eigentlich in der Taufe den sittsamen Namen Wallburgo empfangen. Ihre zahlreichen Neider und Feinde haben ihr aber den wild und abenteuerlich klingenden Spitznamen angehängt, weil sie einmal als Kind von einer der halsbrecherischen Stellen, an welchen solche Unholde ihr Nest zu bauen pflegen, sich einen jungen Geier geholt und denselben gezähmt und großgezogen hat. Diese brunhildenartige Schöne verliebt sich, nachdem sie zur Jungfrau erblüht ist, in den entsprechenden Siegfried, einen Burschen, der als Mann ungefähr das repräsentirt, was sie als Weib vorstellt, eine wilde, ungebändigte Naturkraft. Der Erwählte ihres Herzens ähnelt der Geier-Wally auch darin, daß er, wie sie, einen dem Raubthierreich entnommenen Beinamen führt. Er hat einmal einen siegreichen Kampf mit einem Bären bestanden und weil er außerdem Joseph heißt, nennen ihn nun die Leute den Bären-Joseph.

Man kann sich kein passenderes Paar denken. Nur schade, er, der Bären-Joseph, fühlt für sie, die Geier-Wally, nicht die Sympathie, die sie für ihn fühlt. Im Gegentheil; da er sie nur zweimol flüchtig gesehen hat, so kennt er sie eigentlich nur ihrem Rufe nach und hot keine Ahnung, daß sie, wie Maria Stuart und so manche andere übel beleumundete Dame, eigentlich besser ist, als dieser; denn die Geier-Wally gilt bei Alt und Jung nicht nur als ein wildes, sondern auch als ein stolzes, trotziges, bösartiges Ding. Außerdem hat er noch einen speciellen Grund, sie nicht nur nicht zu lieben, sondern ihr geradezu grom zu sein. Ihr Vater hat nämlich seinen Vater einmal furchtbar beleidigt, so ihn sogar im Grabe noch beschimpft.

Dieser Vater der Geier-Wally, der alte Strominger, ge-

nannt der Hochhofbauer, ist nämlich auch ein wilder Bursche, der seine Tochter quält und mißhandelt und sie zur Ehe mit einem ungeliebten und — wie der Dichter ihn gezeichnet hat — auch ziemlich unliebenswürdigen Manne, dem Vincenz Gellner, zwingen will. Indessen der Himmel hat ein Einsehen und nimmt diesen Rabenvater der Geier-Wally, ehe er noch größeres Unheil hat stiften können, bald zu sich. Und das ist ein um so freudigeres Ereigniß, als er seiner Tochter ein stattliches Anwesen, Wälder und Wiesen schuldenfrei hinterläßt. Die Geier-Wally wird nun eine vielumworbene, gute Partie — trotz ihres bösen Leumundes. So etwas soll in Tyrol und in den angrenzenden Ländern bisweilen vorkommen. Aber die Geier-Wally will keinen haben — außer Einen, nämlich den, der ihr einen Kuß mit Gewalt abzuringen vermag. Sie weiß ja recht gut, daß nur Einer dazu die Kraft besitzt, er, den sie allein im Herzen trägt, der Bären-Joseph.

Der Bären-Joseph seinerseits denkt nicht daran, sich diesen heimlich für ihn bestimmten Kuß zu holen. Auf ihn übt die Hinterlassenschaft des alten Strominger keine Anziehungskraft aus, trotzdem er ein armer Teufel ist. Nicht nur, daß er aus den angeführten Gründen immer noch auf die Geier-Wally nicht gut zu sprechen ist, er scharmuzirt sogar mit einer andern, einer niedern Magd, Afra, der Schenkdirne, die beim Lammwirth von Zwieselstein in Diensten steht. Die nunmehrige Höchstbäuerin, die von diesem unwürdigen Verhältnisse gehört hat, ist natürlich darüber im höchsten Grade entrüstet und benutzt die erste beste Gelegenheit, einen Kirchgang, um die von ihr beneidete arme Magd öffentlich zu verhöhnen und zu beschimpfen. Das will sich nun natürlich wieder der Bären-Joseph, nachdem ihm die Geschichte hinterbracht worden ist, nicht gefallen lassen. Bis dahin ist er der Geier-Wally einfach aus dem Wege gegangen. Jetzt beschließt er, sich ihr zu nähern, — um sich an ihr zu rächen. Er läßt sie feierlich zum Tanz auffordern. Nicht ahnend, welchen grausamen Zweck der heimlich Geliebte dabei verfolgt, geräth die Geier-Wally in einen Taumel des Entzückens. Endlich hat er sie verstanden; endlich kommt er zu ihr. Sie schmückt sich und harrt freudestrahlend des heißgeliebten Mannes. Er kommt; — aber kalt und feindselig tritt er ihr gegenüber. Er erklärt ihr, daß sie ein ihm theures Wesen grundlos beleidigt habe und daß er zur Sühne von ihr — einen Kuß verlange, öffentlich, vor allen den Menschen, die er mitgebracht hat, oder die ihm aus boshafter Neugierde gefolgt sind. Noch versteht ihn die Geier-Wally nicht, will ihn nicht verstehen. Sie glaubt, er fordere den Kuß von ihr, den sie als Preis für ihre Hand ausgesetzt hat. Sie will ihm den Kuß freiwillig geben — und indem er sie zurückstößt und von ihr verlangt, sie solle sich den Kuß von ihm mit Gewalt rauben lassen, bestärkt er sie noch in ihrem Wahne. So hat sie es ja selbst verlangt und festgesetzt. Nun gut, wir wollen ringen — und bei dieser Gelegenheit soll der Bären-Joseph erfahren, daß die Geier-Wally ein seiner würdiges Weib ist. Der Kampf geht vor sich. Nach heißem Ringen, halb wol von Liebe, halb von der ihr überlegenen Männerkraft besiegt, ertheilt die Geier-Wally den nunmehr erzwungenen und doch so gern gewährten Kuß, indem sie zugleich sich selbst dem Geliebten als Siegesbeute überliefert. Der aber mag sie nicht. Er sei eben nur gekommen, um sich zu rächen, sie zu demüthigen — und zieht, gefolgt von der höhnenden, johlenden Menge, ab. Arme Geier-Wally! Eine üble Situation! Man begreift, daß es aus ihr nur einen Ausweg giebt, den, der sich jetzt bietet. Vincenz Gellner, der von ihr verschmähte Freier, tritt als der Versucher an sie heran. Was soll ich thun, um Dich an dem Elenden, der Dich so tief gedemüthigt hat, zu rächen? — Tödte ihn! ruft die Geier-Wally, und ich werde Dein Weib.

Die That wird vollführt; nur daß die Vorsehung sich zur rechten Zeit in's Mittel legt. Der Bären-Joseph wird von seinem Verfolger zwar überfallen und in einen Abgrund gestürzt, — er bleibt aber zum Glück zwischen zwei Bäumen hängen. Diese peinliche Lage veranlaßt die Geier-Wally, die gerade dazu kommt und das Hilferufen des Verunglückten hört, in sich zu gehen. Sie ruft Leute herbei und läßt sich selbst, an Seile gebunden, in den Abgrund versenken, um sich den Geliebten wieder heraufzuholen. Dann nimmt sie ihn zu sich in ihr Haus, pflegt ihn, eurirt ihn, gestattet der Afra ihn zu heirathen, nachdem sie ihr noch eine Aussteuer versprochen hat — und geht dann in die Berge. Sie hat entsagt. Und wenn das nicht ein gar zu unbefriedigender Abschluß wäre, so wäre die Sache damit aus.

Aber der Dichter hat einen prächtigen Einfall gehabt, um sein Publicum doch noch zufrieden zu stellen und der armen Geier-Wally doch noch den ersehnten, einzig für sie passenden Mann zu verschaffen, der noch dazu endlich eingesehen hat, welchen Schatz er da thörichter Weise immer verschmähte. Die Geier-Wally ist ja die Retterin seines Lebens; er müßte sie jetzt lieben, — wenn er sie nicht schon von dem Momente an geliebt hätte, wo er sie im heißen Ringen an seine Brust drückte. Daß er ohne ihre Veranlassung gar nicht in den Abgrund gestoßen worden wäre, davon hat er natürlich keine Ahnung. Er macht sich also auf, um sie in ihrer felsigen Zurückgezogenheit aufzusuchen und sie um ihre Hand zu bitten. — Jetzt ist es die Geier-Wally, die nichts von ihm wissen will. Auf sein Drängen gesteht sie ihm Alles — und wenn der Bären-Joseph nicht ein Mann wäre, der einen Puff vertragen kann, so würde er wol klüglich den Rückzug angetreten und auf das intimere Zusammenleben mit einem so außergewöhnlich temperamentvollen Frauenzimmer Verzicht leisten. Aber couragirt, wie er nun einmal ist, zaudert er nur einen Moment, dann erklärt er der Geier-Wally, daß er ihr verzeihe. — Du liebst ja aber eine andere. — Gott behüte! die Afra? Aber das ist ja — nur bleibt's unter uns — meine Schwester. — Ah! — — —

Das ist in Kurzem ungefähr der Stoff, aus dem Frau Wilhelmine v. Hillern, geb. Birch, zwei Kunstwerke geschaffen hat, erst einen Roman und aus dem Roman ein Schauspiel; zum Unterschied von ihrer berühmten Mutter, die ihre Stücke aus anderer Leute Romanen fertigte. Und weder gegen die eine noch gegen die andere Methode ließe sich etwas einwenden, wenn nicht solche Theaterstücke in der Regel noch einen starken und nicht gerade vortheilhaft wirkenden Beigeschmack ihres romanhaften Ursprunges beibehielten. Und das ist auch bei diesem Werke der Fall. Man wird schon aus der Skizze der Handlung ersehen, daß sowol die Handlung selbst, als die handelnden Personen mehr für die leichter erregbare Phantasie des Lesers, als für das nüchterne Auge des Zuschauers berechnet sind. Es liegt im Gebahren der geschilderten Menschen etwas Uebertriebenes, Unglaubhaftes; der Zufall muß zu oft seine helfende Hand ausstrecken, um die Sache zu einem guten Ende zu führen. Und gegen dieses Uebertriebene, Phantastische, bildet, im vorliegenden Falle, das Realistische des Kostüms und der Sprache einen Contrast, der die Wirkung noch unerquicklicher macht. Man glaubt Manches, was an sich fremd und seltsam erscheint, wenn man durch die poetische Behandlungsweise der Wirklichkeit entrückt wird. Hier aber wird man im Gegentheil besonders durch den Dialect, der gesprochen wird, immer wieder an die gewöhnlichste Alltäglichkeit erinnert, auch wenn es dem Dichter einmal gelungen ist, unserer Seele einen höheren Schwung zu verleihen. Wir werden immer wieder in die Sphäre zurückgezogen, in der man eben die bis zum Verbrechen sich steigernde Leidenschaft nicht verzeiht und deshalb auch nicht — goutirt; in der man nicht so ohne Weiteres an einen stets zur rechten Zeit sich einstellenden, Alles stets in's rechte Geleise bringenden Zufall glaubt.

Daraus läßt sich wol erklären, daß das Stück nicht hinreißt, ja nicht einmal erwärmt, trotz der ganz vorzüglichen

theatralischen Mache und, was mehr ist, trotz der mannigfachen wirklich poetischen Situationen und Reden, die es enthält. Welch' ein theatralischer und dichterischer Meisterwurf ist nicht z. B. die Hauptscene des Stückes, die scène à faire, die schon bei der Angabe des Inhalts sich von selbst als den Höhepunkt der Handlung kennzeichnet: wo der Geier-Wally die Tanz-Aufforderung des Geliebten überbracht wird, wo er zu ihr kommt. Wie bricht da die bis dahin stets verhaltene Liebe aus dem wilden schönen Geschöpf hervor; wie verklärt sich ihr Wesen! Wie ist dann ihr Schwanken zwischen Furcht und Hoffen geschildert, wie der jähe Sturz vom Gipfel des Glücks in Schmach und Verzweiflung, wie die furchtbare Wandlung der Liebe in Haß! — Und doch läßt uns das Alles ziemlich kühl — nicht weil es zu hoch, zu ideal ist, sondern weil das Hohe, Ideale in einem zu realistischen und zugleich zu gemacht-theatralischen, auf den groben Effect berechneten Gewande auftritt, weil es nicht hoch, nicht ideal genug erscheint. Wir müssen das, woran wir glauben sollen, über uns stellen können, auch wenn wir genau wissen, daß wir es erst aus uns herausgenommen haben.

Gespielt wurde bei der ersten Aufführung des Stückes auf unserem neuen Theater recht brav. Eine in mancher Beziehung hervorragende Leistung war die Darstellung der Titelrolle durch Frau Irschik, die bei aller Wildheit — oder mag auch sein: auf Kosten der Wildheit — eine große Anmuth und Noblesse in ihrem Spiel entwickelte. Und das ist in dieser Rolle besonders schwierig. Nicht weil die Geier-Wally im Grunde eine Bestie ist, — denn was sie denkt und thut, verschwindet so ziemlich hinter dem, was sie in gewählter und stellenweise poetischer Ausdrucksweise spricht — nein, sondern weil sie vom Anfange des Stückes bis zum Ende äußerlich wie innerlich in der wildesten Bewegung ist, schreit, klettert, sich herumbalgt, kurz sich in einer Weise benimmt, daß sie jeden Augenblick Gefahr läuft, über die Grenzen des Schönen hinauszuspringen. Frau Irschik hat diese Gefahr glücklich überstanden. Sie behielt die Herrschaft über sich auch in den gewagtesten Auftritten, ohne uns doch über die volle, allen Schranken Hohn sprechende Gewalt ihrer inneren Leidenschaft in Zweifel zu lassen. Hr. Baxmann war ein ihrer nicht unwürdiger Liebhaber, dem es indessen wohl zu gönnen gewesen wäre, daß er sich nicht mit der ihm gänzlich ungeläufigen Tyroler Mundart hätte herumzuschlagen brauchen. In dieser Hinsicht war auch die Mehrzahl der übrigen Darsteller des Mitleids nicht unwerth.

Höchst lobenswürdig war die Regie, die bei den vielen Massenscenen besondere Schwierigkeiten zu überwinden hatte, und vorzüglich schön waren die Decorationen.

Das wenigst Gelungene bei der Aufführung der Geier-Wally war der Geier. Zu was auch diesen unglücklichen Balg, der mehr aussieht wie eine Vogelscheuche, als wie ein Vogel, dieses Nachtgespenst aus der Wolfsschlucht, an's Tageslicht zerren? Wenn auf der Bühne davon gesprochen wird, daß der Pflegling der Geier-Wally irgendwo über den Soffiten oder hinter den Coulissen Platz genommen hat, so glaubt das der Zuschauer schon. Thiere gehören einmal nicht auf's Theater; vom Pferde des Geßler bis zum Schwane des Lohengrin machen sie sammt und sonders einen erheiternden Eindruck. Und das ist doch nicht immer der Zweck der Scenen, in denen sie auftreten. H. Marbach.

Bücherbesprechungen.

— Mexikanische Skizzen. Erinnerungen an Kaiser Max. Von Karl Baron v. Malortie. Leipzig, Greßner u. Schramm. — Baron K. v. Malortie hat als Adjutant des österreichischen Generals Grafen v. Thun Gelegenheit gehabt, in Mexiko dem Kaiser Max näher zu treten und einen tiefen Einblick in die Verhältnisse von Mexiko zu thun und diesem seinem Aufenthalt im Aztekenreiche verdankt das vorstehend erwähnte kleine Schriftchen sein Entstehen. Von dem blutigen Drama von Queretaro selbst ist davon freilich nicht die Rede. Dafür aber lernen wir den unglücklichen Kaiser, dessen Umgebung im guten wie im bösen Sinne, dessen Gegner, die verrotteten Verhältnisse in Mexiko u. dgl. m. näher kennen, so daß uns der so jähe Zusammensturz dieses Kaiserreichs von Napoleon's Gnaden dadurch vollständig begreiflich wird. Für Kaiser Max wie für die Kaiserin Charlotte hat der Verfasser vom rein menschlichen Standpunkt aus nur Worte höchsten Lobes, doch schlimmer kommt in seiner Charakteristik Bazaine und der verrätherische Oberst Lopez weg, der nach v. Malortie's Schilderung uns als ein reiner Teufel in Menschengestalt erscheint. Dem Kaiser rechnet er nur dessen unerschütterlichen Edelmuth und Idealismus, der den armen Fürsten allzu vertrauensselig gemacht hat, zum Vorwurf. Der Kaiser war zu gut für Mexiko, war unfähig, an Verrath und Schlechtigkeit zu glauben; ein Idealist durch und durch, ließ er sich durch seinen edlen Sinn verleiten, die Welt nach seinem eigenen Maßstabe zu berechnen, darin lag zugleich seine Größe wie seine Schwäche und der Grund zu seinem schweren Fall. In dieser Weise faßt v. Malortie auf S. 18 zutreffend die Charakteristik des beklagenswerthen Fürsten zusammen. Eine liebevolle Charakterzeichnung liefert der Verfasser u. a. auch von den treuen Schicksalsgefährten des Kaisers, den Generälen Mejia und Mendez, vor allem aber von dem Cuatemachenhäuptling Juan Francisco, der, dank seinem Edelsinn und seiner Ehrlichkeit selbst dem Feind gegenüber, auch als Gegner dem Verfasser die höchste Achtung abzwingt. Das diesem Häuptling gewidmete Capitel liest sich wie ein spannendes Drama und verdient von Vielen gelesen und gewürdigt zu werden. Daß das Schlußcapitel des Buches, den Ueberfall der belgischen Gesandtschaft, der gleichsam das Vorspiel zu dem Ereigniß von Queretaro bildet, dem vorerwähnten an Interesse nachsteht, liegt nicht am Verfasser, sondern am Stoff selbst. Das Büchlein als Ganzes betrachtet bildet jedenfalls einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß dieses so kurzlebigen Kaiserthums, und der Verfasser hat sich durch die Mittheilung dieser seiner interessanten Erinnerungen ein Anrecht auf unsern Dank erworben. Karl Siegen.

Allgemeine Culturgeschichte von J. J. Honegger. Erster Band: Vorgeschichtliche Zeit. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1882. — Die Culturgeschichte hat zuletzt auch für das größere Publicum ein wahreres und tieferes Interesse als die bloße politische Geschichte der lauten und kriegerischen Begebenheiten im Leben der Staaten und Völker. Alles, was zu dieser letzteren gehört, ist doch wesentlich immer nur werthvoll als ein Mittel für den wahren inneren Fortschritt der allgemeinen menschlichen Bildung und Cultur in der Geschichte. Das in der neueren Zeit so ungemein reichhaltig angewachsene Material der Culturgeschichte wird in dem vorliegenden Werk in populärer Behandlung als eine Erweiterung des früher in demselben Verlag erschienenen „Katechismus der Culturgeschichte" nach allen seinen Seiten unter umfassender Benutzung der einschlagenden Literatur dem Publicum nahe zu rücken versucht. Von den noch folgenden vier Bänden wird der 2. das Alterthum, der 3. das Mittelalter, der 4. die Neuzeit bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts und der 5. die neueste Zeit behandeln. Die mühevolle Arbeit darf als eine ihrem Zwecke vollkommen entsprechende, unbeschadet der sonstigen Aufgabe der tieferen philosophischen Durchdringung dieses ganzen Materiales, angesehen werden. C H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 79. Sonntag, den 1. October. 1882.

Inhalt: Der Kampf wider die Fremdwörter, von Reinhold Bechstein. — Ein Bilderbuch aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, von Carl Albert Regnet. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Fürst Bismarck und nicht seine Leute, von D. Wolfgang Frank. Unter den Kannibalen auf Borneo, von Carl Bock. Die Trachten der Völker, von Carl Rohrbach. Adolf Stieler's Hand-Atlas. Jahrbuch des Gebirgs-Vereins für die sächs.-böhm. Schweiz. Slavina, eine wendische Sage von Hermann Eduard Jahn). Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Der Kampf wider die Fremdwörter.

„Jeder Sprache, welche sie auch sei, stehen außer ihren heimischen Wörtern auch fremde zu, die der Verkehr mit den Nachbarn unausbleiblich einführte und denen sie Gastrecht widerfahren ließ. Sie nach langer Niederlassung auszutreiben, ist ebenso unmöglich, als es die Reinheit der Sprachsitte gefährdet, wenn ihr Zudrang leichtsinnig gestattet wird." Dieser oft citirte Ausspruch Jacob Grimm's aus seiner „Geschichte der deutschen Sprache" ist in seiner bestimmten Kürze wol das Treffendste, was über das Wesen und den Werth und Unwerth der fremden Bestandtheile des Wortschatzes gesagt worden ist.

Gegen die gastlich aufgenommenen und seßhaft gewordenen fremden Wörter, die in ihrer Gestalt kaum die ausländische Abstammung erkennen lassen, ist fast niemals gestritten worden, wol aber haben sich gegen die Fremdlinge, deren Zudrang leichtsinnig gestattet wurde, schon frühzeitig mahnende Stimmen erhoben. Auch heute ist dieser Kampf wider die Fremdwörter nicht beendet, aber er ist weniger von Nöthen. Während im Leben wie im Schriftthum unseres Volkes die Fremdwörter früher wie Unkraut wucherten, zeigt sich gegenwärtig überall das erfreuliche Streben, die „entbehrlichen" Fremdwörter zu vermeiden und durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen. Freilich fehlt es auch nicht an solchen, die sich noch immer durch Anwendung der Fremdwörter ein Ansehen zu geben wähnen.

Aufs Engste ist das Fremdwörterwesen mit der Geschichte verknüpft, und es hat selbst seine Geschichte. Können wir im Laufe unseres Jahrhunderts trotz der Einführung zahlreicher neuer Fremdwörter eine allmälige Abnahme im Gebrauche offenbar unnöthiger gewahren und erweisen, so haben die Kriege wider den Erbfeind unseres Volkes auch einen äußeren und unmittelbaren Anstoß zur Vertreibung der sprachlichen Eindringlinge gegeben. Besonders mächtig war die Wirkung des letzten Krieges von 1870 und 1871 sammt der Errichtung des neuen Deutschen Reiches. Dieser Krieg bezeichnet in der That einen Wendepunkt in der Geschichte des Fremdwörterwesens.

Besonders wichtig und bezeichnend ist es, daß auf dem Gebiete des Kriegswesens, welches am meisten unter dem Banne der Fremdwörterei steht, den deutschen Ausdrücken, soweit sie eben die fremden Kunstwörter völlig zu ersetzen vermögen, die Berechtigung zugestanden wird. Schon früher war dazu der Anfang gemacht, aber erst das große Generalstabswerk bringt den löblichen Grundsatz zur entscheidenden Durchführung. Zwar enthält das erste im J. 1872 erschienene Heft noch eine große Anzahl überflüssiger Fremdwörter, aber in den folgenden tritt rasch eine Abnahme derselben ein; an ihrer Stelle erscheinen gut gewählte Verdeutschungen, von denen das Militär-Wochenblatt vom Jahre 1876 (Nr. 104) eine Zusammenstellung giebt. Dieses Vorgehen des Großen Generalstabs ist von hoher Bedeutung. Es wird für die militärische Literatur vorbildlich wirken. Schon hat auch das Militär-Strafgesetzbuch mehrere fremde Ausdrücke beseitigt, und dasselbe ist der Fall bei dem Infanterie-Reglement und bei der Verordnung über Ehrengerichte.

Die größten Erfolge der Sprachreinigung hat aber das Postwesen und die Reichsgesetzgebung aufzuweisen. Die Verdienste, die sich Generalpostmeister Dr. Stephan erworben, sind allbekannt. Hat es auch bei einzelnen von ihm vorgenommenen Verdeutschungen nicht an Einwendungen und selbst an Spöttereien gefehlt, so haben sich doch alle die neuen Postausdrücke, die tagtäglich angewandt werden müssen, überraschend schnell eingebürgert. Die Rechtssprache war bekanntlich ehedem eine wahrhaft barbarische. Nach verschiedenen verdienstlichen Versuchen früherer Zeit, ein besseres und verständlicheres Deutsch zu erzielen, hat besonders das Sächsische Bürgerliche Gesetzbuch vom Jahre 1863 eine große Zahl trefflicher Verdeutschungen eingeführt. Ein wirklich bedeutender Fortschritt aber ist erst gemacht worden durch die neuen großen Reichsgesetze, die Strafproceßordnung, die Civilproceßordnung, die Konkursordnung, das Gerichtsverfassungsgesetz, die Rechtsanwaltordnung u. a. Es war nicht zu vermeiden, daß nicht wenige Fremdwörter in den neuen Gesetzen zurückgeblieben sind, aber ihre Zahl ist im Verhältniß zu der Menge der ausgestoßenen gering. Auch für das bevorstehende Bürgerliche Gesetzbuch soll dieses Verfahren eingehalten werden.

Nach diesen Vorgängen werden nach und nach die entbehrlichen Fremdwörter schwinden und durch eigenes Sprachgut ersetzt werden; aber dazu gehört auch der feste Wille des Einzelnen. Aber der Einzelne bedarf auch der Anleitung. Besser als alle vorhandenen Fremdwörterbücher, die doch nur zunächst die Erläuterung bezwecken, vermag ein neues Wörterbuch[1]) solche Anleitung zu gewähren, weil es die „entbehrlichen" Fremdwörter zusammenstellt und verdeutscht und zugleich auf die im Großen Generalstabe, im Postwesen und in der Reichsgesetzgebung angenommenen Verdeutschungen Rücksicht nimmt[2]). Dies letztere ist um so willkommener, als diese amtlichen Verdeutschungen entweder noch gar nicht gesammelt oder an solchen Orten mitgetheilt wurden, die nur Wenigen zugänglich sind.

Der Verfasser hat sich nicht damit begnügt, ein praktisches Nachschlagebuch darzubieten, er fügte seinem trefflichen Werke,

[1]) Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter mit besonderer Berücksichtigung der von dem Großen Generalstabe, im Postwesen und in der Reichsgesetzgebung angenommenen Verdeutschungen. Mit einer einleitenden Abhandlung über Fremdwörter und Sprachreinigung von Dr. Hermann Dunger. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1882. 8°. VI u. 194 Seiten.

[2]) Im Wörterbuche sind die amtlichen oder literarischen Quellen allemal kurz bezeichnet, R bedeutet: Reichsgesetze, P = Post, Gst = Generalstab, SBGB = Sächsisches Bürgerliches Gesetzbuch, Mil. Lit. Bl. = Militär-Literatur-Blatt.

Digitized by Google

welches die weiteste Verbreitung verdient, auch eine höchst lehrreiche Einleitung hinzu, die sich über das Wesen und die Geschichte der Fremdwörter und über die Ziele der Sprachreinigung verbreitet. Dr. Dunger, der sich durch verschiedene sehr tüchtige Arbeiten auf dem Gebiete der Germanistik in vortheilhaftester Weise bekannt gemacht hat, giebt uns hier neben theoretischen Erörterungen über die Begriffe „Fremdwort" und „Lehnwort" und über die Nothwendigkeit und die Vortheile der Sprachreinigung eine geschichtliche Darstellung vom Eindringen der Fremdwörter und vom Kampfe wider dieselben, eine Darstellung, wie sie vorher noch nicht geliefert ist.

Der Kampf wider die Fremdwörter gewinnt dadurch eine besondere Bedeutung, daß er nicht blos principiell geführt wurde, sondern daß er in der ersten Zeit auch in der Literatur, in der Dichtung seinen Ausdruck fand. Indem wir im Folgenden an der Hand der Darstellung Dr. Dunger's die hauptsächlichsten Erscheinungen aus den Anfängen dieses Kampfes hervorheben wollen, werden wir zugleich Gelegenheit nehmen, hier und da einige Nachträge zu machen.

Die in alter Zeit durch das Christenthum zu uns gekommenen Fremdwörter haben sich fast ohne Ausnahme zu Lehnwörtern gewandelt. Eigentliche Fremdwörter treten in der Literatur erst im 12. und 13. Jahrhundert auf durch den Einfluß des französischen Ritterwesens und der französischen Dichtkunst. Dunger weist mit Recht auf Gottfried von Straßburg hin, der eine große Zahl völlig entbehrlicher Fremdwörter brauchte[1]), sowie auch Wolfram von Eschenbach, der im Willehalm sich selbst darüber lustig macht, daß er, ohne vom Französischen viel zu verstehen, dennoch „franzoys spreche". In dieser Zeit fanden die Fremdwörter keine Gegner, höchstens wird das Parliren in fremder Sprache gegeißelt. Hierher dürfte die bekannte Stelle im Meier Helmbrecht zu rechnen sein, wa der junge Helmbrecht bei seiner Rückkehr auf den väterlichen Bauernhof in prahlerischer Weise mit sächsischen (niederdeutschen), lateinischen, wälschen und slavischen Brocken um sich wirft. Soll hier vom epischen Dichter auch die Wirklichkeit treu geschildert werden, so können wir bei dem satirisch-lehrhaften Charakter der ganzen Dichtung doch seinen Spott herauslesen. Noch deutlicher äußert sich der Spott in dem Gedichte des Marner, in welchem er sich über die französisch sprechenden Rheinländer lustig macht, wenn er sagt: Ez mac wol curteis povel (höfisches Volk) sin, pittit mangier (kleines Essen, schmale Kost (?) ist in (ihnen) gesunt. Es wird darauf ankommen, solcher Stellen noch mehr zu sammeln. Vielleicht finden sich auch in den Lehrgedichten noch Andeutungen, die man bisher übersehen hat. — Eines älteren von Dunger nicht erwähnten Zeugnisses gegen Anwendung der lateinischen Sprache inmitten der deutschen sei noch gedacht. Hugo von Trimberg tadelt den Konrad von Würzburg wegen seiner gesuchten und darum oft unverständlichen Ausdrucksweise. Unter andern heißt es:

> Meister Kuonrât ist an worten schoene,
> diu er gar verre hât gewehselt
> und von latîn alsô gedrehselt,
> daz lützel (wenig) leien si vernement:
> an tiutschen buochen diu nicht zement (ziemen).

Da latin, latine fem. in früherer Sprache auch öfters die gelehrte unverständliche Sprache bezeichnet, so ist es auch möglich, daß Hugo seinen Tadel nicht besonders gegen die Anwendung des Lateinischen richtet, sondern gegen die Schwierigkeit und Dunkelheit der Sprache. Seltsam heißt es vorher vom Marner, er habe lustiges (d. h. angenehmes) Deutsch und schönes Latein wie frischen Brunnen und starken Wein in süßes Getön gemischt. Auf den ersten Blick scheint dies auf eine Sprachmischung zu gehen. Es bezieht sich aber wahrscheinlich auf die zweifache Art der Schöpfungen Marner's, auf seine deutschen und seine lateinischen Gedichte. Von letzteren haben sich nur wenige erhalten.

Bei den Meistersängern waren die lateinischen Worte verpönt. Kennen wir die Vorschriften des Meistersangs auch erst aus verhältnißmäßig jüngerer Zeit, so dürfen wir sie doch für älter halten als ihre Ueberlieferung.

Im 16. Jahrhundert erschien das erste Fremdwörterbuch, „Ein Teutscher Dictionarius" durch Simon Roten,[1]) Augspurg 1572. Die in diesem ziemlich umfangreichen Wörterverzeichnisse aufgeführten Fremdwörter gehören fast alle der lateinischen Sprache an, ein deutlicher Beweis, daß damals das Französische noch nicht so großen Einfluß auf unsere Sprache erlangt hatte. Erst 1620 kommt das zweite Fremdwörterbuch, das „Dictionarium erklärent allerley schwerer Wörter, so in die Deutschen Sprache eingerissen sind", von Bernhard Heupold. Nachher sind im Laufe der Zeit noch eine Masse Fremdwörterbücher erschienen. Dunger führt mit Benutzung einer nicht vollständigen Zusammenstellung Moßmann's in den Jahrbüchern der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache die Namen von 83 Verfassern von Fremdwörterbüchern an; daneben giebt es noch viele solcher Werke, die ahne Verfassernamen erschienen sind.

Im Einklang mit jener Wahrnehmung, daß das erste Fremdwörterbuch vorwiegend lateinische Fremdwörter aufweist, steht es auch, daß sich im 16. Jahrhundert Stimmen gegen das Einmengen lateinischer Ausdrücke erheben. Dunger bringt Belege bei aus Ägidius Tschudi's „Alpisch Rhetia" gegen die Kanzleien seiner Zeit, aus Luther's Tischreden gegen die Prediger, die wie Zwingli die lateinische und andere Sprachen gebrauchen, aus Fischart's Geschichtklitterung gegen das „Tintendeutsch" der Kanzleien. Solcher Zeugnisse giebt es gewiß noch mehr. Insbesondere verdienen auch die Sprachlehren des 16. Jahrhunderts darauf hin angesehen zu werden, ob sie nicht gegen das beginnende Fremdwörterwesen eifern.

Wie rein aber im 16. Jahrhundert die deutsche Sprache noch gehandhabt werden konnte, davan legt Luther's Bibelübersetzung ein glänzendes Zeugniß ab.

Anders wurde es im 17. Jahrhundert, und das 18. arbeitete sich erst mit Mühe aus den Fesseln des fremden Geschmacks und Wesens heraus. Auf allen Gebieten des Lebens herrscht der fremde, namentlich der französische Einfluß; auch die Sprache, die lebendige wie die geschriebene, wird davon berührt. Man spricht und schreibt in fremder Sprache und man untermischt die deutsche Rede mit fremden Wörtern bis zum Uebermoß. Den Vornehmen machen es die Bürgerlichen nach, und aus dem Bürgerstande sickern diese fremden, namentlich französischen Wörter allmälig hinab in die untersten Schichten der Bevölkerung, und so ist es gekommen, daß wir jetzt noch in den Mundarten so zahlreiche Fremdwörter finden, und zwar vielfach solche, die in der Sprache der Gebildeten längst nicht mehr gebräuchlich sind. Aber nicht erst nach geraumer Zeit haben die unteren Classen des Volkes die Fremdwörter angewandt, es geschah bereits im 17. Jahrhundert.

Bekanntlich wird der dreißigjährige Krieg als die Hauptursache der allzu bereitwilligen Aufnahme und übermäßigen Verbreitung der Fremdwörter bezeichnet. Auch Dunger nennt ihn zuerst bei Schilderung der Verwälschung unserer Sprache. Hier mag einer entgegengesetzten Stimme gedacht sein. Gymnasiallehrer Gombert in Groß-Strelitz in Oberschlesien nämlich, der den Fremdwörtern ein besonderes Studium gewidmet hat, äußert in einer Recension des deutschen Wörterbuches von Weigand (im Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Literatur 4, 161), wir machten uns leicht eine zu arge Vor-

[1]) Hier sei verwiesen auf die lehrreiche Schrift von Emil Lobedanz „Das französische Element in Gottfried's von Straßburg Tristan" (Rostocker Dissertation 1878), in welcher u. a. die französischen Worte und Wendungen systematisch zusammengestellt werden.

[1]) Dieser Simon Rat, Roth oder Rothe ist auch Dichter gewesen. Er verfaßte gemeinschaftlich mit einem Balthasar Klein ein Spiel von Jonas (Schweinfurt, 1582). S. Goedeke 1, 322; v. Maltzahn's Bücherschatz 1, Nr. 1129.

stellung von dem sprachverwüstenden Einflusse des verheerenden Krieges. Wenigstens finde man bei genauer Betrachtung der Schriftwerke aus den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts und selbst im 16. Jahrhundert schon eine solche Menge von Fremdwörtern, daß der durch den dreißigjährigen Krieg gesammene Zuwachs darnach verhältnißmäßig gering erscheinen müsse. Gombert giebt nun in seinen folgenden außerordentlich fleißigen und lehrreichen Bemerkungen die Nachweise für seine Behauptung. Wenn wir ihm vom lexikalischen Standpunkte auch Recht geben müssen, so ist doch seine vorher geäußerte Ansicht irrthümlich. Denn es kommt nicht nur auf das Vorhandensein des Fremdwortes an, sondern auch auf das Maß seiner Anwendung. Durch den dreißigjährigen Krieg ist doch das Fremdwörterunwesen großgezogen worden. Die Fremdwörter mögen zum Theil schon vorher in Gebrauch gewesen sein, sie gaben aber in ihrer Vereinzelung der Rede, sei es der gesprochenen, sei es der geschriebenen, nicht ein bestimmtes stilistisches Gepräge.

Die Zeitgenossen selbst empfanden die Fremdwörter als ein Uebel und ihre Anwendung als ein schlimmes Zeichen der undeutschen Gesinnung. Mannigfache Angriffe werden versucht, ernste und scherzhafte, theoretische und satirische. Martin Opitz ging voran in seinem Aristarchus; Schottel, der bedeutende Grammatiker, trat für die Reinheit der deutschen Sprache ein. Auch die anderen Grammatiker und Prosaiker des 17. Jahrhunderts verdienen nach dieser Richtung hin eine Untersuchung. Dunger führt unter den satirischen Dichtern, die gegen die Modekrankheit zu Felde ziehen, verschiedene an, z. Th. mit Angabe der betreffenden Stellen: so Logau, Burchard Mencke, Mascherasch, Johann Lauremberg, der in seinem dritten niederdeutschea Scherzgedichte die Sprachmengerei ausschließlich verspottet. In Grimmelshausen's „Teutschem Michel" wird auch gelegentlich der falsche Gebrauch der Fremdwörter verhöhnt. Auch eigene Schriften, poetische und prosaische, wurden gegen die „Sprachverderber" verfaßt und veröffentlicht. In den prasaischen ist die ernste zornige Rede meist untermischt mit satirischen Ausfällen in Gestalt von lustigen Scherzen und Anekdaten. Dunger hat unter den fünf von Goedeke Grundriß 2, 496 angeführtea nur die letzte, die „Newe außgeputzte Sprach-Posaun an die vnartigen Teutschen Sprach-Verderber" (1648) benutzt nnd aus ihr einige z. Th. ergötzliche Stellen entnammen. Ganz ähnlichen Charakters ist die von Dunger in einer Anmerkung genannte Schrift: „Baptistae Armati[1]) Rettung der Edlen Teütschen Haubtsprache" (Hamburg 1642). Die drei ersten von Gaedeke angeführten Stücke sind in paetischer Farm abgefaßt und finden sich wieder abgedruckt z. Th. vollständig, z. Th. im Auszug in den ersten beiden Bänden des Weimarischen Jahrbuchs.

Gaedeke's viertes Stück „Der vnartig Teutsche Sprach-Verderber" (1643) ist von mir im ersten Bande der neuen Folge des Sammelwerks „Deutsches Museum für Geschichte, Literatur, Kunst und Alterthumsforschung" (Leipzig 1862) abgedruckt worden, was Dunger entgangen zu sein scheint. Dagegen habe ich die „Sprach-Posaun" niemals einsehen können. Aus den von Dunger der „Sprach-Posaun" entnommenen Stellen ersehe ich, daß diese nichts anderes ist als eiae spätere Auflage des „Sprach-Verderbers". Aus Einzelheiten der Citate geht aber hervar, daß diese aeue Auflage van 1648 nicht ein genauer Wiederabdruck ist, sondern daß einzelne Veränderungen vorgenammen worden sind.[2]) Wer der Verfasser ist, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden. Mir macht es den Eindruck, als sei es Johann Balthasar Schuppius. Nicht blos wegen des frischen volksthümlichen Stils und der von Schuppius öfters mit Glück angewandten Weise, seine Predigten und Satiren mit eingeflochtenen Schwänken zu würzen, muß ich an Schuppius denken, sondern auch wegen der ähnlichen Anschauungen, die dieser in seinem „teutschen Lehrmeister" äußert.

Träger des nationalen Gedankens sind die Dichter jeder Zeit gewesen. Sollten wir da nicht auch bei den Dramatikern die Fremdwörter und ihren Mißbrauch zum Gegenstande der Anklage aber der Verspattung gemacht sehen? Dunger thut keines Schauspieldichters Erwähnung. Aber ich meine, wir dürften hier nicht des ersten Dramatikers des 17. Jahrhunderts, des Andreas Gryphius vergessen, der in seinem Harribilicribrifax (1663) uns das lebensvollste Bild der greulichen Fremdwörterei jener Zeit bietet; und zwar zeichnet er uns drei Personen, von denen jede eine besondere Art derselben vertritt, zwei Kriegsleute, die ihre Rede mit französischen und mit italienischen Wörtern spicken, und einen Dorfschulmeister, der den Gelehrten spielen will und mit Lateinisch und selbst mit Griechisch um sich wirft. Wenn Gryphius dann auch noch einen Rabbi auftreten läßt, der Hebräisch in seine Rede einflicht, so haben wir die Sprachmengerei in der höchsten Fülle. Auch in einem anderen Lustspiel, in seiner geliebten Darnrase, ist die Fremdwörterei lächerlich gemacht in der Persan eines Dorfrichters, der sich der juristischen Termini in falscher, höchst possirlicher Weise bedient. In dem mit der Darnrase verbuadenen Gesangspiel „Das verliebte Gespenst" kommt ein Diener Tassaader var, der fast nur französisch spricht. Diese Figur ist wol der erste „Deutschfranzase" in einem deutschen Stück. Diese Lustspiele sind für die Bühne bestimmt und sind auch wirklich aufgeführt worden. Daß der Dichter mit den genannten Personen nur die Wirklichkeit darstellen, oder mit ihnen als Caricaturen nur das Vergnügen erwecken und Gelächter erregen wallte, dürfen wir nicht annehmen. Mit dem Zwecke des Lustspieldichters verband er sicher auch den ernst ethischen, der Gegenwart einen Spiegel varzuhalten und für ihre Besserung zu wirken. Das Verdienst der Sprachgesellschaften um die Ausbildung der deutschen Dichtung und um die Reinigung der Muttersprache ist allbekannt. Freilich gingen manche ihrer Mitglieder nnd Anhänger in der Verdeutschung van Fremdwörtern zu weit, wie nameatlich Philipp v. Zesen, der dafür auch manchen Spott zu erleiden hatte.

An der Grenzscheide des 17. und 18. Jahrhunderts erhoben zwei bedeutende Gelehrte ihr Wort für die Rechte der deutschen Sprache, Caspar Stieler, varnehmlich in seinem „Teutschen Sprachschatz" und Leibnitz in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache". Im 18. Jahrhundert scheint das Fremdwärterwesen nicht mehr der Poesie Stoff geboten zu haben. Höchstens ließen sich Trömel's Schriften des Deutsch Franzas hierher rechnen.

In der weiteren Darstellung des Kampfes wider die Fremdwörter gedenkt Dunger der Verdienste des Christian Thomasius, Klopstack's, Herder's, Adelung's nnd Gattsched's. Im folgenden Capitel bespricht er die Sprachreiniger („Puristen") von Campe bis zum Jahre 1870. Campe's Verdienste und Irrthümer schildert er ausführlicher.

Der Zweck des „Wörterbuchs von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter" gestattete nur eine kurzgefaßte Einleitung. Angesichts der trefflichen Behandlung, die der Verfasser seinem Gegenstande zu Theil werden ließ, und der einbringenden Studien, die er namentlich dem historischea Theile widmete, darf der Wunsch geäußert werden, daß Dunger sich entschließen möge, eine umfassendere Manographie über die Geschichte des Fremdwörterwesens und insbesandere eine Geschichte des Kampfes wider die Fremdwörter in Angriff zu nehmen. Er würde des Dankes Vieler gewiß sein.

Reinhald Bechstein.

[1]) Baptista Armatus ist Pseudonym von Johann Rist.

[2]) Es scheint auch eine Ausgabe von 1650 gegeben zu haben, denn eine Einladungsschrift von Ludw. Ant. Rust (Bernburg 1762) enthält eine „kritische Nachricht von einer sonderbaren Ausgabe des seltenen Buches: der unartig Teutscher Sprachverderber von dem Jahre 1650". S. v. Maltzahn's Bücherschatz 2, Nr. 1304.

Ein Bilderbuch aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von **Carl Albert Regnet.**

(Schluß.)

Das sechste Blatt zeigt uns die Kinderstube. Sie ist ebenfalls weiß getüncht; an den Fenstern sind weiße Gardinen mit rothen Schleifen angebracht und an der Wand, die von vier Fenstern unterbrochen wird, hängen drei Jagd- und ebenso viele Landschaftsbilder, sämmtlich colorirte Kupferstiche, in schwarzen Rahmen mit schmalen Goldstäben. Der gußeiseene Ofen zeigt den Reichsadler mit der Jahreszahl 1713 und trägt einen Aufsatz mit figürlichem Relief.

Daneben erhebt sich auf hohen Beinen eine Bettlade mit aufragendem Kopfende. Das Deckbett ist mit buntem Zeuge bezogen. Daran reiht sich ein Kinderbett mit einem Gitter voa Stäben zum Schutze gegen das Herausfallen und mit einem Vorhange aus hellem bunt geblümten Stoff. Derselbe ist nur an seinen oberen Theilen angekledt und kann so aufgehoben werden, wobei das Gitter vollständig sichtbar wird. Am Kopfende springt eine Art Baldachin aus grünem Zeuge vor. Die Kissen zeigen unter zierlichea Spitzen einen breiten purpurrothen Einsatz, wie er in unsern Tagen wieder in Gebrauch gekommen.

Ein Ovalspiegel in schwarzem mit Gold decorirlem Rahmen dient den Bewohnern bei ihrer Toilette.

Weiterhin sehen wir ein Kinder-Himmelbett mit grünen Vorhängen: an den vier Ecken vergoldete Piaien-Aepfel. Das Deckbett ist weiß mit bunten Blümchen bezogen.

Unsern davon steht ein großer Tisch mit eingelassener Schieferplatte, darauf ein Buch, ein grünglasirtes Schreibzeug und ein Lineal. An dem Tische haben ein junger Mann in der bekannten Tracht der protestantischen Pfarramts-Candidaten, ein Knabe von etwa 9 und zwei ganz gleich gekleidete Mädchen, 8 bis 12 Jahre alt, Platz genommen. Der Knabe schreibt, die Mädchen lesen und der Erzieher schaut eine Rechnung nach. Der Letztere sitzt auf einem hochdeinigen grün bezogenen und mit Goldfransen gezierten Schemel, die Sitze der Kiader werden vom Tische verdeckt.

Zwischen zwei Fenstern steht ein Waschtisch mit eiaer geflügelten Zinnkugel als Wasserbehälter; darüber ein aus Holz geschnitzter Pelikan als Abschluß, und mehr gegen den Vorgrund ein dreibeiniger Tisch mit runder Platte, worüber ein rothgelbweißer Teppich gebreitet ist. Ganz rechts im Bilde führt eine geldlich angestrichene Thüre mit braunem Aufsatze in ein Nebenzimmer.

Nach allem Angeführten haben wir es mit einem Gemache zu thun, das dem Erzieher der Kinder und seinen Zöglingen zugewiesen ist. Um so mehr fällt die gleichzeitige Anwesenheit zweier Dienstmädchen im nämlichen Raume auf. Das eine steht hinter einem Tische und walkt auf dem Nudeldrett Teig aus. Ihr zur Hand stehen eine Schüssel mit Teigstücken, die bestimmt sind, ausgewalkt zu werden, ein Mehl-Kübelchen und ein grünes Schüsselchen mit rothem Inhalte. Andrerseits steht vor einem hohen Flügelschrank ein zweites Dienstmädchen, das ein etwa dreijähriges ganz wie eine Erwachsene gekleidetes Mädchen auf dem Arme trägt.

In unseren Tagen ist man längst von einer derartigen Bekleidung der Kinder abgekommen — wenigstens in den Städten — und hat für selbe eine in der Regel weit kleidsamere und zugleich bequemere Toilette erfunden. Nur die bäuerliche Bevölkerung hält infolge des ihr innewohnenden eminent conservativen Sinnes noch fest am Alten und so sehen wir denn noch heut Bauernkinder von vier Jahren schon genau so gekleidet, wie Erwachsene, was aicht verfehlt, auf unser Auge einen ausgesprochen komischen Eindruck zu machen.

Das siebeate Doppeldlatt versetzt uns in einen zweifenstrigen Raum, der ausschließlich als Schlafgemach dient. Grüne kurze Vorhänge halten das allzu grelle Licht ab und colorirte Kupferstiche in schwarzea Rahmen mit schmalen Goldstäbchen schmücken die weißgetünchte Wand, deren Fries leichte Gypsdecorationen zeigt. Das eiae noch vorhandene Himmelbett mit grünem Behang weist eine eigenthümliche Form auf: der sogenaunte Himmel senkt sich nämlich in seiner dem Fußende zugewendeten, zweiten Hälfte leicht gegen dieses. Das Deckbett ist mit buntgeblümtem Zeuge bezogen. Von einem zweiten gleich construirten Himmelbett sind nur die Federbündel erhalten, welche die vier Ecken des Himmels schmückten und seine Formen nur noch aus den auf dem Bilde zurückgebliebenen Resten des Kledestoffes erkenntlich.

Außerdem enthält das Gemach noch einen großen zweithürigen Schrank mit hohem Aufsatz, einen großen viereckigen Tisch mit schrägen Beinen, über den zunächst ein grüner Teppich gelegt ist, aaf welchem wieder ein kleinerer von gelber Farbe mit brauner Decoration liegt. Zwei Stühle mit hohen Rücklehnen sind grün bezogea und mit goldenen Nägeln und Fransen geziert. Auf dem einen Stuhle hat eine Frau im Hauskleide (Kantuſche) Platz genommen; leider fehlt deren Kopf. Nach den Spuren von Kledemittel, die noch vorhanden, war das Gemach mit einem großen Spiegel in reich geschnitztem Rahmen decorirt und mit mehreren Figuren staffirt gewesen.

Das achte Doppeldlatt ist ganz dazu angethan, das Herz der Hausfrauen zu erfreuen: es zeigt die der Wohlhabenheit des Hauses entsprechend ausgestattete Küche.

Auch hier hat der Maler das Backsteinpflaster des Fußbodens durch quadrirtes rothes Glanzpapier dargestellt und den Raum durch ein Fenster gewöhnlicher Form und ein Ovalfenster mit reicher Umrahmung über der Mittelthüre erhellt.

An dem Herde, auf dem lustig ein Feuer brennt, hantirt die fleißige Köchin. Auf dem Borde des Rauchmantels über ihr stehen in langer Reihe Krüge und Töpfe mit Deckeln. Unferne davon beschäftigt sich die Küchenmagd mit Wassereimern, deren Form von der heut gebräuchlichen nicht unwesentlich abweicht: sie zeigen nämlich außer dem gewöhnlichen quer über die Oeffnung gespanaten Henkel einen zweiten nach Art der an Töpfen üblichen, eiae Einrichtung, deren praktische Zweckmäßigkeit in die Augen fällt.

An Einrichtungsgegenständen finden wir zuvörderst einen kleinen Küchenschrank mit drei Thürchen und zwei Schubläden, der einen Mörser und ein Gefäß mit Deckel und zwei Henkeln trägt. An der Wand darüber sind Gestelle mit Zinnschüsseln und Krüglein mit zwei Henkeln angebracht und ist ein mächliger Schüsselrahmen mit weiteren drei Reihen Schüsseln aus dem gleichen, einst selbst in fürstlichen Häusern allgemein benützten Metalle stattlich herausgeputzt. Links davon haben eine Kupfereasserolle und ein Salz-Gefäß Platz gefunden, über denen zwei Reihen Messing-Pfannen glänzen, als wären sie aus purem Golde gehämaert. Unter einem Bänkchea gewahrt man ein paar Fäßchen und über demselben hängen vier blanke Messingleuchter, ein Blechseiher und ein Kochlöffelträger sammt einem Nudelscharrer.

Auf einem Tische mit gekreuzten Beinen Waage und Gewichte, Eier, ein Messer und angeschnittener Kuchen. Drei Rahmen, an der Wand darüber befestigt, tragen größere und kleinere bemalte Platten und Schüsseln, Teller and Näpfe, an welche sich nach oben eine weitere Reihe blau und weißer Steingutkrüge anreiht. Weitere vier Rahmen mit blau und roth decorirten Platten und mit Deckelnäpfea reihen sich an jene an und ganz oben macht eine beträchtliche Anzahl von Kreußener Krügen mit Zinnbeschlägen den Abschluß.

Außer der am Herde beschäftigten Köchin zeigt das Blatt noch ein Küchenmädchen, die eiae ungebratene Gans trägt. Andere Figuren scheinen verloren.

Digitized by Google

Auf die wohleingerichtete Küche folgt die Wäschekammer. Sie nimmt nur die eine Seite des Buches ein, dessen zweite der Magdkammer gewidmet ist. Beide Abbildungen zusammen füllen das Doppelblatt 9.

Der Raum wird von zwei Rundbogen-Fenstern erhellt und ist mit Backsteinplatten gepflastert. Auf einem Tisch und vor demselben auf dem Fußboden sieht man zwei Wäsche-Pressen. Weiterhin steht ein anderer Tisch mit gekreuzten Beinen, auf dem ein paar Krüge, eine Schüssel, ein Bügeleisen, zwei Perückenstöcke, in fraglicher Zeit ein in jedem besseren Hause unentbehrliches Geräthe, ein paar Lockenhölzer zum Fristren und zwei Bündel Wäscheseile kunterbunt durch einander stehen und liegen, so daß es den Anschein hat, die Hausfrau habe diesem Raume schon seit längerer Zeit keinen Besuch mehr abgestattet. An der Fensterwand sieht man drei breitkrämpige Strohhüte mit grünen Bändern ausgeputzt — Blatt 13 lehrt uns, daß solche von den Mägden beim Aufhängen der Wäsche zum Trocknen im Freien und beim Herabnehmen derselben zum Schutze gegen die Sonne getragen zu werden pflegten —, einen Wäschekorb und ein mit rothem Zeuge bezogenes Nadel-Kissen in Form eines Herzens. Dicht daneben hängt eine schwarze Holztafel mit zwei Reihen Abbildungen verschiedener Wäschestücke, als Strümpfen, Krägelchen, Hemden, Kissenbezügen ꝛc., neben denen Ziffern stehen, die eine Frauensperson mit Hilfe eines Zettels prüft, eine so praktische Einrichtung, daß deren Wiederaufnahme den Hausfrauen nur willkommen sein könnte. Neben ihr lehnen in der Ecke Stützen für die Waschseile.

Die zweite Seite des Blattes zeigt die zweifenstrige Magdkammer, heutzutage auch in den wohlhabendsten Häusern eine Seltenheit. Sie enthält ein Bett mit blauem Bezug, auf dessen Grund schwarze und weiße Blumen gedruckt sind, eine Truhe alter Form, einen Kleiderschrank und einen achteckigen Tisch mit eingelassener Schieferplatte.

Wir wissen, daß seit dem 16. Jahrhundert in vielen Städten Deutschlands die Prunkstube des Bürgerhauses auch als Wochenstube benutzt wurde. Blatt 10 belehrt uns, daß diese Gewohnheit auch in der freien Reichsstadt Augsburg bestand. Das auf diesem Blatte dargestellte Gemach ist das reichst ausgestattete von allen und die Einrichtung gleichzeitig dem angedeuteten Zwecke sorgsam angepaßt, wie die langen, mit Zugschnüren versehenen und mit Ueberschlägen ausgestatteten grünen Vorhänge an den vier Fenstern zeigen. Fünf historische Bilder in breiten Goldrahmen und ein mächtig großer, also in jener Zeit höchst kostspieliger Spiegel in vergoldetem und stellenweis roth und blau decorirtem Rahmen geben von der Wohlhabenheit der Familie zureichenden Beweis. Auf dem gußeisernen Ofen mit der Jahreszahl 1735, der sich über blau und weißen Fliesen erhebt, wiederholt sich die schon früher geschilderte plastische Gruppe: Merkur und Amor. Hinter dem Ofen gewahrt man ein einfaches Bett mit gelbem, roth und grün geblümten Bezuge. Es ist das Bett der Wärterin; in nächster Nähe trägt ein Ständer Fläschchen, Tassen, Schnuller und andere Dinge, dessen ein Neugeborenes nicht entrathen kann. Weiter gegen vorne steht die zierlich geschnitzte Wiege. Die Kissen des Bettchens zeigen den heut wieder üblich gewordenen rothen Einsatz unter Spitzen. Auch der rothe Bezug mit den weißen Blumen, in welchem das Deckbett steckt, hat gewissermaßen etwas Prunkhaft-Festliches.

Desgleichen fehlt der runde mit einem gelben Teppich behangene Wickeltisch für das Neugeborene nicht, noch der mit Spitzen decorirte Toilette-Tisch der Frau des Hauses mit Spiegel, Glocke, Kanne, Büchschen ꝛc. Ein reichgeschnitzter Schrank mit zwei Aufsätzen trägt zu oberst eine Uhr in reichem Gehäuse.

All der häusliche Prunk aber gipfelt im grünen Himmelbett mit goldener Kuppel und reichem Federn-Schmuck an den vier Ecken und dem der Wiege vollkommen gleichen Bezuge. In ihm sitzt die Wöchnerin, eine Goldhaube auf dem Kopf und mit kostbaren Spitzenärmeln und unterhält sich mit zwei Frauen, die in voller Gala ihr einen Wochenbesuch abstatten. Als weitere Staffage sehen wir die Kindsmagd mit dem Kleinsten und ein Schwesterchen desselben in reicher Toilette.

Aus der Wochenstube führt uns Blatt 11 in ein als Waarenverlade-Raum benutztes Local des Erdgeschosses. Die Fenster sind zum Schutze gegen Diebe mit Eisengittern geschützt, vom Gewölbe hängt eine mächtige Waage, neben der Gewichte von 70 bis 10 Pfund herab in zwei Reihen aufgestellt sind. An der Wand lehnen zwei geschnitzte Bänke derselben Art, wie wir sie auf Blatt 3 gefunden, auf der Diele liegen Waarenballen, Fässer und Kisten und ein Diener des Hauses beschäftigt sich damit, einen Waarenballen zu verschnüren.

Blatt 12 zeigt uns das Comptoir des Hausherrn. Es ist weiß getüncht, der Fries reich decorirt, der Fußboden gedielt. Vier Fenster erhellen den stattlichen Raum. Vier colorirte Kupferstiche in schwarzen Rahmen mit schmalen Goldleistchen und ein großer Kalender in gleichem Rahmen, ein mächtig großer Barometer und zwei Landkarten (von Ungarn) dienen theils zum Gebrauche, theils zum Schmuck der Wand. Der Kalender zeigt in seinem oberen Theile einen colorirten Kupferstich: ein promenirendes Paar, im Hintergrund eine Stadt. Ein großer gußeiserner Ofen erhebt sich auf rothen Fliesen. Unfern davon hat ein Tisch mit Schrankaufsatz, ein Thürchen und zwölf Schubladen enthaltend, Platz gefunden. Daran reiht sich ein durch eine niedrigere Scheidewand in zwei Theile getrennter Verschlag. In jeder Abtheilung steht ein Pulttisch mit gemeinsamem Schreibzeug. In der ersten sitzen zwei Commis schreibend einander gegenüber auf grün gepolsterten Bänken, in der zweiten scheint der Principal in buntgestreiftem Schlafrock dem ihm gegenüber sitzenden Buchhalter einen Auftrag zu geben. Neben ihm steht auf dem Pult eine Sanduhr.

Außerhalb des Verschlages gegen den Beschauer steht ein achteckiger Tisch mit eingelassener Schieferplatte und die eiserne Cassa. Auf einem viereckigen Zahltisch mit Schieferplatte hat der Cassirer des Hauses eine ansehnliche Zahl von Goldmünzen aufgezählt, die ein Anderer in Empfang nimmt. Vier Stühle mit grünen Bezügen auf Sitz und Rücklehne vervollständigen die den Eindruck großer Behäbigkeit machende Einrichtung, in der man auffälliger Weise nur eine Räderuhr vermißt.

Blatt 13 versetzt den Beschauer in den von Wohnhaus und Wirthschaftsgebäuden umschlossenen gepflasterten Hofraum. Auf dem Dache links beschäftigt sich ein Dienstmädchen, einen der breiträndrigen Strohhüte auf dem Kopf, deren wir auf Blatt 9 gesehen, mit zum Trocknen aufgehängter Wäsche. Vor dem Fenstern des Gebäudes hängen je zwei Bündel Unschlitt-Kerzen und die Treppe herab schreitet mit sichtlichem Bewußtsein ihrer Lebensstellung das uns schon bekannte Töchterchen des Hauses. Um zwei andere Seiten des Hofraumes läuft eine von Säulen getragene Galerie, auf welche Thüren und Fenster herausgehen. Unter der Galerie zeigt ein reich decorirter Steinbrunnen die Jahreszahl 1736. Eine offene Thüre gewährt einen Blick in die Waschküche, ein Gitterthor mit vielen Schnörkeln einen solchen in den Ziergarten. Selbst das Treppchen zum Hühnerstall und die Kehrichtgrube sind nicht vergessen, noch die unter der Galerie aufgehängte Feuerleiter. Eine Magd macht sich mit mancherlei Geflügel, wie Hahn und Hennen, Gänsen, Enten, Indianen und Pfauen zu schaffen. Leider fehlen viele aufgeklebte Gegenstände.

Das 14. und letzte Blatt zerfällt gleich dem 9. in zwei Abtheilungen. Die erste zeigt die gewölbte Waschküche mit Holzvorrath, Feuer unter dem großen Kessel, eine sog. Sechtelwanne zur Bereitung der Lauge, vier Bottiche und einen Brunnen mit der Jahreszahl 1734. Auf den Fensterbrüstungen sieht man eine Flasche Wein mit drei Gläsern, einen Deckelkrug und einen Laib Brod. Als Staffage dient eine Wäscherin — Die zweite Abtheilung führt uns in den mit Kieseln ge

pflasterten Vorrathskeller mit dem Blick auf die Treppe und den Vorraum. Auf den Feastergesimsen bemerkt man Flaschen, Tiegel, Bündel Spargel ꝛc., auf einem Ständer mancherlei Gemüse und hinter einem versperrten Gitterverschlag weitere Gemüse-, Obst- und Fleischvorräthe, so wie auf einem Ganter mehrere angezapfte Fässer. Eine Staffage fehlt hier ganz, ebenso jede Spur, daß der Raum je staffirt gewesen.

Es ist freilich nur ein Bilderbuch, wenn auch mit ungewöhnlicher Einrichtung, aber es giebt uns über Tracht und Hauseinrichtung zur Zeit seines Entstehens weit genauere Aufschlüsse als ein Dutzend gelehrter Abhandlungen zu geben vermöchte. Darum glaubte ich die zahlreichen Freunde der Culturgeschichte auf das bis jetzt nur einem ganz kleinen Kreise von Forschern bekannte und noch von keinem beschriebene, vom Dienstpersonal des Handzeichnungs- und Kupferstichcabinets kurzweg „das Augsburger Kinderbuch" genannte unscheinbare Buch aufmerksam machen und dessen Inhalt, so gut oder übel es gehen wollte, beschreiben zu sollen.

Bücherbesprechungen.

** Fürst Bismarck und nicht seine Leute während des parlamentarischen Kriegs. Zeitgeschichtliche Spaziergänge von D. Wolfgang Frank. Zweite Auflage. Leipzig, Fr. Thiel, 1882. — Daß dieses eigenthümliche Buch bereits eine zweite Auflage erlebt haben soll, nimmt uns Wunder. Des Verfassers Charakteristik des Reichskanzlers ist im Ganzen doch eine recht einseitige; es gewinnt immer den Anschein, als könnte er sich des Eindruckes der Bedeutung des großen Staatsmannes nicht entziehen, so schwer ihm dies auch ankommt und so geneigt er ist, die kleinen Schatten, die die Persönlichkeit des großen Reichskanzlers wirft, gehörig auszunutzen. Ebenso ist sein guter Wille, bei Beurtheilung einzelner dem Reichskanzler neuerdings opponirender parlamentarischer Größen möglichst über die Parteien sich zu stellen, nicht immer zur That geworden: man merkt ohne Weiteres die Sympathien, die der Verfasser im Stillen für die liberalen Größen Lasker, Rickert, Eugen Richter, Hänel u. s. w. hat, heraus; nur daß dieselben den socialpolitischen Plänen des Reichskanzlers nicht die von ihm gewünschte freudige Zustimmung entgegenbringen, trübt seine diesen großen Parlamentariern gezollte Bewunderung einigermaßen. Nicht ohne Humor ist die Eintheilung der letzteren in drei Classen: 1) die Eloquenzen, wozu Eugen Richter, Schulze-Delitzsch, Albert Hänel, A. Träger, E. Lasker, L. Bamberger, K. Braun, G. v. Bühler und Rickert gezählt werden, 2) gemischte Gesellschaft, bestehend aus den Herren v. Bennigsen, A. Falk, L. Sonnemann, W. Liebknecht, A. Bebel, W. Hasenclever und v. Niegolewski, 3) die „schwankenden Gestalten": Bruel, Lieber, v. Schorlemer-Alst und Windthorst.

—ψ—. Unter den Kannibalen auf Borneo. Eine Reise auf dieser Insel und auf Sumatra. Von Carl Bock. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Robert Springer. Mit einleitendem Vorwort von Alfred Kirchhoff. Mit dreißig Tafeln in Farbendruck, sieben Holzschnitt-Illustrationen und einer Karte von Borneo. Jena, Hermann Costenoble 1882. (S. XIX, 407; Lex.-8°.) — Der Malayische Archipel gehört zu den Wunderländern, in denen nicht nur eine üppige Natur ihre Schätze in der verschwenderischsten Weise ausgestreut, sondern wo auch eine höchst seltsame Cultur im Laufe der Zeit sich ganz eigenartig entwickelt hat. Mit besonderer Vorliebe hat sich der Forschungseifer diesen mit überschwenglichen Reichthümern ausgestatteten Gebieten dies- und jenseits des Aequators in der indischen Inselwelt zugewendet, wovon eine werthvolle und umfassende Literatur Zeugniß ablegt. Obgleich nun Borneo die größte der Inseln des Malayischen Archipels ist, und an Flächenraum nur von Grönland und Neuguinea übertroffen wird, so ist sie doch bei uns verhältnißmäßig weniger bekannt, während zahlreiche und treffliche niederländische Werke die Kenntniß dieses so werthvollen und interessanten Ländergebietes den Gebildeten der holländischen Nation vermitteln. Der Grund, daß gerade Borneo bis jetzt bei uns so wenig gekannt gewesen ist, liegt wol einzig und allein in der Lücke, welche nach dieser Seite hin unsere sonst so reiche Literatur bis auf den heutigen Tag aufzuweisen gehabt hat. Diesem Mangel ist nun gegenwärtig von der um die Länder- und Völkerkunde so hoch verdienten Verlagshandlung von Hermann Costenoble in Jena durch die Herausgabe eines ganz vorzüglichen Werkes über Borneo, woran sich die Schilderung einer Reise auf Sumatra anschließt, in einer Weise abgeholfen worden, daß der deutsche Büchermarkt auf diese Publication stolz sein kann, die zu dem Besten gehört, was in der jüngsten Zeit auf dem Gebiete der Reiseliteratur zu Tage gefördert worden ist. Der Verfasser, ein deutscher Landsmann, weitgereist und wohlunterrichtet, ausgestattet mit allen geistigen wie materiellen Erfordernissen zu Erledigung einer derartig schwierigen Aufgabe, hat hier seine Erlebnisse, Beobachtungen, Forschungen und Studien in einem Werke niedergelegt, das gleich weit von trockener Gelehrsamkeit, wie von seichter Popularität entfernt ist. So macht der Autor zwar keine Ansprüche an gelehrte Fachkenntnisse auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, er bietet nur das, was allgemein faßlich ist, in einer allgemein verständlichen Form, trotzdem verlangt er aber einen denkenden Leserkreis, nicht einen Leserkreis, der sich an flacher Trivialität genügen läßt, für einen solchen ist das inhaltreiche, ebenso anregende, wie belehrende Buch nicht geschrieben. Obgleich in erster Linie naturhistorischer Sammler im engeren Sinne, namentlich auf dem Gebiete der Zoologie, hat der Reisende doch auch der sonstigen Natur des Landes, wie ganz besonders der eigenartigen Bevölkerung, die ebensowol in anthropologischer, wie ethnologischer und culturlicher Beziehung das höchste Interesse darbietet, seine Aufmerksamkeit geschenkt. Die Veranlassung zu dieser Forschungsreise auf Borneo gab der Generalgouverneur von Holländisch-Indien, van Landsberge, welcher dem Verfasser den Auftrag ertheilte, sich zuerst nach Kutai zu begeben, einem Lande, welches unter den halb-unabhängigen Staaten im schlechtesten Rufe steht, und Bericht über die eingeborenen Stämme im Innern des Landes zu erstatten, die Thierwelt dieses Theiles der Insel zu beobachten und Sammlungen aus der Fauna dieser anzulegen u. s. w. In vorzüglicher Weise hat sich der Reisende seiner schwierigen Aufgabe entledigt, zumal wenn man bedenkt, mit welchen Hindernissen er zu kämpfen hatte, welchen Gefahren er ausgesetzt war unter einer Bevölkerung von Eingeborenen, welche noch berüchtigte Anthropophagen sind und bei denen die blutige Sitte der „Kopf-Jagd" noch immer im Gange ist. Der Beschreibung Borneos ist eine Schilderung einer Reise auf Sumatra hinzugefügt, welche der Verfasser im Auftrag des inzwischen verstorbenen Marquis v. Twendale im Frühling des Jahres 1878 behufs Anlegung von Sammlungen aus der Fauna des westlichen Theiles des inneren Landes der Insel Sumatra unternommen hatte. Wir müssen uns mit dieser kurzen Angabe des Inhaltes des Werkes, der ein überaus reicher ist, beschränken; unerwähnt dürfen wir aber nicht lassen, daß die Ausstattung des Werkes von Seiten der Verlagshandlung eine außerordentlich prachtvolle ist, wie man sie selten in Deutschland findet, wo man allerdings in dieser Beziehung nicht gerade verwöhnt ist. Eine ganz besondere Zierde für das Buch und das Verständniß wesentlich erhöhend sind die zahlreichen prächtigen Farbendrucktafeln, sowie die Holzschnittillustrationen und die treffliche Karte, in denen der Verfasser sein künstlerisches und malerisches Talent sehr zum Vortheil seines Werkes verwendet hat.

Digitized by Google

—*— Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert, in 104 Tafeln zusammengestellt, gezeichnet und lithographirt van Albert Kretschmar, Maler und Costümzeichner am Königlichen Haftheater zu Berlin, mit Text van Dr. Carl Rohrbach in Gotha. In Farbendruck ausgeführt van J. G. Bach in Leipzig. Zweite Auflage. Leipzig, J. G. Bach's Verlag, 1882. — Mit der uns vorliegenden sechsundzwanzigsten Lieferung liegt das große Prachtwerk in zweiter Auflage vollendet vor uns und rechtfertigt vollkommen, was wir bereits beim Erscheinen der ersten Lieferung dieser neuen, ganz wesentlich verbesserten und auch vermehrten Auflage in diesen Blättern (Wissensch. Blge. 1881 Nr. 50) über das Unternehmen ausgesprochen haben. Das Werk ist wissenschaftlich wie künstlerisch gleich bedeutend, und dürfte bei der Vorliebe, welche unsere Zeit für culturhistorische Studien an den Tag legt, auch weiteren Kreisen sehr willkammen sein. Bei seinem künstlerischen Werthe, wie bei der wissenschaftlichen Sorgfalt, mit welcher der Text abgefaßt ist, kann es Jedem, dem es nicht vergönnt ist, auf die Quellen zurückgehen zu können, sowol zum Studium, wie zur praktischen Verwerthung bestens empfahlen werden, namentlich werden Theater und bildende Künstler desselben nicht entrathen können. Die Tafeln sind zwar in der neuen Auflage dieselben geblieben wie in der ersten, jedoch um vier vermehrt warden, dagegen hat Hr. Dr. Rohrbach den Text einer gründlichen Durcharbeitung mit Benutzung der neuesten Errungenschaften der Farschung unterworfen. So sind alle neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Geschichte, der Culturhistarie und Kunstgeschichte gewissenhaft verwerthet warden, sa daß der Text, wenn auch papulär gehalten, dach den Anforderungen der heutigen Wissenschaft vollkammen entspricht. Es wäre überflüssig, sonst noch etwas zum Lobe des anerkannt trefflichen Werkes hinzuzufügen, das auch in seiner neuen Auflage den alten Ruf bewährt, ja denselben noch vermehrt.

—ψ—. Adalf Stieler's Hand-Atlas über alle Theile der Erde. Neu bearbeitet von Dr. August Petermann, Dr. Hermann Berghaus und Carl Vagel. 95 calarirte Karten in Kupferstich in 32 Lieferungen (31 Lieferungen zu 3 Blatt à 1 ℳ 80 ₰, 1 Lieferung zu 2 Blatt à 1 ℳ 20 ₰). Gotha, Justus Perthes. 1879 bis 1882. — Die bereits van uns in diesen Blättern — Wiss. Blg. 1879 Nr. 74 — erwähnte neue Auflage von Stieler's Handatlas liegt nunmehr mit der jüngst erschienenen 32. Lieferung vollendet var uns. Die Prognose, welche wir damals auf Grund der wenigen uns vorliegenden Blätter aufstellten, sie wird jetzt durch das nunmehr abgeschlossene Werk auf das Glänzendste bestätigt. Ohne Uebertreibung können wir behaupten, daß es weder in Deutschland, geschweige denn im Auslande einen Atlas giebt, welcher sich in Bezug auf den Gehalt mit dem Stieler'schen messen könnte, ahne uns dabei der Ueberschwänglichkeit schuldig zu machen, denselben für das Ideal eines Hand-Atlasses halten zu wallen, ja es ist sogar Manches an ihm auszusetzen, was anders sein könnte. Sa gehört eine ästhetischere Wirkung des Calarites nicht in das Bereich der Unmöglichkeit, auch die Klarheit des Oberflächen-Reliefs läßt hier und da zu wünschen übrig. Dach alles dies beeinträchtigt nicht den außerardentlichen Werth des großen Kartenwerkes, es verschwindet gegenüber den Vorzügen desselben. Wal werden wir dieselben beim Gebrauche des Atlas inne, aber ganz und aall ermessen läßt sich der Werth derselben erst dann, wenn man einen Blick auf dessen Herstellung wirft, wenn man alle die zahlreichen Factoren in Betracht zieht, welche dabei mit thätig sind und sieht, wie sie wirken. Da wird nicht mit fremden Kälbern gepflügt, nicht fremdes Eigenthum ausgebeutet. Ueberall finden wir, daß auf die primären und sichersten Quellen zurückgegangen ist. Mit der peinlichsten Sorgfalt, mit der größten Gewissenhaftigkeit und unter Obwalten der schärfsten Kritik werden dieselben benutzt, dabei aber auch nichts Neues, sobald es geprüft worden ist, unberücksichtigt gelassen. So können wir sagen, daß der Stieler'sche Hand-Atlas der zuverlässigste, der an Inhalt reichste, wie der das Neueste auf dem Gebiete der topographischen Verhältnisse unserer Erde darbietende ist, sa daß es kein anderes Kartenwerk van gleichem Umfange giebt, das die zahlreichen Veränderungen, welche namentlich verschiedene Staaten in den letzten Jahren erfahren haben, bereits brächte, wie denn auch keines in der Lage ist, die bedeutenden, sa wesentlich das Bild unserer Erdaberfläche umgestaltenden Ergebnisse der zahlreichen Reisen der Gegenwart, wie die vielen neueren Entdeckungen, welche die Erdkunde in der jüngsten Zeit gemacht hat, so schnell und so umfassend zu verwerthen. Wir müßten Spalten füllen, wallten wir die Berichtigungen, Ergänzungen und Vermehrungen, welche diese neue Auflage gegen die frühere, auch erst vor wenig Jahren vollendete, erfahren hat, hier aufzählen. Durch die erwähnten Varzüge ist Stieler's Handatlas zu einem Quellenwerke geworden, aus dessen reichem und zuverlässigem Materiale alle cancurrirenden Karthographen schöpfen, denen die Arbeit dadurch zu einer sehr leichten gemacht ist. Ja Karten, wie die von Süd-Amerika, der Vereinigten Staaten, van Australien und anderen Länderstrecken, können nirgends sa tüchtig und wissenschaftlich vallendet bearbeitet werden als in Gotha, wo die Perthes'sche Anstalt weder Mühe, noch Zeit, noch Kosten scheut, um ein Werk herzustellen, das zwar in seinem bescheidenen Auftreten wenig sinnberückend, dafür aber van desta gediegenerem Inhalt ist.

— Das Jahrbuch des Gebirgs-Vereins für die sächs.-böhm. Schweiz, das in diesem Jahre zum ersten Mal van genanntem Verein herausgegeben wurde, bringt eine Reihe für die Specialgeschichte Sachsens höchst interessanter Beiträge. Prof. Dr. Ruge giebt zuerst auf Grund einer dem Hefte beigegebenen Karte der sächsischen Schweiz aus den Jahren 1592 und 93 eine Forstbeschreibung dieses Landestheils, warauf eine älteste Geschichte der Burg und Stadt Hahnstein, welche durch eine aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammende Federzeichnung illustrirt wird, von Pastar Görner falgt. Ein Bartrag über den Plauenschen Grund bei Dresden von Prof. Dr. Fritz Schulze und Mittheilungen des statistischen Bureaus in Dresden über die Bevölkerung und valkswirthschaftlichen Verhältnisse der sächsischen Schweiz bilden die nächsten Artikel, an welche sich noch Mittheilungen über die Thätigkeit des Vereins und seiner Sectionen, sowie das Mitgliederverzeichniß anschließen. Gedruckt ist das Jahrbuch bei Meinhold und Söhne in Dresden und nur durch den Verein zu beziehen.

— Slavina. Eine wendische Sage von Hermann Eduard Jahn. Leipzig 1882, C. Reißner. — Nicht eine Besprechung sall van diesem Gedicht gegeben werden, sondern eine kurze Directive für den jungen, talentvallen Autar. Wenn von einem jungen Autor schan 8 bis 10 dichterische Buchpublicationen vorliegen, so ist das in neunundneunzig Fällen vom Hundert jedenfalls eine Unnatürlichkeit: es wird kaum ein Werk davon ein Werthvolles, Ganzes sein. Es werden gute Einzelheiten in der Masse oan Praductian stecken, aber sie werden verstreut sein in einer Fülle von weniger Bedeutendem. So geht es auch bei H. E. Jahn. Sehr viel Talent, aber kein direct brauchbares, ganzes Poem. Dem Dichter ist zu rathen, weniger zu schreiben, aber dies Wenige mehr ausreifen zu lassen und es zu vertiefen. Julius Rissert.

Leipzig, 30. Sept. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redactian der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Navitäten eingegangen:

Arbeiterversicherung, Zur, Geschichte und Wirken eines deutschen Gewerkvereins 1866—1881. Leipzig-Reudnitz, J. Mäser.

Aus allen Welttheilen. Illustrirte Monatshefte. 13. Jahrg. Leipzig, Oswald Mutze. pro Heft 80 ₰, jährl. 9,60 ℳ.

Balbi's Allgemeine Erddeschreibung. 7. Aufl. 6. bis 10. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 75 ₰.

Baumgarten-Crusius, Abriß der sächs. Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der einzelnen Königl. Sächs. Truppentheile bis einschließlich des Feldzuges 1870/71.

Blätter für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt. IX. Bd. 3. Heft. Jena, Frdr. Frommann. 1.—4. Heft 10 ℳ.

Blätter für populäre Rechtswissenschaft. 3. u. 4. Lfg.: Die Zur-Disposition-Stellung der Waare im Geschäftsverkehr. Minden, J. C. C. Bruns. 2,50 ℳ, jährl. 7,50 ℳ.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 33. bis 39. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 50 ₰.

Centralstelle für öffentliche Gesundheitspflege zu Dresden. 10. u. 11. Jahresbericht der chemischen, Von Hafr. Prof. Dr. Fleck. Dresden, R. v. Zahn. 8 ℳ.

Chambrun, La Foi, l'Espérance et la Charité. Statues par Eug. Guillaume. Paris, Garnieur Frères.

Chemnitz, Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer zu, 1879 und 1880. Chemnitz, Ed. Focke.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine, Sept. c., Leipzig, J. C. Hinrichs. Viertelj. 2 ℳ.

v. Criegern, Der Gustav-Adolf-Verein in den ersten 50 Jahren seines Bestehens. Leipzig, Selbstverlag des Centralvorstandes der G.-A.-Stiftung. 1,50 ℳ.

Delff, Ueber den Weg, zum Wissen und zur Gewißheit zu gelangen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 2 ℳ.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. V. Jahrg. 1. Heft. Wien, A. Hartleben. à 70 ₰.

Du Chaillu. Im Lande der Mitternachts-Sonne. 17. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 1 ℳ.

Ebstein, Die Fettleibigkeit (Corpulenz) und ihre Behandlung. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 2 ℳ.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. 2. Abth. 5., 6. u. 7. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt.

Erler, Vom Bodensee zum Arlberg. Ein poetischer Spaziergang. Bregenz a. B., Wagner'sche Buchhandlung.

Feuerwehren, Exercir-Reglement für die, des sächs. Landes-Verbandes. 4. Aufl. Plauen i. V., F. H. Hänsel. 40 ₰.

Friedberg, Vorschläge zur technischen Durchführung einer prozentualen Börsensteuer. Jena, Gustav Fischer.

Gebirgs-Verein, Jahrbuch des, für die sächs.-böhmische Schweiz. I. Dresden, Meinhold & Söhne.

Geographisches Handbuch zu Andree's Handatlas. 5. u. 10. (Schluß-) Lfg. Bielefeld and Leipzig, Velhagen & Klasing. Vollständig 12,50 ℳ.

Gesky's Schwank: Ein Wechsel in Sicht. Düsseldorf, Gustav Jockwer. 50 ₰.

Göginger, Reallexikon der deutschen Alterthümer. 16./17. Hefl. Leipzig, Woldemar Urbon. 2 ℳ.

v. Gottschall. Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. 5. Aufl. 1. u. 2. Bd. Breslau, Ed. Trewendt.

Häckers Jugendbibliothek. 6 Hefte. Düsseldorf, Felix Bagel. à 75 ₰.

Hornemann, Vom Zustande des Menschen kurz vor dem Tode. 5. Aufl. Gotha, Gust. Schloßmann. 80 ₰.

Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. 95. bis 100. Lfg. Leipzig, Otto Spamer. à 50 ₰.

Junckerstorff, Die Arbitrage. Münz- und Währungs-Verhältnisse. Das Prämien- und Stellagegeschäft. Berlin, Haude & Spenersche Buchhdlg. 4 ℳ.

Kalender: H. Fehland's Ingenieur-K. 1883 nebst Beilage. Berlin, Jul. Springer. 3,20 ℳ. — Verbesserter Historien-Kalender auf 1883. Jena, Frdr. Frommann. — Dr. W. Löbe's landwirthschaftl. K. für Sachsen 1883. 25. Jahrg. Leipzig, Reichenbach'sche Buchhdlg. 2 ℳ.

Kartenwerke: Plan von Alexandrien nach dem Bombardement, von Ulisse Calvi. Triest, Jul. Dase 1,20 ℳ. — Specialkarte des Kriegsschauplatzes von Ismoilia bis Kairo. Gotha, Justus Perthes, 80 ₰. — Operationskarte von Unter-Egypten und dem Sues-Canal. Leipzig, Wagner & Debes. 1,20 ℳ.

v. Kochtitzky, Die Erziehung des Hundes zum Genossen im Zimmer und bei Ausgängen. Leipzig, Rother & Drescher. 75 ₰.

Kohlrausch, Der Diskus. Leipzig, Ed. Strauch. 1,50 ℳ.

Koller, Neueste Erfindungen und Erfahrungen. 10. Heft. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Kronenberg, Drastisches Allerlei aus dem Gebiete der wilden Medicin. 1. Das Quacksalberthum. Münster i. W., Rab. Gierke 75 ₰.

Kürschner, Deutsche National Literatur. 1. u. 2. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. à 50 ₰.

Lehmann, Ueber systematische Förderung wissenschaftlicher Landeskunde von Deutschland. Berlin, Dietrich Reimer.

v. Leixner, Unsere Zeit. 52. u. 53. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 ₰.

Moldenhauer, Das Weltall und seine Entwickelung. 17. u. 18. (Schluß-) Lfg., 2 Bde. Köln, Ed. Heinr. Mayer. 14,40 ℳ.

Maschkau, Unser König Albert auf der Auerhahnbalz. Zittau, Constantin Martin.

Mühlbach, Friedrich der Große und sein Hof. 8. Aufl. Berlin, Otto Janke. 2 ℳ.

Musikalien, Neue, von Rob. Forberg, Leipzig: Von Abt, Barth, Haydn, Krug, Rheinberger, Wohlfahrt, Barge, Godbert und Reinecke.

Neumann's Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs. 2. bis 4. Lfg. Leipzig, Bibliographisches Institut. à 50 ₰.

Nielsen, Aus dem inneren Leben der katholischen Kirche im 19. Jahrh. 1. Bd. Deutsch von Ad. Michelsen. Karlsruhe, H. Reuther. 5 ℳ.

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. Sept. u. Oct. c. Breslau, S. Schottländer. Viertelj. 6 ℳ.

Perrot und Chipiez, Geschichte der Kunst im Alterthum. 5 Lfg Leipzig, F. A. Brockhaus. à 1,50 ℳ.

Prillwitz, Zur Erinnerung an die 4. allgemeine lutherische Konferenz in Schwerin. Dargun, P. Reimann. 50 ₰.

Rostenberg in Thüringen, Gesundbrunnen und Sammerfrische. Von A. Schreckendach, Stadtpfarrer. Selbstverlag u. Commissionsverlag von Ed. Frommann, Jena. 1 ℳ.

Reichs-Justiz-Commission, Verhandlungen der,: Strafprozeß-Ordnung, 3. Lesung; Gerichtsverfassungsgesetz, 3. Lesung. à 2 ℳ, Civilproceß-Ordnung, Sachregister. Berlin, Fr. Kortkampf.

Reinstein, Scherz und Ernst. Den Kameraden der deutschen Feuerwehren gewidmet. Plauen i. V., F. H. Hänsel. 1. Heft. 2. Aufl. 50 ₰, 2. Heft 60 ₰.

Richter's Vortrag: Die Zunahme des Selbstmordes, insbesondere in Sachsen. Leipzig, Paul Heichen.

Rosegger's ausgewählte Schriften. 61. bis 70. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 50 ₰.

Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst. 2. Lfg. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 2 ℳ.

Rückert's gesammelte poetische Werke. 18. bis 40. (Schluß-) Lfg Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. à 60 ₰.

Solings Börsen-Jahrbuch 1881/82. Supplement-Bd. Berlin, Haude & Spenersche Buchhdlg. 6 ℳ.

Somoraw's Roman: „Um den Halbmond". 1. bis 4. Bd. Leipzig und Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 15 ℳ.

Schneider, Die schöne Gartenkunst. Stuttgart, Eugen Ullmer.

Schrommen, Alldeutschland. Bilder aus der Götter- und Heldensage, aus der Geschichte und Kulturentwickelung des deutschen Volkes. 1. Lfg. Cöln, Ed. Heinr. Mayer. à 80 ₰.

Schrottenthal. Die Pflegerinnen der nordisch-germanischen Göttersage. Münster i. W., Rob. Gierke. 25 ₰.

Schwarz und Curtman, Lehrbuch der Erziehung. 8. Aufl. von H. Freiensehner. Leipzig, C. F. Winter. 2. Th. 6 ℳ. (1. 4 ℳ)

v. Schweiger-Lerchenfeld, Griechenland in Wort und Bild 14. u. 15. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. à 1,50 ℳ.

Siegel, Das Gesetz, die Vollziehung des Arrestes in unbewegliches Vermögen betr. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. 1,80 ℳ.

Soundorfer, Usancen und Paritäten des Getreidehandels. 2. Aufl. Ausgabe f. Deutschland. Berlin, Jul. Springer. 3 ℳ.

Staatswappen, Flaggen und Kokarden aller Länder der Erde. 9. Aufl. Frankfurt a. M., Wilh. Rommel. In Farbendruck 10 ℳ, in Schwarzdruck 4 ℳ.

Stangen, Aegypten Auf Grund 15jähr. Erfahrungen ꝛc. Leipzig, Schmidt & Günther. 1 ℳ.

Steglich, Betrachtungen über Lehrlings- und Innungswesen. Dresden, Ed. Blochmann & Sohn.

Taine, Die Entstehung des modernen Frankreich. Deutsch von L. Katscher. 2. Bd. 2. Abthlg Leipzig, Ambr. Abel. 9 ℳ.

Treu's Volksschauspiel: Emma, oder Der geflickte Thaler. Münster i. W., Robert Gierke. 1,20 ℳ.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. 9 u. 10. Heft c. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Vom Fels zum Meer. Illustr. Zeitschrift. 2. Jahrg. 1. Heft. Oct. c. Stuttgart, W. Spemann. Viertelj. 3 ℳ.

Wachenhusen's Roman: „Der Schweden-Schatz". 1. bis 3. Bd. Leipzig und Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 12 ℳ.

Wellmer, Gemüthsbildung und Thierschutz. München, J. Gotteswinter.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung ꝛc. 11. u. 12. Heft. Leipzig, Rich. Lesser. Viertelj. 1,50 ℳ.

Wereschagin, Reiseskizzen aus Indien. 1. Bdch.: Ost-Himalaya. Leipzig, B. G. Teubner. 2,50 ℳ.

v. Witzleben-Wendelstein, Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten. 1. (Oct.-) Heft. Viertelj. 6 ℳ.

Wolff's medicinisches Vademecum und Desselben balneologisches Vademecum. Leipzig, Kößling'sche Buchhandlung.

Zahnkünstler, Vierteljahrsschrift des Vereins deutscher, 2. Heft c. Leipzig, Ed. Strauch. Jährl. 6 ℳ.

Zeitschrift des Königl. Sächs. Statistischen Bureaus. 27. Jahrg. 1881, Heft 3 u. 4. Leipzig, K. Expedition der Leipz. Ztg. und Dresden, R. v. Zahn. Jahrg. 3 ℳ, Heft 1,50 ℳ.

Zroker, Der Gustav-Adolf-Verein in Haupt und Gliedern. Actenblätter für die XXXVI. Hauptversammlung zu Leipzig 1882. Leipzig, F. C. W. Vogel. 3 ℳ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 80. Donnerstag, den 5. October. 1882.

Inhalt: Fremde Touristen über das Leipzig nach den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, mitgetheilt von Paul Lemcke. — Bücherbesprechung (Jeremias Gotthelf's „Anne Bäbi" in neuer Auflage).

Fremde Touristen über das Leipzig nach den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Mitgetheilt von **Paul Lemcke.**

Von den Reisebüchern, welche die Touristen des 16. und 17. Jahrhunderts niederzuschreiben liebten, hat sich eine ziemliche Reihe handschriftlich, in Abschrift oder im Druck in Bibliotheken wie in Raritätensammlungen bis auf unsere Tage erhalten.

Zu denen jener Bücher, die durch den Druck uns überkommen sind, zählt als eines der bemerkenswerthesten, aber heutzutage auch seltensten dasjenige, dessen weitschweifiger Titel im Auszuge lautet: „Des Herrn de Monconys ungemeine und sehr curieuse Beschreibung seiner in Asien und das gelobte Land, nach Portugall, Spanien, Italien, in Engellandt, die Niederlande und Teutschlandt gethanen Reisen, worinne er allerhand artige Schildereyen der Nationen, sonderbare Sitten und alles das, was sonst merckwürdiges auf Reisen vorkommt, anführet."

de Monconys entstammte einem alten und berühmten burgundischen Adelsgeschlechte, und wurde um 1618, wahrscheinlich zu Lyon, geboren. Seine erste Bildung genoß er in dem Jesuitencolleg daselbst, um sodann auf der Hochschule zu Salamanca Naturwissenschaften und namentlich „Scheidekunst oder Chymie" zu studiren.

Sein gewaltiger Wissensdrang hielt ihn nach der Vollendung seiner Studien nicht lange in der Heimath: überall studirend, überall gelehrte wie hochgestellte Bekanntschaften anknüpfend und, vermöge seiner gewinnenden Persönlichkeit, überall wohl aufgenommen, wanderte der hochberühmte Forscher durch die meisten der damals auf unserer Halbkugel einem Fremdlinge zugänglichen Länder.

„Wenig Personen von seinem Stande können sich rühmen, daß sie, wie er gethan, alle Potentaten von Europa in vertraulichen Reden oder Schriften unterhalten dürfen."

Die für uns werthvollste und interessanteste seiner 1697 in deutscher Uebersetzung zu Leipzig und Augsburg im Druck erschienenen Reisen ist diejenige, welche ihn vom September 1663 bis zum April 1664 als Reisebegleiter eines französischen Herzogs von Chevreuse durch Deutschland, und auf einige Tage auch nach Leipzig führte.

Es war am 24. October 1663, als unsere Reisenden von Magdeburg aus in der Pleißestadt eintrafen.

Von den Anführungen, welche de Monconys über seine Erlebnisse in der letztern seinem Reisetagbuche einverleibte, sei folgender kurze Auszug hier wiedergegeben.

„Am 24. October 1663 musten wir von 6 Uhr an bis 10 Uhr reiten, weil wir zu Landsberg, so 4 Meilen von Cöthen liegt, zu Mittag speisen wollten; in der gantzen Ebene ließen sich noch gar viel Kennzeichen der unseligen Kriegesfrüchte sehen.

Wir brachen umb 3 Uhr da auff, und kamen ein Viertel nach 5 Uhren endlich nach Leipzig, drey Meilen von Landsberg. Von dieser Seite kan man die Stadt nicht wohl eher sehen, als biß man gantz nahe dabey ist, weil weder dir Thürme hoch, noch sie allzu groß ist, auch ein klein Gehölze nebst der etwas hochliegenden Strasse den Prospect verhindert, wiewohl man doch die Spitzen und Giebel von den Häusern sehen kan.

Anfangs deuchtete michs nicht so gar viel sonderliches damit zu seyn, wie ich denn an der gantzen Fortification weder Wälle noch Bastionen, noch andre Werke, sondern allein vor dem Hallischen Thore einen ungestalten halben Monden und niedrige Mauren von Ziegelsteinen antraff; jedoch war der Graben mit Wasser angelauffen. Alle Häuser waren von Lehm oder Holtz gebauet und mit Schindeln gedeckt, so viel ich sehen kunte biß an unser Quartier hin, an welchem aber kein Zeichen zu spüren war.

Am 25. October umb 11 Uhr gieng ich zu dem Herrn Joachim Eckholt, der mich sehr höfflich empfieng, und sich zu aller möglichen Bedienung erbote, auch vor uns ein bequemer Quartier bey einem Rathsherren zu verschaffen sich bemühete. Selbiger redete gut Frantzösisch, und war auch Willens, weil er Platz genug hatte, uns auffzunehmen; seine Frau aber, die von guter Miene und wohlgewachsen war, machte darüber viel Bedenckens, daß also endlich nichts daraus wurde.

Besagter Kauffmann Herr Eckholt redete gut Italienisch, und wohnte, wie fast durchgehends die Häuser in Leipzig sind, in einem sehr großen Hause, so tieff hinein gieng und einige lange Höfe hatte; auff dem Dache aber waren ein drey biß vier mit Glaßfenstern versehene Zimmer, biß fast an den Forst auffgeführet, welches sehr artig ließ, wiewol die Dächer, so auf Frantzösische Art gebauet, nur mit Schindeln gedeckt waren. Er hatte viel Gewölber im Hofe angelegt, und solche mit Zahlen bemercket.

Es lag aber das Hauß zu nechst am Marckte, welcher fast viereckt ist, und in der Länge 233, in der Breite aber 100 Schritte hielte.

Und weil damals die letzten Tage der Messe waren, so stunden noch viel Buden auf dem Marckte, und in allen Häusern noch viel Vorrath von Gütern. Die Strassen sind breit und wohl angelegt, die Stadt aber ist sehr klein, wie wir von dem Thomasthurn sehen kunten, und möchte in dem Stück mit Aix in der Provence füglich verglichen werden.

Das Frauenzimmer trägt daselbst einen Aufsatz, wie eine Mütze gemacht, so mit Peltzwerck bebremet ist und das gantze Hintertheil des Hauptes bedecket.

An dem einen Ende der Stadt liegt das Schloß, so ziemlich starck und mit einigen Bastion-Spitzen ohne Flanquen versehen ist. Es wird aber von Frembden niemand leicht hinein gelassen.

Die Landschafft daherum ist schön, und an der einen Seite der Mauer läufft ein kleiner Fluß vorbey, woraus der Graben mit Wasser angelassen wird, welcher von dem Fluß durch einen schmalen Strich Erde und einen nicht gar viel taugenden halben Mond abgeschnitten ist.

Digitized by Google

Den 26. October war ich wieder bey dem Herrn Eckholt, und bemerckte die inwendige façon der Häuser. Die eine Seite derselben geht auff die Gasse, allwo die Säle zu den Stuben angelegt. Vor denselben ist ein grosses Vorhauß oder Vorsaal, auff welchen man so wohl in die Stuben, als in die daran stossende Küche und den Gang, auf diesem aber in viel kleine an dem Seitengebäude stehende Zimmer kommen kan. Das Seitengebäude aber ist so lang, als der Hoff.

Als ich von ihm gieng, sahe ich mich ein wenig in den Buchläden um, und befand an den Mannspersonen, so in Trauer giengen, daß sie ihre Hüte mit Flohr überzogen und von der Hutschnure an einen langen Strich Flor biß auff die Fersen hinten nunter hängen hatten. Nach der Mahlzeit besuchte uns der Herr Eckholt, und vermeldete, daß der Herr Bürgermeister dißmahl seine Naturalien-Cammer nicht zeigen könte, und sich deßwegen entschuldigen ließe. Also vertrieben wir uns die Zeit zu Hause mit Spielen.

Den 27. October sahe ich mich frühmorgens auf den breiten und wohl durchschnittenen Gassen um, auf welchen hin und wieder Ziehbrunnen von einer steinernen Architectur mit darauff gesetzten Statuen und Bildern zu befinden waren; und ging ich sofort in die sehr artige S. Niclaskirche, deren Gewölbe und Pfeiler mit Laubwerck grau angestrichen, und zum Theil bindenweise verguldet waren. Rings herum gehet eine kleine Emporkirche, so von außen mit Engelbildern van erhabener Arbeit, die an dem Fuß der anstatt des Gatters dieser Emporkirche dienenden Pfeiler sassen, gezieret war.

Von dar begab ich mich in die Paulinerkirche, in welcher sehr viel Fahnen und etwa vier Contresaits von 4 Sächsischen Churfürsten in Lebensgrösse gemahlt an den Pfeilern befestiget waren.

Ferner besahe ich auch das grosse Fürstencollegium, worinne die Professores Philosophiä lesen; es ist aber selbiges weder schön, noch wohl gebauet. Es sagte mir ein Student, daß dergleichen Collegiorum noch fünffe wären. Mein Absehen war, den Professorem Mathematum, der auf dem Hofe wohnete, zu sprechen, er hatte aber eben damals andere Dinge zu thun; ich kauffte darauf einige Landcharten, Kupfferstiche, und den orbem pictum Joh. Amos. Comenii, muste ihn aber vor 15 Frantzösische Pfund bezahlen.

So sahe ich auch in den Buchläden die Topographiam Germaniae et Galliae in 8 Bänden, so um 50 Patacons gehalten ward; weil sie aber in teutscher Sprache geschrieben war, ließ ich sie stehen.

Indem ich also in dem Buchladen war, fuhr der General Arnheim in einer mit sechs Pferden bespannten Carosse vorbey, welcher eine andere mit vier Pferden und vier Reutern folgete.

Wir führen darauff nach Lützen, ein Städtgen zwischen Landsberg und Leipzig, allwo der König von Schweden, Gustav Adolph, erschossen worden.

Nach der Mahlzeit fuhr ich mit dem Hertzoge nach der S. Niclaskirche, allwo eben ein Kind war getaufft worden; der Weiber gingen wohl sechszig mit, paar und paar, als wie in Prozession; die von Condition vorne an, und trugen grosse runde mit Marder außwendig gebremete Mützen. Die gemeine Bürgersweiber aber Hauben van Sammt, so über den Nacken rund zugingen, und mit Peltzwerk innwendig gefüttert waren, der Pippelmutter ihre aber war so groß, fast als wie ein Türckischer Turban; die Weiber aber durchgehends trugen kleine schwartz gefütterte Mäntelgen, welche nicht anders liessen, als wie Scherpen.

Den 28. October lieferte ich meine Briefe dem Kauffmann, nahm das Maas von dem Marckte, und gieng darauff in die Haupt-Kirche zu S. Thamos, allwo sehr viele Weiber nach dem Mannsvolcke communicireten. Sie stunden alle auffgerichts, als sie das heilige Nachtmahl empfiengen. Die Jungfern trugen einen Auffsatz, so hinten mit Fadengalde oder Schnürgen gestickt war. Bemeldte Kirche ist fast genau wie die S. Niclaskirche gebauet, aber verguldet ist sie nicht wie diese. Im Rückwege bemerckte ich einige schöne Plätze, den vornehmsten aber ist doch der grosse Markt, dessen eine Seite das Rathhaus beynahe gantz einnimmt; an der andern Seite desselben liegt noch ein Marckt, so nach jenem der beste.

Nach der Mahlzeit führte der Herr Eckolt den Hertzog in des Herrn Bürgermeisters Lorentzens Hauß, allwo er von dessen beyden Töchtern, die sehr wohl frantzösisch redeten, aufs höflichste empfangen wurde, und zwar im Namen ihres abwesenden Vaters. Sie zeigten ihm darauff die obbemeldte Naturaliencammer, in welchem zwar ein schöner Vorrath von artigen Sachen, jedoch gar wenig war, das ich nicht anderswo schon gesehen hätte.

Jedoch gefiel mir darunter ein Stück Jaspis, so auf einer Seite roth und auf der andern grüne war, jede drei Linien dick; es schien, als ob zwey Stücken, eines an das andere geleimet wären, so gleich und nett hatte die Natur selbige Farben voneinander unterschieden.

So war auch das Thier, so der Peruanische Teuffel genennet wird, so schön daselbst zu sehen, als ich deßgleichen noch nirgends angetroffen, nebst einer grossen Menge grosser und wahl conservirter Vögel, zur Seite aber lagen einige wächserne Tafeln, wie die Alten gebrauchet haben, sie waren aber auf Teutsche Art beschrieben.

Das Frauenzimmer führte darauf den Hertzog in alle Gemächer, in deren jedem einige Curiositäten, sowohl im Aufputz, als Schildereyen, Kleiderschräncken, Küstgen und dergleichen zu finden waren; unter andern gefiele mir eine wohl gemachte Presse von Ebenholtz. Die älteste von bemeldten Frauenzimmern zeichnete und mahlte gar artig.

Den 29. October sahe ich eine Braut in der Niclas-Kirche zur Trauung führen; sie wurde von vielen Jungfern und Weibern paar und paar begleitet, und als sie in die Kirche traten, ward die Musik, mit der Orgel, Trompeten, Violinen, und Vokalstimmen angefangen, worauf sie sich im Chore setzten.

Weil ich aber nicht Zeit hatte, lange da zu warten, so ging ich zu einem Materialisten und feilschete Hörner von Einhorn, die er vor 400 Reichsthaler bote, und führete ferner den Herrn Eckholt in unser Quartier, allwo der Hertzog ihn bey der Tafel behielte. Er erzehlte, daß des Churfürsten von Sachsen Einkünffte aus Leipzig sich auff viermalhundert tausend Thaler beliefen; nach genommener Mahlzeit aber fuhren wir in einer zwar schmalen, aber wohl gefügten Carosse, fünffe aber von unsern Leuten in einem bedeckten Wagen gegen Bezahlung von 30 Piastern aus Leipzig Dresden zu.

Um ein Viertel nach 6 Uhr kamen wir nach Wurtzen, wo wir im Wirthshaus zum güldenen Löwen vor uns allesammt nur zwei Betten vorfanden." —

Es wird des Interesses nicht entbehren, diesen in verschiedenen Beziehungen für das heutige Leipzig und seine Bewohner nicht wenig schätzbaren Mittheilungen eines französischen Reisenden einiges aus den Aufzeichnungen anzuschließen, welche ein englischer Tourist, der nicht ganz ein Jahrzehnt später in Leipzig weilte, über diese Stadt seinem Reisetagbuche einverleibte.

Edward Brown, ein gelehrter Arzt, erhielt von der königlich englischen medicinischen Gesellschaft in London im Jahre 1668 den Auftrag zu einer fünfjährigen Reise durch die Niederlande, Deutschland, Ungarn, die Balkanhalbinsel und zurück, sowie zur eingehenden Berichterstattung über seine dortigen Erlebnisse.

Seine bezüglichen Mittheilungen erschienen, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt, im Jahre 1711 bei Johann Ziegler in Nürnberg im Drucke, und enthalten ebenfalls manches für die Jetztzeit nicht uninteressante Material.

Ueber Leipzig, das der gelehrte Reisende von Freiberg aus im October 1672 erreichte, findet sich in diesen Mittheilungen unter anderm Folgendes:

„Von Freiberg aus setzte ich meine Reise nach Leipzig fort, nahm also meinen Weg über Waldheim und Colditz, und kam endlich in der volkreichen Handelsstadt Leipzig an.

Diese Stadt liegt an der Elster, welcher Fluß im Vogtlande entspringet und durch Meissen endlich in die Saale laufft. Und ist dieses eine reiche und grosse Handelsstadt, welche alle Jahr drey Messen oder Märckte hat; da denn aus vielen Städten ein grosser Ueberfluß von allerhand Kauffmannschafften anhero geführet, und allhier die Waaren in der Menge verhandelt werden.

Die Stadt ist wohl gebauet, und sind verschiedene Häuser daselbst sieben Stock hoch. Das Schloß oder die Festung Pleissenburg wird starck besetzt gehalten, und stehet ein starcker weisser Thurn darin: die Wercke um die Stadt aber sind nicht so sonders merckwürdig, wiewohl man sie sehr starck sollte machen können.

Die Kirche zu St. Nicolai ist trefflich ausgezieret, und hat den Namen, daß sie von Innen die schönste sey unter denen Lutherischen Kirchen von Teutschland. Sie haben auch einen schönen Gottesacker, rings umbher mit einer Mauren umbgeben: da denn, was etwas ansehnliches ist, in eigenen Schwibbögen an der Mauren, die übrigen aber unter freyem Himmel begraben werden.

Leipzig ist auch berühmt wegen zwoer grossen Feldschlachten, welche in dieser Gegend in dem letzten Schwedischen Kriege gehalten worden; nemlich die eine zwischen Gustavo Adolpho, König von Schweden, und Grafen Tilly, General über die Kayserlichen, allwo die Schweden einen grossen Sieg erhielten, auch der Tilly selbst verwundet ward, und die Flucht nehmen mußte. Die andere einige Jahr hernach allhier auch gehaltene Schlacht geschahe zwischen dem Schwedischen General Leonhard Torstenson und Ertzhertzog Leopold Wilhelm und Octavio Piccolomini, Kayserlichen Generalen, allwo die Kayserlichen abermalen geschlagen worden.

Es ist auch eine berühmte Universität zu Leipzig, zu welcher die Hochteutschen Studenten von Prag den ersten Grund geleget, als deren in dem Aufstande der Hußiten auf auf einen Tag wohl in die zweytausend miteinander daselbst ankamen: und ist dieses die eine von den dreyen Universitäten, so in Sachsen liegen, und gehöret, neben der Universität Wittenberg an der Elbe, unter den Churfürsten von Sachsen; Jena aber, die dritte, an der Saale, unter die Hertzoge von Weimar. Auf dieser Hohen Schule treibet man zwar vornehmlich die Rechten, doch sind auch Gelehrte allhier in andern Facultäten und Wissenschaften.

Im Rath zu Leipzig sind auch ansehnliche Leute: darunter sonderlich der Herr von Adlershelm, einer von den Bürgermeistern, ein höflicher gelehrter Mann und grosser Liebhaber von Curiositäten, deren er viel mit sonderbahrem Fleiß gesamlet hat. Er hatte fünff schöne Töchter, welche in allerley trefflichen und ungemeinen Arbeiten erzogen waren, als da sind: Zeichnen, Blumen-Mahlen, Einlegen von Perlemutter und Steinen, und anderen dergleichen. Wie sie denn auch unterschiedliche Sprachen redeten, so sie in Holland, allwo sie eine Zeit lang erzogen worden, gelernet. Also, daß dieses Haus des Herrn Bürgermeisters von Adlershelm über die Massen ausstaffiret war mit den schönsten Sachen, so von seinen eigenen Kindern gemacht waren: und waren benebenst allda zu sehen die vornehmsten Curiositäten, so in Leipzig zu finden.

Sein Gartenhaus ist überaus wohl gebauet, und inwendig wie auswendig bemahlet: in dem da herum geführten Wasser aber siehet man Moscowitische Enten, Indianische Gänse und viel ander gantz ungemeines Geflügel.

In seiner Raritätenkammer siehet man nicht weniger viele merckwürdige Dinge; weil ich dergleichen aber auch an andern Orten viel gesehen, und erst unlängst ein gut Theil solcher Dinge in meinem Tagbuche bei Dreßden mit angeführet, so will ich deren hier nicht weiters gedencken.

Nur will ich hier nicht vergessen, ein Strumpffband von einer Englischen Braut, welches man allhier auch zeiget, mit der Erzehlung, auf was Weise die Bräutigam solches abnehmen, und auf ihrem Hute tragen: welches den Deutschen sehr fremd vorkam. Dadurch ich verursachet ward, ihnen solches zu bekräfftigen, mit Versicherung, daß ich selbst verschiedne Mal ein solches Strumpffband getragen.

Als ich diese volckreiche Handelsstadt Leipzig verließ, nahm ich meinen Weg schnur gerade nach Magdeburg." —

Soweit mit den Anführungen unsrer beiden Gewährsmänner über Leipzig, die schon deshalb nicht ermangeln werden, im Kreise der Leser dieser Blätter einiges Interesse zu erwecken, weil sie aus jener Zeit entstammen, in welcher das unglückliche deutsche Vaterland, und mit ihm nicht in letzter Linie die Stadt Leipzig, von den Schrecken und Stürmen des dreißigjährigen Krieges sich mühsam zu erholen begann.

Bücherbesprechung.

— Jeremias Gotthelf's „Anne Bäbi" in neuer Auflage. — Jeremias Gotthelf, das Pseudonym für Albert Bitzius (gest. 1854), ist als Volksschriftsteller und Verfasser von Dorfgeschichten in seiner Eigenheit, Vorzüge wie Mängel eingerechnet, ja bekannt und auch wol anerkannt, dennoch ist es vielleicht nicht überflüssig, bei Gelegenheit einige aufmerksam machende Worte über ihn ins Feld zu führen. Eine neue Ausgabe eines seiner Werke liegt jetzt vor, bestimmt, den Autor in noch weiteren Kreisen beliebt zu machen, als es bisher der Fall gewesen: es ist die Erzählung: Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht.*)

Gotthelf ist in gewissem Sinne ein Antipode von Berthold Auerbach, dem Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten. Man hat nicht mit Unrecht behauptet, daß der in diesem Jahr verstorbene große Sohn von Nordstetten, wo er auch begraben liegt, seine Bauern und Bäuerinnen salonfähig gemacht habe: Auerbach's Gestalten haben immer etwas wie Sonntagsschmuck an sich. Es ist dies vielfach in übermäßiger Weise tadelnd berührt worden, aber etwas Wahres wird man dem Tadel nicht ganz absprechen können.

Gerade das Gegentheil findet bei Jeremias Gotthelf, dem Schweizer, statt. Seine Bewohner des Berner Landes tragen selten Sonntagskostüm: am liebsten schildert sie ihr Dichter im Arbeitsrock inmitten ihrer alltäglichen dörflichen Umgebung. Das wäre an und für sich eine berechtigte Eigenheit. Aber unser Verfasser bleibt dabei nicht stehen: er sieht diese alltägliche Umgebung des Berner Bauernlebens gern von der wenig ästhetischen Seite des dörflichen Schmutzes, ja mit nicht zu verkennender Vorliebe beschäftigt er sich einseitig gerade mit diesem. Man hat gesagt, Gotthelf's Gestalten hätten etwas vom Geruche ihrer ländlichen Beschäftigung an sich: an dieser Bemerkung ist viel Wahres. Hinter Hansli Jowäger's Haus, so beginnt gleich der Roman, der Anlaß zu diesen Zeilen giebt, „lag der schöne appetitliche Misthaufen, das eigentliche Herz des Bernerbauernhofes" — dieser Anfang ist höchst charakteristisch für Jeremias Gotthelf.

Ich meine, das Richtige liegt, wie so oft, auch bei der Behandlung von Dorfgeschichten in der Mitte. Man wird gerade bei diesen Dorfgeschichten eines möglichst treuen Stimmungscolorits nicht entrathen können, als Basis für die

*) Neue wohlfeile Ausgabe. Zwei Bände. Berlin 1882, J. Springer. Preis 3 ℳ.

Gestalten, die da agiren sollen: auch diese müssen der „Wirklichkeit“ möglichst angenähert werden; aber der Poet wird um das Idealisiren, das ja seine eigentliche Aufgabe ist, nicht herum kommen können. Im Punkte des Idealisirens aber fehlt Gotthelf, meines Erachtens nach, allzu oft. Man muß nicht vergessen, daß die Menschen, als Objecte des Dichters, erst dann für den Leser Interesse gewinnen, wenn sie, von ihrem prosaischen Boden losgelöst, in eine gewisse Sphäre der Allgemeinheit gehoben worden sind. Allzu große prosaische Treue ist nicht immer von poetischem Interesse. So berührt der erste Theil der „Anne Bäbi“ eigentlich wenig interessant; man fragt sich: Was gehen mich diese Querköpfe von Berner Bauern, Bäuerinnen, Knecht und Magd an, die, vermöge ihrer Beschränktheit, gerade das Gegentheil von dem thun, was ein vernünftiger Mensch in gleichem Falle thun würde? Das mag für den Culturhistoriker beachtenswerth sein, für den Dichter ist es wenig interessant. Erst da beginnt die Geschichte uns zu fesseln, als, aus dem Kreise dieser im Grunde genommen häßlichen Geschöpfe heraus, uns die holde Lichtgestalt Meyeli's entgegentritt, versöhnend die, welche bisher getrennt waren, das Unheil mildernd, die Krankheit heilend, welche der Thoren Blindheit herbeigeführt: ein Engel inmitten nichtiger Menschen.

Das Ideal einer Dorfgeschichte liegt wol immer noch in den Schöpfungen Gottfried Keller's verborgen, in seinen „Leuten von Seldwyla“, vor Allem in der Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, die man nicht mit Unrecht „das verwirklichte Ideal einer Dorfnovelle, ein Juwel von Poesie“ genannt hat. Welche Treue des köndkichen Colorits ist hier nicht wiedergegeben, und dabei welche Gestalten von Licht und Poesie stehen hier auf und gehen zu Grunde, ohne daß man doch sagen müßte, sie seien in ihre Umgebung hineingetragen. Herausgewachsen aus dieser sind sie, durch und durch wahr!

Man möge nun aber nicht glauben, daß bei Gotthelf, weil mit dessen Schwächen hier charakterisirend angefangen ist, nur diese Schwächen vorhanden seien — im Gegentheil! wo viel Schatten, ist auch viel Licht. Ich habe gerade mit seinen Schwächen begonnen, um mit seinen Stärken zu endigen. Poesie steckt auf jeden Fall in dem Mann drin, der dieses Verhältniß zwischen dem armen, durch ärztliche Quacksalberei der Eltern und Anverwandten um seine Gesundheit und Schönheit fast betrogenen Jakobli Jowäger, dem Sohne Anne Bäbi's, und der ihn liebenden und heilenden Meyeli zu schildern vermochte. Und vor allen Dingen die Charakteristik und Greifbarkeit der Gestalten! In dieser ist Gotthelf Meister. Gotthelf ist, um einen beliebten Vergleich aus dem Gebiete der Schwesterkunst Malerei herbeizuziehen, Niederländer, seine Malerei ist Kleinmalerei: er geht vom Einzelnen, Minutiösen aus, um beim Ganzen, Großen aufzuhören, dann aber steht die Gestalt des Gemeinten voll und lebendig da. Und unser Verfasser malt nicht etwa äußerlich, so treu das Aeußerliche auch wiedergegeben wird, er giebt das Aeußerliche nur, weil es und insofern es ein Ausdruck von etwas Innerlichem ist, eine nothwendige Folge dieses: er ist Seelenmaler und zwar hervorragender. Und zwar nicht ein solcher allein, denn eben vermöge seiner Fähigkeit, Gestalten zu schaffen, ist er noch mehr: Gotthelf ist wirklicher Poet, ein echter Künstler!

Der Roman „Anne Bäbi“ gehört wol nicht zu den bedeutendsten Dichtungen Gotthelf's, als deren beste man wol „Uli, der Knecht und Pächter“ ansehen mag: schon der Stoff ist diesmal kein recht erquicklicher „Anne Bäbi“ ist eine Krankheitsgeschichte, die Krankheitsgeschichte eben des Sohnes der Anne Bäbi, Jakobli, an welchem die Mutter, entgegen dem Rathe aller Vernünftigen, durch Quacksalberei sündigt: die Tendenz der Erzählung — denn von Tendenz ist Gotthelf nie frei — richtet sich gegen die Quacksalberei, die leibliche wie die geistige. Sie ward, wie die Vorrede der neuen Ausgabe besagt, dem Verfasser aufgenöthigt. Aus obiger Charakteristik von Gotthelf'schem Naturolismus heraus wird der Leser erkennen können, zu welch unerquicklichen Schilderungen unseren Autor gerade eine physische Krankheitsgeschichte — eine Pockenkrankheit — verlocken mußte. Es fehlt da nicht an häßlichen Stellen, namentlich zu Beginn des Romans. Später verschwinden sie.

Wie schon gesagt, Gotthelf's Dorfgeschichten spielen im Berner Lande und zwar im Berner Lande der Vergangenheit, denn, wie es in der Vorrede der neuen Ausgabe heißt, „die Zustände, die hier geschildert werden, sind vielfach andere geworden . . . Die neuen Mittel des Verkehrs haben unser Ländchen den benachbarten Staaten nahe gebracht. Unsere abgeschlossenen Thäler, unsere einsamen Höfe, die kleinen Städtchen mit den engen Gassen, die reichen Dörfer mit ihrer stolzen Bauernaristokratie sind aus ihrer Weltverlorenheit herausgetreten . . . Ihr eigenartiges Leben, die besonderen Charakterzüge ihres Wesens in Sprache und Sitte reißt dieser (der Völkerverkehr) wie im Sturme mit sich fort.“ Und zwar nicht nur im Berner Lande spielen diese Geschichten, auch im Berner Deutsch sind sie geschrieben, d. h. die hochdeutsche Erzählung ist mit Dialog durchsetzt, der im Berner Lande gesprochen wird, sobald er zwischen Bauern stattfindet, was ja zumeist der Fall ist. Das ist ein etwas precärer Punkt. Ich will hier nicht auf die Frage über die Berechtigung der Dialektpoesie eingehen, insofern sie als eine Specialität der Kunstdichtung unserer Zeit überhaupt auftritt. Aber das „Berner Dütsch“ ist kein leichtes: man hat, wenn man sich nicht besonders mit dieser Mundart beschäftigt hat, seine liebe Noth, es zu verstehen. Diesem Uebelstande hat die Redaction vorliegender Anne Bäbi-Ausgabe dadurch zu steuern gesucht, daß sie bei schwierigen Stellen des fremden Idioms die Uebersetzung ins Hochdeutsche in Klammern beigesetzt hat: gewiß eine dankenswerthe Beigabe. Aber für mein Gefühl ist des Guten darin noch nicht genug geschehen. Die Explicationen hätten reichlicher sein können, und hätten besser, etwa so wie bei den Fritz Reuter-Ausgaben, unter den Text als Anmerkungen, nicht in den Text verwiesen werden können.

Sehr anzuerkennen ist allerdings die Arbeit des Kürzens allzulanger die Handlung unnöthig unterbrechender Reden: Gotthelf ist ohnehin, selbst in dieser Kürzung, kein Schriftsteller, der uns durch Kürze und Präcision des Ausdrucks für sich einnimmt. Gotthelf ist, wie mancher Volksschriftsteller, ein red- und schreibseliger Autor. Dies möge den Leser aber nicht abschrecken, sich durch unnöthige Breiten der Darstellung hindurchzuarbeiten: ein einsichtiger Genießender wird ohnedies sofort herauszufinden wissen, an welchen Stellen er, unbeschadet des Verständnisses, selbst die Arbeit des Kürzens zu vollziehen und an welche Stellen er seine volle Aufmerksamkeit anzusetzen hat.

Man wird sehen, in wie weit die neue Ausgabe der „Anne Bäbi“ ihre Aufgabe erfüllen wird, auf Jeremias Gotthelf des Weiteren aufmerksam zu machen: hier möge auf die Ausgabe freundlichst hingewiesen werden. Verloren ist der Autor für das deutsche Publicum auf keinen Fall: in zwei Jahren ist Gotthelf dreißig Jahre todt, also für neue Herausgeber „vogelfrei“: schon dieser Umstand wird ihm zu immer weiterer Verbreitung verhelfen.

Julius Riffert.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 81. Sonntag, den 8. October. 1882.

Inhalt: Die Elektricitäts-Ausstellung in München. I. — Leipziger Stadttheater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Metaphysik und Dogmatik, von Prof. Dr. Fricke. Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts, herausgeg. von Bernh. Seuffert. Johann Faust, herausgeg. von Karl Engel. Bilder und Studien aus dem Thierreich, gezeichnet und herausgeg. von Heinrich Leutemann. Sächsischer Volkskalender für 1883. Urkundenlehre, von Dr. Friedr. Leist. „Deutsche Warte").

Die Elektricitäts-Ausstellung in München.

I.

Den Dampf und die Elektricität, diese beiden gewaltigen Naturkräfte, in ihrem freien Wirken und Walten vorhanden während des ganzen Laufes der Jahrtausende, nach denen die Geschichte unserer Erde zählt, hat das einzige Jahrhundert, in dem wir leben, erobert, bezwungen, in den Dienst der Technik gestellt. Ungeahntes ist damit erreicht worden, seit der ziſchende Dampf der Vulkane, das brodelnde Wasser des Kochtopfes ausgenutzt sind als treibende Kraft, seit man den wilden Sprossen der Elektricität, der im Blitze leuchtend und zündend niederfährt, zu Gegenständen gründlicher Untersuchungen gemacht, die Kräfte und die Leistungsfähigkeit erkannt hat, welche in dem elektrischen Stram schlummern. Dieser letztere scheint bestimmt, den Dampf weit zu übertreffen an Mannigfaltigkeit der Leistungen, an staunenerregender Vielseitigkeit. Lange Jahre hindurch ist die Untersuchung der elektrischen Kraft in die Studirzimmer und Laboratorien der Gelehrten eingeschlossen geblieben. Eine lange Reihe von Wahrnehmungen, Erfahrungen, Erfindungen mußte vorangehen, ehe die Anwendungen, die man von den elektrischen Naturkräften gemacht, dem praktischen Leben übermittelt werden konnten. Nun aber werden die Fortschritte der Elektrotechnik immer überraschender. Sie häufen sich derart, daß der Laie ihrer Entwickelung kaum mehr zu folgen vermag. Er kümmert sich zunächst nur um die Erscheinungen, um die gewonnenen Ergebnisse. Je glänzender jene, je staunenswerther diese sind, desto mehr wird ihn die Elektrotechnik interessiren. Mit der Gewinnung einer ungeheuren Zahl solcher Leistungen und Erscheinungen ist die Elektrotechnik denn ausstellungsfähig geworden, ausstellungsbedürftig eigentlich, denn die scheinbaren Wunder, die sie verrichtet, sollen auch der großen Menge gezeigt und erklärt werden. Es dürfte fortan kaum mehr ein Jahr vergehen, ohne daß die Beispiele, welche London, Paris und jetzt München gegeben, nachgeahmt werden. Für den nächsten Sommer plant Wien eine Elektricitäts-Ausstellung. Das ist gut und nothwendig, denn jedes Jahr, jeder Monat, ja jeder Moment bringt neue Eroberungen auf dem Gebiete dieser in voller Jugendfrische stehenden Wissenschaft und ihrer Anwendung.

Wissenschaft und Gelehrsamkeit gehören kaum auf eine Ausstellung. Nur gelegentlich dürfen wir hineinblicken in ihre Studirzimmer und Laboratorien, um uns so weit zu unterrichten, daß wir das Gebotene verstehen können. Die Technik, so sagte der Präsident unserer Ausstellung sehr richtig, liebt nicht den langsamen gemessenen Fortschritt der Wissenschaft, sie rechnet nicht nach Jahrhunderten und Jahrzehnten, sondern nach Jahren, Monaten, Wochen. Darum muß die Wissenschaft die Führerin der Technik bleiben, und von diesem Gesichtspunkte ist die Ausstellung ins Leben gerufen. Auch wir werden daher kurz die Quellen betrachten, denen die Kraft entströmt, welcher wir die im Münchener Glaspalast zu schauenden Wunder verdanken.

Um die Elektricität für technische und Industriezwecke in großem Maßstabe nutzbar zu machen, muß man über elektrische Ströme von großer und gleichmäßiger Stärke verfügen können. Dies war früher nicht möglich. Die hydrogalvanischen Elemente dienten zwar für Haustelegraphie, für medicinische Zwecke, zur Erzeugung jenes elektrischen Lichts, welches man zu Bühnen-Effecten braucht, genügten aber weder für allgemeine Beleuchtungs- noch für sonstige technische Anwendung. Die Elektrotechnik bedarf starker, gleichmäßiger, durch Magnet inducirter Ströme. Faraday hat 1831 zuerst versucht, einen galvanischen Strom zu erzeugen, indem er einen geschlossenen Drahtleiter einem Magnetpole näherte und wieder entfernte. Die so hervorgerufenen Magnet-Inductionsströme erhielten jedoch erst Bedeutung für die Technik durch Siemens, der zeigte, daß, wenn man in einer magnetelektrischen Maschine den Stahlmagneten durch einen Elektromagneten ersetzt und den Draht desselben mit dem Drahte des Inductors verbindet, der anfangs schwache Inductionsstram, indem er gleichzeitig den Draht des Elektromagneten durchfließt und dessen Magnetismus verstärkt, durch fortgesetzte Drehungen des Inductors auf ungeahnte Stärke gebracht werden kann. Aus dieser Entdeckung entstanden die Dynamo-Maschinen. Jede Arbeitskraft, die Dampfmaschine, der Gasmotor, das fließende Wasser, kann nun dazu verwendet werden, jene fortgesetzten starken Drehungen auszuführen, um den elektrischen Strom zu der ungeheuren Stärke und Gleichmäßigkeit zu steigern, die erforderlich sind für alle technischen Verwendungen der Elektricität. Für Demonstrationen, Laboratorien ꝛc. genügen Kräfte, die momentan durch Kurbeldrehung mittels der Hand erzeugt werden. Aber diese Rotationen bilden die Basis alles elektrischen Betriebes, also auch aller Vorgänge und Erscheinungen, welche die Ausstellung bietet.

Diese Ausstellung ist mit sehr großem Geschick aufgebaut. Der ungeheure Glaspalast ist in einen Garten umgewandelt. In der Mitte rauscht ein hoher Springbrunnen auf. Blumenparterres, Dickicht von Lorbeeren, tropisches Laub, Gänge zwischen Tannenmassen, Ruhesitze in freundlichen Bosquets sind ganz reizend gestaltet. In dem künstlichen Garten, halb von Dickicht verborgen, steht eine alte Kapelle, graues Gemäuer, enge Bogenfenster, ein steiles Dach mit Thürmchen, alles mittelalterlich ernst. Ihr gegenüber liegt ein Theater. Aus dem freundlichen Vorgarten betreten wir das durch Draperien geschlossene Portal, lebhafte Decorationsmalerei prangt an den Außenwänden. Bei weiterem Umherwandeln entdecken wir noch eine Oberlichthalle, in der sich eine Gemälde-Ausstellung

befindet, eine Schulstube mit kleinen Arbeitspulten, ein photographisches Atelier. Das füllt den Raum der weiten Glashalle. Ringsum aber um diesen Mittelgarten läuft eine Reihe von Cabineten, kleinen Sälen, Arbeitszimmern, alle stilvoll möblirt, mit geschmackvollem Hausrath ausgestattet, Schöpfungen des Münchener Kunstgewerbes, das hier glänzende Proben seiner Leistungsfähigkeit ablegt. Der erste Eindruck ist ein sehr glücklicher, schon wenn wir den Raum am Tage betreten.

Aber erst der Abend steigert den Gesammteindruck aufs Höchste. Während des Tages sieht man meist Fachmänner, Besucher, welche die Ausstellungsstücke studiren, Neues sich eingehend erklären lassen wollen. Es ist da ziemlich leer. Um 5 Uhr schließt man die Ausstellung auf zwei Stunden, um die Beleuchtung vorzubereiten. Erst um 7 Uhr findet sich das große Publicum ein. Dann strahlt Alles in wahrhaft seenhaftem Glanze, dann flanirt Publicum aller Gesellschoftsclassen, Aelpler in dicken Wämsern mit Kniehosen und Spitzhüten, Weiber mit silbernen Riegelhauben oder schwarzseidenen Kopftüchern, Studenten, Künstler, elegante Damen der Gesellschaft, Officiere mit ihren Damen in lebhaftem Corso durcheinander. Der Abend ist die eigentliche Ausstellungszeit. Da wird das Eintrittsgeld um das Doppelte erhöht, da sammeln dichte Menschenmassen sich in der Umgebung.

Schon von fern kündigt sich während dieser Stunden die Ausstellung an. Ein starkes elektrisches Licht wird von dem Dache des Palastes über die Stadt geworfen, so daß die Thürme wie von Sonnenschein beleuchtet sind, das Gaslicht der Straßen dagegen erbleicht. Eine der Zugangsstraßen hat Edisan gänzlich mit elektrischen Lampen beleuchtet, die aus dem Palaste selbst gespeist werden. Der dunkle Rauch und der silberige Dampf der Bewegungsmaschinen steht wie eine mächtige Wolke über dem Ausstellungsgebäude, und farbiges Licht, glühendroth, silberweiß, grün, goldig fluthet durch diese Dunstmassen, so daß sie selbst leuchten und glühen in allen Farben. Drinnen senden die hohen Bogenlichter Ströme von Vollmondschein durch den Garten. Das farblose Licht, das diesen tagbell erleuchtet, contrastirt wunderbar gegen das goldige der Glühlichtlampen, die von Edison erfunden, von vielen Anderen neuconstruirt, alle Zimmer behoglich und warmtönig erleuchten. Machen wir uns nun zuvor mit den verschiedenen Arten dieser Lichter und ihrer Erzeugung bekannt.

Von allen Anwendungen der Elektricität für die Technik macht heute die Erfindung und Vervollkommnung des elektrischen Lichtes das meiste Aufsehen. Immer Neues wird da ersonnen. Siemens und Edison sehen wir da mit stetig verbesserten Einrichtungen in Wettstreit mit einander und eine große Zahl verschiedener deutscher Elektrotechniker bilden die Systeme weiter aus. So ist denn erst ganz vor Kurzem dem schon früher angewendeten hellen farblosen „Bogenlichte" in den Edison'schen „Glühlichtlampen" eine bedeutende Nebenbuhlerschaft erwachsen, und für beide Beleuchtungsarten eröffnen sich besondere Gebiete. Ehe noch Siemens durch Construction seiner Dynamo-Maschinen dem elektrischen Strome jene Stärke und Nachhaltigkeit gegeben hatte, die ihn zur Uebernahme größerer technischer Leistungen befähigen sollte, war es Davy gelungen, den Voltaischen elektrischen Lichtbogen herzustellen. Er ließ, 1821, den Strom von 2000 Elementen durch zwei zugespitzte Kohlenstifte gehen und erzeugte jenes Licht, das wir noch heute mit Bogenlicht bezeichnen. Für momentane Wirkungen im Theater ꝛc. genügte dieses durch Elemente geschaffene Licht, aber es wollte nicht gelingen, dauernd die Distanz der Kohlenstifte zu reguliren und ebenso fehlte die dauernde Stärke des elektrischen Stromes, welche erst die Dynamo-Maschine der Technik brachte. Jablochkoff erfand seine Kerze und gab dadurch der Einführung elektrischer Beleuchtung eine wesentliche Förderung. Dieses Licht wurde durch abwechselnd entgegengesetzt gerichtete Ströme mit Hilfe der inzwischen vervollkommneten dynamo-elektrischen Maschine gebildet. 1878 während der Pariser Weltausstellung beleuchtete Jablochkoff mit seinen Kerzen zuerst einige Straßen und Plätze von Paris versuchsweise und der Versuch gelang. Wissenschaft und Technik ruhten aber nicht. Hefner-Alteneck bildete die Erfindung weiter in einem neuen System, construirte die Differentiallampe und gab damit dem Voltaischen Bogenlichte eine für die Praxis lebensfähige Verbesserung, die von verschiedenen Elektrotechnikern noch weiter geführt wurde. Als eine interessante derartiger Constructions-Variationen hebt der Katalog die Locomotiv- und Schiffslampe hervor. In verticalen, mit einander communicirenden Röhren, die mit Oel, Glycerin ꝛc. gefüllt sind, bewegen sich dichtschließende, die Kohlenstifte tragende Kolben Die Regulirung der Kohlenstifte besorgt ein Elektromagnet oder ein Centrifugal-Regulator.

Mit der Erzeugung und Vervollkommnung dieses Bogenlichtes hatte man ein Beleuchtungssystem gewonnen, das sich für Straßen und Plätze, für große Hallen, weite Räume vortrefflich eignete und dafür bald verwendet wurde. Für das Innere der Häuser, für Theater, für alle Zwecke, wo es sich nicht nur um helle, durchdringende Erleuchtung, sondern auch um eine dem Auge angenehme, die Gegenstände in ihrem Farbentone nicht verändernde Erhellung handelte, war das elektrische Bogenlicht nicht zu brauchen. Denn es ist absolut farblos, hat einen eisig kolten Ton, der dem Vollmondscheine gleicht, diesen aber an Intensität bedeutend übertrifft. So schienen der elektrischen Beleuchtung ganz bestimmte Grenzen gesteckt. Aber die Männer der Wissenschaft und der Technik ruhten nicht. Schon 1845 versuchte King, einen dünnen Platindraht oder einen Kohlenstab, der in luftleerem Raume eingeschlossen wurde, durch starken elektrischen Strom so stark zum Glühen zu bringen, daß jener zu leuchten begann. Für die Praxis war damit noch wenig gewonnen. Auf dieser Erfindung weiter bauend, gelang es dann 1878 Edison, das zu finden, was dem elektrischen Lichte noch mangelte. Er bannte in eine kleine längliche, völlig luftleere Glaskugel einen hufeisenförmig gebogenen Kohlenfaden, dessen Enden sich an nach außen führende Platindrähte fest schließen. Werden diese nun in die elektrische Strömung eingeschaltet, so glüht der Kohlenfaden und verbreitet eine angenehme, dem Auge wohlthuende warmtönige Helle von goldigem Glanze. Das sind die Glühlichtlampen Edison's, die bald von anderen Technikern variirt, in der Construction weitergebildet wurden. Wir finden auf der Ausstellung derartige Glühlampen nach Constructionen von Siemens, von dem Augsburger Riedinger, von Müller aus Hamburg, von Amerikanern und anderen deutschen Elektrotechnikern.

Nun war dem elektrischen Lichte erst die Perspective auf Alleinherrschaft eröffnet, nun ein Licht gefunden, das sich für Zimmer, Theater, für alle Zwecke besser eignete, als das Gas. Die verschiedenste Anwendung aller dieser elektrischen Beleuchtungssysteme zeigt uns die Ausstellnng an jedem Abend. In der Vorhalle, durch die wir eintreten, hängt ein Bronze-Kronleuchter mit den Glaskügelchen ganz behängt, aus denen das goldige Glühlicht strömt. Es giebt das dem Vorraume einen heiteren, warmen, behaglichen Ton, den die Bogenlichter niemals hervorzubringen vermögen. Von hier blicken wir in das Gartengefilde des Ausstellungspalastes. Dort strömen die runden Glocken der Bogenlicht-Apparate silberigen Vollmondschein aus. Die Blumen, das Tannendickicht, die Laubholz-Partien sind überströmt von diesem farblosen Lichte Inmitten rauscht der Springbrunnen auf. Sein Strahl glitzert in grünem Edelsteinlichte, die in die Scholen hinabplätschernden Wasser leuchten feuerfarben. Gegenüber dem Eintritt öffnet sich eine Arkadenstellung von Rundbogen, eine Art Porticus, auf die Restauration. Dort hat man aus Eisenconstruction in dem heiteren Kneipgarten laubenartige Bogen gebildet,

Digitized by Google

aus denen Glühlichtkügelchen von Siemens hervorblühen. Zur Seite liegt eine altdeutsche Weinstube. Sie wird nur durch drei große, ganz aus Glasmalerei gebildete Fenster erhellt, auf denen das Märchen von Schneewittchen und den Zwergen dargestellt ist. Draußen brennen am Tage und am Abende elektrische Lampen und erzeugen den Sonnenschein, der durch die bemalten Fenster in das trauliche Gemach dringt.

Wir schlendern im Garten umher. Im Halbdunkel liegt die mittelalterliche Kapelle. Wir folgen der Menge, die durch die enge Pforte den Eingang sucht. Auch das Innere ist dunkel. An dem einen Betpult vor dem Altare brennt trübe eine Wachskerze. Auf dem Schemel daneben kniet ein Priester in purpurnem Gewande, das langfaltig auf den Fußboden fließt. Er scheint tief in Gebete versunken. Man sieht nur den Rücken, das greise Haupt. Da fällt aus den Butzenscheiben des oberen Gewölbes ein heller Sonnenstrahl auf den geistlichen Herrn. Der Purpurmantel wird von Licht überstrahlt, das weiße Haar scheint wie von Heiligenschein umflossen, die Sonne erhellt auch den Raum vor dem Altar, nur in den oberen Gewölbepartien des alten Gemäuers herrscht nach matter Dämmer. Es ist eine elektrische Sonne, deren Licht in dieses mittelalterliche Gotteshaus fluthet.

Daneben liegt die Kunstausstellung. Der Christus am Kreuze von Gabriel Max war am Tage kaum zu sehen. Jetzt strahlt das Sonnenlicht ebenfalls auf das Gemälde. Das Leichen-Colorit des Fleisches, die edlen Züge des gesenkten Hauptes, der gespenstiges Licht ausstrahlende verfinsterte Sonnenball, die in Dunst gehüllte Landschaft scheinen transparent, das Licht bringt in die Geheimnisse dieser mystischen Welt. Ebenso werden Landschaften, Genrebilder, Bildnißköpfe der Münchener Coloristen wunderbar beleuchtet, wenn man gerade das Glück hat, einen Moment zu treffen, in dem das elektrische Licht ruhig steht. Das ist nicht immer der Fall. Die Ausstellung hat sich alle möglichen alten Locomobilen zusammensuchen, hat sich auswärtigen Technikern anvertrauen müssen und da versagt Manches. Das sind kleine Jugendschwachheiten, die schwinden werden. Bewiesen ist hier indessen, daß unsere Kunstausstellungen fortan nicht mehr von der Mitwirkung des Tageslichtes abhängig sein werden, daß man sie auch während der freieren, angenehmeren Abendstunden wird offen halten und durch elektrische Beleuchtung viele Gemälde zu größerer Wirkung bringen können.

Ganz besonders aber kammen die neuesten Erfindungen dem Theater zu statten. Gerade zu derselben Zeit, als furchtbare Theaterbrände die Welt in Schrecken versetzt, als die heitere Schaubühne durch eine unglaubliche Menge häßlicher und verstimmend wirkender Sicherheitsmaßregeln geschädigt werden mußte, ist in den Glühlichtlampen Edison's und seiner Nachfolger die äußerste Verminderung, wenn nicht Beseitigung ernstester Gefahr für die Bühnen gefunden worden. Denn überall haben wir gesehen, daß nur durch das Gas alle schrecklichen Folgen der Theaterbrände herbeigeführt worden sind. Nun hat man in dem Ausstellungsgarten eine Bühne erbaut, die nur mit elektrischem Lichte erhellt wird. In dem Plasond des Zuschauerraumes befindet sich eine Milchglas-Platte, durch welche einige Bogenlichtflammen angenehme Helle in den Saal senden. Dieses farblose, kühltönige Licht ist so stark, daß wir bequem kleine Schrift lesen können, es läßt aber auch die warme, goldige Bühnenbeleuchtung wirksamer hervortreten. Orchester, Coulissen, Proscenium, Rampen und Soffiten werden nur durch Glühlicht erleuchtet. Jeder Abend erbringt aufs Neue den Beweis, daß dieses an Ruhe und Sicherheit, an angenehmer Wirkung auf das Auge alle sonstigen Beleuchtungsarten übertrifft. Es verändert nicht im geringsten das Incarnat der lebenden Gestalten, die Farben der Decorationen und der Stoffe. Seine Glaslämpchen werden kaum lauwarm, also sind Verschlechterung der Luft und Feuersgefahr so gut wie ausgeschlassen. Einige Mitglieder des Hoftheaterballets produciren sich jeden Abend in Gruppirungen, Pantomimen, Verschlingungen. Sie benutzen dazu farbige Blumengewinde, Tücher, Shawls, nur um die Wirkung der Beleuchtung zu zeigen. Der Erfolg des Glühlichts ist hier ein vollständiger. Hr. v. Perfall, der Intendant, ist bereits fest entschlossen, die Glühlampen-Beleuchtung in den Hoftheatern einzuführen. Hr. v. Hülsen, der Vorsitzende des Verbandes deutscher Bühnenleiter, hat die diesjährige Zusammenkunft derselben nach München berufen, so daß die Directionen sich durch eigene Anschauung von den Vorzügen dieses Erleuchtungssystems überzeugen können.*) Hier in München erwägt man nur noch, ob die billigere Kraft des Isargefälles oder die Dampfmaschine als bewegende Kraft benutzt werden soll.

Es ist kein Kampf des Bogenlichts gegen das Glühlicht, der sich hier abspielt, sondern ein fröhliches Wetteifern beider auf ganz bestimmt abgegrenzten Gebieten. Rings um den von silberweißem Bogenlichte erhellten Garten liegen Zimmer, Säle, Cabinete. Da hat man auch ein einfaches Bauernstübchen aufgebaut, auf dessen Tischplatte ein dünnes Groschenlicht seinen trüben Schein durch den engen Raum verbreitet, wol nur zu zeigen, mit welch dürftiger Beleuchtung noch unsere Eltern sich haben begnügen müssen. In allen jenen geschlossenen Räumen verbreitet das goldige Glühlicht freundliche Helle. Da liegen schwere Smyrnaer Teppiche auf dem Fußboden, darüber das zottige Fell eines Eisbären. Polstermöbel mit Eselstaschen und türkischen Stoffen tapeziert, bronzene Barokrahmen, Oelgemälde, Statuen, geschnitzte Möbel, Nürnberger Oefen füllen die Räume des Salons. Von der Glaskrone hängen wie dicke Glastropfen die Edison-Glühlämpchen herab, erleuchten allen Hausrath, das Zimmer bis in den äußersten Winkel sonnig hell, ohne zu blenden, ohne das Auge anzugreifen und zu ermüden. In dem kleineren Studirzimmer daneben soll der Blick und das Licht concentrirt werden auf den Schreibtisch, auf den Leseplatz. Da finden wir Studirlampen, deren Glühlicht, durch übergehängte Schleier noch am Ausstrahlen gehindert, nur den beschränkten Platz angenehm erleuchtet. Wir sehen einen kleinen Apparat zum Anzünden der Cigarre, Nachtlampen und Flurlaternen mit den Lämpchen Edison's angenehm und zweckmäßig versorgt. Das Krankenzimmer, die Brauereien, die von den Wirkungen des Gases viel zu leiden gehabt haben, begrüßen dieses neue wärme- und dunstlose Licht als glücklichste Neuerung. Georg Hirth will in einer von ihm aus lauter alten, farbenächten Stilstoffen zusammengestellten Einrichtung eines altdeutschen Zimmers den Nachweis führen, wie günstig das Glühlicht auf polychrome Innendecorationen wirkt. Wir finden Kunstarbeiten aus Japan, Gewebe türkischen, persischen, indischen Ursprungs, Holzwerk aus deutscher Renaissancezeit mit Intarsiaturen farbiger Hölzer, Bronzen, Krystalle, einen grünglasirten Ofen in einem Erkerzimmer harmanisch zusammengestimmt. Das neue Licht thut den alten Prachtstücken nirgends Gewalt an. Es verrichtet nur den Dienst des heiteren Sonnenscheins, stellt alle Farben- und Stoffwerthe in richtiges Verhältniß, tönt sie goldigwarm ab. Ebenso herrlich und wirkungsvoll sind die Kojen mit Glühlämpchen erleuchtet, die der bayerische Kunstgewerbeverein mit einem Bazar prachtvoller Kunstarbeiten gefüllt hat.

Mit dem bisher allein bekannten farblosen Bagenlichte wäre eine zweckmäßige und schöne Erleuchtung von Innenräumen, Theatern und Luxusläden unmöglich gewesen. Erst diese Glühlichter Edison's und seiner Nachfolger haben dem elektrischen Lichte unsere Häuser geöffnet. Van ganz wunderbarem Effecte ist es nun, aus der Vollmondhelle des mit

*) Diese Versammlung hat in voriger Wache bereits stattgefunden und alle auf der Ausstellungsbühne gemachten Versuche sind vam größten Erfolge begleitet gewesen. Auch die Steigerung und Minderung des Lichts ist so vollständig gelungen, daß die meisten Bühnenleiter im Princip für die Einrichtung elektrischer Beleuchtung mittels Glühlichtlampen gewannen warden sind.

Bogenlicht erleuchteten Gartens in diese Zimmer hineinzuschauen, deren warmtöniges, goldiges Licht Behagen und Wohnlichkeit ausstrahlt, während jenem farblosen Lichte eine gewisse Kälte des Tons eignet, die für Straßen, Bahnhofshallen ꝛc. nichts schadet. Schon um des allgemeinen Anblicks sind diese Abende der Elektricitäts-Ausstellung ungemein fesselnd. Die Lichtträger für all diese Glühlampen kommen meist aus den großen Berliner Fabriken von Schessler und Hauschner, Spinn, Stobwasser. Die Berliner Industrie versorgt ja die halbe Welt mit Lampen und hat sich schnell auf die neuen Leuchtsysteme eingerichtet. Hohe Standkandelader, Metallkronen, Salon- und Studirlampen für elektrisches Glühlicht, sind mit vielem Geschmack construirt. Die schönsten stehen in einem Cabinet, in welchem Edison seine Leistungen gesondert ausstellt. Der bayerische Kunstgewerbeverein hat aber auch eine Concurrenz ausgeschrieben für formenschöne, zweckmäßige Entwürfe elektrischer Luxuslampen. Da kann die Phantasie der Künstler frei schalten, nicht gefesselt durch die Nothwendigkeit des häßlichen Beckens für Petroleum, der dicken Zuleitungscanäle für Gas. Man hat altdeutsche Leuchtweibel, schlanke Renaissancecompositionen, anmuthige Glockenbündel gebildet mit stilvollem Ornamente. Das Kunstgewerbe sucht bereits nähere Beziehung zu dem Glühlicht.

Doch werden wir uns mit diesen augenfälligen Wirkungen, den herrlichen Effecten nicht begnügen und auf unserem Rundgange nachsehen, wie man das neue Licht sonst noch verwendet. In dem einen Winkel des Palastes arbeiten jetzt die Motoren emsig mittels Dampf- und Gaskraft, um während des Abends durch ewige Rotation den Inductionsstrom des Elektromagneten so ungeheuer zu stärken, daß er alle die ihm anvertrauten Functionen verrichtet. Saumselige und unzuverlässige Aussteller von Motoren und Dynamo-Maschinen bereiten dem Comité manche Sorge, denn sowie die Bewegungsmaschine in ihren Drehungen nachläßt oder aufhört, verglimmen und erlöschen die Lichter. Das wird sehr hübsch an kleinen für Unterrichtszwecke construirten Apparaten erwiesen, welche die Dynamo-Maschinen mittels eines Schwungrades für Handbetrieb mit der erforderlichen Rotation versorgen. Sobald der Arbeiter an der Kurbel zu drehen beginnt, fangen die auf dem Nebentisch stehenden kleinen Glühlämpchen an sich roth zu färben wie glühender Draht. Noch leuchten sie nicht. Je länger und heftiger aber der Arbeiter dreht, desto mehr verwandelt sich das Glühen in Leuchten. Das Dutzend kleine Glaslämpchen erhellt den engen Bezirk ganz stattlich. Wie aber der Arm des Drehenden ermüdet, löschen sofort alle Glühlichter aus.

Nun zeigt uns die Ausstellung noch mancherlei Anwendungen des verschiedenen elektrischen Lichts. In das Atelier des Photographen scheint es als Sonne und macht denselben unabhängig von trübem Wetter, Abenddunkel, von Jahres- und Tageszeit. Es hat lange gedauert, bis das Atelier oder vielmehr seine Beleuchtungsapparate in Ordnung kamen. Die Aufnahme von Personen und Gegenständen erfolgt eben in sonst dunklem Raume nur mittels elektrischer Beleuchtung, die auch genügt, um die Negativs zu copiren. Wir gelangen in ein Schulzimmer. Da sehen wir über den Schülerpulten Lampen mit Blendschirmen, hier Glühlichter bergend; helleres Licht fällt nebenan auf die Statuen, Ornamente, Bildwerke, an denen die Studirenden sich im Actzeichnen üben. Endlich aber mustern wir ein kleines, ebenfalls im Ausstellungsgarten erbautes Glashaus. Da zeigt man uns Tropenpflanzen, Blumen, Früchte, die unter Einwirkung der elektrischen Sonne zu früherer Reife, fröhlicherem Wachsthum, schöneren Färbungen gefördert worden sind. Sehen wir alle diese Wunderresultate, die immer neues Staunen erregen, so müssen wir uns sehr davor hüten, daß die Phantasie nicht mit uns durchgehe. Die Naturgesetze kann und wird auch die Elektrotechnik nicht aufheben, Tag und Nacht, Sommer und Winter werden auf ihr Commando nicht verschwinden. Aber vielfach vermag sie uns doch zu befreien von den Hemmungen, die der Wechsel von Licht und Düster unseren Beschäftigungen auferlegt. Unsere Kunstausstellungen, unsere Schulen, die photographischen Gewerbe, denen das Gaslicht nicht genügen konnte oder ebenso viel Schädliches brachte als es Nutzen gewährt, besitzen nun ein Licht, das gewiß noch der Vervollkommnung fähig ist, aber für ihre Zwecke schon völlig genügt.

Den Weinberg, das Getreidefeld, den Blumengarten wird man auch in Zukunft wol kaum in ihrer Productionskraft heben durch elektrisches Licht. Wir pflegen aber seit vielen Jahrhunderten kostbare und seltene Pflanzen in unseren Gewächshäusern. Von dem, was solche Kinder der Tropen zu ihrem Gedeihen brauchen, Wärme, Wasser, Sonne, war man bisher nur im Stande, ihnen die beiden ersteren künstlich zuzuführen. Von jetzt ab kann aber auch mitten im trübsten Winterdunkel heller Sonnenschein alle diese Culturen beleuchten, die Blumen mit kräftigeren Farben schmücken, das Obst früher und besser zur Reife bringen. Heute mögen derartige Ausführungen als wesenlose Phantasien erscheinen, mit denen man sein Spiel treibt. Die Elektrotechnik ist aber auf dem besten Wege, sie in die Wirklichkeit überzuführen. Die Naturwissenschaften sind nun einmal bestimmt, unser Leben zu befreien aus den Fesseln, welche unerbittliche Naturgewalten uns auferlegen. Sie werden die Welt vollkommener machen, als dieselbe bisher gewesen ist. Wenn man vorurtheilslos wahrnimmt, was die junge Wissenschaft der Elektricitätskunde und die mit ihr verbundene Technik bisher schon geschaffen, so eröffnen sich dem vertrauenden Sinne glänzende Perspectiven auf die nächste Zukunft.

Wir haben heute vorzugsweise die eine Specialität der elektrotechnischen Leistungen gesehen, das Licht. Gewiß ist diese die augenfälligste, die den Laien am meisten interessirende, die für das praktische Leben des gewöhnlichen Menschen wichtigste. Wir werden uns bei einem zweiten Besuche der elektrotechnischen Ausstellung indessen überzeugen, daß derselbe elektromagnetische Strom, der hier das Bogenlicht entzündet, das Kohlenfädchen zum Glühleuchten bringt, noch unzählige andere Arbeit verrichtet, Dinge thut, die die Menschheit und selbst die fachmännisch gebildete noch vor wenigen Jahren für Wunder gehalten haben würde. Aus dem in einem Lichtmeere schwimmenden, wie ein einziger riesiger Edelstein in allen Farben funkelnden Glaspalaste gehen wir erst gegen Mitternacht durch die von Edison erleuchtete Arcisstraße heim oder vielmehr in die „elektrische Kneipe", einem Separatstübchen des Deutschen Kaiser, wo Gelehrte, Techniker, fremde Besucher sich allabendlich beim Kruge Bier versammeln, um das gemüthlich durchzusprechen, was der Tag an Eindrücken gebracht hat.

Leipziger Stadttheater.

Vor den Lustspielen, in deren Mittelpunkt irgend ein Charakter mit ergötzlichen Eigenschaften steht, möchten wir denjenigen den Vorzug geben, in denen ein heiterer Grundgedanke durchgeführt wird: in den letzteren ist mehr künstlerische Gliederung der Handlung möglich, um so mehr, wenn sich dieser Grundgedanke in verschiedenen Kreisen derselben spiegelt. Dies wird ja oft als ein Vorzug Shakespeare'scher Dramatik von den Commentatoren gepriesen; aber auch in mehreren Stücken des bei den Literarhistorikern so übelberufenen Kotzebue, wie z. B. in „Die Sucht zu glänzen", ist diese symmetrische Architektonik nicht zu verkennen. Freilich ist eine solche Schablone leicht zu entwerfen; es kommt nur auf die Ausführung an.

G. v. Moser gehört, wie sein „Reif-Reiflingen" beweist, nicht zu den Dramatikern, die sich mit der Durchführung künstlerischer Probleme abmühen; er folgt den Eingebungen

seiner guten Laune und improvisirt dann ein paar aus dem Leben gegriffene Scenen. Irgend eine Liedlingsfigur stellt er in den Mittelpunkt der Handlung, einen Charakterkopf ... und die militärischen gelingen ihm am besten, da er selbst ja lange die Uniform trug und nur im Album seiner Erinnerungen zu blättern braucht, um Originale für seine dramatischen Nachbildungen zu finden. Franz v. Schönthan dagegen, sein Compagnon, der sich nach einigen gemeinsamen Schöpfungen wieder von ihm getrennt hat, nimmt mehr Anläufe auf jenem Gebiete des Lustspiels, das einen künstlerischen Aufbau zuläßt; er sucht nach einem Grundgedanken, den er in parallelgehenden Scenen ausarbeitet. Dies ist auch der Fall in seinem neuen Lustspiel: „Der Schwabenstreich". Hier soll die Thatsache komisch illustrirt werden, daß jeder einmal in seinem Leben einen Schwabenstreich begeht und das früher Versäumte auch noch im höheren Alter nachholt. Gewiß ein gutes Lustspielthema; leider! ist indeß dem Dichter die Durchführung nicht recht gelungen; sie ist zum Theil gesucht und gekünstelt. Auch fehlt dem Autor die unverwüstliche gute Laune der Moser'schen Muse, deren lächelnde Harmlosigkeit für sich gewinnt. Hierin ist G. v. Moser seinem Compagnon außer Diensten wesentlich überlegen: bei ihm bleiben die Vorgänge, wenn sie auch unbedeutend sind, doch immer natürlich und ungezwungen. Bei Schönthan merkt man oft die Absicht, geistreich sein zu wollen, künstlerisch zu componiren, und diese Absicht verstimmt, wenn die Ausführung ihr nur mühselig nachzukommen vermag. Die Gestalten Moser's, wie der Reif-Reiflingen, so leicht sie aufgegriffen, so flüchtig sie hingezeichnet sind, prägen sich doch der Phantasie und der Erinnerung ein mit ihren besonderen Merkmalen, als wenn wir ihnen im Leben einmal begegnet wären; welcher Charakter aus dem „Schwabenstreich" würde sich selbständig bewegen, wenn man ihn aus dem Bühnenmechanismus herausnähme? Es sind lauter Schablonenfiguren, die in der Erinnerung alsbald verblassen.

Am wenigsten glücklich aber erscheint uns der Rahmen, welchen der Dichter für seine Charakterbilder und für die Ausführung seines Grundgedankens gewählt hat. Das literarische Feuilleton auf der Bühne erscheint uns, sobald es über die episodische Skizze hinausgeht, wenig berechtigt. Causerien über Literatur, Theater u. dgl. auf der Bühne stören leicht die Illusion und erinnern uns an die Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Lindau, Wilbrandt u. A. haben dies zwar neuerdings en vogue gebracht: doch wir meinen, daß damit dem Schauspiel kein sonderlicher Dienst geschehen ist. Bei Franz v. Schönthan aber kommt hinzu, daß es sich nicht um literarisch Bedeutsames handelt, sondern um die allerseichteste Belletristik, und daß derartige Literaturgespräche einen nahezu deprimirenden Eindruck machen. Gewiß verdient der poetische Dilettantismus, der sich in den Vordergrund drängt, eine satyrische Züchtigung: aber derartige Motive sind in unseren neuen Lustspielen doch zur Genüge ausgebeutet worden, und wenn der Schönthan'sche Held ein Trauerspiel: Karl der Dicke schreibt und einen unfreiwilligen Zuhörer am Kragen faßt, dem er es vorlesen will, so werden wir nicht nur an die Theudelinde in Benedix' „Doctor Wespe", sondern auch an die Aurora Veilchenduft erinnert: wir haben es hier mit einem der verbrauchtesten Lustspielmotive zu thun.

Der Gutsbesitzer Hr. Friedrich Lörsch hat zeitlebens den Musen in unbewachten Augenblicken gehuldigt und schon seiner Braut einen Cyklus von Gedichten gewidmet. Das poetische Feuer hat bisher wenig Beachtung gefunden und keinerlei Explosion hervorgerufen. Auf einmal, nachdem Hr. und Frau Lörsch bereits zwei erwachsene Grazien aufzuweisen haben, fällt es der Frau ein, daß ihr Mann doch nicht recht nach seiner Bedeutung gewürdigt ist; sie hat eigentlich jetzt erst ihren Mann entdeckt, der im Stillen noch immer dichterische Anwandlungen zu Papier bringt. Ihr ganzes Streben geht jetzt dahin, ihn berühmt zu machen. Doch die Redactionen sind von einer hartnäckigen Verstocktheit: sie weisen alle Zusendungen zurück. Da kommt ein unternehmungslustiger Winkelliterat auf den glücklichen Einfall, ein literarisches Organ zu gründen, welches nur Gedichte von Abonnenten aufnimmt: und diese Speculation auf die Eitelkeit der im Verborgenen blühenden dichterischen Talente hat guten Erfolg. Auch Lörsch abonnirt und wird gedruckt. Die Frau, welche ihn mit aller Gewalt zu einer Literaturgröße machen will, setzt sich mit dem Herausgeber jener Zeitschrift in Verbindung, damit er auch den Druck jenes Cyklus von Brautgedichten besorge, die sie so lange im Stillen entzückt haben. Sie will damit ihrem Gatten eine angenehme Ueberraschung bereiten. Dr. Winkelberg erscheint selbst auf dem Gute; so vielversprechende Abonnenten hat er noch nie gehabt; er sucht sie nach Kräften auszupressen, und damit er dies mit mehr Bequemlichkeit thun kann, beredet er die Familie Lörsch nach Berlin zu ziehen, wohin auch der Schwiegersohn, ein Oekonom von Kopf zu Fuß, mit seiner auf dem Lande sich langweilenden Gattin folgt.

Dort beginnt nun die Berliner Posse; wer erinnert sich nicht der zahlreichen Possen mit und ohne Gesang, welche die Abenteuer solcher in die Residenz verschlagenen Kleinstädter oder Landbewohner behandeln? In wievielen Lustspielen schon ist der „tollgewordene Philister" vorgeführt worden, der durch die Anregungen der Hauptstadt oder sonstige Verleitungen sich auf einmal einem leichtfertigen Leben hingiebt und über die Schnur haut? Es gemahnt uns daher überaus bekannt, wenn Hr. Lörsch sich von Hrn. Winkelberg zu allerlei Nachtschwärmereien verführen läßt und zuletzt mit dem Literaten und seinem Schwiegersohne im Bunde sogar als Statist auf der Bühne der großen Oper auftritt. Die Frau kommt endlich dahinter, daß ihr Gatte, von dem sie glaubt, er beschäftige sich beim Licht der Nachtlampe mit der Abfassung unsterblicher Werke, die Nächte außer dem Hause zubringt. Eine zum Klempner geschickte Lampe, welche Hr. Lörsch gar nicht vermißt, führt die Entdeckung herbei; es bleibt immerhin zu verwundern, daß Frau und Dienstmädchen die allnächtliche Abwesenheit des Hausherrn nicht früher bemerkt haben: das mußte der Autor doch näher motiviren durch eine eigenartige Einrichtung des ganzen Hauswesens. Es kommt nun zu dem üblichen Tableau, in welchem auch der Schwiegersohn die ihm gebührende Rolle einnimmt: der Mephisto Winkelberg aber verschwindet mit dem obligaten Schwefeldunst. Die Ueberraschung, die Frau Lörsch ihrem Gatten durch Ueberreichung eines Exemplars der gedruckten Brautgedichte bereitet, gewinnt indeß einen sehr säuerlichen Beigeschmack. Hr. Lörsch hat damals sein Genie nicht allzu sehr angestrengt, sondern bei berühmten Dichtern allerlei Anlehen gemacht und durch ein paar alberne Umschreibungen diese Anleihen möglichst zu verstecken gesucht. Er geräth daher in nicht geringe Bestürzung, als er erfährt, daß diese Gedichte, mit seinem vollen Namen bezeichnet, gedruckt und auf dem Wege zur Unsterblichkeit begriffen sind; er weiß es nicht, daß gedruckte Gedichte oft verborgener bleiben als geschriebene und kauft die ganze Auflage auf, ehe sie in den Fächern der Sortimentsbuchhändler vermodert.

Diese Handlung spielt sich also auf dem Gebiete der dilettantischen Literaturmacherei ab. Frau Lörsch ist aber nicht nur ehrgeizig für ihren Mann, sondern auch für ihre Tochter. Diese ist als Modell von einem Maler benutzt worden: das Gemälde, auf welchem sie mit einem Hunde abgemalt worden, kam auf die Wiener Gemäldeausstellung und erregte dort das Interesse eines russischen Fürsten, eines Sportsman, der seinen Secretär, einen ehemaligen italienischen Tanzmeister, ausschickt, das Original zu suchen. Nach mancherlei Irrfahrten, nach vergeblichem Hin- und Herreisen erfährt er denn, daß Frl. Lörsch das Original ist, und er beeilt sich, dem Fürsten die frohe Botschaft mitzutheilen. Frau Lörsch behandelt inzwischen die Liebe, die ein Gutsbesitzer, Hr. v. Schwaburg,

Digitized by Google

für ihre Tochter hegt, sehr geringschätzig: am Schluß aber ergiebt es sich, daß der Fürst sich nicht um die Schöne bekümmerte, sondern daß es ihm nur auf den Hund ankam, der auf dem Bilde angebracht war. Der verliebte Gutsbesitzer wird durch Fensterbeleuchtung und Zeichensprache zu der einsamen Schönen hinübergelockt, welche ihm indeß sagt, daß ihre kranke Mutter im Nebenzimmer, dessen Thüre geöffnet ist, im Bette liege. Nach einer Liebeserklärung, bei der die kranke Mutter ganz vergessen wird, erinnert sich Hr. v. Schwaburg derselben und hält eine lange Anrede an sie; fast gleichzeitig tritt die gesunde Mutter durch die nach außen führende Zimmerthür. Hr. v. Schwaburg bekennt reuig, daß er seinen Schwabenstreich begangen habe und stellt damit bereitwillig dem Dichter das gewünschte Zeugniß aus, daß auch dieser Seitenarm der Handlung jetzt in das breite Bett des Grundgedankens hinübergeleitet worden sei. Wir können dies Zeugniß indeß nicht acceptiren: ein Schwabenstreich muß von ganz anderem Kaliber sein, als das kleine Mißverständniß, zu welchem die Intrigue einer schlauen ingénue den Anlaß gab und welchem jeder ohne Ausnahme zum Opfer gefallen wäre, der nur eine erlaubte bona fides besitzt. Auch brauchte sich ja der Liebhaber nur umzudrehen, um dieselbe Anrede nachher an die richtige Adresse zu richten.

Das sind solche forcirte Lustspielmätzchen. Allerdings ist der dritte Act durch die Häufung derselben zum bühnenwirksamsten geworden, doch die innere Wahrheit der Vorgänge ist so gering, daß der Boden des Lustspiels dadurch auf das Niveau der Posse herabsinkt. Im Zusammensetzen und Zusammenschieben komischer Varianten besitzt Franz v. Schönthan eine gewisse Virtuosität; auch strebt er aus den Aphorismen und Lakonismen der Moser'schen Muse hinaus zu einem im größeren Periodenbau sich entfaltenden Dialog: doch fehlt ihm im Ganzen die Ungezwungenheit und auch der glückliche Wurf: denn die ersten beiden Acte seines neuen Stückes sind sehr steril und versetzen uns in keine antheilvolle Stimmung. Die Hauptschuld trägt die Literaturkomödie below stairs mit ihren abgebrauchten Motiven.

In solchen Lustspielen geht unser neues Ensemble meistens gut zusammen: Frl. Petri, welche die verschlagene Martha spielte, ist zwar noch keine fertige Darstellerin: aber sie hat eine anmuthende Lebendigkeit in ihrem Spiele und die Scenen des dritten Actes, in denen sie das eigentliche Agens ist, die Auftritte mit dem Telegraphenboten, ihre Angst, die Täuschung des Liebhabers, dem sie die kranke Mutter vorlügt, waren recht frisch durchgeführt. Hier und dort war wol ein etwas ermäßigtes Tempo wünschenswerth. Den Friedrich Lörsch spielte Hr. Moritz mit einer gewissen Bonhomie: ist Lörsch doch ein Genie von der Gnade seiner Gattin und kommt erst allmälig zum Gefühl seiner Bedeutung: Züge, welche Hr. Moritz mit seiner Komik hervorhob. Zwei an die Charge streifende Charakterköpfe sind der weiland Tanzlehrer Palmiro Tamburini, ein radebrechender Italiener, den Hr. Bischer mit einer gewissen Verve vorführte: dieser Spür- und Windhund übt indeß nur eine zweifelhafte komische Wirkung aus, was aber dem Darsteller nicht zur Last fällt. Scharf zeichnete Hr. Tietz das wenig ansprechende Profil des Dr. August Winkelberg, eines Vertreters der infima plebs der Literatur. Hr. Schönfeld gab den Conrad v. Schwaburg, eine Schablonenfigur, in der Liebesscene mit Wärme und Feuer: die hochstrebende Frau Hildegard Lörsch und das Ehepaar vom Lande, Paul und Hedwig von Gredding, wurden von Frau Baumeister, Hrn. Teucher und Frl. Salbach angemessen dargestellt.

Nicht ganz so glücklich zeigt sich das Ensemble in der Vorführung des feinern französischen Lustspiels, wie die Aufführung des Scribe'schen „Damenkriegs" bewies: eine gewisse deutsche Erdenschwere läßt hier die graziöse Eleganz des französischen Esprit nicht zur vollen Geltung kommen. Frl. Wilhelm hat vor Kurzem, als sie für Frau Magda Irschik in der Rolle der „Geier-Wally" eintrat, für die Darstellung tragischer Momente eine Kraft bewiesen, die wir bei ihr nicht vorausgesetzt hatten, da sie bisher nur in Salonrollen aufgetreten war. Eine solche Salonrolle war auch ihre Gräfin d'Autreval: im Ganzen mit Anmuth und guter Repräsentation durchgeführt, aber oft mit zu schweren Accenten belastet. Mehr oder weniger gilt dies auch von den anderen Darstellern: Frl. Flössel (Leonie) erschien uns als diejenige, die sich am leichtesten im Fahrwasser des französischen Dialogs bewegte. Der Grignon des Hrn. Stöckel ist von früher her vortheilhaft bekannt. Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

□ Metaphysik und Dogmatik in ihrem gegenseitigen Verhältnisse unter besonderer Beziehung auf die Ritschl'sche Theologie. Von Prof. Dr. Fricke in Leipzig. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 1882. Preis 80 ₰. — Gegenwärtige Broschüre ist der Abdruck eines Vortrags, den der Verf. auf der letzten Meißner Conferenz gehalten und der mit Recht in weiten Kreisen großen Anklang gefunden hat. Die Ritschl'sche Theologie bildet gegenwärtig den Gegenstand der lebhaftesten Controversen innerhalb der lutherischen Kirche. Mit Recht hat der Verf. von vornherein darnach gestrebt, die allgemeine Bedeutung des wichtigen Streitpunktes, um den es sich handelt, und der nicht erst mit Ritschl hervorgetreten ist, sondern eine lange Geschichte in der Kirche und Theologie hat, klar herauszustellen. Indem der Verf. in ebenso tief eindringender und scharfsinniger, als klarer und überzeugender Erörterung Metaphysik und Dogmatik gegenseitig abgrenzt, nach ihrem Unterschiede, wie nach ihrem Zusammenhange, und Ritschl aus sich selbst, aus der Consequenz seiner eigenen Anschauungen heraus mit Glück widerlegt, gelangt er im Wesentlichen zu demselben Resultat, als andere Kritiker jener Theologie, daß dieselbe zu einem sehr bedenklichen Scepticismus gegenüber der Erkenntnißfähigkeit der höchsten Probleme, und zu einer Reduction der religiösen Instanzen auf wesentlich moralische führt. Bei alledem erkennt er die anregende Wirkung dieser, an Kant anknüpfenden Theologie an, die in der Betonung des ethischen Factors gegenüber einem einseitigen dogmatischen Intellectualismus ihr relatives Recht hat. Der Vortrag ist in hohem Grade instructiv und seine Lectüre ist allen Theologen, insbesondere denjenigen zu empfehlen, die nicht in der Lage sind, die umfänglichen Schriften Ritschl's mit ihrer sehr complicirten und schwierigen Gedankenentwickelung zu studiren.

— Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts. In Neudruck herausgegeben von Bernhard Seuffert. — 5. — Faust. Ein Fragment von Goethe. Heilbronn, Verlag von Gebrüder Henninger 1882.*) — Schon 1772 verkautete, daß der jugendliche Goethe damit umgehe, den als Hexenmeister verrufenen Dr. Faust zum Gegenstand eines Schauspiels zu machen. Es war dies ein beliebter Stoff namentlich der Puppentheater und Lessing hatte nur im Allgemeinen angedeutet, daß sich etwas Besseres daraus bilden lasse, als eine Posse. Von dem genialen Dichter des „Götz von Berlichingen" erwartete man etwas Außerordentliches und Personen, denen er die zuerst entworfenen Scenen vorgelesen hatte, sprachen mit Bewunderung davon. Aber noch 18 Jahre verflossen, bevor etwas davon an die Oeffentlichkeit gelangte; der erste Druck gab indessen auch nur ein Fragment. Dasselbe enthielt von den 4259 Versen des ersten Theils nur 2137, auch nicht die hierunter nicht mit gezählte Prosascene. — Die Scenen dieses Fragments sind: 1) Faust's erster Monolog und das Gespräch mit Wagner bis „Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet"; 2) Faust's zweites

*) Vergl. Nr. 14 d. Bl. S. 84.

Gespräch mit Mephistopheles von den Worten an: „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist" — Mephisto's Gespräch mit dem Schüler und die Abfahrt mit Faust; 3) Auerbach's Keller; 4) Hexenküche; 5) Straße: Faust's Begegnung mit Gretchen und Gespräch darüber mit Mephistopheles; 6) Gretchen's Zimmer: Gretchen — Faust und Mephistopheles — Gretchen; 7) Faust und Mephistopheles — Gespräch über das vom Geistlichen in Beschlag genommene Schmuckkästchen; 8) der Nachbarin Haus: Martha — Martha und Gretchen, dann noch Mephistopheles; 9) Straße: Faust und Mephisto's Gespräch über die Zusammenkunft mit Gretchen bei Martha; 10) Garten: Faust und Gretchen — Mephistopheles und Martha; 11) Gretchen's Stube: „Meine Ruh' ist hin" ꝛc.; 12) Garten: Gretchen befragt Faust über seine Religion; 13) Am Brunnen: Gretchen und Lieschen; 14) Wald und Höhle; 15) Zwinger: Gretchen betend; 16) Dom: Gretchen und der böse Geist. Mit diesen Scenen, deren Schönheiten im Einzelnen vollkommen erkannt wurden, wußte man doch eigentlich nichts anzufangen, was ganz erklärlich ist. Fehlte doch zunächst das Vorspiel im Himmel, welches den Beziehungen zwischen Faust und Mephistopheles erst die höhere Bedeutung zuweist. Nach dem Fragment, in dem wir Faust überdrüssig der Wissenschaften nur mit Zechgesellen und mit Gretchen erblicken, stellt sich derselbe mehr nur als ein Don Juan dar, der — nach geistvoller Bemerkung von Franz Koppel — sich dadurch von Faust unterscheidet, daß diesen das Ewig-weibliche hinan-, den Don Juan aber hinabzieht. Der Unterschied des Faust vom Don Juan wird im gegenwärtigen I. Theil des „Faust" insbesondere auch durch die Vertragsscene mit Mephistopheles erkenntlich — aber auch diese mangelt dem Fragment. Ueberdies fand auch die Gretchentragödie keinen Abschluß. Unter diesen Umständen wird man es nicht verwunderlich finden, daß das Faust-Fragment keiner warmen Aufnahme begegnete; man braucht nur dasselbe, wie es Seuffert wieder abdrucken ließ, zu lesen und dabei die Erinnerung an das hintanzuhalten, was wir von den fehlenden Scenen wissen, um sich diesen Eindruck zu erklären. Aber die Vergleichung des Fragments mit dem vollständigen I. Theil des „Faust" ist eine in vielen Beziehungen höchst fesselnde Studie, zu welcher man sich durch den vorliegenden Neudruck angeregt fühlen möge. Seuffert hat 8 Exemplare verglichen und dabei 4 verschiedene Ausgaben des Fragments aus dem Jahre 1790 ermittelt. Der Neudruck ist auf Grund sorgfältigster Kritik hergestellt und ist correcter, als die correcteste Göschen'sche Ausgabe von 1790. Höchst werthvoll sind die zahlreichen Nachweise von Anklängen an Wielandische Dichtungen in „Faust", worauf noch kein Commentator in diesem Umfange gekommen ist; der erste vereinzelte Nachweis dürfte in diesen Blättern 1860, Nr. 72, S. 290 gegeben worden sein. Bei dem sich jetzt immer mehr verbreitenden Interesse an der Faustdichtung läßt sich erwarten, daß Seuffert's Neudruck zahlreiche Leser finden wird; der billige Preis — 80 ₰ — erleichtert die Anschaffung. Bei dieser Gelegenheit mag noch auf einen anderen Neudruck aufmerksam gemacht werden:

Johann Faust. Ein allegorisches Drama, gedruckt 1775 ohne Angabe des Verfassers und ein Nürnberger Textbuch desselben Dramas, gedruckt 1777. Herausgegeben von Karl Engel. Zweite durch das Nürnberger Textbuch vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulzische Hofbuchhandlung (1882). — Dieses Drama ist insofern merkwürdig, als es schon vor Goethe den Kampf um Faust zwischen Mephistopheles (hier auch schon so geschrieben) mit einem von Gott gesandten Geiste (hier: Ithuriel) durchführt und auch hier schon mit dem Ausgange, daß Faust sich durch Ausdruck seiner Reue Aufnahme ins Himmelreich erringt.

—*— Bilder und Studien aus dem Thierreich. Für Unterrichtszwecke gezeichnet und herausgegeben von Heinrich Leutemann. In Lichtdruck ausgeführt von A. Naumann und Schröder. Erstes Heft. Leipzig, Commissionsverlag von Adolf Titze. — Wir haben hier die künstlerischen Früchte vor uns, welche ein ganzes Menschenalter gezeitigt hat, die Ergebnisse rastlosen Studiums, seiner Beobachtungsgabe und tüchtiger Schaffenskraft. Die Thierwelt ist es, welche Leutemann zu seiner Domäne gemacht hat, wie wenig Künstler der Neuzeit hat er diese Welt erfaßt und durchdrungen, sich in sie vertieft, um sie künstlerisch zu reproduciren, befreit von jenen kleinen zufälligen Mängeln und Fehlern, die stets der Natur anhaften und sie verhindern, uns in idealer Vollendung zu erscheinen. Bei allem Realismus, welchem der Künstler sowol in der Wiedergabe der Formen, wie in dem Erfassen des ganzen thierischen Lebens, auch der seelischen Zustände und Stimmungen huldigt, hat er doch die Klippe, an der gerade die Thiermalerei zu zerschellen leicht Gefahr läuft, die Klippe eines crassen Naturalismus, zu umschiffen verstanden. Leutemann ist aber nicht nur Künstler, er ist auch ein trefflicher Lehrer, bei welchem die Methode eine wichtige Rolle spielt. Unzufrieden nun mit dem bis jetzt vorhandenen Unterrichtsmateriale hat Leutemann seine „Bilder und Studien aus dem Thierreich" zugleich mit Rücksicht darauf geschaffen, daß sie als Vorlage bei der Unterweisung im Zeichnen dienen können, so daß sie also gleichzeitig doppelte Verwendung finden können, als künstlerischer Wandschmuck sowol, wie als Vorlegeblätter beim Unterrichte. Die auch in technischer Beziehung vollendet ausgeführten Studien haben eine ganz vorzügliche Wiedergabe durch Lichtdruck in der rühmlichst bekannten Anstalt von A. Naumann und Schröder gefunden, so daß die Tafeln schwer von den Originalen zu unterscheiden sind und bereits wiederholt zu Täuschungen Veranlassung gegeben haben. Wir zweifeln nicht, daß die „Bilder und Studien aus dem Thierreich" allgemeinen Beifall finden werden und hoffen, daß unser heimischer Künstler aus seinen reichen, in drei Jahrzehnten angesammelten Schätzen uns bald durch weitere gleich poesievolle Gaben aus der Thierwelt erfreuen werde.

☐ Vor Kurzem ist der „sächsische Volkskalender für 1883" (im Verlage des Schriftenvereins zu Dresden) erschienen. Der bewährte Herausgeber hat sich's angelegen sein lassen, in Verbindung mit trefflichen Mitarbeitern ein reiches Material zur Unterhaltung und Erbauung des Volkes zu sammeln, dem hier eine wahrhaft gesunde und nahrhafte geistige Kost geboten wird. Die Säcularerinnerungen des Jahres 1883 geben den Anlaß zu verschiedenen interessanten und lehrreichen Aufsätzen; Gustav Pasig liefert eine historische Erzählung aus diesem Jahre unter der Ueberschrift: „Die Türkenschlacht am Kahlenberge", in welcher er das Gedächtniß des Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen feiert, der das christliche Deutschland aus den Händen türkischer Barbarei hat erretten helfen; Dr. Dibelius erneuert das Andenken des in seinen unsterblichen Orgelwerken fortlebenden edlen, im Jahre 1683 in Kleinbobritzsch bei Frauenstein geborenen Meisters Gottfried Silbermann; in einem weiteren Artikel wird des im Jahre 1683 in Pulsnitz geborenen ersten lutherischen Tamulen-Missionars Bartholomäus Ziegenbalg in Verbindung mit dem um die Mission hochverdienten Grafen Zinzendorf, der speciell zur Missionirung des Tamulenlandes kräftigen Anstoß gegeben, eingehend gedacht; vor Allem aber giebt das Jahr 1883 Anlaß, des größten aller deutschen Männer, unsers Reformators Dr. Luther zu gedenken, dessen 400jähriger Geburtstag in das nächste Jahr fällt. Mit Recht stellt das Hauptbild des Kalenders Luther nach einem Kupferstich von Lucas Cranach in sehr gelungener Weise dar, und ein zu demselben gehöriger Artikel verbreitet sich über die drei großen schriftlichen Hauptwerke, die mit dem Namen Luther's aufs Engste verbunden sind, und denen das evangelische Volk die reichste Erbauung, die mächtigste religiöse Anregung und geistige Förderung ver-

dankt: Bibel, Katechismus, Gesangbuch. Außer diesen Artikeln über die Säcularerinnerungen des neuen Jahres enthält der Kalender so viel lehrreichen und unterhaltenden, patriotischen und zeitgemäßen Stoff, in Prosa und Poesie, in Ernst und Scherz, und dazu ist er so wohl ausgestattet und mit trefflichen Illustrationen versehen, daß wir ihn nur aufs Angelegentlichste empfehlen können, zumal bei dem gegenüber solcher Fülle erstaunlich billigen Preise von 40 Pf. Möchte er sich immer mehr als guter Hausfreund im lieben Sachsenlande einbürgern, auf das er besondere Rücksicht bei der Auswahl seines Stoffes nimmt, ebenso die Liebe zur engeren Heimath, wie zum großen deutschen Vaterland nährend und pflegend. Wem das geistige Wohl unseres Volkes am Herzen liegt, das durch das Gift schlechter Literatur so sehr verdorben wird, der helfe diesen Kalender als heilsames Gegengift mit verbreiten!

— m — Urkundenlehre. Katechismus der Diplomatik, Paläographie, Chronologie und Sphragistik. Von Dr. Friedrich Leist. Mit fünf Tafeln Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1882. 8°. Preis in eleg. Orig.-Einband 4 ℳ. — Der Aufschwung, den die historischen Wissenschaften in unserem Jahrhundert genommen haben, ist bekanntlich vor allem den historischen „Hilfswissenschaften", zu denen wir auch die Diplomatik oder Urkundenlehre rechnen (trotz der Einwendungen des Verfassers, der ihr eine selbständigere Stellung anweisen will) zu Gute gekommen. Eine Zeit, in der „Kritik" die Losung für jede wissenschaftliche Arbeit ist, mußte auf eine Disciplin, deren eigentliches Wesen die Kritik der wichtigsten historischen Quellen, der Urkunden, ist, von eminentem Einflusse sein. So haben denn die Forschungen von Sickel, Ficker, Jaffé, Wattenbach, Stumpf u. a. das alte Lehrgebäude, wie es seiner Zeit von Dom Jean Madillon in genialer Weise aufgebaut worden ist, zwar nicht eingerissen, aber doch mannichfach umgestaltet, und wenn man Schinemann's in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts erschienenen „Versuch eines vollständigen Systems der allgemeinen besonders älteren Diplomatik" noch heute als brauchbar, ja als unentbehrlich bezeichnen muß, so geschieht dies nur, weil wir noch kein besseres Handbuch haben. Es ist auch die Frage, ob für ein neues „System der Diplomatik" schon die Zeit gekommen ist. Die Urkundenwissenschaft in ihrer neuen Form ist doch noch keineswegs vollständig ausgereift, des Anfechtbaren giebt es noch gar viel, wie dies neuerdings vor allem Ficker's „Beiträge" in schlagender Weise gezeigt haben. Für die Kaiserurkunden, das bisher weitaus am fleißigsten, ja fast einzig cultivirte Gebiet, werden die fortschreitenden Editionen der Monumenta Germaniae historica zweifellos noch viele neue Resultate ergeben; und was die Privaturkunden anlangt, so fängt man erst jetzt an, sich mit ihnen zu beschäftigen, und es läßt sich noch gar nicht sagen, zu welchen Ergebnissen diese Studien führen werden. Eine abschließende theoretische Arbeit auf diesem Gebiete will auch der Verfasser des vorliegenden Schriftchens nicht geben. In aller Bescheidenheit bezeichnet er sein Werk nur als einen zunächst zu Zwecken des Privatstudiums gemachten Versuch, „das, was er in einschlägigen Universitätsvorlesungen und aus den zerstreuten literarischen Werken älterer Ordnung unter gleichzeitiger Beachtung der Resultate der neueren Forschungen zu sammeln vermochte, in ein möglichst systematisches Ganzes zu vereinigen". Daß er diesen Versuch auch weiteren Kreisen zugänglich macht, wird man nur billigen können. Wenn das Büchlein auch dem Fachmann, der die excerpirten Werke kennt, nichts Neues bietet, so ist es doch den zahlreichen Geschichtsfreunden und Geschichtslehrern, die zu einer sachlichen Ausbildung im engern Sinne keine Gelegenheit haben, sehr zu empfehlen; namentlich aber wird es den Studirenden der Geschichte, die oft den Mangel eines derartigen Handbuchs empfinden werden, eine sehr willkommene Anleitung zu eigner weiterer Arbeit geben können. Nach einer Einleitung über die Geschichte der Urkundenwissenschaft behandeln die 3 ersten Abschnitte des Werkchens den Begriff, die Aufgabe und den Umfang der Urkundenlehre und ihre Stellung zu anderen Wissenschaften. Im 4. wird dann ein „System der Urkundenlehre" aufgestellt: ihre Theile werden geschieden nach den äußeren oder den inneren Merkmalen der Urkunde. Der 5. Abschnitt behandelt dann eingehend die äußeren (Schreibwesen, äußere Form und Bezeichnung der Urkunden, Urkundenschrift), der 6. die inneren Merkmale: die Urkundensprache und besonders speciell die Urkundenformeln, die Chronologie und die Siegellehre. Die beigegebenen Tafeln enthalten Chrismen (5.—14. Jahrh.), Monogramme (6. bis 12. Jahrh.), Recognitionszeichen der Kanzler (7.—11. Jahrh.) und Proben der verlängerten Schrift in Anfangs-, Signum- und Recognitionszeichen (7.—12. Jahrh.).

S-n. „Deutsche Warte. Blätter für deutsche Culturbestrebungen, Politik und Unterhaltung." — Von dieser Wochenschrift, deren Probenummer wir bereits besprochen, liegt uns jetzt die eigentliche erste Nummer vor, die unser früheres Urtheil rechtfertigt, daß wir es hier nämlich mit einem recht brauchbaren und empfehlenswerthen Journal zu thun haben. Den Reigen der diesmaligen Darbietungen eröffnet wiederum die Rubrik „Culturgeschichtliches" mit einer Untersuchung über die vielbesprochene Frage „Bedarf Deutschland der Colonien"; indeß beschränkt sich der Artikel, der den ersten einer ganzen Serie scheint bilden zu sollen, auf die Anführung des namentlichsten hier einschlägigen Materials, wie der Schriften von Dr. Fabri und Dr. Hübbe-Schleiden, von denen der erstere dem englischen, der letztere dem holländischen Colonialsystem den Vorzug giebt, des Dr. R. Jannasch (Centralverein für Handelsgeographie) und v. Loehnis und Fr. Kapp. Der zweite Artikel „Zeitgeschichte" beleuchtet die ägyptische Frage in objectiver und klarer Weise. Hieran schließt sich eine Feuilleton-Plauderei von Dr. Max Bauer „Vom grün-roth-weißen Felseneiland". Der Verfasser kennt die Insel Helgoland seit 20 Jahren gründlich und gewährt uns in deren Verhältnisse, auch ihre Schattenseiten einen interessanten Einblick. „Unserer vaterländischen Seemacht" widmet Franz Siewert einen weiteren Artikel, der in dem Urtheil gipfelt, daß unserer Flotte nur eine subsidiäre Aufgabe zufallen kann: die Vertheidigung der Küsten, während eigentlich kriegerische Entscheidungen Aufgabe des Landheeres sein werden; deshalb sei hinsichtlich unserer Seemacht auch nicht mehr zu erstreben, als daß eben die Abwehr jedes feindlichen Angriffes zur See möglichst vollendet werde, eine weitergehende, selbst einen etwaigen Angriff bezweckende Aufgabe könne unsere Marine keinesfalls haben. Maximilian Rusticus wartet uns dann abermals mit einer lustigen Plauderei „Berliner fahrende Sänger" auf, während Max Bauer in einem weiteren Artikel „Aus den Capiteln der praktischen Humanität für Kinderheilstätten, speciell auf Helgoland", und ohne Unterschied der Nationalität und des Glaubens eine Lanze bricht. Außerdem finden sich wieder die Rubriken „Sport und Jagd" und „Vor und hinter den Coulissen" vertreten, letztere giebt eine vorwiegend Berlinische theatralische Rundschau; von auswärtigen Theatern wird diesmal nur das Leipziger kurz gewürdigt. Die kleineren Rubriken „Militärisches", „Postalisches", „Universitätsnachrichten", „Neue Erfindungen und Entdeckungen", „Todtenschau" und „Kleine Chronik und Vermischtes" bieten ein so reichhaltiges wie lesenswerthes Material. Auch den deutschen Hausfrauen soll in Zukunft eine besondere Rubrik gewidmet sein; endlich ist die Lyrik auch diesmal wieder mit einer ganzen Seite, 7 Gedichten vertreten, von denen uns die von Mathilde Lange und François Coppée am meisten angesprochen haben. Möge die „Deutsche Warte" sich auch ferner auf der eingenommenen Höhe halten und der Unterhaltung und Belehrung gleichmäßig dienen, vor Allem aber zur Lösung unserer wichtigsten Culturfragen auch ferner kräftig das Ihrige beitragen!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 82. Donnerstag, den 12. October. 1882.

Inhalt: Taufstein, Kanzel und Altar, von P. Dr. Kleinpaul. — Bücherbesprechungen (Einsame Wege. Die Familie, von W. H. Riehl. Völkerkunde Osteuropas von Lorenz Dieffenbach).

Taufstein, Kanzel und Altar,

die drei wichtigsten Cultusstätten der christlichen Gemeinde.

Von P. Dr. Kleinpaul aus Brockwitz.

Wer die herrlichen Tempelruinen von Pästum in Unteritalien gesehen, kann sich des mächtigen Eindrucks nicht erwehren, welchen die Harmonie der Verhältnisse, die wuchtige Kraft und die grandiöse Einfachheit des gesammten Baues auf das Gemüth unwillkürlich hervorrufen. Und doch alle heidnischen Tempel, so ebenmäßig und schön, so reizvoll und leicht sie auch dem Auge des Beschauers entgegentreten, sind ihrem nackten Bau nach nichts anderes als ein kleines dunkles Haus, der durch Mauern umschlossene Wohnort des Götterbildes, und ein solches hat in der dunklen Cella Raum genug. Das Volk ist von seiner Gottheit getrennt. Draußen im Freien oder unter den Säulen des Tempels weilt es. Die Gottheit kümmert sich im Grunde nichts um den Menschen, und der Mensch wird durch kein Band der Liebe verbunden mit seinem Gott. Wie anders bei den christlichen Gotteshäusern, von den erhabenen Domen an bis herab zu den bescheidensten Dorfkirchen! Ihre Räume sind weit und licht; denn hier handelt es sich nicht um die Wohnung für eine goldne oder marmorne Statue, vielmehr um die Stätte für eine große betende Gemeinde, welche in diesem erhabenen Raum die Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott in Andacht feiert.

Der Begriff der Gemeinschaft aber bestimmt die architektonische Gliederung. Ist alles cultische Handeln ein fortwährendes Nehmen und Geben, Rede und Gegenrede, Handlung Gottes und Handlung der Gemeinde — sacramental und sacrificiell —, so muß jedes gottesdienstliche Gebäude auch die Bethätigung solcher Gemeinschaft ermöglichen und — daß ich so sagen darf — einen Raum für Gott und einen Raum für die Gemeinde haben. Beides bietet die Kirche in ihrem Altarplatz und in ihrem Schiff, nicht in alttestamentlicher Geschiedenheit, wie solche einem merkwürdigen Anachronismus zufolge noch heute die griechische Kirche in ihren Bauten repräsentirt, vielmehr in neutestamentlicher Verbundenheit, doch so, daß jeder Theil sein architektonisches Gepräge empfängt und die besondere Heiligkeit des Altarraumes durch seine Erhöhung, durch seine reichere Ausstattung vor aller Augen sich darstellt.

Bei jeder wirklichen Gemeinschaftsfeier jedoch muß ein gegenseitiges sich Begegnen zu finden sein, Gott kommt uns entgegen in seinem heiligen Wort und wir nehmen es auf im lebendigen Glauben; wir dürfen ihm uns nahen, geheiligt durch sein Wort, und er offenbart sich uns in der ganzen Fülle seiner herablassenden Liebe, im heiligen Sacrament. Unzweifelhaft geht daraus hervor, daß es zwei hervorragende Stätten im christlichen Gotteshaus geben muß: Kanzel und Altar; nicht minder, daß die richtige Stellung der Kanzel im Schiff, die des Altars im Chorraum ist.

Bis jetzt handelte es sich um die eigentliche Cultusgemeinde, welche die ganze Gottesgemeinschaft feiern darf. Alle unsere Kindlein jedoch müssen erst in diese Gemeinschaft treten. Darum muß eine dritte Stätte vorhanden sein, an welcher sich diese Aufnahme in die christliche Gemeinde vollzieht, das ist der Taufstein. Naturgemäß steht derselbe am Eingang der Kirche und zwar in einer besonderen Taufkapelle, welche einen jederzeit offenen Ausgang nach dem Schiffe der Kirche hat, denn er repräsentirt den Eintritt des natürlichen Menschen in die Gemeinde der Gläubigen.

Drei Stätten haben sich demgemäß als die wichtigsten Cultusstätten der christlichen Gemeinde herausgestellt: Taufstein, Kanzel und Altar.

Wie ist der Taufstein zunächst entstanden?

Die christliche Kirche der ersten Jahrhunderte kannte weder einen Taufstein, noch einen bestimmten Taufraum, sondern jedes beliebige Wasser, ein Bach, ein Fluß war Taufwasser und das Baptisterium die weite Erde. Philippus tauft in einem Wasser der Wüste, Act. 8, 36, Paulus in dem von Philippi, Act. 16, 15; Petrus nach Tertullian's Bericht in dem Strom der Tiber. In den Zeiten der Verfolgung ward die Taufe in Kerkern und Höhlen, namentlich auch in den Katakomben vollzogen, und noch heute finden sich in letzteren Spuren von Quellenfassungen, die zu Taufbrunnen dienen mochten, so in der Katakombe des heiligen Pontianus und des Alexander. Nicht blos in jenen ersten Zeiten, nein bis tief hinein in das Mittelalter finden sich Baptisterien der ursprünglichsten Art. Ausführlich wird uns von dem berühmten Otto von Bamberg berichtet, wie er um das Jahr 1124 als Pommerscher Missionar drei Taufkapellen errichtet für Männer, Frauen und Kinder. Große Fässer wurden so tief in die Erde gegraben, daß ihre Ränder ungefähr bis zur Höhe des Knies hervorragten. Rings um jedes Faß wurden Vorhänge angebracht; vor dem Priester aber und seinen Gehilfen, welche auf der einen Seite standen und die Taufe zu vollziehen hatten, hing noch ein besonderer leinener Vorhang. Wenn nun die Taufcandidaten soweit vorbereitet waren, redete der Bischof alle zusammen mit passenden Worten an, trennte dann die Geschlechter, salbte die Katechisirten mit Oel und ließ sie dann zu der Taufstätte gehen. Sobald der Priester an dem Geräusch merkte, daß Jemand im Wasser war, schlug er das Leinen zurück und vollzog durch dreimaliges Untertauchen des Hauptes das Sacrament. Noch salbte er den Täufling mit Chrisma und warf die Alba über sein Haupt, dann ließ er den Vorhang fallen, hieß ihn aus dem Wasser heraufsteigen und die Pathen zogen ihm sein Kleid an und führten ihn heraus. Im Winter geschah solches in geheizten Stuben und in warmem Wasser unter denselben Vorsichtsmaßregeln. — Doch das sind Taufen der eigentlichen Missionsperioden. Hat das Christenthum festen Fuß gefaßt, so kommen eigene Taufhäuser

in Gebrauch; so seit dem 4. Jahrhundert in der Nähe der Kirche, aber von ihr gesondert, meist durch einen bedeckten Gang mit derselben verbunden. Doch nur *eins* ist in jeder größeren Stadt in der Nähe der bischöflichen Kathedrale, denn dem Bischof allein stand das Recht der Taufe zu. Um so größeren Raum mußte dasselbe bieten, zumal die ganze Zahl der Taufcompetenten sich an bestimmten Terminen zusammen drängte, 3000 z. B. in *einer* Vigilie in Antiochia. Die Form ist den antiken Thermenbauten entsprechend, rund oder achteckig, mit einer Vorhalle zum Unterricht der Katechumenen; die Mitte bildet das in Uebereinstimmung mit dem Bau runde oder achteckige Taufbassin (piscina — so genannt in Erinnerung an das Anagramm des Ἰχθύς), welches nur zuweilen, veranlaßt durch das apostolische Wort Röm. 6, 4, die Gestalt eines Grabes empfängt. — Anders mußte es sich gestalten, als die Kindertaufe allgemein ward (noch bis ins 6. Jahrhundert standen ihr mannigfache Bedenken entgegen). Nun konnte weder der Bischof allein die Taufe vollziehen, noch die Form des Untertauchens verbleiben. Ausnahmsweise ward anfänglich die Taufe in anderen Kirchen gestattet, bis endlich im 13. Jahrhundert alle Kirchen das Taufrecht besaßen. Wol mußte nun jede Kirche einen Taufraum haben, doch waren größere Baptisterien nicht mehr nöthig. Infolge dessen ward dasselbe an die nördliche Seite der Vorhalle verlegt. Zugleich, da die Kindertaufe, namentlich in kälteren Klimaten, den Ritus des Uebergießens oder Besprengens erforderte, so wurden die Taufbassins überflüssig, vielmehr kam seit dem 9. Jahrhundert der *Taufstein* auf, welcher zur Erinnerung an die alte Form der Baptisterien und Taufbassins die runde oder achteckige Form erhielt, in der gothischen Periode fast durchgängig in der Gestalt eines Pokals. Die protestantische Kirche endlich versetzte, den Traditionen der katholischen Kirche zuwider, den Taufstein auf den Altarplatz selbst, hauptsächlich nur, um Raum zu gewinnen. Es mag jedoch ein Wort zur Entschuldigung dieser Versetzung gestattet sein. Zunächst der praktische Gesichtspunkt: Nur wenige Gemeinden vielleicht sind im Stande, ein würdiges Baptisterium zu bauen. Es erhöht ferner die Bedeutung des Sacraments der Taufe, wenn dasselbe am bedeutungsvollsten Platze der Kirche, auf dem Altarplatze, vollzogen wird; auch wird sonntäglich der Christ durch den Anblick des Taufsteins an den heiligsten Tag seines Lebens erinnert. Endlich der Idee der Kirche ist es nicht zuwider, indem der Chorraum Gottes Stätte repräsentirt, welcher der Mensch in Demuth sich nahen darf, zuerst um Christi Geist durch das Wasser der Taufe, sodann um Christi Leib im heiligen Altarsacrament zu empfangen. Die eine Bedingung aber muß entschieden gestellt werden, nämlich daß der Taufstein den Zugang zum Altar nicht beenge. Was übrigens die Form des Taufsteins betrifft, so könnte wol in unseren Tagen mehr Rücksicht auf den altkirchlichen Gebrauch genommen werden. Es gehört hierher auch die Ornamentik: Hirsch, Taube und Fisch sind ganz bestimmte Symbole; auch die für die Baptisterien zu wählende Glasmalerei: Johannes der Täufer und die Taufe Christi sind immer wiederkehrende Motive.

Ich komme zum zweiten, nämlich zur *Kanzel* oder der Stätte der Predigt. Bis in das 13. Jahrhundert hat eine solche in unserem Sinne in den Kirchen gefehlt und noch heute wird in der berühmten Bonifaciuskirche in München die Kanzel erst auf Schienen herbeigeführt, sobald sie für den Cultus erfordert wird. Was vertrat die Kanzel in früherer Zeit? Der sogenannte Ambon (von *ἀναβαίνειν*), das ist ein katheder artiger polygoner oder aus Kreissegmenten gebildeter Aufbau, welcher in einigen Kirchen doppelt an der Nord- und Südseite der Cancelli, das ist der Schiff und Chor trennenden Schranken errichtet war. Von hier aus ward nicht nur das Evangelium und die Epistel verlesen, rechts das Evangelium, links die Epistel, von hier aus ward auch — und zwar von dem Epistolambon — vom Diacon gepredigt, richtiger die Predigt eines bewährten Homileten vorgelesen, während der Bischof in der Regel (Chrysostomus und Augustin vom Ambon aus) von seinem Thronos hinter dem Altar oder von einer Erhöhung vor dem Altar (faltistorium) zu der Gemeinde sprach. Ambon und Cancelli schmolzen im 13. Jahrhundert in dem sogenannten Lettner, einem steinernen Aufbau zwischen dem Chor und dem Schiff, zusammen, also daß von dessen Höhe herab das Evangelium verlesen und gepredigt ward — noch heute können wir ihn sehen in unserem herrlichen Meißner Dom. So war der Ort der Predigt im Allgemeinen geblieben, nur unter verändertem Namen: Lettner = lectorium, der Stätte des Lesens. Bald aber sollte eine völlig neue Stelle für dieselbe gefunden werden, merkwürdiger Weise in Verbindung mit dem den Cancellis entlehnten Namen. Es war die große Zeit eines Innocenz III., da die vernachlässigte Predigt wieder zu Ehren kam und zwar wesentlich durch die ganz neue Erscheinung der Bettelmönche. Sie fühlten das Bedürfniß, sich dem Volk verständlicher zu machen und die Hörer im weiten Kirchenraum näher um sich zu versammeln. Infolge dessen verlegte man den Predigtstuhl im 13. Jahrhundert an einen Pfeiler des Mittelschiffs und behielt nichts übrig als den Namen der Cancelli, welche den Ambon vom Schiffe der Kirche getrennt hatten, in der Bezeichnung Kanzel. Als älteste Kanzel wird die in der Kirche zu Wechselburg aus dem 13. Jahrhundert aufgeführt. Es steht jedoch fest, daß sie ein integrirender Theil des dortigen Lettners gewesen. Mit dem 15. Jahrhundert, wo an den Kirchen vielfach feste Predigtstellen errichtet wurden, finden wir sie allgemeiner. Unter anderen ward jetzt dem berühmten Geiler von Kaisersberg die schöne Kanzel im Straßburger Münster errichtet. Was ihre Form anlangt, so sind sie meist aus dem Achteck construirt, seltner rund. Die Brüstungswände zieren häufig die Bilder der Evangelisten, der thronende Christus in der Mitte, oder hervorragende Kirchenväter. Das Kanzelpult wird nach dem Vorbild der altkirchlichen Lesepulte häufig von einem Adler auf dessen ausgebreiteten Flügeln getragen. Am Fuß brachte man wol einen Löwen oder sonstiges Ungethüm an, als Bild der überwundenen Dämonen. Das Seltsamste der Art ist vielleicht die Kanzel zu Reinerz in Schlesien: ein sich aufringelnder Walfisch, in dessen Rachen der Prediger steht, eine Erinnerung an Jonas. In mehreren sächsischen Kirchen erscheint die Gestalt Mosis als Träger der evangelischen Kanzel; in einigen Bergstädten nimmt ein Bergmann diese Stelle ein, um zu zeigen, daß die Verkündigung des göttlichen Wortes an diesem Ort dem Bergfegen zu verdanken sei. Doch noch hatte die Kanzel keine feste Stellung gewonnen. Besonders seit Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts fing man an, angeblich aus akustischen Rücksichten, vorzüglich aber aus Unkenntniß des liturgischen Organismus, die Kanzel an das Ostende der Kirche zu versetzen und hinter den Altar oder in Verbindung mit dem Altar als dessen Rückwand zu bauen. Wol kaum wird Einer in unseren Tagen sein, welcher diese unwürdige Stellung vertheidigt. Die Kanzel gehört sowol aus praktischen Rücksichten als nach liturgischem Princip in das Schiff der Kirche; dort nahet Gott dem Menschen, dies ist der schöne Gedanke, und erbaut sich seine Gemeinde. Nun darf auch die Gemeinde sich Gott wieder nahen im heiligen Sacrament. Für die Schriftverlesung sind in der katholischen Kirche zwei kleine Lesepulte zur Rechten und zur Linken des Altars geblieben. In der protestantischen Kirche findet dieselbe jedoch noch häufig vom Altar aus statt. Correcter würde es sein, wenn wir auch einen Ambon, ein Lectorium besäßen, wie solches, zumal seit Einführung der neuen Agende, in der That in manchen sächsischen Kirchen gefunden wird.

Wir kommen zu der höchsten Stätte des christlichen Gotteshauses, zum *Altar*, welcher schon durch seinen Namen „erhöheter Platz" auf die ihm gebührende

höhere Bedeutung hinweist. Worin besteht dieselbe? Nicht darin, daß wir ihn als Opferstätte betrachten, auf welcher die Versöhnung erst vollbracht (so im alten Bund) oder jedesmal wiederholt werden soll (so in der katholischen Kirche). Nein, jetzt handelt es sich nur um die Aneignung des einmal für uns gebrachten neutestamentlichen Opfers. Und hierin besteht die eigentliche Bedeutung des Altars der christlichen Kirche. Es ist die Stätte des heiligen Sacraments, da der verklärte Herr als an seinem Tisch sich selbst in seinem heiligen Leib und Blute reicht. Zur Erinnerung aber, daß Golgatha — der einzige wahre Altar der ganzen Welt — es ist, von welchem noch heute aller Segen auf alle Altäre der Erde strömt, soll jeder Altar ein Abbild dieses heiligsten Berges sein. Vom historischen Gesichtspunkte aus aber gewinnt der Altar zugleich noch eine ganz andere Bedeutung. Da nämlich unsere Gebets- und Segensacte ursprünglich der so reich ausgebildeten Abendmahlsliturgie als Theile zugehörten, wie dies jeder noch heute bei dem Cultus der katholischen Kirche beobachten kann, so ist der Altar zugleich die Gebets- und Segensstätte der Christen geworden. Und dies stimmt mit der organischen Bedeutung des Altarplatzes völlig überein. Ist nämlich der Chor dem liturgischen Gedanken gemäß die Stätte Gottes, so sind hier auch die Gebete der Gemeinde, die neutestamentlichen Opfer (Apoc. 5, 8) ihm darzubringen, wie umgekehrt der Segen Gottes, welcher auf die Gemeinde gelegt wird, von dieser Stätte nothwendig seinen Ausgang zu nehmen hat. Infolge dessen ist die in unseren Tagen mannigfach laut werdende Forderung, daß das allgemeine Kirchengebet an den Altar verlegt werde, in der That liturgisch berechtigt, wie auch natürlich alle Handlungen, bei denen eine specielle Segensertheilung stattfindet, wie Confirmation, Beichte, Trauung und Ordination, vom Altar aus zu geschehen haben.

Eine besondere Bedeutung aber kommt dem Altar noch in der katholischen Kirche zu, nämlich als Gedächtnißstätte der Heiligen. Frühe schon feierte man über den aus dem Stein der Wand ausgehauenen, mit einer Platte überdeckten Gräbern der Märtyrer das heilige Abendmahl, so daß diese unter einem ausgehauenen Bogen stehenden Gräber geradezu als Altäre dienten. Als man später über den Cömeterien (Friedhöfen) Kirchen baute, so stellte man den Altar der Oberkirche so, daß er gerade über dem Märtyrer-Grabe zu stehen kam und man durch eine angebrachte Oeffnung auf die Krypta hinabsehen konnte. Wenn aber der Bau an einem anderen Orte erfolgte, so wurden Märtyrergebeine eigens unter dem Altar beigesetzt. Dieser Gebrauch ward von dem römischen Bischof Felix I. (269—274) zum Kirchengesetz erhoben, so daß das Märtyrergrab ein integrirender Theil des Altars ward und noch heute kein Altar ohne Reliquien sich finden darf. Damit hängt die Häufung der Altäre in den katholischen Kirchen zusammen. Je mehr nämlich die Heiligenverehrung zunahm, desto größer ward das Bedürfniß nach ihnen geweihten Stätten, ja man errichtete Altäre über Reliquien überhaupt, namentlich über Theilen des heiligen Kreuzes. Nicht minder trug der immer ausgedehntere Opferbegriff zur Vermehrung der Altäre in den einzelnen Kirchen bei. Denn wenn die unblutige Wiederholung des einmaligen blutigen Opfers Christi durch den Priester auch den Verstorbenen zur Abkürzung der Strafe des Fegefeuers zu gute kommt und selbst irdische Leiden abzuwenden im Stande ist, dann gilt's nur durch Seelen- und Privatmessen Christi Verdienst recht reichlich sich zuzuwenden. So konnte es kommen, daß im Meißner Dom nicht weniger als 56 Altäre sich fanden, und noch mußten, um dem religiösen Bedürfniß zu genügen, Tragaltäre beschafft werden. Von Mittags 12 Uhr, so berichtet Hieronymus Emser 1512, bis zur gleichen Stunde des anderen Tags verstummte der Mund des messelesenden Priesters nicht.

Noch sei mir Einiges in Bezug auf die Structur, die Altargewänder und Altargeräthe hinzuzufügen gestattet.

Was den Bau der Altäre anlangt, so gehörten in der älteren Zeit zu jedem Altar drei Stücke: 1) die confessio oder das Märtyrergrab; 2) der eigentliche Altar, sarg- oder tischförmig geformt; 3) der Altarbaldachin oder das Ciborium (coopertorium), ein auf vier Säulen ruhender Ueberbau, der sich wie ein Thronhimmel über den Altar breitet. Seit dem 9. Jahrhundert fing man an, die vorher unter oder im Altar verborgenen Reliquien auf dem Altar in meist sehr kunstreichen und kostbaren Reliquienkösten oder Reliquiarien auszustellen. Das berühmte Sebaldusgrab in der Nürnberger Sebalduskirche von der Hand Peter Bischer's ist als ein Meisterwerk eines solchen sargartigen Reliquienschreins zu bezeichnen. Um jedoch den Altar nicht zu beeinträchtigen, stellte man diese theilweise massiven Behälter nicht auf den Altar selbst, sondern auf einen An- oder Hinterbau desselben, so daß er eine erhöhte Rückwand (Oberfrontale) erhielt. Der Ueberbau, das Cibarium, kam darüber mehr und mehr in Wegfall. Wol verlor sich die Gewohnheit, die Reliquien in der gedachten Weise auf, richtiger hinter dem Altar aufzustellen; doch an das Bildwerk des Oberfrontale gewöhnt, fing man etwa seit dem 14. Jahrhundert an, selbständige Rückwände des Altars und zwar immer breiter, höher und kunstreicher zu bilden und dieselben unmittelbar auf den Altar zu setzen. Die geläufigste Form dieser „Altarschreine" sind die sogenannten Flügel-, Klappen- oder Wandelaltäre, welche die Spätgothik mit besonderer Vorliebe gebildet. Waren schon jetzt oft übergroße Altarwände vorhanden, so sind sie doch noch mäßig gegenüber denen der Renaissance. Die Ungeheuerlichkeit aber in Verbindung mit äußerster Geschmacklosigkeit zeigen die Prachtaltäre der Jesuiten. — Was haben wir in Bezug auf die Structur von jedem Altar zu fordern? Nicht das Märtyrergrab aber die Reliquie, auch nicht nothwendiger Weise die Altarwand oder das Altarbild; wol aber einen würdig ausgestatteten freistehenden Altartisch, mit einem durch Stufen erhöheten Podest für den fungirenden Geistlichen, sowie mit Seitenschranken und Kniebänken für die Communicanten. Unmöglich können wir uns mit dem puritanischen, wol nur zur Communion hereingetragenen Tisch begnügen, wie ihn die streng reformirten Kirchen Hollands und Schottlands uns bieten.

Was die Altargewänder aber Antependien betrifft, so haben dieselben je nach der kirchlichen Zeit zu wechseln. An den hohen Festen mit Ausnahme des Pfingstfestes kleidet sich die Kirche in Weiß; am Pfingstfest und an den Gedächtnißtagen großer Märtyrer in Roth; am Charfreitag und bei Todtenfeiern in Schwarz; in der Advents- und Passionszeit in Violett und an den gewöhnlichen Sonntagen in Grün. Jedenfalls hängt solches mit den vier mosaischen Cultusfarben zusammen: Purpurroth, Purpurblau, Scharlach und Weiß. Das Roth weist hin auf die Majestät Gottes in seiner Erhabenheit, den königlich Thronenden; das Blau auf die Majestät Gottes in seiner Herablassung, auf den Gott des Friedens, welcher das Blau des Himmels über der Erde wie ein Zelt des Friedens wölbt. Weiß ist das Bild des Lichtes und damit der Liebe, die das neue Leben der Menschen weckt. Scharlach jedoch als das Bild des Feuers und damit des heiligen Zornes ist in der christlichen Kirche ausgeschlossen. Dafür haben wir Schwarz als das Bild des Todes und Grün als das Bild des neu erstehenden Lebens: beide Farben fehlen dem alttestamentlichen Cultus, die letztere, weil zu den Erdfarben gehörig. Auf dem Altar liegen, wenigstens bei der Feier des heiligen Abendmahls, drei weiße Decken von reiner lauterer Leinwand (sonst nur zwei), welche die Grabtücher des Herrn versinnbildlichen, aus welchen die Kirche am Ostertage ihren Erlöser wieder nahm, aus welchen sie auch seinen heiligen Leib beim Sacramente nehmen will. Auf dem Altar aber muß dreierlei sicher gefunden werden: zwar

Digitized by Google

nicht die conventionellen Blumenvasen mit künstlichen Blumen, diese Erfindung der neueren Zeit, aber wol das zierliche Kissen oder das schön gearbeitete Pult zur Aufnahme der Agende, die Leuchter mit den hohen langsam brennenden Kerzen (allerdings sind diese erst vom 12. Jahrhundert an nachgewiesen), nicht blos um das Gedächtniß der Zeit des heiligen Mahles zu erneuern, sondern zugleich um die Festfreude in aller Herzen zu entzünden; vor allem aber der Crucifixus, das Bild unseres Erlösers, freilich nicht mit dem schmerzlichen Ausdruck des schweren Dulders, sondern mit dem Blick des großen Siegers und Ueberwinders, der seine durchbohrten Hände ausstreckt, die köstliche Siegesbeute in Empfang zu nehmen, der als Himmelsbräutigam wirbt um seine erkorene Braut. So redet die Kirche zu uns nicht blos mit lautem vernehmlichen Wort; sie redet auch eine stumme Sprache heiliger Symbolik. Ihre Töne vernehmend, wird uns erst recht das Wort des h. Psalmisten verständlich: Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Lebenlang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen.

Bücherbesprechungen.

** Einsame Wege. Leipzig, Verlag von Justus Naumann 1882. — Der Titel des Buches ist bezeichnend für dessen Inhalt: denn einsam sind allerdings die Wege gewesen, welche der ungenannte und doch wol keinem mit der Geschichte der Kirche unseres Bekenntnisses in Deutschland während der letzten Jahrzehnte vertrauten Leser unbekannte Verfasser in seinem verhältnißmäßig wechselvollen Leben gegangen ist. Was er auf Erden suchte — so klagt er selbst — es verstanden's nur sehr Wenige. Er konnte es nicht über sich gewinnen, das in Preußen neu eingeführte Trauungsformular zu verwenden, da die Art der Durchführung des Trauungsgesetzes, die darin sich aussprechende „Gebundenheit der Kirche durch die königliche Staatsregierung", eine Gebundenheit, welche man nach jenem Acte der Durchführung nicht durch fernere Fügsamkeit in die neue Trauungsform mitwirkend verschärfen helfen dürfe, eine längere Betheiligung an Bedienung und Verwaltung jener Kirche ihm unmöglich mache, und bat die Behörde um seine Entlassung aus dem geistlichen Amte, an dem der Verfasser — das weist jede Seite seiner Lebensbeschreibung nach — mit seinem ganzen reichen Herzen hing. Welche köstlichen Schätze man aber auf den einsamsten Wegen finden kann, geht aus dem vorliegenden Buche hervor, in welchem der Verfasser die Ergebnisse seiner scharfen Beobachtungen und reichen Erfahrungen auf den mannigfachsten Gebieten der Wissenschaft in ansprechendster Art niedergelegt hat. Einzelne Abschnitte desselben sind werthvolle Beiträge zu einer Geschichte der neueren Theologie beziehentlich der protestantischen Kirche in Deutschland, — einen der überzeugungstreuesten Bekenner und Prediger der letzteren lernen wir in dem Verfasser kennen und verehren. Von Herzen wünschen wir demselben nach so vielen Kämpfen einen friedlichen, durch die literarischen Studien, mit denen er die ihm gewordene Muße ausfüllt, veredelten Lebensabend!

** Die Familie. Von W. H. Riehl. Neunte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta, 1882. — Für die Bedeutung dieses Buches, des Werkes eines feinbeobachtenden Geistes, spricht der Umstand, daß sich dasselbe seit dem Jahre 1854, also über 27 Jahre lebendig erhalten hat. Der Verfasser hat das Richtige getroffen, wenn er diesen glänzenden Erfolg auf Rechnung der Tendenz des Buches setzt, welches kein Lehrbuch, sondern ein Lesebuch sein, welches aus dem Leben geschöpft auf das Leben wirken will und — setzen wir hinzu — gewirkt hat. Während die früheren Auflagen immer den unveränderten Text der ersten enthalten haben, hat der Verfasser die vorliegende Ausgabe mit mannigfachen Zusätzen, kleinen aus dem Leben gegriffenen Beobachtungen und Thatsachen, bereichert — auch ohne dieselben würde aber das Riehl'sche Werk das sein, als was es bereits vor 27 Jahren erkannt worden ist, ein kleines Kunstwerk nach Inhalt und Form, ein in seiner Art classisches Werk.

—ψ—. Völkerkunde Osteuropas insbesondere der Hämoshalbinsel und der unteren Donaugebiete von Lorenz Diefsenbach. 2 Bde. Darmstadt, Verlag von L. Brill, 1880—1882. (1. Bd. 1880, S. XXII, 318; 2. Bd. erster Halbband 1881, S. XI, 194; zweiter Halbband 1882, S. VIII, 195—414). — Kein Theil einer ethnographischen Karte Europas zeigt ein so buntes Farbengemisch, als dessen östliche Hälfte. Hier Licht in die wirren Völkerverhältnisse zu bringen, ist nicht nur für die Wissenschaft von hohem Werthe, sondern es ist auch von praktischer Bedeutung, und im gegenwärtigen Augenblicke ganz besonders für die politischen Tagesfragen nicht zu unterschätzen. Aus diesen doppelten Gründen muß daher schon das oben angeführte Werk des gelehrten Verfassers, dessen wissenschaftlicher Ruf bereits durch die „Origines Europaeae" und durch die „Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte" ein alt- und wohlbegründeter ist, willkommen geheißen werden. Entsprechend seinem Grundsatze: „Die Sprache halte ich für das erste, die Physis für das zweite ethnische Merkmal", hat auch der Verfasser dem linguistischen Theile seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, so daß in diesem der Schwerpunkt der Arbeit liegt. Wir wollen uns jetzt nicht auf einen Principienstreit einlassen, obwol der Verfasser nicht schwer durch Thatsachen zu entwaffnen wäre, vielleicht thun wir es auch bei einer anderen Gelegenheit einmal, doch können wir die Meinung nicht unterdrücken, daß die physische Natur eines Volkes von nicht geringerer Bedeutung für dessen Charakterisirung ist als die psychische, und daß die Anthropologie der Linguistik mindestens ganz ebenbürtig zur Seite steht, wenn wir auch zugeben wollen, daß jene noch nicht den Grad von Vollkommenheit erreicht hat, um in gleicher Weise, wie die Sprachkunde, praktisch für die Diagnose der Völkerstämme verwendet werden zu können. Das Buch von Diefsenbach ist ein ungeheuerer Speicher von Gelehrsamkeit, in dem der Verfasser mit einem Bienenfleiße alles auf seinen Gegenstand Bezügliche zusammengetragen hat, in dem es aber oft recht schwer wird, sich zurecht zu finden. „Ordnung ist die erste Bürgerpflicht." Dies gilt nicht nur im Staate und in der Familie, im Amt und im Geschäft, sondern auch im gelehrten Haushalte, und eine Rücksichtslosigkeit ist es, um nicht zu sagen ein Diebstahl an unserer kostbaren Zeit, wenn dieselbe vernachlässigt wird. Was nutzen Quellenangaben, und zumal bei einem Werke, welches, wie das vorliegende, vorzugsweise aus solchen besteht, wenn nicht richtig citirt wird, die Folge von unordentlichen und nachlässigen Aufzeichnungen? Der praktische Werth des Werkes wird dadurch nicht wenig herabgesetzt. Die wissenschaftliche Bedeutung desselben bleibt aber dabei bestehen. Mit Dank müssen wir die Arbeit hinnehmen, die, was nur immer in alter und neuer Zeit über die Völker Osteuropas geschrieben worden ist, zusammenfaßt, so daß es eine reiche nicht zu entbehrende Fundgrube für eingehende Studien der Völkerschaften Osteuropas bildet. Auch nur einen Ueberblick über den Inhalt des Werkes zu geben, ist bei der außerordentlichen Fülle des Stoffes ganz unmöglich, nur erwähnen wollen wir kurz, daß der erste Band das Türkische Reich, Albanesen, Illyrier, Thraker, Griechen und Rumänen umfaßt, des zweiten Bandes erster Halbband beschäftigt sich mit der lituslavischen Völkergruppe nebst den Bulgaren, sowie mit der türkischen Familie und bringt Nachträge zum ersten Bande, während des zweiten Bandes zweiter Halbband die finnische Familie, Zigeuner, Armenier und Kaukasier behandelt und gleichfalls Nachträge und Berichtigungen bringt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 83. Sonntag, den 15. October. 1882.

Inhalt: Zum 18. October, mitgetheilt von Dr. Georg Schmid. — Die Elektricitäts-Ausstellung in München. II. — Leipziger Stadttheater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Die Geschichte der deutschen Litteratur, von Herrm. Menge. Kürschner's Deutsche Nationalliteratur).

Zum 18. October.

Ein Erinnerungsblatt, mitgetheilt von Dr. **Georg Schmid** in St. Petersburg.

Die Erzählung eines Leipzigers von seinen Erlebnissen in den denkwürdigen Tagen der Völkerschlacht wird auch jetzt noch etwas Anziehendes haben, selbst wenn der Erzähler ein Unbekannter wäre. Der Schreiber des Briefes aber, der hier mitgetheilt werden soll, ist einer der berühmtesten Bürger Leipzigs, Gottfried Hermann.

Der Brief ist an Chr. Friedrich Gräfe gerichtet, der damals die Professur der griechischen Sprache an der geistlichen Akademie beim Alexander-Newskij-Kloster und die der lateinischen am Pädagogischen Institut in St. Petersburg bekleidete. Ein gedorener Chemnitzer, hatte er in Leipzig zuerst Theologie, dann Philologie studirt und am 28. Februar 1805 unter den Auspicien des Meisters G. Hermann sich den Magistertitel erworben. Bei dem Feste, mit welchem die Theilnehmer an den von Hermann geleiteten „griechischen Uebungen" — es waren Seidler, Thiersch, Hand, Linge, Passow und Weiske — den neuen Magister feierten, wurde jenen Uebungen die Bezeichnung Societas Graeca gegeben: „ein bei Deinem Feste erfundener, nun vielgefeierter Namen", schreibt Weiske an Gräfe in einem Briefe vom 24. Julius 1817 aus Meißen. Zuerst eine Zeit lang in dem Hause des Leipziger Professors der Medicin Ludwig als Privatlehrer thätig, hatte Gräfe 1806, ebenfalls auf dringendes Zureden Hermann's, bei dem livländischen Landrath K. Samson v. Himmelstjerna auf Urds bei Dorpat eine Hauslehrerstelle angenommen, die er bis Anfang 1810 bekleidete. Dann hatte er, auch jetzt von Hermann empfohlen, die Berufung nach St. Petersburg erhalten, wohin er in demselben Jahre übersiedelte. Hier hat er nun nicht nur das Studium wenn auch nicht der alten Sprachen überhaupt, so doch der griechischen Sprache begründet, sondern auch indirect einen großen Einfluß auf das Schulwesen ausgeübt. Denn der, kurz nach Gräfe's erster Anstellung, am letzten Tage des Jahres 1810 zum Curator des St. Petersburger Lehrbezirkes ernannte Wirkliche Staatsrath S. Uwarow wählte, wie er sagt, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er zur fruchtbaren Verwaltung seines Amtes vor Allem seine eigene Bildung zu vervollständigen habe und zwar durch ein gründliches Studium der alten Sprachen, Gräfe zu seinem Lehrer im Griechischen, das er nun mit Feuereifer zu studiren begann. Als der Freiherr vom Stein, von dem „großen Tyrannen" geächtet, 1812 nach St. Petersburg kam, und er, der nach E. M. Arndt's Ausdruck leere Stunden schwer, leere Tage gar nicht ertragen konnte, nun bei der Abgeschnittenheit von den meisten europäischen Verhältnissen sogar leere Wochen erlebte (Pertz, Leben Stein's, Bd. III, S. 171), da rieth ihm Uwarow, zur Erholung Griechisch zu treiben. Er empfahl ihm dazu Gräfe, und „der berühmte Verbannte, der allen europäischen Umwälzungen der Zeit folgte, ließ keinen Tag vorübergehen, ohne mit Gräfe einige Seiten aus Thucydides zu lesen". So erzählt Uwarow selbst in dem französisch geschriebenen Briefe an den ständigen Secretär der Akademie der Wissenschaften (deren Präsident er war) vom 6. Februar 1852, in welchem er das Andenken an seinen am 12. December 1851 gestorbenen Lehrer ehrte.

Eine innige Freundschaft verband den hochgestellten Staatsmann mit dem bescheidenen Professor. Von dem Einfluß des letzteren auch in anderen, als gelehrten Dingen, legt der folgende Brief ein merkwürdiges Zeugniß ab. Der Fürst Repnin nämlich, bei dem sich in Uwarow's Namen Hermann für möglichste Schonung der Universität Leipzig verwenden sollte, der Generalgouverneur des Königreichs Sachsen, war ein Schwager Uwarow's: er hatte die ältere, Uwarow die jüngere Tochter des Grafen Alexej Kirilowitsch Rasumowskij zur Frau, der damals (von 1810—1816) Unterrichtsminister war. Da Stein mit dem Grafen Rasumowskij verkehrte, so wird er wol auf die Ernennung Repnin's Einfluß geübt haben.

Wie mit Stein, so blieb Uwarow auch mit dem großen Leipziger Philologen später in Verbindung; ihm und F. Creuzer hat er 1821 seine Schrift über das Vorhomerische Zeitalter gewidmet. Erst spät aber, als Uwarow schon Unterrichtsminister war (1833—1849), lernten sich die beiden seltenen Männer persönlich kennen. Er sei, schreibt Hermann am 6. Juni 1841 an Gräfe, durch diese Bekanntschaft, sowie durch Uwarow's große Güte und Gewogenheit höchlich beglückt; er möge ihn versichern, „daß die elektrische Kraft, mit der mich seine persönliche Bekanntschaft berührt hat, mir unvergeßlich bleiben wird". Für Uwarow malte der Professor Vagel v. Vagelstein nach dem „sehr gelungenen Bilde, das er jetzt auf königliche Veranlassung gemacht hat" — aus Anlaß des fünfzigjährigen Magisterjubiläums von Hermann — ein Porträt des großen Philologen, welches ohne Zweifel noch jetzt den Antikensaal auf dem Uwarow'schen Gute Poretschje bei Moskau schmückt. Nach einer anderen Wiederholung des Jubiläumsbildes ist der Stahlstich bei H. Köchly, Gottfried Hermann. Zu seinem hundertjährigen Geburtstag. Heidelberg bei Winter, 1874 gemacht. Vergl. ebenda S. IX.

In einem ausführlichen, am 19. Mai 1805 ausgestellten lateinischen Zeugnisse hatte Hermann den jungen Gräfe als seinen begabtesten und gelehrtesten Schüler bezeichnet; wie nahe er, trotz der weiten Entfernung, dem Herzen des Lehrers blieb, zeigt der Schluß des oben angeführten Briefes: „Von ganzem Herzen und ganzer Seele der Ihrige G. Hermann."

Das Schreiben nun, welches wir Dank der Güte von Gräfe's Tochter, der Wittwe des Geheimen Raths Johannes Steinmann in St. Petersburg, hier veröffentlichen können, lautet folgendermaßen:

„Leipzig, d. 6. Januar 1814.

Ich freue mich, mein theurer Freund, Ihnen melden zu können, daß ich mit den Meinigen den Gefahren, die uns in dieser Zeit umschwebt haben und noch umschweben, bis jetzt glücklich entgangen bin. Die fürchterliche Schlacht, die mehrere Tage rings um unsere Stadt donnerte und durch die die Gegend umher ungemein verwüstet worden ist, ging doch für die Stadt selbst ungleich besser vorüber, als zu erwarten war. Nur 7 Einwohner haben dabey das Leben eingebüßt, obschon gar manche Granaten und Kanonenkugeln hereinflogen, und selbst ein Paarmal, unter andern in dem Hause neben meiner Wohnung, zündeten. Wie ich sah, daß man nun doch wohl an einen sichern Ort denken müßte, begab ich mich mit meinen Leuten in das Parterre: allein einer meiner Schwäger bat uns in sein feuerfestes Haus in der Peterstraße zu kommen, und so ging ich mit meiner Pfeife, meiner Frau und meinen Kindern, davon die drey Mädchen jede was sie von ihren kleinen Habseligkeiten am liebsten hatte, trugen, der Knabe aber von der Mutter getragen wurde, dort hinüber. Leicht hätte auch dort uns ein Unfall treffen können, indem, während ich mit meinem Schwager an dem einen offenen Fenster stand, an den eben erst zugemachten Laden des Fensters daneben, wo eine Nichte von mir meinen dreyjährigen Otto auf dem Arme hielt, eine Büchsenkugel, die von dem gegenüberstehenden Hause abprallte, so anschlug, daß ohne den Fensterladen, wohl eines tüchtig verwundet worden wäre. So begaben wir uns auch dort in den Hausraum, und als auch hier von den über uns wegzischenden Kanonenkugeln die Dachziegel in den Hof herabfielen und Büchsenkugeln an den Thorweg trafen, brachten wir die Frauen und Kinder in den Keller. Bald aber erschollen die Hörner der stürmenden Jäger in den Straßen, und Jubel aus allen Fenstern. Ueberall wehten weiße Tücher, mit denen man die Sieger begrüßte; die Thüren wurden geöffnet, und wer noch etwas von Mundvorrath, der in den letzten Tagen sehr geschmolzen war, hatte, brachte es herauf, um unsere Befreyer damit zu laben. In der Vorstadt dauerte das Gefecht noch fort: bald aber war die Niederlage der Feinde vollendet. Ich habe den Tag darnach diese Scene in Augenschein genommen. Von dem Thomaspförtchen zum Ranstädter und Hällischen Thore bis fast an das Grimmische in der Allee und im Fahrwege nichts als umgestürzte Wagen, stehen gelassene oder zerbrochene Kanonen, dazwischen halbtodte oder völlig hingestreckte Menschen und Pferde, zerstreute Patronen, Gewehre, Lumpen und Fragmente aller Art. So sah es auch in dem ehemaligen Richterischen Garten und in Löhr's Garten aus. Neben der Barfüßermühle war die Brücke, über welche die Franzosen durch die Gärten einen Weg gesucht hatten, unter ihnen gebrochen und Menschen und Pferde hineingestürzt. Am ärgsten war es auf dem Ranstädter Steinweg zugegangen, wo die Fliehenden einander im Gedränge erstachen und Menschen, Pferde und Wagen in den Mühlgraben hinuntergestoßen haben. Dort und in dem ehemaligen Richterischen Garten sind tausende ertrunken, und zu tausenden wurden die Gewehre aus dem Wasser gefischt. Kurz wir haben hier eine zweite Berezina mit eigenen Augen zu sehen gehabt. Die Gegend umher würden Sie kaum wiedererkennen. Schönfeld, Paunsdorf, Zweynaundorf, Stötteritz, Holzhausen, Wolkawitz, Meusdorf und mehrere andere Orte sind zum großen Theil eingeschossen und verbrannt. Noch jetzt findet man auf den Feldern alles festgetreten und voll Ueberbleibsel der Schlacht; ja selbst todte Menschen und Pferde liegen noch einzeln unbegraben. Für unsere Stadt ist das schlimmste nachgekommen, eins die Nervenfieber, die seit den 3 letzten Monaten so fürchterlich gewüthet haben, daß im verwichenen Jahre 2160 Menschen mehr, als im Jahre 1812, das Militär ungerechnet, gestorben sind. Sodann die Einquartierung. Diese hat uns schon, während die Franzosen nach hier waren, fast gänzlich erschöpft; seit dem Einrücken der verbündeten Heere aber ist sie in einem noch weit ärgeren Verhältniß gestiegen, was theils von der großen Masse der alliirten Truppen, theils davon, daß die ruinirten benachbarten Dörfer nicht mehr belegt werden können, theils endlich noch davon herkömmt, daß mehrere Häuser von ihren Besitzern aufgegeben sind, und unter ihnen manche sehr bedeutende, z. B. Auerbach's Hof, die nun nicht mehr bequartirt werden können, und folglich von den andern übertragen werden müssen. Auch mich, lieber Freund, trifft diese Last so, daß ich verzweifeln möchte. Mein Haus, dessen Einkünfte, die ungefähr 1000 rthlr. betragen, zu Erhaltung meiner Mutter, und meiner Schwester, einer Witwe mit 4 Kindern, bestimmt sind, kostet mich in den letzten drey Monaten an bloßer Einquartirung, die doppelt und dreyfach erhöhten Abgaben gar nicht mitgerechnet, 1400 rthlr. Natürlich können Sie denken, daß ich das einzige Vergnügen, das ich noch für mich selbst hatte, mein Pferd, längst abgeschafft habe*); daß ich selbst die Bücherauctionen mit abgewandten Augen ansehen; daß ich Schulden über Schulden machen muß. Und wär nur noch Geld aufzutreiben: so aber hat fast niemand welches, und wenn ich, der ich dieses schlechteste aller menschlichen Dinge gern weit von meiner Beschäftigung entfernte, darnach herumlaufen und fragen soll ob mir jemand etwas borgen wolle, so ist das wirklich das äußerste, wozu ich hätte verdammt werden können. Dabey läßt sich wahrlich schlecht arbeiten, und nur der Anblick meiner fröhlichen Kinder vermag noch mich aufzuheitern: oft aber sehe ich auch diese wehmüthig an, wenn mir einfällt, wie leicht es bey den häufigen Nervenfiebern kommen könnte, daß ich sie in einer hülflosen Lage verlassen müßte. Der Hofrath Platner hat besser verstanden wie man sich helfen muß. Dieser hat, wie man sagt, durch Vorgeben ich weiß nicht welcher Verdienste um die Stadt sich van dem Fürsten Repnin gänzliche Befreiung seines Hauses von aller Einquartirung zu verschaffen gewußt, und so muß die Bürgerschaft nun schon seit langer Zeit für ihn täglich 50 bis 80 Mann verpflegen. Der Rath hätte sich der Sache annehmen und dem Fürsten eine Vorstellung machen sollen. Denn der Fürst ist gewiß so weit entfernt, so etwas zu billigen, daß er vielmehr die Absicht hatte der Universität einen Beweis seiner Güte zu geben. Denn was Sie mir von dem Fürsten schreiben, hat er ganz erfüllt. Seine Gerechtigkeit, seine Thätigkeit für alles Gute, und seine Humanität haben ihm alle Herzen gewonnen, und es ist darüber durchaus nur eine Stimme. Um so mehr habe ich es bedauret, mich ihm nicht vorstellen, und dem Auftrage des Herrn von Ouwaroff Folge leisten zu können: denn ich erhielt Ihren Brief eben den Tag vorher, ehe der Fürst von hier nach Dresden abging. Ich bitte Sie daher dieß dem Herrn von Ouwaroff zu sagen, und ihm meinen größten und aufrichtigsten Dank für seine gütige Gesinnung gegen mich abzustatten. Uebrigens hat die Universität meiner bey dem Fürsten gar nicht bedurft. Er hat die Deputirten derselben so wohl aufgenommen, und ihre Anliegen, insbesondere die Bitte, die Wohnungen der Docenten von Einquartirung freyzusprechen, so bereitwillig erfüllt, daß es uns allen doppelt wohlthat, nach so viel französischer Insolenz, die wir vom Herzog von Padua und anderen dergleichen cultivirten Barbaren hatten dulden müssen, nun wahre Liberalität und Humanität zu erfahren." — — —

Wir fügen noch aus einem undatirten Briefe hinzu: „Uebrigens befinde ich mich wohl, und leide nur sehr durch

*) Hermann war auch ein Meister im Reiten. In einem Briefe vom 17. December 1814 wünscht er Gröfe zu einer demselben zu Theil gewordenen Ordensauszeichnung Glück und fährt dann fort: „Ich wollte, es machte mich auch jemand zum Ritter, aber ea lege, daß ich auch gleich ein Pferd dazu bekäme, da ich leider durch die vielen Einquartirungskosten und andere Auflagen, die unser armes Vaterland nicht immer zu seinem Vortheil hat aufbringen müssen, auf das Fußgehen reducirt bin, λελαμένος ἱππουνέων."

die unerhörte Einquartirung, die mich seit einem Jahre auf 4000 rthlr. kostet, und gewiß halb so viel dieses Jahr noch kosten wird. Das muß man natürlich borgen, und dieß macht Sorgen. Wie viel schöne Bücher hätte man davon kaufen können. Glücklich sind Sie, daß Sie davon nichts zu dulden haben."

Die Elektricitäts-Ausstellung in München.

II.

Die Münchener Elektricitäts-Ausstellung ist ungleich schwächer beschickt worden, als die vorjäheige Pariser. Preußen mit seinen großeu Instituten, den Staatsbahnen, den physikalischen Cabineten, den Laboratorien seiner Universitäten und Polytechniken ist gänzlich ferngeblieben. Die private Elektrotechnik hat sehr viel mehr zur Ausstellung gebracht, als die Wissenschaft selbst. Man mag wol, wo kein geschäftliches Aequivalent in Aussicht steht, die großen Kosten scheuen, welche die Beschickung solcher Ausstellungen verursacht. Dennoch bietet diese erste deutsche Elektricitäts-Ausstellung manche wesentlichen Vorzüge vor jener französischen. Natürlich hat das kurze Jahr vieles Neue gebracht. Dann aber ist das Arrangement im Glaspalaste sehr viel geschmackvoller, ausstellerisch gelungener. Endlich, und darin liegt die Hauptsache, stehen die Instrumente, Apparate, die Werke der Elektrotechnik nicht todt und stumm da, sondern sind umgeben von Fachmännern, jungen Beamten der Institute, Technikern der bayerischen Staatsbahnen, Docenten der Polytechniken, welche jede Auskunft ertheilen, alle Fragen verständlich beantworten und sobald ein größerer Kreis sich um den betreffenden Gegenstand versammelt, eingehende Erklärungen geben. Das kommt besonders dem großen Laienpublicum zu statten. Die Wunder der Elektrotechnik werden bald alltägliche Dinge sein, sagte der Präsident in seiner Eröffnungsrede, denn die Technik liebt nicht den langsamen gemessenen Fortschritt der Wissenschaft. Darum muß die Wissenschaft die Führerin der Technik bleiben und von diesem Gesichtspunkte aus ist die Ausstellung ins Leben gerufen. Elektrotechnische Versuche sollen den Zusammenhang unterhalten zwischen Wissenschaft und Technik. Dos ist hier überall durchgeführt, in Paris kaum versucht worden.

Der elektrische Strom vermag nun nicht nur, wie wir letzthin gesehen haben, zwischen zwei Kohlenspitzen den Voltaischen Lichtbogen hervorzuzaubern, der blendende Helle verbreitet. Er besitzt auch ferner die Fähigkeit, Eisen magnetisch zu machen. Die Erkenntniß dieser Eigenschaft hat uns den elektrischen Telegraphen gebracht. Der Münchener Sömmering hat schon im Jahre 1808 die magnetische Eigenschaft des elektrischen Stromes zur Telegraphie in Anwendung gebracht, hat Signale in die Ferne versendet. Der Franzose Ampère benutzte dann die Entdeckung, daß die Magnetnadel durch den elektrischen Strom abgelenkt wird, zu Versnchen in der Telegraphie. Aber das woren nur Anfänge, von denen die Wissenschaft allein Notiz nahm. Gauß in Göttingen hat 1833 einen vereinfachten Apparat in Göttingen zwischen Sternwarte und Laboratorium correspondiren lassen und Steinheil in München endlich den neuen bayerischen Eisenbahnlinien die elektrische Telegraphie praktisch zugeführt.

Was damals, in den vierziger Jahren, als halbes Wunder galt, das erscheint uns jetzt als alltägliches Ding. Wir senden Botschaften durch die gonze Welt, wir finden in jeder guten Wohnung den von Elementen bedienten elektrischen Klingelapparat in Wirksamkeit. Diese gewöhnlichen Einrichtungen sehen wir auf der Ausstellnng ausgedehnt und vervollkommnet. Der Arzt vermag von seinem Bett aus dem läutenden Boten zu antworten, daß er erweckt worden sei, kommen werde ꝛc. Neben diesen Kleinigkeiten stehen aber die großen Einrichtungen des Signalwesens. Deren Darstellung hat sich besonders die Direction der bayerischen Verkehrsanstalten angelegen sein lassen. Sie hat im Innern des Glaspalastes zwei Endstationen und eine Zwischenstation, d. h. die normale Darstellung des elektrischen Sicherheits- und Signaldienstes erbaut. Die Einrichtungen selbst, welche Betriebsstörungen, Gefahren, Unregelmäßigkeiten sofort melden, sind ja meist bekannt. Hier interessirt die sorgfältige Zusammenstellung aller Einzelheiten und die eingehende Erklärung besonders. Die jungen Beamten sind unermüdlich. Sie zeigen uns während des Tages, denn am Abend ist der Andrang zu groß, wie der Druck an einem Knopfe die Läutewerke nach allen Richtungen hin in lärmende Bewegung versetzt, wie durch leise Bewegung einer Feder der elektrische Strom Signale ertheilt, die Bahn zu blockiren, wie er bei Stellung der Weiche sofort den Flügel des Semaphor emporschnellt. Die Elektricität versieht hier jeden Sicherungs- und Wornedienst mit absoluter Zuverlässigkeit. Und Bayern scheint mit den bewöhrtesten Neuerungen ausgerüstet zu sein. Da steht auch das kleine cylindrische Wärterhäuschen. Der Beamte, der weder von Elektricität noch von Telegraphie etwas versteht, ein gewöhnlicher Bohnwärter, öffnet es, sobald auf der Strecke etwas passirt. Er findet da eine Anzahl unregelmäßig gezahnter Metallscheiben mit verschiedener Bezeichnung. „Hilfsmaschine", „Hilfsmaschine mit Arbeitern", Hilfsmaschine mit Arzt", „Betried gestört" liest er auf diesen Scheiben. Diejenige mit der gerade erforderlichen Meldung steckt er auf den elektrischen Signalapparat, läßt denselben spielen und sofort erscheint die betreffende Meldung auf der nächsten Station. Dann wird mit der Reservemaschine zugleich ein Beamter mit einem Morse-Apparat auf die Stelle gesendet, deren Nummer der Apparat ebenfalls angegeben hat, und es kann eingehendere Verständigung stattfinden, sobald dieser in die Leitung eingescholtet worden ist.

Die Franzosen, Direction der Pariser Nordbahn, stellen einen liliputanischen Zug, kaum mehr als Spielzeuggröße, auf, um an ihm ihr Signalwesen zu demonstriren. Es ist da kaum etwas Neues zu sehen, man sagt den Verwaltungen sogar nach, daß sie zwar mit allen Apparaten versehen seien, daß an diesen aber in der Stunde der Noth immer etwas mangele. Ist doch die Uebersetzung der Chiffre der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, P. L. M., in pour la mort angesichts der vielen Unfälle dieser Linie ein landläufiger Calembourg. Aber sehr zierlich und kokett verstehen die Franzosen ihr Signalwesen auszustellen. Zwischen die Schienen legt dort der Bahnwärter, falls der Zug angehalten werden soll, einen Messingblock. An der Zugmaschine ist eine elektrische Bürste angebracht, die, sobald sie über jenes Metall streicht, sofort alarmirt und den Zug zum Stehen bringt. Auch die österreichischen Staatsbahnen stellen ihren Signaldienst aus. Er functionirt besonders sinnreich dort, wo zwei Linien einander kreuzen, ohne daß an der Kreuzungsstelle eine Station liegt. Da blockirt die gestellte Weiche, sobald ein Zug auf der einen Strecke naht, die andere vollständig, warut durch den elektrischen Semaphor, sendet selbstthätige elektrische Signale aus. Auch ein elektrischer Schlagbaum ist ausgestellt. Es spart bekanntlich viel Wärter, wenn man Uebergänge aus der Ferne mittels durch Elektricität bewegter Schlagbänme zu sperren vermag. Aber die entsendete Kraft ist blind, sie functionirt, ohne sich um etwas zu kümmern. So kann es leicht geschehen, daß sie Menschen, Wogen, Pferde zwischen den Schienen einsperrt und sie der Gefahr des Ueberfahrens aussetzt. Die neue Construction dieser elektrischen Schlagbäume gestattet nun dem also Gefangenen, den Sperrbaum an einem Charnier seitlich auszubiegen, so daß er sich schnell befreien konn. Diese österreichischen Bohnen haben auch eine sehr sinnreiche und praktisch nützliche neue Vorrichtung construirt. Beim Einfahren in die

Station drückt der Zugführer auf einen Knopf und sofort erscheint in jedem Coupé auf bestimmter Stelle der Name der betreffenden Station, so daß alles Fragen, alles Mißverstehen ausgeschlossen bleibt. Das sind Neuerungen, die erst das letzte Jahr dem Signalwesen gebracht hat.

In der Ausstellungshalle finden wir natürlich die verschiedensten Arten und Apparate für den elektrischen Telegraphendienst. Die Bayern sind da ebenfalls wieder die geschicktesten und rührigsten Aussteller, wissenschaftlich und praktisch. Längst beschränken bekanntlich die Morse- und Duplex-Apparate sich nicht nur auf das bloße Melden; selbst die Zeichenschrift des Lochens ist seit longe veroltet. Nun schreiben und drucken sie sofort. Nächstens werden sie sogar die Sprache in Schrift umsetzen. Die Phonographen von Edison und von Weigele aus Stuttgart versuchen dies, indem das in den Schalltrichter gesprochene Wort die Membron erzittern macht und sich auf einem Staniolstreifen markirt, der über eine Metallwalze geht. So hat man Schriftzeichen, die der Schall hervorbringt. Setzt man nun die Walze mit dem Staniolstreifen rückwärts in Bewegung, so wandeln sich diese Zeichen wieder in Laute um. Man hört aus dem Schalltrichter das, was man zuvor hineingesprochen. Und diese Töne lassen sich aufbewahren wie die Signale in Münchhausen's eingefrorenem Jagdhorn. Nach langer Zeit kann man diese Procedur vornehmen und erhält die Sproche, den Gesang aus dem Phonograph zurück. Noch kühner zieht Gentilli seine Consequenzen. Er bringt mit seinem Glossograph einen Apparot in lose Verbindung mit Zunge und Nase, der die leisen Bewegungen und Strömungen, welche die laute Rede hervorruft, nicht allein weiter führt, sondern sie auch vermittelst einer Zeichenschrift fixirt. Das würde zuerst das Selbstniederschreiben und das Dictiren überflüssig machen, dem geistig Producirenden eine lästige Arbeit abnehmen. Diese schüchternen Versuche, welche die Wissenschaft macht, um Praxis zu werden, sind heute noch lange nicht für die Anwendungen der Technik reif, aber wir müssen sie als die ersten Schritte auf neuen Bahnen würdigen.

Damit sind wir aber bereits von dem Gebiete des Signalwesens und der Telegraphie auf das verwandte der Telephonie gekommen. Wie die verschiedenen Systeme der elektrischen Beleuchtung das glänzendste, so bilden die Leistungen der Telephonie jedenfalls das staunenswertheste Resultat der Elektrotechnik. Es war längst bekannt, daß, wenn man einen dünnen Eisenstab mit einer Drahtspirale umgiebt und einen starken elektrischen Strom hindurchgehen läßt, bestimmte Töne entstehen. Aus dieser Wahrnehmung ist die erste Construction des Telephon hervorgegangen, die von 1861 datirt. Eine thierische Membran, die in der Mitte ein Platinblättchen trägt, wird in Schwingungen versetzt, so daß das Platinblatt den Strom sehr schnell sperrt und öffnet. Scholtet man nun in der Entfernung in diesen Schließungskreis einen Resonanzboden mit einer dünnen Nadel ein, um die ein dünner Kupferdraht sich windet, so kann man Töne in solcher Form reproduciren. Das hat der erste Erfinder, Reis in Frankfurt, mit der Musik versucht, 1877 hat dann Graham Bell ein System gefunden, um die menschliche Sprache auf gleiche Weise noch der Ferne zu tragen. Es besteht aus einer Sprech- und einer Hörvorrichtung. Der gegen die Membran des Sprechtelephons gesprochene Ton zittert dort wie auf einem Trommelfell nach und jede dieser leisen Schwingungen nähert und entfernt sich von dem Magnetpole. Dadurch erzeugt sich ein Inductionsstrom, dieser versetzt die Membran des Hörtelephons in die gleichen Schwingungen, die hier denselben Ton bilden, der auf der anderen Seite hineingesprochen ist. Edison hat dann später den Apparat Bell's noch vervollkommnet, wodurch die Sprache lauter wurde ohne an Deutlichkeit einzubüßen. Endlich construirte Hughes den Mikrophon-Transmitter, der die Leistungsfähigkeit des Fernsprechers wesentlich verstärkt und Stounenswerthes leistet.

Unsere Ausstellung zeigt das Telephon in den allerverschiedensten Anwendungen. Der Fachmann untersucht, prüft, studirt; hier aber muß er ein hartes Gedränge bestehen mit dem großen Publicum, dem nichts auf der Ausstellung größere Freude zu machen scheint, ols die Telephonie. Bequem genug werden ihm deren Leistungen geboten. Ringsum in dem Glaspalast sind kleine Schilderhäuschen aufgestellt, von denen immer je zwei weit entfernte mit einander in telephonischer Verbindung stehen. Die Privatindustrie deutscher, englischer, italienischer, amerikanischer und französischer Firmen hat diese Häuschen in Beschlag genommen. Sie gestattet den Besuchern Zutritt und telephonische Unterhaltung mit einander. Die Bauersleute, die von den Alpendörfern hierher kommen in Spitzhut, dicker Joppe, mit nackten Knieen und gesticktem Ledergurt, die Weiber mit der hohen Pelzmütze und den schwarzen Seidentüchern um den Kopf, glauben entschieden an Zauberei, wenn sie sich quer über die ganze Halle mit einander auf diese Art unterhalten können. München liefert diesem Ausstellungsobjecte ein besonders dankbares Publicum, weil die praktische Anwendung der Telephonie für private Correspondenz im ganzen Bayerlande noch nirgends gemacht worden ist. München geht damit um, noch der Ausstellung einen städtischen Fernsprechdienst einzurichten. Für eigene Zwecke besitzen die Verkehrsanstalten bereits einen solchen.

Auf diese ersten und einfachsten Leistungen des Telephons beschränkt sich indessen die Ausstellung nicht. Auf das einmol erkannte Gesetz und die aus seiner Anwendung gewonnenen Erfahrungen werden die weitgehendsten Folgerungen basirt. Es sind verschiedene telephonische Cabinete etablirt. Wir betreten das eine, das mit dem Hoftheater in Verbindung steht. Natürlich können dort Sänger und Musiker die Sprechtelephone nicht unmittelbar benutzen. Das ist indessen auch nicht nothwendig. Am unteren Theile der Balustrade des ersten Ranges, also ungefähr in gleicher Höhe mit dem Munde der Singenden, ist der Mikrophon-Tronsmitter angebracht, an jeder Seite der Logenwond ungefähr 3—4 Schallempfänger. Wir im Glaspalast, etwo ein Dutzend Menschen auf einmal, werden in dem Cabinet placirt, legen die muschelförmigen Hörtelephone an die Ohren und warten, bis der Beamte uns einschaltet. Es wurden die „Hugenotten" gegeben. Ich kam gerade zu dem großen Duett des vierten Actes. Kein Ton, keine musikalische Phrase, weder Klangfarbe noch Chorakter des Gesangs ging verloren. Wenn dasselbe Motiv wiederholt wurde von Raoul, von Valentine, von den Geigern, so hörte man nicht allein, mon genoß ouch die Musik, empfand die starke Indisposition, welche den Gesang der Orgeny ziemlich wirkungslos machte, bewunderte die Kraft und den Stimmglang Nachbauer's. Nur die Begleitung der Blechbläser kam nicht zur Geltung, sie verwandelte sich auf dem Wege in ein unheimliches Schwirren, ein komisches Gegrunze, das ollein den Eindruck störte. Ein anderes Mal hörte ich Schott als Tannhäuser. Ich kam gerade zu der Liebeshymne im Venusberge. Auch da ging nicht das Mindeste verloren von Gesang und Begleitung der Streichinstrumente. Daneben in einem zweiten Cabinet hört man die Operette des Gärtnerplatztheaters, die losen Weisen aus dem lustigen Krieg, die Schelmereien des Boccaccio. Ebenso werden die Vorträge aus dem Colosseum telephonisch übertragen.

Aber staunenswerther als all dieses ist die Verbindung mit dem Oberammergau. Das Alpendorf liegt etwo 100 Kilometer von München entfernt und besitzt keine Telephonverbindung mit der Hauptstadt. Ein intelligenter junger Polytechniker macht in dem Cabinete die Honneurs. Hier werden immer nur zwei Besucher zugelassen. Er schaltet ein und fragt: Frau Lehrerin, wollen Sie uns nicht etwas singen? Sehr gern! Wir hören zuerst diese Antwort und dann die Arie der Agathe mit vollkommener Deutlichkeit. Die Frau ist liebenswürdig. Sie bittet uns telephonisch, zu warten. Ein ernstes Baritonsolo folgt. Wer hat denn so schön ge-

Digitized by Google

sungen? Das ist der Chorführer von den Passionsspielen, antwortet ihre Stimme. Ein anderes Mal spielte ihr Mann die Geige. Wir danken, wünschen ihr schönes Wetter. O, heute scheint bei uns die Sonne, wir wollen es gar nicht besser, ruft sie uns zu. Diese ganze Unterhaltung wird aber auf dem gewöhnlichen Telegraphendrahte geführt, an den nur hier und dort Hör- und Sprechtelephone eingeschaltet sind. Während wir sprechen und Musik hören, sendet man gleichzeitig Depeschen hin und her. Eins stört das Andere nicht, nur ein leises Schnurren und Brummen verräth ab und zu das Walten der Inductionsströme auf dem Drahte. Diese äußerste Consequenz ist von der Telephonie bisher noch niemals gezogen worden, sie wird aber kaum die letzte sein. Nachträglich ist man immer kühner geworden, hat Sprech-Telephone in Nürnberg, in Dresden in den gewöhnlichen Telegraphendraht eingeschaltet und selbst aus solcher Ferne hat dieser das Wort, den Ton hergetragen bis nach München, wenn allerdings auch in verminderter Deutlichkeit.

In der Nähe hat Weigele aus Stuttgart sein akustisches Cabinet aufgestellt. Er geht nach anderer Richtung hin einen Schritt weiter. Das von ihm construirte Riesentelephon besitzt ein Membran von der Größe eines Pauken-Trommelfells. Da braucht man keine Muschel an das Ohr zu halten, auf dieser Trommelhaut reproduciren sich die Concertstücke des Orchesters im englischen Kaffeehause deutlich für Alle, die sich in dem Cabinet befinden. Weigele ist ein ungemein findiger Kopf. Ursprünglich Orgelbauer, hat er eine Menge Apparate für Schallwirkungen selbst ersonnen und ausgeführt. Seinen Ponograph, der den von der Membran empfangenen Ton auf einem Staniolstreifen markirt, haben wir schon erwähnt. Er zeigt uns auch, wie der anfangs kleine und schwache Ton durch immer stärkere Umdrehungen eines Rades mehr und mehr anschwillt zu mächtiger Kraft, wie er sanfter, leiser wird, wenn man das Rad langsamer dreht. Er hat eine Art elektrische Orgel construirt, auf welcher er die verschiedensten Töne erzeugt, so das Schreien und Knurren kleiner Kinder, so andere Naturlaute. Immer neue Wunder bringt dieser intelligente Schwabe zum Vorschein, denn an jedem Tage stellt er neue Apparate aus, erläutert sie, läßt sie functioniren.

Wie den Schall, so vermag die Elektricität aber auch die Kraft zu übertragen. Es ist längst erwiesen, daß, wenn man zwei Dynamo-Maschinen in den gleichen Schließungskreis einschaltet und die eine derselben durch irgend einen Motor, Dampf-, Gas- oder Wassergefälle in rotirende Bewegung versetzt, dann der auf diesem Wege in die zweite, entfernt stehende Maschine geleitete Strom diese ebenfalls in Rotation versetzt, sie zur Arbeit fähig macht. Diese Entdeckung wird nun praktisch verwerthet. Man kann eine meilenweit entfernte Kraft vermittelst des elektrischen Stromes an jede Stelle übertragen und dort zur Anwendung bringen. In dem Glaspalast steht eine Dreschmaschine. Sie klappert und rasselt immerwährend. Die Kraft aber, welche diese Arbeit hervorbringt, befindet sich weit vor der Stadt, draußen in der Hirschau. Dort versetzt das Gefälle der Isar eine Dynamo-Maschine in Rotation und der elektrische Draht trägt diese Arbeitskraft in das Ausstellungsgebäude, wo dieselbe verwerthet wird. Noch staunenswerther zeigt diese Kraftübertragung sich bei einer Pumpe. Zu ihrem Betriebe verwerthet man eine Kraft, die sich in dem Alpendorfe Miesbach, nahe bei Tegernsee, 50 Kilometer von München vorfindet. Man hat indessen nicht einmal eine eigene Leitung dorthin geführt, sondern die Uebertragung der Kraft dem gewöhnlichen Telegraphendrahte zugemuthet. Der übernimmt dieselbe als Nebendienst und führt sie völlig wirksam aus. Die Pumpe arbeitet, auf 50 Kilometer Distanz in Bewegung gesetzt. Diese Benutzungen des gewöhnlichen Telegraphendrahtes zur Uebertragung von Sprache und Musik einerseits, sowie andererseits zur Uebertragung von Kraft auf meilenweite Entfernungen erregen die allergrößte Aufmerksamkeit der Fachmänner und Laien. Paris hatte in vorigem Jahre so weitgehende Folgerungen aus den erkannten Gesetzen noch nicht gezogen.

Wo wir auch hinblicken mögen in diesem Wunderbereiche der Elektricität, überall sehen wir die Technik, die wissenschaftliche Forschung glänzende Resultate aus der Anwendung der geheimnißvollen, allgegenwärtigen Kraft ziehen. Ihrer Fähigkeit, Metalle zu lösen und niederzuschlagen, danken wir die ausgebreitete Industrie der Galvanoplastik. Sie gehört zu den ältesten Leistungen der Elektrotechnik. Auf unserer Ausstellung hat die württembergische Metallwaarenfabrik Geislingen vollständige Werkstätten in Betried gesetzt. Dort sehen wir auf galvanoplastischem Wege Tafelaufsätze, Bestecke, Lampen, Leuchter fabricirt und diese in galvanischen Silber- und Goldbädern mit glänzenden Ueberzügen von Edelmetall geschmückt. Man zeigt uns, wie durch Aussparen und Aussetzen des Gegenstandes in dem Bade die verschiedenen Metalltöne hervorgebracht werden und stellt die dort gefertigte oder vielmehr vollendete Waare in einem Kaufbazar zusammen. Ein bescheidener galvanoplastischer Industrieller bietet kupferfarbige Niederschläge aus, Bierkrugdeckel mit der Schützenliesel, Renaissance-Medaillen und Aehnliches. Wieder andere Industrielle zeigen uns elektrische Glocken, elektrische Uhren, Blitzableiter-Systeme. Sie alle stehen mitten in der Praxis; die Wissenschaft hat ihnen nur als Basis gedient, auf der sie ihre Gewerbe begründen.

Aber auch die reine Wissenschaft ist auf der Ausstellung vorzüglich vertreten. Sie hat sich bemüht, die historische Entwickelung der Elektricitätskunde und ihrer Anwendung darzuthun, durch Wort, Anschauung und Versuche zu belehren. In dem Hörsaale, den Liebig benutzt hat, veranstaltet der Ausstellungsvorstand mehrmals in der Woche Vorträge, zu denen die berühmtesten Docenten der Elektricitäts-Wissenschaft und der Elektrotechnik eingeladen worden sind. Dort hat in drückend gefülltem Saale Gentilli seinen Glossographen demonstrirt, dort wird uns die Geschichte des Galvanismus vorgetragen, dort erklärt man die Einwirkung der Elektricität auf Technik und Industrie in populärwissenschaftlicher Auseinandersetzung. In dem Leseraum, den Edison mit seinen Glühlampen schön erleuchtet, finden wir eine reichhaltige Handbibliothek elektrotechnischer und wissenschaftlicher Schriften, die dieses Specialgebiet behandeln. Dort liegen auch alle neuen Zeitschriften und Publicationen auf, so daß wir immer im Stande sind, uns zu unterrichten, uns vorzubereiten, Lücken unseres Wissens zu ergänzen. Daß Männer der Wissenschaft sich den Besuchern stets zur Verfügung stellen, um zu erklären, zu unterrichten, die Objecte zu demonstriren, haben wir bereits mit Anerkennung hervorgehoben.

Nun ist aber die Wissenschaft auch zugleich Ausstellerin. Das Münchener Polytechnikum, die physikalischen Cabinete und andere Lehranstalten haben den interessantesten Theil ihres Unterweisungsmaterials der Ausstellung zur Verfügung gestellt. Wir erhalten da eine vollständige historische Uebersicht aller wichtigeren Constructionen der Elektrotechnik von den Anfängen an. Das Original der frühesten von Steinheil ersonnenen elektrischen Telegraphen, seine elektrischen Uhren und dann alle Vervollkommnungen bis auf die neuesten Scheiben-Apparate mit Doppel- und einfachen Stiften, mit Farbenbehältern, Farbenrollen versehen, ein magnetisch-elektrischer Zeigerapparat, die Systeme von Siemens & Halske, von Morse, Hughes finden wir hier zusammengestellt. Das Polytechnikum der bayerischen Hauptstadt stellt seine Apparate für den Unterricht aus. Für Demonstration der statischen Elektricität dienen Influenzmaschinen, Elektrometer, anderen galvanischen Apparaten sind Constructionen von Kohlrausch, Clarke, Rumkorff, Siemens, Cunning und Brimkerhof zu Grunde gelegt und überall erhalten wir um die Mittagszeit sachverständige Erläuterungen von Jüngern der Wissenschaft. Ebenso betheiligen

Digitized by Google

sich die physikalischen Cabinete von Würzburg und von Rostock an dieser Gruppe der Ausstellung. Einzelne Gelehrte stellen selbstständig ihre neuconstruirten Apparate aus, so Professor Zenger aus Prag, der mit seinem Universal-Rheometer die Kraft der elektrischen Ströme zu messen vermag, Planté aus Paris, der Secundär-Elemente zu allen denkbar technischen Zwecken construirt und demonstrirt, wie man mittels elektrischen Stroms Glas zu graviren vermag. Professor Edelmann aus München zeigt dem Elektrotechniker alle galvanischen, magnetischen, elektromedicinischen Instrumente, welche die Wissenschaft der Verwendung für praktische Zwecke geliefert hat. Hier verweilen wir täglich gern einige Stunden, denn hier werden wir eingeweiht in die Geheimnisse der wunderbaren Leistungen der Elektricität, deren die Technik sich bedient, um all die staunenswerthen Dinge zu erzeugen, die wir in dem Glaspalast vorfinden.

Der Wissenschaft der Heilkunde dient die Elektricität seit langer Zeit. Zunächst unterstützt sie den Arzt in der Erkenntniß des Leidens und der Diagnose. Der Medicin sind die Zuckungsgesetze, nach denen Nerven und Muskeln durch die Elektricität erregt werden, seit lange bekannt. Weichen nun bei angestellten Untersuchungen mittels verschiedener Strömungen die Erregungen dieser Körpertheile von jenen Gesetzen ab, so erkennt der Arzt, daß dieselben leiden. Leitungsschnüre führen durch die Elektroden dem Körper die Elektricität in verschiedenen Stärkegraden zu. Man construirt feinere, sehr empfindliche Elektroden zur Untersuchung zarter Nerven und Muskeln, man wendet stärkerwirkende an, um Magen und Unterleib mit ihnen zu behandeln. Das Münchener klinische Institut stellt derartige Apparate aus; Edelmann hat nach des Prof. Ziemssen Angabe ebenfalls Galvanometer von verschiedener Stärke und Empfindlichkeit construirt, um den galvanischen Strom messen zu können. Ein Stromwähler vermag beliebig viele Elemente einzuschalten, um damit den constanten Strom nach Erfordern verstärken und abweichen lassen zu können. Endlich wendet man neuerdings elektro-endoskopische Elemente von Laiter aus Wien an, welche Edison's Glühlicht verwerthen zur Beleuchtung des Kehlkopfes, des Rachens, des Inneren von Ohr und Nase, des Magens und der Blase. Sehr interessant sind die von Prof. Ziemssen ausgestellten Photographien, eine Anzahl lebensgroßer Aufnahmen, welche die Wirkung des elektrischen Stromes auf Nerven und Muskeln anschaulich darstellen. Er hat da die feinsten Muskeln und Nerven vor der Aufnahme localisirt, mittels Elektricität das Mienenspiel des Gesichts beliebig variirt, ganz unabhängig von dem Willen des betreffenden Individuums.

Den physiologischen Studien liefert die Elektricität Mittel zur Erkenntniß des gesammten Nervensystems, seiner Eigenschaften, seiner Thätigkeit, man erforscht mit ihrer Hilfe Muskeln, Drüsen, verschiedene feinere empfindliche Organe. Was die einzelnen, von berühmten Physiologen geleiteten Institute an derartigen Apparaten besitzen, das haben sie ausgestellt und erklären es uns. So das klinische Institut des Prof. Ziemssen in München, die physiologischen Institute des Prof. Aubert in Rostock, des Prof. v. Voit in München. Ihre Instrumente dienen dann zugleich der Elektro-Therapie, den eigentlichen Heilzwecken der praktischen Aerzte bei Nervenleiden, Muskel-Erkrankungen, Lähmungen ꝛc. Allgemeine Lehrzwecke unterstützen die Apparate der Ausstellungen verschiedener technischer Unterrichts-Institute. Diese Seite der Ausstellung, welche den Einfluß der Wissenschaft auf die Technik darthut, ist für das Ganze von allerhöchstem Werthe. Sie beschäftigt während der Tagesstunden Fachmänner und Laien, die es ernster nehmen mit dem Inhalte des Glaspalastes. Beginnt der Abend, entzünden sich die Bogenlichter und Glühlampen, dann freilich tritt jene Wissenschaft bescheiden in den Hintergrund, dann unterhält die große Menge sich an den mannichfachen und glänzenden Darbietungen dieser wunderbaren Naturkraft.

Das ist das Recht und die Pflicht einer jeden Ausstellung, daß ihr Inhalt auch die große Menge muß interessiren und fesseln können. Sie soll Erscheinungen vorführen, Ergebnisse zusammenstellen, welche Wissenschaft und Technik durch Denken, Beobachten, Versuche im stillen Kämmerlein, in Laboratorien, in der Werkstatt gewonnen haben. Je überraschender die Summe der Gesammtleistungen, desto mehr wird die Ausstellung ihren Zweck erfüllen. Deshalb ist die Elektricität erst ausstellungsfähig geworden, seit sie eine so große Zahl von Ergebnissen, so glänzende und scheinbar unbegreifliche Leistungen Laien und Fachmännern vorzuführen vermag. Das wäre noch vor wenigen Jahren unmöglich gewesen. Heute aber füllt sich der Glaspalast mit schlichten Bürgern, unwissenden Landleuten, mit allen Schichten des Volkes und nur eine Stimme der Bewunderung, des Entzückens, nur Ausrufe staunender Ueberraschung werden laut. Was hier geboten wird, das hat sich in das ansprechendste Gewand gekleidet, ist mit der feinsten Kenntniß aller ästhetischen Wirkungsgesetze aufgebaut und geordnet worden. Wer diese erste Elektricitäts-Ausstellung auf deutschem Boden zu besuchen in der glücklichen Lage war, der hat viel genossen und noch mehr gelernt; mit großen und glänzenden Eindrücken wird er heimkehren aus der Hauptstadt an der Isar.

Leipziger Stadttheater.

Ein interessantes Bühnenereigniß war die Aufführung von Byron's „Manfred" mit der Schumann'schen Musik. Seitdem ein gefeierter Künstler wie Possart sich den „Manfred" als eine Glanzpartie erwählt hat, um darin seine Meisterschaft im poetischen Vortrag zu bewähren, ist die Byron'sche Dichtung, so wenig eigentlich dramatische Scenen sie bietet, nicht mehr ein noli me tangere für die Bühnen geblieben. Hierzu kommt die Composition eines genialen Tondichters von eigenartiger Richtung und musikalischer Gedankentiefe: und so hat sich „Manfred" nicht gerade als dramatisches Werk, sondern als poetisch-musikalische Gedankensymphonie mit den decorativen Effecten der scenischen Ausstattung, allmälig als lebensfähig auf den deutschen Bühnen bewiesen, wenn eine Darstellung desselben immerhin auch nur zu den Ausnahmevorstellungen gerechnet werden muß. Der Bund der drei Künste, Dichtkunst, Musik und Malerei führt hier nicht zu einer organischen Einheit, wie sie das Kunstwerk der Zukunft anstrebt, sondern diese Künste gehen mehr nebeneinander her, indem sie sich gegenseitig oder vielmehr, indem Musik und Malerei die Dichtung unterstützen. Die herrschende Stellung bleibt dieser und dem Genius Byron's gesichert.

„Manfred" ist Byron's Faustiade. Goethe selbst sagt darüber: „Dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigene Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte, wobei ich freilich nicht leugne, daß uns die düstere Gluth einer grenzenlosen reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft. Wir finden also in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zur eigenen Qual geborenen Talentes."

Aus dieser Aeußerung Goethe's ersieht man alsbald, was dem großen Dichter bei dem jüngeren englischen Poeten unbequem war: diese Zermarterung mit Gewissensbissen, die

er über seine Helden verhängt. Das wäre im Blut Goethe's und seines Faust ein fremder Tropfen gewesen. Seinem Helden haben die Elfen mit ihrem Thau alsbald alle unbequeme Erinnerung an die Vergangenheit aus der Seele. Manfred's ganzes Denken und Fühlen wird durch die eine dunkle That bestimmt, welche im Hintergrunde der Dichtung steht und auf welche nur ein unklares Dämmerlicht fällt. Eine Liebe ... eine verbrecherische Liebe zur eignen Schwester mit blutigen Folgen: das ist die Voraussetzung der Dichtung; doch sie ist in keiner Weise dramatisch herausgearbeitet, sondern nur wie ein dissolving-view, hier und dort nebelhaft hereinschwebend, angedeutet vom Helden, in den Erzählungen der Andern kaum auftauchend, da sie gleich wieder abbrechen oder unterbrochen werden, wenn sie darauf zu sprechen kommen. Es ist bekannt, wie Mrs. Harriet Becher-Stowe aus diesen Stellen die von ihr behauptete schwere Schuld des Dichters, das blutschänderische Verhältniß zu seiner Schwester Augusta herleitete und wie sie im „Manfred" nur autobiographische Bekenntnisse erblicken wollte.

Durch seine endlosen Qualen unterscheidet sich Manfred von Goethe's „Faust", dem er sonst durch das unbegrenzte Streben nach Erkenntniß der Natur und der Geisteswelt und der Tiefen des Lebens, sowie durch seine Beschäftigung mit der Magie verwandt ist. Im Grunde geht Byron's ganze Dichtung nicht über den ersten großen Faustmonolog hinaus; da fehlt jede weiter hinausgreifende Handlung, Alles, was an den Liebesroman mit Gretchen erinnern könnte, jede Beziehung zu der im „Faust" so reich entfalteten realen Welt, und nur gegen den Schluß hin berühren sich die beiden Dichtungen wieder, und zwar erhebt sich hier, in dem kühnen Stolz des menschlichen Selbstbewußtseins, gegenüber dem Höllengeist, der die Hand nach ihm ausstreckt, Manfred über den Faust zur Höhe eines trotzigen Titanenthums. Die letzte Rede Manfred's ist das Großartigste, was die Dichtung in Bezug hierauf geschaffen hat.

Vom Standpunkte der praktischen Bühne aus betrachtet ist Byron's Manfred eigentlich, abgesehen von ein paar Dialogen, ein großes Monodrama, illustrirt mit versinnlichten Naturbildern und Geistererscheinungen, in denen die Magie der Scene zu ihrem Rechte kommen kann und getragen von der Musik eines deutschen Meisters, der für rastloses geistiges Streben und innere Zerrissenheit die wiederspiegelnden Klänge fand und geistige Stimmungen wie diejenigen der Landschaftsbilder in der Tonwelt zu seelenvollem Ausdruck brachte. Eine Aufführung des „Manfred" bleibt immerhin eines jener Experimente, für welche sich unsere Bühne nur sehr ausnahmsweise hergeben darf; denn sie soll nur die Trägerin dramatischer Dichtung sein: „Manfred" ist aber in seiner Bühnengestalt nur ein lyrisch-scenisch-musikalischer „Tragelaph". Dennoch ist ihm gegenüber eine Ausnahme gestattet: das Werk trägt das Zeichen eines echten dichterischen Genius an der Stirn. Die Poesie der Reflexion wie der Schilderung ist von oft wunderbarer Schönheit; die träumerisch beleuchtete Alpenwelt in ihrer dunkeln Größe, mit ihren hin- und herflatternden Wolkenschleiern, ihren schäumenden Kaskaden, ihren gähnenden Abgründen ist mit einer die Seele mächtig ergreifenden Magie geschildert.

Die Bühneneinrichtung der Dichtung hat in Bezug auf die Auswahl des Textes der Uebersetzung dem Princip des Eklekticismus gehuldigt. Wir können dies nicht billigen: wir meinen, die Gildemeister'sche Uebersetzung des „Manfred" sei so vorzüglich, daß sie die andern alle in Schatten stellt und daher ausschließlich dem Bühnenvortrag zu Grunde gelegt werden sollte. Wenigstens wo man Härten heraushört, kann man sicher sein, daß hier ein anderer als Gildemeister den britischen Dichter der deutschen Literatur angeeignet hat.

Die Phantasie der Regisseure muß durch Byron's Dichtung um so mehr angeregt werden, als dem Texte alle genaueren Angaben über die scenische Einrichtung fehlen: gleichwol sind in der Dichtung selbst die für die äußere Einkleidung entscheidenden Motive gegeben. Zu den Schönheiten des Werkes gehören die glänzenden landschaftlichen Stimmungsbilder, wir möchten sagen, die poetischen Beleuchtungseffecte. Es liegt hierin eine schon im „Childe Harold" bewährte Stärke der Byron'schen Muse. Wenn das Werk auf die Bühne gebracht wird, so muß diese die äußeren Complementärfarben zu diesen dichterischen Schilderungen hinzubringen Es kommt darauf an, auch hierin den rechten Ton zu treffen, der nicht aus der Harmonie des Ganzen herausfällt. Die Regie hat schon in Schiller's „Tell" die Aufgabe einer scenischen Darstellung der Alpenwelt zu lösen; doch der Grundton der Stimmung ist ein ganz verschiedener. In beiden Stücken befindet sich ein Sonnenaufgang, der die Gletscher der höchsten Firnen in rothglühendes Feuer versetzt. Doch im „Tell" leuchtet die Sonne einem Volke, das sein Auferstehungsfest begehen, die Bande der Tyrannei zerbrechen will und mit frommer Gesinnung das Taggestirn begrüßt; im „Manfred" strahlt dasselbe nach wüster Nacht dem verzweifelten Denker, welcher erklärt, daß das helle Auge des Alls ihm nicht ins Herz scheint; die Lichtglorie um den Gletscherberg wird freilich! in beiden Werken dieselbe sein müssen; aber durch die ganze scenische Einrichtung werden wir dem Sonnenaufgang gegenüber in eine andere Stimmung versetzt: dort die Wiese am See, hier wirre Felstrümmer, pfadlos übereinander gethürmt, Geister in den Tiefen und auf den überragenden Felsspitzen: das war Alles von Hrn. Regisseur Jendersky poetisch sinnig arrangirt. Ebenso im zweiten Act die Kaskade, welche die Bewegung der fallenden Fluth täuschend nachahmte, und im dritten die gespenstig beleuchtete Halle Ahriman's mit den draußen hin und her sprühenden Irrlichtern. Die Poesie der Scene, die einigen Wechsel bringt gegenüber den beständigen Verzweiflungsklagen des Helden, that gestern ihre volle Schuldigkeit. Daß die Schumann'sche Musik, besonders die Ouverture, eine bedeutende Schöpfung, von unserem Orchester unter Leitung des Hrn. Nikisch trefflich executirt wurde, bedarf kaum der Erwähnung: das Orchester erhielt dafür den verdienten Applaus.

Was die Darstellung selbst betrifft, so enthält sie keine Aufgaben, welche über den declamatorischen Vortrag hinausgehen. Dies gilt auch von der Rolle des Manfred, welche Hr. Door durchführte. Jene von Goethe gerügte Monotonie der sich fortwährend selbst zerfleischenden Verzweiflung wird kein Darsteller beseitigen können; es ist sogar wenig Gelegenheit gegeben, mit dem Ton zu wechseln, der auch bei den ruhigen Betrachtungen seine elegische Färbung bewahren muß und nur bisweilen leidenschaftlichere Wogen aufwirft. Es sind eigentlich nur zwei Scenen, in denen die lyrische Haltung mehr dramatische Anläufe nimmt: die eine, wo Manfred die aus dem Grabe aufsteigende Geliebte mit leidenschaftlichen Ergüssen und Fragen bestürmt, die andere, wo er den Höllengeistern mit kühnem Trotz seine Seele streitig macht und ihrer fragwürdigen Existenz die erhabene Sicherheit des selbstbewußten Geistes und seiner weltbeherrschenden Autonomie entgegenstellt. Beide mehr dramatischen Auftritte brachte Hr. Door zur vollen Geltung. Im Uebrigen kann es bei einer Verkörperung des Manfred nur darauf ankommen, bei dem ganzen Vortrage den richtigen logischen und ethischen Accent festzuhalten, den Zusammenhang der Rede, die nicht frei ist von sprungartigen Sprüngen und von Gedankengängen, die oft in kühnen Bildern etwas versteckt sind, verständig zu gliedern, zugleich aber das poetische Colorit durch entsprechende Tonfärbung wiederzugeben. Jenes Colorit löst allerdings nur eine mehr oder minder bewegte elegische Sprechweise zu, welcher Hr. Door bei melodramatischer Begleitung noch recitativische Anklänge hinzufügte, wie es schon Possart gethan, der eigentliche Meister und Propagandist des Byron'schen „Manfred" in der deutschen Theaterwelt. Vor allem aber gehört zur Durchführung der Rolle ein dauerhaftes und standhaftes

Digitized by Google

Organ, da eine stimmliche Oekonomie und Steigerung nicht möglich ist, wo die Dichtung von Hause aus gleich mit vollen Segeln fährt. Es kam uns allerdings vor, als ob Hr. Door an einzelnen Stellen im ersten Acte mit einem zu großen Aufgebot sprachlicher Kraft agirte, wo vielleicht eine geringere Anstrengung des Organs ausgereicht hätte und daß er es so selbst verschuldete, daß im zweiten Acte stellenweise eine gewisse Ermattung desselben sich bemerklich machte. Von da ab bis zum Schluß erhielt sich indeß die sonore und kräftige Sprache des Darstellers auf gleicher Höhe. Was die äußere Erscheinung betrifft, so mochte Hr. Door sich mit Shakespeare's Hamlet decken, der auch ein Skeptiker, ein der Verzweiflung hingegebener Denker ist, ohne nach des Dichters eigenen Angaben deshalb zu einem körperlich zerfließenden Schatten geworden zu sein: jedenfalls verstand es Hr. Door durch geschickte Drapirung auch für Diejenigen eine Illusion hervorzurufen, welche in Byron's „Manfred" einen durch seinen Verkehr mit den Geistern und die innere Verwüstung selbst geisterhaft abgezehrten Helden sehen wollen.

Die Geister selbst erschienen so phantasievoll und magisch wie möglich, sowol die singenden auf den Alpen, wie die sprechenden in Ahriman's Halle. Es waren die ersten Kräfte der Oper und des Schauspiels, welche diese meist kleinen, episodischen Partien durchführten. Unsere Emilia Galotti tauchte als Alpenkönigin unter dem Sonnendogen des Wasserfalls hervor, unser Hans Heiling sang mit im Geisterquartett auf dem Felsengipfel. Ahriman und Nemesis wurden von ersten tragischen Kräften gegeben, die vier Naturgeister im ersten Act von bewährten Sängern und Sängerinnen. Der Schatten der Astarte sprach wol zu sehr im Ton der Katakombe: er hatte ja die Gestalt des frischen Lebens, so mochte er auch seine Stimme haben.

Die Aufführung des „Manfred" bleibt, wie wir schon erwähnten, immerhin ein Experiment, da die in der Dichtung geschilderten Seelenzustände für das große Publicum kaum verständlich sind und der in der ganzen Rüstung des Pessimismus einherschreitende Held deshalb keine rechten Sympathien erweckt. Auch die Musik des Meisters Schumann, der ebenfalls zu den genialen Ausnahmenaturen gehörte, ist wenig populär und nicht so dramatisch durchgreifend, wie diejenige anderer Componisten, die auch von dem Hergebrachten in oft excentrischen Bahnen abweichen. So wird der Erfolg des Byron-Schumann'schen „Manfred" sich immer mehr auf der Linie der Achtung und Bewunderung bewegen, als von innerer Erwärmung und Begeisterung Zeugniß ablegen. Jedenfalls fand Hr. Door für seine Durchführung der Titelrolle lebhafte Anerkennung. Unser Theaterpublicum mag sich bisweilen auf die etwas unwirthlichen Höhen der Kunst begeben, wenn es in ihren Niederungen dem „Reif-Reißlingen" und dem „Schwabenstreich" mit Behagen gefolgt ist und die Freude über so bequemen Genuß in lebhaftesten Beifallsbezeigungen geäußert hat.

Die neuliche Aufführung der „Emilia Galotti" bot kein durchaus zusammenstimmendes und den Intentionen des Dichters entsprechendes Gemälde. Namentlich war der Prinz des Hrn. Purschian viel zu stürmisch, wir möchten sagen zu laut und lärmend, ohne den Rückhalt, welchen gerade diese Rolle verlangt: der Prinz muß einen glatten vornehmen Hofton bewahren. Hr. Purschian ist aber für feurige Rollen geeignet: den Prinzen hätte Hr. Schönfeld spielen müssen. Auch die Emilia Galotti des Frl. Hahn, mochte sie immerhin die routinirte Schauspielerin und das strebsame Talent beweisen, wußte doch diejenige Wandlung, in welcher der Angelpunkt des Stückes liegt, nicht recht zur Anschauung zu bringen, die Magie, die der Prinz über sie ausübt, das mit halber Hingebung verbundene Widerstreben, den Bann sinnlicher Leidenschaft, unter dem sie, trotz des Protestes ihrer bessern Natur, steht. Emilia Galotti muß viel heißblütiger sein, als Frl. Hahn es war: sie erklärt dies ja selbst im letzten Act und das erst motivirt die blutige That des Vaters; die Orsina der Frau Irschik hatte Feuer und die ganze oft sophistische Dialektik der Leidenschaft; der Odoardo des Hrn. Meyer fand warme Gefühlstöne, die Claudia der Frau Senger ist eine bekannte tüchtige, dramatisch durchgreifende Leistung; der Marinelli des Hrn. Grude war consequent gestaltet, ein aufgeblasener Hofherr, gewissenlos, dienstbeflissen gegen den Prinzen, unverschämt gegen alle Uebrigen: doch geben wir der Darstellung Friedrich Haase's, der den äffischen Lakaien so scharf herausarbeitete, den Vorzug.

R. v. Gottschall.

Bücherbesprechungen.

** Die Geschichte der deutschen Litteratur mit besonderer Berücksichtigung der neueren und neuesten Zeit im Umrisse bearbeitet von Dr. Herrmann Menge, Oberlehrer am Gymnasium zu Sangerhausen (Wolfenbüttel, Julius Zwißler), liegt in zweiter, durchweg verbesserter Auflage vor. Wir haben derselben bereits bei dem ersten Erscheinen unsere Anerkennung ausgesprochen; in der That ist dieselbe ein besonders auch die Gegenwart umfassend berücksichtigendes, reichhaltiges Sammelwerk, vorzugsweise geeignet zur raschen Orientirung über literarische Persönlichkeiten, deren Werke und Bedeutung für die Literatur. Die geringfügigen Mängel und Versehen, die wir anläßlich der Besprechung der ersten Auflage gerügt haben, sind in der zweiten Auflage beseitigt bez. berichtigt worden. S. 222 ist es wol nur als ein Druckfehler zu betrachten, daß Johann Paul Friedrich Richter von 1763—1815 gelebt haben soll; derselbe ist vielmehr erst im J. 1825 verstorben.

— Das zweite Heft der vor Kurzem angekündigten Kürschner'schen Deutschen Nationalliteratur (Stuttgart, Spemann) liegt vor und macht es mir zur Pflicht, nochmals auf dies wirklich verdienstvolle Unternehmen hinzuweisen. In geschmackvoller Ausstattung wird dem Publicum in diesem Hefte der Anfang des Grimmelshausen'schen Simplicissimus geboten (etwa die Hälfte des einen der 5 Bücher desselben), jenes Romans, der wie ein treffliches (leider recht trostloses!) Bild deutschen Lebens während des dreißigjährigen Krieges, so auch das gesundeste deutsche Literaturwerk des siebzehnten Jahrhunderts ist. Auf einer düsteren culturellen Unterlage wird uns die Entwicklung eines Menschenlebens von seinen kindischen Anfängen bis zu seiner höchsten geistigen Vollendung vorgeführt, dasselbe Thema, das im 13. Jahrhundert bereits einmal, allerdings glänzender, ein großer Poet hatte durchführen können: Wolfram von Eschenbach in seinem „Parzival": Simplicissimus ist der verrohte Parzival des dreißigjährigen Krieges. Die Spemann'sche Ausgabe (der Simplicissimus ist vordem schon von A. v. Keller, Heinrich Kurz und J. Tittmann edirt) rührt von Dr. F. Bobertag her, der sie mit guten Einleitungen und Anmerkungen versehen hat; die Kupferstiche und Illustrationen der ersten Ausgabe werden in Reproductionen wiedergegeben. Wie schon angedeutet, setzt sich dies neue Unternehmen so empfehlenswerth fort, wie es begonnen hat. Vielleicht läßt die Redaction der Nationalliteratur es sich bei einem der nächsten Hefte angelegen sein, drei im Prospect noch nicht aufgeklärte Punkte zu berühren: Inwieweit die deutschen Schriftsteller und ihre Werke überhaupt berücksichtigt werden sollen, d. h. wo die Grenze zwischen dem thatsächlich Producirten und dem in der „Deutschen Nationalliteratur" Berücksichtigten gezogen ist, ob die einzelnen Schriftsteller vollständig mit ihren Werken vertreten sein sollen, und ob man ältere Dichtungen etwa bearbeitet bringen will, oder den Urtext mit erläuternden Anmerkungen. — Für Heft 3 sind Schiller's „Räuber" angekündigt.

Julius Rodenberg.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 84. Donnerstag, den 19. October. 1882.

Inhalt: Briefe aus Paris. — Bücherbesprechungen („Für's Haus". Illustrirtes Gesundheits-Lexicon, von Dr. med. Josef Ruff. Geographisches Handbuch zu Andree's Handatlas. Lieferungswerke).

Briefe aus Paris.

(Selbstmord einer Schauspielerin vom „Theater Français". — Ist denn das Leben des Lebens werth? — Eine Statue für Jean Jacques Rousseau. — Die Memoiren des Barons v. Vitrolles.)

\# \# **Paris**, im October.

In Paris, wo Alles schnell vergessen wird, wo die lebhaftesten Eindrücke rasch wieder verwischt werden, wo selbst die wichtigsten Ereignisse die Aufmerksamkeit des Publicums kaum länger als vier und zwanzig Stunden zu fesseln vermögen, hat doch in den letzten Wochen der Selbstmord einer jungen Schauspielerin vom „Theater Français" eine so tiefe und nachhaltige Sensation hervorgerufen, daß die öffentliche Meinung sich heute noch mit diesem tragischen Ereignisse beschäftigt. Diese Ausnahme von der gewöhnlichen Regel ist vielleicht auf die angeborene Galanterie der Franzosen zurückzuführen; man wendet in Frankreich allen Dingen, welche im guten wie im bösen Sinne das schöne Geschlecht angehen, ein ausnahmsweises Interesse zu.

Die jugendliche Selbstmörderin, mit Namen Feyghine, Russin von Geburt, war in ihrer Kunst noch ganz Anfängerin; das innere Feuer, das ihre Seele verzehrte, hatte das Publicum noch nicht erwärmen können; nichtsdestoweniger hatte die Kunst doch schon ihren verklärenden Schein auf die Stirn dieser jungen Priesterin der Musen geworfen, obgleich dieselbe noch ganz Novize war und nichts für sich hatte als ihren guten Willen und ihre ausnahmsweise Schönheit. Der Grund, der die junge Schauspielerin zum Selbstmord getrieben, ist folgender: Der Herzog von Morny, ein ebenfalls noch ganz jugendlicher französischer Grandseigneur, Sohn des verstorbenen Herzogs von Morny, der unter dem zweiten Kaiserreich eine so hervorragende Rolle gespielt, hatte ihr huldigend zu Füßen gelegen, hatte indessen diese Huldigungen doch nicht so weit treiben wollen, sie zur Herzogin, das heißt zu seiner Frau zu machen. Die junge, wie es scheint, ausnahmsweise heißblütige Maskowitin, die sich aber dieses Glück und diese Ehre nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, konnte den Kummer über ihre getäuschten Hoffnungen nicht ertragen und machte ohne Weiteres und ohne viele Phrasen ihrem Leben mit einem wohlgezielten Revolverschuß ein Ende. Acta non verba scheint der Wahlspruch dieses in dieser Beziehung ganz ausnahmsweisen Mädchens gewesen zu sein. Andererseits sind diese Fälle namentlich hier durchaus nicht mehr neu; Selbstmorde aus Liebe gehören in Paris zu den täglichen Ereignissen, man spricht kaum davon; nichtsdestoweniger hat doch dieser Selbstmord ungeheueres Aufsehen erregt.

Die philosophische Seite dieser Tragödie ist das lebhafte und ich möchte fast sagen naive Erstaunen, welches hier namentlich in den Mittelclassen über den bei dieser Gelegenheit allerdings ziemlich brutal zu Tage tretenden Umstand, daß es in dem großen Paris wirklich noch junge Lebemänner, sogenannte gommeux giebt, wie man sie spottweise hier nennt, die auf der Welt absolut nichts zu thun haben, als sich zu amüsiren und deren einzige Heldenthaten darin bestehen, die Zeit todt zu schlagen und Mädchenherzen zu brechen, und das in einer Zeit, wo das tief gedemüthigte und nach allen Richtungen hart heimgesuchte Vaterland aller seiner Söhne bedürfte, um sich wieder zu erheben und wieder zu seinem ehemaligen Glanze zu gelangen.

In der That, wenn man diese Männer des high life, diese Privilegirten des Schicksals betrachtet, die, wie z. B. der junge Herzog von Morny, über drei bis vier Mal hundert tausend Franken Renten und über einen großen Namen verfügen, der trotz der dematratischen Strömung der Zeit doch immer noch auf die Massen einen gewissen Eindruck macht, so muß man sich gestehen, daß diese großen Vortheile entschieden edler und besser ausgenützt werden könnten. Die jungen seigneurs lieben es indessen nicht, wenn man ihnen in diesem Sinne Vorstellungen macht; nimmt man sich ihnen gegenüber diese Freiheit, so antworten sie mit Blicken eines vom Schwindel ergriffenen oder von der Migraine geplagten Menschen, sie bitten um Gnade oder erklären rund heraus, daß man sie in Ruhe lassen möge; um jede weitere Discussion zu vermeiden, weisen sie wol auch auf ein englisches Buch hin, das gegenwärtig hier Sensation macht und dessen seltsamer Titel: „Ist denn das Leben des Lebens werth?" — Is life worth living? — lautet. Der englische Autor, ein spiritualistischer Philosoph, wirft die Frage auf: ob es wol noch der Mühe werth sein werde zu leben, wenn die modernen Doctrinen ganz und gar die Oberhand gewonnen haben und jedes den physischen Gesetzen überlegene Ideal zerstört haben würden, das Leben also den Wünschen und Bedürfnissen der Seele und des Herzens keine Nahrung und keine Befriedigung mehr bieten könne?

Der bekannte französische Spiritualist Cara, dessen interessante und pikante Vorlesungen im Collège de France das Entzücken namentlich der hiesigen Damenwelt ausmachen, nimmt die Frage des englischen Autors auf und sucht zunächst zu entwickeln, welches wol der Preis des menschlichen Lebens in einer von den madernen Doctrinen gänzlich beherrschten Welt sein werde? Welche Garantien für das menschliche Glück bietet z. B. der Pasitivismus? Denn man muß die Doctrinen, die uns bedrahen, bei ihren Namen nennen; es genügt nicht, die Pasitivisten spiritualistisch oder metaphysisch zu bekämpfen und sich ihnen gegenüber auf das Recht der philosophischen Discussion zu beschränken; man muß zunächst die hoffentlich nur vorübergehende Verfinsterung des Glaubens in Frankreich und das gänzliche Verschwinden aller Ideale ins Auge fassen, die ehemals in diesem Lande so hoch gehalten wurden, man muß die Bedingungen berücksichtigen, unter denen das geistige Leben sich nach dem gänzlichen Wegfall dieser beiden wichtigen Factoren: des Glaubens und des Ideales, entwickeln würde.

Digitized by Google

Die Anschauungen, die Hr. Caro über diese ernsten Fragen hat, sind interessant; ich führe den geistreichen Spiritualisten redend ein; er sagt: „Der Positivismus versichert, daß es ihm sehr schnell gelingen werde, den menschlichen Geist von allem Aberglauben zu säubern. Man ist somit zu der Frage berechtigt, was nach dem Umsturz aller bis jetzt bestehenden und anerkannten Grundsätze auf der Welt werden soll? Wenn die positivistische Weltauffassung die Oberhand gewinnen sollte, müßte der moderne Mensch sich gewöhnen, anders zu denken und zu fühlen, als er bis jetzt gedacht und gefühlt hat; er wird nach neuen Lebens- und Ideen-Formeln umgemodelt werden, es wird für den menschlichen Geist ein anderes Klima geschaffen werden müssen. Ich will die Natur dieses neuen moralischen Klimas, seine Zusammensetzung, seine Elemente und Wirkungen zu analysiren suchen. Ich stelle mich dem Problem, das die hervorragendsten Geister unserer Zeit beschäftigt, resolut gegenüber. Die Einen scheinen entsetzt bei dem Gedanken an die Leere, die nothwendig in den menschlichen Gewissen entstehen muß, die Anderen sind begeistert über die Idee einer transfigurirten Menschheit, ihre Hoffnungen kennen keine Grenzen mehr, sie jubeln über die via triumphalis, die sich vor dem menschlichen Geiste öffnet, auf welcher sie keine Hindernisse und keine Schranken mehr erblicken."

Es dürfte indessen doch nicht so leicht sein, als es Hr. Caro zu glauben scheint, dieses „neue moralische Klima" festzustellen, auf welches nothwendig mancherlei Einflüsse einwirken würden. Man kann sich nur schwer die uns von den materialistischen Neuerern in Aussicht gestellte transfigurirte Menschheit ihres früheren Glaubens oder Aberglaubens, ihrer früheren Gewohnheiten und Anschauungen so schnell entledigt denken. Manche Elemente der früheren Civilisation würden auf die neue Civilisation übergehen. Die von Hrn. Caro aufgeworfene Frage könnte nur dann wissenschaftlich gelöst werden, wenn man sich entschlösse, sie in ein logisches Problem zu verwandeln und z. B. fragte: ob die einzig aus der positiven Erfahrung hervorgegangene Zukunftsmoral theoretisch einen „braven Mann" nach den Begriffen der gegenwärtigen Civilisation hervorbringen könnte? Hr. Caro bejaht diese Frage mit dem Hinweis auf Littré, der bekanntlich Positivist, gleichzeitig aber auch und im strengsten Sinne des Wortes ein braver Mann war. Die Frage muß indessen erweitert werden, denn es handelt sich nicht darum, ob die Negation aller bis jetzt für hoch und heilig erkannten Dinge *einen* braven Mann hervorbringen kann, sondern ob sich damit in Zukunft noch auf ein Volk von braven Menschen hoffen läßt. Diese Frage wird schwerlich bejaht werden können. Glücklicher Weise hat die Menschheit ein historisches Gewissen, das sie sich nicht so leicht entreißen lassen wird. Es hat sich in den Volksmassen ein unauflöslicher Grund der früheren Civilisationen festgesetzt, als Erbtheil der alten Doctrinen, die mit der menschlichen Natur verwachsen, also ihr natürlicher Ausdruck sind; sie werden immer nach etwas Ewigem und Absolutem streben im Widerspruch mit dem Positivismus, der bekanntlich Gott „streicht". Für die große Masse des Volkes, die ihren Instincten schwerlich untreu werden wird, ist also von den neuen Doctrinen wenig zu fürchten; die Idealisten aber und die einfach religiösen Seelen werden schwer darunter zu leiden haben, wenn der Grundsatz wirklich siegen sollte, daß all unser Wissen sich auf die positive Erfahrung zu beschränken hat. Diese modernen Doctrinen, die man gegenwärtig mit so unerquicklicher Emphase in die Welt hinausposaunt, werden indessen auch nur ihre Zeit haben, sie werden so lange dauern, bis wieder irgend ein kühner Denker erklärt, daß über die Physik und die Chemie hinaus doch noch etwas Höheres existirt, bis er mit einem unerwarteten Genieblitz die menschliche Seele neu entdeckt und Gott wiederfindet.

Gott wiederfinden ist ja das freiwillige oder unfreiwillige Ziel aller hervorragenden Menschen, aller großen Gelehrten, nach dem alten, ewig wahren Ausspruche: „Wenig Wissen entfernt von Gott, viel Wissen führt zu ihm zurück." Ein Beweis hierfür ist der bei derartigen Anlässen immer citirte Littré; auch dieser große Denker, der sich so weit von Gott entfernt hatte, hat ihn schließlich wiedergefunden; ein zweiter Beweis ist Rousseau, der verirrte Philosoph, der endlich Gott auch wiedergefunden oder doch wiederzufinden gesucht hat; er bekennt dies selbst in einem kurz vor seinem Tode an einen Genfer Freund gerichteten Briefe, in welchem er ausdrücklich sagt: „j'espère retrouver Dieu! ... Ich hoffe Gott wiederzufinden!"

Gegenwärtig geht man mit der Idee um, Rousseau hier in Paris eine Statue zu errichten. Die Statuen-Manie, von der Frankreich momentan ergriffen ist, scheint ein Bedürfniß der Zeit zu sein. Der jetzige Mangel an großen Männern macht den Wunsch rege, die großen Männer früherer Jahrhunderte wenigstens in Stein wieder aufleben zu lassen. Man errichtet gegenwärtig hier eine Unmasse von Statuen; es werden Leute damit bedacht, welche dieser Ehre weit weniger würdig sind, als der „große Genfer" — le grand Genèvois — wie Rousseau hier noch immer genannt wird.

Die Idee, Rousseau eine Statue zu errichten, stößt hier keineswegs auf die heftige Opposition, welche die vor einigen Jahren veranstaltete Gedenkfeier zu Ehren Voltaire's, der übrigens in Paris bereits sein Monument hat, von vielen Seiten hervorrief. Rousseau ist den modernen Franzosen im recht eigentlichen Sinne des Wortes sympathisch geblieben; auch die moderne französische Jugend hat mit Rousseau gelitten und hat mit ihm die Eindrücke empfunden, die er so meisterhaft schildert. Seine Werke zeichnen sich freilich nicht durch eine exemplarische Moralität aus; seine glühenden Schilderungen sind im Grunde nichts Anderes als poetisirte Instincte, aber wir finden in denselben nicht, was in Voltaire's Schriften so unangenehm berührt, die unüberwindliche Sucht, wie Schiller sagt: „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen."

Indem sie Rousseau eine Statue errichtet, setzt sich die moderne französische Gesellschaft eigentlich selbst ein Monument. Rousseau ist als der eigentliche Vater der modernen Gesellschaft zu betrachten; die Tochter sieht ihm sehr ähnlich. Leidenschaftliche, aufrichtige, sehr beredtsame Bewunderung für alles Schöne und Gute im steten Widerspruche mit entschieden verwerflichen Handlungen, das war Rousseau's Charakter; er haßte und geißelte Alles, was ihm schlecht und unschön erschien, er hatte den lebhaften Wunsch besser zu sein als seine Zeitgenossen und er stand in vielen Beziehungen moralisch weit unter ihnen; er war ein untreuer und undankbarer Freund und ein geradezu schlechter Vater; er schimpfte auf die vermeintlichen Tyrannen und trug ihre Livrée; er betrachtete die Liebe als das höchste, reinste und heiligste irdische Gut und verheirathete sich mit einer Köchin, die aus dem Keller, wenn sie einmal darin war, gar nicht mehr herauskam und die ihren Mann schließlich mit einem Gärtnerburschen betrog.

An diesen ewigen Widersprüchen zwischen den Absichten und den Thaten, zwischen der Illusion und der Wirklichkeit erkennt man die Tochter dieses Vaters: die moderne französische Gesellschaft. Ihre Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! steht ebenfalls in fortwährendem Widerspruche mit ihren Thaten; sie wird von Zank, Hader und Parteileidenschaften zerrissen; sie will Milch und Honig aus der Erde stampfen und bringt nur einen Blutstrom hervor. Diesen Resultaten gegenüber empfinden die Schüler Rousseau's gegen die sociale Ordnung denselben Haß wie ihr berühmter Lehrer. Einzelne unter ihnen mögen es ehrlich meinen mit ihren Versicherungen, daß ihre Absichten redlich sind und daß sie das Glück Aller, das bonheur universel begründen wollen. Ihr Irrthum besteht darin, daß sie meinen, dieses allgemeine

Glück ließe sich durch die Zuerkennung von Rechten ohne gleichzeitige Auferlegung von Pflichten herstellen; sie haben von diesem allgemeinen Glück, das plötzlich herrschen soll, ohne daß dazu von irgend einer Seite Opfer gebracht werden sollen, eine ebenso romanhafte Auffassung wie Rousseau; die Volksbeglückungsideen des „großen Genfers", die ansteckend fortgewirkt, haben viel Unheil über die Welt gebracht. Der König Karl X. hatte ganz Recht mit seinem wehmüthigen Ausrufe, als er zum zweiten Male in die Verbannung wandern mußte: „C'est Rousseau avec ses idées de bonheur qui nous a tous poussé dans le malheur!"

Diesen bekannten Ausspruch Karl's X. hat der Baron v. Vitrolles zum Motto gewählt für seine sehr interessanten Memoiren, deren zweiter Theil soeben hier erschienen ist. Diese Memoiren umfassen die Zeit der Restauration; der zweite Theil beschäftigt sich ausschließlich mit der Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba bis zum Schluß der „Hundert Tage". Hr. v. Vitrolles war Mitglied des ersten Ministeriums, das von Ludwig XVIII. nach seiner Rückkehr aus dem Exil gebildet wurde. Er schildert den Eindruck, den die Nachricht der Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba auf den König und auf seinen Bruder, den Grafen von Artois, nachmaligen König Karl X. machte, folgendermaßen: „Am 5. März 1815 gelangte die Depesche, welche die Unglücksbotschaft enthielt, in meine Hände; ich trug sie sofort uneröffnet zum Könige; Seine Majestät war von der Gicht geplagt, die er namentlich sehr heftig in den Händen hatte. Der König ergriff die Depesche, öffnete sie aber so ungeschickt, daß ich ihm dabei behilflich sein und sie ihres Couverts entledigen mußte, das ich ins Kaminfeuer warf. Während dieser Zeit las Seine Majestät die Depesche, die nur zwei Zeilen enthielt, legte sie dann gleichgiltig auf seinen Schreibtisch und fragte mich, ob mir der Inhalt bekannt sei? „Nein, Sire!" lautete meine Antwort. „Bonaparte hat sich von der Insel Elba geflüchtet und ist in Frankreich gelandet!" sagte der König in ruhigem Tone und ohne das geringste Zeichen von Aufregung. „Ist es möglich?" rief ich ganz entsetzt und machte meinem Schreck in sehr lebhaften Ausdrücken Luft. Der König bewahrte indessen seine unerschütterliche Ruhe und sagte trocken: „Sie müssen diese Depesche zum Kriegsminister tragen, der wird ja wol sehen, was zu thun ist."" Hr. v. Vitrolles begab sich jedoch zunächst zum Grafen von Artois; er beschreibt das Zusammentreffen mit diesem Prinzen in diesem kritischen Moment folgendermaßen: „Ich durchschritt die Vorzimmer Seiner Hoheit und war bereits an seinem Arbeitscabinet angelangt, als mir der dienstthuende Thürsteher meldete, daß der Prinz sich beim Nachmittagsgottesdienste in der Schloßkapelle befinde; ich war erstaunt, daß Seine Hoheit sich durch die eingelaufenen Nachrichten von der Ausübung dieser religiösen Pflicht nicht hatte abhalten lassen und setzte voraus, daß er von dem Vorgefallenen noch nicht in Kenntniß gesetzt sei. Nachdem ich etwa eine halbe Stunde gewartet, erschien der Prinz, er sah sehr heiter aus und kam mit der Frage: „Was bringen Sie mir denn Gutes?" freundlich auf mich zu. Ich fragte ihn, ob er den König noch nicht gesehen habe? „Ja wol," entgegnete der Prinz, „ich verlasse ihn soeben; à propos," fügte er im gleichgiltigen Tone hinzu, „was sagen Sie denn zu der Landung Bonaparte's?" Ich fand dieses à propos in dem vorliegenden Falle keineswegs à propos." Hr. v. Vitrolles hat Recht, es war nicht à propos; der Graf von Artois war von gefährlichen Illusionen befangen, er glaubte fest, daß die Nation sich in Masse gegen die Rückkehr des Usurpators erheben werde; wie sehr er sich getäuscht, hat ihn die Erfahrung gelehrt. Die Ereignisse nahmen inzwischen ihren bekannten Fortgang. „Als die Nachricht in Paris eintraf, daß Napoleon unter der immer zunehmenden Begeisterung der Bevölkerung Lyon überschritten habe," erzählt Hr. v. Vitrolles, „wurde der König von einer heftigen Aufregung befallen, die sich durch Blutwallungen äußerte, welche ihm die Wangen und die Augen fieberhaft rötheten. Diese Aufregung legte sich indessen bald, der König gewann seine Fassung sehr schnell wieder und erklärte, daß er bereit sei, sich den Ereignissen zu unterwerfen ..." Sich den Ereignissen unterwerfen ist immer die Weisheit der Schwachen und war in dem vorliegenden Falle wol auch das Richtigste, was Ludwig XVIII. thun konnte.

Bücherbesprechungen.

S. „Für's Haus" betitelt sich eine neue Wochenschrift, welche, von Klara v. Studnitz herausgegeben, zum Vierteljahrspreise von 1 *M.* seit 1. October d. J. in Dresden erscheint und den praktischen Zweck verfolgt, alle möglichen wichtigen, besonders neuen Erfahrungen, welche im Gebiete des Hauswesens gemacht werden, den deutschen Hausfrauen mitzutheilen. Wie der Prospect besagt, will die Zeitschrift, was sehr erfreulich, namentlich auf vernünftige Ersparnisse im Haushalt hinwirken, Küche und Keller, das Schlaf- und Kinder-, Eß- und Wohnzimmer, der Wasch- und Bodenraum, Hof und Hausgarten, sowie die künstlerische Ausstattung des Hauses, die Sorge für den Gatten, die leibliche und geistige Pflege der Kinder, die Erziehung der Töchter fürs Haus, Anleitung auch derjenigen Mädchen, denen kein eigener Herd beschieden ist, Erforschung neuer Berufszweige für unverheirathete Damen, vor Allem aber Bewahrung echter Weiblichkeit: alles das soll durch diese neue Zeitschrift gefördert werden. Die eigentliche Mitarbeiterschaft aber an dieser Zeitschrift, deren Herausgeberin deshalb möglichst regen persönlichen Verkehr mit ihren Leserinnen wünscht, ist den praktischen Hausfrauen selbst zugedacht, welche gebeten werden, ihre Erfahrungen in dieser Zeitschrift niederzulegen. Die Herausgeberin hingegen will sich damit begnügen, den ihr übermittelten Stoff zu sichten und da, wo der Rath erfahrener Fachleute nöthig ist, solche, nämlich hervorragende Gelehrte und Künstler, Schulmänner und Aerzte, Techniker und Gewerbtreibende als Mitarbeiter heranzuziehen. Die erste Nummer nun, welche uns vorliegt, macht einen recht günstigen Eindruck, und wenn die Fortsetzung dem guten Anfang entspricht, so wird diese Wochenschrift bald sich in zahlreichen Familien einbürgern und besonders jungen Frauen ersprießliche Dienste thun. Der erste Artikel „Das deutsche Wohnzimmer" von Gampe zieht vor allem gegen die Uebereleganz, die zierliche Gebrechlichkeit und conventionelle Kühle in unsern Wohnungsräumen zu Felde und spricht der stilvollen altdeutschen Renaissance das Wort, hie und da unsers Bedünkens freilich etwas zu weit über das Ziel hinausschießend, denn es dürfte doch Vielen zu theuer, ja unmöglich sein, ihre Wohnzimmer in der angegebenen Weise umzuwandeln. Der Artikel „Was soll aus unseen Töchtern werden" bildet gleichsam erst die Ueberschrift, höchstens die Einleitung der darin verheißenen Artikelserie; nur soviel erfahren wir diesmal, daß für eine richtige Erziehungsweise plaidirt werden soll. Der Artikel „Hausfrauenwalten im Herbst" giebt nützliche Winke hinsichtlich des Einkochens der Früchte. Der nächste Artikel „Das billige Paketporto, der beste Freund der Hausfrau" tritt dafür ein, daß unsere Hausfrauen möglichst an der Quelle, direct bei den Versandtgeschäften kaufen, und da die Herausgeberin dafür bürgen will, daß in dem Inseratentheil nur reelle Geschäfte sich empfehlen, so kann in der That jede Hausfrau mit einem in den meisten Fällen gerechtfertigten Vertrauen die betreffenden Adressen benutzen. Ein weiterer Artikel beschäftigt sich mit dem „Hausgarten im Winter", ein anderer giebt Anweisung über die „Behandlung der Wäsche", freilich mehr theoretisch werthvoll, als in vielen Fällen praktisch ausführbar. Hieran reiht sich der Anfang eines Sittenbildes,

Digitized by Google

„Eine amerikanische Frau" betitelt, dann ein auch durch Illustrationen veranschaulichter Artikel über „Neue Hausgeräthe", als da sind Bohnen-Schneider und -Abzieher, nebst -Abziehhobel, Eierkocheinsätze, Spitzen-Waschapparate und Besenhalter. Dr. Arthur v. Studnitz verwirft in einem Artikel „Aussteuer oder Rente?" mit Recht die immer noch bräuchliche Sitte überreicher Wäscheausstattungen, welche er durch eine Rente behufs Nachschaffung neuer nöthiger Wäsche ersetzt wünscht. Küchenrecepte, Silbenräthsel, Charaden u. dgl. bilden den Rest des inhaltreichen Heftes, das unseren Hausfrauen zur Einsichtnahme empfohlen sei.

— Illustrirtes Gesundheits-Lexicon. Ein populäres Handbuch für Jedermann. Von Dr. med. Josef Ruff. (Straßburg, R. Schultz u. Comp.) gr. 8. — Das lieferungsweise erschienene Werk liegt dermalen in Form eines stattlichen Bandes vor, welcher auf 733 Seiten gegen 5000, in alphabetischer Reihenfolge geordnete, durch 430 gelungene Holzschnitte zweckmäßig erläuterte kleinere und größere Artikel enthält, welche klar und leicht faßlich geschrieben sind. Das Buch ist zur Benutzung für Laien bestimmt und soll zur Belehrung und Berathung in gesunden und kranken Tagen dienen. Es berücksichtigt hierbei vorzugsweise die Gesundheitslehre ebensowie die Krankenpflege in der Familie, giebt Anleitung zu von Laien ausführbaren Hilfsleistungen, zur Behandlung von Verletzungen, zur Anlegung von Verbänden, Bereitung und Anwendung von Hausmitteln u. a. m. Die Lösung dieser Aufgabe ist dem Verf. gut gelungen. Derselbe verwahrt sich indessen ausdrücklich gegen die Annahme, daß das Werk in ernsten Krankheitsfällen den Arzt ersetzen oder das Vertrauen zu dessen Thätigkeit erschüttern solle, es soll ihn vielmehr vertreten, wo er nicht zur Stelle sein kann, und soll durch Belehrung dafür wirken, daß die Anrufung der Hilfe rechtzeitig geschehe und daß die ärztlichen Verordnungen pünktlich und zielbewußt zur Ausführung kommen. Das Werk soll überhaupt nur ein treuer Berather sein für die vielfachen kleinen Leiden, in denen ärztliche Hilfe aus den verschiedensten Gründen nicht nachgesucht wird, sowie für plötzliche gefahrdrohende Zufälle, in denen ärztlicher Beistand nicht rasch genug zur Hand ist. Das „illustrirte Gesundheits-Lexicon" hat als ein gutes, brauchbares populär-medicinisches Buch zu gelten, welches sich in Familienkreisen hoffentlich bald einbürgern wird. Außerdem aber ist dasselbe auch als geeignet anzusehen, segensreich einzuwirken auf die lebhafte Strömung, welche in den edeln, gemeinnützigen Bestrebungen unter der Aegide des „rothen Kreuzes" sowie in der aufopfernden Hingabe an die Zwecke der vor Kurzem entstandenen Somariter-Vereine neuerdings sich geltend macht.

—ψ—. Geographisches Handbuch zu Andree's Handatlas mit besonderer Berücksichtigung der commerziellen, statistischen und politischen Verhältnisse. Unter Mitwirkung von A. v. Danckelman, J. J. Egli, E. Hasse, E. Jung, Ph. Paulitschke, F. M. Schröter, A. Scobel und A. W. Sellin herausgegeben von Richard Andree. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing 1882. (S. IX, 939; Lex. 8°.) — Mit der uns vorliegenden zehnten Lieferung ist das vor noch nicht Jahresfrist begonnene „Geographische Handbuch zu Andree's Handatlas" beendet worden. Da bereits in diesen Blättern des Werkes gedacht worden ist, so möge es genügen, darauf hinzuweisen, daß es für die weitesten Kreise bestimmt ist und die Bedürfnisse derselben in jeder Beziehung befriedigt. Wissenschaftliche Gründlichkeit geht mit praktischer Brauchbarkeit Hand in Hand, so daß Derjenige, welcher sich des „Geographischen Handbuches" bedient, sicher stets wohlberathen ist, und wir es aus diesem Grunde Jedem bestens empfehlen können. Für die Besitzer von Andree's Handatlas ist es ganz unentbehrlich, indem es einen Schlüssel zu demselben bildet, der das eingehende Verständniß der Karten erschließt und die Conturen des graphischen Kartenbildes belebt und ausfüllt. Nicht unterlassen wollen wir zum Schluß noch ganz besonders hervorzuheben, daß ein sorgfältig ausgeführtes Register, das man sehr als Muster für gleiche und ähnliche Arbeiten empfehlen kann, nicht nur die Brauchbarkeit des Handbuches wesentlich erhöht, sondern ihm gleichzeitig auch den Werth eines geographischen Handwörterbuches verleiht.

** Lieferungswerke. Der Nachtrag zu den ausgewählten Schriften P. K. Rosegger's, den die Verlagshandlung von A. Hartleben in Wien, ermuthigt durch die freundliche Aufnahme, welche die ersten zwölf Bände der Schriften Rosegger's gefunden haben, erscheinen läßt, wird 20 Lieferungen umfassen; die erste Hälfte davon (Lieferungen 61—70) liegt uns vor. In derselben finden wir verschiedene Dialektgedichte und hochdeutsche Dichtungen, unter dem Titel „Dorfsünden" wiederum eine Anzahl von Dorfgeschichten — allerdings, wie dies bei einer Nachlese nicht anders sein kann, von ungleichem Werthe; am Besten hat uns „Der Vagabunden-Franz" gefallen — sowie beherzigenswerthe Aufsätze über Kindererziehung — Spaziergänge mit dem Knaben, Spaziergänge mit dem Mädchen — veröffentlicht. — Die „Volks- und Familienausgabe" der gesammelten Romane, Novellen und Dramen von A. E. Brachvogel (Jena, Hermann Costenoble) bringt in den Lieferungen 37 bis 48 die historischen Novellen des Verfassers, von denen unseres Erachtens allerdings kaum die Hälfte einen höheren Werth und Anspruch auf anderweite Veröffentlichung hat. — Die neue Ausgabe der ausgewählten Werke F. W. Hackländer's (Stuttgart, Carl Krabbe) ist bis zum XIII. Bande vorgeschritten. Die in den letzten Heften veröffentlichten „Wachtstubenabenteuer" und „Namenlosen Geschichten" zählen zu den beliebtesten der allerdings fast lediglich der Unterhaltung dienenden Schriften des Verfassers. — Die Lieferungen 18—21 der Illustrirten Geschichte der fremden Litteraturen von Otto v. Leixner (Otto Spamer, Leipzig) behandeln die Blüthezeit der englischen Literatur bis zur Neuzeit, die junge Literatur Nordamerikas (Washington Irving, Longfellow, Poe, Bret Harte) und den Anfang der skandinavischen Literatur. Eigenthümlicher Weise scheint der Verfasser der Hypothese des Dänen Bang über die „Völuspá" als „nordischer Nachahmung der Sibyllinischen Orakeldichtung" viel Sympathie entgegenzubringen. — Endlich liegen uns die Hefte 10—16 der Erfindungen der neuesten Zeit, herausgegeben von Dr. van Muyden und Herm. Frauberger, im Verlage von Otto Spamer vor. In denselben finden wir zum Theil sehr eingehend dargestellt die Herstellung der Farbendrucke, die Gewinnung der Rohstoffe aus dem Erdinnern und aus der Erdoberfläche, das Wasser und seine Schätze, die wichtigsten neueren Erfindungen für Müllerei und Bäckerei, hinsichtlich der Nahrungs- und Genußmittel, der Fette und Farbstoffe, der Faserstoffe und der Felle, der Thon- und Glaswaaren, der Holz- und Metallbereitung, der Goldschmiedekunst, der Schußwaffen, Explosiv- und Zündstoffe u. s. w. Im letzten Hefte beginnt der Abschnitt über Beleuchtung, Heizung und Ventilation, der insbesondere auch dem elektrischen Lichte die verdiente Berücksichtigung zu Theil werden läßt. — Das 10. Heft des im Hartleben'schen Verlage erscheinenden, eine ähnliche Tendenz verfolgenden Werkes „Neueste Erfindungen und Erfahrungen auf den Gebieten der praktischen Technik, der Gewerbe, Industrie, Chemie, der Land- und Hauswirthschaft", herausgegeben von Dr. Koller, enthält u. A. Originalmittheilungen eine Darstellung der Erfahrungen über Blake's Steinbrechmaschine, sowie der Entwickelung und Geschichte der Theerfarbstoffe und ihrer Industrie, Berichte über neue praktische Fortschritte in der Töpferei, in der Zubereitung von Eismaschinen, Herstellung genusterter Gewebe, Anfertigung von Kautschukstempeln u. s. w.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Paststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 85. Sonntag, den 22. October. 1882.

Inhalt: Aus dem Freunde- und Bekanntenkreise des Königs Johann von Sachsen, von J. Petzholdt. — Die Nicolaikirche zu Dippoldiswalde. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen („Zufällige Herzenserleichterungen eines einsamen Kunst- und Literaturfreundes", von H. Steinhausen. Griechische Dichterinnen, von Jos. Cal. Poestion. Noch einmal „Johann Faust". Kürschner's National-Literatur. Abriß der Sächs. Geschichte, von Baumgarten-Crusius).

Aus dem Freunde- und Bekanntenkreise des Königs Johann von Sachsen.

Bekanntlich hat Jean Paul nach einem dem Prinzen Johann in Pillnitz am 11. Juni 1822 abgestatteten Besuche geäußert [1]): „Die Welt muß einem immer lieber werden, da es darin Prinzen von solchem Geiste, Kenntnissen und Gesinnungen giebt, wie ich heute einen kennen und lieben lernte." Und diese Liebe ist von allen, die dem Prinzen und späteren König näher zu treten und ihn genauer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, im vollsten Maße getheilt worden. „Könntest Du," schreibt an den Prinzen seine Schwägerin, die Bayerische Peinzessin und nachherige Sächsische Königin Maeia, von Würzburg aus am 16. Mai 1827, „Mama [2]) über Dich sprechen hören! Elle a une espèce d'adoration pour Vous et parle de Vous avec un ton réellement passionné. Bei diesen Lobeserhebungen bilden Louise [3]) und ich gern Chorus, denn einen Bruder könnten wir nicht lieber haben als Dich, bester Freund — mein Vertrauen in Dich und Deinen vortrefflichen Charakter ist grenzenlos." Noch beredter ist in dieser Hinsicht der Herzog Joseph von Altenburg, der in keinem seiner überaus zahlreichen Beiefe unterläßt, in der ihm eigenen etwas überschwänglichen Weise den König seiner Liebe zu versichern. „Je öfterer ich so glücklich bin," sind seine Worte in dem Briefe aus Altenburg vom 26. Februar 1867, „mit Dir in Berührung zu kommen, fühle ich mich mit gesteigerten Gefühlen von Liebe und innigster Bewunderung und Verehrung durchdrungen. Ich sehe es als eine wahre Gnade Gottes an, daß Er mir gerade in Dir einen so gediegenen Freund hat finden lassen. Obgleich ich viel [12 Jahre] älter bin, als Du, so blicke ich doch mit einer gerechtfertigten Demuth zu Dir auf, und fühle mich jedesmal gestärkt durch Worte Deiner Weisheit, Klugheit und Herzensgüte." Und in einem anderen Beiefe aus Altenburg vom 30. Januar 1868 schreibt er: „Ich behaupte, daß Du ein Engel in Menschengestalt auf Erden bist, sonst wäre es kaum möglich, daß Du mit so viel geistiger und gemüthlicher Kraft, bei aller edlen Einfachheit Deines Wesens, einen so tiefen und bleibenden Eindruck auf mich ausüben könntest, als es stets und auch jetzt wieder der Fall war und ist, wo wir das große Glück genossen, Dich in unserer Mitte zu sehen. Wie gesagt, als Du uns gestern wieder verlassen hattest, war es mir, als ob Du noch geistig bei mir weiltest, so tief hatte Dein ganzes Wesen auf mich eingewirkt, und jede Deiner so gediegenen Ansichten war so tief in mich eingedrungen und hatte mich so lebendig erregt, daß ich gestern nicht nur, sondern für immer davon zehre und beglückt bin. Ich habe einen Halt an Dir gewonnen, und nichts wird im Stande sein, diese Wirkung bei mir wieder abzuschwächen."

Diese Liebe des Herzogs Joseph zum König blieb von dessen Seite keineswegs unerwiedert: obwol der König dem Herzog an Geist weit überlegen war, so hatte er denselben. seit er mit ihm im Sommer 1830 bei einem Zusammentreffen in Pillnitz nähere und vertrautere Bekanntschaft gemacht, doch als „einen lieben und treuen Freund" schätzen gelernt; denn er war, wie der König in seinen „Lebenserinnerungen" sagt, „von gutem, gesunden Verstande und dabei von so trefflichem Herzen, von so treuer und sicherer Gesinnung, von so aufgeklärter Frömmigkeit, daß ich mich in seinem Umgange stets wohl befunden habe". Mochte den König Freud oder Leid betreffen, so konnte er sicher stets darauf rechnen, in dem Herzog einen herzlich und aufrichtig theilnehmenden Freund zu finden, wie dieser auch keine Gelegenheit vorüberließ, wenn ihn selbst Freud oder Leid oder sonst eine Sorge bewegte, sein Herz dem König gegenüber auszuschütten und sich von demselben Raths zu erholen. Eine besondere Freude war es immer für den Herzog, Lob über seinen Königlichen Freund aussprechen zu hören; so schreibt er z. B. von Altenburg am 27. Januar 1867: „Nun muß ich Dir noch erzählen, daß der glorreiche Bismarck seit seinem öffentlichen Auftreten und Wirken noch keinen so gesunden Ausspruch gethan, als nachdem er Dich zu Berlin gesehen und das Ausströmen Deines hohen geistigen Vermögens empfunden; denn er sagte zu Jemand, der es nicht bei sich behielt: «Ach! was hat es mir wohlgethan, wieder einmal mit einem geistvollen, gescheiten König, wie es König Johann von Sachsen ist, haben verhandeln können!» Ich machte einen Freudensprung bis fast an die Decke, als ich dies vernahm." Das allereinzige, was der Herzog an dem Könige auszusetzen hatte, war dessen schlechte Handschrift [4]). „Nun noch ein Wort, theuerster Freund und Vetter," sind des Herzogs Worte in einem Schreiben aus Altenburg vom 16. Februar 1867, „bei dem unbeschreiblichen Interesse und der innigen Freude, welche beide der Empfang Deiner Beiefe in mir erweckt und stets wach erhält, ist es eine harte Prüfung, stets lange Stunden hinbeingen zu müssen, ehe ich mit dechiffrirung Deiner Schriftzüge fertig zu werden im Stande bin. Bitte schön, erlasse mir diese Qual und opfere mir die Mühe, schöne leserliche Buchstaben und Worte dem Papiere anzuvertrauen. Jede Deiner Niederschriften und der liebliche geistvolle Hauch, der aus jeder Zeile einem anweht, muß mit unausgesetzter Anstrengung mühsam genossen werden. Bitte!"

Neben dem Herzog Joseph und vor allen dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen [5]) war es der Großherzog Leopold II. von Toskana, der Schwager des Königs,

[1]) S. „Biographische und literarische Skizzen aus dem Leben und der Zeit Karl Förster's. Hrsg. von L. Förster. Dresden, Gottschalck. 1846. gr. 8°. S. 269".

[2]) Königin Karoline von Bayern.

[3]) Prinzessin Louise von Bayern, später Herzogin Max in Bayern.

[4]) S. v. Falkenstein's „Charakterbild des Königs Johann von Sachsen" 1878. S. 73—74. Volksausgabe 1879. S. 61—62.

[5]) S. Petzholdt, „Die beiden fürstlichen Freunde, König Johann von Sachsen und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen". Abgedr in diesen Bll. 1881. Nr. 39.

der zu den besten und vertrautesten Freunden gehörte. Der König hatte noch als Prinz seinen um vier Jahre älteren Schwager bereits im J. 1819, wo derselbe zu den Feierlichkeiten der Vermählung der Prinzessin Maria Josepha mit dem König Ferdinand IV. von Spanien nach Dresden gekommen war, näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, damals aber noch keine Anregung dazu gefunden, mit ihm in vertrautere, wahrhaft freundschaftliche Beziehung zu treten; „damals," sagt der König in seinen „Lebenserinnerungen", „war zwar das Verhältniß mit meinem Schwager ein ganz freundliches, konnte aber schon bei dem auf dieser Altersstufe besonders fühlbaren Unterschiede der Jahre kein eigentlich freundschaftliches sein; er schloß sich vielmehr meinem älteren Bruder an". Erst drei Jahre später, wo der Prinz auf einer Reise nach Italien einige Zeit am Toskanischen Hofe verweilte, ist er und hauptsächlich infolge des Todes seines Bruders Clemens mit seinem Schwager in ein engeres Verhältniß getreten. Der Tod des Bruders hatte nämlich in dem Prinzen so manche Sorge und Zweifel in Bezug auf die Gestaltung seiner Zukunft rege gemacht; „über so etwas wollte ich aber," wie in des Königs „Lebenserinnerungen" gesagt ist, „mit meinen Schwestern in ihrem Schmerze nicht sprechen, und so geschah es denn, daß ich mich gegen meinen Schwager, der mir viel Theilnahme gezeigt hatte, auch zuerst hierüber aussprach; es war der Anfang jener treuen Freundschaft, die uns seitdem durch das Leben begleitet hat". Hatte sich damals Leopold dem Prinzen gegenüber als den älteren und erfahrenen Freund gezeigt — so schreibt er unter anderen von Florenz aus am 3. Januar 1823 an den Prinzen kurz nach dessen Verheirathung: „Deinen letzten Brief erhielt ich mit wahrer Freude, das Glück Deiner Heirath war darin mit schönen Farben gemalt, auch nahm ich herzlichen Antheil daran; ich konnte Dir in Pisa aus Erfahrung sagen, wie groß es ist, Du wirst es nun fühlen" — so wurde später das Verhältniß zwischen den beiden Freunden das umgekehrte: Leopold erkannte in dem Könige den ihm an Geist sowie an Kenntnissen überlegenen Mann, dessen freundschaftlichen Rath und tröstenden Zuspruch er gern und dankbar aufnahm. „Vielen, vielen Dank," sind die Worte Leopold's in einem Briefe aus Brandeis vom 30. April 1868, „für Deinen Besuch, Du brachtest Muth und Stärkung zur rechten Stunde, wo ich mich auf der rauhen Bahn auf einen Stein gesetzt, die Kräfte der Seele dem Vorhaben versagten. Du hast ein Werk der Barmherzigkeit, der Freundschaft ausgeübt. Es ist möglich, daß der steile Weg des Berges des Purgatorio sanfter und die Bürde, die zu tragen, leichter werde; wo nicht, so hat dies auch in den göttlichen Rathschlüssen seinen Zweck, der auch zum Ziele führt. Gott schenke Dir Segen, Freude, in Deinem Lande gutes zu wirken, das Vertrauen sich immer mehren zu sehen, die erhabene Genugthuung, mit Klugheit segenreich liebend für die Seinen zu wirken. Dies mein Wunsch, mein eifriges Gebet zu Gott. Ich erfreue mich des Wirkens des Freundes, als wäre es mir gegeben." Auf den Inspectionsreisen, welche der König von Zeit zu Zeit im Lande zu unternehmen pflegte, begleitete Leopold denselben ein paarmal, um dabei von ihm zu lernen und sich im vertrauten Umgange mit ihm, sowie im Anschauen von des Freundes segensreichem Wirken zu erfreuen. „Nachdem ich von Dir Abschied genommen," schreibt der Großherzog nach der Rückkehr von einer solchen Reise, auf der er den König in den Tagen vom 22. bis 27. Juni 1863 durch die Lausitz begleitet hatte, von Schlackenwerth aus am 6. Juli 1863, „fand ich mich so allein, und gedachte der mit Dir so schönen verlebten Tage, der Ruhe der Seele an Freundes Herz. Ich klärte meinen Geist und besserte mich in Deiner Nähe und hatte es Dir zu verdanken. Nicht jede Freundschaft bringt dies, es muß eine enge, innere sein, der Grundsätze und des Gefühls, und ich danke Gott wieder herzlich für das seltene Geschenk. So stärkte ich mich für die weitere Reise, und dachte, wie glücklich wäre ich, wenn solche Tage wieder kämen. Gott sorgt für mich, könnte ich nur dem Freunde das sein, was er mir ist! Ich dachte zurück an die schöne Lausitz, an Pillnitz, die Wälder, das erhabene Amt, ein Volk seinem Glücke zuzuführen, an das schöne Bild der Eintracht und des gegenseitigen Vertrauens zwischen Fürst und Unterthanen. Gott wird Dich segnen, der Du in seinem Namen arbeitest, und Du vertraue auf seinen nie ausbleibenden Schutz! Empfange meinen herzlichen Dank für alles Gute, das mir bei Dir geworden."

Außerhalb des Kreises fürstlicher Personen und neben den beiden Hausministern v. Zeschau und v. Falkenstein[1]), welche der König zu seinen Freunden gerechnet hat, waren es vornehmlich zwei Personen, die zu dem König noch als Prinzen in ein freundschaftliches Verhältniß getreten und mit ihm bis zu ihrem Tode in regem und vertrautem Briefwechsel geblieben sind: der als Sächsischer General a. D. verstorbene Carl August Freiherr v. Lützerode und der bekannte Preußische Staatsmann Gustav Adolf Rochus v. Rochow. Ersterer war dem Prinzen kurz vor der Zeit, wo derselbe mit seinem Bruder Clemens die Reise nach Italien antrat, als Adjutant zugetheilt worden, und hatte sich bald die volle Zuneigung seines Herrn zu erwerben gewußt. Der König schildert ihn in seinen „Lebenserinnerungen", wennschon in Ansichten über weltliche Dinge keineswegs mit ihm überall übereinstimmend, gleichwol als „eine liebenswürdige und geistreiche Persönlichkeit", die ihn sehr angesprochen habe. Obschon v. Lützerode von seiner Mutter als einziges Kind ein Gegenstand „fast krampfhafter Liebe gewesen war, so hatte er sich doch bemüht, kein Muttersöhnchen zu werden und sich nach Kräften auszubilden, und bei natürlichem Verstande und großer Strebsamkeit war ihm dies auch gelungen. Wir lasen viel zusammen," schreibt der König, „theils Belletristisches, theils Historisches und Militairisches, und sein Einfluß war es eigentlich, der mich den geschichtlichen Studien zuführte. In politischer Hinsicht hegte er ziemlich ausgesprochene liberale Ansichten, die auch bei mir auf einen ziemlich fruchtbaren Boden fielen. Sein Umgang war gewiß im allgemeinen sehr fördernd für mich, und blieb unser Verhältniß auch später ein freundschaftliches." Näher fast noch, als zu v. Lützerode, war des Prinzen Verhältniß zu v. Rochow, den er im Gefolge seiner Schwägerin, der Kronprinzessin Elisabeth von Preußen, auf einer Reise nach Bayern im Herbst 1828 angetroffen und dann in Tegernsee näher kennen gelernt hatte. „Mit ihm entwickelte sich," wie in des Königs „Lebenserinnerungen" gesagt ist, „eine Bekanntschaft, die Freundschaft genannt werden konnte. Rochow war allerdings jener spätere Preußische Minister, dessen Aeußerung über den beschränkten Unterthanenverstand mißliebig ausgebeutet worden ist. Man wird sich daher verwundern, daß mich sein Umgang so ansprach. Er war nun zwar entschiedener Aristokrat und ebenso entschiedener Preuße, dabei aber ein sehr geistreicher und edler Mann. Seine politischen Ansichten standen denen des Kronprinzen [Friedrich Wilhelm von Preußen] sehr nahe, aber minder poetisch und mit mehr praktischem Elemente verquickt. Er hätte schwerlich auch feudalen Ständen so viel eingeräumt, als jener zu thun geneigt war. Er war Geschäftsmann und wollte den Fortschritt, aber durch eine einsichtsvolle monarchische Verwaltung. In religiöser Hinsicht stand er auf positiv christlicher Grundlage. Er hatte in seiner Jugend einige Neigung zum Katholicismus gehabt. Einst erzählte er mir, als er in Heidelberg studirte, habe er einen unwiderstehlichen Wunsch zu beichten gehabt, sei deshalb in den nächsten katholischen Beichtstuhl gegangen und habe sein Sündenbekenntniß abgelegt. Der Geistliche, der bald inne wurde, wie es damit beschaffen sei, habe nicht

[1]) S. Petzholdt, „Der König Johann von Sachsen und sein Hausminister v. Zeschau". Abgedr. in diesen Bll. 1880. Nr. 78, und Derselbe, „Der König Johann von Sachsen und sein Hausminister Freiherr v. Falkenstein". Abgedr. ebendaselbst 1880. Nr. 98.

dergleichen gethan, ihm einige gute Lehren gegeben und ihn dann natürlich ohne Absolution entlassen. Obgleich jetzt fester Protestant, dachte er ja billig in diesem Bezug, daß wir auf diesem Gebiete uns sehr gut vertrugen. Sein Umgang, der meiner damaligen politischen Stimmung entsprach, trug vielleicht dazu bei, sie noch mehr zu steigern. Ob er jetzt nach so innig sein würde, ist die Frage, doch habe ich ihn stets bewahrt und bewahre ihn noch in dankbarem Freundesandenken."

An die bereits genannten Personen schließen sich zwei andere Männer, von denen man wol auch sagen darf, daß sie zu dem Prinzen in ein freundschaftlich näheres Verhältniß getreten sind. Der erste derselben ist der Conferenzminister und spätere Bundestagsgesandte George August Ernst Freiherr v. Manteuffel, der als Director im Geh. Finanzcollegium mit ganz besonderer Freundlichkeit und wahrhaft liebenswürdiger Bereitwilligkeit dem Prinzen dazu behilflich gewesen, eine seinen Wünschen angemessene Stellung in diesem Collegium zu erlangen, und ihm im Laufe dieser Geschäftsthätigkeit wiederholt, wie der Prinz dankbar anerkannte, „Beweise der ihm ja werthen Freundschaft" gegeben hatte, sowie auch später nach seinem Austritte aus dem Collegium fortdauernd mit dem Prinzen in engerer Verbindung geblieben war.[1]) Der andere ist des Prinzen langjähriger Oberhofmeister, der als belletristischer Schriftsteller sowol wie als Tonsetzer nicht unbekannte Geheimrath Carl Borromäus Alexander Stephan v. Miltitz, an dessen vertraulichem und freundschaftlichem Umgange der Prinz, wenn er auch sonst seine praktische Diensttüchtigkeit nicht gerade sehr hoch zu veranschlagen sich in der Lage sah, doch stets großen Gefallen gefunden hat. „Für das praktische der Stelle, also für die Verwaltung meiner Hofhaltung war allerdings Miltitz," findet sich in des Königs „Lebenserinnerungen" bemerkt, „nicht sehr geeignet, da ihm gerade der eigentliche Geschäftssinn abging; dagegen war für den geselligen Verkehr im engeren Kreise meiner Umgebung diese Wahl [zum Oberhofmeister] mir höchst erfreulich. Miltitz war ein sehr geistreicher, amüsanter und vielfach gebildeter Mann, der für alles Wissenschaftliche Sinn hatte. Allerdings war es in den meisten Wissenschaften mehr ein gewisser Dilettontismus, als gründliche Bildung, die ihm eigen gewesen wäre. Bei alledem war er ein höchst angenehmes Element im täglichen Leben, und trug mein Umgang mit ihm dazu bei, mir Geschmack an geistreicher Unterhaltung zu gewähren; auch erleichterte es mir seine Anwesenheit in meinem Hause, einen Kreis liebenswürdiger Männer [aus allen Wissenschaftssächern] um mich zu vereinigen"[2]).

Aus diesem größeren Kreise auserwählter Gelehrten, zu denen auch der bekannte Erzieher des ältesten Sohnes des Prinzen Geheimrath Dr. Friedrich Albert v. Langenn — „ein dem Prinzen befreundeter Mann von reichem Wissen und trefflichen Grundsätzen in jedem Bezug" — gehörte, hatte sich eine Art kleinere Accadémia oder Società Dantesca abgezweigt, unter deren Mitgliedern dem Prinzen vornehmlich um ihrer mit demselben gemeinsamen eingehenderen Dantestudien willen der Geh. Cabinetsrath Friedrich Ludwig Breuer und der Professor bei dem Cadetten-Corps Karl Förster[3]), sowie außerdem der spätere Geheimrath und Leibarzt Dr. Karl Gustav Carus näher getreten sind. Carus war, trotz mancher Schwächen, doch ein sehr geistreicher und um deswillen nicht nur vom Könige geachteter, sondern und namentlich auch wegen seiner großen Anhänglichkeit an den König diesem recht lieber Mann. „Ew. Majestät fühle ich mich gedrungen," schreibt Carus im 78. Lebensjahre von Dresden aus am 20. August 1866 an den im Auslande weilenden König, „indem ich mein Testament abermals durchsehe und bei dem jetzt schon oft herbstlich fallenden Laube mich erinnere, wie schnell auch mir das Ende bestimmt sein kann, hier noch aus voller Seele meinen innigsten Dank auszusprechen, zunächst für den Namen eines Freundes, mit dem Sie mich so oft beehrt haben, als für das viele Gute und die mannigfache Gnade, welche von Ew. Majestät auf mich und die Meinigen in langen Jahren verflossen ist. Ich darf glauben, daß Ew. Majestät mir mehr angefühlt haben, als ich es auszusprechen wagen durfte, mit welcher Verehrung und Liebe ich Ihnen und Ihrem erhabenen Hause in dieser ganzen Zeit stets anhing, und gewiß! — nächst dem Gram und Kummer, der oft im Leben über mich selbst verhängt war, haben mich die tiefschmerzlichen Erfahrungen, welche Ew. Majestät in Dero hoher Familie, ja in dem von Ew. Majestät immer so sehr geliebten Vaterlande, noch göttlichem Rathschluß zu machen berufen waren, jedesmol am allerschmerzlichsten bewegt." Zu den Schwächen von Carus gehörte z. B., daß er auf seine Leistungen in der Malerei, trotzdem daß dieselben in Wirklichkeit nur bescheidener Art waren, doch selbst keinen unbedeutenden Werth legte und infolge dessen sich veranlaßt gefunden hat, ein paar seiner Arbeiten dem Könige für dessen schönes und werthvolles Dante-Album, in dem sich sonst ausschließlich nur auserlesene Werke der berühmtesten neueren Deutschen Künstler, wie eines Cornelius, Kaulbach, v. Schwind, Veit, Bendemann u. A., vereinigt finden, als ebenbürtig anzubieten. Einer der ersten Kunstkenner Dresdens, der eines Tags das Dante-Album zur genaueren Prüfung vorgelegt erhielt, war nicht wenig und unangenehm überrascht, die Carus'schen Arbeiten unter die Meisterwerke eingereiht zu sehen, und es war ihm dieser Umstand nur dadurch erklärlich zu machen, daß man ihn auf das nähere Verhältniß von Carus zum Könige hinwies, der seines alten lieben Bekannten guten Willen, ihm durch die Bilder eine Freude zu bereiten, in Ehren gehalten und nach dessen Wunsch die Bilder dem Dante-Album einverleibt habe.

Zu dem Kreise „liebenswürdiger Männer", die der Prinz in seinem Hause um sich vereinigte, gehörte auch der ausgezeichnete Amerikanische Gelehrte und bekannte Verfasser der vortrefflichen „Geschichte der Spanischen Litteratur" George Ticknor[1]), der sich einige Zeit in Dresden aufhielt. Die Königlichen „Lebenserinnerungen" erzählen über denselben: „Im J. 1836 machte ich die interessante Bekanntschaft eines Amerikaners George Ticknor aus Boston, der sich als Schriftsteller bekannt gemacht, und besonders dadurch mit mir in nähere Berührung kam, daß er sich auch mit Dante beschäftigt hatte. Es war ein Mann von klaren unbefangenen Ansichten, der auch unsere Europäischen Verhältnisse nicht mit parteiischem Auge betrachtete. Dabei nach Art eines Amerikaners von konservativen Grundsätzen. Einfach und manchmal formlos in seinem Benehmen (er kam z. B. im Ueberrocke zu mir herein), hatte er in seinem Wesen nichts von republikanischer Rücksichtslosigkeit. Ich sah ihn viel in Gesellschaft; auch war er Theilnehmer an meinem kleinen Herrenzirkel. Ich bin seitdem in Korrespondenz mit ihm geblieben: er schilderte mir dabei die politischen Zustände Amerikas, wogegen ich ihm über die Europäischen Zustände berichtete. Ich glaube, der Briefwechsel würde zusammengestellt kein ganz uninteressanter sein." Sicher würde es allerdings für das Publicum vom größten Werthe sein, den ziemlich umfänglichen Briefwechsel ungeschmälert kennen zu lernen, und mit Rücksicht darauf hat denn auch die Wittwe des am 26. Januar 1871 zu Boston verstorbenen Ticknor die Absicht gehabt, in dem von ihr über ihren Gatten veröffentlichten Werke[2]) die sämmt-

[1]) S. v. Falkenstein's „Charakterbild des Königs Johann v. Sachsen" 1878. S. 48—60. Volksausgabe 1879. S. 41—51.

[2]) S. Petzholdt's „Philalethes König Johann v. Sachsen" 1879. S. 3—4.

[3]) S. daselbst S. 18—23 u. 26—28.

[1]) S. v. Falkenstein's „Charakterbild des Königs Johann v. Sachsen" 1878. S. 94—98. Volksausgabe 1879. S. 77—80.

[2]) Life, Letters, and Journals of George Ticknor. Vol. I—II. Boston, Osgood and Comp. 1876. gr. 8°. Mit 2 Portr. —

lichen Briefe desselben an den König und dessen Zuschriften an Ticknor mit abdrucken zu lassen; allein die von Seiten des Königs geäußerten Bedenken, daß es ihm — wenn er auch gegen die Veröffentlichung der von Ticknor an ihn gerichteten Schreiben nichts einzuwenden habe — doch noch nicht an der Zeit zu sein scheine, die von ihm selbst an Ticknor in vertraulicher Weise geschriebenen Briefe dem öffentlichen Urtheile Preis zu geben, haben den Abdruck des gesammten Briefwechsels verhindert. Von allen den Briefen Ticknor's an den König sind nicht mehr als acht und von denen des Königs sogar nur vier in das genannte Werk aufgenommen worden. Der späteren Zeit wird indessen von Amerika aus, wo sich die Originale der Schreiben des Königs und Abschriften der Ticknor'schen Briefe befinden, der gesammte Briefwechsel wol nicht vorenthalten bleiben.

Als des letzten unter Denen, die hier als Freunde und nähere Bekannte des Königs hervorgehoben zu werden verdienen, ist des Generals Wolf Dietrich Benno v. Witzleben, Königl. Generaladjutanten, Erwähnung zu thun. Derselbe war um seiner klassischen Bildung, sowie namentlich um seines höchst ehrenhaften und zuverlässigen Charakters willen dem König ein ebenso angenehmer, wie hochgeachteter und vertrauter Gesellschafter, der aber auch mit unverdrüchlicher Treue und großer Liebe dem König anhing, und sich überall da wahrhaft mitfreute, wo er seines innig verehrten Fürsten ehrenvoll gedacht sah. Von v. Witzleben's Hand findet sich unter den nachgelassenen Papieren des Königs folgendes Gedicht auf dessen Besuch des Aachener Münsters am 14. September 1864:

Im Kaiserdom zu Aachen, im hohen Münsterchor,
Da ragt auf sieben Stufen ein alter Stuhl hervor;
D'rauf ruht' zweihundert Jahre in düstrer Todtenpracht
Der große Frankenkaiser in stiller Grabesnacht.
Dann ward ans Licht getragen der alte Marmorthron,
Und manchen Kaiser schmückte auf ihm des Reiches Kron'.
Jetzt ist das Reich zerfallen, der Stuhl steht längst verwaist,
Doch lebt noch fort im Lande der Deutschen Kraft und Geist.
Da tritt zum alten Throne ein König weis' und gut,
In seinen Adern fließet der Hohenstaufen Blut;
Und wie vor tausend Jahren des Kaisers Heldenschwert
Der Sachsen Trotz gebrochen, zum Glauben sie bekehrt,
So hat, gerecht und weise, der Fürst, dem keiner gleicht,
Des Volkes Lieb' erkämpfet, den schönern Sieg erreicht.
Man bittet ihn zu ruhen auf Karl des Großen Thron;
Da weigert sich bescheiden Wettin's erhobner Sohn,
Und spricht in heil'gem Schauer: „Deß würdig bin ich nicht."
Des Hörers Herz erzittert, als so der Heerscher spricht.
Im Licht der Demuth strahlet des Königs Majestät;
Wer so sich selbst erniedrigt, wird glanzvoll einst erhöht.

J. Petzholdt.

Notizen in Ticknor's Tagebuche über den König s. im I. Bde. S. 462. 464. 466. 467—68. 468—69. 472. 475. 489; Briefe Ticknor's an den König s. im II. Bde. S. 189—90. 201—2. 222—29. 235—38. 266—68. 294—96. 478—81. 489—90; Briefe des Königs an Ticknor s. im II. Bde. S. 202—3. 233. 237—39. 490—91.

Die Nicolaikirche zu Dippoldiswalde.

Unter lebhaftester Theilnahme von nah und fern wurde am 16. d. M. die auf Kosten des ev. Landesconsistoriums und des Kirchenärars unter Leitung des Architekten Möckel vorläufig im Innern restaurirte Nicolaikirche zu Dippoldiswalde feierlichst wieder der Benutzung übergeben.

Die dem h. Nicolaus gewidmete Begräbnißkirche zu Dippoldiswalde bildet in der Entwickelung unserer vaterländischen mittelalterlichen Baukunst ein werthvolles Glied und dieser ihr Werth möge die nachfolgende kurze Besprechung des Bauwerkes rechtfertigen.

Ueber die Gründung des westlich vor der Stadt gelegenen Bauwerkes ist uns schriftlich Verbürgtes nicht überliefert, bis jetzt wenigstens nicht aufgefunden worden, die künstlerische Durchbildung desselben läßt indessen mit großer Sicherheit dessen Entstehungszeit erkennen.

Das in seiner ursprünglichen Form selten gut erhaltene Werk zeigt sich als eine einfache Pfeiler-Basilica-Anlage ohne Querschiff. Der fast quadratisch angelegte im Lichten 20 m breite, 21 m lange Schiffsbau zeigt ein 9,40 m breites und 13 m hohes Mittelschiff, welches sich durch 4 im Spitzbogen geschlossene Pfeilerarcaden nach den gleichlangen, aber nur 4 m breiten und 6 m hohen Seitenschiffen öffnet und von 8 im Lichtgaden angelegten, durchaus im Rundbogen geschlossenen Fenstern erleuchtet wird, während die inneren Laibungen der Rundbogenfenster der Seitenschiffe durch Spitzbögen geschlossen sind und das im Lichten durch einen Kleeblattbogen umrahmte nördliche Portal gleichfalls durch einen Spitzbogen überwölbt ist. Das Mittel- und die Seitenschiffe waren durch Holzdecken geschlossen, welche bei der Restaurirung erneuert wurden. Bemerkenswerth ist die Formirung der Arcadenpfeiler, welche sich an der Mittelschiffseite verkröpfen, um die gleichfalls verkröpften profillosen Arcadenbögen zu tragen, eine Anordnung, welche ähnlich im Chor des Magdeburger Doms auftritt; bemerkenswerth ferner ist die scharfe, sorgfältig durchgeführte gothisch gefühlte Profilirung der Fußgesimse und Capitelle nach dem Motive der attischen Base; die Profilirung der Capitelle wurde zugleich für das Façaden-Hauptgesims des Schiffsbaues benutzt.

Den nicht erhöhten, sich durch im stumpfen Spitzbogen geschlossenen Triumphbogen öffnenden, 8,50 m i. L. langen und breiten einspringenden Chorraum deckt ein stark überhöhtes geripptes Kreuzgewölbe, dessen Dienste mit edlen frühgothischen Blattwerk-Capitellen geziert sind. Die durch drei Stufen erhöhte Apsis ist, an den traditionell romanischen Halbkreisabschluß nur noch erinnernd, aus dem halben Zehneck unregelmäßig, innen und außen gebildet und zeigt, seltenerer Weise, noch den ursprünglichen steinernen Altartisch.

Das Aeußere des charakteristischen Baues wird nur durch Rundbogenfriese verschiedener Bildung und durch Ecklisenen belebt, welche, ähnlich am Domchore zu Nordhausen, jedoch der Apsis fehlen, deren Wirkung durch Consolen unter den Kleeblattbögen des Frieses wie durch Säulenanordnung bei den Fenstern erhöht wird.

Die gesammte constructive wie architektonische Durchbildung des Werkes zeigt gegenüber der Wechselburger Kirche und der goldenen Pforte zu Freiberg, welche bekanntlich dem letzten Drittheile des 12. Jahrhunderts angehören, unter Beibehaltung der überlieferten romanischen Grundformirung den mächtigen Verfall der romanischen und das bestimmte Auftreten der gothischen Construction und Ausstattungsformen. Als Entstehungszeit des Baues ergiebt sich hiernach mit Berücksichtigung der Oertlichkeit das letzte Drittheil des 13. Jahrhunderts, die Formen stimmen überein mit jenen, welche der romanische Thurmunterbau der Stadt- (Lorenz-) Kirche zu Dippoldiswalde zeigt, beide Werke dürften gleichzeitig, etwa um 1280, aufgeführt sein, in dieselbe Periode dürften auch die spätromanischen Reste zu verweisen sein, welche noch jetzt die Kirchen der Nachbardörfer Hockendorf und Ruppendorf zeigen, während die edlen Capitelle der Gewölbdienste der Nicolaikirche lebhaft an die Durchbildung der Frauenkirche auf dem Friedhofe zu Zittau erinnern.

Das Mittelschiff war früher reich mit Wandgemälden in 60 Feldern, zum Theil die Legende des h. Nicolaus darstellend, ausgestattet, welche beim Beginn der Vorarbeiten für die Restaurirung zu Tage traten; dieselben entstammten vermuthlich zum Theil dem 14. Jahrhundert, zum Theil wol mit Sicherheit dem Anfange des 16. Jahrhunderts; während erstere bei der Restaurirung nicht gerettet werden konnten, war es glücklicherweise möglich, die letzteren, obgleich durch die Spitzhacke behufs Andringung eines Stuckü-

Digitized by Google

zuges bedeutend entstellt, sichtbar zu lassen und durch einen Wachsüberzug zu sichern, desgleichen wurden zwei an der Innenseite der Nordmauer befindliche Wappenmalereien bewahrt, von denen die eine, ursprünglich zwei weiße Hirschstangen im grünen Felde zeigend, darauf hindeuten dürfte, daß sich die Kirche wie Stadt ehemals im Besitze der Burggrafen von Dohna befunden haben. Diese Vermuthung wird dadurch unterstützt, daß schon im Jahre 1288 an der Stadt- (Lorenz-) Kirche ein Pleban Niklas genannt wird, welcher zugleich Pleban in Dohna war. Die westliche Wand des Mittelschiffes zeigte vor der Restaurirung gleichfalls verschiedenen Zeiten angehörige Gemälde, unter ihnen war von kunstgeschichtlicher Bedeutung die sitzende Figur des segnenden Heilandes linker Hand vom Beschauer und rechts Reste eines durch eine spätere ähnliche Darstellung verdeckten Christophorus, beide Arbeiten trugen den Charakter vom Anfange des 14. Jahrhunderts. Im Mittelschiff unterhalb der Holzdecke befand sich ferner früher ein gemalter reicher Fries, aus Laubwerk, Maßwerk und rhythmischen linearen Ornamenten bestehend, welche der Restaurirung des Frieses wieder zu Grunde gelegt wurden.

Von der früheren Ausstattung der Kirche ist die in Holz geschnitzte polychrome Figur des h. Nicolaus erhalten, deren kunstvolle Behandlung bez. des Bischofsstabes und der Bischofsmütze sich jener des Altars der Kirche zu Flöha bei Chemnitz anschließt und auf die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts deutet. Sehr bemerkenswerth ist ferner das Flügel-Altarwerk theils in seinem Aufbau durch die Vermischung spätgothischer Formen mit jenen der Früh-Renaissance, theils durch sein geschnitztes Figurenwerk und seine Malereien. Dieses vermuthlich aus der Stadt- (Lorenz-) Kirche zu Dippoldiswalde übergeführte, aber verstümmelte Werk zeigt im unteren Theile geschnitzt die h. Anna selbdritt, während die inneren und äußeren Flügelseiten theils Scenen aus dem Leben des h. Joachim, theils die Figuren des leidenden Heilandes und der leidenden Maria nebst der des betenden Johannes Ev. zeigen. Der Adel und das Gefühlte der Zeichnung der Gewandung und in dem individuellen Ausdruck der Köpfe erhebt diese wol der Dürer'schen Schule angehörenden Gemälde weit über die meisten gleichzeitigen Werke gleicher Bestimmung. Das Werk ähnelt überraschend jenem in der Kirche zu Seifersdorf (östlich von Höckendorf) befindlichen, 1518 bezeichneten Altarwerk; es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß beide Werke von der Hand eines und desselben Künstlers geschaffen sind. Die Wirkung des Werks wird durch das im mittlen Theil später eingefügte nicht zugehörige Abendmahlsgemälde, eine kunstlose Arbeit des 17. Jahrhunderts, beeinträchtigt, desgleichen steht die im oberen Theile befindliche doppelköpfige Figur des sitzenden Gottvaters mit dem Altarwerk in keinem Zusammenhang, sie dürfte vielmehr von einem Cult-Traggeräth entnommen sein. Es sei hierbei noc bemerkt, daß das Museum des K. S. Alterthumsverein zu Dresden eine der Nicolaikirche entstammende beiderseitig bemalte, 2,60 m breite, 1,70 m hohe, für den Altardienst bestimmte Blende aus Leinwand bewahrt mit den in Oel gemalten Figuren der h. Anna selbdritt, der Maria mit dem Christkind, des Johannes Ev. und des h. Laurentius. Diese Arbeit zeigt dieselbe Künstlerhand wie die Werke der Nicolaikirche und der Kirche zu Seifersdorf, sowie ganz gleiche Ausstattungsweise; das Auftreten der Figur des h. Laurentius unterstützt die Vermuthung, daß auch diese Blende ursprünglich für die Stadt- (Lorenz-) Kirche geschaffen wurde.

Möge auch das Aeußere des sechshundertjährigen Gotteshauses bald einer sorgfältigen Ausbesserung unterzogen werden, denn die Nicolaikirche zu Dippoldiswalde ist wol das einzige Bauwerk gleichen Charakters, welches durch spätere bauliche Umänderungen nicht entstellt aus dem Ende des 13. Jahrhunderts unserem engeren Vaterlande erhalten ist; mit um so lebhafterem Danke ist die dem altehrwürdigen Bauwerke gewidmete Fürsorge zu begrüßen.

Leipziger Theater.

Wenn von den jetzigen Beherrschern des Repertoires die Rede ist, nachdem Roderich Benedix und Frau Birch-Pfeiffer durch den Tod abberufen worden sind und nur noch mit ihren oeuvres posthumes dem Repertoire allerdings wichtige Stützen bieten, so hört man L'Arronge, v. Moser, Rosen, Hugo Bürger und neuerdings auch v. Schönthan nennen. Das sind die Verfertiger der über alle Theater von den wetteifernden Directoren wie im Sturm gejagten Saisonstücke. Mögen diese Lustspiele gut oder schlecht sein: ihnen gegenüber gelten keine kritischen Bedenken; wenigstens werden sie nicht von den Directionen geltend gemacht. Eine sucht der andern mit der Aufführung dieser Stücke zuvorzukommen und dabei lassen sich die Bühnenleiter von den dramatischen Machthabern Bedingungen octroyiren, die sie anderen Autoren nie gewähren. Es ist der alte Spruch: Rien ne réussit que le succès. Die Theaterkritik macht ebenfalls ihre Complimente vor diesen Namen und hütet sich ängstlich vor dem crimen laesae majestatis: nur dauert bei manchen dieser Bühnendichter die Herrlichkeit nicht lange: von Paul Lindau ist es nachgerade schon sehr still geworden und er marschirte doch einige Zeit lang an der Spitze der „Männer des Erfolgs". Und so heißt es hier früher oder später: „Fallen seh' ich Zweig auf Zweig" und nicht einmal die abgewelkten Berühmtheiten finden alle einen Platz in dem Herbarium der Literaturgeschichte.

Anderen Autoren, welche gleichen Anspruch auf Erfolg haben, ja welche in demselben von Erfolg gekrönten Genre schöpferisch sind, gelingt es nicht, mit den Auserwählten der Directionen und des Publicums in Einem Athem genannt zu werden. Die vornehmeren Theaterdirectionen finden das Genre oder die Behandlungsweise für ihre Bühnen nicht ganz geeignet, etwas zu plebejisch spaßhaft oder mindestens nicht genug durch den Erfolg desinficirt. Es fehlt diesen Autoren irgend ein Theater ersten Ranges, welches den Muth hat, es mit ihnen zu versuchen, und wenn der Versuch gelang, da bleibt ja die Nachfolge niemals aus. Die Stücke von Moser und L'Arronge haben sich sogar das Wiener Burgtheater erobert, was man bei den früheren Traditionen dieser Bühne nicht für möglich gehalten hätte; nicht als ob jenen Stücken anerkennenswerthe Vorzüge fehlten, aber das Genre derselben erschien doch nur für Bühnen zweiten Ranges geeignet. Jetzt ist dieser Unterschied verwischt: die Lacherfolge, zugleich als Cassenerfolge bei den Bühnenleitern in besonderer Gunst stehend, sind auch bei allen Hoftheatern coursfähig geworden und diesen Lacherfolgen gegenüber streckt auch die Kritik der Hauptblätter der Residenzen, welche oft neue Dichterwerke von Bedeutung in der ungerechtesten Weise zerfleischt, mit einer seltenen Gutmüthigkeit die Waffen.

Zu den Autoren, die sich nicht solcher Gunst erfreuen, gehört Rudolf Kneisel, der seit einer Reihe von Jahren Stücke schreibt, welche die Runde über eine große Zahl von Theatern machen, Stücke, die oft mit dem besten Erfolge gegeben, die aber dennoch gerade von den Bühnen ersten Ranges stiefmütterlich behandelt worden. Daher gehört Rudolf Kneisel wol zu den bekannten Lustspieldichtern, keineswegs aber zu denen, vor welchen jeder Theaterdirector sogleich den Hut abzieht, zu deren Feier, wenn sie mit einem neuen Stück erscheinen, Hoch und Niedrig Spalier bildet, damit nichts den raschen Siegesmarsch auf den weltbedeutenden Brettern hindere. Sein bekanntestes Stück ist wol „Die Tochter Belials", ein Lustspiel, welches längere Zeit auf den mittleren deutschen Bühnen ein gerngesehenes Repertoirestück war. Jetzt

hat sein neuestes Lustspiel: „Die Kuckucks“ an unserer Bühne eine freundliche Aufnahme gefunden, wenn auch nicht in solcher Weise das Publicum elektrisirt, wie etwa „Reif-Reiflingen“ oder „Krieg im Frieden“. Es ist dies indeß leicht erklärlich. Rudolf Kneisel sucht immer einen Lustspielgedanken durchzuführen; er hat, wir möchten sagen, in seinen Stücken immer eine thematische Grundlage. Das macht dieselben werthvoller, wenn es ihm gelingt, in der dramatischen Ausarbeitung derselben einen künstlerischen Aufbau zu erzielen; aber es erschwert jedenfalls das dichterische Schaffen, kann ihm möglicherweise die für ein Lustspiel unerläßliche Leichtigkeit rauben und darf nicht auf unbedingte Anerkennung beim Publicum rechnen; denn es gehört Nachdenken dazu, um diesen Grundgedanken aus den bunten Vorgängen der Bühne und ihren verschlungenen Verwicklungen loszulösen, und gerade auf das Nachdenken pflegt das Publicum gern zu verzichten, wenn es heitern Bühnenwerken gegenüber sitzt! Wieviel leichter und bequemer hat es die Moser'sche Muse, welche, mit den Händen in den Hasentaschen, von einer lustigen Situation zur anderen schlendert, sich mit Grundgedanken nicht abplagt, sondern frisch drauflos erfindet, was ihr gerade durch den Kopf geht. Da folgt das Publicum in der allerbesten Laune; es weiß von vornherein, daß ihm nicht zugemuthet wird, sich den Kopf zu zerbrechen oder darauf zu vigiliren, ob irgend eine böswillige Intention hinter den harmlosen Verwicklungen lauert. Sein Amusement wird ihm baar ausgezahlt und es cassirt dasselbe prompt in der heitersten Laune ein.

In den „Kuckucks“ hat der Dichter allerdings, indem er das Reclamewesen satyrisch beleuchtet, einen Grundgedanken durchgeführt, oder es sind eigentlich zwei, was allerdings dem Stücke eine etwas schillernde Färbung giebt. Einmal, die Reclame ist ein Auswuchs der heutigen Zeit. Sie wirkt mit ihren Posaunenstößen aufs Kräftigste und verbreitet eine Schwindelatmosphäre um sich, in welcher unser Publicum zu athmen liebt. Nach dieser Seite ist sie ein verwerfliches Hilfsmittel; aber, und das ist der zweite Gedanke, der eigentliche Hauptgedanke des Stückes, sie ist auch unentbehrlich und auch das echte Talent kann nicht zur Geltung kommen ohne ihre Unterstützung. Damit verblaßt allerdings etwas die satyrische Beleuchtung; an ihre Stelle tritt ein Grundsatz praktischer Lebensklugheit, der mit dramatischen Bildern illustrirt wird. Gleichwol ist das Stück ein geistig gehaltvolles Lustspiel und ihm muß nach dieser Seite hin der Vorrang vor den Bühnenschwänken eingeräumt werden, die jetzt en vogue sind.

Eine Kuckucksuhr giebt eigentlich den Ton an, der das ganze Stück durchklingt: es ist dies ein ganz glückliches feenisches Motiv. Der Kuckuck ist der Vogel, der fortwährend seinen eigenen Namen ausruft und dadurch, trotz der anerkannten Schattenseiten seines Charakters, sich populär gemacht hat. Daran knüpft ein junger Publicist an, welcher einem armen Maler, der mit seinem Talent nicht durchgedrungen ist, zu Geltung und Ruhm verhelfen will und zwar auf dem Wege der Reclame. Eine Neigung, die er für die Tochter desselben empfindet, bestimmt seinen Entschluß, sich selbst für den Verfertiger jener Bilder auszugeben, deren innerer Werth, wenn sie nur in das rechte Licht gestellt werden, ihnen Anerkennung verschaffen muß. Der alte Maler mit seiner künstlerischen Derbheit und Offenheit wäre nie in der Lage gewesen, sich das nöthige Relief zu geben: er räumt also dem Bundesgenossen das Feld auf zwei Jahre. Und dieser löst seine Aufgabe, ihn berühmt zu machen, in einer erfolgreichen Weise: doch der Alte kann's nicht ertragen, fortwährend als eine gleichgiltige Person, als ein alter nebenherlaufender Onkel betrachtet zu werden; der, wenn auch in seinem eigenen Interesse ihm gestohlene Ruhm nagt ihm am Herzen; er führt in solcher Weise eine Katastrophe herbei, die sich an die Ausstellung eines seiner Bilder im Salon des Präsidenten knüpft. Eine andere Intrigue spielt mitherein. Der junge Freund, der es für ein wirksames Mittel der Reclame hält, vornehmen Damen den Hof zu machen, geräth dadurch in Conflict mit einem Grafen, der in ihm einen Nebenbuhler sieht. In diesem dramatischen Höhenpunkte des Stückes laufen mehrere Fäden zusammen, die wir hier nicht alle einzeln auseinandernehmen wollen: einige Zufälligkeiten, deren Wahrscheinlichkeit man nicht so genau auf die Wagschale legen darf, spielen dabei eine Rolle. Im Grunde ist hier das Stück, soweit es die Durchführung des Hauptgedankens betrifft, zu Ende. Der letzte Act, in welchem die angeknüpfte Liebesintrigue zum Abschluß kommt, ist eigentlich ein Nachspiel; aber ein heiteres und wirkungsvolles, das man sich gern gefallen läßt. Der Verfasser zeigt hier, wo es sich um eine leichte und einfache Lösung des Knotens handelt, seine Begabung für das Lustspiel im besten Lichte; denn es sind gemüthvolle und frappante Züge, mit denen er seinem dramatischen Gemälde den letzten Strich gab. Der Dialog ist durchaus nicht blos ein Kleingewehrfeuer sprühender Einfälle, es werden auch einige Batterien mit gewichtigen Geistesgeschützen aufgepflanzt. Die Kalauer, die in unsern neuen Lustspielen sich meistens in so dichten Schwärmen einfinden, wie Kohlweißlinge auf einem Kleefelde, sind hier fast ganz ausgeschlossen; wol aber finden wir manche geistreiche Bemerkung, manche satyrische Arabeske besonders in Bezug auf den Grundgedanken. Ebenso fehlt in diesem Stücke der äußere Schematismus, der sich bisweilen in Kneisel's Stücken findet: die Komik, die darin besteht, daß eine und dieselbe Situation sich bei einem Kleeblatt von Familienmitgliedern wiederholt. Wir meinen, daß Kneisel's Talent mehr Anerkennung verdient, als es bisher gefunden hat; nach unserer Ansicht sind die „Kuckucks“ dem Schönthan'schen „Schwabenstreich“, den jetzt alle Bühnen mit einer sich überstürzenden Hast „begehen“, vorzuziehen.

Gespielt wurde das Stück mit einer Flottheit und Frische, die wir fast allen Aufführungen neuer deutscher Lustspiele bei unserer Bühne nachrühmen müssen, während die Darstellung der neufranzösischen und auch der Lessing'schen Dramen noch Manches zu wünschen übrig läßt. Hr. Schönfeld ist ein lebendiger und munterer Darsteller, der das Publicum in guter Laune zu halten weiß. So gelang es ihm auch, den gewandten Arnold Scudo, den Entrepreneur des Malers Friedrich Martin, dem Publicum in recht glaubwürdiger Gestalt vorzuführen, und zwar schon gleich im ersten Act, wo er den Kuckucksruf der Reclame ertönen läßt gegenüber dem borrirten Kunstfreund Puckermann, und dadurch, daß er sich als berühmten Künstler selbst ausposaunt und demgemäß seine Preise stellt, die Bewunderung dieses von Hrn. Müller mit gediegener Thorheit und Unbildung ausgestatteten Herrn Puckermann gewinnt. Auch in den späteren Acten verleugnete dieser Scudo nicht sein glückliches Temperament und seine Unerschrockenheit und Geistesgegenwart in bedenklichen Lebenslagen. Der alte Maler Friedrich Martin ist eine Rolle, zu deren Durchführung die gewöhnliche Bühnenroutine nicht ausreicht: es gehört Humor dazu; denn dieser etwas barsche Künstler muß ein warmes Herz zeigen, wo es am Platze ist und seine ganze Welt- und Lebensanschauung muß einen Anflug jener Genialität haben, welche Ausnahmenaturen eigen ist. Gerade diese Seite des Charakters fanden wir in der Darstellung des Hrn. Grube ausgeprägt, der die Scene im Salon des Präsidenten, bei der Enthüllung des ersten Bildes seiner Iphigenie, ebenso zur Geltung brachte, wie die mit einem gewissen wehmüthigen Humor beleuchteten Auftritte des letzten Actes mit seiner Tochter. Die Tochter Käthchen selbst wurde von Frl. Flössel mit allerliebster Munterkeit gegeben; diese Darstellerin trifft einen oft derben Humor eben so glücklich, wie sie auch gelegentlich eine feinere Naivetät und auch warme Gefühlsmomente gut zum Ausdruck zu bringen weiß. Alle anderen Charaktere des Stückes haben nur eine episodische Bedeutung, so die ernsten Salonfiguren, von denen wir besonders

den Attaché Grafen v. Kolzoff des Hrn. Teucher hervorheben, und die komischen, in welchen uns der Rath Ellbogen des Hrn. Tietz besonders ergötzlich vorkam.

Eine andere ingénue unserer Bühne, die etwas mehr nach der sentimentalen Seite sich hinneigt, Frl. Petri, hatte neuerdings Gelegenheit, uns einen Paradepony vorzureiten, der in früherer Zeit oft genug aus dem Stalle hervorgeholt wurde: sie spielte die Rolle der „Anna-Liese" in dem gleichnamigen Stücke von Herrmann Hersch, das eine Zeit lang zu den beliebten Saisonstücken gehörte. Es hat jedenfalls zwei Vorzüge: die Handlung ist von einer durchsichtigen Einfachheit und die Acte sind von einer Kürze, welche schon aus äußern Rücksichten Regungen der Langeweile nicht aufkommen läßt; denn ehe man sich ihnen mit dem nöthigen Unbehagen hingeben könnte, fällt schon wieder der Vorhang. Noch etwas läßt sich dem Stücke nachrühmen: ein guter Schlußact, und das ist im Ganzen bei neuen Dramen eine Seltenheit. Freilich sind auch die vorausgehenden Acte nicht viel mehr als eine Anweisung auf diesen Schlußact; man muß die langweiligen Predigten des Apothekers, die langathmigen deutsch-französischen Reisebilder des prinzlichen Erziehers und die so unschlau wie möglich eingefädelte Intrigue des Hofmarschalls, sowie einige Weinerlichkeiten der guten Anna-Liese mit in den Kauf nehmen, ehe man sich an dem resoluten Ton, mit dem der junge Prinz seine Geliebte reclamirt und ihr die Mucken auszutreiben versucht, und an der soldatischen Frische des letzten Actes erquicken kann. In diesen flotten Scenen, welche durch die wackeren Grenadiere militärisch illustrirt werden, nehmen wir kaum an dem keinem Dramatiker unbekannten Universalmittel der gelegentlichen Standeserhöhung Anstoß, welches die Fürstin-Mutter sich in aller Eile von Wien verschrieben hat und welches sie mit großer Promptheit in Anwendung bringt, um ihr Gewissen zu beschwichtigen.

Wie die Anna-Liese des Frl. Petri in Regen und Sonnenschein sich tapfer hält und bei aller Frische ein recht feines Bürgermädchen war, so führte auch Hr. Purschian seinen Prinzen Leopold mit unerschrockener Tapferkeit und brüsker, doch nicht verletzender Energie durch. Offenbar traf Hr. Purschian hier den rechten Ton, den er als Prinz in „Emilia Galotti" verfehlte. Der radebrechende Marquis de Chalisac des Hrn. Vischer, der wenig geistvolle Hofmarschall des Hrn. Tietz, vor Allem die gut repräsentirende Fürstin-Mutter der Frau Senger waren geeignete Träger des Stückes. Der Apotheker Föhse erschien uns etwas zu predigerhaft. Einige Scenen und besonders der letzte Act fanden lebhaften Beifall.

Im Carolatheater hat die Operettengesellschaft des Hrn. Wegler eine Reihe, nur durch das Zwerggastspiel unterbrochener Aufführungen gegeben, darunter „die schöne Perserin" von Lecocq und Girofle-Girofla von demselben Componisten, der die keck erfundenen Handlungen seiner Librettoverfertiger mit keck hingeworfenen musikalischen Arabesken zu umgeben pflegt. Frau Wegler-Krause (Girofle-Girofla), Frl. Nitsch („schöne Perserin"), Frl. Bielska, von früher her wohlbekannt, der in Spiel und Gesang gewandte Operettentenor Hr. Wilhelmy und Hr. Pagay, der über einen trockenen, oft wirksamen Humor gebietet, sind die Hauptkräfte des Ensembles; die Stücke in der Regel fleißig einstudirt und gut ausgestattet. Chöre und Orchester gingen meistens gut zusammen in den Vorstellungen, die wir mit ansahen: die Operette, die sich ja seit längerer Zeit bei uns und in der Südvorstadt angesiedelt hat, verdient daher den Besuch der Freunde dieses theatralischen Genres.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

—ch. „Zufällige Herzenserleichterungen eines einsamen Kunst- und Literaturfreundes", herausgegeben von H. Steinhausen, neue Folge, so lautet der Titel eines Schriftchens, das 1883 bei Georg Böhme in Leipzig erschienen ist. Wer es kaufen und lesen will, der wird für die 1 ℳ 20 ₰, die es kostet, und für die kurze Zeit, die er auf die Lectüre der 88 Seiten verwenden muß, reichlich entschädigt werden.

Zunächst wird man an der Form seine Freude haben. Dieser originelle Stil! Stände nicht auf dem Titel groß gedruckt der Name des Autors, der hier mit dem Herausgeber identisch ist, und wäre nicht jede Zeile des Büchleins mit dem Geiste, dem Wissen und mit den lebendigsten Interessen der Gegenwart getränkt, man würde wähnen, Jean Paul zu lesen. Ja, diese Art, einen Schriftsteller nachzuahmen, ist originell. Das ist kein bloßes Copiren, eingegeben von dem kritiklosen Enthusiasmus eines noch im Aeußerlichen befangenen Schülers oder gar von der brutalen Sucht, das, was den Meisten als verehrungswürdig gilt, lächerlich zu machen, das ist ein feldstbewußtes, zielgewisses Handhaben der Waffe, die der erkalteten Hand eines andern entsunken ist. Der Autor will altväterisch bedächtig, kindlich, schwärmerisch erscheinen, um in dieser harmlosen Verkleidung um so gedeckter den Feind beschleichen und ihm seine satirischen Pfeile in den Leib schicken zu können. Er macht den Eindruck eines gescheidten Jungen, der seinen Geschwistern einmal tüchtig die Wahrheit sagen will und damit sie ihm nicht davon laufen und ihm bis zu Ende aufmerksam zuhören, Großvaters Sammetkäppchen aufsetzt und dessen hohe Bäffchen umbindet. Unter dem Gekicher der kleinen Zuhörerschaft beginnt er nun seine Predigt. Aber wie bald verstummt diese lärmende Heiterkeit, wie schlägt erst das Eine, dann das Andere die Blicke beschämt zu Boden! Und wie freudig klopft des Vaters Herz, der heimlich der Scene zusieht, wie stolz blickt er auf seinen Aeltesten und wie lächelt er über das frische Kindergesicht, das so schalkhaft und doch glühend vor Begeisterung aus der altväterischen Vermummung herausschaut.

Trefflich ist das Mittel, wie es der Zweck ist. Denn die Wahrheit will unser Autor seinen Zeitgenossen sagen, die Wahrheit in satirischer Form. Und welche Satire! Wie gesagt, in der harmlosesten Verkleidung — als ein schlichter Dorfbewohner giebt er sich, ein alter, pedantischer Herr, der vor den herrlichen Errungenschaften unserer üppigen neuesten Culturepoche den tiefsten Respect hegt — so nähert er sich voll Devotion einigen dieser erhabenen Dinge, betrachtet sie mit ehrerbietigem Staunen, streift dabei wie unversehens an sie an — und plumps! liegt die ganze Herrlichkeit im Staube.

Man muß das lesen, um es für möglich zu halten.

Wie vernichtend trifft z. B. die ganze moderne Berliner Monumentalbauerei das eine Wort, das er von der großen Freitreppe eines dieser Schaustücke sagt: er habe die Belehrung empfangen, „daß dergleichen Treppen bei uns nur zur Ansicht und Pracht da sind, sammt dem Hauptportal, zu dem sie hinanführen. Auch den Besuchern der Nationalgallerie ist ihre Ersteigung erspart, sie haben den Eingang bequemer unter der Treppe, zur ebenen Erde".

Und dann erfreue man sich in demselben Capitel, „in der Kunstanstellung" überschrieben, an dem Nasenstüber, den unser Satiriker im Vorübergehen dem großen Modeporträtisten Gustav Richter giebt, wodurch diese stolze Säule so ins Wanken geräth, daß die ganze Berliner Kunstkritikasterei sie nicht wird davor bewahren können, umzufallen und sie in ihrem Falle zu begraben; d. h. in den Augen derjenigen, die dieses vortreffliche Buch lesen werden.

Man möchte, um es zu empfehlen, es citiren von A bis Z. Welche blutige Kritik übt dieser naive Dorfbewohner in dem hochergötzlichen Capitel „Graupeliana" an unserm

lämmerlichen politischen Treiben. Wie zeigt er, nur mit ein paar Strichen, daß jeder unter dem Vorwande, das Ganze fördern zu wollen, nur seine eigenen, kleinen und kleinlichen Interessen im Auge hat. Wie beleuchtet er den Segen, den uns die gepriesene Erfindung Gutenberg's in ihrer allmäligen Entwickelung gebracht hat, indem durch sie die große Masse zum tonangebenden Richter in der Literatur geworden ist. Die Menschheit hat wol eine Reihe von Jahrtausenden gebraucht, um der Wohlthat der Buchdruckerkunst theilhaftig zu werden; aber es wird vielleicht mindestens eine eben so lange Frist vergehen, ehe alle die, welche lesen lernen, auch nur Nützliches und Schönes lesen und von ihrer Lectüre nicht ein gut Theil dümmer und schlechter werden, als sie von Natur sind.

Man erfährt nicht, ob unser Satiriker auch so pessimistisch für die Zukunft denkt. Jedenfalls hat er sich durch das Verkehrte, dessen Betrachtung ihm die satirische Geißel in die Hand gab, nicht den Humor und die Lust am Schreiben verderben lassen. Denn wir haben es hier durchaus nicht mit einer abstracten Kritik in Jean Paul'scher Mundart zu thun. Der Autor räsonnirt nicht nur, er schildert, und mit welcher Lebendigkeit, mit welcher Treue! Es ist, als blätterten wir in einem Bilderbüchlein mit erklärendem Texte. Das letzte Capitel z. B. „Ueber öffentliche Kunstpflege" ist förmlich ein kleines Idyll. Wir haben eben hier einen Dichter vor uns. In dieser Schlußbetrachtung zeigt unser Kritiker aber auch durch einige sehr beachtenswerthe Vorschläge, die Hebung der Kunst betreffend, daß er nicht nur niederreißen, sondern auch aufzubauen versteht. Wir dürfen also wohl annehmen, daß auch unser Satiriker den Glauben hegt, den eigentlich jeder hegen müßte, der es unternimmt, seine Mitmenschen zu tadeln — den Glauben: wo die Erkenntniß des Fehlers sich einstellt, da ist auch eine Besserung zu erwarten. — Nun, er für sein Theil hat redlich dazu beigetragen, diese Erkenntniß zu fördern.

— Griechische Dichterinnen. Ein Beitrag zur Geschichte der Frauenliteratur von Jos. Cal. Poestion. Zweite Auflage. Wien, A. Hartleben's Verlag. — In eleganter Ausstattung präsentirt sich uns hier zum Preise von 4 *M.* ein 15 Bogen starkes Buch, das unserer Frauenwelt ebenso reiche Belehrung wie Unterhaltung bietet. Poestion hat die besten Quellen benutzt, und diese hat er in so geistvoller Weise sich zu Nutze zu machen und zu ergänzen verstanden, daß wir in vorstehendem Buche ein werthvolles Stück Cultur- und Literaturleben erhalten. Er theilt die Schaar der Dichterinnen im Großen und Ganzen, der Einheitlichkeit halber, nach den Volksstämmen in äolische, dorische und ionische ein, bei der Kategorie der beiden ersten wiederum je drei Unterabtheilungen bildend. Außerdem stellt er die vorhomerischen Dichterinnen an den Anfang des Buches, die unbekannten und die Vertreterinnen der Skandalliteratur, damit sie angeblich leichter überschlagen werden, ans Ende, wo man sie freilich ebenso leicht finden wird als sonst. Das Buch ist besonders, wie wir schon angedeutet, jedoch nicht ausschließlich für die Frauenwelt bestimmt; es kann indeß auch anderen Kreisen aufrichtig empfohlen werden. Namentlich das Lebensbild der Sappho, das einen ganz beträchtlichen Raum in dem Rahmen dieses Werkes einnimmt, ist mit großem Verständniß und ebenso großer Pietät entworfen. Die Gedichtbruchstückchen der Sappho (wie auch Proben der Dichtungen ihrer Colleginnen) hat Poestion in einem schönen, zusammengehörigen Kranze vereinigt, bei welchem Meisterstück allerdings so Manches auf Rechnung der Phantasie des Zusammenstellers kommt. Es hat eben sein Mißliches, aus oft einem einzelnen Vers, der noch dazu mehr aus sprachlichen, denn aus ästhetischen Rücksichten uns erhalten geblieben ist, auf den Inhalt des ganzen verloren gegangenen Gedichtes oder auch nur auf die Stimmung der betreffenden Dichterin schließen zu wollen. Das Fragmentarische der überlieferten Gedichte verschuldet es denn auch weiterhin, daß selbst ein so kühnes Combinirtalent wie das Poestion's mit dem Charakter einer Reihe dieser Dichterinnen nicht recht weiß, was er anfangen soll. Das Menschenmögliche aber hat er in lobenswerther Weise erreicht und auf diese Weise ein gutes, lesenswerthes Buch geschaffen, das überall Freunde finden wird.

Karl Siegen.

— (Noch einmal „Johann Faust".) Von einem unserer geschätzten Herren Mitarbeiter erhielten wir folgende Zuschrift: „Ueber das in Nr. 81 der „Wissenschaftlichen Beilage der L. Z." besprochene allegorische Drama Johann Faust von 1775 berichtete ich schon nach seiner ersten Ausgabe in Nr. 14 vom Jahre 1877. Es galt damals hauptsächlich die „Muthmaßung" zu widerlegen, daß es sich um die Auffindung des Lessing'schen Faust handle. Auch mir war jedoch damals entgangen, daß es sich gar nicht um ein obscures Werk eines unbekannten Autors handle. In der That ist dem aber so. Das sehr schwache Machwerk ist nämlich eine Dichtung (?) des 1746 zu Wien geborenen und daselbst 1810 als Official in der k. k. Cabinetskanzlei verstorbenen, sehr fruchtbaren Schriftstellers Paul Weidmann und wird auch bereits in Goedeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung Bd. II, S. 1070 unter Nr. 636/32 nach Titel und Jahreszahl speciell aufgeführt. Von demselben Autor rührt auch das noch in den 40er Jahren unter dem Titel: „Der reisende Student ꝛc." in Leipzig oft gegebene Singspiel: „Der Bettelstudent oder das Donnerwetter" her, in welchem namentlich Albert Lortzing in der Rolle des Studenten sehr beliebt war."

— Das soeben erschienene 3. Heft der Kürschner'schen „National-Literatur" (Stuttgart, Spemann), welches Schiller's „Räuber", herausgegeben von Dr. R. Boxberger, bietet, giebt über einige Fragen Aufschluß, welche, den Plan des ganzen Unternehmens betreffend, noch offen waren. Darnach werden Dichter und Schriftsteller vom Range Schiller's, Goethe's, Lessing's „natürlich complet und noch dazu in Ausgaben gebracht, die gerade, was Vollständigkeit anlangt, nichts zu wünschen übrig lassen sollen". Andere Dichter sollen nur prodeweise gegeben werden, denn, „sollte vollständige Aufnahme erfolgen, so könnte die Sammlung mit tausend Bänden noch nicht abgeschlossen sein". Endlich: „die althochdeutsche Literatur wird mit genauen Worterklärungen gegeben, so daß jeder Gebildete das Verständniß erlangt und unmittelbar in die Literatur selbst eingeführt wird." Heft 4 soll den Anfang von Wieland's „Oberon" bringen, edirt von Dr. Heinrich Pröhle.

J. R.

** Die Aufgabe, ein zweckmäßiges Lehrbuch über vaterländische Geschichte zum Gebrauche in Capitulantenschulen — worin vorschriftsgemäß allen Schülern der ersten Stufe gleichmäßig ein Ueberblick über die gesammte sächsische Geschichte zu geben ist — zu verfassen, hat eine entsprechende und ansprechende Lösung gefunden in dem Abrisse der Sächsischen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der einzelnen Königlich Sächsischen Truppentheile bis einschließlich des Feldzugs 1870/71 für den Unterricht bei den K. S. Truppentheilen bearbeitet von Baumgarten-Crusius, Sekonde-Lieutenant und Adjutant im 3. Infanterie-Regiment Nr. 102 (Zittau, 1882, Druck von Richard Menzel). Dasselbe bietet gleichzeitig einen Ueberblick über die Heldenthaten unserer sächsischen Truppen, der bei dem Unterrichte der Schüler der zweiten Stufe zu Grunde gelegt werden können wird, und giebt Aufschluß über die ruhmreiche Vergangenheit derjenigen Armee, welcher die zu Unterrichtenden anzugehören die Ehre haben. Wir sind überzeugt, daß das anspruchslose Schriftchen in den Kreisen, für welche dasselbe berechnet ist, gute Aufnahme finden werde.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 86. Donnerstag, den 26. October. 1882.

Inhalt: Reisebriefe von Dr. B. Peter. — In der Auction erstanden. — Bücherbesprechungen (Herm. Freiherr v. Rotenhan, von F. J. Frommann. „Der Einjährig-Freiwillige, der Reserve- und Landwehr-Officier", von J. Schmidt).

Reisebriefe von Dr. B. Peter.

An Bord der „Petropolis",
1882, Sept. 26.

Diesmal erhalten Sie von mir die Nachricht vom Auftreten eines neuen großen Cometen unter Umständen, welche es mir wenig wahrscheinlich erscheinen lassen, daß dieselbe Ihren Lesern noch neu sein wird. Indessen will ich selbst auf diese Gefahr hin die erste sich uns bietende Gelegenheit benutzen, um Ihnen von unserer Expedition ein Lebenszeichen über St. Vincent zukommen zu lassen.

Als wir uns in den frühesten Morgenstunden des 23. Sept. auf der Höhe von Palma (Canarische Inseln) befanden und das in diesen Breiten äußerst intensiv auftretende Zodiakallicht bewunderten, machte uns Dr. Hartwig, der Führer unserer Expedition, auf einen lebhaft gelb gefärbten Lichtstreifen aufmerksam, der aus den am östlichen Horizonte lagernden Wolkenbänken heraustrat und sprach die Vermuthung aus, daß wir es hierbei möglichenfalls mit einem großen Cometen zu thun hätten. Schon nach kurzer Zeit erwies sich diese Vermuthung als richtig und trat in der That ein außerordentlich heller Comet mit scharfem Kerne und geradem nahezu von der Sonne abgewandten Schweife von mindestens 10^0 Länge aus den Wolken heraus. Trotz des schnell anbrechenden Tages gelang noch eine Messung der Position desselben mit den geringen Hilfsmitteln, über welche wir an Bord des Schiffes verfügen konnten. Messungen an den folgenden Tagen zeigten uns, daß dieser im Sternbild des Löwen aufgetretene Comet sich nach Norden bewegt und Ihnen wahrscheinlich noch als auffallende Erscheinung am Morgenhimmel sichtbar werden wird.

Unsere Fahrt ist bislang außerordentlich günstig von Statten gegangen und hat die Seekrankheit unter den Passagieren nur wenig Opfer gefordert. Im Spanischen Golf war die See allerdings bei leichten Regenschauern und in der Ferne auftretenden Gewittern zuweilen ziemlich stark bewegt und schlugen bei heftigem Rollen und Stampfen des Schiffes einzelne leichte Sturzwellen über das Deck. Die Hitze macht sich bereits jetzt recht lästig fühlbar und würde beim Stilliegen des Schiffes noch viel schwerer empfunden werden, eine leichte unsere Fahrt begünstigende Brise sorgt zur Zeit aber noch für eine erträgliche Temperatur. Die Umstände ermöglichen es uns, an manchem Tage sogar noch mehr als 270 Meilen zurückzulegen.

Bei der schnellen Fahrt des Dampfers bekommen wir allerdings vom Thierleben des Meeres nur wenig zu Gesicht, ganz leer gehen wir aber trotzdem nicht aus. Bald schwimmen, wie im Spanischen Golfe, einzelne Walfische in ziemlicher Nähe an uns vorbei, bald umspielen ganze Schaaren von Thümmlern unser Schiff, indem sie sich zeitweilig mehrere Meter weit aus den Wellen herausschnellen. Seit einigen Tagen zeigen sich auch in den Morgen- und Abendstunden zahlreiche fliegende Fische, die, durch das Schiff aufgescheucht oder von Delphinen verfolgt, oft mehrere Hunderte von Fußen weit sich über die Meeresoberfläche fortschnellen, indem sie sich beim Auftreffen auf neue Wellen stets wiederum einen Impuls ertheilen.

Von wunderbarem Blau ist die Farbe des atlantischen Oceans, an Intensität einem tiefen Indigoblau nichts nachgebend. Das Meerleuchten trat bereits im englischen Canal auf, allerdings bis jetzt nur im Kielwasser des Schiffes. Zuweilen tauchen wol 20 bis kopfgroße Klumpen aus der Tiefe des Meeres auf und schwimmen in intensiv blaugrünem Lichte leuchtend am Schiffe entlang.

Land haben wir seit unserer Ausfahrt von Hamburg, am 16. Sept., erst ein einziges Mal wieder in größerer Nähe gesehen, wenn man von der in den späten Abendstunden erfolgten Einfahrt in den englischen Canal absieht. Es war dies beim Passiren der Canarischen Inseln, wo wir der sich wol bis 7000′ hoch aus dem Meere erhebenden Insel Palma so nahe kamen, daß wir auf dem sich scharf vom Himmel abhebenden Rücken derselben ohne Mühe die einzelnen Bäume erkennen konnten. Teneriffa blieb uns leider vom Nebel verdeckt. Die französische und portugiesische Küste sahen wir nur zeitweilig als niedrige Streifen am fernen Horizonte; Spanien bekamen wir gar nicht zu Gesicht, da wir quer über den Meerbusen von Biscaya hinwegfuhren.

Während bis zur Höhe von Gibraltar die See durch zahlreiche Dampf- und Segelschiffe so belebt war, daß wir zeitweilig vierzig und mehr Schiffe zu gleicher Zeit sahen, ist die See jetzt wie verödet und vergehen oft Tage, ohne daß ein einziges Segel in Sicht kommt. Das Auftauchen eines neuen Segels am Horizonte ruft dann immer eine allgemeine Bewegung unter den Passagieren hervor.

Morgen in der Frühe denken wir St. Vincent, Cap Verdische Inseln, anzulaufen, um dort für die zweite Hälfte unserer Fahrt die Kohlenvorräthe wieder zu ergänzen. Von dort fahren wir dann direct nach Montevideo und Buenos Aires, da ein Anlaufen von Bahia oder Rio Janeiro uns des gelben Fiebers wegen in Montevideo längere Quarantäne zuziehen würde. Beide Orte werden wir aber ebenso wie Santos und Lissabon auf der Rückfahrt passiren.

Von Buenos Aires aus werden wir uns wahrscheinlich mit einem den Waaren- und Personenverkehr vermittelnden argentinischen Kriegsdampfer nach unserem eigentlichen Bestimmungsorte, Bahia Blanca an der Mündung des Rio Blanco, begeben. Von dort aus werden Sie weitere Nachricht von mir erhalten.

In der Auction erstanden.

Ein Beitrag zu den Kritiken über Heinrich Heine.

In einem jener mittelalterlichen Kaufmannshäuser in der Altstadt Hamburgs, welche sich durch ihre großen, raumverschwendenden Hausfluren mit breiten Treppen und hohen Geländen auszeichnen, wurde Auction abgehalten. Weiß der Himmel, wem die alten Uhren, Mobilien und sonstigen Hausstandssachen gehört haben mochten, auf welche von den zahlreich erschienenen Händlern geboten wurde, genug, ich stand daneben und schaute dem Treiben zu. Auf einer mächtigen Stellage lagerten u. A. große Stapel alter Bücher und Zeitungen, und es währte nicht lange, da kamen auch diese unter den Hammer des Auctionators. Zum Ansehen war keine Zeit. Die alten Scharteken waren mit Tauen zusammengebunden und vorher 50-Pfundweise in Cavelingen abgewogen. Es wurden die niedrigsten Preise bezahlt und die Händler rechneten lediglich darauf, die alten Bücher und Zeitungen an Käse- und Fettwaarenhändler wieder zu verkaufen.

Wer hätte sich enthalten können, einmal scherzweise mitzubieten?

Ich biete also mit, und eh' ich mich's versah, hatte ich für 1 Mark 40 Schillinge alte Hamburger Münze einen Büchercaveling in den Händen. Ich wollte schon unter Verlust des Bezahlten einem neben mir stehenden Israeliten das Erstandene abgeben. Da aber besann ich mich, erfaßte das Bündel und erwartete den nächsten Omnibus vor der Thür des Hauses, um mit demselben das Erworbene nach meiner Wohnung nehmen zu lassen. So geschah es auch, und nach einer halben Stunde saß ich schon daheim und durchblätterte die alten Hefte. Es waren meist vergilbte Zeitungen und Unterhaltungsblätter. Nur ein Band derselben konnte meine Aufmerksamkeit fesseln. Es war ein Jahrgang des „Hamburger Boten" vom Jahre 1838 mit dem Motto: „Wahrheit, Licht und Recht". — Hamburg, gedruckt, verlegt und herausgegeben von Johann Bernhard Appel.

Der Titel erinnerte mich an Matth. Claudius, der bekanntlich in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts den „Wandsbecker Boten" herausgab und dessen Lieder: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben", — „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher", — „Der Mond ist aufgegangen" — und „Die Reise Urian's um die Welt" seit Langem Eigenthum des Volks geworden sind. Und in der That, auch im „Hamburger Boten" findet man etwas von der gemüthlichen Biederkeit, Lauterkeit und dem Streben nach Hohem, Gutem und Schönem. Seine Mitarbeiter sind indeß nie so bekannt geworden, als der Herausgeber des „Wandsbecker Boten". Der Buchdrucker Appel selbst war ein fleißiger, strebsamer Mann, er dichtete und schrieb Artikel und unterzeichnete dieselben: „Der Bote". Seine Leser redete er mit „Du" an und seine Mitarbeiter waren Hoefft, H. Nay, J. M. Buthmann, W. Hocker und Andere. Es fehlt nicht an Satiren auf die damaligen Zustände in Hamburg, und die Schreibweise ist zuweilen sehr derb und sehr kernig. Fern von Pietisterei aber weht in den Blättern ein frischer Hauch von Gottesglauben, Deutschthum und hamburgischem Localpatriotismus. Doch genug davon.

Auf Seite 43 des obenbezeichneten Jahrgangs des „Hamburger Boten" fand ich eine Kritik über „Heinrich Heine". Es bezieht sich dieselbe auf den im Jahre 1837 erschienenen 3. Band des „Salon". Was darin über den damals von den Einen verhimmelten, von den Anderen zur Hölle verwünschten Satiriker und Lyriker gesagt wird, trifft beinahe ganz in das Schwarze. Es hat das Urtheil des „Hamburger Boten" nach Verlauf von 44 Jahren heute aber um deswillen neues und weiteres Interesse, weil die damaligen Zeitgenossen Heine nicht in der Weise kannten, wie wir ihn vollständig aus seinen nachgelassenen Werken und aus der „Strodtmannschen Sammelausgabe" kennen gelernt haben. Heine's Genius rückhaltlos zu schmälern, kann gern denen überlassen werden, welche den ganzen Menschen Heine nicht kennen gelernt. Wer aber weiß, daß H. Heine im Schooße der Mutter das verhätschelte „Muttersöhnchen" war, daß sein Vater, ein jüdischer Kaufmann, das Gemüth des Knaben weder kannte, noch seiner Erziehung in Düsseldorf die richtige Direction zu geben verstand, wer eingedenk ist, daß der poetisch beanlagte junge Heine den ihm widerwärtigen Kaufmannsberuf in Hamburg erlernen sollte und daselbst in die Lehre geschickt wurde, wer aus seinen Briefen und seinen Gedichten ersehen hat, daß er als frühreifer, 16jähriger Lehrling mit der Gluth eines 25jährigen Jünglings zu lieben verstand und von der von ihm geliebten Amalie Heine abgewiesen wurde, wer die tolle Eitelkeit und das jahrelange Verkanntsein des später von seiner Familie so gefürchteten „Harry" erkannt, wer da weiß, daß die Erziehung in der Hauptsache den Menschen macht, daß die verschmähte Liebe dämonische Leidenschaften und Begierden aufstachelt, der wird wohl eine Erklärung für den teuflischen Sarkasmus und für jenen Cynismus finden, der nirgends mehr als in Heine's Werken zu finden ist; aber nimmermehr wird man ihm die außerordentliche Gabe absprechen können, aus all' seinen Gedanken geistreiche Impromptus gestaltet zu haben. Nun, wir werden gleich sehen, wie in puncto des Heine'schen großen Talentes der „Hamburger Bote" dachte. Derselbe schrieb:

„Heine hat Talent, viel Talent, das ist gewiß. Seine Reisebilder und manches liebliche, echtpoetische Gedicht geben davon hinlängliche Beweise. Aber es ist leider auch ebenso gewiß, daß Heine dies, sein schönes Talent, auf eine recht betrübende Weise mißbraucht." — Zum Beweise dafür, daß Heine dies gethan, führt der „Bote" die folgende Stelle auf Seite 238 des „Salon" an, wo der Dichter schreibt: „Ich habe darüber nachgedacht, ob Entbehrung und Entsagung wirklich allen Genüssen dieser Erde vorzuziehen seien, und ob diejenigen, die hinieden sich mit Disteln begnügt haben, dort oben desto reichlicher mit Ananassen gespeist werden? Nein, wer Disteln gegessen, war ein Esel, und wer die Prügel bekommen, der behält sie."

Was heißt das nun wol, sagt der „Bote" hierzu, eigentlich Anders, als: „Allons enfants, aux armes! Ihr seid Esel, wenn Ihr Euch mit Wenigem begnügt. Nach dem Tode ist doch Alles aus. Nur, was Ihr genossen, das habt Ihr gehabt. Also frisch d'rauf los! Freiheit und Gleichheit! Wir sind Alle Brüderl, d. h. wohlverstanden, wir, die wir Nichts haben." Nun aber frage ich Heine, ob das die Mittel sind, durch die man die Leute besser und glücklicher macht? Ob aus seinem Nachdenken über der Menschheit Wohl nichts Anderes resultirte, als diese Ansicht, die wahrlich nicht beglücken, wol aber, so von ihm ausgesprochen, viel Unheil stiften kann?

Nachdem der „Bote" in dieser Weise den Mißbrauch getadelt, den Heine mit seinem Talent verübt, wird weiter gesagt: „Ich muß zur Ehre Heine's annehmen, daß er nicht an Unsterblichkeit und an Vergeltung jenseits glaubt. Denn glaubt er wirklich daran und sucht doch dem Unglücklichen hinieden diesen schöneren, ihn in seinen Kümmernissen so oft tröstenden Glauben zu nehmen, so steht Heine in stannenerregender Charakterlosigkeit, — um mich keines härteren Ausdrucks zu bedienen, — vor uns."

Es trifft dieses Urtheil des „Boten" ganz mit demjenigen zusammen, welches einst Emil Rittershaus in einem Vortrage über H. Heine in Lübeck aussprach, und dennoch war hierbei der Zusammenhang ein wesentlich anderer, da der Vortragende auseinandersetzte, wie Heine selbst einst gesagt, daß er seine Handlungen immer nach seinem Budget einrichte und daß infolge dieser Anschauung bei ihm die Charakterlosigkeit Platz greifen mußte. Denn er verurtheilte die Monarchie ebenso, wie die Republik, und dennoch

huldigte er dem Decembermanne und bezog aus seiner Hand eine Rente. Er despöttelte die Religion, so lange er gesund war, und als er kränkelte, wurde er religiös.

Doch hören wir weiter das Urtheil des „Boten": „Es ist gewiß ein Wort zu seiner Zeit, wenn man auf die Gefährlichkeit der Schriften von solchen geistvollen Individuen aufmerksam macht, die, anstatt ihr ganz unbestreitbares Talent zum Wohle der Menschheit anzuwenden, dasselbe mißbrauchen, um der eigenen Eitelkeit zu fröhnen, um durch Witz zu glänzen und zu prunken, unbekümmert, ob dadurch Glück oder Unglück gesäet wird, die lieber zur Verwirrung der Gemüther, zur Vermehrung der Unzufriedenheit beitragen, ehe sie einen pikanten Witz unterdrücken, die sich nicht scheuen, das Heiligste zu verhöhnen, wenn es nur in den Augen der Welt auf eine geistreiche Weise geschieht. Zu solchen Menschen muß, meiner Ansicht nach, auch Heine gezählt werden. Seine Anzapfungen des Christenthums beurkunden es hinlänglich, daß ihm Witz über Wahrheit geht, denn er hat Geist genug, als daß er, wenn er sich nur die Mühe nehmen wollte, das reine Christenthum näher kennen zu lernen, nicht von so hoher Achtung von demselben durchdrungen sein müßte, um jene Spötteleien als dem ernsten Gegenstande ganz unangemessen zu finden."

Man sieht: Heinrich Heine war ganz erkannt von dem Kritiker des „Boten". Seine Eitelkeit sowol, als die Art und Weise, wie er seine geistreichen Witze sprudeln ließ, ohne sich dabei die geringsten Zügel anzulegen. Und doch hebt der „Bote" immer wieder hervor, daß er allen Respect vor den Fähigkeiten Heine's habe. Nur, daß er seine herrlichen Gaben mißbraucht, das ist es, was ihn veranlaßt, förmlich in ihn hineinzureden, wie Unrecht er thut. Auf Seite 52 sagt der „Bote" weiter: Oder sollte Heine wirklich nicht wissen, daß der Schmerz, die Wirklichkeit mit den bessern, idealen, inneren Ueberzeugungen so oft in Disharmonie zu sehen, ein solcher ist, der alle denkenden und edlen Geister der Nation durchzuckt, wenn er auch nur selten, wie etwa in Goethe's Faust, sich ausspricht? — Sollte er bei seinem Talent nicht einsehen können, daß es, um Harmonie in dem, was ist, was sein sollte und sein könnte, zu bringen, ganz etwas Anderes bedarf, als blendende Witzfunken leuchten zu lassen und alles Heilige frivol anzutasten?

Aber in seinem Schmerze ist nur ein kleiner Theil von demjenigen Weh, das die Weltgeschichte durchzieht, wol aber ein großer von gekränkter Eitelkeit, und von einer sich es nicht gern selbst gestehen wollenden Reue über den Mißbrauch geistiger und physischer Kräfte erkennbar.

Will man die Menschen besser und glücklicher machen, so muß man vor allen Dingen ein warmes Herz haben. Ein solches beurkundet sich aber nicht in dem Hinwegspötteln von Dingen, die den Menschen heilig bleiben müssen, wie z. B. die Unsterblichkeit, die Vorsehung u. s. w. Wenn Heine, anstatt darüber zu witzeln, den Schutt der Vorurtheile hätte hinwegräumen helfen, so würde er sich den Dank jedes Patrioten verdient haben, so aber kann man nur den Mißbrauch bedauern, den er von seinen Talenten macht.

„Möchte Heine doch endlich zu der Erkenntniß kommen, daß es nichts Gefährlicheres giebt, als den Mißbrauch ausgezeichneter Geistesgaben, daß dadurch namenloses Unheil angerichtet werden kann. Möchte er doch endlich Herr seiner Eitelkeit werden und mehr nach dem Wahren und Beglücken, als nach glänzendem Witz, streben, er würde dadurch in der Achtung der Besseren unendlich mehr gewinnen, als er andrerseits bei den, nur sein Talent, aber nicht den Gebrauch desselben beachtenden Lobhudlern möglicher Weise verlieren kann. Es giebt nur einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen, und erst, wenn dieser überall darniederliegt, wird allgemeines Glück auf Erden zurückkehren. Dieser Feind aber ist die fluchwürdige Tochter der Selbstsucht, die Lüge. Nur dann, wenn die aus der Liebe geborene, ewige Wahrheit allenthalben herrschend geworden, nur dann erst ist die Menschheit von allem Uebel erlöset. Zu diesem endlichen Siege nach besten Kräften mit hinzuwirken, bleibt die Aufgabe jeglichen Talentes. Aber dazu reicht Witz allein nicht hin. Um das Höchste zu erlangen, wird das Höchste gefordert, die sich selbst zum Opfer bringende Liebe." — — — — — — — — — — — — —*)

Wir können hier abbrechen, in dem Gedanken, daß der „Cultus des Genius" von dem „Hamburger Boten" nicht acceptirt worden ist und daß das, was ich in der Auction erstanden, wol nicht so ganz werthlos für unsere Zeit sein wird.

—tt—

*) Wenn man sich mit dem Verfasser dieser Kritik berufen fühlt, ein moralisches Urtheil über Heine zu fällen, so läßt sich gegen dieses kaum etwas einwenden. Betont muß aber auch hier werden, daß ein Poet in erster Linie vom ästhetischen Standpunkte aus zu beurtheilen ist. „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn." D. R.

Bücherbesprechungen.

— Hermann Freiherr v. Rotenhan, ein Lebensbild 1800—1858 von F. J. Frommann. Jena 1882, Fr. Frommann. — Die Frommann'sche Verlagshandlung in Jena legt dem Publicum aus der Feder F. J. Frommann's das Lebensbild eines Mannes vor, der in der deutschen Geschichte von 1815 bis zu den letzten Jahrzehnten hinan zwar keine unbedingt hervorragende und maßgebende, aber doch eine ehrenvolle Rolle gespielt hat und ein kerniger Charakter, ein tüchtiger Mensch und ein guter Patriot gewesen ist. Hermann v. Rotenhan (geb. 1800, 19. März) entstammte einem alten reichsfreiherrlichen Geschlechte Frankens, dessen Stammbaum sich bis ins Jahr 1190 hinauf verfolgen läßt, welches Geschlecht bis zum Reichsdeputationshauptschlusse vom Jahre 1802 seine Reichsunmittelbarkeit behielt, dann aber an Bayern fiel: Rentweinsdorf, der eine Stammsitz der Familie, der Geburtsort Hermann's, liegt im Baunachthal, nördlich von Bamberg, südwärts von Coburg, in der Nähe des Städtchens Ebern, woselbst Fr. Rückert seine Jugendzeit verlebt hat. Frommann ist durch 44 Jahre in ungetrübter Freundschaft mit Rotenhan verbunden gewesen; er besaß daher ein Recht, die Biographie seines trefflichen Freundes zu schreiben. Bekannt wurden beide zuerst als Knaben auf dem Gymnasium zu Gotha, 1814, nachdem Hermann seine Kinder- und ersten Knabenjahre unter der Aufsicht eines Hofmeisters auf dem elterlichen Gute zugebracht hatte. Gleiche Bestrebungen befestigten die Bekanntschaft zwischen dem jungen Buchhändler Frommann und dem angehenden Juristen Rotenhan mehr und mehr: in Berlin machten sie die neuaufgekommenen turnerischen Bestrebungen mit, ohne in deren Einseitigkeiten zu verfallen: die Gründung der Burschenschaften zog den Studenten von Erlangen, Berlin und Würzburg ebenso in deren Kreise, wie sie es bei Frommann in Jena gethan hatte. 1822 endete Hermann's Studienzeit: eine Alpenreise im folgenden Jahre vereinigte die eine Zeit lang getrennten Freunde wieder und stärkte Rotenhan physisch und geistig für seinen Eintritt ins Leben. Eigentlich sollte er den Staatsdienst in München antreten; aber die Kränklichkeit und der 1826 erfolgende Tod des Vaters wiesen dem Jüngling eine andere Thätigkeit an: die des Verwalters seiner väterlichen Güter in Franken. Schon 1823 war Hermann nach Rentweinsdorf zurückgekehrt. Nach einer französischen Reise fand 1829 seine Heirath mit der Tochter des Landmarschalls v. Riedesel auf Neuenhof statt. Jetzt traten politische Aufgaben an Rotenhan heran. Für die zweite Kammer des bayerischen Landtages ward er im Main-Kreise zum Vertreter seiner Standesgenossen gewählt und dieser großen Thätigkeit blieb er bis zum Ende der vierziger

Digitized by Google

Jahre getreu, als den Abgeordneten für einen Kreis Bayerns der Abgeordnete für einen Bruchtheil Deutschlands in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. ablöste. Zeitweilig fungirte Rotenhan auch als Präsident und trotzdem er dem Ministerium Abel und Lola Montez gegenüber die Führung der liberalen Opposition übernommen hatte, genoß er das Vertrauen König Ludwig's I. in hohem Maße, der ihn mehrfach durch Handschreiben und auf andere Weise ehrte. Ueber seine politischen Ansichten mögen zwei Briefstellen sprechen. 1832 schrieb Rotenhan: „Mein Blick in die Zukunft unseres Vaterlandes hat sich mit dem Beginn dieses Landtages sehr getrübt, der Glaube an eine ruhige Entwickelung unserer Institutionen ist beinahe ganz verschwunden und ich sehe einer grausenhaften Explosion entgegen, wenn nicht gewaltsam etwas dazwischen tritt, was jetzt vielleicht niemand ahndet. Aber was möchte, was könnte das sein, das nicht wieder eine Unterdrückung der bestehenden Freiheiten und Rechtsverhältnisse enthielte, mithin ebensa wenig eine erfreuliche Erscheinung sein könnte. — — Der Landtag hat zwischen Volk und Fürsten eine Kluft eröffnet; stiegen Engel herab und ergriffen die Portefeuilles, sie würden den Anforderungen nicht entsprechen können, die an sie gemacht werden" (S. 49 f.). Und 1846: „Man erwartet von einer Seite, daß ich mich an die Spitze der Opposition stellen werde. Ich glaube, daß die Opposition schon an sich so heftig werden wird, daß es eher einer Ermäßigung, als einer Anregung bedürfen wird. Seit einem Jahre hat sich in Deutschland Alles verändert, zu einer so mächtigen Bewegung, so rücksichtslosen Aufregung hinbewegt, daß Bayern nicht ohne Ansteckung bleiben wird. Auf der einen Seite das wohlbegründete Bedürfniß zur kräftigen Opposition in Bezug auf die Verhältnisse im Innern, auf der anderen Seite das ebenso große, vielleicht überwiegende, Bedürfniß der Mäßigung gegenüber den Zuständen Deutschlands im Allgemeinen. Der Kopf wird einem wirr . . . ." (S. 65). Man sieht, ein hoher Drang nach Maß und Einsicht beherrschte die freiheitlichen Bestrebungen Rotenhan's. Dabei bewegte sich sein öffentliches Wirken nicht nur in den Gleisen des Redners und ev. Opponenten: den größeren Theil dieses politischen Wirkens füllte die stille Arbeit des Fachmanns aus, der beispielsweise bei einer Frage über die Mehrbewilligungen der Kammer, durch welche die Regierung zu Aenderungen gedrängt werden konnte, im Jahre 1843, einen Bericht an die Kammer aufzusetzen hatte, der 728 Druckseiten füllte (S. 61). Das Jahr 1849 sah Rotenhan in dem Frankfurter Parlament und zwar ebenfalls in keiner untergeordneten Rolle, indem er zwischen der äußersten Rechten und dem sog. Casino einen eigenen Club bildete, der 60 Mitglieder zählte und welchem Rotenhan als Präsident vorstand. Man kann nicht sagen, daß er der Bewegung, die das Frankfurter Parlament zeitigte, mit Leib und Seele angehörte; er willigte mehr ein, nach der Paulskirche zu gehen, um der äußersten Linken nicht ganz das Feld zu überlassen, also aus Pflichtgefühl: dennoch verkannte er die Wichtigkeit der Sache nicht und widmete ihr seine ganzen Kräfte; gehörte er doch zu den Sieben, welche dem Erzherzog Johann die Würde des Reichsverwesers überbrachten. Es waren aber gemischte Gefühle, die ihn in jenen Tagen beschlichen. Am 29. Juni schrieb er infolge des Gagern'schen Antrages, den Erzherzog Johann zum Reichsverweser zu wählen: „Das war ein erhebender Tag! Ich erinnere mich keines öffentlichen Momentes, der mich so ergeiffen hätte, als die heutige Sitzung der Nationalversammlung, wo die Vertreter des deutschen Gesammtvolkes in freier Aussprache jedes Einzelnen einen Reichsverweser gewählt haben — ein Act, ähnlich wie vor Jahrhunderten geschehen. Die Thränen rollten mir oft über die Wangen. Es waren aber gemischte Gefühle, Hochgefühl und doch wieder banges Sorgen, wie ohne Mitwirkung der Regierungen dieses provisorische Oberhaupt seine Aufgabe werde erfüllen können." (S. 71.) Das bange Sorgen sollte Recht behalten: das Parlament ging auseinander, ohne etwas Directes erreicht zu haben. Rotenhan schied von Frankfurt, wol ernst, aber nicht verzweifelt gestimmt: „Ich verzweifle nicht, weil ich einen festen Glauben an die durchbrechende Kraft unserer germanischen Nationalität habe, und einen noch festeren Glauben an das Regiment Gottes, das oft in der Weltgeschichte die trübsten und verworrensten Zeiten benutzt hat, um große Zwecke für künftige Zeiten und Geschlechter vorzubereiten." (S. 74.) Mit diesem Bekenntniß schied der Fünfzigjährige überhaupt von dem Felde öffentlicher Thätigkeit: in den bayerischen Landtag ward er nicht mehr gewählt. Er widmete sich ganz der Verwaltung seiner Güter, sowie seiner Häuslichkeit. Diese war eine sehr glückliche, was auch von seiner Ehe gesagt werden kann: eine Schaar trefflicher Kinder, auch Enkel verschönten seinen Lebensabend. Er starb am 11. Juli 1858. — Auf die Bedeutung Rotenhan's für die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts hat das Vorstehende aufmerksam gemacht; sicherlich ebenso hoch ist der Inhalt seines Lebens für den Leser der Frommann'schen Skizze in ethischer Beziehung. Es wirkt immer erhebend und für das eigne Individuum fruchtbar, wenn man ein tüchtiges Leben vor sich vorüberziehen sieht. Und ein solch tüchtiges Leben war das Rotenhan'sche: es kann in vieler Beziehung als Vorbild aufgestellt werden. Eine kernige, kräftige, deutsche Natur, fest im Charakter, in Liebe und Haß mächtig, von unwandelbarem Pflichtgefühl. Namentlich auf das letztere möge hingewiesen werden. Was für eine großartige Lebensphilosophie liegt nicht in folgender Briefstelle, die Rotenhan schrieb, als er 1828 vor der Möglichkeit stand, daß seine ihm später doch noch glücklich zu Theil gewordene geliebte Gemahlin ihm vielleicht nicht beschieden sein möchte. (S. 44.) „Ich überzeugte mich aus Deinem Briefe," schrieb er an Frommann, der damals in gleicher Angelegenheit wirklich entsagt hatte, „daß Du ganz Du selbst geblieben bist, des Zieles klar bewußt, dem unser freier, durch kein irdisch Band zu fesselnder Geist zuzustreben hat, das Schleiermacher in seinen Monologen so ergreifend bezeichnet, und auf das nichts, was von Außen kommen mag, einen innerlich erschütternden Einfluß haben kann, von dem Alles zurückgewiesen wird an seine Stelle. — — Auch ich hoffe und bin überzeugt, ich werde in meinem inneren Selbst ungedrückt und unverändert durch eine fehlgeschlagene Lebenshoffnung, wenn sie mir beschieden sein soll, hindurchgehen und fühle es jetzt schon deutlicher, daß diese Lebensperiode mich kräftiger und klarer gemacht hat. Wir sind nicht hier, um glücklich zu sein."

Julius Rissert.

⊙ Eine recht praktische, übersichtliche Zusammenstellung der zur Zeit in Geltung befindlichen Bestimmungen, welche auf den einjährig-freiwilligen Dienst Bezug haben, hat der Major a. D. J. Schmidt in seinem „Der Einjährig-Freiwillige, der Reserve- und Landwehr-Officier" betitelten, übeigens bereits in dritter Auflage vorliegenden Werkchen geliefert. (Bremen 1882, Verlag von G. A. v. Halem.) Dasselbe giebt über alle einschlagenden Verhältnisse des Einjährig-Freiwilligen von dessen Eintritt in das wehrpflichtige Alter bis zum Austritte aus allen Militärverhältnissen jede nur irgend wünschenswerthe Auskunft, beispielsweise über die Vorbedingungen zum Eintritt als „Einjähriger", über die Anmeldung, den Eintritt, das Dienstverhältniß in der Ersatzreserve, den Uebertritt in den Beurlaubtenstand, über die eventuellen Reclamationen und Zurückstellungen, Ein- oder Auswanderung u. s. w. Ebenso haben die Verhältnisse der Reserve-Officiere in dem Handbuche eingehende Berücksichtigung erfahren, deren Competenzen, die Bestimmungen über den dienstlichen Beschwerdeweg, welcher einzuschlagen ist, über die Ehrengerichte, über die Militär-Wittwen-Casse, an welcher die Officiere des Beurlaubtenstandes sich zu betheiligen zwar nicht verpflichtet, aber berechtigt sind u. s. w. Das übeigens mit einem alphabetischen Sachregister ausgestattete, über 100 Seiten umfassende Werkchen kostet 1 ℳ 50 ₰.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 87. Sonntag, den 29. October. 1882.

Inhalt: Das kaiserliche Berlin, von Fritz Wernick. I. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Musikbericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Bücherbesprechungen (Die epistolischen Pericopen, von Dr. Külz. Diaconissin Louise Rätze, von Annette Preußer. Reiseskizzen aus Indien, von Herrn und Frau Wereschagin).

Das kaiserliche Berlin.

Von Fritz Wernick.

I.

Die Reichshauptstadt, die jüngste unter den Weltstädten Europas, ist bis vor etwa einem Jahrzehnt kaum mehr gewesen als eine große Kleinstadt mit vielem Schönen, vielem Interessanten, aber mit keinem einzigen wirklich großartigen, imposanten, vornehmen Zuge in seiner Physiognomie. Auf dem von einzelnen Armen der Spree umschlungenen Inselboden in früher Zeit erbaut, waren die ältesten Schwesterstädte Cöln und Berlin enge, kleine Gemeinwesen, die erst später in eins zusammenflassen. Einige alte Kirchen, weniges Gemäuer nur giebt Kunde von dem ursprünglichen Kerne der heutigen Weltstadt. Ihr fehlt deshalb alles Altehrwürdige, Historische, das Rom in seinen antiken Bauten, Paris in den Thürmen, Burgen, Kirchen des frühen Mittelalters, London in seinem Tower, Wien in den Palästen der Feudalzeit und in seinem Stephansdome noch heute besitzen. Die Altstadt Berlin ist zwar heute ebenfalls längst zur „City" geworden, ohne indessen den historischen und archäologischen Reiz zu besitzen, mit dem jene historischen Bezirke anderer Hauptstädte uns fesseln.

Preußen hat in jedem der letzten drei Jahrhunderte einen großen Herrscher, einen Mann an der Spitze des Staats besessen, gewaltig im Kriege und im Rathe, gewürdigt in seiner ganzen Bedeutung nicht nur von seinem Volke, sondern von Freund und Feind in ganz Europa: der große Kurfürst, Friedrich der Große, Wilhelm. Die höhere Entwickelung, die größere Machtfülle von Staat und Reich haben dann auch jedesmal in dem Wachsen der Hauptstadt ihren Ausdruck gefunden. Was der große Kurfürst gesäet, ist erst seinem Nachfolger zu ernten beschieden worden. Er vertauschte den Kurhut mit der Königskrone, er hat den alten burgartigen Bau an der Spree zu einem mächtigen Königsschlosse, einem der imposantesten in Europa, erweitert, das Zeughaus, eine großartige Architektur, eines der schönsten Gebäude aus der Zeit der zum Barock übergehenden Spätrenaissance, errichtet. Berlin dehnte sich damals weit über sein bisheriges Weichbild aus, aber es versuchte kaum zu wetteifern mit dem Paris Ludwig's XIV., mit der prächtigen Kaiserstadt an der Donau, mit Dresden selbst, das unter prachtliebenden Königen sich mit herrlichen Palästen aller Art füllte. Dieser Zeit verdankt Berlin seine wichtigste und wesentlichste Erweiterung, diejenigen Bezirke, die noch heute das Leben der eigentlichen Hauptstadt füllt. Den räumlichen Zuschnitt hat der erste König seiner Residenz gegeben, indem er die weite Friedrichstadt anlegte, regelmäßig, ausgedehnt, von breiten Straßen durchzogen, die später zu Hauptadern des localen Verkehrs werden mußten. Die Friedrichstraße durchschnitt dieses neue Berlin von Norden nach Süden, eine halbe Meile lang; die Leipziger Straße und die Promenadenstraße „Unter den Linden", die zu den Thoren hinausführten, waren von Beginn an auf den lebhaftesten Verkehr berechnet. Dieser aber blieb aus. Um die große Ausdehnung der neuen Stadt schnell zu füllen, wurden meist niedrige, oft nur einstöckige Häuser gebaut, schmucklos, nüchtern, ärmlich, wie die Bauweise der Zeit und die geringe Wohlhabenheit der preußischen Hauptstadt es bedingten. Diesen Charakter nüchterner Aermlichkeit hat das architektonische Berlin bis weit in unser Jahrhundert hinein behalten, obgleich Friedrich der Große durch Niederlegung der alten Befestigungen die Stadt erweiterte, große Seidenfabriken, Kattundruckereien und andere Industrien anlegen ließ, den Thiergarten zu einem Kunstpark umschuf. Der Charakter Berlins entsprach dem seiner Bevölkerung. Denn nur von der Gesammtheit, ihren Luxusbedürfnissen, ihren künstlerischen Trieben, ihren geschäftlichen Nothwendigkeiten, kann eine dauernde Umgestaltung großer Gemeinwesen in ihrer äußeren Erscheinung ausgehen. Der Einzelne vermag da wenig. Berlin hat zwei große Künstler, einen Architekten, einen Bildhauer zu seinen Mitbürgern gezählt, zeigt heute noch mit berechtigtem Stolze deren Werke. Aber weder Schinkel's kühler, griechischer Classicismus, noch Rauch's gewaltige Schöpferkraft haben die äußere Physiognomie Berlins umzuwandeln vermocht. Die hellenischen Säulenhallen, Tempelfronten, Privatarchitekturen des ersteren, die Denkmäler des anderen verleihen der preußischen Hauptstadt zwar hohen Schmuck, aber sie veränderten den Charakter nicht, den die Umgestaltung unter den beiden Friedrich ihr gegeben.

Bis zum Jahre 1866 blieb Alles in Berlin kleinlich und dürftig trotz der wachsenden Größe der Stadt. Der Staat hatte für Ernsteres zu sorgen, besaß auch nicht die Mittel zu großartigen baulichen Neuschöpfungen oder irgend welchem Aufwand für die Kunst. Die städtische Verwaltung war eine engherzige, knauserige, ihr fehlten alle großen Gesichtspunkte, alles Verständniß für ihre Aufgabe. Jahrelang wurde die Verbreiterung einer Straße, der Abbruch eines Hauses, die Ausführung kleiner und kleinstädtischer Verbesserungen erwogen, nirgends über das Allernothwendigste hinausgegangen. Berlin besaß die schlechtesten Droschken, die unvollkommensten Omnibusverbindungen; für Erwerbung von Kunstwerken waren nirgends Mittel vorhanden zu der Zeit, da Ludwig I. München mit Kunstschätzen füllte, Dresden seiner kostbaren Gemäldesammlung in dem Zwinger-Neubau Semper's ein würdiges Local schuf. Und ebenso dürftig wie alles Andere war die materielle Lebensführung der Berliner. Denn damals noch trug Berlin vorwiegend den Charakter einer Beamtenstadt. Die Geheimräthe bestimmten wenigstens die gesellschaftliche Physiognomie. Viel Geist, scharfe Kritik, gute Formen ließen doch die Frugalität nicht übersehen, die in allen Berliner Salons herrschte. Dünner Thee mit noch dünneren Butterschnitten, Alles knapp, Alles vorher wohl be-

Digitized by Google

rechnet, die Zimmer dürftig möblirt, die Toiletten aus altem Staat immer aufs Neue aufgemuntert, wenig Materie, Alles Geist, das war der Inhalt der damaligen Berliner Geselligkeit. Selbst bei Hofe ging es einfach zu. Feste gab es wenige; als den früheren Redouten im Schauspielhause die öffentlichen Bälle in der Oper unter Friedrich Wilhelm IV. folgten, galt das für eine gewaltige Neuerung und diese Feste als ein bisher Unerhörtes an Glanz und Pracht.

Der Berliner selbst ist niemals verblendet gewesen über seine Heimath. Kein Fremder hat die übelriechenden Rinnsteine, die faulenden Wasser des Thiergartens, die landschaftlichen Reize des Kreuzberges ärger verspottet, als der Bürger der preußischen Hauptstadt. Kritik war allen öffentlichen Dingen gegenüber seine Hauptaufgabe; Gemeinsinn, warme Sympathien für die heimathliche Commune, Anerkennung des eigenen Besitzes fehlten damals gänzlich. Die Bildgruppen auf der Schloßbrücke, die Amazone von Kiß, die Rossebändiger vor dem Schlosse wurden bewitzelt und bekrittelt, zum Gegenstande scharfer Kalauer gemacht, und diese Kritik wirkte ansteckend auf die Fremden; Berlin ward dadurch selbst damals weit niedriger taxirt als es verdiente.

Die Anfänge des allgemeinen Umschwunges lassen sich vielleicht aus dem Jahre 1866 datiren, um doch einen bestimmten historischen Anhalt zu nehmen: seine merkbaren Wirkungen sehen wir erst in der ersten Hälfte der siebziger Jahre. Nicht die Erfolge der Kriege allein, nicht die Nothwendigkeit monumentaler Architekturen für Staat und Reich haben ihn einseitig veranlaßt. Vieles wirkte zusammen, um ihn so großartig und tiefgreifend zu gestalten. Gewaltige Fabrikunternehmungen füllten die Bezirke vor den Thoren, dehnten sich über alle Vororte aus. Gewerbe und Industrien entwickelten sich schnell und günstig. Banken, große Kaufleute, Unternehmungen aller Art hatten sich in Berlin niedergelassen, bestimmten sortan den gesellschaftlichen Charakter der bürgerlichen Kreise der Residenz. Längst war diese keine Stadt der Geheimräthe mehr, in der die Vertreter der Beamtenhierarchie den Ton und die materielle Lebensführung bestimmten. In der äußeren Erscheinung der Hauptstadt hatte diese Wandlung sich bis jetzt wenig bemerkbar gemacht; genügsam waren auch die Millionäre geblieben. Nun aber drängten Verlangen nach größerem Comfort, nach entsprechender gesellschaftlicher Repräsentation, nach Entfaltung eines würdigen Luxus mächtig vorwärts.

Berlin war eigentlich erst nach 1866 und 1870 zum wirklichen, lebendigen Mittelpunkte des staatlichen Gemeinwesens geworden. Der Cölner sprach zuvor immer noch vom „König von Preußen", die schlesische, die westphälische Aristokratie sah in Breslau, in Münster ihre socialen Vereinigungspunkte, residirte dort in eigenen Palästen. Nun wurde der große Grundbesitz zur Theilnahme an den parlamentarischen Arbeiten, durch Pflichten der Repräsentation bei Hofe auf längere Zeit nach Berlin gerufen. Die Herren vom hohen Adel, die Vertreter alter Geschlechter wollten dort nicht nur als Gäste, nicht in der Stellung fremder Besucher auftreten, sondern selbst ein Domicil besitzen. Sie erbauten sich moderne Schlösser, verlebten in ihnen den größten Theil der Saison, gaben Feste; unsere Grandseigneurs aus der Provinz wurden Bürger von Berlin.

Alle derartigen Einzelheiten hätten doch kaum hingereicht, die Physiognomie der Hauptstadt so gründlich zu verändern, eine so radicale Umgestaltung Berlins zu vollziehen. Dazu war der vollständige Umschwung in der städtischen Verwaltung erforderlich und von sehr wesentlicher Bedeutung. Eng, knauserig, nur den dringendsten Nothwendigkeiten nachgebend, war diese noch unter dem Oberbürgermeister Seidel geleitet worden und die städtischen Vertreter der Bürgerschaft waren mit derartigen Verwaltungsgrundsätzen einverstanden. Alles war kümmerlich, mesquin, philiströs, äußerste Sparsamkeit galt als oberste Regel. Schon mit Hobrecht änderte sich dies, aber erst unter v. Forckenbeck's Regiment sind die Principien thatsächlich zur Geltung gelangt, nach denen allein eine Weltstadt, die Hauptstadt eines mächtigen Reiches verwaltet werden darf. Der Haushalt eines Millionärs erfordert eben anderen Aufwand, bedingt andere Verpflichtungen als der eines armen Schusters. Das hat Forckenbeck, haben Magistrat und Stadtverordnete schnell erkannt. Viel war glücklicherweise nachzuholen. Alles aber, was entstand und geschah, trug fortan einen großen Zug. Was dann die äußere Erscheinung der Stadt beeinflußte, ihren Comfort, das Netz ihrer Verkehrsmittel, ihre sanitären Einrichtungen, ihren Luxus, das werden wir vielleicht später in dem Bilde des kaiserlichen Berlin als bestimmende Züge wiederfinden. Vieles, was dem Auge des Beschauers sich verbirgt, ist da aber vielleicht von noch größerer Wichtigkeit, charakteristischer für den neuen Geist, der in der Verwaltung herrscht. Stattlicher ausgestattete und vorzüglichere Schulen als Berlin besitzt wol keine Stadt der Welt; von den einfachen Volksschulen bis zu den Gymnasien können sie alle als Musteranstalten gelten, an deren würdiger und auskömmlicher Einrichtung nie etwas gespart wird. Ein großartig humaner Zug geht durch die gesammte hauptstädtische Armenverwaltung. Schwere Aufgaben, harte Pflichten dürfte das Armenwesen gerade den großen Communen, den Hauptstädten, auf, denen täglich eine Menge zweifelhafter Existenzen zuströmen. Die Berliner Armenpflege bewältigt diese Last, ohne hart und grausam, ohne verschwenderisch und leichtfertig zu sein. Die Einrichtungen für Waisen, Kranke und Obdachlose sind umfassend, moderne Schöpfungen im allerbesten Sinne des Worts. Die nur für städtische Geisteskranke von der Stadt kürzlich geschaffene Irrenanstalt in Dalldorf übertrifft nach Aussagen von Fachmännern selbst die gerühmtesten derartigen Institute in England. Der städtische Central-Viehhof, der bestimmt ist, das ganze Schlächtereiwesen der Weltstadt in sich aufzunehmen, gilt ebenfalls als ein Muster von Zweckmäßigkeit. Und so sehen wir alle das Wohl der Stadt fördernden Einrichtungen und Anlagen in den großartigsten Verhältnissen ausgeführt, mit den neuesten Leistungen der modernen Technik ausgestattet. Müssen wir uns da nicht freuen, daß die frühere Verwaltung der jetzigen so viel zu schaffen hinterlassen hat! Dabei wirthschaftet die Gemeinde durchaus nicht verschwenderisch; sie thut nur ihre Pflicht, trägt der Stellung Rechnung, die sie unter den bürgerlichen Gemeinwesen Europas einnimmt.

Endlich aber haben Staat und Reich Großes zur modernsten Entwickelung von Berlin beigetragen. Schon mit Gründung des norddeutschen Bundes, mehr aber noch nach 1871 wuchsen die stolzen Architekturen der Centralgewalt aus der Erde. Die Post, die Bank wurden Reichsinstitute und bedurften imposanter Räume. Ministerien und Verwaltungskörper verlangten nach auskömmlicher Unterkunft. Die ärmlichen, gänzlich schmucklosen Gebäude, die früher ähnlichen Zwecken gedient hatten, verschwanden, man fühlte auch hier die Verpflichtung zu würdigem Auftreten, zur Entfaltung einer gewissen architektonischen Pracht, die sonst dem strammen, knappen preußischen Wesen gänzlich fremd geblieben war. Am anspruchsvollsten war das Militärdepartement. Ihm dankt dafür das kaiserliche Berlin aber auch eine Anlage, wie sie keine Großstadt des Continents besitzt, die Stadtbahn, für deren Erbauung militärische Erwägungen vorwiegend entscheidend gewesen sind. Diese Eisenbahnlinie für Dampfbetrieb, welche die Reichshauptstadt durchschneidet und auch die Vororte sowie die nächste Umgebung mit dem Mittelpunkte derselben in directeste Verbindung bringt, muß zu einem Haupthebel für die Erweiterung Berlins zur ersten Weltstadt des Continents werden. Zwei Schranken, an denen die Ausbreitung jeder Ansiedelung schließlich ihre Grenze finden muß, diejenigen von Raum und Zeit, werden mit ihrer Hilfe beseitigt. Man mag eine Meile weit von seiner Arbeitsstätte, mitten in den grünen Gefilden freundlicher Dörfer wohnen; wenn man nur

weiß, daß die Dampfbahn uns in wenigen Minuten für geringsten Preis mitten in die Stadt bringt, ja ist das gleichgiltig. Fortan mag Berlin sich ausdehnen, ja weit es will, zwei Minuten Zeit genügen, um jede weitere Entfernung illusorisch zu machen. Wie in London, wird die Altstadt sich nach und nach von Privatwohnungen entleeren, wird ganz den Comptoirs, Bureaux, Magazinen, Läden, dem Geschäfte überantwortet werden, das Wahnhaus erobert sich neue, freundlichere Bezirke.

Alle diese Factoren haben zusammengewirkt, um den Charakter des neuesten, des kaiserlichen Berlin zu bestimmen. Ein einheitlicher, harmonischer kann er nur in den westlichen Gegenden werden, wo Raum und andere locale Verhältnisse die Erbauung ganz neuer Stadttheile gestattet haben. Die „Thiergartenviertel", wie man dieses neueste Berlin gemeinhin nennt, haben nicht ihres Gleichen in ganz Europa. Der weite, grüne Hochwaldparl blickt in sie hinein, ihre Straßen münden aus in die schattigen Alleen und an die grünen Ufer des Canals, aus denen in dem letzten Jahrzehnt die ungesunden und übelriechenden Dünste stehenden Wassers und vermodernder Vegetabilien durch zweckmäßige Regulirungen der Gefälle und Zuführung frischer Ströme völlig entfernt sind. Die überaus glücklichen natürlichen Bedingungen dieser freundlich ernsten Parklandschaft kannten erst seitdem umfassender für die Ansiedelung verwerthet werden. Der Charakter des vornehmen Landhauses ist anfangs dort mit sehr glücklicher Benutzung der localen Verhältnisse festgehalten worden schon zu Zeiten Schinkel's und seiner Schule, welche ihre antilen Säulenfranten, Portiken, Veranden, ihre vornehmen Façaden höchst geschmackvoll mitten auf Rasengrund in Gartengrün stellten. Dann drängte eine spätere Zeit auf ökonomische Ausnutzung des Bodens. Man hatte Besorgniß, daß die Stadt gar zu weit wachsen könne. Aber auch da sehen wir die neueren Architekten, die von Hitzig und Lucä ihren Ausgang nehmen, niemals uniform werden wie die Pariser, niemals nüchtern und uninteressant wie die Münchener, Frankfurter, Hamburger. Wir sprechen hier nur von dem priaaten Wohnhause und auch da zunächst nur van seiner äußeren Erscheinung. Jedes der besseren fast trägt einen individuell ausgeprägten Charakter, verräth Geschmack, Eigenart, oft Launen seines Banherrn oder Architekten. Sie sind beileibe lange nicht alle schön, alle aber interessiren sie uns um der originellen Züge willen, die sie tragen.

Die allerneueste Zeit, welche ihre Straßenzeilen bis zum Weichbilde von Chorlottenburg hinausstreckt, den zoologischen Garten bereits völlig umsponnen hat, ist aan jener Raum-Oekonomie nun wieder zurückgekommen. Dieses neueste Berlin, die Rauch-, die Hitzig-, die Kaiserin-Augustastraße und viele denselben benachbarte, dant seine Villenhäuser nun wieder mitten in Gärten, gefällt sich in malerischen Façaden, an denen vielfarbige Verblendsteine, glasirte Platten, Terracatta, Majolica, Kunstschmiedewerk, alle Leistungen der architektonischen Kunstgewerbe, mitgeholfen haben, um ein malerisch reich gegliedertes, coloristisch anmuthendes Ganzes zu schaffen. Auch der Comfort in der inneren Raumdispastitian, der früher ast durch falsche Oelonomie hatte leiden müssen, ist hier überall aufs Beste gewahrt. Das Berliner Wohnhaus in diesen westlichsten der Thiergartenviertel ist unserem Geschmack nach das schönste Eurapas. Daß man es meist auf mehrere Familien berechnet, mag Vielen nicht gefallen, entspricht aber den Berliner Lebensgewohnheiten und der Architekt bringt diesen Charakter des Miethhauses ehrlich zu architektonischem Ausdruck, ohne daß der Bau eine Einbuße in Betreff seiner künstlerischen Erscheinung zu erleiden hat.

Allerdings nehmen sich die für einzelne Besitzer errichteten Privathäuser aber Palais neben diesen noch aornehmer aus. Der aristokratische Graßgrundbesitz, Thiele-Winkler, Fürst Pleß ꝛc., Magnaten der Industrie und der Finanz, wie Borsig, Pringsheim u. A haben das neue und neueste Berlin mit ihren Schlössern geschmückt. Da finden denn individueller Geschmack, Prachtliebe und bestimmte Neigungen oft wahrhaft monumentalen Ausdruck. Alle diese Architekturen tragen scharf ausgeprägte Charakterzüge, ob sie der deutschen, der französischen, der italienischen Renaissance angehören oder sonst einer Stylregel folgen. Sie sind interessante Architektur-Individuen von großer Bedeutung für die Physiognomie der Stadt. Mit ihnen beginnt schon die monumentale Architektur der Kaiserstadt. Die Reichsämter haben in dem Bezirke der aristokratischen Wilhelmstraße ihre Paläste erhalten, die Bank näher der geschäftlichen Altstadt, dem Polytechnikum baut man draußen an der Grenze aon Charlottenburg einen Palast, die großen Lehrinstitute, die mit der Universität in bedingtem Zusammenhange stehen, suchen wir in dem Viertel nördlich der Linden auf, welches man das „lateinische" nennen könnte, die mächtigen Empfangshallen der Bahnhöfe sind bis auf die Grenze zwischen innerer und äußerer Stadt vargeschoben. Alle diese stolzen Architekturen sind in dem Jahrzehnt nach dem französischen Kriege vollendet warden, alle erheben sie sich in Raumentwickelung, Gliederung der Façaden, künstlerischem Schmuck weit über den Durchschnitt dessen, was das knappe, sparsame Preußen aor dieser Zeit geschaffen hat, weit über jene Ideale kasernenartiger, nüchteener Nutzbauten, mit denen das ältere Berlin besetzt war.

Einheitlich hat darum doch die innere Stadt sich nicht umgestalten können. Der weite Raum aller breiten Parallelstraßen der Friedrichstadt trägt noch immer eine große Menge jener dürftigen niedrigen Wahnhäuser, mit denen dieser Stadttheil schnell gefüllt werden sollte. Gegen diese Aermlichkeit stechen dann die imposanten Neubauten des weltstädtischen Berlin um ja greller ab. Mehr und mehr erhält auch dieser, eigentlich nicht mehr zur Altstadt gehörige Theil der Reichshauptstadt einen geschäftlichen Charakter und die großartigen Züge desselben. Es sind da besonders zwei Arten von Gebäuden, die dem älteren Berlin gänzlich unbekannt waren, jetzt aber denselben bestimmen, die Paläste der großen Bank- und Handelsgesellschaften und die Waarenmagazine oder Bazare. Jeder dieser Kolosse hat, um den nöthigen Raum zu gewinnen, eine große Zahl jener älteren Häuserchen wegfressen müssen und steht nun da wie ein Riese unter Zwergen. In dem Waarenbazar haben die Berliner Architekten diese Specialität künstlerisch klarer und schöner zur Erscheinung gebracht als ihre Genassen in Paris, Londan, Newyork. Alle diese Bazare, deren großartigste wol in der Leipzigerstraße zu finden sind, drücken Zweck und Bestimmung schon in der Façade deutlich aus und niemals auf Kosten der Schönheit. Zwischen Trägern und Pfeilern von polirtem Granit, Stützen und Diensten aon Bronze spannen sich Wände von Glas durch alle Stockwerke. Die Plastik schmückt Frontons und Bekrönungen mit Bildwerken, welche in Bezug zu dem Inhalte des Waarenmagazins stehen, die ganze Architektur erscheint als ein Bazar, ein Markt mit verschiedenen Abtheilungen. Londan und Paris besitzen vielleicht größere derartige Magazine als die Berliner von Spinn, von Haase, aon Cohn ꝛc., nirgends ist dort aber das durch alle Stockwerke gehende Verkaufsgewölbe architektonisch ja glücklich zu künstlerischer Geltung gebracht worden, wie in diesen Bazaren Berlins. Andere Paläste haben die Bankinstitute in der Friedrichstadt erbaut. Bei allen diesen Anlagen ist ein Vorzug hervarzuheben, den das ältere Berlin kaum gekannt hat, die Ehrlichkeit und Stoffgerechtigkeit. Die Herrschaft der Tünche, des täuschenden Abputzes ist glücklich beseitigt worden. Kalküberwurf, Oelfarbe und schlechte Surrogate mußten früher Mormor, Sandstein, Sculpturen heucheln. Selbst das Palais des Thronfolgers ist mit Ornamenten aus ordinärem Zinkguß geschmückt, denen man durch Anstrich das Aussehen aon Steinhauerarbeit gegeben hat. Das würde heute bei einigermaßen anspruchsvallen Bauwerken nicht mehr möglich sein. Das Reich, die Stadt und der Staat sind da mit dem guten Beispiele der

Stoffehrlichkeit vorangegangen, die Privaten folgen. Nicht Jeder kann wie Fürst Pleß sich den zarten französischen Baustein von Paris kommen lassen, aber der Bunzlauer Sandstein, schlesischer Marmor und Granit sind ganz annehmbare Materialien. Besonders aber hat das neueste architektonische Berlin denjenigen Baustoff zu glänzendster Verwerthung und zu wahrhaft künstlerischen Wirkungen gebracht, der unserem steinlosen Flachlande eigenthümlich ist, den gebrannten Backstein in allen seinen Farbentönen. Es wird ein ganz ausgezeichnetes Verblendmaterial in nahen Ziegelhütten bis über die schlesische und lausitzer Grenze hinaus fabricirt und in Berlin massenhaft zu Monumentalbauten verwendet. Die Reichsbank, die Empfangshallen der Potsdamer und Anhalter Eisenbahn, sämmtliche Hochbauten der Stadtbahn, viele Privathäuser und die allermeisten von der Commune errichteten Architekturen bedienen sich gebrannter Ziegel und Façonsteine. In dieser Stoffehrlichkeit steht das neueste Berlin allen anderen mitteleuropäischen Städten voran. Selbst in dem architektonisch so berühmten München ist der noch nicht einmal vollendete Centralbahnhof durch häßlichen Putz-Ueberwurf verunziert, der als Marmor und Granit demalt ist, aber heute schon, lange devor der Bau beendet, abbröckelt und seinen unehrlichen Charakter offenkundig zeigt.

Die Stadt hat mit ihrem imposanten Rathhause den Backsteinstyl zuerst monumental zur Anwendung gebracht. In den Prachthallen dieses Stadtpalastes sind Repräsentations- und Festräume geschaffen worden, auf die Berlin stolz sein kann. Der städtischen Verwaltung dankt Berlin überhaupt großentheils seinen Aufschwung zur Weltstadt. Alle die angeführten Neuschöpfungen, selbst die großartige Bauthätigkeit, welche Staat und Reich in dem letzten Jahrzehnt entfaltet haben, würden vereinzelt bleiben, den Charakter der Reichshauptstadt nicht zu ändern vermocht haben, ohne die Leistungen der Gemeinde, die ihre veränderte Stellung sofort begriffen hat. Denn der Bewohner freut sich zwar aller stolzen Architekturen, aller neu aus der Erde wachsenden Stadttheile, zuerst aber interessiren ihn doch diejenigen Einrichtungen, von denen alle Welt Annehmlichkeit und Nutzen hat. Für diese ist von der Commune Berlin Rühmenswerthes geleistet, ein Beispiel gegeben worden, das kleineren Gemeinwesen voranleuchten mag. Erst galt es, Reinlichkeit, Gesundheit, Comfort zu schaffen. Das Riesenwerk der allgemeinen Canalisirung hat diese Verwandlung der von dösen Dünsten und Schmutzstoffen aller Art inficirten Hauptstadt in eine reinliche, gesunde vollbracht. Mit einem einzigen System, wie andere Städte ihre Schwemmcanal-Anlagen ausgeführt haben, wäre die Anlage nicht möglich gewesen. Man hat deshalb gesonderte Radialsysteme vorgezogen, die Stadt in verschiedene Tortenschnitte zerlegt und jedem eine gesonderte Canalisirung gegeben, so daß dieselben rings um die Peripherie derselben ausmünden. Dieses in dem letzten Jahrzehnt begonnene Werk ist noch nicht gänzlich vollendet.

Später hat man begonnen, die belebtesten Straßen mit einer Haut von Asphalt zu überziehen, die von Jahr zu Jahr sich weitere Bezirke erodert. Gemeinsam mit dieser ist die Anlage von Pferdebahnen vorgeschritten. Berlin war mit diesen beiden Anlagen anfangs weit hinter anderen modernen Großstädten zurückgeblieben. Immer noch rasselte das Fuhrwerk auf holprigem Pflaster, als Paris schon viele seiner Straßen macadamisirt und asphaltirt hatte. Immer noch mußte man sich mit schwerfälligen Omnibuskasten behelfen, als die Wiener Ringstraße schon ihren regelmäßigen Pferdebahndienst besaß. Man hat sich lange besonnen, lange polizeiliche und andere Hindernisse zu überwinden gehabt. Dann aber ist das Versäumte schnell nachgeholt und jede andere Stadt überflügelt worden. Das Berliner Pferdebahnnetz ist eins der ausgebreitetsten und engmaschigsten, es dehnt sich aus bis in die innersten Theile der Stadt, bringt immer weiter vor und schließt sich zu einem festen System zusammen. Schon heute kann man von den äußersten Bezirken des zoologischen Gartens, vom Kreuzberge und von Schöneberg mittels desselben zum Opernhause, zum Schloßplatz und in die Gassen der Altstadt gelangen. Was ihm noch fehlt, sind Wartehallen an den bedeutendsten Kreuzungspunkten nnd Umsteigekarten, mit denen man von der einen Linie auf die andere übergehen kann. Beides ist ein großer, lebhaft empfundener Mangel, dessen Beseitigung man hoffen muß.

Das communale Berlin ist die erste Stadt des Continents, welche die elektrische Beleuchtung dauernd eingeführt hat. Die Versuche, die in Paris bei Gelegenheit der letzten Weltausstellung mit der Anwendung von Jablochkoff-Kerzen gemacht wurden, sind wieder aufgegeben. Berlin erleuchtet einen Theil seiner Leipzigerstraße, den Leipziger und den Potsdamer Platz definitiv mit Siemens'schen Bogenlichtern, es geht bahndrechend weiter vor, versucht alle elektrischen Beleuchtungssysteme und wird sich in naher Zeit schlüssig machen über die vollständige Umwandlung seines städtischen Beleuchtungswesens. Freilich besitzt die Stadt an ihrem Bürger Siemens eine erfahrene und treibende Kraft ersten Ranges. Wie es Edison gelungen ist, einen großen Theil von Newyork für elektrische Beleuchtung zu gewinnen, so dürften Siemens & Halske dieses Licht der Zukunft in Berlin schneller einführen, als andere Städte aus eigener Initiative dazu kommen. Es handelt sich jetzt wesentlich nur darum, daß die Stadt die großen Bezüge, die sie als Gaslieferantin vereinnahmt, man sagt 4 Millionen Mark, nicht verliert oder sie auf andere Weise sich zuwendet. Siemens schlägt bekanntlich vor, das Gas weniger gereinigt und wesentlich billiger als Heizstoff herzustellen. Würde die Frage zu Gunsten der elektrischen Beleuchtung entschieden, so dürfte sich sofort ein Verein von Capitalisten finden, der ganz Berlin mit einem Netz von Motoren überzieht, um die elektrischen Ströme in jede Straße, in jedes Haus, in Theater, Concertsäle, Fabriken, Bureauräume zu schaffen.

Die städtische Verwaltung begreift vollständig die große und schwere Aufgabe, die ihr mit dem Emporwachsen Berlins zur Reichshauptstadt zugefallen ist, und löst dieselbe in würdigster Weise. Sie plant Straßendurchbrüche und Anlagen von Boulevardstraßen, die dem innersten Kerne von Altberlin Luft, Licht, Raum für großartige Geschäftsentwickelung zuführen sollen, sie sorgt für Anlage von weiten schattigen Parks in den verschiedensten Gegenden vor der Stadt, die, vereint mit dem Thiergarten, allen Bevölkerungsschichten zur Erholung dienen sollen. Der Friedrichshain und der Humboldthain erfüllen diese Bestimmung bereits, am Kreuzberge bereitet man ähnliche Schöpfungen vor. Das kaiserliche Berlin würde unmöglich dirsen schnellen, glücklichen Aufschwung haben nehmen können, wenn nicht alle diese verschiedenen Factoren zusammengewirkt hätten. Zu einer historisch interessanten, ehrwürdig vornehmen Stadt vermögen sie daffelbe freilich nicht zu machen. Als moderne Weltstadt aber ist Berlin auf dem besten Wege, alle seine Nebenbuhlerinnen zu überflügeln in dem Glanze seiner äußeren Erscheinung, durch die Vortrefflichkeit seiner Einrichtungen, durch den Hofhalt seines Kaisers, dem kein anderer gleichkommt in ganz Europa. Wir werden uns nun kurz zu unterrichten suchen, ob diesen äußeren Fortschritten und Vorzügen auch das innere Leben, das künstlerische, geistige, gesellschaftliche, commerzielle entspricht.

Leipziger Theater.

„Jungbrunnen" heißt der Titel des neuesten Lustspiels von Paul Lindau, welches im Laufe der letzten Woche das Repertoire beherrschte. „Jungbrunnen", welch ein verlockender Name! Wie sehnen sich alle, denen die Schatten des Lebens wachsen, nach solch einem Quelle der Verjüngung! Schon seit alter Zeit halten die Musen die Wache an diesem

Quelle und lassen sich leicht gewinnen von allen, welche Zutritt zu ihm suchen. In der That, die Musen wahren die Jugend ... ihr Kranz mit frischen Rosen schmückt den greisen Anakreon wie den greisen Goethe. Auch in Lindau's Stück ist der Quell der Musen der „Jungbrunnen", aus dem eine Frau schöpft, welche seit langen Jahren der Melpomene und Thalia den Rücken gekehrt hat und nun noch einmal durch zufälligen Anlaß zu ihnen zurückgerufen wird. Früher eine gefeierte Künstlerin, hat sie einen Professor geheirathet und von der Bühne Abschied genommen; nach langen Jahren eines glücklichen Familienlebens, als Mutter einer Tochter, die bereits in den Jahren ist, um sich mit der Liebe angelegentlich und ernsthaft zu beschäftigen, wird sie durch die Aufforderung eines Theaterintendanten, bei der Jubelfeier der Hofbühne mitzuwirken, aus dem stillen Kreise einer abgeschlossenen und befriedigenden Existenz herausgerissen und entschließt sich, gegen den Willen ihres Mannes, bei dieser Feier einen Prolog zu sprechen.

Doch auch der Gatte bekommt mit dem Jungbrunnen zu thun. Er ist ein Philolog, ein Archäolog von Ruf: ein Verlagsbuchhändler fordert ihn auf, über die Fontana di Trevi in Rom zu schreiben, über jenen schönen krystallklaren Springquell, von dem eben die Sage geht, daß sein Wasser eine verjüngende Wirkung ausübe. Der Professor hat in Rom, hat an dieser Fontana di Trevi mit seinen Freunden geschwärmt, ja mit dem einen dort einen Bund fürs Leben geschlossen. Auch auf ihn machen diese Erinnerungen einen erfrischenden Eindruck und er ist bereit, der Aufforderung des Buchhändlers Folge zu leisten, um so mehr, als ein Heft über die Fontana di Trevi sich bereits unter seinen Manuscripten befindet. Diese Beziehungen auf etwas Gemeinsames, was in der Regel den Titel hergiebt, finden sich häufig in Lindau's Stücken, und wenn sie auch nicht gerade einen künstlerisch in zwei parallelen Haupthandlungen durchgeführten Grundgedanken geben, so sind es doch immer geistvolle Anklänge, welche die Phantasie angenehm beschäftigen; man fühlt sich in eine Atmosphäre versetzt, in welcher doch ein feinerer geistiger Hauch weht, als dort, wo nur mehr oder weniger komische Begebenheiten zu einem bunten Haufen zusammengeweht werden. In „Johannistrieb" wird durch diesen Titel nicht nur sehr gut eine späte Junggesellenliebe bezeichnet: es wird damit auch die ganze herbstliche Stimmung ausgesprochen, welche für die Handlung und für die Hauptcharaktere bezeichnend ist.

Der ehemals berühmten Künstlerin, die aus dem Jungbrunnen schöpft, bekommt aber dieser Trank übel genug. Die Moral des Stückes besteht eigentlich darin, daß der Dichter vor diesen Verjüngungskünsten warnt. Die verlorene Jugend läßt sich nicht wiedererobern; ja selbst die Illusion derselben ist nicht leicht zu gewinnen. Die Künstlerin, entwöhnt des Ruhms und der Erfolge, kann sie nicht bei dem später noch einmal erwachten Streben danach im Fluge erhaschen: sie erlebt eine Demüthigung, eine Niederlage und kehrt, um eine schmerzliche Erfahrung reicher, an den häuslichen Herd zurück. Der Jungbrunnen ist eine lügenhafte Sage: die Jugend mit ihren Freuden, Hoffnungen und frischen Ruhmeskränzen ist eben etwas unwiderbringlich Verlorenes.

Diese Moral in dramatische Handlung umzusetzen, ist aber dem Dichter deshalb nicht recht gelungen, weil die anderen Voraussetzungen der Katastrophe des Stückes wenig stichhaltig erscheinen. Ein Hoftheater feiert sein Jubelfest: man weiß, daß solchen Feierlichkeiten eine Stimmung entgegenkommt, welche nicht gerade mit ängstlicher Strenge an die einzelnen Leistungen den kritischen Maßstab anlegt, sondern geneigt ist, den Säculartag eines Kunstinstituts eben mit Jubel zu begehen. Eine früher gefeierte Künstlerin entschließt sich dazu, nach langer Zwischenzeit am festlichen Tage wieder auf der Bühne aufzutreten: was wäre mehr geeignet, die Sympathien des Publicums wachzurufen? Diese Künstlerin spielt nicht etwa eine größere Rolle, wobei der lange Mangel an Uebung ein Fiasko hervorrufen könnte; sie spricht blos einen Prolog, dessen Inhalt jedenfalls Bezug auf das Fest hat und deshalb schon von der Begeisterung des Publicums mitgetragen wird, und daß sie für diesen Prolog Verständniß hat und dabei ein sonores Organ, darüber lassen die kurzen Vortragsproben, wie sie namentlich unsere Darstellerin der Frau Professorin gab, keinen Zweifel übrig.

Alle Voraussetzungen des Gelingens sind gegeben: ist hier ein Fiasko möglich? Jeder praktische Theatermann würde diese Frage mit einem Nein! beantworten. Die Künstlerin mag den Prolog mehr oder weniger gut, schwunghafter oder schwerfälliger sprechen: das würde keinen Unterschied machen, das Publicum würde bei seiner Festtagslaune alle Mängel des Vortrags mit dem Mantel christlicher Liebe zudecken. Es müßte schon etwas ganz Besonderes, Ungewöhnliches geschehen, wenn hier der übliche Schlußapplaus ausbleiben sollte. Davon aber erzählt uns der Autor nichts: er braucht einen Mißerfolg, er constatirt die Thatsache; wir aber vermissen die ausreichende Motivirung eines Vorganges, der allerdings im Mittelpunkte der dramatischen Handlung steht. Freilich werden dadurch nur die Stimmungen beherrscht, in der Sache selbst kein Unterschied des Schicksals hervorgerufen; denn hätte die Künstlerin auch den glänzendsten Erfolg davongetragen, sie würde doch wieder an den häuslichen Herd zurückgekehrt sein. Auch der Professor kommt, infolge der verschiedenen Aufregungen, in welche ihn dieser Vorgang im eigenen Hause versetzt, mit seinem „Jungbrunnen" nicht von der Stelle; nur den alten Freund findet er wieder, den er einst beim Rauschen der Fontana di Trevi gefunden hat. Wie schon beim „Erfolg", dreht sich auch im „Jungbrunnen" die Handlung um Erlebnisse in der Theaterwelt. Dort war der Held ein Dichter, der sein Stück zur Aufführung brachte; hier ist die Heldin eine emeritirte Künstlerin, die noch einmal activ wird: in beiden Schauspielen muß das Theaterwesen eine wichtige Rolle spielen. Es ist heutzutage beliebt, die Bühne auf die Bühne zu bringen; wir erinnern auch an Wilbrandt's Stück „Auf den Brettern". Früher sah man die unbemalte Leinewand der Hinterwände der Coulissen nur in Stücken wie „Der Vater der Debutantin", Stücken, die zum gewöhnlichsten Bühnenfutter gehörten, oder irgend ein Possenfabrikant ließ seine Helden hinter den Coulissen spazieren gehen. Etwas anderes ist es, wenn ein zweites Stück auf der Bühne gegeben wurde, wie in „Hamlet" oder eine Volks- und Dilettantenbühne persiflirt wird wie im „Sommernachtstraum". Doch die Neigung, gleichsam dem Publicum den umgekehrten Rock der Melpomene und Thalia zu zeigen mit all dem Futter und allen den oft lockeren Näthen, könnte leicht die Illusion zerstören, welche doch mit zu den künstlerischen Genüssen gehört. Lindau läßt das Schauspielervölkchen keineswegs in günstigem Lichte erscheinen; Intriguen, Haß, Mißgunst, Neid herrschen allein bei ihnen vor; nirgends eine Spur von Antheil, nirgends Respect vor einer früheren Berühmtheit; selbst der joviale Biedermann trägt eine Maske, hinter welcher die böswilligste Abneigung lauert. Wir meinen, daß der Autor hier versäumt hat, das grelle Licht durch einen wohlthuenden Contrast zu mildern; irgend ein Mitglied der Bühne mußte der doch früher gefeierten Künstlerin, wenn sie auch jetzt eine verschollene Größe war, Pietät oder mindestens Sympathie entgegenbringen. So wäre es auch der Fall gewesen, wenn ein ähnlicher Vorgang an einer wirklichen Bühne sich abgespielt hätte. An Neidern und Schadenfrohen wird es nicht fehlen, aber auch nicht an Gutherzigen und Theilnahmevollen. Der Satiriker kann Grau in Grau, ja Schwarz in Schwarz malen; wer aber ein Lebensbild vor uns entrollt, der mag den bunten Schein der wechselnden und contrastirenden Farben nicht verschmähen, wie das Leben sie bildet.

Die Haupthandlung oder vielmehr der dramatisch behandelte Vorgang, das Wiederauftreten einer früher gefeierten

Digitized by Google

Künstlerin war so einfach, daß der Dichter ihn nothwendig durch Episoden heben mußte, die aber damit kaum in innerem Zusammenhang stehen. Die Tochter der Professorin liebt den Famulus desselben, einen jungen Doctor von sehr burschikosen Allüren, welcher glücklicherweise, wie wir erfahren, trotz seiner Kneipgelüste und häufigen Katzenjammers wissenschaftliche Tüchtigkeit besitzt. Große Hindernisse treten dieser Liebe nicht in den Weg: die Schwiegermama in spe ist, nachdem sie auf den Brettern Schiffbruch gelitten, um so mehr geneigt, das häusliche Glück in ihre Nähe zu bannen. Auch ist ja der flotte Doctor ein treuer Gehilfe des Professors, der an einer bei Bühnenprofessoren nicht mehr ungewöhnlichen Zerstreutheit leidet: man würde sich nicht wundern, wenn er plötzlich in dem Lustspiel: „Ein Knopf" eine Scene mitspielte. Doch auch der heisere Famulus erinnert an die chronischen Heiserleiten, welche unsere Lustspielmuse so verschwenderisch ausstreut, wie das nur die schlimmste Witterung zu thun vermag. Am meisten in der Erinnerung ist uns Reis-Reislingen geblieben, der nach seiner poetischen Wasserfahrt und seinem kläglichen Unfall in des Stadtraths weite Garderobe gesteckt wird und dann längere Zeit mit seinem Sprachorgan auf dem gespanntesten Fuße lebt. Wir wissen indeß nicht, wer von Beiden sich zuerst erkältet hat, ob Reis-Reislingen oder der Doctor, der ebenfalls so unschön verpackt und vermummt wird; auch kommt es darauf nicht sehr an; denn Beide haben wiederum ihre Vorgänger, allerlei Patienten mit umgeschlagenen Tüchern und übergeschlagener Stimme: steht doch die Erfindung unserer Lustspieldichter unter dem unvermeidlichen Banne Ben Akiba's: „Alles schon dagewesen."

Eine andere Episode in Lindau's Lustspiel ist die Künstlerehe: die Ehe zwischen dem Gesanglehrer und der Schauspielerin. Beide sind auseinandergegangen, ohne geschieden zu werden, und finden sich im Laufe des Stückes wieder zusammen, wobei sie sich wider Erwarten gut vertragen. Sie sind alt geworden, aber der Jungbrunnen schmeckt ihnen wieder. Das erregt nun weiter kein Interesse und keine Spannung: nur wie der Professor seinen alten Freund gar nicht wieder erkennt, erst mit Hilfe der Zählerliste, die er auszufüllen hat, seinen Namen ans Tageslicht fördert und dann erst von der Rührung des Wiedersehens übermannt wird: das ist eine mit bester Laune ausgeführte Scene, in welcher Paul Lindau und die Muse des Lustspiels auf gutem Fuße stehen.

Immer von Neuem muß man bedauern, daß es sich Lindau mit den Erfindungen seiner Stücke so leicht macht oder vielmehr, daß ihm hierin meistens die schöpferische Phantasie versagt: denn die dialogische Einkleidung ist in denselben eine so leichte und gefällige, daß wir von der Grazie dieser Causerien auch gefesselt werden, wo die Handlung selbst uns eine sehr geringe Theilnahme einflößt: freilich! das Feuilleton auf der Bühne hat etwas Zerflatterndes: man nippt den Schaum mit Behagen, aber er zerfließt rasch: nur der solide Unterbau der Handlung und die tüchtige Grundlage der Charakteristik vermag einem Stücke Dauer zu verleihen. Gleichwol wollen wir das Verdienst eines feingeistigen Dialogs nicht gering schätzen: das Lustspiel wird dadurch auf einem höheren Niveau erhalten und dies ist erfreulich bei der abschüssigen Neigung unserer Lustspielproduction.

Die scenischen Arrangements, welche der Dichter angeordnet hat und der Regisseur nach der Anordnung desselben treffen muß, erscheinen uns nicht gerade glücklich, am wenigsten im ersten Act. Wir können uns keine Studirstube denken, die in solcher Weise arrangirt wäre. Der Professor sitzt mitten im Zimmer an seinem Schreibtische und zu beiden Seiten desselben sind Repositorien mit Büchern aufgepflanzt, nur damit hinter denselben alles mögliche Versteckspielen, rendez-vous, Belauschungen möglich sind. Einige der Hauptpersonen, wie der Buchhändler, gehen nicht zur Thür hinaus beim Abschied, sondern bleiben hinter den Repositorien stehen. Das ist nun mehr Theaterpappe, als Lebenswahrheit; das sind Arrangements, denen man von Hause aus die Absicht anmerkt, dadurch einige scenische Mätzchen zu erzielen. Hierin sind die Franzosen unsern Autoren überlegen: wie ungezwungen und natürlich ist in dem neuesten Lustspiel des Vaudeville-theaters: „Tête de Linotte" die Doppeldecoration im zweiten Acte; auf der einen Seite das Zimmer des jungen Helden, auf der andern der Flur und die hinauf- und herabführende Treppe... und welche ergötzliche Situationen werden durch das Treppauf und Treppab der Hauptpersonen hervorgerufen!

Die aus dem Jungbrunnen schöpfende Heldin des Lustspiels, Friederike Wendt, jetzige Frau Professor Reißner, wurde von Frau Senger dargestellt. Die plötzlich wieder aufflebende Kunstbegeisterung der so lange in bürgerlichen Verhältnissen heimisch gewordenen Künstlerin brachte sie eben so gut zur Anschauung, wie die schmollende Unterwürfigkeit unter den Willen des Gatten, der ihr „den Schritt vom Wege", den Schritt auf die Bühne, der sich in der That als ein faux-pas erweist, nicht verstatten will. Daß indeß das Organ der Frau Senger bei den Probedeclamationen sich so besonders vollkräftig erweist: das ist für die Katastrophe des Stückes nicht einmal günstig; denn es macht sie um so unbegreiflicher. Der Professor Reißner des Hrn. Vischer war nicht blos von ergötzlicher Zerstreutheit; er hatte in seiner Hingebung an die Eindrücke des Augenblicks, in aufbrausender Heftigkeit, wie rührender Freude das Kindliche, das so harmlosen Gemüthern, den „Klosterbrüdern" der Wissenschaft, oft eigen ist. Der Dr. Oscar Bremser des Hrn. Stöckel war ganz der frische, bisweilen mit Heiserkeit geschlagene Jünger der Gelehrsamkeit. In der Darstellung solcher Heiserkeit hat Hr. Stöckel allmälig viel Routine erworben und bemüht sich mit Erfolg, sie einigermaßen zu nüanciren. — Unserer niedlichen Frl. Petri (Clara) fällt das nicht leicht bei den feineren ingénues unserer Lustspielmuse, doch gerade in Bezug hierauf schaffen unsere Poeten zu schablonenhaft: die jungen Mädchen Lindau's sehen sich alle ähnlich, wie ein Ei dem andern. Der Gesangslehrer Wilhelm Thiemann des Hrn. Rohland hatte die Allüren derartiger vacirender Kunstgenies und brachte besonders die Schlußscene des zweiten Actes zur Geltung. Der Verlagsbuchhändler Philipp Asmus des Hrn. Purschian schlug einen frischen Ton an, wie er für die Entrepreneurs von Wohlthätigkeitsconcerten und sonstigen Vergnügungen paßt. Der Intendant des Theaters, Baron von Wicke, Hr. Meyer, hatte einen idealeren Zug als die Mitglieder seiner Gesellschaft, die Victorine des Frl. Buse, das Fräulein Hansen des Frl. Saalbach, der Petersdorff des Hrn. Teucher und der Prottmann des Hrn. Tietz — lauter von den Darstellern gut nüancirte Charakterköpfe aus dem Conversationssalon der Schauspieler.

Die Aufnahme des Stückes war eine freundliche und entgegenkommende; man erwartet von Lindau eine geistreiche Bewirthung und setzt sich daher behaglich an den Tisch.

Rudolf von Gottschall.

Musikbericht aus Dresden.

Der als Novität in der begonnenen Saison an unserem königl. Hoftheater gegebenen Oper „Der Widerspenstigen Zähmung", componirt von Hermann Götz, wohnte Ihr Berichterstatter am 14. October zum ersten Mal bei. Das Libretto hat Victor Widmann frei nach Shakespeare's bekanntem gleichnamigem Lustspiele bearbeitet, mitunter mit Glück, hin und wieder jedoch auch zum Nachtheile der, bei dem großen englischen Dichter so wirksam gestalteten dramatischen Handlung. Einen glücklichen Einfall z. B. müssen wir es nennen, namentlich mit Rücksicht darauf, daß hier ein Lustspiel in eine komische Oper zu verwandeln war, daß der Bearbeiter die Oper mit einem Chor der Dienstboten beginnen

Digitized by Google

läßt, die das Haus des reichen Baptista zu verlassen im Begriff stehen, weil sie es unter dem Regimente seiner zänkischen Tochter Käthchen nicht länger aushalten; höchst abgeschwächt dagegen erscheint das Ende der Oper, das in Shakespeare's Lustspiel nicht nur den stimmungsvollsten dramatischen Abschluß findet, sondern auch die Resultate der Zähmung Käthchen's durch Petruchio in gesteigertster und spannendster Weise zur Anschauung bringt. In Hermann Götz, dem Componisten der Oper, der leider nach kurzer Künstlerlaufbahn schon aus dem Leben geschieden (er war 1842 geboren und, wenn wir nicht irren, bis zu seinem Ende Organist in Winterthur), lernen wir zwar keinen neuen eigenartigen musikalischen Charakterkopf kennen, dagegen tritt uns in seinem Werke ein feinfühliger, gebildeter, formgewandter und aus einer trefflichen musikalischen Schule herkommender Tonkünstler entgegen, Vorzüge, die in einer Zeit eines mit dem Unschönen und Mißklingenden, aus falsch verstandener Genialität, coquettirenden musikalischen Subjectivismus nicht genug zu preisen und zu schätzen sind. Die Vorbilder Götze's scheinen mir hauptsächlich Weber, Schumann und Mendelssohn, sowie mitunter selbst Richard Wagner, an dessen Meistersinger Manches anklingt, gewesen zu sein. Die von Götz erfundenen Motive sind demungeachtet nichts weniger als Plagiate, sie gehören nur besonderen Stimmungsgebieten der genannten Meister an und wirken auf den Hörer, trotz ihrer Mannigfaltigkeit, in einem einheitlichen Sinne, da sie durch musikalischen Fluß und die abgerundetste Form, namentlich in den Ensembleſcenen, immer wieder zu einem gefälligen künstlerischen Ganzen verschmolzen werden. Zu bedauern ist nur, daß sich der Componist durch die falschen Behauptungen gewisser musikalischer Doctrinäre und durch eine modisch gewordene tendenziöse Principienreiterei dazu hat bestimmen lassen, einerseits den Dialog aus seiner Oper ganz zu verbannen, während sie ihm andererseits den Muth genommen haben, seinen Tonstücken, die doch innerlich völlig abgerundet und abgeschlossen dastehen, auch einen äußeren Abschluß zu geben. Er läßt sie, statt dessen, immer wieder in jenen jetzt beliebten und den Hörer ermüdenden Recitativstil ausmünden, der nirgends weniger am Platz ist, als in der komischen Oper, welcher er nicht nur etwas von ihrer Faßlichkeit und Uebersichtlichkeit, sondern auch viel von ihrer Grazie, ihrer ungebundenen Heiterkeit und ihrem leichtbeflügelten Schwunge nimmt und sie mit Schwerfälligkeit und Langeweile bedroht. Die größten Meister der komischen oder mit Humor erfüllten Oper (Dittersdorf im Doctor und Apotheker, Mozart in der Zauberflöte und der Entführung, Rossini im Barbier, Donizetti in der Regimentstochter, Auber in Maurer und Schlosser und Fra Diavolo, sowie neuerdings Nikolai in seinen Lustigen Weibern) haben die Nothwendigkeit des Dialogs für diese Gattung der dramatischen Tonkunst erkannt und betont, und wer hierdurch noch nicht belehrt ist, dem sollten doch die Augen aufgehen, wenn er sieht, daß die am meisten gegebene und beliebteste Oper der Gegenwart, daß Bizet's „Carmen" ebenfalls am Dialog und an der abgeschlossenen Kunstform für die leichtere Oper festhält, während gerade neuerdings wenigstens ein Dutzend komischer deutscher Opern nur darum so rasch wieder von der Bühne verschwanden, weil ihre Autoren dem oben gerügten falschen stilistischen Princip huldigten. Sollte, was wir nicht hoffen wollen, Götze's „Widerspenstige" ebenfalls ein weniger langes Bühnenleben führen, als das Talent ihres Componisten verdient, so würde auch dieser neueste Fall einzig auf jenen, an Stelle des Dialogs getretenen leidigen Recitativstil zurückzuführen sein, der uns darin ermüdet, was um so bedauerlicher, als das Werk, ohne denselben, nirgends eine Länge gewahren lassen würde. — Die musikalischen Schönheiten in Götze's Werk streifend, wollen wir hier nur auf die erste humoristische Scene, bei welcher Lucentio's Ständchen von den aus dem Hause stürmenden klagenden Dienstboten unterbrochen wird, verweisen, ferner auf Katharinens Lied im zweiten Act, welcher überhaupt das musikalisch Reizendste des ganzen Werkes enthält, auf das darin am Schlusse der vierten Scene und vor dem Schlusse der ganzen Oper sich entwickelnde Duett zwischen Petruchio und Käthchen, sowie auf das köstliche Terzett im dritten Act zwischen Bianca, Hortensio und Lucentio. — Die Besetzung der Oper an unserem königl. Hoftheater ist eine vorzügliche. Eine in ihrer Art unvergleichliche Vertreterin fand die Hauptpartie (Katharina) an Frau Schuch, deren bei ihrem ersten Wiederauftreten im Frühjahr geschwächt erscheinendes Organ seine frühere Frische und früheren Schmelz vollkommen wiedererlangt hat. Bringt man hiermit Frau Schuch's ebensowol dramatisch als humoristisch treffliches Spiel, ihren, beidem entsprechenden, stimmungsvollen musikalischen Vortrag, sowie ihre, der trefflichsten italienischen Schule entstammende gesangliche Technik in Verbindung, so dürfte sich kaum eine bessere Vertreterin der Partie der Katharina denken lassen. Neben Frau Schuch verdient Fräulein Reuther (als Bianca) warmes Lob. Beide Damen sahen überdies in ihren, der Renaissance angehörenden Kostümen so echt aus, daß man hätte glauben können, in ihnen aus ihrem Rahmen getretene und lebendig gewordene Edelfräuleins von Rubens und van Dyk umherwandeln zu sehen. Unter den Herren gebührt Hrn. Bulß als Petruchio der Preis des Abends, der als solcher, was gerade bei dieser Rolle nicht so leicht ist, die schöne Mitte zwischen zu wenig Charakteristik und Uebertreibung zu halten wußte. Hr. Bulß war zudem trefflich bei Stimme und verlieh seiner Partie Adel und Schwung. Auch die Herren Decarli, Jensen und Anton Erl (Baptista, Hortensio und Lucentio) waren völlig an ihrem Platze. — Der 16. October brachte uns das Concert der königl. preuß. Kammersängerin Etella Gerster. Stimmmaterial und Vortrag der Künstlerin wirkten als die schönen Reste einer leider schon lange hinter ihr liegenden glänzenden Vergangenheit. Liegt es nun in der Natur ihres Organs, das einer verhältnißmäßig nur kurzen Blüthe fähig gewesen, oder haben die großen Concerttouren der berühmten Künstlerin in der alten und neuen Welt und die damit verbundene Ueberanstrengung ihre Stimme zu sehr forcirt, angegriffen und vor der Zeit ihres Schmelzes beraubt — kurz, die Etella Gerster von heute ist nicht mehr jenes blendende Gestirn, was dereinst am Kunsthorizonte der deutschen Hauptstadt Berlin emporstieg und dort sowol Kenner als großes Publicum zu einem gerechtfertigten Enthusiasmus durch den von ihm ausgehenden Glanz mit sich fortriß. Zwischen den Registern der Frau Gerster besteht gegenwärtig keine Vermittlung mehr; ihre Tiefe klingt rauh und mitunter selbst unschön und ihre Höhe zeigt nur noch im Piano (namentlich im Verklingen desselben) jenen weichen und glockenhellen Vollton oder jenen bestrickenden Reiz, der der Sängerin in der Zeit ihrer Blüthe eigen war. Als andere Beweise der Ueberanstrengung Frau Gerster's galten uns jene Coloratur-Passagen, deren Anfang und Ende deutlich von der Künstlerin hingezeichnet wurde, während sie die dazwischen liegende Mitte bedenklich verwischte oder durch Lücken in der betreffenden Tonkette ihres Zaubers entkleidete; auch das Cachiren des ausgehenden Athems, durch ein gewaltsam hervorgestoßenes sforzando auf dem Schlußton einer Periode, gehört hierher. Wir freuen uns um so mehr, daß die Künstlerin, trotz der angedeuteten Verhältnisse, sich eines wirklichen Erfolges bei uns zu rühmen hatte und gestehen gern zu, daß sie die „Casta Diva" aus Bellini's Norma so groß, edel und weich, und zugleich mit so trefflicher italienischer Schule vortrug, als dies unter den gegebenen Voraussetzungen irgend möglich war. Ein ganz besonderes Talent zeigte die Sängerin im Liedervortrag und mußte namentlich Taubert's „Märznacht", die einen stürmischen Beifall hervorrief, von ihr wiederholt werden. Die in dem Concerte von Frau Etelka Gerster mitwirkenden Instrumentalvirtuosen, der Violinist Waldemar Meyer und der Pianist Vladimir v. Pach-

Digitized by Google

mann, erwiesen sich als tüchtige und durchgebildete Künstler; der Geiger bestach überdies durch den süßen weichen Ton seines Instrumentes und die romantisch träumerische Stimmung seiner Vortragsweise und Auffassung, während wir dem Clavierspieler nachzurühmen haben, daß er seine enorme Technik nie zu den bekannten Bravoureffecten mißbrauchte, sondern sie in den Dienst wahrer Kunst stellte. — Freitag, den 20. October, versammelte das große Concert, mit welchem Mary Krebs alljährlich das Publicum ihrer Heimath Dresden zu erfreuen pflegt, ehe die Fremde sie uns entführt, ein zahlreiches, glänzendes und gewähltes Publicum im Saal des Hôtel de Saxe. Das Urtheil über die seltene und reiche musikalische Begabung und die unvergleichliche Technik von Mary Krebs steht zu fest in der gesammten musikalischen Welt und ist zu oft schon von uns selbst und Anderen des Breiteren ausgesprochen worden, als daß wir uns versucht fühlen könnten, heute abermals darauf zurückzukommen. Zählt doch die Künstlerin unter den Pianistinnen zu jenen Sternen ersten Ranges, deren in der gesammten alten und neuen Welt ihrer höchstens drei bis vier namhaft zu machen sein würden, und hätte eine solche Werthschätzung noch eines wiederholten Beweises bedurft, so würde ihn uns die Künstlerin am vergangenen Freitag abermals geliefert haben. Wie immer füllte sie allein das Programm, dessen sämmtliche Nummern sie, wie wir es ebenfalls bei ihrem erstaunlichen Gedächtnisse gewöhnt sind, ohne Noten vortrug; wie stets, vergaßen wir auch diesmal die von der Künstlerin fortwährend überwundenen oft kolossalen technischen Schwierigkeiten über ihrem geistvollen, künstlerisch erwogenen und auf gründlicher Kenntniß der verschiedenen Kunststile basirten Vortrag, mit welchem sie deshalb auch den verschiedensten Meistern und Zeiten in gleich verständnißvoller Weise gerecht ward. Baute sich Bach's Orgel-Toccata in D-moll wie ein in schönen Proportionen errichteter machtvoller architektonischer Bau vor uns auf, an welchem wir jedes zurück- oder hervortretende Glied in plastischer Deutlichkeit erkennen konnten, so war dagegen der Vortrag der Künstlerin im Largo von Chopin's H-moll-Sonate weich, duftig und wie von Mondschein durchwebt und ihr Anschlag darin nicht mehr ein Spielen, sondern ein Singen auf den Tasten zu nennen. Dasselbe ließe sich von der Auffassung der Vortragenden von Beethoven's so charakteristisch ausgeprägten und oft pointirte Accente fordernden Variationen Op. 34, im Gegensatze zu Mozart's ganz in Melodie und süßen Wohllaut getauchtem A-moll-Rondo, oder von Mendelssohn's in unaufhaltsamem musikalischen Fluß dahinrollenden posthumen Präludien, im Gegensatze zu der Paraphrase Rubinstein's über Richard Wagner's ruhevoll und traumhaft hingehauchten „Charfreitagszauber aus Parsifal" sagen. Leider war es mir unmöglich, auch noch den dritten Theil des Concertes abzuwarten, in welchem die Künstlerin in Clavierstücken von Th. Kirchner, Hermann Scholtz, Schulhoff und Liszt excellirte und damit keinen geringeren Beifall, wie man mir sagte, errang, als dies mit den übrigen Nummern des Programms bereits geschehen war. — Das nächste Mal hoffe ich Ihnen über Dvorak's neue komische Oper „Der Bauer ein Schelm" zu berichten.

Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

□ Dr. Külz, Die epistolischen Pericopen auf Grund der besten Ausleger älterer und neuerer Zeit exegetisch und homiletisch bearbeitet. II. Band. Erste Lieferung. Marburg, Elwert'sche Verlagshandlung. — Dieses Werk, von dem nun die erste Hälfte des zweiten Bandes vorliegt, hat mit Recht in der theologischen Welt eine beifallige Aufnahme gefunden. Auch die Fortsetzung bestätigt das über den ersten Band ausgesprochene günstige Urtheil. Die Excerpte aus den Schriften der Kirchenväter, und aus den Schriften Luther's, unseres evangelischen, deutschen Kirchenvaters, diesen unerschöpflichen Fundgruben geistvoller und tiefsinniger Schriftauslegung und damit zugleich reichster homiletischer Anregung, sind in hohem Grade dankenswerth. Schon um dieser Excerpte willen wünschen wir das Werk in den Händen aller evangelischen Theologen. Mehrfach hat der Vers. auch Auszüge aus den Predigten des hochgefeierten Meisters der französischen Kanzelberedtsamkeit im Zeitalter Ludwig's XIV., des großartigen und kunstvollen Bossuet, beigebracht. Es wäre aber zu wünschen, daß die deutsche lutherische Predigt der neueren Zeit in ihren hervorragenden Vertretern noch mehr berücksichtigt würde; wenn dieser Wunsch für die Schlußlieferung, die noch im Laufe dieses Jahres erscheinen soll, zu spät kommt, so geben wir ihn dem geehrten Vers. für eine zweite Auflage anheim, die das Werk bei der Fülle von Anregung und Belehrung, welche es für die Predigtmeditation bietet, wol erleben dürfte. Sind doch gerade die epistolischen Pericopen, denen der Vers. im Interesse einer fruchtbaren Behandlung derselben ein so gründliches Studium gewidmet hat, mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, und ist daher eine derartige Handreichung, welche die eigene Arbeit keineswegs überflüssig macht, sondern nur fördernd anregt, sicher erwünscht.

□ Diaconissin Louise Rätze. Ein Charakterbild. Herausgegeben von Annette Preußer. Leipzig, Dörffling & Franke 1882. — Die Verfasserin, die sich bereits anderweit schriftstellerisch bekannt gemacht, bietet in dieser Schrift das Bild einer frühvollendeten, ächten Diaconissin, die, aus dem Volke aufgewachsen, schon in jungen Jahren durch besondere Fügungen zu ihrem Beruf geführt worden ist, zu dem sie ein frommes, demüthiges Herz, ein frisches, fröhliches Gemüth und besondere praktische Gaben, namentlich die Gabe, Kinder zu pflegen und zu erziehen, mitgebracht. Das Lebensbild ist aus Briefen zusammengestellt, welche Louise Rätze geschrieben und in denen sich in sehr wohlthuender Weise ihr schlichtes, kindlich-fröhliches Herz abspiegelt, das sie sich in den verschiedensten Umgebungen, unter mancherlei Versuchungen, nicht minder in den Tagen ihres Leidens bewahrt hat. Nirgends ist in den Briefen ein Zug von frommer Selbstbespiegelung oder von falschem Heiligenschein, überall tritt Einem eine treue Jüngerin Christi entgegen, die mit Lust Barmherzigkeit übt und der es eine Freude ist, ihrem Herrn an seinen Brüdern zu dienen. Die Schrift kann namentlich auch der weiblichen Jugend zur Lectüre empfohlen werden.

—ψ—. Reiseskizzen aus Indien. Von Herrn und Frau Wereschagin. Erstes Bändchen: Ost-Himalaya. Mit Illustrationen. Leipzig. In Commission bei B. G. Teubner. 1882. (S. 80; 8°.) — Was uns der in neuerer Zeit auch in Deutschland durch die Ausstellung seiner Bilder vielgenannte russische Maler in dem vorstehend erwähnten Bändchen bietet, ist gleichsam der verbindende Text zu seiner Gemäldegalerie. In höchst anspruchsloser Weise schildert derselbe in dem uns vorliegenden ersten Bändchen die gemeinschaftlich mit seiner Frau ausgeführte Reise im Ost-Himalaya. So wird durch Worte ein Zusammenhang zwischen den einzelnen Bildern der Sammlung Wereschagin hergestellt und die isolirten Erscheinungen zu einem Ganzen verknüpft, wie auch das, was der Pinsel nicht wiederzugeben vermag, vorgeführt. Es sind Skizzen im wahren Sinne des Wortes, welche uns der Maler hier zeichnet, nur nicht mit den seiner Kunst eigenen Hilfsmitteln und in der ihr eigenen Ausdrucksweise, sondern durch das Element der Sprache. Mit wenigen Strichen versteht Wereschagin auch durch das Wort ein Bild hinzustellen, das ganz im Charakter seiner Gemälde ist, treu, mitunter erschreckend treu. Das Bändchen ist vorzüglich ausgestattet, wobei die zahlreichen, trefflich ausgeführten Holzschnitte nach Gemälden Wereschagin's eine sehr werthvolle Beigabe sind.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 8.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 88. Donnerstag, den 2. November. 1882.

Inhalt: Aus den letzten Tagen Kaiser Alexander's II., von Th. H. Panteaius. — Bücherbesprechungen (Reise zur Auffindung eines Ueberlandweges von China nach Indien von T. T. Cooper. Ueber fliegende Volks- und Arbeiterküchen, von Dr. Meinert. Internationale Revue über die gesammten Armeen and Flotten, von Ferd. v. Witzleben-Wendelstein). — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Aus den letzten Tagen Kaiser Alexander's II.

Seit dem Frankreich der großen Revolution hat wol kein anderes europäisches Reich eine so völlige Umwälzung seiner Verhältnisse in so kurzer Zeit erfahren wie Rußland unter der Regierung Alexander's II. Als dieser Fürst den Thron bestieg, waren 38 Procent seiner Unterthanen Leibeigene im Privatbesitz; der Dienst in der Armee galt, so weit der gemeine Soldat in Frage kam, als gleichwerthig mit der Verbannung nach Sibirien; die Gerichtshöfe entbehrten allen Vertrauens; die Selbstverwaltung in den Provinzen und in den Städten existirte nur dem Namen nach. Auf den wenigen Hochschulen wuchs unter scheinbar streng-militärischer Disciplin ein zuchtloses, jeder Liebe zur Wissenschaft bares Geschlecht heran; in dem ganzen großen Reich gab es nur zwei Eisenbahnen, von denen die eine wirthschoftlich nicht in Frage kam. Als der Kaiser ermordet wurde, war die Leibeigenschaft aufgehoben; in die Reihen der Armee waren durch die allgemeine Wehrpflicht Angehörige aller Stände eingeführt worden; die Justiz wurde in Gerichtshöfen und unter Ordnungen ausgeübt, die theoretisch nichts zu wünschen übrig ließen und die das allgemeine Vertrauen genossen; die Städte und Provinzen erfreuten sich einer, wenn auch nur beschränkten, so doch immerhin lebendigen Selbstverwaltung. Auf den vermehrten Hochschulen studirte eine Jugend, die infolge der zahlreichen neu creirten Gymnasien eine ganz andere Vorbildung mitbrachte als bisher und deshalb trotz aller politischen Ausschreitungen vieler doch ein ungleich tüchtigeres Streben hatte als die früheren Generationen; zahlreiche Eisenbahnlinien durchzogen das weite Land. Trotz aller politischen Wirren hat das Land unter der Regierung Alexander's II. die größten Fortschritte gemacht und diese wären noch viel bedeutender gewesen, wenn der Schöpfer aller dieser Reformen die Kraft besessen hätte, aus der von ihm selbst geschaffenen Sachlage auch die nothwendigen Consequenzen zu ziehen, beziehungsweise dieselben anzuerkennen. Das war unglücklicherweise nicht der Fall und dadurch wurden jene politischen Wirren geschaffen, welche den wirklich enormen Fortschritt, der gemacht wurde, heute in dem Grade verhüllen, daß auch die besonnenen und urtheilsfähigen Beobachter im Lande und außerhalb desselben vielfach geneigt sind, ihn überhaupt in Abrede zu stellen. Der Kaiser erkannte nie ganz und voll, daß neue Ordnungen auch neue Menschen zu ihrer Durchführung verlangen und daß die reformirte Gesetzgebung auch eine veränderte Verwaltung zur Voraussetzung hatte. So gähnte zwischen der Theorie der von der Regierung selbst geschaffenen Ordnungen und der Praxis der Administration eine ganz unüberbrückbare Kluft, und die ersteren schienen nur dazu geschaffen, um die letztere dem Publicum möglichst unleidlich erscheinen zu lassen. Ein Beispiel möge das erläutern. In der neuen Justizgesetzgebung ist das Princip der Trennung der Rechtsprechung von der Verwaltung mit aller Schärfe durchgeführt, es werden alle möglichen Garantien für die Unabhängigkeit der Richter gegeben und die Motive zu den Justizgesetzen sind voll von Ausführungen über die Bedeutung dieser Trennung. Die Verwaltung dagegen ignorirte ihrerseits dieses Princip vollständig und übte Justiz auf eigene Hand, sobald ihr das wünschenswerth erschien. Ob der Verdächtige resp. Angeklagte im concreten Fall vor das Forum der regelmäßigen Gerichtshöfe kam oder ob ihn die Gendarmerie „auf administrativem Wege" bestrafte, hing einzig von dem Ermessen der letzteren ab.

Nicht minder verhängnißvoll erwies sich ein zweiter Umstand. Die Regierung überzeugte sich bald, daß sie in ihrer Gesetzgebung dem derzeitigen Bildungsstande des russischen Volkes vielfach allzu weit vorausgeeilt war und Ordnungen geschaffen hotte, welche sich unter den gegebenen Verhältnissen gar nicht durchführen ließen. So waren, um wieder ein Beispiel aus der Sphäre der Justiz zu wählen, die Untersuchungsrichter für unabsetzbar erklärt worden. Nun stellte sich sehr bald heraus, daß in Rußland, wo die Zahl der Juristen im Verhältniß zum Bedorf noch eine ganz unverhältnißmäßig geringe ist, dieses Amt in der Regel jungen Leuten, die eben erst die Hochschule verlassen oder gar Routiniers, die überhaupt gar keine juristische Bildung erhalten hatten, anvertraut werden mußte. Diesen Leuten nun die ihrem Amt in der Gesetzgebung vorgesehene Unabsetzbarkeit zu lassen, erwies sich bald als unmöglich, sollte anders von einer halbwegs ausreichenden Voruntersuchung die Rede seiu können. Anstatt nun aber das Gesetz, das sich als verfehlt erwies, wieder abzuschaffen, half man sich damit, daß man die Untersuchungsrichter fast immer nur provisorisch ernannte. In dieser Weise verfuhr man überall. Man ließ das Gesetz bestehen, umging es aber in einer Weise, daß es vollständig in sein Gegentheil verwandelt wurde.

Diese Praxis wurde nun aber natürlich nicht nur dann geübt, wenn die Durchführung des Gesetzes sich als unmöglich erwies, sondern sie trat auch ein, sobald in den Grundsätzen des Regimentes ein Wechsel stattfand. Der Minister, dem diese oder jene Bestimmung nicht eonvenirte, plaidirte nicht etwa für ihre Beseitigung, sondern erwirkte eine Verordnung, welche dieselbe vollständig illusorisch machte. So blieb das stolze Gebäude der Reformgesetzgebung scheinbar intact, in Wahrheit aber wurde eine Zwischenwand nach der anderen abgetragen oder anders gestellt, so daß das Innere des Baues allmälig vollständig verändert worden war. Es leuchtet ein, wie sehr ein solches Verfahren geeignet war, alle intelligenten Classen der Bevölkerung gegen die Regierung einzunehmen. Ein streng autokratisches, lediglich durch die Bureaukratie wirkendes Regiment war in Rußland alt gewohnt und es fehlte auch außerhalb der Bureaukratie keineswegs an Leuten, welche diese Regierungsform als für Rußland einzig geeignet ansahen. Diese Kreise nun mußten durch die Gesetzgebuag, welche die Semstwo und eine unobhängige Justiz schuf, tief verletzt werden. Andererseits sahen die liberalen Elemente nur mit dem äußersten Unwillen,

Digitized by Google

daß alle die Garantien, welche gegen die Willkür oder die Unfähigkeit der Bureaukratie eben erst geschaffen waren, nun entweder ignorirt oder, während man sie der Form nach bestehen ließ, thatsächlich beseitigt wurden. Ein mannhaftes, offenes Zurückgehen hätte die Einen gewonnen und wäre von den Anderen vielleicht als unvermeidlich hingenommen worden, das Doppelspiel verstimmte diese wie jene und bewirkte, daß alle gleich unzufrieden wurden. Mehr als das, es bildete sich die Ueberzeugung, daß nicht nur keine Fortschritte gemacht wurden, sondern daß man thatsächlich zurückgegangen sei. Enttäuscht und verbittert gab die Gesellschaft gewissermaßen den Staat preis und sah dem Kampf, in den derselbe mit einer relativ überaus geringen Zahl fanatischer Radicaler gerieth, schadenfroh oder mindestens gleichgiltig zu.

Dieser Kampf nun, der einen immer verzweifelteren Charakter annahm und dem die Polizei, im weitesten Sinne des Wortes, sichtlich nicht gewachsen war, mußte in dem Kaiser den dringenden Wunsch wach rufen, die Bundesgenossenschaft der nicht radicalen Gesellschaftskreise wieder zu gewinnen. Der Kaiser wandte sich denn auch mehr als einmal direct an die Gesellschaft, indem er sie aufforderte, ihrerseits gegen die Nihilisten Front zu machen, aber sie hatte keine Lust, mit derselben Regierung Hand in Hand zu gehen, welche die eben erst verliehenen Freiheiten mehr und mehr beschränkte und aushöhlte. Die sich in immer kürzeren Zwischenräumen wiederholenden und mit immer größerer Keckheit ausgeführten Attentate bewiesen dem Kaiser bald, daß seine Worte, trotz des officiellen Echos, welches sie natürlich fanden, nicht die gewünschte Wirkung geübt hatten. In dieser Beziehung waren auch Thatsachen wie die Freisprechung der Wera Sfassulitsch nur zu erkennbare Symptome.

Den eigentlichen Kern des Uebels, die Unvereinbarkeit von Herrschaft des Rechtes und administrativer Willkür, von liberalen Formen und despotischem Inhalt scheint der Kaiser bis zuletzt nicht erkannt zu haben, wol aber war er, wie wir schon sagten, darauf bedacht, die öffentliche Meinung für die Regierung zu gewinnen und er war schließlich, wie wir sogleich sehen werden, bereit, um diesen Preis sogar eine Art von Constitution zu erlassen.

In dem soeben erschienenen zweiten Bande des vortrefflichen Buches von Anatole Leroy-Beaulieu: L'empire des Tsars et les Russes. Paris, Hachette et Co. giebt nämlich der ausgezeichnet unterrichtete Verfasser, der mit den Führern der liberalen Anschauungen in Rußland die engste Fühlung hat, höchst interessante Aufschlüsse über die Pläne, mit deren Verwirklichung Alexander II. beschäftigt war, als ihn die Hand der Mörder erreichte. Leroy-Beaulieu giebt diese Nachrichten selbst als durchaus authentisch und es liegt kein Grund vor, an ihrer Wahrheit irgend zu zweifeln. Im Folgenden gebe ich im Wesentlichen seine Darstellung mit seinen eigenen Worten. Er schreibt: „Man befand sich im Anfang des Jahres 1881, unter dem Ministerium Loris-Melikow. Der General und mehrere seiner Amtsgenossen erkannten die Nothwendigkeit, eine wirksame Unterstützung seitens der Nation zu erlangen und sahen ein, daß dieselbe nur zu erreichen war, wenn die Repräsentanten der Nation vereinigt wurden. Die Zustimmung zu dieser Idee war von Alexander II. schwer zu erreichen, denn wenn er auch persönlich nur wenig an dem absoluten Regiment hing, so fühlte er sich doch andererseits nicht berufen, die constitutionelle Aera zu eröffnen. Aus Rücksicht auf diese Bedenken oder Vorurtheile, sowie um den Uebergang aus der alten Ordnung der Dinge in die neue zu erleichtern, wagten die Minister es nur, eine berathende Versammlung, die aus Delegirten der Provinziallandtage (der Semstwos) und der Stadtverordnetenversammlungen (Dumas) der großen Städte bestehen sollte, in Vorschlag zu bringen. Wie heute der Reichsrath, so hätte auch die neue Versammlung nur die Aufgabe gehabt, über die ihr vorgelegten Entwürfe zu Gesetzen ihr Gutachten abzugeben. Die Entscheidung wäre immer bei dem Monarchen geblieben. Man stellte dem Kaiser vor, daß die Selbstherrschaft auf diese Weise aufrecht erhalten bleiben würde. Alexander II. scheint gefühlt zu haben, daß die Thatsachen der Theorie möglicherweise nicht entsprechen würden, und daß, wenn dieser Weg einmal betreten war, man nicht sicher wissen konnte, wo ein Stehenbleiben möglich war. Meine Herren, sagte er in einer Sitzung der Minister, das, was hier vorgeschlagen wird, ist die Notablen-Versammlung Ludwig XVI. Man darf nicht vergessen, was auf sie folgte. Wenn Sie es aber für im Interesse des Landes geboten erachten, so will ich nicht widerstreben.

Der Antrag kam in einer Sitzung zur Verhandlung, welcher mehrere Großfürsten und unter ihnen der damalige Thronfolger, der heutige Kaiser Alexander III., beiwohnten. Nach einer langen Verhandlung gelangte der von General Loris-Melikow, Abasa und Graf Walujew lebhaft unterstützte Entwurf im Princip zur Annahme. Eine Commission wurde damit betraut, die Einzelnheiten auszuarbeiten und die Grundzüge festzustellen. Sie versammelte sich im Anitschkow-Palais beim Großfürst-Thronfolger, von dessen Zustimmung man sich natürlich vorher versichert hatte und der überdies bereits von Loris-Melikow über seine Meinung befragt worden war. Er hatte denselben in seinem Vorgehen durchaus ermuthigt.

Im Februar 1881 war solchergestalt Rußland im Begriff, ein Parlament zu erhalten, was der Anfang zu einer Umwälzung gewesen wäre, deren Ende sich nicht absehen läßt. Die Entscheidung war gefallen, die neue Verfassung unter Einwilligung des Monarchen und seines Erben ausgearbeitet. Eine Art Schicksalsfügung verzögerte ihre Veröffentlichung und verwies Rußland, vielleicht auf lange Zeit, an's Ungewisse.

Von Natur zum Aufschieben geneigt und durch die Freuden seiner zweiten, morganatischen Ehe in Anspruch genommen, verschob Alexander II. die Veröffentlichung des Staatsacts, von dem die Zukunft seines Reiches und sein eigenes Leben abhing, auf einige Wochen, bis auf die Zeit nach den Fasten und den mit ihrem Ausgang zusammenhängenden Festen. Er hatte vergessen, daß Niemand des folgenden Tages sicher ist. So viel man sehen kann, war er nicht etwa wieder schwankend geworden. Es ist überaus tragisch und es beweist, wovon mitunter das Schicksal der Fürsten und der Königreiche abhängt, daß Alexander II. am Tage seines Todes, am Morgen jenes verhängnißvollen Sonntags (1./13. März 1881), ehe er sich zu der Parade begab, von der er nur als ein Sterbender zurückkehren sollte, dem Minister des Innern den Befehl zugehen ließ, am folgenden Tage, am Montag, im Regierungs-Anzeiger die wichtige Reform mitzutheilen, welche er seinen Unterthanen bewilligt hatte. Der Kaiser hatte nämlich am Tage vorher von der Verhaftung Jeliabow's und der Entdeckung eines neuen Complots erfahren. Ein Tag Verzögerung in den Vorbereitungen von Sophie Perowski und von Kibaltschitsch und Rußland hätte den Weg der politischen Freiheiten betreten. So unvollkommen auch eine solche berathende Versammlung und die embryonenhafte Verfassung erscheinen mochten, so hätte die Veröffentlichung derselben doch vielleicht den Arm der irregeleiteten Fanatiker niedergehalten und Rußland eine große Schuld, der Dynastie und dem Lande große Gefahren erspart.

Kurz vordem Alexander II. das Winterpalais verließ, sagte er zu seiner Gemahlin, der Fürstin Jurjewski: Ich habe soeben ein Papier unterzeichnet, welches, wie ich hoffe, einen guten Eindruck machen und Rußland beweisen wird, daß ich ihm alles Mögliche bewillige. Er machte, wie er bei feierlichen Anlässen zu thun pflegte, das Zeichen des Kreuzes und fügte hinzu: „Es wird morgen veröffentlicht werden. Ich habe bereits den Befehl ertheilt."

Der Befehl war in der That bereits gegeben, der officielle Text in die Druckerei geschickt. Man war, als der

Kaiser starb, damit beschäftigt, ihn zu setzen. Mitten in der Verwirrung, welche auf das Attentat folgte, und in der Unordnung des in Trauer versetzten Palastes, näherte sich der General Loris-Melikow dem neuen Herrscher, theilte ihm mit, was am Morgen angeordnet worden war und fragte ihn, ob er darnach handeln solle. „Aendere nichts an dem, was mein Vater befohlen hatte," erwiderte Alexander III. „Das wird sein Testament sein." .....

Zu dieser Stunde, am Abend des 1./13. März, konnte Alexander III. die Gelegenheit, die Alexander II. hatte entweichen lassen, ergreifen. Man befand sich in einem jener kritischen Augenblicke, in denen eine flüchtige Stunde über die Zukunft eines Königreichs entscheiden kann. Alexander III. verstand das nicht. Unter dem Einfluß gewisser Rathgeber ertheilte der kaiserliche Zögling Pobedonoszew's um Mitternacht einen Gegenbefehl. Der von Alexander II. gebilligte Entwurf, der bereit lag, um in der Druckerei gedruckt zu werden, erschien am folgenden Tage nicht im Regierungs-Anzeiger."

So weit Leroy-Beaulieu. Es ist bekannt, daß bald darauf die Minister Loris-Melikow, Abasa und Graf Walujew von ihrem Amte zurücktraten, weil der Kaiser ohne ihr Wissen und wider ihren Willen einen Erlaß veröffentlichte, in welchem die Selbstherrschaft auf das Schärfste betont war. Seitdem ist in Rußland von dem Erlaß einer Constitution in irgend welchem Sinne oder Umfang nicht mehr die Rede gewesen.

Th. H. Pantenius.

Bücherbesprechungen.

—ψ—. Reise zur Auffindung eines Ueberlandweges von China nach Indien von T. T. Cooper. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen. Mit einem Anhang, die beiden englischen Expeditionen von 1868 und 1875 unter Sladen und Browne, und Margary's Reise betreffend, von Dr. H. L. v. Klenze. Mit einer Karte und dreizehn Illustrationen. Zweite Auflage. Jena, Hermann Costenoble, 1882. (S. XIII, 507; gr. 8°.) — Das vorliegende Buch ist nicht die Arbeit eines Gelehrten von Fach, was demselben jedoch an seinem Werthe nichts raubt. Was dem Verfasser an streng wissenschaftlicher Bildung abgeht, das ersetzt er reichlich durch die Wahrheit und Treue seiner Beobachtungen, wie durch die einfache und gesunde Auffassung der Verhältnisse. Als Agent der Handelskammer zu Calcutta hat Cooper die Reise unternommen, deren Hauptzweck es war, einen Handelsweg von Indien zu Lande nach China, namentlich nach der Provinz Yünnan, ausfindig zu machen. Schlicht und einfach schildert Cooper seine Beobachtungen wie Erlebnisse und zahlreichen Abenteuer, so daß wir ein eben so anschauliches Bild von Land und Leuten erhalten, wie wichtige Aufschlüsse über die dortigen Handelsverhältnisse. Der Verleger, Hr. Hermann Costenoble in Jena, hat sich ein Verdienst erworben, daß er dieses interessante Werk in vorzüglicher Ausstattung in der vorliegenden zweiten Auflage nunmehr auch seiner werthvollen, einen Schatz geographischen und ethnographischen Wissens enthaltenden „Bibliothek geographischer Reisen und Entdeckungen älterer und neuerer Zeit" als dreizehnten Band einverleibt hat.

** In einer kleinen Broschüre — der unter dem Allerhöchsten Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta stattfindenden, aus zwingenden Gründen bekanntlich einstweilen vertagten Ausstellung für Hygiene und das Rettungswesen gewidmet — plaidirt unser vormaliger Mitbürger Dr. Meinert für die Errichtung fliegender Volks- und Arbeiterküchen. Diese von dem Verfasser construirten transportablen Kochherde bestehen aus einem etwa 250 Liter Speise fassenden Kessel und aus einer darunter befindlichen Feuerung und können mittels zweier Holzstangen durch je zwei Männer getragen oder auf jedem Lastwagen transportirt und mit der Eisenbahn nach jedem Orte Deutschlands versandt werden. Derselbe ist so eingerichtet, daß er ohne Weiteres die Hauptmahlzeit: Fleisch mit Gemüse und den Nachmittagskaffee für 250 bez. 500 Arbeiter zu bereiten vermag, und hat die Bestimmung, da, wo größere Bauten stattfinden oder mehrere einander nahegelegene Fabriken viele Arbeiter beschäftigen, und Volksküchen nicht in unmittelbarer Nähe sind, eine rationell zusammengesetzte, schmackhafte Beköstigung für die Arbeiter zu liefern. Der Preis für ¾ Liter Gemüse in Fleischbrühe soll nur 10 ₰, mit einem Stück Fleisch 15 ₰ betragen. Dabei ist freilich vorausgesetzt, daß das Gemüse aus den vom Verfasser erfundenen Carne-pura-Conserven bereitet werde, einem Nahrungsmittel, von welchem versichert wird, daß es alle nährenden Bestandtheile in rationellster Zusammensetzung enthalte und eine leicht verdauliche, äußerst schmackhafte Speise gebe, welche zu sehr mäßigen Preisen in kürzester Zeit und unter geringstem Aufwand von Arbeitskräften und Heizmaterial fertig gestellt werden könne. — Die Broschüre ist im Verlage von E. S. Mittler & Sohn in Berlin erschienen.

—gt. Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten, herausgegeben von Ferd. v. Witzleben-Wendelstein, betitelt sich eine in monatlichen Heften im Verlage von Otto Janke, Berlin, erscheinende periodische Schrift, deren erstes Octoberheft vor uns liegt. Die Revue will außer einigen mehr fachmännisch gehaltenen Artikeln ihre Aufsätze in populärer und allgemein verständlicher Form und Sprache bringen und meint durch ihren internationalen Zuschnitt im großen Style in unserem waffengewohnten Deutschland einem wirklichen Bedürfnisse Rechnung zu tragen. Als leitenden Artikel finden wir im ersten Hefte den Anfang einer Serie „Kriegsphilosophischer Studien" vom österreichischen Generalstabsmajor Reiß. Deutschland bringt vom Admiral z. D. v. Henk „Die Marine-Centralbehörden der bedeutendsten Seemächte"; den Anfang einer Serie: „Ueber rationelle Methode beim Felddienst der Cavallerie" von Graf v. Geldern; die „Gedanken eines alten Soldaten über die beim Reichstage eingereichte Petition Carl Gottlob Metzel's und Genossen", von v. B.; und „Ein Wort über die Wereschagin'schen Schlachtenbilder" von Otto v. Monteton. Ohne dem Werthe der drei ersten belehrenden Artikel irgend wie zu nahe treten zu wollen, möchten wir namentlich die letztgenannten beiden kürzeren Abhandlungen nach Inhalt, Form und der aus denselben hervorleuchtenden königstreuen, im besten Sinne des Wortes conservativen und armeefreundlichen Gesinnung und Auffassung besonders hervorheben. Aus der Rubrik Oesterreich erwähnen wir: „Die Nationalitäten der österreichischen Armee" von H. L. W. und „Der Fußboden in der Caserne" von Oberstabsarzt Michaelis; letzterer vom Standpunkte der Gesundheitspflege allgemein interessant. — Neben zwei Aufsätzen aus Frankreich, welche „Das neue Cavallerie-Exercirreglement und die politischen Parteien" von B. P., wie die „neuesten Veränderungen in der französischen Armee" behandeln, liefert Rußland besonders reichhaltige Beiträge, unter denen „Skobelew" wol das Hauptinteresse in Anspruch nehmen dürfte. — A bord de Peluse von A. Fauton beleuchtet die ägyptischen Vorgänge, und mit einigen eingehenden Recensionen schließt das Heft ab.

Leipzig, 31. Oct. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Altkatholicismus, Die Bedeutung des, für unsere Zeit, von einem Protestanten. Hannover, Helwing's Verlag. 25 ₰.

de Amicis' Marokka. Aus dem Italienischen von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Wien, A. Hartleben. 13,50 M.

Aus allen Zeiten und Landen. Illustr. Monatsschrift. 1. Jahrg. 1. Heft. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. Viertelj. 3 M.

„Autoemancipation". Mahnruf an seine Stammesgenossen von einem russischen Juden. Berlin, W. Isleib.

Aug-Lallemant, Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen. Breslau, Ferdinand Hirt. 4 M.

Bamberger, Die Verschleppung der deutschen Münzreform. Ein Appell an die Reichsregierung. Köln, Du Mont-Schauberg.

Beeg siehe „Buch der Bücher".

Bermann, Alt und Neu. Vergangenheit und Gegenwart in Sage und Geschichte. 7. bis 12. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 Pf.

Biller, Ulli. Geschichte eines unerzogenen Mädchens. Leipzig, Carl Reißner.

S. Bugatky's Güldenes Schatzkästlein der Kinder Gottes. Neu bearbeitet von A. Kolde. Gütersloh, C. Bertelsmann. 2,40 M.

Bunnel, Erzählungen aus alten deutschen Städten. 1. Bd.: Der Geisterbanner von Rothenburg. Wiesbaden, Julius Niedner. 2 M.

Buch der Bücher. Aphorismen der Welt-Literatur, gesammelt von Egon Berg. 2 Bde. Geist und Welt. Herz und Natur. Teschen, Karl Prochaska. Geb. à 10 M.

Bunge, Deutsche Samariterinnen. Leipzig, Carl Reißner.

Cassel, Für das Volk in Berlin. Eine sociale Betrachtung. Berlin, Expedition des Sunem.

Christiansen, Der Fluch der bösen That. Eine Stadtgeschichte aus dem Schwarzwald. Leipzig, Georg Böhme. 1 M.

Coën, Das Stottern, Stammeln, Lispeln ꝛc. 2. Aufl. Wien, A. Hartleben. 2 M.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine. Red. v. Leipzig, J. C. Hinrichs. Viertelj. 2 M.

Constantinopel, Neue volkswirthschaftliche Studien über, und das anliegende Gebiet. Wien, Verlag des orientalischen Museums.

Deutsche Bücherei. Heft 13 bis 21. Breslau, S. Schottländer. à 40 bis 60 Pf.

Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Von Rich. Fleischer. 10. (Oct.-) Heft v. Berlin, Otto Janke. Viertelj. 6 M.

Dixie, Bei den Patagoniern. Ein Damenritt durch unerforschte Jagdgründe. Aus dem Englischen von H. v. Wobeser. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Fabricz- und Dampfkessel-Inspektionen für 1881, Jahresberichte der Königl. Sächs., Berlin 1882, Fr. Kortkampf.

Falb, Das Land der Inka. Leipzig, J. J. Weber. 18 M.

Frankfurter Gelehrte Anzeigen siehe „Seuffert".

Frän'el, Die tägliche Arbeitszeit in Industrie und Landwirthschaft. Leipzig, Duncker & Humblot. 1,60 M.

Feuneu-Zeitung, Illustrirte, 1. Heft 1882. Jährl. 24 Hefte. Berlin, Franz Lipperheide. à 50 Pf.

Feeyhe, Das Berliner Weihnachtsspiel. Leipzig, Dörffling & Franke. 1,20 M.

Gluser-De Cew, Gustav, Die magnetelektrischen und dynamoelektrischen Maschinen und die sog. Secundär-Batterien. Elektro-technische Bibliothek 1. Bd. Wien, A. Hartleben. 3 M.

Grunz, Ueber Goethe's „Torquata Tasso". Leipzig, F. H. Webel.

Haeckel's Vortrag: Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck. Jena, Gustav Fischer.

Handelskammer Leipzig, Jahresbericht der, für 1881, gutachtlicher Theil ꝛc.

Huetner, Versuche und Erfolge. Eine Erzählung für junge Mädchen. Leipzig, Carl Reißner.

Hertslet's Coupon-Warner. 5. Aufl. Berlin, R. Gaertner's Verlag.

S. Holtzendorff, Encyklopädie der Rechtswissenschaft. 4. Aufl. 2. bis 12. Lfg. Leipzig, Duncker & Humblot. à 1,20 M.

Jahnke, Bienenfleiß und Bienensegen. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. 1,20 M.

Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im Deutschen Reich. VI. Jahrg. 4. Heft. Leipzig, Duncker & Humblot. 6 M.

Kaemmel, Geschichte des deutschen Schulwesens. Leipzig, Duncker & Humblot. 8,40 M.

Karlenweeke: Specialkarte der südlichen Lausitz. Section I. Neusatza, Hermann Oeser. 1 M.

S. Kaufmann, Die Finanzen Frankreichs. Leipzig, Bibliographisches Institut. 25 M.

Kreu, Drei Charakterbilder aus Goethes Faust. Oldenburg, Ferd. Schmidt.

Kuller, Neueste Erfindungen und Erfahrungen. 9. Jahrg. 11. Heft. Wien, A. Hartleben. à 60 Pf.

Kunst und Kunstgewerbe im Deutschen Reich 1881, Statistisches Handbuch für, herausgeg. von Rud. Springer. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Kuntze, Das Spaeen und die Sparkassen. Planen i. V., A. Hohmann's Verlag. 1,20 M.

Kuntze, Prolegamena zue Geschichte Rom's. Leipzig, J. C. Hinrichs. 5 M.

S. Leixner, Unser Jahrhundert. 54. u. 55. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 Pf.

Lessing's Werke. Illustrirte Prachtausgabe von Dr. Heinr. Laube. 15. bis 20. Lfg. Wien, Bensinger's Verlag. à 50 Pf.

Litteraturdenkmale siehe „Seuffert".

Luetius, Die innere Mission. Gütersloh, C. Bertelsmann. 2 M.

Matthaei, Die wirthschaftlichen Hülfsquellen Rußlands. (15 Lieferungen.) 1. Lfg. Dresden, Wilh. Baensch. 1 M.

Mauerhof, Ueber Hamlet. 3 M. — M.'s Trauerspiel: „Messalina". Leipzig, T. O. Weigel. 2 M.

Meinert, Wie nährt man sich gut und billig? Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 50 Pf.

Mejee, Zur Naturgeschichte des Centrums. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr.

S. Miaskowski, Das Erbrecht und die Gemeingenthums-Vertheilung im Deutschen Reiche. 1. Abth. Leipzig, Duncker & Humblot. 7 M.

Mathes, Die Baukunst des Mittelalters in Italien. 1. u. 2. Thl. Jena, Hermann Castenoble. à 8 M.

Müller-Amorbach, Der Dürrbacher Mostgeist. Ein Würzburger Weinmärchen. Würzburg, Stahel.

Nationalpartei, Die, der Zukunft. Heraus aus den Wirren! Ein Wort an alle Vaterlandsfreunde. Berlin, Frdr. Luckhardt.

Neues Archiv für Sächs. Geschichte und Alterthumskunde. 3. Bd. 3. Heft. Dresden, Wilh. Baensch. Pro Jahrg. 6 M.

Neumann's Geographisches Lexikon des Deutschen Reichs. 5. bis 11. Lfg. Leipzig, Bibliographisches Institut. à 50 Pf.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen ꝛc. 24. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 2 M.

S. Oettingen, Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Socialethik. 3. Aufl. Erlangen, Andreas Deichert. 15 M.

S. Ompteda, Der Anhänger. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Leipzig, Georg Böhme. 3,60 M.

Parlamentarismus. Ansichten des deutschen, Leipzig, Duncker & Humblot.

Platter, Thomas und Felix, zwei Lebensbilder aus der Zeit der Reformation und Renaissance. Von Rud. Heman. Gütersloh, C. Bertelsmann. 5,40 M.

Pluß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. 2. Aufl. 3. u. 4. Halbband. Berlin, Auerbach. à 3 u. 5 M.

v. Rudies, Anastasius Grün's Lehrer und Freund der slovenische Dichter France Preschiren als deutscher Poet. Leipzig, J. H. Webel.

Raspe, Heilquellen-Analysen. 1. Lfg. Dresden, Wilh. Baensch. 1 M.

Rhamberg, Die Erhebung der Geschichte zum Range einer Wissenschaft. Wien, A. Hartleben. 1,80 M.

Richter's Vortrag: Die Landwirthschaft Australiens und der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dresden, G. Schönfeld. 40 Pf.

S. Richthofen, Vorlesungen über die Liturgie und die anderen Gottesdienste der Kirche. 1. Bd. 2. Aufl. Augsburg, Rich. Preyß. 4 M.

Schiller's sämmtliche Werke in 10 Bänden. 1. bis 10. Bd. Leipzig, Grimme & Trämel. 10 M.

S. Schweiger-Lerchenfeld, Die Adria. 11. bis 17. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 Pf.

Secchi, Zwei Vorträge: Die Größe der Schöpfung. Aus dem Italienischen von Carl Güttler. Leipzig, E. Bidder. 1,20 M.

Seuffert, Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrh. in Neudrucken: 7. Frankfurter Gelehrte Anzeigen v. J. 1772. 1. Hälfte. Heilbronn, Gebr. Henninger. 2,80 M.

Springee siehe „Kunst und Kunstgewerbe".

Steinbergs „Ewig unvergeßlich". Bilder aus dem Soldatenleben in Krieg und Frieden. Hannover, Helwing's Verlag.

Steinhausen, Zufällige Herzenserleichterungen eines einsamen Kunst- und Literaturfreundes. Leipzig, Georg Böhme. 1,20 M.

Teister Ausstellung 1882. Katalog des orientalischen Museums in Wien.

Tolmatchoff, Le désastre lagique de notre Temps. Dresde, C. C. Meinhold & fils.

Vogt, Die kriegerischen Ereignisse in Aegypten 1882. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 3 M.

Voß' Preis-Trauerspiel: Luigia Sanfelice. Frankfurt a. M., C. Koeniger. 2 M.

Walter, Das Königl. Sächs. Volksschulrecht. 4. Aufl. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. 3 M.

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung ꝛc. 14. Heft. Leipzig, Richard Lesser. Viertelj. 1,50 M.

v. Weeder's, Anna, Erzählungen: „Frau Ludwika". 2,40 M.; „An der Waldecke". 2. Auflage, 3 M.; „Bienchen", 2,40 M. Leipzig, J. C. Hinrichs.

Wichert, Hohe Gänner. Eine Comödie in 15 Capiteln. Leipzig, Carl Reißner.

Watff, Gemüth und Charakter. 6 Vorträge. Leipzig, Wolfgang Gerhard. 2,50 M.

Wrubel, Sammlung bergmännischer Sagen. Freiberg i. S. Cruz & Gerlach. 2 M.

Zeitschrift des Königl. Preußischen Statistischen Bureaus. 22. Jahrg. 1882. 1. u. 2. Heft. Selbstverlag. Jahrg. 1882. 12 M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 8.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 89. Sonntag, den 5. November. 1882.

Inhalt: Das kaiserliche Berlin, von Fritz Wernick. II. — Leipziger Theater, von Hans Marbach. — Musik-Bericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Manila und die Philippinen. — Bücherbesprechungen (Die religiöse Weltstellung des jüdischen Volkes, von Dr. C. F. Hemann. „Verhandlungen über den Entwurf zum Gerichtsverfassungsgesetze ꝛc." „Ueber systematische Förderung wissenschaftlicher Landeskunde von Deutschland", von Dr. Rich. Lehmann. „Die kriegerischen Ereignisse in Aegypten während des Sommers 1882", von Herrm. Vogt).

Das kaiserliche Berlin.

Von **Fritz Wernick.**

II.

Die persönlichen Neigungen des Kaisers Wilhelm sind sehr einfache, eine schlichte Lebensführung entspricht ihnen am meisten. An dem kinderreichen Hofe seines Vaters ist er an anspruchslose Einfachheit gewöhnt worden. Das Geschlecht der Hohenzollern gehört nicht zu den mit Glücksgütern überreich gesegneten Herrscherstämmen, auch Preußen war ein armes, von großen, schweren Aufgaben in Anspruch genommenes Land. Seine Könige, immer, wie Friedrich II. es ausgesprochen, Diener des Staats, haben diesen Verhältnissen meist Rechnung getragen, niemals ähnlichen Aufwand getrieben wie selbst kleinere deutsche Fürsten. Auch Friedrich Wilhelm IV., mehr zur Entfaltung von Pracht und Repräsentation geneigt, hat doch niemals in seinem Haushalt mit dem Glanze und der Ueppigkeit des Hoflebens in Wien und dem napoleonischen Paris zu wetteifern vermocht. Sein Verdienst aber war es, durch Umbau und Decorirung des weißen Saals, durch Umgestaltungen im alten Königsschlosse, durch Wiederbelebung alter Traditionen, des historischen Schaugepränges bei den Stiftungstagen und Capiteln der hohen Ritterorden vorbereitend für eine Zeit zu wirken und zu schaffen, der ein anderer den Inhalt geben sollte.

Als Regent und später als König ist der jetzige Kaiser anfangs nur wenig abgewichen von der ihm zusagenden Gestaltung seines Lebens. Die Krönungstage in Königsberg, einzelne festliche Veranstaltungen in Berlin, zu denen feststehend die Feier des Krönungs- und Ordensfestes, des Geburtstags der königlichen Monarchie gehörte, waren diejenigen Repräsentationsacte, die König Wilhelm für erforderlich hielt, um seine eigene Stellung und diejenige Preußens mit dem gebührenden Glanze zu umgeben. In seiner Gemahlin besaß er eine Lebensgefährtin von Kunstsinn, Geschmack und genialem Talente für Veranstaltung inhaltreicher Feste. Niemals durften da äußerer Pomp und verschwenderische Ueppigkeit allein herrschen, der Geist sollte angeregt, der künstlerisch gebildete Sinn befriedigt werden. Die beliebtesten der gastlichen Abende in der Residenz des Königs waren die Donnerstage der Königin während der Wintersaison, zu denen Gelehrte, Künstler, geistvolle Männer der Berliner Gesellschaft geladen waren und sich mit Aristokraten, hohen Militärs, Diplomaten, fürstlichen Gästen zu anregender Unterhaltung vereinten, an denen Künstler die Zeit durch Spiel und Gesang kürzten. Die eigentliche Hofgeselligkeit culminirte an diesen Donnerstagen; wer hier durch eine Einladung geehrt ward, der denkt gewiß gern dieser Abende.

Der Tag von Versailles, der dem preußischen Könige die deutsche Kaiserkrone auf's Haupt setzte, mußte natürlich auch den Charakter der festlichen Geselligkeit am Berliner Hofe ändern. Die feine und sichere Empfindung für das Angemessene und Erforderliche, die den Prinzen von Preußen, den Regenten, den König stets ausgezeichnet, hat auch den deutschen Kaiser hier das Richtige treffen lassen. Bei allem Glanze, bei aller Pracht der großen Ceremonialacte und Feste trugen diese meist einen historischen, einen preußischen, einen hohenzollernschen Zug in ihrer Physiognomie. Während die deutschen Regenten des vorigen Jahrhunderts kein höheres Ziel kannten, als das, das Festgepränge von Versailles, das Hofleben der Ludwige nachzuahmen, folgte der deutsche Kaiserhof nur eigenen selbstgegebenen Gesetzen und Traditionen. Capitel und Investituren der Ritter vom schwarzen Adlerorden wurden wieder streng den alten Satzungen gemäß mit historischem Ceremoniell vollzogen. Das Krönungs- und Ordensfest hat den Charakter eines preußischen, einer Art Familienfeier von Dynastie und Volk fest bewahrt; nur diejenigen Männer und Frauen umgeben da das Herrscherhaus, die sich um das Land verdient gemacht haben und an der Festtafel im weißen Saale sind alle Stände vertreten, vom Staatsoberhaupt bis zu dem Unterofficier und bescheidenen Subalternbeamten. Bei den großen Hofcouren herrscht noch eine gewisse historische Kleiderordnung. Die Damen legen da nicht nur die schwere Cour-schleppe an, sondern auch lange Schleier, wie sie sonst in der Gesellschaft nicht getragen werden. Ein festes Programm stellt die Reihe der Festlichkeiten auf vom Krönungstage im Januar bis zum großen Fastnachtsballe im Hohenzollernschloß. Da wechseln Concerte, Bälle, Reunions mit einander, da begiebt sich zweimal die gesammte Hofgesellschaft mit ihren Gästen auf die Bälle im Opernhause, um sich frei in der großen Gesellschaft unter allen Ständen zu bewegen. Kein anderer Hof kennt derartige allen bürgerlichen Kreisen zugängliche Feste. Die Opernbälle hat Hr. v. Hülsen schon unter Friedrich Wilhelm IV. arrangirt, aber sie haben seitdem ihre Physiognomie doch sehr verändert, sind sehr viel glänzender geworden, seit Berlin sich zur Reichshauptstadt erhoben hat. Neben allen diesen großartigen Festlichkeiten finden die kleineren im Palais des Kaisers immer noch Raum, die Donnerstage der Kaiserin sind dieselben wie die Donnerstage der Königin, überhaupt bemüht sich die hohe Frau ganz besonders um die interessante und anregende Gestaltung der Abende in ihrem eigenen Hause. Große, ausschließlich militärische Diners, Besuche fremder Fürstlichkeiten und die eigentlichen Familienfeste, Geburtstage, Weihnachtsbescheerungen, binden sich nicht an die Saison und zeigen das mächtige Staatsoberhaupt als das Haupt seiner Familie.

In dieser Vereinigung von glänzender Repräsentation, vornehmem historischen Ceremoniell mit gemüthvollen Familienscenen, ungezwungenem Verkehr mit den besseren Schichten der Bevölkerung ist der preußisch-deutsche Hof einzig. Das vor einem Jahrzehnt noch so karg ausgestattete, so frugale und einfache Preußen thut es heute allen anderen Höfen zuvor in Entfaltung von stilvoller Pracht, in der Reihe seiner Hoffeste, in Betreff der großen und kleinen Geselligkeit. Wie Deutschland schnell zur mächtigsten aller Nationen emporgewachsen ist, so hat sein Kaiser auch keine derjenigen äußerlichen Pflichten unerfüllt lassen wollen, welche dieser Stellung entsprechen. In dieser Beziehung unterscheidet sich das kaiserliche Berlin ganz gewaltig von demjenigen der nahen Vergangenheit.

Aber nicht einseitig und isolirt hat das Hofleben und die große Geselligkeit des Herrschergeschlechtes sich nach dieser Richtung hin ausgestaltet. Auch die gesammte Berliner Gesellschaft ist eine gänzlich andere geworden. Große industrielle Unternehmungen, Finanzgesellschaften, Banquiers, Kaufleute haben Reichthümer erworben, wie sie früher hier wol kaum existirt haben. Die Einigung Deutschlands führt nicht nur die Vertreter der ganzen Nation in die Reichshauptstadt, auch das Geschäft, besonders das rein finanzielle, findet hier immermehr seinen Mittelpunkt. Berlin ist längst nicht mehr die Stadt der ästhetischen Thees, der belegten Butterbrode, wie es nicht mehr die Stadt der Geheimräthe ist. Die hier residirenden reichen Standesherren aus der Provinz, die hohe Finanz, die Magnaten der Industrie, die großen Kaufleute öffnen ihre Hotels zu Festen, die mit denen des Hofes wetteifern, sie laden Künstler ersten Ranges, Gelehrte, Politiker ein und bewirthen sie lucullisch. Denn ob auch das materielle Leben auf eine Weise üppig und raffinirt geworden ist, van der man früher hier keine Ahnung hatte, so bleibt doch Berlin seinen alten, guten Traditionen treu, pflegt geistiges Leben angelegentlich, bietet zu einem leckeren Bissen und einem guten Trunk immer auch ein gutes Wort, fesselnde Unterhaltung. Da hat denn auch das regere politische Leben sehr günstig gewirkt. Der Reichstag vereinigt die Elite der Nation aus allen Berufskreisen in den Mauern der Hauptstadt, Mitglieder des Bundesrathes, Schriftsteller, Vertreter jeder Art von geistiger Arbeit versammeln sich um die Parlamente und beleben die Geselligkeit ganz ungemein.

Selbst in den besseren bürgerlichen Kreisen Berlins, ja hier vielleicht vorzugsweise, ist die Geselligkeit eine sehr angenehme. Man unterhält sich immer gut, findet überall interessante Elemente, überall reizende Frauen und erkauft derartige Genüsse jetzt nicht mehr mit gänzlichem Verzicht auf alle materiellen. An Stelle der früheren Frugalität ist überall eine gewisse, aber nur selten herausfordernde Opulenz getreten. Und das gewinnt mehr und mehr Einfluß auch auf die Qualität der gastlichen Darbietungen der Restaurants, Cafés, Gasthöfe. Man kann in Berlin jetzt ganz ausgezeichnet essen und trinken, ebenso gut wie in Hamburg, Wien, Paris. Den dünnen Spülicht von Kaffee, der früher meist in den Conditoreien servirt wurde, haben die Wiener Cafés längst beseitigt. Statt der einen Kneipe, in der wir vor fünfzehn oder zwanzig Jahren echt bayerisches Bier bekamen, haben wir jetzt die Auswahl unter allen Sorten und Specialitäten, die München, Nürnberg, Erlangen, Culmbach, Pilsen, Wien brauen und hier in eigenen Niederlagen verzapfen. Ebenso trinkt man nicht mehr ausschließlich sein Schöppchen „Kutscher", sondern findet billige Weine aus der Pfalz, von Franken, dem Rhein, der Mosel, aus Baden und Schwaben je nach Gefallen. Die Männer, die hierher zum Reichstage kommen, sorgen schon dafür, daß ihnen ihr gewohnter Abendtrunk nicht fehle in dem kaiserlichen Berlin.

Besser noch als die Keller werden seine Küchen versehen. Frische Seefische und Hummern aus Hamburg, Wild, Geflügel, wundervolle Exemplare von Schlachtvieh kommen täglich an den Markt, Delicatessen, Primeurs der Saison finden wir in den besseren Geschäften, seine Gemüse sogar auf den Wochenmärkten. In der Apravisiauirung hat Berlin ungeheure Fortschritte gemacht. Das beste Speisematerial, die ausgesuchtesten Leckerbissen sind immer vorhanden. Italienische Läden versorgen uns mit den besten Macaroni, dem feinsten Speiseöl, mit frischen Eiern im Winter, mit dem delicaten Gorgonzola-Käse; die Franzosen schicken uns Paularden, die Amerikaner delicates Tafelobst aus Californien. Für alle diese guten Dinge besitzt das heutige Berlin einen lebhaften Markt, muß also sehr viel davon verbrauchen. Fast könnte man darüber klagen, daß die Freude an materiellem Wohlleben schon gar zu sehr in Raffinement ausartet. Der Feinschmecker begnügt sich nicht mehr mit der gewöhnlichen Leberpastete, er ißt nur solche „en croûte", d. h. in Teighülle, weil dieser Teig sich höchstens 14 Tage hält, die Pastete also absolut frisch sein muß, während die Terrine die Altersschwäche mitunter verbirgt. Gewiß wird man anderswo in großen reichen Städten ebenso gut leben, Berlin war aber als sehr frugale Stadt verrufen und da soll nur der Unterschied der früheren Zeit mit der kaiserlichen hervorgehoben werden. Man speist aber nicht nur fein in Berlin, man ißt, was weit mehr bedeuten will, in reellen, besseren Bürgerhäusern kräftig, schmackhaft und reichlich.

Es ist selbstverständlich, daß der allgemeine Aufschwung, den die Gründung des deutschen Kaiserthums für Berlin zur Folge haben mußte, sich nicht nur auf Geschäft und Verkehr, auf gesellschaftliches und materielles Leben beschränkte. Es sind die höheren Aufgaben nicht vernachlässigt, ideale Zwecke mit derselben Energie, denselben glücklichen Erfolgen gefördert worden. Was da vom Reiche und vom Staate ausgegangen, mußte zunächst immer der Hauptstadt zu gute kommen. Es war bis dahin niemals vorgekommen, daß man auch Angelegenheiten und Unternehmungen bedeutende Mittel zuwandte, bei denen ein directer Vortheil oder ein Staatsinteresse niemals in Frage kommen konnte. Das junge, eben erstandene Deutsche Reich hat sich sofort den anderen modernen Culturstaaten an die Seite gestellt, indem es mit bedeutendem Capital-Aufwande die heiligen Stätten von Olympia von tausendjähriger Verhüllung befreite. England und Frankreich hatten in Assyrien, in Ephesos, auf anderen Stätten der alten Welt den untergegangenen Herrlichkeiten nachgeforscht, im Dienste der gesammten Alterthumskunde erhebliche Opfer gebracht. Freilich war da immer ein Löwenantheil für ihre eigenen nationalen Sammlungen mit erbeutet worden und wo das nicht geschehen, wie auf dem von Napoleon III. freigelegten römischen Palatin, da war eben Erhebliches nicht zu Tage gekommen. Das Deutsche Reich ging uneigennütziger vor, als sie alle. Es verlangte von Griechenland nichts weiter als die Erlaubniß, die ganze Altis freilegen, der wissenschaftlichen Forschung einen Bezirk zugänglich machen zu können, der zu den wichtigsten Cultusstätten der alten Welt gehört. Jahrelang haben seine Beauftragten dort emsig gearbeitet, den Fieberdünsten Trotz geboten, harte Entbehrungen ertragen, während Griechenland ruhig zusah, sich die gewonnenen Schätze ohne Dank in den Schooß werfen ließ. Ohne Bedauern haben wir Kunstwerke wie die Nike des Paionios, den Hermes des Praxiteles in der Niederung des Alpheiosflusses zurückgelassen. Uns genügte das gewonnene Ergebniß, die topographische Klarstellung des heiligen Bodens, seiner Bauwerke von den Zeiten der Hochblüthe Griechenlands bis auf den römischen Hadrian und jene wüsten Slavenhorden, die ihre häßlichen Parasitenbauten an die Reste der Tempel geklebt hatten. Das Deutsche Reich hat in diesem großartigen Acte die Uneigennützigkeit bewiesen, daß es ihm ernst ist um die Förderung idealer Zwecke, daß es Opfer zu bringen vermag für die gesammte Culturwelt. Die einzigen Trophäen dieser glorreichen Campagne sind die Gipsabgüsse, die Berlin besitzt, zugleich die Anfänge eines Reichsmuseums, das ohne Frage bald erstehen wird.

Digitized by Google

Von anderswoher ist denn dem preußischen Staate ein reicher Lohn geworden für jene Forscherthaten, deren eifrigster Förderer bekanntlich der deutsche Kronprinz gewesen ist. Auf den Gefilden des alten Pergamon gelang es Preußen, unter ungleich günstigeren Bedingungen Schätze zu finden und zu erwerben, die an Kunstwerth und archäologischem Interesse denen gleichstehen, die England vom Parthenon in Athen und dem Tempel des arkadischen Phigalia sich anzueignen gewußt hat. Die Türken, denen jenes kleinasiatische Land noch gehört, sind weit weniger eifersüchtig auf den Besitz solcher alten Steintrümmer. Sie haben die Fortführung der Sculpturen, die einst Tempel und Opferaltar auf der Akropolis geschmückt, frei gestattet, und noch immer langen Schiffsladungen mit Bruchstücken jener wunderbar vollendeten Sculpturen in der Reichshauptstadt an. Das kaiserliche Berlin besitzt in diesen pergamenischen Reliefs Kunstschätze, die nicht ihresgleichen haben, die allein einen Studienbesuch der preußischen Residenz lohnen. Wir gehören keineswegs zu denen, welche diese Bildwerke überschätzen, dieselben den edlen, inhaltreichen Gebilden des Parthenon, dem Erhabensten, was die antike Kunst uns hinterlassen, gleichstellen. Die Zeit, in welcher die pergamenischen Altarreliefs entstanden sind, war eine späte, in der blendende Virtuosität, überraschende Vollkommenheit alles Technischen für Mangel an erhabenen Ideen, gedanklichem Gehalte entschädigen mußte. Die Künstler, die diese Altarfriese geschaffen, konnten ungeheuer viel, aber sie hatten der Welt sehr wenig zu offenbaren, sie waren Virtuosen in dem besten Sinne dieses Worts. Die Zeit aber, in der sie geschaffen, deren künstlerisches Vermögen sie so beredt zum Ausdruck bringen, hat uns bisher nur einzelne wenige Bildwerke hinterlassen. Durch diese Schätze tritt sie in vollem Glanze, mit überwältigenden Leistungen vor uns hin. Nicht mehr den sterbenden Fechter im Capitol, den Gallier, der sein Weib tödtet, in der Villa Ludovisi allein werden wir aufsuchen, um die pergamenische Schule kennen zu lernen. Das kaiserliche Berlin besitzt mehr, Charakteristischeres, Großartigeres in diesen vollendet schönen Reliefs, die erst dann werden vollkommen gewürdigt werden können, wenn man sie, wie beabsichtigt, in einem besonderen Museum aufstellen wird. Auch der frühere preußische Staat würde kaum die Mittel, ja vielleicht kaum Wunsch und Willen gehabt haben, um seine Sendlinge zu derartigen Streifzügen nach dem fernen, wenig durchforschten Osten auszurüsten. Erst als er die von ihm bisher allein getragenen schweren Lasten, die ernsten, für Alldeutschland übernommenen Aufgaben auf die Schultern der ganzen Nation zu vertheilen im Stande war, erst als sein Herrscher der Kaiser Deutschlands geworden, hat auch Preußen seiner Machtstellung würdig, derartige Leistungen gern übernommen, Mittel zu einem Aufwande gefunden, der früher seine materiellen Kräfte weit überstieg.

Das beweist es auch durch seine Unterstützung der modernen Kunst. Das künstlerische Leben Berlins ist bis zum Beginne des letzten Jahrzehnts ein ziemlich enges, bescheidenes gewesen. Zwar hat es der preußischen Hauptstadt niemals an einzelnen Künstlern ersten Ranges gefehlt. Männer wie Schinkel, wie Rauch haben fast ihr gesammtes Kunstschaffen derselben gewidmet, Maler wie Cornelius, wie Kaulbach sind durch große Aufträge in monumentalen Kunstwerken vorübergehend für Berlin thätig gewesen. Das aber waren vereinzelte Aufwendungen kunstsinniger Monarchen und Mäcene, die auf das allgemeine Kunstleben der Stadt von keinem großen Einfluß sein konnten. Es fehlte die gleichmäßige, andauernde Befruchtung durch bedeutende Aufträge, Sinn und Mittel der Bevölkerung für künstlerischen Aufwand. Der Segen einer solchen Befruchtung ruht heute noch auf München. Ein Menschenalter ist verflossen seit der Aera, die König Ludwig I. dort geschaffen. Damals versammelte der König die bedeutendsten Architekten, von Bildhauern wenigstens Schwanthaler um sich, erbaute eine ganz neue Stadt mit Palästen, Kirchen, monumentalen Architekturen aller Baustile, ließ sie schmücken mit Fresken, Sculpturen, Mosaiken und Glasmalereien, gründete der modernen Malerei eine Stätte, füllte dieselbe mit Gemälden seiner Münchener Meister. Es war das eine goldene Zeit für deutsche Kunst und deutsche Künstler. Nachhaltig auf das deutsche Kunstleben hat sie deshalb nicht zu wirken vermocht, weil der königliche Schirmherr die Kunst nicht aus der tiefsten Seele seines Volkes heraus entwickeln, sondern Musterbilder aller fremden Stilweisen schaffen wollte, griechische und römische Antike, frühchristliche Basiliken und romanisches Mittelalter, kirchliche und profane Gothik. All' dieses Kunstschaffen ist den Münchnern, den Deutschen niemals in Fleisch und Blut übergegangen, die gesammten Denkmäler Ludwig's I. stehen heute dem Volke als ein Fremdes gegenüber. Bald nach dem Rücktritt des Königs hat man sich in München der deutschen Renaissance zugewendet, die er niemals geliebt, und zieht Ernten aus einer Aussaat fremder Herkunft. Seit dreißig Jahren schon wird in München so gut wie gar nichts zur Pflege der bildenden Künste gethan, selbst zur Unterhaltung der vorhandenen sind die Mittel karg bemessen, außer dem großen monumentalen Gemälde, mit dem Piloty das neue Rathhaus geschmückt, sind Aufträge dort kaum an die Künstler gelangt. Dennoch ist in dem ehedem künstlerisch gänzlich unfruchtbaren München die Künstlergemeinde bis auf die letzte Zeit immer noch gewachsen. München gilt neben Paris und Rom für den größten Bildermarkt in Europa.

In Berlin ist es nicht die einseitige Vorliebe eines kunstsinnigen Regenten, die dort ein neues glänzendes Zeitalter für alle Kunstinteressen hervorrief. Alle treibenden Kräfte des nationalen Lebens wirken seit dem letzten Jahrzehnt zu diesem Zwecke zusammen. Kein Ministerhôtel, keine Aula, kein Monumentalbau des Reichs, des Staats und der Commun wird mehr vollendet, ohne daß man Künstler von Rang einladet, ihn mit Malerei und Sculptur zu schmücken. Die Ruhmeshalle des Zeughauses wie die Reichsbank, Bibliothek wie Siegessäule, die Paläste der Reichsverwaltung wie die großen Lehranstalten, Gewerbemuseum wie Nationalgalerie beschäftigen die namhaftesten Künstler, die hier der Zeit des neuerstandenen Deutschland ihre Denkmäler setzen. Eine solche Fülle neuer künstlerischer Schöpfungen, wie sie jetzt das kaiserliche Berlin hervorbringt, vermag kein Monarch allein ins Leben zu rufen. Und Alles ersteht von Innen heraus, im Geiste der Nation, ist echte vaterländische Kunst. Wir studiren die Werke aller Völker, aller Zeiten, aber wir bilden sie nicht mehr sclavisch nach. Das große, einige Vaterland hat auch befreiend auf die Kunst gewirkt. Ueberall regt sich künstlerisches Wollen und Vollbringen. Die Stadt Berlin hat ihren Rathspalast bereits mit Fresken geschmückt und hat neue Aufträge bereit, um Vorhalle, Vestibul, Empfangsräume mit ähnlichen Malereien auszustatten. Selbst ihren Gymnasien und anderen Schulen verleiht sie gern und freigebig künstlerischen Schmuck. Privatleute folgen dem gegebenen Beispiel. Mit Malereien in Glasmosaik oder Fresken bedecken sie die Wände ihrer Treppenhäuser, Vorsäle, Zimmer und sind bei der Auswahl von Künstlern und Kunstwerken ungemein anspruchsvoll. Beschäftigen doch selbst Geschäftshäuser, Bankinstitute und Clubgebäude die Maler und Bildhauer unausgesetzt. Die frühere Kargheit und Schlichtheit ist verschwunden bis auf die letzte Spur: was ehedem als unerschwinglicher und höchst überflüssiger Luxus gegolten, das gehört heute schon zu den Nothwendigkeiten.

Nun kommt für den Aufschwung des künstlerischen Lebens in der Reichshauptstadt noch hinzu, daß die Concurrenzen, die für monumentale Zwecke ausgeschrieben werden, die Aufträge, welche die preußische Regierung ertheilt, ebenfalls in Berlin gesichtet, beurtheilt, vergeben werden. So haben wir die Entwürfe für die Wandgemälde des Kaiserhauses in Goslar hier zur Prüfung ausgestellt gesehen, so soll für das Hochschloß der Marienburg im Preußenlande Aehnliches geplant werden, so sind die Male-

Digitized by Google

reien und plastischen Bildwerke für die Universität in Kiel, für ein Gymnasium in Ostpreußen hier zu großem Theil ausgeführt, alle wenigstens ausgestellt worden, so sehen wir das Leipziger Kriegerdenkmal, die Statuen von Leising, Gräse, Spohr hier entstehen. In der monumentalen Bildhauerei hat Berlin seit den Tagen Rauch's immer eine erste Stellung in Deutschland besessen, neben Dresden allerdings, wo Ritschel, Hähnel u. a Großes geschaffen. In der monumentalen Malerei gilt es aber, erst den Boden zu gewinnen. Jedenfalls, und das kümmert uns hier allein, ist der Aufschwung ein mächtiger, allgemeiner geworden, seit Reich, Staat, Commun und Privatleute die Künstler mit großen Aufträgen beschäftigen. Die Kunstgemeinde der Hauptstadt ist in dem letzten Jahrzehnt sowol nach der Höhe hin wie in die Breite außerordentlich gewachsen, ein neues, fröhliches Leben ist in sie eingezogen, überall herrscht ein fröhliches Drängen und Treiben, es fehlen nur noch die Architekturen, die wir zur Aufnahme all dieses Schaffens bedürfen. Wir klagen nicht darüber, daß man mit der Bebauung der sogenannten Museumsinsel, dieser Akropolis der Kunst, so lange gewartet hat und heute noch wartet. Nur dürfen wir mit Recht erwarten, daß dort Großes, Zweckmäßiges, Schönes, der kaiserlichen Stadt würdig, entstehen werde, während man sich bisher fast immer mit dürftigen Bedürfnißbauten begnügt oder, wie bei der Nationalgalerie, äußere architektonische Form und künstlerischen Inhalt in kein Verhältniß zu einander zu bringen vermocht hat. Jetzt sollen unsere Architekten zeigen, daß sie nicht nur bei Bahnhöfen, Lehranstalten, Festsälen den Zweck der Bauanlage schon in dem Aeußern und der Gliederung des Ganzen zu klarem Ausdruck zu bringen, daß sie Schönheit mit Zweckmäßigkeit zu vereinen wissen. Wir enthalten uns hier absichtlich jeden Urtheils über die Qualität der künstlerischen Leistungen, über die Höhe des Erreichten in dem kaiserlichen Berlin. Die Ansichten werden da weit auseinander gehen. Das aber muß jeder Unparteiische zugeben, daß die neueste Zeit zur Entfaltung künstlerischen Schaffens hier außerordentlich viel beigetragen und daß die Fülle der Kunstwerke, besonders der monumentalen Schöpfungen hier während des letzten Jahrzehnts mehr zugenommen hat, als in jeder früheren Zeit, ja daß die Fruchtbarkeit der künstlerischen Production Berlins die der meisten anderen europäischen Hauptstädte mindestens erreicht.

Nur auf einem künstlerischen Gebiete hat unsere Zeit keinen Wandel zum Besseren geschaffen. Die Leistungen der Berliner Bühnen lassen uns in keiner Weise den großartigen Aufschwung erkennen, der fast in allen Erscheinungen des localen Lebens sich deutlich offenbart. Sie sind vielleicht nicht geringerwerthig, keinesfalls aber bessere geworden. Es verräth sich ja nicht einmal die Tendenz, dem Theater höhere Ziele zu stecken, das Bessere und Beste wenigstens ernstlich zu wollen. Das Berliner Publicum geht mit Vorliebe zu Gaste bei den Meiningern, den Oberbayern, den Plattdeutschen, den Italienern. Der Gedanke aber, daß ein Ensemble unserer ersten Bühnen bei Gastspielreisen irgend welche nachhaltige Erfolge erzielen könne, ist wol noch Niemandem gekommen. Daß es auch da besser werden wird, dezweifeln wir keinen Augenblick. Bedauerlich bleibt es nur, wenn darüber in einer Kunst, der die Nachwelt keine Kränze flicht, ein volles Jahrzehnt ergebnißlos vorübergeht.

Im Allgemeinen ist eine Umgestaltung in der Erscheinung und in allen Lebensäußerungen, wie sie sich in Berlin während des letzten Decenniums vollzogen hat, vielleicht ohne Beispiel in der Entwickelungsgeschichte moderner Städte. Die enge, nüchterne, jeden bestimmten Charakters entbehrende Hauptstadt eines Herrschergeschlechts, das auf eine stolze, thatenreiche Vergangenheit zurückblickt, hat sich schnell und vollständig gewandelt in ihrer Gestalt, in allen ihren Einrichtungen, in der gesammten Lebensführung ihrer Bevölkerung, seit Ereignisse von gewaltiger historischer Bedeutung sie zum Mittelpunkte des geeinten Deutschen Reiches gemacht haben. Das ganze Deutsche Reich ist als die Wiege des kaiserlichen Berlin zu betrachten, ihm schuldet die Hauptstadt viel für das, was aus ihr geworden ist.

Leipziger Stadttheater.

Eine von den gluthäugigen Töchtern Circassiens, in gelbseidenen Pumphosen und rothen spitzen Saffianschuhen, wie sie in den Gedichten Mirza-Schaffy's, des Weisen von Tiflis, ihr sinnberückendes Wesen treiben, hatte es dem jungen Dichter Rudolf Gottschall angethan und er brachte sie im Rahmen eines poesievollen Dramas auf die Bühne.

Die Rose vom Kaukasus heißt das Stück, Sarema die Heldin.

Sie ist dem Feinde ihres Volkes, dem jungen russischen Fürsten Dscherikoff, der sie im Gebirge von Verfolgern gerettet hat, als freiwillige Sklavin gefolgt und haust nun mit ihm in seinem Kriegeszelte, gepeinigt von Gewissensbissen, daß sie ihr Volk aufgegeben hat um dessenwillen, der dasselbe zu knechten, zu vernichten berufen ist, und doch beseligt von ihrer hingebenden, Alles aufopfernden Liebe zu dem schönen glänzenden Kriegshelden.

Da sendet das drohende Gewitter, vor dem ihr Gewissen bangt, plötzlich, noch früher als sie es fürchtete, einen Blitz herab. Ihr Geliebter wird nach St. Petersburg in die Umgebung des Czaren berufen. Er selbst sagt uns, daß er diese unerwartete Gunst wahrscheinlich der Vermittelung einer schönen Scheherazade am St. Petersburger Hofe verdankt, die sich nach den einst süß mit ihm verplauderten Nächten zurücksehne.

So mancher Zuschauer wird hier auf den Gedanken gerathen, daß an dieser Stelle der dramatische Hebel eingesetzt wird. Er blickt auf den Zettel, um zu erfahren, wer die vornehme Russin darstellt, die Sarema's Geliebten wieder in ihre Netze ziehen will. Denn ohne Zweifel entwickelt sich aus diesem Keime der dramatische Conflict. Dscherikoff kehrt aus dem einsamen rauhen Lagerleben in die raffinirte Cultur zurück; im Glanze des Hoflebens erbleicht das märchenhafte Licht der Rose vom Kaukasus; das naive Barbarenkind, dessen einziger Magnet ihre Schönheit und ihre Liebe ist, muß den Buhlerkünsten der Fürstentochter weichen; die Verrathene sinnt auf Rache oder auf Verzicht; kurz, es entspinnt sich so etwas wie eine Handlung, die etwa zwischen dem Medea- und dem Lorle-Thema die Mitte hält.

Aber der Zuschauer wird in dieser Erwartung getäuscht. Das Motiv wird nicht zur Handlung ausgesponnen. Der Fürst fordert allerdings Sarema auf, ihm nach St. Petersburg zu folgen. Aber dabei hat es sein Bewenden. Die Zweifel, in welche Sarema gestürzt wird, machen sich allerdings noch in einem prachtvollen Monologe Luft, in welchem die Liebe des Naturkindes zu ihren heimischen Bergen, zu ihrem Pferde, mit der Liebe zu dem herrlichen Manne, dem sie für immer sich zu eigen gegeben hat, einen erschütternden Kampf kämpft; aber nachdem dieses Feuerrad, das sich zwar sehr schnell um sich selbst dreht, ohne jedoch von der Stelle zu kommen, verpufft ist, fällt das anscheinend erst so folgenreiche Motiv wie eine ausgebrannte Hülse zu Boden und hat nichts weiter zu bedeuten. Sarema erfährt gleich darauf durch Aßlan, ihren ehemaligen Geliebten, der sich heimlich zu ihr geschlichen hat, daß das russische Fort von ihren Landsleuten umzingelt ist und in der Nacht gestürmt werden soll. Nun erfüllt sie nur noch die Sorge für den Geliebten. Aßlan, der verlassene, betrogene Aßlan, muß schwören, den zu retten, um dessenwillen ihn seine heißgeliebte Sarema verlassen hat. Der gutmüthige Tscherkessenjüngling entschließt sich auch zu dieser fast übernatürlichen Großmuth. Auch dies Motiv hat

weiter keine Consequenzen. Die furchtbare Selbstüberwindungsprobe soll dem armen Aßlan erspart werden. Wie er gehen will, tritt Dscherikoff ein — sehr erstaunt, einen Fremden in seinem Zelte und bei seiner Sarema zu finden — einen Fremden, der sich noch dazu alsbald als Aßlan zu erkennen giebt, als denselben Aßlan, von dem der Russe durch Sarema selbst weiß, daß sie ihn einst geliebt.

Wenn man am Russen kratzt, so kommt der Barbar zum Vorschein. Dieses alte Wort bewahrheitet sich auch hier. Der Russe ist nicht so edelmüthig als der Tscherkesse. In einer Aufwallung von Eifersucht will er den Nebenbuhler trotz Sarema's leidenschaftlicher Einsprache erschießen lassen. Sarema fühlt nun, daß sie ihre Liebe an einen Unwürdigen verschwendet hat, und beschließt, Aßlan zu retten. Das endlich ist der Conflict, auf Grund dessen das Stück zum Austrag kammt.

Wie anders wäre dasselbe verlaufen, wenn Dscherikoff *nicht* im rechten Momente eingetreten wäre! — Solches unvermittelte, unvorbereitete Eingreifen des Zufalls, wenn von ihm der ganze Verlauf des Stückes abhängt, in Verbindung mit dem vorher markirten Anregen und Wiederfallenlassen von Motiven, von denen man erwartet, daß sie den Gang der Handlung bestimmen werden, ist dem, was man Spannung nennt, außerordentlich feindselig. Das Spannende — nicht in seiner üblen Nebenbedeutung, sondern als das, was das Interesse, die Theilnahme erweckt und wach hält — besteht eben im Vorhersehen, Erwarten von Seiten des Publicums, im Vorbereiten, Motiviren von Seiten des Dichters. Es ist eine Befriedigung des Intellects, die derselbe darüber empfindet, daß das in Erfüllung geht oder gehen wird, was er als das Wahrscheinliche voraus zu denken vom Dichter angeregt worden ist. Jeder Mament eines Dramas muß aus dem, was vorhergeht, *geboren* werden, nicht von außen hinzutreten. So verlangt es das Gehirn des Menschen, das sich die Welt so gern als ein wohlgeordnetes Ganzes, als *Kosmos* denkt und das — hierin so oft getäuscht — wenigstens in der Kunst kategorisch einen sinnvollen, begreiflichen Zusammenhang fordert.

Gottschall's Rose vom Kaukasus ist durch die Reclam'sche Ausgabe, in der das Stück erschienen ist, Gemeingut aller Gebildeten geworden und auch von der Bühne herab oft zu Gehör gekommen. Ich habe deshalb den Gang der Handlung dieses bedeutenden Dichterwerkes hier auch nur soweit verfolgt, um einige in die Augen springende dramaturgische Mängel zu erklären — dem Publicum, nicht dem Dichter; denn dieser Meister der Kritik kennt die Schwächen seines Jugendwerkes gewiß besser, als jeder Andere. Wenn das Publicum im Theater trotz dieser Schwächen zu lautem Beifall hingerissen wird, so ist das eben nur ein Beweis, daß dieselben von dem vielen Trefflichen, was das Stück enthält, weit überboten werden. Die zum Theil meisterhafte Charakteristik der handelnden Persönlichkeiten, die volle dramatische Gewalt einzelner Scenen und vor allen die in majestätischer Pracht dahin fließende, bilderreiche Jambensprache, die allerdings manchmal den athemlosen Gang der Handlung zu hemmen scheint, werden auf alle poesieverständigen Zuschauer eine tiefe, ergreifende Wirkung ausüben.

Bei der Aufführung in unserem Stadttheater trugen die sorgfältige Inscenesetzung, die stimmungsvolle Ausstattung und besonders das hingebende Spiel der mitwirkenden Darsteller — in erster Linie der Frau *Irschik* als Sarema — das ihrige zu dem Erfolge bei. *Hans Marbach.*

Musik-Bericht aus Dresden.

Dienstag, den 24. October, ging auf unserer königl. Hofbühne die komische Oper „Der Bauer ein Schelm", Text von *Veselý*, Musik von *Anton Dvořák*, zum ersten Male in Scene. Was von Seiten der Regie, der Mitwirkenden und des dirigirenden Hofkapellmeisters, Hrn. *Schuch*, geschehen konnte, um dem genannten Werke eines Ausländers einen *Erfolg* bei uns zu sichern, war in reichem Maße geschehen, und damit vereinigte sich noch das anmuthige und gefällige Talent des Componisten, das sich besonders auch im geschickten Aufbau von Ensemblestücken und in einer geschmackvollen und die Stimmen nicht deckenden Instrumentirung zeigte. Wenn nun trotzdem die Wirkung der Oper auf das größere Publicum keine durchschlagende war und das Werk mit der soeben stattgefundenen dritten Aufführung auf längere Zeit zurückgelegt werden oder sogar für immer von unserer Bühne verschwinden dürfte, so hat dies zwiefache Gründe. Den einen derselben finde ich in der gänzlich verunglückten dramatischen Handlung, die so gleichgiltig und gewöhnlich, sowie dabei so wenig spannend ist, daß der Zuschauer deren Verlauf schon nach den beiden ersten Scenen voraussieht. Hinsichtlich des zweiten Grundes des Mißerfolges des neuen Werkes habe ich mich wieder auf jenen, früher schon erwähnten unglückseligen und die potenzirteste musikalische Langeweile repräsentirenden *Recitativstil* zu beziehen, durch den die Componisten der Gegenwart den *Dialog* in der komischen Oper ersetzen wollen und damit denn auch glücklich eine dieser ihrer Opern nach der andern mit eigenen Händen umbringen. Auch in *Dvořák's* „Der Bauer ein Schelm" schließen die recitativischen Zwischenreden und die dieselben begleitende Kleinarbeit im Orchester, welche jene Sprechmusik durch motivische Anklänge, durch Aufsetzen unbedeutender Lichter und durch zu sehr ins Detail gehende Farbenmischung in der Instrumentirung vergeblich erträglich zu machen sucht, allen Humar und alle Komik aus, weil die darin hervortretende Berechnung und Absichtlichkeit sich mit wahrer Naivetät, aus der doch allein alle gute Laune und Heiterkeit hervorquillt, absolut nicht verträgt, den Hörer überdies zerstreut und ihn mit secundären Dingen beschäftigt, sowie endlich — und dies scheint mir das Beachtenswertheste — keine musikalische Stimmung, ja nicht einmal das einzelne musikalische Motiv, in unserm Innern nachklingen läßt, sondern uns, ohne uns bei irgend einem Punkte mit Liebe und Behagen verweilen zu lassen, rastlos weiter treibt. So wollte es denn auch in dieser letztgehörten sogenannten komischen Oper, wie bei so vielen ihres Gleichen, die ihr in neuester Zeit vorausgegangen waren, nicht einen Augendlick zu einer heiteren Stimmung oder komischen Wirkung im Publicum kommen, ja man hätte ausrufen mögen: ein Königreich für ein vergnügtes Gesicht oder eine lachende Miene! Daß aber die Musik einer komischen Oper auch Wirkungen vergnüglicher und erheiternder Art hervorzurufen berechtigt sei, dürfte doch wol nicht ganz zu leugnen sein, so wenig, wie die Erfahrung, daß uns alles forcirte *Pathos* und alle heute beliebte *Tendenz* die innerlich frohe und glückselige Stimmung, die wir der *früheren* komischen Oper verdankten, nicht zu ersetzen vermag. Das, dächte ich, hätte uns in den letzten Jahren das kurze Eintagsleben von wenigstens einem Dutzend komischer Opern gelehrt, in denen Alles, nur aber keine Komik und Liebenswürdigkeit war, während wir doch beider, in unserer allzuernsten und auf Gehässigkeiten und Parteihader gerichteten Zeit, mehr wie jemals bedürfen! Daran aber, daß uns Werke der gewünschten Art wieder zu Theil werden, ist so lange nicht zu denken, als unsere Componisten fortfahren, den Stil, die Bedingungen und die Gesetze der *tragischen* und großen *romantischen* Oper mit dem Stil der *komischen* Oper, die bei Deutschen, Franzosen und Italienern dem Singspiel entwuchs und bei dieser ihrer Herkunft immer wieder anknüpft, zu *verwechseln*! — Die Besetzung der Hauptpartien des Werkes durch Frau *Schuch*, Frl. *Reuther*, Hrn. *Bulß* und Hrn. *Decarli* war eine ganz vortreffliche; die genannten Künstler thaten Alles, was an ihnen lag, um dem Werke einen Erfolg zu verschaffen, was auch vom Publicum,

namentlich in der ersten Aufführung, warm anerkannt wurde. Wir erwähnen dies hier ausdrücklich, weil der Componist ein Czeche ist und man, bei der jetzt unter den Czechen gegen alles Deutsche herrschenden Gehässigkeit, gewiß nicht verfehlen wird, den Mißerfolg der Oper deutschen Umtrieben gegen dieselbe aufzubürden. — Mittwoch, den 25. October, gab der Componist Reinhold Becker im Saale des Gewerbehauses ein großes Concert mit Orchester, welches nur Compositionen vom Concertgeber enthielt und ihm, unter Mitwirkung der Damen Schuch, Nanitz und Reuther und des Hrn. Bulß von unserer königl. Bühne, sowie des Violinvirtuosen Waldemar Meyer, des Pianisten Heitsch, der Dresdner Liedertafel und des Mannsfeldt'schen Orchesters, reichen und wiederholten Beifall eintrug. Selten wird in unserer Hauptstadt einem jüngeren Tondichter das Glück zu Theil, seine Werke unter Mitwirkung so vieler der ersten und ausgezeichnetsten Kräfte dem Publicum vorzuführen, und wenn auch mehrere der allerliebsten Becker'schen Lieder mit Pianofortebegleitung des rauschenden Beifalls, der ihnen folgte, vollkommen würdig waren, so verdankt Hr. Becker doch sicherlich auch einen bedeutenden Theil davon der Hingebung und Wärme, mit welchen jene reizenden Kleinigkeiten von solchen Lieblingen unseres Publicums vorgetragen wurden, wie es namentlich Frau Schuch und Hr. Bulß sind, was in noch hervorragenderer Weise von denjenigen Liedern gilt, die mit den von uns geladten nicht auf gleicher musikalischer Höhe standen. Im Uebrigen bewies der talentvolle und nie dem Trivialen verfallende Componist, daß es ihm wohl gelingen mag, in kleinerem Rahmen Anerkennenswerthes, Gefälliges und selbst Schwungvolles zu leisten (wir rechnen hierhin besonders das für drei Frauenstimmen geschriebene Lied vom Winde, das von der Dresdner Liedertafel unvergleichlich gesungene: „Gegrüßt sei mir, blühende Au'" und die drei ersten, durch die schöne Stimme des Hrn. Bulß gehobenen und von ihm innig vorgetragenen Lieder); wagt sich Hr. Becker dagegen an größere und namentlich an sinfonische Formen, so fehlt es ihm ebensowol an Beherrschung derselben durch die dazu erforderliche musikalische Meisterschaft, als an Gedanken und Motiven, die bedeutend genug wären, um einen solchen weiteren Rahmen auszufüllen. Namentlich mangelt es ihm an einer künstlerisch abgerundeten und geistvollen Fortentwicklung und Durchführung seiner Themen. Wir begegnen, statt einer solchen, immer nur einer äußerlichen Aneinanderreihung und Nebeneinanderstellung von kurzathmigen oder indifferenten Motiven, denen das dieselben innerlich verknüpfende geistige Band fehlt. Dies sei namentlich von der sinfonischen Dichtung „Prinz Friedrich von Hamburg" gesagt, in der uns alle Fanfaren und aller Schlachtenlärm nur äußerlich berühren und nicht für den Mangel einer wirklichen thematischen Weiterentwicklung, d. h. in der Musik: nicht für den Mangel alles Wachsens und Werdens in Geist und Gemüth zu entschädigen vermögen. Dasselbe gilt von dem Violineoncert mit Orchester, und hier überraschte es uns noch überdies, daß Becker so undankbar für das in Frage kommende Solo-Instrument geschrieben, er, der doch selber zu den tüchtigsten Geigern Dresdens gehört. — Der 27. October brachte uns das erste Sinfonieconcert der königl. sächs. musikalischen Kapelle. Hrn. Hofkapellmeister Dr. Franz Wüllner ward bei seinem Erscheinen am Dirigentenpulte eine warme Ovation von Seiten des Publicums zu Theil, die um so gerechtfertigter erschien, als der Künstler einen vor Kurzem an ihn ergangenen glänzenden Ruf nach Frankfurt a. M. abgelehnt hat. Jedes musikalische Gemüth erhebend oder in eine feiertägige Stimmung versetzend, zogen in glänzender Reihe und vollendetster Ausführung Mozart's C-dur-Sinfonie mit der Schlußfuge, Schumann's Ouverture zu Byron's „Manfred" und Beethoven's Sinfonia eroica an uns vorüber, keinen Wunsch bezüglich ihrer Auffassung und Darstellung mehr übrig lassend und die Ideale, die die genannten großen Tondichter bei der Schöpfung jener Werke im Busen trugen, völlig verwirklichend. Der erhabene und gewaltige Ernst unserer großen Classiker ward durch die zwischen Schumann und Beethoven eingeschobenen Scènes poétiques von Godard auf die gefälligste und anmuthigste Art unterbrochen. Wenn die einzelnen Sätze der kleinen Suite, die sich „Dans les bois", „Dans les champs" und „Au village" betiteln, auch nicht allzutief gehen, so sind sie doch von der ganzen Grazie, die den Franzosen in der Tonkunst eigen zu sein vermag, sowie von einer süßen träumerischen Stimmung angehaucht und erfüllt. Die Instrumentirung zeugt von einem seltenen Geschmack und birgt die reizendsten Klangeffecte, ohne daß sie sich dach in einer vordringlichen Weise bemerkbar machte; es klingt überhaupt Alles, was Hr. Godard schreibt, ein Lob, das man leider nicht in allen Fällen unseren jüngeren deutschen Componisten ertheilen kann; und während diese sich mitunter vor Uebertriebenheiten und Großmannssucht nicht zu lassen wissen, wirken die kleinen Orchesterstücke des Hrn. Godard dadurch so anmuthend und liebenswürdig, daß sie ebenso maßvoll gehalten sind, als sie anspruchslos dargeboten werden.

Emil Naumann.

Manila und die Philippinen.

Gegenwärtig beschäftigen sich viele für das Wohl Deutschlands Sorgenden eifrig mit der Colonien-Frage und fast alle verständigen Patrioten sind jetzt darüber einig, daß Colonien für Deutschland ein Bedürfniß sind, wenn auch die vor einigen Jahren noch nicht zu dieser Erkenntniß durchgedrungene Majorität des Reichstags der Regierung eine nndebeutende Summe abschlng, welche verlangt wurde, um die ersten Aeußerungen einer beginnenden Colonial-Palitik möglich zu machen. Aber wo sollen wir jetzt, da fast alle günstig gelegenen Inseln und Usergebiete von den seefahrenden Nationen in Besitz genommen sind, noch Colonien für Deutschland finden? Manche wollen uns nach Central-Afrika weisen, von wo wol aber erst unseren Enkeln einige Vortheile erwachsen könnten. Andere bilden sich ein, England werde uns die Freundschaftsdienste unsers mächtigen Reichskanzlers im ägyptischen Canflict dadurch vergelten, daß es uns etwa zur Besitzergreifung des Transvaalgebietes, oder der nördlich davon gelegenen Gegenden, oder anderer Länderstrecken in Afrika und Asien behilflich sei. Wahrscheinlich ist es jedoch wol nicht, daß sich England gerade auf diese Weise großmüthig gegen uns zeigen werde, da es so eifersüchtig darüber wacht, daß Niemand seinen kolossalen Welthandel irgendwie beeinträchtige.

Eher könnten wir vielleicht noch von den Spaniern, für einen Gegendienst oder für Geld, eine Insel bekommen und somit die eeste deutsche Colonie begründen. Den Spaniern gehören ja die Philippinen, Marianen nnd Karolinen, und von den vielen Hunderten von Inseln, aus welchen diese Gruppen bestehen, wäre gewiß die eine oder andere ohne sehr große Schwierigkeiten zu erlangen, und zwar um so eher, als diese Colonien ihren Besitzern, hauptsächlich wol infalge ziemlich verkehrter Verwaltung und Behandlung, wenig Nutzen bringen.

Von der Natur sind die mehr als 500 zur Philippinengruppe gehörenden Inseln aufs Reichste ausgestattet. Der Baden ist überall fruchtbar und wohl bewässert und giebt einen reichen Ertrag aller möglichen tropischen Producte. Die meisten Inseln haben meistens tief eingeschnittene Küsten und Ueberfluß an vortrefflichen Häfen. Die Bewohner sind größtentheils malayischen Ursprungs, gelehrig und leidlich fleißig. Die einzige ernstliche Unannehmlichkeit sind die nicht nur sehr häufigen, soudern oft auch sehr ernstlichen Erdbeben, deren letztes im Jahre 1880 die Stadt Manila nebst ihren Vorstädten so zugerichtet hat, daß sie noch heute wie eine bombardirte Festung aussieht. Ein auf dem Observatorium de-

Jesuiten in Manila befindlicher Seismometer hat fast beständig kleine Bewegungen und Erschütterungen der Erdoberfläche anzuzeigen, welche dort niemals recht zur Ruhe zu kommen scheint. Die englische Challenger-Expedition konnte daher auch in Manila fast gar keine genauen astronomischen Beobachtungen machen. Für ein so von Erdbeben heimgesuchtes Land wird das Gerüst der Häuser am besten aus Schmiedeeisen oder Holz hergestellt, weil diese Stoffe bei heftigen Bewegungen einigermaßen nachgeben, ohne zusammenzubrechen; und für die Bedachung eignet sich am meisten gewelltes Eisenblech. Merkwürdigerweise haben zwar die europäischen Baumeister in dem auch durch häufige Erdbeben beunruhigten Japan ziemlich hohe Steinhäuser aufgeführt, und weil in Japan seit dem letzten großen Erdbeben eine ungewöhnlich lange Pause eingetreten ist, so stehen ja auch diese Paläste in Tokio und Osaka noch. Wie sie aber nach der nächsten heftigen Erderschütterung aussehen werden, ist die Frage. Man wird dann gewiß wieder zu den niedrigen Holzconstructionen zurückkehren, welche durch tausendjährige Erfahrung eingebürgert sind.

Nähert man sich nun den von der Natur so sehr begünstigten Philippinen zu Schiffe und fährt in den Hafen von Manila ein, so sorgen die spanischen Behörden für einen ziemlich unfreundlichen und abschreckenden Empfang. Es kommen nämlich sogleich ein Trupp Soldaten an Bord, die mit geladenem Gewehr auf dem Schiffe bleiben, so lange sich dasselbe im Hafen aufhält. Wehe dem Capitän, der den Inhalt einer Kiste nicht ganz richtig angegeben oder sonst gegen die vielen dort giltigen Bestimmungen einen Verstoß gemacht hat! Er muß im besten Fall hohe Strafgelder an die Zollbeamten zahlen. Auch die Paßcontrole wird streng durchgeführt, und ehe Jemand das Land verlassen kann, muß er es drei Tage vorher in der Staatszeitung anzeigen. Appellationen gegen ungerechte Verurtheilungen werden nicht berücksichtigt. Nur bei Amerikanern wird manchmal eine Ausnahme gemacht, wenn dieselben ein Einschreiten ihrer Regierung in Aussicht stellen. Vor den Vereinigten Staaten haben eben die Spanier einigen Respect wegen Cuba, mit dessen Wegnahme von Zeit zu Zeit gedroht wird.

Ebenso wenig wie für Beförderung des Handels, wird auch im Innern der Inseln für Behebung des Verkehrs, oder für die geistige Hebung des ganzen Volkes gethan. Brücken und Wege sind vernachlässigt oder existiren kaum. Ebenso steht es mit den Schulen. Die Mehrzahl der Eingebornen sind zwar Christen, und in jedem Dörfchen ist der Priester, sowie in Manila der Erzbischof der oberste Regent, vor dem sich alle Staatsbeamten zu beugen haben, aber das Christenthum der Philippinen steht noch etwas tiefer als das vom Mutterland Spanien oder von Süd-Italien, und das will viel sagen. Es besteht nämlich hauptsächlich nur in einer Unzahl von Feiertagen, prunkvollen Festen, Processionen und Ceremonien, und Sonntags thut es sich durch gänzliche Einstellung der Arbeit kund, zu deren Ausübung nur der Erzbischof Erlaubniß geben darf.

Protestanten dürfen sich nicht zu irgend einer Art von Gottesdienst versammeln, und von einer Wirksamkeit von Missionaren ist natürlich keine Rede.

Trotz der erwähnten Einschränkungen und sonstigen unvollkommenen Einrichtungen ist aber der Handel der Philippinen, vermöge der Anstrengungen von 30 000 daselbst wohnenden Chinesen und gegen 400 Europäern und Amerikanern, im Zunehmen begriffen, und der Werth der gesammten jährlichen Einfuhr und Ausfuhr beträgt nicht weniger als 40 bis 50 Mill. Dollars, so daß auf den Kopf, bei 6 Mill. Einwohnern, etwa 7 Doll. kommen.

Und der Zustand der Einwohner, wenn er auch in mancher Beziehung viel zu wünschen übrig läßt, ist wahrscheinlich ein günstigerer als der mancher unter englischem Scepter stehenden Eingeborenen. Jedenfalls müssen die letzteren höhere Steuern zahlen. Die Kaffern, Sutus und anderen den Engländern unterworfenen Volksstämme Süd-Afrikas müssen z. B. für eine elende Hütte, die kaum 50 ℳ werth ist, eine jährliche Hüttensteuer von mindestens 10 ℳ zahlen und überhaupt für die Segnungen der Cultur ziemlich stark bluten. So schlimm machen es die Spanier mit ihren Leuten nicht, welche im Ganzen ein sehr vergnügtes Leben führen. Die im Innern der Inseln lebenden Ureinwohner sind übrigens, mit Ausnahme von der Hauptinsel Luzon oder Manila, den Spaniern noch wenig unterworfen oder überhaupt bekannt. Man kann sogar die meisten Inseln noch als unerforschtes Land bezeichnen.

Nun von diesen unerforschten Inseln wäre (um wieder auf das anfangs Gesagte zu kommen) vielleicht die eine oder die andere noch für Deutschland zu haben. Es kann wenigstens nicht schaden, auf die vielen, noch gar wenig ausgenützten, nördlich von Neu-Guinea und von Borneo gelegenen, zu Spanien gehörenden Inseln hinzuweisen. Dieselben haben auch ein gesundes Klima, denn daß jetzt gerade, nach den neuesten Nachrichten, in Manila die Cholera stark herrscht und täglich 200 Menschen dahinrafft, ist natürlich nur eine Ausnahme.

—i—

Bücherbesprechungen.

□ Die religiöse Weltstellung des jüdischen Volkes. Von Dr. C. F. Hemann. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung, 1882. — Der Verf., der in einer andern, sehr beifällig aufgenommenen Schrift sich mit der modernen Judenfrage näher beschäftigt hat, geht von der Voraussetzung aus, daß der tiefste Kern dieser Frage ein religiöser ist, und faßt von diesem Gesichtspunkt aus die religiöse Weltstellung des jüdischen Volkes d. h. seinen Einfluß auf die religiöse Entwickelung der Menschheit ins Auge. Er zeigt zuerst, was seine in der That eminente religiöse Stellung in der Weltgeschichte bestimmt und charakterisirt, sodann, wie es um diese Weltstellung gerungen, und wie dieselbe im Christenthum wenigstens durch eine Minorität des jüdischen Volkes, die Repräsentation des wahren Israel, verwirklicht worden sei, während das Volk im Großen und Ganzen dieselbe nicht zu behaupten vermocht, da vielmehr die jüdische Religion in ihrem Gegensatz zum Christenthum zu einem geistlosen Gesetzesdienst und einem engherzigen Particularismus erstarrt, aus einer öffentlichen zu einer Privatreligion degradirt, je länger desto unfähiger sich erwiesen habe, einen Einfluß auf die religiöse Entwickelung der Menschheit auszuüben. In scharfen und treffenden Zügen wird der religiöse Verfall des jüdischen Volkes und die innere Leerheit des jetzigen, von seinem Glaubensgrunde abgefallenen, durch religiöse Skepsis ausgehöhlten Judenthums geschildert, aber auf diesem dunklen Grunde wird mit desto helleren Zügen die dem jüdischen Volke in der heil. Schrift garantirte religiöse Zukunft vor Augen gestellt. Nach dem sich allmälig vollziehenden Abfall der romanisch-germanischen Völker vom Christenthum werden nach der Ansicht des Verf., für die er im N. T. Anknüpfungspunkte findet, die Juden der Zukunft ihre Rolle übernehmen als die dann innerlich und äußerlich, innerlich vom Rabbinismus, äußerlich vom Druck der jetzigen christlichen Culturvölker befreiten Träger des Christenthums. Ohne daß wir die den christlichen Völkern Europas gestellte Perspective, so vielen Schein dieselbe für sich hat, ohne Weiteres zu der unseren machen und speciell an der religiösen Zukunft der germanischen Völker verzweifeln möchten, nach den schweren Krisen, die sie bereits überwunden haben, wo das religiöse Leben aufs Tiefste gesunken war, können wir die wesentlichen Grundgedanken der Schrift nur als wohlbegründete, mit großer Schärfe aus der Geschichte, aus der

heil. Schrift und aus dem Charakter des jüdischen Volkes entwickelte bezeichnen. Namentlich hat der Verf. mit überzeugender Klarheit nachgewiesen, daß Das, was dem Judenthum eine so einzigartige Bedeutung in der Geschichte der religiösen Entwickelung giebt, nicht allein und für sich sein monotheistischer Charakter ist, sondern vielmehr die Form dieses Monotheismus, die eine durch und durch ethische ist, durch welche Form sich der jüdische Monotheismus weit über denjenigen des Islam erhebt. — Wenn der Verf. übrigens seine Schrift „den Denkenden unter Christen und Juden" als „Gabe zum Frieden" widmet, und auf eine wohlwollende Aufnahme derselben unter den Letzteren rechnet, so fürchten wir, daß diese Hoffnung sich nur sehr vereinzelt realisiren dürfte. Die große Masse des jüdischen Volkes sieht solche Gedanken, wie sie der Verf. ausführt, als Chimären an; sie sucht ihre Weltstellung in der großen Welt, auf dem Geldmarkt, in der Politik, in der Presse, aber nicht im Reiche Gottes, auf dem religiösen Gebiet, und denkt von der Zukunft ihres Volkes viel geringer, als die ernsten Christen, die sie als ihre Feinde verblendet schmäht. Von den unbefangenen, ruhig prüfenden jüdischen Lesern dieser Schrift, an denen es doch auch nicht fehlen wird, ist indessen zu erwarten, daß sie wenigstens die wahrhaft edle Gesinnung und warme Liebe zu ihrem Volke, die so sichtlich in dieser Schrift sich Ausdruck giebt, ebenso wie die großen und bedeutenden Gesichtspunkte, von denen der Verf. bei seiner Auffassung geleitet wird, anerkennen werden.

** Mit den soeben erschienenen dritten Heften der „Verhandlungen über den Entwurf zum Gerichtsverfassungsgesetze, sowie einer Strafproceßordnung nebst Einführungsgesetzen für das Deutsche Reich. Nach den Protokollen der Reichs-Justiz-Commission und den stenographischen Berichten der Reichstags-Verhandlungen unter Mitabdruck des Wortlauts der abändernden Commissions-Beschlüsse dargestellt, sowie einem Sachregister zu den Verhandlungen über den Entwurf der Civilproceßordnung" (Berlin, Fr. Kortkampf) ist die ein höchst werthvolles Material zum Studium der betreffenden wichtigen Reichsgesetze enthaltende Quellen-Sammlung fertiggestellt — allerdings hat sich diese Fertigstellung bedauerlicher Weise überaus lange verzögert „durch eine ununterbrochene Folge unabwendbarer Hindernisse, welche sowol bei dem seitherigen Herrn Bearbeiter, wie bei dem Verleger eintraten", wie uns das Vorwort belehrt. Während der dritte Theil der Verhandlungen über den Entwurf zum Gerichtsverfassungsgesetze, die Ergebnisse der dritten Lesung zusammenstellend, sich im Wesentlichen in der äußeren Anordnung den ersten beiden anschließt, hat in dem dritten Theile der Verhandlungen über den Entwurf einer Strafproceßordnung von einer gleichartigen Gruppirung wegen der verhältnißmäßig geringen Anzahl der zur Berathung gestellten Paragraphen Abstand genommen und die durch die Bundesraths-Beschlüsse veranlaßte nochmalige Berathung der Commission sowol nach den Nummern jener, wie noch der Nummernfolge der Commissions-Beschlüsse zweiter Lesung geordnet werden müssen; die Verhandlungen des Reichstags dagegen sind nach letzterer wiedergegeben. Die Ausstattung des Werkes ist, wie man dies von der Kortkampf'schen Verlagshandlung nicht anders erwartet, eine vortreffliche.

** Auf dem zweiten Deutschen Geographentage in Halle hat der Oberlehrer am Realgymnasium und Privatdocent der Erdkunde an der Universität zu Halle Dr. Richard Lehmann einen Vortrag über systematische Förderung wissenschaftlicher Landeskunde von Deutschland gehalten und am Schlusse desselben den in der vom Privatdocenten Dr. Hahn-Leipzig vorgeschlagenen Fassung einstimmig angenommenen Antrag gestellt, einen Aufruf an alle deutschen geographischen wie naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Vereine behufs Mitarbeit zu einer derartigen wissenschaftlichen Landeskunde, zunächst aber behufs Aufstellung eines Verzeichnisses derjenigen Arbeiten zu ersuchen, die in den Schriften jedes der betreffenden Vereine speciell als Beiträge zur Landeskunde erschienen sind, mit Hinzufügung etwaiger kurzer kritischer Angaben über den Inhalt der einzelnen Arbeiten. Dieser Aufruf ist nunmehr im Druck erschienen, und zur besseren Orientirung über den ganzen Zweck des Unternehmens demselben ein Abdruck des obenerwähnten Vortrags beigegeben worden. (Berlin, 1882, Dietrich Reimer.) In diesem Aufruf wird zunächst auf die Bedeutung der zu lösenden Aufgabe hingewiesen, den Grund zu legen, auf dem später einmal eine umfassende und wirklich den Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Landeskunde von Deutschland erwachsen kann, und sodann um die thatkräftige Mitwirkung insbesondere der geographischen, naturgeschichtlichen und geschichtlichen Vereine Deutschlands zur Sache gebeten. Als Grundlage aller ferneren Bestrebungen auf dem beregten Gebiete erscheine es zunächst nothwendig, genau zu ermitteln, was an brauchbaren Vorarbeiten bereits vorhanden sei. Diese Literatur verberge sich zum Theil in zahlreichen Vereins- und anderen Zeitschriften und deshalb ergehe an die Vorstände der gedachten Vereine das Ersuchen, nicht nur aus ihren eigenen Gesellschaftspublicationen alles überhaupt die deutsche Landeskunde im weitesten Sinne Betreffende zusammenzustellen, sondern auch weiter anzugeben, was sonst über ihr specielles Vereins- bez. Wirkungsgebiet an einschlägiger brauchbarer Literatur bereits vorliege, und das Ergebniß möglichst bald an den Vorsitzenden der auf den zweiten Deutschen Geographentage ad hoc gewählten Commission, Professor Dr. Ratzel in München, gelangen zu lassen. Wir müssen wegen der gewünschten Einrichtung der betreffenden Uebersichten die Interessenten auf den Inhalt des Aufrufes selbst, welcher ohne Schwierigkeit zu erlangen sein wird, verweisen und wollen zum Schluß nur noch erwähnen, daß die Commission die geplante Literaturübersicht über ganz Mittel-Europa auszudehnen und demnach außer dem deutschen Reichsgebiete auch die ehemals dem deutschen Bunde angehörigen österreichischen Lande, ferner die Schweiz und endlich auch die Niederlande mit Luxemburg, sowie Belgien hineinzuziehen gedenkt, indem wir dahingestellt sein lassen, ob diese allzugroße Ausdehnung der gestellten Aufgabe nicht deren Lösung einigermaßen verzögern und erschweren werde.

⊙ Unter dem Titel „Die kriegerischen Ereignisse in Aegypten während des Sommers 1882, Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow", hat Oberstlieutenant a. D. Herrmann Vogt ein Werk erscheinen lassen, das den Lesern unserer Zeitung im Wesentlichen bekannt ist, indem es der Verfasser auf Grund seiner in der Leipziger Zeitung veröffentlichten und mit vielem Beifall aufgenommenen Artikel vom ägyptischen Kriegsschauplatze zusammengestellt hat. Wir brauchen daher zur Empfehlung des überdem in elegantester Ausstattung sich präsentirenden Büchleins nichts weiter zu sagen, und bemerken nur noch, daß außer manchen Ergänzungen durch Einzelheiten hauptsächlich eine klar gefaßte Zusammenstellung der ägyptischen Verhältnisse und der dem Kriege vorausgehenden und denselben wesentlich veranlassenden politischen Ereignisse neu hinzugekommen ist. Außerdem ist dem Werke eine Specialkarte von Unter-Aegypten und dem Sues-Canal beigegeben, die nach den ägyptischen Original-Aufnahmen des Mahmud Bey in größter Zuverlässigkeit und Uebersichtlichkeit angefertigt ist. Und so können wir mit dem Verfasser die Hoffnung aussprechen, daß der Zweck des Buches, „dem Militär als Grundlage für eingehendere Studien Anregung zu gewähren, dem gebildeten Leser aller Stände aber neben dem Interesse, welches die verflossenen Ereignisse bieten mögen, das Verständniß zu erleichtern für die kommenden politischen Verhandlungen", nicht wol werde verfehlt werden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 90. Donnerstag, den 9. November. 1882.

Inhalt: Fr. Schiller und der Maler Joh. Christian Reinhart. — Bücherbesprechungen (Das Buch der jungen Frau, von Dr. H. Burckhardt. Erklärung).

Fr. Schiller und der Maler Joh. Christian Reinhart.*)

In Nr. 280 der Leipziger Illustrirten Zeitung v. J. 1848 findet man S. 324 ein Bild, das den Dichter Schiller mit einem großen Strohhute bekleidet, seitwärts auf einem Esel sitzend und aus einer langen Thonpfeife rauchend darstellt und die Unterschrift trägt: Fr. Schiller in Karlsbad, nach einer Originalzeichnung seines Freundes, des im Jahre 1847 zu Rom verstorbenen Landschaftsmalers J. Chr. Reinhart. Das Bild hat sich allem Anschein nach in dem Nachlasse des Künstlers vorgefunden, welcher sich damals und bis zu dessen im August 1849 erfolgten Tode in den Händen Heinrich Stieglitz's befand. Von wem die vorstehende Bezeichnung desselben herrührt, ist dabei nicht gesagt. Die Aehnlichkeit ist übrigens so, daß über den Gegenstand der Darstellung kein Zweifel obwalten kann. In dem beigegebenem Artikel wird nur erzählt, das Bild sei nach einer Zeichnung Reinhart's gefertigt, dessen Bekanntschaft der Dichter in Meiningen gemacht, in dessen Nähe er auf dem Gute der Frau v. Wolzogen (Bauerbach) 1783 gelebt, und stelle den Dichter in seinem 23. Jahre, also „in der glücklichen, ungebundenen Zeit zwischen seinem Aufenthalte in Stuttgart und seinem Leben in Mannheim dar, wie er bei Carlsbad eine Gebirgspartie mache".

Hier liegt jedenfalls ein Irrthum vor. Richtig ist zwar, daß Schiller, der im November 1759 geboren war, im November 1782 in sein 23. Lebensjahr trat. Am 22. September dies. Js. war er aus Stuttgart entflohen und gelangte nach verschiedenen, in der Rhein-, Neckar- und Maingegend vorgenommenen Irrfahrten am 7. December nach Bauerbach, wo er, bis er Ende Juli 1783 von Dalberg wieder nach Mannheim gerufen wurde, sich verborgen hielt. Es ist nun aber schon völlig unbegreiflich, wie Jemand diesen Zeitraum, in welchem der Flüchtling, von Dalberg in den gehegten Erwartungen aufs Bitterste getäuscht, mit seinem Fiesko von der Bühne zurückgewiesen, in beständiger Sorge um seine Freiheit unter fremdem Namen sich versteckend, von dem elterlichen Hause mit schweren Vorwürfen überhäuft, die sicherlich sein Gemüth darum nicht weniger bedrückten, weil sie zum Theil wenigstens wohl verdient waren, von Gläubigern hart gedrängt, fast gänzlich ohne Mittel und noch überdies wiederholt von Krankheit geplagt zwischen Mannheim, Frankfurt, Oggersheim, Meiningen und Bauerbach umherirrte, als eine glückliche Zeit bezeichnen kann. Meiner Ueberzeugung nach war das Jahr, das Schiller von seiner Flucht bis zu seiner Anstellung als Mannheimer Theaterdichter (Sept. 1783) zu durchleben hatte — einige spätere Krankheitsperioden und die Zeit der schweren Krankheit seiner Gattin nach der Geburt der ältesten Tochter etwa ausgenommen — die unglücklichste Zeit seines Lebens. Wie dem aber auch sei, jedenfalls war derselbe in dieser Zeit nicht in Karlsbad. Wir sind — namentlich durch die uns erhaltenen Briefe — in den Stand gesetzt, seine damaligen Verhältnisse und insbesondere seinen jeweiligen Aufenthalt so genau zu bestimmen, daß dies mit vollster Sicherheit ausgesprochen werden kann.

Noch mehr aber! Auch der Maler Joh. Christ. Reinhart war, wie wir aus dessen Eingangs angezeigter Lebensbeschreibung S. 19 erfahren, 1782 und 1783 nicht in Karlsbad, sondern gelangte erst 1784 in Begleitung der bekannten Freifrau Elise v. d. Recke dahin. Auch war derselbe damals noch gar nicht mit Schiller bekannt, sondern lernte denselben überhaupt erst 1785 in Leipzig kennen. Die beiden Jüngtinge — (Reinhart war 1761 geboren und somit noch 2 Jahre jünger als Schiller) — wurden daselbst auf Richter's Kaffeehause durch ihre beiderseitigen Freunde, die Schriftsteller Ludw. Ferd. Huber und Dr. Joh. Fr. Ernst Albrecht, den Gemahl der mit Schiller schon von früher her befreundeten Schauspielerin Sophie Albrecht, einander zugeführt. „Beide, gleich ursprüngliche Naturen, gleich sehr durchdrungen von dem Bedürfnisse, ihre künstlerischen Bestrebungen auf den Pfaden freier Entwickelung von Innen heraus, unabhängig von akademischem Formelzwange zu verfolgen, fühlten als nahe Geistesverwandte sich zu einander hingezogen und binnen Kurzem waren sie herzlich gute Freunde geworden", sagt unser Gewährsmann S. 25 f. und gedenkt namentlich ihres häufigen Verkehrs in Gohlis, wohin sich Schiller bekanntlich bald aus dem theuren und geräuschvollen Leipzig zurückgezogen hatte.

Der Irrthum in der Datirung unseres Bildes war auch bereits zeither bemerkt worden. Nicht nur, daß C. v. Wurzbach in seinem unerschöpflichen Schillerbuche dem auf Tafel XXXIX enthaltenen Abdruck desselben die Ueberschrift: „1791" gegeben, auch Düntzer reiht selbiges in seiner Biographie des Dichters S. 360 d. h. an derjenigen Stelle ein, wo er Schiller's Leben vom Februar 1790 bis zum October 1791 schildert. Dieser Ansicht bin auch ich in dem Aufsatze: „Schiller in Karlsbad" (Nr. 11 dieser Blätter 1882) gefolgt. Aber auch sie ist unhaltbar. Zwar ist es zweifellos richtig, daß Schiller im Monat Juli 1791 Karlsbad, und zwar zum ersten und einzigen Male, besucht hat. Ebenso gewiß ist aber, daß Reinhart bereits im November 1789 Deutschland verlassen hatte, nach Rom gepilgert war und von da niemals wieder über die Alpen zurückgekehrt ist. Mit Schiller zugleich war derselbe daher niemals in Karlsbad. Wir stehen daher vor dem Dilemma, daß, wenn dies Bild von Reinhart herrührt und nach der Natur gezeichnet ist, dasselbe nicht „Schiller in Karlsbad" darstellen kann, wogegen, wenn diese Bezeichnung richtig ist, das Bild von einem Anderen herrühren oder von dem Künstler frei erfunden sein muß. Da der damalige Besitzer des Reinhart'schen Nachlasses bald nach der Veröffentlichung jenes Bildes gestorben, auch sein Besitznachfolger, Rud. Marggraf, nicht mehr unter den Lebenden weilt, wird

*) Bei Gelegenheit der Schrift: Joh. Christ. Reinhart und seine Kreise. Ein Lebens- und Culturbild nach Originalquellen dargestellt v. Otto Baisch. Leipzig 1882, bei E. A. Seemann.

sich schwer feststellen lassen, von wem überhaupt die fragliche Bezeichnung herrührt. Die Schrift Baisch's gedenkt des Bildes überhaupt nicht. Soll ich eine Vermuthung äußern, so meine ich, daß die kleine Skizze, die meiner Ansicht nach allerdings den Stempel ihrer Authentücität in sich trägt, entweder 1785 in Gohlis oder 1787 in Meiningen entstanden ist.

Ueber das Verhältniß Schiller's zu Reinhart war bisher nur wenig bekannt. Düntzer erwähnt in seiner mit minutiöser Genauigkeit abgefaßten Biographie Schiller's S. 215 zunächst die Thatsache, daß Beide sich in Leipzig getroffen und dort, sowie in Gohlis, vornehmlich im Hause des Dr. Albrecht häufig miteinander verkehrt hätten. Weiter gedenkt er S. 259 des Umstandes, daß sich dieselben 1787 in Meiningen, als Schiller von Weimar aus daselbst seine Schwester und seinen Schwager Reinwald besuchte, wieder gesehen hätten. Schiller selbst gedenkt dieser ihm erfreulichen Begegnung in einem Briefe an Körner vom 8. December 1787 (Briefwechsel I. S. 220) mit den Worten: „Mit Reinhardt (sic!) war ich oft zusammen, er ist noch ganz der alte und brave Kerl... Er hat mich hier gezeichnet und ziemlich getroffen. Wir haben uns hier noch genauer kennen lernen; ich bin ihm recht gut." Nach Otto Baisch (a. a. O. S. 46) soll das Porträt, das Reinhart damals gezeichnet und mit unserm Bilde wol nicht identisch sein kann, erhalten und eines der schätzbarsten Porträts des Dichters sein. Unter den zahlreichen, von v. Wurzbach gesammelten Porträts des Dichters findet sich jedoch dasselbe nicht. Uebrigens erzählt unser Gewährsmann hierbei zugleich die Anekdote, der Dichter habe gemeint, daß, wie sein matender Freund bisweilen auch den Pegasus besteige, so könne er selbst es auch einmal mit dem Abkonterfeien versuchen, und so habe derselbe ein Porträt Reinhart's gezeichnet, das für einen Dilettanten gar nicht so übel ausgefallen sei.

Von Briefen Schiller's an Reinhart war zeither nur einer, vom 7. März 1803, bekannt, der in der Sammlung von „Schiller's Briefen mit geschichtlichen Erläuterungen" Bd. IIb. S. 1076 abgedruckt ist. Derselbe enthält zwar nur die Versicherung fortdauernder Freundschaft und spricht die Freude an dem wachsenden Ruhme des Künstlers und das Bedauern aus, den alten Verkehr nicht erneuern zu können; derselbe kennzeichnet jedoch das vertrautiche Verhältniß, in dem die beiden Männer zu einander gestanden hatten, schon dadurch, daß Schiller den Freund mit „Er" anredet. Die Gohliser Freunde hatten nämlich, wie berichtet wird, um sich der damals üblichen krankhaft sentimentalen Formen auch äußerlich zu entziehen, sich das Wort gegeben, sich gegenseitig mit dem derben: „Er" zu tituliren. Wir werden sehen, daß sie dies auch bis zu Schiller's Tode beibehielten.

Schon bei der oben erwähnten Meininger Zusammenkunft hatte der Maler, der bereits damals mit dem Wunsch, nach Italien zu ziehen, umging und eine darauf hinweisende Landschaft unter der Bezeichnung: Et ego in Arcadia entworfen hatte, dem Dichter versprochen, ihm die ebenfalls in Oel gemalte Farbenskizze davon zu überlassen. Vielleicht geschah es mit in Rücksicht auf diese, wie es scheint, nicht erfüllte Zusage, daß er 14 Jahre später dem Freunde aus Italien eine seiner größeren Radirungen — einen Gewittersturm darstellend — widmete*). Der Unterrand der Platte enthält diese Widmung in den Worten:

Friederico Schiller, Ingenio, arte, virtute illustri.

Der Biograph des Malers ist nun in der Lage, nicht nur den aus dem April 1801 datirten Widmungsbrief, sondern auch Schiller's Dankschreiben vom 15. Juni desselben Jahres mitzutheilen. Da dieser und ein folgender Brief meines Wissens hier zum ersten Male gedruckt erscheinen, so werden mir es die Schillerfreunde Dank wissen, wenn ich dieselben in der Hauptsache wörtlich hier mittheile.

„Weimar, 15. Juni 1801.

Wie sehr, mein lieber alter Freund, erfreute mich der Beweis Seines Andenkens und Seiner fortwährenden Freundschaft. Auch mir ist das Bild des guten Reinhart immer lebendig geblieben, und jeder Wandersmann aus Rom mußte mir von Ihm erzählen. Ich bin deswegen dem Bury, der sich ein Jahr hier aufhielt, besonders gut geworden, weil er mich durch seine Person etwas an Ihn erinnerte und immer mit großer Anhänglichkeit von Ihm sprach. Tausend Dank, lieber Alter, für die schöne Landschaft und für die Ehre, die Er mir damit erwiesen hat. Ich hatte schon längst vernommen, daß Er seinen Aufenthalt zu Rom recht gut benutzt hat, und freue mich nun doppelt, den Beweis davon in Händen zu haben. Aber auch Ihn selbst wünschte ich recht herzlich wieder zu sehen, und mich Ihm als Hausvater zu präsentiren. Ich habe 2 Jungen, davon der älteste schon 8 Jahre ist und brav lernt, und 1 Mädchen von anderthalb Jahren; alle drei machen mir die größte Freude und geben mir eine neue Existenz.

Freilich ist dieses kleine Volk auch ein Gewicht, das sich an unser Dasein hängt und ohne dasselbe würde ich manche Vorsätze in's Weite hinaus zu Stande gebracht haben; denn unter meinen Wünschen und Plänen war längst auch eine Reise nach Italien, wozu ich vor der Hand keine Mögtichkeit sehe. Ich werde also wahrscheinlich warten müssen, bis Er nach Deutschland kommt, um meinen atten Freund wieder zu umarmen.

An Fernow bitte ich mich freundtich zu empfehlen. Ich freute mich jedes Guten, das ich von ihm hörte und habe immer mit Antheil an ihn gedacht.

Ihn, lieber alter Freund, umarme ich herzlich und empfehle mich Seinem ferneren Andenken. Ich tebe und sterbe als Sein treu ergebener Freund

Schiller."

Es scheint nicht, daß auf diesen Brief ein weiterer, als der oben erwähnte vom 7. März 1803, gefolgt ist. Am 9. Mai 1805 schloß sich die irdische Laufbahn des Dichters und es ist, wie um die letzten Worte des vorstehenden Briefes auf's Genaueste zu erfüllen, daß Schiller noch an der Schwelle seines Grabes — am 2. April 1805 — den bei Baisch S. 181 enthaltenen Brief schrieb:

„Unmöglich kann ich die schöne Gelegenheit, die ich nach Rom habe, vorbeilassen, ohne meinem alten, guten Reinhart einen freundtichen Gruß zu sagen. Denkt Er zuweilen noch meiner und an die alte Zeit? Oft erneuere ich mit Fernow Sein Andenken; denn dieser ist Sein treuer und warmer

*) Vielleicht steht diese Widmung auch damit im Zusammenhange, daß der Dichter dem Freunde eines oder das andere seiner Werke zum Geschenk gemacht hatte. Gewiß wissen wir dies z. B. von der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Doch weshalb nach besonderen Gründen suchen für eine an sich ganz natürliche Sache?

An die vorgedachte Schenkung knüpft sich jedoch eine kleine Geschichte, die wenigstens unmerkungsweise mitgetheilt werden mag.

Reinhart hatte das ihm geschenkte Exemplar dieses Geschichtswerkes einem anderen seiner Freunde, dem in französischen Diensten stehenden polnischen General Dombrowski geliehen, der ebenfalls dafür schwärmte und auf seinen Märschen stets ein Bändchen desselben bei sich trug. In der Schlacht bei Novi (15. August 1799) traf nun eine Flintenkugel das letztere dergestalt, daß das Geschoß durch die Einband-Decke bis tief in die Blätter eingedrungen war. Nach dem 1819 erfolgten Tode Dombrowski's bat nun die Königl. Gesellschaft der Wissenschaften (Société Royale Littéraire de Varsovie) den Künstler um Ueberlassung dieses Exemplars, um es als Andenken an den Verstorbenen aufzubewahren. Obgleich dem Freunde Schiller's die Trennung von der ihm „doppelt werth" gewordenen Reliquie schwer fiel, brachte er doch, wie er (S. 257) sagt: „aus Freude darüber, daß eine Nation ihre großen Männer erkennt und ehrt", dies Opfer und sendete das Buch durch Thorwaldsen, der einige Zeit später dahin reiste, nach Warschau. Leider ist dasjenige Exemplar des Werkes, das er sich als Gegengeschenk erbeten und das nun, kostbar gebunden, nach Rom an ihn entsendet hatte, niemals in seine Hände gelangt. Stund etwa Schiller's Werk mit auf dem berüchtigten index librorum prohibitorum der römischen Kirche?

Freund und wird nicht satt von Ihm zu reden. Er hat mir auch treffliche Werke von Ihm gezeigt, die an den Tag legen, welch ein Mann aus Ihm geworden ist. Nun wir sind Gottlob beide keine Lumpen und können uns freuen, daß jeder sich selbst Wort gehalten hat.

Was Er, lieber Freund, von Landschaften" (— zu der Kalender-Ausgabe von Schiller's Tell —) „an Cotta gesendet, habr ich noch nicht gesehen, da es noch nicht heraus ist, aber ich freue mich darauf, da es sicher etwas Tüchtiges geworden ist. Gern hätte ich Ihm durch diesr Gelegenheit auch etwas Neues von mir gesendet, aber seit dem Tell ist nichts Neues fertig geworden, weil ich leider fast immer krank gewesen.

Es wäre recht hübsch, wenn Er dem Herrn v. Herda aus Weimar, der diesen Brief mitnimmt und im Sommer wieder zurückreisen wird, eine schöne Landschaft mitgeben könnte. Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir sie Ihm hier am Hofe recht gut verkaufen könnten. Es ist eine Schande, daß wir noch nichts von Ihm hier haben, da mehrere Hackerts hier sind. Denke Er darauf, lieber Alter, und sei Er recht hübsch fleißig. Nun, lieber Freund, umarme ich Ihn vom Herzen und bitte Gott, daß er uns in dieser Welt doch noch einmal möge zusammen führen. Will es aber nicht gehen, so schicke ich Ihm in 8 Jahren meinen ältesten Sohn, der kann dann die Kunst bei Ihm studiren.

Sein ewig treuer Freund

Schiller."

Diesen Brief erhielt Reinhart, der um die Zeit der Ankunft des Ueberdringers einige Freunde nach Ischia begleitet hattr, erst nach dem Tode Schiller's, ja, wie es scheint, erst nachdem man in Rom von dem Verluste, der die Welt betroffen, Kenntniß hatte. „Nie", versicherte er selbst, „habe ihn eine Nachricht tiefer erschüttert, als die von Schiller's Tode." Das wußten auch seine Freunde und Elise v. d. Recke schrieb an ihn: „Was Schiller's Brief Ihnen sein muß, fühlt mein Herz. Was wäre dieses Leben, wenn nicht hinter den dunklen Pforten des Todes ein neues Leben anginge?" Und Reinhart hielt an dieser Freundschaft bis ans Ende seiner Tage fest. Noch bei einem, von Heinrich Stieglitz am 18. October 1840 veranstalteten Feste erwidertr er den auf ihn, als den „jugendlichen Greis", ausgebrachten ersten Trinkspruch, indem er mit den Worten: „Auch die Todten sollen leben!" seinen Becher dem Andenken seines Jugendfreundes Schiller widmete. Bei eben dirser Gelegenheit äußertr auch der allen Anfechtungen gegenüber standhafte und unerschütterliche Protestant und selbst seinem allerhöchsten Gönner, dem Königе Ludwig I. von Bayern gegenüber offene, geistvolle Rationalist, — gleichsam um die ihn bei dieser Erinnerung überkommende Rührung niederzuscherzen —: „Eins nur habe ich dem Schiller nie vergeben und hab' es ihm auch selber manches Mal gesagt, — daß er und nicht viel mehr ich an Luther's Geburtstage zur Welt gekommen ist!"

Augenscheinlich findet in dieser Anekdote die vielbestrittene, gegenwärtig aber wol allgemein angenommene Thatsache, daß Schiller nicht am 11., seinem Taufstage, sondern schon am 10. November geboren sei, und daß dies auch in den Kreisen, die ihn in seiner Jugend umgaben, allgemein anerkannt gewesen, neue Bestätigung.

* * *

Ich bin in Vorstehendem nur dem Theile der Schrift Baisch's näher getreten, der sich mit den Beziehungen des Malers zu Schiller beschäftigt, ich glaube aber meine Leser versichern zu können, daß dieselben in dem Buche auch nach anderen Seiten hin des Wissenswerthen und Interessanten genug finden werden. Das fast das ganze Leben des Künstlers durchziehende Liebesverhältniß desselben zu Thekla Podleska, später verehelichte Batika, der Gründerin des in Leipzig in den Promenaden befindlichen Denkmals Johann Adam Hiller's, gewährt beinahe das Interesse eines Romans und ich beklage nur, daß uns zu wenige von den Briefen Reinhart's erhalten zu sein scheinen. Nach dem, was Baisch berichtet, erscheint Reinhart, dem überhaupt der Vorwurf eines ausgeprägten Egoismus nicht erspart werden kann, bei dieser Angelegenheit keineswegs zu seinem Vortheil. Ueberdies aber stand unser Künstler einen Zeitraum von fast 60 Jahren hindurch so offenbar im Mittelpunkte der künstlerischen Bewegung, welche sich von Rom aus namentlich auch über Deutschland verbreitete, daß Jeder, der an diesen Erscheinungen Interesse nimmt, hier reichliche Ausbeute finden wird. Die Kunstgeschichte jener Tage wird nur wenig Namen von Bedeutung aufzuweisen haben, deren Träger nicht in dem Buche Erwähnung finden. Unter diesen Umständen wird es vielleicht Manchem auffallen, daß der Name Goethe's in demselben nur einmal, und, wenn auch nicht in gehässiger, so doch in oppositioneller Weisr Erwähnung findet. Allerdings kam Reinhart erst 1789 nach Italien, während Goethe von drr italienischen Reise bereits am 18. Juni 1788 heimgekehrt war und Rom später nicht wieder besuchte. Die Beschäftigung des Letzteren mit Kunstfragen war aber eine so angelegentliche, und dessen Einfluß auf dir Künstler seiner Zeit ein so bebeutender, daß die Erscheinung einigermaßen auffallend bleibt. In der einzigen uns erhaltenen Erwähnung des Dichters von Seiten Reinhart's mag übrigens wol der Letztere nicht so unrecht haben. Bekanntlich redigirte der Dichter 1807 eine biographische Skizze des Malers Philipp Hackert. Es ist wol jetzt ziemlich allgemein anerkannt, daß er die Leistungen dieses, ihm in Rom näher getretenen Künstlers beträchtlich überschätzt hat. Hierauf bezieht sich das S. 340 mitgetheilte Epigramm:

Hackert's Leben schrieb Goethe. Ich las es und rief mit Erstaunen:
Wahrlich Goethe, du warst nie mehr ein Dichter, als hier!

B. Et.

Bücherbesprechungen.

— Das Buch der jungen Frau. Ratschläge für Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett von Dr. H. Burckhardt, Frauenarzt in Bremen. (Leipzig, J. J. Weber. 1882. 8°. 170 S.) — Die Schrift reiht sich den seit mehreren Jahren von der bekannten Verlagsbuchhandlung erfolgreich veröffentlichten „illustrirten Gesundheitsbüchern" an und soll für die junge Frau ein Rathgeber sein, um das Verständniß zwischen ihr und dem Arzte zu erleichtern, ihr unangenehme Fragen, ihm zeitraubende Auseinandersetzungen zu ersparen. Das Buch will aber auch durch die darin enthaltenen Belehrungen die junge Frau vor Verstößen gegen ihre Gesundheit warnen, vor Gefahren schützen, und ihrem Herzen Muth und Kraft geben für die schweren Stunden, denen sie entgegengeht. Diesen Aufgaben wird entsprochen in 11 Capiteln nach einleitenden Bemerkungen über die Ehe im Allgemeinen. Im 1. Capitel werden dann die körperlichen und psychischen Eigenthümlichkeiten der Frau geschildert mit besonderer Rücksicht auf diejenigen Körpertheile und Organe, welche bei dem Geburtsacte vorzugsweise in Frage kommen. Die folgenden Capitel sind Erörterungen über die Menstruation sowie über die Ehe und die Kinder gewidmet, während das 4., 5. und 6. mit der Schwangerschaft im Allgemeinen, mit dem während derselben nothwendigen diätetischen Verhalten sowie mit den am häufigsten vorkommenden Störungen während der Schwangerschaft sich beschäftigen. Nachdem hierauf die Vorbereitungen für die Entbindung erwähnt worden, folgt eine sehr eingehende Schilderung der Vorgänge bei der Entbindung und alles Dessen, was während des Wochenbettes einzuhalten ist. Das

Digitized by Google

10. Capitel bespricht die Verpflegung und die Ernährung des Kindes und den Schluß der Schrift bildet die Belehrung über das Verhalten nach dem Verlassen des Wochenbettes sowie ein Hinweis auf die Pflichten und den Beruf der jungen Mutter im Allgemeinen. Die gedachten Gegenstände und Verhältnisse sind insgesammt ausführlich geschildert und eingehend behandelt. Infolge dessen bietet das Buch einen Reichthum des Inhalts, wie man in früheren gleichen oder ähnlichen Schriften einem solchen nicht begegnet. Die hierbei eingeflochtenen wissenschaftlichen Fragen sind dem neuesten Standpunkte der Medicin entsprechend verwerthet. Außerdem ist der Stil klar, deutlich, leicht verständlich, steht namentlich im Ganzen auch im Einklange mit dem Zwecke der Schrift. Mit Sicherheit darf man daher erwarten, daß derselben reichliche Anerkennung zu Theil werden wird nicht allein seiten der Aerzte, sondern vorzugsweise auch in dem Kreise junger Frauen, für welche das Buch bestimmt ist. — Bei einer zu erwartenden 2. Auflage könnte jedoch der Verf. erwägen, ob er nicht für zweckmäßig erachte, manche Mittheilungen wegzulassen. Welches Interesse kann z. B. eine junge Frau haben an der eingehenden statistischen Zusammenstellung der verschiedenen Fruchtlagen, wozu war es nothwendig, der neuerdings gemachten künstlichen Befruchtungen zu gedenken, die an und für sich höchst werthvollen Erfahrungen Leopold's in Leipzig über die wenig pflichtgetreue Verwendung der Carbolpräparate seiten der Hebammen so ausführlich wiederzugeben, wie dies geschehen u. dergl. m.

—ψ—. **(Erklärung.)** In Nr. 53 der „Wissenschaftlichen Beilage" von diesem Jahre gaben wir eine Besprechung der „Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Illustrirt von F. Keller-Leuzinger. Stuttgart, Verlag von W. Spemann 1881—1882", in welcher wir uns über die künstlerischen Beigaben des Hrn Illustrators folgendermaßen äußerten: „Wo das Wort zur Schilderung nicht ausreicht, wird es durch treffliche Illustrationen unterstützt, die bei einem Werke wie das vorliegende, welches für die weiteren Kreise der Gebildeten berechnet ist, nicht entbehrt werden können. Eine ganz vorzügliche Kraft ist zu diesem Zwecke von der Verlagshandlung gewonnen worden, eine Kraft, die mit dem Blicke des Forschers, der das Wesentliche, Charakteristische von dem Zufälligen und Untergeordneten zu unterscheiden vermag, die Fähigkeit künstlerischer Darstellung verbindet, in welcher Beziehung Keller-Leuzinger dem Verfasser ebendürtig zur Seite steht. Nur will es uns bedünken, daß der Künstler in ihm die Oberhand hat und auf Kosten der Wahrheit und Treue etwas zu sehr idealisirt, wie dies auch in seinem Prachtwerk: „Vom Amazonas und Madeira" recht klar ersichtlich ist, das in künstlerischer Beziehung nichts zu wünschen übrig läßt, dem man aber, was die Glaudwürdigkeit der Bilder anbelangt, nicht zu sehr trauen darf. So sind die Bilder zwar unvergleichlich schön und werden auf den Kritiklosen eine große Anziehungskraft ausüben, entsprechen aber nicht durchweg der Wirklichkeit." — Es ist uns nun zu Ohren gekommen, daß diese Worte in einer Weise ausgelegt worden sind, als wenn wir Hrn. Keller-Leuzinger der absichtlichen Entstellung der Wahrheit ziehen. Uns ist diese Absicht auch nicht im Entferntesten in den Sinn gekommen, auch drücken die Worte durchaus nicht einen solchen Vorwurf aus, noch ist derselbe vernünftiger Weise aus ihnen herauszudeuten. Nicht von einer absichtlichen Entstellung der Wahrheit haben wir gesprochen, sondern lediglich von der unbewußt in dem Hrn. Illustrator wirkenden Künstlernatur, wodurch wir an Stelle der Wirklichkeit ein idealisirtes Bild erhalten, eine Meinung, von der wir durchaus nichts zurücknehmen können, man betrachte nur den schönen Holzschnitt „Moxos-Indianer aus der ehemaligen Mission Trinidad" und man wird uns beistimmen, wenn man eine Anschauung von der Natur und dem Charakter der südamerikanischen Indianer hat. Die Urbevölkerung Amerikas ist jedenfalls aus Asien durch die Beringstraße in Amerika eingewandert und daher mongolischen Ursprungs. Selbst Anhänger der Lehre von der Artenmehrheit des Menschengeschlechtes in den Vereinigten Staaten, sagt Peschel, haben doch eingestanden, daß alle Ureinwohner Amerikas sich unter einander so gleichen „wie Vollblutjuden" und daß die einzige Race, zu der sie vernünftiger Weise in nähere Verbindung gesetzt werden können, die mongolische sei. Wir berufen uns ferner auf Alexander v. Humboldt, der den Eingeborenen Mexicos echte Mongolenmerkmale beilegt, nämlich Bartarmuth, vortretende Jochbeine, breiten Mund und schräg gegen die Schläfen hinaufwärts gerichtete langgezogene Augenöffnungen, welches letztere Wahrzeichen er auch den Chaymas im nordöstlichen Venezuela zuschreibt. Genau dieselben Merkmale beobachtete Moritz Wagner bei Indianerstämmen des Isthmus von Panama und fügt noch hinzu, daß auch die mongolenartige Stumpfnase dort zwar nicht immer, aber häufig zum Vorschein komme. Dem Reisenden James Orton wiederum fielen die Zaparos am Napóstrome östlich von den Cordilleren Quitos durch ihre Chinesenähnlichkeit auf. Ein Officier des „Sharpshooter", des ersten britischen Kriegsschiffes, welches im August 1866 in den Parástrom Brasiliens einlief, bemerkt fast mit den nämlichen Worten von den dortigen Indianern, daß sie ihn „lebhaft durch ihre Gesichtszüge an die Chinesen erinnert hätten". Burton beschreibt in Brasilien die Eingeborenen am Cachauhysfall mit „dicken, runden Kalmückenköpfen, platten Mongolengesichtern, breiten, scharf vortretenden Jochbeinen, schiefen, bisweilen geschlitzten Chinesenaugen und dünnen Lippenbärten". Ein anderer Reisender, der bekannte Johann Jacob v. Tschudi, erklärt wörtlich, „er habe Chinesen gesehen, die er auf den ersten Anblick für Botokuden gehalten habe" und seitdem theile er die Ueberzeugung, „daß die amerikanische Race von der mongolischen nicht getrennt werden dürfe". Sein Vorgänger, St. Hilaire, fand bei den Malalis Brasiliens schmale, schiefgestellte Augen und stumpfe Nasen. Von den Coroados bemerkt wiederum Reinhold Hensel, daß ihre Gesichtszüge, namentlich durch die vortretenden Jochbeine einen mongolischen Typus erhalten, eine schiefe Stellung der Augen sei jedoch nicht zu bemerken. Wol sollen aber die schiefen Augenschlitze, die zu den guten, wenn auch nicht strengen Merkmalen der mongolenähnlichen Völker gehören, allen Guaranistämmen in Brasilien eigen sein. Selbst im äußersten Süden unter den Huillitschen Patagoniens fand King noch sehr viele mit schief gestellten Augen. Nach diesen Angaben durchaus glaubwürdiger Zeugen, welche uns über den Charakter der Bewohner in allen Theilen Amerikas, vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden, Kunde geben und in merkwürdiger Weise übereinstimmen, möchten wir die Frage aufwerfen: ist es annehmbar, daß die Moxos-Indianer von dem allgemeinen Typus der Eingeborenen Amerikas abweichen können und zwar in einer Weise, wie sie in dem Keller-Leuzinger'schen Werke „Vom Amazonas und Madeira" durch den in graziöser Tänzerstellung sich präsentirenden Moxos-Indianer aus der ehemaligen Mission Trinidad dargestellt ist? Es ist kaum glaublich, zumal alle Nachrichten über diesen Indianerstamm darin übereinstimmen, daß derselbe „außerordentlich herabgekommen" sei und „gegenwärtig unter der Verwaltung des Staates nur noch ein kümmerliches Dasein führe". Ein „herabgekommenes" Volk wird aber die Spuren seines „kümmerlichen Daseins" sicherlich auch in seiner äußeren Erscheinung zum Ausdruck bringen und sich nicht in so plastisch-schöner Form zeigen, wie die kunstgeübte Hand des Hrn Keller-Leuzinger sie geschaffen hat. Wir betonen dabei jedoch nochmals, daß wir Hrn. Keller-Leuzinger durchaus keiner absichtlichen Entstellung der Wirklichkeit zeihen, sondern sind der vollen Ueberzeugung, daß seine Künstlernatur in ihm zu mächtig ist, um ihn wie einen photographischen Apparat arbeiten lassen zu können.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. E. Marbach in Leipzig.

№ 91. Sonntag, den 12. November. 1882.

Inhalt: Briefe der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm an Georg Heinrich Pertz. — K. S. Alterthumsverein zu Dresden. — Leipziger Stadttheater, von R. v. Gottschall. — Eine neue Schiller-Ausgabe, von H. Marbach. — Bücherbesprechung („Unser König Albert auf der Auerhahnbalz im Oybiner Revier", von Dr. Alfred Moschkau).

Briefe der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm an Georg Heinrich Pertz.

Es ist bekannt, daß die Königliche Bibliothek in Berlin eine überaus reiche Fülle ungedruckter Briefe der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, welche in einem großen Eichschrank aufbewahrt werden, als Vermächtniß der ehemaligen Besitzer, zu ihren Schätzen zählt. Aus diesem Vorrath sind, nachdem bereits einige Jahre vorher

1) der Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Friedrich David Graeter aus den Jahren 1810—1813 von Hermann Fischer (Heilbronn, 1877. 8°.),
2) die Freundesbriefe Jacob und Wilhelm Grimm's mit Anmerkungen von Alexander Reifferscheid (Heilbronn, 1878. 8°.)

veröffentlicht waren, hauptsächlich auf Veranlassung des Regierungsrathes Rudolf Grimm, welcher die Vorarbeiten bereits zu einem beträchtlichen Theil gefördert hatte, die Drucklegung zu beginnen aber verhindert war, als besonders interessant, die Briefe welche Jacob und Wilhelm Grimm in den frühesten Jahren ihrer zeitweiligen Trennung von einander gewechselt haben, unter dem Titel „Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Herausgegeben von Hermann Grimm und Gustav Hinrichs" (Weimar, 1881. 8°.) dem gebildeten Publicum vorgelegt worden. Als Ergänzung eines Theils dieser Correspondenz wollen die zuletzt genannten Herausgeber demnächst die Briefe von Achim v. Arnim an Jacob und Wilhelm Grimm folgen lassen und dadurch dem Wunsche einer großen Zahl von Interessenten, welche sich nach weiterer Kenntnißnahme des Briefwechsels der Brüder Grimm sehnen, entgegenkommen.

Durch einen glücklichen Zufall war es dem Herausgeber vergönnt, Einsicht und Kenntniß von den aufbewahrten Briefen der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm an Georg Heinrich Pertz zu nehmen und von dem jetzigen Besitzer die Erlaubniß zu ihrer Veröffentlichung zu erhalten, von welcher er gern Gebrauch macht.

Unsere Zeit ist allerdings mit Briefwechseln reichlich bedacht, dennoch wird sie, ohne Zweifel, auch die nachfolgende kurze Sammlung von Briefen der beiden geistesverwandten Brüder, zweier schlichter, liebenswürdiger Charaktere und Männer von echt deutscher Art, mit der Sympathie aufnehmen, welche die nachgelassenen Briefe ausgezeichneter Männer auf die Gebildeten unseres Volkes stets ausüben. Diese Briefe sind Monumente jener vollendeten Humanität dieser reichen Naturen, welche verbunden mit ihrer wissenschaftlichen Größe, sie über so viele Zeitgenossen emporhebt; aus ihren Briefen treten diese Männer uns, dem nachgeborenen Geschlecht, näher und es ist gut, daß wir einen Einblick gewinnen in die stille, aber rührige Thätigkeit dieser großen Gelehrten, welche unsere Wissenschaft geschaffen haben und auf deren Schultern wir stehen. Wir werden in Zukunft mit noch größerer Pietät zu ihnen aufblicken lernen. Nicht minder sind diese Briefe Denkmale eines echt deutschen Freundschaftsbundes, zu dessen Schließung die gleichen Bestrebungen auf gelehrtem Gebiet die nächste Veranlassung gaben. Die Theilnahme beider Brüder Grimm an der von Pertz während seiner Anstellung in Hannover redigirten officiellen Hannoverschen Zeitung, welche sie oft mit Correspondenzen und Beiträgen bedacht haben, sowie die Einladung von Pertz zur Mitarbeiterschaft an den „Monumenta Germaniae historica" hatten ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den Genannten angebahnt, welches sich ungetrübt bis zum Tode der beiden Grimm forterhalten hat. Umkleidet mit dem fesselnden Reiz, welchen die Briefe hervorragender Männer überhaupt ausüben, gewähren sie noch das besondere Interesse, daß sie das Entstehen und Reifen vieler wichtiger Unternehmungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung genauer zu verfolgen erlauben, als gemeiniglich früher die ziemlich dürftigen Nachrichten in Vorreden, Literaturzeitungen u. s. w. möglich machten. Die äußeren und inneren Bedingungen, die mancherlei Sorgen, Mühen und Hindernisse, unter denen so manches unvergängliche Meisterwerk der Wissenschaft geschaffen wurde, erschließen sich hier und machen eine vertiefte Würdigung derselben möglich. Daneben begegnet man mancher hier niedergelegten wissenschaftlichen Ansicht, die nie ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hat, Unternehmungen werden besprochen, die nie zur Ausführung gelangten, die Vorzüge und Schwächen eigener und fremder Leistungen oft rückhaltloser erörtert, als dies in der gedruckten Literatur geschehen konnte und so hebt sich aus dem bunten Gewebe vertraulicher Mittheilungen ein Bild empor von den neben- und durcheinanderlaufenden, sich kreuzenden und ergänzenden Bestrebungen auf wissenschaftlichem Gebiete, welches auf ein über gewöhnliche Neugier weit hinausgehendes Interesse Anspruch machen darf. Briefe von solchen Koryphäen ihrer Wissenschaft können nie ohne Aufklärung und Belehrung über den Stand der Wissenschaft in ihren Zeiten, über die ganze Richtung und Strömung der wissenschaftlichen Bewegung bleiben; die ideale Auffassung, die warme, lebensvolle Theilnahme an allen neuen Entdeckungen und Fortschritten dürfen uns immer wieder vor Augen geführt werden. Solche Briefe, in der ungezwungenen Form des intimen Verkehrs mit aller Offenheit des Vertrauens geschrieben, geben besser, als eine fremde Feder dies zu thun im Stande wäre, das getreue Bild des Charakters, der Ansichten, der auf Lebenserfahrung und innerer Ueberzeugung ruhenden Anschauung der allgemeinen gelehrten Verhältnisse und der wichtigsten damit im Zusammenhange stehenden Fragen. Nichts anderes führt so sehr in die Gemeinschaft mit bedeutenden Männern ein, als das Vertiefen in deren Briefsammlungen. Freilich muß man häufig genug an jüngeren Gelehrten die unerfreuliche Wahrnehmung machen, daß sie sich zu jedem vielgenannten Lebenden, den sie erreichen können, hindrängen, aber von dem vertraulichen Nachlaß, welchen die Briefe Verstorbener enthalten, nichts wissen und die, selbst

darauf aufmerksam gemacht, solchen Schätzen keinen Geschmack abzugewinnen vermögen. Von solchen Leuten ist freilich überhaupt nicht viel zu erwarten, selbst wenn sie sonst sogenannte „gute Kerle" sind.

An der ursprünglichen Form der Briefe, an der bezeichnenden Schreibart, sowie an den vielfachen, auch in fremden Sprachen angefügten, Bemerkungen habe ich absichtlich nichts geändert, um ihnen den Charakter anziehender Eigenthümlichkeit und lebendiger Frische, welchen sie dadurch bewahren, nicht zu benehmen. Diese Form muß ebenso wie die sehr oft prägnant charakteristischen Bemerkungen der großen Männer, welche diese Briefe geschrieben haben, unverändert, zu dauernder Erinnerung, festgehalten werden. Demgemäß sind die Briefe mit Beibehaltung der Orthographie, welche in ihnen befolgt ist und den Abkürzungen, welche die Briefsteller beliebt haben, wiedergegeben.

Hingegen habe ich mir erlaubt, von der Veröffentlichung an dieser Stelle wenigstens eine große Anzahl von solchen Briefen auszuschließen, die nur für den Fachgelehrten verständlich und von Interesse sind, und die vielleicht in einer späteren Separatausgabe ihren Platz und ihre Würdigung finden mögen.

Von den Briefen Jacob Grimm's ist nur ein einziger und zwar der erste dieser Sammlung (Kassel, 8. September 1819) mit deutschen Lettern, alle folgenden mit lateinischen Buchstaben geschrieben, eine Schreibart, die aus typographischen Rücksichten auch im Drucke beibehalten werden muß.

Die Aufeinanderfolge dieser Briefe ist die chronologische.

Caßel 8 Sept. 1819.

Wohlgeborner
Hochzuehrender Herr,

Auf die mir bereits vor einigen Monaten zugelangte Einladung zu der Herausgabe der Deutschen Geschichtsquellen des Mittelalters würde ich längst geantwortet haben, wenn ich nicht vorher reiflich mit mir selbst hätte berathen wollen, in wiefern meine Kräfte, Neigungen und die mir vergönnte Muße mich dazu fähig machen, einer so achtungswerthen Gesellschaft beizutreten.

Vorerst hätte ich gegen den im Ganzen sehr überlegt und zweckmäßig gefaßten Plan noch einige Bedenklichkeiten auf dem Herzen. Hauptsächlich folgende beide:

1) ich bin nicht für das Excerpiren, sondern für einen vollständigen Abdruck. Theils kommt es bei einem so großartigen Unternehmen nicht auf drei aber vier Bände mehr an, theils kann oder muß aus den historisch unbedeutenden Stellen die Schreibart eines schwierigen Chronisten und seine allgemeine Ansicht der Welt beurtheilt werden. Noch bedenklicher scheint mir,
2) daß man zu einer verhältnißmäßig schnellen Ausgabe der scriptorum schreiten will, während so viel Urkunden ungedruckt und die gedruckten unbearbeitet daliegen. Aus den Urkunden muß meiner Meinung nach eine gründliche Geographie und Sittenbeschreibung des Mittelalters in möglichster Vollständigkeit gezogen werden, bevor die Dunkelheiten und Schwierigkeiten der Geschichtschreiber beleuchtet und gehoben werden können. Eine Vergleichung der ohnedem seltenen und oft nachläßigen Hss. wird schwerlich dazu genügend ausrüsten.

Die edelmüthigen Unternehmer und Beförderer des Plans werden mir diese Freimüthigkeit zu gut halten. Ich sehe auch wohl ein, daß ein vorläufiger und, wenn ich so sagen darf, nicht ganz critischer Abdruck wenigstens der bedeutendsten Chronisten in mancher Rücksicht von trefflichem Erfolg seyn müße. Und um hierfür meinen Eifer darzuthun, erbiete ich mich, nach meinem besten Vermögen die Herausgabe folgender beider Stücke zu übernehmen, insofern sie nicht in würdigere Hande gelegt werden kann, denen ich billig weiche:

1) des Lambert sogenannt von Aschaffenburg, Na. 60. Vermuthlich und hoffentlich ist das No. 62 angeführte Chronicon Lamberti hirschfeldensis dasselbe und die Vergleichung der würzburger und münchener Hss., wäre höchst nöthig. (Vermuthl. zieht Hr. Prof. Dümge auf seiner dermaligen Reise durch einen Theil Süddeutschlands Näheres darüber ein.) Krauses Auslaßungen bei einem so ausgezeichneten Autor müßten ohne Zweifel restituirt werden. Ueberhaupt hat Krause gar wenig an Lambert gethan.
2) Des Waltharius aquit. no. 1. Die Vergleichung der Carlsruher Hs. (8° no. 103) und der Pariser (bibl. reg. 8488[A] auch in Octav) lehrte mich, wie schlecht der Fischersche Text sey. Da ich beide Hss. (und es gibt wohl noch andere) zwar benutzen, aber nicht vollständig conferiren konnte, so müßten sie mir zur Herausgabe verschafft werden.

Ueber unsere Caßeler Histor. Hss. wird dem Verein durch unsern Gesandten am Bundestage das Nähere zugehen. Es sind namentlich Hss. van Eginhard (aber durch Schmiencke bereits benutzt) Petrus de Vineis, vita Meinwerii und vita Ludgeri und einige unwichtigere.

Obige Arbeiten könnte ich inzwischen, wenn mich Gott gesund läßt und nicht in andere Verhältniße, die mir Muße entziehen, bringt, nicht eher als in drei bis fünf Jahren liefern, weil ich gegenwärtig mit einer Deutschen Grammatik und dem Reinhart Fuchs vollauf zu thun habe. Mit größter Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Ew. Wahlgeb. ergebenster Dr.
Grimm, Bibliothecar.

Cassel 3 Nov. 1824.

Ich schäme mich, verehrtester Freund, die mir von Ihnen gütigst mitgetheilten Papiere beinahe zwei Monate behalten zu haben. Sie werden durch Benecke alle zurückempfangen, mit ausnahme der schönen pergamenthlätter aus der Kaiserchronik, die ich Ihrem Willen gemäss schon im 8ept. an Dr. Massmann gesandt habe und der sie auch glaube ich auf seiner Reise nach Heidelberg mit sich führt. Er ist eben hier und gedenkt morgen nach Arolsen.

Da er ernstlich vorhat diese sg. Kaiserchronik herauszugehen, was in vielem betracht wünscheuswerth ist, so habe ich mir den Inhalt dieser Bruchstücke nicht copiert, zumahl ich beinahe dieselben Stellen sammt andern vor mehrern Jahren aus dem cod. pal. 361 abgeschrieben hatte. Die wiener Glossen aus no. 632 besass ich ebenfalls durch eigne abschrift, es ist nichts als der Anfang einer Copie der sg. Hrabanischen, die auch zu Wien liegen, aber von Eccard (seiner leichten Sitte nach) ungenau abgedruckt worden sind. Das Closterneuhurger Gebet war mir neu, ebenso die Lamspringer Glossen. Das langobardische Glossar kannte ich bereits aus dem 1814 noch zu Paris gewesenen Cod. vat. 5001 und habe mir nun Ihre Copie aus dem ähnlichen zu La Cava abgeschrieben. Die meisten deutschen Wörter sind abscheulich entstellt; wären es nur mehrere so liesse sich eher rathen. Meinen herzlichsten Dank für alle diese Mittheilungen.

Ich freue mich des Fortgangs Ihrer grossen Unternehmung, und werde mit Freuden mein Scherflein dazu legen. Das muss aber auf einem Irrthum beruhen, dass ich mich anheischig gemacht hätte, die malh. Glossen zu deuten. Meine entschiedne Ansicht war es schon lange, dass sie fast nicht zu erklären sind, es werden denn neue von den bisher mir bekannten Hss. in rectius abweichende aufgefunden, woran billig zu zweifeln ist. Alle pariser Hss. sind von mir excerpiert und die Excerpte stehen zu Befehl, aber keine Erklärungen. Meines Wissens habe ich nur versprochen, die in den übrigen Gesetzen (langob. alam. bajov.) vorkommenden deutschen Wörter möglichst zu erklären, und ich bitte mir, wenn sie die Reihe trifft, gesammelte Varianten dazu mitzutheilen. Alsdann will ich

mein Heil versehen. Bluhmes Entdeckungen über das langob. Gesetz sind aber so wichtig und müssen ihn so für den Gegenstand anregen, dass er meiner Hülfe kaum bedürfen wird.

Wie viel ist aus Ihrer ital. Reise zu lernen, besonders Graphisches. Die euphemistische Weise mit der Sie von Mai reden, der mir meinen liebsten Plan stört, ist vortrefflich. Bunsen wird uns hoffentlich bald klaren Wein einschenken, was von seiner Reise nach Mailand zu halten sei. Unterdessen stehen mir grosse Genüsse bevor. Lachmann ist den Sommer zu S. Gallen gewesen und hat dort alles erbeutet, was des Altdeutschen dort zu hohlen ist, den Kero verglichen, Notkers inedita abgeschrieben und die Keronischen, Sangaller und a. Glossen. Ein rechtes Freundschaftsstück erweist er mir und lässt mir die ganze Anebente, ehe er sie selbst einmahl benutzt, um mir davon wieder Abschrift zu nehmen. Also so gut, als wäre ich selbst nach S. Gallen gereist. Arx war ihm freundlich, hat sich aber bedungen, mit üszegebe. Nämlich sein eigner Plan sei, durch einen jungen Schweizer, dessen Namen ich nicht weiss und der jetzt zu Paris sein soll, die Ausg. der ineditorum zu besorgen. In wie fern dieser junge Mann dazu ausgerüstet sein mag, kann ich nicht sagen. Arx selbst ist kein gründlicher deutscher Philolog, und Füglistaller, der eben Chorherr geworden und von Natur etwas träge ist, steht mit ihm nicht besonders. Uns beiden liegt vorläufig auch weniger am Edieren, als daran, dass die Schätze in unsrer Macht sind und wir sie nutzen können. Gesiehert werden sie ohnehin durch unsre Abschriften und es hat nun keine Eile; die nächsten Jahre werden zeigen, was die S. Gallenser selbst wollen und können. Erwähnen Sie dieser gewonnenen Abschriften nicht öffentlich.

Docen höre ich will die Münchner unedierten Glossen Gottlob auch bald drucken lassen. Treiben Sie ihn brieflich mit dazu an, denn er ist einer von denen die gedrungen werden müssen.

Das Format für die Scriptores scheint mir gleichgültig. Ich als Kurzsichtiger, der lieber ein Buch in der Hand hält, als es vor sich liegen hat, würde wenn ich bloss an mich denke, sehr für Octav stimmen. Das beste Format ist doch das was emsiges Lesen am wenigsten hindert. Für Dobrowskys Auskunft über den Rheimser Cod. danke ich, er hätte mich nur auf Alter weisen sollen, der mir zur Hand ist und woraus er alle übrigen Citate nimmt.

Vorigen Monat reiste ein Lusignan hier durch, der an der neuen Jonischen Universität zu Corfu angestellt ist. Er brachte einen Brief von Kopitar und sollte zugleich zwei Exemplare der Beschreibung eines Cod. bohhiensis zu Wien mithringen, die für Sie und Niehuhr bestimmt waren. Unterwegs aber (vorher war er noch in Copenhagen) hat er eins davon verloren. Ich sende Ihnen das andere, um es allenfalls nachher weiter an Niehuhr, in Kopitars Namen, zu befördern. Ohnehin steht alles in den Wiener Jahrbüehern.

Mein Bruder empfiehlt sich mit mir Ihrer fernern Freundschaft, ich hin von ganzem Herzen der Ihrige

Grimm.

Cassel 26 Juni 1825.

Hochverehrtester Freund,

Die ahleitungsendung -ing für patronymica ist in der alten Sprache so häufig, dass sich viele Hunderte von Beispielen anführen liessen. Sie fügt sich an alle Mannsnamen, aber auch an andere Substantiva, z. B. aus den capitul. wird Ihnen Guntbadingi erinnerlich sein für Burgunden, die nach dem burg. Gesetz leben. Conk-ingi scheint also ein nomen gentilitium, dessen Wurzel, wenn richtig geschrieben und gelesen ist, ich aus der altfries. Sprache nicht zu denten weiss, ebensowenig aus der ihr naheliegenden angelsächsischen. Ich kenne kein Nomen conk, auch keinen ähnlichen Mannsnamen. Auf isländisch heisst kyng, kyngja portentum, Wunder, Zauherei; dem Zus.hange nach soll aber in der Benennung nichts beleidigendes liegen. Man muss also durch Geschichte oder Geographie auf eine Spur gerathen. Wäre nicht sicher von Friesen die Rede und es möglich an Lombarden zu denken, so würde Conkingi, obgleich es ein novum nomen sein soll, herrlich zu den Gunginci passen, deren P. Diac. 1, 14. (al. Gunginci, Guningi) erwähnt.

Oder hätte Bertin etwa ein französ. Wort gebraucht? conchier, cunchier kommt sehr oft für beschmutzen, verderben, betriegen vor, wird aus coinquinare erklärt, scheint mir aber einen noch gemeinern Ursprung zu haben und dann wäre conkingi ein arger schimpf, wozu, wie gesagt, die stelle keinen Anlass giht.

Dazu kommt nun der Verdacht, den Sie mir selbst gegen die Richtigkeit der Lesart erregen und durch eine treffliche, unzweifelhafte Emendation bestätigen. Ich weiss also nichts rechtes und nichts befriedigendes über Conkingi.

An die Nothwendigkeit und Ergiehigkeit einer mittl. Geographie denke ich oft, kann mich aber nicht dazu versprechen. Sie setzen einen Termin von zwei Jahren. Bis dahin hin ich mit der Grammatik noch nicht fertig, deren zweiter Theil nun schon anderthalh Jahr unter der Presse liegt und schwerlich vor dem Herbst ausgedruckt sein wird. Dann gibt es Gottloh und leidsr! noch einen dritten, ebenso starken und mühsamen. Ich mues meine Zeit streng sus. halten, um wöchentlich einen Bogen zu schreiben. Drei Stunden Bibliothek fallen mir mitten in jeden Tag und ich werde mit Dienstarbeiten belegt, die mir nicht den Muth erquicken, sondern dämpfen, z. B. mit baaren zwecklosen Abschriften weitläuftiger Cataloge, mit Censieren etc.

Gewachsen wäre ich der althessischen Geographie auch nur in sofern, als ich gern daran gienge und fassen würde, worauf es ankommt; gesammelt nnd vorgearbeitet habe ich nichts. Unsere Urkunden stehen unter Rommel, der sogar ein Buch über hessische Städte und Dörfer öffentlich versprochen hat, mir also Einmischung verübeln und den Zutritt zum Archiv beschränken würde. Er selbst ist ein Mann, der gern viel unternimmt und es auch nicht ohne Geschick angreift; aber mehr als halhen Fleiss traue ich ihm nicht zu und möchte auf keinen Fall gemeinschaftlich mit ihm zu Werke gehen.

Ihrem Anerhieten komme ich also wenig entgegen, meine jedoch, dass es die Umstände vielleicht noch anders fügen können, falls sich meine Lage ändert und ich mehr freie Hand erlange. Wollen Sie unterdessen Rommeln einen Antrag thun und zeigt er wirkliche Theilnahme, so wäre sie nicht zu verachten, denn die schönsten Materialien stehen ihm zu Gebot.

Durch unsern Buchhändler habe ich auf ein Exemplar der Monumenta unterzeichnen lassen; mehr konnte ich nicht, nach den hiesigen Umständen. Ihre Zufriedenheit verbürgt mir schon den Erfolg des Werks, hevor ich es noch erblicke.

Wie es mit Ulfilas steht, hoffe ich nächstens über Wien durch Hammer zu hören, der dem Hofe nach Mailand gefolgt ist. Von Massmanns Kaiserchronik erwarte ich alles Gute, er ist fleissig und Geschmack wird sich schon einstellen. Seiner Dienstfertigkeit habe ich mich sehr zu rühmen.

Mein Bruder empfiehlt sich freundschaftlich; er ist seit anderthalh Monaten Ehmann, was indessen unserm Zusammenleben und der von jeher bestandenen Gemeinschaft nicht den geringsten Abbruch thut. Bleiben Sie mir gut, ich hin von Herzen

der Ihrige

Grimm.

Köppens Probeabdrücke habe ich erhalten und finde sie auch gelungen.

Cassel 14 Aug. 1825.

Ich habe vor, über die trefflichen Predigten Bertholds (ed. Kling Berl. 1824) eine umständliche Beurtheilung zu schreiben, wenn Sie das Buch noch nicht gelesen haben, rathe ich dazu, es ist äusserst lebendig, für Sprache und Sitten wichtig; aus den angegebenen Sonnenfinsternissen habe ich einige bestimmte Jahre herausgebracht (1250, 3 mai; 1263, 5 aug.) die Chroniken erwähnen seiner meist ad ann. 1250, 1253; + 1272. Seite 302 eine wohl auch Ihnen merkwürdige Stelle über Ketzer (deren Namen er auch von den Katzen leitet! ich hin fürs bekannte cathari von καθαρος); er nennt ausser arrianern, manichaern und Arnoldern (Arn. von Brex.) noch Powerlewe, Rünkeler, Sporer, Swirder. Das scheinen deutsche Sectierer des 12. 13 sec. und ich meine schon die letztern wo gelesen zu haben. Können Sie auf die Spur helfen?

Massmann, soll ich Ihnen sagen, hat beide Aufträge an Docen besorgt, der aber dabei bleibt, die emmeran. annales (½ Seite Berichtig.) längst eingeschickt zu haben, vom Regino sei ihm gar keine Anforderung zugekommen.

Woher Eichhorns Bitterkeit gegen Ganp, der in seinem Buche mit allem Anstand polemisiert?

Mit herzlichem Gruss T. T. Grimm.

Verehrtester Freund,

ich bin durch die betrübtesten Ursachen abgehalten worden, auf Ihren Brief vom 7. Oct. eher zu antworten. Diese ganze Zeit wurde durch langwierige, ängstliche Krankheit und den bald hintereinander erfolgten Tod geliebter Kinder, meiner Schwester Tochter und meines Bruders Söhnchens, meines Pathen, ausgefüllt. Empfehlungen nach Paris hatte ich Ihnen nicht zu schicken, etwa bloss an Hase hätte ich schreiben können, dem Sie länget uneh ohne mich empfohlen sein werden. Mit Aufträgen wollte ich Sie nicht belästigen, zudem eben Graff dort gewesen ist und nach allem gesucht hat, was mich näher angeht.

Ihre Reise und Ihr Aufenthalt in Frankreich wird reich an Erfolgen und an Ausbeute für die deutsche Geschichte sein. Unterdessen erhält der ausgegebne erste Band des Werkes den Beifall aller Kenner und wird auch allen, die es nicht sind, Ehrfercht vor der Unternehmung einflössen. Ich habe ihn erst zu lesen angefangen und behalte mir vor mitzutheilen, was mir dabei einfallen sollte. Die äussere Einrichtung ist schön und würdig; ich, mit meinen kurzsichtigen Augen, nähme lieber einen Octavband in die Hand, als einen Folianten und hätte in jenem Fall das Ganze jetzt schon durchgelesen, weil ich mich in den Abendstunden wirklich vor dem grossen Format scheue und das Buch nicht leicht halten kann. Allein der Massstab gilt nicht für den grössten Theil der Leser.

Graff hat in den pariser hss. die Eigennamen und Glossen der deutschen Gesetze verglichen und schon zum Theil in seiner Diutiska bekannt gemacht. Er ist seit einigen Monaten nach Italien und versucht es, dem Ulfilas nahe zu kommen. Ich bin sehr begierig auf Nachrichten, wie ihm das gelingen wird.

. . . . . .

. . . . . .

Wir freuen uns darauf Sie bei Ihrer Rückreise hier zu sehen. Die Bleimünze wird Ihnen dann Wilhelm wieder einhändigen, die Runen darauf heissen Alarich Gota Kung oder so etwas. Des Betrugs geschieht bereits in einer schwedischen Dissertation Erwähnung.

Die Auszüge aus der Bremer Chronik hatte mir Benecke mitgetheilt und ich habe daraus wieder für Massmann das Nöthige excerpiert. Es ist wieder eine Repgowische, wovon Massmann in Spangenbergs Zeitschrift gehandelt hat.

Von Herzen und mit wahrer Hochachtung

der Ihrige

Cassel 31. Dec. 1826. Jac. Grimm.

Göttingen 16 nov. 1830.

Theuerster freund, ich habe die mir mitgetheilten winke des herrn von Stein sogleich in Cassel vor die rechte schmiede gebracht und bitte Sie, diesem hochverehrten mann meinen wärmsten dank dafür hinterbringen zu lassen. Es geht, soviel ich höre, bis jetzt in Hessen alles nach wunsch und das land wird einen grossen gewinn aus dieser bewegten zeit ziehen. Verschiednes von dem was Stein bemerkt hat war auch schon von andern seiten her angeregt worden.

Hessen, Braunschweig und wahrscheinlich auch Holstein können nun andern deutschen ländern, hinter denen sie bisher zurück geblieben sind, in manchem betracht musterhaft werden. Wie viel sicherer stände es, bei der jetzigen augenscheinlichen gefahr, um Deutschland, wenn sich Preussen in den letzten funfzehn jahren in seiner inneren verfassung mehr zu heben gewust hätte. Im besten fall muss es nun die kleinern länder nachahmen, statt dass es sie durch sein beispiel hätte fortreissen sollen. Jetzt hängen wir andern Deutschen an Preussen fest und haben ohne es keine kraft; aber unverkennbar lebt noch in den deutschen urstämmen wie Sachsen, Hessen, Schwaben, Westphalen etc. ein regeres freiheitsgefühl, als in den regierungen von Östreich und Preussen, die an unsern enden gewaltig herschen.

Wir haben sie erzogen und herangebildet, wir werden sie auch noch politisch gross ziehen müssen. Aber wie anders wäre unser vaterland gereift, wenn sich in seinem herzen und in seiner mitte ein mächtiges reich hervorgethan hätte, wenn Bamberg Berlin geworden wäre.

Man mag jetzt kaum von sich und seinem kleinen treiben sprechen, so gross und unabweislich steht einem die öffentliche angelegenheit vor augen. Ich lebe nun bald ein jahr hier und kann die vortheile und nachtheile des veränderten aufenthalts so ziemlich abwägen. Was soll ich Ihnen verhehlen, dass die letzteren überwiegen. Meine stellung ist ehrenvoller, aber unheimlicher, unruhiger und bewegter. Diese bibliothek rollt wie ein rad um, das nicht still steht und entzieht mir die edelste zeit. Im sommer täglich 6 stunden und auch diese nicht in einem stück, sondern durch eine stunde unterbrochen, die dadurch wiederum verloren geht. Die realcataloge so enge geworden, dass sie einer unabsehlichen geistlosen umarbeitung bedürfen. Kurz, die ganze zeit muss dem bibliotheksgeschäft gewidmet werden und am abend hat man gar nicht das gefühl, dass man den tag über etwas rechtes gethan hat, so viel verlorne Zeit ist mitten in dieser geschäftigkeit. Die eigentlich bibliothecarische arbeit verrichte ich zwar nicht ungern, aber doch mit dem bewusstsein, dass ich meine zeit weit fruchtbarer hinbringen würde, wenn ich ganz der philologie und geschichte leben könnte. Was ich als bibliothecar ausrichte, wäre auch sehn andern gegeben, die man dazu bestellt hätte, und meine eigenthümlichkeit leidet darunter. Mit betrübtem herzen musste ich dieses jahr meine grammatik völlig liegen lassen, denn auch die vorlesung über rechtsalterthümer war mir etwas ungewohntes und kostete fast die von der bibl. übrige zeit. In Cassel hatte ich nur drei stunden bibliothek und war dann völlig mein eigner herr, das war ein seliger zustand. Ich habe erwägt, ob ich mich vielleicht von der bibl. los machen und bloss professor sein sollte, dann wäre mehr freiheit gewonnen; allein das ist unausführbar, weil man das fach der deutschen sprache und literatur nicht für ein volles hält. Diesen winter meldeten sich zu der angekündigten vorlesung über Otfrid und altd. grammatik nur 7 zuhörer, sodass ich lieber gar nicht lese und die stunde frei behalte. In der jetzigen art des studierens ist vieles nachtheilig beschränkt und unfreier, als zu meiner Zeit. Die vielen examina und vorschriften sind vom übel. Der student richtet sich mehr auf sein examen ab, als dass er sich freiem studieren hingäbe. Der staat soll sich meiner überzeugung nach

Digitized by Google

nicht früher in das studierleben eines jünglings mischen, als bis er ihn anstellen will. Wozu die maturitätsquälerei? es wird dadurch nur eine gewisse mittelmässigkeit gefördert, das schlechte zwar abgewehrt, aber auch das höhere gedrückt. Jetzt soll der student z. h. logik oder mathematik hören, ohne allen innern trieb, er hört sie, weil er darüber ein zeugnis bringen muss, aber er wird innerlich nicht dadurch auforbant, und anderes, was er hätte hören mögen, kann er nicht. Es wird dadurch ein unterschied zwischen professoren eingeführt, die privilegiorte collegia lesen oder nicht.

Deutsche sprachstudien sind noch zur zeit unprivilegiert und werden von den behörden für überflüssig gehalten, und darum vernachlässigt sie der student, dem sie zehnmal mehr vaterlandsliebe einflössen würden, als seine logik oder medicina forensis. Sie sehen also, lieber freund, warum ich auch als professor schwerlich grosses glück machen werde.

Meine antrittsrede ist erst diese woche gehalten werden. ich sende Ihnen das programm dazu, in welchem ich auch den Ihnen schuldigen dank ausgesprochen habe. Besorgen Sie doch die einlagen nach England und fügen Price's genauere addresse hinzu, wenn ich die unrichtige habe; ich weiss dass Ihnen dort oft gelegenheit und beischluss an die deutsche Canzlei in London zu gebot steht.

Unser genauster umgang ist hier Dahlmann, doch begegnen uns alle andern auf das freundschaftlichste. Rehberg haben wir schon einigemal besucht und über seinen geistreichen umgang ist gar kein zweifel.

Nitzsche meldet mir, dass er sich mit Ihnen zur herausgabe der alten gesetze vereinigt hat; das nähere davon möchte ich gelegentlich wissen.

Beim durchlesen sehe ich, dass ich Ihnen über vieles zu bewegt geschrieben habe, es gilt aber bloss für Sie, nicht für andere.

Leben Sie wohl, ich bin von herzen

Ihr

Grimm.

(Fortsetzung folgt.)

K. S. Alterthumsverein zu Dresden.

Sitzung vom 6. November unter Vorsitz S. K. H. des Prinzen Georg.

Herr Generallieutenant v. Carlowitz, Exc., eröffnete die erste Winterversammlung, welche auch der Hr. Staatsminister v. Nostitz-Wallwitz, Exc., mit seiner Gegenwart beehrte, und gedachte mit warmen Worten der dem Verein im Verlauf der Sommerferien durch den Tod entrissenen fünf Mitglieder, unter ihnen des vieljährigen zweiten Director des Vereins, Geh. Hofrath Prof. Dr. Hettner, bei dessen Bestattung der Verein als Zeichen seines Dankes einen Kranz niederlegen ließ. Es schloß sich ein Bericht über den diesjährigen Vereinsausflug nach den Ruinen von Altenzelle an, welcher mit einer Besichtigung des Schlosses und der Stadtkirche zu Nossen verbunden war, und ferner ein Bericht über die 15 Gutachten, welche sich der Verein über das 1. Heft seines Inventorisationsunternehmens erbeten hatte und welche sich über dessen Behandlung in den wesentlichen Punkten als zweckentsprechend höchst anerkennend ausgesprochen haben.

Hr. Prof. Dr. Steche berichtete über die vom 27. bis 30. August d. J. zu Kassel abgehaltene Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, bei welcher er den Verein vertreten hatte, und ferner über das Vereinsunternehmen der Inventarisation der Bau- und Kunstdenkmäler des Landes. Der Vertrieb des 1. Heftes gestaltet sich nach den buchhändlerischen Erhebungen günstig, auch die Zwecke des Unternehmens, welches in den verschiedensten Kreisen mit Interesse aufgenommen worden ist, äußern Erfolg, indem der Ausschmückung der Kirchen, deren Geräthen ꝛc. erneute Liebe und Aufmerksamkeit entgegengebracht wird, welche sich in Ausbesserungen und bez. Anfragen zu äußern beginnen. Der Berichterstatter besprach hierauf die in der Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde noch erhaltenen Werke, welche im 2. Hefte behandelt werden. Das 2. Heft wird voraussichtlich im kommenden Frühjahr erscheinen, das 3., die Amtshauptmannschaft Freiberg umfassend, welches gleichfalls in Vorbereitung ist, vor Beginn des nächsten Herbstes. Eine eventuelle Verbindung beider Hefte zu einem bleibt indessen noch zu erwägen.

Hr. Hauptstaats-Archivrath Dr. Ermisch berichtete über Eingänge bez. Erledigungen derselben während der Sommerferien. Ueber die Aufstellung der Grabplatte des Bildhauers M. Barthel (vergl. unser Blatt Nr. 30 d. J., S. 178) in der südlichen Vorhalle der Sophienkirche zu Dresden werden Verhandlungen gepflogen, welche einen günstigen Erfolg versprechen. Für die fernere Aufbewahrung der in der Kirche zu Eulo bei Borna befindlichen Alterthümer hat sich der Verein auf Befragen des Ev. Landesconsistoriums mit Erfolg verwendet. Ueber die vom Verein angeregte theilweise Restaurirung der Goldenen Pforte zu Freiberg steht die Entscheidung an maßgebender Stelle noch zu erhoffen. Das K. Finanzministerium hat die nöthigen Schritte zu der vom Verein erbetenen Reinigung des Brunnens auf der Veste Stolpen eingeleitet und dürfte diese Reinigung im kommenden Frühjahr zu erwarten sein.

Hr. Architekt Gurlitt besprach den von ihm vor längerer Zeit entdeckten, jetzt freigelegten Schmuck des Ostgiebels der Cisterzienserkirche Zelle bei Aue mit Vorlage der an Ort und Stelle unter Leitung des Hrn. Landbaumeister Wankel zu Zwickau erfolgten Durchzeichnungen. Dieser Schmuck besteht aus der Figur der Maria mit dem Kinde, umgeben von denen eines h. Bischofs und eines Fürsten (Fürstin?) mit Fürstenreif, Reichsapfel und Palme. Die in über Lebensgröße ausgeführten Figuren sind in einfachen, festen Umrissen durch Einkratzen in den feuchten Wandputz hergestellt, im unteren Theile der roth gefärbten einfachen Umrahmung nennt in romanischen Majuskeln die Inschrift (M)ARTIN' ME · FE(CIT) den Urheber des Werkes. Die übrigen Flächentheile des Giebels waren ursprünglich roth gefärbt, das unter den Figuren befindliche kleine Rundbogenfenster durch gleich gefärbte Quaderung ausgezeichnet. Der Berichterstatter wies der Entstehung der Figuren die Jahre von etwa 1260—1300 zu, somit einer späteren Zeit als der Stiftung, welche von Otto dem Reichen im Jahre 1173 erfolgte; er stützte sich hierbei auf äußere und innere Gründe, vornehmlich auf die Feindseligkeit, welche, wie Dahme nachgewiesen, die Cisterzienser der Ausschmückung ihrer Kirchen während des 12. Jahrhunderts und noch später entgegenbrachten, ferner auf die künstlerische Behandlung des Werkes, welche bei offenbarem Mangel des Verständnisses für Proportionen — die Figuren sind um die Hälfte der Leibeslänge zu lang gezeichnet — eine hohe Vollendung der Gewandung, ähnlich jener an der berühmten Wechselburger Kreuzesgruppe zeigen. Prof. Dr. Steche vertrat nach autoptischer Untersuchung der Figuren im Wesentlichen dieselbe Ansicht und führte zu deren Unterstützung die in gleicher Technik ausgeführte, ähnliche Arbeit an der Außenwand des Domkreuzganges zu Magdeburg an, welche die Figuren Otto des Großen, seiner Gemahlinnen und anderer Figuren, welche mit Erzbischof Erich (1283—1295) schließend zeigt und gleichfalls dem Ende des 13. Jahrhunderts angehört. Da das hochwerthvolle Werk behufs späteren Auftragens eines Putzes durch die Spitzhacke sehr verletzt worden ist, so ist eine Restaurirung seiten des Vereins für kirchliche Kunst zu Dresden angeregt und sind zu diesem Zwecke von den Herren Landbaumeister Wankel zu Zwickau und Professor Arnold zu Dresden Gutachten verfaßt worden, welche dem diesseitigen Verein mit dem Ersuchen der

Unterstützung der beabsichtigten Restaurirung mitgetheilt wurden. Der Verein beschloß, die Restaurirung, für welche auch der Vorstand der Kirche Zelle Mittel anzuweisen bereit ist, durch Geldmittel zu fördern, und billigte die von Prof. Dr. Steche, seiten des Directoriums, aufgestellten Gesichtspunkte, welche bei der Restaurirung zur Berücksichtigung empfohlen werden sollen.

Das Vereinsmuseum erhielt folgenden Zuwachs: Kirchengewander aus der Kirche zu Strehla a. d. Elbe, Alterthümer aus der Kirche zu Brießnitz a. d. Elde, Urkunden des 16. und 18. Jahrhunderts, sowie einen Siegelstempel der Familie v. Trützschler durch Hrn. Fabrikant Weber zu Lößnitz.

Aufgenommen wurden 22 Mitglieder, unter ihnen die Stadt Schneeberg; mit dem Gebirgsverein der sächsischen Schweiz wurde beschlossen in Schriftenaustausch zu treten. Eine große Reihe von Bibliothekseingängen lag aus.

Leipziger Stadttheater.

Wenn es wahr ist, daß Hugo Bürger der geheime Compagnon G. v. Moser's war, als dieser sein Lustspiel: „Glück bei Frauen" verfaßte, so kann man dieser Firma nicht ein so günstiges Zeugniß ausstellen, wie der Firma Moser-Schönthan, welche in dem Stücke: „Krieg im Frieden", einem heiteren Saisonlustspiele, sich als harmonisch zusammenstimmend bewährt hatte. Der Löwenantheil gehörte hier indeß wol G. v. Moser zu, der den flotten militärischen Ton so glücklich traf. Seine Studien in der Gardeschützencaserne der Köpenicker Straße sind für die deutsche Bühne sehr erfolgreich geworden. Im Grunde müßten sich Hugo Bürger, der in seiner Compositionsweise etwas Schwerfälliges hat und nach einer gewissen Gediegenheit strebt, und G. v. Moser, dessen Muse am liebsten, die Hände in den Hosentaschen, umherflanirt, ebenfalls in vortheilhafter Weise ergänzen: doch die Mischung dieser Elemente in dem neuen Stücke ist keine glückliche gewesen: die Bürger'sche Schwerfälligkeit und die Moser'sche Leichtfertigkeit durchdringen sich nicht gegenseitig, daß die rechte Mitte herauskommt, sondern sie gehen neben einander her; in der einen Scene überwiegt die erstere, in der andern die letztere, und das macht einen unharmonischen Eindruck. Diese ganze Beurtheilung hat allerdings zu ihrer Voraussetzung, daß die von den Zeitungen mitgetheilte Mitarbeiterschaft Bürger's nicht in das Gebiet der müßigen Conjecturen gehört. Wir glauben deshalb an die Wahrheit dieser Angabe, weil das Stück einige Scenen enthält, die einen mehr ernsten und rührenden Anstrich haben, Scenen, wie sie sich in den bisherigen Lustspielen Moser's nicht finden. Hat er das Stück ohne Bürger's Mithilfe verfaßt, so muß man annehmen, daß er eine neue Bahn eingeschlagen und sich auf einmal die Lustspiele von Benedix zum Muster genommen hat.

Auch liebte Moser es bisher, irgend eine Charakterfigur, wie den Hypochonder, den Veilchenfresser, den Reif-Reiflingen, in den Mittelpunkt des Stücks zu stellen oder durch das Zusammenwirken mehrerer heiteren Charaktere belustigende Verwicklungen hervorzurufen: niemals aber machte er sich die Mühe, einen Grundgedanken in seine dramatische Composition hineinzuarbeiten. Ein solcher liegt aber schon in dem Titel des neuen Dramas: und auch das deutet auf eine zweite hilfreiche Hand, oder auf einen neuen Weg, den seine Muse einschlägt.

„Glück bei Frauen" ... man denkt zunächst an Reif-Reiflingen, der sich ja mit großer Naivetät seiner Erfolge rühmt, im ersten Stücke aber leer ausgeht und erst im zweiten von dem Dichter mit dem Wohlwollen behandelt wird, das ein so lebenslustiger und kameradschaftlicher Officier verdient. Ein siegesgewisser Don Juan, der von einer edelfühlenden Schönheit geprellt und zurückgewiesen wird: das ist gewiß ein Lustspielmotiv, und es findet sich auch in unserem Stücke: nur verliert es dadurch an Wirkung, daß der leichtfertige Glücks- und Frauenritter in sich geht, sich bessert, gelehrte Studien treibt und so noch das Herz der Dame erobert, die sich anfangs von ihm abgewendet hat. Daß der andere junge Held durch seine Tüchtigkeit, seinen Edelmuth ein Mädchenherz gewinnt, würde beweiskräftiger sein, wenn nicht von Hause aus dies Mädchen bereits zu ihm jene Neigung gefühlt hätte, die unabhängig ist von solchen zustimmenden Urtheilen moralischer Billigung. Es sind allerlei Motive, die an den Titel anklingen, in dem Stücke verstreut: aber sie sind nicht mit dramatischer Energie zusammengehalten und ausgeführt. Ein Lustspiel, das sich ein solches Thema setzt, muß wie ein Schachproblem sein: alle Züge müssen zur Lösung beitragen und in je mehr Varianten sich die Grundidee spiegelt, desto mehr wird es den Antheil scharfsinniger Löser fesseln. Davon ist nun in dem neuen Lustspiel keine Rede: es geht alles kunterbunt durcheinander; es sind eine Menge Figuren darin, die nicht das Geringste zur Lösung beitragen, eine Menge dramatischer Züge, die ganz müßig sind: kurz, es ist eine durchaus lockere Composition und was das Wirthshausschild verspricht, hält die Zeche nicht: man fühlt sich enttäuscht.

Daß der edle Assessor v. Süsen seiner Großmutter keine Unbequemlichkeiten bereiten will, sie im Besitze einer bedeutenden Pension läßt, auf die sie kein Recht mehr hat, und dadurch selbst in Verlegenheiten geräth, die ihn zwingen, sein Gut zu verkaufen: das ist allerdings sehr rührend, aber durchaus nicht in dramatische Handlung umgesetzt. Im dritten Acte, wo man diese erwartet, schiebt sich eine Reihe von Genrebildern ein, die nicht ohne einen leisen komischen Anflug sind. Ein Mittagessen bei Hrn. Schöller und die Verlegenheiten des Gastgebers, der mit der Tischordnung nicht ins Reine kommt, indem bald der eine, bald der andere Gast sich gegen die ihm verordnete Nachbarschaft wehrt: das bildet eigentlich hier den Kern der Handlung. Ein alberner Adliger und ein bei aller Formlosigkeit gediegener Getreidehändler sind hier die Hauptpersonen: die würdige Großmutter, die sich anfangs durchaus nicht frei von den Anschauungen exclusiver Kreise zeigt, nachher aber plötzlich, mit einer wenig motivirten Wandlung, der soliden Tüchtigkeit, mag sie auch keinen Stammbaum und keine Ahnung von Salonmanieren haben, den Preis ertheilt, ist eine Figur, die an unsere Sympathien appellirt, aber doch nur blos eine Theaterfigur, der es an der Consequenz innerer Lebenswahrheit fehlt. Soll hier vielleicht auch eine Variante auf das Grundthema: „Glück bei Frauen" vorliegen? Großmütter sind doch nicht mehr Frauen, bei denen man „Glück" haben kann.

Der Dialog in diesem Lustspiele besteht nicht ganz aus den sprühenden Aphorismen der Moser'schen Muse, die sich selten zu einem langen Satze entschließt; es sind auch einige langathmige Unterredungen darin, die aber, mögen sie von Moser oder von Bürger herrühren, allzu trivial gehalten sind, um auf das Gemüth tiefer zu wirken. In der Politik heißt es zwar: in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf; in unserm Drama aber gilt dieser Satz durchaus nicht: Freigebigkeit und Großmuth in Geldsachen ist eins derjenigen dramatischen Mittel, die vorzugsweise rührend wirken. Dies Motiv hat schon Lessing in „Minna von Barnhelm" in sehr ausgiebiger Weise benutzt; Iffland und Kotzebue sind ihm hierin gefolgt: kein Wunder, daß der ins Wasser geworfene Stein noch in der jüngsten Lustspielära seine Kreise zieht.

Es sind dankbare, aber unbedeutende Rollen, welche in diesen neuen Lustspielen Träger der Handlung sind. In den Stücken von Benedix finden sich noch hervorragende Aufgaben, welche selbst gastspielenden Künstlern Gelegenheit zu erfolgreicher Bewährung ihres Talentes boten. Diese neuen ingénues, diese edeln und leichtfertigen jungen Männer und philisterhaften Väter sind doch nur dramatische Markt- und

Dutzendwaare. Auch diese Großmutter, welche in „Glück bei Frauen“ eigentlich die Hauptrolle ist, würde kaum eine Frieb-Blumauer begeistern, sie als Paraderolle zu wählen. Dazu genügen einzelne Striche nicht; dazu bedarf es einer Gestalt, die den Schwerpunkt in sich selbst trägt: einen solchen Schwerpunkt braucht der Darsteller. Frau Baumeister spielte die Frau v. Güsen als liebenswürdige Matrone und brachte so einen recht guten Eindruck hervor; Hr. Schönfeld war ein ebenso liebenswürdiger Enkelsahn, männlich und tüchtig in seinem Auftreten; Hr. Stöckel (Bona) spielte den in Civilkleidern einhergehenden Reif-Reiflingen des Stücks, einen etwas eingebildeten Weiberhelden, dem man die Lection gönnt, die ihm Valerie Sterneck, ein weibliches Wesen von praktischer Tüchtigkeit, van Frl. Wilhelm ganz anmuthig dargestellt, zu Theil werden läßt. Natürlich bessert sich Alfred Bona so rasch, wie sich ein Bühnenheld, dem nur noch ein bis zwei Acte zur Verfügung stehen, bessern muß und Valerie Sterneck reicht ihm ihre Hand, offenbar in der Hoffnung, alles, was sie bisher in Moralpredigten versäumt hat, in späteren Gardinenpredigten nachholen zu können. Hr. Stöckel gab sich alle Mühe, für seinen Bona einen andern Ton anzuschlagen, als derjenige, den er in Reif-Reiflingen angeschlagen hat; es war dies nicht ganz leicht; denn die Moser'sche Muse hat sich schan zweimal als Reif-Reiflingen maskirt und ist mit dieser Rolle so im Zuge, daß sie schwer eine andere Gangart annimmt. Der Mann des gesunden Menschenverstandes, Holzmann, wurde von Hrn. Müller mit ungenirter Haltung, etwas bäurischen freien Manieren gegeben, während der Herr von Sensenheim des Hrn. Vischer mit feinen genealogischen Verzwicktheiten eine recht ergötzliche Charge war. Die Schöller'sche Familie, der Vater, der mit der Tischordnung nicht zu Stande kommt, die beiden Töchter, die eine ingénue, die andere an blasirten Flitterwochen leidend, und der Schwiegersahn, der einige italienische Reisen heuchelt, die er nicht gemacht hat, wurden von Hrn. Moritz, Frl. Petri, Frl. Salbach und Hrn. Teucher angemessen dargestellt. Großen Eindruck können diese Rollen nicht machen, es ist alles Schablone.

Die Aufnahme des Stückes war eine freundliche, aber diese Freundlichkeit war im Ganzen eine zurückhaltende. Lauter Treffer kann ein Lustspieldichter nicht machen: aber man quittirt für manchen vergnügten Abend, den diese Treffer in der Lotterie Thalieus dem Publicum bereitet haben, durch schonungsvolle Nachsicht gegen schwächere Werke, die sich ans Licht der Prosceniumslampen wagen.

Mitten unter die lächelnden Gestalten der Moser'schen und Schönthan'schen Lustspiele, die sich fröhlich auf unserem Repertoire tummeln, trat auf einmal Shakespeare's schwarze tragische Gestalt, der Mohr „Othello“ und er hatte zu dieser Ueberraschung sich das Alte Theater ausgesucht, obschon wir der Ansicht sind, daß die premières von Tragödien, wenn man so sagen darf, die ersten Aufführungen derselben mit gänzlich neuer Besetzung, wie sie ein neues Personal mit sich bringt, besser auf der Bühne des Neuen Theaters stattfinden. Davon abgesehen halten wir es durchaus für erfreulich, daß die Classicität auch im Alten Theater sich immer mehr einbürgert und nicht blos als classische Nachmittagspredigt. Der große Dramatiker Shakespeare hat sich mit Recht auf deutschen Bühnen ein Heimathsrecht erworben, da gerade von ihm für die deutsche Schauspielkunst die bedeutendsten Anregungen ausgegangen sind. Wir sind zwar entschiedene Gegner der Shakespeareomanie und der ganzen experimentirenden Dramaturgie, welche auch die schwächeren oft nicht einmal echten Werke des Dichters auf die deutschen Bühnen zu bringen sucht, ohne dem Unterschied der Jahrhunderte Rechnung zu tragen und ohne den strengeren ästhetischen Maßstab anzulegen, mit welchem man auch die Werke des Genius messen muß, besonders wenn es sich darum handelt, sie einem größeren Publicum auf der Bühne vorzuführen; denn bisweilen wie der große Homer schläft auch der große Shakespeare, mit dessen Flagge überdies manches zweifelhafte Gut gedeckt wird. Die Mehrzahl der Shakespeare'schen Lustspiele eignet sich nach unserer Meinung nicht für die Bühne der Gegenwart und auch der Mehrzahl der Historien gegenüber nähren wir diese ketzerische Ansicht. Dagegen sind die wahrhaft großen Trauerspiele Shakespeare's nicht nur in Fleisch und Blut unserer darstellenden Kunst übergegangen; sie enthalten die größten Aufgaben für dieselbe und die Würdigung jüngerer Kräfte muß eine sehr unvollkommene bleiben, salange wir sie nicht als Träger Shakespeare'scher Rollen gesehen haben.

Zu den unvergänglichen Dramen des Dichters rechnen wir „Othello“ trotz einiger Mängel der Motiairung und des krassen Schlußactes: die Handlung hat dramatischen Fortgang und ist durchaus spannend; die Ausbrüche der Leidenschaft athmen eine seltene dramatische Energie und die drei Hauptcharaktere Othella, Jaga und Desdemona werden dem Repertoire der darstellenden Kunst wol für immer angehören. Hr. Grube zeigte sich in der Rolle des Jago als einen hochbegabten Darsteller, welcher eine verständnißvolle Auffassung consequent durchzuführen weiß. Das war jeder Zoll der joviale Biedermann, der seine arge Tücke hinter der Vertrauen erweckenden Außenseite verbirgt. Erscheinung, Sprechweise, alles war consequent auf den einen Grundton gestimmt; ja er führte ihn auch in den Manologen, im Verkehr mit sich selbst tapfer durch. Der Othello des Hrn. Baxmann war auch in den Grundrissen trefflich gezeichnet: schlicht, männlich, wacker, vertrauensvall; den leidenschaftlichen Scenen hätten wir noch mehr afrikanisches Pigment gewünscht, natürlich ohne jede Erinnerung an die Menagerie, wie sie bei manchen Othello's nicht ausbleibt. Die Desdemona der Frl. Hahn brachte die effectvalleren Momente durchaus angemessen zur Geltung; weniger den feinen Duft einer zarten Seele, der über der Shakespeare'schen Gestalt schwebt. Auch der Cassio des Hrn. Purschian war ein frischer, lebensvoller Charakter. Die Inscenirung verdiente alles Lob: namentlich der zweite Act, die lebendigen Hafen- und Volksscenen und die sich ahne Verwandlung daran schließenden Scenen auf der Wache.

Rudolf van Gottschall.

Eine neue Schiller-Ausgabe.

Eine neue billige Klassikerausgabe ist stets mit Freuden zu begrüßen. Die Verbreitung der Meisterwerke der Dichtkunst in immer weitere Schichten des Volkes ist das einzige Mittel, um die schädlichen Wirkungen einigermaßen zu paralysiren, die das Ueberwuchern gehalt- und formloser, nur zum augenblicklichen Zeitvertreib bestimmter Modeliteratur im Gefolge hat. Ein derartiges Verdienst hat sich die Leipziger Firma Grimme und Trömel erworben, indem sie uns einen auf gutes Papier deutlich und schön gedruckten, geschmackvoll eingebundenen Schiller in zehn Bänden für den verhältnißmäßig staunenswerth billigen Preis von 10 *M.* hergestellt hat.

Einen besonderen Werth erhält die varliegende Ausgabe noch dadurch, daß sie die neue Rechtschreibung angewendet hat. Dieser sogenannten Puttkamer'schen Orthographie, man mag sie nun schön finden aber nicht, über Vergewaltigung schreien aber sich schweigend in das Unvermeidliche fügen, je nach Belieben, ihr gehört dach — wenn nicht ein Wunder geschieht — die Zukunft. Sie hat, indem sie die Schulen unter ihr Joch beugte, ein so radicales Mittel sich durchzusetzen gewählt, daß, wenn alle der Schule Entwachsene, die jetzt leben, ausgestorben sein werden — und das wird praeter propter in etwa siebenzig Jahren der Fall sein —, so weit die deutsche Zunge klingt, Jedermann „Wut“ schreiben wird, ohne deshalb in Wuth zu gerathen.

Es bleibt nach übrig, van einem Vorzuge unserer

Schiller-Ausgabe zu reden, den sie zwar, in buchhändlerischer Bescheidenheit, nicht von sich selbst zu rühmen wagt, der aber vielleicht ihr größter ist: sie hat keine oder doch nur die unentbehrlichsten, sachlichen Anmerkungen.

Nur wer, im glücklichen Besitze einer Hempel'schen oder sonst einer mit Anmerkungen versorgten Klassikerausgabe, schon öfter in den Fall gekommen ist, daß seine Blicke beim Lesen einer Lieblingsstelle unversehens nach dem vom Herausgeber in Beschlag genommenen Unterlande glitten und dort haften blieben an einer jener gelehrten Erläuterungen, Textkritiken, Varianten, Angaben über Entstehungszeit und -Modus, kurz an jenem dünnflüssigen Elemente der Banalität, von dem auch die glühendste Begeisterung sofort erstickt wird, daß sie nur so zischt, — nur der vermag den hohen Werth der soeben gerühmten Anmerkungslosigkeit gebührend zu würdigen.

Zugegeben, für Fachleute, für alle diejenigen, die von unseren Dichterheroen nicht nur geistig, sondern auch materiell zehren, sind solche Anmerkungen unschätzbar. Alle diejenigen aber, die einen Dichter *genießen* wollen, die in seinen Werken Aufklärung, Trost, Begeisterung suchen, mögen sich vor allen glossirten Klassikern in Acht nehmen.

Zur Warnung sei hier nur Ein Beispiel gegeben.

Wer hätte nicht ein oder mehrere Male in seiner Jugend oder in reiferem Alter Schiller's Rede, die er zum Antritt seiner Professur in Jena hielt, gelesen? Wer hätte sich nicht von dieser hinreißenden Gewalt der Sprache, von diesem göttlichen Feuer, mit dem der junge Dichter-Gelehrte sein erhabenes Thema behandelt, selbst in Flammen setzen lassen?

An der Stelle nun, wo Schiller davon spricht, daß der *philosophische Geist* „die Harmonie aus sich selbst herausnimmt und außer sich in die Ordnung der Dinge verpflanzt, d. i. einen vernünftigen Zweck in den Gang der Weltgeschichte bringt", wo er die hohen Ziele bezeichnet, denen eine solche Welt- und Geschichtsauffassung einst die Menschen näher bringen wird, — zu diesen Worten, die vielleicht das Tiefsinnigste und Erhabenste sind, was Schiller je geschrieben hat, der gerade in ihnen sich als der berufenste Dolmetsch des deutschen National-Genius erweist, — citiren die Veranstalter der Hempel'schen Ausgabe als Anmerkung unter dem Texte folgenden Passus aus einer Schrift Hettner's:

„Sichtlich ist die berühmte Jenaer Antrittsrede: 'Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?' Kant's 'Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht' nachgebildet; aber trotz des stolzen Schwunges dieser Rede, welcher noch heute jeden Leser unwiderstehlich mit sich fortreißt, muß man es sagen, daß sie die Gedanken Kant's, die noch aus der Schule Iselin's stammten und von Herder's tieferer Fassung längst überholt waren, übertreibt und *verzerrt*, und daß sie nicht wenig dazu beigetragen hat, für die Geschichtsbetrachtung Maßstäbe und Gesichtspunkte geltend zu machen, von welchen sich die echte wissenschaftliche Geschichtsauffassung ebenso frei zu halten hat, wie die echte Naturforschung von den Phantastereien der Naturphilosophie. Kant war von dem Satze ausgegangen, man könne die Geschichte der Menschengattung im Großen als die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur ansehen, um eine innerlich und zu diesem Zweck auch äußerlich vollkommene Staatsverfassung zu Stande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann, und Kant hatte hinzugefügt, daß er zwar mit dieser Idee einer Weltgeschichte, die gewissermaßen einen Leitfaden *a priori* gebe, die Bearbeitung der eigentlichen blos empirisch abgefaßten Historie nicht verdrängen wolle, daß es aber für einen philosophischen Kopf, der übrigens sehr geschichtskundig sein müßte, immerhin ein lohnendes Ziel sei, an der Hand dieses Leitfadens ein sonst planloses Aggregat menschlicher Handlungen, wenigstens im Großen, als ein System darzustellen. Schiller macht die Anwendung. *Schiller fühlt sich als diesen philosophischen Kopf*, der berufen ist, dieses Aggregat zum System, die zerstreuten Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder zum vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen zu erheben."

Also auf eine Selbstberäucherung läuft Schiller's „berühmte Jenaer Antrittsrede" hinaus, dieser Erguß einer so hohen und reinen Seele, wie sie die Welt in einem Jahrtausend vielleicht nur einmal hervorbringt! „Schiller fühlt sich als diesen philosophischen Kopf." Wie hämisch!

Aber abgesehen von allem Uebrigen, sind nicht solche Anmerkungen zum mindesten ganz geeignet, jedem Enthusiasmus einen Dämpfer aufzusetzen und jenen Geist der Kritik, oder vielmehr, gerade herausgesagt, jene Altklugheit und Naseweisheit recht zu fördern, die einen Theil unserer Jugend, besonders den akademisch gebildeten, so unausstehlich macht; eine Vorschule für jenes öde Verneinen, das als letzte Früchte die Blasirtheit, die Verzweiflung, den Nihilismus erzeugt?

Nein, ihr deutschen Jünglinge, ihr sollt eure großen Dichter nicht kritisiren. Ihr sollt euch ihnen hingeben mit liebender Begeisterung; dann wird ihr Geist in euch lebendig werden und euch zu glücklicheren, edleren Menschen bilden. — Es giebt freilich auf billige Weise ein Ansehen der Ueberlegenheit, als hätte man das Alles an den Schuhen abgelaufen, wenn man weiß, daß der und jener das auch schon gesagt hat, und wann, wo und wie das und jenes entstanden ist; und schwierig und äußerlich wenig lohnend ist es, in den Sinn einer Dichtung einzudringen, denn dazu führt uns eigentlich immer erst das Leben selbst, die wachsende Erfahrung, und wir müssen manches auf Treu und Glauben hinnehmen, ehe wir uns rühmen können, unseren Goethe, unseren Schiller ganz zu besitzen. Zuvor erscheinen wir immer als Schüler, und später, als ihre Genossen, doch immer nur in sehr verkleinertem Maßstabe. Das schmeichelt nicht der Eitelkeit. Aber glaubt nur, es ist größer und lohnender, sich einem Großen hinzugeben und ihm nachzufolgen, als immer und unter allen Umständen *mehr* sein zu wollen als er; — das ist der Gifthauch, der aus jenen Anmerkungen strömt. — — —

Aber ich bemerke, beim Niederschreiben einer simplen Bücheranzeige bin ich unversehens dazu gekommen, eine Rede zu halten, wenn auch nur eine kurze. Der Gegenstand verführt dazu. Und da überdem in diesen Tagen Schiller's Geburtstag ist, wird man es vielleicht sogar ganz in der Ordnung finden.

Hans Marbach.

Bücherbesprechung.

** *„Unser König Albert auf der Auerhahnbalz im Oybiner Revier"* betitelt sich ein anspruchsloses Schriftchen des Dr. *Alfred Moschkau* (Zittau, Constantin Martin), welches nach einem einleitenden Gedichte und einer naturwissenschaftlichen Betrachtung des stattlichen Vogels aus der Familie der Waldhühner den Verlauf und die Ergebnisse der Jagdausflüge schildert, welche Kronprinz und König Albert nach Oybin unternommen hat. Drei beigegebene lithographische Abbildungen stellen König Albert schußbereit auf der Auerhahnbalz am Wetterstein, ferner Allerhöchstdessen Absteigequartier, die am westlichen Abhange des Hainberges gelegene „Villa Dannenberg", und den „Königstuhl" — einen Felsblock oberhalb der Elsenwiese, auf welchem König Albert am 18. April 1873 vor Abschuß des ersten Auerhahns längere Zeit gerastet hatte, — dar.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 92. Donnerstag, den 16. November. 1882.

Inhalt: Briefe der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm an Georg Heinrich Pertz. (Fortsetzung.) — Bücherbesprechungen (Die Ideale des Lebens, von W. Tölle. Pastoralbibliothek, von Dr. Lehmann. Esaias Tegnér's Lyrische Gedichte, von Gottfried v. Leinburg. Neumann's Geographisches Lexikon des Deutschen Reiches).

Briefe der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm an Georg Heinrich Pertz.

(Fortsetzung.)

Göttingen 2 aug. 1831.

Diesen sommer sind Sie, verehrter freund, auf einer durchreise nach München oder Dresden hier erwartet worden, aber nicht eingetroffen. Das beiliegende blatt wollte ich Ihnen damals zustellen und bin eben wieder durch Cramer daran erinnert worden, der mich fragt, ob ich nichts für Sie mitzugeben habe. Denken Sie den Caesarius Heisterbac. (die miracula meine ich) von den monum. auszuschliessen oder nicht? er enthält doch eine menge gleichzeitiger, wenn schon mönchischer nachrichten und namen. Ich selbst besitze eine papierhs., die aber nur auf die 6 ersten bücher sich erstreckt und keine besseren lesarten als der druck gibt.

Hat Stein zu gunsten der gesellschaft keine disposition hinterlassen?

Schlossers anzeige der mon. möchte hingehen, wenn ihm seine eigneu histor. arbeiten ein recht gäben, sich so hoch zu stellen; bekanntlich leiden sie aber im einzelnen sehr an ungründlichkeit und es wäre dem stolzen manu heilsam, wenn ihm einmal die eignen fehler vorgehalten würden. Einen rechten welthistorischen sinn hat er gar nicht, das mittelalter ist ihm eigentlich zur last und es ärgert ihn, dass man nicht seine studien bloss auf das classische alterthum oder die neufranzös. zeit wendet. Hätte ich nach seinen gedanken und ansichten rechtsalterthümer schreiben wollen, so wäre alle eigenthümlichkeit meiner untersuchungen dahin gewesen. Seine bitterkeit gegen Heeren überschreitet alles mass und hat den alten mann schwer gekränkt. Ich gestehe, dass auch mir in Heerens schriften vieles nicht zusagt, aber sie haben im ganzen doch eine wirkung hervorgebracht, deren sich Schlossers werke kaum jemals zu erfreuen haben werden.

Mit herzlicher hochachtung

der Ihrige

Jac. Grimm.

Göttingen 29 aug. 1831.

Ich bin Ihnen, verehrter freund, für Ihre mir nicht bloss durch worte bezeugte theilnahme herzlichen dank schuldig. Hoppenstedt habe ich auch nicht versäumt bei seiner durchreise zu sprechen, und ihm das ungünstige meiner hiesigen lage nicht verschwiegen. Allein ich sehe nicht ein, wie sie sich gegenwärtig verbessern lässt und unsere zeit, wo krieg, seuche und anderes öffentliches elend droht, ist auch gar nicht dazu gemacht, den gedanken an eine veränderung des eignen zustandes zu gestatten. Erst wollen wir ertragen, was über uns alle verhängt ist, und wenn dann wieder friede und ruhe eintritt, unsere unvergleichbar kleineren privatangelegenheiten bedenken. Dieses gefühl hatte ich unter dem gespräch mit Hoppenstedt und mochte ihn weder mit vorschlägen noch mit bitten behelligen. Bitten thue ich nicht gern und vorschläge würden in mancher beziehung schwierig gewesen sein. Für einen der sich auf den geschäftskreis eines bibliothecars einschränkt wäre meine hiesige stelle, wonicht glückselig, doch sehr erträglich. Wer aber noch von andern arbeiten getrieben wird, auf den müssen diese sechs stunden, die sich einförmig und bleiern mitten in jeden tag senken, lastend einwirken. Ich wusste zwar, als ich dem ruf folgte, dass soviel zeit für den bibl. dienst gefordert würde, hatte aber eine andere vorstellung von dem geschäftsgang, und glaubte dass mitunter auch stundenlang oder halbstundenlang eine freie literarische nachforschung gepflogen werden könnte, die sich auf die eignen studien beziehen dürfte und doch auch wieder bibliothecarisch ausbildete, z. b. untersuchung einer classe von handschriften. Allein daran ist bei unserm schlendrian nicht zu denken. Man sollte meinen, eine noch so grosse büchermasse sei durch sieben beamten in drei bis höchstens vier stunden täglich leicht zu administrieren; in der that, wären die vorarbeiten so beschaffen, dass man nur nachzutragen, die bestellungen zu überlegen, die lücken auszufinden und auch einzelnes umzuarbeiten hätte, so liesse sich mit jener zeit ausreichen. Allein alle realcataloge müssen umgearbeitet werden, weil ihre anlage durch den unvorhergesehnen ungeheuern anwuchs der bibl. zu enge und unbrauchbar geworden ist. Für diese längst begonnene, aber noch nicht zur hälfte vollendete arbeit hat man einen, wie mir vorkommt, in vieler hinsicht tadelhaften plan angenommen, nämlich eine allzu theoretische einrichtung beliebt, welche die catalogisierung unendlich verwickelt und die sinnliche, practische aufstellung und auffindung der bücher erschwert. Meiner ansicht nach soll die bibliothek keineswegs ein feines system jeder einzelnen wissenschaft darstellen, sondern sich an fassliche reihen halten. Nach unserm gegenwärtigen system wird fast verlangt, dass der nmarbeiter jedes einzelne Werk hole und genau durchblättere, um ihm die gehörige stelle auszumittelu; das ist weitläuftig und höchst unbequem. Mit abschreiben durch andere lässt sich gar nichts ansrichten.

Ueber diesem beständigen, unabsehbaren umschreiben und umstellen unserer bücher wird die andere hauptpflicht, fehlende wichtige werke auszumitteln und herbeizuschaffen fast versäumt. Es mangelt viel italienisches, spanisches (z. b. noch der neue Isidor), nordisches, slavisches etc. das wäre gerade meine lust, lücken auszufüllen; was wir haben, das lässt sich auch aus dem alten realcat. finden. In dieser hinsicht bin ich aber beschränkter, als in Cassel, wo in den letzten fünf jahren alle bestellungen von mir abhiengen und alles neu erworbne schnell zugänglich gemacht wurde. Hier aber hält der alte eigensinnige Reuss ängstlich alle zügel der direction in seiner hand und lässt neue sachen

zwei, drei bis fünf jahre ungebunden liegen. Die durchsicht der auctionscatalege raubt mir unglaubliche zeit, da wir auf alle fächer nnd auf alle kleinigkeiten rücksicht nehmen, und die weitläuftige masse nnseres vorraths einzelne nntersuchungen schwierig macht. Ich thue hier, was Sie Siemsen auftragen, und habe z. b. in den letzten acht tagen im strengsten sinn des Wertes (ausser den öff. stunden) nichts anders gethan, als etwa 300, im Schlanbuschischen auctionscat. von Reuss angestrichne und vielleicht noch 100 von ihm nicht angestrichne bücher genau nachzusehen. Das resultat dieser nnerlässlichen mühe ist dann, dass auf 20—30 artikel commissien gegeben wird! Da vergeht mir manchmal innerlich die gedult und lieber süsse ich in einem archiv und copierte urkunden.

Die öffentlichen stunden (achte wöchentlich) sind eine andere und recht leibliche beschwerde; es sind soviel bücher zu holen und aufzustellen, dass man selten einen augenblick gewinnt, we man etwas nachsehen und nachschlagen kann.

Den winter tritt erleichterung ein, die öffentlichen stunden bleiben zwar, aber der arbeitstnnden sind täglich zwei weniger.

Ich tröste mich damit, dass äussere hindernisse zugleich innere anregungen werden können. Man bleibt in beständigem athem nnd hält auch alle freie zeit streng zu rathe, so dass im ganzen doch vielleicht dasselbe erreicht wird, was man zu stand brächte, wenn man sich mehr gehen lassen könnte. Auch mag es eine weise absicht des himmels sein, dass einem nicht überall der wille geschieht, und es ist gut, dass wir nicht alle pläne ausführen.

Ich glaubte dieses so umständlich erwiedern zu müssen weil Sie so frenndschaftlichen antheil an mir und meinem bruder nehmen, der alle dienstgeschäfte mit mir gemein hat.

Mein letzter brief hat sich mit dem Ihrigen gekreuzt. Ist Ihnen der Ansbacher bericht (den ich num. 136 der Gött. anz. angezeigt, die anzeige lag aber über ein halbes jahr, eh sie gedruckt werde) vergekommen und sind Sie nicht auch Feuerbachs meinnng?

Des jüngeren Feuerbachs lex salica ist in derselben Nummer, ich denke von Spangenberg, nicht se wie sie es verdiente gelobt worden.

Jac. Grimm.

Göttingen 14 jan. 1832.

Ich habe mir, lieber Pertz, erst Ihre blätter ansehen wollen, um zu beurtheilen, eh Sie etwas von meinen einfällen brauchen können. Allein das mannigfaltige der zeitung hat noch nicht recht gelegenheit gehabt sich zu entwickeln und ich weiss daher nicht, eb das, was ich hier zur probe beilege, in irgend eine Ihrer ruhriken taugen wird. Legen Sie einzelnes oder alles, ganz nach eigenem gutdünken, zurück, und sehen bloss meinen guten willen an.

Gestern abend empfing ich ein schreiben des Cab. ministeriums, wodnrch ich aufgefordert werde mich darüber zu äussern, wie ich, ohne nachtheil der bibliothek, in meinen geschäften erleichtert werden könne, um einen auszug aus der gramm. zu bearbeiten.

Ich werde nnn gelegenheit nehmen umständlicher nnd offen über meine lage zu berichten.

Ven herzen Ihr J. Gr.

Das ist schön, dass Sie Aufsätze, die Ihnen bereits Verdruss gemacht haben, gar noch bezahlen. So werth mir Ihre Werte zu meiner Entschuldigung sind, fühle ich doch darin die gewaltige Hyperbel. Das beifolgende Blatt wird hoffentlich für ganz nnschuldig gehalten werden.

Ihr

D. 14. Febr. 1832. J. Gr.

Göttingen 5 Juni 1833.

Verehrter freund,

Das beifolgende Ihnen bestimmte exemplar des Langischen sendschreibens ist schon seit 14 tagen in meinen händen; ich bin durch traurige abhaltungen gehindert worden es zu übersenden. Meine schwester lag gefährlich krank und wir reisten alle drei nach einander hin nach Cassel. Es war eine lungenentzündung, wozu noch eine frühzeitige enthindung kam. Gott wendete die drohende noth gnädig ab, aber nun erkrankte meine schwägerin, die sich durch angst und nachtwachen allzu sehr angestrengt hatte, selbst an dem nämlichen übel, wiewohl mit geringerer heftigkeit. Die gefahr scheint jetzt auch hier vorüber, aber Wilhelm ist noch in Cassel, seine frau zu pflegen. Ich bin seit einigen tagen heim gekehrt, weil ich nicht länger ausbleiben konnte. Der himmel verleihe uns bald wieder sicherheit nnd ruhe. Sie und Ihre gute frau, die sich in briefen an die Dahlmann oft so freundschaftlich nach uns erkundigt, nehmen antheil an diesen begegnissen. Auch die kinder sind alle nach Cassel mit, so dass ich mich, zu den sorgen, noch ganz einsam fühle.

Lang theilt zwar einiges dankenswerthe mit, doch scheint mir das ganze darin sehr verfehlt, dass er Böhmern aus den chroniken (und Raumer!) suppliren will und nicht wartet, bis Böhmer selbst, wie er meines wissens thun wollte, diese data gemächlicher und sorgfältiger zesammenträgt.

Die bemerkungen über Dietmar sendet Lang etwa für die fortsetzung des archivs.

Behalten Sie lieb

Ihren

Jacob Grimm.

Verehrtester freund,

Da ich bei vergenommener vergleichung schon Feud. I, 19 einige ungenauigkeit der Spangenbergschen Collation finde, se sende ich die ehmals Schwarzische handschrift Ihnen zu eigner ansicht nnd benutzung.

Dr. Moriz Haupt in Zittau ist mir seit mehrern jahren genauer bekannt und ich kann ihn in allem betracht empfehlen. er ist mit classischer literatur, und mit der des mittelalters vertraut, hat sich zu Dresden, Wien, Berlin, Leipzig vielfach mit handschriften abgegeben; schreibt reinlich und höchst genau. Schwerlich werden Sie einen bessern gehülfen auftreiben. Seine geneigtheit dazu vermute ich beinahe; da ich mit ihm in briefwechsel bin, erbiete ich mich, wenn Sie es wünschen, bei ihm anzufragen.

Ihre anordnung der capitularien ist vortreflich; ein paar noten mehr hätte ich doch gewünscht, damit man den Baluze entbehren könnte.

Mit herzlichem gruss Ihr

8. nov. 1835. Jac. Grimm.

Mit fahrender Post sind unter Adresse der Kgl. Bibliothek in Hannover für Sie abgesandt:

Gretser und Tengnagel
Martene de rit. Tem. 2 (nicht T. 3)
Muratori liturgia
Assemann cod. lit. tom. 6.

An Haupt schreibe ich noch heute, und werde seine Geneigtheit erforschen. Wegen des Registers will ich mit Kraut reden, sobald ich ihn sehe.

Zum literar. Nachlass Langs trage ich doch kein allzugrosses Verlangen; seine Bibliothek muss schön sein, in seinen eignen Arbeiten ist er mir zu hypothesensüchtig, auch wird er das beste, was er hatte, nicht zurückgehalten haben. Meines Wissens sind alle Papiere dem Verein des Rezatkreises vermacht, wenigstens zur Auswahl. Das wird ja wol Hermayr wissen.

Digitized by Google

Wir sind hier entrüstet über des dortigen Blumenbachs wirklich unverantwortliche Anzeige des Rehbergischen Buchs wider Göthe. Wenn schon Rehberg dadurch sein gänzliches Unvermögen die Göthische Poesie zu würdigen an den Tag gelegt hat, so klingen des Rec. nachsprechende Worte noch frevelhafter nnd Heeren hätte sie nimmermehr aufnehmen sollen. Soll denn unter uns Deutschen auch alle Pietät und Begeisterung aufhören!

Den Bibliothecar von Douai kenne ich nicht. ich kam vor anderthalb Jahren von Lille aus nicht dahin, wie ich wollte.

Alle Nassauischen Geschichtschreiber, z. B. Arnoldi, berufen sich auf eine carol. Urkunde von 795, worin der Name Nassau vorkemme. Böhmer hat sie nicht verzeichnet; fragen Sie ihn doch was er davon wisse? die bei ihm no. 139 verzeichnete von 790, worin der Name auch vorkommt, scheint es nicht, denn sie begabt das Kloster Prüm, jene S. Goar.

Von Herzen Ihr

27. Nov. 1835. Jac. Grimm.

Mit Haupt ist es nichts; er meldet, dass, so erwünscht ihm der Antrag in vielem Betracht sein würde, er ihn doch ablehnen müsse, da er schon alle Verbereitungen getroffen, um künftiges Frühjahr als Docent in Leipzig aufzutreten. Und Kraut weist auch in einliegendem Billet das Register von sich. Sie sehen, dass ich wenigstens Ihre Aufträge besorge, wenn ich auch nichts ausrichte.

Ganz der Ihrige

Jac. Grimm.

Donnerstags Abends in Eile.

Göttingen 27 nov. 1837.

Mit herzlichem dank, verehrtester freund, erhalten Sie Ihre mittheilungen zurück. Die alte prosa (in der aber hin und wieder deutliche hexameter durchbrechen) ist merkwürdig genug und verdient in der Böhmerschen samml. gedruckt zu werden. Die gewaltig zerschnittnen pergamentstreifen gehören in den (Alhrechtischen) Titurel; ich habe nicht zeit die stellen aufzusuchen.

Nächstens lasse ich, mit andern mittellat. gedichten, den Waltharius drucken. Lassberg hat mir seine collationen abgetreten. ich habe also den carlsruher, den pariser text, wiener und stuttgarter fragmente zur berichtigung der Fischerschen und Molterschen drucke. Sollten Sie zufällig noch andere hss. verglichen haben, so wäre mir die einsicht und benutzung wünschenswerth.

Von herzen der Ihrige

Jac. Grimm.

Verehrter freund, ich finde es unbedenklich Ihnen die gewünschte bescheinigung zu übermachen. der kleine roman wird noch in etwas verwickelter dadurch, dass der in seiner Stelle unhaltbare westphälische bibliothecar das ms. aus Hannover forderte, und der entsetzte hannöverische bibliothecar vielleicht zur wiedererstattung desselben beiträgt.

Für Ihre theilnahme an meinem geschick bin ich aufs herzlichste dankbar. Bisher ist noch nicht das geringste wahr an den ausgestreuten gerüchten; wir sind aber in der schönen eigenschaft der geduld schon geübt und verlieren unsre Zeit nicht über dem warten. Danken Sie herrn Dr. Waitz vorläufig für die vielfach interessanten reisenachrichten, besonders spannt mich die entdeckung über Ulfilas. Die goth. sprache hat einen so unverkümmerlichen werth, dass es wenig verschlägt, einen schriftsteller um den fast verjährten ruhm seines namens gebracht zu sehn. Prof. Haupt in Leipzig beginnt eben eine neue zeitschrift für altdeutsche philologie, an der ich und Lachmann theil nehmen; hat Dr. Waitz keine andere absicht, so würde Haupt mit freuden einen platz zur bekanntmachung des fundes anbieten. Ebenso erwünscht ist mir aber auch die besondere erscheinung, die ihr ziel nicht verfehlen wird. Für den fortgang der monumenta bereitet sich immer grössere gunst; niemand ist froher darüber als ich. Hätte sich das kleine boot meiner weisthümer mit irgend einem tau an das grosse schiff Ihrer denkmäler festigen lassen! es wird vielleicht mit mir verschlagen; ich muss wenigstens drei hände anfüllen und hätte zu vieren verrath.

Stets Ihr

Cassel 13 aug. 1840. Jac. Grimm.

Berlin 29 apr. 1841.

Verehrter freund, wir sind nun schon fünf wochen hier und beginnen uns einzuwohnen. Unsere wohnung ist freundlich im thiergarten (Lennéstrasse 8) gelegen und das herrliche frühlingswetter hebt diesmal ihre vorzüge recht hervor. Nachdem die häuslichen einrichtungen zu stande gekommen sind, werden auch die alten und neuen arbeiten hoffentlich gedeihen. Ich habe nun die weisthümersammlung zu vollenden, aber die nie zum abschluss gelangende grammatik läuft immer neben her und fordert alle anstrengung.

An Göttingen und Cassel haftet unsre erinnerung lebhaft. unsre zufriedenheit würde ungleich voller sein, wenn Dahlmann auch wieder versorgt und gestellt wäre, wie ers verdient. sein Hermann studiert diesen sommer hier und bringt uns von Jena die nachricht mit, dass der zweite band der dänischen geschichte in einigen Wochen fertig ist.

Alex. Humboldt erweist uns viele freundschaft. Ausser Rückert aus Erlangen, und im laufe des sommers Schelling, wird noch früher auch Schlegel aus Bonn hier erwartet, um seinen, wie mir scheint, ziemlich unnöthigen beistand zu der ausgabe der werke Friedrich des grossen zu gewähren.

Das gerücht hatte Sie, verehrter freund, gleichfalls hierher berufen. Über die bibliothek ist bekanntlich ein blosses provisorium verfügt. Es wäre wirklich höchst erwünscht (nicht bloss für uns, sondern auch für andere die Sie hochschätzen und lieben), wenn Sie sich entschliessen könnten, Ihre dortigen einrichtungen mit der hiesigen oberbibliothecarstelle zu vertauschen. Man will offenbar dazu einen mann von ruf und namen. Die herausgabe der monumenta würde hier in manchem betracht noch erleichtert werden, und die regierung, ich zweifle nicht, Ihnen sonst die günstigsten bedingungen erfüllen. Möchten Sie mir, wenn Sie nicht abgeneigt wären, Ihre meinung mit wenigem eröffnen; ich glaube ich hätte gelegenheit davon discreten gebrauch zu machen.

Bruder und schwägerin empfehlen sich Ihnen und Ihrer guten frau, die uns bei jeder gelegenheit warme theilnahme bewiesen hat, angelegentlichst. An Dr. Waitz von uns allen grüsse. Und wenn Sie die edle Rehberg sehen, versichern Sie sie unsers unvergänglichen andenkens.

Mit der herzlichsten hochachtung

Ihr Jacob Grimm.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

□ Die Ideale des Lebens. Vortrag von W. Tölle, Conf.-Assessor und Pfarrer. Halle a/S., Eugen Strien. — In begeisterter und schwungvoller Sprache zeigt der Verf. ebenso die Unvergänglichkeit, wie die reiche Gestaltungs- und Entfaltungsfähigkeit der Ideale, der verkörperten Ideen des Wahren, Guten und Schönen, indem er sie in klarer Uebersichtlichkeit mit weitschauendem Blick in ihrem geschichtlichen

Entwicklungsgang durch die verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Culturvölkern verfolgt. Als diejenige Macht, welche die Ideale erst zu ihrer wahren und vollen Entfaltung bringt, eine ganz neue Welt ihnen erschließend, wird mit kurzen Zügen, aber in überzeugender Weise das Christenthum hingestellt. Möchte der Vortrag mit helfen, den Glauben an die Ewigkeit der Ideale, der zu unserem besten deutschen Erbtheil gehört, in den Herzen zu wecken und zu nähren, wie ihn der Vers. verkündet, mit dem Dichterwort schließend: „es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte; ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind."

□ Pastoralbibliothek. Sammlungen von Casualreden aller Art, begründet von Dr. Dickmann, fortgesetzt und herausgegeben von Dr. Lehmann. 4. Band. Gotha, Schloeßmann. — Von diesem bereits früher in diesen Blättern angezeigten Sammelwerke ist eine neue Lieferung, die erste Hälfte des vierten Bandes, erschienen. Dieser Band enthält eine große Zahl von Casualreden bei allen den verschiedenen geistlichen Handlungen, welche das Predigtamt mit dem mannigfachen Wechsel seiner Thätigkeit bringt: Taus-, Confirmations-, Beicht-, Trau-, Grab- und kirchlichen Weihereden. Geistliche aus den verschiedensten Provinzen der deutsch-evangelischen Kirche haben sich an dieser Arbeit betheiligt, Männer von hervorragendem, wie von weniger bekanntem Namen, aber durchweg auf gleichem positivem Glaubensgrunde stehend, und mit tüchtigen, zu einem nicht geringen Theile vorzüglichen Beiträgen. Die homiletischen Leistungen der verschiedenen evangelischen Landeskirchen Deutschlands treten in anschaulicher und charakteristischer Weise dem Leser vor Augen. Jeder Unbefangene wird daraus den Eindruck gewinnen, daß die homiletische Productivität, die aus einem intensiveren Glaubensleben und aus ernstem, eindringendem Schriftstudium ihre Nahrung zieht, in der evangelischen, insonderheit in der lutherischen Kirche noch kräftig ist. Der jetzige Herausgeber des Werkes hat demselben mit Recht Arbeiten vom Gebiete der Pastoraltheologie beigefügt, die sich zu den dargebotenen homiletischen Producten verhalten wie die Theorie zur Praxis. Das Werk erfreut sich sichtlich einer sehr regen Theilnahme seiten der evangelischen Geistlichkeit; wir wünschen ihm einen rüstigen Fortgang.

— An diesem 13. November waren hundert Jahre verflossen, seit der größte schwedische Dichter, Esaias Tegnér (sprich: Tengnér) geboren wurde. Tegnér, der 1846 als Bischof von Wexiö starb, ist in Deutschland vorwiegend durch seine „Frithjofssage" (1825 erschienen) bekannt geworden, ein Gedicht, das, wenn es auch für den wilden, nordischen Inhalt in der Ausführung etwas weich gehalten ist, seinen Ruhm durch die Vollendung und schöne Harmonie der Form sowie durch die Tiefe des poetischen Gefühls vollauf verdient. Sonst kannte man von Tegnér allenfalls noch die „Nachtmahlskinder", ein theologisches Idyll in Hexametern. Wenig Beachtung haben bisher des schwedischen Dichters lyrische Poesien gefunden, trotzdem sie früh schon in einer Uebersetzung von Mahnike (1840) verdeutscht vorlagen. Mit Unrecht ist diese lyrische Seite von Tegnér's poetischer Thätigkeit bisher übersehen worden, denn die lyrische Ader in dem Frithjofssänger war eine starke und was er Lyrisches gedichtet, ist nicht unbedeutend; ja Literarhistoriker, wie Joh. Scherr, sind nicht abgeneigt gewesen, die lyrischen Gedichte Tegnér's als seine Hauptstärke zu bezeichnen. Da kommt denn in dankenswerther Weise dieser Lücke der Bekanntschaft mit Tegnér die Publication entgegen, die Anlaß zu diesen Zeilen giebt, nämlich die Jubiläumsausgabe: Esaias Tegnér's Lyrische Gedichte. Herausgegeben zum 100jährigen Geburtstage des Dichters und übersetzt von Gottfried v. Leinburg. Zwei Bände. Leipzig, O. Leiner. Leinburg hat sich als Literarhistoriker und Uebersetzer der Frithjofssage schon mehrfach um den nordischen Poeten verdient gemacht; hier bietet er uns eine nachgelungene Uebertragung der lyrischen Poesien Tegnér's. Tegnér's Lyrik ist kräftig, frisch, ursprünglich; mit diesen Eigenschaften paart sich Anmuth und Zartheit des Gefühls zu einem schönen Ganzen. Der Dichter besitzt für die Form ein sehr feines Ohr; wohlklingend rollen die Strophen dahin. Die Natur, das Vaterland, Gott — das sind die eigentlichen Leitsterne seines lyrischen Dichtens; erstere, die Natur seiner Heimathprovinz Wermland, worin auch sein Bischofssitz Wexiö liegt, besingt er in treuer Anhänglichkeit und schildert ihre lieblichen und großartigen Schönheiten (An meine Heimath), dem Vaterland weiht er begeisterte, feurige Strophen (Kriegslied für die schonische Landwehr) oder blickt mahnend in die Vergangenheit und Zukunft des Landes (in dem halb-epischen Gedichte „Swea" Schweden), Gott aber vielmehr dessen haheitsvolle Schöpfungen preist er in religiösen Gedichten und Hymnen, z. B. in dem begeisterten „Sonnenhymnus", nach meiner Ansicht dem bedeutendsten lyrischen Gedichte Tegnér's. Tegnér ist eigentlich Naturdichter, aber ein künstlerisch gebildeter; in den früher entstandenen Poesien des Jünglings steckt noch ein wenig der Akademiker, nicht nur in der Form, auch im Inhalt; später streift der Mann diese Fessel ab. — Die beiden Bände der lyrischen Poesien Tegnér's bilden zugleich den dritten und vierten Band einer (auch in 36 Lieferungen à 50 ₰) erscheinenden deutschen Gesammtausgabe der Werke des Dichters, die bisher noch fehlte; für Band 1 und 2 sind die Frithjofssage sowie die kleineren epischen Gedichte, für Band 5—7 die Schriften in Prosa angekündigt. Den Gedichten ist ein Stahlstich Tegnér's beigegeben: ein schöner, lockiger Kopf mit feinen, sinnigen, durchgeistigten Zügen.

Julius Risserl.

—*— Neumann's Geographisches Lexikon des Deutschen Reiches. Mit Raaenstein's Spezialatlas von Deutschland, vielen Städteplänen, statistischen Karten und mehreren hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtewappen. Complet in 40 Lieferungen zu 50 Pfennigen. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig, 1882. — In schneller Folge sind die Lieferungen des Geographischen Lexikons des Deutschen Reiches, das wir gleich bei seinem Entstehen in diesen Blättern (Wiss. Beil. Nr. 76 von diesem Jahre) auf das Freudigste, als dringenden Bedürfnissen entgegenkommend und entsprechend, begrüßt haben, erschienen. Gegenwärtig ist nun das Unternehmen bis zur elften Lieferung gediehen, so daß bereits über ein Viertheil des Werkes vor uns liegt, A bis Havert umfassend. Die Meinung, die wir bei unserer früheren Anzeige über das Werk ausgesprochen, hat sich durch den weiteren Verlauf nur noch mehr befestigt. Es ist eben nicht blos ein Ortschaften-Verzeichniß wie andere, nicht blos dem Geschäftsmann und Beamten ein äußerst praktisches Nachschlagebuch, das ihnen über sämmtliche Post-, Eisenbahn- und Telegraphenstationen sowie über die Gerichtsbarkeit stets die zuverlässigste Auskunft ertheilt, sondern auch jedem Lehrer ein nothwendiges Hilfsbuch und jedem Gebildeten, weil es alle topographischen Namen, die Berge, Seen, Flüsse und die Provinzen, Bezirke, Kreise u. s. w. aufführt und stets Geschichte, Industrie, Handel und Gewerbe ausgiebig berücksichtigt, ein werthvolles Hausbuch, das in keiner öffentlichen wie Privat-Bibliothek fehlen dürfte, ja nicht fehlen kann. Mit dem dazukommenden Ravenstein'schen Atlas und seiner Fülle von Plänen, Tabellen, Karten und dergleichen mehr wird das Werk ein geographisch-statistisches Handbuch des neu erstandenen Reiches, wie wir es bis jetzt noch nicht besaßen, denn dem Umfang und der Ausführlichkeit entspricht auch der innere Werth des Buches, das mit peinlichster Genauigkeit nach den besten und zuverlässigsten Quellen bearbeitet wird. Wir können daher nicht unterlassen, dasselbe nachmals auf das Beste zu empfehlen und wollen dabei nach ganz besonders hervorheben, daß der Preis von 50 Pfennigen für die Lieferung ein ganz erstaunlich geringer ist.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 8.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 93. Sonntag, den 19. November. 1882.

Inhalt: Briefe der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm an Georg Heinrich Pertz. (Schluß.) — Zum Verständniß der Hindus. — Leipziger Stadttheater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen („Aus allen Zeiten und Landen". Kürschner's Deutsche National-Literatur. Kalenderliteratur).

Briefe der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm an Georg Heinrich Pertz.

(Schluß.)

Berlin 26 juni 1841.

Ich bin überlange, verehrtester freund, die von Ihnen mit recht erwartete antwort schuldig geblieben. Sie forderten nicht bloss auskunft von mir, sondern meinen aufrichtigen rath, und ich mnste zwischen mancherlei ansichten schwanken. Ich wollte mir theils gewisheit über die absichten des ministeriums, theils etwas nähere keuntnis von dem znstande der bibliothek verschaffen. Ihr brief schien mir wenig neigung kund zu gehen, dass Sie anf einen antrag eingehen würden, und ich stelle mir auch das behagliche und in gewissem betracht völlig ausreichende Ihrer bisherigen stellnng lebendig vor augen. Sie sind in ein selbst gebautes haus eingewohnt, Ihre ämter lassen freie hand und mnsse übrig, die monumente gedeihen, und niemand könnte es recht und gut finden, dass Sie in einem geschäft, das Sie mit vollem fug als die glückliche bestimmung Ihres lebens ansehn, irgend gestört, oder gar daraus gerissen werden sollten. Jeder ruf müste Ihnen vor allem und wesentlich Ihre freiheit in dieser hanptsache sichern. Das würde man auch hier vollkommen fühlen und festhalten. Man sucht für die bibliothek nicht bloss einen tüchtigen mann von fach, sondern auch einen berühmten namen, der die vielfachen verbindungen des institute bewahren und erweitern könne. Dass Sie ganz vorzüglich hierzu taugen ist nicht zu verkeunen; Sie würden zugleich auch als professor der geschichte an der nniv. bedeutend wirken, wenn Sie die last davon auf sich nehmen wollten.

Die bibl. habe ich ein paarmal besucht und ihre einrichtung, besonders aber das angestellte personal kennen zu lernen gestrebt. Wilken, dem die anstalt viel verdankt, ist in den letzten jahren alt nnd lässig geworden; die etwas erschlafften zügel müssen darum stärker angezogen werden. Spiker, der nächste nach ihm, ohne gründliche wissenschaftl. bildung, ist fast nur dilettant in der engl. und ital. literatur, ein reicher und eitler mann, wenig gemacht, an die spitze der anstalt zu treten. Auf ihn folgen Pinder, Wilkens schwiegersohn, gelehrt nnd tüchtig, Friedländer, der sich durch bibliograph. arbeiten bekannt gemacht hat, Buschmann, den Hnmboldt beim werk über die Kawisprache zugezogen, und noch einige andere. Das personal scheint mir zu gering, da die laufenden arbeiten vielfach und grösser sind als zu Göttingen; an den catalogen bleibt ebenfalls genug zu thun übrig.

Was soll ich Ihnen rathen? ich weiss nicht genau, was Sie noch gegen die annahme in die wagschale einzulegen hätten. Ihre dertigen verhältnisse, früher ungetrübt und beneidenswerth, können gestört und mehr oder weniger peinlich geworden sein. Dafür bietet die grössere stadt und die reicheren mittel des hiesigen landes manches wichtige dar, was selbst Ihre histor. arbeiten fördern könnte. Aus eigner erfahrung weiss ich, was es heisst eine geliebte heimat verlassen; noch jetzt, im stillen grund des herzens, würde ich mich in der spärlichen hessischen abgeschiedenheit glücklicher fühlen, als ich es jetzt hier bin oder in Göttingen war. ich musste dort nnd muss auch hier meine liehlingsarbeiten etwas zurückstellen und erst allmälich wieder in das verlassene geleise einlenken; doch erkeune ich dankbar, dass selbst aus der veränderung der lage neues nnd erfrischendes für mich hervorgieng, Sie würden vielleicht ähnliche erfahrungen machen. Ohne zweifel würde Ihnen anch die bibliothek hald nahe am herzen liegen, und ich denke mir in den ersten jahren Ihre musse mehr in anspruch nehmen, als es den andern arbeiten lieb und zuträglich ist.

Für die äussere stellung würde man freilich auf Ihre völlige zufriedenstellung hedacht sein müssen. Der eigentl. bibliothecargehalt auch bei Wilken betrug nur 1200, professur nnd secretariat bei der academie werden das auf 2500 gebracht haben, wo ich nicht irre; mir ist unbekannt, wie Sie in H. gestellt sind, und im fall Sie eine uns günstige erklärung fassen köunen, wird meine bitte nicht unbescheiden sein, dass Sie mir darüber einiges nähere mittheilen mögen.

Eile scheint die Sache eben nicht zu haben, doch das einstweilige provisorium dem minister nicht sehr angenehm. Es ist an mehrere andere zur besetzung der stelle gedacht worden, an Joh. Schulz hier, an Göttling in Jena, auch wol an unsern freund Blume in Lühek.

Es sind hier noch allerhand dinge, an die ich mich nicht gewöhnen kann, und die blosse luft hat mich noch nicht preussisch gemacht. Über die edle gesinnung des königs ist man nicht in zweifel, wol aber über seine absichten und die schnelle eder langsame ausführung derselben. Wenn glückliche erfolge eintreten sollen, müssen auch noch verschiedne elemente beseitigt werden.

Die neusten vorgänge in Hannover haben uns natürlich höchst angezogen. Das fast unerwartete kräftige anftreten der zweiten kammer ist eine wichtige erscheinung von nooh nicht abzusehenden folgen. Man muss dert betroffen genug sein. Dass die staatszeitnng die addresse eben aufgenommen hat kann nicht übersehn werden. Der himmel walte über allen vaterländischen angelegenheiten.

Auf den sechsten band der monumenta freue ich mich schon voraus. Haben Sie Böhmers vorrede zu dem ersten supplementheft der regest. Lndv. des B. bereits gelesen? es ist eine hübsche beschreihung darin, wie es in der vaticana hergeht.

Bruder und schwägerin grüssen Sie und Ihre frau von herzen.

Freundschaftlichst Ihr Jac. Grimm.

Digitized by Google

Berlin 31 aug. 1841.

Lieber freund, dieser brief wird Sie noch auf Ihrer reise erreichen, die Sie in den hellen herbsttagen und Böhmers bester gesellschaft auf das angenehmste zuhringen. Meine nachrichten hoffe ich sollen Ihnen keine unruhe, sondern freude machen. Dieser tage habe ich mit dem minister Eichhorn gesprochen; alles lässt sich günstig an, wenn Sie wollen, so haben wir Sie gewonnen. Ich soll Ihnen 3000 ℔. gehalt anbieten. Wilken hatte nur 1200, und bisher ist jene summe bei den bedeutendsten berufungen nicht in anwendung gekommen. Dafür haben Sie vorerst bloss die leitung der bibliothek auf sich zu nehmen, demnächst aber auch wol die des archivs. Auf diese an sich natürliche verbindung hat die combination Ihrer dortigen ämter geführt, nur kann jetzt das archivwesen noch nicht neugeordnet werden, weil man Tzschoppen nicht recht los ist, gemütskrank befindet er sich in diesem augenblick auf reisen, wird aber schwerlich in den posten zurücktreten. Mit diesem oberarchivariat (titel lassen sich ganz nach wunsch ordnen) würde sich jedoch ein verhältnis zum bauministerium anknüpfen, welches zuweilen, ich denke, sehr selten, archivalisch publicistische fragen beantwortet verlangt, wie es auch, wenn ich nicht irre, in Hannover der fall ist. Der nähere anschluss an ein ministerium gewährt augenscheinlichen vortheil und bringt Sie in die lage gewünschte verbesserungen für die institute leichter durchzusetzen. Dass es nur von Ihnen abhänge an der univers. vorlesungen zu halten, sei nochmals erwähnt. Ohne zweifel aber treten Sie mit der academie der wiss. in genaue verbindung, die mitgliedschaft führt zwar nicht augenblicklich, doch bald zu 200 ℔. gehalt, und anderes von werth und bedeutung kann daraus hervorgehn.

Was denken und sagen Sie zu den vorschlägen? in Hannover ist jetzt nicht gut sein und alle aussichten sind trüb (das urtheil über Rumann hat mich eben sehr betroffen und niedergeschlagen). Hier aber sind fortschritte im guten unverkennbar, auf Preussen beruht Deutschlands hofnung, selbst in der meinung solcher, die mit manchem noch unzufrieden sind. Man will einen kreis edler gelehrten, denen vaterland und wissenschaft innig zu herzen geht, versammeln, von deren geräuschlosem wirken frucht und segen ausgehn kann. Unter sie sollen Sie wesentlich gehören. Was sich günstiges für die monumenta ergeben wird vermögen wir jetzt noch nicht einmal abzusehn. Männer wie Savigny, Ranke, C. Fr. Eichhorn u. a. wünschen Ihre berufung aufs eifrigste.

Nur um eins habe ich zu bitten. Wenn Sie zusagen wollen, dass Sie es fest und bestimmt thun, ohne hernach bei erfolgender förmlicher vocation sich durch dortige schritte wieder abspenstig machen zu lassen. Diese unsicherheit allein scheut der minister. Mit einrichtung des personals der bibl. wird gegenwärtig bis zu Ihrer mitwirkung gewartet.

Gespannt entgegen sehe ich nun Ihrer nächsten antwort.

Grüssen Sie Böhmern, und melden mir die wiederauffindung der Murbacher altdeutschen gedichte.

Jac. Gr.

Berlin 15 oct. 1841.

Verehrter freund, Ihr gefasster entschluss hat mich in aufrichtige freude versetzt; dieser tage war auch Bethmann hier, mit dem, wie Sie denken können, eine sache vielfach besprochen worden ist, die auf seine zukunft gleichfalls einfliessen muss.

Was die bedingungen betrifft, so hoffe ich wird bald alles ausgeglichen sein. So billig Ihre schadloshaltung wegen der wohnung scheint, macht sie doch einige verlegenheit; ich glaube der minister kann aus verschiednen ursachen das anerbieten von 3000 ℔. nicht geradezu überschreiten. Er lässt Ihnen also folgendes vorschlagen. Zur basis des gehalts wird Ihre dortige besoldung, wie Sie mir solche angegeben haben, genommen, in diesem augenblick habe ich Ihren brief nicht zur hand und vermag die summe nicht bestimmt auszudrücken, was nichts verschlägt, da Sie sie selbst wissen. Zu dieser summe sollen Sie noch 300 ℔. bis zu dem zeitpunkt erhalten, wo Ihnen eine jetzt in bau begriffene amtswohnung im bibliotheksgebäude, ich stelle mir vor, binnen jahresfrist, eingeräumt werden kann. Diese wohnung ist so beschaffen, dass man sie, im hiesigen werth, zu 600 ℔. anschlagen darf, und wie die bibliothek selbst, schön und frei, mitten in der Stadt gelegen.

Alles andere erfüllt und versteht sich fast von selbst. Sie empfangen anständiges reisegeld und Ihre effecten gehn zollfrei und unbelästigt ins Königreich. Für staatsdiener besteht eine günstige witwenkasse, an der Sie alsbald theil nehmen können, den für die vergangenheit nachzuzahlenden retardatbetrag übernimmt die regierung. Und welchen titel würden Sie wünschen oder vorziehen: oberbibliothecar? geheimer regierungsrath?

Nur über einen punct lässt mich Ihr letztes schreiben in ungewisheit. Das vorletzte aus Strasburg besagte, dass Sie in Hannover nachricht einziehen würden, ob man Sie dort aus dem archivariat entlassen wolle? Haben Sie darüber sichere auskunft, so melden Sie es mir nunmehr, und die förmliche berufung, falls Sie überhaupt einverstanden sind, soll alsdann erfolgen.

Mein bruder und seine frau sind vorigen sountag von der gemachten Rheinreise gesund und vergnügt heimgekehrt; wir alle drei grüssen Sie und Ihre frau aufs herzlichste. Dorothee Dahlmann ist auf einige zeit zum besuch mitgekommen.

Ihr

Jacob Grimm.

Berlin 11 nov. 1841.

Mit freuden melde ich Ihnen, lieber freund, dass Ihre sache völlig in ordnung ist. Der minister, entschlossen auf alle Ihre verlangen einzugehn, wird nun unverzüglich den förmlichen ruf an Sie erlassen. Zuerst uns, dann auch Ihnen wünsche ich herzlich glück zu diesem ausgang der unterhandlungen. Vor allem ist es erwünscht, dass aus die werkstätte der monumenta hierher verlegt wird, an einen ort, der Ihrer thätigkeit noch grössere gunst verschaffen muss. Den druck kann Hahn hier bei Decker oder Hänel so tüchtig besorgt erhalten, wie dort bei Culemann. Auch für unsre freunde Waitz und Bethmann denke ich sollen sich bald angemessene aussichten öffnen.

Dies heute in eile. Sie sehn wohin meine gedanken gleich auslaufen. An Ihre frau, die mit dem wechsel vielleicht schon zufriedner ist als Sie es sind, unsre besten grüsse.

Jac. Grimm.

Gerade ist es ein jahr, dass wir hierher berufen wurden.

Der Herr Minister beauftragt mich mit der weiterbeförderung des einliegenden schreibens an Sie. Ich habe nichts hinzuzufügen als die herzlichsten grüsse.

Berlin 13 nov. 1841.

Jac. Gr.

Berlin 26 nov. 1841.

In bester vorbedeutung traf die ankunft von Dr. Waitz gerade mit dem eingehen Ihres entscheidenden briefes hier zusammen. Sie können sich denken welche frohe empfindungen, aussichten und hoffnungen der gegenstand unsrer gespräche waren. Alle freunde nehmen lebhaftesten theil, und die hauptpersonen der bibliothek, Pinder und Friedländer, haben sich, wie ich denke, sehr offen und herzlich über die zukunft gegen Waitz geäussert.

Die amtswohnung wird von ostern an in völligen stand

gesetzt werden. Entschliessen Sie sich dazu, ein halbjahr vorher eine andere wohnung zu beziehen, so bringt das den vortheil, dass Sie die neuen einrichtungen in jener selbst noch vorher überlegen und bestimmen können. Auch für die zwischenwohnung bietet sich in den bisher von Homeyer eingenommnen räumen ein passendes unterkommen. Freilich wäre uns lieber gewesen, wenn der thiergarten in unsrer nachbarschaft Sie den sommer über aufgenommen hätte. Es war aber jetzt nichts aufzufinden, als ein haus in der schulgartenstrasse.

Waitz hat mich durch einen Merseburger fund höchlich überrascht. Sie werden schelten, dass er diesmal Ihrem archiv entzogen wird, mir aber auch gönnen, das wasser vor meine mühle zu leiten, für deren gänge es ganz taugt.

Wir erwarten heute die Dahlmann. Ich habe kaum zeit grüsse an Sie und Ihre frau gemahlin hinzuzusetzen.

Jac. Gr.

Berlin 1 merz 1842.

Ich habe nicht nöthig zu sagen, warum ich Ihnen verehrtester freund so lange nicht geschrieben habe; das zurückgelegte vierteljahr war ein schweres und sorgliches. Eigentlich erst seit 14 tagen schreitet meines bruders genesung vor, aber äusserst langsam.

Hierbei übersende ich meine vorlesung über die Merseburger denkmäler, im anhang finden Sie auch die Strassburger formel gedruckt, die mir gerade gelegen kam und für deren mittheilung ich bestens danke. Das andere exemplar bitte ich unter herzl. gruss herrn prof. Waitz einzuhändigen, sowie das paket an Benecke mit der post nach Göttingen abgehn zu lassen.

Bald naht nun die zeit, wo Sie Hannover verlassen und zu uns ziehen werden, ich denke mir ungefähr in sechs Wochen. Dass Sie nun nicht in Homeyers haus, sondern uns näher in die Leipziger Strasse einkehren, ist ein neuer vortheil. Ich bin begierig zu hören, eh Waitz noch, und Bethmann auch gleich mitkommt?

Meine schwägerin bestellt grüsse an Ihre frau.

Ganz der Ihrige

Jac. Grimm.

Noch empfehle ich eine abgabe an Frau v. Arnswaldt.

Auszug eines briefs von Gervinus, Heidelberg 5 febr. 1845.

darüber fällt mir ein, dass ich Sie bitten will, an Pertz doch tag und nacht zu treiben, dass er mit seinem Stein herausrückt. man muss mit so was die zeit treffen und nie war gewiss ein besserer zeitpunct für diese publication als jetzt. Wenn auch die andern projecte über die Sie mit Pertz verkehrt haben sollen, die deutschen specialgeschichten neuester zeit gefördert werden könnten, wäre es gewiss ein grosser segen. mich interessiert dies ganz nahe, denn ich bin ganz in die neuste polit. geschichte vergraben.

Ich habe bereits einigemal bei tag oder wenigstens abend getrieben, das nachttreiben hat sich bis jetzt noch nicht lassen ausführen. es thut aber noth, und die rechte zeit darf nicht verstreichen.

Jacob Grimm.

Verehrter freund,

es ist jetzt ein jüdischer gelehrter hier, namens Birkenthal aus Brody in Gallizien, welcher damit umgeht die geschichte der Juden im mittelalter urkundlich zu erforschen. er war schon in vielen süddeutschen archiven namentlich zu Worms, Speier, Darmstadt, Carlsruhe, im Elsass und hat mir saubere abschriften von urkunden vergelegt, die nicht nur die deutsche geschichte, sondern auch sprache erläutern. sein plan ist aber umfassend und er wünscht auch die hiesigen archive zu benutzen und dazu autorisiert zu werden. Er wird auch zu Ihnen kommen und ist glaube ich aller empfehlung würdig. Nitsch kennt ihn schon seit lange.

Mit herzlichem gruss

Der Ihrige

15 juli 1854. Jac. Grimm.

Lieber Pertz,

ich soll Ihnen von Luise Dahlmann sagen, dass sobald Sie zum aufräumen und ordnen ihrer briefe gelangen könne, sie die ihrer seligen freundin suchen und Ihnen übersenden werde. dafür wünscht sie aber auch die von ihr und von Dorothee an Ihre frau geschriebnen zurück zu haben, weil sie sorgfältig für das kind aufsammle, was diesem späterhin lebendige erinnerung an seine mutter verschaffen kann.

Mit Dahlmann bessert es sich fortwährend doch gar langsam und noch immer will der arzt die menschen von ihm fernhalten.

Ihr

11 oct. Jac. Gr.

Verehrter freund,

ich empfehle Ihnen angelegentlich herrn Dr. Hilferding aus Petersburg, einen gründlichen kenner der slavischen sprache und literatur, der eine reise macht, um die überreste der Obotritensprache zu erforschen. er kehrt eben aus dem Lüneburger Wendland zurück, wo er mancherlei in den gebräuchen der landleute beobachtet und gesammelt hat. Wahrscheinlich hat auch die hiesige bibliothek einige aufs Wendland bezügliche handschriften.

Ihr

B. 12 nov. 1855. Jac. Grimm.

G. W. Dasent, ein Engländer den ich zu Stockholm kennen lernte schreibt mir hier von 17 briefen Leibnitzens an Benzel, die er zu Linköping aufgefunden hat und erbietet sich zur besorgung von abschriften. haben Sie lust dazu? Ihr

Jac. Gr.

Hierbei sende ich Ihnen, verehrter Freund, einen besondern Abdruck von einer Abhandlung, worin ich alles seither über Runen Aufgesammelte, zusammengestellt und besprochen, bei welcher ich auch die gothischen Fragmente, die ich zuerst durch Sie kennen lernte, erläutert habe. Sie wissen selbst am besten, wie viel ich Ihrer Güte überhaupt bei diesem Nachtrage verdanke, doch hielt ich für Pflicht keine Abbildung von dem zu liefern, was Sie, wie mir, ich glaube durch Spangenberg geschrieben wurde, selbst bekannt zu machen die Absicht hatten. Das Zeichen ↑ für 900, das Sie in den momm. bemerken, kommt auch hier (p. 15) vor; ich konnte jenes Beispiel nicht anführen, da die Abhandl. schon zu Wien war, wo sie zwei Jahre liegen mußte. Die freundschaftlichsten Grüße von uns beiden und die Bitte uns nicht zu vergessen.

Ganz der Ihrige

Wilh. Grimm.

Cassel 9. Febr. 1828.

Ich erlaube mir Ihnen, verehrtester Freund, den Bremer Codex wieder zurückzusenden, weil ich mir denke, es wird Hn. Bibliothekar Jung, dem ich meinen besten Dank abzustatten bitte, angenehmer seyn, ihn wieder aus Ihren Händen zu empfangen. Ich lasse ihn jedoch besonders packen, damit Sie weiter keine Mühe damit haben. Ein Freidank ist freilich nicht darin, aber doch ein an sich schätzbares Stück, nämlich das noch ungedruckte, altholländische Original von dem Laien-Doctrinal wovon eine plattdeutsche Übersetzung Scheller neulich edirt hat.

Digitized by Google

Ich lege auch die Runenmünze wieder bei. Ihre Falschheit ist anerkannt u. sie ausführlich beschrieben in der Dissert. van Nic. Keder Runæ in nummis vetustis diu quæsitis tandemque ibidem feliciter inventæ. Lps. 1704.

Sie erinnern sich doch noch der gothischen Fragmente u. Alphabete, die Sie bei Ihrem Besuche hier uns mittheilten? Ich erhielt hernoch noch eine Abzeichnung van Kopitar mit der Bitte eine Erklärung für die W. Jahrbücher zu machen. Sie gelang mir durch die Zusammenstellung beider Abzeichnungen u. ich wurde dadurch auf eine, wie es mir scheint, artige Entdeckung von verlarenen Hss. des Ulfilas geleitet. Ich fügte hinzu, was ich an Runen gesammelt hatte. Die Abhandlung liegt längst in Wien, da ich aber auf einem Facsimile bestehe (denn Ihre Nachzeichnung sowohl als die aus Wien gesendete, waren aus freier Hand gemacht) so verzögert sich der Abdruck sehr gegen meinen Wunsch. Ich habe schon wieder etwas nachzutragen auch etwas aus Ihren monim.

Gönnen Sie beikommender kleinen Schrift einen Platz unter Ihren Büchern und ein paar freie Minuten, sie durchzusehen.

Vergeßen Sie das gütige Versprechen nicht, das Ihr Brief enthält, uns einiges von der Ausbeute Ihrer Reise mitzutheilen.

Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen aufs freundschaftlichste. Seit zwei Monaten nöthigt ihn ein hartnäckiger Catarrh u. Husten das Zimmer zu hüten. Mit vollkommener und herzlicher Hochachtung

der Ihrige
Wilh. Grimm.

Göttingen 31. Jan. 1832.

Hierbei, verehrter Freund, ein Beitrag für die Zeitung, als ein Zeichen von gutem Willen. Manches pikante habe ich unterdrückt weil nicht alles öffentlich gesagt werden kann. Da der Aufsatz in einem Stücke schwerlich Platz findet, so habe ich pag. 11 mit Rothstift den schicklichsten Absatz bezeichnet, denn ich glaube nicht, daß es gut wäre, ihn in mehr als zwei Blätter zu zerstücken.

Mit den freundschaftlichsten Grüßen van uns beiden

Der Ihrige
Wilhelm Grimm.

G. 12. Febr. 1832.

Hierbei, geehrtester Freund, ein abermaliger Beitrag für die Zeitung, über deren glücklichen Erfolg ich mich ungemein freue. In dieser unabhängigen Haltung hat Deutschland noch kein Blatt gesehen u. es kann nicht fehlen, es muß nach allen Seiten Gutes wirken. Rehberg's u. Dahlmann's Beiträge sind besondere Zierden.

Von Herzen der Ihrige
Wilhelm Grimm.

Hierbei, verehrter Freund, ein Artikel aus Cassel. Könnten Sie für die Zeitung nicht einen Correspondenten in Süddeutschland gewinnen? Ich dachte an Pfizer. Würde Lappenberg in Hamburg nicht zuweilen etwas einzusenden geneigt seyn? Noch wichtiger wäre jemand in Berlin, aber es wird schwer halten, einen unbefangenen, freistehenden Mann dort zu finden, einem Staatsdiener dürfte man es bei der Aufsicht, die dort geführt wird, nicht zumuthen. Lebte Arnim noch, so hätte ich ihn zu bestimmen gesucht. Der höhere Aufwand würde sich der Verlagshandlung reichlich vergüten.

Mit den freundsch.-stl. Grüßen

Ihr
Wilh. Grimm.

Göttingen 5. März 1832.

Ich danke Ihnen, liebster Freund, für die gütige Mittheilung der Handschrift aus der dortigen Bibliothek, und lege dafür einen Schein bei. Sie müßen sie mir aber auf längere Zeit lassen, weil ich jetzt sehe daß ich mir eigenhändig davon eine Abschrift nehmen muß u. dazu findet sich nicht leicht die nöthige Zeit. Indessen können Sie sie in jedem Augenblicke, wenn es nöthig wäre, van mir absordern.

Jacab ist seit Montag von seiner Ferienreise zurück, er hat in Brüssel einen merkwürdigen Beitrag zu seinem Reinhart Fuchs gefunden, ein ganz unbekanntes latein. Gedicht aus dem 11. Jahrh.

Mein Freidank wird in dieser Zeit fertig werden, nachdem ich ihn mehrmals habe müssen liegen lassen. Ich nenne ihn weil er für die Geschichte nicht ohne Werth ist. Ich habe gethan was in meinen Kräften stand um ihn zugänglich zu machen u. mich mit den vielen Hss. oft herumschlagen müssen; so sind es freilich nahe an 40 Bogen geworden.

Seyn Sie u. Ihr ganzes Haus von uns allen schönstens gegrüßt, und behalten Sie uns in gutem Andenken. Mit der herzlichsten Freundschaft

der Ihrige
Wilh. Grimm.

Bitte Hn. Bethmann einen Gruß u. Dank für die übernommene Mühe zu sagen.

Göttingen 9. Octbr. 1834.

Göttingen 19. April 1835.

Liebster Freund, die Handschrift mit den Gedichten auf die Jungfrau, die ich von der dartigen Bibliothek in Händen habe, ist merkwürdig durch Alter und Sprache, und es war meine Absicht, sodald mir Muße zu Theil wird, sie herauszugeben. Ich wünsche und bitte Sie daher bei dem königl. Ministerium darauf anzutragen daß mir die Hs. belassen und die demnächstige Bekanntmachung anvertraut werde. Es wäre kein Vorzug vor Hagen, da ich schon früher Sie um Mittheilung ersucht habe. Überdies ist Hagen eben mit der Herausgabe der Minnelieder beschäftigt, und endlich glaube ich anmerken zu müßen, daß er sich, als ihm früherhin Bücher aus der hiesigen Bibliathek anvertraut wurden, so nachläßig gezeigt, daß er von uns keine weitern Mittheilungen erwarten darf.

Ich freue mich, daß der Werth der Monumenta auch auf diese Weise anerkannt u. ihre weitere Erscheinung gesichert wird. Mein Schwager Hassenpflug hatte in Cassel anständige Vorschläge gethan u. die Landstände zeigten sich auch bereitwillig, indessen sind Mißhelligkeiten eingetreten, die einen Beschluß gehindert haben. Hassenpflug thut gewiß was in seinen Kräften steht.

Hr. Laudau in Cassel hat keine Anstellung u. so viel ich weiß weiter keinen Titel.

Dahlmann ist gestern van seiner Ausflucht an den Rhein zurückgekommen; ich habe ihn noch nicht gesehen, er ist aber höre ich mit dem guten Erfolge für seine Gesundheit zufrieden. Mir machen die Folgen meiner Krankheit noch immer zu schaffen. Die herzlichsten Grüße an Sie u. die Ihrigen. Mit aufrichtiger Freundschaft

ganz der Ihrige
Wilh. Grimm.

Hierbei, lieber Freund, sende ich die mir mitgetheilte Wisner hs. zurück. sie enthält ein gedicht von der kindheit Christi von dem bruder Philipp aus dem Carthäuser arden, der im 13ten jh. lebte. Docen hat in den Miscellen 2. eine übersicht des inhalts mit eingerückten stellen bekannt gemacht und Franz Roth in den dichtungen des mittelalters (1845) einige bruchstücke abdrucken lassen; das gedicht verdiente aber vollständig bekannt gemacht zu werden. diese Wiener hs. ist nicht schlecht und leider nur nicht vallständig, der Schluss fehlt, so viel ich ab-

nehmen kann, eine lage von 10 blättern. Sie haben deppelten grund sie für die königl. bibliothek zu erwerben, weil diese schon eine spätere papierhe (codd. mss. germ. 7. 8 quarto) besitzt, nach welcher sich auch leicht wird berechnen lassen wie viel hier fehlt. der preis von 25 ℳ scheint mir nicht zu hoch.

Ganz der Ihrige

B. 1. Nov. 1852. Wilhelm Grimm.

Zum Verständniß der Hindus.

Ein hochgebildeter und scharfsinniger Hindu hat ein Buch erscheinen lassen, „A description of the Manners and Customs and Inner Life of Hindoo Society in Bengal". By Shib Chunder Bose. London 1881, welches, wie schon der Titel besagt, Bilder aus dem Leben der Eingeborenen Bengalens und namentlich Calcuttas bringt. Weitere Bände sollen demnächst sich mit den anderen indischen Provinzen beschäftigen. Die Beschreibung der Sitten und Gebräuche seiner Landsleute ist rücksichtslos wahr und fällt deshalb nicht immer schmeichelhaft aus. Er beweist durch dieselbe mittelbar, daß die Indier, um sich auf einen höheren gesellschaftlichen Standpunkt zu erheben, mit den Anschauungen des Kastengeistes und ihren unvordenklichen Sitten brechen und Gedankenfreiheit wie die Unabhängigkeit individuellen Wirkens an ihre Stelle setzen müssen. Ein solcher Uebergang kann im besten Falle nur sehr langsam geschehen, doch scheint der Anfang dazu in den großen Städten bereits gemacht zu sein und Shib Chunder Bose liefert in seinem Buche den besten Beweis von dem Vorhandensein vorurtheilsfreier Geister unter den Indiern, welche berufen sein können, als Fortschrittsapostel auf ihre Landsleute einzuwirken. Immerhin werden dieselben, bei solchem Reformationswerke, wenn man den Ausführungen des angezogenen Buches folgt, in den Charaktereigenschaften, dem Temperament und der Erziehung der Bengalen unzählige Hindernisse zu überwinden haben und finden ein wenig versprechendes Arbeitsobject vor sich. Der Bengale ist von Natur indolent und unkriegerisch, so daß eine ganze Volksmenge durch wenige Polizisten oder das Erscheinen eines einzigen Soldaten in Ordnung gehalten werden kann. Und dieses weibische Wesen, welches in erster Linie eine Folge des entnervenden Klimas und der schlechten Ernährungsweise ist, wird befördert durch die überkommene Art der Erziehung. Der Knabe wächst auf in der Abgeschiedenheit der „Zenana" zwischen Weibern, welche ihn verziehen und verderben, aber nicht im Stande sind, Geist und Gemüth zu erwecken und zu stählen. Die Bedürfnisse des heranwachsenden Jünglings sind gering, obgleich seine Lebensweise, wem die Mittel dies erlauben, nach außen einen prunkenden Anstrich hat und seine Vergnügungen sinnlicher Natur sind. Auch die Ehefrau übt keinen erhebenden Einfluß auf ihn aus. Er heirathet ein junges Mädchen, ein bloßes Kind, welches er nie gesehen hat und welches er als Dienerin oder als Spielzeug zu betrachten gelehrt ist. Das Loos der Weiber stellt sie womöglich auf eine noch niedrigere Stufe, da sie überhaupt ohne jede Art der Erziehung bleiben. Man lehrt sie, die Ehe als den einzigen Lebenszweck zu betrachten, und diese bildet für sie in der That ein Glücksspiel. Sie sind der Gegenstand eines engherzigen Handelsgeschäfts, bei welchem ihnen keine Stimme zusteht, und ihr ganzes Streben beschränkt sich darauf, nicht mit einem Manne vermählt zu werden, welcher in vielweiberischer Ehe lebt. Mag aber der Mann noch so schlecht sein, auch die Wittwenschaft bringt keine Besserung. Wenn auch die „suttee", die Wittwenverbrennung, aufgehört hat, so darf die junge Hinduwittwe doch keine zweite Wahl treffen, sondern ist zu einem einsamen freudlosen Dasein verurtheilt und muß ihren Kummer um den verstorbenen Tyrannen durch eine Unzahl ceremonieller Entbehrungen und Kasteiungen beweisen.

Selbst bei den jüngsten ganz unschuldigen Mädchen kann unmöglich von einem reinen, unverdorbenen Gemüthe die Rede sein, denn selbst die Gottheit, welche man sie anbeten lehrt, ist ebenso ausgezeichnet wegen ihrer Liebesabenteuer, wie die Götter des Olymp; und die Liebschaften des Gottes mit den „Milchmädchen", den Mägden, welche das Vieh zu melken auf die Weide gehen, bilden das beliebteste Thema für viele lustige Gesänge und Geschichten. Die Familienfeste in der Zenana und namentlich die Gebräuche bei Verlobungen und Hochzeiten sind denn auch mit derartig obscönen Scherzen durchwoben, daß schon daraus der moralische Standpunkt erhellt. Eigentliche Fehltritte indeß sind sehr erschwert durch die strenge Abscheidung, zu welcher die Frauen verdammt sind und die freie Art der Unterhaltung, welche der Engländer als „shocking" bezeichnen würde, zieht denn auch in den meisten Fällen keine üblen Folgen nach sich. Es ist ein schwerer Verstoß gegen den Anstand, wenn eine Frau in Gegenwart selbst der nächsten männlichen Verwandten Speisen zu sich nimmt.

Tritt ein junges Mädchen aber in die Ehe, so übernimmt sie voll und ganz die verantwortliche Aufgabe, den patriarchalischen Haushalt zu leiten und mit dem Einkommen so weit zu reichen, als möglich. Die übermüthige Lebenslust der Jugend scheint abgekühlt und die Frau ist, soweit ihre häuslichen Pflichten in Betracht kommen, geradezu bewunderungswürdig. Der Bruch der ehelichen Treue von Seiten einer Hindumutter kommt nie vor, vielmehr erscheint sie als ein Muster von Sparsamkeit, Hingebung, Keuschheit, Geduld und Selbstverleugnung. Sie hat ein passendes Feld für die Entwickelung ihrer Thätigkeit und Energie gefunden und bearbeitet dasselbe mit Erfolg in rastlos anstrengender Arbeit.

Reiche Hindus sind oft verschwenderisch prunkend, wenn es sich darum handelt, bei Gelegenheit eines Todesfalls, einer Heirath oder eines der jährlichen religiösen Feste ihre Großmuth öffentlich zu zeigen. Sie erleuchten große Gärten, um einen Vorgeschmack von den Freuden ihres Paradieses darzustellen, öffnen ihr Haus für alle Besucher und speisen ganze Schaaren von Bettlern tage- und wochenlang. Der Bengale ist im Allgemeinen sparsam bis zum Geize und überlegt sorgsam die Ausgabe jeder Rupie. Die religiösen Gebräuche aber legen ihm schwere Steuern auf und da die Brahminen gänzlich auf Kosten der Laien leben, so liegt es in deren Interesse, daß diese Gebräuche nicht in Vergessenheit gerathen. Das große Doorga Poojah-Fest, welches in einem großen Theile von Indien, namentlich aber in Bengalen zu Ehren der Doorga, Kali oder auch Parwati genannten Gattin des großen Siwa, des Gottes mit dem dritten Auge auf der Stirn und dem Dreizack in der Rechten, in jährlicher Wiederkehr gefeiert wird, bildet die Quelle finanzieller Verlegenheiten, wie selbst der Zahlungseinstellung für manchen Hindu. Jedermann, der es irgend kann, soll zur Zeit desselben mit äußerstem Glanze leben, sich Genüssen hingeben, welche oft zu Orgien ausarten, und sich von Kopf zu Fuß in neue und prächtige Gewänder kleiden. Leute in bescheidenen und ärmlichen Verhältnissen, welche gezwungen sind, von der Hand in den Mund zu leben, sparen das ganze Jahr hindurch, um die so in harter Arbeit erübrigten Nothpfennige während dieser großen Festlichkeiten zu verschleudern. Bettler werden reichlich unterstützt und die bettelnden Brahminen sehen dieser Zeit als der besten Gelegenheit entgegen, ihre leeren Säckel zu füllen. Einer ungefähren Schätzung zufolge betragen die unmittelbaren und mittelbaren Ausgaben während des Doorga Poojah-Festes in Bengalen allein jährlich gegen 10 Millionen Pfund Sterling oder 200 Millionen Mark, und das Doorga Poojah stellt wol das größte Maß der Verschwendung dar, welche sich indeß in geringerem Umfange während des ganzen Jahres von Zeit zu Zeit wiederholt.

Zu religiösen Zwecken oder bei Gelegenheit von Familien-

ceremonien müssen eine Zahl von Angehörigen und Bekannten gespeist und Gaben dem Schutzheiligen zu Füßen gelegt werden, welche in das Eigenthum der Priester übergehen.

So plündern die Brahminen ihre abergläubischen Anhänger, aber die Zahl der heiligen Kaste ist so groß, daß die große Mehrheit derselben kaum ihr Leben zu fristen im Stande ist. Ein Sprichwort meint, daß ein Brahmine ein Bettler ist, wenn er auch einen „Lakh Rupien" besitzt, und mancher mit dem Dienste im Tempel betraute Priester hält sich für wohlhabend, wenn er im Monate 10 Rupien einnimmt. Selbstverständlich sind sie denn auch nicht sehr gewissenhaft und es ist nur erstaunlich, wie sie bei ihrer schamlosen Bettelhaftigkeit und der offenen Verletzung der Moral noch einen derartigen Einfluß auf das Volk ausüben können. Shib Chunder Bose führt Beispiele an, wonach die heiligsten Gesetze der Kaste infolge von Geldgeschenken verletzt sind, und mit Zustimmung der Oberen die schlimmsten Verbrecher Verzeihung erlangt haben, vorausgesetzt, daß sie im Stande waren, gehörig dafür zu zahlen. Nichts wirkt aber verderblicher, als die Gebräuche des Koolinismus. Der Kooli-Brahmine ist ein gewerbsmäßiger Polygamist, welcher jede beliebige Zahl von Frauen heirathet, von denen die meisten unter dem Dache ihrer Eltern verbleiben, wo der Eheherr sie gelegentlich besucht. Diese lose Verknüpfung der ehelichen Bande führt die unglücklichen Weiber, die Niemand liebt und um die sich Niemand kümmert, oft in die Arme des Lasters.

Shib Chunder Bose erzählt in seinem Buche auch aus der Erinnerung eine Wittwenverbrennung, welche in seiner eigenen Familie vorgekommen ist. Er hat als kleiner Knabe eines Morgens im ganzen Haushalte eine gewisse Aufregung wahrgenommen, und auf seine Fragen durch die Mutter in Erfahrung gebracht, daß eine Tante im Begriff stände „going a suttee", ohne sich von diesem Vorhaben eine Vorstellung machen zu können. Nichtsdestoweniger hat man ihm erlaubt, seiner Neugierde zu fröhnen und der Ceremonie von Anfang bis zu Ende beizuwohnen. Die Tante kleidete sich in schreiendes Roth, legte ihren sämmtlichen Schmuck an und wurde auf der Stirn mit dem Roth der Cochenille bemalt. Augenscheinlich befand sie sich in einem Zustande hingebender Ekstase und hatte ihre Gedanken fest auf die freudvolle, glückselige Vereinigung mit dem hingeschiedenen Gatten im Himmel gerichtet. Durch eine lärmende Procession zum Scheiterhaufen geleitet, zeigte sie keinerlei Anzeichen eines wankenden Entschlusses. Während der folgenden Vorbereitungen näherte sich ihr der officiell anwesende eingeborene Gerichtsdiener wiederholt, um sie von ihrem Vorhaben abzumahnen. Als sie dann den Holzstoß bestieg, schien es dem kleinen Neffen, als ob der Muth sie verließe, aber, wenn dies der Fall gewesen war, so überwand sie diese Schwäche, als der Gerichtsdiener sie abermals anredete. Sie legte sich neben den Leichnam des Gatten, wurde mit trockenem Reisig zugedeckt und starke Männer hielten mit Bambusstäben das lodernde Material nieder, während das Feuer den Todten mit der Lebenden verzehrte. Dann, als dies geschehen, brach die fanatische Menge, welche dem schauerlichen Acte beigewohnt hatte, mit sonderbarer Inconsequenz in lautes Wehklagen und convulsivisches Schluchzen und Heulen aus. H. V.

Leipziger Stadttheater.

Es ist erfreulich, daß Leipzig dem Schillercultus immer treubleibt und daß die Direction hierin mit dem Schillerverein Hand in Hand geht. Unsere Bühne bedarf solcher Festtage, an denen die höhere dramatische Dichtung auf eine weihevolle Aufnahme rechnen darf: hat sich doch Schiller während seines Lebens oft genug darüber beschwert, daß die Aufführungen seiner Stücke nur zu den ausnahmsweisen und festtäglichen Ereignissen des Theaterlebens gehörten, während Kotzebue und Iffland alle Wochentage des Bühnenkalenders beherrschten. Unser Theater gab zur Vorfeier des Schillertages „Die Jungfrau von Orleans" im Neuen Theater, am Schillertage im Alten Theater „Die Räuber".

Am Vorabend ging der Aufführung ein Prolog von Wilhelm Henzen voraus, der sich von den üblichen Prologen dadurch unterschied, daß er nicht im reimfreien blanc vers oder in gereimten Jamben von willkürlicher Verknüpfung abgefaßt war, sondern in regelrechten Strophen, deren Schlußzeile dem „Lied an die Freude" entnommen war, jenem Liede, das im Schillerhause zu Gohlis gedichtet worden ist und welches alljährlich die Schuljugend des Leipziger Vorortes am Vormittage des Schillertages singt, wenn sie mit Fahnen und Musik zu dem unscheinbaren Häuschen wallfahrtet, das dann mit einem bescheidenen Kranze zu Ehren des Dichters geschmückt wird. Kein Gedicht ist so oft kritisch zersetzt worden, wie dies „Lied an die Freude", und doch ist kaum ein anderes so volksthümlich; überall wird es gesungen, wo in erhöhter Stimmung eine Gemeinschaft oder Versammlung sich dem Cultus der höchsten Güter der Menschheit weiht. Es war daher ein glücklicher Gedanke Henzen's, einige Juwelen aus diesem poetischen Brillantschmuck zu nehmen und eigene Betrachtungen an sie anzureihen. Es geschah dies in der bekannten Form der Glosse, und Frau Senger hatte Glück mit dem Vortrage derselben. Es ist schwer, solche leichtgeschürzten Strophen zu sprechen, da ihnen die langathmige Getragenheit fehlt.

Die „Jungfrau von Orleans" selbst nimmt unter den Schiller'schen Stücken eine eigenartige Stellung ein: es ist sein schwung- und pomphaftestes Trauerspiel, dasjenige, welches die glänzendste Ausstattung verlangt, nicht blos was Decorationen und Statisterie, sondern auch was die Darstellung selbst betrifft. Die Träger der Hauptrollen müssen schöne Mittel besitzen, edle Repräsentation und wohlklingende, kräftige Organe: sonst werden sie die Dichtung mit ihren hochfluthenden Versen und Gedanken nicht zur Geltung bringen können.

Die Darstellung der Jungfrau selbst nennt Heinrich Bulthaupt in seiner neuerdings erschienenen „Dramaturgie der Klassiker" eine der allerschwierigsten Aufgaben, „deren vollkommene Lösung auf der Bühne wol ein Ereigniß werden wird. Die Vermischung des einfachen Hirtenmädchens mit der schicksalkündenden Seherin („Und einen Donnerkeil führ' ich im Munde") ist eminent schwierig und fast unmöglich. Sie erfordert ein aller Modulationen fähiges Organ, zarteste Innigkeit und kriegerische Kraft ... Eine übermäßige Stimmkraft, eine das Maß des Menschlichen überragende Persönlichkeit sind keine Erfordernisse ... Der göttliche Dämon steht mit dem schwachen Gefäß ja eben in Widerspruch: „Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen." Es genügt, wenn die Stimme Glanz und Fülle genug besitzt, um nicht zu versagen und dünn zu erscheinen, und wenn sie jenen seelischen Aufschwung zu nehmen vermag, der höher trägt, als die höchstgehenden Wogen des Organs."

Zur Darstellung der Jungfrau gehört aber die poetische Inspiration einer dem Dichter congenialen Natur: sonst erhalten wir hohle Declamationen; ja alle äußeren Mittel, der Tubaton des Organs selbst werden verpuffen, wenn das Blitzartige dieser inneren Begeisterung fehlt. Die Jungfrau ist allerdings keine Walküre; wir haben Riesinnen gesehen, welche sie zu Grabe trugen. Wer hätte nicht einmal die Jungfrau gespielt? Unter der Direction des kundigen Theaterhebaners Heinrich Laube wurde sie hier sogar einmal von einer Soubrette gespielt; die Erinnerung an die Jungfrau des Frl. Feuerstake, einer in ihrem Fache damals ganz tüchtigen Schauspielerin, gehört zu den ergötzlichen Kuriositäten, mit denen Laube, der bisweilen ganz absonderliche Einfälle hatte, die Theaterannalen der damals in allen Zeitungen gefeierten deutschen Musterbühne bereichert hat.

Digitized by Google

Frau Magda Irschik ist jedenfalls eine berufene Darstellerin für die Jungfrau; denn sie besitzt diejenige Eigenschaft, welche für diese Rolle am unerläßlichsten ist, echte Inspiration, und überdies ein Organ, welches für die melodiösen und schwunghaften Verse des Dichters wie wenige geeignet ist und bei seiner großen Modulationsfähigkeit dem Energischen wie Zarten der Rolle gleich gerecht wird. Wie die Darstellerinnen und Darsteller der realistischen Schule überhaupt die Gestalten der „Jungfrau von Orleans" durchführen wollen, ist schwer begreiflich: die Dichtung bietet für sie gar keine Anhaltspunkte; sie bedarf durchaus des „zündenden Funkens", der sich nicht in dem Arsenal der Hilfsmittel dieser Schule künstlich erzeugen läßt. Frau Magda Irschik hat diesen „zündenden Funken" und wenn die Kritik aus dem gegnerischen Lager den bisweilen singenden Ton und den allzu großen Reichthum der Modulationen, in denen sich das siegesgewisse Organ dieser Darstellerin gefällt, rügen sollte, so treffen diese Ausstellungen nicht entfernt den eigentlichen Kern ihrer darstellenden Kraft, die sich stets von Neuem und besonders in den großen Momenten bewährt. Dazu rechnen wir die Scene, wo sie im Kerker die Fesseln bricht; hier muß etwas aufblitzen wie überirdische Kraft: es gelang der Darstellerin, das glaublich zu machen. Ebenso mächtig ertönte ihr Schlachtruf im zweiten Acte, die kriegerische Schlußwendung des ersten, und in den Kampfscenen war sie eine energische Gegnerin. Doch auch den zarteren Momenten der Rolle, der Erzählung im ersten Acte, besonders dem schönen Monolog im vierten, wurde sie durchaus gerecht. Nur im Vorspiel fand sie nicht gleich die rechte Stimmung, wie überhaupt die Darstellung desselben durch fast allgemeine Unsicherheit beeinträchtigt wurde.

Die anderen Hauptrollen geben meistens für charakteristische Darstellung wenig Handhaben: wenn Schiller sonst unter der gleichmäßig schönen Gewandung seiner Sprache doch manche charakteristische Schärfen verbirgt, so ist das bei einem Dunois, einem Lionel nicht der Fall. Der erstere bedarf nur männlicher Kraft und Haltung: die Rolle gipfelt in dem Aufruf zum Kampfe in der Zeltscene; Hr. Baxmann wirkte damit nach den Intentionen des Dichters. Lionel ist dem Dunois gegenüber der jugendlich feurige Held: Hr. Purschinn besitzt alle Mittel, solche Gestalten darzustellen. Von etwas sanfterer Färbung ist der Herzog von Burgund, der uns indeß auch mit gezücktem Schwerte entgegentritt; er bedarf einer edeln Repräsentation, wie sie ihm durch Hrn. Meger zu Theil wurde. Die Lahire, Fastolf, Duchatel, der Ritter, der den Sieg der Jungfrau berichtet, der Erzbischof, die Hirten sind nur rhetorische Figuren. Mehr hervor tritt nur der Vater bei der Anklage, welche Hr. Door mit mächtiger Energie gegen die Tochter schleuderte.

Gegenüber diesen in mittlerer Beleuchtung gehaltenen Gestalten finden sich zwei Gruppen, von denen die eine in Nacht getaucht, die andere in eine gewisse ambrosische Beleuchtung gerückt ist. Zur ersten gehört die Rabenmutter Isabeau, welche, wie keine andere Frauengestalt des dramatischen Repertoires aller Zeiten, als hartgesottene Megäre die Mutterliebe verleugnet: der Dichter läßt uns nicht tiefer in ihr schwarzes Herz sehen, sondern giebt ihr in den drei Scenen, in denen sie auftritt, einen heldenhaften Zug, welchen Frau Senger wirksam hervorkehrte. Der andere Vertreter des dämonischen Princips ist Talbot, der Pessimist, der den Lauf der Welt, den Sieg der Dummheit anklagt, ein düsterenergischer Charakter, der, so lang er lebt, die Jungfrau als ein Idol des Pöbelwahns verabscheut, nach seinem Tode aber, und zwar nach Schiller's eigener Angabe, als schwarzer Ritter wieder erscheint, um sie freundschaftlich vor dem Einzug in Rheims zu warnen. Daß der Vertreter des gesunden Menschenverstandes nach seinem Tode selbst als Geist in einer dämonologischen Rolle mitwirken soll, ist uns nie recht einleuchtend gewesen. Gespielt wurde Talbot mit charaktervoller Färbung und Haltung von Hrn. Grude, der in der fürstlichen Streitscene und in der Sterbescene excellirte.

Die in sanftes Licht getauchten Gestalten sind der König Karl und seine Agnes Sorel, letztere gewiß auf der Bühne die zarteste fürstliche Maitresse. Schiller zeichnet sie ganz als eine „schöne Seele", welche das holde Schamerröthen der reinen Jungfrau würdigt und sich als Vertraute ihrer zarten Herzensregungen andietet. Bei einer realistischer gezeichneten Maitresse würde ein solches Anerbieten einen fast komischen Eindruck machen. Auch König Karl ist zwar unentschlossen und schwächlich hingestellt, doch von schwärmerischer Weichheit und edlem Sinn. Schiller wußte sehr wohl, daß diese Charakterbilder nicht den geringsten Anspruch auf geschichtliche Treue hatten. Eine Zeit lang dachte er sogar daran, die letztere zu bewahren: ihm schwebte, wie er selbst sagt, ein Gang des Stückes vor, „wo er ein treues Gemälde der damaligen ruchlosen Sitten und vor Allem der gedankenlosen Ausgelassenheit am üppigen Hofe des Dauphins mit den Angriffen der Engländer und der Entschlossenheit des begeisterten Mädchens ganz anders contrastirt hätte, als jetzt, wo er den Dauphin nur schwächlich und in dieser Schwächlichkeit liebenswürdig zeichnen durfte". Ruchlose Sitten eines üppigen Hofes und diese Agnes Sorel! Gespielt wurde dieselbe von Frl. Salbach mit Anmuth und Wärme, wie auch der König Karl des Hrn. Teucher den weichen schwärmerischen Zug des Charakters sehr gut wiedergab.

Daß „Die Jungfrau von Orleans" mit theatralischem Pomp in Scene gesetzt werden muß, ist fraglos und die Angaben des Dichters selbst lassen hierüber keinen Zweifel übrig. Heinrich Bulthaupt meint zwar, wer die Jungfrau damit würdig in Scene zu setzen suche, daß er einen möglichst pomphaften Krönungszug arrangire, sei zu bedauern; es würde genügen, wenn wir nur die letzten Ausläufer des Zuges sähen (den König und die Schließenden) und uns die übrigen schon in der Kirche zu denken hätten. Je länger der Zug währe, desto stärker werde sich in dem gebildeten Zuschauer die Abneigung gegen die Aufdringlichkeit regen, mit der solche Künste, die nur im Dienste der Musik verwendet werden sollten, Musik und Decorationskunst, sich hier ausschließlich geltend machten. Auch üde nach der Befriedigung der Schaulust und nach dem aufregenden Schwung der Marschmusik das gesprochene Wort nicht mehr die ihm gebührende Wirkung aus.

Wir können diese Bedenken nicht theilen. Seitdem die deutsche Bühne eine große Opernbühne geworden, würde eine stiefmütterliche Behandlung des Schauspiels dort, wo eine glänzende Ausstattung geboten ist, dasselbe immer mehr zum Aschenbrödel degradiren. Die Shakespeare'sche Phantasiebühne kann uns nicht mehr als Muster gelten; große Dichtwerke verlangen jetzt auch den Glanz des Schaustückes, wenn die Handlung sich durch den Kreis großer Haupt- und Staatsactionen und Kampfscenen hindurch bewegt. Es kommt nur darauf an, daß diese größeren Schauscenen nicht die Stimmung ablenken, sondern dazu beitragen, sie zu verstärken. In der „Jungfrau von Orleans" muß die äußere Bühne mitwirken, den kriegerischen Geist, soweit sie dies vermag, zur Anschauung zu bringen, und da die Krönung des Königs von Hause aus das glänzende Ziel bildet, das die Jungfrau zu erreichen strebt, so ist eine imponirende Darstellung dieses großen Actes auf der Bühne durchaus berechtigt. Wir haben auch nie gefunden, daß die folgenden Scenen, der Fluch des Vaters und das Anathema, das die Jungfrau trifft, darunter leiden; im Gegentheil, der aufgelöste Königszug, der sich um die Jungfrau sammelt, giebt für die Fluchscene einen großartigen Hintergrund, ein bewegtes, imponirendes Tableau. Freilich hat unsere Regie diesmal doch nach einer Seite hin des Guten zuviel gethan: sie hat den Krönungszug mit Pferden ausgestattet, von denen einige ein so bedenkliches Temperament verriethen, daß sie von zwei Seiten am Zügel geführt werden mußten. Davon sagt Schiller nichts; es

widerspricht dem üblichen Brauche: bei allen Processionen gehen die gekrönten Häupter zu Fuß. Auch bietet das Thierreich auf der Bühne stets besondere Gefahren, denen man doch lieber aus dem Wege zu gehen sucht, als daß man sie heraufbeschwört. So konnten die muthigen Rosse hinter den Coulissen schon in den vorausgehenden Scenen ihren Ungestüm nicht bezähmen, stampften, schnaubten und wieherten ganz verständnißlos in den Monolog der Johanna-Irschik hinein. Im Uebrigen waren die großen Scenen, besonders die Kampfscenen gut arrangirt und gingen ohne Störung vorüber, selbst der Auftritt, wo Talbot den einzelnen Flüchtling tödtet: ein Act der militärischen Disciplin, der leicht tragikomisch wirken kann. Die Wiederaufnahme der Scene vor der Kohlenhütte, die unter der Förster'schen Direction fortblieb, ist nur zu billigen: die Gefangennahme der Jungfrau durch die Engländer ist ein so wichtiges Ereigniß, daß wir es mit Augen sehen wollen.

Die Aufnahme der großen Tragödie war eine begeisterte; bei glänzender Darstellung der Titelrolle wird sie dies immer sein, auch ohne die besondere Feststimmung, welche der Vorabend des Schillertages mit sich brachte.

Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

— An das Publicum, welches der Weltgeschichte besonderes Interesse entgegenbringt, und dies Publicum dürfte doch ein sehr zahlreiches sein, wendet sich eine neue Zeitschrift „Aus allen Zeiten und Landen" (Braunschweig, Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn), deren erstes Heft vorliegt (Preis vierteljährlich 3 Mark, monatlich ein Heft von ca. 6 Bogen). An das große Publicum, wie gesagt, wendet die neue Zeitschrift sich, für welches die Handbücher der Historie zu trocken, die wissenschaftlichen Werke zu wenig interessant sind. Es ist wahr, daß trotz des Ueberreichthums an Wochen- und Monatsschriften bis auf den heutigen Tag noch kein Organ existirt, welches es sich zu seiner Aufgabe gemacht hat, die Geschichte zum Gegenstand anziehender und fesselnder Darstellungen zu wählen. In diesem Sinne ist „Aus allen Zeiten und Landen" ein neues und verdienstliches Unternehmen. Unter Geschichte wird sowol die politische, wie auch die Culturgeschichte, einschließlich der Geschichte der Kunst, Musik und Literatur, auch die Biographie verstanden. Was den Standpunkt der rein politischen Geschichte anbelangt, so äußert sich eine dem Probehefte beigegebene Erklärung dahin, daß, wenn einmal ein Artikel in die Tagespolitik hinüberspielt, die weitgehendste Duldung geübt werden solle. „Ob liberal oder conservativ, ist in diesem Falle ganz gleichgiltig, wenn nur reichstreu." Einzeldarstellungen, kleine Monographien, und zwar vorwiegend interessanter, bedeutender Geschichtsmomente, sollen gebracht werden, in bunter Abwechslung dem und jenem Jahrhundert, dem einen oder dem anderen Volke entnommen. Zu diesem eben gekennzeichneten Programm bietet der Inhalt des ersten Heftes einen treffenden und trefflichen Beleg. Von den Beiträgen möge hervorgehoben werden eine zeitgenössische Publication des sächsischen Gesandten am St. Petersburger Hofe, F. K. Rosenzweig, über die Ermordung des Kaisers Paul (1801), ein spannender Aufsatz über die Fürstin Eboli, ihr Verhältniß zu Philipp II. und dem Staatssecretär Antonio Perez, welchem Doppelverhältniß die Fürstin zum Opfer fiel, von Martin Philippson, in welcher fast romanhaft zu nennenden Geschichte man allerdings Schiller's Prinzessin Eboli nicht wiedererkennt, „Die Jugendjahre Napoleon I." von Albert Lindner, namentlich aber der poetisch stimmungsvolle Bericht Woldemar Kaden's „Auf Spuren Manfred's in Apulien", der das Leben und den Tod des männlichen Hohenstaufen „mit den blonden Haaren und dem edlen Antlitz", wie sein Zeitgenosse Dante ihn schildert, noch einmal in elegischer Beleuchtung vor das Auge des Lesers zaubert. „Aus allen Zeiten und Landen" ist auch eine illustrirte Monatsschrift, und zwar lehnen sich die übrigens guten Illustrationen an authentische Vorlagen an (z. B. der Michaelspalast zu St. Petersburg, woselbst Kaiser Paul ermordet wurde, das Porträt der Fürstin Eboli von dem spanischen Maler Coello, die Porträts von Bonaparte's Eltern, ein altitalienischer Holzschnitt des Re Manfredi u. a. m.); die Phantasie-Illustrationen werden perhorrescirt. Daß Kunstwerke in guter Reproduction deshalb nicht ausgeschlossen sind, zeigt ein dem Heft beigegebener Brend'amour'scher Holzschnitt nach Sichel's sinnigem, schlankem Fellahmädchen. Für Heft 2 werden als Aufsätze angekündigt: Bismarck als Junker, von Moritz Busch, das Jacobinerthum in der großen Revolution, von Max Nordau, Maria Stuart im Lichte der neueren Forschung, von W. Pierson, die Acten der römischen Inquisition, von K. Benrath, die bildende Kunst und das Volk, von Paulus Cassel. Die Aufsätze des ersten Heftes zeichnen sich durch eine interessante, allgemeinverständliche und zugleich gediegene Darstellung aus. — Von Kürschner's Deutscher National-Literatur (Stuttgart, Spemann) liegen weitere fünf Lieferungen, 4 bis 8, vor; ein Heft enthält die Fortsetzung des Goethe'schen Faust, eins den Anfang des Wieland'schen Oberon, drei geben die Fortsetzung des Grimmelshausen'schen Simplicissimus bis zum Schluß des III. Buches. Mit diesen letzten drei ist ein Band der Deutschen National-Literatur nunmehr vollendet (Band 33: Grimmelshausen's Werke. Erster Theil); die Verlagshandlung kündigt zu demselben eine elegante Einbanddecke zum Preise von 70 Pfennigen an, so daß diese geschmackvolle Edition sich auch äußerlich geschmackvoll präsentirt.

Julius Rissert.

Kulenderliteratur. ** Zu den Kalendern, welche sowol hinsichtlich der Ausstattung als inhaltlich sich immer gleich geblieben sind und von allen Neuerungen streng sich fernhalten, zählt auch der „Verbesserte Historien-Kalender", welcher seit langen Jahren in Friedrich Frommann's Verlage erscheint. Der uns vorliegende Jahrgang 1883 erscheint in demselben Gewande wie seine Vorgänger, und ist in ganz ähnlicher Weise zusammengestellt. Gute und minder gute Anekdoten, belehrende Aufsätze aus Volksblättern, Räthsel, Prophezeiungen über die muthmaßliche Witterung des neuen Jahres, welche den Vorzug haben, zufällig bisweilen zuzutreffen, bilden den Inhalt desselben, und kann derselbe für ein anspruchsloses Lesepublicum immerhin nicht als ungeeignet und jedenfalls als unbedenklich bezeichnet werden. — Einer der ältesten Fachkalender ist der „Taschen-Kalender für die Sächsischen Haus- und Landwirthe", gegründet und herausgegeben von unserem Mitarbeiter Dr. William Löbe, Redacteur der „Illustrirten Landwirthschaftlichen Zeitung" (Leipzig, Reichenbach'sche Buchhandlung). Derselbe feiert mit Beginn des Jahrganges 1883 sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum und kann daher die vorliegende Ausgabe für das Jahr 1883 als eine Fest- und Jubiläumsausgabe bezeichnet werden. Der Inhalt derselben ist außerordentlich reichhaltig, den früheren Tabellen und Berechnungen ist ein Commentar zum Viehseuchengesetz des Deutschen Reiches beigegeben, die „Anleitung zur Heilung der am häufigsten vorkommenden Krankheiten der Hausthiere" ist neu bearbeitet und nach den neuesten Erfahrungen vervollständigt, auch ist eine neue Tabelle zur Bestimmung der wahren Spiritusstärke aus der scheinbaren beigefügt. Wir sind überzeugt, daß der Taschen-Kalender für die Sächsischen Haus- und Landwirthe im neuen Jahre nicht nur seine früheren Freunde sich erhalten, sondern deren Zahl noch wesentlich vermehren wird.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 94. Donnerstag, den 23. November. 1882.

Inhalt: Oeffentliche Sitzung der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften am 14. November. — Pariser Briefe. — Bücherbesprechungen („Versuche und Erfolge", von Eva Hartner. „Ulli", von E. Biller. Illustrirte Frauen-Zeitung. Die Säugetiere in Wort und Bild, von Carl Vogt und Friedrich Specht).

Oeffentliche Sitzung der K. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften am 14. November.

Der vorsitzende Secretär Hr. Haukel wies zunächst darauf hin, daß diese Sitzung dem Andenken an Leibniz bestimmt sei, und schloß daran Worte ehrender Erinnerung an die in dem letzten halben Jahre verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft: Professor Dr. Johann Karl Friedrich Zöllner und Oberbergrath Ferdinand Reich.

Darauf wurden folgende Vorträge gehalten:

Hr. Drobisch erstattete Bericht über die bei dee diesjährigen Revision der Universitäts-Wittwen- und Waisencasse angewandten Rechnungsmethoden und ihre Ergebnisse.

Hr. Heinze sprach über den Eudämonismus in der griechischen Philosophie bis zu Sokrates, indem er zunächst darauf hinwies, daß die einzelnen Elemente der Eudämonie sich schon bei den früheren Dichtern fänden; und sodann betonte, daß von Heraklit und Demokrit das Gefühlsmoment bei der Bestimmung der Eudämonie stark hervorgehoben worden sei, daß diese beiden aber verglichen mit den Sophisten eine verhältnißmäßig reine Moral vertreten hätten. Auch Sokrates wurde wegen seiner Utilitätstheorie von dem Vortragenden als entschiedener Vertreter des Eudämonismus bezeichnet, da er sogar in seinem Tode denselben nicht verleugnet habe.

Hr. Neumann macht eine kurze Mittheilung über gewisse von ihm in letzter Zeit ausgeführte hydrodynamische Untersuchungen. Dieselben betreffen die indirecten Kräfte, welche zwei in eine Flüssigkeit eingetauchte und in Bewegung begriffene Kugeln vermittelst dieser Flüssigkeit auf einander ausüben, und beruhen, ihrem analytischen Charakter nach, wesentlich auf der Benutzung derjenigen geometrischen Punkte, welche schon bei den elektrischen Untersuchungen von Murphy und Thomson vorkommen und dort mit dem Namen der Spiegelpunkte bezeichnet sind.

Hr. Fleischer gab Proben der 9. Fortsetzung (des 10. Stückes) seiner Beiträge zur arabischen Sprachkunde, die sich besonders auf die syntaktische Behandlung der Cardinalzahlen und des Relativpronomens bezogen.

Hr. Moritz Voigt hielt einen Vortrag über die Geschichte der Personal-Execution im römischen Civilprocesse. Ausgehend von dem Gesetze der XII Tafeln legte derselbe dar, wie einerseits den hier sich vorfindenden Rechtssätzen eine ältere Ordnung vorausgegangen war, und wie andererseits wiederum in einem gewissen Parallelismus mit der letzteren das Recht der XII Tafeln durch die lex Paetelia Papiria anderweit reformirt wurde. Daran schlossen sich dann in der Richtung, solche Personal-Execution mehr und mehr zu beschränken, im 7. Jahrhunderte d. St. das Ediet des Prätor Rutilius Rufus und die lex Petillia, wie im 8. Jahrhunderte die lex Julia über die cessio bonorum an. Dann ging der Vortragende zu einer Betrachtung der Personal-Execution in den Provinzen über, die von den genannten Gesetzen nicht betroffen war. Endlich ward durch ein Rescript Diocletian's die civilprocessualische Personal-Execution im ganzen Reiche aufgehoben. Die Schuldhaft dagegen, welche später bei selbstverschuldeter Insolvenz wieder eingeführt wurde, ist eine auf neuer legislatorischer Initiative beruhende Institution.

Briefe aus Paris.

(„Ein Pariser Roman", Schauspiel von Octave Feuillet. — Gounod's Jugendansichten über Mozart's „Don Juan". — Die Memoiren des Prinzen Lucian Bonaparte.)

Paris, im Nov. Ein neues Stück von Octave Feuillet ist ein literarisches Ereigniß, wenigstens gilt es hier als ein solches, und wol nicht mit Unrecht; Hr. Feuillet ist unstreitig ein Meister unter den jetzt lebenden französischen Theaterdichtern; namentlich in Bezug auf raffinirte Erfindungen und pikante Situationen ist er einzig und unerreicht; sein neues fünfactiges Schauspiel: „Ein Pariser Roman", das vor einigen Tagen im Theater des Gymnase zur erstmaligen Aufführung gelangt ist, legt für dieses Talent des hervorragenden Autors wieder ein glänzendes Zeugniß ab. Indessen scheint der alte Satz, daß der gerade Weg der beste ist, Hrn. Feuillet mit der Zeit langweilig geworden zu sein, wenigstens hat er diesen Weg in seinem neuen Stück nicht eingeschlagen, er hat ihn vermuthlich zu kurz gefunden und hat auf Umwegen zu erreichen gesucht, was er viel kürzer und bündiger und dadurch vielleicht auch für das Publicum ergreifender hätte abmachen können. Nichtsdestoweniger hat das Stück, das in der Vollendung gegeben wird, einen großen Erfolg gehabt. Das Publicum schien indessen erstaunt über die sonderbare Idee des Autors, seinem neuen Stück den Titel eines Lustspieles zu geben, da sich in demselben zu wiederholten Malen die charakteristischsten Peripetien des Dramas finden. Noch eine andere Kritik wurde laut: Hr. Feuillet ist in seinem neuen Werke dem Principe der dramatischen Einheit untreu geworden; in französischen Augen ist dies ein arger Fehler, den man nun vollends einem Akademiker — Hr. Feuillet ist Mitglied der Akademie — nicht so leicht nachzusehen geneigt ist. Ueber all diesen mehr oder minder berechtigten Tadel half sich das Stück indessen durch seinen hervorragenden Werth, durch die fesselnde Gewalt der schönen Sprache und der ergreifenden Situationen, sowie namentlich auch durch das große Talent der Darsteller siegreich hinweg und das französische Drama hat einen glänzenden Erfolg mehr zu verzeichnen.

Ich will dem bösen Beispiel, das mir der Autor ge-

Digitized by Google

geben, — der mir übrigens in vielen Punkten als nachahmenswerthes Exempel dienen könnte, — nicht folgen, sondern den Inhalt des Stückes auf dem möglichst kürzesten Wege erzählen. Die Erfüllung einer Pflicht verlangt oft nicht allein eine starke Dosis von momentanem Muth, sondern zieht auch oft eine ganze Kette von Prüfungen, Opfern und Leiden nach sich, die indessen starke Seelen ohne Murren ertragen; die Stunde der Vergeltung schlägt immer und lohnt reichlich für die muthig und männlich überstandenen Prüfungen. Das ist die philosophische Idee, die sich aus dem Stücke ergiebt und die der Autor folgendermaßen entwickelt hat: Ein junges Ehepaar lebt glücklich und vergnügt, herrlich und in Freuden unter dem Schutz der von Seiten des Gatten ererbten väterlichen Millionen. Dies Glück wird plötzlich getrübt durch die unwillkommene, ja im eigentlichen Sinne des Wortes niederschmetternde Kunde, daß diese Millionen durch eine Verkettung eigenthümlicher Umstände dem Ehepaar nicht rechtmäßig angehören, sondern im Besitz einer an einen reichen Banquier verheiratheten Dame sein müßten; die jungen Leute zögern nicht einen Augenblick und entschließen sich in einer großmüthigen Wallung, obgleich sie gerichtlich nicht dazu gezwungen werden könnten, die Millionen, die nur durch eine von ihnen nicht gekannte Unterschlagung in ihren Besitz gelangt sind, ihrer rechtmäßigen Eigenthümerin oder richtiger deren Gemahl, dem reichen Banquier, einzuhändigen, der diese großmüthige Restitution schmunzelnd annimmt, ohne sich die mindesten Gewissensbisse darüber zu machen. Das junge Paar sieht sich plötzlich aus dem verführerischen Luxus und aus allen Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens heraus in die empfindlichste Armuth gestürzt. Eine harte Probe, die der junge Mann muthig erträgt; er hat eine bescheidene Stellung angenommen, die ihm von dem reichen Banquier, der die Millionen geschluckt hat, großmüthig angeboten worden ist und er freut sich ganz philosophisch seiner Arbeit und seines Brodverdienstes. Nicht so die junge Frau. Sie ist eine Pariserin pur sang, Pariserin bis in die Fingerspitzen, gewöhnt an alle Raffinements des höchsten Luxus, scheint ihr die Armuth hassenswerth, sie kann die Entbehrungen nicht ertragen, sie flieht den häuslichen Herd, der keinen Reiz mehr für sie hat, sie wird ihrem Mann untreu und geht mit einem Tenoristen, der ihr weiß gemacht hat, daß sie eine schöne Stimme habe, nach Amerika, um sich der theatralischen Laufbahn zu widmen. Ihr Gatte, der sich durch den kläglichen Charakter und die noch kläglichere Handlungsweise seiner unwürdigen Frau sehr niedergeschmettert fühlt, erholt sich indessen auch von diesem Schlage; wir finden ihn nach einigen ganz überflüssigen Peripetien, durch welche der Autor eben den ihm vorgeworfenen Verstoß gegen die dramatische Einheit begangen hat, im fünften Acte wieder. Die Situation hat sich insofern geändert, als der reiche Banquier infolge seiner vielen Ausschweifungen gestorben ist. Dieser Tod ereignet sich coram populo, auf offener Scene; ein etwas gewagter Moment, den aber der Darsteller durch sein großes Talent rettet und ihn sogar in einen Triumph für sich und seine Kunst verwandelt. Die Hand der rechtmäßigen Millionärin wird durch diesen plötzlichen Tod frei; sie denkt an den jungen Mann, dessen großmüthiger Handlungsweise sie den Besitz ihrer Millionen zu danken hat und den sie schon längst im Stillen liebt; ihre Neigung wird ebenfalls im Geheimen erwidert; dieser Verbindung steht aber die Frau in Amerika im Wege, die mit leeren Händen und sehr enttäuscht aus dem Lande der Dollars zurückgekehrt ist und sich ziemlich indelicater Weise nun wieder ihrem Manne zuwendet, der indessen rund heraus erklärt, daß er nichts mehr von ihr wissen wolle; man kann ihm dies wahrlich nicht verdenken; er motivirt seinen Entschluß mit der Bemerkung, daß er ein Mensch und kein Engel sei. Seine ungetreue Gattin hört diesen Ausspruch in einem Nebenzimmer und geräth darüber in solche Verzweiflung, daß sie Gift nimmt. Der junge Mann ist also nun auch frei; er tröstet sich mit der kleinen weißen Hand, die ihm die reiche Banquierswittwe liebevoll darreicht und in deren Armen er hoffentlich nun das Glück finden wird, das ihm so lange untreu gewesen und ihn auf so harte Probeu gestellt hat .... Voilà! Das ist in großen Zügen der Inhalt des neuen Stückes des Hrn. Octave Feuillet, das vermuthlich nun auch sehr bald seinen Weg über die deutschen Bühnen nehmen wird, so daß ich die Leser dieser Blätter um Entschuldigung bitten muß für die Indiscretion, die ich begangen habe, ihnen diesen Inhalt schon im Voraus zu verrathen.

Hr. Octave Feuillet hat übrigens sein neues Werk ursprünglich gar nicht für das Theater bestimmt; es lag in seiner Absicht, einen Roman daraus zu machen; nur die dringenden Bitten des Directors des „Gymnase-Theaters", dem viel daran gelegen war, das Publicum durch ein Stück des berühmten Autors in seinen in letzterer Zeit bedenklich vereinsamten Musentempel zu locken, hatten ihn zu dieser Sinnesänderung vermocht, die er übrigens später bereut hat; er leidet nämlich sehr an häufig wiederkehrenden Migräuen, die ihn oft ganz arbeitsunfähig machen; da nun das Theater nicht warten konnte, ist er gezwungen gewesen, um den Director nicht in große Verlegeaheiten zu bringen, sein neues Stück, das für ihn im recht eigentlichen Sinne des Wortes zum Schmerzenskind geworden ist, zwischen den Anfällen der leidigen Krankheit zu schreiben, von der er geplagt ist; er hat sogar gefürchtet, daß sein Zustand ihm nicht verstatten werde, sein Werk, wie dies in Frankreich üblich ist, den darstelleaden Künstlern persönlich vorzulesen; er hat indessen doch einen Versuch dazu gemacht und siehe da! der Versuch ist gelungen, er hat ihn sogar momentan von seinem lästigen Uebel befreit. So wäre denn, was man bisher für unmöglich gehalten, endlich ein Mittel gegen die Migräne gefunden! Man braucht nur ein ergreifendes Theaterstück zu schreiben und es einem Künstlerkreise vorzulesen. Dieses Mittel ist freilich nicht für Jedermann erreichbar; es ist nur geistigen Millionären zugänglich, unter die sich Hr. Octave Feuillet zählen darf.

Die Migräne, das leidige Uebel, scheint es übrigens darauf abgesehen zu habea, besonders begabten Menschen das Lebeu zu vergiften. Der bekannte Componist Gounod leidet ebenfalls daran, und zwar in einem Maße, daß er nicht von einem Tage zum andern mit Sicherheit auf den uneingeschränkten Genuß seiner geistigen Kräfte rechnen kann. Man war daher in großer Sorge, ob es Hrn. Gounod möglich sein werde, den von ihm für die vor einigen Tagen stattgefundene feierliche Jahressitzung der französischen Akademie in Aussicht gestellten Vortrag über Mozart's „Don Juan" zu halten. Glücklicher Weise hatte Hr. Gounod einen guten Tag und der mit großer Spannung erwartete Vortrag konnte stattfinden. Der begabte Componist entpuppte sich bei dieser Gelegenheit auch als talentvoller Redner und riß die sehr gewählte und verwöhnte Zuhörerschaft zu lautem und begeistertem Beifall hin. Der Eingang des Vortrages war besonders spannend. Ich gebe ihn aus dem Gedächtniß wieder. Hr. Gounod sagte ungefähr: „Es war im Monat Januar 1832. In der damaligen ganz vortrefflichen Truppe der italienischen Oper in Paris glänzten die unsterblichen Namen Malibran, Grisi, Tamburini, Lablache! die übrigen mitwirkenden Künstler bildeten ein Ensemble, wie es vollendeter nicht gedacht werden kann. Ich war damals ein dreizehnjähriger Gymnasiast und war so glücklich gewesen, bei einer der Prüfungen einen Preis davonzutragen, der mir das Recht auf einen freien Tag, einen sogenannten Ausgehetag verlieh. Meine Mutter, die sehr wohl wußte, daß sie mir zum Lohn für meinen Fleiß keine größere Freude machen könne, kündigte mir an, daß sie mich am Abend in die italienische Oper führen werde, um den „Don Juan" zu hören. Diese beglückende Aussicht machte auf mich einen so lebhaften Eindruck, daß mir Hören und Sehen, namentlich aber Hunger und Durst vergingen und ich durchaus

nichts zu mir nehmen wollte. „Wenn Du nicht ißt, wirst Du nicht ins Theater gehen!“ sagte meine Mutter bestimmt. Diese Drohung wirkte dermaßen, daß ich unsere bescheidene Mittagsmahlzeit fast allein verschlang. Zur pünktlichen Stunde begaben wir uns nun in die italienische Oper, die für mich das gelobte Land war; es war mir zu Muthe, als ob wir in ein Sanctuarium träten. Wir hatten eine Loge im vierten Rang; die bescheidenen Mittel meiner Mutter, die für Geld arbeiten mußte, um die anständige Erziehung ihrer Kinder zu ermöglichen, verstatteten uns keine theureren Plätze. Wir waren etwas zu zeitig gekommen und mußten bis zum Beginn der Vorstellung noch ziemlich lange warten; die Zeit kam mir indessen nicht lang vor; der Saal, der Kronleuchter, die geputzten Menschen in den schönen Logen machten mir große Freude. Endlich erhob der Kapellmeister seinen Taktstock, ehrfurchtsvolles Schweigen herrschte im Saal und die Ouverture begann. Ich verzichte auf die Beschreibung der Eindrücke, die ich bei den ersten Accorden dieses erhabenen und herrlichen Prologs empfand, der mich heute, nach fünfzig Jahren und nachdem ich mich selbst viel mit Musik beschäftigt habe, noch ebenso tief ergreift. Ich entsinne mich nur, daß mir die Thränen aus den Augen stürzten, daß mein Blick sich verschleierte und daß ich meiner Mutter ganz fassungslos mit den Worten um den Hals fiel: „Ach Gott, Mama, das ist Musik!““ Dieser Theil des Vortrages des Hrn. Gounod fand ganz besonderen Beifall; man freute sich der Würdigung des unsterblichen Tonwerkes aus einem so competenten Munde und zudem klang auch der eigene Eindruck, den wir mehr oder weniger beim ersten Anhören der Oper aller Opern empfunden haben, in den Herzen nach, die eigenen Jugenderinnerungen, die sich mit Mozart's unsterblichen Melodien verweben, wurden in den Anwesenden wach und man sah manch greises Haupt, das bei dem Andenken an den Zauber dieser Töne unwillkürlich den Takt schlug. Es ist ja die schöne Beigabe der Meisterwerke auf allen Gebieten der Kunst, daß die bloße Erinnerung an sie unsere Herzen erwärmt.

Ich kann zwar die soeben hier erschienenen Memoiren des Prinzen Lucian Bonaparte nicht mit in diese Kategorie der herzerwärmenden Meisterwerke rechnen; sie sind aber nichtsdestoweniger recht interessant diese Memoiren, so daß ich es für meine Pflicht halte, die Leser dieser Blätter auf ihr Erscheinen aufmerksam zu machen. Seit der Veröffentlichung der Memoiren der Gräfin Rémusat, die vor einigen Jahren mit großem Erfolg hier herausgegeben worden sind, hat sich die an sich schon reiche Memoirenliteratur aus jener Zeit noch bedeutend vermehrt; die Sache kam wieder in die Mode und Alles, was Mode ist, wird hier bis ins Unglaubliche ausgebeutet; alle Archive wurden mit fieberhaftem Eifer durchstöbert in der Hoffnung, daß sich über Napoleon I. und seine Familie doch vielleicht noch neue Documente entdecken lassen würden. Es fanden sich denn auch in dieser Richtung wirklich noch manche neue Quellen. So hat z. B. Lucian Bonaparte seine Memoiren hinterlassen, von denen erst, und zwar schon vor längeren Jahren, ein einziger Band erschienen ist. Der Prinz hat lange an diesen Memoiren gearbeitet, er hat sie oft wieder durchgesehen und abgeändert; nach seinem Tode waren diese Memoiren in den Händen seiner Wittwe geblieben, die sie in Aussicht auf eine spätere Herausgabe hatte ordnen und mit vielen erklärenden Begleitstücken belegen lassen. Als die Prinzessin im Jahre 1855, also fünfzehn Jahre nach dem Tode ihres Mannes, in Italien selbst verstarb, übergab ihr Testamentsvollstrecker die fünf Manuscriptbände starken Memoiren dem französischen Gesandten, der sie an die Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Paris ablieferte. Napoleon III. ließ sich sofort einen dieser Manuscriptbände vorlegen, der die Correspondenz Lucian's mit seinen Geschwistern, dem König Joseph von Spanien, der Königin Karoline und seinem Schwager, dem König von Neapel (Murat), enthielt. Der Kaiser Napoleon behielt diesen Band, der vermuthlich im Jahre 1870 beim Brand der Tuilerien durch die Commune mit vernichtet worden ist. Die anderen Bände sind der kaiserlichen Neugierde entschlüpft, wahrscheinlich lediglich durch die Nachlässigkeit eines Archivars, der sie mit der unrichtigen Aufschrift versehen hatte: „Memoiren des Prinzen Lucian Bonaparte“, die bereits im Jahre 1836 veröffentlicht worden sind. Das ist indessen ein Irrthum; in jenem Jahre ist nur einziger getrennter Band der Memoiren veröffentlicht worden; der Rest ist noch ungedruckt; der Kaiser selbst hat sich von dieser falschen Angabe irre leiten lassen und hat den Memoiren nicht weiter nachgefragt, glücklicher Weise, sie wären vermuthlich sonst in Bausch und Bogen bei dem Tuilerien-Brande vernichtet worden. Der Irrthum ist erst vor kurzer Zeit von dem Obersten Jung entdeckt worden, der sich mit einer Geschichte Napoleon's I. beschäftigt und zu diesem Behufe auch in den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten Nachforschungen angestellt hat. Die beiden ersten Bände dieser interessanten Memoiren sind nun unter der Redaction des Obersten Jung erschienen und der dritte wird bereits zum Druck vorbereitet. Es läßt sich nichts einwenden gegen diesen Eifer des Obersten Jung, der ein heftiger Republicaner und ein leidenschaftlicher Bonapartistenfeind ist. Indessen kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die in letzter Zeit über Napoleon I., seine Familie und seine Regierung vielfach veröffentlichten Studien in zwei Kategorien von sehr ungleichem Werth zerfallen. Wenn sie veröffentlicht werden, um die große Erscheinung des Kaisers selbst mit seinen Schwächen, aber im rein historischen Interesse, besser erkennen zu lassen, so sind sie löblich; wenn sie aber lediglich den Zweck haben, in einem unwürdigen Parteiinteresse die hervorragende Gestalt des Kaisers herabzuziehen, so wirken sie verletzend und sind nutzlos.

Von allen Brüdern Napoleon's hat übrigens Lucian stets die öffentliche Theilnahme am meisten auf sich gezogen, weil er consequent alle ihm von seinem kaiserlichen Bruder angetragenen Ehren und Würden abgelehnt hat. Aus diesem Grunde nehmen ihn nun die Republicaner für sich in Anspruch und zählen ihn zu den Ihrigen. Da irren sie indessen sehr. Lucian hat die ihm angetragenen Würden nur aus Liebe zu seiner Frau ausgeschlagen, die von niedriger Herkunft war und von der er sich nicht trennen wollte; er hatte keine ausgesprochenen politischen Ueberzeugungen, die ihn von seinem Bruder hätten trennen können. Napoleon selbst sagte ziemlich streng über ihn: „Lucian hat gar keine Ueberzeugungen; er hat seine Ueberzeugungstreue nur in dem langen Roman seiner treuen Liebe zu seiner Frau bewahrt, die ihn gänzlich von mir getrennt hat.“ Diese Ueberzeugungstreue ist übrigens einer anderen werth; ich glaube, daß sie namentlich bei meinen empfindsamen Leserinnen, wenn ich das Glück haben sollte, deren zu haben, alle Anerkennung finden wird.

Bücherbesprechungen.

— Versuche und Erfolge. Eine Erzählung für junge Mädchen von Eva Hartner. Leipzig 1882, C. Reißner. — Ulli. Geschichte eines unerzogenen Mädchens. Von E. Biller. Leipzig 1882, C. Reißner. — Es sind dies zwei Jugend-Erzählungen, die vermöge ihrer Vortrefflichkeit verdienen, den Weihnachtstisch zu zieren. Die erste Erzählung ist für jüngere, die zweite für gereiftere Mädchenkreise geschrieben. In den „Versuchen und Erfolgen“ werden uns mehrere junge Mädchen vorgeführt, welche zu Beginn der Erzählung eigentlich noch nicht recht die Erwartungen erfüllen, die man an sie ihrem Alter und ihrer gesellschaftlichen Stellung nach zu stellen berechtigt ist; nicht zurückgebliebene

Digitized by Google

Mädchen sind es, sondern mehr unentwickelte, unerzogene, wie es deren in den Backfischjahren ja viele giebt. Das eine der jungen Mädchen leidet an Zerstreutheit, Oberflächlichkeit, an romantischen Neigungen, das andere an Selbstüberhebung; sie können nicht kochen, sind in den häuslichen Geschäften zurückgeblieben, gehorchen nicht gern, und was der jugendlichen Untugenden noch weitere sind. Das Beispiel einiger anders gearteten weiblichen Charaktere bringt jedoch in diesem Kreis der weniger Vorgeschrittenen eine Art Revolution hervor; die bessern Einsichten erwachen, der Ehrgeiz gebietet den Schwächeren, es den Vorbildern gleich zu thun. Man macht Versuche. Dieselben gruppiren sich nun in ergötzlicher Weise um eine gemeinsame Kochstunde, welche die jungen Mädchen nehmen, um der edeln Kochkunst Herr zu werden: diese gemeinsame Kochstunde ist der Brennpunkt, in dem sich die Versuche der einzelnen Theilnehmerinnen, sich zu vervollkommnen, zusammenfinden. Diese Versuche werden denn auch von den besten Erfolgen gekrönt: einem ernsten, von sittlichen Motiven bewegten Willen ist eben viel möglich. Zerstreutheit, Oberflächlichkeit verlieren sich, die romantischen Neigungen weichen vernünftigen Einsichten, die Selbstüberhebung macht angemessener Bescheidenheit Platz und auch in den praktischen Handhabungen des alltäglichen Lebens stehen die jungen Heldinnen der Erzählung schließlich unterrichtet da. Wenn wir endlich von einigen der jungen Mädchen als Bräuten Abschied nehmen, so setzt dieser Vorgang den Ereignissen nur auf harmlose Weise die Krone auf, ohne aus dem Rahmen einer Erzählung für junge Mädchen herauszufallen. Der Ton des Buches ist ein heiterer, leichter, vielfach humoristischer, ohne daß durch diesen Humor dem Ernst der Jugenderzählung Gewalt angethan würde. — Weit tiefer, gesetzter muthet die zweite Geschichte an, die von Ulli (Ulrike), dem unerzogenen Mädchen: diese Geschichte ist für gereiftere Kreise, aber auch für diese in sehr allgemeinverständlicher Form geschrieben. Das Aschenbrödel- und Jane Eyre-Motiv (Waise von Lowood) wird hier auf sympathische, anregende und belehrende Weise neu verwandt. Ein junges Mädchen, die Baroneß Ulrike v. Watteville, ist auf ihrem väterlichen Schloß, dem letzten Besitzthum eines verarmten Adligen, ohne jede Erziehung, ohne alle religiöse Unterweisung aufgewachsen; die guten Anlagen in ihrem Geist und Gemüth werden von schlechten überwuchert, ein unbändiger Stolz macht ihr alles Zusammenleben mit gesellig gebildeten Menschen unmöglich. Diese schlechten Eigenschaften werden nun durch das Leben und seine Schule gebrochen, so daß die edlen Elemente im Charakter des Mädchens sich voll und alleinig entfalten können; und zwar geschieht dieser Proceß nicht allein dadurch, daß Ulli ihr Unrecht einsieht, das sie an der menschlichen Gesellschaft begangen, sondern daß auch diese in einigen Repräsentanten zu der Ueberzeugung gelangt, daß man mit verwilderten Naturen nicht schlechtweg wie mit bösen umgehen dürfe, sondern diese Waisen und Verarmten liebreich leiten müsse. Somit enthält das Buch nicht nur Lehren für junge Mädchen, auch solche für Erwachsene. Wie schon oben angedeutet, ist die Erzählung mit großem Ernst geschrieben, ein tiefes Gemüth spricht aus ihr, und sie erwirbt sich die Sympathie der Leser nicht minder durch reiches Gemüth, wie durch die feine und auf hübscher Lebensbeobachtung fußende Ausführung und Charakterisirung der Persönlichkeiten. Der sittliche Gehalt dieses sowie des erstbesprochenen Buches eignet dieselben so recht zu Weihnachtsgeschenken für die weibliche Jugend: daß dies Weihnachtsgeschenk auch äußerlich Wohlgefallen erweckt, dafür hat die Verlagshandlung durch noble Ausstattung Sorge getragen. Julius Rissert.

△ Das erste Heft einer neuen Ausgabe der „Illustrirten Frauen-Zeitung" (Berlin, Franz Lipperheide) bietet uns willkommene Veranlassung, auf dieses, seit neun Jahren bestehende literarische Unternehmen empfehlend hinzuweisen. Die „Illustrirte Frauen-Zeitung" hat im Laufe der Zeit neben der gleiche Tendenz verfolgenden, gleichfalls trefflich redigirten Zeitschrift „Bazar" eine solche stattliche Anzahl von Abonnenten sich zu erwerben gewußt, daß sie jetzt wol die verbreitetste aller in- und ausländischen Zeitschriften sein wird. Diese Erfolge sind unseres Erachtens in erster Linie durch die Reichhaltigkeit und den dabei billigen Preis der „Illustrirten Frauen-Zeitung" erzielt worden. Zweimal monatlich erscheint ein Heft zum Preise von 50 ₰. Die eine Hälfte desselben enthält Novellen, ein reiches Feuilleton, Kunstgewerbliches, Frauen-Gedenktage, illustrirte Moden- und Toiletten-Berichte u. s. w., die andere Abbildungen und Beschreibungen von Toiletten und Handarbeiten, sowie Beilagen mit Schnittmustern für alle Garderobegegenstände und Musterzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Monogramme u. s. w., große farbige Modenbilder und Kunstblätter. Der belletristische Theil des Blattes — nur zu dessen Beurtheilung erachten wir uns für zuständig — verdient alle Anerkennung, derselbe vermag sowol hinsichtlich des Textes, als der Illustrationen zum Mindesten neben dem einschlagenden Theile der älteren Concurrenz-Zeitschrift „Bazar" mit Ehren zu bestehen. Das uns vorliegende Heft enthält u. A. eine anziehende humoristische Novelle „Ritter Toggenburg" von T. Bukenhardt, eine dem Kunstgewerbe gewidmete Seite, ein Feuilleton, zwei sehr schöne Holzschnitte, Reproductionen des Gabriel Max'schen Bildes „Die Jungfrau von Orleans" und des A. Lebrel'schen Gemäldes „Abschied der Schwalben", das Bildniß des österreichischen Dichters Julius von der Traun, eine reichhaltige Modennummer mit einem colorirten Modenbilde ꝛc.

—*—. Die Säugetiere in Wort und Bild von Carl Vagt und Friedrich Specht. Friedrich Bruckmann's Verlag in München. — Kein geringerer als der bekannte Genfer Professor Carl Vogt, gleich bedeutend als gelehrter Forscher wie als Meister populärer Darstellung, hat sich mit dem auf seinem Gebiete, dem der Thiermalerei, nicht minder hervorragenden Künstler Friedrich Specht verbunden, um ein Prachtwerk zu schaffen, das uns in Wort und Bild die Naturgeschichte der Säugethiere vorführen soll. In der Carl Vagt eigenen, zuweilen pikanten, stets fesselnden Weise schildert derselbe die den Menschen zunächst stehende Thierwelt. Aber er begnügt sich dabei nicht mit einer einfachen Darstellung der Charaktere dieser Thierclasse, sondern er forscht auch den dieselben bedingenden Ursachen nach, er zeigt uns, wie das Thier im Kampfe ums Leben geworden, wie dessen Voreltern waren, was dasselbe von diesen ererbt und wie es zu dem geworden, was es gegenwärtig ist. Der bildliche Theil führt uns recht sehr den Werth einer virtuosen Technik zu Gemüthe, wenn dieselbe in den Dienst wahren künstlerischen Schaffens gestellt ist. Wie Wenige versteht es Specht, die objective Treue durch subjective Wahrhaftigkeit zu einem künstlerisch wie wissenschaftlich gleich werthvollen Ganzen zu verschmelzen, so daß Wirklichkeit und Wahrheit Eins geworden sind. Vorzüglich versteht der Meister die Individualität eines jeden Thieres zu charakterisiren und namentlich auch das innere, psychische Leben der Thiere zum Ausdruck zu bringen. Das ganze Werk, von dem die erste Lieferung jetzt vorliegt, soll bis etwa Weihnachten 1883 vollendet sein und wird ungefähr 25 Lieferungen in klein Folio reich illustrirt, wobei ein bis zwei ganzseitige Bilder in Holzschnitt auf die Lieferung kommen werden, umfassen. Die Ausstattung in Druck und Papier ist eine vorzügliche, wie man es freilich von der rühmlich bekannten Verlagshandlung schon längst gewohnt ist. Dabei ist der Preis ein ungewöhnlich niedriger, nur 1½ Mark für die vier Kleinfoliabogen umfassende Lieferung.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 95. Sonntag, den 26. November. 1882.

Inhalt: Das Requiem in seinen bedeutendsten Vertretern, von Gustav Portig. — Leipziger Stadttheater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechungen (Geschichtsliteratur. Jugendliteratur. Illustrirte Prachtwerke. Kunstverlag der Gebrüder Obpacher).

Das Requiem in seinen bedeutendsten Vertretern.

Von **Gustav Portig.**

Während das gläubig-ahnungsvolle Gefühl aller Christen wol darin übereinstimmt, daß das Abendmahl die heiligste Feier und der Höhepunkt des christlichen Gottesdienstes sei, haben die einzelnen Kirchengemeinschaften sich schroffer denn sonst abgestoßen, wenn es sich darum handelte, die Bedeutung des Abendmahles durch eine lehrhafte Formel auszudrücken. Die Einen sehen darin nur eine Gedächtnißfeier, eine von Menschen vollzogene Erinnerung an den bedeutungsvollsten Tod der Weltgeschichte, oder auch ein Gotte dargebrachtes Opfer; die Andern setzen das eigentliche Wesen des Abendmahles in eine (geistige oder geistleibliche) Selbstmittheilung des erhöhten Heilandes, welcher als während der Communion gegenwärtig gedacht wird, dieselbe entweder nur mit seiner Kraft oder mit seiner ganzen Person erfüllend. Die Einen fassen das Abendmahl mehr als eine mystische Handlung, die Andern als eine symbolische; je mehr es aber als erstere gedacht wird, um so geeigneter ist die Musik als die Kunst der Gefühlswelt, den geheimnißvollen Verkehr zwischen der Person des Heilandes und den Seelen der Gläubigen auszudrücken. Die protestantische Kirche nun verwarf die katholische Lehre, daß in der Abendmahlsfeier (Messe) durch den consecrirenden Priester Leib und Blut Christi Gotte geopfert würden; insbesondere bekämpfte sie die sogenannten stillen Messen, in welchen der Priester, ohne anwesende Gemeinde fungirend, die Erlösung abgeschiedener Seelen aus dem Fegefeuer erbittet. Während nun die katholische Kirche jeden Hauptgottesdienst durch ein reichgegliedertes Hochamt begeht, dessen Theile durch den celebrirenden Priester und den die Gemeinde vertretenden Chor musikalisch ausgeführt werden, hat die lutherische Kirche die Abendmahlsfeier zwar vereinfacht, aber doch eine sogenannte kurze Messe beibehalten, denn zu jeder selbständigen und würdigen Abendmahlsfeier sollten auch bei den Lutheranern ein Kyrie, Agnus dei und Gloria gehören. Entsprechend der größeren Pracht des Gottesdienstes ist bei den Katholiken die (von Sängern und Orchester ausgeführte) Messe besonders reich ausgebildet worden; schon im 15. und 16. Jahrhundert entwickelten die damals zahlreichen Meister des Contrapunktes gerade an der Messe ihre ganze musikalische Kunst, und als durch das Tridentinum eine theoretische, durch Palestrina eine praktische Reaction gegen die unkirchliche Verkünstelung des musikalischen Baues eintrat, so setzte man die Musik immer vielstimmiger und zog auch das Orchester heran. Eine katholische Messe enthält demnach ganz bestimmte Theile, und zwar in regelmäßig wiederkehrender Reihenfolge: das dreitheilige Kyrie, 2) das Gloria, 3) das Credo, 4) das Sanctus mit dem Benedictus, 5) das Agnus dei. Um Gnade flehend naht sich der bußfertige Sünder Gotte, durch das Bekenntniß des apostolischen Glaubens stärkt und bezeugt er seinen Glauben, der heilige Gott kommt ihm liebend entgegen und der begnadigt sich fühlende Christ jubelt seine Freude gen Himmel. Weil sich auf solche Weise nicht ein specifisch katholischer, sondern ein allgemein christlicher Gefühlsinhalt ausdrücken läßt, so haben seit J. S. Bach auch viele Protestanten Messen componirt.

Eine Unterart der Messe ist nun die Todtenmesse (missa pro defunctis) oder das Requiem, dessen Name sich ableitet aus der dem Kyrie vorausgeschickten Antiphonie: Requiem aeternam dona eis, domine. Von den Hauptsätzen der gewöhnlichen Messe sind hier das Gloria und das Credo weggelassen worden, an deren Stelle das berühmte mittelalterliche Gedicht des Thomas von Celano über den Weltuntergang und das jüngste Gericht eingeschaltet ist. (Die Sequenz Dies irae, dies illa.) Der Franziskaner Thomas von Celano (in den Abruzzen) lebte um 1250 und hielt sich längere Zeit in Cöln auf; sein Gedicht wird freilich auch dem Papst Gregor dem Großen, dem Bernhard von Clairvaux, dem Bonaventura und Anderen zugeschrieben. Dasselbe ist verfaßt in einem einfach großartigen kirchlichen Stile, ausgiebig an musikalisch dankbaren Strophen, frei von ausschließend katholischen Lehren. Wahrscheinlich reichen die Urelemente dieses Liedes zurück bis in die altchristlichen Zeiten. Es ist nicht blos der erschütternde Ernst und die einfach erhabene Strenge, welche diese Worte trotz des Mangels an aller Bilderfülle hochpoetisch machen, sondern es ist auch die Macht eines urkräftigen, unmittelbaren Glaubens, welche sich überwältigend hierin ausspricht. Zu einer musikalischen Bedeutung gelangte das Requiem erst durch Orlando di Lasso (1520—94), Giovanni Paolo Colonna (1640—?), Francesco Cavalli (1600—1676), Niccolo Jomelli (1714—1774). Der berühmte Dresdener Kapellmeister J. A. Hasse (1699 bis 1783) schrieb ein solches für August den Starken, Churfürsten von Sachsen. Das Requiem von Jomelli hält die Es-dur-Tonart durch alle Nummern fest und steht musikalisch auf einem geradezu elementaren Standpunkte. Wol findet ein Wechsel zwischen Chören und Solis statt, aber ein unmotivirter; die Fugenform wird mit leidlicher Sicherheit gehandhabt, die Stimmen schonend behandelt, das Orchester nur begleitend verwendet. Von psychologischer Vertiefung ist noch keine Rede, nur leise versucht hier und da die Musik zu malen und ängstlich stammelt sie nur als die gehorsame Dienerin der Kirche.

Die katholische Kirche kennt eine doppelte Gestaltung der Todtenmesse; eine solche kann gehalten werden von der ganzen Gemeinde der Ueberlebenden für die Abgeschiedenen überhaupt oder von einer einzelnen Gemeinde für ihre besonderen Verstorbenen. Letzteres ist das Gewöhnliche; nur in Aus-

Digitized by Google

nahmefällen wird für einzelne Vollendete, welche im Leben besonders hervorgeragt haben, ein besonderes Todtenamt gehalten. Die berühmtesten Requiems der letzteren Art sind in der Neuzeit das von Berlioz für die Beisetzung des Generals Damrémont (Paris 1837) componirte und das von Verdi zum Andenken an den 1873 gestorbenen Dichter Alessandro Manzoni gesetzte (1874 in Mailand aufgeführt). Ersteres verlangte eine bis dahin unerhörte Häufung von Instrumenten; letzteres enthält große einzelne Schönheiten, obwol es das sinnlich-leidenschaftliche Element Verdi's nicht verleugnen kann. Die erstere Form aber des Requiems ist nicht blos von Katholiken, sondern in unserem Jahrhundert auch von Protestanten gepflegt worden und eignet sich besonders zur Aufführung am Todtensonntag als dem letzten Sonntag des Kirchenjahres. Allerdings wird man in protestantischen Kirchen ein Requiem niemals innerhalb des Gottesdienstes aufführen können, wol aber in der Kirche, sobald der Stilcharakter des Gottesdienstes es irgend erlaubt. Ist doch eine Art von protestantischem Requiem schon Bach's Cantate „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit", natürlich so, daß in ihr der Componist den Trost gegen die Schrecken des Todes in der Schrift und besonders im Erlösertode Christi sucht, nicht aber in einer verschwommenen Religiosität. Die dogmatische Schärfe, mit welcher einst protestantische Bekenntnißschriften die Fürbitte für Verstorbene verboten, weil mit dem Tode die Gnadenfrist eines Menschen abgelaufen sei, ist heutzutage selbst von den meisten Theologen als unhaltbar aufgegeben worden. Wenn ein solches Requiem den Gedanken an den furchtbaren Ernst des Todes, an die allgemeine Vergänglichkeit alles Irdischen, an die erschütternde Tragik des Weltgerichts einen Ausdruck giebt; wenn es mit dem Glauben an die strafende Gerechtigkeit Gottes zugleich den an die göttliche Barmherzigkeit verbindet: so bekundet sich in allen diesen Grundgedanken eines Requiems, soweit sie in der Musik ohne den bestimmten dogmatischen Hintergrund heraustreten, nur ein allgemein christliches, nicht ein besonderes katholisches Gefühl. Allerdings bitten die Protestanten auch heute noch nicht um Befreiung der Ihrigen aus dem Fegefeuer, dasselbe als Gerichtszustand mit äußeren Qualen gedacht; aber einen Zwischenzustand der der Auferstehung entgegenreifenden Geister, ein auf Selbstverinnerlichung beruhendes ungehemmtes Ausscheiden aller sündigen Schlacken auch in den gläubig Verstorbenen nehmen fast alle hervorragenden Kirchenlehrer an. Im Zusammenhange hiermit verwerfen sie die reformatorische Lehre, daß im Tode bereits das endgiltige Gericht über eine jede Menschenseele gesprochen werde; und zwar, weil dadurch jede psychologische und sittlich-religiöse Entwicklung gewaltsam durchschnitten, weil ferner die Bedeutung der auch drüben noch helfenden göttlichen Gnade sowie des Weltgerichts herabgedrückt wird.

Findet aber im Tode zwar eine Entscheidung, noch nicht aber ein für die Ewigkeit vollgiltiges Gottesurtheil statt; erscheint es im Hinblick auf gewisse Aussprüche Christi außerordentlich gewagt, daß wir mit Sicherheit einen Verstorbenen sofort an den Ort der Seligkeit eingehen lassen, so liegt auch das Bedürfniß einer Fürbitte für die Abgeschiedenen ungemein nahe. In Bezug auf die anscheinend Verlornen drängt es sich von selbst auf; als Bitte aber für die anscheinend Geretteten dürfte sie wenigstens auf gleicher Stufe stehen mit der Bitte um geistliche Güter und als Ausdruck der das Diesseits und das Jenseits überdrückenden Liebe erbauend auf den Betenden zurückwirken. Wenn eine drüben stattfindende Entwicklung oder Umkehr so lange für möglich gehalten werden muß, als noch ein Rest von Freiheit in einer Seele vorhanden ist, so wäre eine Fürbitte nur hinsichtlich Solcher überflüssig, welche bereits im Leben die göttliche Gnade beharrlich verachtet und von sich gestoßen haben; wir dürfen aber nicht vergessen, daß die Liebe gerade um die Rettung eines anscheinend Verlornen am schmerzlichsten ringt und am innigsten fleht. Eines Widerhalles in der Brust aller Leidtragenden wird darum ein Requiem stets sicher sein, besonders an geeigneten Tagen.

Es ist charakteristisch für das kirchliche Requiem, daß es mehr den Sieg der christlichen Hoffnung über den Tod als bloße Klagen über die Hinfälligkeit alles Fleisches enthält; auch gründet es die Fürbitte für die Verstorbenen nicht auf ein allgemeines Herzensbedürfniß der Lebenden, sondern auf den Erlösungstod Christi, dessen Folgen nicht nur das Diesseits, sondern auch das Jenseits umfassen. Indem so das Requiem mit der allgemeinen Bitte um Frieden beginnt und wiederum mit derselben, aber möglichst tief begründeten, Bitte abschließt; indem es Tod und Gericht nur im Lichte des Todes Christi betrachtet, und um diesen als den Mittelpunkt alles herum gruppirt, gewinnt es einen festen Unter- und reichen Hintergrund. So erst wird es zu einem Kunstwerk, was das bloße Aneinanderreihen schöner, auf Tod und Seligkeit bezüglicher Worte noch nicht ist.

Die von uns oben angegebenen Haupttheile der Todtenmesse werden nun von den einzelnen Componisten verschiedenfach gegliedert und in Unterabtheilungen zerlegt; im Großen und Ganzen aber haben sie die Hauptmomente des Textes auch musikalisch am meisten hervorgehoben. Es würde zu weit führen, wollten wir hier alle Componisten van Todtenmessen charakterisiren; deshalb übergehen wir die oben genannten Begründer des Requiems, erwähnen aus neuerer Zeit nur Abt Vogler (1749—1814), Bernhard Scholz (geb. 1835) und J. W. Tomaschek (1774—1850) als bemerkenswerthe Componisten eines solchen und wenden uns sofort zu den bedeutendsten Vertretern dieser Gattung von Kirchenmusik.

Obenan steht Mozart. Bereits auf dem Sterbebett liegend schuf er sein herrliches Requiem, zwar auf Bestellung eines Grafen Walsegg, aber doch auch zunächst „für sich selbst", wie er den Seinigen zurief. Während man früher annahm, daß Mozart das Requiem nur bis zum Lacrymosa geführt, dann aber sein Schüler Süßmayer dasselbe vollendet habe, so weiß man jetzt, daß das ganze Werk von Mozart herrührt. In der That ist das Ganze so sehr mit Mozartschem Herzblut geschrieben, daß dieses Ergebniß als das einzig haltbare erscheint. Mozart hatte sich in allen Gattungen der damaligen Kirchenmusik, besonders aber in Messen und Requiems versucht, so daß die Meisterschaft seines Schwanengesanges um so begreiflicher wird. Es war ihm geläufig, das Osanna als fugirten Satz zu behandeln, im Benedictus die Freudigkeit auszudrücken, mit welcher der demüthige Abendmahlsempfänger der Einkehr des Herrn in sein Herz entgegenharrt, im Sanctus endlich die göttliche Erhabenheit ehrfurchtsvoll anzubeten. Auf Grund so vieler Vorstudien war Mozart ganz besonders befähigt, in seinem letzten Requiem die rechte Mitte zu treffen zwischen Ueberladung und andeutender Dürftigkeit, Chor- und Sologesänge recht zu vertheilen, das Orchester in entsprechendster Weise auszustatten. Ebenso tief wie klar, mit reicher Erfindung, in milder süßer Schönheit ergeht er sich in seinen Tönen. Dabei sind alle diese Eigenschaften, als könnte das gar nicht anders sein, eingetaucht in den alles zusammenhaltenden christlichen Geist. Mozart ist nicht so abstract überirdisch wie Palestrina, sondern ebenso menschlich wahr als himmlisch rein; seine edle Einfachheit ist zugleich eine reiche, mit zarten Farben und mit Lebenskeimen tief gesättigte. Wenn Mozart's Requiem als die vollendetste unter den lyrisch gehaltenen Kirchencompositionen gelten darf, so ist doch diese Lyrik zugleich mit reicher Charakteristik ausgestattet; sie ist auch wirkliche Lyrik, wirklicher Gefühlsausdruck und nicht bloße Empfindung. Sie hält sich eben so fern von jener weichlichen Sentimentalität, mit welcher der Rationalismus so oft die Welt beglückt hat, wie von dem philosophisch geläuterten Christenthum eines Mendelssohn; vielmehr ist sie erfüllt von jener selbstgewissen

Digitized by Google

Gläubigkeit und kindlichen Innigkeit, wie sie aus den Werken von Händel und Bach zu uns spricht. In diesem Bewegungscharakter, in der ruhigen monumentalen Haltung des Ganzen, nicht in der bloßen Form und Satzweise liegt das Kirchliche, welches so viele neuere Componisten nicht treffen. Tonsetzer wie Cherubini und Schumann schreiben ihr Requiem formell auch im Mozart'schen Stil; aber während der Gehalt bei jenen bald erschöpft wird, stößt man bei Mozart auf immer mehr Schönheiten, je tiefer man gräbt. Alle einzelnen Stimmen erfüllt er mit so großartiger Charakteristik und hält sich doch dabei in den Grenzen des eigentlich classischen Schönheitsideals, über aller Bewegung liegt bei ihm eine so großartige Ruhe, Melodie und Harmonie halten sich bei ihm so sehr das Gleichgewicht, daß man seine Musik nicht als eine confessionell-kirchliche, sondern als eine universell-christliche bezeichnen darf. Wie ein rother Faden zieht sich bei ihm die Fürbitte durch das Ganze hindurch, immer wieder gründet sich die Gewißheit der Erhörung auf die Erlösungsthat und die himmlische Herrschaft Cheisti. Der Grundcharakter des Mozart'schen Requiems liegt darin, daß mit überzeugender Gewalt der Trost und die Beseligung geschildert ist, welche das Cheistenthum im Jenseits gewährt; es ist gewissermaßen die schönste Verherrlichung der christlichen Hoffnung in Tönen. Der Zusammenhang der irdischen Gemeinde mit der himmlischen und beider mit ihrem Haupte, das Vertrauen auf dessen Gnade allein wird hier durch die Musik viel überzeugender geschildert, als der bloße Text solches vermag. Das Mozart'sche Requiem vergiebt in den bezüglichen Stellen des Weltgeeichts der göttlichen Gerechtigkeit durchaus nichts, athmet aber im Uebeigen eine so lautere Freudigkeit, daß man fühlt, wie das allbeherrschende Wesen Gottes die sündenvergebende Liebe ist. Das Orchester wirkt nur unterstützend und verfügt über einfache, aber stets schlagende Mittel; die Singstimmen, deren jede sich streng innerhalb ihres eigenthümlichen Charakters hält, enthalten das rechte Maß von gegenseitiger Unterordnung und wiederum Freiheit der Bewegung. Mozart wendet nur einfachere Tonarten an und erzielt dennoch mit ihnen die größten Wirkungen. Die lebenden Componisten aber schreiben häufig in verwickelten Tonarten (besonders in Moll), welche der Ausdruck des ungleich reicheren, aber auch ruheloseren modernen Geistes sind. Welche Wunderwerke von Polyphonie auch Mozart zu schaffen vermocht, beweist z. B. sein Rex tremendae majestatis, welches gerade um seiner Kürze willen mit erschütternder Gewalt wirkt. Mozart schöpft aus dem Vollen und Ganzen; ohne im mindesten breit zu werden, giebt er ausgeführte Gemälde, während Cherubini sich mehr mit farbigen Umeissen begnügt. Mozart fleht ebenso demüthig wie Cherubini, aber er erstirbt nicht im Gehorsam wie jener, sondern ist sich der Erhörung freudig bewußt. Daher ist es ein feiner Zug, daß das an Cheistum sich wendende Recordare weicher und inniger gehalten ist, als die an Gott den Vater geeichteten Bitten. Wie rührend klagt bei Mozart das Lacrymosa und hält sich doch frei von jedem Vorwurf gegen die Führungen des Höchsten. Das Kyrie behandelt auch Mozart in der hergebrachten Weise als Fuge; wie aber erscheint diese nicht als ein Werk des berechnenden Verstandes, sondern des in allen Lebenstiefen erzitternden Herzens! Wie köstlich ist das Adagio am Schluß des Kyrie, welches gewissermaßen die göttliche Zusage enthält: eure Bitte sei gewährt. Auf alle einzelnen charakteristischen Stellen hier einzugehen verbietet uns der Raum. Trotz all dieser gebührenden Bewunderung aber wollen wir nicht verhehlen, daß uns die drei unsterblichen Opern Mozart's — Don Juan, Zauberflöte, Figaro — höher stehen als sein Requiem. Diese Opern athmen höchste Schöpferkraft, das Requiem aber verräth denn doch nur den leichten Fluß der genialen Mozart'schen Erfindung; die Opern sind eine That der höchsten persönlichen Freiheit innerhalb der dem Componisten eigenthümlichen Welt, im Requiem aber verhält sich Mozart mehr als Medium für seine Kirche und bringt nur das weibliche Element derselben zum Ausdruck. Verschweigen wollen wir auch nicht, daß die deutsche (theilweise gereimte) Uebersetzung bei Mozart nicht blos eine andere als bei Cherubini ist, sondern auch an einzelnen Ungenauigkeiten und Willkürlichkeiten leidet. Der grandios einfache Stil des lateinischen Originals hat oft der aufgedauschten Phrase und einer schwülstigen Bilderfülle Platz machen müssen. Das bleibt bedauerlich, im Großen und Ganzen aber wird der Genuß des Mozart'schen Kunstwerkes dadurch nicht beeinträchtigt.

Dem Stile Mozart's verwandt ist der von Cherubini. Sein Requiem in C-moll (er hat auch ein solches in D-moll geschrieben; desgleichen ein Requiem für Männerchor, welches er zu seiner eigenen Todtenfeier bestimmte) fesselt durch süße Weichheit, hoheitsvollen Ernst, edle Grazie; es baut sich auf aus lauter reinen Accorden, denen nur wenige Dissonanzen und Uebergänge beigemischt sind, und charakterisirt in diesen Harmonienfolgen die der katholischen Kirche eigenthümliche äußere Einheit, das Vorwiegen des objectiven Elements über das subjective. „Alles ist Thatsache, überwältigende Wirklichkeit" (Naumann). Sein Stil ist knapp und gedrungen, aber inhaltsvoll. Cherubini ist der Palestrina der Neuzeit, nur reicher aber auch weicher als jener. Wie kein anderer Componist versinkt er immer wieder in geheimnißvolle Tiefen, wodurch er die Unergründlichkeit der göttlichen Geheimnisse und die Schauer des Ewigen ausdrücken will. Sein Kyrie hält er fast immer in den leisesten Tonschattirungen, um das Verstummen der flehenden Creatur auszudrücken. Die Ruhe, welche er erbittet für die Entschlafenen, schildert er fast nur als ein Schlafen und Träumen; selbst am Schluß seines Werkes löst er die Worte „das ewige Licht leuchte ihnen" auf in verschwebende, wesenlose Schatten. Auffallend ist, daß sich Cherubini bei der Schilderung des Weltgerichts nicht besonders aufhält, hingegen die völlig nebensächliche, dem Abraham gegebene Verheißung ungemein ausbreitet in der herkömmlichen Fuge. Liegt daein etwa eine Beziehung verborgen zum alttestamentlichen Gesetzescharakter der katholischen Kirche? Kräftig glänzend und von gedrungener Form ist das Sanctus; aus ihm hebt sich das Benedictus wirkungsvoll heraus. Trotz aller Vorzüge hat der auf kirchlichem Gebiete sehr fruchtbare Cherubini sich doch auch hier wieder nur als ein großes Talent, nicht als ein Genie bewiesen; seine Musik redet mit Menschen-, aber nicht mit Engelzungen. Das müssen wir aussprechen trotz des hohen Werthes, welchen Beethoven auf dieses Werk legte.

Merkwürdigerweise gehört in diese Reihe auch das Requiem von R. Schumann (Nr. 11 der nachgelassenen Werke). Es ist unter allen Requiems des kirchlichen Stiles wol eines der kürzesten, denn es macht fast den Eindruck einer Skizze; nur selten kommen Durcharbeitungen und Wiederholungen eines musikalischen Gedankens vor. Das Ganze bewegt sich so ununterbrochen fort, daß der Hörer sich nur von einer concertmäßigen Aufführung desselben befriedigt fühlen kann. Wir vermögen uns nicht zu denken, daß das Schumann'sche Requiem sich in ähnliche Theile zerlegen und in die Feier der Messe einglieder lasse wie das Mozart'sche. Die Verwandtschaft mit Cherubini ist hier viel größer als mit dem eigentlich Schumann'schen Stil. Wahrscheinlich ist das Werk nur als musikalische Studie gedacht, welche zeigen sollte, wie ein begabter Tonsetzer sich auch in eine ihm persönlich fremde Schreibweise hineinleben kann. Nicht aus innerer Nothwendigkeit ist dieses Requiem hervorgegangen, sondern wol nur aus dem Wunsche, den Gottesdienst mit musikalischem Material zu versehen. Melodien oder auch nur melodiöse Ansätze sucht man vergebens; sie fehlen selbst an jenen Stellen, wo sie hergebrachter Weise angezeigt sind. Ohne eine Spur von Genialität zu verrathen, ist das Ganze doch durchsichtig und weihevoll gehalten; obwol von einem Protestanten geschrieben, könnte es doch eben so gut der Feder

Digitized by Google

eines Katholiken entstammen. Schumann's sonstige feurige Leidenschaftlichkeit tritt ganz zurück, seine innige zarte Empfindung aber wohlthuend heraus. Weil eigentlich nicht der gläubige Christ, sondern der edle Philosoph, der seelisch unendlich zartbesaitete Dichter in Schumann hier componirend auftritt, so endigt auch das Ganze nicht in den mächtigen Dur-Accorden einer über Tod und Vergänglichkeit triumphirenden Hoffnung, sondern verhallt in traumhaft zerfließender Wehmuth. Dieselbe träumerische Weichheit bringt es im ersten Satz auch nicht zu dem demuthsvollen Flehen eines zuversichtlich die göttliche Gnade ergreifenden Herzens, vielmehr spiegelt sich darin der geheime Wunsch, doch so inbrünstig und erhörungsgemäß beten zu können wie der Gläubige. Die Worte Te decet hymnus hingegen tragen ungleich mehr den Stempel der kirchlichen Musik, ja die gewaltigen Tonfarben des Dies irae malen mehr den im Sturme einherfahrenden als den selbst im Gericht noch beseligenden Gott der Gnade. Am gelungensten sind vielleicht die Stellen: Quid sum miser tuno dicturus und Recordare, pie Jesu. Im Wesentlichen ist dieses Requiem mehr historisch interessant, als für Aufführungen besonders empfehlenswerth.

Das Requiem von Franz Lachner ist im besseren Sinne des Wortes religiös gehalten, so daß es nur in der Kirche, nicht aber im Concertsaal zur vollen Geltung kommt. Freilich erreicht es nicht die Schönheit und Durchsichtigkeit des Mozart'schen Werkes, aber die Steigerung aus der Nacht des Schmerzes zu den Höhen des ewigen Lichtes ist wunderbar gelungen. Der Anfang des Dies irae ist großartig und charakteristisch, überwältigend die Worte: Tod und Natur stehen starr vor Staunen. Das Lacrymosa ist etwas weichlich gehalten, das Offertorium in hergebrachter Weise fugirt, das Hostias et preces wunderbar zart und duftig, über dem Sanctus liegt der Hauch einer überirdischen Verklärung, das Benedictus strömt in süßem Wohllaut dahin, im Agnus umdüstert sich die Stimmung ein wenig, um im letzten Lux aeterna die volle Seligkeit des begnadigten, bei seinem Erlöser heimischen Gemüthes zu erringen.

Während im Requiem das Weltgericht nur andeutungsweise vorkommt, wird es von Protestanten als selbständiges Ganze in Oratorienform behandelt. Freilich bleiben diese weit zurück hinter ihrer gewaltigen Aufgabe, besonders auch darum, weil die gewählten Texte an die einfache Größe der biblischen Schilderung nicht heranreichen. Hierher gehören vorzugsweise „Das Weltgericht" von Fr. Schneider und „Die letzten Dinge" von L. Spohr. Den Text zum ersteren hat August Apel verfaßt und denselben unter Beobachtung des Reimes und Anwendung verschiedener Versmaße in drei Theile gegliedert. Nimmt man dazu die musikalische, oft sehr breite Ausführung Schneider's, so wird begreiflich, daß jenes Oratorium durch seine Länge ermüdend wirkt. Die ganze vom Dichter inscenirte Handlung ist zu charakteristisch, als daß wir sie nicht hier wenigstens skizziren sollten. Ein Chor von Engeln weist hin auf die Nähe des Weltgerichts und zwei Erzengel verkünden, daß nun bald alle Menschen von der letzten Posaune zum Tode gerufen werden sollen; die Frommen aber werden lebend zum Himmel verklärt werden. Die Engel brechen aus in den Preis der Herrlichkeit Gottes, der Chor der Höllengeister aber freut sich, daß durch Satans Macht nunmehr allgemeine Zerstörung eintreten wird. Da entpuppt sich der Satan als ein edler Teufel, welcher seiner Bande als dummen Teufeln Schweigen gebietet. Als ein zweiter Prometheus hat er „seine eigene Schöpfergluth auf die Menschheit übertragen und ihnen die Freiheit geben wollen"; er beklagt diesen seinen unsel'gen Wahn und täuscht sich nicht darüber, daß er verloren sei. Da flehen die noch auf der Erde weilenden Gläubigen Gott um Hilfe an gegen den „Schwarm der Feinde", worunter ein „Chor der Eroberer" verstanden wird, welcher weder Menschen noch Götter scheut und die Welt sich gewinnen will. (Der Dichter scheint hierbei gedacht zu haben an Matth. 24, 7. 15. 21; Luk. 21, 9 und 21.) Es entwickelt sich nun ein langes Zwiegespräch zwischen den bedrückten Gläubigen und den stolzen Eroberern; dazwischen ertönt der Trost der Engel, daß die letzte Posaune nahe sei. Schließlich vereinigen sich Engel und Menschen zu einem großartigen Hallelnja.

Mit Ausnahme von wenigen brauchbaren Stellen enthält dieser Text sehr vieles, was man beanstanden muß. Da soll zunächst nicht Gott, sondern der Satan den Menschen die Freiheit verliehen und durch ein „Geschenk der Liebe" sich selbst um sein „Heil" betrogen haben. Satan beharrt darauf, daß er am Tage des Gerichts eine gerechte Klage gegen die Menschen erheben könne, weil doch eigentlich diese und nicht er die Sünde in die Welt gebracht hätten. Ferner ist es doch geradezu absurd, in einem specifisch christlichen Oratorium von „Göttern" zu reden, oder von dem „Blutdurst", welcher die Gläubigen „umfängt". Endlich nachdem in ungeheurer Erregung unmittelbar vor dem Weltgericht gesungen worden ist: „Durch Kraft beherrscht den Wald der Tiger, der Heerde Jammer ist ihm Spott", lassen die Gläubigen abermals ohne irgendwie gegebene Veranlassung eine Hymne über die Besiegung des Todes ertönen. — Im zweiten Theile bricht nunmehr das Weltgericht selbst an und die allgemeine Auferstehung wird vom Chor der vereinten Seligen und Erzengel geschildert. Die Erstandenen feiern das Wiedersehen mit den bereits Seligen, die Ungerechten aber rufen, daß die Berge über sie fallen möchten. Die Chöre der Frommen und der Engel preisen die Wege des Herrn. Endlich im dritten Theil tritt das so lange angekündigte Gericht ein. Der Chor der Höllengeister triumphirt, daß auf die Anrufung des Satans hin Sonne, Mond und Sterne auch wirklich erbleichen, die Menschen aber schauen verzweifelnd aus nach einem Retter, welcher sie vor Gott vertritt. Als solcher erscheint nun der Chor der Apostel und der Märtyrer. Als dessen Bitten vergeblich sind, schlägt sich Eva ins Mittel und preist die Liebe als alleinige Retterin. Den Ausspruch der Menschenmutter wiederholt ein „Chor von Müttern und Kindern" in einem entsetzlich thränenseligen Verse. Satan höhnt von Neuem, die Menschen verzweifeln, die Engel trösten, der Erzengel Michael weist die Verdammten an den Ort der Qual, letztere flehen um Vernichtung und der hochherzige Satan will freiwillig ihre Qualen theilen. Weil aber nichts mehr hilft und allgemeiner Weltumsturz hereinzubrechen droht, naht „von Engeln gehoben die Mutter dem heiligen Thron" und sprich! (singt) nur die Worte: „Dein Blut! Mein Sohn! Mein Gott!" Da auf einmal ändert sich die Scene, Engel und Erzengel brechen aus in den Ruf: „Vollbracht! ist das Opfer der Ewigkeit", der neue Himmel und die neue Erde steigen herauf und mit den Schlußworten des Vaterunsers ertönt eine allgemeine Lobeshymne auf Gott.

Ein stärkeres Zurückdrängen Christi und Bevorzugen der Maria ist wol kaum denkbar. Das neue Testament weiß nichts von dem Eintreten der Gottesmutter, sondern theilt Christo allein das Amt des Weltrichters zu. Ein völlig stumm bleibender, blos gedachter Christus im Oratorium ist doch so gut wie gar keiner. Die oftmals mühsam gebrechselten, entsetzlich geschraubten und jeder wahren Größe entbehrenden Verse stehen in schneidendem Mißverhältniß zur Majestät des ganzen Vorganges. Als einzige Probe der Apel'schen Poesie geben wir hier die Anrufung von Sonne, Mond und Sterne durch Satan. Dieser singt: „Du, die mit klarem Himmelslicht des Tages Werk beschaut; Du, der mit blassem Angesicht die stille Nacht bethaut; ihr Himmelsaugen, die von fern herschaun mit goldenem Strahl: zeugt mir der Menschen eigenen Fall."

Sowie nun der Text dieses Oratoriums auf Bestellung gemacht ist in der Werkstätte eines blumenreichen Rationalismus, so steht auch die Schneider'sche Musik nächst Haydn's „Schöpfung" wol als der gelungenste Ausdruck des rationa-

listischen Christenthums in Tönen da. Wenn auch bei Haydn die Erfindung und ursprüngliche Naivetät unvergleichlich größer ist als bei Schneider, so trägt doch die Musik im Großen und Ganzen denselben Charakter. Das Weltgericht war ja an und für sich ein dankbarerer Stoff als die Schöpfung, aber den Text eines solchen mußte ein Schiller dichten und ein Beethoven componiren. Was soll man von einem Tonsetzer erwarten, welcher fähig war, auch „die Geburt Christi", „Cheistus das Kind", „Salomonis Tempelbau" zur Breite eines Oratoriums auszuspinnen? Allerdings hat Schneider's Fruchtbarkeit in seiner Zeit Bewunderung und seine Musik großen Anklang gefunden; aber doch nur darum, weil er vom Hörer kein tieferes Verständniß verlangte, sondern ihm alles mundgerecht machte. Die Schneider'sche Musik zum Weltgericht wäre am besten verwendbar als Begleitung für ein Mysterienspiel, dessen Text natürlich entsprechend geändert werden müßte. Sie ist melodiös, wohlgefällig, leicht verständlich, geschickt harmonisirt, und ist aus natürlicher Empfindung hervorgangen. Die meist einfacheren Harmonienfolgen, die ungezwungenen Intervalle würden uns gegenüber den Tonverrenkungen so mancher modernen Meister ganz angenehm berühren, wenn nur jene entsetzlich breite Declamation vermieden wäre, welche R. Wagner mit Recht so tadelt. Die Art, wie z. B. Satan seine hochtrabenden Phrasen immer von neuem wiederholt, macht zuletzt einen fast komischen Eindruck. Am gelungensten sind die in Fugenform gehaltenen Sätze, die Chöre aber ansprechender als die Mehrzahl der Solonummern.

L. Spahr hat sein Oratorium componirt nach Worten der heiligen Schrift, welche ihm Rochlitz zusammengestellt. Dasselbe ist bei weitem nicht so umfänglich und ermüdend wie das Schneider'sche Werk, denn es zerfällt nur in zwei mäßig lange Theile, welche eingeleitet werden durch eine Ouvertüre. Das Ganze beginnt mit einem Hymnus auf Christus als den Welterlöser und Weltrichter. Dieser antwortet der lobsingenden Gemeinde in Worten, welche der Offenbarung Johannis entnommen sind. Nun beschreiben Tenor und Sopran abwechselnd die Vorgänge des Weltgerichts nach Stellen desselben Buches, wobei viel Raum für die „Anbetung des Lammes" verbraucht wird. Der zweite Theil wird eröffnet mit einer „Symphonie", und nunmehr schildert der Dichter in eigenen Worten die Vorgänge des Weltgerichts; seine Poesie ist im Ganzen werthvoller, wenn auch gleichfalls nicht frei von Sentimentalität. Nach einem Wechselgesange zwischen dem Herrn und der um Gnade bittenden Gemeinde schildert der Chor die äußeren Vorgänge des Weltgerichts, die sittlich religiösen Momente desselben unbeachtet lassend. Dabei läuft der Unsinn unter, daß auch nach Vollendung des Weltgerichts die Todten selig in dem Herrn sterben und Christus verheißt, er werde bald kommen und einem Jeglichen geben nach seinen Werken. Am Schluß geht völlig unvermittelt die Musik zum Preise Gottes des Vaters über und zwar mit den Schlußworten des Vaterunsers. Die Musik Spohr's zeugt an vielen Stellen von bedeutender Erfindung und überquellendem Gefühlsleben; dennoch vermag sie den mangelhaften Text nicht über Bord zu halten. Wir geben gern zu, daß die Spohr eigene Hinneigung zum Elegischen und Empfindsamen hier nicht so stark heraustritt wie in seinen bekanntesten Opern; ein gewisser romantischer Duft, ein Vorwiegen des Weichen und Zurücktreten der scharfen, dramatischen Charakteristik macht sich aber auch hier bemerkbar. Ein Requiem, welches Spohr kurz vor seinem Tode begann, blieb unvollendet.

Mit den hierher gehörigen Tonschöpfungen früherer Componisten vergleichen wir nun die Leistungen lebender Meister. Da stehen wir vor der interessanten Thatsache, daß die beiden bedeutendsten Requiems der Gegenwart von Protestanten geschrieben sind und zugleich die beiden Grundrichtungen des heutigen Protestantismus verkörpern: die confessionelle und die confessionslose. Der Vertreter der ersteren ist Fr. Kiel (besonders in seinem zweiten Requiem, As-dur, op. 80), derjenige der andern Joh. Brahms. (Schluß folgt.)

Leipziger Stadttheater.

Das Trauerspiel Georg Siegert's: „Klytämnestra", welches zweimal an unserem Stadttheater in Scene ging, hat längere Zeit gebraucht, ehe es überhaupt auf die deutschen Bühnen gelangt ist. Namhafte Dramaturgen hatten sich in ihren Briefen zu Gunsten des Stückes erklärt. Laube rühmte ihm Kraft wie Mannigfaltigkeit der Composition und auch des Ausdruckes nach; Dingelstedt nannte die Dichtung eine im besten Sinne glückliche Studie im Style der Antike und doch mit modernem Geiste gedacht und gemacht. In der That hat das Stück viele Züge eines anerkennenswerthen Talentes; doch der Stoff ist für unsere Bühne nicht geeignet und wenn man versucht, antike Mythenstoffe zu modernisiren, so werden sich bald bedenkliche Klippen zeigen, welche auch ein ursprüngliches Talent nicht zu umschiffen vermag: es wird eine zwiespältige Beleuchtung zurückbleiben und die durch die alte Dichtung überlieferten Gestalten werden leicht ihren inneren Schwerpunkt verlieren. Nach wie vor halten wir an der Anschauung fest, daß die Bühne den Gedankenkreis der modernen Zeit, unseres geistigen Lebens wiederspiegeln soll; denn es wird uns immer „kühl bis ans Herz hinan", wenn wir fortwährend von den „Göttern des Olymp", von Zeus, Apoll, von Acheron und vom Avernus (Klytämnestra scheint schon den See bei Cumae und die Unterwelt der römischen Dichter zu kennen) sprechen hören. Was nützt es da, wenn hier und dort ein Motiv der antiken Dichtung beseitigt, eine oder die andere Stütze derselben fortgenommen und durch eine moderne, meist schwächere ersetzt wird? Eine Tragödie oder auch ein tragischer, in mehreren Dichtungen behandelter Stoff wurzelt ganz in der Weltanschauung des Volkes und der Zeit, welcher der Dichter angehörte; sie ist das eigentliche Lebensblut, das in dem künstleeischen Organismus pulsirt, und eine Transfusion mit modernem Blut hat immer ihre Bedenken.

Der erste Act beginnt damit, daß ein argivischer Krieger als Bote auftritt, der mit einem langen, gegen alle Regeln der modernen Exposition verstoßenden Monolog beginnt und dann der Klytämnestra berichtet von der Noth des griechischen Heeres vor Troja, vom Streit des Peleiden mit Agamemnon, ein Stückchen Ilias, von der Tochter des Chryses, die Agamemnon liebe und wie er selbst erklärte, seiner Gemahlin Klytämnestra vorziehe und die in Argos sein Lager theilen solle. Hier unterbricht die Fürstin die Gesänge der Ilias, welche der Bote in nuce vorträgt, mit dem Ausrufe der Entrüstung und des Abscheues. Als dann Aegisth erscheint, der bisher um ihre Gunst vergeblich geworben, erklärt sie ihm, der König habe sie beschimpft und jetzt bietet sie ihm sich selbst und ihre Rache an.

Das ist die erste Abweichung von der antiken Ueberlieferung, welche den Aegisth schon lange mit Klytämnestra in ungesetzlicher Buhlschaft zusammenleben läßt. Im Interesse seiner Heldin wollte der Dichter diesen Ehebruch nicht als ein lange bestehendes fait accompli hinstellen; er fürchtete, daß man einer so notorischen Ehebrecherin von lange her keine rechte Theilnahme schenken werde: doch ist sein Heilmittel ebenso schlimm wie das Uebel: in brüsker Weise reicht Klytämnestra dem Aegisth vor unsern Augen die Hand zum Ehebruche infolge eines Botenberichtes, der überdies nur von der bösen Absicht des Gatten spricht. Dafür nimmt sie schleunige Revanche: das wirkt durchaus verletzend. Am Schlusse des Actes kommt die den Boten fast überholende

Feuerpost von Ilions Sturz, die zuerst von Oreſtes und Pylades begrüßt wird: man erinnert ſich hier der wunderbar ſchönen Schilderung derſelben im „Agamemnon“ des Aeſchylos.

Den Inhalt des zweiten Actes bildet die Heimkehr und Ermordung des griechiſchen Oberfeldherrn. Die Schlußſcenen erinnern etwas an Macbeth, nur daß Macbeth und Lady Macbeth hier die Rollen vertauſcht haben. Kaſſandra erſcheint, wie in dem Trauerſpiel des Aeſchylos, aber als ſtumme Perſon; ſie wendet ſich ab von dem haßerfüllten Antlitz der Königin und ſchaudert zurück vor der Schwelle des Hauſes. Nach der Angabe des Dichters ſollen ſpäter an dieſer Schwelle, während der Mord vollbracht wird, ſogar die Erinnyen lauern: das iſt allerdings ſehr wenig modern, noch antiker als in den alten Dramen. Gleichwol iſt der zweite Act der wirkſamſte des Stückes: wirkſam iſt nicht blos der theatraliſch pomphafte Einzug des Agamemnon in ſeine Königshalle, auch die Scenen vor dem Morde und nach demſelben haben dramatiſche Bewegung.

Der dritte Act zeigt uns Klytämneſtra in der Situation der Lady Macbeth, verfolgt von den Furien des Gewiſſens. Dann aber erſcheint der Schatten Agamemnon's aus Aeſchylos' „Choephoren“: daß ein moderner Dichter Geiſter und Schatten auf die Bühne bringt, können wir nicht billigen, auch bei den Shakeſpearomanen nicht: bei Siegert finden ſich überdies die Erinnyen noch einmal ein. Dann erſcheinen Oreſt und Pylades, erſterer weder von Aegiſth, noch von der Mutter, noch von der Schweſter erkannt. Dies iſt bei der Darſtellung geradezu eine Unmöglichkeit, einmal weil wir ja Oreſt noch den Act vorher mit der Schweſter zuſammen geſehen haben und weil beide von denſelben Darſtellern geſpielt werden. Wir erkennen ja auf den erſten Blick Hrn. Purſchian wieder, obſchon wir ihn nur in wenigen Scenen geſehen haben. Unter dem Eindruck dieſer Unwahrſcheinlichkeit leiden alle die Auftritte, in denen Oreſt hier mitſpielt und die überaus langathmige Erzählung des Pylades, der wir beſondere dichteriſche Schönheiten nicht nachzurühmen vermögen, trägt nicht dazu bei, die Wirkung dieſes Actes zu erhöhen.

Im vierten Acte findet die Wiedererkennungsſcene zwiſchen Oreſt und Elektra ſtatt und die große Scene zwiſchen dem erſteren und der Mutter: er ſchickt Pylades und die Schweſter fort, nachdem ſie die Mutter herbeigeführt, daß er das Schlächterwerk an ihr vollziehe. Dieſe methodiſchen Vorbereitungen zur Abſchlachtung der Schuldigen wirken durchaus verletzend. Nun tritt aber bei Siegert die Kataſtrophe gar nicht ein: der Sohn mordet die Mutter nicht, trotz Apoll. Kann man ſich einen Oreſtes denken, der nicht Muttermörder iſt? Klytämneſtra rechtfertigt ſich .. und wie? Sie erzählt ihm den Inhalt der „Iphigenie von Aulis“; ſie erzählt ihm, wie der Vater ſein eigenes Kind geopfert. Das durfte er natürlich vorher nicht wiſſen: ſonſt konnte die Erzählung nicht einen ſo gewaltigen Eindruck auf ihn machen, daß er ſeiner delphiſchen Sendung uneingedenk wird und erſt, als er darüber in geiſtige Störungen verfällt, das Schwert gegen die Mutter zückt. Aehnlich rechtfertigt ſich zwar in Sophokles' „Elektra“ die Mutter der Tochter gegenüber, aber keineswegs mit gleicher Wirkung. Auf einen Oreſtes, der ein Kind unſerer Zeit wäre, könnte dieſe Kunde vielleicht entwaffnend wirken, niemals auf einen Oreſtes, der ſelbſt auf das Geheiß Apoll's das Schwert gegen ſeine Mutter zückt; denn was Agamemnon that, that er ja ſelbſt mit ſchwerem Herzen den Göttern zu Liebe. Das iſt eben die Miſchung des Modernen und Antiken, die nur Unglaubwürdiges hervorruft. Siegert's Klytämneſtra aber hat keinen Grund, uns und dem Oreſtes dieſe lange Geſchichte zu erzählen; wir wiſſen es ja beſſer aus dem erſten Acte, daß ſie dem Agamemnon die Treue bewahrte und ihn bei der Heimlehr freudig begrüßen wollte, bis ſie die Kunde von der Liebe zur Chryſeis erfuhr: erſt da bietet ſie dem Aegiſth ſich ſelbſt und ihre Rache an. Und nun noch die Fürſtentochter Kaſſandra, die Agamemnon ins Haus geleitet: das beſchleunigt ihren Entſchluß, den Gatten zu tödten. Im Grunde alſo iſt's eine Unwahrheit, womit ſie den Oreſtes zu gewinnen ſucht: mindeſtens führt ſie nur eins von mehreren Motiven an und nicht das Ausſchlag gebende. Eine dramatiſche That ſoll aber nun gleichſam aus der Pfahlwurzel eines einzigen ſtarken und großen Motivs hervorwachſen, nicht aus einem zerfaſerten Wurzelgeflecht von Motiven.

Uns ſcheint eine Abweichung von hiſtoriſchen oder mythiſchen Daten, die ſo feſtſtehen, daß ſie mit der allgemeinen Anſchauung eng verwachſen ſind, eine über das Maß des Erlaubten hinausgehende Licenz. Ein Oreſtes, der nicht die Mutter mordet, iſt eben nicht Oreſt.

Im fünften Acte tödtet er den Aegiſth und Klytämneſtra vergiftet ſich ſelbſt.

Wir haben durch unſere Analyſe des Stückes die Gefahren modern-antiker Dichtung dargelegt. Der Eindruck iſt weder ein moderner, noch ein antiker: und wozu die Milderung bei ſo greuelvollen Stoffen, deren Tragik eben in dem verhängnißvollen Familienfluch liegt, von dem ein moderner Dichter natürlich nichts wiſſen darf, er gehöre denn zum Nachwuchſe der Schickſalstragöden?

Der Dichter der „Klytämneſtra“, Siegert, iſt zwar der Widerſprüche nicht Herr geworden, die der antike Stoff und die beabſichtigte freiere Auffaſſung deſſelben ihm in den Weg legten: es iſt dies eben ein unentwirrbares Netz, in welchem jeder neuzeitliche Dichter ſich fangen muß, der ſich an dieſe Stoffe wagt. Doch tragen viele Scenen des Trauerſpiels das Gepräge eines Talentes, welches über ſtarken dramatiſchen Ausdruck gebietet; die Sprache des Affectes und der Leidenſchaft iſt oft gut getroffen, auch der Sinn für ſceniſche Wirkungen unverkennbar. Die ermüdenden Längen der Erzählungen hätten bei der hieſigen Aufführung noch mehr beſeitigt werden können.

Aus den Zuſchriften der Bühnenleiter an den Verfaſſer geht hervor, daß einige derſelben bei Ablehnung des Stückes ſich darauf beriefen, es fehle ihnen eine accreditirte Darſtellerin für die Titelrolle. Laube weiſt auf die Ziegler hin. Bei uns hat Frau Magda Irſchik die Rolle geſpielt, eine Darſtellerin, die hochtragiſchen Aufgaben vollkommen gewachſen iſt und die beſonders in der Scene mit Aegiſth vor Ermordung Agamemnon's und in dem großen Auftritte mit Oreſtes durch die Gewalt ihres Spieles glänzte. Auch die große Erzählung, eine entmuthigende Geduldprobe für Künſtlerin und Publicum, ſprach ſie mit verſtändnißvoller Gliederung. Für den getragenen Vers eignet ſich ihr melodiſches Organ, das Kraft und Schönheit dichteriſcher Sprache, hin und wieder nur mit einem zu großen Reichthum von Modulationen, Tonwiegungen und Tonſprüngen, meiſt aber mit ſchöner Wirkung wiedergiebt.

Aegiſth iſt der modernſte Charakter des Stückes, Lüſtling und Despot; er hat etwas Cäſariſches in ſeinem Weſen, er zieht nicht jeden Augenblick die Götter aus dem Futteral hervor und läßt ſie rhetoriſch blitzern; er hat für Alles, was er thut, ſehr einleuchtende Motive. Hr. Grube gab dieſem Charakter eine dämoniſche Männlichkeit und wußte lebhaft für ihn zu intereſſiren. Feurig ſpielte Hr. Purſchian den Oreſtes: doch vermißten wir in ſeinen Bewegungen oft eine edle Plaſtik. Für die Erkennungs- und noch mehr für die Nichterkennungsſcene machen wir nur den Dichter verantwortlich: wir wiſſen nicht, wie der Schauſpieler da nachhelfen ſoll. Den Pylades gab Hr. Teucher mit ſanfter Verſtändigkeit und liſtiger Geiſtesgegenwart; er ſprach die große Erzählung vom Tode des Oreſtes mit einer anmuthenden Beredtſamkeit. Die Elektra des Fräul. Salbach hatte innere Wärme: ſie ſprach den Fluch über die Mörder nicht ohne Kraft und gab der Erſcheinung der racheheiſchenden Tochter etwas Sympathiſches und Zartes. In der Dichtung iſt ſie

dies nicht immer und es klingt doch nicht sehr weiblich, wenn sie an Aegisth die Worte richtet:

Verruchter, feiger Mörder!
Du ehebrecherischer Schurke Du!

Die anderen Hauptrollen waren in guten Händen, das Ensemble, besonders die Attituden und Gruppirungen gut einstudirt. Der Beifall, den die Aufführung fand, galt nicht blos den Darstellern, sondern auch dem Talent des Dichters, von dem wir nur wünschten, daß er einmal einen modernen Stoff sich wählen möge.

Die neue Bühne bringt so heterogene Stoffe, die „Klytämnestra", Tags vorher und nachher die „Kläffer", daß sich diese Theaterreminiscenzen oft durcheinander wirren. Ich konnte nicht umhin, als Klytämnestra mit Stolz erwähnte, daß sie eine Tyndaride sei und in ihren Familiengeschichten bis auf Zeus und Leda zurückging, an die „Ahnenrieke" in den „Kläffern" zu denken, welche ja auch in den Traditionen einer Familie schwelgt, der sie freilich! nur als dienstbarer Geist angehört. Mit der Stylloſigkeit des heutigen Theaters mag man solche Gedankensprünge entschuldigen. „Kläffer" heißt eine alte Posse von H. Wilken und L'Arrange aus der noch nicht hofbühnenfähigen Epoche des letzteren Autors: das Stück ist noch ganz in dem Style der alten Berliner Posse gehalten: eine ernste Haupthandlung, die sich aber mehr im Hintergrunde abspielt, während die eigentlich episodischen komischen Figuren mit ihren ergötzlichen Mätzchen und ihren Couplets, die mit der Sache meistens gar nichts zu thun haben und bestenfalls Ausschnitte aus dem Kladderadatsch und anderen Witzblättern sind, sich im Vordergrunde tummeln. Dies Unorganische ist der Berliner Posse bis auf den heutigen Tag eigen geblieben. Die Autoren haben bisweilen recht ergötzliche Einfälle; einzelne Auftritte, wie die wechselvollen Abenteuer Haase's im Laden und mit dem festlichen Kronleuchter sind derbe handgreifliche Possenscenen, die eine groteske Wirkung nicht verfehlen: doch das Ganze macht keinen Eindruck, der irgendwie auch ein durch die burleske Komik zu bestechendes ästhetisches Gewissen befriedigen könnte.

Ein dem Bankerott naher Kaufmann wird durch ungestüme Gläubiger, die sich nicht beruhigen lassen, dem Verderben immer näher geführt. Das sind die „Kläffer". Ein Rechtsanwalt, der sich dafür rächen will, daß der Kaufmann ihm die Hand seiner Tochter versagt, Lieferanten, die mit ihm in Geschäftsverbindung standen: das sind „les corbeaux" van Wilken und L'Arronge, welche über den Lebenden herfallen, wie diejenigen in dem Stücke von Becques über den Todten und seine Wittwe. Ein junger Edelmann rettet den Bedrängten. In der adeligen Familie spielen Erbschaftsangelegenheiten eine wichtige Rolle: ein Testament wird eröffnet, durch welches der präsumtive Erbe seiner Ansprüche verlustig geht und eine junge Dame als Erbin eingesetzt wird, die jenen edelgesinnten Vetter liebt und heirathet. Das ist im Grunde alles wenig komisch: der Komik wird dafür ein Tischchen für sich gedeckt. Der Kläffer Haase, ein charakterloser Zappelmann, von Hrn. Müller mit wirksamer schlenkriger Komik gespielt, und der Reitknecht des Grafen, der eine Neigung empfindet für die „Ahnenrieke", die Kammerzofe der Freiin von Ilsenburg, sind die Helden der Passe, welche denn auch mit Couplets reichlich versehen sind und statt des alten naßgewordenen Pulvers vielfach frisches auf die Pfanne schütten müssen. Manches zündet aber doch nicht! Die Couplets verderben die Charakteristik; denn sie machen aus den harmlosesten Leuten lebensgefährliche politische Kannegießer. Hr. Rohland spielte den Reitknecht Eisenbart frisch und soldatisch; Frl. Heußner war eine sympathische Ahnenrieke. Von den übrigen Personen traten nur der Graf Hugo des Hrn. Stoeckel, ein etwas nüancirter Reis-Reisslingen, der volksthümlich tüchtige Werkführer Kremnitzer des Hrn. Tietz und der intrigante Advocat Röhrchen des Hrn. Moritz in den Vordergrund. Von den anderen Rollen hängt die Wirkung des Stückes nicht ab. Das Publicum amüsirte sich, wie immer in den Possen, deren Vorstellungen es schon besucht mit dieser guten Absicht: es giebt sich dann eben Mühe, auf seine Kosten zu kommen. Rudolf von Gottschall.

Bücherbesprechungen.

Geschichtsliteratur. 1) Alldeutschland. Bilder aus der Götter- und Heldensage, aus der Geschichte und der Culturentwickelung des deutschen Volkes von Johannes Schrammen, in 15 Lieferungen à 80 Pf. Köln, Eduard Heinr. Meyer. — Dieses Werk will dazu beitragen, zu verwirklichen, was Gustav Schalk in dem Einleitungsgedicht ganz schön ausdrückt: „Horch, was der Baum im Walde, ‖ Die murmelnde Quelle spricht: ‖ Vergiß der alten Sagen, ‖ Der alten Götter nicht! ‖ Wie du ein Kleinod bewahrest ‖ Vom todten Freunde dein, ‖ So hege die Sagen der Väter ‖ In deines Herzens Schrein!" Pflege des Patriotismus ist der Hauptzweck dieses Werkes; und das soll erreicht werden dadurch, daß die Kenntniß von Sage und Geschichte unserer Vorfahren durch dieses Buch in immer weitere Kreise dringt. Das auf zwei Bände berechnete Werk bringt in seinem ersten Hefte außer dem schon erwähnten Schalk'schen Gedicht und einem zweiten Gedicht „Das Vaterland" von Arndt, sowie einem längeren Aufsatze über Vaterlandsliebe, der von edler Begeisterung durchdrungen ist, die Capitel 1) „Der Mythus von der Götterdämmerung" oder dem Gottesgericht, 2) „Entstehung und Ausbau der Welt", Ursprung der Dinge, Entstehung der Götter, Menschen und Zwerge, die Himmelserscheinungen, die Weltesche u. s. w. und 3) die Geschichte der „Götter", Wodan's, Donar's, Zia's, Heimdal's, Bragi's und Iduna's, Baldur's und Hödur's, Hermoder's, Wali's, Widar's, Forseti's, Niörder's und Skadi's, Fro's, Uller's und Lali's, alles in Einzelerzählungen. Weiterhin sollen in den Bereich dieses Buches gezogen werden aus der Heldensage die Sage von Wölundur, die Helgilieder und Sigurdsage, die Beschreibung altgermanischer Feste sowie der Verhältnisse der alten Deutschen insgemein, sodann die Hauptvertreter der einzelnen Geschichtsperioden, als da sind: Hermann der Cherusker, Alarich, Theodorich der Amaler, Karl der Große, Heinrich I., Otto I., Heinrich III. und IV. nebst Kreuzzügen, Ritterthum und Ritterorden, Friedrich I. und II., Rudolf von Hadsburg und dessen nächste Nachfolger, Ludwig der Baier und Friedrich von Oesterreich und Maximilian. Den größten Theil des Buches werden die Bilder aus der Culturentwickelung einnehmen und Kunst und Literatur besondere Berücksichtigung finden, so daß wir es hier mit einer Art culturhistorischem Panorama zu thun haben, ausreichend für alle die, welche sich damit begnügen, aus unserer vaterländischen Geschichte nur die Glanzpunkte und Epochen kennen zu lernen; solchen also kann das Buch, soweit man nach dem vorliegenden Hefte das Ganze zu beurtheilen vermag, gute Dienste thun. Wir kommen jedenfalls bei dem Schlußheft noch ausführlicher auf dies Werk zurück, von dem für heute nur noch so viel gesagt sein soll, daß es in einer allgemein verständlichen Sprache abgefaßt ist. — 2) Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgange des Mittelalters in den Erzählungen deutscher Geschichtschreiber. Von Dr. Georg Erler. 3 Bände oder circa 18 Hefte (à 1 M). Leipzig, Alphons Dürr. — Dies Werk kann gleichsam als Ergänzung des vorstehenden dienen, das übrigens erst nach ihm ins Leben getreten ist, und wird allen, welche sich eingehender über unsere deutsche Geschichte und zwar, im Gegensatz zu vorstehendem Werk, im Zusammenhang und im Gegensatz zu allen anderen Geschichtswerken aus den Quellen selbst unterrichten wollen, ein willkommener Führer sein, denn das ist der Vorzug dieses Werkes, daß Erler die Quellen selbst reden läßt, während seine Thätigkeit sich darauf beschränkte,

Digitized by Google

dieselben in ein gutes Deutsch umzugießen, sowie, wo nöthig, zwischen weniger zusammenhängenden Theilen Uebergänge herzustellen und allen irgend schwierigen Stellen unter dem Text Anmerkungen beizufügen. Der Vortheil dieser Selbstenthaltsamkeit des Herausgebers liegt auf der Hand, denn die alten Quellen werden uns so in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit vorgeführt, wie sie selbst die besten Geschichtschreiber unserer Zeit nicht wiederzugeben vermögen. Lernen wir auf diese Art die durch spätere Entstellungen ungetrübten zeitgenössischen Quellen selbst kennen, so hat Erler durch das, was er seinerseits hinzugethan hat, es erreicht, daß das Buch nicht nur für wissenschaftliche Kreise, sondern auch für jeden Gebildeten überhaupt sich eignet und als ein vorzügliches Volksbuch gelten darf, das zumal für öffentliche und Schulbibliotheken ein ebenso gediegenes und gewähltes Bildungs- als Unterhaltungsmittel abgiebt. Bis jetzt liegt der erste Band des empfehlenswerthen Werkes vor, der von der Urgeschichte bis zu Karl dem Großen reicht und uns an der Hand der Quellen, eines Caesar, Vellejus, Taeitus, Ammianus Marcellinus, Prokop, Jordanis, Paulus Diakonus, Gregar von Tonrs und Beda mit der Urzeit, mit den Zusammenstößen der alten Germanen mit Rom, Arminius, Marbod u. s. w., ferner mit den Schicksalen der Westgothen, ihrer Sagen, ihrer bedeutenden Männer Theodosius, Ulfila, Alarich, Walja und Theoderich, ihres großen Gegners Attila, mit dem Reiche der Vandalen, besonders unter Genserich und Gelimer, dann mit demjenigen der Ostgathen unter Männern wie Theoderich, Theodahad, Vitigis, Totila, Teja, Aligern, mit dem der Langabarden unter Fürsten wie Alboin, Authari, Rothari, Grimoald, Liutprand und Desiderius, sowie mit der Herrschaft der Franken, den Anfängen dieses Volkes, deren Herrschern Childerich und Chlodowech ꝛc., endlich mit den Einwirkungen des Christenthums auf die Deutschen bekannt macht. Der zweite Band soll die Geschichte des Kaiserreichs bis zu seinem Niedergang, der letzte Band die Kaisergeschichte mit speeieller Berücksichtigung der Städte und Territorien enthalten. Da das Werk in rascher Folge erscheint, so wird es voraussichtlich schon nächstes Jahr sicher complet sein und verfehlen wir nicht, deshalb weniger Bemittelten den Bezug des Werkes in Heften schon jetzt anzurathen; das eigenartige Werk entspricht einem längst empfundenen Bedürfniß und verdient, zumal es äußerst elegant und dauerhaft auch äußerlich ausgestattet ist, daß es bald in den weitesten Kreisen sich einbürgere. Karl Siegen.

S. Jugendliteratur. W. O. v. Horn's (W. Oertel's) Jugendbibliothek (Wiesbaden, Julius Niedner's Verlag) hat sich mit Recht schon lange in den weitesten Kreisen eingebürgert, und die lieben Kleinen heißen die ihnen neugeschenkten Bändchen dieser Bibliothek mit ihrem spannenden und gesunden Inhalt und ihren ganz hübschen Bildern als eine der liebsten Weihnachtsgaben alljährlich mit Freuden willkommen. Sie eignen sich aber, da sie sich durch außerordentliche Billigkeit auszeichnen und jedes Bändchen elegant cartonnirt mit illustrirtrm Umschlag und je 4 Stahlstichen nur 75 ₰ kostet, auch für den Aermsten als Geschenk. So wollen wir denn auch die verschiedenen Bändchen der Sammlung, welche ganz im Geiste ihres Begründers von Ottokar Schupp, Hugo Oertel, Armin Stein und J. Bonnet weitergeführt wird, die Bändchen Nr. 131—135 der Beachtung unserer Leserwelt, soweit sie mit Kindern zu thun hat, angelegentlich empfohlen haben, insonderheit aber Eltern und Lehrern.

** Illustrirte Prachtwerke. Dr. Kleinpaul's mehrfach von uns erwähntes Werk „Rom in Wort und Bild" ist neuerdings bis zur 30. Lieferung vorgeschritten. Dasselbe wird in zwei Bände und zwar so getheilt werden, daß der 1. Band — welcher bereits vollständig vorliegt — das alte und das altchristliche Rom, der 2. Band das Rom der Päpste, das moderne Rom und die Campagna enthalten wird. Daß Seine Majestät König Albert die Widmung dieses hervorragenden Prachtwerkes anzunehmen geruht hat, ist seiner Zeit bereits an anderer Stelle gemeldet worden. — Das im gleichen Verlage (Heinrich Schmidt & Carl Günther in Leipzig) erscheinende Prachtwerk „Griechenland in Wort und Bild", eine Schilderung des Hellenischen Königreichs von A. van Schweiger-Lerchenfeld, ist mit der Lieferung 20, die soeben ausgegeben worden ist, beendet. Der Beschreibung des alten Griechenlandes in Wort und Bild ist in einem Anhange eine kurze Darstellung der Verhältnisse und Zustände des modernen Griechenlandes, des Verkehrswesens, der Volkserziehung, der Handels- und Gewerbsverhältnisse beigefügt. Wir behalten uns vor, auf das Werk im Zusammenhange nochmals zurückzukommen, und beschränken uns für jetzt auf die Bemerkung, daß die Verlagshandlung für dasselbe eine elegante Einbanddecke mit reicher Gold- und Schwarzpressung zum Preise von 6 ℳ hat herstellen lassen, und daß hiermit Gelegenheit gegeben ist, das interessante Werk im festlichen Gewande auf den Weihnachtstisch zu legen. — Die uns vorliegende 24. Lieferung der „Nordlandfahrten", malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn) enthält das letzte Capitel der Reisetour durch die britischen Inseln und bringt die einen selbständigen Band bildende dritte Abtheilung dieses mit hingebendem Studium verfaßten Werkes, welches einen trefflichen Führer für Unternehmer von „Nordlandfahrten" abzugeben geeignet ist, zum wirkungsvollen Abschlusse. Dafür, daß das vorliegende auch illustrativ wirkungsvoll ausgestattete Werk im Publicum verdiente freundliche Aufnahme gefunden hat, spricht die Absicht der Verlagshandlung, einen vierten (Ergänzungs-) Band folgen zu lassen, in welchem Land und Leute von Holland und Dänemark auf Grund neuester Reisen von Friedrich v. Hellwald und H. Westermeyer geschildert werden sollen. Dieser vierte Band wird in acht Lieferungen à 2 ℳ erscheinen.

S. Aus dem Kunstverlag der Gebrüder Obpacher in München geht uns auch dies Jahr wieder eine reiche Sammlung neuer Erscheinungen zu, welche namentlich für unsere Damenwelt eine reiche Ausbeute an geschmackvollen und nützlichen Festgeschenken enthalten und für jeden Stand, für Reich und Arm schöne Gaben bieten. So verzeichnen wir neben einigen Wandgemälden, darunter ein künstlerisch ausgeführter Christus am Kreuz: Abreißkalender in sauberer Ausführung, Wand- und Taschenkalender für Bürgerhaus wie für Salon und vom kleinsten bis zum größten Format; Wäschebücher für das ganze Jahr ausreichend, Spielteller, zwölf Speisen- und Weinkarten, sodann in reichster Auswahl und größtentheils prachtvoll ausgeführt Blumen-Briefkarten, Rosenkarten mit Liebesversen, Blumenkarten mit Dichtergrüßen (Stellen aus Dichtungen unserer gefeiertsten Poeten); verschiedene Glückwunschkarten in Palettenformat; Lehrsprüche auf Blumenkarten; „Glück auf", sechs Blumenkarten mit Wünschen; „Stillvergnügt", sechs Blumenkarten mit Sprüchen; sechs Allegorien, die heiligen Feste betreffend; außerdem eine ganze Anzahl Glückwunschkarten und Bilder ernsten und launigen Inhalts, in theilweise geradezu vorzüglicher Ausführung; für Jäger Jagdkarten in großer Auswahl, elegante Einladungskarten zur Jagd und Aehnliches mehr. Der über 700 Nummern umfassende beigegebene Katalog schließlich weist noch auf: Buchmerker mit Text, Blumenlesezeichen mit Text, Stimmungsbilder, Blumen-Umrahmungen, allegorische Friese, Kinder-Friese, Relief-Vasen, Briefbagen mit Thier- und Blumenmustern, große und kleine Reliefteller und Blumenteller, Confirmationsscheine, Neujahrskarten, Tischkarten, Tanz-, Concert- und Ballkarten, Blumen- und Mädchenkarten auf Atlas, Feuerwehr-Diplome, das Schießbuch für den deutschen Soldaten, Schießtabellen und dergl. mehr. Kurz so ziemlich Jeder wird in dieser stattlichen Novitätensammlung, welche in ihrer meist geschmackvollen Ausstattung der betreffenden Kunsthandlung zur Ehre gereicht, etwas für seinen Zweck Passendes finden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 96. Donnerstag, den 30. November. 1882.

Inhalt: Das Requiem in seinen bedeutendsten Vertretern, von Gustav Portig. (Schluß.) — Bücherbesprechungen (Das Collegium Juridicum, von Emil Friedberg. Neues Archiv für Sächs. Geschichte und Alterthumskunde. Das Berliner Weihnachtsspiel).

Das Requiem in seinen bedeutendsten Vertretern.

Von **Gustav Portig.**

(Schluß.)

Wenn die ganze neuere Kirchenmusik seit Bach immer mehr subjectiv-religiös als objectiv-kirchlich wird, indem sie einen größeren Reichthum musikalischer Mittel, eine größere Fülle weicher Meladien und charakteristischer Harmonien entfaltet, so hat sich Kiel die berechtigten Elemente dieses Fortschritts wol auch angeeignet; er verschmilzt sie aber nicht blos äußerlich mit dem Stil eines Bach, sondern verleiht seinen Werken auch die Größe der Gesammtanlage und den sittlichen Ernst der Auffassung, welcher sie zu kirchlichen macht. Soweit überhaupt ein hervorragender Musiker der Gegenwart kirchlich und selbständig zugleich sein kann, soweit ist es Kiel; er ist nicht etwa nur ein Nachahmer Bach's, sondern er erneuert schöpferisch und überträgt dessen Geist in die Gegenwart. Kiel behandelt jeden Satz seines Requiems anders und hält dabei dennoch den eigenthümlichen Geist des Ganzen fest; niemals wird er gewöhnlich und keine Note ist bei ihm zuviel. Wie unsere Alten, so führt auch er einen granitnen Bau in monumentaler Größe und Objectivität vor uns auf; dennoch offenbart er den Tiefergrabenden einen feinen Unterschied. Jene machten die Wahrheit eines religiösen Satzes in erster Linie davon abhängig, daß er in der Schrift bezeugt sei; die persönliche religiöse Erfahrung war ihnen ein nachgeordnetes Moment. Kiel aber legt das größere Gewicht darauf, daß eine Kirchenlehre sich zunächst durch sich selbst dem dafür empfänglichen Herzen als wahr erweise und erst nachher sucht er die Bestätigung dafür in der Bibel. Was die Gothik in der Architektur, das ist seine Musik in diesem Requiem: sie vereinigt strenge Ordnung mit maßvoller Freiheit, die Berechtigung des Individuellen mit dem alles zusammenhaltenden Gemeindebewußtsein, Festhalten der Grundmotive innerhalb einer überaus reichen Variation derselben. Kiel hält sich fern von aller Musikmalerei der Romantik und verschmäht jede rhetorische Phrase; seine felsenfeste Gewißheit trägt aber weniger die Natur eines kindlich freudigen Glaubens an sich wie bei Mozart, als vielmehr das Gepräge eines allseitig vermittelten Denkens.

Kiel besaß Takt genug, sich an den ursprünglichen Text des Requiems zu halten und nur eine einfache Uebersetzung desselben beizufügen. Auf Grund derselben hat er ein Werk geschaffen, welches contrapunktisch geradezu großartig dasteht, ausgezeichnete musikalische Declamation und Charakterisirung enthält und bei aller edlen Einfachheit doch das Orchester mehr bedenkt als die Vertreter der früheren classischen Schule dies thaten. Er gliedert das Ganze in folgende Theile: Introitus, Graduale, Sequenz, Offertorium. Das Kyrie behandelt er in einer Fuge von höchster Kunst; nur legt er augenscheinlich auf die Bitte für die Errettung der Verstorbenen nicht ein so großes Gewicht wie ein Katholik. Das bei Mozart fehlende Graduale enthält eine wundervolle Verflechtung von Chor und Solostimmen. Ganz meisterhaft ist das Dies irae ausgestaltet: erhabener können die Vorgänge des Weltgerichts nicht dargestellt werden, als es hier geschehen ist. Wundervoll malt das unisono aller Stimmen, daß die ganze Menschheit als eine einzige große Masse diesem Gerichte entgegengeht, grandios sind die Worte hingestellt „vor den Thron" (des Weltenrichters); ergreifend klingt die hingehauchte Strophe: „Tod und Leben wird erbeben, wenn die Welt sich wird erheben"; felsenfest steht die Thatsache, daß nichts verborgen oder ungerächt bleiben wird. Nachdem in einem zusammenfassenden Schlußsatz noch einmal die ungeheuere Wucht des jüngsten Tages geschildert ist, behandelt Kiel die Frage: wie werd' ich Armer dann bestehen, als einen Chorsatz und leitet so über zum Rex tremendae majestatis (Herr, deß Allmacht Schrecken zeuget); aber nicht blos die furchtbare Majestät, auch die süße Innigkeit des Flehens vermag er herrlich auszudrücken auf den Worten: „Ach gedenke, treuer Jesu, daß du einst für mich gelitten". Geradezu überwältigend ist die Stelle gehalten: „Wenn Empörung, Fluch und Rache wird gebüßt in heißen Flammen", sowie der Gegensatz hierzu: „Rufe mich zu den Gesegneten". Diesen Theil des Kiel'schen Requiems möchten wir zu dem Bedeutendsten zählen, was die Kirchenmusik überhaupt geschaffen hat. Wunderbar zart ist auch dann wieder der mit Solis abwechselnde Chor: „Flehend demuthvoll ich rufe". Aufgefallen ist uns, daß weder Mozart noch Kiel am Schluß ihres Requiems die Bitte: „Gieb ihnen Frieden" (Seligkeit) machtvoller herausgehoben haben als am Anfang. Diese unsere Forderung, welcher Beethoven in seiner Missa sollennis in großartigster Weise gerecht geworden, gründet sich darauf, daß die Worte dona eis requiem, wenn sie nach der Vollendung des Weltgerichts wiederkehren, doch ungleich mehr den Jubel der allgemeinen Seligkeit ausdrücken müssen, als die buchstäbliche Bitte um Ruhe. Im Offertorium endlich breitet sich Kiel mehr aus und bringt wahre Wunder der Polyphonie hervor. Wie der gläubige Beter schon während seiner Andacht mit gesteigerter Kraft immer wieder zu sich selbst zurückkehrt, so strömt auch Kiel's Musik immer reicher dahin. Die evangelische Kirche darf stolz sein, diesen Tonsetzer zu den ihrigen zu zählen.

Das erste Requiem Kiel's in As-dur (op. 20) steht nur wenig hinter dem zweiten zurück. Auch hier ist die Declamation durchweg ausgezeichnet, das reich instrumentirte Orchester tritt selbständig auf, der Ausdruck der dramatisch gehaltenen Stellen ist oft hinreißend schön. Freilich könnten die weicher gehaltenen Stellen zahlreicher sein, der über dem Ganzen lagernde Ernst streift hin und wieder an das Herbe. Das für zwei Chöre gesetzte Kyrie ist markig, das Dies irae und confutatis erschütternd, das Offertorium

Digitized by Google

majestätisch, das Sanctus hoheitsvoll, das Osanna fast stürmisch erbrausend. Auch hier trägt das Ganze kirchlichen Charakter im besten Sinn des Wortes.

Schwieriger weil verwickelter gestaltet sich das Urtheil über Joh. Brahms. Wenn dieser Tonsetzer gegenüber dem herkömmlichen lateinischen Requiem ein solches in deutscher Sprache componirt hat, so würden wir das mit rückhaltloser Freude begrüßen, wenn es sich eben nur um eine der Muttersprache dargebrachte Huldigung handelte. Brahms beabsichtigt aber offenbar mehr als dies: er wollte dem deutschen Geist einen Ausdruck verleihen im Gegensatz zum römischen, und darum wählte er einen von allen confessionellen Beziehungen freien Text. So läßt er denn nicht eine christliche Gemeinde von Hinterbliebenen um die Seligkeit für ihre Heimgegangenen bitten und weist jeden Zusammenhang mit dem Gottesdienste grundsätzlich ab; aber nicht blos der kirchliche, sondern auch der allgemein religiöse Standpunkt ist aufgegeben, indem nicht einmal eine Gemeinde von Leidtragenden um Trost für sich zu Gott bittet. Es bleibt nichts übrig als eine rein ästhetische Selbsterbauung durch Verschmelzen von lyrischer Poesie und Musik. Wenn hierbei eine Anzahl von bibl'schen Stellen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange herausgerissen und in einen völlig sardlosen neuen eingereiht wird, so ist dies ein rein äußerliches Anlehnen an die Religion. Man mag persönlich zu dem Sinn der ausgewählten Bibelstellen stehen wie man will, so muß man doch die von Brahms vorgenommene Umdeutung derselben auch vom rein ästhetischen Standpunkt aus bedenklich finden. Wir denken hierbei an den Sinn, welcher dem Ausspruche Christi (Matth. 5, 4) „Selig sind, die da Leid tragen" gewaltsam untergelegt wird; besonders aber an die wenig pietätvolle Art, mit welcher Worte des dem Tode entgegengehenden Heilands (Joh. 16, 22) zur Stimme eines Engels (Sopransolo) umgewandelt und mit einem obscuren Ausspruche des Sirach (51, 35) zu einem einzigen Verse verschmolzen, und sogar Worte Gottes selbst (Jes. 66, 13) jeder Beziehung auf ihren Ursprung entkleidet werden. Wir gestehen, daß eine offene Verwerfung der Bibel uns statthafter erscheint als eine willkürliche Behandlung auch der weihevollsten Stellen. Will man eine allgemeine Religion herausbringen, welche Niemanden in den Schmerzen des Lebens wahrhaft trösten kann, so sehen wir nicht ein, warum man gerade die Bibel und nicht ein anderes Buch als Schatzkammer für Textesstellen benutzt. Der Umstand, daß zweimal die Anrede „Herr" in den ausgewählten Psalmreden sich findet, ist denn doch gar zu äußerlicher Art, als daß er uns über den Mangel an innerer Beziehung zum religiösen Wahrheitsgehalt der Bibel hinwegtäuschen könnte. Wir verlangen ja gar nicht, daß ein so bedeutender Componist wie Brahms uns religiöse oder gar kirchliche Compositionen schenke; wenn er es aber thut aus eigenem Antrieb und dabei seinen Text der Bibel selbst entnimmt, so wünschen wir, daß er dabei den Geist der Schrift und den ursprünglichen Gehalt der entnommenen Stellen zu seinem Rechte kommen läßt. Welchen Charakter trägt nun seine Auswahl? Brahms hat überwiegend den Psalmen, dann auch dem Jesaias, Matthäus, Johannes, Paulus, Jacobus, der Offenbarung Johannis bedeutsame Worte entlehnt. Die betreffenden Stellen sind ganz köstlich; in ihrer Häufung aber führen sie ein Ueberwiegen des lyrischen und dabei religiös sardlosen Elements herbei, welches nothwendig eine gewisse Einförmigkeit erzeugt. Brahms übersättigt uns förmlich mit musikalisch stilvollen Idyllen; wir sind gerührt von all diesen Schönheiten, je länger je mehr aber sehnen wir uns nach den concret-religiösen, insbesondere den mehr dramatisch gehaltenen Stellen des alten lateinischen Requiem. Befremdend wirkt es, daß Brahms in sein confessionsloses Requiem eine Stelle des ausgeprägtesten und zugleich dunkelsten Lehrgehaltes — 1. Kor. 15, 51 und 52 — verflochten hat; wahrscheinlich hat sie für ihn den Werth eines musikalisch dankbaren Gedichts gehabt. Endlich muß ein feineres Gefühl auch daran Anstoß nehmen, daß Stellen des alten und des neuen Testaments bunt durcheinander geworfen sind; wir schätzen gewiß das erstere um seiner religiösen, bezüglich poetischen Bedeutung willen sehr hoch, aber die unmittelbare Verbindung von zwei Stellen beider Testamente ebensowol wie der Gesammttext in seiner ganzen Anlage müssen doch zum Bewußtsein bringen, daß altes und neues Testament sich zu einander verhalten wie Weissagung und Erfüllung.

Sehen wir nun das religiöse Element genauer an, welches Brahms noch festgehalten hat, so überwiegt unzweifelhaft die pessimistisch gefärbte Klage: Alles ist eitel. Weniger der Schmerz von Leidtragenden an Gräbern als vielmehr das Todesgeschick der gesammten Creatur bildet den hauptsächlichsten Gegenstand der musikalischen Schilderung; nicht sowol die Wehmuth eines nach Erlösung sich sehnenden Herzens als die resignirte Stimmung eines philosophisch gerichteten Denkers gelangt hier zum Ausdruck, insbesondere die erste Hälfte des Werkes verkündet die Vergänglichkeit alles Irdischen mit förmlich erdrückender Gewalt. Allerdings ist der Brahms eigene grüblerische, weltflüchtige Zug hier idealisirt, aber doch nur so weit, als es die bereits angedeutete Grundstimmung des Ganzen zuließ. Bei den anderen hervorragenden Componisten des Requiem wird das Ganze getragen von dem Geiste hoffnungsfreudigen Glaubens; Brahms aber hat seine Stärke in der Schilderung des friedelosen Zustandes. Es ist z. B. charakteristisch, daß da, wo die älteren Componisten die Zuversicht ihres Glaubens in einer großartigen Fuge erklingen lassen (auf dem Satze: „des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit"), Brahms sich mit ein paar majestätisch gehaltenen Takten begnügt. Obwol nun eine pessimistisch gefärbte, confessionslose Resignation vorwiegt, so schiebt doch Brahms eine Stelle ein (Nr. 5), in welcher ein Wiedersehen nach dem Tode verheißen wird. Dies erschiene verwunderlich, wenn man nicht wüßte, daß der Rationalismus dieses Lehrstück ganz besonders festgehalten hat, wenn auch jeder specifisch christlichen Beziehung entnommen. Das Requiem von Brahms ist in der Hauptsache weder eine Fürbitte für die Entschlafenen, noch auch eine Selbsttröstung im Angesicht des Todes; es enthält im Grunde nur eine Vergegenwärtigung dessen, was sich Schönes über Tod und Vergänglichkeit, über Wiedersehen und Verwandlung sagen läßt. Im Gewande der Poesie reflectirt eigentlich ein Philosoph über alle diese Dinge; nur im Concertsaal kann darum die Cantate — denn das wäre die richtige Bezeichnung — der Phantasie des Hörers imponiren, während Mozart, Cherubini und Kiel auch in der Kirche noch zum Herzen sprechen.

Rein musikalisch angesehen bekundet das Brahms'sche Werk nicht blos die riesige combinirende Thätigkeit eines großen Talents, sondern es enthält auch viele Stellen, welche offenbar von Genialität zeugen. Brahms hat wahre Wunderwerke der Polyphonie geschaffen; er hat bald mit feinem, bald mit breitem Pinsel, aber immer hochinteressant, zum Theil geradezu großartig gemalt; er bringt charakteristische Klangmischungen und Schattirungen hervor; er verfällt nirgends in das Gewöhnliche, sondern hält sich mit staunenswerther Sicherheit auf der Höhe der Situation, immer neue musikalische Gedanken vor uns ausbreitend. Brahms hat sich hier eine strengere Selbstzucht auferlegt als in so manchem anderen seiner Hauptwerke, wo das Ringen einer großangelegten Natur noch nicht harmonisch abgeklärt erscheint, sondern etwas Düsteres und Grübelndes vorwiegt; er beherrscht unleugbar die musikalische Stoffwelt und interpretirt seinen Gegenstand wirklich geistvoll. Freilich die reine und in ihrer Reinheit erbauende Schönheit eines Mozart, die lichtvolle weiche Harmonie eines Cherubini, den strengen Ernst eines Kiel wird man bei Brahms vergeblich suchen. Dieses höchste Aufgebot von packenden Klängen, diese bis zum Aeußersten gesteigerte Selb-

ständigkeit und doch oftmals instrumentartige Behandlung jeder Singstimme, dieses contrapunktisch außerordentliche, aber doch rastlos fortwogende Tongefüge, dieses Häufen von gezwungenen Intervallen, von düster geheimnißvollen Schattirungen, von sinnlich effectreichen Klängen, dieses spielende Bewältigen schroffer Gegensätze muß mehr aufregend als versöhnend wirken. Wenn Brahms solche Sätze durchführen kann wie „Alles Fleisch ist wie Gras" oder „Ach wie gar nichts sind alle Menschen" oder „Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand", da ist er in seinem Element. Auch wurde er von der Macht des religiösen Gedankens unwillkürlich mit fortgerissen bei den Worten: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" sowie in der darauf folgenden Fuge „Herr, du bist würdig". Sowol seiner musikalischen Befähigung wie der geistigen Grundrichtung seines Werkes verdankt Brahms den großen Erfolg desselben; wir unsrerseits können es nur zu reiner Bewunderung, nicht aber zur wahren Herzenswärme beim Anhören dieses Requiems bringen. Wenn man uns sagt, daß Brahms nur im Inhalte seiner Musik Romantiker, in der Form aber ein Vertreter der classischen Schule sei, so können wir nur in bedingter Weise dies anerkennen. So sehr lassen sich denn doch Inhalt und Form nicht trennen, daß ein noch so genialer Componist sie als zwei fremdartige Elemente verbinden könnte. Wol findet sich bei Beethoven eine ähnliche Formgebung wie bei Brahms; aber jener beherrscht mit urgewaltiger Kraft seine musikalischen Grundgedanken, bewahrt in aller Subjectivität einen großen Zug und verliert sich nicht in jene wechselnden Dissonanzen und Rhythmen, in jene dynamischen Contraste und unruhigen Modulationen, wie sie Brahms liebt. Bei Beethoven decken sich Erfindung und Ausführung, bei Brahms ist der Ideengehalt nicht so durchsichtig stilisirt wie bei jenem. Die bloße Beibehaltung der hergebrachten cyklischen Formen und das Weglassen von erklärenden Programmen macht Brahms noch lange nicht zu einem Jünger der Beethoven'schen Romantik; allerdings hat er den bloßen Rahmen jener Formen beibehalten, aber dennoch ein ganz anders stilisirtes Gemälde in denselben hineingearbeitet. Wir sind außer Stande, in Brahms den Repräsentanten des specifisch Beethoven'schen Genius zu sehen, sondern nur den bedeutendsten Nachfolger Robert Schumann's. Dieser wollte dem Musiker die Freiheit des Dichters gewahrt sehen und erfüllte die hergebrachten Formen oft mit blühendem Stil und gedankenhaft zugespitzter Charakteristik; die organisch entwickelte und gesteigerte Satzentwicklung, die reiche und doch keusche Größe Beethoven's geht ihm ab. Die Selbstgenügsamkeit des modernen Individuums verbirgt hinter der glänzenden Schale einen angekränkelten Kern; so auch bei den Schumannianern. Sie sind die geistig und musikalisch begabtesten Jünger der nachclassischen Periode; aber durch das Häufen von unverbundenen charakteristischen Einzelheiten, von gesuchten harmonischen oder zuweilen auch melodischen Gruppen, durch die Sucht nach Genieblitzen erdrücken sie die zucht- und machtvolle Entwicklung des Grundthemas. Unsere Classiker entwickeln das Thema organisch, und Nebenthemen nur unter steter Beziehung zum Hauptthema: alles Einzelne ist dem musikalischen Hauptgedanken untergeordnet. Nun sind Schumann und Brahms wol bedeutender musikalischer Gedanken fähig, aber sie zerlegen sie oft in zu viele Bilder, deren Ueberfülle an gesuchten Schönheiten und technischen Schwierigkeiten zuletzt ermüdend wirkt. Da schaukeln wir auf einem Meer von edlen Gefühlen und geistvollen Gedanken, aber diese Ton- und Gedankenfluth wird nicht durchleuchtet von der Sonne reiner Formenschönheit; alle diese aufsteigenden Tonwellen verschwimmen alsbald wieder und hinterlassen mehr eine geheimnißvolle Wehmuth als thatenschwangere Kräftigung. Dieses Vorwalten der chromatischen Tonfolge anstatt der diatonischen, dieses ruhelose Ausweichen in andere Tonarten, dieses Umschlagen aus dem Hyperidealismus in rein sinnliche Klangeffecte, was unserer romantischen Schule eignet: das alles ist vom strengsten ästhetischen Standpunkte aus mehr der Ausdruck virtuosester Manier als echten Stiles.

Das Requiem wird stets einer der dankbarsten Stoffe für einen Componisten bleiben, denn es berührt Saiten des Menschenherzens, welche am tiefsten erzittern und am stärksten nach einem harmonischen Ausklingen verlangen. Die Sprache der Töne kann da noch trösten, wo das einfache Wort sich als unzulänglich erweist. Soll es aber dauernden Werth in der Kunstgeschichte behaupten, soll es religiös wie ästhetisch wahrhaft erbauend wirken: dann müssen die reichen Mittel der modernen Romantik noch mehr vereinfacht, verklärt und in den Dienst einer lebenskräftigen Hoffnung gestellt werden. Brahms ist wahrhaft groß und reich in Einzelheiten, aber der Gesammteindruck seines Werkes entspricht nicht den höchsten Forderungen, weil nur das unendliche Sehnen des an keine Form religiösen Glaubens sich bindenden modernen Menschen in seiner Musik ausgedrückt ist. Diejenige Richtung des Protestantismus, welche Brahms musikalisch verkörpert hat, wird stets sein Werk feiern; die gläubig gerichtete aber wird ihn mehr bewundern als lieben, nur Erbauung bei Mozart und Kiel suchen. Die Bedeutung von Brahms in seinen andern Werken zu beurtheilen, liegt uns fern; es war uns nur um eine Kritik seines Requiems zu thun, da gerade dieses so oft als der Höhepunkt seiner Leistungen hingestellt worden ist. Jedenfalls freuen wir uns, einen so hervorragenden Tonsetzer wie Brahms zu besitzen und hoffen noch Bedeutendes von ihm.

Bücherbesprechungen.

— Das Collegium Juridicum. Ein Beitrag zur Geschichte der Leipziger Juristenfacultät von Emil Friedberg. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1882. — Wie es an einer urkundlichen und wissenschaftlichen Geschichte Leipzigs zur Stunde noch fehlt, so soll eine Geschichte der Leipziger Hochschule erst noch geschrieben werden. Für beide Aufgaben aber liegen bereits sehr beachtenswerthe Vorarbeiten vor. Die Leipziger Universitätsgeschichte, den Händen des hiesigen bewährten Vertreters der Geschichtswissenschaft anvertraut, wird in nicht ferner Zeit erscheinen und jene Lücke ausfüllen. Willkommen ist inzwischen der neueste Beitrag zur Facultätsgeschichte, zu dessen Abfassung der Neubau des Hausgrundstückes der Juristenfacultät und die Einweihung desselben am 30. October d. J. dem d. z. Decan Veranlassung boten. Aus der ursprünglichen Hausgeschichte ist eine geschichtliche Skizze der Juristenfacultät geworden, welche keineswegs einen engeren Kreis von Lesern voraussetzt, nein, sich an ein weiteres Publicum wendet, wie sie auch nicht den Fach- und Facultätsgenossen, sondern einer Dame gewidmet wurde. Selbst Leserinnen werden das Buch mit Vergnügen durchblättern, das äußerlich einen recht eleganten Eindruck macht, dank der trefflichen typographischen und illustrativen Ausstattung, die ihm der Verleger patriotisch zu Theil werden ließ. (Eine Abbildung des alten Hörsaales der Facultät vom Jahre 1641 schmückt nach einem alten Stich der Künstlerin Syfang als Vignette den Titel, eine Ansicht des vor drei Jahren abgebrochenen Collegium Juridicum an der Schloßgasse, gestochen von A. Weger sen. hier, ist dem Titelblatte gegenüber, eine Formschnittcopie des Siegels der Facultät am Schlusse des Werkchens beigefügt.) Es wird nicht vergessen, des thätigen Antheils zu erwähnen, den die Gattin des Ordinarius Hommel an dem Neubau von 1773 genommen hatte, noch fehlt ein Abdruck der die Toilette der Doctorenfrauen und -Töchter auf ein bescheideneres Maß beschränkenden Bestimmungen der Kleiderordnung von 1612 (S. 58).

Dem unterhaltenden Charakter der Schrift entsprechen die zahlreichen actenmäßigen, zum Theil neuen Mittheilungen über das Leben und Treiben der Studirenden und die Situation der Docenten in den verschiedenen Jahrhunderten seit 1409. Unter dem Neuen begegnet uns z. B. eine Urkunde aus dem Hauptstaatsarchiv, die Rechnung über ein copiöses akademisches Mahl, das sog. Prandium Aristotelicum, vom Jahre 1577 (Beilage VIII), welches in Summa 207 Gulden 2 Groschen 10 Pfennige gekostet hatte, darunter der Wein (Reinfall, Rheinwein, Malvasier) und das Bier (Torgauer und Rastrum) 94 Gulden 10 Groschen 7 Pfennige. Diesen Beitrag, sowie das lateinische Actenstück, Herzog Georg's Studienplan für die Juristenfacultät (Beilage VII), und viele Auszüge aus den Acten des Kgl. Hauptstaatsarchivs dankt der Verfasser, wie er in der Widmung anerkennt, vorzugsweise „der liebenswürdigen Unterstützung" des Staatsarchivar Dr. jur. Distel. Zu Dank wurde von ihm ferner benutzt das von Sr. Excellenz dem Hrn. Cultus- und Unterrichtsminister Dr. v. Gerber gelegentlich eines Jubiläums von Wächter herausgegebene Verzeichniß der Ordinarien der Juristenfacultät. Die erste Beilage giebt einen revidirten, erweiterten und berichtigten Abdruck desselben. Es ist nur zu erinnern, daß der 24. Ordinarius von 1653—81 nicht Schwendörfer, sondern Schwendendörfer heißt, wie auch v. Gerber richtig angiebt. Ebenso wichtige Dienste leisteten Dr. Friedberg's Studien die Zarncke'schen Vorarbeiten über die ältesten und neueren Statuten der Facultät, die hier zum Theil erweitert aufs Neue abgedruckt werden (Beilagen V und VI). Drei andere Beilagen geben die Doctorenliste von Konrad Thuß (1409) bis Kaspar Tryller (1595); die Baccalaureen und die Licentiaten der Rechte aus der Zeit von Johann v. Breitenbach's Ordinariat (1525—39), endlich die Vorlesungen-Verzeichnisse von 1722, 1776 und 1777. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn das mit 1600 abgebrochene Doctorenverzeichniß fortgesetzt würde. Den Promotionen und ihren Wandlungen widmet Verfasser in den fünf natürlichen, weil nach den Jahrhunderten sich ergebenden Abschnitten, große Aufmerksamkeit. Im 16. Jahrhundert wurden die Kosten einer solchen Promotion auf nicht weniger denn 250 Ducaten angegeben. Die Formalitäten mit der Verleihung von Ring und Doctorhut, dem Kuß, dem offenen und geschlossenen Buch erhielten sich freilich nicht bis in die neuere Zeit. Dissertationen wurden im Anfange nicht geschrieben, wie sie in neuester Zeit auch nicht mehr veröffentlicht werden. Jene Ceremonien aber wären in allerjüngster Vergangenheit (bei der im Februar 1873 stattgefundenen Promotion eines russischen Edelfräuleins) ohnehin nicht gut durchführbar gewesen. Dr. Friedberg entwickelt in seiner Schrift die Wandelungen, welche sich in der Facultät als Lehrkörper vollzogen, die Erweiterungen derselben von vier bis neun ordentlichen Professoren, die allmälige Einrichtung außerordentlicher Professuren, die Scheidung in Lehrämter alter und neuer Stiftung, die Umwandelung von 1809, von der die Selbständigkeit der Decane datirt, die Hebung der Frequenz von 409 (1835) auf 1130 (1875) Studirende der Rechte. Einen Haupttheil der Professorenthätigkeit nahm die Richterpraxis in Anspruch, das Spruchcollegium, das ursprünglich mit der Facultät vereinigt, seit 1846 aber abgetrennt war und dann noch bis zum September 1856 bestand. Einen erheblichen Raum widmet Verfasser mit Recht der Hauschronik der Facultät. Hat doch das Juridicum seine eigene Programmliteratur. Höchst interessant sind z. B. die Schriften, welche gelegentlich der Weihe des neugebauten Auditoriums von 1641, also mitten unter den Schrecknissen und Nothständen des 30jährigen Krieges, erschienen. Ein frommer, ernst protestantischer Sinn weht uns wohlthuend aus all den Widmungen an, welche damals von 44 Leipziger Docenten und Geistlichen in griechischen und lateinischen Gedichten zur Hausweihe dargebracht wurden und die „im Druck ausgingen". Verfasser sieht die Blätter freilich weniger ernst an. Die Leipziger Juristenfacultät hat durch Dr. Friedberg's Arbeit einen eleganten Eck- und Grundstein ihrer Geschichte erhalten, wie die Schwesterfacultäten in Rostock, Prag, Heidelberg, Würzburg durch dessen Fachgenossen bereits vor längerer oder kürzerer Zeit solche besitzen. Daß freilich „bis jetzt noch niemals die Entwickelung einer deutschen Juristenfacultät gezeichnet worden" wäre (Vorwort S. 6), wird durch den Hinweis auf obige zum Theil mehrbändige Schriften von G. Norbert Schnabel, G. Fr. Zentner, R. Risch ꝛc. doch wol hinfällig. Karl v. Furra.

** Das dritte Heft des III. Bandes des vom Archivrath Dr. Ermisch herausgegebenen Neuen Archios für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde (Dresden, Wilhelm Baensch) enthält einen Bericht über eine der Bautzner Stadtdibliothek gehörige Handschrift aus der Zeit der Reformation, ein starkes, 462 Folien umfassendes Convolut, enthaltend auf den Reichstag zu Regensburg vom J. 1541, das Interim und das Wormser Collegium vom J. 1557, den Frankfurter Congreß und die mit beiden zusammenhängenden Streitigkeiten innerhalb der protestantischen Kirche bezügliche Actenstücke. Dem Berichte ist vom Verfasser der Abhandlung Oberlehrer Dr. Julius Bernhard in Bautzen ein Anhang über die diplomatische Thätigkeit des kurfürstlichen Rathes Dr. Melchior von Osse während der Zeit des Interims beigefügt. Amtsrichter a. D. Kasimir v. Jarochowski in Posen schildert Patkul's, des unglücklichen Opfers der Rachsucht Karl's XII., Ausgang, Ministerialassessor M. J. Meißner in Altenburg giebt interessante Beiträge zur Geschichte des Jacobshospitals seiner Vaterstadt, und Archivrath Dr. C. A. H. Burkhardt in Weimar theilt Urkundliches über den Besuch des Königs Ferdinand am Hofe des Herzogs Georg in den Tagen des 18.—20. Mai 1538 mit.

— Das Berliner Weihnachtsspiel. Von den Prinzen und Prinzessinnen des kurfürstlichen Hofes im Jahre 1589 in Berlin aufgeführt. Uebertragen von Dr. Albert Freybe. Leipzig, Dörffling und Franke. — Von diesem Weihnachtsspiel, das aus zwei Acten nebst Prolog und Epilog besteht, ist der erste Act dem 2. Capitel Lucae, der zweite Act hingegen dem 2. Capitel Matthäi nachgedichtet und enthält die erste Hälfte des Stückes somit die Huldigung der Hirten, die zweite im Wesentlichen die Ankunft der drei Könige aus dem Morgenlande. Das Weihnachtsspiel wurde, wie schon der Titel besagt, 1589 von den kurfürstlich preußischen Prinzen und Prinzessinnen, jedoch unter Hinzunahme etlicher Adeliger und selbst eines Bürgermädchens, Namens Maria Werters, aufgeführt. Dramatischen Werth hat es nicht, doch ist Manches vom allgemeinen poetischen Standpunkt aus ganz trefflich gelungen, auch einige Kirchenlieder geschickt in das Ganze verflochten. G. Friedländer aber, der die Dichtung 1839 nach der Handschrift in ihrem Gemisch von Hoch- und Niederdeutsch zuerst herausgegeben hat, hebt besonders hervor, daß diejenigen von diesem Weihnachtsspiel am meisten befriedigt hinweggehen würden, welche „heitere erdauliche Freude und stillen gedeihlichen Segen" erwarten; und hierin dürfte das Hauptverdienst des Verfassers, wie Freybe annimmt, eines gewissen Georg Pondo aus Eisleben liegen, daß er es verstanden hat, sein Publicum in die rechte weihevolle Christfeststimmung zu versetzen. Mag das Spiel daher auch noch jetzt nach drei Jahrhunderten naive und unverdorbene Gemüther als geeignete Weihnachtslectüre erfreuen! Die Uebertragung des Herausgebers hätte hier und da noch etwas freier sein können, sie liest sich nicht durchweg wie ein Original, was doch jede gute Uebersetzung soll; im Ganzen indeß entspricht sie billigen Anforderungen und verdient Empfehlung; auch die äußere Ausstattung ist lobenswerth und geschmackvoll und macht der Verlagshandlung alle Ehre. K. Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 97. Sonntag, den 3. December. 1882.

Inhalt: Skizzen aus Athen, von P. v. Melingo. I. — Musik-Bericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Bücherbesprechungen („Der Weg des Heils", von Dr. Chr. E. Luthardt. Die Revision der Lutherischen Bibelübersetzung, von Lic. th. Ernst Kühn. Praktische Erklärung der für die Volksschule wichtigsten Kirchenlieder, von Ernst Eckardt. Bericht über die 36. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung. Aeschylos Tragödien, von Oswald Marbach. Brockhaus' „Kleines Conversationslexicon". Kalenderliteratur). — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Skizzen aus Athen.

Von P. v. Melingo.

I.

Es ist ferne von mir, Athen und Griechenland neu entdecken und den Lesern der Wissenschaftlichen Beilage von den ihnen so wohl bekannten Ueberresten jener Zeit sprechen zu wollen, in welcher Athen und Griechenland der Inbegriff der Cultur waren. Ich möchte im Gegentheil von dem heutigen Griechenland, wie es in dem modernen Athen zum Ausdrucke kommt, sprechen und hoffe, daß mein längerer Aufenthalt in der Stadt des Perikles, der Umstand, daß mir persönliche Verhältnisse Einblick in Dinge gestattet haben, welche dem Fremden sonst verschlossen bleiben, und endlich die Kenntniß des neugriechischen Idioms, die es mir ermöglichte, in natürlichen, ungezwungenen Verkehr mit der Bevölkerung zu treten, mir dazu verhelfen werden, dies in anschaulicher Weise zu thun.

Das heutige Griechenland leidet an dem Uebel, welches den Kindern berühmter Menschen so oft das Leben verdirbt: die einen wundern sich darüber, daß der Sprößling nicht dem berühmten Vorfahren gleiche und sagen, er sei verkommen; die anderen verfallen in das entgegengesetzte Extrem und sagen, der Sprößling gleiche bereits dem Vater und werde ihn in Kürze überflügeln, wenn er nicht gewaltsam unterdrückt wird.

Die Wahrheit liegt, wie so häufig, auch diesmal in der Mitte. Griechenland ist ein in jeder Beziehung lebensfähiger Staat, der durch seine ernsten Bestrebungen auf allen Gebieten Anspruch auf wohlwollendste Beachtung und Unterstützung hat; so weit, wie gewisse griechische Chauvinisten meinen, ist er aber freilich noch nicht, denn keine Nation erwirbt in fünfzig Jahren, wozu andere Jahrhunderte gebraucht haben.

Die Skizzen aus Athen sollen in bunter Reihenfolge Bilder aus dem intellectuellen und dem materiellen Leben im heutigen Griechenland bringen; Griechenland ist aber ganz und gar in der Hauptstadt Athen verkörpert, es sei mir daher gestattet, zuerst von dieser selbst und von ihrem jetzigen Aussehen zu sprechen.

Athen.

Hat man von der Hafenstadt Piraeus aus, die außer dem stets interessanten und lebendigen Treiben aller Hafenstädte wenig Sehenswerthes bietet, auf der einzigen Eisenbahnlinie, welche Griechenland besitzt, die ungefähr 12 Kilometer entfernte Hauptstadt erreicht, so betritt man Athen gerade an dem Punkte, an welchem die sonst reine und wenigstens in den neueren Theilen wohlgehaltene Stadt dies am Wenigsten ist. Niedrige halbverfallene Häuser umsäumen eine wahre Staubwüste und ist es nur im Geringsten windig, was von den 365 Tagen des Jahres an 364 Tagen der Fall, so ist man nach wenigen Sekunden von einem feinen Kalkstaube bedeckt, der einem das Aussehen giebt, als käme man aus einer Mehllade heraus, wird aber durch den Blick auf den in unmittelbarer Nähe gelegenen sehr wohlerhaltenen Theseustempel und die sich in scharfen Umrissen von dem ewig blauen Himmel abhebende Akropolis reichlich entschädigt für diese kleinen Widerwärtigkeiten.

Von dem Bahnhofsgebäude und dessen wenig anziehender Umgebung weg führt in gerader Linie die Hauptverkehrsader Athens, die Hermesstraße, welche die Stadt in eine nördliche, neuere, und südliche, ältere, Hälfte theilt. In ihrem Beginne den Charakter des Platzes, von welchem sie ausgeht, noch beibehaltend, verschwinden indeß die kleinen und schmutzigen Häuser bald, um stattlicheren Gebäuden Platz zu machen, und von der Stelle an, an der sie sich mit der die Stadt ihrer ganzen Breite nach durchziehenden Aeolusstraße kreuzt, wird ihr Aussehen ein ganz anderes. Laden reiht sich da an Laden, und Alles, was zu den Nothwendigkeiten und sehr vieles von Dem, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, findet sich dort. Von dem Kreuzungspunkte der Hermes- und der Aeolusstraße, wo sich das im ganzen Oriente berühmte Kaffeehaus „Zum schönen Griechenland" befindet, auf welches ich in einem späteren Artikel zurückkommen werde, bis zu der Kapnikaraea-Kirche, einem uralten byzantinischen Kirchlein, zu dem man heute drei Stufen hinuntersteigen muß, so sehr ist seit seiner Erbauung das Erdreich angewachsen, findet man mehr die Gegenstände des häuslichen Bedarfes; von der Kapnikaraea aber an, die in der Mitte der Straße erbaut dieselbe zu einer platzartigen Erweiterung gezwungen hat, sind es durchwegs elegante, große Verkaufsläden, zu deren Besuch die Eigenthümer oder deren Commis vor der Ladenthüre stehend die Vorbeigehenden zu überreden suchen. Modewaarenhandlungen, Juweliere, Tabakläden, Friseure, Galanteriewaaren-Verkäufer, Händler mit den verschiedenartigsten Producten des Orientes, Antiquitätenhändler, wo man sich beim Einkaufe sehr in Acht nehmen muß, weil die Leute es zu einer unglaublichen Fertigkeit in der Fälschung gebracht haben, Mödelhallen, die ersten Schneider und Schneiderinnen breiten da ihre Waaren aus, stets bereit, Alles zu zeigen und niemals ärgerlich aber unhöflich, wenn man, nachdem man eine halbe Stunde lang den ganzen Laden durchstöbert hat, fortgeht, ohne das Geringste gekauft zu haben.

Namentlich in den Vormittagsstunden ist der Anblick und das Treiben in der Hermesstraße anziehend und ich versäumte, wenn ich mich ins Ministerium des Aeußeren begab, nie, den kleinen Umweg zu machen, um dort ein wenig zu bummeln. In den Stunden zwischen 9 und 12, zu

welcher Zeit man das zweite Frühstück einnimmt, während man zwischen 7 und 8 Uhr Abends speist, drängt sich ganz Athen in der Hermesstraße zusammen. Die Athener Damen haben, was, wie ich in einer alten Chronik gelesen habe, auch meinen liebenswürdigen Landsmänninnen viel Vergnügen machen soll, eine wahre Passion Einläufe zu besorgen und man kann daher sicher sein, daß man in den angegebenen Stunden die Mehrzahl der schönen Frauen und Mädchen Athens in irgend einem Laden, mit der hochwichtigen Aufgabe des Kaufes eines Bondes aber einer Blume beschäftigt, antreffen wird. Alle Welt kennt sich natürlich in der Stadt, die kaum 60 000 Einwohner hat, und die sehr schmale Hermesstraße ist eigentlich in diesen Stunden nichts anderes als ein Salon unter freiem Himmel. Die Herren, denen es ihre Zeit erlaubt, und das ist, da man in dieser Beziehung in allen Aemtern und Comptoirs sehr liberal ist, bei den meisten der Fall, gehen auch gerne in die Hermesstraße eine Cigarette zu rauchen; dazwischen durch bewegen sich die in die zierliche nationale Fustanella und die reichgestickte Jacke gekleideten Palikaren, mit einer schlangenartigen Gewandtheit der Glieder; da erscheint auch, obgleich selten, da die Frauen aus dem Volke ihr Haus sehr wenig zu verlassen pflegen, die Frau eines dieser Männer; da trifft man den an seinen weiten, fast immer blauen Leinwandbeinkleidern leicht erkenntlichen Inselbewohner; da begegnet man den Fremden, kurz, da concentrirt sich der größere Theil des Athener Lebens.

Hat man sich an dem abwechslungsreichen und immer unterhaltenden Treiben der Hermesstraße sattgesehen und setzt man seine Wanderung fort, so kommt man auf den riesigen Verfassungsplatz, der, umgeben von den ersten Hôtels der Stadt und von zahlreichen stattlichen Privatgebäuden, von dem am Bedeutendes höheren Schloßplatz durch eine stark ansteigende Gartenanlage getrennt, namentlich in den Abendstunden sehr belebt ist. In Griechenland fehlt nie und nirgend das Kaffeehaus, denn es gehört zu den unabweislichen Bedürfnissen des Griechen, wie überhaupt des Orientalen, im Laufe des Tages zwanzig und auch mehr Tassen auf orientalische Weise bereiteten Kaffees zu sich zu nehmen — am Verfassungsplatze befinden sich daher zwei riesige Kaffeehäuser, die mit ihren ins Freie gestellten Tischen fast die Hälfte desselben einnehmen, und doch kommt es häufig vor, daß man keinen Platz findet, sich zu setzen. Dies gilt übrigens auch nicht für sein und der elegante Athener thut dies höchstens des Vormittags, um vor dem Frühstücke noch rasch ein Gläschen Raki, einen starken Schnaps, zu trinken, des Nachmittags aber nie. Da pflegt nämlich zwischen 4 und 6 Uhr eine Militärmusik, meist jene, die, stabil in Athen, die Garnisonsmusik genannt wird, zu concertiren und das lockt die unteren Volksclassen zu zahlreich an, als daß die oberen Classen, die trotz des republicanischen Geflunkers, in dem sie sich zeitweilig gefallen, außerordentlich stolz und abgeschlossen sind, sich dort niederlassen würden. Nichtsdestoweniger ist ein Aufenthalt auf dem Verfassungsplatze in den Nachmittagsstunden um so lohnender, als man da so recht mit dem liebenswürdigen und gutmüthigen Chorolter des griechischen Volkes vertraut wird und auch einzelnen Typen begegnet, wie man sie an anderen Stellen der Stadt weit weniger findet. Zu diesen gehört in erster Linie die Armee zwölf- bis fünfzehnjähriger Buben, die einem da die verschiedenartigsten Dinge anbieten. Den ersten Rang unter ihnen nimmt der „Lustro" ein. Der Lustro ist Stiefelputzer, Cammissianär und Leporello in einer Person und wer sich und seine Kleider von dem unvermeidlichen Staube reinigen lassen will, wer an irgend Jemanden einen Brief zu besorgen hat, wer der Dame seines Herzens in discreter Weise einen Strauß duftender Orangenblüthen überfenden will, ist sicher, an diesen originellen und sympathischen Burschen einen in jeder Beziehung zufriedenstellenden Diener zu finden. Neben ihnen ziehen in erster Linie die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich die Zeitungsverkäufer, die mit kreischender Stimme die Blätter und die neuesten Nachrichten austrogen; die Tabakhändler, die meist eben so guten Tabal führen wie die großen Verschleißer, und die Blumenhändler, welche die wenigen Blumen, die der steinige Boden Attikas hervorbringt, meist theuer verkaufen und noch obendrein sehr häufig überhaupt keine Blumen haben, so daß es mir passirt ist, daß ich, mich in Athen verlobend, nicht im Stande war, am Morgen nach meiner Verlobung meiner Braut einen Blumenstrauß senden zu können, obwol ich selbst die ganze Stadt durchfuhr und bereit war, jeden Preis zu bezahlen.

Sehr häufig wird die allgemeine Heiterkeit, denn der Grieche ist, wenn auch selten von lärmender Lustigkeit, so doch immer guter Dinge, auf eine namentlich für den Fremden sehr unangenehme Weise durch Leichenzüge, die sich über den Platz nach dem im Südosten der Stadt on den Ausläufern des Hymettos gelegenen Friedhofe bewegen, unterbrochen. Die Begegnung mit einem Leichenzug ist wol niemals besonders angenehm, in Griechenland wird sie unsagbar widerwärtig, da die barbarische Sitte, die Todten in offenen Särgen nach der letzten Ruhestätte zu tragen, noch immer befolgt wird und, trotzdem die Beerdigung schon nach höchstens 24 Stunden vorgenommen wird, infolge des Klimas die Leichen meist schon in einen Zustand der Verwesung übergegangen sind, der manchmal dazu führt, daß man die Leiche schminkt, um ihr Aussehen weniger widrig zu machen.

Vom Verfassungsplatze geradeaus weiter kommt man zum königlichen Schlosse, von welchem ich Näheres berichten werde, wenn ich vam griechischen Hofe sprechen werde.

Mit dem Rücken gegen die Hermesstraße stehend, biegt man links in die Stodiumstraße, die geradewegs zu dem zweiten großen Platze von Athen, dem Eintrachtsplatze führt. Die Stadiumstraße, sowie die anderen ebenfalls am Eintrachtsplatze oder in dessen unmittelbarer Nähe mündenden Hauptstraßen dieses Theiles der Stadt, so namentlich der Universitäts-Boulevard und die Alademiestraße haben einen durchaus modernen großstädtischen Anstrich und enthalten einen Theil der wichtigsten öffentlichen und Privatgebäude. In der Stadiumstraße die Marställe des Königs, das Generalcommanda, eine großartige, durchaus aus Privatmitteln erhaltene Schule, in welcher die Lustros und die verschiedenen anderen weiter oben citirten handeltreibenden Gassenjungen unentgeltlichen Elementar-Unterricht erhalten, das Gebäude der Kammer, das Hauptpostamt, das Finanzministerium, die türkische und die englische Gesandtschaft, sowie die Redactionen der hervorragendsten Athener Zeitungen; am Universitäts-Boulevard die 1200 Studirende zählende Universität, an der 72 Professoren und Docenten der Jugend Griechenlands — deren Wissenstrieb ein so gewaltiger ist, daß sich arme Studenten gegen Kost und Wohnung und unter der Bedingung, die zum Studium nöthige Zeit frei zu haben, sehr häufig als Diener verdingen — ihr Wissen mittheilen, ferner die noch unfertige, trotzdem aber schon benützte kotholische Kirche, das Akademiegebäude, an welchem Baurath Hansen den herrlichen Baustyl der Alten und die polychrome Behandlung der Ornamente wiederaufleben macht, welches aber, trotzdem der verstorbene Wiener Banquier Baron Sina, der zu seinen Lebzeiten die Baulasten trug, auch testamentarisch die nöthigen Mittel zum Ausbau gesichert hat, noch immer unvollendet ist; in der Akademiestraße, welche ganz ungerechtfertigter Weise so genannt wurde, denn die Akademie geht wie gesagt mit der Hauptfront auf den Universitäts-Boulevard, das große Spital, das deutsche archäologische Institut, dem die ganze gebildete Welt für seine großartigen Erfolge dankbar zu sein hat, die französische, russische und österreichische Gesandtschaft; weiter gegen die Abhänge des Lykabettos zu das Gebäude des gleichfalls sehr verdienstlichen französischen archäologischen Institutes an einer Stelle, deren Namen, wie dies sehr häufig auch bei Straßen vorkommt, Niemand, selbst

Digitized by Google

die Athener nicht, kennt, die kurz allenthalben schönen und großen Bauten, da es die ausgezeichnete und gesunde Lage mit sich bringt, daß hier der größere Theil der vornehmen oder reichen Gesellschaft von Athen sich sein Heim erbaut hat.

Am Eintrachtsplatze finden wir ungefähr dasselbe Bild wie am Verfassungsplatze, nur sind, anstatt zwei, sechs oder sieben Kaffeehäuser dort, von denen eines so groß ist, daß es mit Leichtigkeit tausend Personen fassen könnte. Die Mitte des Platzes nimmt eine sehr zierliche Gartenanlage ein, in welcher an gewissen Tagen gleichfalls Militärmusik spielt, Glanz und Nimbus aber verleiht dem ganzen Platze ein einziges Haus: das Familienhaus der Trikupis. Schon der Vater des jetzigen Ministerpräsidenten, der alte Spyridion Trikupis, hat während der Freiheitskriege und später als Minister, Diplomat und Historiker seinem Vaterlande erhebliche Dienste geleistet, der Ministerpräsident, auf welchen ich sowol, wenn ich von dem politischen Leben Griechenlands sprechen werde, als in einem ihm und seinem Rivalen Kumunduros gewidmeten Artikel zurückkommen werde, hat, wenngleich die Erweckung des griechischen Chauvinismus, die er sich zur Aufgabe gestellt zu haben scheint, durchaus nicht zu billigen ist, nichtsdestoweniger bedeutende Verdienste um sein Vaterland; es ist also nicht zu wundern, wenn die Griechen das Stammhaus dieser Familie den Fremden mit besonderem Stolze zeigen, obwol sich Trikupis abschließt und sein Haus durchaus nicht so zugänglich ist, wie jenes Kumunduros', welches, gleichfalls unweit des Eintrachtsplatzes gelegen, den ganzen Tag von Besuchern nicht leer wird. Dasselbe Haus birgt aber noch eine andere Celebrität von Athen, Solon, den berühmten Zuckerbäcker.

Die ganzen Parterrelocalitäten des Trikupis'schen Hauses hat er inne und in den Nachmittagstunden findet man die gesammte elegante Welt von Athen am Wege nach der Promenade oder am Rückwege von derselben bei ihm versammelt. Da lacht und scherzt man, da wird gesellschaftlich und oft genug auch politisch Stimmung gemacht, kurz, da begegnet sich die „Welt".

Von großer Schönheit und für den Fremden von besonderem Interesse, weil man dort ganz und gar das Bild einer griechischen Landschaft zu genießen in die Lage kommt, ist die über den Eintrachtsplatz bis zu dem Dorfe Patissia, wo eine Bierwirthschaft, deren Inhaber den bekanntlich schon bei Homer vorkommenden Namen Fischer führt, den Abschluß bildet, gehende Promenade, die sogenannte Patissiastraße. An den letzten Häusern der Stadt vorbei, unter denen die Neubauten des Polytechnikums und des Alterthümermuseums besonders auffallen, kommt man zu dem großen Exercirfelde der Cavallerie und dann schweift der Blick, nicht mehr eingeengt durch hohe Gebäude, frei bis an die in weiter Ferne wie Nebelstreifen daliegenden Gebirgsketten. In den Nachmittagsstunden ist denn auch, wie gesagt, die Patissiastraße überfüllt von Wagen und Fußgängern, die, von den beiden großen Plätzen ausgehend, da in eleganter Toilette ihre Promenade machen.

Auf der entgegengesetzten Seite des Platzes münden die Piraeus-, die Minerva- und die Aeolusstraße. Diese beiden letzteren erweitern sich ganz in der Nähe des Eintrachtsplatzes abermals zu einem Platze, auf welchem sich die Gebäude der Bank von Griechenland, eines der besten und sichersten Geldinstitute der Welt, deren Actien seit ihrer Gründung im Jahre 1841 von 1000 auf fast 3500 Drachmen gestiegen sind, und das des großen Clubs von Athen, in welchem ununterbrochen gespielt wird, da die Localitäten Vormittags als Börse dienen und Nachmittags und Abends die Mitglieder sich einem lebhaften und sehr hohen Kartenspiele hingeben, sowie der Bau des neuen Theaters befinden, welch letzteres aber wol erst in langen Jahren fertiggestellt werden wird, da man die ganze Sache viel zu großartig angelegt hat und nunmehr die Geldmittel zum raschen Ausbau fehlen. Durch die beiden genannten Straßen in die Hermesstraße zurückgehend, bekommt man in derselben einen Vordegriff dessen, was man in dem älteren Südtheile der Stadt, in welchem vorzugsweise die ärmere Classe wohnt, sehen wird. Die Mehrzahl der Handwerker und sonstigen Ladeninhaber — hier namentlich Schuster und kleine Geldwechsler — betreiben ihre Geschäfte auf der Straße, die von Händlern aller Art, die ihre mit der Waare beladenen Esel vor sich hertreiben, gleichfalls sehr in Anspruch genommen wird, so daß es sehr häufig nur mit bedeutenden Schwierigkeiten möglich ist, sich durch die schreiende und gesticulirende Menge durchzuwinden. Die griechischen Kaufleute sind wie alle orientalischen Kaufleute, sie suchen ihre Kunden nach Möglichkeit zu übertheuern, das Unglaublichste aber leisten darin die erwähnten kleinen Geldwechsler, die dem Fremden mit aller Seelenruhe für 100 Francs 100 Drachmen antragen, obwol sie 125 geben sollten. Freilich kommen die Kerle durch ihre Unwissenheit auch manchmal arg in Verlust. Ich kaufte eines Tages von einem derselben einige alte Münzen, als er, an meinem Accent erkennend, daß ich Fremder sei, aus einer Lade 6 Stück ungarischer Zehngulden-Noten hervorholte und mich frug, was das werth sei. Auf meine Antwort: an 150 Drachmen, frug er mich, ob ich ihm 50 Drachmen dafür geben wolle. „Du hast sie wal gestahlen," war meine Antwort. „Gewiß nicht, Herr, ein Matrose hat sie mir im Piraeus um 100 Drachmen verkauft und nun kann ich sie nicht wieder los werden. Du thust mir einen Gefallen, Herr, wenn Du sie kaufst." Ich wollte mich natürlich in dieses sonderbare Geschäft nicht einlassen und rieth ihm, zu einem der großen Banquiers der Stadt zu gehen. Als ich nach einigen Tagen wieder vorbei kam, rief mich der Mann an: „Du hast Dich geirrt, Herr, die Papiere waren keine 50 Drachmen werth, geschweige 150, und der Matrose, der sie mir verkauft hat, ist ein Hundesohn. Gestern habe ich sie dem Joti, dem Kaufmann, der alle Jahre nach Triest reist, gezeigt und der hat mir gesagt, daß sie 35 Drachmen werth seien, und die hat er mir auch dafür gegeben."

Hat man noch einen Blick auf das derzeit benützte, oder vielmehr nicht benützte Theater geworfen, denn meist hat Athen nur im Sommer im Meerbade Phaleros eine französische Operettentruppe, bleibt aber im Winter ohne theatralische Genüsse, so hat man gesehen, was der nördliche Stadttheil Interessantes enthält und wendet sich dem Südtheile zu, den ich in meinem nächsten Artikel besprechen werde.

Musik-Bericht aus Dresden.

Zu den nicht erfreulichen Aufgaben der musikalischen Tageskritik gehört im Allgemeinen die Besprechung von Clavierconcerten; einmal darum, weil das Clavier das wenigst sangbare, sowie auch das an verschiedenen Tonfarben ärmste Instrument ist, dann aber auch aus dem Grunde, weil die Zahl der Claviervirtuosen noch immer Legion ist und ja auch die Concerte, in denen nur Clavier gespielt wird. Zu alledem kommt nun noch, daß es den meisten Pianisten lediglich um die Schaustellung von Fingerfertigkeit zu thun ist und ihnen eine verständnißreiche und stilvolle Auffassung der Werke bedeutender Tondichter daneben zurücksteht. Um so wohlthuender wirkt es, wenn uns, wie dies am 6. November geschah, im Felde der Claviervirtuosität eine Künstlerin von der Bedeutung Sofie Menter's begegnet, deren ganzes Streben selbstlose und begeisterte Hingabe an das Beste, was die Clavierliteratur unseren großen Meistern verdankt, sowie die Einstellung ihrer brillanten Virtuosität in den Dienst höherer künstlerischer Zwecke ist. Wir hörten, außer Beethoven's und

Liszt's Es-dur-Concerten, Claviersoli von Scarlatti, Mendelssohn, Chapin, Schumann, Schubert, Rubinstein und Liszt, welche von der Künstlerin in einer Vielseitigkeit der Auffassung vorgetragen wurden, die jeder der van diesen Meistern vertretenen musikalischen Individualitäten, Zeitaltern und Stilen in ebenso tief empfundener, als technisch tadelloser Darstellung gerecht ward. Nur Künstlerinnen und Künstler so hohen Ranges und von einer so entschieden dem Großen in der Kunst zugewandten Richtung, wie Safie Menter, sollten in unseren Tagen, namentlich bei der großen Verbreitung bloßer Fingerfertigkeit, noch in Clavierconcerten auftreten dürfen; diejenigen Claviervirtuosen dagegen, die durch ihre Seiltänzerei auf den Tasten nur unser Erstaunen erregen oder durch geistlose Tonspielereien unsere Nerven kitzeln wollen, haben kein Recht auf eine ernsthafte Würdigung durch die Kritik. — Am 8. November ward das Publicum unserer Hauptstadt durch eines der bekannten „Richard Wagner-Concerte" Angelo Neumann's in große Spannung versetzt. Dieselben haben bekanntlich unter der Mitwirkung von Künstlern und Künstlerinnen des Richard Wagner-Theaters, sowie unter der Direction van Antan Seidl, bereits ihre Runde durch Deutschland gemacht. Die Stimmung des den Gewerbehaussaal füllenden Publicums ward durch den Anschlag, daß Frau Hedwig Kindermann, die Vertreterin der Brünnhilde, erkrankt sei, anfänglich etwas herabgedrückt, dann aber durch die meisterlichen und musterhaften Vorträge des Künstlerpaares Heinrich und Therese Vogl, das besonders in dem Frühlingslied und Liebesduett aus der Walküre sich selber übertraf, zu warmer Begeisterung und lebhaftester Anerkennung fortgerissen. Vortrefflich war Frau Therese Vogl auch in der Scene „Isolden's Liebestod", die sie nicht nur, an Stelle von Frau Hedwig Kindermann, völlig unvorbereitet zu singen übernommen, sondern auch in ergreifendster Weise zu ihrem dramatischen Ausdruck brachte. Dagegen waren wir nicht sehr befriedigt von den Vertreterinnen der Walküren, die in der großen Ensemblescene am Brünnhildenstein an Reinheit der Intonation Manches zu wünschen übrig ließen und deren Rufe „Hojotaha" und „Heiaha" mitunter nichts mehr mit Gesang gemein hatten, sondern in ein unschönes Geschrei ausarteten, das, namentlich im Concertsaal, fast verletzend wirkte. Unter den Orchesterleistungen vermochte uns nur das Vorspiel zu Isolden's Liebestod wahrhaft zu befriedigen; die Tannhäuserouverture dagegen und Siegfried's Tod und Trauermarsch aus der Götterdämmerung haben wir zu trefflich und in zu reicher, warmer und vermittelter Klangfülle und Auffassung von unserer Königl. Kapelle, sawie in Bayreuth gehört, um sie in der im Wagner-Concert uns gebotenen Darstellung noch goutiren zu können. Im Ganzen empfingen wir den Eindruck, daß man den Wagner'schen Schöpfungen nicht damit dient, wenn man sie von der Bühne, auf der sie sa heimisch und so wirkungsvoll sind, in den Concertsaal trägt. — Das zweite, am 10. November stattgefundene Sinsonieconcert der Königl. Kapelle brachte als Navität eine Sinsonie (Nr. 3 D-dur) von A. Klughardt. Das Werk zeichnet sich durch eine gediegene und schöne Proportionen entwickelnde Kunstform, durch gewissenhafte thematische Arbeit, eine saubere, nirgend unklar werdende Stimmführung, sowie endlich durch gefällige Erfindung und ebenso gehaltreiche, als wirklich sinsonische Natur verrathende Motive aus. Auch die Instrumentirung verräth überall volle Sachkenntniß, ist fein erwogen und vor allen Dingen nirgends überladen. Es thut schon wohl, wenn uns ein jüngerer Componist nicht gleich bei seinem Beginnen mit Pasaunen und Tuben andläst, gleichsam als wolle er, schon von den ersten Takten an, der Auspasauner seines eigenen Ruhmes sein. Ebenso erfreulich, als Klughardt's Haushalten mit den instrumentalen Mitteln, berührte es, daß er uns in seinem Werke nicht mit der bekannten, interessant sein sollenden und doch so gründlich verbrauchten Weltschmerzmiene oder mit jenem hohlen Pathos, das Beethoven'sche Leidenschaft und Schmerzenstiefe zu heucheln versucht, entgegentritt, wamit uns so mancher unserer heutigen Streber womöglich schan in seinem Opus 1 imponiren und blenden will! Klughardt musicirt, wie es ihm ums Herz ist; er will nicht mehr geben, als er zu geben hat, nicht mehr scheinen, als er in Wahrheit ist, und so wird nicht nur ihm, sandern auch seinen Hörern bei seinen Tönen wahl. Seine Musik hat ein gutes Gewissen und die in ihr waltende Stimmung und Empfindung wirkt durch die ihr innewohnende Echtheit hundertmal erfreulicher, als jenes großspurige und den Mangel an Können durch eine weltverachtende Miene verschleiern wollende Auftreten der aben geschilderten Kraftgenies, das bereits so sehr in Manier ausartete und zum Gemeingut aller dieser vermeintlichen Himmelsstürmer ward, daß es nachgerade alles Eindrucks auf die Hörer verlustig gegangen ist. — Außer der von Hoskapellmeister Schuch auf das Sorgfältigste einstudirten Sinsonie von Klughardt brachte uns das Programm des Abends, unter gleicher Directian und in vorzüglicher Ausführung, die hier noch nicht gehörte Ouverture ou Suite (Nr. 4 D-dur) von J. S. Bach, Beethaven's Coriolan-Ouverture und Mendelssohn's A-moll Sinsonie. — Die Soiréen für Kammermusik der Herren Lauterbach, Hüllweck, Göring und Grützmacher wurden Montag, den 13. November, mit Mozart's Streichquartett in Es-dur, dem Rasf'schen D-moll-Quartett ap. 77 und einer Suite in G-dur op. 34 für Bialine mit Clavierbegleitung von F. Ries eröffnet. Die erwähnte Suite, die zweite dieser Art, die wir dem genannten unter uns lebenden Componisten verdanken, verdient, als die Novität des Abends, einer besonderen Erwähnung; sie zeichnet sich, wie ihre Vorgängerinnen, durch eine höchst liebenswürdige und ebensawal von Geschmack als echter musikalischer Begadung Zeugniß ablegende Erfindung, Form und Durchführung ihrer Motive aus. Hr. Concertmeister Lauterbach brachte das Werk und den aus dessen ramantischer Stimmung hervargehenden blühenden Stil durch seinen tonschönen und virtuosen Vortrag zur glänzendsten Erscheinung und wurde dabei am Clavier trefflich durch Hrn. Professor Eugen Krantz unterstützt. — Am 15. Navember erfreute uns Fräul. Aglaja Orgéni, unter der Mitwirkung von Grützmacher, der Pianistin Sewell und des Hrn. Krantz, durch ein Concert, in welchem ihre treffliche italienische Schule, ihre glänzende Virtuosität, sowie die unnennbare Grazie und der bestrickende Liedreiz ihres Vortrags in Stücken von Porpora, Pergolese, Jensen, Schumann, Meyerbeer, Berlioz, Grammann und Paladilhe zur Erscheinung kamen. Auch Beethoven's Cello-Sanate op. 5 Nr. 2 und Volkmann's für dasselbe Instrument companirte Romanze op. 7 wurden durch Grützmacher's meisterhaften Vortrag zu Glanzpunkten der Soirée. — Die Reihe der „Praductionsabende des Tankünstlervereins" wurde eröffnet am 17. Navember im großen Saale des Gewerbehauses. Das Programm enthielt, zur Erinnerung an den in diesem Jahre gestorbenen talentvallen Meister, ein Octett Joachim Rasf's, op. 176 für 4 Geigen, 2 Bratschen und 2 Violoncells, dem eine, als Composition uns nicht ansprechende, aber schwungvoll von Grützmacher vorgetragene Violoncell-Suite von Ed. Napravnik folgte. Den Höhepunkt der Genüsse des Abends bildete das zum ersten Mal hier aufgeführte C-dur-Concert für Flöte und Harfe mit Orchesterbegleitung van W. A. Mozart, Nr. 299 des chronologisch-thematischen Verzeichnisses von Ritter v. Köchel, in welchem Hr. Bauer die concertirende Flöte und Frl. Melanie Ziech die Harfenpartie übernommen hatten und trefflich ausführten. Das noch 3 Jahre vor dem Idomeneo entstandene Jugendwerk Mozart's zeigt, bei einer Fülle schöner Mative, eine unnachahmliche Grazie und kommen die beiden Soloinstrumente darin zu den reizendsten Wirkungen. — Am 20. Navember erfreute uns der Königl. Kammervirtuas Hr. Hermann Scholtz durch sein jährliches Cancert, dessen reiches Programm (Stücke von Beethoven, Schumann, Schaltz, Tschaikowsky, Silas und Chopin enthaltend)

die Mannigfaltigkeit des Vortrags und die hochentwickelte Technik des Concertgebers nach den verschiedensten Seiten hin zur Erscheinung brachte. — Eine große Zukunft glauben wir (obwol kein Freund von Wunderkindern) der kleinen 10jährigen deutsch-ungarischen Clavierspielerin Ilona Eibenschütz verheißen zu dürfen, die am 27. November hier öffentlich auftrat. Ihre Bedeutung liegt weniger in der Schaustellung von Fingerfertigkeit (abgleich auch ihre Technik nichts zu wünschen übrig läßt), als in einem über ihr Alter hinausgehenden Vortrag, der, gleich ihrem von uns geprüften wunderbar fein organisirten Gehör, auf eine nicht mehr als gewöhnliche musikalische Begabung schließen läßt. Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

□ Der Weg des Heils. Predigten zumeist in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten von Dr. Chr. E. Luthardt. Leipzig, Dörffling u. Franke. 2 *M.* — Mit dieser neuen, wenn auch kleinen Sammlung von Predigten, nunmehr der achten, die der geehrte Verf. ausgehen läßt, erweist er nicht blos seinen zahlreichen Freunden und Verehrern, sondern auch der theologischen Welt überhaupt einen dankenswerthen Dienst. Welch eine herzandringende und überwindende Macht in Luthardt's Predigten liegt bei aller Schlichtheit und Einfalt, mit der er Gottes Wort so viel möglich durch sich selbst, ohne eigene Zuthat wirken läßt, ist bekannt. Nicht minder ist bekannt, wie der Verf. es versteht, nicht als ein Bote aus vergangener Zeit, sondern als ein Zeitgenosse zu den Zeitgenossen an das Herz des gegenwärtigen Geschlechts zu reden, und zugleich an das Herz des deutschen Volkes, mit williger Anerkennung der besseren Seiten und der edleren Bestrebungen unserer Zeit, bei aller Entschiedenheit und allem Ernst, mit dem er die Sünden unserer Zeit straft, und die entscheidende Bedeutung der Krisis, in der wir stehen, nicht selten in ergreifender Rede vor Augen stellt. Unter den zehn Predigten, welche die Sammlung bietet, sind drei nicht in der Universitätskirche zu Leipzig gehaltene; die eine mit dem Thema: „die rechte Beständigkeit", im Schlußgottesdienst der letzten sächsischen Landessynode gehalten, allen Synodalen in guter Erinnerung; die andere mit dem Thema: „der Beruf des Christen in der Welt", beim Convent des Domcapitels in Meißen gehalten; die dritte eine alte, die der Verf. als Abschiedspredigt in Marburg am Charfreitag 1856 über die sieben Worte Jesu am Kreuz gehalten hat, die noch ganz die erste, ursprüngliche Frische homiletischer Productivität athmet und doch schon die formelle Vollendung an sich trägt, wie sie den Luthardt'schen Predigten mit ihrem charaktervollen, ethisch-ernsten Ausdruck und der festen Geschlossenheit ihrer Gedankenentwicklung eigen ist.

□ Die Revision der Lutherischen Bibelübersetzung von Lic. th. Ernst Kühn, Consistorialassessor und Diakonus. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1883. Preis 75 A. — Manches fromme Gemeindeglied, das an seiner lutherischen Bibel als an einem Heiligthum hält, wird erschrecken, wenn es den Titel dieses Schriftchens liest. Aber gerade die Lectüre desselben wird es van der Grundlosigkeit der Befürchtung überzeugen. Das Werk, um das es sich hier handelt, ist nicht eine neue Bibelübersetzung an Stelle der lutherischen, die neben dem lutherischen Katechismus und neben den evangelischen Lied ein Geistesband ist, das die ganze deutsch-evangelische Christenheit umschlingt und an dem zu rütteln das schwerste Unrecht wäre, sondern nur eine Revision der lutherischen Uebersetzung, d. h. einestheils eine Wiederherstellung ber ursprünglichen Uebersetzung Luther's an denjenigen Stellen, an welchen schan im Reformationsjahrhundert ohne Noth geändert worden ist, anderntheils eine Berichtigung wirklicher anerkannter Irrthümer und Unrichtigkeiten, die ja freilich nirgends Fundamentalsätze unsers evangelischen Glaubens betreffen, oder solcher Stellen, die dunkel und mißverständlich für uns sind nach unserem dermaligen Sprachgebrauch. Wie der Gedanke dieses Werkes allmälig aufgetaucht und wie an der Herstellung desselben seit Jahrzehnten von hervorragenden evangelischen Theologen, darunter Männern ersten Ranges, aus Sachsen von Prof. Dr. Delitzsch, Prof. D. Baur, Consistorialr. D. Thenius, Pastor D. Ahlfeld, an dessen Stelle später der Verfasser des gegenwärtigen Schriftchens getreten, mit großem Fleiß und treuester Gewissenhaftigkeit gearbeitet worden ist, welche Grundsätze dabei maßgebend gewesen sind, und wie berechtigt das ganze Werk ist, das setzt der Verf. mit so überzeugender Klarheit und in so fesselnder Anschaulichkeit, zugleich in einer auch für jeden gebildeten Laien so verständlichen Weise auseinander, daß man ihm für den belehrenden Genuß nur dankbar sein kann, den sein Schriftchen bietet. Jeder unbefangene Leser wird daraus den Eindruck gewinnen, daß es sich nicht um eine gelehrte Neuerung oder überhaupt um irgend eine bedenkliche Sache, sondern um ein frommes Werk zur Ehre Gottes, um die Ausübung einer Pflicht gegen die christliche Wahrheit handelt. Und Dies ganz im Sinne und Geiste Luther's, der selbst an seiner Uebersetzung fort und fort das Werk der Revision getrieben hat, und der froh gewesen sein würde, wenn er einen solchen Beirath van frommen und erleuchteten Männern, wie die Bibelrevisians-Commission in Halle, bei seinem Werke gehabt hätte. Unfehlbar ist auch seine Uebersetzung nicht; höher als seine Autorität steht die Autorität des göttlichen Wortes selbst, der sich Niemand williger unterworfen hat, als er selbst; anerkannte, von allen Seiten festgestellte Irrthümer müssen daher berichtigt werden, wenn auch mit größter Schonung und Vorsicht, wie sie in der That nach den vom Verf. mitgetheilten sehr lehrreichen und interessanten Proben von der Commission aufs Peinlichste beobachtet worden ist. Besondere Sorgfalt hat die Commission mit Recht darauf gewendet, den sprachlichen Ausdruck in den Berichtigungen möglichst demjenigen Luther's zu conformiren und zu diesem Behufe ihn dem Sprachschatz der Lutherbibel zu entnehmen, damit diese dem evangelischen Werke wirklich erhalten bliebe als ein Werk aus Einem Gusse. Für die auf diese Seite der Arbeit verwandte, nicht geringe Mühe muß man der Commission besonders dankbar sein. Die lutherische Bibelübersetzung steht für alle Zeiten als ein unvergleichliches Denkmal der Vereinigung des deutschen und des biblischen Geistes da; keine noch so vielgliedrige Commission der gelehrtesten und geistreichsten Männer kann eine Bibelsprache machen; nur ein so ursprünglicher, schöpferischer Genius, wie Luther, der ebenso durch und durch eingetaucht war in den biblischen Geist, in den Geist der Propheten und Apostel, als in den deutschen Geist, der nicht blos die Bibel, sondern das Christenthum selbst ins Deutsche übersetzt hat, das Urbild eines deutschen Christen, konnte die Bibelsprache in einem genialen Wurf schaffen und damit zugleich unsere deutsche Sprache regeneriren. Ob es einem religiösen und zugleich sprachgewaltigen Genius späterer Zeiten varbehalten sein wird, die deutsche Bibel in neuen Zungen mit so ursprünglicher Kraft classischer Volksthümlichkeit, als Luther, reden zu lassen, wer mag's sagen? Wir bezweifeln's und möchten Bunsen Recht geben, wenu er meint, daß man die Bibelsprache für ein Valk nur einmal schaffen könne, und stimmen jedenfalls dem Verf. bei, wenn er, anknüpfend an Bunsen, den Satz ausspricht: „auch heute noch, wie vor dreihundert Jahren, ist Luther der von Gott erweckte Bibelübersetzer des deutschen Volkes." Entsprechend diesem Gedanken führt der Verf. insbesondere ganz treffend aus, wie bei dem Revisionswerke auch bezüglich der grammatischen Gestaltung des deutschen Textes möglichst die Sprachweise Luther's zu bewahren gewesen sei, um das ber Bibel eigenthümliche Colorit nicht zu verwischen. Die Sprache der Bibel kann sich ebenso wenig wie die Sprache der Poesie, gleich dieser die Sprache edelster Idealität, mit derjenigen der Schule decken; diese hat sich vielmehr an jener zu corrigiren,

und dies besonders in unserer Zeit, wo die Neigung zu abstractem Ausdruck auf unsere Schul- und Schriftsprache vielfach einen ungünstigen Einfluß ausübt, ja diese zum Theil geradezu verderbt. Was die Sprache der Bibel, ganz abgesehen von ihrem Inhalt, für die Bewahrung einer echten deutschen Sprache, als der Sprache eines Volkes edler Idealität und tiefen Gemüths, zu bedeuten hat, Das haben am besten unsere deutschen Classiker gewußt, die ihre eigene Sprache an der Sprache der lutherischen Bibel genährt haben, und besonders treffend hat es Goethe an verschiedenen Stellen, speciell in den Gesprächen mit Eckermann, ausgesprochen. Wir scheiden von dem nach Inhalt und Form gleich gediegenen, trefflichen Schriftchen, das wir um der Wichtigkeit des Themas willen ausführlicher angezeigt, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß dasselbe, wie es verdient, nicht blos von unsern Theologen, die sich bisher mit der Sache durchschnittlich noch zu wenig vertraut gemacht haben, sondern auch von den kirchlich gesinnten Laien gelesen werde und die Vorurtheile zerstreue, die in verschiedenen Kreisen aus Unkenntniß oder aus vorgefaßter Meinung gegen das Werk existiren, von dem der sachkundige Vers. Bericht erstattet.

Kr. Praktische Erklärung der für die Volksschule wichtigsten Kirchenlieder. Von Ernst Eckardt, K. Sächs. Bezirksschulinspector in Grimma. Leipzig und Berlin, Jul. Klinkhardt. 1882. — Vorliegendes Schriftchen ist offenbar aus dem Bestreben erwachsen, der Lehrerwelt die umfassende Aufgabe etwas zu erleichtern, welche ihr durch die mannigfaltigen Neuerungen auf dem Gebiete des Schulwesens gestellt wurde; indem dasselbe einen durchaus auf das praktische Bedürfniß berechneten und beschränkten Commentar zu den als religiösen Memorirstoff für unsere sächsischen Volksschulen vorgeschriebenen 22 resp. 24 evangelischen Kirchenliedern und anhangsweise zu noch 4 weiteren, besonders glänzenden Perlen aus der reichen Schatzkammer unserer „Lieder im höheren Chor" darbietet. Einer ebenso didlisch gründlichen, als gedrängten und leicht verwerthbaren Erklärung der einzelnen Strophen folgt bei jedem Liede eine Uebersicht des Gedankenganges und ein kurzer Lebensabriß des betr. Dichters. Auch der Melodien ist in jedesmaliger Note gedacht. Mehrfach ist auch des Sagenkranzes Erwähnung gethan, mit welchem der gewissermaßen nachdichtende Volksgeist seine Liederedelsteine schimmernd umfaßte, und der es werth ist, im Volksbewußtsein erhalten zu werden, wenn schon derselbe in den meisten Fällen in leere Nebel zerrinnt, wenn man ihm mit der Leuchte urkundlicher Forschung näher tritt. So hat sich, um nur einen solchen Fall zu erwähnen, der Schreiber dieser Zeilen durch genaue Kenntnißnahme der in allen Orten der Amtsführung des Oberlausitzer Dichters Johann Mentzer reichlich vorhandenen Quellen und eigenhändigen Aufzeichnungen Mentzer's überzeugt, daß die auch im vorliegenden Büchlein wiederholte anmuthige Erzählung, Mentzer habe sein glaubensfreudiges Lied: „O daß ich tausend Zungen hätte!" nach einem Brande gedichtet, der ihm alle seine Habe raubte, der thatsächlichen Begründung entbehrt. Mentzer ist nie von einem Brandunglück, wol aber von vielfachem schweren Familienleid betroffen worden. Er sahe fast alle seine zahlreichen Kinder und eine Gattin ins Grab sinken. Sehr wahrscheinlich hat er dieses Lied im Jahre 1704 gedichtet, in dem er sich zum zweiten Male verheirathete, und auch seine fromme und treue Gönnerin Justine geborene v. Gersdorf, verwittwete Gräfin v. Zinzendorf, die Mutter des Stifters der Brüdergemeine, zu ihrer zweiten Vermählung mit dem preußischen General Gneomar v. Natzmer verschritt. Herrliche göttliche Gnadenführungen, wie schmerzliche Schicksalsruthen hatte sowol der Dichter als seine edle Freundin reichlich gespürt. Die dankbare Erinnerung an genossenen Segen und erfahrene Aufrichtung aus tiefem Leid fügte sich ihm fast von selbst zusammen zum jubilirenden Hochzeitcarmen.

□ Der Bericht über die 36. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung, der nebst den drei bei dieser Gelegenheit von D. Rüling, D. Kögel, D. v. Gerok gehaltenen Predigten kürzlich erschienen ist, hat für die weitesten Kreise ein besonderes Interesse. Es gewährt einen großen Genuß und eine wahre Erbauung, aus dem Berichte die Stimmen von Vertretern der verschiedensten evangelischen Länder in ihren oft hochberedten und zündenden und dann wieder rührend-schlichten, herzbewegenden Aussprachen zu vernehmen, die einen tiefen Eindruck von der Einigkeit im Geiste und der Gemeinschaft in der Liebe zu dem Einen Evangelium geben. Derselbe Ton klingt wieder in den drei Predigten, die dem schönen Feste die wahre Weihe gegeben haben, ein voller und kräftiger, aus der Tiefe evangelischen Glaubensgeistes hervorgehender Jubelaccord und harmonischer Dreiklang zur Ehre Gottes. Wenn man wol zugeben muß, daß unsere Zeit im Feiern der Jubiläen zu viel thut, und daß auch auf kirchlichem Boden dabei nicht selten viel Menschendienst getrieben wird, so kann man dagegen mit Genugthuung constatiren, daß durch diese Predigten von Anfang bis Ende der Grundton voll und kräftig hindurchgeht: „allein Gott in der Höh sei Ehr." Und wenn der zweite geistliche Redner, D. Kögel, in mächtig zündender Weise an einzelne Strophen des alten Lutherliedes von der festen Burg seine Predigt angeknüpft hat, so kann man zu den von ihm angestimmten Lutherklängen auch aus dem unmittelbaren Eindrucke dieser Predigten heraus den Klang hinzufügen: „der Herr ist noch bei uns auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben."

— Aeschylos Tragödien. Deutsche Nachdichtung von Oswald Marbach. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1883. — Seinen Uebersetzungen des Sophokles läßt O. Marbach jetzt eine Verdeutschung der gesammten noch übrigen Dramen des Aeschylos folgen. Wir können an dieser Stelle nur in möglichst objectiver Form auf diese Arbeit hinweisen, die aus einer vieljährigen Beschäftigung mit dem „erhabensten Dichter der antiken Welt" und aus einer tiefen, echten Begeisterung für dessen gewaltige Schöpfungen hervorgegangen ist und gewiß rege Theilnahme finden wird. Steht doch das classische Alterthum, sowol in Bezug auf den ethischen Inhalt desselben wie auf die künstlerische Form, uns geistig näher als unsere eigae fernere Vergangenheit und hat doch ein großer Theil unserer Culturentwickelung darin bestanden, uns den geistigen Nachlaß jener anzueignen und für uns nutzbar zu machen. Diesen Zweck der Aneignung und Nutzbarmachung hat der Vers. in seiner „Nachdichtung" besonders dadurch zu erreichen versucht, daß er, wie er selbst sich ausdrückt, „nicht Worte, Verse und Vorstellungen, sondern Gedanken, Empfindungen und Charaktere treu wiederzugeben" bestrebt war. Auf diese Weise soll die antike Dichtung in einer unserer Denk- und Sprechweise möglichst angepaßten Form sich auch äußerlich als etwas Verwandtes und Vertrautes bei uns einführen.

S—n. Als geeignetes Weihnachtsgeschenk empfiehlt sich der sogenannte „Kleine Brockhaus" oder Brockhaus' „Kleines Conversationslexicon", dessen dritte Auflage im Jahre 1878 begonnen worden ist und seit kurzer Zeit vollendet vorliegt. Das in zwei elegante Bände gebundene encyclopädische Handwörterbuch, das in glücklicher Weise Kürze mit Reichhaltigkeit und Klarheit zu vereinigen weiß, ist zu dem Preise von 15 ℳ complet zu haben und ist nicht nur eine Zierde für den Büchertisch, sondern namentlich für jeden Zeitungsleser, aber überhaupt für Jeden, der sich über irgend etwas rasch orientiren möchte, eine Quelle der Belehrung. Eine ganze Reihe guter Karten, sowie Abbildungen aus dem Bereiche von Natur, Kunst und technischem Gewerbe bilden eine gewiß gern gesehene Beilage dieses nützlichen Nachschlagebuches.

** Kalenderliteratur. An neuen Kalendern, d. h. Kalendern für das neue Jahr, liegen uns zunächst zwei alte Bekannte vor, der „Königlich Sächsische Ameisenkalender nebst

deutschem Disteli-Kalender", herausgegeben von F. A. Geißler in Leipzig, von dem sich nicht viel weiter sagen läßt, als daß er auch diesmal viel Belehrendes, Unterhaltendes, gute, mittelgute und — schlechte Witze und Anekdaten enthält — Alles für 50 ₰! Zu dem gleichen Preise ist der Freiberger Stadt-, Land- und Bergkalender (Freiberg, Heinrich Gerlach) zu haben, dessen Inhalt schon etwas höheren Ansprüchen genügen können wird und dem nicht blos der auf dem Titelblatte gedruckte bergmännische Gruß eine eigenartige, an die Bergstadt, aus welcher er gekommen, mahnende Physiognomie verleiht. — Die Libreria Centrale in Rom hat ein der Kalenderliteratur angehöriges neues Erzeugniß ihres Verlages versendet, welches einen Schmuck des diesjährigen Weihnachtstisches zu bilden vermag, einen Römischen Wandkalender Deutscher Nation, eine Weihnachts- und Neujahrsgabe deutscher Dichter der Gegenwart, herausgegeben und deutschen Romfahrern zunächst gewidmet von Hermann Allmers, dem Verfasser der bekannten „Römischen Schlendertage". Dieser Kalender präsentirt sich in einer ebenso originellen, als hocheleganten Ausstattung, ist in Form einer antiken Buchrolle gefertigt, jedes Blatt ist mit poetischen Ergüssen deutscher, von der „Ewigen Stadt" begeisterter Dichter, daneben aber mit gold- und farbenleuchtenden Initialen und Kopfleisten auf das Prächtigste geschmückt. Bei diesen Vorzügen ist der Preis des in der Drugulin'schen Officin hergestellten Wandkalenders — auf Büttenpapier 3 ℳ 50 ₰, auf Pergament 6 ℳ — nur als angemessen zu bezeichnen.

Leipzig, 30. Nov. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Abel's, Ambrasius, in Leipzig, Jugendschriften: Hasmann's Märchen: Der Kinder Wundergarten. 13. Aufl., 2,50 ℳ, Prachtausg. 3. Aufl., 6 ℳ. — Müller, Rübezahl. 2 ℳ. — Derselbe, Alter Sang, neuer Klang. Märchen und Sagen. 3 ℳ. — Lauckhardt, Tausend und eine Nacht. 3 ℳ. — Turley, Schwedische Volksmärchen. 2,50 ℳ. — Andersen's ausgewählte Märchen. 15. Aufl. 1,60 ℳ.

Aerzte s. „Kritik".

Ahlfeld's, Febr., Morgenandachten. Von Heinr. Ahlfeld. Halle a. S., Rich. Mühlmann. 4 ℳ.

Almanach in losen Blättern für 1883. 21. Jahrg. Dresden, Conrad Weiske. 80 ₰.

v. Ammon, Die ersten Mutterpflichten. 25. Aufl. Leipzig, S. Hirzel. 3,75 ℳ.

Anzengruber's Kalender-Geschichten: Launiger Zuspruch und ernste Red'. Lahr, Moritz Schauenburg. 3 ℳ.

Balbi's allgemeine Erdbeschreibung. 7. Aufl. von De. Chavanne. 11. bis 16. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 75 ₰.

Bartsch, Gesammelte Vorträge und Aufsätze. Freiburg i. Br. und Tübingen, J. C. B. Mohr. 8 ℳ.

Bers, Sich selbst im Wege. Ein Stimmungsbild. 3. Aufl. Leipzig, Schultze & Co. Geb. 3 ℳ.

Betemann, Meine Sonntage. Rückblicke und Erinnerungen. Leipzig, Amde Abel.

Bevölkerungsaufnahme, Die Beschränkung der, oder das sog. Zweikindersystem. Leipzig, Hoffmann & Ohnstein. 80 ₰.

Blätter für populäre Rechtswissenschaft. 1. Bd 5. Lfg.: Michaelis, Die Verkaufsselbsthülfe in Handelsgeschäften; 6. Lfg.: Das Erziehungsstrafrecht in Haus und Schule. Minden, W., J. C. C. Bruns. Pro Jahrg. 7,50 ℳ, à Lfg. 1,40 ℳ.

Blau, Die deutschen Landsknechte. Ein Culturbild. Görlitz, C. A. Starke.

Bormann's Schelmenlieder. Leipzig, A. G. Liebeskind. Brasch. 3 ℳ, geb. 4 ℳ.

Braun & Schneider's in München Jugend- und humoristische Schriften: Münchener Bilderbogen. 34. — Braun, Jugendblätter. — Harburger Album. — v. Kobell, Erinnerungen. — Meggendorfer, Neuer Karb voll Allerlei. — Derselbe, Die brave Bertha. — Rasch, Unser's Kleinen. — Remark, Ernst und Scherz. — Schmidt-Cabanis, Allerlei nette Pflanzen. — Zastrow, Militär-Humoresken.

Brockhaus' kleines Conversations-Lexikon. 3. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1. Heft à 30 ₰. 40 Hefte geb. 15 ℳ.

" Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 40. bis 45. Heft (Schluß des 3. Bds.) à 50 ₰.

Carlsen's Erzählungen: II. Degen und Palette. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.

Caspari, Hermann Lotze in seiner Stellung zu der durch Kant begründeten neuesten Geschichte der Philosophie. Breslau, Ed. Trewendt.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 2065, 2066, 2077, 2087, 2090, 2091, 2098, 2102 bis 2107. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. à 1,60 ℳ.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine, Red. c. Leipzig, J. C. Hinrichs. Viertelj. 2 ℳ.

Dahn's histor. Roman aus der Völkerwanderung: Felicitas. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 5 ℳ.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. V. Jahrg. 2. u. 3. Heft. Wien, A. Hartleben. à 70 ₰.

Du Chaillu, Im Lande der Mitternachtssonne. 18. bis 20. (Schluß-) Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 1 ℳ.

Ebers und Guthe, Palästina in Bild und Wort. 21. bis 29. Lfg. (Schluß des 1. Bds.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. à 1,50 ℳ.

Eckardt, Praktische Erklärung der für die Volksschule wichtigsten Kirchenlieder. Leipzig, Julius Klinkhardt.

Eltners, Zur Vagabundenfrage. 12 Thesen und ein Entwurf zu einem Reichsgesetz. Berlin, Fr. Karlkampf. 80 ₰.

Encyklopädie der Naturwissenschaften. II. Abth. 8. u. 9. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt.

Erler, Deutsche Geschichte. 4. bis 7. Lfg. Leipzig, Alphons Dürr. à 1 ℳ.

Europäische Waaderbilder. Nr. 34 u. 35: Görbersdorf. Dr. Brehmer's Heilanstalt für Lungenkranke. Von R. Ortmann. Zürich, Orell, Füßli & Co. 1 ℳ.

Feldhaus, Deutsche Aufsätze. Hannover, Hahn'sche Buchhdlg. 2,40 ℳ.

Firmen s. „Verzeichniß".

Fleischer, Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. 7. Jahrg. 11. Hft. Berlin, Otto Janke. Viertelj. 6 ℳ.

Frank, Grundzüge der Pflanzenphysiologie. Hannover, Hahn'sche Buchhdlg. 2 ℳ.

Friedberg, Das Collegium Juridicum. Ein Beitrag zur Geschichte der Leipziger Juristenfacultät. Leipzig, Bernh. Tauchnitz.

Goethe's Werke, illustr. herausgeg. von Heinr. Düntzer. 7. bis 12 Lfg. Stuttgart u. Leipzig. à 50 ₰.

Gäßinger, Reallexikon der deutschen Altertümer. 18. u. 19. (Schluß-) Heft. Leipzig, Waldemar Urban. à 1 ℳ.

Gretschel's Zeitpredigt: Ein Mahnruf zum Frieden im Hause des Friedens. Crimmitschau, Burkhardt. 30 ₰.

Grützmann, Das Anfechtungsrecht der benachtheiligten Konkursgläubiger. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 5 ℳ.

Gustav-Adolf-Stiftung, Bericht über die 36. Hauptversammlung des ev. Vereins der, in Leipzig am 12 bis 14. Sept. c. und über die 50jähr. Jubelfeier derselben. 1,50 ℳ. — Drei Predigten bei derselben. 2. Aufl. 25 ₰. Leipzig, Selbstverlag des Centralvorstandes des Vereins derselben.

Hackländer's ausgewählte Werke. 15. bis 20. (Schluß-) Bd. Stuttgart, Carl Krabbe. à 1,50 ℳ.

Handels- und Gewerbekammer Zittau, Berichte der, v. 1. Jan. 1881 bis 1. Oct. 1882. — Bericht über die Thätigkeit der, in den Sitzungen b. J. 1881.

Händel, Georg Fedr., Ein Künstlerleben. Von Armin Stein. 1. Th. Halle a. S., Buchhdlg. des Waisenhauses. 3,30 ℳ.

Heppe, Hauswirthschaftliche Chemie. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß. 2 ℳ.

Hirt's & Sohn in Leipzig Jugendschriften: Augusti, Liebe um Liebe. 7 u. 5 ℳ. — Derselbe, Hans u. Welt. 4 u. 2½ ℳ. — Wörishöffer, Das Buch vom braven Mann. Bilder aus dem Seeleben. 6 u. 4½ ℳ.

Hoff, Künstler und Kunstschreiber. Ein Act der Nothwehr. München, Theod. Straeser.

Holthof, Der russische Vulkan. Ein Versuch zur Erklärung der Zustände und Geistesströmungen im modernen Rußland. Frankfurt a. M. R. Morgenstern. 1 ℳ.

v. Horn's Volks- und Jugendbibliothek. Bd. 131—135: Schupp, Auf dem Wachholder. — Derf., Joseph in Aegypten. — Bonnet, Der Einarm. — Derf., Die Geschwister. — Oertel, William Penn. Wiesbaden, Julius Niedner. à 75 ₰.

Jungbans' Novelle: Die Schwiegertochter. Berlin, Albert Goldschmidt. 1,50 ℳ.

Kalender: Freiberger Stadt-, Land- u. Berg-K., Freiberg i. Sachs., Heinr. Gerlach. 50 ₰. — Kgl. Sächs. Ameisen-K., Leipzig. F. A. Geißler. 50 ₰. — Eb. Trewendt's in Breslau Haus-K. u. dess. Volks-K. — Der Mentor. Notiz-K. für Schüler. Altenburg, H. A. Pierer. 60 ₰, geb. 1 ℳ. — Römischer Wand-K. deutscher Nation. Von Herm. Allmers. Rom, Libreria Centrale (Ed. Müller). 3,50 ℳ. Prachtausg. 6 ℳ. — Taschen-K. für deutsche Handwerker. Elberfeld, Sam. Lucas. 1,20 ℳ.

Kartenwerke: Delitsch, Wandk. des Königr. Sachsen. 3. Aufl. Leipzig, J. C. Hinrichs. 6 Bl. 8 ℳ, auf Leinw. 14 ℳ. — Gaedler's Special-Atlas der berühmtesten und besuchtesten Gegenden und Städte Deutschlands und der Alpen. 100 Karten in 26 Lfgn. 1. bis 3. Lfg. Neustadt-Leipzig, Ed. Gaedler. à 1 ℳ.

Kiel, Die Venus von Milo. Hannover, Hahn'sche Buchhdlg. 2,40 *M.*

Kleinpaul, Rom in Wort und Bild. 27. bis 30. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. à 1 *M.*

Knefchke, Deutsche Lyriker seit 1850. 5. Aufl. 4. bis 10. (Schluß-) Lfg. Leipzig, Rud. Linde. à 50 *A.*

Koller, Neueste Erfindungen und Erfahrungen. 12. u. 13. (Schluß-) Heft des 9. Jahrg. Wien, A. Hartleben. à 60 *A.*

Körnee's, Theodor, sämmtl. Werke. Illustr. Prachtausg. von Heinr. Laube. 1. u. 2. Lfg. Wien, Sigm. Bensinger. à 50 *A.*

Kranichfeld's Reformationspredigt: Die Predigt vom Glauben als das Gericht über das Papstthum. Leipzig, Roßberg. 40 *A.*

Kretschmann, Die Altersversorgung der Arbeiter in Deutschland. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1 *M.*

Kritik des Entwurfs der Prüfungsordnung für Aerzte von einem Naturforscher. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 1 *M.*

Kühn, Die Revision der Lutherischen Bibelübersetzung. Halle a. S., Buchhdlg. des Waisenhauses. 75 *A.*

Kühne's „Willram". Erzählung aus dem 11. Jahrh. 2. Aufl. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler. 3 *M.*

Kunzemüller, Fürst Bismarck's staatsrechtliche und wirthschaftspolitische Anschauungen. Berlin, Fr. Korkkampf. 3 *M.*

La Mara, Musikalische Studienköpfe. 5. Bd. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 4 *M.*

Lansdell, Durch Sibirien. 1. u. 2. Bd. Jena, H. Costenoble. à 8 *M.*

Lansdinger's Vortrag auf dem 1. hannoverschen Bauerntag: Ueber die schiefe Lage des Grundbesitzes, Handwerks und Gewerbes gegenüber dem mobilen Capital und Mittel zu ihrer Aufbesserung. Hannover, Carl Mayer. 40 *A.*

v. Leixner, Unsee Jahrhundert. 56. bis 62. (Schluß-) Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn. à 50 *A.* 2 Bde. 37 *M.*

Lohmeyer's „Deutscher Jugend-Schatz". XIV. u. XV. Bd. Leipzig, Alphons Dürr. à 3 *M.*

Lorentz' Antiquariats-Katalog Nr. 13: Geschichte der Höfe und des Adels. Leipzig, Alfr. Lorentz.

Luthardt's Predigten: Der Weg des Heils. 2 *M.* — L.'s Predigt: Irdisch oder himmlisch gesinnt sein. 40 *A.* Leipzig, Dörffling & Franke.

Mädchens Wunderhorn. Hochdeutsche Gedichte. 12. Aufl. Von Emil Barthel. Halle a. S., Herm. Gesenius. 4,50 *M.*

Mainländer, Die Philosophie der Erlösung. 2 Bde. Zwölf philosophische Essays. 1. Lfg. Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 2,40 *M.*

Manifest an die Regierungen und Völker der durch das Judenthum gefährdeten christlichen Staaten lt. Beschluß des 1. intern. antijüd. Kongresses zu Dresden. Chemnitz, Ernst Schmeitzner.

Memorandum, im Auftrage der Generalconferenz der zu Hermannstadt v. 12 bis 14. Mai n. St. 1881 versammelten Vertreter der rumänischen Wähler verfaßt. Hermannstadt, Verlag des Ausschusses.

Michaelis siehe „Blätter ꝛc.".

Mühlhäußer siehe „Zeitfragen".

Müller's Erzählung: Vasco de Gama, oder die Auffindung des Seeweges nach Indien. Breslau, Ed. Trewendt. 5 *M.*

Müller, Europäische Geschichte und Politik 1871—1881. Berlin, Julius Springer.

Münz, Die Grundlagen der Kant'schen Erkenntnißtheorie. Breslau, Wilh. Koebner.

Nebehofer, Frankfurter Möbel-Bazar. 4. Jahrg. 1. Lfg. Frankfurt a. M., Ph. Niederhöfer. 3 *M.*

Nicklen, Freimaurerthum und Christentum. 2. Aufl. Leipzig, Johannes Lehmann. 1,50 *M.*

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. Nov. c. Breslau, S. Schottländer.

Novellenfahrten. 4. (Ergänzungs-) Bd. 1. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn. à 2 *M.*

Obpacher's, Gebrüder in München, Kunstverlags-Neuheiten: Glückwunsch-, Jagd-, Menu-, Blumen- und Tischkarten, Wand-, Adreß- und Pracht-Kolender ꝛc.

Perrot und Chipiez, Geschichte der Kunst im Alterthum. 6. u. 7. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 1,50 *M.*

Petty, Ohne die mystischen Thatsachen keine erschöpfende Psychologie. Leipzig, C. F. Winter. 1 *M.*

Peschiee, Esaias Tegnér. Sein Leben und Dichten. Lahr, Moritz Schauenburg. 1 *M.*

Pyra, Immanuel, und sein Einfluß auf die deutsche Litteratur des 18. Jahrh. Von Dr. G. Wuttke. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 4,50 *M.*

Raschig, Seldsterkenntnis nach wissenschaftlichen Prinzipien nebst einer offenen Frage an die Gebildeten unserer Zeit. Leipzig, Joh. Ambr. Barth 2 *M.*

v. Redwitz, Ein deutsches Hausbuch. Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta.

Reichardt Strumberg, Mathilde, Frauenrecht und Frauenpflicht. Antwort auf Fanny Lewald's Briefe. 3. Aufl. Leipzig, T. O. Weigel. 1,80 *M.*

Reichensperger, Erlebnisse eines alten Parlamentariers im Revolutionsjahre 1848. Berlin, Julius Springer. 5 *M.*

Reifferscheid, Briefe von Jakob Grimm an Hendrik Wilh. Tydeman. Heilbronn, Gebr. Henninger. 3,60 *M.*

Rein, Das Leben Dr. Martin Luthers. Leipzig, Georg Reichardt. 2,40 *M.*

Ribot, Das Gedächtniß und seine Störungen. Hamburg u. Leipzig, Leop. Voß. 1,50 *M.*

Rosaria's Gedichte: „Strandsand". Parchim, H. Behdemann.

Rosegger's Roman: Der Gottsucher. 1. u. 2. Bd. Wien, A. Hartleben. 6 *M.*

Sammlung französ. Neudrucke. 4. u. 5. Bdch. Heilbronn, Gebr. Henninger. à 2,80 *M.*

Schaumberger, Fritz Reinhardt. Erlebnisse und Erfahrungen eines Schullehrers. 3. Aufl. 1. bis 3. Bd. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler. 7,50 *M.*

Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 7. Heft. Berlin, Weidmann.

Schmidt, Die Organisation der 10-classigen höheren Volksschule ꝛc. Preisgekrönt. Dresden, Privatschuldir. Gust. Wilh. Carl Schmidt's Selbstverlag. 50 *A.*

Schmitz, Die Wirthschafts-, Finanz- und Sociolreform im deutschen Reiche. Reden des Fürsten Bismarck 1870—1882. Hagen i. W. und Leipzig, Hermann Risel & Co. 6 *M.*

Schwabe, Vergleichende Porto-Spar-Tabelle. Blasewitz-Dresden, Postsecr. Schwabe's Selbstverlag. 50 *A.*

v. Schweiger-Lerchenfeld, Griechenland in Wort und Bild. 18. bis 20. (Schluß-) Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. à 1,50 *M.*

Schuberth, Illustr. Hand- und Hilfsbuch für Metallarbeiter. 11. bis 15. (Schluß-) Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 *A.*

Sehrwald, Deutsche Dichter und Denker in Proben, Mottos, Selbstbekenntnissen und Urtheilen. 2. Bd. 1. Lfg. Altenburg, Oskar Bonde. 2 *M.*

Seitz, Weihnachts-Album für die musikalische Jugend. Quedlinburg. Chr. Frdr. Vieweg. 4 *M.*

Senckel's Denkschrift: Jugend- und Schulsparcassen. Hohenwalde b. Mülleose, P. Senckel's Selbstverlag, und Frankf. a. O., G. Harnecker. 1,60 *M.*

Suppe's Cajualreden: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte". 1. Abth. Leipzig, Jul. Drescher. 2,80 *M.*

Tegnée's, Esaias, lyrische Gedichte. Uebersetzt von Gottfr. v. Leinbueg. 1. u. 2. Th. (3. u. 4. Bd. v. Tegnér's sämmtl. Werken in ca. 36 Lfg. à 50 *A.*) Leipzig, Oskar Leiner. — Siehe auch „Peschiee".

Trewendt's in Breslau Jugendbibliothek. N. Folge. 5., 6. u. 7. Bd. à 90 *A.*

Türpe's Rede: Die deutsche Treue in dreifacher Gestalt. Oederan, J. C. Schlesinger.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. 11. u. 12. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Vereins für kirchliche Kunst im Königr. Sachsen. 19. Jahresbericht des, Dresden, B. G. Teubner.

Verzeichniß der im Königr. Sachsen in die Handelsregister eingetragenen Firmen. Dresden, Wilh. Baensch. 10 *M.*

Verzeichniß der Lehrmittel der Neuzeit. Leipzig, Dietz & Zieger. 50 *A.*

Vogt und Specht, Die Säugethiere in Wort und Bild. 1. Lfg. München, Frdr. Bruckmann. à 1,50 *M.*

Volk und Fuchs, Die Weltsprache. Entworfen auf Grundlage des Lateinischen. Berlin, W. H. Kühl. 1,80 *M.*

Voß, Max, Lieder. Berlin, Eugen Grasee.

„ Elisabeth, Novelle: Haideblume. Hamburg, Walf Lothar Demlee. 2 *M.*

Wackernagel's Vortrag: Temperament und Erziehung. Berlin, Hugo Rother. 60 *A.*

Waldmüller, Robert, Aus den Memoiren einer Fürstentochter. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. Geb. 4 *M.*

Weineck, siehe „Pyra".

Weltpost. Blätter für deutsche Auswanderung ꝛc. 15. u. 16. Heft. Leipzig, Rich. Lesser. Viertelj. 1,50 *M.*

Werckmeister, Jung Mieze. Bilder aus einem Kinderleben. Mit Reimen von Victor Blüthgen. Berlin, Photographische Gesellschaft am Dönhofsplatz. 4,50 *M.*

Winkler, Die Maaßanalyse nach neuem titrimetrischem System. Freiberg i. Sachs., Engelhardt. 4 *M.*

v. Wittleben-Wendelstein, Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flotten. 2. (Nov.-) Heft. Berlin, Otto Janke Viertelj. 6 *M.*

Wollheim, Die Fahrt der „Vega" um Asien und Europa. Berlin, Otto Janke. 6 *M.*

Zapff's Ansprachen in Ephoral-Conferenzen. Leipzig, Geneg Böhme. 2 *M.*

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Bd. VIII. Heft 2 u. 3: Karl Aug. Mühlhäußer. Ein Bild seines Lebens und Wirkens von Joh. Reinmuth. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1,80 *M.*

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 98. Donnerstag, den 7. December. 1882.

Inhalt: Aus Gottfried Silbermann's Jugendleben. — Die Großenhainer Basis der mitteleuropäischen Gradmessung. — Bücherbesprechungen („Schelmenlieder", von Edwin Bormann. Deutsche Dichter und Denker, von Friedr. Sehrwald. Festgeschenke aus Braun & Schneider's Verlag. Julius Lohmeyer's Deutscher Jugendschatz. Madagascar, von James Sibree. „Aus allen Welttheilen", von Hugo Toeppen. Universitäts-Kalender).

Aus Gottfried Silbermann's Jugendleben.*)

Der in Nr. 64 d. Bl. erschienene Aufsatz: „Gottfried Silbermann's erste Orgel in Sachsen" hat in weiten Kreisen ein so lebhaftes Interesse für unsern großen Landsmann neu geweckt, daß wol anzunehmen ist, einige nähere Nachrichten aus seinem Jugendleben dürften nicht minder willkommen geheißen werden, um so mehr, als die zweihundertjährige Feier seines Geburtstags bevorsteht und jeden Hinweis auf den berühmten Meister zeitgemäß erscheinen läßt.

Gottfried Silbermann wurde am 14. Januar 1683 als der dritte Sohn des Zimmermanns Michael Silbermann in Kleinbodritzsch bei Frauenstein in Sachsen geboren. Der damals in Frauenstein fungirende Geistliche Kaspar Sattler hat der kirchlichen Notiz folgende Worte beigefügt: „Gott gebe dem Kindlein Leben und Segen." Des wackern Geistlichen christlicher Wunsch sollte sich bewahrheiten. Leben war im kleinen Gottfried, Feuer und Leben, bis zum Uebermuth und zur Ausgelassenheit. Schon von frühester Jugend an entwickelte er eine bedeutende Schärfe des Geistes und zeigte sich seinen Mitschülern an Verstand weit überlegen. Diese Ueberlegenheit übte er zunächst in tollen Neckereien, womit er die Dorfjugend verfolgte.

Der als Silbermann's letzter Nachkomme bekannt gewordene Orgelbauer Knöbel in Freiberg, der viele interessante Mittheilungen über seinen berühmten Vorfahren hinterlassen hat, bestätigt, daß Gottfried außer andern losen Streichen, die er seinen Schulkameraden gespielt, ganz besonders die damals stark betriebene Schatzgräberei zu seinen Vexationen benutzt habe. Die Schatzgräberei war bei Hoch und Niedrig an der Tagesordnung, und selbst gescheidte Leute ließen sich in diesem „dunkeln Bereich" manches Märchen aufbinden. Da lockte denn nun Gottfried Silbermann seine Mitschüler unter geheimnißvollen Andeutungen hinaus in die nächtliche Finsterniß und an verödete Stätten, um sie nach verborgenen Schätzen graben zu lassen. Ganze Nächte hindurch gruben die vom Aberglauben Befangenen und von Habgier Angestachelten, um schließlich nichts als einen von Friebel (so wurde Gottfried im Dorfe genannt) vorher dahin gebrachten lächerlichen Gegenstand zu entdecken

Diese muthwilligen Streiche setzte der kleine Kobold so lange fort, bis die Eltern der von ihm Genarrten in Kleinbodritzsch und Frauenstein sich beim dortigen Amte beschwerten. Friebel's Vater wurde infolge davon zur Verantwortung gezogen, züchtigte den Knaben auch mit aller Strenge, mußte aber wider Willen oft selbst über die originellen Einfälle des Kindes lachen.

Mit Verlangen sah er dem Zeitpunkte der Confirmation entgegen, um Friebel aus dem Hause und in die Lehre bei einem braven Professionisten zu bringen. Dieser würde ihm, so hoffte der Vater, den tollen Uebermuth schon austreiben.

Gesagt, gethan. Ohne daß man untersuchte, ob der Knabe Neigung zur Buchbinderei habe, wurde er sofort nach Aufnahme unter die erwachsenen Christen zu einem Buchbindermeister nach Frauenstein in die Lehre gegeben. Dieser Mann erschien dem alten Silbermann als die geeignetste Person, den Friebel durch Strenge zur Raison zu bringen.

Letzterer betrieb das Handwerk nur mit innerstem Widerwillen, und die Folge davon war, daß er mit um so größerer Lust zu seinen ausgelassenen Knabenstreichen zurückkehrte. Aus Verzweiflung darüber, an den Kleistertopf gebannt zu sein, übte er dieselben sogar mit einer gewissen Bosheit aus, narrte seinen Meister, den er als einen beschränkten Kopf erkannt hatte, war aber stets schlau genug, um sich nicht erwischen zu lassen. Niemand vermochte ihm zu beweisen, daß er der Urheber so manchen Schabernacks sei, während Alle ihn im Verdacht hatten.

Je sicherer er sich fühlte, weil seine Possen, die doch das Stadtgespräch bildeten, ihm ungestraft durchgingen, desto zügelloser trieb er sein Unwesen. Ja, er ging so weit, einen höhern Frauensteiner Beamten durch Selbstschüsse, die er im Hofe der Amtswohnung desselben gelegt, zu erschrecken. Nicht genug: eines Abends hüllte er sich in ein Ziegenfell und schlüpfte „als Gespenst" im Hofe umher, als der vorerwähnte Beamte den letzteren überschritt. Der beklagenswerthe Mann erschrak über die unerklärliche Erscheinung so sehr, daß er ernstlich erkrankte.

Doch dieser mehr als muthwillige Streich sollte dem Urheber übel bekommen und zugleich sein letzter sein. Ohne untersucht zu haben, ob Friebel das Gespenst dargestellt oder nicht, erschien die Polizei am andern Tage bei seinem Meister und forderte die Auslieferung des Lehrlings. Man brachte ihn in ein im Schlosse befindliches Gefängniß und beabsichtigte, ihn erst dann zu verhören, wenn eine längere Haftzeit seinen kecken Muth gebrochen haben würde.

Aber Gottfried, der sich sehr wohl bewußt war, die Strafe verdient zu haben, sann auf nichts als seine Befreiung. Nicht selten stieg er auf das ziemlich hoch gelegene Fenstergesims und suchte unter den am Schlosse Vorübergehenden eine ihm bekannte Person zu entdecken, die ihm, wie er hoffte, behilflich sein würde, aus dem Gefängnisse zu entfliehen. Aber vergebens. Da erinnerte er sich, daß er seinen Witz und seine Erfindungsgabe so lange geübt hatte, um lose Schelmenstücke in Scene zu setzen, und daß es jetzt an der Zeit sei, die ihm angeborene List und Schlauheit zum Ersinnen eines Fluchtmittels anzuwenden. Mehrere Bund Stroh, die ihm der Gefängnißwärter mit der Bemerkung zugeworfen hatte: er solle sich seine bösen Bubenstreiche darauf überlegen, bis die Stockschläge folgen würden, brachten ihn auf den Gedanken, ein langes Seil von Stroh zu flechten, um sich an demselben vom Fenster (welches wol kaum in gutem Zustande sein mochte) an der Schloßmauer hinab

*) Nachdruck verboten.

zu lassen. Rastlos arbeitete Friedel an dem Geflecht. Selbst des Nachts ohne Licht wurde das Werk mit Eifer fortgesetzt, während er das nächtlich Vollendete am Tage mit dem übrigen Stroh sorgfältig bedeckte, sich darauf lagerte und den Gefängnißwärter, der ihm seine Kerkernahrung zu bringen hatte, täuschte, indem er sich fest schlafend stellte. Der Gefängnißwärter unterschätzte, wie alle Uebrigen, die den Knaben kannten, dessen Scharfsinn und konnte sich nicht eindilden, daß ein halbes Kind Pläne ersinnen würde, wie ein erwachsener durchtriebener Gefangener. Friedel prüfte das endlich vollendete Strohseil, um sich von seiner Tragfähigkeit zu überzeugen und trat sogleich am nächsten Abend die gefährliche Reise an. Aber er mochte sich in der Schätzung der Höhe getäuscht haben, denn als das Seil zu Ende war, blieb ihm noch ein tüchtiger Sprung übrig, um den Erdboden zu erreichen. Er wagte ihn, kam glücklich und unverletzt unten an und eilte, die Stadt vor Thorschluß zu verlassen. Der Thorwärter war gerade im Begriff, das Stadtthor zu schließen, als der Flüchtige dort ankam. Dieser hütete sich weislich, Eile und Unruhe zu verrathen, nahm einen gewöhnlichen Wanderschritt an, schlüpfte auf diese Art an dem Sicherheitswächter unbehelligt vorbei, der in dem ruhig dahin schlendernden Dorfbuben keinen Arrestanten vermuthen konnte, und erreichte hochaufathmend die freie Landstraße.

Aber wohin nun? Die Freiheit war gewonnen, aber was sollte der mittellose Flüchtling in ihr beginnen?

Zu seinen Eltern zurückkehren? Unmöglich. Dort würde man den Entflohenen zunächst suchen. Schon im Gefängniß hatte der kluge Knabe sein Schicksal erwogen und einen Plan für den Fall entworfen, daß die Flucht gelingen sollte. Er wollte seinen älteren Bruder Andreas, der sich im Elsaß als Orgelbauer niedergelassen hatte, aufsuchen und ihn um Aufnahme und Schutz bitten. Vorher aber beabsichtigte er, irgend eine in der Umgegend von Frauenstein lebende verwandte Person in sein Geheimniß zu ziehen. Als die geeignetste erschien ihm eine Muhme, die Besitzerin einer Mühle in dem mehrere Stunden von Kleindobritzsch entfernten Dorfe Einsiedel. Er schlug sogleich den Weg dahin ein. Aber als er kaum noch eine halbe Stunde Weges bis zur Mühle zurückzulegen hatte, tauchten plötzlich in einer geringen Entfernung hinter ihm die Strahlen einer Laterne auf. Gottfried ahnte mit richtigem Instinct, daß sein Gefängnißwärter ihm auf der Fährte sein möchte, und ohne lange zu überlegen, schwang er sich in die dichte Laubkrone eines Baumes jenes Wäldchens empor, welches er gerade durchschritt. Kurze Zeit darauf näherte sich die Laterne dem in der Höhe lauschenden Flüchtling, zwei Männer schritten eiligst die Straße dahin, und er erkannte in den Stimmen der Redenden seinen Gefängnißwärter und einen andern Amtsdiener, welche Beide sich auf dem Wege zur Mühle befanden, da ihnen bekannt war, Gottfried habe dort eine nahe Verwandte.

Die Verfolger stießen entsetzliche Drohungen gegen den Flüchtling aus, dessen Entkommen sie nur zu bald entdeckt hatten, und behaupteten, nirgends anderswo könne er sich verborgen halten, als bei der Verwandten in Einsiedel.

Gottfried klammerte sich inzwischen fest an den Baum an und versuchte später immer höher in die Laubkrone desselben hinauf zu kriechen, um sicher geborgen zu sein. In dieser peinlichen Situation verharrte er die ganze Nacht, ja er schlief endlich sogar vor Uebermüdung ein. Die Natur forderte ihr Recht, trotz Furcht und Gefahr. Plötzlich erwachte er infolge heftiger Stimmen, die an sein Ohr schlugen. Abermals sah er den Laternenschein auf sein Versteck loskommen, diesmal von der entgegengesetzten Seite, abermals vernahm er die polternden Drohworte seiner Feinde, des Gefängnißwärters und des Amtsdieners, deren Zorn sich gesteigert hatte, weil sie den Arrestanten in der Mühle vergebens gesucht. „Nun, der soll sich wundern, wie es ihm gehen wird, wenn wir ihn wieder in unserer Gewalt haben!“ tönte es zum Baume hinauf, und Gottfried's Herz schlug so heftig, daß er fürchtete, die Verfolger müßten es hören und sein Asyl entdecken. Als der Lichtschein sowol, als auch das Toben der zornigen Diener der Gerechtigkeit sich nach und nach wieder in der Richtung gegen Frauenstein verloren hatte, stieg der Geängstigte vom Baume herab, pries sein Geschick, welches zu verhindern gewußt hatte, daß er vor seinen Verfolgern in der Mühle eingetroffen war, und eilte, dieselbe noch im Schutze der Finsterniß zu erreichen.

Dort angelangt, fand er die menschenfreundliche Muhme, welche von der Gefahr, in welcher ihr Neffe schwebte, durch den Besuch der Frauensteiner Polizisten schon hinlänglich unterrichtet war, sogleich bereit, ihn mit so viel Reisegeld zu unterstützen, als er nöthig hatte, um über die Grenze zu kommen und die Weiterreise nach dem Elsaß zu unternehmen.

Dieses Reisegeld bestand in fünf Thalern, für jene Zeit des bei weitem höhern Geldwerthes eine ansehnliche Summe.

Während nun die Frauensteiner Behörde den „bösen Friedel“ in der nächsten Umgegend des Ortes suchte und jeden Augenblick glaubte, daß er da oder dort auftauchen müsse, wanderte der Knabe frohgemuth durch die Gauen Deutschlands dem Westen zu und erreichte nach einem Marsche von 8 Tagen den Rhein und das Elsaß.

Derjenige, von dem er hoffte, daß er ihm Unterkunft und Schutz gewähren würde, war sein älterer, gleichfalls berühmt gewordener Bruder Andreas, der zu jener Zeit sein Geschäft als Orgelbauer in Hagenau betrieb und sich erst ungefähr ein Jahr später in Straßburg etablirte. Als Gottfried eines Tages bei Andreas eintrat und sich als einen der jüngeren Brüder desselben zu erkennen gab, prallte dieser vor Erstaunen zurück und wußte sich einen so unverhofften Besuch nicht zu erklären. So freudig ihn aber das unerwartete Wiedersehen berührte, denn er hatte den Friedel und die Heimath bereits vor langen Jahren verlassen, so bedenklich machte ihn auch das plötzliche Erscheinen des jungen Menschen.

Ohne Bewilligung der Eltern konnte Gottfried die große Reise nach dem Elsaß doch nicht angetreten haben, wenigstens würde ihm ein Brief vorausgeschickt worden sein, um sein baldiges Eintreffen beim Bruder anzukündigen. Und welche Ursachen konnten wol der Auswanderung zu Grunde liegen? Diese und ähnliche Erwägungen machten Andreas vorsichtig. Er schrieb an seinen Vater und bat um Auskunft. Zugleich erklärte er dem Gottfried, der sich in Bezug auf sein Verlassen der Heimath und auf die Ursachen, die dazu Veranlassung gegeben hatten, sehr verschlossen zeigte, daß er unter allen Umständen Wahrheit verlangen müsse. „Ich kann Dir,“ sagte er mit nachdrücklichem Ernst zu dem Schweigenden, „in meinem Hause keine Unterkunft geben, ja, ich muß sofort Anstalten zu Deiner Rückreise treffen, wenn ich nicht genaue Rechenschaft über Deine Aufführung in der Heimath erhalte und erfahre, aus welchen Gründen Du sie verlassen hast.“ Da beichtete der argbedrängte Gottfried Alles, was er verbrochen, von der Schatzgräberei an bis zu den Selbstschüssen und der Gespenstererscheinung im Ziegenfell, wodurch er den Amtmann erschreckt und krank gemacht hatte, und weshalb er dann ins Gefängniß geworfen worden war. Andreas erkannte zu seiner Beruhigung, daß es sich nur um muthwillige Schelmenstreiche handelte, daß Gottfried nichts moralisch Verwerfliches gethan, und mußte sich zuweilen bei der Aufzählung aller der tollen Streiche des armen Sünders sogar das Lachen verbeißen.

Bedenklicher lautete der bald darauf eintreffende Brief aus Frauenstein: Andreas möge seinem lockeren Bruder nur recht scharf auf dem Dache sein, da derselbe das Zeug habe, entweder ein großer Mann oder ein Spitzbube zu werden. Andreas schwankte von Neuem, ob er den im Vaterlande so übel Beleumundeten behalten oder wieder nach Hause schicken solle. Nochmals hielt er ihm seine Sünden vor, und frug

ihn endlich, nachdem er die Zerknirschung des jungen Menschen gewahrt: welche Profession er denn eigentlich erlernen wolle?

„Ich will dasselbe werden, was Du bist, ein Orgelmacher," antwortete Gottfried.

„Hoho!" rief Andreas, „denkst Du wol, das geht so geschwind? Da mußt Du erst ein tüchtiger Tischler werden!"

„Lieber Bruder," entgegnete Gottfried demüthig und bescheiden, „laß mich nur bei Dir, ich will Dir aufs Wort gehorchen. Was Du mir befiehlst, will ich thun, Du sollst es sehen, aber verstoße mich nur nicht."

„Nun so will ich's in Gottes Namen mit Dir versuchen," antwortete Andreas. „Wenigstens ein Vierteljahr lang will ich Dich auf Probe bei mir behalten. Aber das sage ich Dir, der erste Schelmenstreich, dessen Du Dich hier schuldig machst, giebt Dir den Laufpaß nach Franenstein."

Gottfried blickte seinem geliebten Bruder treuherzig in die Augen, während ihm heiße Thränen über die Wangen strömten, und Andreas überzeugte sich, daß doch ein guter Kern in dem übermüthigen Burschen sei, und daß es nur darauf ankomme, ihn mit Ernst und Strenge auf dem rechten Wege zu erhalten. Dieser Bruderpflicht unterzog sich der wackere Andreas mit allem Eifer. Unter seiner Aufsicht mußte sich Gottfried vor allen Dingen mit dem Hobel vertraut machen, mußte hart arbeiten und durfte sich über keine, wenn auch noch so schwierige Arbeit beschweren. Mit Absicht überbürdete ihn Andreas gleich anfangs mit Arbeit, um seine Geduld und Ausdauer auf die Probe zu stellen, und seine Neigung zu losen Streichen geflissentlich wieder hervorzulocken.

Aber seltsam! Gottfried war in seinem Streben nach Vervollkommnung im Tischlerhandwerk nicht irre zu machen. Zur Verwunderung seines Bruders arbeitete er rastlos, oft bis in die Nacht hinein, um den an ihn gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Von seinem Leichtsinn war keine Spur mehr zu entdecken, und Andreas zögerte daher auch nicht, ihm nach Ablauf des ersten Vierteljahres ein zweites Probevierteljahr zu gewähren.

Auch dieses bestand Gottfried zur allgemeinen Zufriedenheit. Nicht allein, daß sein Fleiß und seine Ausdauer bei der Arbeit Lob verdienten, er zeichnete sich auch durch auffällige Fortschritte in seinem Berufe aus und war durch sittliches Verhalten der Liebling des ganzen Hauses geworden. Da nun Andreas nach Ablauf der halbjährigen Probezeit eine ganz andere, bessere Meinung von dem Charakter und den Anlagen seines Bruders gewonnen hatte, schloß er mit ihm einen Lehrcontract ab, in welchem er ihm in Anerkennung seines außerordentlichen Fleißes und braven Verhaltens das verflossene Halbjahr sogleich mit anrechnete.

Daß Gottfried Silbermann, wie in manchen Urkunden zu lesen ist, drei Jahre lang bei einem Tischlermeister in Straßburg gelernt habe, bestritt der früher genannte Orgelbauer Knöbel und wies auf andere namhafte Biographen hin, welche ausdrücklich hervorgehoben, „daß Gottfried an 10 Jahre diese Kunst bei seinem Bruder exercirt habe".

Selbstverständlich mußten in der Werkstatt des Andreas Silbermann die Tischlerarbeiten von sehr tüchtigen und geschickten Leuten ausgeführt werden, und da hier alle Vorarbeiten für den künftigen Orgelbauer am eingehendsten zu studiren waren, liegt es wol auf der Hand, daß Gottfried diese Schule nach Kräften benutzte So wäre also anzunehmen, daß der Contract zwischen den Brüdern wenigstens auf 8 Jahre festgestellt worden sei. Ferner liest man in verschiedenen Urkunden, daß Gottfried sich habe verpflichten müssen, ohne Erlaubniß seines Bruders Andreas keine selbständige Orgelbauwerkstatt im Elsaß zu eröffnen, noch auch sich daselbst ansässig zu machen. Jedoch behauptete sowol Knöbel als auch der Orgelbauer Jehmlich in Zwickau, daß Andreas den Gottfried, nachdem derselbe 2 Jahre bei ihm gelernt hatte, veranlaßt habe, auf einige Zeit nach Wien zu einem sehr renommirten Tischler in Arbeit zu gehen. Dort soll Gottfried ungefähr ein Jahr verweilt und zuletzt ganz ausgezeichnet seine Arbeit geliefert haben, wie folgende Episode bestätigt.

Der Wiener Meister hatte dem jungen Silbermann aufgegeben, einen Satz Fenster für eine große Etage fertig zu stellen, und Gottfried vollzog den Auftrag pünktlich. Als der Meister aber kam, die vollendete Arbeit in Augenschein zu nehmen, war er verwundert, die Rahmen sämmtlich an einer Wand der Werkstatt angelehnt zu finden und die Fensterflügel an einer anderen. Unwillig frug er, weshalb die Flügel in die Rahmen noch nicht eingefügt wären? Gottfried solle seine Arbeit fertig machen, indem er die Flügel einsetze. Dieser antwortete: „Meine Fenster sind fertig," und verließ die Werkstatt. Ergrimmt über dieses anmaßende Benehmen, rief ihm der Meister nach: einen so hochmüthigen und widerspruchsvollen Gesellen könne er nicht brauchen, er solle sich nie wieder bei ihm sehen lassen. Dann machte er sich daran, die Fensterflügel selbst einzufügen.

Gottfried, welcher am nämlichen Tage Nachricht von Andreas erhalten hatte, daß sich in dessen Werkstatt außerordentlich viel Arbeit angehäuft habe, und daß er deshalb des Bruders schleunige Heimkehr wünschen müsse, kam der Aufforderung des Meisters nach und begab sich in die Tischlerherberge zu Wien, woselbst er seine Anstalten zur Abreise traf.

Inzwischen arbeitete der Tischlermeister in größtem Zorne an den Fenstern. Aber je länger er sich damit beschäftigte, desto verwunderter und befriedigter wurde er. Welchen Fensterflügel er auch zur Hand nahm, und wo immer er ihn einfügte, ob oben, ob unten, ob am ersten oder am letzten Rahmen: jeder paßte aufs Haar in jeden Rahmen. Endlich machte der erstaunte Mann noch die letzte Probe, indem er den einen und anderen der Flügel wieder herausnahm und beliebig in den und jenen Rahmen einfügte. Aber stets erfreute ihn dasselbe Resultat, und jetzt erst verstand er des Gesellen stolzes Wort: „Meine Fenster sind fertig!"

Der Meister war über die ganz ungewöhnlich accurate und meisterliche Arbeit so entzückt, daß er Gottfried, den er sehr richtig in der Herberge vermuthete, schleunigst nacheilte, ihn um Vergebung bat, sich so hart über ihn ausgedrückt zu haben, und nichts sehnlicher wünschte, als er möge in seiner Werkstatt bleiben und gegen eine bedeutende Lohnerhöhung ferner bei ihm arbeiten.

Gottfried Silbermann antwortete: „Meister, ich kann in Wien nicht länger bleiben. Mein Bruder ruft mich zurück, er bedarf meiner in seiner Werkstatt, und ich habe ihm geschrieben, daß ich komme. Was aber Seine Grobheit gegen mich betrifft, so war Er im Recht, mein Betragen hatte sie verdient. Aber sieht Er, so bin ich nun einmal: ich muß mir zuweilen einen Scherz mit den Leuten machen, es ist nicht bös gemeint, aber ich kann nicht anders. Außerdem wollt' ich Ihn auch überzeugen, wie viel ich bei Ihm gelernt, und von welchem großen Nutzen mir die Arbeit unter Seiner Leitung und Aufsicht gewesen."

Der Meister fühlte sich durch Gottfried's letzte Worte sehr geschmeichelt, er brachte den Abend mit ihm in der Herberge zu, hielt seinen ehemaligen Gesellen gastlich aus, gab ihm schließlich noch einen Brief an seinen Bruder mit, worin er Gottfried's Geschicklichkeit und Sauberkeit in der Arbeit und sein anständiges Verhalten rühmend anerkannte, und nahm in ehrenvollster Weise von ihm Abschied.

Seit seiner Rückkehr nach Straßburg arbeitete Gottfried immer eifriger an seiner Vervollkommnung als Orgelbauer, und obgleich er noch jahrelang im Lehrlingsverhältniß zu seinem Bruder stand, so erkannte Andreas seine außerordentlichen Fortschritte in der Kunst doch dadurch an, daß er ihm vor seinen übrigen Arbeitern eine bevorzugte Stellung einräumte. Nach und nach schwang er sich auf diese Art zum

Werkführer empor, und als er gegen 4 Jahre dieses Amt treulich verwaltet und seiner Kunst mit wahrer Begeisterung obgelegen hatte, überraschte ihn Andreas eines Tages mit dem Auftrag, sein Meisterstück zu machen. Er übertrug ihm zu diesem Zwecke den Bau einer neuen Orgel in der Kirche St. Nicolaus in Straßburg.

Gottfried gab sich der Ausführung dieses Werkes mit voller Kraft und regstem Eifer hin, und schon im Jahre 1707 konnte er dasselbe seinem Bruder, behufs Uebergabe an die Kirchengemeinde, zur Verfügung stellen.

Andreas war überrascht von der Vorzüglichkeit der Schöpfung Gottfried's, dieselbe erfuhr das allgemeinste Lob, und zum ersten Male zog ein Gefühl des Stolzes auf den jüngeren Bruder, den er in seiner Werkstatt zum Künstler herangebildet hatte, in Andreas' Brust ein*).

Aber er sah zugleich ein, daß nun der Zeitpunkt gekommen war, wo er dem Aufschwunge des jungen Talentes zur Selbständigkeit die Wege bahnen müßte. Eines Tages rief er Gottfried zu sich und sprach zu ihm:

„Lieber Bruder, Du hast den Beweis Deiner Tüchtigkeit in unserer Kunst geliefert, Du hast gezeigt, daß Du meiner Leitung und Lehre nicht mehr bedarfst. Ich freue mich von Herzen darüber, und halte es für meine Bruderpflicht, Dir zu rathen, daß Du Dich nun selbständig als Orgelbaumeister etablirst. Das Beste wird sein, Du kehrst in unser Vaterland zurück, machst Dich dort ansässig und errichtest eine Werkstatt. Mögen die Eltern, Verwandten und Freunde in der Heimath sich überzeugen, welch' einen geschickten Orgelbauer ich aus Dir gemacht habe. Dies wird ihnen zur Freude und Dir und mir zur Ehre gereichen, denn ich bekenne Dir offen, ich bilde mir auf das, was Du geworden, etwas ein. Als Concurrenten könnten wir hier in Straßburg doch nicht nebeneinander bestehen."

Kaum ließ Gottfried seinen Bruder ausreden. „Wie kannst Du glauben," rief er, „ich könnte Dich verlassen, könnte Dir wol gar Concurrenz machen, da ich Dir doch so unendlich viel zu danken habe, theuerster Bruder? Nein, nimmermehr, ich bleibe bei Dir, in Deiner Werkstatt, und arbeite nach wie vor für Dich, das ist ja nichts als meine Schuldigkeit. Kann ich Dir doch nie vergelten, was Du an mir gethan hast."

Innig gerührt und erfreut durch diese dankbare Gesinnung antwortete Andreas: „Nun, so ist es mir auch recht. Wenn es Dir bei mir gefällt und Du mit Deiner Stellung zufrieden bist, so bleiben wir zusammen."

Andreas hatte infolge der liebevollen Anhänglichkeit, die Gottfried ihm bewies, eine solche Neigung zu dem jüngeren Bruder gewonnen, daß er ihm ein Jahr später abermals einen Orgel-Neubau übertrug und zwar in der Kirche zu St. Petri. Auch als Werkmeister und Stellvertreter war ihm Gottfried überaus werth. Andreas hatte viele Orgelbauten außerhalb Straßburg übernommen, er befand sich oft längere Zeit auf Reisen; wie wichtig war es nun für ihn, Gottfried zu Haus zu wissen, der an seiner Stelle das Geschäft leitete, als wäre der Meister selbst daheim!

Aber im Rathe des Schicksals war es beschlossen, daß dieses schöne brüderliche Verhältniß, des Vertrauens von der einen und der Dankbarkeit von der andern Seite, in ganz unerwarteter, ja tragischer Weise gelöst werden sollte.

Andreas hatte unter andern Orgelbauten auch einen Neubau im Kloster zu St. Margarethen in Straßburg übernommen und seinem Bruder und Mitarbeiter das Aufstellen und Intoniren des Werkes übertragen. Während dieser Arbeit, welche den jungen Mann tagelang im Kloster beschäftigt hielt, war er zuweilen von der alten Aebtissin und endlich auch von mehreren jungen Klosterschwestern belauscht worden. Die vereinsamten und gelangweilten Nonnen interessirten sich ganz außerordentlich für Gottfried's Thätigkeit, von der sie bisher keinen Begriff gehabt hatten. Um seines Fleißes und seiner Genauigkeit in der Arbeit willen lernten sie ihn schätzen und trachteten schon nach Verlauf von einigen Wochen darnach, seine Bekanntschaft zu machen und sich seiner Unterhaltung zu erfreuen. Anfangs blieb der Verkehr harmlos und in den Grenzen des Erlaubten. Man plauderte, man ließ sich belehren, man lauschte den Tönen des bald vollendeten Werkes. Aber unter den jungen Klosterschwestern war eine, deren Anmuth und Schönheit des jungen Künstlers Herz gar mächtig rührte. Die Liebe zog in seine bisher nur von Kunstideale gehobene Brust ein, und als er bemerken durfte, daß seine schüchterne Neigung Erwiderung bei der Geliebten fand, da war es um Vorsicht und Zurückhaltung gethan. Die Aebtissin begann Verdacht zu schöpfen, sie warnte, sie verbot, sie drohte, allein vergebens.

Die Liebenden wußten jede Gelegenheit zu ergreifen, um sich zu sehen und zu sprechen, und je eifriger die Aebtissin sich bemühte, die ihr anvertraute Himmelsbraut zu überwachen, desto erfinderischer zeigten sich Gottfried und seine Geliebte, ihren Argusaugen zu entschlüpfen. Der Plan der Liebenden stand fest: sie wollten fliehen, wollten das heiß ersehnte Glück in der Ferne suchen. Alle Anstalten zur Flucht wurden mit größtmöglichster Vorsicht getroffen, schon in der nächsten Nacht sollte Gottfried mit einem Wagen in der Nähe des Klosters erscheinen und der Geliebten behilflich sein, mittels einer Strickleiter aus dem Klosterhof auf die Umfassungsmauer und von da auf die Straße zu gelangen. Diese Strickleiter hatte er selbst, ehe er des Abends von der Arbeit in der Kirche zur Werkstatt des Bruders zurückkehrte, geheimnißvoll an der Mauer befestigt. Um die verabredete Nachtstunde traf mit vor Bangen hochklopfendem Herzen Gottfried am Kloster ein, der Wagen harrte in einiger Entfernung vom Gebäude, geborgen von der Finsterniß und den weit vorspringenden Erkern und Pfeilern anderer Häuser. Pünktlich erschien auch die Geliebte im Klosterhofe und nachdem Gottfried sich auf die Mauer geschwungen und ein Kästchen mit Pretiosen und eine Tasche voll baarer Münze aus ihren Händen empfangen und in seinem Ranzen geborgen hatte, setzte sie den Fuß auf die Strickleiter. Aber kaum hatte sie einige Sprossen berührt, als am andern Ende des Klosterhofes ein entsetzlicher Lärm und lautes Geschrei entstand. Man konnte deutlich die Stimme der Aebtissin und diejenige einiger Klosterknechte unterscheiden, welche herbeieilten, um die Flucht zu verhindern. Der Schrecken übermannte die bebende Flüchtige dergestalt, daß sie in Ohnmacht fiel. Gottfried umschlang sie mit aller Kraft und wollte die Bewußtlose über die Mauer heben, aber die Nähe seiner Feinde hinderte ihn daran. Zugleich hörte er das Klosterthor nach der Straße öffnen, und war nun überzeugt, daß man ihn und seine Geliebte von zwei Seiten zu fassen beabsichtigte. Wenn er sich selbst durch einen kühnen Sprung von der Mauer retten wollte, mußte er das unglückliche Mädchen seinem Schicksal überlassen. Wäre ihr trauriges Loos doch dasselbe gewesen, wenn man ihn, den Klosterräuber, mit ihr gefangen hätte. Zwei Opfer wären statt einem gefallen. Doch zu solchen Erwägungen hatte Gottfried nicht Zeit. Die Verfolger waren ihm auf den Fersen, er wagte den verzweiflungsvollen Sprung, kam glücklich am bereitstehenden Wagen an, stürzte sich hinein und befahl dem Kutscher, in gestrecktem Galopp davon zu fahren.

Eine Zeitlang trabten die Klosterknechte keuchend und fluchend hinter dem Vehikel her, allein sie konnten den Wettlauf mit dem braven Renner, den Gottfried gedungen, doch nicht aufnehmen, und Letzterer war gerettet. Er floh über die Grenze nach Deutschland und wandte sich der lang entbehrten Heimath zu. Was blieb ihm auch Anderes übrig?

*) Diese Orgel hat sich bis zum Jahre 1812 erhalten und als ein ganz vortreffliches Werk bewährt.

In Straßburg und im Elsaß konnte seines Bleibens nicht mehr sein. Auf dem Verbrechen der Entführung einer Klosterschwester aus den heiligen Mauern stand Todesstrafe.

Sobald sich Gottfried in Sicherheit fühlte, schrieb er an seinen geliebten Bruder Andreas, theilte ihm das Entsetzliche, das geschehen, mit und bat und beschwor den Getreuen, Alles zu versuchen, um das Schicksal der unseligen Geliebten auszukundschaften. Er könne, schrieb er, nicht eher wieder Seelenruhe und Lebensmuth gewinnen, als bis er Gewißheit hätte, daß die Aermste ihre Liebe und Hingebung nicht grausam büßen müsse. Der treue Andreas begriff des Brudees verzweiflungsvalle Stimmung und unterzag sich dem schwierigen Auftrag mit aller Vorsicht und dem größten Eifer. Er führte das Orgelwerk im Kloster selbst zu Ende und besserte und stimmte weit länger daran, als nöthig war, immer im Stillen von der Hoffnung getragen, es werde ihm eines Tages gelingen, die Geliebte seines in der Ferne schmerzlich harrenden Bruders zu sehen oder etwas über ihr Geschick zu erfahren. Er wußte stets einen neuen Vorwand zu gewinnen, um in das Kloster zurückzukehren und seine Nachforschungen fortzusetzen. Aber Alles war vergeblich nnd niemals ist das Räthsel gelöst worden, niemals ist eine Spur von der Vermißten aufgetaucht, nnd nur die traurige Vermuthung bleibt offen, daß das unselige Mädchen der fürchterlichen Strafe, die auf ihrem Vergehen stand, verfallen sei, lebendig eingemauert zu werden. Um Gottfried nicht in Verzweiflung zu stürzen und nach und nach die Gewissensbisse zu lindern, die ihn foltern mochten, ersann Andreas die Lüge: er habe ausgekundschaftet, die Geliebte befinde sich noch im Kloster, sie werde zwar streng beaufsichtigt und bewacht, aber es sei Hoffnung vorhanden, daß sie, wenn sie noch eine gewisse Strafzeit abgebüßt haben würde, in die Welt zurückkehren dürfe, da sie die höchste Ehre, eine Gottesbraut zu sein, unwiederbringlich verscherzt habe. Diese Erfindung klang leidlich glaubhaft und gab dem Entfernten Muth zum Leben und Kraft zum Wirken als Künstler. Er gründete sich ein Heim im Vaterlande in der festen Hoffnung und freudigen Zuversicht, einst die Geliebte in dasselbe einführen zu können. Aber die Jahre kamen und gingen, aus Andreas' Briefen leuchtete immer unverhahlener die schmerzliche Wahrheit hervor, indem er auf Gattfried's unaufhörliche Fragen nach dem Gegenstand seiner Liebe und Sehnsucht nur noch undestimmte und endlich zweifelhafte Antworten gab. Da errieth der Liebende die edle Absicht des Bruders, er that die letzte entscheidende Frage und wollte nichts mehr, als Gewißheit, sei sie so schrecklich, wie sie wolle. Die Antwort kam, Andreas meldete den ganzen Thatbestand, er verheimlichte nichts — zehn Jahre waren seit jener Unglücksnacht verflossen —, aber die Wirkung auf Gattfried's Gemüth war demohngeachtet eine so erschütternde, daß sie den ganzen Mann im Innersten umwandelte. Er brachte sein Leben von jenem Zeitpunkte an in stiller Zurückgezogenheit hin, that das Gelübde, unvermählt zu bleiben, hatte für nichts mehr Sinn, als für seinen hohen Beruf, und die Stimmung des einst übermüthigen Jünglings wurde eine tiefernste, ja fromme und feierliche.

Seine Untergebenen und Gehilfen haben ihn nicht selten von schmerzlichster Trauer ergriffen in der Einsamkeit überrascht und gehört, wie er tief seufzend den Namen: „Rosalie" aussprach.

Gottfried Silbermann hat 48 Orgeln gebaut, seine vallendetsten, noch heute unübertroffenen Werke sind die Orgeln in der katholischen Hofkirche zu Dresden, in der Frauen- und Sophienkirche daselbst, sowie die Orgel im Dame zu Freiberg. Er starb im Jahre 1753 als kurfürstlich sächsischer und königlich polnischer Land-Orgelbaumeister in Dresden. An dem kleinen unscheinbaren Hause des Dörfchens Kleinbobritzsch, worin seine Wiege gestanden, ist seit dem Jahre 1861 eine Marmortafel angebracht worden, welche sein und seines Bruders Andreas Gedächtniß feiert.

Ueber den Bau und die Geschichte der Orgel in der katholischen Hofkirche zu Dresden, welche Gottfried Silbermann's letztes und zugleich sein Hauptwerk war, soll gelegentlich der bevorstehenden Jubelfeier im Januar 1883 ein dritter Artikel berichten. W. H.

Die Großenhainer Basis der mitteleuropäischen Gradmessung.

Bereits in Nr. 65 der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom Jahre 1877 ist bei einer Besprechung der vom Regierungsrath Prof. Nagel verfaßten Denkschrift über die Vermessungen im Königreiche Sachsen die europäische Gradmessung erwähnt und der sächsische Theil derselben als passende Grundlage für die vom Verfasser in Vorschlag gebrachte rationelle Landesvermessung erachtet worden.

Vor wenigen Tagen nun ist die 1. Abtheilung der sächsischen Gradmessung unter dem Titel erschienen: Astronomisch-geodätische Arbeiten für die europäische Gradmessung im Königreich Sachsen. Ausgeführt und veröffentlicht im Auftrage des Königl. Sächs. Ministerium der Finanzen. I. Abtheilung: Die Großenhainer Grundlinie, bearbeitet von den Professoren C. Bruhns und A. Nagel, mit 5 lithographischen Tafeln und einem Holzschnitt. Berlin, Druck und Verlag der Stankiewicz'schen Buchdruckerei. 1882.

Dieselbe enthält in 6 Abschnitten auf 172 Seiten Text mit der für derartige Werke nothwendigen wissenschaftlichen Gründlichkeit und Klarheit alle die umfänglichen Arbeiten nnd Berechnungen, welche die mit der peinlichsten Sorgfalt ausgeführte Messung der Großenhainer Basis verursachte.

Der erste Abschnitt, vom Regierungsrath Prof. Nagel bearbeitet, erörtert zunächst die Gründe, welche bei der Wahl der Oertlichkeit maßgebend gewesen sind, und giebt sodann die Art und Weise der Fixirung der beiden Endpunkte Raschütz und Quersa sowie des Zwischenpunktes Großenhain an. Um nämlich die eigentlichen Basispunkte für eine Wiederholung der Messnng, die sich nach den neueren Erfahrungen in wissenschaftlicher Beziehung als nöthig erweisen kann, für immer zugänglich zu erhalten, sind nach den Barschlägen des Prof. Nagel vom Baurath Prof. Heyn höchst originelle Observatarien errichtet worden, deren Details sowie die Festlegungen der Basispunkte auf den Tafeln II und III dargestellt sind. Außerdem ist die Basis noch durch 10 in die Erde versenkte Festlegungssteine in kleinere Theile getheilt, um auf diese Weise Ruhepunkte für die Messung und ausreichende Contralen für die Hin- und Rückmessung zu erlangen. Auf die Fixirung dieser wichtigen Punkte ist eine ganz außerordentliche Sorgsalt verwendet worden.

Der zweite Abschnitt erläutert den Basisapparat und die Bestimmung der Constanten desselben, bearbeitet van Prof. Bruhns, der die Publication leider nicht erlebt hat. Als Basisapparat diente der schon in den 30er Jahren von Bessel für die Gradmessung in Ostpreußen construirte Apparat. Derselbe ist auch zu den Basismessungen bei Kopenhagen, Berlin, Bann, Lommel, Ostende, Upsala, Strehlen, Braak und Göttingen gebraucht worden.

Die folgenden Abschnitte sind nach Bruhns' Tode von Nagel allein ausgearbeitet worden. Der dritte beschreibt die Messung der Basis, giebt einen Auszug aus dem Tagebuche, wonach vom 7. August bis 3. September 1872 118,5 Stunden auf die Hinmessung nnd 88 Stunden auf die Rückmessung, im Ganzen also 206,5 Stunden verwendet worden sind, d. i. durchschnittlich mit Berücksichtigung der Sonn- und Regentage eine tägliche Arbeitszeit von mehe als 8 Stunden.

Digitized by Google

Der vierte Abschnitt enthält die Berechnung der Basis. Obwol dieselbe sich der Hauptsache nach den bei der Königl. Preußischen Landestriangulirung befolgten Methoden anschließt, so finden wir doch auch manches Neue, wie z. B. die Bestimmung der Niveaunullpunkte der Stäbe für die Reduction der letzteren auf die Horizontalprojection, die Berechnung der durch das Lothen mittels des Theodoliten entstandenen End- und Zwischenstücke der einzelnen Strecken, die Correction wegen der infolge des Keileinschiebens entstandenen Erweiterung der Intervalle u. s. f. Die Art der Berechnung gewährt einen Einblick in die subtile Genauigkeit der Messung, deren Resultate in zwei Tabellen, die eine nach Toisen, die andere nach Metern zusammengestellt sind.

Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit der gegenseitigen Lage der Basispunkte, insofern die eigentlich über den Basispunkten liegenden Observationspunkte nicht genau vertical über den Basispunkten liegend angenommen werden konnten. Es mußte die genaue Lage der ersteren gegen die letzteren, sowie die Lage der 10 Zwischensteine gegen die Verticalebene der Basispunkte ermittelt werden.

Der sechste Abschnitt endlich giebt die Beurtheilung der Genauigkeit der Basismessung. Auch hier haben wir manches Neue gefunden, wie z. B. die Berücksichtigung der Genauigkeit des Lothens, des Keileinschiebens u. s. w. Als Hauptresultat hat sich ergeben, daß die Entfernung der beiden Basisendpunkte Raschütz — Quersa

$$8908{,}684764\ ^{m}$$

und der mittlere Fehler $\pm$ 7,130 ^{mm}, d. i. $^{1}/_{1249947}$ der ganzen Länge beträgt. Dieses Resultat besitzt eine Genauigkeit, wie sie von keiner anderen Basismessung erreicht ist; das ganze Werk aber ist ein neuer Beweis, was deutscher Fleiß und deutsche Arbeitskraft vermag.

Schließlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß die Ausstattung des Werkes, insbesondere die von dem typographischen Institute von Giesecke u. Devrient in Leipzig gelieferten Tafeln ganz vorzüglich sind. Prof. Dr. G. H.

Bücherbesprechungen.

— Es ist ein prächtiges Büchlein, welches in eleganter Ausstattung vor mir liegt, ein Büchlein, welches man nach genußreicher Lectüre aus der Hand legt — nicht um es zur Schau aufs Repositorium zu stellen und nicht wieder zu lesen, sondern um es möglichst nahe zu haben, es jeden Augenblick ergreifen zu können und darin je nach Laune zu lesen und sich zu ergötzen, bald an Heiterem, bald an Ernsterem, hier am Lied, dort an einem weisen Spruch, an einer spaßhaften Historie, an satirischem Spott über die Thorheit und die Verirrungen der „tollen Sterblichen", wie Freund Puck sagt. Das originelle Büchlein, das so Vieles an geistigen Schätzen in sich birgt, betitelt sich: Schelmenlieder von Edwin Bormann. Leipzig 1883, A. G. Liebeskind. (Preis geb. *M.* 4.) — Bormann war bisher bekannt als humoristischer Poet in Leipziger Mundart („Mei Leibzig low' ich mir!" und Aehnliches); mit den „Schelmenliedern" erhebt er sich auf die künstlerische Höhe eines Scheffel, Rudolf Baumbach, Karl Stieler. Da treten uns zuerst aus dem Bannkreise des köstlichen Büchleins jene Mönchsgestalten entgegen, wie Scheffel sie ersonnen und Grützner sie gemalt hat, jene Vertreter einer heiteren, optimistischen Weltanschauung, wie sie die Phantasie so gern in die stillen Klöster früherer Jahrhunderte hineinzaubert. Es wäre interessant, einmal nachzuweisen, auf welche Weise diese dichterischen Gebilde entstanden sind, diese frohgemuthen Klosterbrüder, Aebte und Mönche, Bruder Kellermeister und Pförtner, die in ihren reichen geistlichen Besitzthümern ein behagliches Leben führen, im Refectorium Speise und Trank zu schätzen wissen, dabei oft Leute von hoher geistiger Bedeutung, politische Köpfe sind, deren despotische Neigungen anderen Ständen gegenüber durch einen vornehmen, aristokratischen Zug ebenso geadelt werden, wie ein Zug von Feinheit, künstlerisches Gefühl, ein nobles Maßhalten ihre Genußsucht veredelt. Möglich, daß der menschliche Drang, das Entfernte zu idealisiren, diese sympathischen Phantasiegestalten aus den in der historischen Wirklichkeit gewiß oft unangenehmen, herrschsüchtigen und ausschweifenden Franziskanern und Dominikanern geschaffen hat. In dem Bormann'schen Liederbuche geben diese alten, prächtigen Herren Anlaß zu einigen Gedichten, die Perlen der Dichtkunst zu nennen sind, so zu der Maiweinballade „Mainacht in Heisterbach", der bekannten, herrlichen Klosterruine des Rheinlands, woselbst im 13. Jahrhundert der gelehrte Mönch Cäsarius gelebt, gelehrt und geschrieben hat. Der Erzähler sieht sich, vom Maiwein begeistert, plötzlich inmitten jener fröhlichen Genossenschaft alter Zeit, wie sie im Refectorium poculirt, er hält Zwiesprache mit dem frommen, fröhlichen Cäsarius, trinkt Brüderschaft mit ihm, bis das Gesicht weicht, und er, der Erzähler, inmitten der Klosterruinen durch den Morgensonnenschein geweckt wird. Wie ein rother Faden durchzieht das geträumte Gelage die prächtige Strophe (aus der man zugleich die echte Rhythmik, die Sangbarkeit und Eleganz der Bormann'schen Verse ersehen möge):

„He, Bruder Kellermeister, Wein
Und würzig Kraut herbei!
Wirf Zucker in die Fluth hinein,
Denn also will's der Mai."

Einen andern ehrenwerthen Frater drückt Bekümmerniß, daß der Codex, welchen der Abt ihm zum Abschreiben übergeben, mit seinen rothen und goldenen Initialen doch wol nicht so ausgefallen sein könnte, wie der Leser es sich vielleicht gewünscht hat; denn das Schreiben macht durstig und der Abt, weisheitsvoll wie er ist, hat das bedacht, und der Bruder Abschreiber kann von ihm rühmen:

„Spiegelglatte Eselfelle
Sandtest Du in meine Zelle,
Doch ein Fäßchen Moselwein
Sandtest Du mir auch herein."

Wie gesagt, die neue Handschrift mit ihren rothen und goldenen Initialen mochte wol hier und da verrathen lassen, in welcher Gesellschaft der Abschreiber sie ausgeführt. Dieser aber weiß sich zu helfen. Selbst ein Mann der Toleranz, appellirt er an die Toleranz des Lesers und setzt folgenden Vers an den Schluß des Codex:

„Lector, multum male scripsi,
Quia multum bene bipsi.
Wer ein gutes Schlückchen liebt,
Ließt mit Nachsicht und vergiebt."

Das sind so einzelne Hinweise auf Verherrlichungen des alten, durstigen Mönchthums. Der Humor beschränkt sich aber nicht allein auf dies Gebiet: überall hin unternimmt er seine Streifzüge und erobert er sich Terrain. Bleibt ihm doch sogar das Paradies, die Wiege des ersten Menschenpaares nicht verschlossen; denn nach Eden führt uns die „Paradiesische Schmuggelwaare", das Eröffnungsgedicht des Buchs. Unter dieser paradiesischen Schmuggelwaare ist nämlich die Liebe zu verstehen, welche Adam und Eva aus dem himmlischen Garten mit auf die arbeitsvolle Erde zu nehmen wußten, welche Liebe den durch den Engel mit dem feurigen Schwert Vertriebenen ihr neues, dorniges Dasein erleichtert. An anderen Stellen wird der Humor grotesk, er ist im Tone der „Fliegenden Blätter" gehalten, nimmt satirische Schärfe an, z. B. in „Donald und Duncan", einer „äußerst schottischen Ballade", welche die Manie verspottet, das Grausige nur deshalb in Verse zu bringen, um Schauder zu erwecken. („Und die Moral von der Geschicht? O schaudre, Freund! — doch frage nicht.") Auf den Inhalt lassen ferner folgende

Titel schließen: Mathematisches Liedesliedchen, Musikalische Liedesklage, des Obersecundaners Augustus Aemilius Pfannenschmidt Huldigungsrede an das Römerthum u. a. m. Den Reichthum an Humoreslen ganz zu erfassen, muß der Lectüre des Lesers überlassen bleiben; ihn hier weiter zu charakterisiren fehlt der Raum. Noch zweier Kategorien der „Schelmenlieder" sei Erwähnung gethan; der ernsten Gedichte und der Schelmenweisheit. Ja, er kann ernst sein, dieser Schelm von Dichter, sehr ernst, widmet er doch sogar Verstorbenen Nachrufe in seinem Büchlein (Karl v. Holtei, dem Grammatiker Karl Ploetz). Es bedeutet dies keinen Abfall von seinem Princip, nur Schelm zu sein, denn, wie der Autor ganz recht hat zu bemerken:

„Nimmer beug' ich mich dem Schmerz;
Aber kannst Du wähnen,
Schelmensinn und Schelmenherz
Wisse nichts von Thränen?"

Unser Schelm, der diese Lieder singt, ist ein echter Schelm, ein Schelm, wie der Narr des Königs Lear, dem unter dem bunten, schellenbehangenen Kleid ein warmes Herz schlägt: er ist eben Humorist, kein bloßer Witzling, und ein echter Humorist muß ein Herz im Busen haben, nicht nur für sich und seine Leiden, sondern auch, und noch mehr, für die Leiden und Freuden Anderer. Die „Schelmenweisheit", kleine, kernige Sprüche, enthalt in knapper Form tiefe Wahrheit; sie erstreckt sich auf alle Gebiete des Lebens und Wissens, Denkens und Dichtens. Diese Weisheit schließt mit folgendem hübschen Spruch, mit dem der Dichter die literarischen Zaungäste unserer Tage an den Pranger stellt: möchte der Spruch, auch im Interesse des Dichters, viel Beachtung finden. Er betitelt sich „Dichters Lohn":

„Schon viel hört' ich von Ihren Schriften sagen,
Darf ich vielleicht die kleine Bitte wagen,
Ob Sie sie mir bis morgen
'mal borgen?"

Jedem Freunde der Poesie und des warmen Humors können Bormann's Schelmenliedlein — von der Verlagshandlung mit dem von ihr schon wiederholt bewiesenen gewählten Geschmack ausgestattet — nur angelegentlichst empfohlen werden: sie sind ein Schatz für den Leser, wie für ihren Schöpfer eine dichterische That! Julius Rissert.

— Deutsche Dichter und Denker in Proben, Mottos, Selbstbekenntnissen und Urtheilen der Zeitgenossen und Nachwelt. Literar-historische Auswahl bearbeitet von Dr. Friedrich Sehrwald. In 3 Lieferungen à 2 *M.* Altenburg, Oskar Bonde's Verlag. — Die „Deutschen Dichter und Denker" Friedrich Sehrwald's sind auf zwei Bände berechnet, von denen der erste die Geschichte der deutschen Literatur, der zweite eine Probensammlung dazu enthalten soll. Von dem ersten Bande sind bis jetzt zwei Lieferungen erschienen, die Herausgabe der dritten, der Schlußlieferung, soll erst nach dem Erscheinen der vollständigen Probensammlung erfolgen. Von dieser Probensammlung liegt uns nun die erste Lieferung vor, welche von der ältesten Zeit bis zu den Anfängen der Sturm- und Drangperiode reicht und nicht weniger als 320 Seiten mit zahlreichen Holzschnitten enthält, so daß diese Probensammlung, wenn sie vollständig vorliegt, an Wohlfeilheit nicht ihres Gleichen haben wird. Aber auch der geistige Werth dieses Buches ist nicht gering anzuschlagen, denn in diesem Buche findet sich nicht nur eine Auswahl des Besten aus den Werken der einzelnen Schriftsteller, sowie wichtige Stellen aus deren Briefen, sondern auch Urtheile von Schriftstellern aus der Mit- und Nachwelt über die Betreffenden, so daß wir stets im Auszug das Vorzüglichste aus den Schriften unserer Geistesheroen und zugleich das, was wiederum bedeutende Männer über letztere gedacht, beisammen haben. Freilich hätten sich mitunter die Urtheile von Zeitgenossen der großen Dichter und Denker insofern noch kürzer geben lassen, wenn Sehrwald z. B. immer blos, was direct zur Sache gehörte, gebracht und nicht gleich die ganze Briefstelle mit allen nebensächlichen Bemerkungen abgedruckt hätte. Doch bin ich weit davon entfernt, daraus dem Herausgeber einen schweren Vorwurf zu machen, und das um so weniger, als diese Probensammlung im Uebrigen von ebenso viel Belesenheit wie Geschick und feinem Verständniß für das Schönste und Beste zeugt. Auch die Illustrationen, größtentheils Porträtbilder nach gleichzeitigen Holzschnitten, Kupferstichen, nach Weißer's Geschichtsbilderatlas u. a. hergestellt, sind in Anbetracht des so billigen Preises jeder Lieferung großentheils wirklich zu loben, und nur wenige dieser Holzschnitte sind mißlungen oder wirklich schlecht zu nennen; zu den letzteren rechne ich u. A. das größere Bild „Chriemhilde an Siegfried's Leiche", auf dem besonders die Chriemhild mit einem ganz augenscheinlich blühenden Bärtchen über der Oberlippe meinem Gefühl nicht gerade sehr zusagt und auch die übrigen Figuren eine ziemlich grobe Holzschnittarbeit verrathen. Im Ganzen indeß verdient das Werk auch hinsichtlich seines Illustrationsschmuckes alle Anerkennung und darf als ein nützliches Buch für Schule und Haus gelten. Karl Siegen.

** Festgeschenke aus der Verlagshandlung von Braun & Schneider in München. Wie in früheren Jahren, so versendet auch diesmal die Firma „Braun & Schneider" in München mit Rücksicht auf das herannahende Weihnachtsfest eine Auswahl aus ihren zu Festgeschenken für kleine und große Kinder vorzugsweise geeigneten Verlagsartikeln. Weltbekannt und allbeliebt sind die „Münchener Bilderbogen" der Firma, von denen ausweislich des beigefügten Katalogs nunmehr bereits 816 Bogen in 34 Büchern erschienen sind. Der neueste Band enthält wiederum humoristische Erzählungen von dem ersten Schanklelversuche eines „Ami" mit der Schlußmoral: „— Bist Du noch klein, | Geh' ja vom Haus nicht fort allein", von einem Frosche, der nicht still sein kann, von dem Russen und dem Bären, dem eitlen Entlein u. s. w. in Wort und Bild, deren Lectüre und Durchsicht auch die Erwachsenen erfreuen und erheitern wird, daneben aber auch illustrirte Märchen, Bilder aus dem Alterthum, Kostümbilder u. s. w. Für unsere ganz kleinen Lieblinge sind, nach dem Inhalte sowie nach der an die Unzerreißbarkeit grenzenden Beschaffenheit des Papiers zu urtheilen, berechnet: „Die brave Bertha und die böse Lina", ein lehrreiches Bilderbuch für Kinder von Lothar Meggendorfer, mit Versen von Franz Bonn, worin Thun und Treiben eines guten und eines bösen Kindes gar lehrreich nebeneinander gestellt wird (Preis 1 *M.* 80 ₰), „Ernst und Scherz für's Kinderherz" von Theodor v. Remarl, enthaltend illustrirte Geschichten vom naschhaften Fannerl, dem kleinen Schuldub', Hans dem Vielfraß u. s. w. im Stile des Struwelpeters (Preis 5 *M.* 50 ₰), „Unser'n Kleinen", ein Bilderbuch von Betty Rasch, mit Illustrationen von Heinrich Braun (Preis 5 *M.*), „Neuer Kord voll Allerlei" von Lothar Meggendorfer, mit Versen von Franz Bonn, gleichfalls eine Art Nachkomme des „Struwelpeter" (Preis 4 *M.*). Sehr empfehlenswerth ist ein Heft heiterer Kinderlieder aus Wald und Feld, von Wiesenflur und Garten, betitelt „Allerlei nette Pflanzen"; Richard Schmidt-Cabanis hat sie gesungen und der bereits wiederholt genannte Lothar Meggendorfer illustrirt. Der „Bazar" brachte neulich einige Proben aus diesem prächtigen Buche (Preis 6 *M.* 50 ₰). Als Geschenk für die reifere Jugend geeignet ist wiederum der neueste Jahrgang der von Isabella Braun unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde herausgegebenen „Jugendblätter für Unterhaltung und Belehrung, welcher auch diesmal ansprechende Gedichte — darunter poetische Erklarungen verschiedener Vornamen —, Erzählungen, Reisebilder, Biographisches, Dramatisches, Sprüche, Lebensregeln, allerlei Belehrendes und sogar zwei componirte Marschlieder für Knaben und Mädchen, daneben zahlreiche Holzschnitte und fünf — allerdings nicht besonders künstlerisch ausgeführte — colorirte Lithographien

Digitized by Google

enthält. (Preis 4 M. 20 Pf.) — Wir gelangen jetzt zu zwei Sammlungen der gelungensten Humoresken und Scherze — die meisten derselben haben unseres Wissens bereits die Leser der letzten Jahrgänge der „Fliegenden Blätter" erfreut —; in der einen sind die Militär-Humoresken „Major Kreuzschnabel, oder die famose Felddienstübung", „Lust und Leid in der Soldatenküche", „Rekruten in der Klemme" und „Der schwerhörige Rekrut" zu einem lustigen Ganzen zusammengestellt, in der anderen, dem „Haardurger Album" die wirkungsvollsten der Illustrationen dieses bekannten Mitarbeiters der „Fliegenden Blätter", mit den entsprechenden Textworten. (Preis 2 M. bez. 5 M. 50 Pf.) — Eine literarische Bedeutung hat die neueste Sammlung der Gedichte des vor wenig Wochen heimgegangenen greisen Dichters Franz v. Kobell: „Erinnerungen in Gedichten und Liedern", dem erlauchten Waidmanne Herzog Karl Theodor in Bayern von dem Verfasser, dem es wol nicht mehr vergönnt gewesen ist, sich der prächtigen Ausstattung der neuesten Erzeugnisse seiner Muse zu erfreuen, gewidmet.

K. S. Unter dem Titel „Julius Lohmeyer's Deutscher Jugendschatz für Knaben und Mädchen" sind soeben bei Alfons Dürr, Leipzig, die 15 ersten Bände der trefflichen Monatsschrift „Deutsche Jugend", welche sich u. A. der Anerkennung der deutschen Kaiserin, des preußischen und württembergischen Unterrichtsministeriums, sowie unserer namhaftesten Pädagogen, eines Paul Möbius, Stoy, Wichard Lange zu erfreuen gehabt hat, neu separat, jeder Band cartonnirt zu dem Preise von 3 M. käuflich, herausgegeben worden. Da jeder Band ein Ganzes für sich bildet, so ist Jedermann in der Lage, damit seinen Kindern ein ebenso wohlfeiles als wahrhaft künstlerisches Festgeschenk von dauerndem Werth anzuschaffen, das den Zweck der Belehrung wie den der Unterhaltung in gleich hervorragender Weise erfüllt.

—ψ—. Madagascar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Von James Sobree. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Titelbilde und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882. (S. XII, 424; 8°.) — Obgleich Madagascar, namentlich in ethnologischer und zoologischer Beziehung, ein sehr dankbares Feld für den Forscher ist, ist es doch in der neueren Zeit merkwürdiger Weise von den Reisenden ziemlich gemieden worden. Um so mehr müssen wir es mit Freuden begrüßen, endlich wieder einmal ein Werk über die große Insel östlich vom afrikanischen Continente zu erhalten, deren Bewohner dem Ethnologen so viel zu denken gegeben haben, nicht minder als deren Fauna dem Zoologen. Wie wenige, ist der Verfasser, der während einer langen Reihe von Jahren als Missionar in den Centralprovinzen von Madagascar gelebt, wie auch den größten Theil der Insel bereist hat, über Land und Leute unterrichtet, die er sowol aus eigener Anschauung und Erfahrung, wie aus gründlichem Studium der einschlägigen Literatur genau kennt. Wenn nun auch der Verfasser uns ein vollständiges Bild der merkwürdigen Insel entwirft, so ist doch nicht zu verkennen, daß er mit besonderer Vorliebe sich die Erforschung der Bevölkerung, ihrer Sprache, Sitten und Gebräuche hat angelegen sein lassen, infolge dessen er ein ebenso reiches wie werthvolles und interessantes Material zusammengebracht hat. Obgleich Afrika benachbart, weist doch der Charakter der Fauna wie der Bewohner von Madagascar nicht auf den afrikanischen Continent, sondern auf weiter entlegene Erdtheile, auf die Halbinsel Malakka und auch auf die malayische Inselwelt hin. Schon Wilhelm v. Humboldt hat in seinem großen epochemachenden Werke über die Kawisprache dargethan, daß die Insel einst von Malayen bevölkert worden sein müsse. Diese Ansicht wird, obgleich sie von mehreren Autoritäten bestritten worden ist, jetzt doch allgemein sowol von den Sprachforschern, wie Ethnologen anerkannt. Jedenfalls ist es der interessanteste Theil des Buches, in dem sich der Verfasser mit dieser Frage beschäftigt, die hier ausführlich und sehr klar und überzeugend nicht nur für den Kreis der Gelehrten, sondern auch für die große Classe der Gebildeten behandelt wird. Doch auch die übrigen Capitel, welche über Geographie, Thier- und Pflanzenleben der Insel handeln, sind nicht minder lehrreich und anziehend. Die Verlagshandlung hat sich ein wirkliches Verdienst erworben, daß sie das treffliche Werk auch den größeren Kreisen deutscher Leser zugängig gemacht und so in unsere Literatur eingeführt hat.

—*— Aus allen Welttheilen. Illustrirte Monatshefte für Länder- und Völkerkunde und verwandte Fächer. Redigirt von Dr. Hugo Toeppen, Realschul-Oberlehrer. Dreizehnter Jahrgang. Mit 108 Illustrationen, drei Porträts und zwei Karten. Leipzig, Druck und Verlag von Oswald Mutze, 1882. (S. X, 384; 4°.) — Die von dem jüngst verstorbenen, in Förderung der Erdkunde unermüdlich thatig gewesenen Professor Otto Delitsch gegründete geographische Zeitschrift „Aus allen Welttheilen" hat als ein für die Familie in weitester Ausdehnung bestimmtes wissenschaftliches Werk wol kaum seines Gleichen in Deutschland. Mit dem Ernste der Wissenschaft verbindet die Monatsschrift die Allgemeinverständlichkeit, mit der Gediegenheit und dem Reichthum des Inhaltes eine würdige, belehrende Unterhaltung. So enthält der vorliegende Jahrgang, der dreizehnte seit Gründung der Monatsschrift, wie die vorhergehenden eine Reihe ebenso instructiver wie anziehender Aufsätze, größtentheils reich illustrirt, wodurch das Verständniß des Stoffes ganz wesentlich erleichtert wird. Von ganz besonderem Werthe sind die jährlichen Uebersichten von neueren Reisen, Entdeckungen und Arbeiten auf dem Gebiete der Geographie, die dem Laien in Kürze die Fortschritte unserer Wissenschaft bieten, aber wol auch von manchem Fachmann willkommen geheißen werden, der sich schnell einen Ueberblick über die Wissenschaft der Erdkunde verschaffen will. So sehr auch die Redaction bemüht ist, neben der Belehrung gleichzeitig zu unterhalten, so thut sie dies doch nie auf Kosten der Wahrheit, so daß die Zuverlässigkeit der Angaben einen Ehrenschmuck der Zeitschrift bildet, die wir jeder Familienbibliothek, die in keinem deutschen Hause fehlen sollte, bestens und auf das Angelegentlichste empfehlen können.

—m— Universitäts-Kalender für das Studien-Jahr Michaelis 1882 bis 1883 Michaelis. Verzeichniß der an den Universitäten deutscher Zunge lehrenden Professoren, Docenten und Lectoren. Herausgegeben von Paul Emil Richter, Secretär an der königl. öffentl. Bibliothek in Dresden. Erster Jahrgang. Berlin 1883. Wilhelm Baensch. 2 M. — Der durch seine bibliographischen Arbeiten bereits bekannte Verfasser bietet in dem vorstehend genannten Kalender den Docenten an den Universitäten Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und der russischen Ostseeprovinzen ein praktisches Handbuch, welches wenigstens theilweise Stoehr's Deutsches akademisches Jahrbuch, das bekanntlich nur zwei Jahrgänge erlebt hat, zu ersetzen im Stande ist. Außer einem Kalendarium enthält das Büchlein einen Notiz-Kalender mit Angabe der an den einzelnen Tagen des Jahres geborenen Professoren, Docenten und Lectoren, so weit die Geburtstage von dem Herausgeber ermittelt werden konnten; ferner ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher Universitätslehrer nach Namen, Vornamen, Rang, Facultät und Universität, drittens ein Verzeichniß derselben nach Facultäten und viertens ein solches nach Universitäten geordnet. Da auch in dem letztern die Facultäten geschieden sind, so scheint uns die 3. Abtheilung eigentlich entbehrlich zu sein; sollte sich nicht empfehlen, an ihrer Stelle das den Schluß bildende Verzeichniß der bei den Universitäten fungirenden Curatoren, Richter und Secretäre um die Beamten der Universitätsbibliotheken und anderer Universitätssammlungen zu vermehren? Jedenfalls kann man dem hübsch ausgestatteten Büchlein eine lange Reihe von Jahrgängen wünschen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 99. Sonntag, den 10. December. 1882.

Inhalt: Immanuel Kant und die Gegenwart, von Moritz Brasch. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Musik-Bericht aus Dresden, von Emil Naumann. — Bücherbesprechungen (Jugenderinnerungen einer jungen Frau, von Julie Werner. Predigten über das Vaterunser, von D. Rud. Hofmann. Aus dem evangelischen Norden, von O. Gleiß. Ansprachen in Ephoral-Conferenzen, von Dr. Zapff. Vom architektonischen und gewerblichen Kunstverlag. Die Staatswappen aller Länder der Erde).

Immanuel Kant und die Gegenwart.

Eine Studie von **Moritz Brasch.**

Thomas Buckle's Ausspruch, Deutschland habe solche Mühe fortzuschreiten, weil dort die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten tiefer sei als in irgend einem andern Lande, hat jetzt fast ganz seine Geltung verloren. Die Bestrebungen, welche dahin gehen, eine gewisse Ausgleichung der höhern und der niedern Stände in Bezug auf das Bildungsniveau herbeizuführen, sind nicht ohne Erfolg gewesen. Unter Vorantritt der Naturwissenschaften haben allmälig auch die übrigen Disciplinen ihre Sprödigkeit aufgegeben und zu Nutz und Frommen des Volkes ist allmälig eine auf alle Gebiete sich erstreckende und vielfach durch das Hilfsmittel der Illustration unterstützte Popularisirungsliteratur herangewachsen, die wiederum ihre bedenklichen Seiten hat. Denn abgesehen davon, daß jene Bestrebungen unvermeidlich die sog. Halbbildung mit allen ihren Schäden zur Folge haben, hat sich nunmehr ein literarischer und buchhändlerischer Industrialismus eingestellt, welcher die allerbedenklichsten sittlichen Consequenzen nach sich zieht.

Müssen wir also jenem Worte des berühmten englischen Historikers für die Gegenwart fast jede Berechtigung aberkennen, so giebt es doch ein Gebiet, auf welchem demselben eine gewisse Wahrheit zugestanden werden muß. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß im „Volke der Denker", wie sich die Deutschen mit Stolz einst nannten, jetzt ein erschreckender Mangel an philosophischer Bildung sich kund giebt. So manche Krankheitssymptome in unserem ganzen geistigen Organismus sprechen für diese Behauptung und wie Alles in der Welt seinen Grund hat, so lassen sich auch für dieses philosophische Deficit in unserem geistigen Soll und Haben historische Erklärungsgründe anführen. Wir müßten jedoch weit in die Geschichte der Culturströmungen dieses Jahrhunderts zurückgreifen, um es begreiflich zu finden, daß nach einer Periode so gewaltigen Aufschwungs der philosophischen Speculation vom letzten Viertel des vorigen bis in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts eine Zeit, wie die unsrige, folgen konnte, deren philosophischer Charakter als ein wesentlich eklektischer und alexandrinischer bezeichnet werden muß. Doch lassen wir hier alle culturhistorischen Betrachtungen auf sich beruhen, und weisen lieber auf einen näher liegenden Grund hin, der gewissermaßen auf einem national-literarischen Erbfehler der Deutschen zu beruhen scheint. Die Verfasserin des noch sehr lesenswerthen Buches „De l'Allemagne", die geistvolle Frau v. Staël, hatte nur zu sehr Recht, wenn sie einst schrieb: „Le talent de s'exprimer avec méthode et clarté est assez rare en Allemagne: les études speculatives ne le donnent pas." Was die kluge Freundin Schlegel's vor 70 Jahren bei uns vermißte, einen philosophischen und überhaupt einen wissenschaftlichen Stil, fühlen wir in unserem gelehrten Schriftwesen leider immer noch als einen empfindlichen Mangel, dessen Folgen nur zu sehr zu Tage liegen. Mit wenigen Ausnahmen kann sich unsere philosophische und wissenschaftliche Prosa mit derjenigen der Engländer und Franzosen in diesem Jahrhundert in keiner Weise messen. Was aber unsere großen philosophischen Autoren sprachlich und stilistisch gesündigt haben, läßt sich hinterher nur schwer wieder gut machen. Hätten sie in ihren Werken die Sprache gesprochen, wie sie Lessing's kritischer Geist herausgearbeitet, und hätten sie ihrerseits nur noch, mit dem steigenden Gehalt und der größeren Tiefe ihrer Gedanken, sie nun auch plastischer, bezeichnender und schöner weitergebildet, wäre ihnen daran gelegen gewesen, in ihren Büchern anstatt zur gelehrten Zunft, zur ganzen Nation zu sprechen, so würde auch im Gebiete der Philosophie das Bildungsverhältniß des großen Publicums ein anderes und günstigeres sein.

Aus diesem Gesichtspunkte können wir so manche bei uns neuerdings hervorgetretenen Versuche, die weiteren Schichten der Gebildeten in die reichen und tiefen Ideenschätze unserer großen Denker einzuführen, mit Freuden begrüßen. Hierher gehören z. B. jene billigen Ausgaben philosophischer Werke, wie sie die nunmehr abgeschlossene Kirchmann'sche „Bibliothek" darbietet. Einleitungen und fortlaufende Commentare zu den einzelnen Schriften führen den Anfänger in das Studium der Philosophie besser und gründlicher ein, als alle die historischen Handbücher und Compendien der Geschichte der Philosophie, die im besten Falle das Gedächtniß mit Zahlen, Namen und aphoristischen Sätzen belasten, aber nicht den Geist durch Ideen bereichern. Die classischen historischen Darstellungen von Zeller für die antike, von Kuno Fischer für die neuere Philosophie sind schon wegen ihres Umfanges nicht allgemein zugänglich. Aber trotz der unleugbaren stilistischen Vorzüge dieser beiden Historiker sind ihre Werke vermöge des strengen, so zu sagen akademischen Tons, der in ihnen vorherrscht, doch nur für einen geringen Kreis von Lesern berechnet. Will man den Unterschied der philosophischen Geschichtsschreibung in Deutschland z. B. von der der Engländer an einem schlagenden Beispiel treffend illustrirt sehen, so möge man z. B. das Werk des Prof. Windelband in Straßburg: „Die Geschichte der neueren Philosophie" (Bd. 1—2, Lpzg. 1879—81) mit dem historischen Werke Henry Lewes' vergleichen, das trotz der ziemlich schlechten Uebersetzung (3 Bde., Berl. 1871—74) sich bei uns eines gewissen Erfolges rühmen kann. Was Schärfe und Gründlichkeit in der Durchdringung des Stoffes sowie Objectivität der Behandlung betrifft, geben wir dem Buche des deutschen Gelehrten unbedingt den Vorzug. Und doch müssen wir bekennen, daß Lewes durch die interessante, fast künstlerische Art, mit der er das massenhafte Material gruppirt und verarbeitet hat, trotz der offenbaren Einseitigkeit und Befangen-

Digitized by Google

heit seines streng positivistischen Standpunktes, ein durchaus lesbares und anziehendes Buch geschaffen hat. In keinem Augenblick verleugnet sich bei der schwierigen und abstracten Materie, die hier zu bewältigen war, der geistvolle Schriftsteller und seine Stilist.

Worauf wir indeß hier mehr Gewicht legen, das sind diejenigen Versuche, welche darauf ausgehen, unsere bedeutenden philosophischen Autoren dem Verständniß eines weiteren Kreises näher zu bringen. Dieses ist insbesondere in Bezug auf die Schriften Immanuel Kant's geschehen und das 100jährige Jubiläum der „Kritik der reinen Vernunft", das in das Jahr 1881 fiel, hat diesen Bestrebungen neuen Anstaß gegeben. Nicht alle hierher gehörenden Arbeiten jedoch sind von gleichem Werthe. Ein großer Theil derselben ist genügend charakterisirt, wenn wir sie als eine Consequenz der sog. Kant-Philologie bezeichnen, wie sie sich bei uns analog der Shakespeare- und Goethe-Philologie auf literar-historischem Gebiete herausgebildet. Da werden nicht nur einzelne Fragen und Probleme aus dem Systeme des großen Denkers aufgeworfen, sondern auch Untersuchungen z. B. über die Dignität und den Werth der ersten aber zweiten Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft" angestellt. Wir wollen derartigen Discussionen wie z. B. der berühmten zwischen Kuno Fischer und Trendelenburg stattgehabten Kant-Streitfrage nicht jeden Werth absprechen. Jedenfalls zeigen diese oft mit großer Erbitterung geführten Kämpfe, daß uns Kant, ähnlich wie Aristoteles dem Mittelalter, wirklich Herzenssache geworden ist. Aber in einer Reihe von Streitfällen handelt es sich oft um recht geringfügige Dinge und hier findet nun die deutsche Rechthaberei den fruchtbarsten Boden. Und doch kann es über die großen Züge der Kant'schen Weltanschauung kaum eine Meinungsverschiedenheit geben. Kant's historische Stellung zu den vorangehenden philosophischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts wie zu den nachfolgenden Systemen, für die seine Erkenntnißtheorie den Ausgangspunkt bildet, ist eine so klar begreifliche, daß man von seinem Auftreten mit dem epochemachenden Werke seines Lebens geradezu einen neuen Abschnitt in der Geschichte des geistigen Lebens der Nation datirt. Aber weit über die Grenzen des nationalen Lebens hinaus greift der Einfluß, den die von Kant hervorgebrachte geistige Revolution ausgeübt hat. Man hat bis jetzt zu wenig die Aehnlichkeit beachtet, die zwischen Lessing's und Kant's Wirksamkeit besteht. Schon die Verwandtschaft ihrer geistigen Persönlichkeit muß auffallen: bei beiden dieselbe Energie und unerbittliche Schärfe ihres kritisch angelegten Geistes, bei beiden aber auch die sittliche Kraft und Hoheit der Wahrheitsliebe und des Wahrheitsdranges, die sie ganz erfüllten. Aber während uns Lessing, dessen Tod in dasselbe Jahr fällt, wo Kant's Hauptwerk erschien, als der Achilles, die jugendlich trotzige Heldengestalt in den Aufklärungs- und Humanitätskämpfen des 18. Jahrhunderts erscheint, bezeichnet der um fünf Jahre ältere Kant das reiche und abschließende Resultat dieser großen Culturbewegung, nicht minder aber auch den Central- und Ausgangspunkt aller bis auf die Gegenwart fortwirkenden geistigen Richtungen des 19. Jahrhunderts.

Da sehen wir zuerst den Aufschwung der mathematisch-mechanischen Naturbetrachtung, wie sie, von England ausgehend, nach Frankreich und Deutschland gelangt und so über die civilisirte Welt sich allmälig verbreitet. Im Gebiete der Psychologie, Moralphilosophie und Aesthetik treten an die Stelle inhaltsloser, schematisirender Deductionen der Hinweis auf die Erfahrung und empirische Beobachtung der Wirklichkeit und des natürlichen Empfindungslebens des Menschen. Hieran schließt sich der von Rousseau angefachte leidenschaftliche Drang, das Individuum von den Fesseln einer falschen Cultur zu befreien. Alles dieses aber wird übertönt durch die an die englischen Freidenker anknüpfenden und auf der ganzen Linie entbrennenden Kämpfe des sog. Vernunftglaubens gegen die christliche Orthodoxie: diese mächtigen Culturströmungen des 18. Jahrhunderts finden ihre Abklärung und ihren versöhnenden Abschluß in der Kant'schen Weltanschauung, deren innerster Gedankenkern durch ein philosophisches Princip zum Ausdruck gebracht wird, nach welchem das Jahrhundert vergeblich gesucht und gerungen hat: die absolute Autonomie des menschlichen Geistes gegenüber der Welt der Erscheinungen, d. h. die gesetzgebende Kraft der Vernunft in Wissenschaft und Leben. Wie nun diese Grundidee alle Theile seiner Philosophie, die erkenntnißtheoretischen, wie die praktischen, mit mächtiger Kraft durchdringt, wie seine epochemachende Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens, nicht minder wie die Hoheit und Tiefe seiner ethischen, religiösen und ästhetischen Ideen auf die nachfolgende Zeit gewirkt und für die Gegenwart verwenddar wären, dieses wäre eine schöne und dankbare Aufgabe für denjenigen, der eine solche, gewissermaßen culturhistorische Popularisirung Kant's, natürlich mit Berücksichtigung der specifischen Verhältnisse und Aufgaben unserer Zeit unternehmen würde.

Von den uns bekannten neueren Schriften dieser Richtung ist keine einzige diesem Ziele nahe gekommen. Ein gut gemeinter, wenn auch schwacher Versuch ist der der Frau Emilie Last*) in Wien. Wir fühlen uns frei von jedem Mißtrauen gegen philosophirende Frauen. Aber die Zeit, wo Hypatia, die schöne und gelehrte Tochter des Theon zu Alexandrien, in ihren Vorträgen über platonische Philosophie einen lauschenden Kreis von Männern und Jünglingen um sich versammelte, ist längst dahin. Die moderne Frau denkt mit dem Herzen, wie Bogumil Goltz sagt, und sie wird dadurch gewiß Vieles, insbesondere was an das Mysterium des tieferen Seelenlebens streift, instinctiv besser und richtiger treffen als der Mann; aber dieses reicht nicht aus, um ein logisch zusammenhängendes Gedankengebäude, wie es doch jedes philosophische System ist, zu reproduciren oder gar die feineren Wurzelfäden blaßzulegen, durch die es mit dem Erdreich seiner Zeit zusammenhängt. Im besten Falle ist es die Anempfindung, die der denkenden Frau Manches nahe bringt. Aber diese schöne weibliche Eigenschaft wird niemals den Mangel an scharfer Distinctions- und Abstractionskraft ersetzen können. Wer nun gar das eherne Netz Kant'scher Deductionen, wo jede Masche logisch unverrückbar eingeschmiedet ist, durch eine metaphernreiche Bildersprache, wie die Verfasserin des genannten Buches, durchbrechen zu können wähnt, dem fehlt jeder Beruf zur philosophischen Schriftstellerei. Das unleidlichste Stil-Genre ist jene poetische Prosa, wie sie meist bei Frauen sich vorfindet. Wenn dasselbe jedoch für philosophische Fragen überhaupt verwerflich ist, so verträgt es am Allerwenigsten der nüchtern strenge Kant. Aber auch jedes sachliche Verständniß scheint der Verfasserin für eine derartige Arbeit abzugehen. Man traut seinen Augen kaum, wenn man in einem und demselben Buche Kantische und Schopenhauer'sche Sätze so zusammengestellt sieht, als wenn dieselben sich ergänzen könnten. Nun ist zwar Schopenhauer von der Kantischen Erkenntnißtheorie ausgegangen, aber seine ethische Weltanschauung, den verzweiflungsvollen Pessimismus, zu dem er gelangt, mit der sittlich kräftigenden und muthvollen Ethik Kant's zusammenzuschweißen, zeugt doch von einer hochgradigen Naivetät in der Philosophie. Offenbar hat Frau Last den differenten Punkt in beiden Weltanschauungen gar nicht erkannt und ihre philosophische Arbeit erinnert an manche poetische Anthologie, wo z. B. unmittelbar hinter Schiller's Hymnus an die Freude ein weltschmerzlich zerrissenes Lied von Heine signirt.

Bei Weitem ernster und sachlicher im Gehalt ist eine Schrift von Albrecht Krause.**) Der Verfasser, evangelischer Pfarrer in Hamburg, ist als gediegener Kantianer be-

*) „Mehr Licht. Die Hauptsätze Kant's und Schopenhauers." (Berlin 1879.)

**) „Populäre Darstellung von Kant's Kritik der reinen Vernunft." (2. Aufl. Lahr 1882.)

kannt. Denn sein schon früher erschienenes umfangreicheres Werk: „Die Gesetze des menschlichen Herzens, wissenschaftlich dargestellt als die formale Logik des reinen Gefühls“ (Lahr 1876) versucht eine Fortbildung der Psychologie aus dem Kant'schen Kriticismus heraus. Krause ist ein berufener Interpret der „Kritik der reinen Vernunft“. Er hat sich den Inhalt dieses Hauptwerkes des Königsberger Denkers ganz zu eigen gemacht, so daß es ihm gelungen ist, denselben mit Beibehaltung der systematischen Eintheilung in einer Weise zu reproduciren, daß er ihn dem Verständniß auch des philosophischen Laien nahe gebracht hat. Hierbei verhält er sich allerdings nicht blos referirend, sondern er sucht den Leser auch in die Kant'schen Deductionen einzuführen. Dadurch erst gewinnen die Sätze und Formeln Kant's nicht den Charakter des Mitgetheilten, das man auf Treu und Glauben eben hinnimmt, sondern das Gepräge des Gewonnenen und durch logische Operationen Erarbeiteten. Schon der Weg, den der Verfasser einschlägt, um den Leser zu dem Hauptproblem, das Kant an die Spitze seiner Vernunftkritik gestellt hat, hinzuführen, entspricht dem Zwecke einer derartigen commentirenden Arbeit. Krause zeigt an einzelnen Beispielen, wie jede Wissenschaft in ihrem Vorwärtsschreiten schließlich zu Problemen und Fragen gelangt, welche sie selbst mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln nicht zu lösen vermag, und wie daher jeder wissenschaftliche Zweig an dem mächtigen Baume menschlicher Erkenntniß auf die gemeinsame Wurzel alles Wissens hinweist. Die Frage lautet daher: „Woher stammen die Fundamentalsätze, welche die Aufstellung der Wissenschaften möglich machen und welche, da diese Fundamentalsätze nicht analytische, sondern synthetische Urtheile sind, nicht durch Erfahrung der einzelnen Wissenschaften (a posteriori) erworben werden, sondern vorher (a priori) zur Herstellung der Wissenschaft in Wirksamkeit treten müssen?“ Bekanntlich lautet diese Frage bei Kant ähnlich, nur hat es letzterer mit der ihm eigenen lapidarischen Kürze ausgedrückt: „Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?“ Diese harmlos scheinende Frage ist aber die wichtigste und inhaltvollste, welche das menschliche Denken aufwerfen kann. Denn sucht man den Sinn des Problems genauer festzustellen, so ergiebt sich, daß es eigentlich eine ganze Reihe von Fragen in sich schließt, welche etwa lauten: „Wie ist reine Mathematik möglich?“ „Wie ist reine Naturwissenschaft möglich?“ „Wie ist Jurisprudenz möglich?“ „Wie ist Theologie möglich?“ „Wie ist Metaphysik möglich?“ „Wie ist Moralphilosophie möglich?“ „Wie ist Aesthetik möglich?“ u. s. w. u. s. w. Mit anderen Worten, alle diese Wissenschaften wären nicht möglich, wenn die „Kritik der reinen Vernunft“, d. h. die Untersuchung des Organs unseres Denkens, nicht die Grundlage für dieselbe feststellen würde.

Aber wie geschieht diese Grundlegung? Kant hat einen zwiefachen Weg gewählt, um zu seinem Ziele zu gelangen: einen negativen und einen positiven, jenen in der „Kritik der reinen Vernunft“, diesen in den beiden andern Kritiken („Kritik der praktischen Vernunft“, „Kritik der Urtheilskraft“), sowie in den übrigen metaphysischen Werken („Religion innerhalb der Grenzen reiner Vernunft“, „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft“, „Metaphysik der Sitten“ u. s. w.). Daß die in diesen Gesammtwerken sich darstellende Weltanschauung von ihm selbst mit dem Namen „Kriticismus“ belegt wurde, hat wesentlich in dem negativ-kritischen Verfahren seinen Grund, das er in dem Hauptwerk beobachtet. Es ist der Kampf gegen die Jahrtausende alte Metaphysik mit ihrem weiten Netz von unerwiesenen Begriffen, gegen die er hier sein schneidiges Schwert schwingt, indem er die Forderung aufstellt, daß, bevor über Welt, Gott, Seele und überhaupt über das Wesen der Dinge philosophirt werde, man erst die Natur des menschlichen Denkorgans näher untersuche und zusehe, wie weit in dem letzteren die Möglichkeit einer derartigen Erkenntniß liege.

Der Verfasser des genannten Commentars schließt sich auch darin an Kant's Werk an, daß er den grandiosen Gedankenaufbau des letzteren in zwei Hauptflügel auslaufen läßt: die „Transcendentale Aesthetik“, und die „Transcendentale Logik“. Es ist die Aufgabe der ersteren, die „Apriorität“, d. h. das Vorhandensein vor aller Erfahrung, oder vielmehr die Ermöglichung aller durch die Sinne vermittelten Erfahrung in Bezug auf unsere Raum- oder Zeitanschauung zu erweisen. Die „Transcendentale Logik“ theilt er ebenfalls im Anschluß an Kant in „Transcendentale Analytik“ und „Transcendentale Dialektik“. Jene hat die gesammten Stammbegriffe unseres Denkens als nicht der Außenwelt entstammend, sondern der Natur des menschlichen Intellects innewohnend nachzuweisen. Es ist dieses das wichtigste Hauptstück der ganzen Vernunftkritik. Denn sind alle jene Urbegriffe, wie die Causalität, Allheit, Einheit, Vielheit, Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit u. s. w., die Kant in seiner „Kategorientafel“ entwickelt, nicht der Ausdruck für Wesen und Eigenschaft der Dinge, sondern unser eigenes Besitzthum, das „Inventarium unserer Seele“, welches erst hinzutreten muß, um mit dem von Außen kommenden Eindruck in uns eine „Vorstellung“, und in weiterer Folge einen „Begriff“ zu bilden, so bewegen wir uns eben nur immer in unserer eigenen Klause, aus der wir nicht heraus können und jedes Bemühen in das Wesen der Dinge („Ding an sich“) einzudringen, muß scheitern. Da aber, wie die Geschichte der Philosophie zeigt, dieses Streben, so alt die Menschheit ist, immer wieder erneuert wird, so verwickelt sich die Vernunft in alle jene sich hieraus ergebenden Widersprüche („Antinomien und Paralogismen“), deren Entwickelung dem letzten Theile der Vernunftkritik, der transcendentalen Dialektik obliegt. So wird hier eine philosophische Disciplin nach der andern, die in der alten Metaphysik ihre Wurzeln hatte, schonungslos vernichtet. Denn ist es der Vernunft unmöglich, das Wesen Gottes wie die innerste Natur der menschlichen Seele wie des Weltalls widerspruchslos zu begreifen, so giebt es weder eine rationale Theologie, noch eine Psychologie, noch eine Kosmologie im Kantischen Sinne: ein gewaltiges Zerstörungswerk, das aus den imponirendsten Hochbauten der bisherigen Metaphysik nur Trümmer gemacht hat. Kant selbst vergleicht die von ihm ausgegangene Umwälzung gern mit derjenigen, welche durch das heliocentrische Weltsystem des Copernicus herbeigeführt wurde. Denn so lange die geocentrische Weltanschauung des Ptolemäus geherrscht und man die Erde als den Mittelpunkt der Welt ansah, um den diese sich bewegt, habe man viele Himmelserscheinungen nur schwer erklären können; mit dem Copernicanischen System jedoch sei man in den Stand gesetzt worden, bis dahin unlösbar scheinende Schwierigkeiten der Astronomie leicht zu beseitigen. So werde auch, meint Kant, nachdem der „Kriticismus“ die frühere Metaphysik, welche das erkennende Subject von der Außenwelt abhängig machte, gestürzt habe, die neue Weltanschauung, der transcendentale Idealismus, der das Schwergewicht in uns selbst lege und die Außenwelt zu einem Complex von „Erscheinungen“ verflüchtigt, im Stande sein, philosophische Probleme, die bis dahin unlösbar schienen, zur Befriedigung unseres Erkenntnißtriebes wahrhaft zu lösen.

Kant ist sich überall in seinen Werken dieses seines großen, reformatorischen Zieles bewußt, wie er auch des Ausgangspunktes, den er von David Hume's radicaler Kritik des Causalitätsbegriffes genommen hat, wiederholt gedenkt. Ja es liegt ein gewisses Gefühl der Dankbarkeit in den Worten Kant's, wenn er gesteht, in seinem „dogmatischen Schlummer“ durch die Untersuchungen des scharfsinnigen Engländers „geweckt“ worden zu sein. Diese, wir möchten sagen, historischen Zusammenhänge beachtet wenig oder gar nicht dieser Krause'sche Commentar, wie er auch bei seiner Beschränkung auf das Kant'sche Hauptwerk fast gänzlich jede Andeutung vermissen

läßt, wie nun das wesentlich negative Resultat desselben durch die späteren Schriften Kant's in ein positives umgewandelt wurde. Denn nicht die Erkenntnißtheorie Kant's als solche, welche wol kaum noch einen Gegner hat, sondern die in ihr liegenden Keime der Fortbildung und Anwendbarkeit innerhalb der positiven Wissenschaften sind es, welche das Interesse der Gegenwart in hohem Grade in Anspruch nehmen. So gewinnen alle diese populärisirenden Bestrebungen eine höhere Bedeutung, indem sie in jene große wissenschaftliche Zeitströmung einlaufen, welche wesentlich in der philosophischen Forschung, aber auch in den Naturwissenschaften heute hervortritt, und die unter dem Namen des „Neukantianismus" bekannt ist.

(Schluß folgt.)

Leipziger Theater.

Wir haben aus der letzten Theaterzeit noch über die Aufführung des „König Lear" von Shakespeare und der „Relegirten Studenten" von Raberich Benedix zu sprechen, welcher letztere bekanntlich mit einer fulminanten Gegenschrift gegen Shakespeare oder vielmehr gegen die Shakespearomanen noch kurz vor seinem Tode aufgetreten ist. Freilich, die bürgerliche Welt, deren Gestalten Benedix uns vorführt, ist himmelweit entfernt von jener Welt freischöpferischer Phantasie, wie sie Shakespeare's Aug', in schönem Wahnsinn rollend, angeschaut hat, und auch die Sitten unserer kleinbürgerlichen Kreise haben nichts gemein mit den Sitten, wie sie in Old England und in den romantischen Lustspielen jener Zeit herrschten. Bei aller Einseitigkeit hat indeß Benedix doch den Shakespearomanen, welche den Shakespeare mit „Haut und Haar" und mit allen seinen Stücken auf die Bühne bringen wollen, manche treffende Wahrheit gesagt.

Die großen Tragödien, die sich bei uns eingebürgert haben, schon weil sie für die Schauspielkunst die bedeutendsten Aufgaben bieten, bleiben indeß unantastbar auch der kühnsten Polemik gegenüber. Zu ihnen gehört „König Lear", obschon dies großartige Trauerspiel, mit dem Maßstab gemessen, den die verständige Durchschnittskritik an Productionen der Gegenwart anlegt, sich keineswegs als fehlerlos behaupten würde. „Vor dem höchsten ästhetischen Richterstuhl bestehen sie untadelig," sagt Goethe von Shakespeare und Calderon in seiner interessanten Studie über den Geschmack, „und wenn irgend ein verständiger Sonderer, wegen gewisser Stellen, hartnäckig gegen sie klagen sollte, so würden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche sie gearbeitet, lächelnd vorweisen und nicht etwa dadurch blos Nachsicht erwerben, sondern deshalb, weil sie sich so glücklich bequemen konnten, neue Lorbeern verdienen?" Dies Urtheil fällt Goethe vom Standpunkte der Weltliteratur aus mit Recht: wenn sich aber die Dramatiker dem Geschmack ihrer Zeit bequemen sollen, so bleibt denn doch die Frage übrig, wie sich die Bühne der Gegenwart zu den Werken älterer Dichter zu stellen hat? Sagt doch Goethe selbst weiterhin in der oben erwähnten geistreichen Skizze: „Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen: woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen?" Ein Dichter der Gegenwart würde von diesen „barbarischen Avantagen", wie sie Goethe nennt, keineswegs indeß in gleicher Weise Gebrauch machen können, ohne seinem Werke von Hause aus ein Fiasco zu sichern.

In der That ist auch in „König Lear" viel Barbarisches, was weder dem Geschmack noch den Nerven unseres Publicums zusagt: nur der sagenhafte Hintergrund und die gewaltige Größe, der geniale Wurf der Dichtung tragen uns über viele Bedenken hinweg, welche sowol die Motivirung als die Ausführung des Werkes hervorrufen muß. Als *πρῶτον ψεῦδος* — und das ist auch schon von begeisterten Verehrern des Dichters gerügt worden — muß doch immer die gleich beim Beginn des Stückes hervortretende kleinliche Hitzköpfigkeit des alten Königs erscheinen, welcher seine Tochter verstößt, weil sie ihre Liebe nicht in so überschwenglichen Worten aussprechen will, wie dies ihre um des Vaters Gunst buhlende Schwestern thun. Schon solche Liebe durch ein Redeturnier beweisen zu lassen, das ist ein Experiment, gegen das sich das gesunde Gefühl sträubt. Von der Liebe seiner Töchter muß doch König Lear in seinem langen Leben thatsächliche und überzeugende Beweise genug empfangen haben, um dieselbe nicht kurz vor seinem Tode auf eine solche nichtsbeweisende Probe zu stellen. Und wenn sein Zorn über Cordelia, seine übereilte Verdammung derselben als die tragische Schuld des Königs angesehen werden soll, so muß man doch zugleich einräumen, daß dieser Schuld etwas Kleinliches, ja ein leiser Schimmer des „Abgeschmackten" anhaftet. Auch von einem andern Experiment, der Sprungscene des alten Gloster, die sein Sahn inscenirt, wird man dasselbe behaupten können: ohne Frage würde diese Scene besser gestrichen; denn sie macht auf der Bühne einen absurden Eindruck. Was aber das „Ungeheure" betrifft, so können wir dazu wol die Greuel im Hause Gloster rechnen, die Blendung des alten Herzogs und außerdem die gehäuften Wahnsinnsscenen, so geistreich die Commentatoren auch den Contrast zwischen dem wirklich ausbrechenden Wahnsinn Lear's, dem simulirten Edgard's und der Narrheit des Narren sprechen mögen. Der frierende, halbnackte Toms ist eine etwas fremdartig gemahnende Bühnenfigur. Was aber die oft überaus skizzenhafte Motivirung betrifft, die allerdings durch unsere Bühneneinrichtungen noch abrupter wird, so brauchen wir blos auf die Doppelliebe Edmund's zu den beiden Schwestern hinzuweisen, die doch so drüst in die Handlung hereinplatzt, um zu zeigen, daß Shakespeare von den „barbarischen Avantagen" seiner Zeit einen Gebrauch gemacht hat, der für unsere Poeten kein nachahmenswerthes Beispiel giebt.

Gleichwol bleibt das Hauptmotiv des „König Lear" der Undank der Kinder gegen den Vater von einer alle Zeiten packenden und durchaus volksmäßigen Tragik und die Versöhnungsscene mit Cordelia ist eine der ergreifendsten in dem ganzen Repertoire der Shakespearedramatik. Auch ist „König Lear" selbst eine Aufgabe für Schauspieler, wie unser klassisches Repertoire kaum ähnliche aufzuweisen hat. Wo aber sind die geeigneten Darsteller für dieselbe? Welche Größe der Mittel gehört dazu, um diese machtvolle Erscheinung, ebenbürtig dem wilden Spiele der elementarischen Gewalten hinzustellen, diesen Donnerer mit dem Jupiterskopf unter dem Donner der Gewitter! Wir haben viele begabte Künstler, welche geistige Fähigkeit und den göttlichen Funken haben, um eine solche Rolle zu beherrschen; aber sie haben eine kleine Statur aber ein nicht ausreichendes Organ. Wenn sie auch viele Hauptscenen zur Geltung bringen, so bleibt doch immer das Gefühl des Ungenügens haften, das Bedauern, daß man kein Prokrustesbette besitzt, um sie zu jener stattlichen Größe auszudehnen, welche uns für den alten Sagenkönig, „jeder Zoll ein König", unerläßlich erscheint.

Hr. Grube hat Gestalt und Stimmmittel für „König Lear", doch gehört er keineswegs zu den blos repräsentirenden Schauspielern; er ist ein fein ausarbeitender Künstler, der seinen Aufgaben volles Verständniß entgegenbringt; er sucht auch die Andeutungen Shakespeare's für eine Darstellung psychologischer Entwicklung zu verwerthen. Das jähzornige Aufflammen brachte er ebenso zur Geltung, wie die tieftraurige Einkehr in das Innere und das Wachsthum der inneren Zerrüttung. Die Sturmscene hatte Mark und Gewalt; in der Wahnsinnsscene schreckte der Darsteller nicht zurück vor der kühnsten Aneinanderreihung der sich ablösen-

den Contraste. Nur fehlte in diesen Scenen bisweilen die äußere Deutlichkeit des Wortlautes, die gleichsam vom Affecte überrannt wurde. Trefflich spielte Hr. Grube die sanfte Scene mit Cordelia, aufs Beste unterstützt von Frl. Salbach, welche diese Rolle mit warmer Innigkeit durchführte. Jedenfalls war der König Lear des Hrn. Grube eine sehr beachtenswerthe Leistung, mit welcher sich ein neues Talent auf einem fast verwaisten Gebiete vortheilhaft ankündigte.

Der frischkräftige Herzog von Albanien des Hrn. Purschian, der warmherzige Kent des Hrn. Meyer, der vielleicht noch etwas derber gehalten sein konnte, der Narr des Hrn. Moritz, der die Individualität dieses Clowns richtig erfaßte und seine meistens stimmungsvolle Haltung nie zur Possenreißerei ausarten ließ, die wilde Goneril der Frau Senger waren Gestalten, welche der Shakespeare'schen Dichtung durchaus entsprachen. Dagegen erschienen uns der Gloster des Hrn. Herbst, sowie die Regan des Fräul. Wilhelm etwas matt; am wenigsten genügte der Edmund des Hrn. Bischer, der die Rolle nach der Intrigantenschablone spielte. Edmund muß eine kräftig feurige, durch männliche Erscheinung bevorzugte Natur sein; er ist ja wie Lord Leicester, der Liebling zweier Fürstinnen.

Die Ausstattung und Inscenirung war eine lobenswerthe, wenn man auch hier und dort kleine Ausstellungen machen konnte. Im Vergleich mit der Laube'schen Inscenirung, welche in Bezug auf alles seiner Poetische und Stimmungsvolle geradezu shocking war, tritt die jetzige in ein sehr günstiges Licht.

Von Shakespeare zu Benedix — es ist ein Sprung, nicht nur über die Jahrhunderte, sondern auch über eine ganze Scala poetischer Begabung, von der Höhe des erhabensten Stils zur gebildeten anständigen Conversationsprosa, von den Einfällen genialster Eingebung zu den Combinationen des gesunden Mutterwitzes. Wir wissen nicht, ob eine spätere Zeit, welche auf unsern jetzigen Säcularausschnitt mit kritischer Unbefangenheit zurückblicken kann, nicht ihr Erstaunen aussprechen wird über die merkwürdigen Zumuthungen, welche die heutige Bühne an die Genuß- und Verdauungsfähigkeit des Publicums und an die proteusartige Verwandlungskunst der Schauspieler stellt. Alle Rubriken, die der geschwätzige Polonius in seiner Taschenästhetik für den Hofgebrauch auskramt, genügen nicht entfernt, um die Buntheit unseres Repertoires zu bezeichnen. Denn abgesehen von der großen Oper der Vergangenheit und der Zukunft, der komischen Oper und der Operette, der Gesangs- und Zauberposse und dem Vaudeville, von allen diesen musikalisch-poetischen Zwittergattungen kommen bei uns antike Tragödien des Sophokles, antikisirende der neuen Gräkomanen, die gewaltigen, oft ungeheuerlichen Werke Shakespeare's, spanische Dramen Calderon's und Moreto's, Lustspiele Molière's, Rührstücke à la Diderot, die moderne comédie française mit pikantem Beigeschmack, norwegische Schauspiele, polnische Lustspiele, solide bürgerliche Lustspiele von Benedix und zum Schwank herabgleitende der jüngeren Schule, Tragelaphen, wie Goethe's „Faust", kurz Alles, was sich aus der großen internationalen Suppenschüssel mit einigem Geschicke herausfischen läßt, zur Aufführung. Und in alle diese Ton- und Spielweisen soll sich die Kunst der Darstellung hineinzwängen. Derselbe Künstler muß heute im Stil des würdevollen antiken Pathos seine Gewänder falten, morgen als modernster Tausendsasa über die Bretter tänzeln, heute eine wuchtige Heldengestalt Shakespeare's spielen, morgen einen biedern Charakter von Benedix! Es ist wunderbar genug, daß bei dieser vollkommenen Stillosigkeit unsers Theaters viele Künstler noch die grundverschiedenen Masken, in die sie schlüpfen müssen, mit Anstand zu tragen verstehen.

Wenn wir aus einer nordischen Sturmnacht und von den Leichenfeldern der Shakespeare'schen Tragödie kommen, so wird uns ganz behaglich zu Muthe, wenn uns Benedix in seinen wohnlichen Räumen einquartiert. Die Frische der akademischen Jugend hatte für ihn stets etwas Anlockendes: so hat er derselben schon in seinem ersten größeren Drama: „Das bemooste Haupt" den Ehrenplatz eingeräumt und auch sein bemoostestes Haupt, „Der alte Magister" wird vom Zauberhauch akademischer Reminiscenzen umwittert. Auch die „Relegirten Studenten" sind in diese Atmosphäre jugendlicher Heiterkeit und Frische getaucht; besonders der erste Act, der, wenn man überhaupt von einzelnen Acten sprechen darf, zu den besten gehört, welche Benedix geschaffen hat. Wie der Reinhold, der als Vagabund heimkehrt, von seinen „zärtlichen Verwandten" empfangen ward, das ist sehr komisch, und das rendez-vous der alten Universitätstrias athmet frischen, jovialen Humor. Im weiteren Verlaufe des Stückes sind besonders diejenigen Scenen von erheiternder Wirkung, in denen die früher so feindliche und hochmüthige Verwandtschaft schutzflehend auftritt und den einflußreichen Bewerber durch die zärtlichste Liebenswürdigkeit für ihre Interessen zu gewinnen sucht. Das Liebesverhältniß zwischen Reinhold und der jungen Gutsherrin Conradine, die sich noch kühner als Adelheid Bolz den Mann erobert, der ihr als der Rechte scheint, verläuft in einige Sentimentalitäten, und die Einleitung der Bekanntschaft durch die beliebte Lebensrettung ist wol allzu trivial. Dennoch behauptet das Stück bis zum Schlusse den Antheil des Publicums, so wenig überraschende Abenteuer und komische Verwickelungen sich auch darin finden mögen.

Im Vordergrund der Handlung steht der relegirte Student Reinhold, den Hr. Baxmann mit gesunder Tüchtigkeit darstellte; auch die schwärmerischen Momente und die edelherzigen Anwandlungen, die eine kurze Hemmung in die Handlung bringen, wenn sie auch das rollende Rad des Hochzeitwagens nicht aufzuhalten vermögen, hob er ohne sentimentale Verschwommenheit hervor. Die Conradine des Frl. Hahn hatte stattliche und gewandte Repräsentation, auch in den lebhaftesten Ausbrüchen der Empfindung: nur haftet ihrem Organ eine gewisse Sprödigkeit an, welche die strebsame Künstlerin gewiß bald überwinden wird. Die übrigen Rollen, von denen wir noch den launigen Justizrath des Hrn. Door, den Oekonomierath des Hrn. Müller und den Kaufmann des Hrn. Moritz hervorheben wollen, wurden gut gegeben: im Uebrigen schreibt Roderich Benedix seine Rollen den Darstellern auf den Leib, die Liebespaare sind nur flüchtig skizzirt: besser sind dem Dichter die Mütter der beiden Töchter gelungen. Das Zankduett derselben wurde von Frau Baumeister und Frl. Bose sehr effectvoll ausgeführt.

Das Carolatheater pflegt unter Leitung des Hrn. Wegler nach wie vor die Operette, die zunächst von der Bühne des Stadttheaters ausgeschlossen ist. Vor Kurzem gastirte hier Frau Lang-Ratthey, welche zwar als „Milchmädchen von Schöneberg" nicht die rusticale Derbheit der Frau Anna Schramm besaß, aber als „Madame Favart" desto feiner und pikanter sang und spielte. Neuerdings wurde die Operette „Nisida" von Richard Genée am Carolatheater mit glänzender Ausstattung und gutem Erfolge gegeben. Die Operette enthält mehrere anmuthige Nummern und zeigt eine gewisse Verve: der Inhalt läßt zwar jede sorgfältigere Motivirung vermissen, führt uns aber eine Reihe bunter Abenteuer vor. Die Heldin ist eine Primadonna, welche von ihrem Impresario verfolgt wird und zuletzt einen Corsarenhauptmann heirathet. Frau Wegler-Krause spielte und sang die Titelrolle mit vieler Gewandtheit; durch seinen Gesang trat neben ihr besonders Hr. Wilhelmy hervor, der den Corsaren darstellte. Die Komiker wirkten mehr durch ihr Spiel als durch ihren Gesang. Abgesehen von getreuen tropischen Landschaftsbildern wurde auch der große Sturm auf der Insel Cuba und zwar ausnehmend wirksam inscenirt.

Rudolf von Gottschall.

Musik-Bericht aus Dresden.*)

Am St. Andreastag, Donnerstag, den 30. November, gelangte C. Grammann's jüngstes dramatisches Werk: „Das Andreasfest", romantische Oper in 3 Acten, Dichtung von R. Fels, auf Dresdens Hofbühne zu ihrer ersten Aufführung in Deutschland. Stoff und Buch sind einer unserer beliebtesten, aber noch nicht für die Bühne behandelten deutschen Kaisersagen entnommen und von echt dramatischem Gehalt. Der Schauplatz ist Tirol und im Vordergrunde der Handlung spielt die Nebenbuhlerschaft zweier, in der Werkstatt eines Innsbrucker Waffenschmiedes arbeitenden Gesellen, die sich um die Gunst des Töchterleins ihres Meisters bewerben. Walter, der jüngere von beiden, besitzt die Liebe der schönen Agnes, verliert dieselbe aber infolge der schlimmen Einflüsse, die sein Geselle Adam auf ihn ausübt, der ihn zu Thaten wilder Leidenschaft anspornt, durch die er das Zartgefühl des ihm bis dahin ergebenen Mädchens auf das Tiefste verletzt. Verbannt und ausgestoßen aus Innsbruck, und verzweifelt durch die hohen Gebirge seiner Heimath stürmend, geräth er an die Stelle der steilen Martinswand, zu der sich Kaiser Maximilian I. Tags vorher verstiegen hat und daselbst aller menschlichen Hilfe so unerreichbar bleibt, daß Volk und Geistlichkeit den Himmel schon in Bittgängen um des verloren scheinenden kaiserlichen Herrn Rettung anflehen. Das Uebrige versteht sich von selbst; der dem Leben wiedergegebene Kaiser tritt natürlich für seinen Retter ein, versöhnt ihm Vater, Tochter und Bürgerschaft und legt schließlich die Hände der beiden Liebenden ineinander.

Carl Grammann hat mit dem „Andreasfest" die dritte seiner Opern über die Bühne gehen lassen, da er im vergangenen Jahre seine „Thusnelda" bei uns aufführte und eine noch frühere Oper von ihm, „Melusine", bereits in Wiesbaden und an anderen Orten mit Beifall gegeben worden ist. Die beiden Erstlingsopern des Tondichters, deren Inhalt uns bekannt ist, enthielten schon manches Vielversprechende und schöne Erwartungen Erregende; um so mehr freut es uns, heute aussprechen zu dürfen, daß die Musik zum „Andreasfest" noch einen Fortschritt Grammann's gegen seine früheren dramatischen Arbeiten bedeutet. Es ist dem Componisten hier zum ersten Male gelungen, sich fremder Einflüsse, die ihn bereits so stark ergriffen hatten, daß seine eigene künstlerische Individualität darüber verloren zu gehen drohte, zu erwehren, und zwar bis zu einem Grade, der uns die freudige Zuversicht giebt, daß sich der Tondichter zu einer endlich völlig selbständigen musikalischen Persönlichkeit entwickeln werde. Daß unter den oben berührten Einflüssen, die der Componist auf sich erfahren, diejenigen Richard Wagner's, als des größten Talentes der Neuzeit, im Vordergrunde gestanden, bedarf für den Kundigen, der da weiß, wie so manches jüngere Talent an seinem Wetteifer mit dem Bayreuther Meister oder an dem Versuch, in dessen Fußtapfen zu treten, zu Grunde ging, keines besonderen Hinweises. „Eines schickt sich nicht für Alle, sehe Jeder wie er's treibe," ruft uns schon Altmeister Goethe zu. Auf Wagner's eigenartige Natur und Begabung angewandt, möchten wir den citirten Ausspruch sogar in die Worte verkehren: „Manches schickt sich nur für Einen"; und zwar darum, weil die besondere Art dieses Einen nur bei ihm selbst spontan, naturwüchsig und wahr hervortritt, bei allen seinen Nachahmern dagegen zu einer äußerlich angenommenen und darum conventionell und tendenziös wirkenden Manier führt. — Die großen Vortheile, welche Grammann, als trefflichem Coloristen, der mit den Klangfarben des modernen Orchesters und mit den, aus deren Mischungen hervorgehenden blendenden Wirkungen ebenso geistvoll als souverain schaltet, durch sein Studium von Wagner's Partituren erwuchsen, sind ihm geblieben. Dagegen hat er eingesehen, daß für einen Dritten ein Eingehen auf den Kunststil Wagner's, dessen, diesem allein eigenthümliche und seltene geistige Energie uns für den Mangel organisch entwickelter oder abgeschlossener Tonformen häufig durch eine das Gemüth des Hörers bestrickende Einheit der musikalisch-dramatischen Stimmung entschädigt, nicht wohl zu wagen ist. So begegnen wir denn in Grammann's „Andreasfest" Motiven, die nicht blos in sich selbst incrustirte und jeder Weiterentwicklung widerstrebende Leitmotive bleiben, sondern Wurzeln und Keime treiben und sich daher häufig zu Tonsätzen erweitern, die einen erfreulichen und animirten Fluß und Fortgang gewahren lassen. Es sei in dieser Beziehung besonders rühmend des graziösen Tanzliedes der Agnes und des später folgenden Duetts der Liebenden (beide im ersten Act), ferner auch der großen höchst dramatisch wirkenden Ensemblescene im zweiten Act, bei Walter's Würfelspiel um die Geliebte, nicht weniger des geschmackvoll componirten Walzers der Bauernmädchen beim Andreasfest, sowie des stimmungsvollen Marsches im dritten Act und des, mit dessen Finale so glücklich verwobenen, alten katholischen Kirchengesanges gedacht. Auch der in diesem Acte mit einem wirkungsvoll behandelten Orgelpräludium wechselnde, höchst feierlich und ergreifend gehaltene allgemeine Volkschor, in welchem die knieende Menge den Himmel um die Rettung des Kaisers anfleht, gehört hierher. Von diesen schönen und edel gehaltenen Nummern abgesehen, fehlt es freilich dem Componisten mitunter noch an jener durchgängig sich zeigenden Leichtigkeit und inneren Freiheit, sowie an jenem überall ungezwungen und natürlich bleibenden Fortgang bei der Behandlung von Ensembles und anderen Stücken (z. B. bei Adam's Romanze von der Andreasnacht), welche dem Tondichter erst eine lange Gewohnheit an thematische Arbeit auf allen Punkten seiner Schöpfungen zu verleihen vermag. Durchaus beifällig haben wir uns dagegen über den sehr bedeutenden chorischen Theil des Werkes auszusprechen; denn, abgesehen von dem bereits gerühmten Chore, ist auch der, vor dem Beginn des zweiten Actes hinter der Scene gesungene und zu Meister Heinrich Isaak's herrlicher Melodie „Innsdruck, ich muß dich lassen" gesetzte Chor Grammann's, dessen Harmonisirung sich stilgemäß innerhalb der alten Kirchentonarten bewegt, von ergreifendster Wirkung. Nur die Männerchöre könnten vielleicht etwas einfacher und bühnengemäßer gehalten sein; ihre zu große Vielstimmigkeit beeinträchtigt mitunter ihre Wirkung und Faßlichkeit. Gleiches gilt zuweilen von dem die Solisten begleitenden Orchester, so verführerisch auch der Reiz und mannigfaltige Wechsel seiner Tonfarben im Einzelnen ist, und gilt endlich auch von der manchmal zu gesuchten Harmonik und Modulation des Componisten. Was hat z. B. in den beiden ersten Acten der Oper, die rein unter Kleinbürgern und Landleuten Tirols spielen, Grammann's gelegentlicher Aufwand von allzu combinirten instrumentalen Mitteln und fremdartig oder überschwänglich klingenden Accordfolgen zu thun, namentlich bei solchen Stellen darin, in denen es sich entweder um höchst einfache Situationen und Handlungen, oder um eben so schlichte Textesworte handelt? Hier wäre ein Weniger sicher ein Mehr gewesen und würden volksthümliche, im Genre Karl Maria von Weber's erklingende Weisen den rechten Ton und Stil am besten getroffen haben. — Doch fordern wir nicht zu viel auf einmal; unser Tondichter, der zu den Wenigen gehört, die nicht blos der großen Menge gefallen, sondern zunächst vor sich selbst und ihrem künstlerischen Gewissen bestehen wollen, hat mit dem Andreasfest jedenfalls einen viel verheißenden und bedeutenden Schritt vorwärts gethan, und schreitet er beharrlich auf der neu betretenen Bahn, die ihn jetzt schon zu der Entwicklung einer eigenartigen Künstlerpersönlichkeit geführt hat, weiter, so haben wir, und mit uns

*) In unseren letzten Musik-Bericht aus Dresden (Wiss. Beil. Nr. 97) hat sich ein äußerst sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen, nämlich in der vorletzten Zeile ein „nicht". Es muß also in Bezug auf die Clavierspielerin Fräulein Ilona Eibenschütz heißen, daß ihr Vortrag ꝛc. auf eine mehr als gewöhnliche Begabung schließen läßt.

die gesammte musikalische Welt, noch viel Schönes von ihm zu erwarten. Daran dürfte aber wol kaum zu zweifeln sein, da uns hierfür nicht weniger des Tondichters reines und edles Streben, als die ihm eigene Strenge gegen sich selbst in erfreulichster Weise Bürgschaft leisten.

Die Aufführung von Grammann's neuer dramatischer Tondichtung reiht sich den gelungensten unserer königl. Oper an.. Die Solopartien: Agnes (Frl. Malten), Hanna (Frl. Raniß), Kaiser Maximilian (Hr. Degele), die beiden Gesellen Walter und Adam (Gudehus und Decarli), der Meister Ulram (Fischer) u. s. w. waren trefflich besetzt und thaten im Bunde mit unserer königl. Kapelle und Regie Alles (wir verweisen hinsichtlich der letzteren nur auf die großartige Darstellung der Martinswand und die ebenso prächtig als geschmackvoll arrangirten Aufzüge und Tänze), um der Oper die Gunst unseres Publicums zu gewinnen. Es ist in dieser Beziehung namentlich auch noch des eifrigen Wirkens des Hrn. Hofkapellmeisters Schuch zu gedenken, der das neue Werk mit einer bis auf das Einzelnste eingehenden Sorgfalt einstudirt hatte. Der Erfolg so vieler vereinter Bemühungen blieb nicht aus: Grammann's neue Oper ward vielfach durch rauschenden Beifall unterbrochen und nach den Actschlüssen rief das dichtgefüllte Haus nicht nur die Solisten, sondern auch den liebenswürdigen Tondichter wiederholt stürmisch heraus. Emil Naumann.

Bücherbesprechungen.

— Jugenderinnerungen einer jungen Frau von Julie Werner. Stuttgart, Cotta. 174 Seiten. 3 M. — Als Riehl vor beinahe dreißig Jahren in dem gleichen Verlag sein Buch von der „Familie" erscheinen ließ, da sprach er den Wunsch aus, „daß es als ein Idyll vom deutschen Hause erfunden werde" und „bei verwandten Geistern die gleiche Begeisterung festige für das Kleinod des deutschen Hauses und der deutschen Familie"; er hielt es schon damals für die wichtigste sociale That, das Haus und die Familie wieder zu erbauen. Freilich ist das eine Aufgabe, die nicht auf dem Wege der Gesetzgebung gelöst werden kann: durch Wort und Vorleben muß diese Begeisterung geweckt werden. Jede Schrift aber, die absichtlich oder unabsichtlich diesem Zweck dient, muß mit Freude begrüßt werden, so auch das oben genannte Buch, das man kurz als ein Idyll vom deutschen Hause bezeichnen kann. Wenn Worte nur belehren, Beispiele aber fortreißen, so mag unser Buch auch diese letztere Wirkung erhoffen, da es im Wesentlichen wirkliche Lebenserfahrungen enthält; das Buch tritt nämlich auf als eine Autobiographie. Bei einer solchen pflegt man sofort an Beziehungen der Hauptperson zu bekannten und bedeutenden Menschen zu denken. Hiervon enthält jedoch das Buch gar nichts; es ist und will nichts anderes sein als die feingezeichnete Schilderung eines in einfacher und natürlicher Weise verlaufenden Jugendlebens von dem ersten Augenblick, der in der Erinnerung haften geblieben ist, bis zur Verlobung. Diese einfachen Dinge hat aber die Verfasserin mit dem echten Paetenauge betrachtet und mit künstlerischer Feinheit dargestellt. Namentlich die Schilderung der Mutter erhebt sich über die pietätvolle Treue des Porträts zur Schöpfung einer Idealfigur, die in ihrem stillen treuen, auch im Leiden gottergebenen Wandel als ein Vorbild echter Weiblichkeit aufgestellt werden kann. Auch in den übrigen Figuren zeigt die Verfasserin, daß ihr die Gabe der Charakterschilderung innewohnt; wie sicher ist z. B. das Bild der alten Dienerin mit wenig Strichen gezeichnet. Und wie sauber sind diese Striche, ich meine die Sprache des Buches, die mit Reinheit und Klarheit des Stils dichterische Kraft und Wohllaut zu verbinden weiß. Wie uns in Sprache und Darstellung maßhaltende Anmuth aufs Angenehmste berühren, so tritt uns als sittlicher Grundaccord entgegen das Streben nach Harmonie des äußeren und inneren Lebens.

□ Predigten über das Vaterunser gehalten in der Universitätskirche zu Leipzig von D. Rudolph Hofmann, Prof. der Theol. und Universitätsprediger. Leipzig, Hinrichs 1881. 1,60 M. — Wenn auch verspätet, kommt doch die Anzeige dieser Predigten nicht zu spät. Sie haben einen bleibenden Werth als ein sehr anerkennenswerther Beitrag zur Auslegung des unerschöpflichen Gebetes aller Gebete, in dessen Tiefen sich der Verf. mit gründlicher, sinnender Meditation versenkt und in die er nicht minder den Leser in ebenso lehrreicher als erbaulicher Weise hineinzuführen versteht. Der als Lehrer der Pädagogik rühmlichst bekannte Verf. hat bei der Herausgabe seiner Predigten besonders an Lehrerkreise gedacht; wir können sie diesen insbesondere nur angelegentlich empfehlen, sie werden in denselben reiche und treffliche Winke für ihren Katechismusunterricht finden.

□ Aus dem evangelischen Norden. Zeugnisse von Christo in Predigten aus der scandinavischen Kirche unserer Zeit. Uebersetzt und herausgegeben von O. Gleiß, P. Gütersloh, Bertelsmann 1882. 6 M. — So viele treffliche Gaben die deutsche evangelische Kirche auch der theologischen Literatur des scandinavischen Nordens verdankt, mit welchem ein lebhafter gegenseitiger Geistesaustausch gerade auf diesem recht eigentlich internationalsten Gebiete stattfindet, so ist doch der reiche Schatz der Predigtliteratur des evangelischen Nordens, Dänemarks und Norwegens, noch verhältnißmäßig wenig uns zugänglich geworden. Es ist daher nur sehr dankenswerth, daß D. Kögel, der die vorliegende Sammlung bevorwortet und sie dadurch zugleich am besten befürwortet, die Anregung zur Uebertragung der Predigten dem Uebersetzer gegeben hat, der sie in wahrhaft genießbarer und genußreicher Weise uns darbietet. Die bedeutendsten Prediger des Nordens, obenan die längst in Deutschland bekannten Sterne erster Größe, Martensen, Mynster, Monrad, Kirkengerd, Grundtwig u. A., sind in dieser Sammlung mit weniger bekannten, aber durchaus nicht klanglosen Namen vereinigt, die alle in sehr würdiger und tüchtiger, zum Theil eminenter Weise ihre Kirche repräsentiren. Sämmtlich auf positiv-evangelischem Glaubensgrunde stehend, mit der ganzen bekennenden lutherischen Kirche in den theologischen Grundanschauungen eins, haben die evangelischen Prediger des Nordens doch wieder eine eigenthümliche Art, die unsere deutsche Predigtweise in ebenso wohlthuender als lehrreicher Weise ergänzt. Ohne die logische Correctheit der deutschen Predigt, die dieser doch vielfach ein zu schulmäßiges Gepräge giebt, in der ganzen Anlage freier, als diese, mehr Homilien als Predigten im engeren Sinne, ergehen sich diese Predigten im breiten Strom erbaulicher Rede und vereinigen in höchst anziehender Weise das Element sinniger Contemplation mit demjenigen kräftiger Erweckung und energischen gewissenschärfenden Ernstes; weniger auf die Auslegung des Textes in seinen einzelnen Theilen bedacht, geben sie mehr die Stimmung des ganzen Textes wieder mit einem nicht selten wahrhaft poetischen Hauch der Rede; dazu kommt in den meisten Predigten eine besondere Gabe psychologischen Tiefblicks. Wir können daher die Predigten, die auch christlich gesinnten Laien eine Quelle reicher Erbauung sein werden, insonderheit dem theologischen Publicum zum anregenden Studium und zur geistigen Auffrischung nur lebhaft empfehlen.

□ Ansprachen in Ephoral-Conferenzen gehalten von Dr. Zapff, Ober-Consistorialrath in Dresden. Leipzig, Böhme, 1883. 2 Mark. — Diese von dem hochwürdigen Verfasser während seiner letzten Amtsjahre und während der ersten Jahre der neuen Consistorialverfassung bei den Conferenzen fast sämmtlicher Ephorien des Landes, auch der inzwischen eingegangenen, gehaltenen Ansprachen werden insonderheit der

Digitized by Google

Geistlichkeit unsers Landes eine höchst willkommene Gabe sein. Abgesehen von dem Affectionswerth, den dieselben für alle Theilnehmer an den Conferenzen als eine liebe, gesegnete Erinnerung an Weihestunden des geistlichen Amtes haben, sind sie auch an sich selbst eine werthvolle Bereicherung der homiletischen Literatur, die an solchen Casualreden keinen Ueberfluß besitzt. Der Verf. ist bekannt als ein Meister feinpointirter und sinniger, durch die Würze schlagender Kürze sich auszeichnender, das Schriftwort geschickt benutzender, dabei gemüthswarmer Rede. Möchte er seine glückliche Muße, die ihm mit einer in seinem hohen Alter seltenen geistigen Rüstigkeit vergönnt ist, zu weiteren homiletischen Veröffentlichungen aus seiner früheren pastoralen und ephoralen Thätigkeit benutzen, er würde sich damit den Dank Vieler verdienen, auch des theologischen Publicums außerhalb unseres engeren Vaterlandes!

(Vom architektonischen und gewerblichen Kunstverlag.) Denkmäler der deutschen Renaissance, herausgegeben von K. E. O. Fritsch Berlin, Ernst Wasmuth. Von diesem auf 6 Lieferungen berechneten, zu je 25 Blatt zum Preise von 25 *M.* erscheinenden Sammelwerk ist soeben die zweite Lieferung ausgegeben worden. Das Unternehmen ist als durchaus verdienstvoll zu bezeichnen, es ergänzt künstlerisch praktisch auch die zweite Ausgabe von Lübke's „Deutsche Renaissance" und Seemann's großes Sammelwerk. Die Wiedergabe der Bauwerke in zweckentsprechend großem Formate durch Lichtdruck mit Zugrundelegung der Photographie aus der Anstalt von Römmler und Jonas zu Dresden zeigt die ungemeinen Fortschritte des Verfahrens in der Klarheit der Blätter und der glänzenden Ueberwindung örtlicher Schwierigkeiten für die photographische Aufnahme; bezeichnend hierfür ist die der Façade des Gasthofes zum Ritter (II, Bl. 14) zu Heidelberg. Die erste Lieferung bringt in vortrefflicher Auswahl Architekturen von Aschaffenburg, Braunschweig, Bremen, Dresden, Frankfurt a. M., Halberstadt (hierbei den entzückenden Holzbau des Schuhhofes von 1579), Mainz, Offenbach und Wolfenbüttel. Die zweite Lieferung führt uns die glänzenden Beispiele der Danziger Bauten aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts vor, unter ihnen die Marmorfaçade des Steffens'schen Hauses am Langenmarkt; Hannover, Heidelberg, Lübeck, Marburg, Straßburg mit seinem ehemaligen, in der Anordnung an den Heidelberger Friedrichsbau lebhaft erinnernden Rathhause, schließen sich an und 5 Aufnahmen des Fürstenhofes zu Wismar machen den Beschluß. Letztere sind nach der jüngst vollendeten Restaurirung dieses ausgezeichneten Backsteinbaues durch Landbaumeister Luckow gefertigt und bieten deshalb einen sehr interessanten Vergleich sowol mit den vor der Restaurirung gefertigten Röhring'schen Aufnahmen und jenen der in diesem Jahre erschienenen Luckow'schen Herausgabe des Bauwerkes, welche letztere von den Fritsch'schen Blättern weit übertroffen werden. Dem Fritsch'schen Unternehmen ist die weiteste Verbreitung, auch in den Kreisen der Nicht-Architekten, der gewerblichen Künstler und Freunde vaterländischer Kunst zu wünschen; es zeigt uns belehrend die volle Pracht deutscher Architektur vergangener Zeiten. — Die gleiche Verlagsbuchhandlung E. Wasmuth versendete ferner soeben das 2. Heft der „Palastarchitektur von Ober-Italien und Toskana vom 15.—17. Jahrh., I. Genua", welche bekanntlich Prof. R. Reinhardt zu Stuttgart herausgiebt, dasselbe ergänzt in erster Linie die Blätter über Palazzo Filippo Durazzo, Andrea Doria, Doria-Tursi und den der Universität mit einem unvergleichlich schönen Hofraum, hinzu treten Palazzo Cambiaso, Gambaro und Cataldi, welchen Letzteren der Herausgeber Gallazzo Alessi zuschreibt, während Burckhardt Gio. Batt. Castello als Architekten nennt, ferner die Eingangshalle sowie deren farbig vortrefflich wiedergegebene Decke des von Castello errichteten Pal. Imperiali, Ansicht der Villa Paradiso, die reizvolle Eingangshalle und Treppenanlage Piazza Giustiniani Nr. 7 und drei Blatt der Villa Scassi in S. Pier' d'Arena bei Genua mit Alessi's großartigen Garten-, Terrassen- und Wasseranlagen. Die graphische Darstellung der architektonischen Aufnahmen ist wiederum sorgfältig und klar, doch dürfte die Aufmerksamkeit, welche durch Blattanzahl den Details des Palazzo Doria-Tursi gewidmet ist, nicht deren untergeordneterem Werthe entsprechen, da in ihnen schon eine Verwilderung auftritt, welche mit der schönen Durchbildung des Grundrisses und dem wirkungsvollen Aufbau der Façade auffällig in Widerspruch steht. Die Lichtdrucke von Römmler und Jonas zu Dresden beruhen wiederum auf äußerst geschickten photographischen Aufnahmen, ihre technische Ausführung steht wiederum auf der Höhe. Auch das zweite Heft eignet sich in unserer führerlosen Architekturzeit als eine edle Quelle für das architektonische und kunsthistorische Studium. — Unter dem Titel „Illustrirte Schreinerzeitung", Verlag von W. Speman, Berlin und Stuttgart, verspricht F. Luthmer, der geistvolle, durch andere Editionen rühmlich bekannte Director der städtischen Kunstgewerbeschule zu Frankfurt a. M., unter Mitwirkung von Wallot, Linnemann, Grieseбach u. A., sämmtlich Namen guten Klanges, eine Bereicherung instructiven kunstgewerblichen Materials. Das Unternehmen beabsichtigt die moderne deutsche Möbelindustrie zum Ausdruck zu bringen in ihren verschiedenen Richtungen nicht allein der deutschen und italienischen Renaissance, sondern auch jener, welche sich dem streng constructiven Gestaltungsprincip der Gothik anlehnt. Es sollen correcte Vorlagen geboten werden, welche der junge Handwerksmann wie auch der kleinere Geschäftsinhaber sich selbst für die Ausführung umzeichnen kann, von Beigabe sogen. Arbeitszeichnungen ist deshalb abgesehen. Vorbilder der Vergangenheit sollen unter dem Namen „Schreinerarchitektur" Berücksichtigung finden, farbige Blätter werden eine vielfarbige Behandlung der Holzarbeit anzuregen versuchen. Auf Benutzung der Vorbilder von Seiten kunstgewerblicher Anstalten als Lehrmateriales soll Rücksicht genommen werden. Diesen Tendenzen entsprechen die 8 Tafeln des ersten Heftes nach Entwürfen und ausgeführten Arbeiten des Herausgebers, Wallot's und ganz besonders Grieseбach's. — Der Aufmerksamkeit unserer Frauenwelt, welche sich kunstgewerblicher Hausarbeit gern widmet, seien schließlich Elisabeth Hübler's „Vorlagen für Ornamentmalerei" empfohlen, von welchen soeben das 4. Heft von der Arnoldischen Buchhandlung zu Leipzig ausgegeben wurde; es bringt nach Zeichnungen der Herausgeberin, H. Kunkel's und des Architekten Fischbach u. A. Wiedergaben von mustergiltigen textilen Werken des Dresdner königl. historischen Museums, Bucheinbände der königl. öffentlichen Bibliothek und Zittauer Intarsien, welche sich sehr wohl für mannigfache Benutzung bei Herstellung von liebenswürdigem kleinen Hausrath eignen; es sei noch bemerkt, daß sämmtliche Vorlagen der Vorzug der Selbständigkeit ziert.

⊙ Die Staatswappen aller Länder der Erde nebst den Landes-Flaggen und Cocarden. 6 Blatt in eleganter Mappe. Neue — neunte — Auflage, nach Correcturen des k. k. Hauptmann F. Heyer v. Rosenfeld in Wien, ausgeführt von Werner & Winter (Frankfurt a/M., Wilhelm Rommel 1882). Wie von fachverständiger Seite versichert wird, ist die vorliegende Ausgabe dergestalt verbessert, daß sie die verschiedenen Staatswappen vollkommen correct in Zeichnung und Farbe darstellt, so daß insbesondere auch vom heraldischen Standpunkte nicht der geringste Anstand gegen die einzelnen Reproductionen zu erheben ist. Deren praktischer Werth wird übrigens noch durch die Ausführung in Farbendruck erhöht, die freilich den Preis der früheren Schwarzdruck-Ausgabe gegenüber nicht unerheblich — von 4 auf 10 *M.* — erhöht hat. Einzelne Blätter der colorirten Ausgabe werden zu 2 *M.* abgegeben.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 100. Donnerstag, den 14. December. 1882.

Inhalt: Immanuel Kant und die Gegenwart, von Moritz Brasch. (Schluß.) — K. S. Alterthumsverein zu Dresden. — Vom Leipziger Kunstverein, von Franz Vidal. — Bücherbesprechungen (Karl August Mühlhäußer, von Joh. Reinmuth. Das theologische Studium, von Dr. theol. B. G. Fog. Das Buch der Bücher, von Egon Berg. Die letzten Humanisten, von Ad. Stern. Zur Geschichte der Hofnarren. Friedrich Taubmann, von Friedr. W. Ebeling. Jugendschriften. Illustrirte Lieferungswerke).

Immanuel Kant und die Gegenwart.

Eine Studie von **Moritz Brasch.**

(Schluß.)

Der Neukantianismus, diese modernste unserer philosophischen Schulen, welche vorzugsweise an die Erkenntnißtheorie des Königsberger Philosophen anknüpft, negirt allerdings eine mehr als siebzigjährige Fortentwickelung der philosophischen Speculation, welche sie mit Ausnahme etwa der realistischen Richtung, wie sie von Herbart, Benecke, Lotze u. A. ausgegangen, am liebsten ganz aus der Geschichte der neueren Philosophie auslöschen möchte. Aber wenn solches Unterfangen dem Culturhistoriker ein Lächeln abnöthigt, da er weiß, daß selbst wissenschaftliche Systeme, deren Irrthümlichkeit man später erkannt hat, immer noch tiefe Spuren zurücklassen, so gilt dieses insbesondere von der philosophischen Speculation, welche den deutschen Geist über fünfzig Jahre lang vom Auftreten des älteren Fichte und dem Erscheinen seiner „Wissenschaftslehre" (1794) bis zu den letzten Ausläufern der Hegel'schen Schule und ihre Einmündung in die radicalen Bewegungen des Jahres 1848 beherrscht hat. Es galt eine Zeit lang und gilt jetzt noch als eine Art von wissenschaftlichem Spart, gegen jenen philosophischen Zeitabschnitt, wa vielfach eine zügellase Phantasie an Stelle der exacten nüchternen Forschung das Scepter führte, mit allen Waffen des Spottes loszuziehen. Insbesondere zeichneten sich hierin diejenigen aus, welche in naturwissenschaftlichen Dingen jede philosophische Auffassung überhaupt abwiesen, oder sich der materialistischen Naturbetrachtung zuneigten. Und doch ist culturhistorisch ein solches Gebahren ein höchst thörichtes. Tausende von Blüthen und Früchten jener überreichen Bildungsepoche, die tiefe Befruchtung, welche die Literatur, die Kunst wie das Gesammtleben der Nation diesem vielgeschmähten speculativen Zeitabschnitte verdankt, entgehen allerdings auch den Blicken manches Neukantianers oder er braucht vielmehr von seinem Standpunkte aus sich um jene culturhistorischen Folgen einer von ihm gehaßten speculativen Richtung gar nicht zu kümmern. Die ausschließlichen Vertreter des Neukantianismus, wie der geistvolle Albert Lange, Verfasser der „Geschichte des Materialismus", leugnen vielmehr für die Gegenwart jede Continuität mit der genannten speculativen Richtung und suchen lieber Fühlung mit der mächtigen und selbstbewußten Beherrscherin unserer Zeit, mit der exacten Naturforschung.

Diese letztere indeß, welche stets gegen jede deductive Naturerklärung eine souveraine Verachtung zur Schau trug, ist allerdings zu einer Entwickelung gediehen, wo sie das Bedürfniß allgemeiner Zusammenfassung der Erscheinungen nicht mehr abweisen kann und daher aus ihrer Mitte heraus spontan philosophische Fragen laut werden läßt. Weder die Physiker noch die Chemiker wollen, seitdem in ihnen der lange unterdrückte Causalitätstrieb sich wieder regt, sich mit einer Erklärung der Naturerscheinungen begnügen, welche die letzten Ursachen alles Geschehens und Lebens in den Hypothesen der mechanischen Atomistil sieht. Insbesondere empfinden die organischen Zweige der Naturforschung, welche durch Adoption des Darwin'schen Entwickelungsprincips einen neuen Aufschwung gewonnen haben, dieses Mißbehagen einer zu schmalen Basis und die Furcht vor wissenschaftlicher Isolirtheit gegenüber den historischen und ethischen Wissens-Disciplinen treibt sie zu einer Annäherung an die Philosophie.*) Selbst die stolze Mathematik mag sich bei ihrer bisherigen Raumvorstellung nicht mehr begnügen und versucht eine Revision ihrer bis dahin für unerschütterlich gehaltenen Grunddegriffe. Alles dieses mag wol einen so vorsichtigen und mißtrauischen Empiristen wie Du Bois-Raymond veranlaßt haben, das resignirte Wort: „Ignoramus, Ignorabimus", das er noch vor 10 Jahren auf der Naturforscherversammlung zu Leipzig**) wie einen Absage- und Fehdebrief gegen alle Philosophie ausgesprach, jetzt in das zaghaftere Bekenntniß umzuwandeln, das seinen Ausdruck in dem skeptischen „Dubitemus"***) findet. Was freilich dieser Forscher unter „Grenzen des Naturerkennens" verstand, bezieht sich nicht nur auf die naturphilosophischen Begriffe der „Materie" und der „Kraft", sondern auch darauf, „wie die ihnen zu Grunde liegende Substanz unter bestimmten Bedingungen empfindet, begehrt und denkt", d. h. auf das Problem von dem Wesen psychischer Thätigkeit. Wie anders nimmt sich nunmehr jenem radicalen „Ignorantismus" gegenüber das Geständniß aus, das derselbe Akademiker thut, wenn er seine letzte Festrede auf Leibniz mit den Worten schließt: „Mit unserer siebenten Schwierigkeit steht es so, daß sie keine ist, wofern man sich entschließt, die Willensfreiheit zu leugnen und das subjective Freiheitsgefühl für Täuschung zu erklären, daß sie aber anderenfalls für transcendent gelten muß; und es ist dem Monismus ein schlechter Trost, daß er den Dualismus in das gleiche Netz in dem Maße Hilfsloser verstrickt sieht, wie dieser mehr Gewicht auf das Ethische legt. In diesem Sinne schrieb ich einst in der Vorrede zu meinen Untersuchungen über thierische Elektricität die Worte, auf welche sich jetzt Strauß gegen mich berief: „Die analytische Mechanik reicht bis zum Problem der persönlichen Freiheit, dessen Erledigung Sache der Abstractionsgabe jedes Einzelnen bleiben muß." Es kam aber später, ich mache daraus kein Hehl, für mich der Tag von Damaskus. Wiederholtes Nachdenken zum Zweck meiner öffentlichen Vorlesungen „Ueber einige Ergebnisse der neueren Naturforschung" führte mich zur

*) Vergl. Hartung, Philosophie und Naturwissenschaft in ihrer Bedeutung für die Erkenntniß der Welt. (Lpz. 1875.)

**) „Ueber die Grenzen des Naturerkennens". (Lpz. 1872.)

***) „Die sieben Welträthsel". (Lpz. 1882.)

Ueberzeugung, daß dem Problem der Willensfreiheit mindestens noch drei transcendente Probleme vorhergehen; nämlich außer dem auch schon früher von mir unterschiedenen des Wesens von Materie und Kraft, das der ersten Bewegung und das der ersten Empfindung in der Welt." Gewiß ein werthvolles Zugeständniß des bedeutenden Physiologen, daß sogar die sprödeste aller Naturwissenschaften das Bedürfniß nach einer philosophischen Begründung und Vertiefung nunmehr zu fühlen beginnt.

Wir befinden uns in einem Wendepunkte unserer wissenschaftlichen Weltanschauung. Wer will es daher der Philosophie verargen, wenn sie diese Zeichen der Zeit in ihrem Sinne deutet und auszunutzen sucht? Einer der hervorragendsten Vertreter des Neukantianismus, Professor Wilhelm Wundt in Leipzig, dessen physiologisch-philosophische Arbeiten beweisen, wie sehr er selbst an diesem Compromiß zwischen Naturforschung und Philosophie betheiligt ist, charakterisirt dieses Verhältniß in folgender Weise: „Heute hören wir überall aus dem Kreise der einzelnen Wissenschaften, sobald man wieder beginnt, sich der Philosophie zu nähern, die Aeußerung laut werden, Kant sei derjenige Philosoph, dessen Standpunkt demjenigen der Erfahrungswissenschaften am meisten befreundet sei. Fragen wir aber nach dem Grunde dieser Anerkennung, so liegt dieselbe sicherlich nicht darin, daß Kant von der Mißachtung, mit welcher der spätere Idealismus die Erfahrung behandelte, noch nichts wußte. Auch in der Zustimmung zu den einzelnen Lehren des Kantischen Systems dürfte er schwerlich zu finden sein. Denn wenige werden mehr mit der aus einer veralteten Psychologie erwachsenen Gliederung der menschlichen Geisteskräfte oder mit der Kategorienlehre oder gar mit der metaphysischen Begründung der Naturwissenschaft, wie sie Kant gegeben, einverstanden sein. Jene Anerkennung bezieht sich vielmehr auf die allgemeine Auffassung, die Kant von dem Wesen unserer Erkenntniß besitzt. Diese ist nach ihm ein Product einerseits der Erfahrung, andererseits solcher Elemente, welche vor der Erfahrung in unserem Bewußtsein liegen und welche alle Erfahrung formen und ordnen. Eine ähnliche Erfahrung aber ist es, der die Erfahrungswissenschaften gegenwärtig zugeführt werden. So bezeichnet denn jenes Gefühl der Verwandtschaft mit der Erkenntnißtheorie Kant's, dessen sich die empirische Forschung heute bewußt wird, zugleich deutlich genug, daß sie die Wirkungen wieder lebhaft empfindet, welche die Philosophie auf sie ausübt."*) Aber nicht nur innerhalb des weiten Gebietes der Naturwissenschaften, sondern auch in denjenigen Zweigen menschlichen Forschens und menschlicher Erkenntniß, welche man mit dem nicht ganz zutreffenden Namen der „Geisteswissenschaften" belegt hat, giebt sich wiederum, wie einst vor 80 Jahren, das Verlangen kund, innigere Fühlung mit der Philosophie zu gewinnen. Hören wir, wie derselbe oben citirte Forscher sich an einer andern Stelle darüber ausdrückt: „Die philosophische Bewegung, die jetzt in den Einzelwissenschaften beginnt, ist vielleicht bedeutungsvoller als alles, was gegenwärtig auf dem Gebiete der eigentlichen Fachphilosophie sich ereignet. Hier sehen wir die wissenschaftliche Theologie eifrig bemüht, nach einer Begründung des religiösen Gefühls zu suchen, die der Religion innerhalb, nicht außerhalb der philosophischen Weltanschauung ihre Stelle anweise. Dort ringen die Socialwissenschaften immer mehr nach einer principiellen, begriffsmäßigen Entscheidung der Probleme, welche die menschliche Gesellschaft bewegen. Die Geschichtsforschung sucht den tieferen Natur- und Culturbedingungen des historischen Geschehens nachzugehen und so die innere Nothwendigkeit desselben zu erfassen. Aus der Philologie entwickelt sich die vergleichende Sprachkunde, eine Wissenschaft, die sich nothwendig zu den Fragen über Wesen, Ursprung und Entwickelung der Sprache geführt sieht, Fragen, die, wie sie unmittelbar auf die Psychologie zurückweisen, so zugleich die Hauptprobleme einer selbständigen Philosophie der Sprache enthalten."*) Eine tiefere Erfassung und schärfere Formulirung dieses letzten Punktes als bündiges Programm einer zukünftigen Sprachphilosophie hat Hermann Steinthal gegeben.**) Wenn der letztere auch der Herbart'schen Schule, als einer ihrer bedeutenderen Vertreter im Gebiete der philosophischen Linguistik, angehört, so liegt doch die Richtung seiner Forschung allzu sehr innerhalb der hier behandelten Compromißströmung, als daß wir ihn hier nicht erwähnen sollten.

Aber im Sinne des Neukantianismus soll das Verhältniß von Naturforschung und Philosophie ein gegenseitiges, das der befruchtenden Wechselwirkung sein. Diese Tendenz zeigen eine ganze Reihe philosophischer Versuche, welche theils in dem Kantischen Gedankenkreis sich streng bewegen, theils mehr eine monistische Begründung anstreben, theils aber auch einem krassern Empirismus ergeben sind. Alle aber haben das gemeinsame Bestreben, die Fülle des Erfahrungsmaterials, welches die moderne Forschung in Natur und Geschichte aufgehäuft, als Bausteine zu ihren philosophischen Neubildungen zu benutzen. Auch nach dieser Richtung hin können wir, wenn wir von dem kürzlich verstorbenen Hermann Lotze absehen, dessen metaphysische Grundlagen mehr auf Leibniz zurückweisen, den Neukantianer Wilhelm Wundt als einen der berufensten Wortführer ansehen: „In der Prüfung der allgemeinen Ergebnisse der Wissenschaften, sagt er, in der Entwickelung der wissenschaftlichen Methoden und ihrer Principien hat sie (die Philosophie) ein mit dem Fortschritt der wissenschaftlichen Erfahrung immer wachsendes Feld der Arbeit vor sich, auf dem sie zugleich befruchtend auf die Einzelwissenschaften zurückwirken kann. Je mehr aber die Philosophie diesen ihren Beruf, die „Wissenschaft der Wissenschaften" zu sein, im wörtlichen Sinne auffaßt, um so weniger wird es ihr fehlen können, dereinst auch von der wissenschaftlichen Gedankenbewegung unserer Zeit ein treues Bild auf die Nachwelt zu bringen" ..... „Die Sache der Philosophie ist es, die gute Beziehung mit den Einzelwissenschaften aufrecht zu erhalten, indem sie ihnen, was sie bedarf, die Grundlage der Erfahrung, und ihnen mittheilt, was sie entbehren, den allgemeinen Zusammenhang aller Erkenntnisse." Noch schärfer freilich formulirt ein jüngerer Anhänger dieser Richtung (Professor Fritz Schultze in Dresden) den Compromiß als Zukunftsprogramm***): „Wissenschaftliche Philosophie ist nur diejenige, welche im engsten, unlöslichen Zusammenhang mit den empirischen Wissenschaften, auf Grund derselben, deren allgemeine Ergebnisse nach kritisch-empirischen Methoden vergleicht und daraus neue allgemeine Resultate ableitet, deren Inbegriff und Ziel eine der Veränderung und Verbesserung nach Maßgabe des Fortschritts der empirischen Wissenschaften stets offene, nie dogmatisch erstarrende, stets im lebendigen Flusse bleibende einheitliche Weltauffassung ist, deren Consequenzen für Theorie und Praxis sie zu entwickeln und nach denen sie das menschliche Leben in all seinen Beziehungen zu gestalten hat". ..... „Philosophie und die übrigen Wissenschaften sind weder dasselbe, noch sind sie sich ausschließende Gegensätze, vielmehr nothwendig zu einander gehörende Ergänzungen." Wahrhaft philosophische Wissenschaft macht es „weder wie die rohen Empiriker, die da zusammentragen wie die Ameisen, noch wie Metaphysiker, die da den Spinnen gleich alle Fäden aus sich selbst ziehen, sondern wie die Bienen, die den Blumenstaub von überall her sammeln

*) „Ueber den Einfluß der Philosophie auf die Erfahrungswissenschaften". Akademische Antrittsrede. (Lpz. 1876.)

*) „Ueber die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart" (Lpz. 1874.)

**) „Philologie, Geschichte und Psychologie, in ihren gegenseitigen Beziehungen". (Berl. 1864.)

***) „Ueber Bedeutung und Aufgabe einer Philosophie der Naturwissenschaft". (Jena 1877.)

und ihn zu Wachs und Honig verarbeiten." Das schöne und treffende Bild ist Bacon von Verulam entlehnt, aber auch der Gedankeninhalt dieses philosophischen Programms*) bewegt sich schon bei Weitem mehr in der Grundvorstellung des englischen Empirismus, als in den Voraussetzungen des Kantischen Kriticismus.

Gegenüber diesen wissenschaftlichen Strömungen erscheint eine neuerdings geäußerte Ansicht, wonach der Neukantianismus sich einer Täuschung hingebe, wenn er sich zur Stütze seiner Raum- und Zeittheorie auf gewisse Ergebnisse der Physiologie berufe, doch sehr zweifelhaften Werthes zu sein. Auf der Eisenacher Naturforscherversammlung vom 18. September d. J. war es Professor Rehmke vorbehalten, die Welt mit dieser seiner Entdeckung zu überraschen. Wir überlassen es den betheiligten Kreisen, ihm nachzuweisen, wie die heutige Physiologie der Sinneswerkzeuge dadurch, daß sie ihre Beobachtungs- und Versuchsmethoden der innern Erfahrung leiht, eine neue philosophische Disciplin, die experimentelle Psychologie, hat schaffen helfen, welche, abgesehen von ihrem wichtigen Beruf, Vermittlerin zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften zu bilden, gerade für die empirische Bestätigung der transcendentalen Raum- und Zeitlehre Kant's manchen werthvollen Beitrag schon geliefert hat.

Sehen wir indeß von diesen rein wissenschaftlichen Ergebnissen ab, welche eine Wiederbelebung der Kantischen Erkenntnißtheorie in der Gegenwart hat und noch für die Zukunft verspricht, so fragt es sich, welche weiteren Vortheile für das allgemeine Geistesleben aus jener Wiedererweckung des Kriticismus erwachsen müssen. Zunächst darf es schon als ein hoher Gewinn betrachtet werden, wenn es gelingt, den Sinn der wissenschaftlichen Welt, der bisher nur zu sehr durch das particulare Interesse ihrer Specialgebiete gebannt war, wiederum für philosophische Fragen empfänglich zu machen. Aber daß die Aufmerksamkeit der Zeit sich gerade dem transcendentalen Idealismus Kant's vorzugsweise zugewandt hat, halten wir für ein glückliches Zeichen, für das Frühroth einer anbrechenden neuen philosophischen Epoche. Denn muß schon der Geist und Charakter dieses Systems einen wohlthätig kräftigenden Einfluß auf das vielfach erschlaffte, entnervte und materialisirte Zeitalter ausüben, so ist es auch die Fülle der in Kant's Weltanschauung liegenden Probleme, welche wie einst vor 90 Jahren zu neuen und ungeahnten Wegen philosophischer Forschung führen kann. Aber gewarnt durch das Beispiel unserer Vorfahren wird sich die Gegenwart nicht in das Zauberreich der metaphysischen Dichtungen locken lassen, sondern in männlicher Selbstbeschränkung und auf dem granitnen Boden der exacten wissenschaftlichen Erfahrung dauerhaftere metaphysische Bauten aufführen.

Daß die Wirksamkeit des Kriticismus heute eine andere sein muß, als zur Zeit des Erscheinens der „Kritik der reinen Vernunft", folgt aus der Verschiedenheit beider Jahrhunderte. Nicht mehr das abschließende Resultat einer vorausgegangenen ganzen Culturepoche kann die Weltanschauung Kant's für uns sein, sondern ein neubelebendes, reinigendes und befreiendes Ferment in den mannigfaltigen Verirrungen der geistigen Cultur der Gegenwart. Bildete Kant einst den Ausgangspunkt für eine ganze Reihe idealistischer, realistischer und sensualistischer Weltbetrachtungen, so kann seine heutige Wiederbelebung nur die Aufgabe haben, den großen Reinigungs- und Versöhnungsproceß in den schroffen Gegensätzen, die Geist und Herz der Zeit zerreißen, herbeizuführen. Keines der philosophischen Systeme ist aber auch so geeignet zu dieser höhern Culturmission für die Gegenwart wie das Kant's. Vieles, was beim Erscheinen der Vernunftkritik nur als Keim vorhanden war, ist heute zu einer gewaltigen Lebensmacht emporgediehen. Die mathematisch-mechanische Naturbetrachtung, die damals nur erst schüchtern sich emporwagte, ist die ausschließliche Beherrscherin der gesammten Naturforschung geworden. Was wollen die dürftigen psychalagischen Beobachtungen, wie sie in den „Sammlungen" und „Magazinen" des 18. Jahrhunderts niedergelegt waren, gegen die unübersehbare Stofffülle heißen, die der Seelenlehre heute von allen Seiten, aus der Thierbeobachtung, der Ethnalagie, der Sprachwissenschaft, der Moralstatistik u. s. w. zufließen? So haben jene einzelnen empirischen Versuche ganzen die Psychalogie, Aesthetik und Maralphilasaphie umfassenden Systemen Platz gemacht, deren Aufgabe es nur noch bleibt, sich mit der unübersehbaren Fülle von Thatsachen, welche die Natur-, Geschichts- und Socialforschung auf diesen Gebieten seit 100 Jahren aufgehäuft, ins Einvernehmen zu setzen. An Stelle des ehemaligen theologischen Rationalismus sind religiöse und kirchliche Bewegungen andern Gehalts getreten. Die Epigonen Hegel's, Schleiermacher's und der Tübinger Bibelkritik verleihen der heutigen Discussion religiöser Fragen einen ganz anderen Charakter. Nicht mehr der leidenschaftliche Naturdrang Rousseau's, sondern Instincte und Strebungen ganz anderer Art ringen nach dem Principat im literarischen und künstlerischen Schaffen der Zeit: Auf der einen Seite die Wiederbelebung überlebter Ideale und abgestorbener Kunstformen, wie sie z. B. die neudeutsche Romantik anstrebt, auf der andern Seite zaghafte und schwächliche Versuche, aus dem modernen Geist heraus Inhalt und Form des Kunstideals zu gestalten. So kämpfen der zu neuem Leben künstlich galvanisirte Neuromanticismus und der noch ziellose Naturalismus um die ästhetische Oberherrschaft. Parallel hiermit läuft ein anderer, aber doch innerlich verwandter Gegensatz, der die heutige literarisch-künstlerische Production durchzieht: hier das Bestreben, in Stoffen und Formen die historische Nationalität als ausschließliche Quelle zu benutzen, dort ein gewisser kosmapolitischer Eklekticismus, der allen Sagenkreisen und historischen Perioden sein Material, allen Literaturen seine Kunstformen entlehnt. Und zuletzt sind wir ja auch auf politisch-socialem Gebiete Andere geworden. Seit Kant in seinen Schriften seinen großen und erhabenen Pflichtbegriff, seine wesentlich an Rousseau sich anlehnenden Staats- und Gesellschaftsideale entwickelte, haben wir ein Jahrhundert voll politisch-socialer Umwälzungen hinter uns, die doch, zumal mit Rücksicht auf den historischen geschärftern Blick unserer heutigen Staatsanschauungen, unsere Ansichten über Wesen, Aufgabe und Ziel des Staatslebens außerordentlich modificirt haben.

Trotz dieser tief greifenden Verschiedenheit in Geist und Charakter beider Jahrhunderte möchten wir uns dennoch von der Wiederbelebung der Kantischen Philosophie gerade in ethischer Hinsicht außerordentliche Wirkungen versprechen. Wer Kant's Ethik, welche trotz ihrer dualistischen Begründung bis jetzt noch psychologisch, d. h. als eine der menschlichen Natur nicht widerstreitende, sondern conforme sittliche Anschauung unwiderlegt ist, blos von der rigarosen und frostigkahlen Höhe des kategorischen Imperativs ansieht, hat den tief innerlichen Geist derselben nicht erfaßt. Kant hat den denkbar höchsten und stolzesten Begriff von der menschlichen Freiheit entwickelt: seine transcendentale Freiheit ist die erhabenste und grandioseste, zugleich aber auch realste Vorstellung, zu welcher der menschliche Intellect überhaupt sich erheben kann. Alle übrigen Ideen, selbst die der Ewigkeit und Gottes verschwinden jener gegenüber, da sie selbst erst ihre Begründung durch den Freiheitsbegriff erhalten. „Der Begriff der Freiheit, sagt Kant in der Einleitung zur „Kritik der praktischen Vernunft", sofern dessen Realität durch ein apodiktisches Gesetz der praktischen Vernunft bewiesen ist, macht nun den Schlußstein von dem ganzen Gebäude eines Systems der reinen, selbst der speculativen Vernunft aus und alle

*) Der Verfasser hat mittlerweile seine Verheißung erfüllt in dem Werke: „Philosophie der Naturwissenschaft". (Band 1, Jena 1881.)

ändern Begriffe, wie die von Gott und Unsterblichkeit, welche, als bloße Ideen, in dieser ohne Haltung bleiben, schließen sich nun an ihn an und bekommen mit ihm und durch ihn Bestand und objective Realität, d. i. die Möglichkeit derselben wird dadurch bewiesen, daß Freiheit wirklich ist; denn diese Idee offenbart sich durch's „moralische Gesetz". Diesem Freiheitsbegriff entspricht bekanntlich die Strenge seiner Pflichtenlehre und es ist klar, daß eine sittliche Weltanschauung, die ein sittliches Ideal von dieser Höhe aufstellt, für unsere Zeit, die eine gewisse quietistische Erschlaffung und eine pessimistische Blasirtheit zeigt, von kräftigendster Wirkung sein muß. Den großen und positiven Culturaufgaben gegenüber hat der Pessimismus nicht die geringste Berechtigung. Seine resignirenden Lehren haben in einer Epoche, wo Alles auf die active Umgestaltung des Lebens und der Gesellschaft hinzielt, etwas seltsam Groteskes. Dagegen entspricht nichts so sehr den innersten Triebkräften des jetzigen Zeitgeistes als eine ethische Anschauung, welche den Menschen so hoch über Natur und Wirklichkeit erhebt, daß seine souveraine Herrscherrolle über die letztere im Dienste sittlicher Ziele sich von selbst ergiebt. Hier liegt der Kernpunkt der Kantischen Bedeutung für die Gegenwart. Gewiß mit Recht rühmt sich unsere Zeit der herrlichen Siege, die Forschungseifer und technische Findigkeit in der Ausbeutung und civilisatorischen Verwendung der Naturkräfte erfochten haben. Aber in diesem Siegesrausch vergessen wir nur zu bald, daß diese äußere Bewältigung der Natur nur die eine Seite der Culturentwickelung ist. Was helfen uns alle elektrischen Telegraphen, Telephone und Beleuchtungen, um was bringen uns alle Bergdurchbohrungen, Brückenbauten und sonstige Leistungen genialer Ingenieure weiter, wenn die Verbrecherstatistik immer grauenvollere Zahlen und Thatsachen enthüllt, und der wachsende Pauperismus die gähnende Kluft zwischen den socialen Ständen immer bedrohlicher macht? Aber was, hört man fragen, soll Kant's erhabene Ethik hier helfen? Wie kann und soll der kategorische Imperativ die große sociale Frage lösen? Erwarten wir nicht zuviel von einem System, das aus der Tiefe des denkenden Geistes geboren, auch nur zurück in die Tiefe empfänglicher Geister wirken kann? Gewiß, kein Verständiger wird hier ein unmittelbares Heilmittel erwarten. Aber wenn feststeht, daß eine innere Läuterung, eine tiefe sittliche Wiedergeburt unserm Zeitalter nothwendig ist, so wird dieser Proceß durch den Anschluß an Kant, durch die Versenkung in seine Ideen und die Durchdringung unserer Lebensanschauung mit seinen großen sittlichen Principien wesentlich gefördert werden.

Kant's „Metaphysik der Sitten" mag der modernen Auffassung von Staat und Gesellschaft vielfach utopistisch erscheinen. Aber weisen die in diesem Werke in großartigen Zügen entwickelten Ideen nicht weite Perspectiven und edle Tendenzen auf, welche den Blick gewöhnen, von aller nationalstaatlichen Gestaltung hinaus sich immer und immer wieder auf die ganze Menschheit zu erheben? Welchen Sinn hätten alle heutigen internationalen Culturbestrebungen, wie sie sich im Völkerrecht, in wissenschaftlichen und gemeinnützigen Congressen in Weltausstellungen und dergl. zeigen, wenn sie nicht auf das bei Kant dargelegte ideale Princip der Solidarität und Zusammengehörigkeit der gesammten Menschheit basirten? Und ist dieses nicht auch die Idee, welche dem Christenthum seinen idealen, universellen und humanitären Charakter verleiht? Kant's „Kritik der Urtheilskraft", dieses Haupt- und Grundwerk aller modernen philosophischen Aesthetik, mag auf die geschichtliche Entwickelung der Kunstideale zu wenig Rücksicht nehmen. Aber wo ist für die Schönheit und die Kunst ein höherer Ursprung gewonnen, wo ist das „Schöne" und das „Gute" in einen innigeren Connex gebracht, wo ist die ideale Verklärung des Lebens durch das sittliche und ästhetische Ideal strenger durchgeführt und durch ein tieferes Fundament befestigt, als in dem Werke Kant's?

Wir wagen es also, die Frage, ob eine Wiederbelebung der Kantischen Philosophie auch in dem oben angedeuteten Sinne eine regenerirende Wirkung auf den sittlichen Charakter unserer Zeit ausüben würde, zu bejahen. Noch vor 20 Jahren hätte derjenige, welcher gegen das bedenkliche Uebergreifen des theoretischen Materialismus Kant's Kriticismus als Gegenmittel empfohlen hätte, wenig Glauben gefunden. Heute stehen wir bereits vor einem erfreulichen fait accompli: die materialistische Naturerklärung, wie sie in Deutschland durch die Schriften Moleschott's, Vogt's, Büchner's und ihrer Anhänger verbreitet wurde, ist jetzt wissenschaftlich überwunden und zwar überwunden durch die vernichtenden Pfeile, die dem erkenntnißtheoretischen Köcher der „Kritik der reinen Vernunft" entnommen waren. Die bedeutendsten deutschen Naturforscher der Gegenwart neigen sich dem Neukantianismus zu. Die noch Zögernden vermeiden geflissentlich die Bezeichnung als „Materialisten", so sehr ist das ehemals so hochmüthige Wort unter den Naturforschern selbst verrufen. Die einst so übermüthigen Verächter aller Philosophie hüllen sich bereits in einen philosophischen Mantel und wollen nur noch „Monisten" genannt sein. Dieser in so kurzer Zeit vollzogenen Wandelung der theoretischen Naturanschauung gegenüber halten wir auch den Sieg der ethischen Principien Kant's nur noch für eine Frage der Zeit. Schon macht der Hauptvertreter des heutigen Pessimismus, Ed. v. Hartmann, Concessionen an die Zeitströmung, die nunmehr ihre Richtung geändert hat. Seine neuesten Schriften, insbesondere sein umfangreiches religionsphilosophisches Werk: „Die Entwickelungsgeschichte des religiösen Bewußtseins der Menschheit" (1881) kehren viel mehr eine positive, geschichtsphilosophisch-religiöse, als eine ethisch-pessimistische Seite hervor. Und als wenn er ahnte, woher dem Pessimismus Gefahr drohte, sucht er sogar Stützpunkte in Kant selbst.*)

So vereinigen sich eine Anzahl von Momenten, um die volle und baldige Wiederbelebung der Kantischen Philosophie wahrscheinlich zu machen. Und warum wir den kräftigsten Sieg derselben für unsere Zeit wünschen? Wir antworten mit den Worten jener im Anfang dieser Studie citirten ausgezeichneten französischen Schriftstellerin, der Frau v. Staël, die in ihrem berühmten Buche über Deutschland auch unserm großen Denker ein Capitel gewidmet hat: „La philosophie de Platon est plus poétique que celle de Kant, la philosophie de Malebranche plus religieuse; mais le grand mérite du philosophe allemand a été de relever la dignité morale, en donnant pour base à tout ce qu'il y a de beau dans le coeur une théorie fortement raisonnée."

*) Vgl. „Unsere Zeit" Jahrg. 1880, Juli-Heft [wiederabgedruckt in der Sammlung polemischer Essays: „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" (Berlin 1881)].

K. S. Alterthumsverein zu Dresden.

Sitzung vom 4. December unter Vorsitz S. K. H. des Prinzen Georg.

Nach Erledigung verschiedener geschäftlicher Angelegenheiten und nachdem drei Mitglieder aufgenommen, hielt Hr. Archivrath Dr. Ermisch, welcher durch die ihm für den Codex diplomaticus Saxoniae regiae übertragene Herausgabe des Urkundenbuches der Stadt Freiberg zur Forschung über die ältere sächsische Bergwerksgeschichte veranlaßt war, den angekündigten Vortrag „Aus der Geschichte des Freiberger Bergbaues". Das umfangreiche und meist noch unbearbeitete Material zur Geschichte des Freiberger Bergbaues befindet sich im K. Hauptstaatsarchiv zu Dresden, im Gemeinschaftlichen Sachsen-Ernestinischen Archiv zu Weimar und im Rathsarchiv zu Freiberg. Die Geschichte des deutschen

Bergbaues knüpft sich unmittelbar an das Alterthum, zweifellos führten römische Bergleute denselben ein. Reste römischer Bergwerkanlagen zeigen noch Siebenbürgen, Steiermark, Kärnthen und Krain. Edelmetalle wurden in Deutschland schon im 9. Jahrhundert gewonnen. Von größter Bedeutung war die Entdeckung der reichen Silbergruben im Harz unter den Ottonen (10. Jahrh.). Diese Bergwerke standen in königlichem Besitz, im 11. Jahrhundert brach sich die staatsrechtliche Ansicht Bahn, der König habe ein Recht auf alle unterirdischen Schätze oder doch wenigstens auf eine Abgabe von denselben. Dieses Bergregal, wie der Kunstausdruck lautet, verlieh der König an die Landesfürsten wie auch an Private. Die früheste urkundliche Verleihung desselben in unseren Landen fällt in das Jahr 1145, urkundlich tritt in den Meißener und benachbarten Landen der Freiberger Bergbau auf, die Freiberger Silbergruben wurden zwischen 1162—1170 entdeckt, sie lockten Ansiedler von allen Seiten, vornehmlich aber Bergleute vom Harze herbei, letzteren verdankt der älteste Stadttheil Freibergs die Sächsstadt d. h. die Stadt der Niedersachsen, civitas Saxonum urkundlich 1241 genannt, seinen Namen. Die Gediegenheit der gefundenen Erze und deren leichter Abbau ließen den Bergbau bald sehr hohe Beträge gewähren. Dem Markgrafen Otto verschafften diese Bergeinkünfte den Beinamen „des Reichen" und Heinrich der Erlauchte verdankte ihnen gleichfalls seine glänzende finanzielle Lage, welche sich in reichen kirchlichen Stiftungen Beider äußerte. Das Freiberger Bergrecht, obwol noch ein ungeschriebenes Gewohnheitsrecht, verbreitete sich bald, seine Spuren sind bis nach Schlesien und das deutsche Ordensland zu verfolgen, am wichtigsten wurde der böhmische Bergbau vom Freiberger Bergrecht beeinflußt, das Iglauer Bergrecht war seine Folge. Die Codification des Freiberger Bergrechtes durch den Rath der Stadt erfolgte im Jahre 1294, die erste Redaction im Anfange des 14. Jahrhunderts. Freiberg bildete fortan den Mittelpunkt des Minendistrictes, sein Rath beaufsichtigte den Bergbau, war betheiligt bei dem Vermessen und Verleihen der Gruben an die Finder und hatte, neben dem markgräflichen Voigte, Antheil an der Gerichtsbarkeit ꝛc. Diese Rechte bestätigte in feierlicher Form Heinrich der Erlauchte im Jahre 1255. Die betreffende Urkunde steht jedoch mit der Gründung der Bergschöffenstelle in keiner Verbindung. Der Vortragende besprach hierauf die älteren Einrichtungen des sächsischen Bergbaues, insbesondere das Schürfen, d. i. das Suchen nach Erzgängen, das Beleihen, das Vermessen der Grubenfelder, das Vererben von Feld zu Stollenanlagen durch das sogen. „Erbebereiten" des Freiberger Raths und die besonderen Rechte der Landesherren. Der Stollenbergbau fand im ältesten Rechte die geringste Berücksichtigung, weil die Nothwendigkeit, Stollen anzulegen, sich erst allmälig fühlbar machte. Um diesen Theil ihres Bergrechtes zu ergänzen, erbat sich die Stadt den betreffenden Abschnitt des schon früher aufgezeichneten Iglauer Rechtes, auf Grund dessen und älterer Freiberger Einrichtungen die 2. Redaction des Bergrechtes im Laufe des 14. Jahrhunderts niedergeschrieben wurde. Betont wurde, daß die Abgabe des Zehnten an den Landesherrn an Stelle des älteren Mitbaurechtes trat, hervorgerufen durch die immer größer werdende Gebietsumfassung des Bergbaues. Die Einnahme aus den Zehnten war namentlich im 15. Jahrhundert eine sehr bedeutende; zu dem Zehnten kam aber noch die wichtige Satzung, daß das gesammte zu Freiberg gewonnene Silber nur an den Landesherrn verkauft werden durfte. Es folgte ferner eine Besprechung der wichtigen Stellung des Bergmeisters und der Freiberger Münze und deren Verhältniß zum Bergbau und zu dem Freiberger Rath. Dem in der Mitte des 14. Jahrhunderts beginnenden Rückgange des Bergbaues bezüglich der Ausbeute suchte man auf verschiedene Weise zu begegnen. Dieser Rückgang war eine Folge politischer und socialer Verhältnisse, ein neuer Aufschwung erfolgte erst wieder im Jahre 1471 durch das Auffinden der reichen Silbergruben zu Schneeberg und des bald darauf aufblühenden Annaberger Bergbaues. Der Vortragende bedauerte schließlich, daß das Quellenmaterial zu unvollständig sei, um genauere Angaben weder über Ausbeute während des Mittelalters noch über die Lage der verschiedenen Grubenanlagen geben zu können. Ausgelegt waren die im Freiberger Rathsarchiv befindliche aus dem 14. Jahrhundert stammende Bergrechtshandschrift sowie das älteste Bergurtheilbuch, welches um 1476 beginnt.

Vom Leipziger Kunstverein.

Nach einer ziemlich langen Abwesenheit von Leipzig habe ich den Kunstverein heut zum ersten Male wieder besucht. Dank der Bemühungen des Vorstandes ist die jetzige Aufstellung eine sehr reichhaltige und vertritt fast jedes Genre der Malerei. Ich empfinde diesem Reichthum gegenüber heut eine gewisse Befangenheit, wenn ich an meine Besprechung denke. Denn mein Kopf ist eben noch erfüllt von einem andern Thema, das der Kunst zwar ebenso verwandt ist, das ich aber leider nicht ermächtigt worden bin, an dieser Stelle zu behandeln. Ich habe nun den allerbesten Willen, mich dieser Vorschrift zu fügen, indeß — wie es bisweilen mit einer Melodie geht, der man sich auch nicht erwehren kann — fürchte ich fast, daß mein Referat da oder dort einmal von dem bewußten Thema unterbrochen werde. Damit Niemand im Zweifel sei, wenn dieser Fall eintritt, will ich übrigens ehrlich bekennen, daß es sich hier um die Broschüre eines bekannten Malers handelt, die mir so recht aus der Seele geschrieben ist: Künstler und Kunstschreiber. Ein Act der Nothwehr von Carl Hoff (Theod. Ströfer, München).

Doch nun zu meiner Besprechung. Vor der Sitzung von Matthias Schmid, München. Ein hübsches Genrebild, voll Humor. Seht nur, wie der brave Alte schmunzelt und sich seiner Würde bewußt scheint, während er die Daumen dreht! Er kann ruhig sein und sich in allen Stücken auf die Vorsorgliche im kleidsamen Mützchen verlassen, welche ihm die Kniegürtel schnallt. Während er in der Sitzung sein Licht leuchten läßt, wird sie ihm sein Lieblingsgericht bereiten, damit er's dampfend bei der Heimkehr findet. Sie wird bis dahin auch Ordnung unter der flott gemalten Staffage gemacht haben, die im durchsichtig aufgetragenen Hintergrund zerstreut liegt. Ja — vor der Sitzung kann man Humor haben — vor dem Duell ist er nicht mehr am Platz. August Holmberg, München, hat das auch eingesehen und die ernste Stimmung seines ritterlichen Jünglings durch ein bräunlich düsteres Colorit der Umgebung versinnbildlicht. Gedankenvoll schaut er in die nächste Zukunft, die an der Spitze jener, mit sorgfältig aufgesetzten Schlaglichtern versehenen, Rappiere hängt. Ihm treu zur Seite ein kleines hellbraunes Hündchen von der Art der King-Charles. Die sichere, wohlüberlegte Pinselführung läßt keinen Zweifel, daß es vor einem Duell des Malers nicht entstanden ist. Es erinnert nicht nur in der Farbe, sondern auch in der Malerei an van der Meer. „Wenn wir nun den Versuch machen, uns zu erklären, was so viele unserer modernen Künstler veranlaßt, ihre Werke in die Formen, ja sogar in die Ideensprache einer vergangenen Zeit zu kleiden, so kommen wir zu einem Resultate, das wahrscheinlich nicht sehr von der Wahrheit entfernt ist. Die Künstler haben nämlich die Erfahrung gemacht, oder empfinden instinctiv, daß die Sprache eines Kunstwerks desto deutlicher verstanden wird und der Kunstgehalt sich um so reiner erkennen läßt, je weniger man bei der Betrachtung von den eigenen und den Zeitideen hineinlegt"..... aber da citire ich wahrhaftig aus meiner Broschüre!

Der neue Pausias und sein Blumenmädchen von Oskar Begas, Berlin. Plinius berichtet, daß Pausias von Sicyon, der Maler, in seine Mitbürgerin Glycron ver-

liebt genaesen, welche einen „sehr erfinderischen Geist“ besessen habe, Blumenkränze zu winden. Er malte die Geliebte sitzend mit einem Kranze beschäftigt. Lucius Lucullus zahlte allein für die Copie dieses Bildes zwei Talente! Begas, der den jungen Griechen bewundernd zu den Füßen seiner Geliebten liegen läßt, hat sich an das Goethe'sche Gedicht gehalten und zwar an den Vers:

Sie: Aber doch mäßig beglückt ist der, mich dünkt, der am Boden
Hier sitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher bin.

„Träumerei“ von Gabriel Max, München. Ich war zuerst nicht recht sicher, ob sich die „Träumerei“ auf die weißgekleidete Jungfrau mit rother Shawldrapirung oder auf den Maler selbst beziehe. Nach reiflicher Ueberlegung bin ich dahin gekommen, daß sie sich auf Beide anwenden lasse. Aspasia — aber vielleicht auch nicht Aspasia — giebt sich vor dem marmornen Portale ihres Hauses jenem stillen Träumen hin, in welches empfindsame Maler ihre Figuren mit Vorliebe versenken, nachdem sie soeben eine Cadmiumsanne dem Untergange geweiht haben. Von dieser Träumerei aber wurde der Maler selbst ergriffen und vergaß, daß, während er eine Sonne untergehen ließ, die Beleuchtung seiner Figur eine zweite voraussetzt, die noch hoch am Himmel steht.

Ein decorativ gemaltes und darum in möglichst großer Entfernung zu betrachtendes Bild ist das von W. Volz, Carlsruhe, Triumph der Galatea. Von Genien umgeben, fährt sie auf einem Muschelwagen vorüber, den Meergötter ziehen; einzelne von diesen scheinen musikalisch gebildet. Sonderbar — ich kann den Namen: Galatea nicht hören, ohne an einen Brief Rafael's erinnert zu werden, den er schrieb, als er seine Galatea schuf. (Maler, wenn sie es darauf anlegen, verstehen nämlich sehr gut zu schreiben, Beweis — meine Broschüre!) Rafael spricht in jenem Briefe — der Worte erinnere ich mich nicht mehr genau — von einem unerreichbaren Ideale, das ihm vorschwebe ꝛc. mit Beziehung auf die Galatea. Dem berühmten Kanzelredner Pater Felix — in einer Predigt, der ich in Notre Dame beiwohnte und die den Einfluß des Christenthums auf die Kunst behandelte — schien dieser Brief wie gemacht, eines seiner Argumente zu unterstützen, wenn er die Worte statt auf die schöne Galatea — auf die heilige Jungfrau sich beziehen läßt. Und so citirte er wirklich den ganzen Brief mit jener kleinen Veränderung. Ich habe mich selten lebhafter zum Widerspruch in einer Kirche angeregt gefühlt als damals, denn zufällig hatte ich die Rafael'schen Worte kurz zuvor gelesen.

Franz Kops, der vielgenannte Frauenmaler aus Dresden, hat uns diesmal ein sehr lebensvolles männliches Porträt geschickt, das nur etwas zu unvermittelt auf dem schwarzen Hintergrunde steht. A. Ernst giebt das Porträt eines Knaben, ganze Figur, halbe Größe, mit landschaftlichem Hintergrunde.

Eine hübsche Landschaft von Ed. Schleich steht im ersten Zimmer. Schleich war Colorist, dem die Lehre von der Wirkung der Gegensätze tief im Blute steckte. Ein Dichter mit dem Pinsel war er auch, dem das einfachste Motiv — Beweis: das ausgestellte Bild — Gelegenheit gab zum poetischen Empfinden. Wie die meisten seiner Bilder wird auch dieses auf den Laien nur den Eindruck einer Skizze machen.

Norwegische Marine von Hans Gude. Ein auf den Wellen schaukelnder Dampfer in mäßig bewegter See, flimmernd im Schein reichlich aufgesetzter Reflexe. A. Rettig, Weimar, spannte einen Regenbogen über ein Ackerfeld — nicht sonderlich gelungen, diese Spannung! — und zeigt uns in einem weit bessern zweiten Bilde den stillen Strand einer nordischen Küste. Vier kleine Landschaften von Frau Dr. Hauptmann bekunden Liebe zur Natur, die am bescheidnen Vorwurf sich genügen läßt. Th. Kröner giebt uns eine Lichtung im Walde mit Hochwild und B. Schrader die steilansteigende Straße eines Gebirgsorts mit Ausblick auf die Alpen.

„Bodmann am Bodensee“ von Christian Hali, München, und „Am Bache“ von demselben. Eduard Ockel, Berlin, „Frühling“. Diese drei letzten Bilder enthalten Thierstücke. Hali und Ockel, Beide sehr anerkannte Thiermaler, haben ihre buntgefleckten Rinderheerden wieder einmal ans Wasser getrieben. Denn „das Wasser ist des Thiermalers Lust“, könnte es auch in dem bekannten Liede heißen. Er liebt es wie das junge Mädchen den Spiegel, und zwar aus demselben Grunde — um des Reflexes willen. Eine Zeichenlehrerin von seltener Gründlichkeit vermuthe ich in Adelheid Dietrich, Leipzig, beim Anblick ihrer sorgfältig der Natur nachgebildeten Blumenstücke.

Ein großer Rahmen enthält eine ganze Musterkarte von Bleistift-, Sepia-, Tusch- und Federzeichnungen, zum großen Theil verkäuflich. Man begegnet darin den Namen von: Overbeck, Schnorr v. Carolsfeld, Genelli, Josef Anton Koch, Reinhard, Klengel u. A. Manchem wird es vielleicht willkommen sein, Lücken in eigenen Sammlungen daraus zu ergänzen.

Franz Vidal.

Bücherbesprechungen.

□ Karl August Mühlhäußer. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Von Joh. Reinmuth, evang. Pfarrer in Knielingen. Heildrann, Gebr. Henninger. 1 ℳ 80 ₰. — Nur mit tiefer Bewegung kann man dies wahlgetroffene, mit vieler Liebe gezeichnete Lebensbild des unvergeßlichen, edlen Mannes lesen, dieses echten Repräsentanten eines gesunden, von großen und bedeutenden Gedanken getragenen Conservativismus, der nicht blos sich selbst, seine Sonderinteressen und Privilegien conserviren will, sondern mit dem freien und weiten Blick für die Bewegung der Zeit, auf geschichtlichem Grund und Boden stehend, sein höchstes Ziel sein läßt, mit dem Sauerteig des Reiches Gottes auch das bürgerliche und politische Leben zu durchdringen. Insbesondere aber kann man an diesem, auch reinmenschlich angesehen, wahrhaft erhebenden Lebensbilde nur mit Staunen sehen, wie der reichbegabte Mann es verstanden hat, mit seinem Pfunde in seltenster Treue zu wuchern und auf allen Gebieten immer der ganze Mann zu sein. — Das Schriftchen bildet das 2. und 3. Heft des 8. Bandes der vortrefflichen, noch lange nicht genug bekannten „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“.

□ Das theologische Studium. Ein Vortrag von Dr. theol. B. G. Fag, Bischof des Stiftes Aarhus. Gotha, Schloeßmann 1881. — Es ist neuerdings vielfach von negativer Seite her, mitunter auch in gründlichem Mißverständniß des eigensten Interesses von positiver Seite her das selbständige wissenschaftliche Recht der theologischen Facultät bestritten und in Verbindung damit das theologische Studium lediglich als eine Zurüstung zur geistlichen Amtstechnik verstanden worden, wornach die Aufgabe desselben sich darauf beschränken würde, den Geistlichen Das zu geben, was sie für ihr Amt gebrauchen. Dieser Anschauung, die wol dem römischen Begriff von der Kirche und vom geistlichen Amt entspricht, aber nimmermehr dem evangelischen, tritt mit Recht der Verf. in dem vorliegenden, sehr interessanten, geist- und gemüthvollen Vortrage mit Entschiedenheit entgegen, und es ist von Bedeutung, daß gerade ein Mann von so einflußreicher Stellung diesen Standpunkt vertritt. Selbst gründlich in der theologischen Wissenschaft und nicht blos in dieser, sondern auch in anderen, namentlich in der philosophischen Wissenschaft orientirt, zeigt er mit kundiger Hand den Weg durch die einzelnen theologischen Disciplinen, und ermuntert so durch sein eigenes Beispiel die Träger des geistlichen Amtes, die wissenschaftlich-theologische Arbeit mit allem Ernst und Eifer fortzusetzen. Dies Beispiel kann um so wirksamer sein, als der Verf. von dem hohen Ernst des geistlichen Amtes und seiner Aufgaben für die Kirche lebhaft durch-

Digitized by Google

drungen ist. Die Neigung zu einem unwissenschaftlichen, geistlosen Practicismus, die nicht blos durch die allgemeine materialistische Zeitrichtung, sondern auch durch die natürliche Trägheit der großen Masse indolenter „Jünger der Wissenschaft" unterstützt wird, ist auch in der theologischen Welt vielfach wahrzunehmen. Derselben kräftig entgegen zu arbeiten ist die Pflicht Aller, die dazu äußern oder innern Beruf haben. Es ist von alter Zeit her ein Ruhm der sächsischen Landeskirche, daß im Großen und Ganzen in ihr mit praktischer geistlicher Tüchtigkeit wissenschaftlicher Eifer in ernstem theologischem Studium bei den Trägern des geistlichen Amtes sich verbunden habe. Möchte dieser Ruhm unserer Landeskirche bewahrt bleiben!

— Das Buch der Bücher. Aphorismen der Weltliteratur gesammelt und geordnet von Egon Berg. Wien und Teschen, Karl Prochaska's Verlag. 3. Auflage. 2 Bde. Erster Band: Geist und Welt. Zweiter Band: Herz und Natur. Preis à Band gebunden 10 M. — Das nach Aussage der Verlagshandlung bereits in dritter Auflage vorliegende Werk ist ein äußerst umfangreiches, denn der erste Band enthält nicht weniger als 830, der zweite gar 912 Seiten! Referent kann sich dafür desto kürzer fassen und sich darauf beschränken, einfach zu constatiren, daß hier eine fast überreiche Anthologie von Sinn- und Kernsprüchen unserer ersten Dichter, Philosophen, Historiker, Staatsmänner, Feldherren ꝛc. in guter Ordnung und geschmackvoller Auswahl geboten wird. Die beiden Bände ganz zu durchlesen, das allerdings würde wol auch jedem Andern ebenso wie dem Referenten vergehen, wo letzterer aber das Buch behufs näherer Controle aufgeschlagen, da kann er demselben das vorerwähnte Lob spenden. Ueber die Berechtigung der Aufnahme des einen oder andern dieser Sprüche in die Sammlung kann man vielleicht anderer Ansicht sein, als der Herausgeber, aber wo so viel Treffliches sich vorfindet, da darf man billigerweise über etliches Minderwerthige hinwegsehen. Und es ist in dem zweibändigen Werke eine geradezu staunenswerthe Fülle von Lebensweisheit aufgespeichert, so daß man es dem Herausgeber aufs Wort glauben darf, wenn er versichert, daß seine Arbeit das Ergebniß langjähriger und mühevoller Studien ist. So findet sich über jeden der nachgenannten Gegenstände eine auch hohe Ansprüche befriedigende Masse derartiger Sprüche, nämlich über Politik; Fürst und Haf; Volk; Freiheit; Vaterland, Heimath und Nationalität; Recht und Gesetz; Krieg, Frieden und Soldatenthum; Adel; Armuth, Reichthum, Socialismus und Communismus; Civilisation und Cultur; Gott, Religion und Kirche; Kunst; Wissenschaft; Erziehung und Bildung; Welt, Schicksal, Leben und Mensch; Geschlechter; Lebensalter; Geisteskräfte; Moral; Ruhm, Ehre und Ehrgeiz, Glück und Unglück; Freundschaft und Feindschaft; Liebe und Haß ꝛc. ꝛc., im Ganzen gerade 36 Rubriken. Es dürfte daher so leicht kaum Jemanden geben, der für seinen Zweck in diesem Werke nichts fände, und ist dasselbe für alle Stände, für alle Gesellschaftsclassen gleich geeignet. Es empfiehlt sich infolge seines Inhalts, aber auch wegen seiner hocheleganten Ausstattung (Lederrücken mit reicher Goldverzierung, dauerhafte Decken mit Leinwandüberzug, festes, gelbliches, dem Auge wohlthuendes Papier und schöner Druck) ganz besonders als Festgeschenk und bildet nicht nur ein äußerst lehrreiches Werk, sondern auch einen ebenso soliden als freundlichen Zimmerschmuck. K. S—n.

— Die letzten Humanisten. Historischer Roman von Adolf Stern. Zweite Auflage. Leipzig 1882, B. Schlicke. — Vor einiger Zeit konnte in diesen Spalten auf den neuen Roman Adolf Stern's „Ohne Ideale" als auf eine gedankenreiche poetische Gabe hingewiesen werden: jetzt liegt mir die angenehme Pflicht ob, die zweite Auflage von desselben Dichters „Letzten Humanisten", eines historischen Romans aus dem sechszehnten Jahrhundert, anzukündigen. Es ist dies das letzte Drittel besagten Jahrhunderts, in das Stern den Leser führt, in jene Zeit, da der große geistige Kampf zuerst des Humanismus, dann der Reformation nach dem Tode seiner Vorkämpfer in kleinliche, häßliche Streitigkeiten sich aufgelöst hatte und demgemäß von seinem Ziel abgelenkt zu werden drohte. Intoleranz herrscht auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft wie auf dem des kirchlichen Glaubens: die Dogmen sind wichtiger denn das Evangelium von der Liebe geworden, welches letztere man fast ganz vergessen zu haben scheint, denn in wildem Hader liegen sich fanatische Lutheraner und Calvinisten in den Haaren, um gemeinsam noch ärger gegen die Anhänger wahrer Humanität, die Jünger der Griechen und Römer, die Humanisten, zu wüthen, gegen sie, welche die Reformation doch erst so recht vorbereitet hatten. Dieses achte Jahrzehent des sechszehnten Säculums, in welchem Stern's Roman spielt, hat etwas Kaltes, Sonnenloses an sich: es fröstelt einem echten, fühlenden Menschen, wenn er sich in diese Zeit zurückversetzt sieht, er sehnt sich nach Wärme, Licht, Liebe und Duldung. So geht es auch den beiden Helden der Erzählung, dem alten Humanisten Theabosius Corvinus und seinem Schüler und jungen Genossen, dem Magister Gerhard Friesen: wegen ihrer hellenischen Gesinnung und ihrer Forderung nach geistiger Freiheit werden sie von Ort zu Ort, von Universität zu Universität getrieben, allwo ihre Gegner, die Dunkelmänner, herrschen, und langen endlich erschöpft auf der Ultima Thule Deutschlands, wie der alte, streitbare Theobosius die Insel Rügen nennt, an. Hier aber scheint sich die Woge ihres Mißgeschicks zu brechen: ein alter Freund des Corvinus, der Ritter von der Lancken, einst Stubiengenosse des ergrauten Humanisten, nimmt die arg Umgetriebenen auf seinem Gute auf. Aber der Port ihrer Rettung soll nicht Rügen, sondern das freie Holland, sollen die Provinzen, die gerade gegen die spanische Herrschaft kämpfen, sein. Mit den fremden Gästen zieht auch das Unheil auf von der Lancken's Hof ein, das sich an die Fersen der letzten Humanisten zu heften scheint: wer Umgang mit diesen „Heiden" pflegt, muß selbst nicht rein, muß unheilig sein. Der Hexenwahn, der Glaube an Teufelsspuk ist gerade arg im Schwange: selbst des Rügenschen Gutsherrn seines Töchterlein, Agnes, entgeht dem Verdachte nicht, sträflichen Umgang mit Satanas zu pflegen. Es gelingt den Feinden des Humanismus, einer stupiden, bethörten Masse des Volkes auch, Agnes vor das Hexengericht zu schleppen, vor welchem sie natürlich schlecht besteht: sie wird zum Feuertod verurtheilt. Schon schmachtet sie im Thurm, der sich dem Mädchen nur öffnen soll, wenn die schauerliche Execution bevorsteht, als es ihrem Verlobten, dem jungen Gerhard Friesen, sowie dem Theodosius und ihrem Vater gelingt, sie auf das Schiff eines Holländers zu retten, das auch Gerhard Friesen die Berufung an die Universität Leyden als Professor gebracht hat: es gelingt den Fanatikern nicht, die Rettung zu verhindern. Alle vier — von der Lancken hat sein Gut noch rechtzeitig veräußern können — steuern nach Westen, dem deutschen Vaterland und seiner unglücklichen Gegenwart den Rücken kehrend, die eine noch unglücklichere Zukunft in Aussicht stellt, „glücklicheren, sicheren Küsten entgegen". Der Roman ist sehr spannend erzählt: die künstlerische Darstellung eine vollendete. Fast noch mehr als bei den jüngeren Gestalten (Agnes und Gerhard Friesen) ist die Charakteristik bei den älteren gelungen: der alte trotzige, in seiner Wahrheitsliebe oft unbequeme und unvorsichtige, aber doch liebenswerthe und unüberwindbare Humanist Theodosius Corvinus ist eine ungemein lebendige Gestalt. Mehr als eine Stelle berührt fast actuell: die Erzählung kann ebensogut modern wie historisch genannt werden. Ihre Lectüre gewährt einen hohen Genuß.

Julius Rissert.

M. Es ist im Verlag von Johannes Lehmann in Leipzig neuerlichst ein Werkchen erschienen unter dem Titel „Zur Geschichte der Hofnarren. Friedrich Taubmann. Ein Culturbild. Zumeist nach handschriftlichen Quellen von Fried-

rich W. Edeling. Mit Taubmann's Portrait und Facsimile." Es handelt sich hier zunächst um eine kritische Beleuchtung der Wirksamkeit des Professors der Poesie und kurfürstlichen „kurzweiligen Rathes" Friedrich Taubmann in Wittenberg, dessen Gelehrsamkeit zurückstehen mußte vor seinem kernigen Witze und seinen Excentricitäten, wodurch er sich die Gunst der Fürsten, eine weitbegrenzte Popularität und die zweifelhafte Ehre verschaffte, auf culturgeschichtlichem Gebiete in den Rahmen der Hofnarren aufgenommen zu werden und namentlich an dieser Stelle eine Jahrhunderte überdauernde Erinnerung zu erlangen. Es existiren über Taubmann seit dem 17. Jahrhundert bis zur Jetztzeit unzählige Mittheilungen und Nachrichten, welche indessen so viele Ungenauigkeiten, Widersprüche und Erfindungen enthalten, daß eine Lebensdarstellung dieses merkwürdigen Mannes im Zusammenhange mit den culturellen Zuständen, unter denen er sich bewegte, in treuer, verbürgter Vorlage wol wünschenswerth erschien. Dies konnte nur auf Grund archivalischer Forschungen geschehen und dieser Mühe hat sich der Verfasser mit großem Fleiße und Glück unterzogen. Dem Leben und der Charakteristik Taubmann's schließen sich humoristische Begebenheiten und Aussprüche und diesen lateinische Scherzgedichte, mit Textberichtigungen und gegenüberstehenden Uebertragungen ins Deutsche an. Der Verfasser sagt, daß sein Buch sich nicht blos als eine Gabe für streng wissenschaftliche Kreise empfehle, sondern ebenso auch für allgemein gebildete Leser und vornehmlich alle Freunde des Humors bestimmt sei. Es würde deshalb vielleicht eine Abschwächung, oder noch besser gänzliche Weglassung, einzelner gar zu drastischen Stellen wol am Platze gewesen sein. Der derbe Humor, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, wie er zur Zeit Taubmann's, der 1565 geboren wurde und 1613 starb, selbst in den besten Gesellschaftskreisen keinen Anstoß fand, ist nicht immer auch für unsere Zeit coursähig. Das Buch ist hübsch ausgestattet und das ihm beigegebene Portrait Taubmann's trefflich ausgeführt.

** Jugendschriften. Eine der neuesten, um ihres geschichtlichen und thatsächlichen Inhalts Willen empfehlenswerthen Jugendschriften führt den Titel „Vasco de Gama oder die Auffindung des Seeweges nach Indien" von Dr. Karl Müller, mit Bildern nach Zeichnungen von Ludwig Burger, in Holz geschnitten von Knesing in München (Breslau, Eduard Trewendt). Der als Jugendschriftsteller bereits bekannte Verfasser schildert darin zu Nutz und Frommen der reiferen Jugend die Lebensgeschichte und Wirksamkeit des kühnen Seefahrers in einfacher, gemüthvoller, für die Kreise, für die es berechnet, leicht verständlicher Darstellung, die zugleich mannigfache Belehrung über die einschlagenden Partien der Geschichte und Erdkunde darbietet. — „Die Kinderlaube", illustrirte Jugendzeitung in Monatsheften mit Erzählungen, Märchen, Schilderungen, Lebensbeschreibungen, Gedichten u. s. w., für den Familienkreis bearbeitet von Heinrich Stiehler unter Mitredaction der Verlagsfirma von C. C. Meinhold & Söhne, hat ihren 20. Jahrgang vollendet, welcher im schmucken Festgewande vor uns liegt, ein recht geeignetes Festgeschenk für die heranwachsende, reifere Jugend, welcher darin mannigfacher Bildungsstoff und insbesondere durchaus reine Kost für Geist und Herz zugängig gemacht wird. — Für die musikalische Jugend bestimmt ist das Weihnachtsalbum, enthaltend leichte charakteristische Tonstücke für das Pianoforte, sowie ein- und zweistimmige Weihnachtslieder mit einfacher Begleitung. Mit 32 Originalbeiträgen beliebter Componisten der Gegenwart, wie Rob. Schaad, Carl Reinecke, Karl Treiber, Bernhard Vogel u. A., herausgegeben und mit Fingersatz- und genauer Vortrags-Bezeichnung versehen von Karl Seitz (Quedlinburg, Ch. Friedr. Vieweg). Die in dieser Sammlung enthaltenen Compositionen sind ausnahmslos ansprechend und dabei leicht vorzutragen; besonders möchten wir auf die darin aufgenommenen neuen hübschen Weihnachtslieder aufmerksam machen.

** Illustrirte Lieferungswerke. In den letzten Tagen sind zwei Lieferungswerke fertiggestellt worden, die beide zu Festgeschenken ganz besonders geeignet erscheinen. Zuerst gedenken wir des Otto v. Leixner'schen Gesammtbildes der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit „Unser Jahrhundert" (J. Engelhorn, Stuttgart), welches mit Ausgabe der Schlußlieferung 61/62 abgeschlossen vor uns liegt, — eine eigenartige, interessante und belehrende Culturgeschichte unsers Jahrhunderts, die politische, sociale und geistige Entwickelung desselben in markanten Zügen, in lebendiger und fesselnder Darstellung schildernd, die allen Gebildeten warm empfohlen werden darf. Historische Scenen sind in ganzseitigen, zumeist trefflichen Holzschnitten wiedergegeben, außerdem ist der Text mit zahlreichen, kleineren Abbildungen, Facsimiles u. s. w. ausgestattet. Der Preis dieses Werkes, zwei stattliche Bände in eleganten Halbfranzeinbänden beträgt 37 ℳ. — Auch das andere Werk „Im Lande der Mitternachtssonne", Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nordfinnland. Nach Paul B. du Chaillu frei übersetzt von A. Helms, in 20 Lieferungen bei Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig erschienen, mit seinen lebenswahren Schilderungen dieser interessanten Länder und deren Bewohner nach den Berichten des bekannten, in Westafrika geborenen Reisenden Paul Bellomi du Chaillu, der fünf Jahre lang die skandinavische Halbinsel nach allen Seiten durchstreift und durchforscht hat, verdient allgemeine Beachtung, insbesondere seiten Derer, welche sich für Länder- und Völkerkunde interessiren, nicht Derer zu gedenken, welche bereits in Betreff des Zieles der nächsten Sommerreise mit sich etwa dahin ins Reine gekommen sind, daß dieses der nordischen Heimath von Richard Wagner's Götter- und Heldengestalten gelten werde, die ja neuerdings auch auf Vergnügungsreisende große Anziehungskraft ausübt. In zwei eleganten Bänden kostet dieses Reisewerk 24 ℳ. — Von dem Lieferungswerke „Aegypten", herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt), liegt seit dem Erscheinen der Lieferungen 25—29 der erste Band eines Werkes complet vor, dessen innerer Werth und äußere Ausstattung allenthalben im rechten Verhältnisse zu einander stehen. Da mit „Prachtwerken" ohne besonders dazu angefertigte „stilvolle Einbände" den wenigsten Besitzern gedient sein wird, hat auch die Verlagshandlung für Beschaffung eines solchen Sorge getragen, und zwar ist der Entwurf dazu von Prof. H. Ströhl in Wien angefertigt worden. — Da die verschiedenen Länder nunmehr bereits fast ausnahmslos zu Prachtwerken verarbeitet worden sind — wir erinnern an das hierauf bezügliche zeitgemäße Inserat eines unternehmenden Verlegers in den „Fliegenden Blättern" — so werden in Zukunft die größeren Städte der Welt dazu bestimmt sein, diesem Geschicke zu verfallen, — die deutsche Kaiserstadt Berlin eröffnet bereits den Reigen. Max Ring, der bekannte Schriftsteller, wird uns das alte und das neue Berlin, die Reliquien der Vergangenheit und die monumentalen Prachtbauten der Gegenwart, das öffentliche und private Leben der Hauptstadt des Deutschen Reiches in frischen Skizzen vorführen, und zahlreiche Illustrationen sollen den Text begleiten. Das Werk erscheint in der unseren Lesern sowie den Besitzern der modernen Prachtwerke bekannten Firma Heinrich Schmidt und Carl Günther in Leipzig in dreißig halbmonatlichen Lieferungen à 1 ℳ. Die erste Lieferung beginnt mit einer Geschichte Berlins von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart; ein doppelseitiges Bild stellt Berlin und Cöln — die Hütten Cölns standen an dem heutigen Fischmarkt und an der Fischerbrücke der Spree entlang — im Jahre 1250 dar.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 101. Sonntag, den 17. December. 1882.

Inhalt: Wuotan-Barbarossa, von Albert Lindner. — Briefe aus Paris. — Bücherbesprechungen („Irdisch oder himmlisch gesinnt sein", von D. Luthardt. „Morgenandachten", von D. Friedr. Ahlfeld. Thomas und Felix Platter. Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich. Dichtungen von Curt Falkenau. Ein deutsches Hausbuch, von Oscar v. Redwitz. Dolce far niente, von Johannes Proelß. Humoristische Schriften. Märchen- und Jugendliteratur).

Wuotan-Barbarossa.

Es ist ein echtdeutscher Zug, daß man den Ursprung einer deutschen Sage, statt bei den eignen Ahnen, lieber — und aufrichtig gesagt, doch wol nur um des bischen Gelehrsamkeit willen, die man dabei aufwenden kann — bei den Romanen resp. bei den Byzantinern zu suchen pflegt. Wenn berühmte Forscher vom Range eines Grimm und Zezschwitz durch ihre Autorität den Glauben an jenen Ursprung endlich sanctionirt haben, so kann uns, das jüngere Geschlecht, welchem unzählige Quellen, die dem Wissen jener Forscher unbekannt geblieben, erst in den letzten Jahren bloßgelegt worden sind, keine falsche Pietät abhalten, selbst einen Grimm des Irrthums zu bezichtigen, denn die Wissenschaft rechnet nun einmal nach dem jeweiligen Stande der Quellenforschung, und wenn Schiller nicht anders gewußt hat, als daß Wilhelm Tell ein autochthaner Mythus —, a nein, eine erwiesene Thatsache der Schweizergeschichte sei, so darf uns das nicht hindern, heute zu behaupten, daß der Tellenmythus für die Schweiz nur ein Einwanderer im 7. Jahrhundert, daß die Heimath desselben in den altgermanischen Ländern, bei Dänen und Skandinaven, aber noch besser bei den indogermanischen Asiaten, am Ende gar bei den Sanskritvölkern zu suchen sei. Was die Barbarossasage betrifft, so haben uns die Forscher bisher Folgendes gelehrt. „Gerade der charakteristische Zug an der Sage, wonach der Kaiser am Ende einen Zug nach Jerusalem machen, dort seine Krone freiwillig niederlegen und abdanken wird, geht nachweisbar auf eine byzantinische Quelle, auf die Weissagung eines gewissen Methodius zurück." So Häußner in „Die deutsche Kaisersage" 1882. Wir brauchen uns auf die gelehrten Quellen, die er anzieht, nicht weiter einzulassen, denn die Prämisse ist falsch. Der Zug, der an unserm Mythus allein charakteristisch ist, ist die Bergentrückung; sie allein kann der Faden sein, von dem geleitet wir den Ausgang aus dem Labyrinthe finden. Jene Weissagung stammt erst aus dem 9. Jahrhundert. Sie ward gedichtet, um dem byzantinischen Kaiserthume die Prärogative der ihm allein und ursprünglich von Christo anvertrauten Weltherrschaft zu wahren, und schildert, wie der letzte oströmische Kaiser vor dem Auftreten des Antichrist nach Jerusalem ziehen wird, auf dem Berge Galgatha die Krone auf das Kreuz niederlegen, seine Hände ausbreiten und das Reich Gott übergeben wird, worauf das Kreuz sammt den Insignien der kaiserlichen Macht sich in den Himmel erhebt. Nun aber existirten im 9. und 10. Jahrh. verschiedene fast gleichlautende Weissagungen über den letzten Kaiser, aber alle haben denselben Schluß von der Fahrt nach dem heiligen Lande, der Niederlegung der Reichsinsignien auf der heiligen Stätte und der Abdankung des römischen Kaisers. Was aber soll dieser ganze Ausgang der Sage für den Barbarossamythus bedeuten? Welche Berührungspunkte hat jene speciell byzantinische Tendenz mit dem Grundtone unserer Sage von der Wiederkehr eines volksthümlichen Kaisers und Wiederherstellers gewesener Herrlichkeit? Keine. Die Gelehrsamkeit hat sich eben in eine Sackgasse verrannt. Jene Prophetie geht auf ein sagenhaft ausgeschmücktes Ereigniß aus der byzantinischen Geschichte zurück, von dem (nach Zezschwitz) nichts übrig bleibt als folgende in seiner Quelle stark poetisch gefaßte Mittheilung. Unter Chosroes II. drangen die Perser bis Jerusalem vor und nahmen die von der Kaiserin Helena gefundene Kreuzreliquie als Siegestrophäe nach Persien mit. Später vom Kaiser Heraklius besiegt, mußten sie das Kreuz wieder ausliefern. Beim Einzug in Jerusalem vergaß der Kaiser, daß zur Zurückbringung des Kreuzes die Pracht eines Triumphators nicht stimme. Als er daher vom Oelberg herab kommend vor dem Stadtthore erschien, lösten sich dessen Quadern und schlaffen die Mauer. Ein Engel, der neben einem leuchtenden, von der Mauer bis zum Himmel reichenden Kreuze stand, verweigerte dem Kaiser den Eingang, wenn er nicht in demselben Kleide der Niedrigkeit, wie einst der Herr erscheine. Da legte Heraklius die Krone ab sammt allem Schmuck. Das ist der trotz aller poetischen Ausschmückung doch ziemlich nüchterne Bericht. Man weiß sich keinen Rath, auf welche Weise unsere Gelehrten aus diesem mythischen Boden den Sinn unserer Barbarossasage herausgelockt haben. Dieser orientalischen Sage aber hängt, zum Zeugniß dafür, wie wenig verwandt sie der germanischen ist, ein anderer Zug an. Der Kaiser soll nämlich auf der Kreuzfahrt nach dem heiligen Lande seinen Schild an einen dürren Baum hängen, auf daß derselbe wieder grüne. Schon Grimm hält in seiner Mythologie diesen neu grünenden Baum für eher heidnisch als christlich und bringt ihn in Zusammenhang mit der Welt-Esche Ygdrasil. Das geht zu weit. Die weiter unten folgende Ausführung wird uns darthun, wie weit die Sucht nach Quellen und die übermäßig ausgestattete Gelehrsamkeit den Blick für die schlichtesten Vorgänge in der Entwicklung der Nationalseele trüben kann. Es ist unnütz, sich auf diesen „dürren Baum" überhaupt weiter einzulassen. Er gehört dem Orient, gehört den Persern, Juden und Arabern, und es ist auf keine Weise ersichtlich, was er mit der deutschen Kaisersage zu thun haben kann. Klar ist nur, daß sie den deutschen Forschern den Dienst leisten mußte, eine Masse gelehrter Citate los zu werden und den einfachen Entwicklungsgang unserer Sage zu umnebeln.

Bedeutsam für uns wird erst der Mythus, seit ein deutscher Herrscher, Barbarossa, den bisherigen Frankenkönig Karl d. Gr., der seit Methodius die Sage beherrscht hatte, aus der Sage zu verdrängen beginnt. Der erste Anstaß scheint durch ein lateinisches Drama „Vom römischen Kaiserthum deutscher Nation und vom Antichristen" (von Zezschwitz

herausgegeben, deutsch 1878) gegeben worden zu sein, und ein deutscher König, kein fränkischer, tritt in den Mittelpunkt der Handlung. Die Sage hat also eine byzantinische, dann eine fränkische Phase hinter sich, es folgt die dritte, die staufische. Aber es ist gerade der Zweck dieser Zeilen, den Beweis zu leisten, daß wir jene ersten Entwicklungsstadien für die Geschichte unseres Mythus gar nicht nöthig haben, daß sie der Barbarossasage mit der Gewalt der Gelehrsamkeit angeschweißt worden sind. Ich ersuche daher den Leser, wieder zu vergessen, was ich über eine byzantinische und eine fränkische Vorsage geäußert habe, ich ersuche ihn vielmehr, den Versuch mit mir zu machen, ob der Kaisermythus nicht aus einer rein-germanischen Heimath, statt aus einer romanischen geholt werden kann, und bemerke nochmals, daß die Quellen, die den bisherigen Forschern incl. Grimm nicht bekannt gewesen waren, jetzt erst, im letzten Jahrzehnt, für die wissenschaftliche Welt aufgedeckt worden sind, und daß wir ein Recht haben, die Kaisersage für uralt germanischen Ursprungs zu erklären, statt eine gezwungene Anleihe bei Byzanz machen zu müssen, einem Reiche, das mit germanischem Wesen und Weltersassen durch keinen Berührungsfaden zusammenhängt.

Wenn der mythische Held — wer es vorläufig auch sein mag — nichts zu thun hat mit einer Kronentsagung, mit dem Aufhängen des Schildes am dürren Baum, mit der Aufrichtung einer von Christo sanctionirten Weltherrschaft, womit hat er dann zu thun? Ein Kind sagt es: damit, daß er in einen Berg entrückt wird und da seine Zeit erharrt, bis sein bedrängtes Volk ihn ruft, daß er dessen Herrschaft wieder aufrichte. Ein anderes Element ist, so lange Barbarossa an den Mythus gebunden ist, nicht in ihm gewesen. Und das sei auch unser Führer durch die indogermanische Vorwelt.

In dem indischen Epos Mahadharata zieht sich zum Ausruhen von seinen Kämpfen ein geliebter Herrscher in das Innere eines Berges zurück mit dem Versprechen, daß er wiederkommen wolle, wenn sein Volk ihn rufe. Eine Variation erfährt diese Sage an andern Stellen insofern, als der Gott, der einst als Retter wiederkommen wolle, sich in die Wildniß zurückzieht, um sich dem Büßerleben zu widmen. Daß der Mythus auf seiner Wanderung diesen letzterwähnten, echt alt-indischen Zug den Hindu überlassen hat, darf nicht wundern, da die arische Race, und vor allen die Germanen, mit der Hindureligion nichts mehr zu thun haben. Aber bedeutsam für die Germanen ist gerade die Bergentrückung. Die deutsche Volkssage weist zu deutlich mit ihrem im Berge schlafenden Helden auf die Zeiten des Grabalters und der Hügelbestattung zurück, welche beide dem Brennalter vorausgingen. In den Höhlen der Berge wohnten die ersten Menschen, hier bestatteten sie auch ihre Todten zur Grabesruhe. „In den Berg gehn" heißt dem Germanen sterben. Den ältesten Germanen wohnten selbst die Götter in den Bergen (vid. Simrock, Mythol.). Läßt daher ein Volksstamm seinen Begründer im Berge begraben sein, so lag eine Vermischung des Stammvaters mit dem Gotte ganz nahe, der ja selbst wieder im Berge thront. Leiblich im Berge und geistig in Walhalla sein, war also germanischer Volksglaube, der übrigens an einige Mythen der Hellenen erinnert, wie denn der Schatten des Herakles im Orkus, sein Unsterbliches aber im Olymp weilt.

Die Volksmythen der Esthen (gesammelt bei Rußwurm, „Elbefolke", bei Kruse „esthnische Urgeschichte", Papst, Beiträge zur Kunde Esthlands u. A.) kennen einen Nationalhelden Töllus, der, was hier nicht zu erörtern der Ort ist (man sehe Rochholz, Tell und Geßler), mit dem Schweizer Tell identisch ist. Von diesem Töllus wird erzählt, als er lebensmüde geworden, habe er zu seinem Volke gesagt: „Bestattet mich in eurem Krautgarten, und wenn Noth und Krieg über euch kommt und ihr euch nicht selbst zu helfen wißt, so rufet mir an meinem Grabe; so will ich kommen, um euch zu helfen." Bei den Schweizern sitzt ebenfalls Tell im Axenberge, verzaubert harrend, bis man ihn rufe. Nach Rußwurm lebt Töllus zum Zwecke einstiger Wiederkehr im Munde der Inselschweden und Esthen fort. Sammt seinem Schlosse versunken in den See Töllsgraben sitzt der Ritter unten verzaubert im Saal, und „sein weißer Bart ist durch den Tisch gewachsen" (!). Auch die Slaven haben dergleichen Sagen. Die Böhmen warten auf den Helden Zbenko von Zasnink, der mit seinen Gerüsteten im Berge Blanik auf einer Steinbank schläft, bis man ihn zur Befreiung des Volkes ruft. Ganz auffallend an der esthnischen Sage ist Folgendes. Töllus, im Grabe liegend, wird von spielenden Hirtenknaben aufgeweckt, ärgert sich über diese Kinderfrechheit und geht wieder schlafen. Ebenso geht ein schweizerischer Weidbube einmal der verirrten Gais nach, geräth darüber in die Höhle des Axenbergs und weckt hier den Tell, der sich über die unzeitige (!) Störung erbost. Und nun erinnere man sich ganz ähnlicher Sagen in der goldnen Aue, in der Umgegend des Kyffhäuser, wonach Hirten, Schafe suchend, oder Bauern von Tilleda, Schätzen nachgehend, den Kaiser Rothbart finden, der sie je nach ihrer Gesinnung beschenkt oder straft. Auch der Hörselberg mit seinem Tannhäusermythus kommt hier in Frage und wird uns dazu dienen, daß wir die Brücke zwischen Friedrich und Byzanz, die wir oben abbrechen mußten, neu wieder schlagen können von Friedrich zu — Wuotan, zu dem altgermanischen Götterglauben. Tannhäuser geht (nach Aventin, bayerische Chronik) lebend in den Venusberg ein, der sich auf ewig hinter ihm schließt. Dennoch wird er zuletzt ein Gott, und die Schlüssel des Himmelreichs sind ihm anvertraut. Johannes v. Müller erzählt eine Sage von den drei Tellen, die im Seelisberg schlafen, bis die Schweiz in großen Nöthen sein wird. Dann werden sie kommen, dem Volk zu helfen.

Dieser angeführte Mythenbestand, der einen Fingerzeig geben sollte, daß wir es nicht nöthig haben, bei einer byzantinischen Sage voller Tendenz (zum starken Theil kirchlicher) eine Nothanleihe zu machen, um die deutsche Kaisersage als unser autochthones, echtgermanisches Volkseigenthum zu retten, ist, ich weiß es, sehr der Ergänzung bedürftig, und ich muß es Männern von gründlicherem Wissen überlassen, ob sie es der Mühe für werth halten, den bisherigen Standpunkt der Forschung an der Hand neuerschlossener Quellen mit mir für abgethan zu erklären.

Man hat, nach Häußner, die Entwicklungsstadien unserer Kaisersage, wie folgt, bezeichnet: 1) der Mythus von dem byzantinischen Kaiser Heraklius (ca. 350), 2) der ursprünglich griechische Kaiser wird 950 durch den französischen Mönch Adso zu einem fränkischen, sodann 1188 durch das Tegernseer Drama im bewußten Gegensatze zu Adso zu einem deutschen Herrscher. 4) Nachdem um 1300 Friedrich II. mit dem „letzten römischen Kaiser" identisch geworden, tritt die Kaisersage vom 13. bis 16. Jahrhundert als Trägerin einer bestimmten, d. h. kirchenpolitischen Tendenz auf. Erst mit dem Abschwinden dieses Zuges beginnt sodann der plastische Ausbau, an Barbarossa anknüpfend. Das ist das Ergebniß der bisherigen Forschung.

Nun, denk' ich, können wir dieses Ergebniß über Bord werfen, und den Kaiser Heraklius und den Franken Karl dazu. Wir bleiben eben bei unserem eignen Volke und holen die Genesis unserer Sage geradezu aus dessen Wiege. Die Bergentrückung und die Hoffnung eines Helden auf Wiederkehr zur Rettung seines Volkes ist und bleibt der Kern unserer Sage. Und wenn er das bleibt, so werden die wenigen, oben angeführten Vorsagen, die ein Anderer ergänzen mag, wol ein hinlänglich starkes Beweismaterial bieten. „Mythen, sagt Müllenhoff, wurzeln nicht in der Geschichte, sondern im Gottesglauben des Volks." Und das soll uns nicht umsonst gesagt sein. Ich sagte, daß wir, allen ge-

Digitized by Google

lehrten Apparat beiseite lassend, die Brücke von Friedrich direct bis zu Wuotan zu schlagen hätten. Wer weiß es nicht, wie viel Reste des altheidnischen Volksglaubens besonders in Betreff des Wuotan, Thor und der Freya noch im Volke haften. Die letztgenannte ist Frau Holle, welchen Namen man von Hulda ableitet und den ich in Analogie mit den Eumeniden zu stellen geneigt bin. Es ist dies ein Beschönigungswort für den furchtbaren Namen Erinnyen, den man auszusprechen fürchtete, und so ist auch Hulda, die Huldige, nur ein Euphemismus für einen gefürchteten Naturgeist. Wie viel altmythologische Reste stecken in unserer Weihnacht, in Ostern, in Johannis! Wuotan entschlummerte unter dem Wehen des eingeführten Christenthums, aber sein Andenken schlief „unter leichter Decke" in dem Gedächtniß der Menschen. Er schlief in einem Berge hier oder dort — hier und dort. Auch seine beiden Raben, die ihm die Edda gegeben, Hugin und Munin, schliefen irgendwo. Da schien Friedrich Barbarossa wieder die deutsche Weltherrlichkeit wahr machen zu wollen, aber die historische Erscheinung schwand, der Kaiser ertrank im Flusse Seleph. Trotzdem ließ das Volk ihn sich nicht nehmen. Er schlief in einem Berge — in welchem? Im Kyffhäuser. Wie kommt er gerade in diesen? Ja wer will das Werden einer Sage zur Rechenschaft ziehen? Wuotan haust im Odenberge, Frau Holle im Hörselberge, Siegfried im Berge Geroldseck, Wittekind in einem Berge Westphalens, Tell im Seelisberg, der Däne Ogier, der König Artus wohnen in Bergen. Auch Frau Holle wird in einigen Sagen in den Kyffhäuser versetzt. Friedrich II. schlummert in der Burg von Kaiserslautern. Der Anlaß, weshalb der Kyffhäuser als Aufenthalt des Rothbart so populär wurde, ist ein sehr geringfügiger, nicht werth und nicht nöthig, daß man ihn erwähne. Aber das ist im Volksglauben nun nicht anders, und alle Logik der Gelehrten zersplittert an seinen Launen. (Häußner theilt die Tradition mit in seinem Programm „Die deutsche Kaisersage".)

Ueber die Reliquien des altheidnischen Volksglaubens läßt sich mit aller wissenschaftlichen Methode nicht hinwegkommen, man muß mit ihnen rechnen, so gut es gehen will. Ich habe da noch ein Wort über die Raben Wuotan's zu sagen, die in der Rothbartsage (zuletzt bei Rückert in dem betr. Gedicht von 1817) eine so große Rolle spielen. Es darf gar nicht beirren, daß diese Raben erst seit 1680, wo sie der Sagensammler Prätorius als um den Kyffhäuser fliegend zum ersten Mal erwähnt, sich in des Rothbart Genossenschaft befinden. Die Raben Wuotan's sind freilich, seit ihr Herr selbst „in den Berg gegangen" ist, auch hinweg, sie sind dem Volke entrückt worden und geblieben. Nun aber fliegt thatsächlich heute ein dichter Schwarm von Dohlen und Raben auffällig um die Ruinen jener Burg in der goldnen Aue. Was hilft mir aller Gelehrtenkram, wenn ich bedenke, daß das Volk, wenn es seinen Blick nach dem Kyffhäuser richtet und dort die Raben schwärmen sieht, aus der Tiefe volksthümlicher Traditionen die Raben seines alten Gottes hervorholt und sie nun dem populärsten, geliebtesten seiner Kaiser beigesellt? Man kommt doch wol viel weiter mit so schlichten Erklärungen, wenn es sich um einen schlichten Proceß der Volkssage handelt, als mit dem ganzen Aufgebot der wissenschaftlichen Quellenkunde.

Ich habe die von den bisherigen Forschern aufgestellten Entwicklungsphasen unserer Volkssage zurückgewiesen und verfolge die Daten ihrer Entwicklung bis auf unsere Tage, wie folgt:

1) Der Wuotanmythus. 2) Das Bewußtsein desselben entschlummert unter dem Einfluß des Christenthums; 3) die politische Bedrängniß der deutschen Nation wendet sich, da es keinen Wuotan mehr hat, der geliebtesten Kaiserfigur, dem Barbarossa zu. 4) 1519 lebt der Kaiser im „hohlen Berge"; 1529 ist des Kaisers Bart „grau" und reicht bis zum Gürtel; 1532 „schlummert" Friedrich; 1537 sitzt er auf goldnem Stuhle, sein Bart ist „grausam"; 1680 fliegen Raben um den Kyffhäuser (bei Prätorius); 1696 ist der Bart „durch den Tisch gewachsen"; 1703 sitzt der Kaiser am steinernen Tisch, mit den Augen zwinkernd, sein durch den Tisch gewachsener Bart ist roth, 1817 endlich (bei Rückert) ruht Friedrich „auf elfenbeinernem Stuhle an marmelsteinernem Tische". Man kann also sagen: der plastische Ausbau der Sage datirt erst seit 1519. Albert Lindner.

Briefe aus Paris.

(„Le Roi s'amuse" im Theater-Français. — Das jetzige und das ehemalige Paris. — Voltaire in einer Abendgesellschaft bei der Gräfin Ségur. — Die Reise in das Land des Unmöglichen.)

\# \# **Paris**, im Nov.

Die alles Uebrige in den Hintergrund stellende Actualität des Momentes ist die zweite Aufführung des Dramas von Victor Hugo: „Le Roi s'amuse". Seit der ersten Vorstellung dieses Stückes, die vor fünfzig Jahren, also im Jahre 1832 (!!) stattgefunden, hat wol selten ein theatralisches Ereigniß die Neugierde der guten Pariser in so hohem Grade angeregt. Seit Monaten waren die Spalten der hiesigen Journale mit Details angefüllt über dieses alte, für die große Masse der gegenwärtigen Generation indessen neue Drama Victor Hugo's. Einzelne Blätter gingen sogar soweit, die vollständige Biographie der Schauspieler zu veröffentlichen, die mit der Darstellung dieses Dramas betraut sind; ja, ein Blatt brachte in einem sechs Spalten langen Artikel die Aufzählung der Namen aller der Personen, die vor fünfzig Jahren der ersten Vorstellung beigewohnt haben; in dieser langen Liste waren natürlich manche Namen vergessen worden, deren Träger längst nicht mehr unter den Lebendigen weilen, aber auch von den Ueberlebenden und namentlich von Seiten der Damenwelt sind gegen diese Weglassungen keinerlei Reclamationen erfolgt.

Man sah der Vorstellung dieses so hoch gepriesenen, von einer wohlberechneten Reclame, die des großen Namens des Dichters wenig würdig war, in die Wolken gehobenen Stückes mit der lebhaftesten Spannung entgegen; das Haus war überfüllt, die bescheidensten Plätze waren mit enormen Summen erkauft worden; ein Engländer, der in meiner unmittelbaren Nähe saß, hatte seinen Sperrsitz mit tausend Franken bezahlt und dabei verstand der unglückliche Mensch nicht ein Wort französisch. Ich versichere, daß dies keine Erfindung, sondern die reine Wahrheit ist, so unglaublich es auch klingen mag. Es war im strengsten Sinne des Wortes kein Platz und kein Plätzchen im Hause mehr frei, trotzdem war der Andrang zu dem Theater noch immer so groß, daß eine Compagnie von hundert Stadtsergeanten große Mühe hatte, die von allen Seiten herbeiströmende schaulustige Menge zurückzuweisen und in Schach zu halten. Das ganze officielle, politische und artistische Paris war erschienen. Der Präsident der Republik mit dem Großfürsten Wladimir von Rußland an seiner Seite, der Herzog von Aumale mit seinem Neffen dem Herzoge von Chartres, sämmtliche Minister, Senatoren und Abgeordnete in Masse, fast alle Mitglieder der Akademie, die Damenwelt in prächtigen, diamantenstrahlenden Toiletten, kurz le grand monde parisien in seiner glänzendsten und verführerischsten Entfaltung.

Endlich und zwar zu etwas verspäteter Stunde, eine Ausnahme in dem sonst immer sehr pünktlichen Theater-Français, ertönten die drei sacramentellen Hammerschläge, die

in ganz Frankreich, statt der bei uns üblichen Klingeln, das Signal zum Beginn der Theatervorstellungen geben. Das mit so großer Spannung erwartete Stück begann und ... um es in zwei Worten auszusprechen ... fiel durch. Ja, es fiel durch. Die Enttäuschung war allgemein, sie steigerte sich von Act zu Act, so daß als der Vorhang am Schluß der Vorstellung fiel, Niemand daran dachte, den Dichter, der einer Ovation harrend in seiner Loge saß, hervorzurufen. Victor Hugo wurde nicht gerufen. Das glänzende Publicum ging stumm und unzufrieden auseinander. Dieses Unglück, wenn ich es als ein solches bezeichnen soll, wird wenigstens das Gute haben, daß man in Zukunft mit der Reclame vorsichtiger sein und nicht mehr im Voraus so viel Lärm um ein Theaterstück schlagen wird, selbst wenn dasselbe aus der Feder eines großen Dichters hervorgegangen sein sollte.

Die gegenwärtige Generation hat also über dieses Stück dasselbe abfällige Urtheil gefällt, wie die vor fünfzig Jahren lebende Generation, die das Stück unbarmherzig ausgepfiffen hat; das republicanische Frankreich zeigt sich in diesem Falle ebenso streng für den Dichter, wie das monarchische Frankreich von 1832. Der Grund hierzu liegt wol hauptsächlich darin, daß Victor Hugo sich in diesem Stücke eine Verletzung der historischen Wahrheit hat zu Schulden kommen lassen, die für jedes patriotische französische Herz empfindlich sein muß. Der Dichter zeigt uns in seinem Stücke Franz I., König von Frankreich, als einen gemeinen Straßenläufer, der die Krone Ludwig des Heiligen, die sein Haupt schmückt, an den verrufensten Orten seiner Residenz in empörendster Weise besudelt. Welches Volk, das nur einen Funken von Patriotismus im Herzen hat, würde es selbst seinem populärsten Dichter verzeihen, wenn er ihm seine Helden auf so unwürdige Weise verunglimpfen wollte. Franz I. mag seine Schwächen gehabt haben, aber er war ein Held, ein ritterlicher König, le roi-chevalier, mit diesem Beinamen glänzt sein Bild in der Geschichte. Er war kaum zwanzig Jahre alt, als er bei Marignan den famosen Sieg über die Schweizer erfocht; er commandirte sein Heer in Person und hatte die Schlacht gegen den Willen seiner Generale angenommen, aber mit dem sprichwörtlich gewordenen Rufe: Qui m'aime me suise! überwand er alle Hindernisse und errang den Sieg. Am anderen Morgen ertheilte ihm Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, nachdem er zunächst huldigend sein Knie vor ihm gebeugt, den Ritterschlag. Fünfzehn Jahre später, in der unglücklichen Schlacht von Pavia, die er verlor, tämpfte Franz I. persönlich wie ein Löwe und ergab sich erst, als alle seine Ritter um ihn her gesunken und er selbst aus zwei Wunden blutend am Boden lag. Er rief: „J'ai tout perdu hors l'honneur!“ — Ich habe Alles verloren, nur die Ehre nicht! — und übergab dem Vicekönig von Neapel sein Schwert mit den Worten: „Nehmen Sie dieses Schwert eines Königs, der sich nicht aus Feigheit ergiebt, sondern weil das Glück ihn verlassen hat!“ Und der Vicekönig von Neapel beugte sein Knie und nahm das Schwert aus den Händen des verwundeten Königs. Diesen König, diesen ritterlichen Fürsten, der nicht nur ein Kriegsheld, sondern auch ein Freund und ein Beschützer der Kunst war, ja, von dessen Regierung an das Wiederaufblühen der Künste in Frankreich datirt, diesen König, einen der besten, der je auf dem Throne Frankreichs gesessen, hat Victor Hugo in so geradezu abscheulicher Weise verunglimpft; sein Stück ist, abgesehen von dessen größerem oder geringerem literarischen Werthe, unter allen Umständen eine unpatriotische Handlung. Das Publicum von 1832 wie das von 1882 hat dies empfunden und hat es dem Dichter empfinden lassen, und es hat recht gethan.

Man sieht, daß das gegenwärtige Paris sich in vielen Punkten von dem früheren nicht wesentlich unterscheidet; Paris ist sich treu geblieben, es ist immer dasselbe mit seinen Tugenden und Schwächen, seinen verführerischen und abstoßenden Seiten. Alle die abschreckenden und anwidernden Erscheinungen der Gegenwart sind im Grunde nur die Caricaturen oder die in stärkeren Farben aufgetragenen Reproductionen der Typen, die man vor fünfzig Jahren zu bewundern, ja zu poetisiren geneigt war. Der schönrednerische Arbeiter in den öffentlichen Versammlungen, der die Regierung stürzen und sich selbst zum Minister, wenn nicht gar zur ganzen Regierung machen möchte, war ehemals der sympathische Held in den Romanen von Georges Sand; ich erinnere beispielsweise nur an den bekannten „Meunier d'Angibault“ — den „Müller von Angibault“ —, der eine ganze Generation zur Begeisterung hingerissen hat. Der gegenwärtige wüste und unheimliche Herumstreifer in den Straßen von Paris, der in den entlegenen Stadttheilen in einen förmlichen Wegelungerer ausartet, war früher der gamin de Paris, der vielbesungene Pariser Taugenichts, dem in manchen Theaterstücken die schöne Rolle zugeschrieben wurde und den Victor Hugo „un Rabelais en petit“ — „einen Rabelais im Kleinen“ — benannt hat. Seitdem sich aber dieser liebenswürdige Taugenichts in einen Strolch der schlimmsten Sorte verwandelt hat, der Cassenschränke erbricht und selbst vor Brand und Mord nicht zurückschreckt, seitdem findet man die Sache nicht mehr so spaßhaft und spricht von der Anlegung einer Straf-Colonie auf einer möglichst fernen Insel für unverbesserliche Pariser Taugenichtse.

Man hat Paris schon oft mit einem Ocean verglichen; der Vergleich ist zutreffend; mit seiner unermeßlichen Größe, mit seinem ewigen und ununterbrochenen Geräusch ist es wirklich ein Ocean, ein schöner verführerischer und gefährlicher Ocean. Die Klugen begnügen sich damit, an den Ufern dieses Oceans Muscheln zu suchen; die poetischen Seelen bewundern den endlosen Horizont; die Kühnen werfen sich ins Meer und nehmen auf dem Schiffe, das sie trägt, den Kampf mit den Wellen auf; die Einfaltspinsel springen auch ins Wasser, aber sie haben kein Schiff, auf das sie sich flüchten könnten und gehen kläglich zu Grunde. . . .

Ich könnte noch lange fortschreiben über dieses Thema, denn es ist unerschöpflich. Ich ziehe indessen vor, noch einen Blick auf das ehemalige Paris zu werfen und zwar an der Hand eines autorisirten Führers, eines ehemals viel beklatschten Dramaturgen, der sich in einen strengen Historiker und gewissenhaften Archäologen verwandelt hat, des Hrn. Maquet, der soeben ein höchst interessantes Buch unter dem Titel: „Le Paris sous Louis XIV.“ — Paris unter Ludwig XIV. — herausgegeben hat. Hr. Maquet, ein langjähriger Mitarbeiter Alexander Dumas', den man, um ihn von seinem gegenwärtig lebenden und wirkenden Sohne zu unterscheiden, den großen Dumas nennt, erklärt in seiner Vorrede selbst, daß er wahl wisse, wie geradezu unmöglich es sei, dem Publicum über das Zeitalter Ludwig XIV. etwas zu erzählen, was es nicht bereits wisse; über die Regierung des Roi Soleil läßt sich nichts Neues mehr sagen; aber den in Geschichtswerken, Memoiren und Romanen so vielfach geschilderten Ereignissen jener Zeit fehlte bis jetzt noch der Rahmen, das heißt die genaue Beschreibung der Scene, auf welcher alle diese Ereignisse sich abgespielt haben. Gelegentlich einer neuen Herausgabe der Memoiren des Herzogs von Saint-Simon machte der Graf Montalembert bereits auf diese Lücke aufmerksam und äußerte sich folgendermaßen: „Leider vermisse ich in diesen Memoiren immer wieder Notizen, die mir von hohem Interesse sein würden und die ich „topographische“ Notizen nennen möchte; der Herzog von Saint-Simon sagt mir wol, was geschehen ist, ich möchte aber auch gern sehen, wo es geschehen ist.“ Diese Lücke sucht nun Hr. Maquet in seinem „Paris sous Louis XIV.“ auszufüllen. Bei der Ausführung dieser interessanten Aufgabe, die er sich gestellt, ist ihm ein höchst seltenes illustrirtes Werk zu Hilfe gekommen, in welchem die Monumente, öffentlichen Baulichkeiten und vielfache Ansichten von Paris aus den Jahren 1650 bis 1700, also aus der Glanzperiode der Regierung Ludwig XIV., ganz meister

haft dargestellt sind. Hr. Maquet hat mehrere dieser interessanten bildlichen Darstellungen des ehemaligen Paris in sein Werk mit aufgenommen und dessen Interesse dadurch bedeutend erhöht. Unter diesen Darstellungen finden sich auch einige der wahrhaft fürstlichen Behausungen des französischen hohen Adels, ganz prächtige Palais, von denen heute leider nur noch wenige oder gar keine Spuren mehr vorhanden sind. Eines der schönsten dieser Palais war das der Grafen von Ségur, einer sehr alten französischen Adelsfamilie. Der Anblick dieses bildlich sehr schön dargestellten Palais erinnerte mich an eine interessante Selbst-Biographie des Barons Vezet, Parlamentspräsidenten unter Ludwig XVI., die ich vor einigen Tagen gelesen habe; in dieser Biographie schildert der Baron Vezet in überaus pikanter Weise folgendermaßen eine Abendgesellschaft, welcher er im Palais Ségur beigewohnt hat: „Der Herzog von Chartres (der nachmalige Philippe-Egalité) hatte den Wunsch geäußert, Voltaire kennen zu lernen; Frau v. Ségur erbot sich, diesen Wunsch zu erfüllen und eine Abendgesellschaft zu veranstalten, zu welcher sie Voltaire einladen würde; sie war so freundlich, mich ebenfalls mit einer Einladung zu dieser Gesellschaft zu bedenken; ich stellte mich pünktlich ein. Wir befanden uns Alle in der gespanntesten Erwartung, als sich die Flügelthüren öffneten und Hr. v. Voltaire angemeldet wurde. Ich saß gerade den geöffneten Thüren gegenüber und konnte die lange Zimmerreihe übersehen, die der berühmte Greis durchschreiten mußte, um in den Salon zu gelangen, in dem wir uns befanden. Stellen Sie sich ein wandelndes Skelett vor, mit feurigen Augen und einer langen Perücke, in einem Hofkleid von grauem Atlas mit sehr schönen Spitzenmanschetten; mit zitternden Beinen trippelte er langsam durch die Zimmer, gestützt auf den Arm seines Freundes, des Philosophen Argental, der aber noch magerer, noch gebrochener aussah und noch trippelnder ging als er. So hielt Hr. v. Voltaire seinen Einzug bei Frau v. Ségur. Wir erhoben uns sämmtlich von unseren Sitzen, ließen uns aber gleich wieder nieder und Voltaire wurde in einen nahe am Kamin für ihn bereit gehaltenen Fauteuil gesetzt; er und Frau v. Ségur führten die Conversation allein; wir Anderen kamen gar nicht dazu, den Mund zu öffnen. Voltaire's Stimme war gebrochen, sie klang unangenehm heiser, aber Alles, was er sagte, war geistreich, interessant und witzsprudelnd, er erzählte mehrere pikante uns ganz unbekannte Anekdoten, declamirte sehr schöne, von ihm verfaßte Verse und sprach namentlich viel über das Theater und die Akademie, deren Sitzungen er als ihr Director regelmäßig beizuwohnen pflegte. Endlich gab er auch noch die Geschichte eines indischen Gottes zum Besten, der von einer Jungfrau geboren sein sollte und untermischte seine Erzählung mit beißenden Anspielungen auf die Kirche und ihre Lehren. Der Bischof von Autun, der neben mir saß, stieß mich mit dem Ellbogen an und flüsterte mir zu: „Ich dachte mir wol, daß er mich auf die Finger klopfen würde!“ Um Etwas zu antworten, entgegnete ich, daß ich dies nicht für möglich hielte. Der Bischof hatte indessen ganz recht; Voltaire konnte es nicht unterlassen, seiner Abneigung gegen die Kirche bei jeder Gelegenheit Luft zu machen. Als er seine Erzählung beendet, verabschiedete er sich, mit einem malitiösen Seitenblick auf den Bischof, von der Gräfin Ségur und verließ den Salon wieder am Arme seines Freundes Argental, ohne vom Herzoge von Chartres oder von uns Uebrigen auch nur die geringste Notiz zu nehmen.“

Diese Schilderung einer classischen Abendgesellschaft aus der Rococozeit erschien mir interessant genug, um sie meinen Lesern mitzutheilen. Wir wollen indessen wieder zur modernen Zeit zurückkehren, um eine Reise in das Land des Unmöglichen zu unternehmen ... das klingt schon ganz modern, nicht wahr? Es ist der Titel eines Effectstückes, das gegenwärtig im hiesigen Theater der Porte Saint-Martin gegeben wird; „Le Voyage à travers l'Impossible“ lautet der französische Titel. Das Stück ist vielleicht eine Buchhändlerspeculation; zu dieser Voraussetzung bin ich durch folgende Betrachtungen geführt worden: das Stück ist aus verschiedenen wissenschaftlichen Romanen des Hrn. Jules Verne gezogen: aus der „Reise in das Centrum der Erde“, aus „Zwanzig tausend Meilen unter dem Meere“, aus „Von der Erde nach dem Mond“. Wenn man diese Romane nicht gelesen hat, ist es absolut unmöglich, die Intriguen des Stückes zu verstehen. Das Theater der Porte Saint-Martin faßt 1500 Zuschauer. Der Verleger der Romane wird sich ohne Zweifel gesagt haben, daß von diesen 1500 Zuschauern doch vielleicht täglich ein Zehntel den Wunsch haben wird, die Romane zu lesen, daß er dieselben also täglich an 150 Menschen verkaufen wird; wenn das Stück also nur hundert Vorstellungen erlebt, was in Paris gar nichts Seltenes ist, so macht der Buchhändler ein vortreffliches Geschäft. Da ich nun selbst die betreffenden Romane nicht gelesen habe, so ist es mir ganz unmöglich, das Stück zu erzählen; es ist eigentlich gar kein Stück; es ist eine kaleidoskopartige Zusammenstellung bunter Bilder. Der Autor führt uns mit bewegter Schnelle vom Himmel durch die Welt zur Hölle. Das Publicum kommt vor lauter Schauen gar nicht zum Nachdenken. Die Ausstattung ist prächtig; die Decorationen sind Gemälde und an Ballets fehlt es in dem Stück auch nicht, es bietet ein römisches, ein griechisches, ein ägyptisches und sogar ein russisches Ballet ... Herz, mein Herz, was willst Du mehr? Das Publicum nimmt dies Alles dankbar hin und klatscht rasenden Beifall; das Haus ist alle Abende ausverkauft und das Stück wird einen glänzenden Cassenerfolg erzielen. Darauf kommt bei den hiesigen Theaterverhältnissen ja schließlich Alles an.

Bücherbesprechungen.

□ Irdisch oder himmlisch gesinnt sein. Predigt von D. Luthardt. Leipzig, Dörffling & Franke. Preis 40 Pf. — In dieser Predigt zeigt der Verf. mit gewohnter schneidiger Schärfe den Gegensatz der materialistischen und der christlichen Lebensanschauung mit ihren Consequenzen, und knüpft daran eine energische Mahnung, mehr Kirchen zu bauen als Stätten der Mahnung und der Erinnerung an die von der irdisch gesinnten Masse unserer Zeitgenossen vergessene Ewigkeit. Er geht bei Ausführung dieses bereits anderwärts von ihm lebhaft befürworteten Gedankens speciell auf die Verhältnisse Leipzigs ein. Dies hat in weiteren Kreisen besonderes Interesse für diese Predigt erweckt. Aber das beredte Wort gilt auch analog für viele andere Orte und nicht blos für die großen Städte. Unsere großen Massenparochien sind in der That ein wahrer Nothstand, und es ist nach dieser Seite hin in früherer Zeit von der Kirche viel versäumt worden. Wir brauchen mehr Kirchen, nicht große, monumentale Kirchen, sondern kleinere Kirchen, in denen eine Gemeinde leichter gesammelt werden kann, als in jenen, die sich vielmehr für den katholischen Gottesdienst eignen, — und wir brauchen mehr geistliche Kräfte, mehr Arbeiter für die „große Ernte“ im Reiche Gottes, an denen immer noch viel Mangel ist. Daher möge man zu dem Appell an die Opferwilligkeit der wohlhabenden Kreise, zum Bau von Kirchen mit beizutragen, wie ihn die Predigt aufs Eindringlichste — und Gott gebe mit gutem Erfolg — ausspricht, den Appell an alle christlich gesinnten Eltern und Erzieher hinzufügen, in der heranwachsenden Jugend Arbeiter für das Reich Gottes zu erziehen und speciell eine warme, uneigennützige Begeisterung für den geistlichen Beruf zu erwecken, dem sich früher viel mehr, als jetzt, tüchtige Söhne namentlich aus frommen Bürger- und Schulhäusern

gewidmet haben. Möchte der fromme Familiengeist, dem die Kirche so tüchtige geistliche Kräfte von je zu verdanken gehabt, nomentlich in unserm Mittelstande, in dem Bürgerthum, das einst mit so warmer Begeisterung die Sache der Reformotion ergriffen, das sich aber jetzt der Kirche so vielfach entfremdet hot, wieder lebendiger werden! Sollen die neuen Kirchen, deren hoffentlich in der Zukunft mehr erstehen, wirkliche Mittel- und Sammelpunkte lebendiger Gemeinden werden, so gehören auch lebendige, van Christo ergriffene, glaubensworme Zeugen hinein.

□ Morgenondochten aus den Predigten von Dr. Friedrich Ahlfeld, herousgegeben von Heinr. Ahlfeld, Pfarrer in Kassel. Halle, Mühlmann. — Mit diesem Buche, das eben noch zur rechten Zeit erschienen ist, um ols Weihnachtsgabe verwendet zu werden, wird vielen christlichen Familien eine große Weihnochtsfreude bereitet werden. Die großen Schaaren Derer, die sich ols Hörer oder Leser in den weitesten Kreisen on den Predigten Ahlfeld's bisher erbout haben, werden sich freuen, daß er ouch in dieser Gestolt in ihre Häuser fort und fort einkehrt und ihnen an jedem Tage einen frischen Morgengruß aus Gottes theurem Wort zur Stärkung und Erquickung bringt. Wie wenig ondere Predigten eignen sich gerade die Ahlfeld'schen zu Auszügen für kurze Morgenondachten, wie sie hier geboten werden. Sie gehen dem Schriftworte, das sie auslegen, Schritt für Schritt nach, hoben eine knappe und präcise Form, reden eine für olle Christen, auch für den Geringsten im Volke verständliche und doch zugleich den Gebildetsten anziehende Sprache und bieten eine kerngesunde herzstärkende Nahrung, gleich fruchtbar für evangelische Erkenntniß und evangelischen Wondel. Die Andachten sind van dem Sohne, Pfarrer Ahlfeld in Kossel, der mit verstehender und hingebender Kindesliebe diesen literorischen Dienst gethon, mit großem Geschick zusammengestellt, für alle Tage des Johres, und zwar in engstem Anschluß on dos Kirchenjahr und on die Sonntagsevangelien, die in Verbindung mit entsprechenden Stellen ous den onderen Evongelisten ouf die ganze Kirche vertheilt sind. An die kurzen Auslegungen der einzelnen Schriftstellen knüpfen sich entsprechende Gebete, die zum Theil von dem Vater Ahlfeld selbst herrühren, theils von dem Sohme im Geiste des Vaters versaßt sind; den Beschluß machen trefflich ausgewählte Lieder, die ebenfalls, so weit möglich, nach ihrem ganzen Umfonge auf mehrere Tage der Wache vertheilt warden sind. Wir haben keinen Mangel an guten christlichen Andachtsbüchern, aber wenige eignen sich so, wie diese, für olle Schichten des christlichen Volkes und bieten in so trefflicher Weise, was jedes Christenhous broucht, Salz und Brot aus Gattes Wort.

□ Thomos und Felix Platter. Zwei Lebensbilder ous der Zeit der Reformotion und Renaissance, von ihnen selbst entworfen. Aus dem Schweizerdeutschen für die Gegenwart übertrogen von R. Hemon. 2 Thle. in einem Bande. Gütersloh, Bertelsmonn. 5,40 M. — Ein köstliches und zugleich hachinteressantes Buch, das wir nicht dringend genug zur Lectüre empfehlen können, eine Weihnochtsgobe, mit der jedem gebildeten Deutschen die Doppelfreude genußreichster Unterhaltung und Belehrung zu Theil wird. Aus Gustav Freytog's deutschen Culturbildern ist Thomas Plotter unsern Lesern bereits einigermoßen bekannt; ous seiner Selbstbiographie theilt Freytag die Partie mit, in welcher derselbe, der von armen Eltern im Johre 1499 in Wallis geboren, als Ziegenhirt in einsamer und gefahrvoller Umgebung oufgewachsen war, seine Erlebnisse als fahrender Schüler erzählt, die uns wie ein reines Märchen klingen, und auf denen ein merkwürdiger Zauber der Poesie eines Abenteurerlebens ruht. Aber ous demselben orbeitet sich doch unter einem harten Kampf ums Dasein, von dem mon damals nicht viel Worte mochte, wie jetzt, den mon ober wackerer durchkämpfte, mit stärkeren Nerven und stärkerem Gottvertrauen, eine tüchtige Natur zu ehrenwerther und ongesehener Lebensstellung heraus; aus dem fahrenden Schüler wird zuletzt noch mancherlei Metamorphosen als Seiler, dann als Lehrer des Hebräischen und als Professor des Griechischen ein hochgeachteter Buchdrucker und Schulrector. Weniger obenteuerlich, aber nicht minder interessant ist der Lebensgang seines bedeutenden Sohnes Felix Plotter, der, im Jahre 1536 geboren, bereits unter dem volleren Segen der ous der ersten Gährung zum Durchbruch gekommenen neuen Zeit ausgewachsen, noch sorgfältiger Erziehung in Basel und tüchtigem Studium in Montpellier sich zu einem der bedeutendsten Aerzte seiner Zeit und zu einem angesehenen Universitätslehrer in Bosel ousgeschwungen. Beide, Vater und Sohn, sind kernhafte, biedere Schweizer, von tüchtiger geistiger und sittlicher Anlage, gesunder Frömmigkeit und wunderbarer Zähigkeit. Ihre Aufzeichnungen sind beide, so eigenthümlich das Colorit einer jeden derselben ist, gleich anziehend durch urwüchsige Naivetät und schlichte Treuherzigkeit, durch ousgeweckten, offenen Sinn, der mit klugem Auge ins Leben schout, und durch sittliche Reinheit und Lauterkeit gottesfürchtiger Gemüther. Und was beiden Aufzeichnungen einen besonderen Reiz giebt, ist der Hintergrund einer großen und bewegten, wunderbar gährenden Zeit, die sich in einer Fülle der merkwürdigsten individuellen Züge odspiegelt, die mit scharfem Schweizerverstand beobachtet, in anschaulichster Lebendigkeit, nicht selten ouch mit gutem Humor, wiedergegeben werden und die diese Aufzeichnungen für den Cultur- und ouch für den Kirchenhistoriker zu einer wahren Fundgrube machen; speciell werden Diejenigen, welche gegen Jonssen's Entstellungen der Reformationsgeschichte Materiol brauchen, in demselben es reichlich finden. Der Herousgeber hat mit großem Geschick und feinem Geschmock die beiden Selbstdiographien in ähnlicher Weise zugänglich gemocht, wie es mit Jerem. Gotthelf geschehen ist, indem er das Schweizerdeutsch in ein für uns verständliches Deutsch übertrogen hat, ohne es jedoch in üblem Sinne zu modernisiren, da er überall sorgfältig bedocht gewesen ist, das ursprüngliche Colorit mit seinem unnachahmlichen Reiz zu bewahren. Die Ausstottung des Buches, das mit zwei höchst chorakteristischen Bildnissen und Facsimiles der beiden Platter versehen ist, entspricht dem Inhalt und eignet es auch zu einem würdigen Festgeschenk.

— Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich. Herausg. von Karl Emil Franzos. Leipzig 1883, Breitkopf und Härtel. Dies Dichterbuch verdankt, neben seinem künstlerischen Bedürfniß, ouch einem politischen Motive seine Entstehung: es soll die neue Wendung des deutsch-österreichischen Geistes manifestiren, die derselbe seit 1866 angenommen hat. Früher, ols Oesterreich noch zu Deutschland gehörte, stand es literarisch in einem gewissen Gegensotze zum großen Vaterlande: man denke nur on Grillparzer, der nicht ahne Ostentation ein starres Oesterreicherthum repräsentirte. Seit 1866, da Oesterreich aus dem neuen deutschen Reiche ausgeschieden ist, ist in dieser Undeutschheit, wenn der Ausdruck gestottet ist, eine Wendung insofern eingetreten, als sich an der Donou ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Norden und Westen geltend gemacht hat, dos noch energisch gekräftigt worden ist durch die Bedrängniß, in welche das Deutschthum augendlicklich in der österreichisch-ungorischen Monarchie gerathen. Diese geistige Wendung wird in dem „Deutschen Dichterbuche ous Oesterreich" illustrirt. Zugleich soll es eine Blüthenlese dessen bringen, was die deutschen Staaten Oesterreichs heutzutage leisten ouf lyrischem, epischem und dramotischem Gebiete. Es wird nur Ungedrucktes geboten und zwar manches Vortreffliche. Neben den älteren Dichtern, die gewissermaßen die Periode reprösentiren, die sich zu der seit 1866 begonnenen im Gegensotz befindet, stehen die meisten neueren Nomen des literarischen Oesterreichs von Klang; auch ganz neue werden eingeführt. Der starke Bond (er zählt 338 Seiten großen Formots) ist sehr pompös ousgestattet. Preis geh. 7,50 M, geb. 9,50 M.

— Dichtungen von Curt Falkenau. Aus dem Tagebuche eines Einsamen. Leipzig 1883, Schloemp. Diese Dichtungen gehören zu denjenigen Gedichtsammlungen, denen man in der Fluth der lyrischen Collectionen unserer Tage gern begegnet, und zwar weniger, weil sie etwas Außerordentliches bringen, als vielmehr, weil sie uns mit einem Manne bekannt machen, der mit Ernst und Liebe an die Kunst herantritt, an die Kunst, welche für ihn eine treue Gefährtin auf dem Lebenswege geworden ist, eine Gefährtin, welche ihre freundliche Unterstützung auch dem zu Theil werden läßt, der sie so uneigennützig begleitet. Der Inhalt documentirt sich schon aus den Charakteristiken auf dem Titeldlatt: „Aus dem Tagebuche eines Einsamen", „Ein Seelenleben in Fragmenten" als Reflexiv-Erlebtes; doch sind auch objective Poesien in dem (übrigens hübsch ausgestatteten) Bande enthalten, wie das ernste Gedicht: „Beim Schlag der Mitternachtsstunde vor Lessing's Todestag" und das ein inniges Goethe-Studium verrathende „Herbst-Idyll". Denn auch das möge hervorgehoben werden, daß dem Verfasser die großen Vorbilder als solche hochstehen. Für die Freunde des Dichters sind diese „Dichtungen" sicher etwas Erfreuliches und auch für Gleichstrebende, für Leser, die Erlebtes gern mit der Reflexion begleiten, eine liebenswürdige Gabe. — Ein deutsches Hausbuch. Von Oscar v. Redwitz. Stuttgart 1880, J. G. Cotta. Von dem Amaranth-Sänger und Dichter des Liedes „Vom neuen deutschen Reich" liegt unter obigem Titel ein Band vor, dessen Inhalt sich dahin erläutert, daß er die Freuden und Leiden eines Ehepaares von seiner ersten bräutlichen Liebesseligkeit an bis zu den Tagen schildert, da dieses Paar im Kreise der Kinder und Enkel ein behagliches Dasein nach des Lebens Last und Plage führt. Und zwar in einzelnen Gedichten wird dies geschildert, welche durch den eben gezeichneten Inhaltsfaden zu einem Ganzen zusammengefaßt werden. Die Etappen dieses Lebensweges lauten: Junggesellentage, Brautschaft und Hochzeit, Im jungen Hausstand, Erste Hausfreuden, Scheiden und Meiden, In der Großstadt, Mit vierzig Jahren, Als Präsident, Im Ruhestand. Der Dichter sieht auf seinen einsamen Spaziergängen öfter ein altes, freundliches Ehepaar, welches ihm Interesse abnöthigt; er wird mit ihm bekannt und der Gatte vertraut ihm ein Buch an, eine Sammlung von Gedichten, eine Art poetisches Tagebuch, eben das „Deutsche Hausbuch", das der Dichter so indiscret ist zu veröffentlichen. Zu Nutz und Frommen anderer Menschen, deren Lebensgang dem der geschilderten Gatten gleicht. Diese Idee ist gewiß hübsch und nützlich, das Büchlein könnte eine Art Brevier sein für Leute, die über Erlebtes genießend gern nachdenken. Leider ist die Ausführung dieses Gedankens nicht immer so, wie man sie sich wünschen möchte, den Amaranth-Poeten verrathen zahlreiche süßliche und schwülstige Stellen, die auf einen geistig gesunden Leser unangenehm wirken. Auch hat sich Redwitz nicht immer von platt prosaischen Zuthaten frei gehalten. In den Motiven und deren Behandlung verletzt manches Unfeine. Daß neben solchen verfehlten Sachen auch solche stehen, die ein Poet geschrieben hat, ist nach diesem Tadel eine angenehme Pflicht hinzuzufügen. Oscar v. Redwitz ist eben kein gewöhnlicher Dichter. — Dolce far niente. Hochzeitsreisebriefe von Südwärts der Gotthardbahn. Von Johannes Praelß. Stuttgart, 1882, Banz & Comp. Es ist dies eine hübsche, farbige, poetische Schilderung der Reise durch den kürzlich eröffneten Gotthardtunnel nach den norditalischen Seen, in Briefform mit eingelegten lyrischen Gedichten geschrieben, zur Erinnerung für solche, welche die Gotthardbahn befuhren, und zur Kenntnißnahme für die, welche dies neue Weltwunder noch nicht kennen. Julius Rissert.

** Humoristische Schriften. Wir führen unter dieser Rubrik diejenigen literarischen Novitäten auf, welche dazu bestimmt sind, humoristisch zu wirken, und werden nach wie vor an anderer Stelle diejenigen Geistesproducte, wie gewisse Romane und Gedichte, einer Besprechung unterziehen, welche, ohne daß dies die Absicht des Verfassers wäre, den Leser in eine humoristische Stimmung bringen. Vorauszuschicken ist, daß sämmtliche nachverzeichnete Werkchen dem Verlage von Fr. Thiel in Leipzig entstammen und die Jahreszahl 1882 tragen, mit Ausnahme des Schalkkalenders für 1883, herausgegeben von Ernst Eckstein (dritter Jahrgang 1 M.), welcher aus naheliegenden Gründen außer der Jahreszahl 1883 eine weitere überhaupt — wenigstens auf dem Titel — nicht enthält. Auch der 1883er Schalkkalender ist wie seine Vorgänger geschmackvoll ausgestattet und enthält zumeist gute Witze, humoristische Gedichte und Erzählungen und trefflich wirkende Illustrationen. Da bei dem Schalkkalender in der That der Kalender die Neben- und der Schalk die Hauptsache ist, wird sich dessen Aufnahme unter gegenwärtiger Rubrik rechtfertigen lassen. — Während Ernst Eckstein vor Kurzem — wenn wir nicht irren, in „Ueber Land und Meer" — eine Ehrenerrettung der Kategorie der unglücklichen Schwiegermütter vom Stapel gelassen hat, hat die Sammlung von Sprüchen, Scherzreimen und Anekdoten, welche unter dem Titel „Boshaftes von der Gattin und Schwiegermutter" vor uns liegt, immer noch die übliche entgegengesetzte Tendenz. Der einzige mildernde Umstand, der dem Verfasser oder vielmehr Zusammensteller dieser Sammlung, welche jeder gute Gatte und Schwiegersohn nur erröthend — aber nicht etwa aus Vergnügen! — durchmustern kann, zugebilligt werden kann, ist, daß derselbe nach seinem eigenen Zugeständniß in der Vorrede — unverheirathet ist. Bekanntlich läßt sich aber über diejenigen Gebiete am leichtesten schreiben, auf denen man auch nicht die geringste Erfahrung gesammelt hat. — Nippsachen. Allerlei Mosquantes von Julian Weiß. Uebermüthige Sprüche und Aussprüche, Stachelverse und Gedankenlaunen, gereimt und — ungereimt. Am Besten haben uns die letzteren, d. h. die kurzen stacheligen Aussprüche in Prosa gefallen, von denen wir einige Proben geben. „Wäre es nicht richtiger, die Sinnlichkeit Unsinnlichkeit zu nennen?" Eigenthümlich! „Je weniger man zu beißen hat, desto bissiger wird man." „Es giebt auch einen Johannistrieb der Tugend." „Man nennt die Frauen Blumen. Gut, dann müssen sie aber auch in Töpfen zu Hause sein." — Die Epigramme sind in der Form zuweilen etwas ungelenk, so daß der Verfasser sich gefallen lassen muß, wenn wir — ihm nachdichtend — folgendes Sprüchlein mit auf den Weg geben:

„Das, was Du sagst, ist gut: doch — wir versichern Dich —
Die Form, in die Du's bringst, ist manchmal — holperig."

— Das 9. Heft der Schalkbibliothek bringt uns Sächsische Schnadahüpfeln mit Illustratianen, die fast durchweg allerliebst sind. Der vollständige Titel des mit einer sehr witzigen Vorrede würdig eingeleiteten Werkchens ist „Schnadahüpfeln der alten Sachsen ausgegraben bei Dresden" (wahrscheinlich von einem Verwandten des bekannten Particularisten „Bliemchen"!), herausgegeben von C. von Mikada. Nr. 1 der Sammlung lautet:

Nur nich' gleich hubb' in de Heh,
Immer hibsch beh a beh,
Trink auf dem Kannebeh
Bliemchenkaffee.

Ist das nicht wahre, echte sächsische Schnadahüpfeln-Volkspoesie?

— Lanniger Zuspruch und Ernste Red'. Kalender-Geschichten von Ludwig Anzengruber. Lahr, Schauenburg. — Kalendergeschichten zu schreiben, so meint man wol, sei keine passende Aufgabe für einen Schriftsteller von Bedeutung und man hat da gründlich — Unrecht. Gerade auf diesem Felde der erzählenden Literatur thut ein Mann von Talent noth, der es mit der Sache ernst meint. Was für ein Schund wird in Kalendern nicht jährlich in die Welt erzählt und was für Unheil kann er nicht anrichten! Sachen ohne jeden Werth, die dem oberflächlichsten Unterhaltungsbedürfniß dienen,

Digitized by Google

sind für Viele die vielleicht einzige Lectüre des Jahres. Gegenüber solcher Misere sind die Anzengruber'schen Kalendergeschichten ein wahrer Schatz. Sie sind wirklich einzeln in verschiedenen Kalendern erschienen und liegen hier gesammelt vor. Anzengruber ist ein Mann, der zum Volke zu reden versteht; seine populäre Darstellungsgabe steht im Dienste einer echt sittlichen Belehrung. Seinen schlagfertigen Humor kennt man aus seinen Schauspielen. Die Kalender-Geschichten stehen an Werth diesen dramatischen Werken nicht nach. Wie köstlich sind nicht die Märchen des Steinklopferhans gehalten, die wie ein Appell an die gesunde Thatkraft des Menschen, als der erlösenden Macht, anmuthen! So und nicht anders sollten alle Kalender-Geschichten beschaffen sein! — Märchen- und Jugendliteratur. Gute Märchenbücher für Kinder sind dankenswerth, Märchenbücher, die in guter Erzählung und mit den für Kinderschriften nöthigen Illustrationen ausgestattet, die Jugend einführen in jene Sphäre, in der das Wunderbare, Willkürliche der Geschehnisse sich mit einer unwillkürlichen, nothwendigen, tief sittlichen Motivirung organisch verbindet, in welcher Sphäre auch auf Augenblicke noch selbst der Erwachsene gern weilt. Solche gute, gut erzählte und bunt illustrirte Märchenbücher liegen als Weihnachtsgaben aus dem Verlage van Ambr. Abel in Leipzig vor, welche Empfehlung verdienen, allgemeinerer Natur: Der Kinder Wundergarten. Von Friedr. Hofmann (6 *M.* und 2,50 *M.*), Alter Sang, Neuer Klang. Von K. A. Müller (3 *M.*) und speciellerer Natur: Rübezahl. Von K. A. Müller (2 *M.*), Schwedische Volksmärchen. Von B. Turley (2,50 *M.*), Anderſen's Ausgewählte Märchen (1,60 *M.*), Tausend und eine Nacht. Von C. F. Lanckhard und Friedr. Hofmann (3 *M.*). Für die gereiftere Jugend ist bestimmt: Meine Sonntage. Rückblicke und Erinnerungen. Herausg. von C. Betemann. Es sind dies die sonntäglichen Aufzeichnungen einer alten Jungfer, welche auf einem einsamen Dorfe ihrem Bruder Junggesellen, dem Pfarrer, die Wirthschaft führt und sich dem schönen Wohlthun weiht, recht warm und frisch geschrieben, nicht für alte Jungfern allein, sondern auch für die erwachsene Mädchenwelt bestimmt. J. R.

F. V. Jugendliteratur. Gedenkbuch für junge Mädchen, mit 26 Illustrationen in Farbendruck nach Aquarellen von Marie Beeg. Verlag von Wilhelm Nitzschke, Stuttgart; Ladenpreis 12 *M.* Jeder Tag des Jahres gewinnt hier seine Bedeutung durch einen kurzen Spruch oder Vers aus unsern Classikern. Und damit ist jedem Tage gleichsam ein Mittelpunkt gegeben, an dem die sorglos tändelnde oder planlos träumende Jugend sich zu kurzer Erbauung sammeln kann. Des Inhalts würdig ist die Form. — Aus demselben Verlage: Luſt und Leid der Kinderzeit in Wort und Bild von Marie Beeg. Preis 6 *M.* Die eben so reiche als anmuthige Ausstattung wird dem Buche auch bei flüchtiger Beachtung Anerkennung sichern. Von dem wirklichen Werthe der allerliebsten und ganz originellen Gedichte wird man sich aber erst durch genaueres Prüfen überzeugen. — Des Mädchens Wunderhorn, hochdeutsche Gedichte der neueren und neuesten Zeit herausgegeben von G. Emil Barthel. Halle, Herrmann Gesenius. Zwölfte Auflage. Kein Lob spricht so beredt als diese zwölfte Auflage! Alles, was ich hinzufüge, ist, daß mir die große Nachfrage durchaus gerechtfertigt erscheint. — Das Buch vom braven Mann. Bilder aus dem Seeleben. Mit besonderer Berücksichtigung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Der reiferen Jugend gewidmet von S. Wörishöffer. Mit Illustr. von J. Gehrts. Leipzig, Ferd. Hirt. Eleg. geb. 6 *M.* Es ist nicht nur der fesselnd geschriebene Inhalt und die vorzügliche Ausstattung, welche mich dieses Buch so ganz besonders warm der Theilnahme des Publicums empfehlen lassen — es ist vor Allem sein Zweck. In einer spannenden Erzählung macht es unsere Jugend mit einem nationalen und — was ich noch weit höher stelle — mit einem echt menschlichen Wirken bekannt, mit dem der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Möchte es von Eltern viel gekauft und von unserer Jugend ebenfoviel gelesen und beherzigt werden. — Aus demselben Verlage: Liebe um Liebe. Nach Josephine Colomb's Werk: Les étapes de Madeleine für die deutsche Jugend frei bearbeitet von Brigitte Augusti. Preis 7 *M.* Wer wie ich Luſt zum Tadeln hat, weil er findet, daß man sich Kost für deutsche junge Mädchen aus Frankreich holt, der mache es wie ich und lese das Buch. Der Tadel wird sich sogleich in Lob verwandeln — es ist wirklich ganz vortrefflich. Dabei so gut übersetzt, daß es fast für ein Original gelten kann. Ein Tadel kommt übrigens doch hinterdrein. Ich vermisse den Namen des genialen französischen Illustrators auf der ersten Seite. Der Deutsche, welcher das Titelblatt, und nur dieses, ge- und unterzeichnet hat, kann dadurch in den Verdacht kommen, als ob er sich mit fremden Federn schmücken wolle. Kenner mache ich besonders auf die geistreichen, in den Text gedruckten Vignetten und Porträts aufmerksam. Der Preis ist verhältnißmäßig sehr niedrig; die Ausstattung entspricht dem Rufe des Verlegers. — Haus und Welt. Eine Fortsetzung der „Mädchenlaſe" van Brigitte Augusti. Illustrirt von J. Kleinmichel. Leipzig, Ferd. Hirt. Preis 2 *M.* 50 ₰. Eine anmuthige moralische Erzählung, die in ihrer hübschen Ausstattung als sehr preiswürdig empfohlen werden kann. — Jung Mieze, Bilder aus einem Kinderleben von F. Werkmeister, mit Reimen von Victor Blüthgen. Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin. Ldprs. 4 *M.* 50 ₰. Der „Jung Mieze" kann's nicht fehlen, sie hat einen Poeten gefunden, der sie besingt, und einen Maler, der vom ersten Ausblick in die Welt an sie in anmuthigster Weise conterfeit. Ein besonderer Reiz dieses wahrhaft künstlerisch ausgestatteten Buches liegt darin, daß die „Jung Mieze" kein Allerweltskind ist, das beliebig mit jedem andern verwechselt werden kann, sondern daß Poet und Maler ihr eine Individualität verliehen haben, die sie als Persönlichkeit in unser Gedächtniß prägt. Erwachsene nicht weniger als Kinder werden sich an der reizenden Weihnachtsgabe erfreuen. — Alte und neue Freunde, Thiergeschichten in Versen von Henriette Kühne-Harkort, mit 36 Abbildungen von Heinrich Schlitt. Verlag von Fr. Vaſſermann, München. Der Humor gewisser begabter Zeichner hat sich in letzter Zeit recht oft zum Nachtheile unserer Jugendliteratur bemächtigt und sie mit Lehrbüchern der Unarten und boshaften Streiche bereichert. Mit besonderem Danke wird Jeder, der diese Ansicht theilt, die prächtigen Aquarellen van H. Schlitt begrüßen, welche die eben so amüsanten wie lehrreichen Verse von Frau Kühne begleiten. Illustration wie Text sind dem Kindesalter durchaus angepaßt und die leicht ins Ohr fallenden Reime eignen sich trefflich zum Auswendiglernen. — Das Kind und seine kleine Welt, 32 Originalzeichnungen in Farben von Wilh. Claudius mit Versen von Johannes Trojan. Dresden, Druck und Verlag von C. C. Meinhold u. Söhne, Preis 4 *M.* 50 ₰. Verse von einem so beliebten Verfasser sind eine stets willkommene Gabe, besonders wenn sie durch Aquarellen wie diese veranschaulicht werden. Das ist gesunder Humor, der im Dichter wie im Illustrator schafft. — Theod. Ströfer's Verlag, München, dem wir voriges Jahr Paul Thumann's „Mutter und Kind" verdankten, hat soeben ein trefflich ausgestattetes Werkchen erscheinen lassen: Lieschen's kluge Einfälle und andre Erzählungen von Emma Biller, mit 9 farbigen Illustrationen und Vignetten von J. Kleinmichel. Statt der sehr allgemein gewordenen Verse, einmal originelle kleine Geschichten in Prosa, die sich vorzüglich zum Vorlesen für Mütter eignen. Der Preis — 3 *M.* 50 ₰ — ist verhältnißmäßig ein sehr niedriger.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

№ 102. Donnerstag, den 21. December. 1882.

Inhalt: Goethe's Cour d'amour und Stiftungslied. — Todtschweigen eine sittliche Pflicht der Presse. — Bücherbesprechungen (Robert Waldmüller: Aus den Memoiren einer Fürstentochter. Georg Moore, von Dr. Samuel Smiles. „Felicitas", von Felix Dahn. „Der Gottsucher", von P. K. Rosegger. „Hohe Gönner", von Ernst Wichert. Von heimatlicher Flur. Jugendliteratur).

Goethe's Cour d'amour und Stiftungslied.

Wer sich etwa noch wundern sollte, daß die Dichtungen Goethe's — nicht nur sein „Faust" — häufiger und gründlicher als die irgend eines andern neueren Dichters bevorwortet und erläutert werden, der nehme nur einen zweckmäßigen Commentar derselben zur Hand, und er wird bald überzeugt sein, daß sich dies der Mühe lohnt. Freilich kommt man gewöhnlich, wenn man Goethe's Dichtungen liest oder hört, nicht sofort auf den Gedanken, daß sie noch eines Erläuterungswerkes bedürfen: den Göttertrank nimmt man fluthenweise mit Wohlgefühl in sich auf, gelabt von dem, was geboten wird und ohne zu fragen, ob man sich den Genuß noch erhöhen könne. Aber der Feinschmecker, der jeden Tropfen auf der Zunge prüft, kommt doch besser weg. Goethe nennt selbst seine Werke: Gelegenheitsgedichte; er spähte nicht, wie von Dichtern meistens geschieht, nach einem dankbaren Stoff, um seine Dichterkraft daran zu erproben, sondern es war ihm die Empfindung bei einem Begegniß seines Lebens oder bei dem Herantreten eines fremden Kunstwerkes ein aufgedrungener Anloß, dieselbe dichterisch zu gestalten. Und wie sonach die Dichtungen ihm aus dem Leben zuwuchsen, so tragen sie immer noch die Spuren ihres Ursprungs — anders wie gewöhnlich bei Dichtern, welche ihre Erzeugnisse vom Boden des Menschendaseins loszulösen pflegen, um sie im leeren Raume, im unbetretenen, unbetretbaren, ein schemenhaftes Scheinleben führen zu lassen. Die Spuren der Veranlassung Goethe'scher Gedichte drängen sich aber durchaus nicht auf, außer in Gedichten, deren Zweck ausgesprochene Gelegenheitsfeier ist, und daher verliert derjenige, der von den Umständen der Entstehung eines gegebenen Gedichts nicht unterrichtet ist, den Genuß der feinen Beziehungen, durch welche darin Leben und Dichtung mit einander verknüpft sind.

Der Commentare zu Goethe's Dichtungen giebt es nun verschiedenartige: handwerksmäßig angelegte, welche darauf ausgehen, die Dichtung dadurch verständlich zu machen, daß sie erst alles Dichterische vernichten und den Grundgedanken in die nüchterne Sprache des gemeinen Lebens umsetzen, wodurch sie freilich zumeist dienen, den Genuß der Dichtung zu vereiteln; sodann solche Commentare, welche nur über den Standpunkt des Dichters bei der besprochenen Dichtung Auskunft und über dunkle Stellen Aufklärung verschaffen. Einen Commentar letzter Art liefern mehrere Bände der Hempel'schen Goetheausgabe, welche jetzt in 2. Auflage zu erscheinen begonnen hat. Dieselbe unterscheidet sich in mehrfacher Hinsicht vortheilhaft von der ersten. Zunächst ist sie mit deutlicherer Schrift auf weißem Papier in gefälligem Octavformat gedruckt; sodann ist es dabei ermöglicht, sich dem Genuß des Lesens der Dichtungen hinzugeben, ohne auf jeder Seite durch den Anblick des in Fußnoten erscheinenden Lehrmeisters beunruhigt zu werden, da die Erläuterungen am Schlusse des Bandes als abgesonderter Theil nachfolgen; endlich aber soll jetzt denjenigen Grundsätzen über das dem Leser als Erläuterung Darzubietende allgemein nachgegangen werden, welche die als bestbearbeitet anerkannten Bände der 1. Auflage aufgestellt hatten. In Format und Druck der 2. Auflage erschien zuerst in neuer Bearbeitung v. Loeper's „Faust"; von demselben Goetheforscher liegt nun der 1. Band der Gedichte vor.*)

Alle Dunkelheiten zu lichten ist freilich auch diesem scharfsinnigen und fleißigen Forscher nicht möglich gewesen: bald ist die Zeit der Entstehung eines Gedichts unermittelt und daher nicht zu erkennen, an welche Lebenserfahrungen es sich anschließt; bald sind die Verhältnisse, aus denen das Gedicht hervorging, nicht so in ihren Einzelheiten bekannt, wie es zum vollen Verständniß desselben erforderlich wäre. Ueberdies kann sich der Herausgeber der gesammelten Gedichte kaum darauf einlassen, über einzelne derselben Abhandlungen zu schreiben: er muß sich begnügen, die Ergebnisse der neuesten Forschungen vorzuführen, eigne neue Ermittelungen aber nur anzudeuten.

Greifen wir als Beispiel eines noch in Nebel liegenden, eingehender Untersuchung bedürftigen Gedichtes das „Stiftungslied" heraus! Wir wissen zwar, daß es den im Herbst 1801 erfolgten Zusammentritt eines Kränzchens, das in Goethe's Hause sich versammelte, zu feiern bestimmt war und Goethe selbst sagt in den „Tag- und Jahresheften" (Absatz 297) darüber: „im Stiftungsliede Was gehst Du, schöne Nachbarin, konnten sich die Glieder der Gesellschaft, unter leichte Masken verhüllt, gar wohl erkennen". Die Beziehungen auf die einzelnen Personen klärt er jedoch nicht auf. Indessen sind uns die Kreise, in denen Goethe damals verkehrte, heute, wenigstens in ihren Spitzen, noch so bekannt, daß wir bei jeder Strophe des Liedes unwillkürlich uns an die Frage stoßen, wen Goethe wol darin angesungen haben möge. Derjenige, der sich mit Goetheforschung beschäftigt, der sich also die Aufgabe gestellt hat, mit den Hilfsmitteln der Wissenschaft nach Aufklärung jeder Dunkelheit zu streben, wobei kein Gegenstand für zu gering geholten werden darf, findet daher in Bezug auf das Stiftungslied die Pflicht noch unerfüllt und muß sich aufgefordert fühlen, die Erklärung desselben zu versuchen. Dürfte es auch keinem Widerspruch begegnen, wenn wir das Stiftungslied zu den unbedeutenderen Gedichten Goethe's zählen und ist es nicht zu bezweifeln, daß Schiller vor allen dieses Lied vor Augen gehabt habe, wenn

*) Goethe's Werke. Erster Band. Gedichte. Erster Theil. Mit Einleitung und Anmerkungen von H. v. Loeper. Zweite Ausgabe. Berlin 1882. Verlag von G. Hempel. (Bernstein und Frank.) XVI und 480 Seiten. 5 M.

Digitized by Google

er Körner am 18. Februar 1802 schreibt, Goethe habe bei der Versorgung des Kränzchens mit Gesängen „einige platte Sachen ausgehen lassen", so müssen wir doch gerade darum die versteckten Anspielungen desselben, die fast allein seinen Werth ausmachen und seine Aufnahme in Goethe's Werke erklären, zu ergründen uns angelegen sein lassen.

„Wer den Dichter will verstehn — Muß in Dichters Lande gehn!" Daher haben wir uns zunächst auf dem Boden umzusehen, dem das Stiftungslied seinen Ursprung verdankt.

Schreiber dieses kennt außer dem, was Goethe selbst in den „Tag- und Jahresheften" und was Falk in seinem Buche „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" von jenem Kränzchen erzählt, sowie ferner aus dem, was einigen Briefen Goethe's und Schiller's aus jener Zeit darüber zu entnehmen ist, noch die ungedruckte Niederschrift einer Theilnehmerin, der Gräfin v. Egloffstein. Nach allein diesen Quellen ist im Wesentlichen Folgendes über das Kränzchen zu berichten, wadei wir um Verzeihung bitten, wenn wir Einiges wiederholen, was schon 1880 in der „Wissenschaftlichen Beilage" darüber mitgetheilt warden; der andere Standpunkt im gegenwärtigen Aufsatz bedingt sorgfältigere, in Einzelheiten berichtigte Darstellung.

Die Hofdame v. Göchhausen pflegte in jedem Winterhalbjahre gegen Ende des varigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts sogenannte Freundschaftstage abzuholten, Morgengesellschaften on den Sannabenden der gesellschaftlichen Jahreszeit, während deren die Herzagin-Mutter ihren Hof in die Stadt Weimar zu verlegen gewohnt war. Bei diesem Morgenempfang fanden sich die bedeutendsten Persönlichkeiten der Residenz zusammen. Die geistig belebte Unterholtung, welche die Wirthin anzuregen verstand, bewegte sich dabei, durch die Enge der Gesellschaftsräume begünstigt, gewöhnlich um einen Mittelpunkt; indem ein Anwesender eigne oder fremde Dichtung aber sanst etwas, das allgemeine Theilnahme in Anspruch nahm, vortrug, worüber dann ein Gespräch sich entspann. Zu den Gästen pflegte auch Goethe zu gehören. Eines Sannabends im Herdst 1801 war er zufällig als einziger Herr neben auch nur wenigen Damen zugegen. Das stimmte ihn behaglich und während er damals in größeren Gesellschaften sich gemessen und schweigsam zu verhalten pflegte, bemächtigte er sich on jenem Tage bald des Gesprächs mit einer Lebhaftigkeit, welche namentlich diejenigen in Bewunderung versetzte, welche den jugendlichen, beim Sprechen hinreißenden Goethe nicht gekannt hatten. Er kam unter anderen auf die gesellschaftlichen Zustände Weimars zu reden, geißelte heftig die sich breit machende Nüchternheit und gerieth endlich auf den überraschenden Einfall: eine Anzahl geschеidter Männer und Frouen solle sich zu einer cour d'amour nach Art der mittelalterlichen Minnehöfe zusammenthun. Er entwarf sofort die Satzungen eines solchen Vereins. Darnach sollte derselbe aus zusammenstimmenden, bis zum Frühjahr an einander gebundenen Paaren bestehen, alle 8 bis 14 Tage in Goethe's House zu einem Pickenick sich versammeln und bei den Unterhaltungen Politik, sowie alle Leidenschaft erregende Streitfragen unbedingt vermeiden. Jedem Mitgliede sollte gestattet sein, Gäste mitzubringen, jedoch unter der Bedingung, daß dieselben allen Andern angenehm sein würden. Nachdem die Anwesenden auf das Vorhaben eingegangen waren, erwählte Goethe sofort die darunter befindliche Gräfin Egloffstein als seine Herrin am Minnehofe; die längst nicht mehr junge, verwachsene Göchhausen meinte: sie sei bereit beizutreten, da ste sicherer als andere Damen sei, daß ein „treuer Seladon" sich ihr zugesellen werde.

Schan am nächsten Tage bemühte sich Goethe eine ihm passend erscheinende Gesellschaft in angemessener Mitgliederzahl zusammenzubringen und es gelong ihm mit folgenden weiteren sechs Paaren: Legationsrath v. Walzogen und Hofräthin Schiller; Schiller und Frau v. Wolzogen; Oberhofmeister v. Einsiedel nnd Kammerherrin v. Egloffstein; Kammerherr Frhr. v. Egloffstein und Hofdame v. Wolfskeel; Hauptmann Frhr. v. Egloffstein und Hofdame v. Imhoff; Hofrath Meyer und Hofdame v. Göchhausen.

Sehen wir uns die Herrschaften näher an!

Henriette geb. Freiin v. Egloffstein, damals 28 Jahre alt, eine schöne und geistvolle Frau, war seit vier Jahren van ihrem ersten Gatten, dem Ritterhauptmann Graf v. Egloffstein, geschieden. (Die als Malerin sich auszeichnende Julie und die frommsinnige Dichterin Auguste Gräfinnen Eglaffstein waren Kinder dieser Ehe.) Sie vermählte sich 1804 zum zweiten Male mit dem Oberforstmeister Frhrn. v. Beaulieu-Marconnay.

Die beiden Freiherren v. Egloffstein waren ihre Brüder im Alter von 35 und 30 Jahren. Der ältere, Gottlob, zu jener Zeit Hof- und Regierungsrath, auch Kommerherr, der jüngere, August, Hauptmonn der weimarischen Infanterie. Letzterer zeichnete sich später in den französischen Feldzügen aus. Die Gottin des älteren Frhrn. v. Eglaffstein, Caroline geb. Freiin v. Aufseß, wird van Frau v. Voigt im „Weimar-Album" ols heitere Dame bezeichnet und stand bei Goethe in hoher Achtung.

Der vierzigjährige Legationsrath Wilhelm v. Wolzogen, der Sohn jener Frau v. Wolzagen, welche sich Schiller's nach der Flucht aus Stuttgort in Bauerbach mütterlich annahm, befand sich nunmehr in weimarischen Diensten, vorläufig noch ahne Besaldung, später in gesandtschaftlichen Stellungen. — Seine nur ein Jahr jüngere Gattin, Caroline geb. v. Lengefeld, war Schiller's Schwägerin und als geistvolle Frau und Dichterin, namentlich als Verfasserin des Romans „Agnes von Lilien", der sogar für ein anonymes Werk Goethe's gehalten wurde, rühmlich bekannt.

Ihre Schwester Charlotte, Schiller's Gattin, kennt man gleichfalls als geistvolle, ausgezeichnete Frau; sie war 35 Jahre alt.

Oberhofmeister Friedrich v. Einsiedel, nur ocht Monate jünger als Goethe, der Zweitälteste des Vereins, Hagestolz, nicht nur liebenswürdiger Gesellschafter und höchst gefälliger Mann, l'ami, wie er genannt wurde, von aller Welt, sondern auch Bühnendarsteller komischer Charakterrollen, leidenschaftlicher Musiker und launiger Dichter, der seinem Muthwillen z. B. gegen Wielond in der Passe „Orpheus und Eurydice" freien Lauf gelassen, auch seine Erzählungsgabe in der von Wieland herausgegebenen Mörchensammlung „Dschinistan" bewährt hatte. Die Bezeichnung „jovialischer Kommerherr", welche Fräulein v. Göchhausen ihm im Brief on Merck vom 22. October 1779 beilegte, verdiente er im vallen Maße.

Die Hofdamen Henriette v. Wolfskeel und Amalie v. Imhaff, beide im 25. Jahre stehend, die Jüngsten des Kränzchens, erstere eine anmuthige Erscheinung und in jeder Hinsicht treffliche Dame, spätere Freifrau v. Fritsch; die Imhoff, schan als geistreiches Kind bewundert, dann als Dichterin berühmt, nachmals Frau v. Helwig.

Die älteste der Damen des Kränzchens war Fräulein v. Göchhausen, die schon ein halbes Jahrhundert zurückgelegt hatte, Zeugin und Mitwirkende der Weimarer Geniezeit gewesen war, und sich die Lebenslust der Jugend, sowie ihren bisweilen wol boshaften Witz noch immer bewahrte.

Meyer, gleichalterig mit Schiller, ein Schweizer, nüchterner Kunsthistoriker und Kunstkritiker, Goethe's Hausgenosse, wegen seines Humars und seiner Erzählungsgobe ein gerngesehener Gast der Freundschaftstage.

Daß Goethe damals 52, Schiller 42 Jahre zählte, weiß Jedermann. Es ergiebt sich hieraus, daß die Mehrzahl der Beisitzer des Minnehafes lange nicht mehr nel mezza del camin di nostra vita stand, das Minnespiel also ein um so harmloserer leerer Name war, als drei Ehepaore darunter sich befanden.

Geschichtsschreiber haben die Verpflichtung zu prüfen, ob

Digitized by Google

die Urkunden, auf welche sie sich berufen, durchweg Glauben verdienen. Es läßt sich nicht leugnen, daß gegen die Zuverlässigkeit der Erinnerungen der Gräfin Egloffstein Bedenken erhoben werden können. Sie setzte dieselben mehr als 30 Jahre später auf und macht sich dabei nachweislich mancher Ungenauigkeiten und Flüchtigkeiten schuldig, letzterer z. B. insofern, als sie ihren älteren Bruder mit dem, nicht vor 1813 ihm zukommenden Titel eines Oberkammerherrn, den jüngeren dagegen mit seinem Hauptmannsrang von 1801 aufführt, obwol dieser, als sie ihre Denkwürdigkeiten niederschrieb, bereits längst General und Wirklicher Geheimer Rath war. Ueberdies steht mit ihrer Benennung von sieben Paaren zunächst eine Erwähnung des Mittwochskränzchens in einem Briefe Zelter's an Goethe vom 1. Juni 1825 in Widerspruch, worin ersterer schreibt, er habe in seinem Tagebuch aus der Zeit von 1802 die „Gesellschaft der Dreizehn" in Weimar angemerkt. Jedoch setzt Zelter gleich hinzu, daß seine Nachricht auf Hörensagen beruhe. Freilich scheint Falk in seinem schon erwähnten Buche ihm Recht zu geben, insofern er sagt: „Außer Schiller, Goethe und Meyer zählte dieser Abendcirkel meist nur weibliche Mitglieder." Falk beweist aber schon durch seine nachfolgenden Angaben, daß es ihm nicht um äußerste Genauigkeit zu thun war; er nennt zwar sämmtliche Damen genau wie die Gräfin Egloffstein*), übergeht aber in seinen Angaben die Herren v. Wolzogen und v. Egloffstein den älteren, deren Mitgliedschaft sich jedoch aus der ihrer Gemahlinnen ergiebt. Die Gegenwart des jüngern Egloffstein wird aus einer anderen Quelle bestätigt, indem die Imhoff über ihre Betheiligung am Kränzchen schrieb: „Zum Nachbar habe ich den Hauptmann Eglaffstein erwählt, der ein heiterer und natürlicher Mensch und beswegen ein guter Gesellschafter ist." (Goethe's lyrische Gedichte erläutert von H. Düntzer, 2. Aufl. I, 277.) Es bliebe nur Hr. v. Einsiedel übrig, bezüglich dessen man lediglich auf die Mittheilungen der Gräfin Egloffstein angewiesen, dessen Mitgliedschaft aber umsoweniger zu bezweifeln ist, als er so zu sagen gebarenes Mitglied dieser Gesellschaft war. Nach alledem muß man eine unangreifbare Bestätigung der Angaben der Gräfin bezüglich der sieben Paare darin finden, daß sie mit Goethe's Stiftungslied in Einklang steht. Zelter's „Dreizehn" lassen sich auf verschiedene Weise erklären: etwa so, daß die Gesellschaft, weil stets ein Mitglied bei der Zusammenkunft fehlte, sich als Dreizehner betrachtete, oder — wie Düntzer annimmt — daß, weil das Kränzchen bei Goethe abgehalten wurde, nur die bei diesem sich einfindenden Gäste, also ausschließlich Goethe's, gezählt wurden.

Kurz wir dürfen als ausgemacht ansehen, daß die von der Gräfin Egloffstein genannten Personen von Goethe geworben wurden und als sieben Minnepaare wirklich zusammentraten. Welchen Tag zuerst? steht nicht fest. Düntzer behauptet — und v. Loeper folgt ihm hierin — am 11. November 1801. Keiner von beiden giebt eine Quelle für die Behauptung oder ein Zeugniß für diesen Tag an und es ist daher zu vermuthen, daß nur ein Brief Goethe's an Schiller vom vorhergehenden Tage dazu bestimmt hat, worin Goethe, der in Jena gewesen war, seine Rückkunft meldet und zugleich „auf morgen ... zur bekannten freundschaftlichen Zusammenkunft" einladet. Ebenso meldet er in einem gleichfalls vom 10. November 1801 datirten Briefchen der Gräfin Egloffstein, „daß auf morgen Abend zur bekannten Stunde die liebe Gesellschaft alles zu ihrem Empfange bereit finden wird". Schon aus dem „bekannten" in beiden Schreiben möchte man schließen, daß die Vereinigung am 11. November nicht die erste gewesen sei. Hierzu kommt aber noch, daß Schiller am 16. desselben Monats an Körner schreibt: „Goethe hat eine Anzahl harmonirender Freunde zu einem Clubb oder Kränzchen vereinigt, das alle vierzehn Tage zusammenkommt und soupirt. Es geht recht vergnügt dabei zu, obgleich die Gäste zum Theil sehr heterogen sind; denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und poculirt." Diese Schilderung kann zufolge ihrer allgemeinen Fassung doch nur als das Ergebniß wiederholter Erfahrungen über den Verlauf der Kränzchenabende betrachtet werden. Ferner benachrichtigt Schiller Körner'n am 10. December, daß der Clubb wegen der Masern seiner Kinder seit vier Wochen ins Stocken gerathen sei, woraus man nicht minder folgern muß, daß er zuvor in Gang gekommen sei, was bei nur einmaliger Zusammenkunft nicht so recht der Fall gewesen sein würde.

Endlich erregen die Erinnerungen der Gräfin Egloffstein entschiedene Bedenken gegen das Anfangsdatum des 11. Novembers. Sie erzählt nämlich, daß Goethe ihr schon am Tage nach der Matinée, an welcher er den Entschluß, die cour d'amour zu begründen, gefaßt habe, die sieben an der Gesellschaft theilnehmenden Paare brieflich mitgetheilt und zugleich das Stiftungsfest für den nächsten Tag festgesetzt habe, „da die heilige Zahl Sieben ein günstiges Omen für das Unternehmen darbiete". Wäre nun die Reihenfolge der Thatsachen von der Gräfin Egloffstein richtig dargestellt und fiel das Zusammentreffen bei der Gächhausen auf ihren gewöhnlichen Empfangstag, so wäre die Stiftungsfeier auf einen Montag anberaumt gewesen; ist nun aber die von Goethe hinzugefügte Begründung der Wahl des nächsten Tages so zu verstehen, daß dieser Tag mit der Zahl Sieben in Verbindung stehe, so steht dem Montag entgegen, daß weder im October 1801 noch zu Anfang des folgenden Monats der Montag auf eine Monatszahl fiel, die irgend etwas mit der Sieben zu schaffen hätte. Wol aber fielen im October die Mittwoche auf den 7., 14., 21. und 28. des Monats. Insoweit scheint die Nöthigung vorhanden zu sein, eine Ungenauigkeit in den Nachrichten der Gräfin Egloffstein anzunehmen; vielleicht hatte Goethe die erste Zusammenkunft, anstatt auf den nächsten Tag, vielmehr auf die nächste Mittwoch bestimmt.

Aus allen diesen Umständen halte ich dafür, daß der 11. November als Beginn des Kränzchens ausgeschlossen ist, und vermuthe, daß es wahrscheinlich schon am 7. October zum ersten Mal zusammentrat, und zu diesem Tag das „Stiftungslied" gedichtet worden ist.

Dasselbe ist unzweifelhaft das erste dem Kränzchen gewidmete Lied; daneben nennt Goethe nur noch das „Tischlied" als von ihm zu derselben Bestimmung gedichtet; es gehören aber wol noch die geselligen Lieder „Zum neuen Jahr", „Generalbeichte", „Dauer im Wechsel", „Sehnsucht", „Frühlingsorakel" und „Weltseele" hierher. Als Schiller's Beiträge zu diesem Clubb bezeichnet Frau v. Wolzogen in „Schiller's Leben" ausdrücklich nur „Die vier Weltalter" und „An die Freunde"; überdies weihte zweifellos das Mittwochskränzchen „Dem Erbprinzen, als er nach Paris reiste" das so überschriebene Lied, und dort sang man muthmaßlich auch noch „Die Gunst des Augenblicks". In „Die vier Weltalter" dürfte die vorletzte Strophe mit ihrem

Die Flamme des Liedes entbronnte neu
An der schönen Minne und Liebestreu —

eine offenbare Widmung an die Weimarer cour d'amour sein.

Kommen wir jedoch auf das „Stiftungslied" zurück, um es aus den mitgetheilten gesellschaftlichen Verhältnissen zu erläutern. Der Bequemlichkeit wegen folgt es hier:

*) Wenn in Falk's „Goethe" S. 177 steht „die Gräfin und Hofmarschallin v. E.", so ist das wol nur Druckfehler und soll heißen: „die Gräfin und die Hofmarschallin v. E.", denn der Gemahl der Gräfin war nie Hofmarschall, wol aber der nochmalige Oberkammerherr Gottlob v. E. — „Hoffräulein v. J—n" ist selbstverständlich die Göchhausen. — Riemer's Angabe in „Berühmte Schriftsteller der Deutschen", daß nur drei Herren der Gesellschaft angehört hätten, ist offenbar nichts als oberflächliche Auffassung und falsche Wiedergabe der allerdings undeutlichen Erzählung Falk's.

1. „Was gehst Du, schöne Nachbarin,
Im Garten so allein?
Und wenn Du Haus und Felder pflegst,
Will ich Dein Diener sein."

2. „„Mein Bruder schlich zur Kellnerin
Und ließ ihr keine Ruh;
Sie gab ihm einen frischen Trunk
Und einen Kuß dazu.

3. Mein Vetter ist ein kluger Wicht,
Er ist der Köchin hold;
Den Braten dreht er für und für
Um süßen Minnesold.""

4. Die sechse, die verzehrten dann
Zusammen ein gutes Mahl,
Und singend kam ein viertes Paar
Gesprungen in den Saal.

5. Willkommen! Und willkommen auch
Für's wackre fünfte Paar,
Das voll Geschicht' und Neuigkeit
Und frischer Schwänke war.

6. Noch blieb für Räthsel, Witz und Geist
Und feine Spiele Platz;
Ein sechstes Pärchen kam heran:
Gefunden war der Schatz.

7. Doch eines fehlt' und fehlte sehr,
Was doch das Beste thut:
Ein zärtlich Pärchen schloß sich an,
Ein treues — nun war's gut!

8. Gesellig feiert fort und fort
Das ungestörte Mahl!
Und eins im andern freue sich
Der heil'gen Doppelzahl.

Welches Paar war nun in jeder einzelnen Strophe des Liedes dasjenige, welches sich nach Goethe's Angabe unter leichter Maske verhüllt darin erkennen durfte? Trotz dieser gar nicht mißzuverstehenden Versicherung des Dichters selbst erklärt Düntzer keck: dieser Erzählung Goethe's widerspreche „erstens, daß als Goethe das Lied schrieb, die Damen noch nicht ihre Herren gewählt hatten; zweitens, daß bei den ersten drei Paaren ausdrücklich gesagt werde, die Herren hätten sich die Nachbarin, die Kellnerin und Köchin gewählt. An eine Beziehung auf die sieben Paare sei durchaus nicht zu denken (!); wie hätte Goethe auch eine der Damen zur Kellnerin, die andere zur Köchin, zwei seiner Gäste zu Liebhabern der Kellnerin und Köchin machen sollen?" Weiterhin fährt Düntzer fort: „In den sieben Paaren, die sich zum lustigen Abend wunderlich zusammenfinden, wollte er die zu einem fröhlichen Kränzchen gehörenden Bedingungen frei, heiter bezeichnen: ein hübscher Platz, gutversorgter Keller und Küche, lustiger Gesang, Gesprächigkeit, Geist und Herz."

In dieser flachen Ausrede geht es noch eine Weile fort. Für die Möglichkeiten, wie es bei Zusammenfügung der Paare zugegangen sein könne, ist Düntzer blind, und wenn er vermeint, Goethe würde unschicklich gehandelt haben, wenn er seinen Gästen Zumuthungen gestellt hätte, wie im Liede geschieht, so hätte er sich doch bescheidnerweise eher sagen sollen, daß Goethe auch 20 Jahre später, als er sich über die Beziehungen des Stiftungsliedes äußerte, noch immer mehr als der Commentator befähigt war zu beurtheilen, wie weit er in Scherzen bei seinen früheren Gästen hatte gehen dürfen.

Es wird aber nicht nöthig sein, den Werth solch unwissenschaftlicher Kritik in allen Einzelheiten bloßzulegen. Der neueste Erklärer, v. Loeper, bezweifelt denn auch keineswegs die Zuverlässigkeit von Goethe's Andeutung; er meint nur, daß die versteckten Anspielungen auf die Paare sich jetzt nur noch ahnen lassen.

Versuchen wir es, ob wir über die bloße Ahnung etwas hinauskommen, ob wir wenigstens bei einigen Paaren bis zur Wahrscheinlichkeit, ja vielleicht bis zur Gewißheit gelangen können.

Fräulein v. Imhoff berichtet: „Die Gräfin Egloffstein präsidirt als Moitié unseres Vorstehers wie billig." Es erforderte daher die Etiquette des Minnehofs, daß sie an der Spitze des Liedes genannt wurde: sie ist die in der 1. Strophe angeredete „schöne Nachbarin" — Nachbarin gleichbedeutend mit erkorene Dame, ebenso wie die Imhoff den Hauptmann Egloffstein als gewählten „Nachbar" bezeichnet. Vielleicht hatte aber auch die Nachbarin hier noch eine weitere Bedeutung; denn nach gefälliger Mittheilung eines Neffen der Gräfin Egloffstein bewohnte letztere — wie jener wenigstens fast gewiß versichern zu können glaubt — zu Anfang dieses Jahrhunderts in Weimar ein Haus an der Ackerwand, dessen Garten bis zu Goethe's Stadtgarten sich erstreckte und von diesem nur durch ein Staket getrennt war. Ferner versichern noch lebende Verwandte der Dame, daß sie allezeit Liebhaberin von Blumen und Gärtnerei war. Daß die Gräfin Egloffstein die „Nachbarin" der 1. Strophe ist, ergiebt sich aber auch aus ihrer Antwort, in der sie auf ihren Bruder Bezug nimmt: die Gräfin Egloffstein war die einzige Dame des Clubbs, von welcher sich Brüder in letzterem befanden.

Aber freilich deren zwei, und in der 2. Strophe antwortet die Angeredete nur mit Hinweis auf Einen Bruder, der sie im Stich gelassen habe, während der in der 3. Strophe genannte Vetter auch insofern unerklärlich bleibt, als nicht zu ermitteln gewesen ist, daß die Gräfin Egloffstein irgend einen Herrn der Gesellschaft als Vetter zu betrachten gehabt hätte. Alles erwogen, kann unter diesem Vetter aber Niemand anders gemeint sein, als der in der 2. Strophe nicht gemeinte Bruder. Wie der Bruder zum Vetter geworden ist, läßt sich allerdings nicht ergründen. Kaum kann man für möglich halten, daß Goethe über diese Verwandtschaftsverhältnisse nicht genau unterrichtet war. Hatte vielleicht ursprünglich Strophe 3 eine andere Fassung, wonach der zweite Bruder genauer bezeichnet war, und verwischte Goethe nur die allzu besondere Anspielung für den Druck? Doch dies sind nur Möglichkeiten, die uns das Geständniß nicht ersparen, daß der „Vetter" vor der Hand eine räthselhafte Person bleibt. Dagegen haben wir ohne Zweifel in der Kellnerin und der Köchin die jüngsten Damen des Kränzchens, Wolfskeel und Imhoff, zu erkennen, welche diese Bezeichnungen wahrscheinlich von den Geschäften erhielten, die ihnen bei Anrichtung der Picknicktafel zugetheilt waren. An homerische Anklänge, wie o. Loeper meint, ist wol nicht zu denken.

Unter dem singenden Paare der 4. Strophe möchte ich Wolzogen und seine Schwägerin Schiller verstehen. Daß letztere noch als Frau Singunterricht nahm und sonst sang, erfahren wir z. B. aus Schiller's Brief an Frau v. Wolzogen vom 15. Mai 1790 und aus Lottens Brief an ihren Gatten vom 7. October desselben Jahres; daß aber auch Wolzogen die Sangeskunst übte, geht aus dem Briefe seiner nachmaligen Gattin an ihn vom 1. März 1785 hervor, womit sie ihm ein Lied für die Harfe sendet.

In der 5. Strophe können wir nach der oben gegebenen Personenschilderung den „jovialen" Einsiedel und die „heitere" Frau v. Egloffstein erblicken; zweifellos aber zielt die 6. Strophe auf Schiller und die Wolzogen und zwar mit dem „Räthsel" unverkennbar auf „Turandot", die Schiller gerade in jenen Herbstmonaten bearbeitete, sowie mit den „feinen Spielen" auf Schiller's bekannte Liebhaberei für Kartenspiel, worüber seine Briefe an Goethe vom 21. December 1798 und 15. Juli 1799 zu vergleichen und wobei ihm die Schwägerin oft Gesellschaft geleistet haben mag.

Mit der 7. Strophe, die nach Vorstehendem nur auf Meyer und die Göchhausen bezogen werden kann, wiederholt Goethe schalkisch das Wort, mit welchem nach der Erzählung der Gräfin Egloffstein die Göchhausen sich der Bildung des Minnehofes anschloß, indem sie aussprach, sie hoffe einen „treuen Seladon" als Nachbar zu bekommen.

Ueber die heilige Doppelzahl in der letzten Strophe äußert Düntzer sich gar nicht und v. Loeper nennt zwar mehrere zu siebent vorkommende Gegenstände — Planeten,

Tage, Könige, Weise, Thore — sie haben aber alle nichts Heiliges. Die Sieben war indessen eine heilige Zahl insbesondere bei den Juden, bei deren Gottesdienst sie eine Rolle spielt und daher in die Apokalypse und in die Christenlehre überging, wie in das Vaterunser mit den sieben Bitten, in die Leidensgeschichte mit den sieben Worten des Erlösers vom Kreuze. Wollte man die „Doppelzahl", also die Vierzehn, als heilig ansprechen, so wäre an die heiligen vierzehn Nothhelfer zu denken.

Hiermit dürfte zu Erklärung des „Stiftungsliedes" wenigstens so viel beigebracht sein, daß wir — obgleich uns Fernstehenden Manches noch unverständlich bleiben muß — Goethe's Hinweis auf die persönlichen Beziehungen wenigstens im Großen und Ganzen begreiflich finden werden und von einem Widerspruch dagegen „nicht die Rede sein kann". Düntzer kann sich zur Entschuldigung seines Widerspruchs nicht darauf berufen, daß er die Niederschrift der Gräfin Egloffstein nicht gekannt habe; dieselbe diente uns lediglich als Nachweis, wie die Strophen zu deuten sein möchten; daß sie zu deuten sind, ergiebt sich aus ihrem Inhalt in Verbindung mit Goethe's Erklärung ohne Weiteres.

Durch gegenwärtige Vorarbeit fühlen Forscher sich hoffentlich angeregt, zu völliger Aufhellung der noch unentdeckten Anspielungen im „Stiftungsliede" das Ihrige beizutragen.

Was übrigens den ferneren Verlauf des Mittwochskränzchens und sein durch Kotzebue's verstecktes Entgegenarbeiten herbeigeführtes Ende betrifft, so ist darüber der Aufsatz „Goethe und Kotzebue" in diesen Blättern 1880 Nr. 105, S. 630 f. nachzulesen.

Dieser Aufsatz ist über ein einfaches Lieb verhältnißmäßig sehr weitläufig geworden; es war dies aber nöthig, um an einem Beispiel, in dem es sich nach vorliegenden Urkunden gerade thun ließ, der leichtfertigen Schlußfolgerung mit Entschiedenheit entgegenzutreten, daß Goethe, weil ihm bei seinen Lebenserinnerungen das Gedächtniß einige Male täuschte, allemal da geirrt habe, wo ein gewisser Commentator anderes für richtig zu halten beliebt. Es war dieses Entgegentreten um so mehr geboten, als dieser Commentator für weite Leserkreise anerkennenswerth bequeme Erläuterungsschriften zu Goethe's Werken massenhaft in die Welt ausgehen läßt und darin mit besonderer Vorliebe aus ähnlich seichten Gründen wie hier an Goethe zu mäkeln sich zur Aufgabe macht. Daß Beschränktheit an Goethe's Gestalt zerrt, kann man nicht verhüten, da die Beschränktheit ihre große Partei hat, die auch befriedigt sein will; seien wir aber auf der Hut, daß nicht auch jene Trägheit zur Geltung kommt, die lieber das Falsche gemächlich zu pflegen, als das Wahre mühsam zu erarbeiten gestattet, und die mit ihrem ehrlichen hausbackenen Gesichte selbst Strebende leicht betrügt — oder jene Selbstgefälligkeit, die es kitzelt, sich als Berichtiger Goethe's aufzuführen. Das deutsche Volk beraubt man aber Eines seiner kostbarsten Kleinodien, wenn es gewöhnt wird, wohlfeile Splitterrichterei an Goethe zu üben: lassen wir das nicht zu! Bdrmn.

Todtschweigen eine sittliche Pflicht der Presse.

Dr. Die Macht und Bedeutung der Presse ist jetzt von allen Seiten anerkannt. Nicht allein, daß sie für viele Tausende den einzigen geistigen Nahrungsstoff bildet, der ihnen jahraus jahrein geboten wird, sondern auch viele der sogenannten Gebildeten, welchen andere geistige Anregung zu Gebote steht, haben sich aus Bequemlichkeit oder vielleicht aus Mißtrauen in ihre eigene Urtheilsfähigkeit gewöhnt, erst die Meinung ihrer Zeitung abzuwarten, ehe sie ihre Ansicht über eine Frage der Politik, Kunst, Literatur zu erkennen geben.

Aus dieser Thatsache aber, daß viele Leser die in der Zeitung entwickelte Ansicht für die richtige halten, nur weil sie im „Blatt" gestanden hat und nicht, weil dieselbe sich mit ihrer Ueberzeugung deckt, und sie durch Nachprüfung zu demselben Urtheil gelangen müssen, resultirt zum größten Theil der große Einfluß und die Bedeutung eines weitverbreiteten Blattes.

Leider wird diese große Bedeutung der Presse zwar von Jedermann *anerkannt*, aber nicht von Allen in gebührender Weise *gewürdigt*.

Aus dieser Macht und diesem Einfluß, diesen der Presse jetzt eingeräumten Rechten, entspringen consequenter Weise auch bedeutende Pflichten. Pflichten positiver und negativer Natur. Dieselben bestehen in faciendo und in non faciendo; denn einestheils soll die Presse durch ein gutes Wort am rechten Ort und zur rechten Zeit, anderntheils durch Nichtbesprechen, das sog. *Todtschweigen* ihrer hohen Aufgabe gerecht werden. — Gewöhnlich versteht man unter Letzterem das vorsätzliche Unterdrücken unbequemer Wahrheiten besonders im Parteiinteresse. Dies zu empfehlen, sind wir weit entfernt. Wir meinen aber, es giebt Dinge, die lieber mit Stillschweigen übergangen werden, als daß sie, blos damit die Zeitung ja ein vollständiges, wahrheitsgetreues Spiegelbild der Tagesgeschichte bildet, haarklein erzählt werden. — Jede anständige Zeitung, welche sich nicht durch den Beinamen eines Klatschblattes will brandmarken lassen, öffnet ihre Spalten nicht den sog. pikanten Familiendramen. Noch viele Blätter aber, welche es verdienen, zu den guten gerechnet zu werden, verfallen durch die Sucht der vollständigsten Ausführlichkeit in den höchst tadelnswerthen Fehler, Vorkommnisse zu erzählen, die besser nicht verbreitet, sondern todtgeschwiegen werden sollten. Alltäglich nämlich findet man in den Tagesblättern unter der Rubrik: Aus Stadt und Land, Locales, Aus dem Reich und den Provinzen ꝛc. Mittheilungen über Sittlichkeitsverbrechen, Nothzucht mit tödtlichem Erfolg, Lustmorde ꝛc., überhaupt Verbrechen, welche die Norm in den §. 171—184 des Reichsstrafgesetzbuchs übertreten. Manche Reporter, besonders aus kleinen Städten, bringen außer dem einfachen Thatbestand noch eine kleine Erzählung, manchmal so ausführlich, daß man über Kleinigkeiten kaum in Zweifel bleibt, andere begnügen sich mit der Angabe der Paragraphen des Strafgesetzbuchs, welche bei der Bestrafung relevant sind.

Diese Mittheilungen gehören nach unserer Meinung in kein anständiges Blatt. Wenn über diese Verbrechen Mittheilung zu machen ist, so ist es der Behörde gegenüber. Es ist schlimm und traurig genug, daß solche Rohheiten und Bestialitäten die Gemüther der Augenzeugen und Nächstwohnenden aufs Höchste mit Abscheu erfüllen mußten, über die Nächstbetheiligten braucht ihre Kenntniß nicht zu dringen.

Ganz abgesehen aber, daß wir die Nothwendigkeit einer Weitererzählung solcher Verbrechen leugnen, halten wir die Mittheilung derselben an das Publicum sogar für eine sittliche Gefahr. Wir können uns von dieser Ueberzeugung auch nicht durch die Erwägung abbringen lassen, daß es nothwendig sei, den Abgrund, der vor unsern Füßen gähnt, dem Volke vor Augen zu führen, um es so vor dem Hineinstürzen zu bewahren. Mit den Sittlichkeitsverbrechen hat es seine ganz besondere Bewandtniß; sie gleichen ansteckenden Krankheiten, wer von ihnen sieht oder hört, setzt sich der Gefahr aus, von ihnen ergriffen zu werden. Darum ist es nothwendig, den Infectionsstoff nicht weiter zu verbreiten. Natürlich, wer kugelfest ist, kann sich in den Kugelregen wagen, aber für die moralisch Schwachen — und deren Anzahl ist groß — ist uns bange.

Man verlangt und giebt Gesetze, welche die Colportage sittenloser Romane mehr oder minder starker Färbung verbieten, man ereifert sich womöglich über nicht ganz decente Kunstwerke, und dieselben Zeitungen, welche im Leitartikel

Digitized by Google

über den schlimmen Einfluß von Romanen geschrieben haben, welche die Phantasie mehr durch das erhitzen, was sie verschweigen oder durch Gedankenstriche andeuten, als was sie sagen, erzählen in der Beilage ein Verbrechen wider die Sittlichkeit mit mehr oder weniger Deutlichkeit und Ausführlichkeit. Wo bleibt hier die Consequenz?

Große Thaten edler Menschen laßt man unsere Jugend in den Schulen lesen, damit sie sich daran begeistere und zur Nachahmung angespornt werde. Glaubt man etwa, daß die Mittheilung verabscheuungswürdiger Thaten blos abschreckt? Im Gegentheil. Böse Beispiele verderben gute Sitten. — Aus dem Inseratentheil hat man z. B. unsittliche Annoncen verbannt, in den redactionellen Theil nimmt man sie auf, indem man derartige Verbrechen registrirt. Durch jede derartige Mittheilung trägt die Presse nicht, wie sie vielleicht glaubt, Abscheu in das Publicum, sondern sie bringt Manchem erst die Kenntniß hiervon.

Selbst wenn aber die Fälle selten sein sollten, woran wir nicht glauben, wo die Presse durch ihre Mittheilungen sich zum fahrlässigen Anstifter von Sittlichkeitsverbrechen gemacht hat, so verstoßen derartige Notizen doch sicher gegen die Wohlanständigkeit. Die Zeitung wird nicht blos von Erwachsenen gelesen, sie ist auch den Kindern zugängig. Wird nicht der Vater in die größte Verlegenheit gesetzt, wenn ihn seine zwölfjährige Tochter um Erklärung gewisser auf solche Criminalfälle bezüglicher Ausdrücke, die ihr nicht bekannt sind, ersucht. — Kein gesitteter Mensch wird in ehrbarer Gesellschaft dieser socialen Schäden Erwähnung thun und der Presse sollte es frei stehen? Die Presse degradirt dadurch sich selbst, sie degradirt aber auch ihre Leser.

Aus Gründen der Statistik oder Socialpolitik mag von derartigen Krebsschäden gesprochen werden, aber nimmermehr, um den Lesern pikante und scandalöse Tagesvorkommnisse zu berichten. Ein derartiges Verfahren ist ein pflichtwidriges, die Presse verstößt hierdurch gegen ihre pädagogische Aufgabe, und wenn es ihre Pflicht ist, durch Worte bessernd und belehrend auf die Nation einzuwirken, so ist es nicht minder ihre Pflicht, durch Schweigen, Todtschweigen am rechten Ort die sittlichen Zustände nicht zu verschlechtern. „Nach dem Sprechen ist das Schweigen die größte Macht der Welt."

Bücherbesprechungen.

—n. Wir machen vorläufig in Kürze auf eine literarische Production aufmerksam, die für die Leser unserer Zeitung von besonderem Interesse und auch als Weihnachtsgabe Vielen willkommen sein wird: Robert Waldmüller, Aus den Memoiren einer Fürstentochter. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. Geb. 4 *M.* — Wir werden demnächst eine sehr eingehende Besprechung des bedeutsamen Werkes zu veröffentlichen in der Lage sein.

H. O. Georg Moore, ein Kaufmann und ein Menschenfreund. Von Dr. Samuel Smiles. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Auguste Daniel. 367 S. (Gotha, Fr. A. Perthes 1883. 6 *M.*). — Es ist das Leben eines seltenen Mannes, mit welchem das vorstehend genannte Buch uns bekannt macht, eines Mannes, der in der That gleich groß dasteht als Kaufmann wie als Menschenfreund. — Als Bauernknabe auf dem Lande aufgewachsen in Cumberland bei sehr dürftigem Unterricht, darauf Kaufmannslehrling in einem benachbarten Städtchen unter recht ungünstigen Verhältnissen, geht der junge G. Moore nach London und muß froh sein, nach langem vergeblichen Suchen eine Stelle als Ladendiener in einem Detailgeschäft zu erhalten. Und als es ihm gelingt, ein Engagement in einem großen Spitzengeschäft der City zu bekommen, muß er es über sich ergehen lassen, daß sein Principal ihn wegen seiner ungelenken Manieren und der Mängel seiner Bildung „Cumberländer Schafskopf" schilt. Aber der Mann, welcher so klein anfängt, weiß die Mängel seines Unterrichts auszufüllen und arbeitet sich durch seine Energie, durch Fleiß, Klugheit und Gewandtheit bald herauf zu einer sehr angesehenen und bedeutenden Stellung. Als Handlungsreisender entwickelt er eine so rastlose und erfolgreiche Thätigkeit, daß er die höchste Anerkennung der Chefs seines Hauses gewinnt. Und als er als Geschäftstheilhaber in ein anderes Spitzengeschäft eintritt, nimmt dasselbe vorzugsweise durch seine Arbeit einen solchen Aufschwung, daß in den bedeutenderen Städten Englands Zweiggeschäfte eröffnet, in Glasgow, Dublin, Paris eigene Magazine erworben, 700—800 Commis im Handlungshause beschäftigt werden. G. Moore steht bald da als ein Fürst unter den Kaufleuten. Aber was dem Leben dieses begabten und bedeutenden Mannes seinen besonderen Werth giebt, das ist nicht sein kaufmännisches Talent, das sind nicht die außerordentlichen Geschäftserfolge, die er erzielt, die Reichthümer, welche er erworben hat, das ist vielmehr die Seite seines Wesens, um derentwillen er in dem Titel genannt wird „ein Menschenfreund". Das ist er gewesen in voller Wahrheit und in ungewöhnlichem Maße. Derselbe Eifer, mit dem er seinem kaufmännischen Geschäft lebt, beseelt ihn bei all den Werken der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit, an denen er sich betheiligt oder welche er ins Leben ruft. Auch hier wirkt er und übt Liebe in großem Stil. Sein Lebensgrundsatz lautet: „Es giebt wirklich nichts, was des Lebens werth wäre, außer dem Wirken zum Heil unserer Mitmenschen." Der Erzbischof von York hat ihn einmal die „verkörperte Wohlthätigkeit" genannt. Er fühlt sich nicht glücklich ohne Werke der Barmherzigkeit, und mehr noch als reiche Gaben zu spenden — in den letzten Jahren verwendet er jährlich durchschnittlich 16 000 Pfund Sterling zu wohlthätigen Zwecken — gilt es ihm, etwas zu thun zum Besten der minder glücklich situirten Menschen. Die Triebfeder dieses seines großartigen und vielgestaltigen Wirkens ist der in ihm lebendige, aus dem Glauben stammende Sinn herzlich theilnehmender Liebe. „Das Wort Sympathie," sagt er einmal, „sollte in goldenen Lettern geschrieben werden. Es ist das beste Wort, das wir in der englischen Sprache besitzen. Es muß gut für die Leute in unserer Umgebung sein, wenn sie sehen, daß Andere wirkliches Mitgefühl für sie haben." Mit Staunen sehen wir, wie G. Moore diesen Sinn in den weitesten Kreisen, in der mannigfaltigsten und thatkräftigsten Weise offenbart. In Erinnerung an seinen eigenen schweren Anfang in London ist es ihm eine besondere Freude, jungen Leuten, zumal Landsleuten aus Cumberland, Stellen in London zu verschaffen und sich ferner um sie zu bekümmern. Die Gehilfen und Diener im Handlungshause haben in ihm einen Herrn, der nicht blos treue Dienste gern und hochherzig belohnt, sondern in jeder Weise für ihr Wohl sorgt. Stellt er doch eigens einen Geistlichen an, welcher Morgenandachten für sie hält, und läßt Bibelstunden und andere Vorträge für sie halten, um sie für höhere Interessen zu erwärmen. Mit besonderer Theilnahme sorgt er für eine Erziehungsanstalt, welche verwaisten Kindern von Handlungsreisenden zu gute kommt. Unermüdlich ist er thätig, um das bis dahin darniederliegende Schulwesen in seiner Heimath Cumberland zu heben; zugleich gründet er dort Volksbibliotheken und sorgt durch Evangelisten für Hebung des religiösen Lebens. Wo es gilt, Anstalten zu gründen oder zu erhalten, die physischem oder moralischem Elend wehren oder strebsamen Leuten vorwärts helfen sollen, da ist er dabei. Mag es sich handeln um ein Krankenhaus, das jedem bedürftigen Kranken sich öffnet, um ein Asyl für unheilbare Kranke, um ein Haus für Reconvalescenten, oder um Gründung von Kirchen und Schulen in den schlimmsten Districten Londons, um Besserungsanstalten für entlassene Sträflinge, für gefallene Mädchen, um die Fürsorge für Droschkenkutscher oder um einen Hilfsverein zur Ausbildung von Geistlichen oder um die Unterstützung der Nothleidenden

Digitized by Google

in Paris nach der Belagerung durch die Deutschen: immer ist G. Moore bereit voranzugehen, selber zu geben und zu helfen und Andere zur Hilfe heranzuziehen. Nach der Belagerung von Paris ist G. Moore der Erste, welcher einen großen Eisenbahnzug voll Lebensmittel in die Stadt bringt, und sein Magazin in Paris wird das Hauptdepot, von wo aus die Lebensmittel an Tausende von Hungernden ausgetheilt werden. Es ist merkwürdig, wie er ein Auge hat für die verschiedensten Nothstände, auch für solche, die sonst leicht unbeachtet bleiben, und wie erfinderisch er ist, um Hilfe zu schaffen. So ist es ihm ein besonderes Anliegen, dem Unwesen der wilden Ehen zu wehren dadurch, daß er in aller Stille immer und immer wieder die Trauungsgebühren für die betreffenden Leute bezahlt. Solche freie Liebesthätigkeit ist ihm dermaßen ans Herz gewachsen, daß er sechsmal auf die Ehre verzichtet, ins Parlament gewählt zu werden, um dafür lieber für Wohlthätigkeitsanstalten zu wirken und der Elenden und Verwahrlosten sich anzunehmen. Außerordentlich weitherzig erzeigt er sich in diesem wohlthätigen Wirken. Wie in seinem gastfreien Hause zu Landon und auf seinem Gute in Cumberland Leute aus den verschiedensten Ständen und verschiedenen kirchlichen Denominationen und Parteien sich um ihn sammeln, so wendet sich seine thätige Liebe den verschiedensten Seiten zu. Dabei bewahrt er die Festigkeit seines Charakters, den entschiedenen Christenglauben, zu welchem er durch die Erfahrung des Lebens gereift ist. Für eine neu zu gründende Mittelschule in London hat er 1000 Pfund Sterling versprochen unter der Bedingung, daß der Religionsunterricht genau so wie in der Cityschule in London gegeben werde, und nicht eher spendet er seine Gabe, als bis auf sein Dringen diese Bedingung erfüllt ist. So wichtig ist ihm die religiöse Bildung der Jugend. Schuldbildung ohne Religionsunterricht sei gerade so, als ob man ein Schiff bei dunkler Nacht und bei Sturm ohne Steuer und ohne Compaß vom Stapel laufen lassen wolle. — Diese Mittheilungen über das Leben und den Charakter von G. Moore (geb. 1806, gest. 1876) werden genügen, um zu zeigen, daß es sich verlohnt, diesen Mann kennen zu lernen und das Buch zu lesen, das uns mitten hineinführt in dies Leben, das reich ist an angestrengtester Arbeit und zugleich reich an innerer Freude und reich an Segen. Ein Freund hat im Hinblick auf den fröhlichen Ton seines Hauses gesagt, es sei, als wenn er einen Strom frischen Lebens mit ins Zimmer bringe. Etwas von der Luft dieses frischen Lebens weht uns an aus dem Buche, das uns erzählt von G. Moore, dem Kaufmann und Menschenfreund. Manches in der Art englischer Wohlthätigkeit ist uns Deutschen fremdartig, und die Fülle der verschiedensten philantropischen Bestrebungen, die in dem Buche erwähnt werden, mag den mit denselben unbekannten deutschen Leser zuerst fast verwirren: für empfängliche Leser gewährt dies Buch eine anziehende und heilsam anregende Lectüre.

— Felicitas. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn. Leipzig 1882, Breitkopf und Härtel. — Dieser Roman ist der erste Band eines Cyclus von „Kleinen Romanen aus der Völkerwanderung", welche der als Kenner der Vorzeit Deutschlands bekannte Verfasser unternommen hat. Es mochte ihn reizen, ein von der freien Phantasie eingegebenes Gemälde aus jenen Tagen zu entwerfen, da die spätrömische Herrschaft zusammenbrach und das in die nördlichen Provinzen des Weltreichs eindringende jugendliche Germanenthum sich der einzelnen Theile bemächtigte, das abgelebte Alterthum in Contrast trat zu der aufstrebenden, neuen, deutschen Welt, diese selbst wieder in Contrast zu der gleichfalls sich neu geltend machenden, jungen, christlichen Kirche. Die aus diesen Gegensätzen resultirenden Verhältnisse und Persönlichkeiten veranlaßten die Phantasie Dahn's zu gestaltender Thätigkeit. Der erste, vorliegende Band: „Felicitas" spielt im Jahre 476 n. Chr., in dem Jahre, da Romulus Augustulus abdankte und der Germane Odovakar seinen Sitz in Rom einnahm, und zwar spielt die Handlung im Salzburgischen, dessen Hauptstadt als Claudium Juvavum im 5. Jahrh. ein Hauptbollwerk römischer Herrschaft bildete. Im genannten Jahre fiel die Stadt in die Hände der Bajuvaren und Alamannen. Die erfundene Handlung knüpft an eine vom Dichter in Salzburg aufgefundene Inschrift an: „Hic habitat Felicitas; nihil mali intret" („Hier wohnt Felicitas, das Glück; nichts Böses möge ihr nahen!"), welche wol einst die Eingangspforte einer römischen Villa daselbst geziert haben mochte. Wenn man auch gegen die Dahn'schen Romane, als rein dichterische Producte, etwas vorsichtig in ihrer Anerkennung sein muß, so muß doch in diesem speciellen Falle anerkannt werden, daß der Roman ein lebendiges Bild jener weltumgestaltenden Zeit des fünften nachchristlichen Jahrhunderts entrollt. Julius Rissert.

— Im April d. J. konnte in einem ausführlichen Artikel auf P. K. Rosegger's „Schriften des Waldschulmeisters" als auf ein eigenartiges Werk hingewiesen werden; jetzt liegt, von demselben Verfasser, eine Schöpfung von gleicher Bedeutung vor, die gewissermaßen ein Pendant zum „Waldschulmeister" bildet, „Der Gottsucher", Roman in 2 Bänden, (Wien, Pest, Leipzig 1883, A. Hartleben.) Der „Gottsucher" ist der absolute Gegensatz zum „Waldschulmeister"; in diesem ward, wie der eben angezogene Artikel des Ausführlichen darthat, eine menschliche Gemeinde durch einen Mann aufgerichtet, der sich vermöge dieser That von seinen eigenen Leiden selbst erlöste; dort, im „Gottsucher", geht eine menschliche Gemeinde zu Grunde, ebenfalls durch das Beginnen eines Mannes, der aber nicht wie Andreas Erdmonn durch schlichtes Wohlthun den inneren Sieg erringt, sondern durch frevelhaftes Handeln endet. In hochpathetischen Anläufen will er die Menschen von ihrem Unglück erretten und verfällt mit ihnen dem gerechten Untergange. Dieser Mann ist der Schreiner Wahnfred in Trawies, einer kleinen Gemeinde im südöstlichen Deutschland, einer Gemeinde von kindlichen, urwüchsigen Naturmenschen, Menschen, die es werth sind, daß ihre guten Anlagen durch die Einsicht eines sittlichen Leiters, eines Pfarrers, ausgebildet werden. Aber gerade diese sittliche Führung wird den Naturmenschen nicht zu Theil; der Pfarrer, den man ihnen sendet, ist ein hartherziger Herr, ein Herr, der dos Gemüth seiner Untergebenen nicht versteht, und statt sie mit milder Hand zum Rechten zu leiten, mit der Büchse unter die Störrigen schießt. Wahnfred erschlägt den Pfarrer am Altar. Die Gemeinde, welche den Thäter nicht verrathen will, wird zuerst decimirt, dann excommunicirt, und geht schließlich, von den Ringsumwohnenden gemieden, in Elend und Sinnenlust zu Grunde. Die Lehre, die aus dieser erschütternden Fabel resultirt, ist die, daß ohne die Wohlthat der Religion das Volk zu Grunde geht, daß diese Wohlthat aber auf richtige Weise den zu Belehrenden übermittelt werden muß. Es ist möglich, daß Lesern, denen der „Waldschulmeister" infolge seiner Milde gefiel, der „Gottsucher" zu wild sein wird; anderen, denen die frühere Dichtung zu mild war, wird die spätere vielleicht gerade ihrer packenderen Handlung wegen imponiren. Das aber muß, selbst wenn man darüber im Zweifel ist, ob der „Gottsucher" bedeutender sei als der „Waldschulmeister", betont werden, daß hier, in dem neuen Werke Rosegger's, in einer Hinsicht entschieden ein Fortschritt vorhanden ist, nämlich in Hinsicht auf die ungleich geschlossenere Form des Kunstwerkes. Der „Waldschulmeister" war ein etwas auseinanderfließendes Memoirenwerk, der „Gottsucher" ist ein concentrirterer Roman. Im ersten Theil des Romans offenbart sich Rosegger als ein Meister über eine logisch sich entwickelnde, packende Handlung, die Bewunderung verdient. Dabei sind die dem „Gottsucher" eigenen grellen Effecte nicht unkünstlerischer Natur, sondern wachsen mit Nothwendigkeit aus dem Ganzen hervor. Nur ein Mangel macht sich bei Rosegger diesmal empfindlich geltend: er besitzt keine historische Begabung. Man meint fast, der Roman

Digitized by Google

spiele in unseren Tagen, so wenig geschichtliche Färbung besitzt er, und doch ist die Geschichte des Gottsuchers in frühere Jahrhunderte zurück zu verlegen, am passendsten wol ins fünfzehnte. Ob die Fabel fingirt ist oder nicht, ist mir nicht bekannt, bleibt auch für den dichterischen Werth des Romans gleichgiltig. J. R.

— Hohe Gönner. Eine Komödie in sechszehn Capiteln von Ernst Wichert. Leipzig 1883, C. Reißner. — Ernst Wichert gehört zu denjenigen Schriftstellern, denen man immer gern von Neuem begegnet. Fehlt auch bei diesem Dichter jenes letzte Etwas, was die Leser und Hörer mit sich fortreißt und welches man Genie nennt, so versteht Wichert doch angenehm zu bewegen, zu interessiren und zu fesseln. Wichert besitzt Wärme. Was er uns vorführt und erzählt, repräsentirt sich Alles mit einer gewissen Solidität, einer erfreulichen Kernhaftigkeit. Vor einiger Zeit konnten diese Eigenschaften in diesen Spalten an den „Littauischen Geschichten" demonstrirt werden; heute giebt zu gleichem Lob der Roman „Hohe Gönner" Anlaß. Denn ein Roman ist diese poetische Gabe; die Bezeichnung Komödie ist nur in ironischem Sinne aufzufassen, etwa wie Dante sein großes Gedicht eine Komödie seiner Erhabenheit wegen nennt. Wichert führt uns diesmal in die Salons der großen, modernen Welt ein. Mit ungemeiner Schärfe, einer köstlichen feinen Ironie wird uns da das Treiben sogenannter Kunstfreunde und Mäcene vorgeführt, vermöge deren zwei künstlerisch beanlagte Menschenkinder, ein Jüngling und ein Mädchen, emporzukommen hoffen, bis sie endlich enttäuscht einsehen, daß das Kunstinteresse ihrer „hohen Gönner" ein sehr egoistisches und unreines war und daß die einzigen hohen Gönner die wahren Talente sind. Vermöge dieser „hohen Gönner" kommen die Beiden endlich auch wirklich empor und verlassen uns als glückliches Brautpaar. Die Freunde feiner Lebensbeobachtung im dichterischen Bilde werden ihre Freude an dieser köstlichen Studie haben. J. R.

— Von heimatlicher Flur. Blüten deutscher Lyrik mit neun Illustrationen in Farbendruck nach Aquarellen von Julius Hoeppner. Preis 10 Mark. — Die Arnoldische Buchhandlung hat uns hier ein Werk in selten schöner Ausstattung geliefert. Der Künstler, Julius Hoeppner, ein Redwitz unter den Aquarellisten, wird mit seinen duftigen, märchenhaften Gebilden die jungen Herzen im Sturm erobern. Diese Blumendichtungen, welche an Granville's berühmte: Fleures animées anklingen, ohne den Vorwurf der Nachahmung auch nur im Entferntesten auf sich zu laden, geben ihm Gelegenheit, sein phantastisches Talent durch symbolische Deutung zu beleben. Die Auswahl der Dichtungen scheint mir eine besonders vorzügliche und verräth den feinsten Takt. Herren, denen bekanntlich die Auswahl passender Geschenke für junge Damen oft viel Kopfzerbrechen verursacht, können zuversichtlich nach diesem Buche greifen, das in jeder Hinsicht als zweckentsprechend erscheint.

F. V. (Jugendliteratur.) Es liegen mir sieben Bilderbücher aus dem Theo. Ströfer'schen Kunstverlage vor, deren Titel ich am Schlusse in aller Kürze folgen lasse. Der Raum, sie zu besprechen, ist mir knapp gemessen; viel zu knapp, um ihnen ihrem ganzen Werthe nach Genüge zu thun. Wer von dem Grundsatz ausgeht, daß der Kinder Auge frühzeitig schon ans Schöne sich gewöhnen müsse, um den Sinn für alles Schöne einst im Leben zu bethätigen, wird gern eine Auswahl unter diesen Büchern treffen. Wir haben unlängst bei den Engländern Anleihe für unsere Jugendliteratur gemacht. Ströfer selbst hat mit seinem Einführen der Kate Greenaway'schen Illustrationen gewissen beliebten deutschen Zeichnern einen harten Schlag versetzt. Das drollige englische Baby mit seinem winzigen Schnäuzchen und ellenlangen Kleide war nahe daran, unser liebes deutsches Kind vom Platz zu drängen. Aber das ist nicht geschehen. Und wenn der Ströfer'sche Verlag diesen künstlerischen Wettstreit — sehr zum Frommen! — damals heraufbeschworen hatte, so verdanken wir ihm nun auch den Sieg. Er ist auf der ganzen Linie ein glänzender, durchschlagender für die deutschen Illustratoren geworden, unter denen ich vor allen Paul Thumann nenne. Es ist ganz überflüssig, seinem: „Mutter und Kind" noch ein Lob beizufügen. Das Buch ist bereits bekannt. Was man etwa sagt, sagt man um sein selbst willen; um dem Zeichner den tiefempfundenen Dank auch einmal auszusprechen für die Freude, die er uns gemacht, wenn wir, Blatt für Blatt umwendend, uns gar nicht satt sehen konnten. Die alten lieben Lieder, die uns aus der Kindheit herüberklingen, die uns ins Alter begleiten werden, in solchem Schmuck zu sehen — das thut dem Herzen wohl, nicht nur den Augen. In ihrer Einfachheit werden diese Zeichnungen, keiner Mode unterworfen, vollgiltiges Muster sein in ihrer Art und bestehen, wie unsere alten Lieder selbst bestanden haben. Wie discret und schön ist auch die Farbe gehalten. — „Märchenstrauß für Kind und Haus" von Professor Paul Mohn. Die Recensionen, welche bekannte Schriftsteller wie Dr. Max Jordan, Dr. Jul. Lohmeyer, Dr. Th. Zolling über dieses bei Georg Stilke in Berlin erschienene Buch bereits geschrieben haben, erschöpfen Alles, was man von einem so reich ausgestatteten Märchenbuche überhaupt sagen kann. „Wunderbar, vortrefflich, Fülle von Poesie, Schauer deutscher Waldgeheimnisse" u. s. w. lese ich und schließe mich den geachteten Vorrednern übereinstimmend an. Nur, als ich noch ein Kind war, liebte meine Phantasie auszuschmücken — zu ergänzen; hier haben der Illustrator und die Verlagshandlung bereits das letzte Wort gesprochen und für die arme Phantasie bleibt nichts zu thun mehr übrig. — Ludwig v. Kramer's „Kinderleben" ist neu erschienen. Von dem genial gezeichneten Titelblatte an, mit der fünfspännigen Engelequipage, in der die glückliche Mama mit ihrem Kindchen sitzt, während der sich seiner Wichtigkeit bewußte Storch gravitätisch nebenherschreitet, wird es interessiren. Reizend auch diese einfarbigen Vignetten! — Bei Karl Fröschl's: „Goldne Zeiten" ist es fast schwer eine Auswahl unter den Blättern zu treffen. Ich schlage auf gut Glück auf: „Hänschen will sich nicht waschen lassen." Bei aller Einfachheit sehr elegant gezeichnet — man sehe nur die mittelste Figur an. Dabei amüsant, ungeziert und recht deutsch. Auch Kleinmichel's „Kinderhort" wird viel Vergnügen schaffen. Solche Illustratoren für die Literatur unserer Kinder gewonnen zu haben, kein Opfer zu scheuen, um sie in dieser Ausstattung vorzuführen, ist wahrlich ein Verdienst. Ein Bedauern kann man freilich nicht ganz unterdrücken — die meisten der Bücher erschienen zu spät, um dies Jahr noch volle Anerkennung zu finden. Möchte das Publicum nur bedenken, daß auf etwas Gutes man nie zu lange wartet. Es scheint mir — und ich sage das aus voller Ueberzeugung — von nationalem Interesse, einem Verleger Entgegenkommen zu zeigen, der den deutschen Bilderbüchern einen solchen Aufschwung giebt und dessen erstes Bestreben bei der Herstellung seiner Bücher nicht auf Gewinn gerichtet ist (der Lietzen-Mair'sche Faust giebt davon den besten Beweis), sondern der vor Allem die Vortrefflichkeit der Sache selbst im Auge hat. Folgen hier die Titel der mir vorliegenden Werke: 1) „Für Mutter und Kind", alte Reime mit Bildern von Paul Thumann. Ldpr. 6 ℳ. 2) „Ein Kinderleben in Bildern", illustrirt von Lud. v. Kramer, erzählt von H. Proschberger. Ldpr. 7,50 ℳ. 3) „Goldne Zeiten", illustrirt von Karl Fröschl. Ldpr. 6 ℳ. 4) „Kinderhort in Bild und Wort" von J. Kleinmichel. Ldpr. 5 ℳ. 5) „Guck! Guck!" ein Bilderschatz für unsre Kleinen, mit deutschem Texte von Helene Binder. 6) „Schlaukäpfchen", alte und neue Sinnsprüche mit Illustr. von Lizzie Lawson zum Coloriren, aus dem Englischen übersetzt von Helene Binder. 7) „Kleine Blüten, kleine Blätter", illustr. von T. Pym; aus dem Englischen übersetzt von Helene Binder.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 103. Sonntag, den 24. December. 1882.

Inhalt: Das Leben und die Stellung der Frau im römischen und im christlichen Hause. — Leipziger Theater, von R. v. Gottschall. — Bücherbesprechung (Der Diskus, von Chr. Kohlrausch). Berichtigung.

Das Leben und die Stellung der Frau im römischen und im christlichen Hause.

Von Friedrich Julius Winter, Pfarrer.

Das Rom der ersten Kaiserzeit repräsentirt ohne Zweifel eine der glänzendsten Culturepochen der gesammten Weltgeschichte. Es sah fast die ganze bekannte Welt besiegt zu seinen Füßen liegen und hielt alle Fäden der weitgespannten Herrschaft in seiner Hand, aber es verstand auch sich in den Genuß dieser seiner Weltherrschaft zu setzen. Der erste Kaiser Augustus ließ auf dem römischen Forum einen goldenen Meilenstein setzen, um damit symbolisch anzudeuten, daß hier der Mittelpunkt der Welt war. In der That strömte in Rom die ganze Welt zusammen, lieferte in diese Stadt jedes Land, jedes Meer, jede Jahreszeit das Beste und Kostbarste, was sie hatten, um das Leben ihrer Bürger erhalten, bereichern und ausschmücken zu helfen. Aegypten sandte sein Getreide und seine feinen Linnen, Spanien seine Wolle, die griechischen Inseln ihre Weine, das schwarze Meer seine Fische. „In Magazinen und Läden lagerten heilsame Kräuter aus Sicilien und Afrika, arabische Specereien und Wohlgerüche, die Perle vom Grund des rothen Meeres und der Diamant aus indischen Gruben, schön gemaserte Scheiben kostbaren Holzes, am Atlas gewachsen, und riesige Balken und Blöcke bunten Marmors, in den Gebirgen der verschiedenen Provinzen gebrochen." Und die Zeiten waren vorüber, wo man in angestammter Vorliebe für strengste Einfachheit der Lebensweise an den Schätzen der Natur und Kunst kalt und verständnißlos vorüberging. Mag auch ein tieferes Kunstverständniß in Rom nie eine rechte Heimath gehabt haben, um so mehr war man darauf bedacht, sich auf Schritt und Tritt mit einer künstlerischen Pracht zu umgeben, deren übrig gebliebene Trümmer heute noch unser höchstes Erstaunen wachrufen. Das von der Gluthasche des Vesuv verschüttete Pompeji war nur eine kleine Provinzialstadt; und doch thut sich bei seiner Ausgrabung ein großartiger Reichthum von Kunstschätzen aller Art auf: die Gebäude, die Wände, die Möbel, die Gefäße bis herab auf das kleinste und unscheinbarste, alles ist künstlerisch gestaltet und geschmückt und läßt uns noch mehr als die ausgegrabenen Trümmer des alten Rom selbst schließen, mit welchem Reichthum äußerer Pracht und Schöne man dort das Leben auszuschmücken verstand. Kurz, wir fühlen, Rom erlebte nach den Jahrhunderte langen Kriegen, in welchen es eine Welt bezwungen hatte, eine Erntezeit, eine Zeit, in der man wie selten die Welt auszubeuten, alle Güter der Natur und Kunst dem Leben dienstbar zu machen und es dadurch zu bereichern und zu verschönern verstand.

Und doch war das alles nur die Tünche, unter welcher die unhaltbarsten Zustände sich bargen, die bunte, blendende Hülle, hinter welcher sich ein großartiger Zersetzungsproceß vollzog, dem das gesammte antike Leben unrettbar verfallen war. Eine Erscheinung, die uns auch sonst in der Geschichte begegnet, daß nämlich die Höhepunkte der äußeren Cultur, des Welt- und Lebensgenusses ein inneres Verderben zudecken, welches ein Volk dem schließlichen Untergange entgegenführt.

Es waren, um es mit einem Wort zu sagen, dem Leben dieses die Welt beherrschenden Römervolkes die sittlichen Grundlagen verloren gegangen. Mochte es damals, wie das natürlich gar nicht anders sein kann, viele Einzelne geben, denen wir unsere sittliche Hochachtung nicht versagen können, so waren doch die Wurzeln des Volkslebens verfault und so war doch von da aus ein Verderben in die öffentlichen Zustände eingedrungen, welches sich auch auf das Leben der Einzelnen, auch der Edelsten und Besten, wie ein Mehlthau lagerte. Ich möchte das an einem Punkte nachzuweisen versuchen, der allerdings zu den grundlegendsten für die Sittlichkeit eines Volkes gehört, an der Stellung und dem Leben der römischen Frau jener Zeit.

Was der Beruf und das Leben der Frau für die Sittlichkeit eines Volkes zu bedeuten hat, liegt offen vor Augen. Die Frau ist der Mittelpunkt, das Herz des Hauses. Ihr Sein und Leben bestimmt darum am tiefsten und nachhaltigsten das der Familie. Sie ist die Pflegerin der Sitte; durch sie pflanzt sich am natürlichsten und sichersten die väterliche Sitte von einem Geschlecht auf das andere fort, durch sie wird die feine, zarte Sitte gewahrt und gepflegt, welche so unmerklich und doch so nachdrücklich unser Thun bestimmt und der Sittlichkeit eine Schönheit und Anmuth verleiht, die uns anlockt und erfreut. Unter der Hut und Leitung der Mutter wachsen die Kinder heran, ihr gehören sie gerade in den ersten, bildsamsten Jahren am ausschließlichsten. Hier legt sie für die ganze zukünftige Lebensführung den nachhaltigsten Grund und bereitet für die tiefsten und stärksten Motive den Boden des Herzens. Wenn ein vor anderen selbstbewußter Herrscher gesagt hat: der Staat bin ich, so kann man jedenfalls mit viel höherem Rechte behaupten: die Familie ist die Frau. In der Familie aber liegen die Wurzeln des Volkslebens, ihr sittlicher Stand ist darum von maßgebendster, durchgreifendster Bedeutung für den sittlichen Stand des Volkes. Wenn wir darum versuchen das Leben und die Stellung der Frau in jenem glanzvollen Rom uns vorzuführen, so thun wir damit einen Blick in das wurzelhafte Werden der Sittlichkeit jener Tage und erkennen insbesondere einen der Grundschäden, durch welche das weltbeherrschende Volk zu Grunde ging. Und wenn wir dem gegenüber das Leben der Frau im christlichen Hause beobachten, so werden wir damit einen Eindruck von dem völlig anderen Geiste des Christenthums, von der sittlichen Erhabenheit christlichen Seins und Lebens erhalten.

Die ersten Jahre der Kindheit vergingen der Tochter eines römischen Hauses unter allerlei Spielen, die theilweise unsern Kinderspielen ganz ähnlich sind; vor allen fehlten natürlich die Puppen nicht, von denen mehrere von Terracotta und Elfenbein in Kindergräbern sich bis jetzt erhalten haben

Und war das Kind des Spielens müde geworden, sa ging's, wie in unsern Kinderstuben ans Erzählen von Geschichten und Märchen, die ebensa häufig wie bei uns mit dem: es war einmal ein König und eine Königin beginnen und in der wahlbekannten Weise weiter lauten und jedenfalls damals mit derselben ängstlichen Spannung, wie von unseren Kindern angehört wurden. Für das weiter heranwachsende Mädchen gab es zunächst allerlei weibliche Arbeiten zu lernen, namentlich Spinnen und Weben. Nebenher ging der Unterricht in Künsten und Wissenschaften, besonders in Musik und Tanz; die griechische Sprache spielte bei den Römern etwa dieselbe Rolle, wie bei uns die französische. Die Mutter hatte es gern, wenn ihr Töchterchen recht bald ein wenig griechisch parliren lernte. Natürlich fehlte es auch nicht an einer Einführung in die Literatur, Mythologie, Geschichte u. s. w. Es ist jedoch zu bemerken, daß im Allgemeinen auf die Erziehung der Mädchen nicht viel Werth gelegt wurde und sie derjenigen der Söhne bedeutend nachstand. Sie wurde deshalb um sa mehr und um so unbedenklicher dem Dienstpersanal des Hauses überlassen, d. h. Sklavinnen, deren Einfluß auf die Charakterentwickelung des heranwachsenden Kindes für gewöhnlich höchst ungünstig wirken mußte. Es zeigt und rächt sich hier bereits die allgemeine Geringschätzung, in welcher im Alterthum das Weib dem Manne gegenüber stand. Der Werth des Menschen wurde hier einseitig in seiner Bedeutung für den Staat gesucht, darum mußte natürlich dem Manne ein ganz unverhältnißmäßiger Vorzug vor dem Weibe zukommen; und sa wandte man van varnherein auf die rechte Erziehung und Bildung des Sahnes eine ganz andere Aufmerksamkeit als auf die der Tochter. Diese Zurückstellung zieht sich aber durch das ganze Leben der Frau hindurch. Natürlich bleiben auch die schlimmen Falgen nicht aus.

Die Kindheit eines Mädchens war nur zu bald zu Ende. Sie hatte meist kaum das 12. oder 13. Jahr zurückgelegt, so wurde sie vermählt; oerlabt war sie ast schon viel früher. Natürlich hatte sie dabei nur mit sich handeln zu lassen Wenn auch rechtlich ihre Einwilligung nothwendig war, sa kam ihr doch thatsächlich ein entscheidendes Wort nicht zu; das verbat schon ihre Jugend. Die Eingehung der Ehe war überhaupt oft nur eine Sache der Canaenienz zwischen zwei Familien oder sie stand im Dienst der niedrigsten Speculatian: man sah dabei nur auf die Mitgift, den Stand u. ä. „Jedes Thier, jeder Sklave," sagt ein römischer Schriftsteller jener Zeit, „Kleider und Geschirre werden vor dem Kaufe geprüft, nur die Frau wird nicht gezeigt." Daß dabei die Liebe, die innere, persönliche Zuneigung außer Betracht blieb, versteht sich von selbst. Auch die Verladung brachte die künftigen Ehegatten einander nicht näher, sie war eben ein bloßes Rechtsgeschäft; einen eigentlichen Brautstand in unserem Sinne gab es nicht; weder die Griechen, noch die Römer haben einen Ausdruck für unser deutsches Wart Braut. In früherer Zeit war eine Eheschließung religiöser Art in Uebung gewesen, bei welcher in Gegenwart des Oberpriesters Opfer dargebracht und darnach die Opferkuchen zwischen Bräutigam und Braut getheilt und van ihnen unter feierlichen Worten gegessen wurden. Allein dieser Brauch war mit der Zeit abgekammen und an seine Stelle der einfache Rechtsact getreten, in welchem beide Theile ihren Willen, mit einander ehelich leben zu wallen, erklärten. Wal aber fehlte es dabei nicht an allerlei äußerem Festschmuck und -Lärm, namentlich nicht an einem salennen Hochzeitsschmaus, bei welchem der Luxus mitunter arg übertrieben worden sein mag. Wenigstens sah sich der Kaiser Augustus veranlaßt, ihn durch ein Gesetz einzuschränken.

Welch ein jäher Wechsel aber erfalgte mit dem Eintritt in die Ehe für die, die soeben noch ein spielendes und lernendes Kind gewesen war. Die alten Sitten und Gesetze, nach welchen die Frau zu ihrem Ehemanne im Verhältniß umfassendster Abhängigkeit stand, nach welchen sie nur für ihn und durch ihn etwas war und mit der Verehelichung eigentlich nur aus der Vormundschaft des Vaters in die ihres Gatten überging, waren nach und nach abgekommen und hatten einer weitgehenden Emancipation Platz gemacht, die sich dadurch vollendete, daß ihr schließlich das Gesetz das volle Eigenthumsrecht an ihrem eingebrachten Vermögen gab. Und sa trat denn die junge Frau mit einem Male aus den engen Räumen der Kinderstube in die graße Welt, und was war das für eine Welt! Wie bunt und glanzvall, wie genußreich und allen Sinnen schmeichelnd, aber auch wie erfüllt von all dem Bösen, das eine solche nur dem Augenblick und dem Genuß lebende Welt in ihrem Schooße birgt! Wie wurden hier Eitelkeit und Gefallsucht gepflegt! Wie spielten Intriguen und Leidenschaften jeder Art eine sa hervarragende Rolle und suchten und fanden ihre Befriedigung! Nur wenn das eheliche Band selbst einen starken Rückhalt bot, wenn es auf gegenseitiges, rückhaltloses Vertrauen und liebevalle Hingabe gegründet war, mochte die Frau den tausend Versuchungen und Gefahren entgehen, die sie umlauerten um sie auf falsche Bahnen zu führen suchten. Indeß eben daran fehlte es.

Man kann wal im Allgemeinen behaupten, daß jenes gemüthvalle, herzliche Band der Gattenliebe, welches nach unseren Begriffen das eheliche Leben beherrschen soll, dem römischen Hause, im Ganzen genommen, fremd war. Wie die Wahnräume desselben mit ihren wenigen Prunkmöbeln uns durchaus den Eindruck einladender Behaglichkeit vermissen lassen, den wir in unseren Wohnräumen zu suchen gewöhnt sind, sa war es für gewöhnlich selbst in den besten Fällen mehr das kältere Gefühl gegenseitiger Hachachtung, das die Ehegatten verbunden hielt, als das hingebender, inniger Liebe. Sa viel uns die Dichter jener Zeit, ein Horaz, Tibull, Praperz, van Liebe singen und sagen mögen, die Gattenliebe, die Liebe, welche die Glieder eines Hauses umschlingt und die unseren Paul Gerhardt, Claudius, Chamissa, Rückert nnd vielen Andern sa manche liebliche Weise eingegeben hat, sie fehlt.*) Es ist nur die Liebe zu der Geliebten, die sich ausspricht und auch da nicht jene ideale schwärmerische Begeisterung, jene innige keusche Minne, die sa recht eigentlich auf deutschem Baden heimisch ist, wir blicken dabei ast in Verhältnisse sehr zweideutiger Art. Wie die Ehe als ein Rechtsverhältniß eingegangen war, in diesem Sinne wurde sie auch geführt; und sa wenig der Gatte daran dachte, dem Weibe seiner Wahl ein Herz vall Liebe entgegenzubringen und zu bewahren, sa wenig erwartete und verlangte er diese Gesinnung von ihr.

Tritt so schon in der ganzen Auffassung des ehelichen Verhältnisses ein verhängnißvaller Schade zu Tage, so kam noch manches Andere hinzu, um diesen zu verschlimmern. Um sich in der Verwaltung ihres Vermögens die valle Selbständigkeit zu wahren, hielten sich manche begüterte Frauen eigene Vermögensverwalter, Procuratoren, die natürlich auch in anderen Angelegenheiten ihre vertrauten Rathgeber waren, daher oft eine sehr intime Stellung zu ihnen einnahmen und, wie Aeußerungen gleichzeitiger Schriftsteller beweisen, dem ehelichen Frieden leicht gefährlich wurden. Nicht weniger verderblich wirkte die Sklavenwirthschaft, die ja bekanntlich überall den sittlichen Fonds eines Volkes aufs Erhebliche schädigt. In einem varnehmen römischen Hause waren Hunderte van Sklaven und Sklavinnen des Winkes der Herrin gewärtig, gewärtig, ihr alle und jede Bemühung abzunehmen und sich allen ihren Launen zu fügen. Sie waren aber die allzu willigen Werkzeuge auch der üdeln Sitten; ja, man darf wal auch hier wie sanst annehmen, daß sie ein be-

*) Wie befremdlich klingt uns z. B. die Aeußerung Seneca's: „Einer fremden Ehefrau gegenüber ist jede Liebe verwerflich, der eigenen gegenüber aber nur eine zu heftige. Ein weiser Mann muß seine Gattin lieben aus Ueberzeugung, nicht aus Leidenschaft. Es giebt nichts Abscheulicheres als seine Gattin zu lieben wie eine Geliebte."

Digitized by Google

sonderes Interesse daran hatten, gerade diesen sich dienstbar zu erweisen. Auf eins haben wir schon hingewiesen, daß nämlich die Frauen die Erziehung der Kinder zum größten Theil ihren Sklaven überließen. Gewiß mag es einzelne Mütter gegeben haben, die sich mit hingebendster Liebe dieser Pflicht unterzogen haben — Cornelia, die berühmte Mutter der Gracchen, wird nicht die einzige gewesen sein —, allein es ist doch auffallend, daß die gleichzeitigen Schriftsteller ebenso wenig wie von der Gattenliebe, von den Rechten und Pflichten der Mutter zu sagen wissen. Und wie wurde, um von Anderem zu schweigen, durch solche Sklavenwirthschaft Herrschsucht und Launenhaftigkeit gepflegt! Und wie gewöhnte sich das Weib an eine ihm sonst unnatürliche Grausamkeit und Härte! Ein römischer Dichter ermahnt die Frauen, den Sklavinnen, die sie schmücken, nicht mit Nadeln die bloßen Arme zu zerstechen und das Gesicht zu zerkratzen, und ein anderer schildert uns, wie die Hausherrin in ihrem Zorn eine ihrer Sklavinnen vor ihren Augen und ohne ihre Beschäftigung zu unterbrechen, peitschen läßt, bis die Prügelknechte ermüden. Ja, diese grausamen Gebieterinnen hatten bis auf die Zeit Hadrian's das Recht, ihre Untergebenen ohne Angabe eines Grundes zum Tode zu verurtheilen.

Chamisso hat in einem kleinen Cyclus von Gedichten den Gedanken durchgeführt, daß das Leben der Frau von ihrer Jugend bis zum Alter des Großmütterchens dienende, selbstverleugnende Liebe sei. In der That liegt in jedem rechten Frauenherzen ein ganzer Schatz von hingebender Liebe verborgen, der nur gehoben, nur verwerthet zu werden braucht, um wie der liebe, helle Sonnenschein Glück und Segen um sich her auszubreiten. Wo aber dieser natürliche Trieb, Andern in Liebe zu dienen, sich nicht bethätigen kann, wo der bestimmte Beruf fehlt, der diesen Dienst fordert, wo die Herzen fehlen, mit denen das eigene Herz sich in Liebe verbunden wissen darf, da ist's nicht zu verwundern, wenn das Weib auf völlig falsche Bahnen geräth. Die Erschütterung des Familienlebens hat sich, wie die Geschichte lehrt, an den Frauen stets am schwersten gerächt. So war's auch damals in Rom. Wol hatte es früher bessere Zeiten gegeben, Zeiten, in welchen das Weib im Hause still und sorgsam ihres Berufs wartete und neben dem Hausherrn die ihm gebührende Stellung einnahm, und jedenfalls gab es, wie uns so manche erhaltene Grabschriften in schlichten und deswegen um so eindringlicheren Worten andeuten, namentlich in den mittleren und unteren Ständen noch manchen derartigen Hausstand, allein in den höheren, tonangebenden Kreisen gehörten derartige normale Verhältnisse der Vergangenheit an. Der Sinn der Frauen war hier einseitig nur nach außen gerichtet. Hier, in der Welt der äußeren Zerstreuungen und Genüsse, in Prunk und Putz oder, besten Falles, in Beschäftigungen männlicher Art suchten sie, was dem Leben Werth und Reiz verleihen sollte. Eine allgemeine, oft gerügte Schwäche der römischen Frauen war zunächst die Leidenschaft für die Schauspiele. Und welcher Art waren diese Schauspiele! Der Circus mit seinen Wettrennen war der Schauplatz wildester Ausbrüche der Parteileidenschaft unter den Pöbelmassen. Das Amphitheater bot in Fechterspielen, Thierhetzen und Darstellungen von Land- und Seeschlachten den Anblick der furchtbarsten Menschenschlächterei und der entsetzlichsten Marterscenen. Und „auf der Bühne herrschte die Pulcinellkomödie und die Posse voll grober unzweideutiger Unzüchtigkeiten, an denen sich die Masse, und der pantomimische Tanz, an dem sich die feine Welt ergötzte, wo in der Darstellung der meist schlüpfrigen Gegenstände das Aeußerste für erlaubt galt und der raffinirteste Sinnenkitzel aufgeboten ward". Aber die Leidenschaft für die Schauspiele entsprang nicht blos der Schaulust, man wollte dort auch selbst gesehen werden. Entfaltete doch hierbei die Stadt Rom ihre ganze Pracht: nie schmückte sich die Frau reicher und ausgesuchter, als für den Gang in die Schauspiele, nie war sie so wie hier darauf bedacht, die Blicke auf sich zu lenken. Und wer selbst nicht die hierzu nothwendigen Utensilien und Prachtstücke besaß, für den boten die Leihgeschäfte alles das, wessen man benöthigt war bis auf die begleitenden Dienerinnen. Und dazu brachten diese Schauspiele die bequemste und willkommenste Gelegenheit, mit Männern zusammenzukommen und Liebeshändel anzuknüpfen. Die christlichen Schriftsteller eifern ausdrücklich auch um deswillen gegen den Besuch derselben. Eine ähnliche, Zucht und Sitte zerstörende Wirkung hatte die Theilnahme der Frauen an den Gastmählern. Hier wurden von Tänzern und Mimen ähnliche, die Sinne aufregende obscöne Scenen vorgeführt wie im Theater; und hier wirkte bei den schwelgerischen berauschenden Genüssen das Zusammensein mit den Männern nicht weniger verderblich. Es gab indeß natürlich auch Frauen, deren Sinn auf Höheres gerichtet war. Der bekannte niederländische Historienmaler Alma Tadema hat uns ein Bild gezeichnet: eine junge Römerin lauscht auf ihrem Ruhebett ausgestreckt träumerisch dem pathetischen Vortrag eines Schriftstellers, der eines seiner neuesten Erzeugnisse zu Gehör bringt. Hinter ihr stehen zwei Sklavinnen, seitwärts ihr Gatte oder Liebhaber, ebenso wie sie aufmerksam auf die Worte des Redners gerichtet. Alles um sie her strahlt Reichthum und Glanz wieder, besonders der prachtvolle, mit Bildsäulen gezierte, von Palästen umgebene Garten, auf den sich im Hintergrunde die Aussicht eröffnet. Ein echtes Culturbild! Schöngeistige und wissenschaftliche Beschäftigung war bei den Frauen des kaiserlichen Roms sehr beliebt. So manche hatten bei dem zeitigen Eintritt in die Ehe nachzuholen, was ihrer Jugendbildung noch mangelte; andere ließen sich von dem schöngeistigen Dilettantismus hinnehmen, der in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die gebildete Gesellschaft überhaupt beherrschte, und einzelne mochten wol diese ihre Liebhaberei in der unangenehmsten Weise zur Schau tragen. Wenigstens schildert uns der römische Dichter Juvenal einen solchen Blaustrumpf, der, sobald er in der Gesellschaft erschienen ist, eine ästhetische Unterhaltung beginnt, an allen möglichen literarischen Productionen Kritik übt und sich berufen fühlt, die unrichtigen sprachlichen Ausdrücke aller übrigen zu corrigiren, so daß kaum jemand anders zu Worte kommen kann. Natürlich gab es auch zahlreiche Dichterinnen, die sich in griechischen und lateinischen Versen versuchten und darüber gern ein möglichst überschwängliches Lob hörten. Andere wendeten sich mit Vorliebe der Philosophie zu. Als im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Beschäftigung mit ihr Modesache wurde und der Philosoph in den Häusern und an den Tischen der Vornehmen eine Rolle zu spielen begann, da ward er auch in den Hofstaat reicher Frauen aufgenommen. Unwürdig und bedientenhaft genug mag oft die Stellung desselben gewesen sein; nur wenn und so lange gerade die Dame Muße und Laune dazu hatte, seinen Vortrag anzuhören, wurde er vorgelassen, obwol es natürlich auch an solchen Frauen nicht fehlte, welche die Sache ernster nahmen und sich mit vielem Eifer philosophischen Studien hingaben, um in ihnen Halt und Richtschnur für ihr Leben zu finden. Daß bei den Frauen Roms die religiösen Bewegungen, welche die damalige Welt durchzogen, die entgegenkommendste Theilnahme fanden, versteht sich. Sie namentlich waren es, welche dem Eindringen der fremden, insbesondere der orientalischen Culte den mächtigsten Vorschub leisteten: an ihnen hatten diese Götter „ihre andächtigsten Beterinnen und deren Priester ihre blindgläubigsten, gehorsamsten und freigebigsten Anhängerinnen". Noch charakteristischer jedoch für jene Zeit ist die Theilnahme der Frauen an der Politik. Bekannt ist's, wie die Gemahlinnen der Prooinzialstatthalter in die politischen Geschäfte eingriffen, kostspielige Hofhaltungen führten und wie sich an sie oft gerade der Auswurf der Provinzen hing, so daß die immer erneuerten Klagen über Erpressungen zum großen Theil in ihnen ihren Anlaß gehabt haben mögen, und einmal im Senat der Antrag eingebracht

wurde, daß kein Statthalter seine Frau mit in die Provinz nehmen dürfe. Aber nicht sie allein, auch nicht allein die Gemahlinnen und Favoritinnen der jeweiligen Herrscher wußten einen bestimmenden Einfluß auf die Führung der Staatsgeschäfte zu üben, auch sonst war unter den Frauen das Streben verbreitet, sich im öffentlichen Leben geltend zu machen. Man braucht dabei noch nicht an solche Mannweiber zu denken, die, wie es auch nicht selten vorkam, selbst Klageschriften ausarbeiteten oder den Männern der hohen Politik gegenüber dreist das Wort über die neuesten Welterereignisse führten; besonders bei der Besetzung von Stellen, wie überhaupt in Personalfragen war der Einfluß der Frauen von großer Bedeutung. Bezeichnend in dieser Richtung ist, daß man in Pompeji unter den Häuseranschlägen Wahlempfehlungen zu städtischen Aemtern gefunden hat, welche von Frauen unterzeichnet sind.

Das Leben der vornehmen, tonangebenden Römerinnen war, mit einem Worte, dem Beruf im Hause entfremdet und nach außen gerichtet, es hatte damit eine vollständig verkehrte Richtung eingeschlagen, ja war bis zur förmlichen Unnatur ausgeartet. Zeichnen uns die damaligen Schriftsteller doch geradezu ganz widerwärtige Erscheinungen, Frauen, die nach Gladiatorenart fechten, die in die Nacht hinein zechen, selbst Processe führen, Frauen, selbst aus den höchsten Ständen, die die schmählichsten Liebschaften zu Menschen von der niedrigsten Sorte, zu Fechtern und Schauspielern unterhalten und diese nicht selten theuer erkaufen. Aber das alles sind nur vereinzelte Symptome der Ausartung, an welcher das Leben krankte. Jedenfalls sind alle Schriftsteller jener Zeit voll von Klagen und Anklagen gegen das andere Geschlecht, und die Thatsachen, von welchen wir Kunde haben, geben ihnen nur zu sehr Recht. Hören wir nur einen von ihnen, einen Schriftsteller, von welchem man nicht sagen kann, daß er gegen die Frauen voreingenommen ist, da er die Männer ebenso wenig schont, welcher sich aber vor andern durch scharfe Beobachtungsgabe auszeichnet und welcher in einer Großstadt schrieb, die so ziemlich dasselbe Bild gezeigt haben wird, wie Rom, wir meinen den Clemens von Alexandrien. Er giebt wiederholt die drastischsten Schilderungen von den Unsitten der vornehmen Frauen seiner Umgebung. Wir führen nur eine Stelle an (Paed. III, c. 4): Friseure und Zofen umschweben die Frauen; die eine reicht den Spiegel, die andere das Haarnetz, eine dritte den Kamm. Auch Eunuchen sind da und diese spielen dann die Kuppler .... Dann sind eine Masse Kelten da, welche die Sänften mit den Weibern emporheben und auf ihren Schultern tragen. Aber Spinnerei, Wollarbeiten, Weberei, ein Arbeitszimmer der Frau, Hausarbeit, das giebt es nicht, aber Menschen, die den ganzen Tag den Frauen Klatsch vorschwätzen, ihnen die Skandale berichten und sie an Leib und Seele verderben. Ferner heißt es ebenda: Sie halten sich Papageien und medische Pfauen, und dann lehnen sie neben ihren Mißgeburten im Divan, schäkernd und sich ergötzend an ihren Grimassen. Andere kaufen sich für theures Geld gleich mehrere solche Zwerge und nicht auf ihre Ehemänner sind sie stolz, sondern auf diese Menschen, die eine Last der Erde sind. Wittwen und Waisen und Greise aber beachten sie nicht, ja ihre eigenen Kinder setzen sie aus. Clemens spielt hier auf verschiedene Unsitten der Damenwelt an, die er an anderen Stellen eingehender vorführt, auf ihre Trägheit, ihre leidenschaftliche Putzsucht, ihren enormen Toilettenluxus, ihre läppischen, unnatürlichen Liebhabereien, besonders an Zwergen und andern Abnormitäten.

Die Folge dieser Zustände war die verbreitetste, tiefste Zerrüttung des ehelichen und häuslichen Lebens. Der schlagendste Beweis dafür sind die häufigen Ehescheidungen. Der Leichtfertigkeit, mit welcher man die Ehe einging, entsprach die Ungenirtheit, mit welcher man sie wieder auflöste. Es gab nicht wenig Männer, die drei, vier, fünf und mehr Frauen gehabt hatten; und das Gleiche gilt von den Frauen. Sie heirathen sich nur, sagt ein christlicher Schriftsteller, um sich scheiden zu lassen, aber, wie noch bitterer der heidnische Seneca bemerkt, weil der Ehebruch ein neuer pikanter Reiz war. Ja, es konnte vorkommen, daß Freunde ihre Frauen austauschten, ohne darin etwas Schändliches zu sehen. Natürlich kam nun der Ehestand selbst in Verachtung. Ehelosigkeit und Kinderlosigkeit nahm immer mehr überhand. Man scheute sich, sich die Last eines so zuchtlosen, verschwenderischen Weibes aufzubürden; man zog für sich selbst die Ungebundenheit des ehelosen Standes den Fesseln ehelicher Verbindung vor. Es kam bekanntlich so weit, daß wiederholt zur Schließung von Ehen nicht blos dringende Mahnungen erlassen, sondern auch durch Gesetze dem Uebel zu steuern versucht werden mußte, indem Ehelosigkeit und Kinderlosigkeit mit empfindlichen Nachtheilen belegt, dagegen denen, welche wenigstens drei Kinder hatten, manche Erleichterungen zugewendet wurden.

Es ist ein Bild voll tiefen Schattens, das sich vor uns entrollt hat. Wir bemerkten schon, daß für das hier eingerissene Verderben auch die Zeitgenossen einen offenen Blick hatten und es schwer beklagten. Man meinte jedoch, die gerügten Laster seien in der Natur des Weibes selbst begründet, man sagte, sie sei dem Bösen mehr zugeneigt als der Mann. Dies war die Ansicht sowol der Philosophen als der Staatsmänner. Der Censor Metellus Numidius äußerte vor versammeltem Volke: Wenn die Natur uns vergönnte, ohne die Frauen zu leben, so würden wir von sehr lästigen Gefährten erlöst sein. Daß ein großer Theil der Schuld auf der Männerwelt lag, daß sich nur ihr eigenes zügelloses Leben und Treiben rächte, davon wollte man nichts wissen. Nach viel weniger ahnte Jemand, daß hier nur ein dem gesammten Alterthum eigener Fehler, der Fehler der Unterschätzung des Weibes und der Familie, seine verhängnißvollen Folgen zog und den gesammten Bestand des Volkslebens dem Untergang entgegenführte. Es mußte eine ganz neue Anschauungsweise, eine neue sittliche Macht eintreten, die das Leben grundsätzlich anders auffassen und führen lehrte; sie kam im Christenthum.

Stellen wir die Christin, die christliche Hausfrau, wie uns die Schriftsteller der ersten Jahrhunderte sie darstellen, dem oben gezeichneten Bilde gegenüber! Diese thun ihrer, ihrer Stellung und ihres Lebens, zwar mehr nur gelegentlich Erwähnung und geben uns kein so buntes, voll ausgeführtes Bild davon, wie wir es von den Unsitten der heidnischen Frauen jener Zeit haben; allein wir erfahren genug, um zu erkennen, von welch' anderem Sinn und Geist dieses Leben beseelt und getragen war.

Es war, wie wir oben andeuteten, das einseitige Vorwiegen der öffentlichen staatlichen Interessen und die damit im Zusammenhang stehende Veräußerlichung und Verweltlichung des Lebens, unter welcher in der antiken Welt das häusliche Leben litt und welche dem Manne einen so viel höhern Werth als dem Weibe verliehen hatte. Dagegen ließ das Christenthum ganz andere, tiefer liegende und weiter reichende Gesichtspunkte mit aller Energie hervortreten, es lenkte den Blick des Menschen auf sich selbst, auf Gott, es lehrte ihn Einkehr in sich selbst halten und sich zuerst und zuletzt in seinem Verhältniß zu Gott erfassen und schätzen, es lehrte ihn dies als den Mittel- und Höhepunkt aller sonstigen Interessen zu betrachten und gab ihm darin den Maßstab für die rechte Würdigung derselben. Da ergab sich aber sogleich der Grundsatz der wesentlichen Gleichheit und gleichen Berechtigung von Mann und Weib. Wol war dieser Gedanke bereits von der Philosophie ausgesprochen worden; in der Weise, wie ihn das Christenthum verkündet und namentlich praktisch verwerthet und durchgeführt hat, war er doch eine ganz neue Wahrheit. Gott gegenüber haben etwaige Prärogativen des einen Geschlechts vor dem andern keine Geltung; das Heil ist nicht dem Manne oder dem Weibe, sondern den

Menſchen im Allgemeinen zugeſprochen, und der Heilsweg iſt für beide einer und derſelbe. Derartige Gedanken ſind den Kirchenvätern geläufig und liegen, wo ſie nicht ausdrücklich ausgeſprochen werden, doch ihren Ausführungen zu Grunde. Man kann ſich denken, welch' tiefen Eindruck dieſe ebenſo ſchlichte und unmittelbar verſtändliche als weitgreifende Lehre auf die Gemüther der Frauen hervorbringen mußte. Aber wie erfuhr durch jene Beziehung auf Gott auch die ganze Auffaſſung und Führung der Ehe eine ſo heilſame Veränderung! Man hat mit Recht bemerkt, daß das häusliche Leben gerade für die innerliche Denkweiſe des Chriſtenthums der ganz entſprechende, der ihm ſelbſt verwandteſte Wirkungskreis war. Schon die Eheſchließung ſelbſt wurde unter die Fürbitte der Gemeinde und den Segen der Kirche geſtellt, ſie wurde ein gottesdienſtlicher Act. Solche Ehen, welche von Chriſten ohne die kirchliche Weihe geſchloſſen wurden, galten als ſehr makelhafte, ja faſt als ungeſetzliche Verbindungen. Die Beziehung auf Gott und das Heil der Seele ſollte aber auch die ganze Führung der Ehe durchziehen: ſie gab ihr einen ganz neuen Inhalt. Es war vor allem die gemeinſame Theilnahme am Gottesdienſt der Gemeinde, ſowie das gemeinſame tägliche Gebet, welches das Zuſammenleben der Gatten heiligte und ihm die Richtung auf die Ewigkeit gab. Sie beten zu gleicher Zeit, rühmt Tertullian, ſie werfen ſich zuſammen nieder, ſie halten zu gleicher Zeit Faſten, ſie finden in gleicher Weiſe ſich in der Kirche Gottes, in gleicher Weiſe beim Tiſch des Herrn ein. Aus beider Munde ertönen Pſalmen und Hymnen, und ſie fordern ſich gegenſeitig zum Wettſtreite heraus, wer wol am beſten dem Herrn lobſingen könne. Eine Schilderung, welche in den Bildwerken der Katakomben ihre Beſtätigung findet. Denn hier ſehen wir die Frau dargeſtellt, wie ſie im Kreiſe der Ihrigen aus der Schrift vorlieſt oder betet oder dem leſenden Gatten zuhört. Auf Schritt und Tritt begegnet uns in jenen altchriſtlichen Grabſtätten das Bild der Frau und faſt immer in betender Stellung, zum Beweis, wie ſehr die Chriſtin ihren prieſterlichen Beruf zu üben und zu wahren wußte. Es gilt ferner als eine der edelſten Anſchauungen des Alterthums, wenn geſagt wird, in der Ehe ſei der Mann ſeiner Gattin Erzieher. Im chriſtlichen Hauſe waren das beide für einander und dienten ſich gegenſeitig an ihren Seelen. Nicht durfte die Frau öffentlich, vor der Gemeinde lehrend auftreten, aber um ſo häufiger findet ſich der Gedanke ausgeſprochen, daß ſie durch ihren ſtillen, aber mächtigen Einfluß auf ihre nächſte Umgebung, ihre Angehörigen einwirken, daß ſie durch ihren Wandel predigen und inſonderheit ihren Gatten, wenn dieſer noch nicht im Glauben ſteht, gewinnen ſoll. Aber nicht in dieſem weſentlichſten Stück nur, Ehegatten ſollten einander nach allen Seiten hin zu immer völligerer Heiligung des Lebens behilflich ſein, ein jedes auf ſeine Weiſe. Es geſchieht offenbar mit Rückſicht auf die oben erwähnten, allgemein beklagten Laſter der heidniſchen Frauen, wenn die chriſtlichen Schriftſteller das Leben und die Tugenden der chriſtlichen Frau ſchildern. Vor allem wird eine Tugend hervorgehoben, die Keuſchheit; zwar ſoll ſie nicht ein Vorzug der Frauen ſein, die Männer werden dazu nicht weniger verpflichtet, ein bekanntlich dem Alterthum fremder Gedanke; mit allem Nachdruck wurde darauf gehalten, daß dieſer Schmuck den Chriſten nicht fehle. Die Bekehrung zum Chriſtenthum, ſagt Juſtin, bedeutet auch die Bekehrung zur Keuſchheit; das geſammte Leben der Chriſten in allen ſeinen Aeußerungen ſollte Uebung der Tugend ſein und ſo auch im ehelichen Leben eine Züchtigkeit herrſchen, die es wie ein Heiligthum von aller Befleckung rein erhält. Im engen Zuſammenhang aber damit ſteht eine andere Tugend, welche nicht weniger ſtark hervorgehoben wird, das iſt die Einfachheit und Schlichtheit in der Kleidung und im ganzen Auftreten. Mit den ſtrengſten heftigſten Worten eifert Tertullian gegen den Schmuck und Putz der Frauen, aber dem weſentlichen Inhalt nach finden ſich dieſelben Vorſchriften auch ſonſt oft wieder. Nicht blos die koſtbaren Schmuckgegenſtände an Gold und Edelſteinen, die künſtlichen Haartrachten, die Schminke, auch eine irgend luxuriöſere Kleidung, ſowie das Tragen eines Kranzes zum Schmuck des Hauptes, eine im Alterthum ſehr verbreitete Sitte, wird verboten und nur einen ſehr beſcheidenen Schmuck wollen Kirchenlehrer von milderer Geſinnung geſtatten. Und ſo erging wol über manche Chriſtin die Spottrede: ſeitdem ſie Chriſtin geworden iſt, geht ſie ärmer gekleidet. Wir müſſen an die oben berührten Zuſtände denken, um dieſe Scheu vor allem, auch einem berechtigten Luxus zu verſtehen; wir müſſen im Auge behalten, daß es eben Zeiten des Kampfes, der ſcharfen Gegenſätze waren, welche zur Pflege äußerlicher Schönheit ſich durchaus nicht eigneten. Abthun muß man, ſo werden einmal die Frauen angeredet, die Genüſſe, deren Weichlichkeit auch den Heldenmuth des Glaubens verweichlichen könnte. Ich weiß nicht, ob die Hand, die gewohnt iſt, ſich mit dem Armband zu ſchmücken, es ertragen wird, wenn die harte Kette ſie ſteif macht. Ich weiß nicht, ob das Bein es dulden wird, ſtatt mit dem Knieband im Block gefeſſelt zu werden. Ich fürchte, daß der Nacken, mit Smaragden und Perlen behangen, dem Richtſchwert keinen Raum geben wird. Darum, Geſegnete des Herrn, denken wir oft an das Harte, das unſer wartet, und wir werden es nicht fühlen. Laſſen wir das Heitere dahinten, und wir werden es nicht vermiſſen; ſtehen wir bereit, jede Gewaltthat zu erdulden, indem wir nichts haben, was wir zurückzulaſſen fürchten müßten. Die Tage der Chriſten ſind ja jederzeit, beſonders jedoch jetzt, nicht goldene, ſondern eiſerne. Märtyrergewänder werden zugerüſtet, die Engel halten ſie ſchon empor. So tretet denn hin, geſchmückt mit den Schönheitsmitteln und den Zierrathen der Propheten und Apoſtel, nehmt den Glanz von der Einfachheit und die Schminke von der Keuſchheit, bemalt die Augen mit Schamhaftigkeit und den Mund mit Schweigſamkeit, hängt in die Ohren das Wort Gottes und legt um den Nacken das Joch Chriſti. Beugt das Haupt vor dem Ehemann und ihr ſeid genug geſchmückt. Beſchäftigt die Hand mit der Wolle und laßt den Fuß im Hauſe weilen, und Hand und Fuß werden ſchöner ſein, als wären ſie in Gold gefaßt. Kleidet euch in die Seide der Frömmigkeit, in das Leinen der Heiligkeit, in den Purpur der Scham. Seid ihr ſo geſchmückt, ſo wird Gott euer Liebhaber ſein. Man wollte eben nur von einem Schmuck wiſſen, von demjenigen, den eine heilige Geſinnung und Lebensführung der Seele und dem Körper verleiht. Es fehlte aber den Chriſtinnen auch aller äußere Anlaß, ſich in heidniſcher Weiſe mit allerlei Schmuck zu behängen und vor andern ſich herauszuputzen. Sie beſuchten nicht das Theater und den Circus, kamen nicht zu den heidniſchen Feſten, nahmen nicht Antheil an Gaſtmählern und Gelagen. Ihr Beruf hielt ſie im Hauſe; wenn ſie ausgingen, ſo geſchah es im Dienſt der Liebe oder zur Andetung Gottes in ſeiner Gemeinde. Und damit kommen wir zu einem anderen, die ganze Anſchauung von der Stellung des Weibes beherrſchenden Grundgedanken des chriſtlichen Alterthums. So ſehr man nämlich hervorhob, daß zwiſchen den beiden Geſchlechtern in den weſentlichſten und höchſten Angelegenheiten kein Unterſchied beſtehe, ſo ſehr wußte man von einem beſonderen Beruf der Frau, wie er ihrer eigenthümlichen Natur entſpricht. Während dem Mann die äußeren Angelegenheiten zugewieſen ſind, gehören der Frau die Geſchäfte des engeren häuslichen Kreiſes zu; ihr Beruf iſt das Dienen. Häusliche Arbeiten, wie Spinnen und Weben, die leibliche Pflege der Ihrigen, die Ueberwachung der Dienſtboten, die Erziehung der Kinder, das ſind die ihr obliegenden Pflichten. Wol ſcheinen ſie theilweiſe geringfügig zu ſein, aber die Liebe macht ihr auch das Geringe angenehm und werth. Vor allem iſt es die Erziehung der Kinder, welche ihr voll und ganz in die Hand gegeben wird; es findet

ernste Mißbilligung, wenn Eltern sich der Erziehung ihrer Kinder entschlagen und sie den Sklaven überlassen. Und die Erziehung mußte insbesondere auch darauf gerichtet sein, die Kinder dem Glauben zuzuführen; denn in jenen Anfangszeiten der Kirche gab es einen geregelten kirchlichen Unterricht für das heranwachsende Geschlecht noch nicht; und so legt die Kirche namentlich den Müttern die erste religiöse Unterweisung ihrer Kinder dringend ans Herz, und das gilt nicht blos von den Töchtern, auch der Sohn wird dem Einfluß der mütterlichen Liebe und Sorgfalt unterstellt. Wir wissen von einzelnen Müttern, welche der Kirche die hervorragendsten Lehrer erzogen und auf ihr Sein und Leben die nachhaltigsten Einwirkungen geübt haben, wir nennen Monica, die Mutter Augustins, Nonna, die Mutter des Gregor von Nazianz, Anthusa, die Mutter des Chrysostomus. Kurz, die Gattin und Mutter wird vom Christenthum erst voll und ganz in ihre Rechte und Pflichten eingesetzt; und als ob das Weib nur darauf gewartet hätte, so sehen wir sie jetzt im christlichen Hause den ihr mitgegebenen Schatz selbstverleugnender Liebe auf's Reichste entfalten, wir sehen sie ein Stilleben häuslichen Fleißes und freudigen, hingebenden Dienens führen und ihr ganzes Leben und Thun durch den Glauben und das Gebet weihen und heiligen. Was Wunder, wenn im Gegensatz gegen die vielen Klagen über das weibliche Geschlecht unter den Christen jetzt ganz andere Stimmen laut werden! Etwas überaus Treffliches, so bekennt der oben citirte Clemens, der so anschaulich die Laster der Frauenwelt zu schildern wußte, etwas überaus Treffliches ist es um eine rechte Hausfrau, die sich selbst und ihren Gatten durch ihrer eigenen Hände Arbeit kleidet, woran alle sich erfreuen, die Kinder über die Mutter, der Mann über sein Weib, dieses über sie, alle aber über Gott. Kurz, ein braves Weib ist eine Schatzkammer der Tugend, ist eine Krone ihrem Manne. Und wie soll ich, ruft Tertullian aus, der Aufgabe genügen, das Glück einer Ehe zu schildern, welche die Kirche zusammengefügt, die Darbringung des Opfers bestätigt und der Segen besiegelt hat, welche die Engel verkündigen und der himmlische Vater für giltig erklärt! Welch' eine Verbindung zweier Gläubigen, die eine Hoffnung haben und eine Lebensregel und die einem Herrn dienen. Beide sind sie Bruder und Schwester, beide Mitknechte; da ist keine Trennung des Fleisches und des Geistes.*)

Noch ein anderes Gebiet dienender Liebe aber eröffnete das Christenthum der Frau. Ueberlesen wir das sechszehnte Capitel des Römerbriefes, so ist es auffallend, welch' eine Anzahl von Frauennamen uns begegnet, Phöbe, Priscilla, Maria, Tryphäna, Persis u. a. Sie alle haben den Ruhm, der Gemeinde oder Einzelnen in ihr unter selbstverleugnender Mühe wichtige Dienste gethan zu haben. Und sie sind nicht die Einzigen, welche aus dem neuen Testamente uns bekannt sind; da giebt es noch jene Tabea voll guter Werke und Almosen, jene Lydia, welche die Gemeinde zu Philippi in ihrem Hause sammelte, jene ersten Jüngerinnen des Herrn, die ihm selbst dienten und dann in den ersten Tagen der Gemeinde treu mit den Aposteln zusammenstanden. Es war der Dienst der Liebe in der Gemeinde, insonderheit an ihren Armen und Nothleidenden, der den Frauen zufiel und für den jene Frauen des neuen Testaments noch jederzeit Typen und Vorbilder gewesen sind. Dieser Dienst führte bald zu einem förmlichen Amte, dem der weiblichen Diakonie; Wittwen und Jungfrauen übernahmen es als ihren besonderen Beruf, theils bei manchen gottesdienstlichen Handlungen hilfreiche Hand zu leisten, theils Armen- und Krankenpflege in der Gemeinde zu üben. Aber auch die christliche Hausfrau war geschäftig im Dienst der Liebe: sie bewirthete die fremden Brüder, half die um des Glaubens willen Gefangenen mit dem Nöthigen versorgen, besuchte die Kranken, nahm ausgesetzte Kinder, welche von ihren heidnischen Eltern verstoßen worden waren, in ihre Obhut und Pflege, kurz, wo es zu helfen und zu dienen gab, da wußte sie sich berufen thätig einzugreifen. Es war eine überaus reiche und vielseitige Liebesthätigkeit, die so durch den Dienst der Frauen geübt wurde, in jener Zeit, wo jede Gelegenheit, in wie außer dem Hause zu helfen und mitzutheilen, freudig willkommen geheißen wurde, wo jedes christliche Haus bereit und willig war, eine Zufluchtsstätte für Elende und Hilfsbedürftige zu sein. Und wenn es hierbei schon galt, nicht blos die Gabe darzubringen, wenn vielmehr die persönliche Hingabe und Aufopferung das Nothwendigste und Beste bei solchem Liebesdienste war, so gab es daneben noch ein Gebiet, wo die Christin ihren vollen Opfermuth zeigen konnte und wo sie die höchsten Opfer gebracht hat, die überhaupt ein Mensch bringen kann, wir meinen das Martyrium. Nicht die leiblichen Qualen und der Tod waren hierbei ja immer das Schlimmste; wir wollen hier auch nicht von dem unscheinbareren, aber nicht weniger peinvollen Märtyrerthum reden, welches die in einem heidnischen Hause, vielleicht neben einem heidnischen Gatten lebende Christin zu bestehen hatte, von den täglichen, höchst peinlichen, ja auf die Länge unerträglichen Anstößen und Beängstigungen, welche die das ganze Leben durchziehenden heidnischen Gebräuche und Erinnerungen ihrem Glauben brachten. Gerade die Frau, welche mit allen Fasern ihres Herzens mit den Ihrigen, mit Eltern, Gatten und Kindern, so innig verwachsen ist, hatte in der gewaltsamen Trennung von ihnen die höchsten Opfer zu bringen und die schwersten Kämpfe zu bestehen, wenn es galt, ihren Bitten, Klagen und Thränen gegenüber sich standhaft zu beweisen. Es sind uns die Märtyrergeschichten einiger solcher Glaubensheldinnen aufbewahrt, einer Perpetua, Felicitas u. a.; sie zeigen uns in concreten Bildern, welche Kämpfe hier überstanden, welche Siege über Fleisch und Blut errungen worden sind.

Die Heiden spotteten oft darüber, daß so viele Frauen dem Evangelium zufielen; sie höhnten, das Christenthum sei die Religion für die alten Weiber und die Kinder. Aber sie konnten selbst den christlichen Frauen ihre Bewunderung nicht versagen. Was für Frauen haben die Christen, rief staunend der Redner Libanius aus. Ja, was hat die Gotteskraft des Evangeliums aus ihnen gemacht! Es hat der Frau ihre Ehre und ihren Gottgewollten Beruf wiedergegeben und sie dadurch bei aller Einfachheit, Stille und Demuth mit einer Kraft und Freudigkeit erfüllt, daß ihr nicht ein geringer Antheil gebührt an der Ueberwindung der Welt durch das Evangelium. Jene stille, äußerlich beschränkte Weise, den Glauben zu beweisen und zu bewähren, wie er ihr zukommt, hat vielleicht die höchsten und schönsten Siege gewinnen helfen. Von der christlichen Frau ist jedenfalls eine Fülle des Segens ausgegangen, die nicht blos dem nächsten, engen Kreise des Hauses zu Gute gekommen ist, die sich über ganze Generationen und Völker ausgebreitet hat. Auch hier gilt ja die Verheißung: unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

*) Welch' ein feiner Sinn spricht sich in der Anweisung Hippolyt's aus (Can. 17): Uebertrifft die Frau den Mann an Wissen, so soll sie jederzeit Gottes eingedenk sein. Uebertrifft sie überhaupt alle Männer durch ihr Wissen, so soll sie diesen Vorzug Niemanden fühlen lassen, sondern vielmehr ihrem Manne wie dem Herrn dienen und der Armen gedenken, als wären sie ihre eigenen Verwandten, zugleich für die Opfergabe Sorge tragen und sich von der leeren eiteln Welt weit entfernt halten.

Leipziger Theater.

„Die Welt, in der man sich langweilt", das neue Lustspiel von Ed. Pailleron, welches die letzte Theaterwoche beherrschte, gehört keineswegs zu den Stücken, gegen deren Import die Vertreter der deutschnationalen Richtung der Bühne Protest erheben könnten; denn es finden sich in ihm keine bedenklichen Situationen, keine weiblichen Wesen problematischer Art und wenn auch die Kreise, in denen die Handlung spielt, specifisch französisch sind, so liegt doch die Nutzanwendung auf ähnliche deutsche Zustände nahe genug, um der französischen comédie das Verständniß unseres Publicums zu sichern.

Seit dem vorigen Jahrhundert spielt der Salon, in welchem die Frauen den Ton angeben, in Frankreich eine hervorragende Rolle und zwar unter allen Regierungssystemen: wir brauchen nur an die Frau von Tencin, an dir Tallien und die Récamier zu erinnern: diese Salons waren früher bureaux d'esprit, in denen allerdings die Tagespolitik nicht ausgeschlossen war, auch die persönlichen Beziehungen der tonangebenden Damen den Mitgliedern des Kreises zu Statten kamen: doch der Hauptzweck war der geistige Verkehr, das Spiel des Esprit, mit welchem alle Fragen der Zeit beleuchtet wurden, besonders Alles, was auf das Gebirt der Literatur und Kunst gehörte. In den modernen Pariser Salons neigt sich das Zünglein der Wage nach der entgegegengesetzten Seite: Wissenschaft, Kunst und Literatur spielen darin zwar nach wie vor rine nicht unwichtige Rolle; doch in erster Linie tritt die Stellenjägerei mit Hilfe der vornehmen oder galanten Protectionen hervor und das scheint unter dem Kaiserreiche wie unter der Republik der Fall zu sein. Mindestens müssen wir es glauben, nachdem wir das Stück von Pailleron gesehen haben: im Uebrigen hat man ja auch in Deutschland von dem gambettistischen Salon der Madame Adam läuten hören. Dort wird man sich zwar nicht langweilen: dazu ist der Pariser und der europäische Klatsch, der dort gepflegt wird, zu interessant; doch giebt es auch langweilige Salons, in denen die vornehme Wissenschaft und der sittliche Ernst das große Wort führen: jedenfalls Salons des Faubourg Saint Germain, und in einen solchen führt uns Pailleron in seinem Stücke ein.

Die Seele des Salons ist die Gräfin von Céran, eine Dame, dir sich mit Männern der Wissenschaft und Kunst zu umgeben liebt und natürlich auch einen Regierungsmann in ihre Kreise gezogen hat, als die wichtigste Persönlichkeit; denn durch ihn sucht sie ihren Günstlingen und Schützlingen die gewünschten Stellen zu verschaffen.

Die feine satyrische Beleuchtung und die geschickte Gruppirung der Persönlichkeiten in diesem Salon gehört zu den Hauptvorzügen des Lustspiels. Pailleron, neuerdings in die französische Akademie aufgenommen und eng mit der Revne des deux mondes liirt, hat alle Farben auf seiner Palette, um die moderne Günstlingswirthschaft der Salons in srappanter Weise darzustellen. Es ist der Ton der femmes savantes und précieuses, der in diesem Salon herrscht: Alles wird mit einem gewissen feierlichen Aplomb vorgetragen; auch das Gespräch bewegt sich im Katheder-styl, der von Jeanne Raymond so köstlich persiflirt wird. Daß Hegel und Schopenhauer in diesem Salon eine so große Rolle spielen, kann für uns Deutsche immerhin schmeichelhaft sein: die Revue des deux mondes hat freilich! nicht wenig dazu beigetragen, die Kenntniß der neuen deutschen Philosophie in Frankreich zu verbreiten und der Schwiegersohn des Herausgebers derselben setzt in seinem Lustspiele diese Propaganda fort.

Die Gräfin von Céran tritt im Ganzen indeß in dem Stücke wenig hervor: sie wahrt nur den vornehmen, steifen Ton ernster Wissenschaftlichkeit und betrachtet außerdem ihren Salon als Stellenvermittelungsbureau, indem sir in diesem Fache eine große Thätigkeit entwickelt. Frau Senger gab diese akademische Dame, die eigentliche lady protectrice des Stückes, in glaubwürdiger Weise. Der Regierungsmann Toulonnier hat alle Hände voll Versprechungen. Hr. Vischer spielte ihn in würdevoller Gemessenheit.

Ein Professor liegt im Sterben und es handelt sich darum, wer sein Nachfolger auf dem Katheder werden soll. Da ist ein vielbewunderter Gelehrter, wrlcher Vorträge hält, dir von den Frauen mit Begeisterung aufgenommen werden. Bellac, den Hr. Stöckel ohne karikirende Uebertreibung spielte, ist ein solcher Damenakademiker, der mit einem ganzen Cortège verzückter Frauen erscheint, riner jener geistigen Magnetiseure, die oft mehr Fluidum in den Fingerspitzen haben als im Gehirn. Die Sorte ist ja auch in Deutschland nicht unbekannt: es giebt ja solche weihevolle Docenten, deren johanneische Posen das Frauenpublicum in einen Rausch versetzen: wir wollen nicht weitergehen und nicht an solche Frauenlieblinge erinnern, wie das Haupt der Königsberger Mucker, Ebel, gewesen ist, dessen geistliche Beredtsamkeit einen ganzen Liebeshof um sich versammelte. In unserm Lustspiel ist jedenfalls das Auftreten Bellac's eine der köstlichsten Episoden: die Ekstase seiner Verehrerinnen ist von dem Dichter köstlich geschildert und wurde auch gut dargestellt; besonders trat die überschwängliche Frau v. Loudan des Frl. Wilhelm wirksam hervor. Der Concurrent, Hr. de Saint Réault, hält seine von edeln Tendenzen überströmende Redr mit aufdringlicher Schlußwendung, dir nach dem Katheder schielt. Der Vortrag des Hrn. Moritz brachtr sie durchaus zur Geltung. Der General des Salons, so unerläßlich wir der Major der Table d'hôte, wurde von Hrn. Meyrr charakteristisch dargestellt. Doch auch der Dichter darf nicht fehlen: was wären die Leonoren ohne ihren Tasso? Und diesen Dichter hat Pailleron sehr wirksam auf die Scenr gebracht: der löwenmähnige Desmillets des Hrn. Grubr mit seiner Stentorstimme entsprach jedenfalls seinen Intentionen. Es giebt seit dem „Doctor Wespe" genug Stücke, in denen die Dichter oder Dichterinnen großer tragischer Werke dem Gelächter des Publicums preisgegeben werden; wir erinnern nur an die Nachfolgerinnen jener „Thrudelinde", an die Aurora Veilchenduft in dem Moser'schen Schwank, „Papa hat's erlaubt". Es ist dies eine klrine Rache, welche die Lustspielmusr an ihrer ernsteren Schwester nimmt und wobei sie ganz sicher ist, den Beifall des großen Publicums sich zu erringen. Allerdings nährt die Bühne in solcher Weise selbst die leider! schon so weitverbreitete Abneigung gegen die Tragödie. Der Dichter Paillerons beginnt nicht auf der Bühne sein Stück zu lesen, sondern hinter der Hinterwand in einem Saal: so oft die Thüre aufgeht, vernimmt man seine Donnerstimme, was einen sehr ergötzlichen Eindruck macht. Und die Thüre geht oft genug auf: denn eine Dame nach der andern entfernt sich unter dem Vorwande der Migräne; in Wahrheit handelt es sich um verabredete Rendezvous.

Eine originelle Figur in diesem Salon ist die Engländerin Miß Lucy Wattson, eine gleichsam nach der Schnur gezogene Dame mit einer unerschütterlichen Logik, souverainer Selbständigkeit und Gefühlen, denen man das Richtscheit anmerkt. Frl. Hahn brachte diese „abstracte" Dame köstlich zur Anschauung, besonders in der gelehrten Liebesscene mit Bellac im Treibhause, wo Beide vor lauter gelrhrten Abhandlungen nicht zur Hauptsache kommen.

Das muntere Ehepaar Raymond sorgt dafür, daß es dem steifen Salon nicht an einer launigen Kritik fehle. Der Mann ist auch Stellenjäger, rr ist Unterpräfect und will Präfect werden; er durchschaut aber das ganze hohle Treiben, welches seine Frau in ergötzlicher Weise persiflirt. Hr. Schönfrld und Frl. Flössel brachten einen muntern frischen Ton in drn salbungsreichen Salon. Doch auch die Herzogin von Réville, eine Dame der guten alten Schulr, ist damit keineswegs einverstanden; sie begünstigt die jugendlichen Ketzereien; sie ist gleichsam selbst eine altgewordene ingénue und wurde auch so von Frau Baumeister gespielt.

Diese seinironisch beleuchteten Scenen der langweiligen Welt, Genrebilder aus Salonkreisen, gesellschaftliche Gruppirungen, wie sie die neue französische comédie liebt, stellen dem Talent des Autors oder vielmehr seinem Esprit und seiner Bildung das beste Zeugniß aus. Dagegen können wir nicht groß denken von seinem dramatischen Compositionstalent und von seiner eigentlichen Erfindungsgabe: es ist ihm nicht gelungen, die Haupthandlung des Stückes, die Fäden zwischen Suzanne von Villiers und Roger, Graf von Céran, in irgend einer Weise mit den Tendenzen des Stückes zu verknüpfen: sie geht ganz selbständig nebenher; kleine Eifersüchteleien bilden den Einschlag des Gewebes und die Liebenden müssen am Schluß noch eine große Rührscene, die auf die Schnupftücher speculirt, vorführen: nach unserer Ansicht eine Scene, die wirklich etwas von der Welt, „in der man sich langweilt", an sich hat, eine unfreiwillige Verknüpfung dieser unorganisch angehefteten Scene mit dem Grundcharakter des Ganzen. Allerdings ist Suzanne von Villiers die Hauptrolle des Stückes: eine muntere Ausnahmenatur in diesen ernsten Kreisen, ein frisches Geschöpf von der Naivetät einer Gurli, welches seinem Vormunde und Verwandten, dem jungen Grafen, mit einer Vertraulichkeit um den Hals fällt, welche gegen die Regeln der Etikette aufs äußerste verstößt und hinter welcher in der That eine innige Liebe lauert. Anfangs ist diese ein unklares Gefühl, ein Instinct, der sich selbst nicht kennt: klar wird diese Liebe erst, als der Funken der Eifersucht entzündet wird. Das geschieht durch ein Mißverständniß, ein Rosabillet, das an eine andere Adresse gerichtet ist. Diese Erfindung ist etwas wohlfeil, mindestens nicht ausreichend, um uns mit Rührung zu erfüllen, als das Mißverständniß sich aufklärt und die muntere Suzanne sich auf einmal in eine larmoyante, hypersentimentale Liebhaberin verwandelt. Frl. Petri spielte diese Glanzrolle des Stückes mit großer Lebendigkeit, nur hin und wieder mit etwas zu vielem Ungestüm. Die junge Künstlerin hat das Temperament, welches für solche ingénues unerläßlich ist, damit sie sich nicht in stereotype Bühnenpuppen verwandeln. Doch das Temperament muß noch mehr regulirt werden. Hr. Teucher trifft für solche gefühlvolle Rollen wie Graf Roger den rechten Ton.

Ohne Frage kann die deutsche Lustspielmuse, die sich jetzt allzu sehr in Carnevalsscherzen gefällt, von der seinfranzösischen Salonkomödie, was den Ton der Conversation, die Feinheit gesellschaftlicher Bewegung und auch die äußere Bühnentechnik betrifft, Manches lernen: doch ein vollgiltiges Vorbild können derartige Stücke, wie das Pailleron'sche, keineswegs sein. Sie sind nicht aus einem Grundgedanken heraus componirt — und das ist die erste Bedingung für ein künstlerisches Lustspiel; sie bilden mehr eine Mosaik von Episoden, und der Strom der Handlung, der sie durchfließt, ist kein elektrischer Strom, der wie ein zündender Blitz durch eine festgeschlossene Kette hindurchzuckt.

Der deutschen Regie bieten solche französische Salonstücke immerhin nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten: wir meinen, daß sich leichter die Forumscene im „Julius Cäsar" und die Rütliscene im „Wilhelm Tell" arrangiren läßt, als derartige Gesellschaftsscenen in seinen Conversationsstücken. Dort sind es große Massen, die meist in gleichartiger, oft auch in widerspruchsvoller Weise bewegt werden, und wenn auch bei einem sorgfältig inscenirten Tableau jede Einförmigkeit durch mannigfaches Geberdenspiel vermieden wird, so geht doch derselbe große Zug durch das ganze Bühnenbild und hält es einheitlich zusammen. Die Gruppen im Salon dagegen isoliren sich; es sind die verschiedenartigsten Genrebilder. Gleichviel ob diese Genremalerei, welche das Interesse zersplittert, dramatische Berechtigung hat: sie ist einmal der französischen comédie und ihren Nachdichtungen eigen. Diese Gruppen treten dann wieder zum Theil aber ganz zusammen, wenn die Scene plötzlich von einem allgemeinen Interesse beherrscht wird. Dies Binden und Lösen erfardert eine geschickte Regie, welche die nöthige Schlüsselgewalt über ihr Personal hat und die nöthige Erfindung, um die Bühne in passender Weise zu beleben. Für alle Mitwirkenden, auch für die stummen Personen, ist aber zugleich feiner gesellschaftlicher Ton erforderlich und das ist etwas, was auch die fleißigste Regie nicht immer allen eintrichtern kann. Der auch äußerlich elegante Salon war in dem Pailleron'schen Stücke jedenfalls in angemessener Weise belebt, so daß wir wol glauben konnten, uns in guter Gesellschaft zu bewegen; auch erinnerte nichts an die Marionetten der Drehorgel.

Die geistige Feinheit des Stückes wurde vom Publicum wohl herausgefühlt; die Aufnahme desselben war eine günstige; daß auch die seine Komik bei uns Anklang findet, sollte unsere Lustspieldichter ermuthigen, bisweilen einen höheren Ton anzuschlagen und die Ingredienzen der Berliner Posse möglichst aus den Lustspielen zu verbannen.

Mit dieser Beurtheilung nimmt der Unterzeichnete Abschied von den Lesern der Leipziger Zeitung: er hofft, daß sie ihm das Zeugniß ausstellen werden, in seiner langjährigen Thätigkeit als Referent über die hiesigen Theater eine dramaturgisch eingehende Würdigung der Stücke und der Aufführungen angestrebt und sein kritisches Amt unparteiisch verwaltet zu haben. Rudolf van Gottschall.

Bücherbesprechung.

Kr. Der Diskus. Anleitung zur Einführung des Diskuswerfens auf unseren Turn- und Spielplätzen, besonders für Turnlehrer und -Schüler höherer Unterrichtsanstalten. Von Chr. Kohlrausch, Turnlehrer am Pädagogium zum Kloster U. L. Fr. zu Magdeburg. Mit 56 Holzschnitten. Leipzig, Ed. Strauch 1882. Preis 1½ ℳ — Im natürlichen Gegensatze gegen die in den Jahren daher allzuhoch gespannten Anforderungen an die geistige Leistungsfähigkeit der Schüler unserer höheren Unterrichtsanstalten macht sich neuerdings das Bestreben geltend, für deren Erstarkung zu leiblicher Kraft und Gewandtheit, zu Frohsinn und Muth durch planmäßige Pflege der körperlichen Uebungen und des Spiels zu sorgen. In diesem Sinne ertheilt ein neuester Erlaß des preußischen Cultusministers v. Goßler Directiven, zu deren Verwirklichung das vorliegende Schriftchen einen beachtenswerthen Beitrag liefert. Wie der Geist der Schüler auf Gymnasien eingeführt wird in den Gedankenkreis des alten Hellas, so will auch der Verfasser für deren Leibesübung von eben daher Werkzeug und Vorbild holen. In einer kurzen Einleitung betont der Verfasser die Vorzüge des antiken Diskuswurfs vorm modernen Ballwerfen und Steinstaßen, die theils ästhetischer, theils sanitärer Art sind, bespricht dann den antiken Diskuswurf und zeigt endlich, wie derselbe bei uns in übende und festliche Anwendung kommen sollte. Turnpädagogen höherer Unterichtsanstalten werden gewiß gern den Ausführungen dieses Schriftchens folgen und mit der Idee desselben, ein Stück altgriechischer Kalokagathie auf modernen Boden zu verpflanzen, durch praktischen Versuch sich befreunden.

Berichtigung. Durch ein Versehen ist mitten in die Besprechung des Ströfer'schen Verlags (Nr. 102 der Wissenschaftl. Beil.) die Recension über Prof. Mohn's „Märchenstrauß" der Stilke'schen Verlagshandlung hineingedruckt worden, so daß man fälschlich daraus schließen könnte, Lud. v. Kramer's „Kinderleben" und die folgenden Bücher gehörten ebenfalls dem Stilke'schen und nicht dem Ströfer'schen Verlage an, während das letztere der Fall ist. F. V.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 3 Mark 60 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 104. Donnerstag, den 28. December. 1882.

Inhalt: Julius Hübner, von Franz Vidal. — Bücherbesprechungen („Bekenntnisse zu Christo", von C. G. Otto Kunig. „Dr. Heinze's Anklageschrift „Hungarica" im Lichte der Wahrheit").

Julius Hübner.

Sein Name ist in den letzten Wochen gar oft an unser Ohr geklungen. Denn es giebt wol kaum ein nennenswerthes deutsches Blatt, das dem, nach ruhmvoller Laufbahn vor kaum zwei Monaten verstorbenen Professor an der königl. Kunstakademie und früheren Director der Gemäldegalerie zu Dresden nicht einen Nachruf gewidmet hätte. Fast jeder enthielt ein chronologisches Verzeichniß der Bilder des Verstorbenen; manchem war eine Besprechung derselben beigefügt. Um bereits Bekanntes, das man ohnehin im Conversationslexikon nachschlagen kann, nicht abermals zu wiederholen, begebe ich mich des Verzeichnisses. Eine Besprechung von Kunstwerken auf ihren Werth hin scheint mir aber in den meisten Fällen überflüssig. Die Werke eines Künstlers haben ihre eigene Sprache und sind recht eigentlich dazu geschaffen, ihre Sache selbst zu führen. Ihre Beredtsamkeit wird die geschickteste Feder nicht verstummen machen — schweigen sie, macht keine Feder sie beredt.

Der Lebenslauf eines Menschen, und wenn er uns in der einfachsten Form entgegentritt, ist geeignet, unser Interesse zu erwecken, wenn wir ihn im Zusammenhang mit der Zeit erfassen, in der er auf- und niederging. Gilt dies schon im Allgemeinen, muß es vom Künstler noch ganz im Besonderen gelten, in dessen Kopf die Zeitidee sich spiegelt und dessen Werk ihr erst die Signatur verleiht.

Hübner's Wirken fiel in einen Wendepunkt der Kunstrichtung. Was er in der Kraft feuriger Jugend mit Gleichgesinnten erstrebte, was er als das Höchste und Vollkommenste verehrte, sah er in späteren Tagen seiner Thätigkeit herabgewürdigt, gestürzt, bei Seite geworfen wie die Mode von gestern. Daß er dem überwindenden Feinde, der ihm in der neuen Richtung entgegentrat, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, ist nicht anzunehmen. Das wäre übermenschlich gewesen. Denn es vermag ein Jeder die Welt nur von dem Standpunkte aus zu betrachten — nicht auf den er sich gestellt —, sondern der ihm durch höhere Bestimmung angewiesen ist. Und der Anspruch, den wir an solche „Weltanschauung" Anderer nur machen können, muß sich deshalb darauf beschränken, daß sie uns ehrlich von innen heraus übermittelt werde. Um seiner ehrlichen Meinung willen aber, die nicht nach Vortheil frug und unbekümmert um Anderer Gunst oder Ungunst sich äußerte, hat Hübner, auch wo er uns unverständlich blieb, sich unsere Achtung stets erworben.

Rudolph Julius Benno Hübner wurde den 27. Januar 1806 in dem kleinen schlesischen Städtchen Oels geboren. Sein Vater war dort Stadtdirector, die Mutter, Christiane geb. Kaendler, ehrsamer Kaufleute Kind, war die zweite Frau desselben. Beide Eltern verlor er früh. Die Neigung zum Zeichnen machte sich schon auf der Schule geltend und der Zeichenlehrer des Gymnasiums seiner Vaterstadt, ein geschickter Kupferstecher, war der Erste, der ihm die Künstlerlaufbahn prophezeite. Wie solche Prophezeiung aufgenommen wurde, läßt sich denken. „Man hat heutzutage keinen Begriff" — schrieb Hübner selbst im Andenken an jene Zeit — „was es damals heißen wollte, guter Leute Kind zum Maler zu bestimmen, zumal in Kreisen, wie sie doch in einer kleinen Provinzialstadt nur vorhanden sein konnten, wo man allerdings keine anderen Maler, als die Stubenraphaele kannte, deren bürgerliche Stellung, oft eben nur ihrer moralischen Führung entsprechend, keineswegs eine angesehene sein konnte."

Der Vater hatte Julius, seinen drittgebornen Sohn, zum Theologen bestimmt. „Du kannst" — schmeichelte er der Neigung des Sohnes — „gar keine bessere Gelegenheit und Muße zum Zeichnen und Malen finden, als wenn Du ein tüchtiger Landpfarrer geworden bist."

Aber lange hielt solcher Trost nicht vor. Es waren da Bilder in der Stadtkirche, die's ihm angethan hatten mit ihrem dunklen, ernsten Colorit. Die Frage, wie so ein wunderbares Bild entstehe, ob er wol auch eins zu Stande brächte, fing an sich zwischen die hebräischen Texte zu schieben, denen er als angehender Theologe besondern Fleiß widmen mußte. Von der Frage gerieth er auf Versuche. Ein Tuschkasten — ein Oelser Tuschkasten von Anno 1813 oder 15! — mußte dazu herhalten. Julius malte, mischte, copirte sogar ein altes Schlachtenbild aus dem väterlichen Besitz — aber Wasser that's nicht, und unerreichbar blieben ihm die gesättigten Töne jener Kirchenbilder, zu denen er Sonntags sehnsüchtig aufsah. Wie er selbst gesteht, war sein „ganzer Sinn" damals darauf gerichtet, die „wundervolle Art der Oelmalerei" zu ergründen. Da kam ein glücklicher Zufall ihm zu Hilfe. Oels barg einen Gleichstrebenden in der Person eines jungen Kanzlisten am dortigen Fürstenthumsgericht. Der vierzehnjährige Knabe lernte diesen, der nur einige Jahre älter war, kennen, und traf ihn bei seinem ersten Besuche, bewaffnet mit Pinsel und Palette, vor der Staffelei, jene ersehnte Kunst des Oelmalens ausübend. Wie ein Blitz schlug dieser Anblick in das stille Pfarrhaus des angehenden Theologen und vernichtete es für alle Zeiten. Den Brüdern aber, denen er beim Zubettgehen die weihevolle Stimmung nicht ganz verbergen konnte, in welche der malende Kanzlist ihn versetzt hatte, erwiderte er herzhaft: „Ich will Maler werden!"

Diese Worte waren sein Ueberschreiten des Rubicon. Einmal ausgesprochen, gab's keine Umkehr und muthig trieb er vorwärts auf der neuen Bahn, die ihn, nachdem er mit fünfzehn Jahren aus der Prima seines Gymnasiums abging, vor Allem nach Breslau führte. Eine dortige Autorität sollte befragt werden, ob das vorhandene Talent den Wechsel im Berufe auch rechtfertige. Diese Autorität, der Landschaftsmaler Siegert, stellte nach eingehender Prüfung nicht nur ein günstiges Zeugniß aus, sondern behielt den jungen Kunstadepten zu dessen „unaussprechlicher Wonne" sogleich im eigenen Atelier, bis die Uebersiedlung nach Berlin stattfinden konnte. Es ist fast mit Gewißheit anzunehmen, daß diese landschaftsmalende Autorität es auch vortrefflich verstand, den Unterricht im Figurenzeichnen zu leiten. Siegert hatte seine eigenen

Studien nämlich in Paris unter David absolvirt, von dem bekannt ist, daß seine Strenge als Lehrer nur seiner Strenge als Richter in politischen Angelegenheiten gleich kam. Von der letzteren aber hat die Geschichte genug Beispiele verzeichnet.

Ostern 1821 verließ Hübner Breslau, um mit seinem ältesten Bruder, der dort die Universität besuchen sollte, nach Berlin zu gehen. Erst fünfzehnjährig wurde Julius bereits Schüler der Kunstakademie.

An der Spitze derselben stand zu jener Zeit der alte Schadow, der geniale Bildhauer, welcher wie ein Held mit seinen Werken gegen den herrschenden Zopfstil zu Felde gezogen war und ihn auch glücklich niedergestreckt hatte. Nicht minder aber, als durch seinen Meißel, wirkte Schadow mit seiner Persönlichkeit auf die kunstbegeisterte Jugend jener Tage. Unzählige Talente hat sein klarer Blick zuerst erkannt und seine weise Führung entwickeln helfen. Ungezwungen und derb, dabei aber jederzeit wohlwollend, wird er als der Repräsentant „des gesunden Menschenverstands" unter den damaligen Künstlern geschildert.

Von gesundem Menschenverstand, der sich durch mitgebrachte Zeichnungen nicht bestimmen läßt, scheint mir auch das Probestück zu zeugen, das er dem jungen Schlesier auferlegte, ehe er ihn in die Gipsclasse aufnahm. Er zeichnet ihm ein Ohr mit Kreide vor und fordert ihn auf, es aus freier Hand, nach der andern Seite gewendet, daneben zu setzen!

Die Bekanntschaft seines eigentlichen Meisters und Führers auf dem Gebiete der „wundervollen Oelmalerei", Wilhelm Schadow, machte Hübner nur kurze Zeit später. Hier war es nicht das Talent, sondern die anziehende Persönlichkeit, welche den Anlaß gab. Ernst Förster, der spätere Kunstschriftsteller, damals selbst Akademieschüler, hatte in dem jungen Hübner nämlich ein vortreffliches Modell zu einem biblischen Bilde erblickt, das Schadow damals den Auftrag hatte für die Potsdamer Garnisonkirche zu malen. Gefällige, die ihre Augen auf solche Freundschaftsdienste ausschicken, finden sich nämlich auf allen Akademien. Ahnungslos — nichtprofessionelle Modelle gehen stets ahnungslos in solche Fallen — wurde der Gipsschüler bei Schadow eingeschmuggelt, fand sich aber gern nach offenherziger Beichte bereit, sich zur Sitzung einzustellen. Das führte zu näherer Bekanntschaft und bald betrat Hübner Schadow's kürzlich erst begründetes Atelier nicht als Modell, sondern als Schüler. Von seinem Fleiße und seiner Begabung legte sein erstes historisches Bild: Boas und Ruth, Zeugniß ab; es enthielt sechs Figuren in halber Größe und er vollendete es kaum achtzehnjährig.

Wilhelm Schadow's Atelier war überhaupt der Mittelpunkt bedeutender Talente geworden, die wetteifernd Vortreffliches vollbrachten. Als der verehrte Meister im Jahre 1826 die Aufforderung erhielt, die Directorstelle an der Düsseldorfer Akademie anzunehmen, erklärten sich alle Schüler einstimmig bereit, ihn dahin zu begleiten. Hübner, Lessing, Sohn und Th. Hildebrandt machten die Reise gemeinschaftlich. In Weimar wurde Hübner und Hildebrandt das Glück zu Theil, den altea Goethe kennen zu lernen. Ich füge die Schilderung dieser Begebenheit hier nach Hübner's eigenen Worten bei:

„Hildebrandt hatte einen Brief vom Staatsrath Nicolovius aus Berlin, einem Verwandten Goethe's, erhalten und mir hatte Bettina v. Arnim selber eine Empfehlung an den alten Herrn mitgegeben, denn sie hatte mich sehr gern. Wir hatten beide natürlich nichts Eiligeres zu thun, wie wir uns nur eben in dem berühmten „Elephanten" etwas restaurirt und den besten Rock angezogen hatten, als den alten Herrn aufzusuchen und unsere Briefschaften an den uns empfangenden Herrn Kammerdiener demüthigst abzugeben. Unser bescheidenes Aeußere mochte diesem Alter ego des großen Mannes wenig imponiren, denn er versicherte uns mit herablassender Miene, daß Seine Excellenz für heut durch reisende Engländer und andere hohe Fremde so in Anspruch genommen seien, daß wir unmöglich vorkommen könnten, doch wollte er huldreichst unsere Briefe abgeben. Als wir aus der Thür waren, sahen wir uns beide betrübt und beschämt an und gingen mit gesenkten Ohren zum Elephanten zurück. Es fehlte nicht, daß wir von unseren minder begünstigten Kameraden mit hellem Hohngelächter empfangen wurden und wir lachten dann von Herzen mit. Aber — wir waren noch mitten im Lachen — da, o Wunder, that sich die Thür auf und unser gestrenger Herr Kammerdiener trat mit gänzlich veränderter Miene ein, um uns zu sagen, daß Seine Excellenz unsere Briefe gelesen und uns eine Stunde vor Tisch empfangen würden, trotz Engländer und hoher Reisenden! Und nun kam das Lachen an uns, deren Empfehlungsschreiben dies Wunder gewirkt.

Zur bestimmten Stunde standen wir pünktlich vor dem Hause und der Herr Kammerdiener wartete schon und schob uns sofort in ein Zimmer, dessen Thür sich geräuschlos hinter uns schloß. Wir standen allein und einer Menge interessanter Dinge gegenüber, die unsere Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nahmen — da — ein leises Geräusch hinter uns und — o Schrecken — der prächtige alte Herr stand lächelnd da und weidete sich an unserer naiven Verwirrung, auf die es wol ein wenig abgesehen schien. Aber die Aengstlichkeit war bald verschwunden, der alte Herr mit den prächtigen Augensternen, die immer ganz rund und unbedeckt vom Augenlide blitzten, und mit dem unwiderstehlichen Lächeln um die feinen Mundwinkel, hatte bald unser ganzes Herz gewonnen. Und als er nun gar so ungezwungen freundlich sprach, wie wir beide mit ihm auf dem Sopha saßen, und uns die ganze zukünftige Herrlichkeit des rheinischen Lebens schilderte, der wir entgegen gingen, im Gegensatz zu dem trocknen Berlin, das er nicht sehr zu lieben schien, da ging alle schüchterne Scheu auf in herzlichen Worten und wir schwatzten mit ihm so recht von Herzen ungezwungen, wie kecke Bursche, die soeben ganz übermüthig ins Leben hineinspringen. Und das gefiel dem alten Herrn sichtlich und er mochte wol an seine eigne Jugend gedenken, wie er uns zutrauliche Wichte so vor sich sah. Hat er doch überdies die Maler von jeher besonders lieb gehabt und wäre gar gern selber einer geworden. Die Minuten flogen nur zu schnell und als die alte Stutzuhr die Eßstunde schlug, da erhob sich der herrliche Alte und verabschiedete uns mit den gütigsten Worten und dem herzlichsten Händedruck. Uns war zu Muthe wie nach einem prächtigen Feuerwerke, wenn die letzte Feuergarbe von Raketen und bunten Leuchtkugeln die Luft mit farbigen Zügen durchstrahlt und alles in Dunkel und Schweigen versinkt!

Die geräuschlose Thür (sie gingen bekanntlich alle nicht in Angeln, sondern schoben sich in die Wand) öffnete sich und der Alter ego steckte sein schlaues Gesicht herein und winkte uns aus dem verlornen Paradies heraus, mit einer entsprechenden Geberde, der wir mechanisch folgten. An der Thür des Hauses aber empfing uns der gute Eckermann, Faust's liebenswürdigster Wagner, um uns zu sagen, wie sehr der alte Herr sich über uns Grünschnäbel gefreut, und daß wir von Düsseldorf ja schreiben sollten."

Ob sie das wol thaten? Bewahre. Mit den Pinseln hatten sie zu schreiben, und was sie zu sagen hatten, das mußte man von der Leinwand ablesen. Das war damals eine glückliche Zeit! Die neue Heimath entflammte zu neuer Begeisterung. Unter einem angebeteten Meister innig verbunden, in neidloser Freude gemeinsam schaffend, regten sie die jungen Schwingen zum ersten Fluge — den Prometheusfunken im Herzen. Thatendurstig, kampfesmuthig, siegesgewiß waren sie, diese jungen glücklichen Malergesellen, jene Schöpfer der ersten Düsseldorfer Schule. Politische Stürme schreckten sie nicht; sie hatten ganz vergessen, daß es je einmal Krieg gegeben. Gab's überhaupt einen andern Krieg, als den mit den Philistern, die ihnen zuweilen weiß machen wollten, sie

Digitized by Google

könnten ihnen den rechten Weg mit ihrer Feder weisen? Ach — der Feind war ernster Waffen gar nicht werth. Sie klangen mit den Gläsern an und sangen, daß es weithin schallte:

O Kennerschaft! O Kennerschaft!
Wer einmal die sich angeschafft,
Der wird gar häufig wirr.
Wenn er den Schnaase und Rumahr
Gelesen, kommt es ihm so vor,
Als ob er nimmer irr'.

Und damit meinten sie, den Feind ehrlich und richtig heimgeschickt zu haben. Das Publicum aber kam ihnen sehr ermuthigend entgegen. Ihre Bilder wurden mit Beifall überschüttet, ihre Namen mit Begeisterung genannt.

Die Romantik, die sie vertraten, feierte damals ihre schönsten Triumphe; ein gewisser elegischer Schmerz war sehr gern gesehen und es wurde in der Malerei damals mit Vorliebe getrauert. Beweis: das trauernde Königspaar, die trauernde Wittwe, die trauernden Juden u. A.

Nachdem Hübner drei Jahre im Kreise dieser Freunde in Düsseldorf gearbeitet und gleich ihnen Anerkennung und Ruhm geerntet hatte, begab er sich zu kurzem Besuch nach Breslau und Berlin und verheirathete sich am letztern Orte mit der Schwester seines Freundes und Studiengenossen Eduard Bendemann. Doppelt beglückt war es ihm vergönnt seine Hochzeitsreise und Romfahrt zugleich zu machen und einen zweijährigen Aufenthalt in Italien zu nehmen. Hierhin folgten ihm in kurzer Zeit sein verehrter Lehrer Schadow und die liebsten seiner Freunde. Während des Winters in Rom und der Villeggiatur in Castellamare erlebte der Maler Tage so vollkommenen Glückes, wie sie wol nur Wenigen beschieden werden.

„Wie könnte ich" — schreibt er selbst — „auch nur annähernd die Genüsse schildern, die wir zusammen erlebten in der Betrachtung der unerschöpflichen Kunstschätze, jene Schauer erhabner Vergangenheit in den Ruinen des alten Roms und die frische Lebensluft, die wir zusammen einathmen aus dem blühenden Dasein eines vom Glück begünstigten Volks, dessen sichtbare Zustände uns Bilder vorführen, wie sie der Nordländer nur im Traum der kühnsten Phantasie erdenkt."

Zu den Malern des Hübner-Bendemann'schen Kreises gesellten sich nach und nach auch andere bedeutende Männer: Ernst Rietschel, der geniale Bildhauer; Felix Mendelssohn-Bartholdi, der damals an seinem Paulus campanirte und der ihre geselligen Abende durch seine musikalischen Improvisationen am Clavier noch besonders verherrlichte. Thorwaldsen weilte unter ihnen, jener Gewaltige unter den Künstlern, der, wie die Natur selbst, mit elementarer Kraft zu schaffen schien. Christian Rauch, der auf der Höhe errungener Siege mit gleicher Kraft noch vorwärts strebte. Schwer mag die Trennung aus solchem Kreise gewesen sein. Die Rückreise ging über Venedig und Wien nach Berlin, wo Hübner seinen ersten Hausstand begründete, den er 1834 noch einmal nach Düsseldorf verlegte.

Jede Blüthezeit — die geistige auch — ist naturgemäß nur von kurzer Dauer. In Düsseldorf hatte sich Manches seitdem verändert. Die Zahl der Maler, die sich darthin gewendet, war beträchtlich angewachsen, ein gemeinsames Zusammenhalten dadurch sehr erschwert worden, Meinungen machten sich jetzt schärfer geltend, und neben den künstlerischen Interessen wurde die confessionelle Verschiedenheit in Betracht gezogen.

Unermüdlich thätig aber, die Gedanken auf ein inneres Ziel gerichtet, ließ Hübner sich durch äußere Vorgänge in seiner Thätigkeit nicht beirren. Bild auf Bild ging aus seinem Atelier hervor und erhöhte sein bereits gewonnenes Ansehen. Ende der dreißiger Jahre folgte er seinem bereits früher nach Dresden berufenen Schwager, Bendemann, dorthin und nahm die Stelle als Professor an der dortigen Akademie an, die er 1871 niederlegte, als er nach dem Tode Schnorr v. Carolsfeld's zum Director der königl. Gemäldegalerie ernannt wurde. Während einer langen Lehrthätigkeit hat Hübner eine Anzahl namhafter Künstler gebildet. Die Historienmaler Scholtz, Mühlig, Diethe, Walther und Schönherr besuchten sein Atelier, der Schlachtenmaler Schuster, die Genremaler Thumann und v. Ramberg u. A. Sein letztes Werk — der Entwurf dazu war vor Jahren schon auf einer Brüsseler Ausstellung mit der goldenen Medaille gekrönt worden — vollendete er nur wenige Wochen vor seinem Tode. Es war bestimmt, das Treppenhaus der Dresdner Galerie zu schmücken. Drei Jahre vorher, während er daran arbeitete, schrieb er einer nach Rom gehenden Freundin in Hinblick darauf:

„Dann in des Vaticanes Tempelhallen
Sprich Du für mich ein still Gebet um Stärke,
Zu meinem letzten, meinem größten Werke,
Daß es gedeih' zu Ruhm und Wohlgefallen.

Ist es vollbracht — dann mag der Ruf erschallen
Des alten Charon, und ich folge gerne
Zur Ewigkeit!" . . . . . .

Denn Hübner liebte es, neben der Malerei auch die Dichtkunst zu pflegen. Auch hier vertrat er eine ideale Richtung, die ihn weitab von der jetzt herrschenden Zeitströmung führte. Sein angebornes Formentalent ließ ihn eine den Deutschen ziemlich schwierige Dichtungsart, das Sonett, mit Vorliebe behandeln. Eine unter dem Titel „Helldunkel" erschienene Sammlung von Sonetten ist in weiteren Kreisen bereits bekannt geworden. Von der Leichtigkeit, mit der ihm der Reim aus der Feder floß, haben aber nur die Kenntniß, welche, ihm näher stehend, Zeuge waren, wie schnell seine Verse entstanden. Als eine Probe seinen Humors, der der hübschen Form sich gesellt, lasse ich hier ein bisher ungedrucktes Gedicht folgen, das er derselben Freundin widmete, nachdem er ihr behilflich gewesen, ein Medaillon (sein eigenes Reliefporträt) aufzuhängen. Er schrieb es flüchtig nieder, nachdem er den Hammer nur eben aus der Hand gelegt:

Lied eines Gehangenen.

Den Nagel hab' ich selber eingeschlagen,
In Deiner Gegenwart mich dran gehangen!
Mehr kannst Du, Grausame, doch nicht verlangen,
Giebt's Einen noch, der das von sich kann sagen?

Du aber siehst es gar noch mit Behagen,
Wie ich in Deinen Banden nun gefangen;
So ist es mir am Ende recht ergangen,
Ich will mich auch darüber nicht beklagen.

Denn der Gefangne ist Dir nun nach lieber,
Als einst ich selber, da ich noch nicht hing —
Anhänglichkeit, so wahre, was geht drüber?

So hat 'ne gute Seite jedes Ding
Und auch das Hängen; nie hätt' ich's gedacht,
Daß es uns Beiden so viel Spaß gemacht.

Hübner's Organ war wohltönend, von höchst angenehmer Klangfarbe. Der Rede war er in hohem Grade Meister. Klein von Gestalt, war seine Haltung doch straff und männlich; das Auge hatte den scharfen durchdringenden Blick, ein sicheres Kennzeichen des Malers. Wenn's nach ein Merkmal an ihm gab — er war gut deutsch; ein zäher Patriot, dem der Gegensatz zum Wälschen tief im Blute steckte. Seine Bilder, seine Gedichte, die Vorträge, die er hielt und deren mehrere als Broschüren gedruckt wurden, bezeugen das. Den vollen Ausdruck dieser Eigenschaft giebt auch ein Sonett, das er an den Schluß einer kurzen Selbstbiographie stellt und das ich hier zuletzt noch folgen lasse:

Du Unglücksjahr!*) Du Jahr der Schmach und Schande,
Als du das Leben damals mir gegeben,
Sah ich die Schande nicht, nur das Erheben,
Wie dann mein Volk zerbrach die Sklavenbande.

Vom tiefen Fall, dicht an des Abgrunds Rande
Erhob es sich durch todesmuthig Streben;
Doch mehr als sechzig Jahre mußt' ich leben,
Geeint zu sehn mein Volk und seine Lande.

*) 1806.

Digitized by Google

Langsam bergauf ist es zum Ziel gestiegen,
Das es nach langen Mühen erst erreichte,
Mag es sich ferner seiner würdig zeigen!

Ich danke Gott, daß ich noch sah sein Siegen,
Ob Haar und Bart mir auch darob sich bleichte,
Und scheide gern im Glauben an sein Steigen.

Franz Vidal.

Bücherbesprechungen.

S. „Bekenntnisse zu Christo", Predigten und Amtsreden gehalten von C. G. Otto Kanig, Professor. Bautzen, Verlag von Eduard Rühl, 1882. — „Bekenntnisse zu Christo wollen diese Predigten und Amtsreden, die ich zumeist vor hiesiger Stadtgemeinde und vor dem Schülercötus des hiesigen Gymnasiums gehalten habe und hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, sein" — so erklärt der Verf. in der Vorrede selbst, und das sind sie in Wahrheit, sie mögen nun den „Adventstrost" des verheißenen (vergl. die 1. Predigt vom 2. Sonntag des Advents 1879), oder die „Freude über den zur Welt gebornen" (vergl. die am 1. heiligen Weihnachtsfeiertage 1878 gehaltene), oder „den Siegesruf" des gekreuzigten und auferstandenen Erlösers (vergl. die Charfreitagspredigt von 1880 und die vom 2. Osterfeiertag 1882) verkündigen. Wir begrüßen sie als Predigten, in denen eine gründliche Textauslegung mit einer beziehungsreichen und fruchtbaren Anwendung auf Herz und Leben der Hörer immer Hand in Hand geht, als Predigten von wohlthuender, innerer Lebensfrische, die ebenso durch die reiche Fülle, als die Tiefe und Klarheit ihrer aus dem Schriftwort geschöpften Gedanken Geist und Gemüth anregen und erwärmen. Die Gabe des Verf., erweçklich und glaubenskräftig zu predigen, leuchtet aus einer jeden derselben hell hervor und dem entsprechend ist Stil und Ausdruck von jener edeln Rhetorik beherrscht, welche die goldenen Aepfel in silberner Schale darreicht. Was die Form anlangt, so finden sich neben solchen Dispositionen, in welchen der Verf. seine Gedanken mehr schematisch gruppirt (vergl. die 1. und 9. Predigt) andere, die sich durch Ebenmaß und Präcision im Ausdrucke auszeichnen. Wenn wir noch hinzufügen, daß der Verf. die Zeiterscheinungen mit dem göttlichen Worte zu beleuchten und also mitzubauen bemüht ist an der sittlichen Vertiefung der Gemeinde, so steht zu erwarten, daß diese Zeugnisse, wie sie auf einen zahlreichen Zuhörerkreis einen ergreifenden Eindruck gemacht haben, so auch einem weiteren Leserkreise einen gesegneten Dienst leisten werden. — Eine Zugabe von besonderem Werthe sind die Beicht- und Abendmahlsreden, welche der Verf. in seiner Eigenschaft als 1. Religionslehrer am Gymnasium sei es in der Aula der Schule als Beichtvorbereitung „am Rüsttage auf den darauf folgenden Festtag", sei es in der Kirche unmittelbar vor der Abendmahlsfeier selbst gehalten hat, und bei deren jeder ihm das Eine am Herzen liegt, daß die ihm vertrauten Schüler und unter diesen zumal die vor Kurzem „durch das goldene Thor ihrer Confirmation gegangenen, würdig und wohlgeschickt am Gnadentische ihres Herrn erscheinen". Auch die äußere Ausstattung, in welcher diese Predigten und Reden dargeboten werden, ist zu rühmen.

** Das von Prof. Dr. Rudolf Heinze ohnlängst veröffentlichte Werk „Hungarica" mit seinen schweren Anklagen gegen die ungarische Regierung wegen der Verfolgung und Vernichtung des Deutschthums in Ungarn und der Wiedergabe der Klage- und Hilferufe aus Ungarn und Siebenbürgen hat in Deutschland berechtigtes Aufsehen erregt; Hunderte von Gelehrten und deutschen Patrioten traten zur Gründung eines „Deutschen Schulvereins" zusammen, um die Bestrebungen der ungarischen Regierung zu bekämpfen und das bedrückte Deutschthum zu unterstützen, und in der Presse wurde an der Hand des Heinze'schen Werkes die einschlagenden Verhältnisse mit begreiflicher Erregung besprochen und erörtert. Alles dies scheint doch in Ungarn stutzig und das Bedürfniß nach einer Abwehr beziehentlich Abschwächung der gegen die ungarische Regierung erhobenen schweren Vorwürfe rege gemacht zu haben. Wenigstens hat die im Verlage von Carl Stampfel in Preßburg und Leipzig ohne Nennung des Verfassers erschienene, ihren offiziösen Ursprung an verschiedenen Stellen verrathende, wenn nicht absichtlich hervorkehrende Broschüre „Dr. Heinze's Anklageschrift „Hungarica" im Lichte der Wahrheit" offenbar diese Aufgabe. Mit unleugbarem Geschick werden einzelne Anführungen und Behauptungen der Heinze'schen Schrift bekämpft und richtig zu stellen gesucht und zwar in der Weise, daß mit den Worten: „Die Anklage sagt", gewisse Sätze dieser Schrift aus dem Zusammenhange herausgezogen und wörtlich reproducirt und darauf mit den Worten: „Die Wahrheit ist:" entgegnet wird, um einerseits die Billigkeit des Vorgehens der ungarischen Regierung, andererseits die Haltlosigkeit der Basis darzuthun, auf welcher sich Dr. Heinze bewege. Die Prämisse, von welcher die Vertheidigungsschrift ausgeht („an ihr werden wir — heißt es darin — mit aller Kraft festhalten; sie werden wir in unserem öffentlichen Leben mit allem Nachdruck geltend machen. Wir constatiren sie; es fällt uns aber nicht ein, sie zu entschuldigen") ist folgende: Der von Dr. Heinze erhobene Vorwurf, daß man in Ungarn keinen Unterschied zwischen Magyar und Ungar, Magyarország und Ungarland wisse, ist gegenstandslos, denn es giebt einen solchen Unterschied überhaupt nicht (!). In Ungarn ist die ungarische Sprache eo ipso die Staatssprache und jeder Bewohner dieses Landes ist ein magyar Bürger, gleichviel ob er das magyar in seiner Sprache mit Ungar oder Uher übersetzt. Wir anerkennen also weder die Nothwendigkeit noch die Verpflichtung, es vor irgend Jemandem zu rechtfertigen, wenn wir mit aller Entschiedenheit fordern, daß in unserem Lande, in unserem Hause auch unsere Sprache die maßgebende sei, daß jeder Bewohner dieses Hauses sich als Sohn und Bürger unseres Magyarország fühle und die Pflicht erkenne, sich die Landessprache anzueignen, damit seine Intelligenz und seine Fähigkeiten den öffentlichen Angelegenheiten des Landes, die vollen Anspruch haben auf das treue Zusammenwirken Aller, nicht verloren gehen. Wir haben diese Forderung nicht auf Kroatien ausgedehnt, weil es von jeher mehr oder weniger selbständiges Bundesland gewesen, mit dem uns blos ein staatsrechtliches Band einigte. Kroatien hieß und heißt auch Horvátország = Kroatenland, Slavonien Tótország = Slavenland; aber unser Land hieß und heißt Magyarország = Magyarenland seit einem Jahrtausend. — Daß auf der Basis einer solchen Prämisse alle Maßnahmen der ungarischen Regierung gegen das Deutschthum sich rechtfertigen und entschuldigen lassen, liegt ebenso auf der Hand als es erklärlich ist, daß der Verfasser der Vertheidigungsschrift besonders schlecht auf die Sachsen in Siebenbürgen zu sprechen ist, die mit der größten Zähigkeit an ihren historischen Rechten und Eigenthümlichkeiten festhalten und mit aller Macht sich dagegen sträuben, „als Söhne und Bürger des Ungarnlandes sich zu fühlen, zu denken und zu handeln". Diese Sachsen werden geradezu als eine staatsfeindliche, büreaukratisch-feudalklericale Fraction hingestellt, welche agire und agitire und zu deren Dienst man das moderne Deutschland herabzuwürdigen suche!

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint jeden Sonnabend und Mittwoch (mit Datum Sonntag und Donnerstag) und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 3.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Auf die Wissenschaftliche Beilage kann besonders, nur bei der Expedition der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 Mark 25 Pf., für auswärts mit 1 Mark 50 Pf. (einschließlich Kreuzbandfrancatur) pro Vierteljahr abonnirt werden.

Redacteur: Dr. H. Marbach in Leipzig.

№ 105. Sonntag, den 31. December. 1882.

Inhalt: Erinnerungen an eine Reise nach Paris und Holland im Jahre 1817. — Aus dem Vogtland, von Dr. Ulrich Schneider. — Baron Nikolaus von Tornauw. — Bücherbesprechungen (Die apologetischen Grundgedanken Tertullians, von Leonhardi. Gemüth und Charakter, von Dr. Hermann Wolff. J. M. R. Lenz: „Der Waldbruder." Wanderers Ruhebank, von Hieronymus Lorm. Königl. Sächs. Gesetz über die Gymnasien, Realschulen und Seminare; Lehr- und Prüfungsordnung für die Gymnasien). — Verzeichniß buchhändlerischer Novitäten.

Erinnerungen an eine Reise nach Paris und Holland im Jahre 1817.

Fünf und sechzig Jahre sind verflossen, als mein Vater erklärte, daß Mutter und ich bei seiner bevorstehenden Geschäftsreise nach Paris ihn begleiten sollten. Das Reisen en famille war damals etwas schwieriger als in der Gegenwart. Unser Wagen war eine halbverdeckte Chaise, welche der Vater im vorigen Jahre bei seiner Rückkehr aus Paris in Frankfurt a/M. für 75 Carolin — eine damalige Goldmünze ungefähr 19 ℳ an Werth — gekauft hatte. Ein Koffer war auf dem Lakaibret, ein anderer unter dem Kutschbock, ferner eine sogenannte Bache auf dem Verdeck in gleicher Größe wie dieses, etwa 18 Centimeter hoch, zur Aufnahme von Gegenständen, die nicht gedrückt werden durften; und unter dem Wagenkasten war ein kleines Magazin angebracht, um nach Befinden französische Weine mitzubringen. Mir war der Kutschbock zugewiesen, den ich auch während der Fahrt nur selten verließ, wenn Regen mich nöthigte, im Innern des Wagens unter dem Schoosleder Schutz zu suchen.

Ich hatte auf der Schloßgasse unweit des Königlichen Schlosses wohnend, während der Kriegsjahre mannigfach Gelegenheit gehabt, Glanz und Macht der grande nation in Paraden, Illuminationen, Feuerwerken und so weiter zu beobachten, und die Aussicht, die weltbeherrschende Nation und ihr schönes Land kennen zu lernen, war gewiß in hohem Grade erhebend, ja berauschend für den noch nicht 13 Jahre alten Knaben.

Mitte Mai wurde die Reise angetreten, um den Druck eines werthvollen Kupferstiches in Paris zu besorgen. Wir fuhren mit 3 Postpferden, der Postillon ritt, und ich bestieg klopfenden Herzens meinen Kutschbock.

Die Reise ging verhältnißmäßig sehr langsam, denn der Extrapostverkehr war durchaus nicht in normaler Ordnung, und wir mußten regelmäßig 1—2 Stunden auf jeder Station auf die Pferde warten. Auf der kurzen Strecke von Hanau durch Bayern verweigerte am Abend der Chausseegeld-Einnehmer heraus zu kommen; als der Vater meinte, der Postillon könne die drei Pferde nicht verlassen, schrie die Einnehmerin aus dem Fenster uns zu: „Daas iisch e K. Einnahme am Fenschter und nit auf der Strohß", und man mußte sich fügen; das zweite mir auffallende Moment in Bayern waren die vielen Bettler. Die Reise ging übrigens ganz glatt; in Lothringen war Hungersnoth und das Brod furchtbar theuer. Die ersten Scheltworte wurden mir vom Vater zu Theil, als ich in einer kleinen französischen Stadt ein 40 Francs-Stück hatte wechseln lassen; der Vater fragte mich, wie ich gesagt habe und meinte, meine Ansprache: „voulez-vous me changer cette pièce de 40 francs?", wäre sehr grob; in Frankreich sei man höflicher, etwa: „voudriez-vous bien avoir la bonté de changer etc." Nal im 13. Jahre setzt man sich leicht über so etwas hinweg. Ein paar Stationen hinter Metz ging's am Abend im Schritt bergan und ein kleiner ouvrier sprach uns an, um mitfahren zu dürfen, er habe noch weit bis zur Kirche, wo er morgen früh — es war Pfingstheiligabend — predigen solle; allein der Postillon war unerbittlich und versicherte, seine Pferde lägen ihm mehr am Herzen als die Herren curés. Am Pfingstsonntag wurde in Epernai Mittag gemacht; der Vater hatte die Absicht, echten Champagner mitzunehmen; allein im Hôtel zur Post kostete die Flasche première qualité non mousseux 10 Francs; das war denn doch zu theuer und so fuhren wir mit leerem Magazin weiter.

Als am Pfingstmontag früh 5 Uhr wir die Barrière in Paris passirten, weckte mich der Vater, allein ich wollte nicht glauben, daß wir in Paris seien; die Ruhe und Stille an der Barrière täuschte mich; aber nach wenig Minuten traten andere Bilder vor die Augen. Mein Vater hatte wiederholt im Hôtel du Nord gewohnt, allein da gab es keinen Platz und der Postillon (auf ein gutes pourboire des Hôtel rechnend) fuhr uns ganz kühn in die Flur des Hôtel Bourbon hinein; hier forderte der Inspecteur oder Maître d'hôtel für eine Wohnung mit großer Emphase 300 francs par semaine, 550 francs par 15 jours et 1000 francs par mois. Das war uns zu theuer; der Postillon fuhr im Trab innerhalb des Hauses herum, und endlich fanden wir eine Wohnung auf 14 Tage im Hôtel de Vienne.

Alle die Eindrücke, welche die Weltstadt auf den 12jährigen Knaben machte, kann ich unmöglich noch schildern, nur einzelne Momente stehen mir noch deutlich vor den Augen. Den Haupteindruck machten mir die unendlich mannigfaltigen Uniformen, die sich in Paris bewegten. Es standen in den Jahren 1815—1818 dreihunderttausend Mann als Executionstruppen im nördlichen Frankreich, zusammengesetzt aus allen europäischen Armeen, die in den letzten Jahren gegen Frankreich gefochten hatten, unter dem Commando des Herzogs von Wellington. Ich hatte zwar in meinem kurzen Leben auf der Schloßgasse sehr viele Soldaten gesehen, ganze Tage lang waren Oesterreicher, Preußen, Franzosen, Russen vor unsern Fenstern vorbeimarschirt, aber die hier anwesenden zahlreichen bunten Officiersuniformen übertrafen alle früheren derartigen Eindrücke.

Es war natürlich in Paris unter diesen Umständen sehr theuer, eine Portion „des pois verts" ohne Fleisch — 1½ francs; in Versailles, wo am ersten Sonntag jedes Monats die weltberühmten Wasserkünste zu sehen waren, kostete eine Portion Aal à la tartare — so groß wie zwei mäßige Finger — 2 francs. Uebrigens besaß ich zu jener Zeit eine gewisse Fertigkeit, immer das theuerste Gericht auf der Speisenkarte zu finden: was gar keine leichte Aufgabe war für einen Ungeübten unter den mehreren Hundert Speisen, die auf einer Karte standen. Als wir abreisten, nahmen wir einen halben Kapaun mit zum Knabbern unterwegs, kostete

5 francs. Einen weiteren seltsamen Eindruck machte der König Louis dix-huit. Er fuhr nur sechsspännig mit starker Cavallerie-Escorte; er war so dick, daß er nicht stehen konnte auf zwei Beinen; wenn er auf den Balkon trat, um die Jubelrufe des Volkes entgegenzunehmen — vor zwei Jahren hatten dieselben Menschen vive l'empéreur gerufen — hatte er eine Maschine angeschnallt, wodurch ihm ein drittes Bein gewährt wurde, so daß er auf drei Beinen stand. Mit finstrer Mine standen seine Verwandten, namentlich duchesse und duc d'Angoulême, duc de Berri u. A. neben ihm, während die Pariser bourgeois ihre Kinder auf den Armen hielten und sie einübten, recht laut zu rufen: vive le roi! obgleich sie wol das Gegentheil dachten. Eine eigenthümliche Erscheinung waren mir die vielen geputzten Frauenzimmer, welche Abends die Calonnaden im Palais Royal durchzogen und zu vier aber fünf sich die Hände reichend, das sehr zahlreich daselbst pramenirende Publicum gleichsam einzufangen oder doch aufzuhalten sich bemühten.

Am Tage des Frohnleichnamsfestes schickte mich mein Vater in Geschäften jenseits der Seine, wabei ich den Platz vor der église de Notre Dame passiren mußte. Als ich in den Mittagsstunden zurückkam, war der große Platz voller Menschen, Kopf an Kopf, gedrängt; es begann eben der große Umzug aus der Kathedrale sich zu entwickeln; in feierlicher Stille entblößten alle die Köpfe bis auf ein Paar ziemlich lange Gestalten mit hohen Cylinderhüten direct vor mir. Als diese auf wiederholtes Rufen: „à bas les chapeaux!“ nicht verschwanden, schlug man von hinten auf die Hüte, so daß sie über die Gesichter rutschten und die Herren, deren Nationalität leicht zu errathen, von dem Zuge nichts sahen, da das Abnehmen der Hüte bei dem immer stärker werdenden Gedränge in der Eile nicht mehr möglich war. Allgemeiner Jubel belohnte die zweckmäßige Operation.

Als eine großartige eigenthümliche Erscheinung stehen heute noch die Katakomben mir vor Augen: meines Wissens ist der Zutritt zu denselben nicht mehr gestattet, wenigstens 1856 war er es nicht. Wir stiegen wal über 100 Treppenstufen hinab und fanden dort ein großes gewölbtes Terrain, ganz angefüllt mit schichtenweise übereinander gelegten menschlichen Schädeln, jede Schicht durch kreuzweise gelegte Arm- aber Beinknochen von der andern getrennt, welches wir natürlich bei künstlicher Beleuchtung durchschritten. Es wurde uns erläutert, die Höhle sei entstanden durch Ausbrechen von Steinmassen, welche Jahrhunderte hindurch zu den Bauten in Paris verwendet warden wären; seit längerer Zeit aber waren diese Steinbrüche nicht mehr im Gang, wahrscheinlich um der möglichen Katastrophe eines Durchbruchs von oben vorzubeugen. Seit dieser Zeit, mehrere Jahrhunderte waren nun diese Räume inmitten der Stadt zur Aufbewahrung der Ueberreste menschlicher Gebeine benutzt worden, welche bei allmäliger Auflösung mehrerer Friedhöfe zu Tage gefördert wurden.

Von der großen Oper, von den Cafés aux mille colonnes und de l'Europe sind nur noch unklare Erinnerungen vorhanden, aber ich sehe noch deutlich die großen „demi tasses“ vor mir, die man in beliebiger Höhe mit Zucker füllte, ehe der „garçon“ den prächtigen Café bis zum Ueberlaufen hineingoß aus silberner Kanne. Im Jardin des plantes ging eine meiner schönsten Hoffnungen verloren: der Elephant war vor kurzer Zeit gestorben und ich hatte nach keinen gesehen.

Mitte Juni reisten wir ab über Brüssel nach Amsterdam — ich immer auf dem Kutschbock. Eine mir unvergeßliche Scene muß ich erzählen. In der Gegend von Cambrai waren wir an einen Pferdewechsel so nahe heran, daß der Postillon mit der Peitsche bereits die üblichen Signale gab, wie viel Pferde wir brauchten, wie es mit dem Trinkgeld stand u. dgl. (Letztere Notiz pflanzte sich auf diese Weise auf weite Strecken fort, denn auf der Station selbst war dazu nicht Zeit; der Pferdewechsel ging außerordentlich schnell von statten — in grellem Contrast mit dem Pferdewechsel in Deutschland —. Die Pferdegeschirre wurden auf der Brust aufgehakt, blieben am Wagen, frische Pferde wurden rücklings eingeschoben und fort ging es; häufig blieb auch der Postillon sitzen, wenn mehrere Stationen unter einer Verwaltung standen.)

In diesem Augenblick ritten ein englischer Reitknecht und ein Postillon im Galopp bei uns vorbei, so daß sie noch vor uns an der Station ankamen. Als wir vorfuhren, wurden uns sogleich andere Pferde gegeben, der Postillon zog bereits die Zügel an — da fuhren zwei sechsspännige und ein vierspänniger großer Reisewagen vor, so daß es sehr lebhaft wurde: sogar unser Postillon mußte wieder absteigen. Hierüber sehr verwundert stieg der Vater aus und beschwerte sich beim Posthalter, allein dieser setzte ihm auseinander, daß dies Verfahren ganz gesetzmäßig sei: der Courier habe die Pferde vor unserer Ankunft bestellt, deshalb müßten die Wagen, da sie nach während unseres Aufenthaltes angekommen seien, vor uns abgefertigt werden. Mein Vater, ziemlich verdrießlich über diese uns gewordene Zurücksetzung, trat an einen zu den Equipagen gehörenden, vor der Hausthür stehenden englischen Kammerdiener heran und fragte ihn: „who is this Lord?“ Nun muß ich bemerken, daß mein Vater ein eifriger Verehrer des Herzogs von Wellington war, im Gegensatz zu seinem Abscheu gegen Napoleon, so daß es sein sehnlichster Wunsch war, den Herzog einmal zu sehen, nachdem er fast alle Potentaten Europas gesehen hatte; ferner war er sieben Jahre in Boston und Philadelphia gewesen und sprach so gut englisch, daß, als er bei einer früheren Gelegenheit in London sich einen Paß beschaffte, man ihn fragte, warum er sein Vaterland verlassen walle? — Aber trotzdem verstand er die Antwort des Lakaien: „Duke of Wellington“ zweimal nicht! Freilich der Engländer sprach die Worte ohne den Mund aufzumachen, es klang wie eine Silbe; ich höre noch immer den einen eigenthümlichen Laut. Erst bei der dritten Antwort: „Goddam don't you know the commander of the great army?“ erkannte mein Vater, wen er vor sich habe, sprang schnell nach der Kutsche und wallte eben die Thüre aufmachen, um den großen Herzog anzusehen — da rückten die Pferde an und der Papa hatte das Nachsehen. — Gewiß viel malheur!

Zwei Tage nachher, am 20. Juni, fuhren wir von Brüssel auf das Schlachtfeld, wo vor 2 Jahren, am 18. Juni 1815, die Herrschaft über halb Europa gegen Napoleon entschieden wurde. Auf dem Wege dahin umschwärmten unsern Wagen zahlreiche Kinderschaaren, welche durch den Zuruf: „vive le roi d'Angleterre, caput Napoleon!“ und durch gymnastische Leistungen: Purzelbäume und Radschlagen die Geldbeutel der Besucher des Schlachtfeldes zu plündern strebten. Die Wellingtons-Eiche, unter welcher der Herzog während der Schlacht seinen Stand gehabt, war zwei Tage vorher am Jahrestag der Schlacht vollständig entlaubt warden von dem zahlreichen Besuch. In dem Wirthshaus „la belle alliance“ wurde gefrühstückt. Ich sah einen Soldatenkopf aus der Sohle eines frischen Straßengrabens heraus ragen, suchte mir einige Trophäen zusammen, z. B. eine Kokarde, ein Paar Flintenkugeln, ein Stück Flintenschloß, und dann ging's zurück nach Brüssel. Ein Königreich Belgien gab es noch nicht, aber auffallend viel Bettler im katholischen Belgien.

Von hier ging es nach Rotterdam und Amsterdam. In Holland waren die mit Klinkersteinen gepflasterten Chausseen prächtig zu befahren, viel angenehmer als die französischen, welche durchgehends aus einem in der Mitte mit behauenen Steinen gepflasterten Streifen und auf beiden Seiten aus ungepflasterten weichen Wegen bestanden. Die Holländer nannten aber unsere Equipage ein hübsches Reitzeug, denn sie fahren nur auf dem Wasser. Mittlerweile herrschte starker Sturm, so daß, als wir in der Nacht um 1 Uhr an die Meeresbucht zwischen Breda und Dortrecht kamen,

wir warten mußten, bis es Tag wurde. Nun verlangten die Schiffer das dreifache Fahrgeld.

Der Vater ging zum K. Beamten, der die Aufsicht führte; aber dieser beantwortete, in der Schlafstubenthür stehend, ohne nur die Fensterladen aufzumachen, um dadurch ein Urtheil über die Witterung zu gewinnen, die an ihn gerichtete Frage über die Gesetzmäßigkeit des hohen Fahrgeldes mit: „wel, ter deg — ja ganz gewiß!", und so wurde unser Reitzeug mittels eines Krahns in eine große Nußschale gehoben, ein Mann trat an's Steuer, einer an die Segelleine und fort ging es in vollem Sturm. Die Mutter saß mit gefalteten Händen im Wagen, ich amüsirte mich über die Geschwindigkeit des Schiffes und ließ mir vom Vater, als einen viel zur See gereisten Mann, dies oder jenes erklären. Als wir nach etwa 20 Minuten drüben ankomen, wunderte sich der dortige Beamte, daß man uns hatte überfahren lassen: der Sturm war so stark, daß er selbst keine Ueberfahrt gestatten würde.

In Rotterdam hatte ich die Freude, daß der Kellner im Hôtel mich zwölfjährigen Jungen fragte: „Beliebt der junge Herr och eine Pfeise?" Auf dem Canal sah ich am Morgen Matrosen in rothen Jacken so energisch und kräftig arbeiten, daß ich verwundert meinen Vater fragte, was dieser Eifer zu bedeuten habe? Dieser antwortete: „Das ist englische Art zu arbeiten." Mir ist diese Probe englischer Arbeit während meines ganzen Lebens als Muster vorgeschwebt. In Amsterdam, im „Hotel het Wapen von Amsterdam" war mir interessant, daß die vornehmste Straße „Heerengracht" hieß, und erst die zweite „Kaiserstraße". Eine sehr auffällige Erscheinung für mich war die Beladung eines Seeschiffes in einem Canal mit Käsen, die aus einem Magazin mittels Werfen von einer Hand in die andere über die Straße in das Schiff befördert wurden; ich bekam einen großartigen Eindruck vom Handel mit holländischen Katzenköpfen. Eines schmerzlichen Verlustes muß ich gedenken. Im „großen Wappen von Amsterdam" war kein Platz für unser Reitzeug; der Wagen wurde in einen entlegenen Schuppen geschafft und als wir weiter fuhren, fand ich die Wagentasche entleert und meine Trophäen von Waterloo — mit denen ich Großes vorhatte — gestohlen.

Von dem langen Weg von Amsterdam nach Münster über Utrecht und Arnheim weiß ich nichts zu erzählen, als daß die Wege fürchterlich schlecht waren; wir mußten vier Pferde nehmen, und trotzdem besinne ich mich, mehr als einmal mit dem Postillon neben seinen vier Rappen stolz zu Fuß gegangen zu sein. Auch die Verpflegung war auf dieser Straße in Holland sehr schlecht, und war es eine große Freude, als es in der ersten preußischen Station — ich glaube, sie hieß „Brede" — guten Schinken mit — alten Kartoffeln gab. In Münster wurde ausgeruht. Es war damals der früher sächsische General Thielemann Gouverneur von Westphalen; mit diesem war mein Vater von Dresden her befreundet, und wir verlebten einen sehr angenehmen Abend bei ihm in Gesellschaft zahlreicher Officiere. Unter anderem gab es ein Fuchsprellen. Die Herren hatten mehrere junge Füchse; diese wurden je einer nach dem anderen auf ein ca. zwei Meter ins Geviert großes Tuch gelegt, an jedem Zipfel zog gleichzeitig ein Officier das Tuch möglichst straff, so daß der Fuchs in die Höhe prellte; dies wurde, nach Rückfall des Fuchses, so oft wiederholt, bis derselbe ganz oder doch halb todt war. Für einen 12jährigen Jungen gewiß ein unterhaltendes Vergnügen.

Von Münster ging es nach Kassel. Von Kassel weiß ich aber nichts mehr; kaum daß die Wasserkunst in Wilhelmshöhe mir noch dunkel im Gedächtniß schwebt; wahrscheinlich unterlag ich einer großen Abspannung, eine Folge längeren Aufenthaltes auf dem Kutschbock.

Von Kassel wurde die directe Heimreise nach Dresden beschlossen. Abend gegen 10 Uhr kamen wir nach Weimar und hörten zu unserm großen Leidwesen, daß ein Elephant längere Zeit zu sehen gewesen, aber vor einer Stunde abgereist war. Natürlich war es mir doppelt schmerzlich, abermals, wie in Paris, um die Bekanntschaft eines damals in Europa noch ziemlich seltenen Thieres gekommen zu sein. Aber wie groß war meine Verwunderung, als etwa eine Stunde von Weimar ab, auf der Chaussee nach Eckartsberge, ein Herr an unseren Wagen trat und bat, wir möchten langsam fahren, weil sein Elephant ganz nahe vor uns gehe und leicht scheu werden könnte, wenn wir im Trabe vorüberführen. Er war der Besitzer des in Weimar gewesenen Elephanten, fuhr in einem Einspänner, während der Elephant unter Leitung seines Führers die Reise zu Fuß fortsetzte. Wenige Schritte und wir fuhren im düstern Wald an dem großen Thier langsam vorüber, welches ruhig zur Seite stand: immerhin eine seltsame Begegnung, auch jetzt noch, wo ein Elephant auch hier zu Lande im Walde gehend eine nicht sehr gewöhnliche Erscheinung ist. Wir waren Abends von Kassel weggefahren, um die kühlen Nächte zu benutzen, und so kamen wir nach ca. 60 Stunden in Dresden an nach sechswöchentlicher Abwesenheit, und ich versuchte die während der letzten drei Nächte auf dem Kutschbock versäumte Ruhe durch einen 16stündigen ununterbrochenen Schlaf auszugleichen und ging andern Tags stolz auf die erworbene Welterfahrung vergnügt in meine Schule zum Hrn. Schuldirector Hahn, dem Vater des noch vor Kurzem in Leisnig amtirenden Hrn. Superintendent Dr. Wilhelm Hahn.

M. R.

Aus dem Vogtland.

Altherkömmliches Speisen-Reglement auf dem Lande.

Die ehemals fast sprichwörtlich angeführte conservative Denk- und Lebensweise des Vogtländers ist neuerdings in manchen mehr oder minder harmlosen Stücken einer Hinneigung zum „Fortschritt" gewichen, welche man je nach eigener Stellung zur Physiognomie der Zeit und je nach den Resultaten vernünftiger, sachgemäßer Erwägungen für mehr oder minder berechtigt halten mag. Die namentlich der weiblichen Landbevölkerung sonst eigenthümliche Tracht beispielsweise existirt bis auf dürftige Ueberreste allenfalls nur noch für die „Brunnenmädchen" von Bad Elster, und wir wollen unser Urtheil nicht zurückhalten, dahin gehend, daß die ländlichen Schönheiten durch die Acquisitionen Pariser Ursprungs, welche zu Gunsten des etwas drastischen ländlichen Geschmacks nicht immer mit Glück umgemodelt werden, hier und da an Grazie noch weniger gewonnen haben, als vielfach ihre städtischen Schwestern. Allein in einem Stück müssen wir auch heute noch den Vogtländer*) als Träger eines unverfälschten Conservatismus anerkennen, nämlich in seinem zähen Festhalten am Hergebrachten bezüglich gewisser Specialitäten aus dem Gebiete des Essens und Trinkens. Wir machen kein Hehl aus unserer Befriedigung über einen Specialconservatismus, der, nach dem Sprichwort: „Was der Mensch ißt, das ist er", uns immerhin ermächtigt, nicht ohne Wahrscheinlichkeit auf das Vorhandensein conservativer Anschauungen auch allgemeinerer Natur zu schließen.

Vor uns liegt ein Manuscript, seinem ganzen Habitus nach ein Alter von etwa 180 Jahren documentirend, offenbar jedoch Herkömmlichkeiten vielleicht so manchen vorhergegangenen Jahrhunderts einmal auf's Neue fixirend. Es enthält das noch heute im Allgemeinen zu Kraft bestehende, durch das Herkommen ein für allemal sanctionirte gastronomische

*) Wir sprechen natürlich in der Hauptsache vom Landbewohner.

Gesinde- und Fröhnertractament für Feiertage und den „Flurfleck" auf einem vogtländischen Rittergute. Wir schließen uns dem in den letzten Jahren zu Tage getretenen erfreulichen Streben, die Historie des Vogtlandes allseitig zu beleben, als echter Vogtländer an, indem wir das Original um so lieber veröffentlichen, als es, obwol an sich von localer Beziehung, seinem Gegenstande nach dennoch für ganz und gar typisch angesehen werden darf. Durch unsere eingestreuten Bemerkungen hoffen wir dem Verständniß von Provinzialismen, sowie der Richtigstellung einer mehr treuherzigen als selbst für ihre Zeit consequenten Orthographie zu Hilfe zu kommen.

Hier folgt also der Text.*)

Waß daß Gesiend zu den Feierdachen und Florfleck kriechen [kriegen, erhalten] muß.

Es wird im Folgenden unterschieden zwischen Gesinde, d. i. Hofes-Knechten und Mägden, sowie Fröhnern (Frohnbauern). Letzterer Name hat sich bis heute erhalten, das Frohnverhältniß jedoch ist längst zu einem modificirten Pachtverhältniß geworden. — Unter Flurfleck versteht sich ein mit mancherlei eigenthümlichen Localgebräuchen noch jetzt hie und da nach alter Weise gefeiertes Guts-Erntefest. Nach Köhler (Volksbrauch, Aberglauben u. s. w. im Vogtlande. Leipzig 1867. S. 221) fällt es z. B. in Schönbrunn bei Oelsnitz auf den letzten Erntetag; sonst, wie wir wissen, wol in die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr.

Zu Weinachten, den heiligen Abend, jedes Gesiend eine höffen sämmel [Hefensemmel] von 5 ₰, worzu ein gevast [eingefaßt, d. i. abgemessen] wierd 2 oertel [Viertelscheffel] gerste, 1 vörtel affter weitzen [After- oder ästeriger Weizen, d. i. eine geringere Sorte] und 1 Sommer korn [1 Viertel Sommerkorn]; und jedes einen halben horieng [Häring], wie auch wirst [Würste], Sauer kraud [kraut], hutzeln [abgebackenes Obst] und 2 große kan bier zu Merte [Mährte].

An Stelle der provinziellen Hefensemmel (Hefenkloß) sind für das Weihnachtsfest die Christstollen getreten. — Der Häring, eine Fastenspeise der Vorfahren, darf nirgends auf dem Tische fehlen. — Sauerkraut (und Hirsebrei), fast allenthalben constante Gerichte. — Große, d. i. Leipziger, im Gegensatz zur kleinen, d. i. Dresdner Kanne bis zur Einführung des Litermaßes. — Mährte (auch in der Lausitz), Kaltschale; vielleicht abzuleiten von mähren, Provinzialismus für burcheinanderrühren („matschen"). Eigentliche Suppe wurde am Weihnachtsheiligabend nicht aufgetragen, „weil davon im neuen Jahr die Nase tropft".

den 1. Beierbache.

1 jedes ein halb ₰ fleisch zu[m] kochen und 1 halbes ₰ zu[m] brahten; 1½ ₰ hierß [Hirse] und 1 stietze (Stütze = Gießkanne) bier; abens klöß [Klöße] ober was [etwas] von Miellich [Milch] und 1 kanne brande wein.

den 2. Beierbache.

wieder ³/₄ ₰ [2 Halbpfunde] koch fleisch, 1½ ₰ hierßen, und die fubbe [Suppe] oon fleisch, und ein wöhnig vött [ein wenig Fett] von fleisch auf den hierß brey, und auch eine stietze bier, der vogt aber seines abarde [sein Bier à part].

den 3. Beierbach

kriegen sie ihre klöße wie die sontag [an den Sonntagen].

den Neien und hohe neien Jahrs heiligen Abend wieder hörrieng, wirste, sauerkraud, hutzeln und 2 kannen bier zu Merden.

Den Neien Jahrs dach und hoch neie Jahr wie die 1. oeierdach in allen stücken.

Hirse darf namentlich zum Neujahr nicht fehlen; denn „vom Hirseessen wird man reich". In einigen Gegenden „füttert" man den glückbringenden „Drachen" mit Hirse. Im Uebrigen soll die Tafel wenigstens an den betreffenden heiligen Abenden eigentlich neunerlei Speisen aufzeigen; hie und da setzt man selbst dem Vieh neunerlei vor.*) Doch wechselt die Zahl neun auch mit der sieben.

zu ostern.

jedes gesiende 2 kuchen, einen 2 ₰ schwer, 2 oder 3 rote Eyer; daß eßen bleibet wie zu den vorigen veierdachen.

die heiligen abend zu Ostern und Pfiensten [Pfingsten].

vleisch, hutzeln und bier zu merde.

Den 1. Pfienst Feier bach gekocht flesch, einen braten und hierßbrey; den 2. veierdach und 3. bleibets alle Zeit wie oben stehet.

Zu bemerken ist, daß Suppe immer als selbstverständlich hinzukommt.

Zum Florfleck [Flurfleck].

jedes ³/₄ ₰ [2 Halbpfunde] fleisch, sauers [Saueres] wie die vrehner [Fröhner], 1 ₰ hierß, hutzeln und 1 halben kochen [Kuchen].

„Saueres", sogenannte sauere Flecke, Kuttelflecke.

Käße krieget das gesiende,

die knechte, sobalde sie zu acker anspannen, biß sie wieder im herbest und mehr ins velt (Feld) kommen, jeder 6 die Woche;

die Mägte aber

von Walborchis [Walpurgis] bis Michaehla [Michaelis] eine [jede] 4 keße und 2 quärge [nämlich wöchentlich; Quärke, kleine, aus Buttermilch bereitete Käse in bekannter Form];

die Sondags [an den Sonntagen] Millich

von 1. Pienst oeier dach [Pfingstfeiertag] an biß zu Michaehla, und zwar an Michaehles dach [Michaelistag] nich[t] mehr.

Die Bröner zum Florfleck

jedes hauß 2 ₰ Bleisch miet [mit] einer zwiessel brie [Zwiebelbrühe]; die vleck [Flecke, Kaldaunen], vieß [Füße] und maul [nämlich des geschlachteten Rindes], zusamen 3 ₰ hierßen, und hutzeln, wie auch ein [jedes] hauß einen kuchen 2 ₰ groß, und abens [Abends] jeder Bröhner 1 stick brot und 1 keße und zu miet bach [Mittag] brot waß [soviel] sie eßen [wollen], auch in die subbe geschnieben [geschnitten], waß nöhtig ist.

Zum Flurfleck werden alle Arbeitsleute und Pächter geladen, welche während des verflossenen Jahres ihre Pflicht redlich erfüllt haben. Die wesentlichen Theile der Feier bestehen im Mittagsessen, Gesang („Nun danket alle Gott"), Gebet, Ansprachen des Gutsherrn und Vogtes (Aufsehers, „Statthalter", wie er im Mecklenburgischen heißt), Freibier und Tanz.

Schösser und Miller

jeder einen kuchen und jedweder ein[en] krug bier von vrohnen bier [Frohnbier].

Unter „Schösser" dürfte der von der Gutsherrschaft ernannte Ortsrichter zu verstehen sein.

Die Piecher [Picher, Pechleute],

eine subbe, ein eßen [Gericht] fleisch, einen brahten, fiesche [Fische], einen hiersch brey [Hirsebrei], und hutzeln, brot und bier, waß sie brauchen, und wie zuvor, keße und brot, und ein klaß brande wein, wie auch, so lange das sieden [Aussieden] werd [währt], alle morgen ein glaß brande wein.

Wie man sieht, wurden die Pecharbeiter ganz besonders bedacht, wahrscheinlich weil sie auf Zeit in Dienst genommene

*) Die Interpunction fehlt im Original durchgehends.

*) Wir hab'n heut neunerlei gekocht,
Auch Wurst und Sauerkraut;
Mein' Mutter hat sich abgerannt [müde gerannt],
Die alte, gute Frau u. s. f.
(Vogtl. Kinderlied.)

Fremdlinge waren. Das Glas Morgenbranntwein erklärt sich aus dem Umstande, daß für die Arbeit des Pechsiedens auch die kalten Herbstnächte zu Hilfe genommen werden müssen.

Die Dreſcher,

wan[n] ſie ausgedroſchen haben,, ieder ein Stick brot, eine große [ſ. o.] kanne bier und 1 keße.

Die Herkömmlichkeiten gelegentlich des „Ausdreſchens" ſind im Vogtlande verſchieden (vgl. Köhler S. 222).

Der Miller

var daß Malß mahlen [Mahlen des Malzes] 4 große kannen bier.

Wen[n] die Brehner auf die Jahgt gehen.

wan[n] ſie einen Hörſchen [Hirſch] fannen [fahnden?], eine Stitz [ſ. o.] bier, bei den [bei jedem] andern wilbert [Wildbret] nur 1 Stick brat.

* * *

Zweifelsahne ſind die Tage auch dieſes Jahrhunderts lang auctoritativen Küchenzettels für die Praxis gezählt; denn er bildet einfach einen Ausfluß des mehr und mehr ſchwindenden patriarchaliſchen Zuſammengehörigkeitsverhältniſſes zwiſchen Herrſchaft und Dienenden, eines Verhältniſſes, das ſich, bei aller Wahrung materieller Gepflagenheiten, doch nicht lediglich auf Grundlagen materieller Natur ſtützt. Möchten aber wenigſtens die ſoliden vogtländiſchen Klöße, Hirſebrei, „Hutzeln" und Sauerkraut den vogtländiſchen Landmann, muß er denn einmal dem „fortſchrittlichen" Zeitgeiſte mithuldigen, noch recht lange Zeit vor jenem fortſchrittlichen Barbarismus bewahren, welcher vam Alten ſelbſt das verwirft, was gut iſt, — eben nur, weil es alt iſt.

Zum Schluß verweiſen wir auf intereſſante Analogien, wie ſie ſich beiſpielsweiſe in den berühmten „Oberhaf"-Capiteln aus Immermann's „Münchhauſen", desgleichen in den Schriften Fritz Reuter's zahlreich vorfinden. Dr. Ulrich Schneider.

Baron Nikolaus von Tornauw.*)

Ein Mann, deſſen Name, dem großen Publicum Deutſchlands unbekannt, in der Gelehrten-Welt einen guten Klang hat — namentlich in der Welt der Juriſten und der Orientaliſten — iſt nicht mehr. Baron Nikolaus von Tornauw ſtarb den 29. April dieſes Jahres, nachdem er eben einen Freundeskreis verabſchiedet, in deſſen Mitte er den Abend zugebracht hatte. Ein Nervenſchlag entriß ihn ſeiner Familie, ohne vorhergegangene Krankheit, mit der unerbittlichen Grauſamkeit eines urplötzlich hereinbrechenden Unglücks.

Tornauw hatte im Jahre 1829 ſeine Studien im kaiſerlich-ruſſiſchen Lyceum zu Zarskaje-Sela beendet und war in das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten getreten. Hier wurde der damalige ruſſiſche Reichskanzler Graf Neſſelrade bald aufmerkſam auf den fleißigen und überaus geiſtreichen jungen Mann und gab ihn als Secretär der Geſandtſchaft in Perſien bei. Aber ſchon auf dieſem erſten diplomatiſchen Poſten fühlte Tornauw, daß die diplamatiſche Carrière nicht ſeinem Wiſſensdrang genügte, das Studium der arientaliſchen Zuſtände zog ihn mächtig an, und var allem die Rechtsverhältniſſe des Orients. Juriſt war er mit Leib und Seele, nicht Diplomat. Um durch die Oberfläche ins tiefſte Innere zu bringen, mußte er vor allen Dingen der Landesſprache mächtig ſein, und legte ſich mit eiſernem Fleiß auf die Erlernung des Perſiſchen und Arabiſchen, und mit Hilfe einiger Eingeborenen, die ſeine enthuſiaſtiſchen Freunde geworden, gelang ihm das in verhältnißmäßig ſehr kurzer Zeit.

Der Fortgang ſeiner dienſtlichen Laufbahn begünſtigte die Erreichung des Ziels, dem er nachſtrebte. Wenige Jahre, nachdem er Perſien und zugleich das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten verlaſſen, wurde er zum Vice-Gouverneur der moslemiſchen Pravinzen des Kaukaſus ernannt. Hier war er ganz in ſeinem Element. Er fügte ſchnell ſeinem Wiſſen die Kenntniſſe der localen Idiame und ſpäter auch der türkiſchen Sprache bei, gewann in ungewöhnlichem Grade die Achtung und Sympathie der Bewahner des Landes, und hatte nun Gelegenheit, die dem Karan entſpringenden, aſt ſehr verwickelten Rechtsverhältniſſe der Muſelmänner kennen zu lernen. Die Früchte ſeines Fleißes ließen nicht auf ſich warten: neben verſchiedenen kleineren Arbeiten veröffentlichte Tornauw in ruſſiſcher Sprache ein Werk unter dem Titel „Das moslemiſche Recht, aus den Quellen dargeſtellt", das, ins Deutſche überſetzt, ihm einen Platz unter den kenntnißreichſten Orientaliſten anwies. Das Feld, auf dem er ſeine Furchen gezogen, iſt ein rauhes und mühſam zu bearbeitendes; es liegt dem größten Theil auch des gebildeten Publicums fern; ſeine Früchte gehören nicht zu denen, die dem Belletriſten ſa leicht entgegenreifen. Aber die Gelehrten Deutſchlands wiſſen, was Tornauw geleiſtet; ihre Hachachtung falgt dem Dahingeſchiedenen ins Grab.

Daß die laiſerl. ruſſiſche Regierung ſeine Verdienſte in hohem Grade anerkannte, iſt ſelbſtverſtändlich. Der hochſelige Kaiſer Alexander II. beglückte ihn ſtets mit ſeinem Wohlwollen. Tornauw verdankt Rußland zum Theil die Einführung der neuen Gerichtsordnung; er ſtieg van Paſten zu Paſten, bis er endlich Senator und Mitglied des Reichsraths wurde. Aber mochte man den Mann mit ſeinen Sternen auf der Bruſt in ſeiner dienſtlichen Stellung geſehen haben; mochte man wiſſen, was ſein Geiſt auf dem Felde der Wiſſenſchaft zu Tage gefördert, — was der Menſch Tarnauw war, das konnte man erſt im intimen Umgang, an ſeinem eigenen, von häuslichem Glück geſegneten Herd erfahren. Ernſt und unermüdlich am Schreibtiſch, war er der beſte, liebenswürdigſte und liebevollſte Menſch im Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner Freunde; wer ihn da gekannt, an der Stätte der reinſten Freuden, die der Himmel den Sterblichen vergönnt, der vergißt ihn nie; wer ſein Freund ſich nennen durfte, der trug dieſen Namen als Ehrentitel mit ſich durchs Leben. Sein klarer, durchdringender Geiſt erholte ſich, indem er Funken des Witzes ſprühte, aus denen harmloſe Heiterkeit, nie die Abſicht einer Demüthigung ſprach. Der denkende, ernſte Mann kannte von einer wahrhaft kindlichen, friſchen Fröhlichkeit ſein. Und wer einer ſalchen Fröhlichkeit fähig iſt, der hat auch das Herz des Kindes, ahne Falſch, ohne Bitterkeit. Das haben ſeine zahlreichen Freunde erprobt — das wiſſen aber vor allen die zurückgebliebenen Glieder der Familie, die trauernd an ſeinem Grabe ſtehen. Mit einem einzigen Wort bezeichnen ſie die Zeit des Zuſammenlebens mit ihm: unvergeßlich!!

*) Der nachſtehende Nekrolog eines ausgezeichneten, in der Dresdner Geſellſchaft wohlbekannten Fremden, der auch zu hieſigen hervorragenden Gelehrten in Beziehungen geſtanden hat, iſt uns von hochgeſchätzter Seite zur Veröffentlichung mitgetheilt worden.

Bücherbeſprechungen.

☐ Die apologetiſchen Grundgedanken Tertullians. Von Leonhardi, Lic. theol. und Pfarrer in Zſchaitz. Leipzig, Dörffling & Franke. — Dies Schriftchen iſt der Separatabdruck eines Artikels, den der Verf. in der bekannten „Zeitſchrift für kirchliche Wiſſenſchaft und kirchliches Leben" hat erſcheinen laſſen. Der Artikel iſt es werth, daß er auf dieſem Wege noch in weitere Kreiſe gelangt. In ſehr geſchickter Auswahl des Weſentlichen und des für unſere Gegenwart Zeitgemäßen, für unſere apologetiſche Arbeit Brauchbaren, ſawie in eleganter, geſchmackvoller Darſtellung hebt der Verf. die Hauptargumente hervor, die Tertullian für die chriſtliche Wahrheit in erfindungsreicher Genialität und mit überwindender Dialektik aus der Natur und dem Gewiſſen, aus der Schrift und dem Leben entnommen hat. Es iſt zu wünſchen,

daß die Lectüre dieses sehr lesenswerthen Artikels insonderheit für manchen Theologen eine Anregung werde, sich mit den Schriften des großen Kirchenlehrers, des geistvollsten und beredtesten aller Apologeten, in dessen Fußtapfen Pascal so erfolgreich getreten, bekannter zu machen.

— Gemüth und Charakter. Sechs Vorträge von Dr. Hermann Wolff, Docent der Philosophie an der Universität Leipzig. (Leipzig, 1882, Verlag von Wolfgang Gerhard) — Der Verfasser des vorliegenden Werkchens, welches eine Reihe hier in Leipzig vor einem Kreise gebildeter Damen gehaltener Vorträge in modificirter Form enthält, ist kein Anfänger in der philosophischen Literatur. Seit einer Reihe von Jahren als beliebter Docent an der hiesigen Universität wirksam, hat er in seinen Vorlesungen allmälig von der Logik und Erkenntnißtheorie ausgehend und dann durch das Medium der Psychologie zu den praktischen Theilen der Philosophie (Ethik und Pädagogik) übergehend, alle Zweige der philosophischen Forschung durchgearbeitet. Eine gleiche Vielseitigkeit zeigt er auch schriftstellerisch. Sein erstes zweibändiges Werk „Speculation und Philosophie" (Berlin, 1878) sollte offenbar dem Verfasser die metaphysische und erkenntnißtheoretische Basis für seine folgenden Arbeiten bilden, und so sehen wir auch, daß er in Bd. I („Der speculative Rationalismus") eine radicale Kritik übt gegen eine Reihe speculativer Systeme, um deren wissenschaftliche Unhaltbarkeit nachzuweisen. Nach diesem mehr negativ-kritischen Resultate geht er in Bd. II („Der empirische Realismus") an eine positive Grundlegung seiner eigenen philosophischen Weltanschauung, welche, auf Erfahrung und Induction beruhend, ihm „der Culminationspunkt, aber auch das geistige Band aller übrigen Wissenschaften ist". In dieser realistischen Auffassung der Aufgabe der Philosophie lehnt sich Hermann Wolff vielfach an J. H. v. Kirchmann an, zeigt aber auch mit Fritz Schultze Berührungspunkte, dessen „Philosophie der Naturwissenschaft" zwar später erschien, aber ebenfalls diese Tendenz verfolgt. Einen weiteren Ausbau seiner Grundideen versucht Wolff in seinem spätern Werke: „Logik und Sprachphilosophie" (Berlin 1880). Der Zusatz „Eine Kritik des Verstandes" deutet auf den erkenntniß-theoretischen Charakter dieser scharfsinnigen und viel zu wenig bisher beachteten Untersuchung unseres jungen Philosophen.

Die vorliegenden Vorträge wollen nun eine weitere Ausgestaltung der Grundanschauung des Verfassers nach der psychologisch-ethischen Seite hin geben, ein Versuch, den wir mit Rücksicht auf den engen Raum und die hierdurch bedingten Schranken in der Ausführung der einzelnen Fragen und Probleme als einen glücklich gelungenen bezeichnen müssen. Es ist durchaus nicht leicht, innerhalb eines so engen Rahmens das ganze reiche Gebiet des menschlichen Seelenlebens unter Gesichtspunkten zu entwickeln, die überall zugleich auf die ethisch-socialen, religiösen, pädagogischen und ästhetischen Fragen der Gegenwart ein erhellendes Licht werfen. Viel schwieriger aber noch scheint uns ein zweites Moment zu sein: vor einem, wenn auch gebildeten, so doch immerhin technisch-philosophisch wenig oder gar nicht vorgebildeten Frauenpublicum die psychologischen Erscheinungen so bis auf ihre Wurzeln zu verfolgen, daß überall zwar eine vertiefte Erfassung des Gegenstandes sichtbar, aber auch den Hörerinnen resp. dem Leser zugleich verständlich ist. Die Mittel, durch welche Dr. Wolff dieses Ziel erreicht, sind Schärfe der Begriffsbestimmung, Präcision und Klarheit des Ausdrucks und eine schlichte bei aller durch das Object der Betrachtung oft erklärlichen Wärme und Gehobenheit doch einfache Sprache. Diese Art, philosophische Dinge populär zu behandeln, ist die richtige, wenn auch ein für Viele unerreichbares Ziel.

Wenn wir noch mit einigen Worten auf den Inhalt und die Anordnung des Stoffes in den „Vorträgen" eingehen sollen, so möchten wir zunächst auf einen schwachen Punkt hinweisen, der vielleicht durch die Verhältnisse hervorgerufen wurde, unter denen diese Vorträge gehalten wurden, der aber doch der Kritik als ein Mangel erscheinen muß: das ist ein gewisses Durcheinander des Psychologischen und Ethischen. Der Redner hat diese beiden Seiten weder genügend von einander geschieden noch scharf und überzeugend genug das letztere als eine Consequenz des ersteren entwickelt. Will er doch selbst die Logik, Ethik, Pädagogik und Aesthetik combinatorisch in der Darstellung des Gesammtentwickelungsprocesses (der Welt) „auf den Schultern der Psychologie" auferbaut wissen. Vielleicht sucht der Verfasser in einer (hoffentlich baldigen) zweiten Auflage diesen Fingerzeig zu beachten. Einzelne Punkte betreffend möchten wir noch folgende Bemerkungen anknüpfen. Wolff acceptirt für das Aesthetische Kirchmann's bekannte Definition des Kunstwerks als „das Bild eines seelenvollen Realen". Referent hat schon anderwärts darauf hingewiesen, wie wenig durch diese etwas kahle und dürftige Begriffsbestimmung die ganze Fülle des Schönheits- und Kunstlebens in der Geschichte der Menschheit erschöpft werden könne. Der zweite Punkt wäre folgender: Wir bezweifeln, ob man mit Kirchmann auf den Gefühlen „der Achtung" eine wirklich tief fundamentirte Ethik aufbauen könne. Kirchmann's Polemik gegen die zwingende Gewalt des Kantischen Sittengesetzes (vgl. dessen „Grundbegriffe des Rechts und der Moral" S. 50), der sich Wolff anschließt, trifft doch das innerste Wesen der Kantischen Idee nicht. Ueberdies verliert sich die Kirchmann'sche Begründung dadurch, daß sie das Sittliche nicht auf das „Gesetz", sondern auf den „Gesetzgeber", also nicht auf das Allgemeine und Substanzielle des Gesetzes, sondern auf „die Macht und Hoheit der Person" des Gesetzgebers recurrirt in eine unphilosophische Mystik. Ein dritter Punkt greift auf das Psychologische zurück und betrifft die Eintheilung der Lust- und Unlustgefühle resp. der Quellen, aus denen sie stammen. Der Verfasser unterscheidet sechs solcher „Quellen", aber einige von ihnen scheinen doch bei einer schärferen Analyse gemeinsamen Ursprungs zu sein, so z. B. die ad 2 entwickelten Anfänge „Das intellectuelle Leben als Ursache der Gemüthszustände" und die ad 3 dargelegten: „Das Denkleben der Seele als Ursache der Gemüthszustände". Das letztere betrifft freilich den gesteigerten oder gehemmten Vollzug des intellectuellen Processes, während das erstere mehr den die Lust oder Unlust erzeugenden Vorstellungsinhalt selbst angeht. Aber dann dürfte wieder die ad 4 dargestellte Gefühlsquelle sich nicht recht als selbständiges Glied ausnehmen. Denn die Lust aus „der Erkenntniß der Wahrheit" und umgekehrt die Unlust oder der Schmerz aus „Irrthum und Täuschung" betrifft ebenfalls den Inhalt des Vorgestellten, würde also mit ad 1 zusammenfallen. Dieser ganze Abschnitt dürfte doch einer gründlichen Revision und Durcharbeitung noch bedürfen.

Schließlich noch eine allgemeine Bemerkung. Es liegt im Wesen dieses neueren Empirismus und des Kirchmann'schen insbesondere, daß er bei den letzten, die Natur des Seelischen angehenden metaphysischen Problemen achselzuckend stehen bleibt. Wenn Kirchmann unter Verwerfung aller früheren Erklärungen schließlich immer, z. B. bei der Definition der Lustempfindung auf die „feienden Zustände der Seele" recurrirt, so ist das keine Ergründung der Sache, sondern eine Umschreibung derselben durch ein noch unbekannteres Ding. Aehnlich verfährt Wolff. Er sucht wol nach den oben angedeuteten Hauptrubriken die einzelnen Complexe der Ursachen für die seelischen Gefühls-Actionen, aber das metaphysische Wesen der letztern selbst läßt er unberührt. Auch er verweist die Gefühle in das Gebiet der „einfachen, elementaren, seelischen Vorgänge", welche „durch eine Explication sich nicht weiter erläutern, noch auf einen höhern Causalzusammenhang zurückführen" lassen (S. 16). Dasselbe wiederholt sich bei der Darstellung der „Begierde" (S. 83), wo der Verfasser gegen Spinoza's und Kant's Definitionen zwar polemisirt, ohne jedoch eine andere an deren Stelle zu setzen. Aber auch bei einem so schwierigen Problem, wie dem Be-

griff des „Wollens", wird einfach „Wollen" und „Begehren" identificirt und da bereits für letzteres die Unerklärlichkeit desselben behauptet wurde, dieses nun auch auf ersteres übertragen. Endlich ist ihm in Uebereinstimmung mit Kirchmann sein Princip des Sittlichen „die Achtung" nicht weiter erklärbar, sondern Jedermann, der eine objectiv metaphysische Begründung verlangt, wird auf sein „eigenstes, unmittelbares, inneres seelisches Selbstbewußtsein" verwiesen. Wir machen den Verfasser für diese philosophische Bankerutterklärung des Empirismus gewiß nicht verantwortlich. Er ist unschuldig an einer Anschauung, der er zwar aus Ueberzeugung anhängt, die aber Andere vor ihm ins Leben gerufen haben.

Diese Mängel in der metaphysischen Grundlegung des Systems sollen uns aber nicht abhalten, die wirklichen Vorzüge an dieser Arbeit zu betonen. Wir haben die Klarheit, Präcision und Allgemeinverständlichkeit der Sprache bereits oben hervorgehoben. Neben diesen formellen Vorzügen möchten wir aber noch den sachlichen nicht verschweigen, daß durch das Ganze ein ernster, ethischer Grundzug, eine edle, wahrhaft humanitäre Lebensanschauung hindurchgeht. Mögen auch die Wurzeln des Baumes nicht tief ins Erdreich dringen, so ist es doch eine schöne und gesunde Frucht, die er uns schenkt.

Dr. Moritz Brasch.

— J. M. R. Lenz. „Der Waldbruder." Ein Pendant zu Werthers Leiden. Neu zum Abdruck gebracht und eingeleitet von Dr. Max v. Waldberg. Berlin, W. H. Kühl. — M. v. Waldberg verspricht in der Einleitung dieses Schriftchens eine „genau collationirte" Wiedergabe vom ersten Druck des „Waldbruders" aus Schiller's Horen. Ich habe mir die Mühe gegeben, aus dem Jahrgang 1797 der Horen den im 4. Stück enthaltenen Anfang dieses Romans in Briefen genau mit v. Waldberg's Neudruck zu vergleichen, und kann dem neuen Herausgeber das Zeugniß ausstellen, daß, soweit ich gekommen, der Neudruck durchaus correct ist. Dennoch hätte ich gern auf diesen ganzen Neudruck verzichtet, denn dieser ganze, noch dazu blos fragmentarische Roman ist doch keineswegs von der Bedeutung, daß man ihn nicht für immer in den Horen hätte schlummern lassen können. Besonders hätte v. Waldberg sich S. 3 den ungerechtfertigten Ausfall gegen Tieck ersparen sollen, weil dieser „bei seiner bekannten Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit diese unstreitig gelungenste Prosaschrift von Lenz übersah". Sollte das wirklich bloßes Versehen von Tieck gewesen sein, so wird dies Versehen gewiß Mancher mit mir entschuldigen, der diese schwache Nachahmung des Werther aufmerksam durchliest. Für den Menschen Lenz und dessen Umgebung mag ja, wie v. Waldberg überzeugend nachweist, dieser Roman ganz charakteristisch sein, und auch dichterisch ist Manches sogar von hohem Werth, nicht aber die Dichtung als Ganzes, zumal sie auch nach v. Waldberg's gründlicher Ausführung allem Anschein nach in der erhaltenen Fassung von Goethe und zwar nicht nur stylistisch, sondern auch inhaltlich umgearbeitet zu sein scheint. Die Annahme v. Waldberg's betreffs des muthmaßlich geplant gewesenen Schlusses der Dichtung hat viel für sich, wiewol wir es natürlich immerhin mit einer bloßen Hypothese zu thun haben. Jedenfalls ist die Einleitung des Verfassers lesenswerth und bietet Denen, welche sich für Lenz und dessen „Waldbruder" interessiren manchen interessanten neuen Aufschluß; es wäre nur zu wünschen gewesen, daß auch diese Einleitung correct gedruckt und nicht vielmehr — namentlich auch in den Citaten aus dem Französischen — durch Druck- und Sinnfehler stark entstellt wäre, was Manche nur zu geneigt machen wird, auch die diplomatische Treue des Neudrucks besagten Romans unberechtigter Weise zu beargwöhnen. K. Siegen.

— Wanderers Ruhebank. Erzählungen von Hieronymus Lorm. Zweite Auflage. Leipzig 1882, B. Schlicke. — Hieronymus Lorm wird gewöhnlich zu denjenigen modernen Poeten gerechnet, welche den Schopenhauer'schen Pessimismus der Weltanschauung auch in ein poetisches Gewand zu kleiden bestrebt gewesen sind. In vorliegender Novellensammlung spürt man hiervon aber wenig: sie trägt eigentlich keine specifisch Lorm'sche Physiognomie an sich. Aber nicht diese uncharakteristische Blässe ist der Grund, warum man nach dem Lesen das Buch wol interessirt, aber ohne rechten bedeutenden Eindruck aus der Hand legt: dies liegt an den weniger bedeutenden Stoffen selbst, die der Dichter diesmal behandelt hat. Höheren Werth als den einer angenehmen Unterhaltungslectüre, kann die Collection nicht beanspruchen. Sie soll dies auch wol nicht. Eines „Wanderers Ruhebank" soll sie eben sein, unter welchem Wanderer man sowol Autor wie Leser verstehen kann: sowol dieser wie jener will einmal von bedeutenderem Genießen und Schaffen ausruhen: man will ja nicht immer tief bewegt, man will auch einmal angenehm unterhalten sein. Diesen Zweck erfüllt die Novellensammlung auch vollauf. Sie enthält viel Memoiren-Artiges, welches sich theilweise auf Dresden bezieht, woselbst Heinrich Landesmann (dies ist der eigentliche Name des Poeten) seinen Wohnsitz hat, auf Männer wie Otto Ludwig, Karl Gutzkow u. a. m. (Ein Achtundvierziger, Kleine Memoiren). Wirkliche Novellen repräsentiren nur Nummer eins, zwei und fünf des Buches (Enrica, Jakob und Rahel, Martha und Maria); aber auch diese knüpfen zum Theil wenigstens an Erlebnisse an. So „Jakob und Rahel", welche Erzählung in den Räumlichkeiten der Dresdner Gemäldegalerie beginnt: sie ist wol die beste Gabe der Sammlung und enthält eine beherzigenswerthe Lehre für allzu emancipationsbedürftige Frauen. Hier und da fallen in den behandelten Stoffen sowie in den Motiven Absonderlichkeiten auf. Julius Riffert.

** Die Interessenten machen wir auf die handliche Ausgabe des Königlich Sächsischen Gesetzes über die Gymnasien, Realschulen und Seminare vom 22. August 1876 nebst der Ausführungsverordnung vom 29. Januar 1877, der Verordnung, Aenderungen und Nachträge zu vorstehender Verordnung betreffend, vom 8. Juli 1882, sowie der Bekanntmachung von demselben Tage, die Lehr- und Prüfungsordnung für die Gymnasien betreffend, aufmerksam. Speciell die Kenntnißnahme von dieser Prüfungsordnung wird auch Eltern und Erzieheen von Knaben, welche das Gymnasium besuchen oder besuchen sollen, Interesse bieten. Der Preis dieser in Dresden bei C. C. Meinhold & Söhne erschienenen Gesetzes-Ausgabe beträgt nur 80 ₰.

Leipzig, 30. Dec. Im Laufe dieses Monats sind bei der Redaction der Leipziger Zeitung die nachverzeichneten buchhändlerischen Novitäten eingegangen:

Anzengruber's Novellen, Skizzen und Gedichte: Kleiner Markt. Breslau, S. Schottländer. 3 M.

Asher's Collection of English Authors. Vol. 200. Hamburg, K. Grädener & J. F. Richter. 1,50 M.

Ballestrem & Lingg, Skalden-Klänge. Breslau, S. Schottländer. 4,50 M.

Bars, Das Erwerbsleben. Nr. 1: Bestellungs-Grundsätze für Dampfkessel-Anlagen. Nr. 2: Der deutsche Ingenieur als Regierungsrath. Nr. 3: Die Abschaffung von 30 Millionen Mark indirecter Steuern. Magdeburg, Dav. Louis Wolff. à 25 ₰.

Brandversicherungswesen im Königr. Sachsen, Statistischer Bericht über das Immobiliar- und Mobiliar-, auf das Jahr 1881. Dresden, Herm. Burdach.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. 46. bis 50. Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus. à 50 ₰.

Brackmann's, Frdr., in München, illustr. Verlags-Almanach.

Conservative Monatsschrift, Allgemeine. Dec. c. Leipzig, J. C. Hinrichs. Viertelj. 2 M.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. 4. Heft. Wien, A. Hartleben. à 70 ₰.

van Dewall's Roman: „Nordlicht". 1. bis 3. Bd. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 12 M.

Dohnke, Julie, Liebesgrüße. Illustr. von J. G. Fuellhaas. Leipzig, Frdr. Brandstetter. 4,50 M.

Ebers' Romae: Ein Wort. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Zanth, Elisabeth. Eine Geschichte aus gemischter Ehe. 40 ₰. — Grethchen. Eine Geschichte aus dem Dienstbotenleben. 2. Aufl. 60 ₰. Leipzig, Jul. Dreschers.

Fechner, Revision der Hauptpunkte der Psychophysik. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Fleischer, Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. 12. (Dec.) Heft c. Berlin, Otto Janke. Viertelj. 6 ℳ.

Flemming's, Carl, in Glogau Jugendschriften: Thekla v. Gumpert's „Töchter-Album". 26. Bd. 6,75 ℳ. Dieselbe, Herzblättchens Zeitvertreib. 27. Bd. 5,25 ℳ. Dieselbe, Ein Jahr. Tagebuch. 2. Aufl. 6 ℳ. — Louise Büchner, Weihnachtsmärchen. 2. Aufl. 2,50 ℳ. — Masfute, Für's Kinderherz. Gedichte 2,50 ℳ. — Boelckerling, Mutter und Kind. 5 ℳ. — Louise Thalheim, Kinderscherz für's Kinderherz. 3. Bd. 3 ℳ. — Güll, Räthsel-stübchen. 1,50 ℳ.

Franckr, Die Gesetzgebung des Königr. Sachsen seit dem Erscheinen der Gesetzsammlung i. J. 1818 bis zur Gegenwart. 3. Lfg. Leipzig, Roßberg. à 1,20 ℳ.

Franzos, Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 7,50 ℳ, geb. 9,50 ℳ.

Fritze, Wilhelm. Ein musikalisches Charakterbild von Rob. Musiol. Demmin, A. Franz. 50 ₰.

Gaethr's Werke, illustr. herausgeg. von Heinr. Düntzer. 13. bis 17. Lfg. (Schluß des 1. Bd.) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. à 50 ₰. Einbanddecke 1,70 ℳ.

Graefe's Gedichte: Wahrheit in Dichtung. Leipzig, Rud. Lincke. 2 ℳ.

Haller, Altspanische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. Regensburg, G. J. Manz. 1. Th.

Handelskammer zu Leipzig, Jahresbericht der. 1881

Handels- und Gewerbekammer Chemnitz, Jahresbericht der, 1881. (Industrieller Theil.) Chemnitz, Ed. Focke.

Hartleben's, A., in Wien, Pest und Leipzig, Verlagskatalog 1883.

Historisches Taschenbuch. 6. Folge. 2. Jahrg. Leipzig, F. A. Brockhaus. 8 ℳ.

Haeppner, Von heimatlicher Flur. Blüten deutscher Lyrik, illustr. in Farbendruck nach Aquarellen. Leipzig, Arnoldische Buchhdlg. 10 ℳ.

Indische Essays von Nisikänta Chattopädhyäya. Zürich, Rudolphi & Klemm. 5 ℳ.

Justus, Jndenspiegel 2. Aufl. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 50 ₰.

Kalender: „Der Bote". Volks-K. von Carl Flemming in Glogau. 1 ℳ. — Gothaischer genealogischer Hof-K. Gotha, Justus Perthes. — Richter's Universitäts-Kalender 1883. Berlin, Wilh. Baensch. 2 ℳ.

v. Kaufmann, Die Reform der Handels- und Gewerbekammern. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1,40 ℳ.

v. Keller, Albrecht der Beherzte. Leipzig, E. Polz. 50 ₰.

Ketzerlitz, Gräfin M., Römische Aquarelle. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 5 ℳ.

Kollrr, Neueste Erfindungen und Erfahrungen. X. Jahrg. 1. Heft 1883. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Le Scandale d'hier. Le Comédien par un Journaliste (Octave Mirbeau). 2e Edition. Paris, Brunox, Succr. de Dalfin.

Lohmeyer's Deutscher Jugendschatz. XIII. und XIV. Bd. Leipzig, Alphons Dürr. à 3 ℳ.

Mörchen-Strauß für Kind und Haus. Mit Bildern von B. P. Mohn. Berlin, Georg Stilke.

Meinhold's & Söhne in Dresden Jugendschriften: Claudius und Trojan, Das Kind und seine kleine Welt. 5 ℳ. — Die Kinderlaube. 20. Bd. 5 ℳ.

Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde. 3. Bd. 4. Heft. Dresden, Wilh. Baensch. 6 ℳ.

Nitzsche's in Stuttgart Jugendschriften: Gedenkbuch für junge Mädchen. Prachtb. 12 ℳ. — Beeg, Lust und Leid der Kinderzeit. 5 ℳ.

Nordlandsfahrten. IV. (Ergänzungs-) Bd. 2. u. 3. Lfg. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. à 2 ℳ.

Nord und Süd. Deutsche Monatsschrift. Dec. c. u. Jan. 1883. Breslau, S. Schottländer. Viertelj. 3 ℳ.

Poindon-Müller, Adam Homo. 1. und 2. Bd. Breslau, S. Schottländer. 7,50 ℳ.

Paak's, Pastor in Leipzig, Bußtagspredigt: Woran kranken wir? Leipzig, J. C. Hinrichs. 20 ₰.

Paulcke's Almanach für Gesundheitspflege. 1883/84. Leipzig, R. H. Paulcke.

v. Pelchrzim, Die Sonne mit ihren Planetrn ꝛc. Berlin, W. H. Kühl. 2 ℳ.

Perthes', Friedrich Andreas, in Gotha, Weihnachtskatalog.

Peschkau, Ein- und Ausfälle. Allerlei Humore. 1,50 ℳ. — P.'s Novellen: „Friedburg". „Zwei Tanten". Frankfurt a. M., C. Koenitzer. 1,50 ℳ.

Pfeil, Luitr Gräfin, Gedichte. 2. Aufl. Leipzig, Jul. Dreschers. 2,50 ℳ.

Pitaval, Der neue, Criminalgeschichten aller Länder. Neue Serie. 17. Bd. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Ring, Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung. 1. und 2. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. à 1 ℳ.

Rosegger's ausgewählte Schriften. 71. bis 80. Lfg. Wien, A. Hartleben. à 50 ₰.

Sartorius, Neue deutsche Heldenbücher. 1740—1880. Leipzig, Vereinshaus. 5 ℳ, geb. 6 ℳ.

Schlögl, Wienerisches. Kleine Culturbilder aus dem Volksleben. 2. Abdr. Wien u. Teschen, Karl Prochaska. 6 ℳ.

Schmieder, Die einfache Buchführung für Gewerbtreibende. Zum Selbstunterricht. Dresden, H. Jaenicke. 1 ℳ.

Schottländers, S., in Breslau Verlags-Katalog.

Schrammen, Alldeutschland. Bilder aus der Götter- und Heldensage ꝛc. 2. bis 6. Lfg. Köln, Ed. Heinr. Mayer. à 80 ₰.

Schwartze, Katechismus der Elektrotechnik. Leipzig, J. J. Weber. 4,50 ℳ.

Schwarz, Montenegro. Schilderungen einer Reise. 12 ℳ. — Frühlingsfahrten durch die Heilstätten der Riviera, die Insel Korsika, sowie das südliche, westliche und centrale Frankreich. 3 ℳ. Leipzig, Paul Frohberg.

v. Schweiger-Lerchenfeld, Die Adria. 18. bis 25. (Schluß-) Lfg. Wien, A. Hartleben. à 60 ₰.

Seidel, Zur Zeit Jesu. Darstellungen aus der neutestamentlichen Zeitgeschichte. Leipzig, Jul. Dreschers. 2,40 ℳ.

v. Simonyi, Der Judaismus und die parlamentarische Komödie. Preßburg und Leipzig, Gustav Heckenast's Nachfolger.

Spamer's, Otto, in Leipzig Miniatur-Katalog. — S.'s illustr. Jugend- ꝛc. Schriften: Georgens Mutterbüchlein. 4,50 ℳ. — Glaser, Savonarola. Kulturgeschichtl. Erzählung. 6 ℳ. — Michael, Im Geisterkreis der Ruhr- und Friedlosen. 4 ℳ. — Mühlu, Pendragon. Geschichtl. Erzählung. 4,50 ℳ. — Otto, Deutsche Geschichten. I., II. und III. Bd. à 4,50 ℳ. — Otto, der Sohn des Schwarzwaldes: Joh. Peter Hebel. 3,60. — Schumacher, Ich gratulierr. Gelegenheitsgedichte ꝛc. 2,50 ℳ. — Michael, die schönsten Märchen aus 1001 Nacht. 6 ℳ. — Wägner, Die Nibelungen. 2 Aufl. 3 ℳ. — Wagner, Entdeckungsreisen in der Wohnstube. 5. Aufl. 2,50 ℳ. — Neue Volksbücher. Nr. 8, 20, 21 à 1,25 ℳ, Nr. 30 2 ℳ. — Cros, Eugenie und ihr Schützling. 4,50 ℳ. — Höcker und Otto, Der Marschall Vorwärts. 6,50 ℳ.

Spitteler's, C. F., in Basel neue Verlags-Erscheinungen: v. Albertini, Geistliche Lieder. 1,20 ℳ. — Banga, Joh. Kitto's Jugendjahre. 20 ₰. — Clans, Dr. Ludw. Krapf, weil. Missionar in Ostafrika. 1,60 ℳ. — Kinderfreuden in Bild und Wort, von C. B. 2,40 ℳ. — Sargent, Geschichte einer Bibel. 6. Aufl. 1,60 ℳ. — Strrtton, Die Pilgergasse in Manchester. 4. Aufl. 80 ₰. — Zeller, Der Weihnachts-Tropfen. Eine Familien-Geschichte. 2. Aufl. 1,20 ℳ. — Zeller's Erzählung: Freiheit und Freundschaft. 1,20 ℳ. — Havergal, Des Königs Einladung. 65 ₰. — Müller, Die Gottesoffenbarung in Jesu Christo 40 ₰. — Unter den Erstdären. Erlebnisse des Kapit. Hemskerk ꝛc. 30 ₰. — Bericht über die 67. Jahresfeirr der Bibelgesellschaft in Basel.

Springrr's Kunsthandbuch für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. 3. Aufl. Berlin, Weidmann. 10 ℳ.

Stadion und Baenno, Asta's Liedrr. Breslau, S. Schottländer. 3,50 ℳ.

Statistik der deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung für 1881. Berlin, Reichsdruckerei.

Stroefer's, Theodor, in München Jugendschriften: Biller, Lieschens klinge Einfälle. 3 ℳ. — Thumaan, für Mutter und Kind. 3 ℳ. — Kleinmichel und Binder, Kinderhort in Bild u. Wort. 5 ℳ. — Pym, Kleine Blüthen, kleine Blätter. 3,50 ℳ. — Pym, Fleiß bringt Fröhlichkeit und Glück ꝛc. 3 ℳ. — Binder, Guck! Guck! Ein Bilderschatz für unsere Kleinen. 3,50 ℳ. — Lawson, Schlauköpfchen. Alte und neue Sinnsprüche, zum Coloriren. 3,50 ℳ. — Fröschl, Goldene Zeiten. Bilderbuch für kleine Leute. 5 ℳ.

Suppr's Casualreden: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte. 2. Abth. Leipzig, Julius Dreschers.

v. Süßmilch gen. Hörnig, Geschichte des 2. Königl. Sächs. Husaren-Regiments. Eigenthum des Regiments. Leipzig, in Commission bei F. A. Brockhaus. 9 ℳ, geb. 11 ℳ.

Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. 1. Heft 1883. Leipzig, F. A. Brockhaus. Viertelj. 4,50 ℳ.

Vom Fels zum Meer. Illustr. Zeitschrift. 2. u. 3. (Nov.- u. Dec.-) Heft. Stuttgart, W. Spemann. à 1 ℳ.

Weltpost. Blätter für Deutsche Auswanderung ꝛc. 17. u. 18. (1. u. 15. Dec.-) Heft c. Leipzig, Rich. Lesser. Viertelj. 1,50 ℳ.

Werner, Auf See und an Land. Vier Erzählungen. Berlin, Otto Janke. 4 ℳ.

Winkler's Erzählung: Der böse Dreier. 3. Aufl. Dresden, G. Salomon.

Wirthschaftsjahr, Das Deutsche, 1881. Nach den Jahresberichten der Handelskammern dargestellt vom Gen.-Secretariat des Deutschen Handelstags. Berlin, Selbstverlag. 8 ℳ.

v. Witzleben-Wrandelstein, Internationale Revue über die gesammten Armeen und Flottrn. 3. Heft. Berlin, Otto Janke. Viertelj. 6 ℳ.

Zeitungs-Verzeichniß, Illustrirtes, von Haasenstein & Vogler (Otto Maaß) in Wien.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

A
18

Stanford University Libraries
3 6105 014 772 243

DATE DUE		

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google